image
not
available

Digitized by Google

Bilder
* AM
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

# Bilder-Conversations-Lexikon.

Zweiter Band.

F—L.

Digitized by Google

Digitized by Google

# Bilder-Conversations-Lexikon

für

# das deutsche Volk.

---

## Ein Handbuch

zur

Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung.

---

In vier Bänden.

---

## Zweiter Band

## F – L.

---

Mit 368 Abbildungen und 11 Landkarten.

---

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1838.

Digitized by Google

Digitized by Google

# Verzeichniß
## der zum zweiten Bande gehörenden Landkarten.

---

Das Gebiet der freien Stadt **Frankfurt am Main**, nebst der Ansicht der Stadt **Frankfurt am Main**.

Das Königreich **Frankreich**.

Das Königreich **Griechenland**.

Das Gebiet der freien Stadt **Hamburg**, nebst der Ansicht der Stadt **Hamburg**.

Das Königreich **Hanover**.

Das Kurfürstenthum **Hessen-Kassel**.

Das Großherzogthum **Hessen-Darmstadt**.

Die Fürstenthümer **Hohenzollern-Hechingen** und **Hohenzollern-Sigmaringen**.

**Italien**.

Die Gebiete der freien Städte **Krakau** und **Lübeck**.

Die Fürstenthümer **Lippe-Detmold** und **Waldeck**.

---

Digitized by Google

Digitized by Google

# F.

**Fabel** ist eine Erzählung, in welcher meistens Thiere redend und handelnd wie Menschen aufgeführt werden, um irgend eine Lehre der Lebensweisheit, einen Sittenspruch (die sogenannte Moral oder Anwendung der Fabel) zu veranschaulichen. Hierbei werden dann die hervorstechenden Eigenschaften der Thiere als Charaktere benutzt, wie die Schlauheit des Fuchses, der Muth und Adel des Löwen, die Dummheit des Esels u. s. w. Schon die Alten haben Fabeldichter besessen, und der griech. Dichter Äsop (s. d.) ist noch jetzt fast sprüchwörtlich durch seine anmuthigen und geistreichen Fabeln bekannt. Aber auch wir Deutschen sind reich an eigenthümlichen Fabeln. Namentlich hat sich die Satire (s. d.) der Fabel bedient, um an den Thieren die Fehler entweder der Menschen überhaupt oder bestimmter Personen zu geißeln. Die größte und trefflichste Fabel besitzen wir in dem ursprünglich in niederdeutscher Mundart, später hochdeutsch von Göthe bearbeiteten „Reineke Fuchs". In neuerer Zeit sind namentlich Lichtwer, Lessing, Pfeffel, Gellert (s. d.) und Andere als Fabeldichter aufgetreten. Da in der Fabel die Phantasie den unbeschränktesten Spielraum hat, so pflegt man im Allgemeinen alle Erdichtungen, im Gegensatze gegen die Wirklichkeit, Fabeln zu nennen, sowie man die Gestalten der Einbildungskraft, welche aufgeführt werden, als fabelhaft bezeichnet. Sehr mit Unrecht werden vorzugsweise inhaltleere, bedeutungslose Erdichtungen Fabeln genannt. Vielmehr liegt es im Wesen der eigentlichen Fabel, eine Bedeutung zu haben. Die Alten, und nach ihnen auch neuere Schriftsteller, nannten daher die in einem Schauspiele dargestellte Geschichte, dieselbe mochte nun eine historische, mythologische oder rein aus der Phantasie des Dichters hervorgegangene sein, die Fabel des Stücks, denn jedes Kunstwerk soll eine tiefe, innere Bedeutung haben.

**Fabius Cunctator**, d. h. der Zauderer, mit dem ganzen Namen Quintus F. Maximus, ward im zweiten Kriege der Römer mit Karthago 217 v. Chr. zum Dictator gewählt gegen den siegreich in Italien eindringenden Hannibal (s. d.), und wußte diesen durch ermüdende Märsche und kleine Angriffe so zu schwächen und aufzuhalten, daß er seinen Plan, ohne Weiteres Rom anzugreifen und so durch Einen Schlag der Herrschaft der Römer ein Ende zu machen, aufgeben mußte. F. hielt sich auf den Bergen, während Hannibal in der Ebene hinzog, und ließ sich in keine Schlacht ein. Die Römer sagten von ihm: Cunctando restituit rem (durch Zaudern hat er den Staat gerettet); und noch jetzt wird F. als Muster eines besonnenen Feldherrn aufgeführt. Wie berühmt und mächtig aber überhaupt die Familie der Fabier im alten Rom war, geht daraus hervor, daß 480 v. Chr. 306 Fabier, an ihrer Spitze Cäso Fabius, in den Krieg gegen die Vejenter zogen. Sie fielen Alle durch einen Hinterhalt der Feinde.

**Fabriken** oder **Manufacturen** heißen Anstalten, in welchen durch geschickte Vertheilung der Arbeit die Verfertigung gewisser Waaren (Fabrikate) im Großen auf die möglichst schnellste und beste Weise betrieben wird. Eigentlich heißt (lat.) Faber ein Schmied, Fabrik also eine Schmiedewerkstätte, und Manufactur bedeutet eine Werkstätte für Handarbeiter, und man sollte daher nur solche Werkstätten, wo Hammer und Feuer in Anwendung kommen, Fabriken nennen, nicht aber z. B. Strumpffabrik für Strumpfmanufactur sagen. Auch hat man zwischen Fabrik und Manufactur so unterschieden, daß in jener durch Menschen und Maschinen, in dieser nur durch Menschenhand gearbeitet werde; doch wird im gewöhnlichen Leben kein derartiger Unterschied streng festgehalten. Die Vertheilung der Arbeit in den Fabriken geschieht so, daß jeder einzelne Theil der herzustellenden Waare besonders gearbeitet wird, sodaß derselbe Arbeiter fortwährend nur ein und denselben Theil herzustellen hat, worin er es denn natürlich zu einer großen Fertigkeit bringen muß. Daher kommt es, daß eine gewisse Anzahl Fabrikarbeiter viel mehr leisten als ebenso viele Handwerker, die sich jeder einzeln mit Herstellung derselben Sache beschäftigen. Da überdies die Fabrikarbeiter einen weit geringern Tagelohn erhalten, als der einzelne Handwerker verdienen will, und zur Bearbeitung im Großen die rohen Stoffe in großen Quantitäten angeschafft werden, so können die Fabrikherren (Fabrikanten, Manufacturisten) ihre Waaren beiweitem billiger und in Bezug auf Bearbeitung auch besser als die Handwerker liefern. Das Fabrikwesen ist durch den in neuerer Zeit so außerordentlich vervollkommneten Maschinenbau noch ungemein erweitert und verbessert worden. Der Vortheil der Fabriken ist, daß sie Einzelne bereichern, die Waaren wohlfeil und daher auch den ärmern Classen zugänglich machen, mithin überhaupt die Befriedigung der Bedürfnisse auf angenehme Art erleichtern; der Nachtheil, daß sie die Handwerker, damit den achtungswerthen Mittelstand, der sich überall durch sittliche Tüchtigkeit vor den übrigen Ständen auszeichnet, drücken und verarmen machen und die Fabrikarbeiter durch die Einförmigkeit der Arbeit gewissermaßen zu Maschinen herabwürdigen, welches, wie die Erfahrung gezeigt hat, zur Vermehrung der Sittenlosigkeit in dieser Classe beiträgt. Durch das Umsichgreifen des Fabrikwesens werden allmälig die bürgerlichen Verhältnisse gänzlich umgekehrt werden, und so sehr der Nachtheil der Fabriken durch das Einführen der Maschinen für den Augenblick gesteigert worden, indem eine Menge Arbeiter dadurch nahrungslos geworden, so ist doch grade von den Maschinen eine neue bessere Gestaltung des bürgerlichen Lebens zu erwarten, indem durch sie die großen Vortheile der Fabriken noch erhöht, die demoralisiren-

den Folgen aber größtentheils aufgehoben werden. Die im Augenblick eintretende Brotlosigkeit Einzelner wird im Ganzen nur förderlich auf die geistige Regsamkeit der Völker wirken, indem immer neue Erwerbsquellen gesucht werden müssen, und bei Herstellung aller Kunstproducte die höchste Vollendung, verbunden mit dem billigsten Preise, erstrebt werden muß.

**Façade** nennt man die Außenseite eines Gebäudes, namentlich die Vorderseite, welche den Haupteingang enthält. Damit sie den Regeln der Baukunst entspreche, muß sie in allen ihren Theilen ein wohlgeordnetes Ganze darstellen. Breite, Höhe und Länge müssen ein gehöriges Verhältniß gegen einander haben und alle Theile müssen zu beiden Seiten von der Mitte ab gleichförmig geordnet sein.

**Facit** heißt das Resultat jeder einfachen oder zusammengesetzten arithmetischen Operation, wie Summe, Rest, Product, Quotient.

**Fackeln** sind die bekannten großen Lichter, welche, da sie nicht leicht vom Winde ausgelöscht werden, auch Windlichter genannt werden. Man unterscheidet nach dem Material, aus dem sie verfertigt werden, Holzfackeln, Wachsfackeln und Pechfackeln, und bedient sich derselben namentlich bei festlichen Gelegenheiten. Der Gebrauch der Fackeln bei Festen (Fackelfesten) war schon bei den Alten eingeführt. Unter andern hielten die Athener zu Ehren des Feldgottes Pan Fackelläufe, wobei es darauf ankam, mit einer am Altar angezündeten Fackel, ohne daß sie erlosch, nach einem Ziele zu laufen. In der christlichen Kirche wurden früher am heiligen Ostersonnabende Fackelzüge gehalten, um anzudeuten, daß auch in der größten Trübsal das Licht der christlichen Hoffnung nicht verlösche. Jetzt sind Fackelzüge nur noch im Gebrauch bei Leichenfeierlichkeiten und um ausgezeichneten Personen eine Ehre zu erweisen. Vornehme Personen pflegen zuweilen noch Fackelträger zu halten, welche bei Nacht vor dem Wagen herlaufen oder herreiten oder hinten aufstehen. Ebenfalls aus den ältesten Zeiten schreiben sich die Fackeltänze her, welche namentlich bei Hochzeitfeierlichkeiten gehalten wurden, und auch noch in neuerer Zeit an fürstlichen Höfen bei solchen Gelegenheiten ausgeführt werden. Über die Sonnenfackeln s. Sonne.

**Façon** irgend eines Gegenstandes, namentlich eines Kunsterzeugnisses, heißt die äußere Form desselben und ist daher bei den letztern insbesondere Dasjenige, woran sich die Mode und der gute Geschmack geltend machen. — Façonniren bedeutet überhaupt gestalten, formen. Unter façonnirten Waaren aber versteht man vorzugsweise diejenigen seidenwollenen Zeuche, deren eingewebte Figuren geradlinigte Umrisse haben. — Mit dem franz. Ausdrucke: Façon de parler, bezeichnet man jede Redensart, die nur eine äußerliche Bedeutung hat, ohne daß auf ihren Inhalt Werth gelegt würde, z. B. der gewöhnliche Ausdruck: Ihr gehorsamster Diener, wodurch Niemand sich zum Diener des Andern machen will.

**Facsimile** (lat., mach ähnlich) nennt man die getreuen Nachbildungen der Handschriften besonders ausgezeichneter Personen, welche darum interessant sind, weil sich in der Handschrift der Charakter des Menschen auf unmittelbare Weise auszudrücken pflegt. So ist es nicht unintereſſant, zu sehen, mit welcher Sorgfalt der sechszehnjährige Na poleon Bonaparte seinen Namen unterzeichnete, und wi

anders die Unterschrift des Kaisers nach der Schlacht be Leipzig aussah.

**Factor** oder Coëfficient heißt in der Arithmetik jed Zahl, die mit einer andern multiplicirt wird, während da Resultat jeder Multiplication das Factum oder Produc genannt wird. Da jede Zahl als das Product einer Mul tiplication betrachtet werden kann, so nennt man diejeniger Zahlen, welche miteinander multiplicirt eine bestimmte Zah geben, die Factoren dieser Zahl. Die Zahlen, welche z Factoren nur die 1 und sich selbst haben (wie 1, 2, 3, 5, 7 u. s. w.), werden Primzahlen genannt. Die Factoren einer Zahl sind entweder einfache, d. h. Primzahlen, ode zusammengesetzte, d. h. selbst wieder Producte anderer Zah len. Jede Zahl ist daher durch ihre Factoren dividirbar ohne daß ein Rest bleibt. — Factoren heißen auch i der kaufmännischen Sprache Bevollmächtigte einer Handlung einer Fabrik, Aufseher, Geschäftsführer oder Verwalter Unter Factorei versteht man insbesondere unter Factoren stehende Waarenniederlagen, welche von Kaufleuten in frem den Ländern gehalten werden, sowie die Handelsnieder lassungen europ. Nationen in fremden Welttheilen, wo dies keine Colonien haben, die unter Aufsicht der Regierung ste hen. Ihre derartigen Niederlassungen in Ostindien nennen di Holländer Logen. Factoreihandel ist so viel wie Com missionshandel. — Verwandt mit Factor ist der Ausdruck Factotum, womit man einen Menschen bezeichnet, de einen Andern mit Rath und That in den verschiedenarti sten Geschäften unterstützt.

Digitized by Google

**Fakir** (arabisch) bedeutet ursprünglich einen Armen, weswegen die Mönche der Mohammedaner, die Derwische (s. d.), mit diesem Namen bezeichnet werden. Auch die Büßenden in Ostindien haben von den dort lebenden Mohammedanern den Namen Fakir erhalten. Diese beobachten die Entsagung von allen sinnlichen Genüssen und freiwillig übernommene Qualen als einen Gottesdienst, der ihnen den Schein der Heiligkeit gibt. Sie legen sich auf Breter, welche mit scharfen Nägeln besetzt sind, setzen sich auf Säulen, auf einem Fuße stehend, den Strahlen der Sonne, dem Wetter, den Stichen der Insekten u. s. w. aus. Unsere Abbildung zeigt einen solchen Schwärmer. Auf einem Hügel ist ein

Pfahl errichtet, an dem oben eine bewegliche Stange befestigt ist, die nach oben und unten und seitwärts bewegt werden kann. An dem einen Ende dieser Stange ist ein Seil angebracht, das einen großen, eisernen Haken trägt, den sich der Büßende in das Fleisch haken läßt. So wird er aufgezogen, zeigt sich heiter und wirft Blumen unter die Zuschauer, wobei Musik erschallt.

**Falieri** (Marino), aus einer vornehmen Familie zu Venedig, hatte sich als Feldherr der Republik Verdienste erworben und wurde, 60 Jahre alt, 1354 Doge von Venedig. Steno, ein junger Patrizier, beleidigte ihn und seine Gemahlin und wurde seines Standes wegen nur zu kurzer Gefängnißstrafe verurtheilt, obgleich F. die härteste Strafe foderte. F. wollte sich an den Vornehmen (Nobili), welche den Senat bildeten, rächen, indem mit Hülfe der Volkspartei alle an Einem Tage ermordet werden sollten. Am Tage vor der Ausführung aber wurde die Verschwörung entdeckt, und zwei Tage nachher, den 17. Apr. 1355, F. nebst den meisten Mitschuldigen hingerichtet. Diese Begebenheit ist von dem berühmten engl. Dichter Byron und von dem Franzosen Delavigne dramatisch bearbeitet worden.

**Falk** (Joh. Dan.), wurde als Sohn eines armen Perückenmachers 1770 zu Danzig geboren und starb 1826 zu Weimar. Er hatte kaum nothdürftig lesen und schreiben gelernt, als ihn sein Vater schon aus der Schule nahm und in seinem Geschäfte benutzte. Der lebendigste Trieb nach Wissen ließ ihn aber nicht ruhen, bis ihm sein Vater die Erlaubniß gab, sich den Studien zu widmen und ihn auf die Petrischule zu Danzig brachte. F. bezog 1788 die Universität Halle, um Theologie zu studiren, gab diese aber bald auf, um sich allein der Schriftstellerei zu widmen. Er zeichnete sich bald als satirischer Schriftsteller aus und erfreute sich namentlich des Beifalls Wieland's, der die Aufmerksamkeit des Publicums auf ihn lenkte. Seit 1793 hielt sich F. in Weimar auf. Hier erwarb er sich nach der Schlacht bei Jena Verdienste um die Stadt, welche in die Gewalt der Franzosen kam, und erhielt dafür vom Großherzog den Titel eines Legationsraths und einen Jahrgehalt. Die größten Verdienste um die Menschheit hat sich aber F. durch sein eifriges Bemühen, die Sitten nicht nur durch Schriften, sondern, was er selbst für das Höhere hielt, durch Thaten zu fördern, erworben. Er war ein Mann von der innigsten, wahrsten und thätigsten Frömmigkeit, und mit dieser Gesinnung stiftete er 1813 die „Gesellschaft der Freunde in der Noth", welche sich zur Aufgabe stellte, verwahrloste hülfsbedürftige Kinder zur Erlernung nützlicher Gewerbe anzuleiten, und später eine Schulanstalt für verwahrloste Kinder (s. Besserungsanstalten) stiftete. Von 1797—1803 gab F. ein „Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satire" heraus. „F.'s auserlesene Schriften" (3 Bde., Lpz. 1818) wurden von seinem Freunde Ad. Wagner herausgegeben. Erst nach F.'s und Göthe's Tode erschien F.'s interessante Schrift: „Göthe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt" (Lpz. 1832).

**Falke** ist der gemeinschaftliche Name einer Classe von Raubvögeln, welche sich durch einen meist von der Wurzel an gekrümmten Oberschnabel auszeichnet, der an den Seitenrändern einen ausgeschnittenen Zahn hat. Die Falken haben einen rundlichen Kopf, eine knorpelige, an der scharfen Spitze öfters gespaltene Zunge, Klauen mit stark gekrümmten und spitzen Nägeln und sind kleiner und schwächer als die Adler; die Weibchen sind größer als die Männchen. Sie haben

ein ungemein scharfes Gesicht, daher steigen sie hoch in der Luft auf und schießen von hier plötzlich auf ihre Beute herab. Zu den Falken gehören die Weihen, Bussarde, Milane und Habichte. Besonders zu erwähnen ist der Edelfalke oder Beizfalke, den man schon in frühen Zeiten zur Jagd (Beize) abrichtete. Er zeichnet sich durch Klugheit, Gewandtheit, Stärke und Schnelligkeit aus und ist an seinem starken Schnabel, starken Beinen und Klauen und an der Größe der Flügel und der Schwungfedern zu erkennen. Zu den namentlich im Mittelalter so beliebten Falkenbeizen wurden die Falken gezähmt, indem man ihnen die Augen umhüllte und sie hungern ließ. Dann ließ man sie erst an einer am Beine befestigten Schnur aufsteigen; bald aber hatte sich der



Google

Falke daran gewöhnt, mit seiner Beute zu seinem Herrn zurückzukehren, er hörte auf seine Lockung. Wenn es zur Jagd ging, trugen die Jäger den Falken auf der Faust, die mit einem Handschuh zum Schutze gegen die Krallen des Falken bedeckt war. Der Kopf des Falken war von einer sogenannten Falkenhaube eingehüllt, die abgehoben wurde, sowie man ein Jagdthier bemerkte. Mit den Falken wurde damals ein großer Handel getrieben; sie gehörten zu den kostbarsten Gegenständen des Luxus. Vornehme Herren hielten eigne Falkenwärter, und besonders schöne und ihren Herren werthe Falken wurden mit kostbaren Halsbändern und Ringen geziert. Am höchsten im Preise standen die seltenen weißen Falken. — Einer der bei uns gemeinen Zugvögel ist der umstehend abgebildete Thurmfalke, welcher einen rostfarbenen Oberleib mit schwarzen Flecken und einen gelblichweißen Unterleib mit braunen Flecken hat. Das Männchen hat einen aschgrauen Kopf und Schwanz und am letztern eine schwarz und weiße Binde, wogegen die Weibchen und die Jungen einen röthlichen, dunkelbraun gefärbten Kopf und einen rothbraunen, schwarz gebänderten Schwanz haben. Auch der Thurmfalke läßt sich zähmen und zur Jagd auf kleinere Thiere abrichten. — Der viel größere Hühnerhabicht hat einen dunkelaschgrauen Oberleib und ist unten weiß und quer schwarzbraun gewellt und gestreift. Auf dem Schwanze sind fünf dunklere Bänder. Über den Augen befindet sich ein langer weißlicher Strich; der Schnabel ist bläulichbraun, die Wachshaut schwärzlichblau, in der Mitte und am Rande gelblichgrün und die Füße sind schwefelgelb mit schwarzen Klauen. Er macht auf Hühner, Krähen, Tauben, wol auch auf junge Hasen und Hamster Jagd, wird dafür aber oft auch von einem Schwarme Krähen verfolgt. — Noch gehört hierher der Sperber, der oben aschblau, unten weiß und gefleckt ist und im Nacken weiße Flecken hat. An den Wangen und Seiten ist er rostroth mit braunen Wellenlinien. Der Schwanz hat fünf schwärzliche Binden und der Schnabel ist bläulich, nach der Spitze zu schwarz, die Wachshaut grünlichgelb. Er macht auf kleinere Vögel und Säugethiere Jagd, wird von Krähen und andern Vögeln scharenweise verfolgt und läßt sich ebenfalls zur Jagd abrichten.

**Fall der Körper** auf der Erde ist eine Äußerung der Anziehung, welche die Erde gegen die in ihrer Atmosphäre befindlichen Körper ausübt. Überhaupt ziehen je zwei Körper nach Maßgabe ihrer Massen einander an. Die Erde ist eine unendlich vielmal größere Masse als jeder Körper, der sich in ihrer Atmosphäre befindet, daher bewirkt die gegenseitige Anziehung, welche zwischen einem solchen Körper und dem Erdkörper stattfindet, eine Bewegung jenes nach diesem hin, wenn nicht ein unüberwindliches Hinderniß dieser Bewegung entgegentritt. Die Kenntniß der Gesetze des Falls verdanken wir dem berühmten Galilei (s. d.). Die gesammte Anziehungskraft, welche die Erde gegen andere Körper ausübt, ist so in ihre Mitte concentrirt, daß alle fallenden Körper ein Bestreben zeigen, nach dem Mittelpunkte der Erde sich hinzubewegen. Die Linie, in welcher irgend ein Körper fällt und die also überall nach dem Mittelpunkte der Erde gerichtet ist, heißt die Falllinie, oder die senkrechte, lothrechte Linie für den Punkt, in welchem der fallende Körper die Erde berührt.

Da nur derjenige Körper allein und streng den Gesetzen des Falles gehorcht, welcher nicht noch durch eine andere Kraft außer der Anziehung der Erde bewegt wird, und welcher in seiner Bewegung nicht von einem andern Körper gestört oder gehindert wird, so müssen Versuche, welche zur Herleitung der Fallgesetze dienen sollen, wo möglich so angestellt werden, daß der fallende Körper einzig durch die Erdkraft bestimmt werde, — daß er frei falle. So kommt man zur Kenntniß von den Gesetzen des freien Falles. Da die uns und alle irdischen Körper umgebende Luft jeder Bewegung ein Hinderniß entgegensetzt, welches um so größer ist, je weniger Masse ein Körper in einem je größern Volumen hat, so hat man Fallversuche in einem Raume vorgenommen, der so viel als möglich verdünnte Luft enthielt. Dann ist der Widerstand der Luft möglichst gering. Derartige Versuche lehrten nun, daß alle Körper mit gleicher Geschwindigkeit fallen, daß also, wenn man z. B. einen Dukaten und eine Flaumfeder von derselben Höhe zugleich herunterfallen läßt, beide zugleich den Boden des Gefäßes mit verdünnter Luft berühren. Je mehr die Luft in dem Gefäße verdünnt ist, desto besser gelingt der Versuch. Man hat ferner gefunden, daß jeder Körper mit zunehmender Geschwindigkeit falle; je länger er fällt, desto geschwinder fällt er. Der Raum, den ein freifallender Körper während der zweiten Secunde seines Falles zurücklegt, ist dreimal, der in der dritten Secunde zurückgelegte fünfmal, der in der vierten Secunde zurückgelegte siebenmal (und so fort nach der Reihe der ungeraden Zahlen) so groß als derjenige Raum, den er in der ersten Secunde seines Falles durchmaß. Hieraus folgt, daß, wird der Fallraum der ersten Fallsecunde gleich 1 gesetzt, der ganze durchlaufene Raum nach Verlauf der zweiten Secunde $= 1 + 3 = 4$; nach der dritten Secunde $= 1 + 3 + 5 = 9$; nach der vierten Secunde $= 1 + 3 + 5 + 7 = 16$ ist; und da also die Zahlen der Zeiten: 1, 2, 3, 4.... ins Quadrat erhoben die Zahlen der durchlaufenen Räume: 1, 4, 9, 16.... geben, so sagt man: die durchlaufenen Räume verhalten sich wie die Quadrate der Fallzeiten, und die Zeiten, wie die Quadratwurzeln aus den Räumen, welche vom fallenden Körper zurückgelegt worden sind. Um diese Gesetze des Falles durch Versuche darzuthun, sodaß ihre Richtigkeit ins Auge springt, hat Atwood eine eigne Vorrichtung, die sogenannte Fallmaschine, erfunden.

Man hat ferner die genauesten Beobachtungen darüber angestellt, wie groß der Raum sei, den die Körper auf der Erde in der ersten Secunde ihres Falles durchlaufen, und gefunden, daß derselbe etwas über 15 par. Fuß beträgt. Bei der vollkommenern Ausbildung der Physik fand man übrigens, daß diese Größe nicht überall auf der Erde gleich sei, daß vielmehr in der Nähe der Pole die Körper etwas schneller fallen, als über dem Äquator; und dieses ist nur dadurch erklärlich, daß man annimmt, was auch noch durch andere Beobachtungen bestätigt wird, daß die Oberfläche der Erde in der Gegend der Pole näher am Mittelpunkte der Erde liegt, als in den Gegenden um den Äquator, daß also die Erde keine vollkommene Kugel, sondern nach den Polen zu abgeplattet ist. Bemerkenswerth ist noch, daß, da die Größe des Raumes, welchen ein Körper in der ersten Secunde durchfällt, von der Masse unsers

Digitized by Google

Weltkörpers abhängt, auf andern Himmelskörpern von mehr oder weniger Masse als die Erde, die entsprechende Größe eine andere sein müsse, und so hat man z. B. berechnet, daß auf dem Monde die Körper in der ersten Secunde nur durch drei Fuß fallen, also nur den fünften Theil des Weges zurücklegen, durch den sie auf der Erde in derselben Zeit fallen.

Durch den Umstand, daß die Körper stets in senkrechter Richtung fallen, glaubte man anfangs die Bewegung der Erde um ihre Achse widerlegen zu können. Denn wenn die Erde wirklich von W. nach O. mit so gewaltiger Schnelligkeit, wie die Astronomen behaupten, sich umdreht, so, scheint es, müßte sie unter einem fallenden Körper gleichsam hinwegfahren, sodaß dieser beim senkrechten Falle etwas weiter westl. auf die Erde endlich auffallen müßte, als geschehen würde, wenn die Erde ruhte. Man stellte die genauesten Versuche an, ob dem so sei, fand aber, daß die fallenden Körper nicht allein nicht gegen W., sondern vielmehr um ein Weniges gegen O. abweichen. Dieser merkwürdige Umstand fand bald seine Erklärung und wurde nicht ein Beweis gegen die Drehung der Erde von W. nach O., sondern der schlagendste Beweis für dieselbe. Es ist eine erwiesene Thatsache, daß Gegenstände auf einem bewegten Körper die Bewegung dieses Körpers mit annehmen. Wirft man z. B. auf einem schnellsegelnden Schiffe einen Ball senkrecht in die Höhe, so fällt er nicht in das Meer, weil das Schiff unter ihm wegsegelt, während er in der Luft ist, sondern er fällt wieder auf das Schiff zurück, weil er außer der ihm ertheilten Bewegung auch noch die forteilende Bewegung des Schiffes hat. Ähnliches findet auch in Bezug auf die Erde statt; der fallende Körper wird also, stets die Erdbewegung theilend, nicht westl. abweichen. Stellen wir uns ferner einen hohen und einen niedrigen Punkt auf der Erde vor, z. B. die Spitze eines Thurmes und den Fuß desselben, so bewegen sich beide bei der Drehung um die Erdachse in einem Kreise; der weiter von der Erdachse entfernte Körper beschreibt aber bei dieser Drehung einen größern Kreis in derselben Zeit, in welcher der tiefer liegende Punkt einen kleinern Kreis durchläuft; folglich ist die Geschwindigkeit des höhern Punktes größer als die des niedriger gelegenen. Läßt man nun einen Körper von der Spitze des Thurmes herabfallen, so bewegt er sich erstens senkrecht nach der Erde zu, zweitens fliegt er aber auch im Raume mit derjenigen Geschwindigkeit fort, die in Folge der Drehung der Erde der Spitze des Thurmes zugehört; er wird folglich nicht genau den senkrecht auf der Erde unter der Thurmspitze liegenden Punkt treffen, sondern um so weiter nach O. fallen, je höher der Ort war, von dem ab er fiel. Derartige Fallversuche, welche die Drehung der Erde beweisen, sind von den geschicktesten Physikern mit ungemeiner Schärfe an verschiedenen Orten angestellt worden.

Es ist endlich ein Gesetz der Physik, daß jeder Körper, der durch Eine Kraft in Bewegung gesetzt wird, geradlinig nach der Richtung des ihm ertheilten Stoßes fortfliegt. Hiernach müßte z. B. eine Kanonenkugel geradlinig in der Richtung der Kanone, aus der sie geschossen wurde, fortfliegen. Außer der Kraft, welche die Kugel in Bewegung setzt, wirkt auf sie aber noch die Anziehungskraft der Erde, und indem die Kugel beiden auf sie wirkenden Kräften folgt, von denen die Erdkraft allmälig die Oberhand gewinnt, beschreibt sie in ihrem Laufe eine krumme, genau berechenbare Linie, welche endlich die Erde trifft. Wie hier die Kugel von der Erde, so werden die Planeten von der Sonne angezogen, und sie würden daher auf diese fallen, wenn sie nicht vom Schöpfer zugleich einen ursprünglichen Anstoß erhalten hätten, demgemäß sie geradlinig im Raume fortzufliegen streben. Dies Letztere hindert aber die Anziehungskraft der Sonne, und so ist das Resultat beider die Planeten in Bewegung setzender Kräfte dies, daß sie sich in (genau berechneten) kreisähnlichen Bahnen um die Sonne herumbewegen. Man könnte auch eine Kanonenkugel zum Herumfliegen um die Erde bringen, wenn man ihr beim Abschießen eine so große Schnelligkeit mittheilen könnte, daß die Anziehungskraft der Erde nicht das völlige Übergewicht über jene Bewegung erhielte. Man hat die Größe der hierzu nöthigen Kraft berechnet, sie ist aber so ungeheuer, daß sie sich niemals in Ausführung bringen läßt.

**Fallschirm** ist eine Vorrichtung, die Ähnlichkeit mit einem Regenschirme hat, welche dazu dient, sich aus größern Höhen herabzulassen, um ohne Schaden zu nehmen die Erde zu erreichen. Schon wenn man einen gewöhnlichen Regenschirm namentlich gegen starken Wind führt, empfindet man, daß eine nicht unbedeutende Kraft dazu gehört, ihn zu regieren. Springt man nun, einen hinlänglich großen Schirm über sich haltend, von einer Höhe herab, so wird die unter dem Schirme befindliche Luft durch denselben beim Herabfallen zusammengepreßt, leistet also dem Falle einen Widerstand, welcher durch das Gewicht des angehängten Körpers zwar überwogen wird, doch nur so, daß der Fall langsam geschieht, und daher der mit dem Schirme herabfallende Körper keinen zerstörenden Stoß erhält. Die Erfindung der Fallschirme wurde von Lenormand, einem Franzosen, gemacht, und nachher haben sich die Luftschiffer

(s. Luftballon) derselben bedient, sich zum Vergnügen der Zuschauer oder um sich zu retten, aus der Gondel des Luftballons herabzulassen. Namentlich haben Blan-

Digitized by Google

chard und die Garnerin viele Versuche mit dem Fallschirme angestellt. Derselbe besteht im Allgemeinen aus einem Kegel- oder halbkugelförmigen Schirme von Leinwand, der sich beim Herabfallen von selbst öffnet und an dem rings um Schnuren befestigt sind, die unterhalb zusammengehen und in einer Gondel die Person oder den Gegenstand tragen, der mit dem Fallschirme herabgelassen werden soll.

**Falset**, auch **Fistel**, ist der Inbegriff derjenigen hohen musikalischen Töne, welche durch die menschliche Stimme bei einer eignen Zusammenziehung der Stimmritze hervorgebracht werden, und also nicht im natürlichen Umfange der Stimme liegen. Man unterscheidet diese Töne daher auch als **Kopfstimme** von der **Bruststimme**.

**Falstaff** (Sir John) ist eine erdichtete, in den Schauspielen „Heinrich IV.", erster und zweiter Theil, und „Die lustigen Weiber von Windsor" von dem engl. Dichter Shakspeare auftretende Person, die mit unübertrefflichem Humor gezeichnet ist. Fett, feig, faul, liederlich, prahlerisch, unverschämt, stark nur im Essen und Trinken, ist F. das Muster eines alten Taugenichts, über den man aber wegen seines Witzes, seiner komisch prahlenden Lügenhaftigkeit lacht, anstatt ihn zu verdammen.

**Fama** (lat., bedeutet Ruf), die sinnbildliche Göttin des Rufs, des Ruhms, des Gerüchts, welche gleich begierig ist, Böses wie Gutes, Falsches wie Wahres zu verkünden, die behende Flügel, tausend Ohren und tausend Zungen hat, die klein sich erhebt und immer höher emporwächst, indem sie über den Erdkreis schreitet.

**Familie** nennt man im engsten Sinne die Vereinigung, welche zwischen den Ältern und ihren Kindern stattfindet, im weitern Sinne rechnet man aber auch sämmtliche Blutsverwandte mit zur Familie. Das Band der Liebe, welches diesen Verein umschließt, gehört zu den festesten und innigsten Verhältnissen, welche die Menschen aneinander ketten, es bildet die Grundlage unsers gesellschaftlichen Zustandes, auf welcher das Staatsgebäude mit Sicherheit aufgeführt werden kann. Die Familie ist das beste Beförderungsmittel der Sittlichkeit, nur in ihr ist die wahre Glückseligkeit und der innere Friede zu suchen. Sie ist das Ideal, dessen Verwirklichung, wenn sie möglich wäre, auch für den größern Verein des Staats die vollkommenste Form abgeben würde. Leider machen aber die verwerflichen Neigungen und Leidenschaften der Menschen eine strengere, mehr auf äußern Zwang gegründete Form für das Staatsleben nothwendig. Nur in den kleinern Kreisen der Verwandten oder Hausgenossen lassen sich die Vorzüge des Familienlebens erreichen. Sie bestehen hauptsächlich in dem Geiste der Liebe und Duldung, welcher unter den Gliedern der Familie herrscht. Ein reines Familienleben kennt nicht den kalten Egoismus, welcher das Gedeihen der besten Einrichtungen so oft hindert, Einer steht für Alle und Alle für Einen, der Vortheil des Ganzen ist auch der des Einzelnen, und der des Einzelnen gereicht auch dem Ganzen zum Nutzen, Kummer und Leiden lindert das herzliche Mitgefühl und die thätige Unterstützung, Glück und Freude wird durch die Theilnahme nahestehender Personen verdoppelt, einzelne Vergehungen werden verziehen und der Fehlende durch Ernst und Milde auf den rechten Pfad zurückgeleitet. Eine christliche Familie bietet das Bild des tugendhaftesten Glückes und der beglückendsten Tugend dar, sie ist die beste Führerin zur Erreichung der menschlichen Bestimmung. Die Natur hat deshalb auch dem Menschen eine tiefe Sehnsucht nach diesem Zustande und ein lebendiges Gefühl für die Freuden desselben eingepflanzt, die Religion hat darüber ihre Weihe ausgegossen und der Staat erkennt darin die mächtigste Stütze seines Bestehens. Die Stürme der Zeit und rohe Leidenschaften haben aber oft an diesem heiligen Bande gerüttelt und dasselbe mehr oder weniger gelockert, sodaß unser heutiges Familienleben von dem patriarchalischen Verhältnisse vergangener Zeiten oft weit entfernt ist und keineswegs immer mit dem Ideale übereinstimmt, welches der unverdorbene, sittlich reine Mensch im Busen trägt. Um so mehr wird es aber Pflicht des Staats, Alles zu entfernen, was die Lockerung der Familienbande befördern könnte, und auf eine neue Kräftigung und Erstarkung dieses Verhältnisses hinzuwirken, weshalb auch die Ehe, als die hauptsächlichste Grundlage der Familie, in ihrer Reinheit und Heiligkeit möglichst zu befestigen ist. Die Gesetze, durch welche der Staat die äußern Verhältnisse der Familie und der Glieder derselben zu regeln sucht, nennt man das **Familienrecht**. Doch kann auch die Familie selbst gewisse Normen aufstellen, nach welchen sich die Glieder derselben zu richten haben, sofern sie nicht den Gesetzen des Staats zuwider laufen. Von diesem Rechte der Selbstgesetzgebung machte besonders in frühern Zeiten der Adel einen sehr ausgedehnten Gebrauch, und die **Familien-**, **Stamm-** und **Hausverträge** desselben bilden eine sehr wichtige Quelle des Adelsrechtes. Der Hauptgegenstand solcher Verträge ist die Bestimmung der Erbfolge und alles Dessen, was zur Beförderung des Glanzes und des Wohls der Familie gereichen kann. Eine landesherrliche Bestätigung derselben ist zwar nicht überall nöthig, doch in vielen Beziehungen nützlich. Der unter dem 14. Artikel der deutschen Bundesacte begriffene mediatisirte **Adel** (s. d.) soll die Verfügungen über seine Güter und Familienverhältnisse dem Landesherrn nur vorlegen, damit sie bei den höchsten Landesstellen zur allgemeinen Kenntniß und Nachachtung gebracht werden.

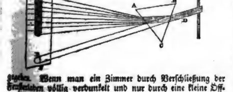
**Fanarioten** oder die Bewohner von **Fanar**, dem Viertel, welches die Griechen in Konstantinopel bewohnen, namentlich einzelne reiche Familien, aus denen seit der Mitte des 17. Jahrh. bis zum Aufstande der Griechen 1821 vorzugsweise die Dolmetscher oder Dragomans von der Pforte gewählt wurden. Aus diesen pflegten dann die Hospodare der Moldau und Walachei genommen zu werden, welche Würde die Fanarioten zu Erpressungen aller Art benutzten. Wegen dieser ihnen nur vortheilhaften Beziehungen zur türk. Regierung nahmen sie nur einen geringen, zum Theil der Sache der Griechen nachtheiligen Antheil an dem griech. Freiheitskampfe.

**Fanatismus** (von fanum, Göttertempel) hieß ursprünglich der Zustand eines Gottbegeisterten, wird aber gewöhnlich zur Bezeichnung der Schwärmerei oder Leidenschaft für gewisse falsche Begriffe gebraucht und ist deshalb vom Enthusiasmus, einer begeisterten Leidenschaft für edle und erhabene Zwecke, zu unterscheiden, obwol nicht selten ein schneller Übergang von diesem zu jenem stattfindet. Am meisten haben übersinnliche Begriffe, die leicht misverstanden werden und den Willen irreleiten können, zur Schwärmerei Ver-

Digitized by Google

anlassung gegeben. So gibt es politische, moralische und religiöse Schwärmer. Das mit Hast und Ungestüm verlangte Ziel ihrer Bestrebungen zeigt entweder Überspannung oder völlige Thorheit. Oft sind es nur leere Einbildungen und Träume, nach denen der Schwärmer strebt und die er für Wahrheiten und Erkenntnisse hält. Am häufigsten und furchtbarsten ist der Religionsfanatismus. Die von ihm Ergriffenen berufen sich, wie die Mystiker (s. Mysticismus) auf innere Offenbarungen, himmlische Entzückungen u. s. w., unterscheiden sich aber von diesen durch die Leidenschaft, womit sie auch Andere für ihre Ideen zu gewinnen suchen, und durch einen keinen Widerstand, selbst den Tod nicht scheuenden Trotz und Eigensinn. Der Fanatismus gibt dem Geiste eine gewaltige Kraft, die ihn zu den kühnsten Thaten fähig macht, wie dies z. B. die Eroberungszüge der ersten mohammedan. Völker beweisen, welche in der That unwiderstehlich waren. Das tiefsinnige Temperament soll vorzüglich zur Schwärmerei geneigt sein, doch hat diese sich auch vielfach bei Nationen geäußert, denen ein lebhaftes Temperament eigenthümlich ist, wie bei den Juden, Arabern und Spaniern. Eine lebhafte und feurige Einbildungskraft, eine durch Sinnlichkeit befangene Vernunft und Schwachheit des Denkvermögens sind die Quellen dieser Geisteskrankheit. Um sich vor ihr zu hüten, muß der Mensch der Vernunft die Herrschaft über die Einbildungskraft überlassen und sich gewöhnen, nie nach Gefühlen und dunkeln Vorstellungen, sondern immer erst nach reiflicher und kalter Überlegung, selbst gegen seine Gefühle, zu handeln, so oft er diese für irrig erkannt oder der Gegenstand seiner Neigungen nicht erlaubt und gut ist. Ein beständiger Umgang mit der wirklichen Welt und Kenntniß der Natur und ihrer Kräfte, besonders aber der Grenzen des menschlichen Wissens und der menschlichen Kraft sind wirksame Vorbeugungsmittel gegen Schwärmerei und Fanatismus, dagegen aber auch Verweichlichung des Körpers, Abgeschiedenheit von aller menschlichen Gesellschaft, anhaltende Beschäftigung mit gewissen Einbildungen Beförderungsmittel derselben. Der Schwärmer gebraucht zuletzt seine Einbildungen als Gründe seiner Handlungen, und am schwersten ist die religiöse Schwärmerei zu heilen, die nicht durch die Erfahrung widerlegt werden kann.

**Farben** sind die verschiedenen Erscheinungen des Lichts, indem es von den Körpern zurückgeworfen oder durchgelassen wird. Daß die Farben ihren Ursprung dem Lichte verdanken, sieht man zunächst daraus, daß, wo das Licht fehlt, auch keine Farben weder mit dem Auge noch mit irgend einem der übrigen Sinne wahrgenommen werden. Ein anderer Beweis ist durch einen leicht auszuführenden Versuch



gegeben. Wenn man ein Zimmer durch Verschließung der Fensterladen völlig verdunkelt und nur durch eine kleine Öffnung einige Sonnenstrahlen einfallen läßt, so zeigt sich auf einer jener Öffnung gegenüberstehenden Wand (M N) ein kleines Bild der Sonne, ein runder, farblos oder weißleuchtender Fleck (E). Läßt man aber hierauf die Sonnenstrahlen, ehe sie auf jene Wand fallen, durch ein Glasprisma (A B C) (s. Prisma) hindurchgehen, so erscheint nun auf der Wand ein längliches, mit allen Farben des Regenbogens prangendes Bild (Farbenspectrum) der Sonne. Beim Hindurchgehen durch das Glas haben also die weißen Sonnenstrahlen diejenigen Veränderungen erlitten, durch welche sie nun farbig erscheinen. Da das Sonnenbild zugleich sich verlängert und seinen Ort verändert hat, sodaß nun die Sonnenstrahlen nicht mehr geradlinig bis zur Wand fortgehen, so sagt man: indem die weißen Sonnenstrahlen durch das Prisma gebrochen würden, würden sie zugleich in Farben zerlegt, und der berühmte Physiker Newton (s. d.) stellte zuerst den Satz auf, daß das weiße Sonnenlicht aus den verschiedenfarbigen Lichtstrahlen, namentlich: Roth, Orange, Gelb, Grün, Blau (Indigo), Violett zusammengesetzt sei.

Hieraus erklären sich nun die eigenthümlichen Farben der Körper. Wird alles Licht, sowie es auffällt, zurückgeworfen, so erscheint der Körper weiß, wird nur das blaue Licht zurückgeworfen, während das übrige Licht in den Körper eindringt, so erscheint derselbe blau u. s. w. Wirft ein Körper gar kein Licht zurück, sondern nimmt alles auf ihn fallende Licht in sich auf, so ist er schwarz. Auch die verschiedenen Farbennuancen sind erklärt, wenn man annimmt, daß die verschieden gefärbten Lichtstrahlen in mannichfach verschiedenen Verhältnissen zurückgeworfen werden. Ähnlich erklären sich auch die Farben der durchscheinenden und durchleuchtenden Körper. Sie zeigen diejenige Farbe, welche sie durch sich hindurchlassen, und gewöhnlich ist diese eine andere als die, welche sie zurückwerfen. So lassen einige Körper rothes Licht hindurch und werfen blaues zurück, dann erscheinen sie, hinter dem Lichte betrachtet, blau, vor das Licht gehalten, roth. Die Farben untereinander ergänzen sich zum Weiß. Dies kann man schon aus dem Vorhergehenden abnehmen, hat es aber auch noch durch besondere Versuche dargethan. Weiß wäre hiernach die Mischfarbe aller einfachen Farben, wenn man unter diesen die angegebenen sechs Hauptfarben begreift.

Die oben gegebene Abbildung läßt noch einen Unterschied der verschiedenen Farben sehen, welcher wohl zu beachten ist. Man sieht, wie das weiße Licht von der Öffnung, durch welche das Licht einfällt, geradlinig bis zur gegenüberstehenden Wand fortgeht, während das farbige Licht durch das Prisma gebrochen wird, und zwar wird offenbar das rothe Licht weniger gebrochen als das orange, dies weniger als das gelbe u. s. w., bis zum violetten, welches am stärksten gebrochen wird. Macht man in die Wand oder Tafel, welche das gefärbte Sonnenbild auffängt, da, wo z. B. das Roth hinfällt, eine kleine Öffnung und stellt hinter die erste eine zweite Tafel, so erscheint auf dieser nur ein kleiner rother Fleck, und bringt man zwischen beide Tafeln ein Glasprisma, so wird durch dieses zwar der Ort des rothen Bildes um etwas verändert, aber die Farbe bleibt einfach roth wie vorher. Dreht man hierauf das erste Prisma (A B C) langsam um seine Achse, so verändert das regenbogenfarbige Sonnenbild seine Lage und nacheinander gehen die Farben alle über die Öffnung

in der ersten Tafel hinweg und es erscheint auf der zweiten Tafel erst ein rothes, dann ein orangefarbenes, dann ein gelbes u. s. w. einfarbiges Sonnenbild, welches durch das zweite Prisma nicht wieder in Farben zerlegt wird. So überzeugt man sich, daß alle Farben des prismatischen Sonnenbildes nicht weiter zerlegt werden können, mithin mit Recht einfache Farben genannt werden. Um sich aber ferner auch davon zu überzeugen, daß die verschiedenen farbigen Strahlen zusammen weißes Licht geben, lasse man die durch das Prisma hervorgebrachten farbigen Strahlen auf ein hinreichend großes converes Linsenglas (s. Linsen) fallen. Dann vereinigt dieses bekanntlich alle auf dasselbe fallenden Lichtstrahlen in einem Punkte, der sich in einer bestimmten Entfernung von der Linse befindet. Bringt man nun ein Blatt weißen Papieres nahe vor das Glas, so erscheinen auf demselben erst noch die verschiedenen Farben, entfernt man es aber allmälig, so zeigt sich endlich im Punkte der Vereinigung aller auf die Linse fallenden Strahlen ein helles weißes Sonnenbild; entfernt man das Blatt noch weiter über diesen Punkt hinaus, so gehen die Strahlen wieder auseinander und auf dem Blatte erscheinen wieder die verschiedenen Farben. Hält man durch Zwischenschiebung eines Papierstreifens eine oder mehre Farben ab, die Linse zu treffen, so erscheint auf dem in den Vereinigungspunkt der Strahlen gehaltenen Blatte kein weißes, sondern ein nach Maßgabe der zusammenkommenden Farben gefärbtes Sonnenbild.

Die Physiker haben ferner nachgewiesen, daß sich die einzelnen Farben des prismatischen Sonnenbildes nicht nur durch ihre verschiedene Brechbarkeit, wie bereits bemerkt wurde, sondern auch durch die Größe des Raumes unterscheiden, den eine jede von ihnen einnimmt, sowie ferner durch ihre Lichtstärke (Erleuchtungsvermögen) und Fähigkeit zu erwärmen. Diejenigen Farben, welche man durch Vereinigung zweier oder mehrer Farben erhält, werden Mischfarben genannt. Dieselben gleichen mehr oder weniger den im Sonnenbilde vorkommenden einfachen Farben, unterscheiden sich jedoch dadurch, daß sie wiederum in diejenigen Farben zerlegt werden können, aus denen sie zusammengesetzt sind. Vereinigt man in der angegebenen Weise alle Farben, mit Ausnahme einer, so erhält man eine Mischfarbe, welcher nur noch die weggelassene Farbe fehlt, um Weiß zu geben. Diese Mischfarbe wird also durch die weggelassene Farbe zu Weiß ergänzt, und man nennt daher je zwei Farben, welche einander zu Weiß ergänzen: Ergänzungsfarben oder Complementairfarben; solche sind Blau und Orange, Roth und Grün, Violett und Gelb. Um die Entstehung der Mischfarben darzustellen, hat man auf eine Scheibe zwei oder mehre einfache Farben nebeneinander aufgetragen. Setzt man eine solche Scheibe in eine schnelle, drehende Bewegung, so folgen die Eindrücke, welche das Auge von den verschiedenen Farben erfährt, so schnell aufeinander, daß sie dieselbe Wirkung auf das Auge hervorbringen, als träfen sie das Auge gleichzeitig, und dasselbe erblickt daher nicht mehr die einzelnen Farben nach- und nebeneinander, sondern die Mischfarbe aus jenen einfachen Farben. Hat man in dieser Weise alle Regenbogenfarben in dem gehörigen Verhältnisse oder zwei Ergänzungsfarben auf die Scheibe gebracht, so sieht das Auge ein mehr oder weniger vollkommenes Weiß. Um die Scheibe schnell umdrehen zu können, pflegt man einen Stift durch ihre Mitte zu stecken und erhält so einen, dem bekan ten Spielwerke der Kinder ähnlichen Farbenkreisel. Ei ähnliches Instrument, welches einen gleichen Zweck hat, i die Farbenspindel. Man hat auch die Farben nach ihre Übergängen ineinander durch Mischung in eignen Tafeln Pyramiden, auf Kugeln u. s. w. dargestellt.

Die den Gegenständen eigenthümlichen, die objective (von dem lat. Object, Gegenstand) Farben nennen wir diej nigen, welche ein gesundes Auge an einem vom weißen Son nenlichte beleuchteten Körper wahrnimmt. Es ist bekann daß diese Farben sich ändern, wie die Beleuchtung eine an dere wird. Daher kommt es, daß bei Kerzenlicht, welche nicht rein weiß ist, die Gegenstände eine andere Färbung ze gen als bei Tage, und wenn man künstlich ein völlig einfar biges, z. B. gelbes Licht in einem Zimmer erzeugt, so ersche nen alle Gegenstände, welche sonst die größte Farbenverschieden heit und Farbenpracht zeigen, einfach gelb gefärbt und un terscheiden sich nur durch die Schattirungen. Solche Ge genstände, die bei Tage alles gelbe Licht verschlucken un blaues Licht zurückwerfen, daher auch blau erscheinen, sind von gelbem Lichte beleuchtet, dunkel, fast schwarz. Welche der eigentliche Grund sei, warum im weißen Sonnenlicht einige Körper so, andere so gefärbt erscheinen, d. h. gewisse Licht in sich aufnehmen, anderes zurückwerfen, hat mit Be stimmtheit bis jetzt noch nicht ermittelt werden können. Je doch ist höchst wahrscheinlich, daß das eigenthümliche Ge füge des Stoffes in den kleinsten Theilen, aus denen er b steht, der Grund davon sei. Da man bekanntlich die Kör per, um ihnen eine bestimmte Farbe zu ertheilen, mit ge wissen Stoffen, Farbestoffen, überzieht, so muß ma annehmen, daß diese Stoffe stets ein solches Gefüge ihre kleinsten Bestandtheile beim Festwerden annehmen, daß s gewisse Farbenstrahlen des auf sie fallenden weißen Licht zurückwerfen, andere verschlucken.

Außer den hier betrachteten Farbenerscheinungen komme nun aber noch gewisse andere vor, welche nicht an den Gegen ständen selbst auftreten, daher auch nicht von jedem gesunde Auge an diesen wahrgenommen, sondern nur dann bemerkt werden, wenn sich das Auge des Beobachters zufällig ode durch künstliche Anregung in einem gewissen Zustande befinde Die auf diese Weise bemerkten Farben werden subjectiv oder zufällige genannt. Wenn auf einem Blatte Papier ei dunkelschwarzer Gegenstand liegt, so wird man, nachdem man lange und scharf auf diesen Gegenstand hingeblickt ha denselben wie von einem hellen Scheine umgeben erblicke Entsprechend sind nun die Farbenerscheinungen, von dene Folgendes ein Beispiel gibt. Man lege auf ein hellweiß Blatt Papier ein recht schön rosenrothes seidenes Band un betrachte dies längere Zeit auf das Genaueste. Nach ein ger Zeit wird das Papier zunächst dem Bande nicht meh weiß, sondern grün erscheinen, und zieht man, ohne aufzu blicken, jetzt schnell das rothe Band weg, so erscheint di Stelle, wo es gelegen hatte, schön grün gefärbt. Daß die Erscheinung nur subjectiv, d. h. nur für den Beobachter d ist, davon überzeugt man sich leicht, denn kein etwa Herbe gerufener wird das Papier nach dem Wegziehen des Ba des grün, sondern Jeder wird es weiß sehen. Von welcher Farbe das Band übrigens auch war, immer wird die wahr genommene subjective Farbe die Ergänzungsfarbe zur Farb des Bandes sein. Außer der in dem Vorhergehenden z

Digitized by Google

Grunde gelegten Newton'schen Farbenlehre sind von andern Physikern andere Erklärungen der Natur der Farbe versucht worden. Einige nehmen nur drei einfache Grundfarben: Roth, Gelb, Blau, an; Andere gar nur zwei, und Göthe hat auf eine geistreiche Weise die Farben aus dem Gegensatze von hell und dunkel zu erklären gesucht.

Eine große Rolle spielen die Farben in der Malerei, wo sie durch die Auftragung der Farbestoffe hergestellt werden. Die Farbengebung oder das Colorit in der Malerei hat es nicht allein mit der Zubereitung der Farbe, ihrer Mischung, um gewisse Nuancirungen herzustellen, zu thun, sondern besteht namentlich auch in der Kunst, den Gegenständen diejenige naturgetreue Farbe zu geben, welche sie von einem angenommenen Standpunkte des Anschauens zeigen, und dabei eine Beleuchtung vorauszusetzen, durch welche ein dem Charakter des Gemäldes angemessener Eindruck auf das Auge des Betrachtenden gemacht wird. Die willkürlichen Farben, z. B. der Gewänder, sind dann so zu wählen, daß sie jenen Eindruck nicht stören, sondern fördern. (S. Malerfarben.) Daß die Farben einen eigenthümlichen Eindruck auf das Gemüth des Menschen ausüben, ist gewiß. Der Traurige kleidet sich daher gern einfach, der Heitere liebt bunte Kleider. Wie die Farben zum Ausdrucke gewisser Gemüthsstimmungen angewendet werden, zeigt sich namentlich in der Trauerkleidung, die jedoch bei verschiedenen Völkern verschieden ist. Die Europäer trauern schwarz, die Japanesen weiß, die alten Ägypter trauerten dunkelgelb, die Syrer blau, die Äthiopier grau. Durch den Wechsel der Farben hat man auf das Gefühl auf ähnliche Weise zu wirken gesucht, wie auf das Gehör durch den Wechsel der Töne, und L. B. Castel hat zu diesem Zwecke ein eignes Farbenclavier erfunden. Doch ist die Wirkung der Töne beiweitem tiefer und schneller als die der Farben, und daher eine wirkliche Ausführung einer Farbenmusik nicht möglich.

**Färberei** oder **Färbekunst** wird vorzugsweise die Kunst genannt, leinenen, baumwollenen, wollenen und seidenen Stoffen verschiedene Farben zu geben und die Farbestoffe so an die Zeuche zu befestigen, daß sie möglichst fest an ihnen haften, d. h. weder abfärben noch verschießen. Die Färberei ist das Geschäft eigner Handwerker oder Künstler, der Färber. Diese theilen sich in Schwarz-, Schön- und Seidenfärber. Die Färbestoffe, deren sie sich bedienen, sind sehr mannichfaltig und allen drei Naturreichen entlehnt; die meisten Farbestoffe kommen jedoch aus dem Pflanzenreiche. Die Färber haben die Hauptfarben oder einfachen Farben: Blau, Roth, Gelb und Schwarz. Das Verfahren beim Färben ist nach Maßgabe sowol der zu färbenden Stoffe als der aufzusetzenden Farben mannichfach verschieden. Jedoch kann man folgende Hauptoperationen unterscheiden: die Zubereitung der Farbe; die Vorbereitung der zu färbenden Stoffe, damit sie die Farbe fest annehmen; das eigentliche Färben. Die Bereitung der Farbe besteht darin, daß die Farbestoffe in Kesseln mit Wasser oder Lauge behandelt und so eine Farbenbrühe hergestellt wird, in welche nachmals die zu färbenden Stoffe eingetaucht werden. Was diese Stoffe betrifft, so nimmt das leinene Zeuch nur die blaue, die Baumwolle nur die rothe und blaue Farbe fest an. Wolle und Seide nehmen alle Farben an, am festesten hält die Wolle brennende Farben. Die Wolle wird vor dem Färben gewaschen und gewalkt, die Seide entschalt, Baumwolle und Linnen gebleicht und gebrüht, damit die Farbe leichter angenommen und fester gehalten wird. Noch weitere Vorbereitung erhalten die Zeuche durch das Beizen (s. d.). Namentlich bedient man sich hierbei des Alauns, und eine mit diesem hergestellte Beize wird ein Alaunbad genannt. Zuweilen wird ein Zeuch auch erst nach dem Färben in die Beize gebracht, zur bessern Befestigung der Farbe. Dieses Verfahren heißt Schauen. Das Färben selbst geschieht im Allgemeinen durch Eintauchen in die Farbenbrühe. Zur Herstellung gewisser Farben bedient man sich verschiedener Farbenbrühen, in welche die Zeuche nacheinander eingetaucht werden. So erhält man grüne durch Eintauchen erst in gelbe, dann in blaue Farbenbrühe. Die Färberei beruht, wie man leicht sieht, auf der Kenntniß von der chemischen Natur der anzuwendenden Farben und der Beizen, sie ist daher erst in neuerer Zeit zu einer größern Vollendung gekommen, seitdem die Chemie so bedeutende Fortschritte gemacht hat. Doch reichen chemische Kenntnisse allein nicht aus, indem sehr viel auf Handgriffe und Verfahrungsarten ankommt, die allein durch Erfahrung erlangt werden. Nützliche Anweisungen findet man in Hölterhoff's „Praktischem Handbuche der Kunstfärberei" (4 Bde., Erf. 1806); Vitalis „Lehrbuch der gesammten Färberei u. s. w." (Ilmenau 1824) und Runge's „Farbenchemie" (Berl. 1834).

**Färberröthe**, auch Grapp oder Krapp, wird eine an den Küstengegenden Süddeutschlands, in Südeuropa und Kleinasien einheimische und in vielen Gegenden angebaute Pflanze genannt, deren mehre Jahre ausdauernde Wurzel ein vorzügliches Farbematerial liefert. Diese lange, kriechende Wurzel ist ästig und treibt hellblutrothe, gänsekieldicke Sprossen und mehre vierkantige und schwache, 2—3 Fuß lange Stengel, die am Grunde zwar aufrecht stehen, mit dem ästigen Theile aber niederliegen. Die lanzettförmigen Blätter stehen zu vier oder sechs quirlförmig um den Stengel und sind, wie die Kanten jenes, am Rande und auf der Mittelrippe mit kurzen Stachelchen besetzt. Die kleinen grünlichgelben Blumen bilden eine weitschweifige Rispe. Die Frucht besteht aus zwei kugeligen, miteinander vereinigten einsamigen Beeren und ist anfangs roth, gereift aber schwarz. Schon in den ältesten Zeiten wurde die Krappwurzel zum Färben benutzt. Durch eine angemessene Cultur gewinnt sie sehr an Farbestoff und ist in ihrem dritten Jahre am vortheilhaftesten aus der Erde zu nehmen. Sie wird dann gereinigt, von der braunen Oberhaut, die die Färber unter dem Namen gemeiner Krapp zur Blauküpe gebrauchen, befreit, an der Luft und im Backofen getrocknet und gemahlen. Sie gibt das schönste und haltbarste Roth, das durch verschiedene Behandlung und Zusätze vielfach verändert werden kann. Die feinste Sorte, welche Azala oder Lizari heißt, kommt aus Smyrna und soll von einer schwächern Pflanze, die man in der Levante baut, abstammen. Mit dieser Sorte wird das türkische Baumwollengarn gefärbt, und aus ihr werden auch feine Malerfarben, namentlich Krapplack, bereitet. Aber nicht allein die Wurzel, sondern auch die ganze Pflanze hat einen



Digitized by Google

so stark färbenden Saft, daß nicht nur alle Säfte der Thiere, die damit gefüttert werden, sondern auch die Knochen eine rothe Farbe erhalten. Deshalb und weil andere Farbegewächse diese Erscheinung nicht bieten, glaubten einige Ärzte ein kräftiges und direct auf die Mischung und Stärkung der Knochen wirkendes Mittel in ihr gefunden zu haben, und empfahlen ihre Anwendung gegen die englische Krankheit und andere Knochenkrankheiten; Andere leugneten nicht nur ihren Nutzen, sondern hielten sie sogar für schädlich, indem sie Störung der Verdauung und Abmagerung hervorbringe und die Knochen schwammig, mürbe und zerbrechlich mache. Jetzt wird sie nur wenig als Arzneimittel angewendet. So vielfach die Krappwurzel auch von Chemikern untersucht worden ist, so ist man doch nicht hinlänglich mit ihren Bestandtheilen bekannt. Nach den neuesten Untersuchungen von Kuhlmann und Zenneck enthält sie zwei Farbestoffe, deren einer Alizarin, der andere Xanthin genannt wird. Das Xanthin soll die Baumwolle sehr feurig orangeroth färben, das Alizarin mehr eine violette und bläulichrothe Farbe hervorbringen. Das hochrothe türkische Garn enthält beide Farbestoffe, das violette aber nur das Alizarin.

**Farnese** ist der Name eines alten ital. Fürstenhauses, welches ehemals das Schloß Farnese bei Orvieto besaß. Durch den Papst Paul III. aus dem Hause der Farnese wurden dieselben 1545 Herren von Parma und Piacenza, welches Herzogthum sie bis 1731 besaßen, wo es durch Erbschaft an Spanien kam. Der ausgezeichnetste Fürst aus diesem Hause war Alexander F., geb. 1546, gest. 1592, der ein tapferer Soldat und meist glücklicher Feldherr war. Er stand in Diensten des Königs Philipp II. von Spanien und ward von diesem zum Statthalter der Niederlande ernannt. Berühmt sind die Farnese'schen Kunstwerke, nämlich die schönen Antiken (s. d.), welche ehemals im Palaste Farnese zu Rom, den der berühmte Michel Angelo gebaut hat, standen. Nach dem Aussterben des Hauses F. kam der Palast an den König von Neapel, welcher fast alle Kunstwerke aus demselben nach Neapel schaffen ließ. Unter diesen Kunstwerken ist besonders ausgezeichnet und berühmt die Farnese'sche Flora, der Farnese'sche Hercules und der Farnese'sche Stier. Der letzte gehört zu einer großen Gruppe, welche eine Erzählung des griech. Alterthums darstellt. Zwei Jünglinge, Amphion und Kethos, binden eben die Dirke, welche ihre Mutter Antiope gemishandelt hatte, an die Hörner eines wilden Stiers. Das Meisterwerk selbst ist in Griechenland verfertigt worden, kam dann nach Rom und stand dort in den Bädern des Kaisers Caracalla. Bei der Zerstörung des alten Roms ward es verschüttet und erst 1546 verstümmelt wieder ausgegraben.

**Faröer** sind eine zwischen 61° 20′ — 62° 30′ N. Br. und 9° 25′—10° 5′ Ö. Länge in der Nordsee liegende Inselgruppe, welche ihren Namen wahrscheinlich durch die Normänner von den wilden Schafen (Faar), die sie hier fanden, erhielt. Sie gehört gegenwärtig zu Dänemark, und die 25 größern und kleinern Inseln, aus denen sie besteht, umfassen 23⅕ □M. Die Inseln sind von Felsenriffen und gefahrvollen Meeresstrudeln umgeben; sie sind sämmtlich sehr felsig, aber doch größtentheils bewohnt. Das Klima ist im Allgemeinen rauh, der Sommer sehr kurz, aber der lange Winter nicht sehr streng. Die 6000 Einwohner beschäftigen sich am meisten mit Schafzucht, Strumpfstrickerei, Wollenweberei, Fischerei und Vogelfang. Der letzte ist namentlich auf Eidergänse gerichtet, deren Federn so beliebt sind. Da die Seevögel in den steil vom Meere aufsteigenden Felsen nisten, so müssen die Vogelfänger die Felsen erklettern oder sich von oben zu den Nestern an Stricken herablassen, was beides mit großen Gefahren verknüpft ist. Die größte der Faröer ist Stromöe, welche sechs □M. und 1600 Einw. hat, und auf welcher die Hauptstadt Thorshavn mit 600 Einw. liegt.

**Farrn** oder Farrnkräuter sind Gewächse, bei denen die Blattbildung so vorherrscht, daß die Früchte, die sich, ohne daß eine bemerkbare Blütenbildung vorherging, entwickeln, in den meisten Arten unmittelbar auf der Unterseite des Laubes sich befinden. Der Stamm ist gewöhnlich sehr unvollkommen und kriecht nur wenig tief unter der Erde oder auf derselben und auf Bäumen fort, und wird fälschlich für die Wurzeln angesehen; die eigentlichen Wurzeln entspringen als dünne Fäden aus demselben. Nur bei einer geringen Anzahl von Arten der heißen Erdzone wird er aufrecht zuweilen gegen 40 F. hoch und verschafft diesen baumartigen Farrn das Ansehen der Palmen. Die Blätter, hier Wedel genannt, kommen in den mannichfaltigsten Formen und Zusammensetzungen vor; sie sind ganz einfach, eingeschnitten, getheilt, gefiedert oder vielfach zusammengesetzt; bald sehr klein und zart, bald sehr groß und starr, alle Zwischengrößen umfassend. Vor ihrer Entwickelung sind sie und ihre einzelnen Theile spiralförmig aufgerollt. Da diese Wedel überhaupt die vorzüglichsten und entwickeltsten Theile sind, so erscheinen die Farrn auch selbst in den verschiedensten Größen; bald sind es kleine moosähnliche Pflänzchen, bald strauchähnliche große Gewächse. Die auf der Unterfläche der Wedel sich entwickelnden Kapseln sind sehr vollkommen organisirt und häufig mit einem gegliederten Ringe umgeben, sie springen unregelmäßig auf und stehen in Häufchen oder Linien vereinigt, die oft mit einer dünnen Haut bedeckt sind. Bei mehren Arten verkümmert durch ihre Entwickelung das Laub, und die unfruchtbaren Wedel sind dann scheinbar von den fruchtbaren sehr verschieden. Die Farrn lieben Feuchtigkeit, Schatten und Wärme und finden sich deshalb am häufigsten in der heißen Zone, vorzüglich auf den Inseln. Von den 2000 bisjetzt bekannten Arten finden sich nur gegen 70 in Deutschland, auch diejenigen mit gezählt, die man neuerdings mit Recht von dieser Familie getrennt hat. Nach den aufgefundenen fossilen Überresten, die vorzugsweise der Steinkohlenformation angehören, war die Vorwelt reich an Farrn, und besonders an baumartigen. Für die Ökonomie des Menschen sind nur wenige Arten von Wichtigkeit. Die Stämme einiger baumartigen Farrn geben durch ihr Mark den Südseeinsulanern Nahrung, und die peruanische Calaguala und unser deutscher Wurmfarrn, auch Farrnkrautmännchen genannt, enthalten in ihren kriechenden Stämmen ein vorzügliches Mittel gegen Bandwürmer. Auch mehre andere Arten werden in der Medicin angewendet. Der Samenstaub des Bärlapp, auch Blitzpulver, Herenmehl, wird als Mittel gegen Aufreibungen und wunde Stellen der Haut aufgestreut. Die Stengel einer Art Schachtelhalms dienen zum Poliren. Die letztgenannten Gewächse werden jedoch jetzt zu andern Familien gerechnet.

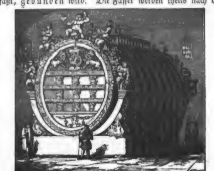
**Fasan** (der) stammt aus Asien, ist aber seines wohlschmeckenden Fleisches und seiner Schönheit wegen auch bei uns eingeführt, wo er zum Theil wild, zum Theil in eignen Hegungen, Fasanerien, vorkommt. Der gemeine Fasan hat ungefähr die Größe eines Haushahns, ist bräunlich und gelbgrau, am Halse grünlich schimmernd und am Kopfe mit dunkelbraunen Federn besetzt; der Schnabel ist vorn übergebogen. Besonders zeichnet ihn eine um die Augen herum über die untere Kinnlade laufende federlose, warzige, rothe Haut und ein langer keilförmiger Schwanz aus. Von besonderer Schönheit sind der Silber- und der Goldfasan, welche aus China stammen. Der Silberfasan ist vom Schnabel bis zum Ende des Schwanzes 3 F. lang. Auf dem Kopfe hat das Männchen einen schwarzblauen Federbusch und von der die Augen umgebenden rothen Haut hängen einige Fleischlappen herab. Oberleib, Flügel und Schwanz sind silberweiß mit feinen schwärzlichen Querlinien; Hals, Brust und Bauch sind schwarz und schimmern in Blau und Purpur, Augen und Schnabel gelb und die Beine hellroth mit weißen Sporen. Beiweitem weniger schön sind die Hennen und Jungen, welche kleiner, braun mit schmuzigweißem Unterleibe sind und einen kürzern Schwanz haben. Der Goldfasan ist

auch 3 F., der Schwanz zuweilen allein 2 F. lang. Er hat einen hellgelben Federbusch, feuerrothen Bauch, einen orangegelben, schwarzgemaschten Kragen um den Hals, grünen Oberrücken, gelben Unterrücken und Burzel, rostbraune Flügel mit einem blauen Fleck an den kürzern Schwungfedern, rostbraunen Schwanz mit grauen Flecken, gelbe Augenringe, Schnabel und Füße. Die Henne ist nur braun, gelb und grau, die Jungen sind bis ins dritte Jahr ganz grau. Die Fasanenzucht ist sehr mühsam und wird besonders in Böhmen gepflegt. Die Fasanerien müssen gegen den Wind geschützt und gehörig mit Buschwerk, Wiesen und Wasser versehen sein. Ein eignes Fasanenhaus dient den Fasanen zum Aufenthalt bei der Kälte und muß durch Öfen in gehöriger Temperatur erhalten werden. Dabei befindet sich noch ein Brüthaus und der Zwinger, wo die Fütterung geschieht. Man nimmt in den Fasanerien Räucherungen mit Kastenstärke, Kampher, Anis, Malz und Birkenrinde vor, welche den Fasanen angenehm und gesund sind.

**Fasces** hießen bei den Römern die symbolischen Zeichen der obrigkeitlichen Würde und bestanden in einem Bündel glatter Stäbe, welche ein Beil umgaben. Schon die röm. Könige ließen sich von den 12 Lictoren (Gerichtsdienern) diese Abzeichen ihrer Majestät vortragen. Später gingen sie auf die Consuln über, doch hatten auch die übrigen hohen Magistratspersonen nach Maßgabe ihrer Würde, mit Ausnahme des Censors, jeder eine Anzahl Fasces. In Rom selbst durften zur Zeit der Republik die Fasces nicht mit den Beilen getragen werden und als Anerkennung der obersten Würde des Volks wurden die Fasces vor dem versammelten Volke gesenkt.

**Faschinen** sind Bündel von Reißholz, welche beim Wasserbau angewendet werden, um die Ufer zu befestigen und besonders um Buhnen herzustellen, d. h. Einbaue, welche den Strom in seiner angemessenen Breite einengen, das Ufer vor Beschädigungen zu sichern, den Fluß zu einer allmäligen Veränderung seines bisherigen Bettes bestimmen, ihn einengen, um ihm eine größere Tiefe zu geben u. s. w. In der Verschanzungskunst werden die Faschinen sehr vielfach zum Schutze gegen das feindliche Geschütz angewendet, indem sie die Bestimmung haben, die Kugeln aufzufangen und unschädlich zu machen. Vorzüglich werden sie zum Bau der Belagerungsbatterien verwendet. Die Größe der Faschinen ist sehr verschieden, gewöhnlich haben sie eine Stärke von etwa 1 F., die Länge aber beträgt je nach dem Zwecke, zu dem sie verwendet werden, 6—18 F. Die zum Wasserbau bestimmten Faschinen werden am liebsten aus Weiden verfertigt, weil sich dieses Holz am besten im Wasser hält, sonst nimmt man dazu auch Birken, Erlen, Haseln, aber nicht gern Nadelholz, weil dies zu spröde und leicht entzündlich ist.

**Fass** heißt ursprünglich überhaupt ein Gefäß, in welchem etwas aufbewahrt wird (z. B. Tintenfaß, Salzfaß u. s. w.), dann vorzugsweise ein hölzernes, in der Mitte bauchiges Gefäß, welches vom Böttcher aus einzelnen, besonders zugeschnittenen Bretchen, Dauben, und zwei runden Böden zusammengesetzt und durch Reifen zusammengefaßt, gebunden wird. Die Fässer werden theils nach der



Größe (Tonnen, Eimer, Oxhofte u. s. w.), theils nach dem Gebrauche, zu dem sie bestimmt sind (Wein-, Bier-, Schlagfässer u. s. f.) verschieden benannt. In der Mitte haben die



Digitized by Google

Bier- und Weinfässer ein Loch, das Spundloch, welches mit einem Stöpsel, dem Spunde, verschlossen wird, nachdem sie durch dasselbe gefüllt worden; und ein anderes Loch, das Zapfenloch, welches mit einem Zapfen verschlossen wird, befindet sich in dem einen Boden, um durch dasselbe die Flüssigkeiten abzuziehen. Das Faß wird auch als Maß (s. d.) gebraucht. Unter den Weinfässern ist das berühmteste das große Faß zu Heidelberg, welches in seiner ursprünglichen Gestalt umstehend abgebildet ist. Dasselbe faßte 250 Fuder Wein, war mit reicher Vergoldung und Bildschnitzerei verziert und trug einen kleinen Tanzboden. Dies Faß lag in dem großen Keller unter dem heidelberger Schlosse, welches jetzt nur noch in seinen Ruinen zu sehen ist. — Über die Visirung der Fässer oder das Verfahren, ihren cubischen Inhalt zu berechnen, s. Visiren.

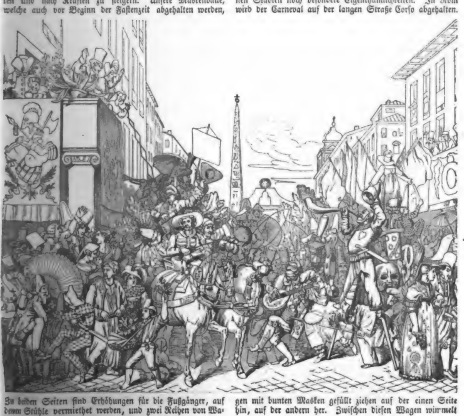
**Fasten** ist mehr oder weniger vollständige Enthaltung von dem Genusse von Speisen und Getränken oder auch im kirchlichen Sinne Beschränkung auf gewisse Speisen und Getränke während einer gewissen Zeit. Das Fasten äußert entschiedene Wirkungen auf den Zustand und das Befinden nicht nur des Körpers, sondern auch der Seele. Indeß ist sein Einfluß ein sehr verschiedener, je nachdem es im gesunden oder kranken Zustande stattfindet. Im Allgemeinen können bejahrte Leute dasselbe besser und länger aushalten als junge, sei es nun, weil Letztere noch im Wachsthume begriffen sind oder weil sie ein thätigeres, arbeitsvolleres Leben führen und deshalb einer größern Menge von Nahrungsmitteln bedürfen. In Krankheiten wird das Fasten oft außerordentlich lange ohne sichtbaren Nachtheil ertragen. So ist es bekannt, daß Kranke, namentlich hysterische Frauenzimmer, zuweilen Monate und länger zubringen, ohne etwas zu sich zu nehmen. Auch Gesunde können, wenn auch nicht so lange, doch wenigstens mehre Tage und sogar unter übrigens sehr ungünstigen Umständen, ohne etwas zu genießen, am Leben bleiben, wie dies z. B. die Fälle bewiesen haben, in denen Menschen von einem Erdeinsturze verschüttet und dennoch nach einigen Tagen noch lebendig hervorgezogen wurden. Merkwürdig ist die Geschichte eines berühmten Gelehrten, der im hohen Alter von einer unüberwindlichen Schlafsucht befallen wurde. Er wachte nur alle acht Tage auf und aß folglich nur am Tage seines Erwachens. Endlich schlief er ein ganzes Jahr fast ohne Unterbrechung und starb nach Verlauf desselben an gänzlicher Erschöpfung. Daß aber im Zustande des Schlafs eine lange Entbehrung der Speisen und Getränke möglich ist, lehren schon die winterschlafenden Thiere, wie z. B. die Murmelthiere, die eine ganze Jahreszeit, ohne zu fressen, zubringen können. Bei gewissen Krankheiten ist die Enthaltung von Speise und Trank, wenigstens von gewissen Speisen, nicht nur nützlich, sondern oft zur Heilung unumgänglich nothwendig.

Mit der Religion stand das Fasten schon im frühesten Alterthume bei den Völkern des Orients in Verbindung, nicht nur, weil sich hier die Vernachlässigung der Diät empfindlicher rächt, sondern weil die Priester zugleich die Ärzte waren und ihnen die doppelte Sorge für Gesundheit und Religion oblag. Das Fasten ist deshalb in den Religionen der Indier, Perser, Juden und Mohammedaner gesetzlich vorgeschrieben und gewissen Tagen ausschließlich vorbehalten. Die Juden haben noch fünf Hauptfasttage, darunter der große Versöhnungstag, und zwei Tage zum Gedächtniß der Einnahme von Jerusalem durch Nebukadnezar und Titus. Durch die Juden, die zum Christenthume übergingen, wurde das Fasten auch bei den Christen Gebrauch, die sich dadurch auf die Feier der hohen Feste vorbereiteten. Von den drei großen Fasten, von Pfingsten bis Johanni, von Martini bis Weihnachten und der sogenannten vierzigtägigen Fastenzeit vor dem Charfreitage, mit Beziehung auf das vierzigtägige Fasten Jesu in der Wüste, wurde das letztere am strengsten gehalten und soll schon im 2. Jahrh. von einem röm. Bischofe angeordnet worden sein. Diese Zeit wird in der protestantischen Kirche nur dadurch ausgezeichnet, daß in ihr die christliche Erbauung dem Leiden und Sterben Jesu in Fastenpredigten gewidmet, das Orgelspiel gedämpft ist und die öffentlichen Musik- und Tanzvergnügungen, wie auch in der Adventszeit, eingestellt sind. Andere gebotene Fasttage waren die Vorabende hoher Feste, und der Mittwoche, Freitag und Sonnabend jeder Woche, die ein Vierteljahr beschloß. Alle Freitage (an einigen Orten auch alle Sonnabende) enthalten sich die katholischen Christen der Fleischspeisen, welches leichtere Fasten Abstinenz (Enthaltung) heißt. Die Vermeidung der Fleischspeisen hat in den katholischen Ländern die Köche veranlaßt, um den verbotenen Genuß zu ersetzen, auf wohlschmeckende Speisen zu sinnen, welche jene ersetzen sollen, und diese Fastenspeisen sind zum Theil nicht weniger einladend und den Gaumen reizend als die vermiedenen Fleischspeisen.

Die Nüchternheit des Geistes, die das Fasten befördert, gab demselben für die Angelegenheiten der Religion einen wichtigen Zweck, der aber verloren ging, als man das Fasten selbst als etwas Verdienstliches betrachtete. Viele suchten sich durch strenges Fasten einen Schein von Heiligkeit zu geben und der Kampf mit den Naturtrieben verwandelte sie in Schattengestalten. Die mitteralterliche Kirchenzucht entsühnte durch auferlegtes Fasten die Büßenden, die sich jedoch auch durch Geld davon befreien oder es zu ihrem Gunsten einem Andern übertragen konnten. Die Reformatoren ertheilten über das Fasten keine Vorschriften und überließen es dem Bedürfnisse der Gewissen. Es ist deshalb in der protestantischen Kirche fast ganz verschwunden und wird nur noch von frommen Christen als Zeichen der Reue an den Bußtagen und vor der Feier des h. Abendmahls ausgeübt. Auch in der katholischen Kirche denkt man jetzt über das Fasten milder wie ehedem, wogegen in der griech. Kirche noch strenge und gewissenhafte Fasten gehalten werden.

**Fastnacht** ist der Tag vor Aschermittwoch, in dessen Nacht die großen Fasten der katholischen Kirche ihren Anfang nehmen. Es war der letzte Tag, an welchem der Genuß der Fleischspeisen und weltliche Vergnügungen erlaubt waren. Daher wurde es Sitte, an ihm und während der vorhergehenden Tage gleichsam von dem Fleische Abschied zu nehmen, welches in dem ital. Worte Carneval (aus carne und vale, d. h. leb wohl, Fleisch!) ausgedrückt ist. Der Carneval oder Fasching, wie er im südl. Deutschland heißt, wurde daher ein Fest der größten Ausgelassenheit, und nicht ungegründet ist die Vermuthung, daß dieses Fest, wie mancher andere Brauch, aus dem röm. Heidenthume in die röm.-christliche Kirche übergegangen sei.

Wir finden nämlich bei den alten Römern das Fest der Saturnalien, an welchem ähnliche Thorheiten getrieben wurden, wie sie zur Carnevalszeit in den großen Städten Italiens noch gegenwärtig üblich sind. Besonders ausgezeichnet durch Pracht, Muthwillen und Volksjubel sind der Carneval zu Venedig und der zu Rom. Diese Feste werden durch den großen Zusammenfluß von reichen Fremden, die aus allen Gegenden am liebsten zu dieser Zeit nach Italien reisen sowie durch die Lebhaftigkeit des Charakters der Italiener erhöht. Jung und Alt, Männer und Weiber werfen sich in allerlei, zum Theil prächtige, zum Theil komische Verkleidungen, und indem sie irgend einen wirklichen oder fingirten Charakter, Männer in Weiberkleidern und umgekehrt, mit der größten Lebhaftigkeit durchführen, suchen sie die Thorheit, welche Alle ergriffen, auszudrücken, zu erhalten und nach Kräften zu steigern. Unsere Maskenbälle, welche auch vor Beginn der Fastenzeit abgehalten werden, können nur ein schwaches Bild von einem röm. Carneval geben. Dieser wird nicht in engen Zimmern, sondern unter dem freien heitern ital. Himmel gefeiert; es haben nicht nur die Gebildeten Zutritt zu ihm, sondern Jeder, weß Namens und Standes er auch sein mag. Daher wird der Muthwille durch keine Bande des gesellschaftlichen Zwangs, ja nicht einmal der Sittlichkeit in Zügel gehalten. Die Thorheit wird nicht an einem Abende angenommen und abgethan, sondern Tage lang fortgesetzt und die Policei nimmt nicht den ruhigen, ernsten Bürger in Schutz, der die Angriffe der Thorheit von sich abhalten will, sondern die Thoren sind die unantastbaren Personen, denen kein, wenn auch etwas derber Scherz, übelgenommen werden darf. Außer den Masken der Pulcinells, der Quacqueri, Bettler, Domino u. a. (s. Masken) haben die ital. Carnevals in den verschiedenen Städten noch besondere Eigenthümlichkeiten. In Rom wird der Carneval auf der langen Straße Corso abgehalten.



Zu beiden Seiten sind Erhöhungen für die Fußgänger, auf denen Stühle vermiethet werden, und zwei Reihen von Wagen mit bunten Masken gefüllt ziehen auf der einen Seite hin, auf der andern her. Zwischen diesen Wagen wirmelt

Digitized by Google

es von Masken. Es ist ein Gedränge und Geschrei, von dessen Verwirrung wir keine Vorstellung haben. Alle Häuser sind überdies mit reichen Teppichen verziert und aus allen Fenstern schauen Masken auf das Gewirr der Straße. Zu der Erhöhung der allgemeinen Lebendigkeit trägt nicht wenig die allgemeine Sitte bei, sich gegenseitig mit Confetti zu bewerfen. Ursprünglich waren dies überzuckerte Körner, mit denen man sich im Scherz bewarf, jetzt bepudert einer den andern mit Gypskörnern, die von Krämern geschäftig verkauft werden, und jede Maske führt diese Waffe zur Vertheidigung und zum Angriffe bei sich. Jeder Tag des Carnevals wird durch ein Pferderennen beschlossen, welches dem Jubel des Volkes die Krone aufsetzt. Soldaten entfernen aus der Mitte zwischen beiden Wagenreihen die Menschen und darauf werden nach einem gegebenen Zeichen muthige Rosse ohne Zügel und Reiter an dem einen Ende des Corso losgelassen, welche mit einer pfeilschnellen Geschwindigkeit die lange Straße herunterrennen. Der Besitzer des zuerst am Ziele anlangenden Rosses erhält ein Stück Gold- oder Silberstoff. Nachdem am letzten Tage das letzte Pferderennen gehalten, nimmt mit der einbrechenden Nacht die allgemeine Lust den gewaltigsten Aufschwung, um dann in die stille Fastenzeit sich aufzulösen. Lichter (Moccoli) erscheinen immer mehr und mehr, bald hat jede Maske ihr Licht, ja oft ganze Aufsätze von Lichtern. Alle Wagen und Häuser sind gleichfalls mit Lichtern besetzt. Die Lust besteht darin, daß einer dem andern ohne Unterlaß das Licht auszulöschen versucht, daß eine hier zum Scherz gewordene Verwünschung Jeden trifft, dem sein Licht ausgelöscht wurde. „Sia ammazzato!" (werde ermordet!) ist das allgemeine Losungswort, das Alle einander zurufen, womit Keiner verschont wird, während Alle im lustigen Kampfe um die Lichter begriffen sind. Erst nachdem das Gedränge und Geschrei einen Grad erreicht, der an den tollsten Wahnsinn grenzt, nachdem sich die Mehrzahl müde geschrieen und gedrängt, tritt allmälig Beruhigung ein, die Masken schleichen sich, sowie der Menschenknäuel sich allmälig lockert und auflöst, nach Hause, um dort mit einem Schmause zu beschließen, oder ins Theater, und so endet das Fest. — Mit dem ital. Carneval hat in Deutschland nur der kölnische einige Ähnlichkeit, welcher ebenfalls öffentlich auf den Straßen und in Sälen abgehalten wird. Aber auch dieser, sowie der pariser Carneval, welcher ebenfalls öffentlich ist, steht dem ital. an Lebhaftigkeit nach. — Der Fastnachtsfeier in Deutschland verdanken die lustigen Fastnachtsspiele ihren Ursprung, an denen die wohlhabenden Bürger der Reichsstädte ein großes Wohlgefallen fanden. Sie waren Komödien voll derber Späße und kernigen Witzes.

**Fata Morgana** ist eine eigenthümliche Luftspiegelung (s. d.), welche häufig an der Meerenge von Messina zwischen Sicilien und der ital. Küste vorkommt. Sie entsteht,

wenn die Sonnenstrahlen in einem Winkel von 45 Grad auf die Oberfläche des Meeres bei Reggio fallen und der Spiegel des Meeres völlig eben und glatt ist. Von einer Anhöhe in der Stadt, das Auge gegen das Meer gerichtet, die Sonne im Rücken, sieht man auf der Fläche der See Paläste, Thürme, Menschen, Thiere, Säulen, Ruinen, kurz die mannichfaltigsten Gegenstände des Landes schnell hingleiten. Das reizende Gemälde wird von dem Volke mit lautem Jubel begrüßt, Jung und Alt eilt, Morgana! Morgana! rufend, nach dem Gestade. Aber das schöne Bild ist bald wieder verschwunden, sowie sich die Bedingungen ändern, die es erzeugen.

**Fatum** (das) war nach dem Glauben der alten Griechen und Römer die unerforschliche, Alles überwältigende

Digitized by Google

Macht des Schicksals, dem Götter und Menschen mit unvermeidlicher Nothwendigkeit unterworfen waren. Während die griech. Götter menschliche Schwächen und Leidenschaften hatten, war das Fatum mit einem heiligen, unabwendbaren Ernste bekleidet, sodaß es den Anschein hat, als läge in der Lehre vom Fatum bei jenen heidnischen Völkern die erste Ahnung des wahren, freien, selbständigen Gottes, welchen das Christenthum lehrt. Die Verklärung zur Freiheit fehlte aber dem Fatum. Je weiter daher die Erkenntniß der Freiheit des Geistes bei den Philosophen der Griechen gedieh, desto mehr verschwand die Schicksalsidee und der Mensch lernte als freies Wesen sein richtiges Verhältniß zur Gottheit erkennen. Nur die Trauerspieldichter bedienten sich noch der Vorstellung eines unabwendbaren Fatums, da nichts die geistige Kraft des Menschen erhabener herausstellt als das Andringen menschlicher Willenskraft gegen große, unüberwindliche Hindernisse. — Der Fatalismus (Glaube an ein Fatum) ist entweder ein irreligiöser oder ein religiöser, je nachdem die Nothwendigkeit, die das Vermögen der Selbstbestimmung der Handlungen aufhebt, ihren Grund in der Natur oder in Gott hat. Der erstere (wozu auch die Meinung, die des Menschen Glück und Unglück von dem Einflusse der Gestirne u. s. w. abhängig macht, gerechnet werden kann) betrachtet den Menschen als eine bloße Erscheinung der Natur und unterwirft auch seine Geistesthätigkeit den in der Natur wirkenden Gesetzen. Ist aber das geistige Leben des Menschen an die in der Sinnenwelt herrschende Nothwendigkeit gebunden, so wird auch jeder Zustand, jede Richtung seines Lebens ein Werk der Nothwendigkeit, an seinen Tugenden und Lastern hat er keinen Antheil und sein Dasein hat keine höhere Bedeutung als das der Pflanzen und Thiere. Der religiöse Fatalismus, der durch Augustin in die christliche Glaubenslehre aufgenommen und durch Luther und Calvin erneuert wurde, stützt sich auf die Nothwendigkeit der göttlichen Allwissenheit. Da sie nämlich nichts zufällig, sondern Alles nothwendig voraussetze, so ist der Mensch auch im Voraus von Gott zur Seligkeit oder zur Verdammniß bestimmt. (S. Vorherbestimmung.) Die Nothwendigkeit auf Gott bezogen, wird aber zur Freiheit des Geistes, von der auch der Menschengeist seinen Ursprung ableitet, und die Vorstellung des Fatums geht so über in die einer allmächtig waltenden, weisen Vorsehung, welche der Wille Gottes ist. Gegen solche Nothwendigkeit ewiger Weisheit ist die der Natur, sobald sie nicht auch als Äußerung göttlicher Weisheit betrachtet wird, eine blinde. Der türk. Fatalismus behauptet neben der Nothwendigkeit einer göttlichen Vorherbestimmung, was freilich unbegreiflich ist, die Freiheit des Willens und äußert seinen verderblichen Einfluß auf das Leben seiner Bekenner am meisten dadurch, daß man sich Übeln, die in dem Zusammenwirken natürlicher Ursachen ihren Grund haben, wie Pest und Feuersbrunst, nicht entzieht und sich gegen sie verwahrt, weil Gott sie gewollt. Läßt auch diese Art des Fatalismus die Religion und den Glauben an die persönliche Fortdauer nach dem Tode unangetastet, so beugt sie doch den Menschen nieder und raubt ihm die Glückseligkeit, die ihm seine eigne Tugend gewähren soll.

**Faulbaum.** Mit diesem Namen werden verschiedene Gewächse, vornehmlich aber der gemeine Traubenkirschbaum und der stachellose Kreuz- oder Wegdorn belegt. Der Traubenkirschbaum zeichnet sich durch seine weißen, süßlich duftenden, hängenden Blütentrauben, die zeitig im Frühjahre erscheinen, und durch seine grauschwarze, stinkende Rinde aus. Er findet sich als Strauch und Baum in den Wäldern und wird häufig zu Hecken angepflanzt. Das Holz nimmt eine schöne Farbe und Politur an und wird in Frankreich häufig unter dem Namen Lucienholz verarbeitet. Die Rinde, besonders die innere von alten Stämmen, liefert mehre dauerhafte Farben und wird auch als Arzneimittel, wiewol sehr selten, angewendet. Der eigentliche Faulbaum ist die in Deutschland gemeinste Art des Kreuz- oder Wegdorns und findet sich überall in Hecken, Gebüschen und Wäldern als ein Strauch, seltener als ein 10—15 F. hoher Baum. Die Oberhaut der Rinde, besonders der jüngern Äste, ist schwarzbraun und mit weißen Punkten bestreut. Die kleinen weißlichgrünen Blüten stehen büschelweise auf einblütigen Stielen in den Blattwinkeln und hinterlassen runde, anfangs gelbe oder rothe, gereift schwarze Beeren. Die leichte Kohle des Holzes wird zur Bereitung des Schießpulvers verwendet, daher der Name Pulverholz, welcher in mehren Gegenden gebräuchlich ist. Die Rinde färbt ohne Zusatz gelb, außerdem auch durch verschiedene Vorbereitungen und Zusätze auf Wolle roth und braun; die Wurzel liefert Olivenfarben; die unreifen Beeren färben gelb, die reifen violett und grün. Die Rinde wird als Heilmittel nur gegen Krankheiten der Thiere noch jetzt angewendet.

**Faulfieber,** fauliges Fieber wird eine meistens sehr gefährliche, mit einem aufgelösten Zustande des Blutes, Erschlaffung der festen Theile und großem Verfalle der Kräfte verbundene Krankheit genannt, die den ihr beigelegten Namen nur im uneigentlichen Sinne des Wortes verdient, da, wie bekannt, im lebenden Körper keine allgemein verbreitete Fäulniß stattfindet, häufig erst aus andern Krankheiten, aber unter Einwirkung besonderer Umstände, die ihre Entstehung begünstigen, auch, so zu sagen, von selbst entsteht, wenn sie einen gewissen Grad von Bösartigkeit erlangt, einen eigenthümlichen Ansteckungsstoff entwickelt, sich dann auch wol durch Vermittelung dieses weiter verbreitet und in der großen Mehrzahl der Fälle folgende Krankheitserscheinungen darbietet. Nachdem kürzere oder längere Zeit ein dumpfer, drückender Kopfschmerz, traurige, düstere Gemüthsstimmung, immer zunehmende Mattigkeit und Schmerzhaftigkeit der Gliedmaßen, blasse, erdfahle, bläuliche oder selbst schwärzliche Färbung der Haut, starkduftende Nachtschweiße, unruhiger, nicht erquickender Schlaf, geringe Eßlust mit fauligem Geschmacke im Munde und auffallender Abneigung gegen Fleischspeisen, aber desto größeres Verlangen nach säuerlichen Dingen, höchst übelriechende Ausleerungen durch Darmkanal und Harnblase vorausgegangen sind, tritt das Fieber selbst mit Frost, Schaudern und einer immer steigenden Hitze ein, welche letztere sich besonders dadurch auszeichnet, daß sie in der Hand eines Gesunden eine eigenthümliche prickelnde, selbst beißende Empfindung verursacht. Nun steigern sich alle oben angeführte Zufälle, die Benommenheit des Kopfes mehrt sich, das freie Bewußtsein trübt sich immer mehr, der Kranke versinkt in ein dumpfes Hinbrüten, sein Gesicht drückt große Traurigkeit aus, die Augen röthen sich oder färben sich wol auch gelblich, grünlich, verlieren ihren Glanz, thrä-

Digitized by Google

nen, werden stier, schielend oder nach oben verdreht. Die Zunge belegt sich sehr stark, wird trocken und zitternd, das ganze Innere der Mundhöhle, die Lippen und Nasenlöcher bekommen ein schmuziges, rußiges Ansehen, der Athem, sowie alle Aussonderungsstoffe des Körpers verbreiten einen höchst übeln Geruch. Auf der trockenen oder von einem klebrigen, stinkenden Schweiße bedeckten Haut zeigen sich blaurothe Flecken, hin und wieder auch weiße Frieselbläschen. Das Athemholen wird stöhnend, röchelnd, die Stimme unverständlich, das Sprechen wol auch ganz unmöglich, Theile, welche gedrückt, dadurch wund oder sonst verletzt werden, gehen leicht in Brand über, im Munde entstehen Schwämmchen, es stellen sich erschöpfende Durchfälle und Blutungen aus allen natürlichen Öffnungen des Körpers ein. Das durch sie entleerte Blut erscheint sehr dunkel gefärbt, flüssiger als gewöhnlich, gerinnt nur schwer oder gar nicht und befindet sich in einem mehr oder weniger aufgelösten Zustande; es bilden sich Luft- und Drüsengeschwülste und unter nervösen Zufällen erfolgt der Tod. Selten nimmt das Faulfieber einen günstigen Ausgang, immer aber erholt sich der Kranke nur sehr langsam; häufig geht es in andere Krankheiten über und endet noch durch diese tödtlich oder hinterläßt wenigstens gern schlimme, meist unheilbare Übel, so z. B. Lähmungen verschiedener Art, Taubheit, Blindheit, Gedächtnißschwäche, mangelhafte Verdauung und Ernährung des Körpers, große Neigung zu Blutungen, wassersüchtige Anschwellungen, stark jauchende Geschwüre u. s. w., oder der Tod tritt wegen immer mehr überhandnehmender Erschöpfung ein; der Körper scheint sich gewissermaßen noch während des Lebens auflösen zu wollen. Die Leichen gehen außerordentlich schnell in Fäulniß über. Alles, was den Körper über die Gebühr schwächt, die gesunde Mischung der Säfte desselben verdirbt, daher namentlich schlechte, durch faulige Ausdünstungen verpestete Luft, der Genuß faulen oder von kranken Thieren gewonnenen Fleisches, gänzlicher Mangel an Pflanzenkost, dagegen ausschließliche Beköstigung mit gesalzenem Fleische, feuchte und zugleich warme Witterung bei tiefem Barometerstande, brandige und schlecht eiternde Wunden, fehlerhafte Behandlung anderer, namentlich galliger und nervöser Krankheiten begründen vorzugsweise eine Anlage zum Faulfieber, das dann durch einen Zufall zur Ausbildung kommt und um so gefährlicher wird, je schwächlicher der Körper des Patienten ist.

**Faulthier** (das) oder der **Ai** ist ein Säugethier, dem die Schneidezähne fehlen, das aber oben und unten auf jeder Seite einen Eckzahn, oben vier und unten drei Backenzähne hat. Es hat eine kurze, stumpfe Schnauze mit einem etwas vorstehenden Kinn und wenig behaartem Gesicht, daher es einigermaßen menschenähnlich aussieht. Der Leib ist sehr plump und mit rauhen, graubraunen Haaren bedeckt; an ihm stehen Vorderbeine, die fast noch einmal so lang als die Hinterbeine sind, und ein kurzer, haariger Schwanz. An jedem Fuße hat das Faulthier drei große, krumm zusammengedrückte Krallen, welche unmittelbar aus dem haarigen Felle vorkommen, mit dem die Finger und die Sohlen überzogen sind. Besonders zeichnet es sich noch dadurch aus, daß es das einzige Thier mit neun Halswirbeln ist. Der Ai lebt in Brasilien und Guiana in den dichtesten Wäldern auf Bäumen, von deren Blättern und Früchten er sich nährt, und ist ungefähr zwei F. lang. Er verläßt einen Baum nicht eher, bis er gar keine Nahrung mehr auf ihm findet. Seine Bewegung ist äußerst langsam und träge und nur im Klettern zeigt das sonst ganz ungeschickte Thier Geschicklichkeit. Von seiner Trägheit hat man sich ehedem viele Fabeln erzählt, z. B. daß er ein volles halbes Jahr brauche, um einen Baum zu besteigen. Dies ist jedoch übertrieben und nur so viel wahr, daß er sich, nur um seiner Nahrung nachzugehen, bewegt, sich fest an die Äste mit seinen Krallen und Armen anklammert oder anhängt, in denen er eine große Muskelkraft besitzt, und auch in dieser Stellung schläft. Den Namen Ai soll das Thier von dem eigenthümlichen Tone haben, den es zuweilen hören läßt. Auf dem Boden bewegt es sich seines ungeschickten Gliederbaues wegen mit merkwürdiger Unbehülflichkeit. Alljährlich pflegt das Weibchen auf den Bäumen ein Junges zur Welt zu bringen, das sich an dem haarigen Rücken der Mutter anklammert, bis es sich selbst ernähren kann. Die Indianer essen das Fleisch des Faulthiers. Der Ai ist in unserer Abbildung

dargestellt. Eine andere Art Faulthier ist der **Unau**, der weniger langsam ist, ebenfalls in Südamerika lebt und an den Vorderfüßen zwei, an den Hinterfüßen drei Zehen hat.

**Faunen** waren die Waldgötter der Römer, welche als halbmenschliche Wesen mit einem Ziegenschwanze, kleinen Hörnern und spitzigen Ohren vorgestellt wurden, deren Stimmen man in den Wäldern vernehmen konnte. Sie hießen Söhne des **Faunus**, den die Sage als einen König der Urbewohner Italiens nannte, und seiner Gemahlin **Fauna** oder **Fatua**, die auch als bona dea (gute Göttin) verehrt wurde. Später wurden die Faunen mit den griech. **Panen** (s. d.) verwechselt oder identificirt. Sie wurden übrigens als Götter der Fruchtbarkeit und Schützer der Heerden verehrt, welche mit lüsterner Zärtlichkeit die Nymphen verfolgten, hatten zu Rom Tempel und ihnen zu Ehren wurden die Feste der **Faunalien** gefeiert. Die Kunst, welche sie zum Gegenstande der Darstellung genommen, hat auch die gespensterhafte Gestalt der Faunen veredelt und verschönt. Die grobthierische Sinnlichkeit, welche durch die Bocks-

Digitized by Google

gliedmaßen ausgedrückt war, ist durch die Kunst so verfeinert und gleichsam vergöttlicht worden, daß sie nur noch in dem etwas sinnlich gezogenen, lächelnden Munde und in den etwas schiefgeschlitzten Augen an der übrigens durchaus edeln Jünglingsgestalt sich ausspricht. In dieser Weise stellt die nachfolgende, nach einer antiken Bildsäule gezeichnete Figur einen jungen Faun dar, welcher die Flöte bläst und bei dem

die langgespitzten Ohren und ein kleiner Hörneransatz noch an seine thierischen Attribute erinnern.

**Faust** (Doctor Johann), ein berühmter Schwarzkünstler, der um den Anfang des 16. Jahrh. gelebt haben soll und dessen die deutsche Dichtkunst sich vielfach bedient hat, um an ihm diejenigen geistigen Verirrungen, zu denen der Deutsche vermöge seines Charakters am geneigtesten ist, darzustellen. Wenn sich F. Gott und dem Himmel trotzig entgegenstellt, so geschieht dies nicht, indem er lachend der Lust des Leibes fröhnt, noch indem er ein Phantom der Ehre selbstgefällig zu seinem Lebensprincip macht, sondern mit tiefer Gelehrsamkeit und Wissenschaft ausgerüstet, übernimmt er sich, selbst ein Herr der Geister zu sein, der sich dem Willen Gottes entziehen, ja entgegensetzen könne. Wie es aber stets dem endlichen Geiste ergeht, der sich über den unendlichen Geist stellt — seine Herrschaft ist gar bald zu Ende und macht einer ewigen Knechtschaft Platz — der ein Herr der bösen Geister war, wird nach wenig Jahren abgeführt vom Teufel, um eine Ewigkeit in schmählicher, schmerzlicher Knechtschaft zu liegen. — Was das Historische von F. betrifft, so soll er in Kundlingen im Würtembergischen, oder in Roda, einem weimar. Flecken, oder in Soltwedel (Salzwedel), einem Städtchen in der Altmark Brandenburg, geboren und später von einem reichen Vetter nach Wittenberg genommen, erzogen und zum Erben eingesetzt worden sein. Nach Einigen soll er in Wittenberg, nach Andern in Krakau und zwar hier besonders Magie studirt haben. Darauf zog er in Deutschland umher und suchte durch Wunderthaten Ruhm und Geld zu erwerben, namentlich in Prag, Erfurt und Leipzig soll er sein Wesen getrieben haben. In Erfurt hielt er Vorlesungen und citirte zum Entsetzen seiner Zuhörer Geister; in Leipzig ritt er auf einem Fasse aus Auerbach's Keller. Dieser ist noch jetzt ein Weinkeller und zwei alte Gemälde erinnern noch an den Aufenthalt F.'s. Als stete Begleiter F.'s werden sein Famulus Wagner und ein Hund angeführt, in welchem letztern F.'s dienender Höllengeist gesteckt haben soll. Dieser Geist hieß Mephistopheles, und derselbe war es, der endlich, nachdem F.'s Zeit um war, in seiner scheußlichen Teufelsgestalt erschien und ihn mit sich fort in den Höllenpfuhl nahm. Den Leichnam fand man mit zerbrochenen Gliedern auf einem Misthaufen; nach Andern soll ihm der Teufel zu Kundlingen den Hals umgedreht haben. Es hat auch nicht an Solchen gefehlt, welche daran gezweifelt, daß jemals ein Dr. Faust wirklich existirt habe; sie meinen **Faustus**, welches lat. ist und glücklich bedeutet, sei ein allegorischer Name, den man einer erdachten Person gegeben; Andere haben den Dr. F. mit dem Fust verwechselt, der unter dem Erfinder der **Buchdruckerkunst** (s. d.) genannt wird. Der Dr. F. ist von jeher so sehr ein Gegenstand des Interesses gewesen, daß man vor Kurzem 106 Werke (darunter auch ausländische), welche ihn angehen, gezählt hat. Auch die Malerei und Kupferstechkunst hat ihn vielfach zum Gegenstande genommen, zum Theil sich anschließend an die poetischen Werke, welche ihn schildern. Das ausgezeichnetste poetische Werk der Deutschen und vielleicht aller Nationen ist **Göthe's** (s. d.) F., welches einen Mann darstellt, „der in den allgemeinen Erdenschranken sich ungeduldig und unbehaglich fühlend, den Besitz des höchsten Wissens, den Genuß der schönsten Güter für unzulänglich achtet, seine Sehnsucht auch nur im mindesten zu befriedigen, einen Geist, welcher daher nach allen Seiten hin sich wendend, immer unglücklicher zurückkehrt." Die göttliche Gnade erbarmt sich zuletzt des Gestorbenen, nachdem er noch vor seinem Ende die Irrigkeit seines Treibens erkannt hat.

**Faustrecht** ist das Recht des Stärkern, welches überall da gilt, wo es noch keine Herrschaft der Gesetze gibt oder diese umgestoßen und verachtet wird. Das Faustrecht herrschte besonders unter dem Adel des Mittelalters, welcher mit den Waffen vertraut, unabhängig und mächtig war. Dazu kam noch, daß die Gesetze damals sehr mangelhaft und die landesherrliche Gewalt sehr schwach war. Dadurch fiel man auf den naheliegenden Gedanken, sich selbst **auf seine eigne Faust Recht zu verschaffen**. Indeß wurde selbst in diesen gesetzlosen Zustand eine gewisse Ordnung gebracht und über die Ausübung des Faustrechts bestimmte Regeln festgesetzt. (S. **Fehde**.) Es artete aber dessenungeachtet so sehr aus, daß alle Sicherheit verschwand und sich Ritter aus den edelsten Geschlechtern nicht schämten, mit ihren Knappen und Reisigen aus ihren Burgen hervorzubrechen und den friedlichen Wanderer auf der Landstraße auszuplündern. Mit schwerem Gelde mußte sich der Kaufmann für den Transport seiner Güter ein sicheres Geleit erkaufen und auch dieses wurde oft nicht respectirt. Außerdem aber überzogen sich mächtige Ritter einander mit Krieg und an Ruhe



Digitized by Google

und Frieden im deutschen Vaterlande war nicht zu denken. Nach mehren vergeblichen Versuchen schwacher Kaiser, diesem Unwesen durch die sogenannten Land- und Gottesfrieden zu steuern, gelang es endlich Rudolf von Habsburg, eine Menge Raubnester zu zerstören und für einige Zeit Recht und Sicherheit herzustellen; doch erst durch die Errichtung des schwäb. Bundes, 1488, des ewigen Landfriedens und des Reichskammergerichts, 1495, wurde diesen Greueln ein Ende gemacht.

**Fayence** oder **Fayance** ist eine Art irdener Geschirre, welche zwischen der gemeinen Töpferwaare und dem **Porzellan** (s. d.) mitten inne steht, in neuerer Zeit aber durch das **Steingut** (s. d.) ziemlich verdrängt worden ist, und seinen Namen von der ital. Stadt **Faenza** hat, wo es schon seit langer Zeit verfertigt wurde. Die Fayence zeichnet sich vor dem gemeinen Töpfergeschirr durch Feinheit, Dauerhaftigkeit, schöne Glasur und Glasurmalerei aus, und ist um so vorzüglicher, je größere Ähnlichkeit es mit dem Porzellan hat. Man nimmt zur Fayence feinen weißen Thon, der mit feinem Sand oder klarem Speckstein oder Alabaster vermischt wird. Ehemals waren die vorzüglichsten Fabriken von Fayence in Italien, wo früher sogar die ausgezeichnetsten Maler (Tizian, Rafael, Giulio Romano u. A.) die unter dem Namen **Majolica** bekannte Fayence mit ihrer Kunst verschönten; jetzt wird die beste Fayence in Holland, Frankreich, auch in Berlin, Magdeburg und an vielen andern Orten verfertigt. In neuerer Zeit hat man, wie in Steingut, schwarz abgedruckte Kupferstiche in die Fayence eingebrannt, und es hierin zu einer großen Vollendung gebracht.

**Februar**, gegenwärtig der zweite Monat des Jahres von nur 28 Tagen, zu denen aber in den Schaltjahren (s. **Jahr**) noch ein 29. kommt. Die Einschaltung geschieht aber eigentlich nicht am Ende des Monats, sondern nach dem 23., sodaß stets der 24. Febr. eines Schaltjahres der Schalttag ist. Bei den Römern hatte dieser Monat eine ominöse Bedeutung, indem man der Verstorbenen gedachte, die in des Pluto (Februus) Gewalt sich befanden. Es wurden Sühnungsfeierlichkeiten abgehalten, woher der Monat den Namen (von **februare**, reinigen, sühnen) erhielt, und man hütete sich, Hochzeiten in diesem Monate, der ihnen eine schlimme Vorbedeutung gegeben hätte, zu schließen. Ähnlichen Aberglauben einer verhängnißvollen Bedeutung haben die Spätern mit dem Schalttage verbunden. Den deutschen Namen **Hornung** leiten Einige von dem alten **Hor**, welches Schmuz bedeutet, ab, der allerdings dem Monate des Thauwetters nicht zu fehlen pflegt.

**Fechten** ist die Kunst, mit Hieb- und Stoßwaffen im Kampfe seinen Gegner anzugreifen und sich gegen denselben zu vertheidigen; die Waffen, deren man sich daher gewöhnlich beim Fechten bedient, sind Säbel, Degen, Hieber, auch Lanze und Bayonnetflinte. Nach der Waffe, deren man sich bedient, richtet sich natürlich auch die Art des Angriffs und der Vertheidigung, und namentlich zerfällt hiernach das Fechten in Schlagen und Stoßen. Früher pflegten die Kämpfenden am linken Arme einen Schild zu führen, mit dem sie die Hiebe und Stöße des Gegners auffingen, die Schilder sind aber gegenwärtig als überflüssig abgekommen, da man gefunden hat, daß die Angriffswaffe selbst von dem Fechter zur Deckung hinreichend benutzt werden kann. Dadurch ist aber das Fechten eine weit schwierigere Kunst als früher geworden. Es erfodert nicht nur Stärke, sondern auch große Gewandtheit und wird daher nicht mit Unrecht als eine der edelsten gymnastischen Übungen (s. **Gymnastik**) betrieben. Hierin liegt auch der Grund, aus dem noch jetzt auf den Akademien **Fechtmeister** und **Fechtsäle** gehalten werden, um den Studirenden Gelegenheit zu geben, in der **Fechtkunst** sich zu unterrichten, obschon nicht geleugnet werden kann, daß hierdurch den verbotenen Zweikämpfen, bei denen die Fechtkunst eine ernstliche Anwendung findet, einiger Vorschub geleistet wird. Die Erlernung und Uebung des Fechtens geschieht mit stumpfen Waffen, die etwas große Glocken, Körbe oder Stichblätter unterhalb der Klinge über dem Handgriffe haben und welche **Rapiere** genannt werden. Weniger ausgebildet als die Kunst des Fechtens auf Säbel und Degen ist das Fechten mit der Lanze und dem Bayonnet. Dasselbe wird nur in einigen Armeen, namentlich in der sächs., kunstgerecht geübt. — Die Römer fanden ein großes Vergnügen an der Fechtkunst, daher traten bei den öffentlichen Kampfspielen Fechter, **Gladiatoren** genannt, im Kampfe auf Leben und Tod auf. Anfänglich traten nur verurtheilte Verbrecher, Sklaven oder Gefangene als Gladiatoren auf, später aber auch freigeborene Männer, die zum Theil ein Gewerbe daraus machten. Sie wurden in Schulen unterrichtet, deren Vorsteher sie dann zu den Festspielen vermietheten. Wurde ein Fechter vom andern niedergeworfen, so konnte er durch ein Zeichen die Entscheidung des Volkes über sein Schicksal anrufen, während das Schwert des Gegners auf seine Brust gezückt war. Das Volk entschied ebenfalls durch ein Zeichen zum Leben oder zum Tode. Oft ertrugen diese Gladiatoren mit bewunderungswürdigem Muthe den Tod, indem sie die Fürsprache des Volks verschmähten. — Schon früh hat sich die Bildhauerkunst mit Darstellung von Fechterstellungen beschäftigt. Eine der schönsten Statuen des Alterthums stellt

einen Fechter vor, an dessen linken Arm man sich das Schild und in dessen rechte Hand man sich die vorgestreckte Waffe

Digitized by Google

hinzudenken muß, um ein vollendetes Bild eines alten Fechters zu haben. Diese Statue ist bekannt unter dem Namen des Borghese'schen Fechters, weil sie in der Villa Borghese bei Rom aufgestellt war. Gegenwärtig ist sie in Paris.

**Federharz**, Caoutchouk, Kautschuk, elastisches Gummi, Gummi elasticum, nennt man die an der Luft geronnenen Milchsäfte verschiedener Gewächse Amerikas und Ostindiens. Jedoch ist es vorzüglich ein Baum (Siphonia elastica Rich.) Brasiliens, der das in den Handel kommende Federharz liefert. Dieser Baum hat einen hohen, schlanken Stamm, dessen Rinde am Untertheile borkig, weiter oben glatt ist und entweder freiwillig oder noch reichlicher durch tiefe Einschnitte den an der Luft bald erstarrenden oder gerinnenden Milchsaft ergießt, sodaß dieser oft in blaßgrauen, gänsekieldicken, viele Ellen langen Fäden herabhängt. Das Einsammeln und Zubereiten des Saftes geschieht besonders in den Wäldern von Para und der Insel Marajo. Man macht an mehren Stellen des Stammes, besonders in den Monaten vom Mai bis Aug., tiefe senkrechte Einschnitte und klebt unterhalb derselben kleine Schüsseln von ungebranntem Thon an, die meist in 24 Stunden gefüllt sind. Der so gewonnene Saft wird nun, damit er schneller trockne und nicht faule, über verschiedene aus Thon gebildete Formen gestrichen und diese über den Rauch von langsam verbrennenden rohen Früchten der Daussoupalme gehängt. Von diesem Räuchern rührt die äußere schwarze Farbe der Gummiflaschen vornehmlich her, denn das Innere, besonders der dicken Stücke, die man jetzt unter dem Namen Gummi-

feck im Handel führt, ist gelblichweiß. Nach der Räucherung zerklopft man die Formen und schüttelt den Thon aus den Gummiflaschen. Der Baum, aus dem, im franz. Guyana, das Federharz gewonnen wird, heißt bei den Eingeborenen Heve. Dieser und der ostind. Feigenbaum, der gleichfalls Federharz liefert, sind in vorstehender Abbildung dargestellt. Die Anwendung des Federharzes, welchen Namen das Kautschuk von seiner großen Federkraft (Elasticität) erhalten hat, ist jetzt sehr häufig und verschiedenartig, besonders seitdem es den Chemikern gelungen ist, dasselbe in ätherischen Ölen aufzulösen und später wieder mit Beibehaltung seiner Elasticität zu trocknen. Die gelungensten Versuche und vorzüglichsten Verfahrungsarten hat Lüdersdorf gemacht und erfunden und dieselben in einer Schrift gelehrt: „Das Auflösen und Wiederherstellen des Federharzes, zur Darstellung luft- und wasserdichter Gegenstände u. s. w." (Berl. 1832). Man bereitet Ballons, Platten, Röhren, Zeuche, Firnisse und Öle daraus, mittels welcher man vielerlei äußerst nutzbare Gegenstände herstellen kann. Auch ist es gelungen, dem Federharze verschiedene Färbungen zu geben. In England wird seit einiger Zeit auch flüssiges Federharz eingeführt, wodurch die Anwendung desselben sehr erleichtert ist, indem dasselbe die Eigenschaft hat, sich mit dem Wasser vollkommen zu vermengen, ohne dabei eine andere Veränderung, als Verdünnung, zu erleiden.

**Federn** heißen zunächst bekanntlich diejenigen thierischen Theile, welche den Vögeln zur Bedeckung der Haut dienen und sich durch Leichtigkeit, Elasticität, die daher auch Federkraft genannt wird, und nicht selten durch Farbenpracht auszeichnen. Auf diesen Eigenschaften beruht die vielfache Anwendung der Federn, nach der sie Bettfedern, Putzfedern und Schreibfedern genannt werden. Zu den Bettfedern werden die leichtesten und weichsten Federn der Gänse, Eidergänse und Schwäne genommen, welche Flaumfedern, Dunen oder Daunen heißen. Auch die stärkern Federn dieser Vögel, Schwingfedern genannt, werden zu diesem Zwecke verbraucht, nachdem sie geschlissen worden, d. h. nachdem man den zartern Theil, die Fahne, von dem härtern, dem Kiele, abgerissen hat. Die schönsten, d. h. leichtesten und weichsten Dunen geben die Eidergänse (s. d.). Zu Schreibfedern werden vorzüglich die großen, starken Federn aus den Flügeln der Gänse genommen, welche Posen, Kiele, Spuhlen heißen. Nur fünf Federn in jedem Gänseflügel sind tauglich zum Schreiben, nämlich die runde, härteste, aber auch kürzeste Eckpose oder Ortpose, die beiden darauf folgenden Schlachtposen und endlich die zwei Breitfedern. Die Schlachtposen geben die besten Schreibfedern; sie zeichnen sich durch einen natürlichen, nach unten zu auswärts gekehrten Ausschnitt an der schmalen Seite der Fahne aus. Die besten Federn sind die, welche den Gänsen zur Mauserzeit im Mai und Jun. ausfallen. Überhaupt sind nur die in dieser Zeit gewonnenen Federn zum Schreiben tauglich. Die Federn werden von eignen Fabrikanten, Posenschrapern, zum Schreiben vorgerichtet, welche Operation das Ziehen heißt und im Allgemeinen darin besteht, daß den Federn durch Hitze das Fett ausgezogen wird, wobei sie hart und glänzend werden. Auch die Federn der Schwäne, der welschen Hähne und der Raben werden als Schreibfedern benutzt. Als die besten Schreibfedern gelten die holländ. Kiele und die hamburger sogenannten See-



Digitized by Google

spulen. — Schon in frühern Zeiten hat man Schreibfedern aus Gold und Silber nachgemacht, seit einiger Zeit aber werden sehr viele Schreibfedern aus verschiedenen Metallcompositionen verfertigt. Auch andere Stoffe, z. B. Schildpatt, sind zur Verfertigung künstlicher Schreibfedern benutzt worden. Jene haben meist den Fehler, daß sie zu scharf sind, also in das Papier einschneiden, während diese zu stumpf sind. Doch haben die Metallfedern den Vorzug, daß sie länger halten als eine einmal geschnittene, natürliche Feder, doch kann man diese ausbessern, jene nicht. Personen, welche viel zu schreiben haben und überdies im Schneiden der Federn nicht geübt sind, werden die künstlichen Schreibfedern den natürlichen vorziehen. Man hat endlich auch viele Arten von sogenannten Tintefaßfedern gemacht, welche mit Tinte gefüllt sind, die langsam nach der Spitze der Federn sich ergießt, sodaß man nicht nöthig hat, einzutauchen und auf Reisen kein Tintefaß bei sich zu führen braucht. — Die Schmuckfedern machen einen bedeutenden Handelsartikel aus. Bei uns bedient man sich zum Schmucke vorzugsweise der Hahnen-, der Strauß- und der Reiherfedern. Gebräuchlicher als bei uns sind die Federn zum Schmuck bei den wilden Völkern. Namentlich lieben die Neger die Rebhuhnfedern, mit denen daher nach Afrika ein nicht unbedeutender Handel getrieben wird. Bekanntlich trägt man bei uns die Federn besonders zum Schmuck der Hüte, als Federbüsche, welche jedoch nur noch beim Militair im Gebrauche sind. Sehr häufig bedienen sich die Damen des Federschmucks. Eine eigne (nicht zünftige) Profession der Federschmücker beschäftigt sich mit Herstellung und Anordnung der Federn zum Schmucke. Auch zu einer Art Pelzwerk werden die Federn verschiedener Vögel (besonders die Schwanenfelle, welche wie Pelzwerk verbraucht werden) verarbeitet, aus denen man Muffe, Palatine, Mützen und dergl. herstellt. Endlich hat man auch die zum Theil künstlich, zum Theil von Natur schön gefärbten Federn zur künstlichen Herstellung von Blumen angewendet. Die Mexicaner stellten aus den herrlichen Federn des Kolibris die buntesten Gemälde mosaikartig zusammen. Bekanntlich finden die Federn noch eine vielfache Anwendung zu Pinseln, Zahnstochern, Pfeilen, Federbällen, zur Befielung der Claviere und anderer musikalischer Instrumente u. s. w. — Federn, Springfedern heißen figürlich auch Platten oder Streifen von Stahl oder gehärtetem Eisen, welche eine große Elasticität (Federkraft) besitzen. Dieselben lassen sich durch einige Gewalt beugen, springen aber, sowie die haltende Kraft nachläßt, wieder in ihre vorige Lage zurück. Solche Federn finden eine sehr vielfache Anwendung zur Herstellung von Schlössern an Thüren und Gewehren, von Uhren u. s. w. Auch an Wagen bringt man verschiedene Arten von Metallfedern an, welche dazu dienen, die Stöße, welche der Wagen auf unebenem Boden erleidet, minder fühlbar zu machen.

**Feen** sind die schönen Geschöpfe der Phantasie, weibliche Wesen, welche mächtiger als Menschen und doch keine Götter und ebensowenig grauenerregende Gespenster sind. Man weiß nicht, wann und wo der Glaube an sie entstanden, es scheint, als ob sie immer nur im Reiche der Poesie gelebt hätten, ohne jemals Gegenstand des religiösen Volksglaubens gewesen zu sein. Sie stehen dem Menschen näher als die Götter, denn wie die Menschen sind sie einem Schicksale unterthan, welches sie nicht zu überwinden vermögen; sie haben die Neigungen, ja Leidenschaften der Menschen, daher nehmen sie auch am Schicksale derselben den regsten Antheil. Sie erscheinen an der Wiege des Neugeborenen, an dem sie Antheil nehmen, sie prophezeien sein Geschick, sie theilen ihm Wundergaben mit, Geschenke, die ihn glücklich oder unglücklich machen können: einen Mantel, der unsichtbar macht, einen Beutel, der nie leer wird, auch Tugenden, Schönheit, Laster, Häßlichkeit. Ja nicht selten ist eine reizende Fee in Liebe zu einem Erdenjüngling entbrannt; in menschlicher Gestalt von überirdischer Schönheit erscheint sie ihm dann, vielleicht kommt sie auf einem mit Blumen geschmückten, von Schwänen gezogenen Nachen zu dem glücklichen Jüngling, dessen Gemahlin sie wird, den sie in ihr Zauberreich einführt, wo Paläste aus Demant stehen, goldene Früchte an silbernen Bäumen wachsen, überall sanfte, reizende Musik erschallt, Wohlgerüche duften, krystallene Quellen rieseln — oder bei dem sie bleibt, bis Tod oder Untreue sie trennt. Wie die Fee kam, so verschwindet sie wieder. Die Kinder, aus solcher Ehe entsprossen, tragen Spuren überirdischen Ursprungs an sich; die liebende Mutter erzieht, leitet, rettet sie. Aber nicht nur schöne und gute Feen gibt es, sondern auch böse und häßliche. Nicht selten streiten diese untereinander, die böse Fee sucht die Günstlinge der guten zu verderben. Aber die gute Fee muß zuletzt siegen, welche Künste der Verwandlung auch die böse Feindin anwenden mag. Die Zauberei ist nämlich eigentlich das Besitzthum, welches die Feen so mächtig macht; aber sie treiben ein heiteres Zauberwesen, welches keine Verwandtschaft mit den schwarzen Höllenkünsten der Hexen und Zauberer hat. Daher ist oft auch eine Fee mit einem Zauberer im Streit, wo denn die lichte Kunst die schwarze endlich besiegt. Die reizenden Feenschlösser, die sie bewohnen, mit ihren wundervollen Gärten, ihre Wundergaben, sie selbst in ihrer holden Menschengestalt oder in welcher andern Gestalt sie auch erscheinen mögen, sind Werke ihrer Zauberkunst. Kein Wunder ist es, daß so gern die Dichter mit den Zauberfrauen sich beschäftigt und in tausend Feenmärchen die Geschichte derselben niedergelegt haben. Einige Dichter sprechen von einem großen Feenreiche, einem Zauberstaate, den die mächtigsten Feen beherrschten; es gibt nichts Schöneres als dieses Reich, denn was auch die Phantasie Herrliches ersinnen mag: jenem Reiche gehört es an.

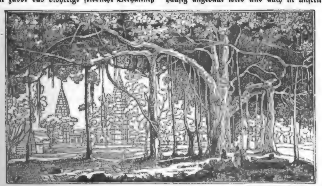
**Fegfeuer**, so viel wie Reinigungsfeuer, ist nach dem Begriffe der katholischen Kirche der Mittelzustand zwischen Tod und Seligkeit, wo die Seelen derjenigen Frommen, die noch nicht ganz von Sünden gereinigt aus dem irdischen Leben scheiden, zeitliche Strafen erdulden und dadurch für den Eintritt in den Himmel geläutert werden. Nur für die nicht vollendeten Frommen ist das Fegefeuer, den Heiligen und den mit Todsünden Behafteten öffnet sich nach dem Tode sogleich der Himmel oder die Hölle. Die in demselben zu leidende Pein, die jedoch durch Seelenmessen, Gebete, gute Werke, welche für die Verstorbenen übernommen und geleistet werden, und durch Ablaß, den man aus dem Schatz der Kirche für sie löst, abgekürzt und aufgehoben werden kann, ist sinnlich fühlbar; ein einziger Funke des Fegfeuers schmerzt empfindlicher denn alle körperliche Schmerzen. Diese Lehre hat ihren Ursprung weniger in Bi-

Digitized by Google

belstellen, wie 2. Makk. 12, 40 fgg., als vielmehr in heidnischen Vorstellungen, welche zum Theil in das Christenthum übergingen. Die dieser Lehre ergebenen Kirchenväter, Clemens von Alexandrien und Origenes, bildeten diese Vorstellungen aus, die aber in der griech. Kirche nie, in der katholischen erst auf dem Concil zu Florenz 1439 und zu Trient 1545—63 kirchlich bestätigt worden sind. Die geläuterte katholische Glaubenslehre unserer Zeit versteht darunter blos den allmäligen Übergang in die vollkommene Seligkeit.

**Fehde** ist ein altdeutsches Wort und heißt so viel wie Zwist, Feindschaft, Krieg; insbesondere aber bezeichnet man damit die zur Zeit des Faustrechts (s. d.) herrschenden und wahrscheinlich von der Blutrache (s. d.) abstammenden Kämpfe des Adels und anderer Corporationen, durch welche diese Streitigkeiten unter sich ausmachten. Es bestanden darüber gewisse Gesetze und ein eignes Recht (Fehderecht), wodurch nicht nur die Ursachen, aus welchen eine Fehde begonnen, sondern auch die Förmlichkeiten, welche dabei beobachtet werden mußten, festgesetzt waren. Doch entstanden oft auch aus unbedeutenden Anlässen heftige Fehden, so z. B. die Fehde, welche Hellmann von Praunheim der Stadt Frankfurt ankündigte, weil eine Jungfer aus der Stadt seinem Vetter einen Tanz abgeschlagen hatte. Jeder freie Mann hatte das Recht, einem Andern Fehde anzukündigen, doch mußte er ihm zuvor das bisherige friedliche Verhältniß förmlich aufkündigen, welches man absagen oder Fehde ansagen nannte. Dies geschah durch einen sogenannten Absage- oder Fehdebrief und bei den Rittern noch durch das Hinwerfen eines Handschuhs, des sogenannten Fehdehandschuhs, durch dessen Aufnahme der Gegner zu erkennen gab, daß er die Fehde annehmen wolle. Die ehrliche Fehde mußte immer wenigstens drei Tage vor Beginn der Feindseligkeiten angesagt werden, ein Gebrauch, von dem sich noch unsere heutigen Kriegserklärungen herzuschreiben scheinen. Der Herausgefoderte konnte sich aber auch durch Geld, Fehdegeld, von der angesagten Fehde loskaufen. Dem Sieger war eine unbeschränkte Verfügung über die Person des Besiegten, seine Leute und Güter zugestanden. Mit der Errichtung des Landfriedens und des Reichskammergerichts, 1495, trat ein geordneterer Rechtszustand ein und die Fehden hörten allmälig auf. In der peinlichen Halsgerichtsordnung Kaiser Karl V. wird Jeder mit der Strafe des Schwertes bedroht, welcher Jemanden „wider Recht und Billigkeit muthwillig befehdet"; doch wurde die Fehde für straflos erklärt, wenn vom Kaiser Erlaubniß dazu eingeholt oder eine rechtmäßige Ursache dazu vorhanden war.

**Feige** nennt man die birnförmigen, bei der Fruchtreife saftig und fleischig gewordenen Fruchtböden des Feigenbaums, welcher aus Asien stammt, aber in Südeuropa häufig angebaut wird und auch in unsern Gärten im freien



Lande ausdauert, wenn er nur während des Winters gut bedeckt wird. Durch die Cultur sind gegen 20 Abänderungen dieses Baumes, der in den warmen Ländern eine ziemliche Höhe erreicht, doch meist strauchartig bleibt, entstanden, die sich durch die geringere oder größere Güte der Feigen unterscheiden. Die Blüten befinden sich im Innern der aus dem Holze der Zweige hervorkommenden Feigen, und zwar entweder nur männlich, oder nur weiblich, oder miteinander gemischt auf einem Individuum. Die in den reifen Feigen befindlichen Nüßchen sind die wahren Früchte. Um das Reifen der Feigen, besonders bei denen, die nur eingeschlechtige Blüten enthalten, zu befördern, wendet man im Oriente ein schon den Alten bekanntes Verfahren, welches Caprificiren genannt wird, an. Man bringt nämlich Zweige von wilden Bäumen, in deren Feigen sich kleine Schlupfwespen befinden, in die Nähe anderer, damit jene Insekten auch diese anstechen, um ihre Eier hineinzulegen, oder man macht Stiche mit zugespitzten Federn hinein, was einen ähnlichen Erfolg hat. Den weichlich süßlichen Geschmack, den unsere frischen Feigen haben, besitzen die der wärmern Gegenden nicht; diese haben einen weit kräftigern und angenehmern Geschmack, der durchs Trocknen noch erhöht wird. Zu den besten im Handel vorkommenden Sorten gehören die smyrnaer, sicil., calabrischen und genueser Feigen. Sie werden in Kisten und Schachteln verpackt. Aus Morea kommen die Feigen von Kalamata, die auf Schilf gereiht werden und den Namen Kranzfeigen erhalten. Ein Kranz enthält immer 100 Stück. Diese und andere Sorten sind

Digitized by Google

trockner und minder zuckerhaltig. — Der **Feigenkäse** wird in Spanien und Portugal bereitet und ist ein Gemisch der reifsten Feigen mit Mandeln, Haselnüssen, Pinien, Pistazien, feinen Kräutern und Gewürzen. Man genießt ihn als Confect. — Der umstehend abgebildete Baum ist der indische **Feigenbaum, Bananenbaum**, welcher schon den Alten bekannt war und in Ostindien in heiligem Ansehen steht. Derselbe zeichnet sich dadurch aus, daß er Zweige herabsenkt, die in der Erde aufs Neue Wurzeln schlagen und sich so aus ursprünglich einem Stamme allmälig zu einer kleinen Waldung ausbreitet.

**Feldmessen** wird das Ausmessen und Eintheilen der Felder in weitester Bedeutung, also eines ganzen willkürlich oder durch die Natur abgegrenzten Grundstücks genannt. Hierzu kommt die Berechnung des Flächenraums aus den gemessenen Linien und Winkeln, sowie das Aufnehmen des auszumessenden Grundstücks. Das Messen selbst geschieht nach den üblichen Maßen, als Ruthen und Fußen, mit Hülfe von Meßstangen, Meßketten, Meßleinen und den in der angewandten Mathematik üblichen Instrumenten zum Messen der Winkel, die Berechnung des Flächenraums nach den in der Mathematik hierzu festgestellten Regeln. Durch das Aufnehmen wird auf dem Papiere eine Zeichnung des ausgemessenen Gegend hergestellt, bei welcher es namentlich darauf ankommt, daß alle einzelnen Theile die der Wirklichkeit genau entsprechende Lage und das richtige Größenverhältniß gegen einander haben. Eine solche Zeichnung, **Flurriß** genannt, wird daher nach verkleinertem Maßstabe angefertigt, d. h. während die Winkel in der Zeichnung genau ebenso groß gemacht werden, wie man sie in der Wirklichkeit durch Beobachtung gefunden hat, wird in der Zeichnung die Länge einer Ruthe durch eine willkürlich angenommene Linie ausgedrückt, nach welcher als Maß alle Theile der Zeichnung genau dieselben Ausmessungen geben, welche sie in der Wirklichkeit nach Ruthenmaß geben. Um die Aufgaben des Feldmessens mit Leichtigkeit ausführen zu können, hat man verschiedene eigne Instrumente erfunden, unter denen der **Meßtisch** (s. d.) die wichtigste Stelle einnimmt. Die **Feldmeßkunst** macht einen Theil der angewandten Mathematik aus; ein **Feldmesser** muß aber außer hinreichenden mathematischen Kenntnissen auch noch die Zeichnenkunst und mancherlei ökonomische und juristische Kenntnisse innehaben.

**Feldspath** ist ein aus Kieselerde, Thonerde und Kali bestehendes, weitverbreitetes Mineral, das sich zum Theil krystallisirt, zum Theil derb in großer Masse oder eingesprengt in andern Steinarten vorfindet. Die schönste Art ist der fast wasserhelle, farblose, glasähnliche **Adular**, der zuweilen einen, dem Opal ähnlichen Lichtschein (Mondstein) hat, zuweilen in Regenbogenfarben schimmert (Sonnenstein). Man findet ihn am schönsten auf dem St.-Gotthard, in der Dauphiné, auf Ceylon und in Grönland. Der Adular wird als Ringstein getragen und theuer bezahlt. Der gemeine Feldspath kommt in den verschiedensten Farben vor und hat ebenfalls einen schwachen Perlmutterglanz. In Sibirien findet man den grünen Feldspath, welcher **Amazonenstein** genannt wird und aus dem man allerlei Schmucksachen verfertigt. Im kais. Cabinet zu Petersburg zeigt man zwei schöne, aus Amazonenstein verfertigte Vasen. Man benutzt den gemeinen Feldspath auch zur Herstellung des Porzellans und des Steinguts, sowie zur Bereitung undurchsichtiger Emailmassen und zum Glasiren.

**Feldzeichen** sind eigentlich alle im Kriege geführten militairischen Abzeichen, theils um Freund und Feind unterscheiden zu können, theils um die einzelnen Abtheilungen eines und desselben Heeres voneinander auszuzeichnen. Zu ihnen gehören näher die Cocarden, die Federbüsche, die Schärpen der Offiziere, die Porteépées und die Hutcordons. Jede Nation hat besondere Farben, welche bei den Feldzeichen angebracht werden. Die wichtigsten Feldzeichen sind die **Fahnen**, die den einzelnen Heeresabtheilungen zum Versammlungszeichen dienen und in einem Stücke Zeuch bestehen, das an eine Stange mit meistens metallener Spitze befestigt ist. Der Ursprung entsprechender Zeichen und zum Theil den unsern sehr ähnlicher Fahnen ist sehr alt. Die röm. Republik hatte statt der Fahnen als Feldzeichen für die Legionen Adler, welche auf Stangen getragen wurden. Einen solchen Adler zeigt die nebenstehende Abbildung. Es ist bekannt, daß Napoleon ähnliche Adler bei seinem Heere neben den Fahnen einführte. Eigentliche Fahnen führten im röm. Heere zuerst die Kaiser ein. Die alten Deutschen führten als Feldzeichen ein an eine Stange befestigtes Band, welches der Herzog (Feldherr) dem Heere vortrug. Nachher kamen die großen **Banner** (s. d.) auf. Kleinere Fahnen hatten die einzelnen Heerabtheilungen. Seit Kaiser Marimilian I. hatte jede Compagnie der regelmäßig organisirten Lanzenknechte eine eigne Fahne, und hieß davon ein **Fähnlein**. Jetzt pflegt nur jedes Bataillon eine besondere Fahne zu haben. Diese Fahnen tragen das Wappen des Fürsten, in dessen Dienste das Heer steht, so wie die Nationalfarben, und sind zuweilen mit Inschriften versehen. Die Fahne ist der Gegenstand der größten Ehrfurcht und Anhänglichkeit der Soldaten, sowie das Senken der Fahne, welches nur vor dem Fürsten oder dessen Stellvertreter geschieht, die größte militairische Ehrenbezeugung ist. Bei der Fahne schwört der Soldat den Eid der Treue; seine Fahne verlassen, ist so viel wie desertiren, sie vom Feinde sich nehmen lassen, die größte Schmach. Eine von Kugeln zerfetzte Fahne wird für ehrend gehalten, denn sie deutet darauf hin, daß das Bataillon schon oft im Feuer gestanden habe. Als eine der größten Ehrenbezeigungen wird zuweilen der Name eines ausgezeichneten Kriegers mit Erlaubniß des Landesherrn in die Fahne gestickt. Die nächste Bedeckung der Fahne besteht aus dem Fahnenträger, zwei diesem zur Seite und drei hinter diesen gehenden Unteroffizieren, wozu bei einigen Armeen noch ein vorangehender Offizier kommt. Dieser **Fahnenzug** oder **Fahnenpeloton** bildet die Mitte des Bataillons. Nach der

Digitized by Google

Fahne richtet sich das ganze Bataillon, sowol beim Avanciren als beim Retiriren. In einigen Armeen heißt der Träger der Fahne Fahnenjunker, in andern trägt sie ein Portepéefähnrich. Kleinere Fahnen als die Infanterie, hat die Cavalerie, welche Standarten oder Estandarten heißen. Auch nichtchristliche Völker haben Fahnen. Berühmt ist die Fahne des Propheten, welche aus dem Vorhange vor der Thüre einer der Frauen Mohammed's gemacht sein soll. Sie wird in Konstantinopel im Innern des Serail in einer Kapelle aufbewahrt, wo sie mit 42 seidenen Überzügen bedeckt in einer kostbaren Kapsel ruht und fortwährend von einigen mit unablässigen Gebeten beschäftigten Emiren bewacht wird. Sie ist schwarz und wurde daher von Mohammed der schwarze Adler genannt. Im Kriege und bei einem Aufstande wird eine falsche Fahne aufgesteckt, welche das Volk für die echte Fahne Mohammed's, das größte Religions- und Nationalheiligthum, hält.

**Fellenberg** (Philipp Emanuel von), geb. 1771 zu Bern, der berühmte Mann, welcher sich durch seine Verbesserungen in der Landwirthschaft und durch die von ihm angelegten trefflichen Erziehungsanstalten die größten Verdienste erworben hat. Er studirte in Tübingen die Rechtswissenschaften, widmete sich aber nachher ganz der Volksbildung. Durch anhaltende Studien in seiner Gesundheit geschwächt, stellte er sich durch die einfachsten Speisen und Getränke wieder her, indem er alle feinern Genüsse verschmähte, und machte Wanderungen in der Schweiz, Deutschland und Frankreich, um Menschenkenntniß zu sammeln. Er beschäftigte sich fortwährend mit Plänen zu Verbesserung des Volkslebens auf den Grund einer tüchtigen Erziehung, aber durch die franz. Revolution wurde er fürs Erste abgehalten, diese seine Pläne zur Ausführung zu bringen. Durch den Tod seines Vaters kam er 1801 in den alleinigen Besitz des Gutes von Hofwyl in der Nähe von Bern. Er verband sich alsbald mit dem berühmten Pestalozzi, der seine Schule nach dem Schlosse Buchsee nahe bei Hofwyl verlegte; doch hatte diese Vereinigung nicht lange Bestand. F. suchte nun auf alle mögliche Weise nach den besten ausländischen Mustern und nach eignen Beobachtungen und Erfahrungen, die Landwirthschaft zu heben, er gab mehre landwirthschaftliche Schriften heraus und trat in Verbindung mit ausgezeichneten Ökono-

Digitized by Google

men. Daneben legte er ein Institut für verwahrloste Kinder an, sowie ein ökonomisches Lehrinstitut zu Buchsee. Im J. 1808 wurde noch eine Erziehungsanstalt für Kinder höherer Stände gegründet, wogegen F. das ökonomische Institut, um seine Kräfte ganz dieser Erziehungsanstalt zu widmen, welche sehr großen Beifall gewonnen hatte, 1818 eingehen ließ.

**Femgerichte**, auch Freigerichte oder Freiding, westfäl. Gerichte, Feme, heilige Fehme, waren Gerichtshöfe eigenthümlicher Art, welche sich im Mittelalter allmälig in ganz Deutschland einen bedeutenden Theil der richterlichen Gewalt, namentlich der Strafrechtspflege, angemaßt hatten. Über ihre Entstehung und Verfassung ist von Historikern und Rechtsgelehrten viel gestritten und über ihr Thun und Treiben von Romanschreibern viel gefabelt worden. Nach Auflösung der altdeutschen Gauverfassung, wodurch Deutschland ein gemeinsames Oberhaupt und eine Anzahl mehr oder weniger selbständiger Fürsten erhielt, ging auch die richterliche Gewalt an die Landesherren über. Nur in Westfalen, dem alten Herzogthume Sachsen, hatten sich bei der allgemeinen Verwirrung, welche namentlich nach dem Sturze Heinrich's des Löwen (1179) herrschte, viele freie Gemeinden so unabhängig zu erhalten gewußt, daß sie die obere Gerichtsbarkeit (die niedere wurde auch hier von landesherrlichen Beamten ausgeübt) nicht durch die vom Landesherrn bestellten Beamten (die Gografen), sondern durch selbstgewählte höhere Richter (die sogenannten Freigrafen) ganz nach alter Sitte ausüben ließen. Nur insofern waren sie oft vom Landesherrn abhängig, als dieser das Bestätigungsrecht oder die sogenannte Stuhlherrschaft über sie hatte. Der Erzbischof von Köln suchte im 13. Jahrh. über sämmtliche Freigerichte in ganz Engern und Westfalen eine solche Stuhlherrschaft zu erlangen und der Kaiser, welcher immer als oberster sogenannter Stuhlherr betrachtet wurde, gestand ihm auch so viel zu, daß kein Freigraf in diesem Districte seine richterliche Gewalt ausüben dürfe, wenn er nicht zuvor vom Erzbischofe von Köln geprüft und bestätigt worden sei, und daß kein Freigericht ohne seine Einwilligung angelegt werden solle. Dieses oberste Aufsichtsrecht machte es den Erzbischöfen möglich, in die innere Verfassung der Freigerichte Manches hineinzubringen, was ihnen ursprünglich fremd gewesen war, und dadurch scheinen sie im 13. Jahrh. zu sogenannten Stillgerichten (heimlichen Gerichten) geworden zu sein, während sie früher, wie das altdeutsche gerichtliche Verfahren überhaupt, öffentlich waren. Seit dieser Zeit finden wir auch den Ausdruck Fem- oder Vehmgerichte (Faem- oder Veimgerichte) häufiger gebraucht, welcher indeß nichts Anderes bedeutet als oberes (Fahm heißt das Oberste) oder Blutgericht, was gleichbedeutend ist. Doch war das Verfahren bei diesen Gerichten immer nur theilweise heimlich, nämlich dann, wenn es sich um todeswürdige Verbrechen handelte. Aber auch hierbei wurde immer noch unterschieden, ob der Verbrecher zu den Wissenden (sciti, Femgenossen, vemenoti), d. i. Schöffen, welche in das geheime Verfahren eingeweiht waren, deren Anzahl sich mit der Zeit sehr vergrößerte, gehörte oder nicht. Gegen Nichtwissende konnte ein heimliches Verfahren nur dann stattfinden, wenn sie auf gehörige Anklage, die in einem heimlichen Gericht geschehen zu sein scheint, vor ein offenes Freigericht geladen worden waren und in dem gesetzlichen Termine von sechs Wochen und drei Tagen nicht erschienen, oder die Klage zu entkräften nicht im Stande gewesen waren oder die Sache von ihrem ordentlichen Gerichte nicht abgefodert war. Dann wurde das heimliche Verfahren eingeleitet, der Kläger führte den Beweis der Klage mit sechs Eideshelfern, d. h. er beschwor mit noch sechs andern Männern, welche aber alle Freischöffen oder Wissende sein mußten, daß seine Anklage in der Wahrheit beruhe, und der Beklagte wurde in die heimliche Acht verurtheilt (verfemt, verführt). Das Urtheil wurde durch die Freischöffen selbst vollzogen, wobei jeder Freischöffe, der durch eidliche Versicherung anderer Femgenossen von der Verfemung unterrichtet wurde, Hülfe zu leisten verpflichtet war. Gegen Wissende war das ganze Verfahren heimlich. Sie konnten aber erst nach dreimaliger Vorladung, deren Termine jeder wenigstens sechs Wochen und drei Tage voneinander entfernt sein mußten, verfemt werden. Erschienen sie aber, so konnten sie durch einen Eid ihre Unschuld beschwören; diesen Eid konnte zwar der Ankläger durch einen Eid mit drei Eideshelfern entkräften, allein dann stand dem Angeklagten eine weitere Vertheidigung mit sechs Eideshelfern, und wenn auch diese mit 14 Personen widerlegt wurde, die Vertheidigung mit 21 Eideshelfern zu, welches das höchste Gezeugniß war und die Freisprechung ohne Weiteres bewirkte. Wurde der Verbrecher bei einem vor die Femgerichte gehörigen Verbrechen (Feimwroge) auf frischer That (mit hebender Hand und gichtigem Mund) von drei oder vier Freischöffen ertappt, so konnten ihn diese sofort richten. Jeder Freischöffe war verpflichtet, in der heimlichen Acht alle ihm bekannt gewordenen Femwrogen anzuzeigen. Vor dem Femgerichte zu klagen, war nur erlaubt, wenn vor dem ordentlichen Gerichte des Klägers kein Recht zu erlangen stand. Von der Gerichtsbarkeit der heimlichen Gerichte waren alle Geistliche, reichsunmittelbare Personen, welche die vollständige Landeshoheit besaßen, und vielleicht auch Juden und Weiber frei. Nur auf rother, d. i. westfäl. Erde, konnten, vermöge der kais. Privilegien, durch welche die Freigerichte begnadigt waren, Femgerichte gehalten werden; doch dehnten sie ihre Macht über ganz Deutschland aus und misbrauchten dieselbe häufig zu Verbrechen und Gewaltthaten. Daher kam es, daß beim Kaiser häufig Beschwerden über sie einliefen und Befreiung von ihrer Gerichtsbarkeit an ganze Städte und Bezirke ertheilt wurde. Ausdrücklich aufgehoben sind sie indeß nie, sie kamen aber durch die im 16. Jahrh. gänzlich umgestaltete Criminalgesetzgebung und nach dem westfäl. Frieden durch die größere Befestigung der landesherrlichen Gewalt, deren frühere Schwäche sie hauptsächlich ihren Ursprung verdankten, immer mehr außer Gebrauch.

**Fenchel** ist ein bekanntes, in Südeuropa einheimisches, in Deutschland in Gemüsegärten und auf Feldern angebautes, auch hier und da verwildertes Doldengewächs. Die ausdauernde Wurzel ist stark, ästig, fleischig, weiß und sehr gewürzhaft. Der aufrechte, ästige Stengel ist, wie die in borstenförmige Fäden getheilten Blätter, mit einem blaugrünen Reif überlaufen. Die an den Zweigspitzen große, flache Dolden bildenden Blüten sind gelb. Die ovalen kleinen Früchte, gewöhnlich Fenchelsamen genannt, haben einen sehr gewürzhaften Geruch und süßen Geschmack. Sie er-

Digitized by Google

halten ein ätherisches Öl, welches schon bei einer Temperatur von 2—3 Grad erstarrt. Die frischen Wurzeln werden wie Pastinaken gespeist. Die Obertheile der Stengel mit den unreifen Fruchtdolden werden, wie der Dill, zum Einlegen der sauern und Pfeffergurken als Gewürz benutzt und auch sogar die jungen Stengel mit den Blättern in einigen Gegenden als Salat gegessen. Am wichtigsten aber ist die Anwendung des Fenchelsamens als Gewürz und Arznei. Er ist ein gelindes Reizmittel der Verdauungsorgane und leistet vortreffliche Dienste bei Unterleibsbeschwerden der Kinder. Auch als Brustmittel ist er häufig gegen Husten und Katarrh in Anwendung, er reizt die Schleimhäute der Lungen wohlthätig und steht schon seit langer Zeit in dem Rufe, die Milchabsonderung zu befördern.

**Fénélon** (François de Salignac de Lamotte), geb. am 6. Aug. 1651, gest. am 7. Jan. 1715 als Erzbischof von Cambray, war ein ebenso liebenswürdiger Mensch als wahrhaft frommer Priester und ausgezeichneter Schriftsteller der Franzosen. Er stammte aus einer vornehmen Familie und widmete sich aus der reinsten Neigung dem Priesterstande. Bald nachdem er zu Paris seine theologischen Studien gemacht hatte, trat er als Kanzelredner mit begeisternden Predigten auf. Nachdem er durch ausgezeichnete Schriften einen ausgebreiteten Ruf sich erworben hatte, trug ihm König Ludwig XIV. die Bekehrung der Protestanten in Poitou auf. Dragoner sollten bei dem Bekehrungsgeschäfte behülflich sein. Aber F., der die Liebe als erstes und vornehmstes Gebot des Christenthums im Herzen trug, übernahm das ihm aufgetragene Amt nicht eher, als bis die Soldaten abberufen waren. Nun aber vollführte er es durch seine Beredtsamkeit und seinen liebevollen Charakter mit solchem Erfolg, daß ihm der König die Erziehung des Dauphin (Kronprinzen) übergab. Aber dieser, der unter dem Einflusse eines so ausgezeichneten Lehrers der trefflichste Regent zu werden versprach, wurde Frankreich durch den Tod entrissen. F. wurde, nachdem er Erzbischof geworden war, in ärgerliche theologische Streitigkeiten hineingezogen, so fern auch seinem sanften Charakter alle Streitsucht lag. Er schrieb eine Vertheidigungsschrift, wegen der man ihn verketzerte. Der Papst verurtheilte F. zum Widerruf der von ihm ausgesprochenen Ansichten und der König verwies ihn vom Hofe in seinen Sprengel. Hier lebte er als ein wahrer Bischof, ein Hirt der ihm anvertrauten Heerde, bis an seinen Tod. Hunderte von Beispielen seiner Tugend, seines schlichten, liebevollen Sinnes werden erzählt. Seine Entfernung vom Hofe soll noch beschleunigt worden sein durch das Erscheinen seiner „Abenteuer des Telemach", in denen man Anspielungen auf Verhältnisse am Hofe Ludwig XIV. suchte. Dieses Buch durfte deshalb auch anfangs nicht zu Ende gedruckt werden, fand aber so großen Beifall, daß seit F.'s Tode über 200 Auflagen desselben erschienen sind. Es enthält die Erziehungsgeschichte des Telemach, Sohn des vor Troja kämpfenden Ulysses, durch Mentor, dessen Gestalt Minerva, die Göttin der Weisheit, angenommen hat, und ist in einer schönen, wenn auch etwas zu blumenreichen Sprache, geschrieben. Es ist mehre Male ins Deutsche übersetzt worden (Nürnb. 1806, Stuttg. 1808). Außer dem Telemach sind namentlich F.'s religiöse Schriften ausgezeichnet, welche Claudius (der wandsbecker Bote) übersetzt hat (3 Bde., Hamb. 1800—9). — F. wurde 1826 zu Cambray ein Denkmal errichtet.

**Ferdinand II.**, Kaiser von Deutschland, geb. am 9. Jul. 1578 zu Grätz, gest. am 15. Febr. 1637, war ein Enkel Ferdinand I., der von 1558—64 als deutscher Kaiser friedlich regiert hatte. Maria von Baiern, die Mutter F. II., erzog ihren Sohn streng nach katholischen Grundsätzen, indem sie und die Jesuiten, bei denen sich F. zu Ingolstadt fünf Jahre lang aufhielt, ihm die Wiederherstellung der katholischen Kirche in Deutschland als höchste Glaubens- und Regentenpflicht vorstellten. Mit dem festen Vorsatze, diesem Geschäfte sein Leben und seine ganze Macht zu widmen, wurde F. 1617 und 1618 König von Böhmen und Ungarn und sein finsterer, verschlossener Charakter trugen dazu bei, daß er mit einer Festigkeit seinen Plan verfolgte, die ihn selbst um die Ruhe des Lebens und seine Unterthanen in die größten Drangsale brachte, die jemals über Deutschland hereingebrochen sind. Kurz vorher, ehe F. den Kaiserthron bestieg, hatten die Böhmen schon das verhängnißvolle Zeichen zum dreißigjährigen Kriege gegeben, welchen F., der 1619 auf den Kaiser Matthias folgte, bis an seinen Tod eifrig fortsetzte. (S. Dreißigjähriger Krieg.) Ihm folgte sein Sohn, F. III., geb. am 13. Jul. 1608, gest. am 2. Apr. 1657, als deutscher Kaiser, der zum Frieden geneigt war, aber den einmal entbrannten Kampf, den auswärtige Feinde emsig schürten, um die Macht Deutschlands zu brechen, nicht eher zu beschwichtigen vermochte als 1648, wo der Westfälische Friede (s. d.) geschlossen wurde.

**Ferdinand I.** (Karl Leop. Joseph Franz Marcellin), regierender Kaiser von Östreich, Sohn Franz I. und dessen

zweiter Gemahlin Marie Therese, einer neapolit. Prinzessin, geb. am 19. Apr. 1793, bestieg am 2. März 1835 nach Ableben seines Vaters den Kaiserthron, nachdem er schon 1830 als Ferdinand V. in Presburg zum König von Ungarn



Digitized by Google

gekrönt worden. Er war in seiner Jugend von schwächlicher Gesundheit und trat daher nicht in den Militairdienst. Nachdem sich aber sein Körper erkräftigt und eine sorgfältige Erziehung ihm die nöthige Vorbereitung ertheilt hatte, trat F. bald nach den Befreiungskriegen Reisen durch Frankreich, Italien, die Schweiz und das Kaiserreich an, auf denen er durch seine Leutseligkeit, Milde und Wohlthätigkeit die Liebe Aller erwarb, die das Glück hatten, mit ihm in Beziehung zu kommen. Das Leben des geliebten Fürsten war 1832 einer großen Gefahr ausgesetzt, indem ein schändlicher Undankbarer, dem er Wohlthaten hatte zufließen lassen, der aber auf noch bedeutendere Geldsummen gerechnet hatte, ein Terzerol auf ihn abschoß. Der Bubenstreich mislang jedoch, indem die Kugel nur die Schulter des Königs leicht streifte. Bei dieser Gelegenheit sprach sich die Liebe des Volkes zu seinem künftigen Herrscher auf das Lebendigste aus. Seit 1831 ist F. mit der Prinzessin Karoline Marie Anna, der Tochter des verstorbenen Königs Victor Emanuel von Sardinien, vermählt. Gleich nach seiner Thronbesteigung erfreute der Kaiser sein Volk mit der Erklärung, daß er ganz im Geiste seines hochverehrten und geliebten Vaters fortregieren werde, und erneuerte den alten Freundschaftsbund Östreichs mit Preußen und Rußland bei seiner persönlichen Zusammenkunft mit König Friedrich Wilhelm III. und Kaiser Nikolaus I. zu Teplitz im Oct. 1835, wodurch Europa die Hoffnung auf Erhaltung des Friedens erhielt, an der Einige zweifeln zu müssen geglaubt hatten. Er nahm keine wesentlichen Veränderungen in der Besetzung der Staatsämter vor und die erste Handlung, welche seine Thronbesteigung bezeichnete, war eine That der Großmuth und Milde, indem er eine Anzahl wegen Staatsverbrechen Angeklagter begnadigte. Auch hat er einige mildernde Änderungen in der Rechtspflege eingeführt. Er ist auf alle Weise bemüht, die Industrie der von ihm beherrschten Länder zu heben, und wie sehr er von jeher sich dafür interessirt hat, beweist unter Anderm ein schon früher auf seine Kosten angelegtes großartiges und prachtvolles technologisch-industrielles Cabinet. Mit großer Vorliebe hat er sich auch mit dem Studium der Heraldik (s. **Wappen**) beschäftigt.

**Ferdinand V.**, seit 1480 König von Aragonien, vom Papste mit dem Beinamen der **Katholische** geehrt, ward geb. 1453 und starb am 23. Jan. 1516. Er war ein kluger, kräftiger Fürst, der durch seine Vermählung mit Isabella, der Königin von Castilien und durch die endliche Besiegung der Mauren, welche noch das Königreich Granada besaßen, die Vereinigung der span. Reiche in ein mächtiges Königreich vorbereitete; ferner durch die unter ihm geschehene Entdeckung von Amerika Spanien zum Sammelplatz unermeßlicher Reichthümer und durch die Einnahme des Königreichs Neapel (1503), sowie durch die Eroberung Navarras (1512) zu einer der angesehensten Mächte Europas machte; endlich aber durch die Einführung der Inquisition, welche die Reinheit des christlichen Glaubens erhalten sollte, in Spanien zu dessen späterer Erniedrigung den Keim legte, ohne dies jedoch in seinem Glaubenseifer voraussehen zu können. Seine Gemahlin Isabella begab sich indeß, so lange sie lebte, der Herrschaft über Castilien nicht und daher werden in der Geschichte F. und Isabella die „katholischen Könige" genannt. Es gehörte der feurige Glaubenseifer, der F. beseelte, dazu, um das starke und ritterliche Volk der Mauren, die zur Schande Europas beinahe 800 Jahre eine mohammedan. Herrschaft in Spanien aufrecht erhalten hatten, ohne ihre fremden Sitten abzulegen, zu besiegen, und F. ist daher wol zu entschuldigen, wenn er durch seinen Eifer bis zur Härte und Grausamkeit in den Verfolgungen gegen alle Ungläubige, Mohammedaner und Juden, sich hinreißen ließ.

**Ferdinand VII.**, König von Spanien, Sohn Karl IV., geb. 1784, gest. am 29. Sept. 1833, hat durch seine Charakterlosigkeit einen großen Theil aller der Unglücksfälle, die seit 30 Jahren Spanien heimgesucht haben, herbeigeführt. Das span. Volk, welches die unumschränkte Herrschaft, welche Godoy (s. **Friedensfürst**), der Günstling Karl IV. ausübte, haßte, hing mit der größten Liebe an F., von dem es eine bessere Zukunft erwartete. Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, 1806, schloß sich F. an eine neue Partei an, welche den Sturz Godoy's zum Zwecke hatte. Die Pläne dieser Partei wurden aber entdeckt und F. verhaftet; da indeß das Volk ganz auf F.'s Seite stand, so bewirkte Godoy selbst die Aussöhnung mit F. Als 1808 die Revolution von Aranjuez ausbrach und Karl IV. der Krone entsagte, wurde F. vom span. Volke als König begrüßt. Karl aber erklärte seine Abdankung für erzwungen und foderte Napoleon zum Vermittler auf, an welchen sich auch F. mit der Bitte um Anerkennung und um die Hand einer franz. Prinzessin wendete. Napoleon beschied ihn nach Bayonne, wo die Ausgleichung mit seinem Vater geschehen sollte. Hier aber wurde F., der auf den Ruf Napoleon's erschienen war, genöthigt am 6. Mai 1808 förmlich der Krone zu entsagen und mußte sich nach dem Schlosse Valençay begeben, wo er streng bewacht wurde. Hier blieb er, bis ihn Napoleon, welcher vergebens die Unterjochung Spaniens versucht hatte, wieder zum Könige von Spanien einsetzte. Am 14. Mai 1814 zog F. in Madrid ein und begann sogleich damit, die von den Cortes 1812 gegebene Constitution, welche auf sehr liberale Grundsätzen beruhte, umzustoßen. Alle veralteten Misbräuche wurden wieder eingeführt und alle freisinnigen Männer auf das Härteste verfolgt. Zwar wurde durch eine im J. 182[illegible] ausgebrochene Revolution die Constitution der Cortes von 1812 wiederhergestellt, aber schon 1823 ward durch ein franz. Heer die Macht F.'s aufs Neue befestigt. Noch größer wurden die Verwirrungen seit 1829, wo sich F. zum vierten Male vermählte mit **Christine** (s. d.), der Tochter Franz I. Königs beider Sicilien. Diese bewog ihren Gemahl, das salische Gesetz, nach welchem die Thronfolge nur in männlicher Linie fortgeht, am 29. März 1830 aufzuheben, sodaß für die Folge auch die Töchter zur Regierung kommen sollten. Am 10. Oct. 1831 gebar Christine eine Tochter, welche den Namen **Isabella** erhielt und vom König zur Prinzessin von Asturien ernannt wurde. Durch die Aufhebung des salischen Gesetzes wurde Don **Carlos** (s. d.), der Bruder F.'s, von der Thronfolge ausgeschlossen, und dieser, welcher sich später nach Portugal begab, protestirte daher gegen das Verfahren F.'s. An Don Carlos schloß sich die streng katholische Partei an, und als 1832 der König erkrankte, erklärten die Anhänger dieser Partei offen, daß sie Isabella nicht als Königin anerkennen würden. F. selbst hatte bereits Schritte zur Aufhebung jenes Beschlusses gethan, ab

Digitized by Google

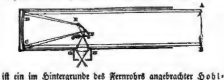
während seiner Krankheit übernahm die Königin Christine die Leitung der Staatsgeschäfte und machte sich durch mehre freisinnige Verordnungen beliebt. Nachdem im Anfange des Jahres 1833 F. selbst die Regierung wieder übernommen, ließ er am 20. Jun. 1833 die Deputirten, die Cortes und die Großen des Reichs der Prinzessin von Asturien huldigen. Nach seinem bald darauf erfolgten Tode übernahm Christine im Namen der unmündigen Isabella II. die Regentschaft; da aber auch Don Carlos mit bewaffneter Hand seine Ansprüche geltend zu machen suchte, so entspann sich jener Kampf, der mit allen Greueln eines Bürgerkriegs bis diesen Augenblick Spanien verwüstet.

**Ferdinand II.**, regierender König beider Sicilien, geb. am 12. Jan. 1810, Sohn Franz I. und der Isabella Maria, Infantin von Spanien, kam den 8. Nov. 1830 zur Regierung. Er begann seine Herrschaft unter sehr mislichen Verhältnissen, weil eine Masse veralteter Misbräuche und die Zeit des Kriegs einen Zustand großer Verwirrung, vielfacher Bedrückung und großer Unsicherheit herbeigeführt hatten. Der gute Wille, der Noth seines Landes kräftige Abhülfe zu leisten, gewann ihm die regste Theilnahme und Liebe aller Bessergesinnten, und seine Milde gegen die Staatsverbrecher ließ auch die bisher Unzufriedenen von der Redlichkeit seiner Absichten sich überzeugen und Hoffnung auf die Erfüllung gerechter Wünsche fassen. Sollte aber ein besserer Zustand des Reichs herbeigeführt werden, so mußten auch die Gewaltthätigkeiten, welche sich Viele erlaubten, nach allen Seiten hin verhindert und bestraft werden. Dies gab zu neuen Mishelligkeiten und Unruhen Veranlassung, welche 1831 eine Verschwörung in Sicilien zur Folge hatten, die jedoch im Augenblicke des Ausbruchs erstickt wurde. F. machte zu verschiedenen Malen Reisen durch sein Land, um sich selbst von den Bedürfnissen desselben näher in Kenntniß zu setzen; es wurde allmälig ein ganz neues Ministerium eingeführt, Öffentlichkeit in die Staatsangelegenheiten gebracht, eine Nationalgarde eingeführt, die Verwaltung der Insel Sicilien von der des Festlandes getrennt, die Militairverwaltung verbessert, und alle diese Bemühungen haben auch dem Lande die segensreichsten Früchte getragen, obschon eine völlige Befriedigung der Gemüther noch keineswegs ganz gelungen zu sein scheint. F. hatte sich 1832 mit der sardin. Prinzessin Christine Marie vermählt, welche zur Freude des Volks am 16. Jan. 1836 einen Prinzen gebar, aber an den Folgen der Niederkunft selbst am 31. Jan. starb.

**Ferien** (lat.) heißt jeder Zeitraum, in welchem die gewöhnlichen Geschäfte ruhen und der daher dem Gottesdienste oder dem Vergnügen und der Erholung gewidmet ist. Sie waren schon bei den Römern gebräuchlich und sind namentlich auch in den Collegien und Gerichtshöfen, bei den Schulen, den Universitäten u. s. w. in unsern Staaten eingeführt. Im alten Kirchenkalender hieß jeder Tag feria, weil jeder Tag der Christen dem Dienste Gottes geweiht sein soll.

**Fernrohr** oder **Teleskop** ist ein Instrument, durch welches das Auge entfernte Gegenstände größer erblickt, als ohne dasselbe der Fall sein würde. Die wesentlichen Bestandtheile der Fernröhre sind eine lange, meist aus mehren ineinander geschobenen Theilen zusammengesetzte Röhre, die verlängert und verkürzt werden kann, und mehre geschliffene Gläser oder Spiegel. Diejenigen Fernröhre, welche nur geschliffene Gläser, Linsen (s. d.) enthalten, werden Refractoren oder dioptrische Fernröhre genannt zum Unterschiede von den Reflectoren oder katadioptrischen Fernröhren, welche aus Linsen und Spiegeln zusammengesetzt sind. Der Name Refractor bedeutet so viel als Brecher, weil beim Durchgange eines Lichtstrahls durch jede der Linsen derselbe gebrochen, d. h. von seiner ursprüng-

lichen Richtung abgelenkt wird. Ist z. B. CD die erste, GH die zweite Linse eines Fernrohrs und fallen von einem sehr entfernten leuchtenden Gegenstande Strahlen auf die Linse CD, so werden diese in einem Punkte O (dem Brennpunkte der Linse) sämmtlich vereinigt, indem sie, wie die Figur andeutet, ihre Richtung bei CD ändern. In O entsteht ein Bild des entfernten Gegenstandes, welches durch die Linse GH, hinter der das Auge gebracht, beobachtet wird und dessen Strahlen bei GH wieder gebrochen werden und so ins Auge dringen. Ein derartiges Fernrohr, aus zwei auf beiden Seiten erhaben geschliffenen Gläsern (biconvexen Linsen) bestehend, die in einer Röhre angebracht sind und in die gehörige Entfernung gegen einander gebracht werden müssen, heißt ein astronomisches Fernrohr, weil es namentlich in der Sternkunde (s. d.) angewendet wird. Das Glas CD, welches dem Gegenstande (lat. objectum) zugekehrt wird, heißt das Objectivglas, das dem Auge (lat. oculus) GH zugekehrte Glas das Augenglas oder Ocular. Die mitten durch das Fernrohr hindurchgehende gerade Linie, in welcher die Brennpunkte beider Linsen liegen, wird die Achse des Fernrohrs genannt. Ein anderes Refractionsinstrument ist das Erdfernrohr, welches zwei Augengläser mehr, mithin zusammen vier Linsen hat. Die Einrichtung und Wirkungsart eines Reflectors oder Spiegelteleskops ist in der folgenden Figur dargestellt. AB bezeichnet einen leuchtenden Gegenstand, CD



ist ein im Hintergrunde des Fernrohrs angebrachter Hohlspiegel (s. d.), der alle auf ihn fallenden Strahlen so zurückwirft, daß sie auf dem ebenen Spiegel EF, welcher in einem Winkel von 45° geneigt ist, ein Bild des Gegenstandes herstellen. Dieses Bild ist es, welches durch das Augenglas GH beobachtet wird, indem das Auge an der vor dem Glase sich befindenden Öffnung gebracht wird.

Der Erfinder des Fernrohrs, dieses wichtigen Instruments, dem wir die erhabensten Entdeckungen verdanken, ist unbekannt. Unter Andern werden Zacharias Jansen und Joh. Lippersheim, holl. Brillenmacher, genannt. Um das



Digitized by Google

Ende des 16. Jahrh. wurden die dioptrischen Fernröhre bekannt und der berühmte Galilei (s. d.), der von ihnen hörte, stellte das erste astronomische Fernrohr her. Der Erfinder der Spiegelteleskope war der unsterbliche Newton (s. d.). Seitdem sind beide Arten von Teleskopen vielfach verbessert und in neuerer Zeit sind die ausgezeichnetsten Instrumente von Herschel in England und von Fraunhofer in München hergestellt worden. Die Entdeckung der Spiegelteleskope war dadurch herbeigeführt worden, daß die dioptrischen Fernröhre durch die bei ihnen stattfindende Brechung des Lichts störende Farbenerscheinungen veranlaßten. Diesem Übelstande hat John Dollond, ein ausgezeichneter optischer Künstler in England, dadurch abgeholfen, daß er zwei verschiedene Glasarten, Flintglas und Kronglas, zur Herstellung des Objectivglases vereinigte. (S. Glas.) Die auf solche Weise construirten Fernröhre werden achromatische, d. h. farblose, genannt. In neuester Zeit hat Plössl, Optiker in Wien, die dialytischen Fernröhre erfunden, welche bei größerer Wohlfeilheit und Kleinheit Dasselbe wie die achromatischen leisten und sich von diesen dadurch unterscheiden, daß die verschiedenen Glasarten getrennt sind. Der ausgezeichnetste Refractor war bisher der sogenannte Riesenrefractor von Fraunhofer auf der Sternwarte zu Dorpat, der 13 F. lang ist, dessen Objectiv eine freie Weite von 9 pariser Zoll hat und der eine 500malige Vergrößerung verträgt. Ein noch größeres Instrument wird gegenwärtig in der münchner Fabrik auf Rechnung des Kaisers von Rußland hergestellt. Dasselbe soll 20 F. Länge und 13½ Zoll freie Objectivöffnung erhalten. Die Spiegelteleskope haben einen noch viel größern Umfang; so z. B. hat das vierzigfüßige Riesenteleskop Herschel's einen Hohlspiegel, der 2178 Pf. wiegt und 4½ F. im Durchmesser hat.

**Ferrara** war ehemals ein selbständiges Herzogthum, ist aber jetzt eine Provinz (Delegation) des Kirchenstaats von 50 □M. und mit mehr als 180,000 Einw. Die Herzöge aus dem berühmten, um Kunst und Wissenschaft hochverdienten Hause Este hatten F. vom Papste zum Lehn, bis nach dem Aussterben der Hauptlinie Papst Clemens VIII. 1598 das Herzogthum mit dem Kirchenstaate vereinigte. Die Hauptstadt F. liegt in einer sumpfigen Gegend an einem Arme des Po und ist befestigt. Die starke Citadelle ist von östr. Truppen besetzt. Die Stadt, eine der schönsten Italiens, hat vier Thore, breite, regelmäßige Straßen, unter denen sich der 3000 F. lange Corso auszeichnet. Viele prächtige Gebäude zieren die Stadt, unter denen besonders ein Palast zu bemerken ist, welcher das diamantne Haus genannt wird, weil an ihm alle vorragende Bausteine facettenartig behauen sind. In 5000 Häusern wohnen nur 25,000 Menschen, sodaß also nur fünf Menschen auf ein Haus kommen; die Stadt bietet daher einen leblosen Anblick dar. Der päpstliche Legat bewohnt den ehemaligen herzoglichen Palast, welcher ein mitten in der Stadt gelegenes altes röm. Castell mit vier Thürmen ist. Es wird von Wassergräben umringt, ist im Innern sehr zerfallen, aber mit Gemälden von den berühmtesten Malern (Tizian, Dossi u. A.) geschmückt. F. ist gegenwärtig auch der Sitz des Großmeisters des Johanniterordens. Die Universität hat nur eine juristische und eine medicinische Facultät und etwa hundert Studirende. Zu dieser Universität gehört aber eine an merkwürdigen Handschriften (unter Andern von Tasso und Ariost) und alten Drucken reiche Bibliothek, ein Museum der Alterthümer, ein physikalisches Cabinet und ein botanischer Garten. Die vielen (über hundert) Kirchen sind mit den herrlichsten Gemälden und Bildwerken geziert. Im St.-Annenhospital zeigt man einen finstern und feuchten Kerker, in welchem einer der größten Dichter Italiens, Torquato Tasso (s. d.), sieben Jahre lang, angeblich wegen Wahnsinns, gefangen gehalten wurde. Auch das Haus des Dichters Ariosto (s. d.) wird gezeigt und ein Platz trägt zum Andenken an ihn den Namen Piazza Ariostea.

**Fessler** (Ignaz Aurelius), ein wegen seiner Schicksale merkwürdiger Mann, wurde 1756 zu Czorndorf in Niederungarn geboren, wo sein Vater als Pachter eines Gasthofs lebte. F. wurde nach dem Willen seiner Ältern Capucinermönch und kam 1781 in das Kloster zu Wien. Hier soll er Kaiser Joseph von dem in den Klöstern aufgekommenen mannichfachen Unfuge in Kenntniß gesetzt haben, weswegen ihn die Mönche anfeindeten; er wurde daher 1783 vom Kaiser zum Professor der morgenländ. Sprachen in Lemberg ernannt und aus dem Kloster entlassen. Sein Schicksal nahm 1787 eine neue Wendung, als er ein Trauerspiel auf die Bühne brachte, wegen dessen er verketzert und angeklagt wurde, sodaß er sich genöthigt sah, aus seinem Vaterlande zu fliehen. Er begab sich nach Schlesien, wo er eine Anstellung als Erzieher der Prinzen von Karolath fand. F. ging zur protestantischen Kirche über und lebte seit 1796 in Berlin, wo er sich durch seine Thätigkeit als Freimaurer bekannt machte. Auch erhielt er eine kön. Anstellung, die er jedoch nach der Schlacht bei Jena wieder verlor. Er gerieth nun in eine sehr dürftige Lage, aus der er 1809 durch seine Ernennung zum Hofrath und Professor der oriental. Sprachen und der Philosophie an der Akademie zu Petersburg herausgezogen wurde. Bald aber verlor er auch diese Stelle wieder, wurde jedoch zum Mitgliede der Gesetzgebungscommission ernannt. 1820 wurde F. Superintendent und Consistorialpräsident von Saratow, und als 1833 das Consistorium aufgehoben wurde, ernannte man ihn zum Kirchenrathe. Er schloß sich früher an die Herrnhuter zu Sarepta an und man hat ihn von mehren Seiten beschuldigt, er gehe mit dem Plane um, unter dem Scheine der Frömmigkeit die Tendenzen des Jesuitismus und des röm. Katholicismus in die protestantische Kirche einzuführen. Von seinen zahlreichen Schriften ist die interessanteste seine von ihm selbst verfaßte Lebensbeschreibung: „F.'s Rückblick auf seine 70jährige Pilgerschaft u. s. w." (Bresl. 1826).

**Fest- und Feiertage** zeichnen sich in der christlichen Kirche vor den andern Tagen durch den gemeinsamen Gottesdienst aus, der an ihnen die Stelle der gewöhnlichen Beschäftigungen einnimmt. Sie entstanden aus den festlichen und heiligen Zeiten der Juden und Griechen, vermittelten aber die beiden Gegensätze dieser Religionen, die abergläubische Pünktlichkeit und Buchstäblichkeit der Juden und den Unglauben und die Sittenlosigkeit der Heiden und gaben ihrer Feier das Eigenthümliche einer mit religiösem Ernste gepaarten Heiterkeit. Die Grundidee der christlichen Feste war: das Andenken an die Person des Heilandes und an die Hauptwohlthaten des Christenthums lebendig zu erhalten, zum Danke gegen die göttliche Vorsehung aufzufodern und

Digitized by Google

zur Ausübung christlicher Tugend zu ermuntern. Die Staatsgewalt sorgte, seitdem das Christenthum öffentliche Anerkennung gefunden hatte, auf das Angelegentlichste für die Erreichung dieses Zwecks. Sie gebot an dem Gottesdienste Theil zu nehmen, alle Geschäfte und störende Lustbarkeiten einzustellen; doch blieben durch Noth oder Christenpflicht gebotene Arbeiten auch an Feiertagen unverwehrt. Für die Fortschritte des Christenthums hatte die heitere, ernste und wahrhaft fromme Weise, in der die ersten Christen ihre Festtage begingen, den glücklichsten Erfolg, denn dem ernstern Sinne mußten die lärmenden, sittenlosen Feste der Heiden zuwider sein.

Die christlichen Festtage sind nicht alle zu gleicher Zeit entstanden. Am frühesten werden der Sonntag, Charfreitag, Ostern, Pfingsten und einige Märtyrerfeste erwähnt, deren Todestag man als ihren Geburtstag feierte; das Weihnachtsfest dagegen, das in die Zeit der röm. Saturnalien fällt, tritt erst später auf. Sie lassen sich sämmtlich nach verschiedenen Gesichtspunkten eintheilen: in wöchentliche und jährliche, unbewegliche und bewegliche, hohe, mittlere und kleine, allgemeine und besondere, alte und neue, ganze und halbe. Am vortheilhaftesten ist es, sie nach den drei Hauptfesten, Weihnachten, Ostern und Pfingsten, zu betrachten, da so der wohlgeordnete Zusammenhang der ganzen heiligen Geschichte erscheint. Jedes dieser drei Hauptfeste steht mit einer Vor- und Nachfeier, sowie mit einzelnen Begleitungsfesten in Verbindung. Dem ersten oder dem Weihnachtscyklus liegt die Vorstellung von der Menschwerdung Jesu zu Grunde. Er beginnt mit der Adventszeit (s. d.) als der Vorfeier von Weihnachten und schließt mit dem Epiphanienfeste (s. d.) als dessen Nachfeier. Vom 5.—8. Jahrh. erhielt dieser Cyklus mehre Begleitungsfeste, als: den Gedächtnißtag des Stephanus, des Evangelisten Johannes, das Fest der unschuldigen Kinder, das Fest der Beschneidung und des Namenstages Jesu, das Erscheinungsfest und das Reinigungsfest der Maria. Der zweite oder Ostercyklus umfaßt die heiligen Tage zur Feier des Todes und der Auferstehung Jesu; Christus als Sieger über Tod und Hölle wird in ihm gefeiert. Das 40tägige, mit der Aschermittwoch beginnende und bis zum Sonnabend vor Ostern dauernde Fasten (s. d.) ist die Vorfeier von Ostern, die in der letzten, der sogenannten großen oder schwarzen Woche (auch Marterwoche), in welcher jeder Tag einem Festtage gleichgeachtet wird, an Bedeutung und Wichtigkeit zunimmt. Ausgezeichnet in derselben sind der Palmsonntag; der grüne Donnerstag, das Fest des h. Abendmahls und des Fußwaschens; der Charfreitag, als Todestag Jesu in tiefer Trauer begangen; und der heilige Sabbath, zum Gedächtniß des Hinabsteigens Christi in die Unterwelt, unter allen jüdischen Sabbathtagen der einzige, den die christliche Kirche beibehalten hat. Mit dem Ende der h. Sabbathnacht beginnen die Ostern, das größte aller christlichen Feste, das den nächsten Sonntag, der auch der weiße genannt wird, weil sonst an ihm die jungen Christen in weißen Kleidern erschienen, zur Nachfeier hat. — Die beiden ersten heiligen Zeiten schließen das ganze Erdenleben Jesu in sich, von den Tagen seiner Geburt bis zu dem Augenblicke, wo er sich seinen Jüngern und Freunden als der Auferstandene zeigte. Die dritte heilige Zeit stellt ihn in seiner göttlichen Erhabenheit dar, wie er zur Rechten Gottes sitzend, als unsichtbares Oberhaupt seiner Gemeinde noch fortfährt, dieselbe durch den Beistand des verheißenen Geistes auf Erden zu regieren. Dieser Cyklus beginnt mit dem im 4. Jahrh. eingeführten Himmelfahrtsfeste und endet mit der Octave oder dem achten Tage nach Pfingsten, an welchem man vom 10. Jahrh. an das Trinitatisfest zu feiern anfing. In den großen Zwischenraum vom dritten bis zum ersten Cyklus verlegte man später die vielen Marien-, Engel- und Aposteltage, die Feste der Märtyrer und Heiligen.

Da die große Anzahl der Festtage, die beinahe die Hälfte des Jahres einnahmen, die Trägheit begünstigte und zu vielfachen Misbräuchen Veranlassung gab, so hoben die Reformatoren alle Feste, die mit der christlichen Religion in keiner nähern Beziehung standen, auf. Die Feier minder wichtiger Feste, die man aus Gewohnheit beibehielt, wurde später auf den zunächst folgenden Sonntag verwiesen. Auch in der katholischen Kirche wurde im 17. und 18. Jahrh. die große Menge der Feste durch die Päpste Urban VIII., Benedict XIV. und Clemens XIV. verringert, indem viele ganz aufgehoben, andere auf halbe, an denen nach dem vormittägigen Gottesdienste gearbeitet werden darf, herabgesetzt wurden. Über die Feier der hohen Feste stimmen alle christlichen Kirchen überein, dagegen gehören folgende ausschließlich der katholischen Kirche an, von denen nur die bischöfliche Kirche in England einige beibehalten hat: 1) einige Marienfeste, indem bei den Protestanten nur drei religiös gefeiert werden; 2) das Fest der Erfindung und Erhöhung des h. Kreuzes, der Verklärung Christi, der Lanze Christi u. s. w.; 3) das Fronleichnamsfest; 4) das Fest der Aposteltheilung und Petri Stuhlfeier; 5) das Fest der Heiligen; 6) das Fest aller Seelen. Merkwürdig ist es, daß über die Feier des Reformationsfestes bei den Protestanten keine Übereinstimmung herrscht, indem es nicht in allen Ländern, wie in Sachsen, den 31. Oct., sondern wegen örtlicher Umstände an andern Tagen gefeiert wird. Bei der Säcularfeier desselben machten jedoch diese Länder von den übrigen protestantischen keine Abweichung.

In neuerer Zeit erhoben sich über die christlichen Feste mancherlei Streitigkeiten, die aber nicht wie die früherer Zeit über das Alter und die Rechtmäßigkeit derselben, sondern darüber handelten, ob die ihnen zu Grunde liegende heilige Geschichte Jesu und seiner Apostel mit den Fortschritten der Aufklärung vereinbar sei, oder ob ihnen nicht vielmehr, um dieselbe nicht zu hindern, reine Vernunftideen untergelegt werden müßten. Mit Recht setzte man diesem Bestreben die ewige Wahrheit der christlichen Religion entgegen, deren geistiger Inhalt mit keiner wahrhaft gebildeten Vernunft in Widerspruch ist. In Frankreich machte man nach der Revolution die heilige Geschichte wieder zur Grundlage der religiösen Erbauung, da während derselben die christlichen Feste als etwas Altherkömmliches abgeschafft und dagegen im Jahre 1793, wo auch der Nationalconvent auf Robespierre's Antrag das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele decretirte, folgende von der Republik zu feiernde Feste angeordnet worden waren: das Fest 1) des höchsten Wesens und der Natur; 2) des Menschengeschlechts; 3) des franz. Volks; 4) der Wohlthäter der Menschheit; 5) der Freiheit und Gleichheit; 6) der Märtyrer der Freiheit; 7) der Republik; 8) der Freiheit der Welt; 9) der Vaterlandsliebe; 10) des Hasses der Tyrannen und Verräther; 11) der Wahrheit; 12) der Gerechtigkeit; 13) der Schamhaftigkeit;

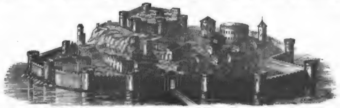
Digitized by Google

14) des Ruhms und der Unsterblichkeit; 15) der Freundschaft; 16) der Mäßigkeit; 17) des Heldenmuths; 18) der Treue; 19) der Uneigennützigkeit; 20) des Stoicismus; 21) der Liebe; 22) der ehelichen Treue; 23) der kindlichen Liebe; 24) der Kindheit; 25) der Jugend; 26) des männlichen Alters; 27) des Greisenalters; 28) des Unglücks; 29) des Ackerbaues; 30) der Industrie; 31) unserer Ahnen; 32) der Nachwelt und der Glückseligkeit. — Noch werden in Preußen und Sachsen ein Todtenfest zum Andenken an die Verstorbenen, ein oder zwei Buß- und Bettage und ein Erntefest gefeiert. Die in Preußen in der Zeit von 1813—16 für die Befreiung von der franz. Knechtschaft angeordneten Dankfeste, als: 1) der Jahrestag der Schlacht bei Leipzig am 18. Oct.; 2) die Einnahme von Paris am 31. März und 3) die Schlacht bei Belle-Alliance am 18. Jun. kommen allmälig, wie sich das Zeitinteresse ändert, ab.

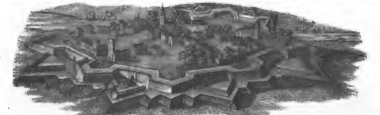
**Festons** (franz.) sind Gewinde von Blumen, Früchten oder Laubwerk, welche zur Verzierung von Gebäuden, Sälen, Thüren, Säulen u. s. w. entweder wirklich aufgehängt oder durch Kunst nachgebildet werden.

**Festung** heißt ein Ort, welcher so angelegt ist, daß er gegen feindliche Anfälle leicht vertheidigt werden kann. Schon in den ältesten Zeiten suchte man durch Anlagen verschiedener Art, namentlich durch Mauern mit Thürmen und Gräben, auch wol durch Erdwälle die bewohnten Orte vor plötzlichen Überfällen der Feinde sicher zu stellen. Fast alle Städte des griech. und röm. Alterthums waren in dieser Weise befestigt. Auf ähnliche Weise befestigte man auch im Mittelalter die Städte, und die Ritter besaßen in ihren Burgen um so festere Plätze, je leichter es ist, einen kleinen schwer zugänglichen Raum zum Wohnorte für wenige Menschen zu benutzen. Nachdem die Zeit des Faustrechts vorüber, während welcher sich eigentlich Alle in fortwährendem Kriegszustande, oder doch in bewaffneter Neutralität einander gegenüber befanden, und besonders nachdem eine neue Art der Kriegführung aufgekommen, wurden die Burgen zerstört und die Befestigungen der Städte mehr und mehr vernachlässigt. Der Gebrauch der Schießgewehre, namentlich des schweren Geschützes, machte die alte Art der Befestigung durch Mauern und Gräben völlig unnütz, und es mußte an eine neue beiweitem künstlichere und kostbarere Befestigungsart gedacht werden. So sind allmälig die Befestigungen der gewöhnlichen Städte gänzlich abgekommen, die Mauern niedergerissen, die Gräben ausgefüllt, zum Theil in öffentliche Spaziergänge verwandelt worden, und dagegen haben die Staaten nur einzelne, besonders durch ihre Lage begünstigte, oder wegen ihrer Lage besonders wichtige Städte mit den neuerfundenen künstlichern Festungswerken umgeben.

Man unterscheidet diese Festungen nach ihrer Größe in Festungen des ersten, zweiten, dritten u. s. w. Ranges. In der Nähe größerer Festungen werden oft noch, um einzelne wichtige Punkte zu behaupten, kleine, aber besonders feste Plätze angelegt, welche ein selbständiges Ganze ausmachen. Diese heißen Castells oder Forts. Ebenso befestigt man einzelne Punkte im Innern der Festungen noch besonders, namentlich um in ihnen eine letzte unnehmbare Zuflucht im Fall der Noth zu finden, die Citadellen.



Bei den neuen Festungen machen den Hauptbestandtheil der Befestigungswerke zwar noch Wälle und Gräben aus (bloße Mauern können den Kanonen nicht widerstehen), aber dieselben sind so angebracht, daß von ihnen aus nicht allein die Angriffe des Feindes zurückgewiesen werden können, sondern auch jeder Punkt derselben von andern Punkten der Befestigungswerke selbst gedeckt, d. h. beschossen (bestrichen) werden kann, damit, wo der Feind auch den Angriff machen möge, der angegriffenen Stelle von den Seiten aus Hülfe geleistet werden könne, und daß überdies, wenn es



Digitized by Google

dem Feinde auch gelungen wäre, einen Theil der Befestigungswerke zu erobern, er doch darum noch nicht die ganze Festung habe, sondern nun selbst von andern Befestigungswerken aus angegriffen werden könne. Um diesen angegebenen Zweck aufs Beste zu erreichen, hat man verschiedene Befestigungsarten ausgeführt, welche sich wesentlich voneinander unterscheiden und welche die *Festungsbaukunst* (*Fortificationskunst*, *Befestigungskunst*) lehrt. Die gesammten Festungswerke, welche zunächst rings einen Ort umgeben, werden die *Enceinte* (Umfassung) genannt. Diese besteht wesentlich aus dem *Hauptwalle*, der *Brustwehr* (hinter welcher auf dem Hauptwalle die Vertheidiger und das schwere Geschütz aufgestellt sind), dem *Wallgange* (hinter der Brustwehr auf dem Walle) und dem *Hauptgraben vor dem Walle*. Der Graben ist entweder mit Wasser angefüllt: *naß*, oder nicht: *trocken*. Im Allgemeinen werden nun diese Werke so um den zu befestigenden Ort herumgeführt, daß sie ein Vieleck bilden, welches sich jedoch in seiner Gestalt durchaus nach der Beschaffenheit des Grundes und Bodens richtet. Jede Befestigung, welche nämlich durch die Natur selbst dargeboten wird (ein Fluß, ein Sumpf und dergl.), muß benutzt werden. Einzelne Theile der Enceinte springen in bestimmten Abständen und namentlich da, wo eine Ecke des Vielecks ist, vor, um zur Bedeckung der Seiten zu dienen. Diese Vorsprünge heißen *Bollwerke* oder *Basteien*, und sind entweder im Innern hohl oder voll, mit Erde ausgefüllt. Außerhalb des Grabens geht um die ganze Enceinte eine Brustwehr herum, welche nach dem Felde von oben ab sich flach verläuft. Diese ist das *Glacis* und hinter ihm nach dem Graben zu ist ein Gang, der *bedeckte Weg*, welcher an verschiedenen Orten zu *Sammel-*, *Waffen-* oder *Lärmplätzen* erweitert. Hier versammeln sich die Krieger unbemerkt vom Feinde, sobald es gilt, einen Ausfall zu machen.

Außer den hier angegebenen gibt es nun noch eine große Menge anderer Befestigungswerke, welche theils mit dem Hauptwalle in Verbindung stehen, theils von ihm getrennt sind. Alle innerhalb des Hauptgrabens liegende, vom Hauptwalle zwar getrennte, aber doch noch von ihm vertheidigte Werke werden *Außenwerke*, alle aber nicht vom Walle aus, sondern durch sich selbst vertheidigte Werke: *äußere Werke* genannt. Man unterscheidet ferner noch *vereinzelte* oder *detachirte Werke*, die ganz abgesondert liegen und *zurückgezogene* oder *retirirte Werke*, die sich innerhalb eines andern Werkes befinden. Die Thore werden bei einer Festung in möglichst geringer Anzahl angelegt und besonders befestigt. Über den Graben führt von ihnen aus eine Zugbrücke, die nicht nur in Kriegszeiten, sondern bei Nacht auch während des Friedens aufgezogen zu werden pflegt. Sehr gern legt man Festungen an Flüssen an, weil diese eine natürliche Schutzwehr bilden. Dann kommt es aber darauf an, die Herrschaft über den Fluß zu behalten, die über ihn führende Brücke nicht in Feindes Hand kommen zu lassen. Daher legt man am jenseitigen Ende der Brücke ein Befestigungswerk, einen sogenannten *Brückenkopf*, an. Zum Aufenthalt der Soldaten und zur Aufbewahrung der Munition, der Lebensmittel, des Geschützes u. s. w. müssen besondere bombenfeste Bauten vorhanden sein. Die Soldaten wohnen in den *Casernen* (s. d.), und als Aufbewahrungsorte dienen die *Casematten* oder *Casamatten*, Gewölbe unter oder in den Hauptwerken der Festung. Die Truppen, welche einer Festung zur Vertheidigung dienen, heißen die *Besatzung* derselben und stehen unter dem Befehle des *Commandanten*. Damit die Festung längere Zeit dem Feinde Widerstand leisten könne, muß sie eine hinreichende Besatzung haben, mit Lebensmitteln hinlänglich versorgt (verproviantirt) sein, genug Munition haben und mit Wasser versehen sein, welches ihr nicht abgeschnitten werden kann. Kann oder will sich eine Festung nicht mehr halten, so capitulirt sie, d. h. sie unterhandelt mit dem Feinde über die Bedingungen, unter denen ihm die Festung übergeben werden soll. Die Festungen sind in der Kriegsführung von vielfachem Nutzen. Einige dienen vorzugsweise zur Sicherung der Grenzen vor feindlichen Einfällen, sie sind zugleich Sammlungsplätze gegen den Feind, wo Mannschaft und Waffen zusammengeführt werden, sie dienen zur Sicherung der Stellung des Heers und im Falle von Verlusten zum Zufluchtsorte für dasselbe. Dringt der Feind vor, so wird er durch die Festungen aufgehalten, weil er nur selten wagen darf, die in den Festungen liegenden Truppen hinter sich zurückzulassen, die Festungen müssen daher beobachtet oder eingenommen werden, wozu jedenfalls mehr Truppen nöthig sind, als in der Festung liegen.

In Friedenszeiten werden die Festungen zur Aufbewahrung von Gefangenen benutzt. In einigen Staaten werden Verbrecher aus den gebildeten Ständen bei solchen Vergehungen, die nicht Folge einer gemeinen, niedrigen Gesinnung sind (also z. B. bei Staatsverbrechen, nach Duellen und dergl.) zu *Festungsarrest* verurtheilt, welcher verschiedene Grade hat und in einer größern oder geringern Beschränkung der Freiheit besteht. Oft dürfen diese Gefangenen innerhalb der Festungswerke frei herumgehen, über dieselben aber nicht hinauspassiren. Diese Strafe hat nicht das Entehrende der Zuchthausstrafe. Härter als diese dagegen ist die Strafe der Zwangsarbeit in Festungen. Schwere Verbrecher, namentlich auch Militairs, die sich grobe Subordinationsvergehungen haben zu Schulden kommen lassen, werden zu dieser Strafe verdammt und heißen *Festungsbaugefangene*. Sie werden an Ketten unter militairischer Bewachung zu öffentlichen Arbeiten geführt und haben daher außer der schweren Arbeit noch die Schmach der Öffentlichkeit zu ertragen.

**Fett** (das) macht bekanntlich einen Bestandtheil aller thierischen Körper aus, aber auch Pflanzen enthalten fette Substanzen. Im lebendigen Körper ist das Fett in Folge der Wärme desselben weich, fast flüssig, in der Kälte aber erstarrt es und wird weiß und blätterig. Durch Erwärmung kann man es wiederum erweichen. Man unterscheidet zwei Bestandtheile des Fetts, nämlich einen *festen* (Stearin oder Talgstoff) und einen *flüssigen* (Olein, Elain oder Ölstoff), und erklärt aus dem verschiedenen Verhältnisse, in welchem diese Stoffe miteinander gemengt sind, die verschiedenen Grade der Weiche und Zerfließlichkeit der verschiedenen Fette. Die fetten Öle (s. Öl) enthalten überwiegend viel Olein, sind daher auch bei gewöhnlicher Temperatur noch flüssig. Wenn man thierische Körper in feuchte Erde oder Wasser versenkt, so bleibt im ersten Falle nach Auflösung der übrigen thierischen Bestandtheile das im thierischen Körper enthaltene Fett zurück, im zweiten Falle verwandeln sich

Digitized by Google

auch andere Bestandtheile in Fett. Dies so erhaltene Fett wird Fettwachs genannt und kann zur Herstellung von Lichtern und Seifen benutzt werden. Unter gewissen Umständen vermehrt sich die Fettbildung im lebenden menschlichen Körper, zuweilen auf eine widernatürliche Weise. (S. Corpulenz.)

**Feuer**, die glänzende Erscheinung, in welcher Licht und Wärme vereinigt auftreten, die im Dienste des Menschen, eingeengt in die nöthigen Grenzen, ebenso segensreich wirkt, wie sie als das furchtbarste Schrecken verheerend auftritt, wenn sie bandenlos um sich greift. Bei den Alten war das Feuer eins der vier bekannten Elemente (s. d.). Bedenkt man, welche unermeßlichen Vortheile wir dem Lichte (s. d.) und der Wärme (s. d.) zu verdanken haben, einen wie vielfachen Gebrauch wir daher vom Feuer machen, so ist kein Wunder, wenn wir schon bei den ältesten Völkern das Feuer in hohen Ehren sehen, ja finden, daß einige Völker demselben sogar göttliche Verehrung zollten. (S. Gebern). Auch die Griechen und Römer leiteten den Ursprung des Feuers von den Göttern ab, es war eine Himmelsgabe, die einst Prometheus (s. d.) von den brennenden Himmelsflammen herabgeholt hatte. Auf dem Altar der Vesta (s. d.) durfte die Flamme niemals verlöschen, und Priesterinnen waren angestellt, sie zu bewachen und zu nähren.

Von den drei übrigen Elementen der Alten unterscheidet sich das Feuer wesentlich dadurch, daß es nicht wie Wasser, Luft und Erde ein bleibendes Dasein hat, sondern stets nur als vorübergehende Erscheinung auftritt. Wenige Orte der Erde gibt es, wo ununterbrochene Feuerquellen auftreten, und nirgend sammelt sich das Feuer; wo es entsteht, da vergeht es auch wieder, man weiß nicht, wo es hinkommt. Die mächtigsten Feuerherde der Erde sind die Vulkane (s. d.). Ebenso merkwürdig sind aber die ruhiger und friedlicher brennenden natürlichen Feuer, oder Feuer aus der Erde. So werden z. B. in Italien bei Pietra Mala vier brennende Stellen gefunden. An der einen steigt eine helle, reine, nicht rauchende Flamme aus einem kleinen Loche in der Erde bis zu einer Höhe von 5 F. auf, die besonders des Nachts blaßgelb zu sehen ist und am Boden einen Durchmesser von 3 F. hat. Oben theilt sie sich zitternd artischockenartig in viele Blätter. Viele kleinere Flammen umgeben diese größte. Der stärkste Wind bläst diese Flammen nicht aus; durch Wasser und Erde lassen sie sich zwar löschen, brennen aber, wie es scheint, von selbst wieder auf. Noch an vielen andern Orten gibt es ähnliche Feuer. Die bekanntesten natürlichen Feuer sind aber bei Baku auf der Halbinsel Absheron am kaspischen Meere. Man braucht dort nur ein Loch in die Erde zu stoßen und diesem eine Flamme zu nähern, so brennt eine Flamme aus der Öffnung. Die Einwohner stecken ein Rohr in die Erde, aus welchem sie, so oft es ihnen beliebt, die Flamme brennen lassen, die ihnen Licht und Wärme gibt, und die sie mit einem Deckel leicht wieder zu löschen vermögen. Alle derartigen Flammen werden durch brennbare Gas- (Luft-) Arten erzeugt, die aus der Erde aufsteigen. Noch merkwürdiger und bis jetzt unerklärt ist das nicht brennende Feuer, welches sich an mehren Orten, namentlich am Kaukasus, bisweilen des Nachts sehen läßt, ohne Schaden zuzufügen. Es rollt oft in großen Massen die Berge herab, man sieht es, aber fühlt es nicht, noch öfter aber umgibt es die Spitzen einzelner Berge mit einem prachtvollen Lichte.

Die Kunst des Feueranmachens, durch welche das Feuer für den Menschen erst nützlich wird, ist so verbreitet, daß man weder historisch ihren Ursprung nachweisen kann, noch bis jetzt irgend ein auch noch so rohes Volk gefunden hat, welches nicht, wenn auch nur unvollkommen, mit ihr bekannt war. Seit wir genauere Kenntnisse von dem Ursprunge des Feuers gewonnen haben, sind auch die Mittel des Feueranmachens ins Unzählige vervielfältigt worden (s. Feuerzeuge); auffallend ist aber, daß im hohen griech. und röm. Alterthume schon von der Kunst geredet wird, das Feuer des Himmels herabzuholen, deren Auffindung (s. Blitz, Blitzableiter) bekanntlich eine der großartigsten Entdeckungen der neuesten Zeit ist.

**Feuerfest** ist, was dem Feuer widersteht, daher man namentlich bemüht gewesen ist, feuerfeste Gebäude herzustellen. Völlig massive Gebäude sind vom Feuer nur dann gefährdet, wenn die Ziegel, mit denen sie bedeckt sind, zerspringen und das Feuer von außen das dann unbekleidete Holzwerk, welches das Dach trägt, erreichen kann, oder wenn das Feuer im Innern des Gebäudes ausbricht. Am sichersten sind Gewölbe, die stark genug sind, bei einer Feuersbrunst den nöthigen Widerstand zu leisten. Man hat sich aber auch mit Erfolg bemüht, eine Materie aufzufinden, mit welcher bestrichen das Holz unverbrennlich würde. Unverbrennliche Leinwand aus Asbest kannten schon die Alten. (S. Asbest.) Der Aberglaube hat sich früher viel mit einer geheimen Kunst des Feuerfestmachens in Bezug auf den menschlichen Körper beschäftigt, welche zum Theil auf Täuschung beruhte. In neuester Zeit hat aber der Italiener Aldini eine feuerfeste Kleidung erfunden, deren Brauchbarkeit erwiesen worden, und die aus einem Kleide von Asbest und einem darübergezogenen von feinem Metalldraht besteht.

**Feuerkugeln**, sonst auch als Gegenstand des Aberglaubens fliegende Drachen genannt, sind feurige Massen, welche zuweilen am Himmel erscheinen, mit großer Geschwindigkeit sich bewegen, einen glänzenden Streif hinter sich lassen, und entweder spurlos verschwinden oder mit großem Geräusch zerplatzen und Steinmassen herabfallen lassen. (S. Meteorsteine.) Ihr Auftreten ist unabhängig von Tageszeit, Jahreszeit und Witterung; die Höhe, in welcher sie auftreten, und die sich aus der Landstrecke, in welcher sie sichtbar sind, berechnen läßt, sehr verschieden. Die höchsten scheinen ungefähr 100 M. über der Erde sich zu bewegen, doch kommen sie bei ihrer Bewegung der Erde immer näher. Auch ihre Größe hat man zu berechnen gesucht, und z. B. den Durchmesser einer 1783 erschienenen auf 2500 F. berechnet. 1790 erschien im südl. Frankreich eine Feuerkugel, die größer und heller als der Vollmond war und einen nach der Spitze abnehmenden hellen Streif hinter sich ließ. Sie zersprang bald in mehre Stücke, welche nach der Erde herabfielen, indem sie allmälig verloschen. Nachher (denn der Schall brauchte einige Zeit, um sich vom Orte des Platzens bis zur Erde fortzupflanzen) hörte man ein dem Donner ähnliches Getöse, welches die Gebäude erschütterte, wie bei einem Erdbeben. Bald darauf erfuhr man von einem Steinregen. Die Steine hatten alle ein schlackenartiges Ansehen, einige wogen 18—50 Pfund, und

Digitized by Google

sie waren über einen etwa 2 M. langen kreisförmigen Fleck wenig bebauten Haidelandes zerstreut. Die Erklärung dieser interessanten Meteore ist auf verschiedene Weise versucht worden; nicht unmöglich ist es, daß diese glühenden Massen im Weltenraum auf ähnliche Weise sich gebildet haben und bewegen, wie die Planeten und Kometen, und daß sie, in die Nähe der Erde kommend, von dieser angezogen und durch die Beschaffenheit der Erdatmosphäre zum Zerspringen bestimmt werden.

**Feuerland** heißt die große Insel, welche durch die Magellanstraße von der Südspitze Amerikas getrennt ist. Magellan entdeckte sie 1520, und weil er damals an ihrer Küste viele, wahrscheinlich von den Eingeborenen angezündete Feuer sah, so nannte er sie das Feuerland. Mit Einschluß der umliegenden und unter dem Namen Feuerland mit begriffenen kleinern Inseln, ist sie etwa 1500 □M. groß, aber da ihr Klima sehr kalt und der Boden fast überall ganz unfruchtbar ist und kaum dürftiges Moos und Gras, verkrüppelte Bäume und wenige kleine Landthiere nährt, nur von höchstens 2000 Menschen bewohnt, die Pescherähs (Freunde) heißen. Sie sind eine häßliche, schmuzigbraune, magere, noch ganz ungebildete Menschenrace, und die kleinste, die man bis jetzt kennt. Sie wohnen in elenden Erdhütten, haben keine festen Wohnsitze, sondern irren familienweise an den Küsten herum, kleiden sich in Seehundsfelle und essen sowol getödtete als umgekommene und selbst halb verweste Seethiere. Die Weiber sind bei ihnen ganz verachtet und werden wie Lastthiere behandelt. Die einzige Beschäftigung der Männer ist die Jagd auf Seethiere, die an den Küsten in großer Menge leben; ihre Kähne sind aber sehr schlecht und bestehen blos aus zusammengenähten und mit Harz überstrichenen Baumrinden. Zierlicher sind ihre Bogen, Pfeile und Wurfspieße gearbeitet, mit denen sie auch sehr geschickt umzugehen wissen.

**Feuerschwamm** oder **Zündschwamm**, ein bekanntes und zur Feuererzeugung allgemein benutztes Mittel, wird aus den Schwämmen, welche sich in feuchten Wäldern an den Bäumen ansetzen, auf folgende einfache Art gewonnen. Die Schwämme werden zuerst in scharfer Aschenlauge mürbe gebeizt und dann getrocknet, tüchtig gerieben und geklopft. Gewöhnlich nimmt man dazu die Schwämme von Birken, Buchen und Eichen. Damit der Feuerschwamm besser fange und brenne, taucht man ihn häufig noch in Salpeterlauge, oder in Auflösung von Bleizucker, oder reibt ihn etwas mit Pulver an. Der beste Feuerschwamm kommt aus dem Elsaß, namentlich Strasburg, und von Ulm.

**Feuerstein** (Flint) ist eine schmuziggelbe oder grauschwarze Kieselart von muscheligem Bruche. Seinen Namen hat er von dem Umstande, daß er sich wegen seiner Härte und den scharfen Kanten seiner Bruchstücke ganz vorzüglich zum Feuerschlagen mit dem Stahle eignet. Man findet dieses Mineral in knolligen kugeligen Stücken häufig in Kalk- und Kreidegebirgen. Wenn er aus der Erde kommt, ist er weniger hart als nachher, wo er an der Luft eine so bedeutende Härte annimmt, daß er Glas ritzt. Zu Flintensteinen eignen sich nur wenige Arten des Feuersteins von gelblichgrauer Farbe und sehr flachmuscheligem Bruche, welche in Frankreich, Galizien, Tirol, England und Belgien gefunden werden. Das Schlagen der Flintensteine ist sehr einfach und beruht blos auf Handgeschicklichkeit der Arbeiter, und ein geschickter Arbeiter kann in einem Tage über 600 Stück herstellen. Die ältesten und stärksten Flintensteinfabriken hat Frankreich, doch soll sich der galiz. Feuerstein noch besser als der franz. zu Flintensteinen eignen.

**Feuerversicherungsanstalten**, Brandassecuranzanstalten sind Einrichtungen, durch welche der durch Feuer verursachte Schaden allen Denen, wenigstens zum Theil, vergütet wird, welche sich durch Entrichtung gewisser Geldbeiträge oder durch Übernahme gewisser Verbindlichkeiten das Recht auf eine solche Entschädigung erkauft haben. Sie kommen in Deutschland auf zweierlei Art vor, entweder als Staatsanstalten oder als bloße Privatunternehmungen. Der Beitritt zu den vom Staate eingeführten Brandkassen ist meist durch Gesetze bestimmt, dieselben beziehen sich aber in der Regel nur auf Gebäude, sodaß also jeder Hausbesitzer verbunden ist, seine Gebäude zu einem bestimmten Preise, welcher mit dem wahren Werthe derselben in Verhältniß stehen muß und keinenfalls höher als dieser sein darf, zu versichern. Nach Verhältniß dieser Versicherungssumme muß er halbjährig oder jährig zu den Entschädigungen beitragen, welche im Bezirke des Staats oder der Provinz, auf welche sich die Anstalt erstreckt, ausgezahlt worden sind. Es werden nämlich sämmtliche Hausbesitzer des Landes als eine Gesellschaft angesehen, die unter Garantie des Staats sich zur gemeinschaftlichen Tragung des durch Feuer verursachten Schadens verbunden haben. Der Staat vergütet den erlittenen Schaden im Namen sämmtlicher Beitragspflichtiger und vertheilt dann auf diese am Schlusse des festgesetzten Zeitraums die Summe der gezahlten Entschädigungen. Der Abgebrannte ist indeß verbunden, das Geld zur Wiederherstellung seiner Gebäude zu verwenden. Die wohlthätigen Folgen dieser Einrichtung sind, daß Städte und Dörfer, auch wenn sie durch Feuersbrünste heimgesucht worden, sich bald wieder aus ihrer Asche verjüngt emporheben, daß der Besitzer eines Hauses nicht durch das Abbrennen desselben verarmt und daß der Credit durch die größere Sicherheit der auf Häusern ruhenden Hypotheken sehr erhöht wird. Diese wohlthätigen Folgen gewähren indeß die Privatversicherungsanstalten ebenfalls, ohne irgend Jemand zur Theilnahme zu zwingen. Der Staat hat nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, zu hohe Versicherungen zu verbieten, um vorsätzliche Brandstiftungen zu verhüten; auch kann er solche Anstalten, welche sich des öffentlichen Zutrauens nicht würdig zeigen, ausschließen und dagegen andere, welche sich als zuverlässig und vortheilhaft bewähren, für sein Gebiet besonders privilegiren. Dies ist auch in vielen deutschen Ländern bereits geschehen, während in andern noch erzwungene Feuerversicherungsanstalten bestehen und nur gestattet ist, das bewegliche Vermögen, welches bei der Brandkasse des Staates nicht versichert wird, in auswärtigen Versicherungsanstalten zu verassecuriren. Die Einrichtung der Privatversicherungsanstalten ist verschieden. Die Feuerversicherungsbank für Deutschland in Gotha, eine der bekanntesten, beruht, wie die Brandversicherungsanstalten des Staats, auf dem Principe der Gegenseitigkeit; es haben daher die bei ihr Versicherten den Verlust zu tragen, wozu sie



Digitized by Google

sich durch Ausstellung von Wechseln auf Höhe des vierfachen Betrags der gezahlten Prämie (d. i. des Einschusses, welcher gleich bei Empfang der Bescheinigung über die geschehene Versicherung, der sogenannten Police, gezahlt wird) verbindlich machen, wogegen aber auch der Gewinn nach Verhältniß der von einem jeden eingezahlten Prämiensumme vertheilt wird. Alle übrigen Versicherungsanstalten von Ruf beruhen auf Actien. Die Verluste werden aus den von den Actionnairs baar eingeschossenen und verbürgten Fonds gedeckt und diese allein beziehen auch den Gewinn, so die berliner und die elberfelder Feuerversicherungsgesellschaft. Die aachener Gesellschaft, welche neuerlich auch für das Königreich Baiern privilegirt ist, theilt ihren Gewinn mit gemeinnützigen Instituten des Landes, weswegen sie bevorzugt wird. Die leipziger Feuerversicherungsgesellschaft zeichnet sich dadurch aus, daß sie den auf fünf Jahre Versicherten den halben Antheil an dem Gewinne der fünfjährigen Versicherungen zurückvergütet, ohne daß diese, wenn die im Laufe eines Jahres zur Abrechnung kommenden Prämien zur Deckung der Schäden nicht ausreichen sollten, irgend einen Nachschuß zu leisten haben. Die erste Abrechnung der fünfjährigen Versicherung wurde am 1. Jun. 1834 vertheilt und danach erhielten die Versicherten 23½ Procent zurückvergütet. Die nähere Einrichtung aller dieser Gesellschaften ist aus den von ihnen publicirten und landesherrlich bestätigten Statuten zu ersehen, welche auch die Richtschnur und Entscheidungsnorm in allen Streitigkeiten bilden, die zwischen den Versicherten und der Anstalt vorkommen können. In erster Instanz entscheidet in der Regel ein Schiedsgericht, bei dessen Besetzung die Betheiligten concurriren. Doch kann von dessen Ausspruche auch an den ordentlichen Richter appellirt werden, wenn nicht die Appellation ausdrücklich ausgeschlossen ist. Es liegt übrigens im Interesse der Anstalt, alle Streitigkeiten möglichst zu vermeiden und die versicherte Summe, sobald der Schaden ordnungsmäßig tarirt und bescheinigt ist, sofort ohne Weigerung und Weitläufigkeiten auszuzahlen. Nur durch eine prompte Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten kann sich die Gesellschaft das Zutrauen und den Ruf erhalten, dessen sie bei der großen Concurrenz solcher Institute nothwendig zu ihrem Bestehen bedarf.

**Feuerwerke** sind Brände und Beleuchtungen, welche künstlich angeordnet werden, um das Auge des Beschauers durch mannichfachen Farbenglanz und vielfach wechselnde Lichtgestalten zu ergötzen. Man führt sie verständiger Weise nur des Abends auf, weil nur in der Dunkelheit die Feuer- und Lichterscheinungen deutlich und bestimmt gesehen werden. Rothe, grüne, blaue, gelbe, weiße Feuer brennen nach- und nebeneinander, Raketen, Leuchtkugeln, Feuerräder, strahlende Sonnen (s. Kunstfeuer), mit unzähligen Lampen beleuchtete Tempel, Triumphbogen, Pyramiden mit brennenden Inschriften, erscheinen, und dergl.; Alles so geordnet, daß sowol das zugleich Auftretende, wie das aufeinander Folgende ein wohlgeordnetes, dem Auge wohlthuendes Ganzes bildet. Die Feuerwerke werden theils auf dem Lande, theils auf dem Wasser abgebrannt. Die Wasserfeuerwerke nehmen sich besonders prachtvoll aus, weil die Wasserfläche wie ein Spiegel die Feuererscheinungen vervielfacht. Mit der Kunst, Feuerwerke anzuordnen, welche namentlich zur Herstellung der Kunstfeuer chemische Kenntnisse voraussetzt, beschäftigen sich die Feuerwerker. Da aber ihre Kunst nicht nur bei den Feuerwerken eine unschädliche, nur zum Vergnügen bestimmte Anwendung findet, so unterscheidet man Lustfeuerwerkskunst und Ernstfeuerwerkskunst und lehrt in der letzten die Verfertigung aller derjenigen Kunstfeuer, welche im Kriege Anwendung finden, als Geschützmunition, Schläge, Raketen, Pechkränze, Brandtücher u. s. w.

**Feuerzeug.** Bei der großen Wichtigkeit des freien Gebrauchs des Feuers für den Menschen gehört die Erfindung bequemer Feuerzeuge zu den wichtigsten Erfindungen. Es ist bekannt, daß wilde Völker auf eine sehr mühsame Art Feuer erzeugen, indem sie zwei Holzstücke gegeneinander reiben, doch sollen sie es hierin zu einer nicht geringen Fertigkeit bringen. Das älteste der bei uns noch gebräuchlichen Feuerzeuge ist Stahl und Stein (s. Feuerstein), die man gegeneinander schlägt, daß Funken sprühen. Die Funken werden mit einem leicht entzündlichen Gegenstande, als Zunder, Schwamm, Schießpulver, aufgefangen. Ein bequem eingerichtetes Feuerzeug der Art ist jedes gewöhnliche Flintenschloß. Man hat solche Feuerzeuge auch getrennt zum gewöhnlichen Lichtanmachen; auf der Pfanne befindet sich dann statt des Pulvers Zunder. Der Zunder und der Feuerschwamm kommen nur zum Glühen, und um eine Flamme zu erhalten, pflegt man ein Schwefelholz oder einen Schwefelfaden in die Nähe zu bringen, welche sich an dem glühenden Körper entzünden.

Sehr in Gebrauch sind die chemischen Feuerzeuge, welche sich ebenso leicht herstellen wie handhaben lassen. Man hält sich in einem fest verschließbaren Fläschchen Vitriolöl, und damit dieses nicht vergossen werde oder beim Gebrauch des Feuerzeugs umherspritze, füllt man das Fläschchen erst zum Theil mit kleingemachtem Asbest und tröpfelt dann auf diesen das Vitriolöl. Die Zündhölzchen, welche man mit dem Vitriolöl in Berührung bringt, entzünden sich sogleich in heller Flamme. Sie werden so bereitet, daß man das eine Ende eines Holzsplitters erst in geschmolzenen Schwefel und dann in ein Gemenge taucht, dessen Hauptbestandtheil chlorsaures Kali ist. Wie das chlorsaure Kali, welches sich an dem Vitriolöl entzündet, lehrt die Chemie noch eine Menge anderer Stoffe kennen, welche sich durch Reiben, Schlagen, bei der Berührung mit gewöhnlicher Luft und mit verschiedenen Körpern entzünden, und jeder dieser Körper ist auch zur Herstellung von Feuerzeugen geeignet. Die Entzündlichkeit einiger derartiger Stoffe ist jedoch so groß, daß es gefährlich ist, sie in täglichen Gebrauch zu ziehen, und Feuerzeuge, die man mit Hülfe derselben hergestellt hat, sind policeilich verboten worden. So ist in manchen Ländern das Phosphorfeuerzeug verboten. Die Zündhütchen, deren man sich bei den Percussionsgewehren (s. d.) bedient, sind kleine oben verschlossene Röhrchen, in denen sich eine geringe Quantität einer durch den Schlag entzündlichen Substanz (eine Mischung von Chlorkalk, Schwefel und Kohlen oder Knallquecksilber) befindet.

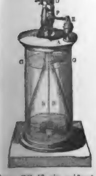
Ein mehr interessantes als bequemes Feuerzeug ist das pneumatische (d. h. Luft-) Feuerzeug, auch Tachopyrion, d. h. Schnellfeuerzeug, genannt. Dasselbe besteht in einem kleinen auf der einen Seite offenen, auf der andern verschlossenen Cylinder, gewöhnlich von starkem Glase,

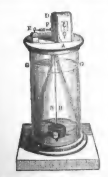
Digitized by Google

in welchen ein Kolben, der an einem metallenen Stabe mit Handhabe festsitzt, luftdicht paßt. Auf der untern etwas ausgehöhlten Fläche des Kolbens ist ein kleines Häkchen, an welches man beim Gebrauch etwas Schwamm befestigt. Stößt man nun den Kolben mit Gewalt schnell in den Cylinder herab, so wird die unter ihm befindliche Luft stark zusammenpreßt und es tritt eine Feuererscheinung auf, welche den Schwamm entzündet. Dieser verlöscht aber sehr schnell wieder, wenn man nicht den Kolben eilig wieder herauszieht.

Das elektrische Feuerzeug, die elektrische Lampe, Zündlampe beruht im Allgemeinen darauf, daß Wasserstoffgas durch den elektrischen Funken entzündet wird, und besteht daher eigentlich aus zwei miteinander in Verbindung gesetzten Apparaten, nämlich einem Apparat zur Erzeugung des Gases und einem andern zur Erzeugung des elektrischen Funkens. Das Wasserstoffgas, eine eigenthümliche Luftart, erzeugt sich am leichtesten, wenn man ein Stück Zink in eine Mischung von Vitriolöl und Wasser bringt, und den elektrischen Funken kann man am leichtesten mit Hülfe eines Elektrophors erhalten. Da diese Feuerzeuge durch des berühmten Naturforschers Döbereiner (s. d.) Erfindung fast ganz außer Gebrauch gekommen, so wollen wir nur von dieser letzten noch eine genauere Beschreibung geben.

Die Döbereiner'sche Lampe, das Platinafeuerzeug, besteht ebenfalls aus einem Apparate zur Bereitung von Wasserstoffgas, mit welchem ein Apparat in Verbindung steht, welcher das ausströmende Gas entzündet. Dieser Apparat besteht aber ganz einfach in einer kleinen Quantität sehr fein vertheilter Platina (gewöhnlich sogenannten Platinaschwammes), welche die merkwürdige Eigenthümlichkeit hat, Wasserstoffgas, welches in die atmosphärische Luft strömt, durch bloße Berührung zu entzünden. In der folgenden Abbildung sind zwei Döbereiner'sche Lampen abgebildet, welche sich nur in unwesentlichen Stücken unterschieden.




GG ist ein größeres cylinderförmiges Glasgefäß, auf welchem ein metallener Deckel A lose aufliegt. Dieser Deckel ist durchbohrt, und über der Öffnung in seiner Mitte ist das beiderseits offene, glockenförmig gestaltete kleine Glasgefäß BB gekittet. Über der Öffnung auf der Seite des Glases ist eine Öse, in welche ein Draht eingehakt wird, über den ein durchbohrtes Stück Zink C geschoben ist, das unten durch zwei Querdrähte vor dem Herabfallen gesichert wird. Der Draht ist nur so lang, daß C nicht ganz bis zum Rande des Gefäßes BB reicht. Oberhalb der Öffnung in A ist eine Röhre angebracht, die in eine ganz feine Mündung bei F ausläuft, und welche durch einen Hahn, dessen Handgriff bei D ist, geöffnet und verschlossen werden kann. Bei E ist mittels feiner Drähte ein Platinaschwämmchen befestigt. Man hebe den Deckel A mit dem Glase BB und dem Zink C ab und fülle das Gefäß GG etwa zu $^2/_3$ mit einem Gemisch von Wasser und Vitriolöl (das letztere muß vorsichtig in das erste getröpfelt werden). Hierauf setze man den Deckel auf, während der Hahn bei D geöffnet ist, alsbald füllt sich das Innere von BB mit dem gesäuerten Wasser und umgibt den Zink. Der Hahn werde verschlossen; so sieht man am Zink eine große Menge Bläschen entstehen. Diese sind Wasserstoffgas und steigen in BB in die Höhe, sammeln sich oben und verdrängen bald alles Wasser aus BB, welches nun in GG um so höher steigt, bis endlich in BB das Wasser unter C gesunken ist und folglich außer Berührung mit dem Zink kommt, an dem sich nun auch kein Gas mehr entwickelt. Das Gas in BB steht offenbar unter dem Drucke des Wassers, und sowie man daher den Hahn D öffnet, strömt es mit einiger Gewalt aus F gegen den Platinschwamm bei E, an dem es sich sogleich entzündet, sodaß eine Flamme von F nach E überströmt, an der man ein Licht anzünden kann. Die Flamme verlischt natürlich, sobald man den Hahn schließt und das verbrauchte Gas wird in dem Maße wiedererzeugt, in welchem beim Ausströmen das Wasser in BB eingetreten war. Das Männchen, aus dessen Munde die Flamme brennt, ist nur eine Spielerei, der Deckel, den er in den Händen hat, sitzt für gewöhnlich über dem Schwamme E, um ihn vor Feuchtigkeit und Staub zu schützen, und ist mit den Armen (dem verzierten Handgriffe des Hahns) so verbunden, daß mit dem Aufheben desselben zugleich der Hahn geöffnet wird. Die Döbereiner'schen Lampen sind, da sie sogleich bei einem bloßen Drucke eine Flamme erzeugen, offenbar die bequemsten Feuerzeuge, sie haben jedoch den Nachtheil, daß sie nicht leicht zu transportiren, und daß sie kostbarer wie die chemischen Feuerzeuge sind.

**Fichte** (Joh. Gottlieb), einer der größten Philosophen, die es gegeben, war geb. den 19. Mai 1762 zu Rammenau in der Lausitz und starb 1814 zu Berlin. Nachdem seine Erziehung in Schulpforte vollendet war, studirte er in Jena, Leipzig und Wittenberg, begab sich darauf als Hauslehrer nach Zürich, wo er Pestalozzi, und dann nach Königsberg, wo er Kant kennen lernte. Hier gab er 1792 eine Schrift: „Versuch einer Kritik aller Offenbarungen" heraus, welche mit solchem Beifall aufgenommen wurde, daß ihn schon im darauffolgenden Jahre die Universität Jena zum außerordentlichen Professor der Philosophie berief. Mißverständnisse mit der weimar. Regierung, welche durch F.'s Mistrauen herbeigeführt wurden, man wolle ihm in der freien Äußerung seiner wissenschaftlichen Überzeugung hinderlich sein, bewirkten 1799 seine Entlassung. Er begab sich nun nach Berlin, wo man ihn mit Auszeichnung empfing. 1805 wurde er zum Professor der Philosophie



Digitized by Google

bei der damals preuß. Universität Erlangen ernannt. Als jedoch der Krieg mit Frankreich ausbrach, begab sich F. nach Königsberg und hielt dort 1806 und 1807 Vorlesungen, kehrte aber im folgenden Jahre nach Berlin zurück und hielt hier seine begeisterten „Reden an die deutsche Nation", in denen er sein in Knechtschaft versunkenes Vaterland zur Ermannung mit glühenden Worten aufregte und zwar, während die Franzosen Berlin besetzt hielten. Als 1810 die Universität zu Berlin errichtet wurde, ward F. zum Professor der Philosophie an derselben ernannt, und je

großartiger sein Wirken hier sein mußte, um so mehr war es zu bedauern, daß der Mann, welcher bei dem gebildetsten Theile seiner Zeit- und Landesgenossen so viel zur sittlichen Erkräftigung beigetragen hatte, welche eine politische zur Folge haben mußte, nur die ersten Äußerungen des in Deutschland neu erwachenden Lebens sah. Er erkrankte nach seiner Gattin, die sich der Pflege der Verwundeten und Kranken in den Hospitälern zu Berlin unterzogen und dort angesteckt worden war, am Hospitalfieber, und wurde ein Raub dieser pestartigen Krankheit. In seinen zahlreichen philosophischen Werken zeigt sich F. als ein Schüler Kant's (s. d.), der aber das große Werk seines Vorgängers mit Selbständigkeit weiter führt. Wie der seinen die Kant'sche, so liegt seine eigne Philosophie der neuesten zu Grunde, die durch Schelling und Hegel (s. d.) gelehrt worden ist. Seine in zahlreichen Schriften niedergelegte Philosophie bildet so einen der wichtigsten Übergänge, den würdig zu repräsentiren, die ganze sittliche Kraft eines F. erfoderlich war, und wegen dieser sittlichen Größe wird F. stets ein Gegenstand der Bewunderung und Nachahmung sein.

**Fichtelgebirge** (das), ein Hauptgebirge Deutschlands, liegt in Baiern, ist zwölf Stunden lang und acht Stunden breit und nimmt den größten Theil des Obermainkreises ein. Da es mit den Hauptgebirgszügen Deutschlands zusammenhängt und gleichsam den Mittelpunkt derselben bildet, so hat man es den Gebirgsknoten Deutschlands genannt. Seinen Namen hat es unstreitig von den Fichten erhalten, mit denen es großentheils bewachsen ist. Es besteht großentheils aus Granit, die Seitenzweige aus Kalkstein, und seine höchsten Spitzen sind der Schneeberg von 3700, der Ochsenkopf von 3600, der Fichtelberg von 3500 F. Höhe, und der fast ebenso hohe Schloßberg, auf dessen Gipfel der ganz mit Moos und Binsen bewachsene Fichtelsee liegt. Auf dem Fichtelgebirge entspringen viele Flüsse, unter ihnen vier der bedeutendern Deutschlands: der Main nach Westen, die Saale nach Norden, die Eger nach Osten und die Naab nach Süden sich ergießend. Auch enthält dieses Gebirge eine große Menge Höhlen. Einige derselben sind von solcher Ausdehnung, daß man ihr Ende noch gar nicht gefunden hat, andere enthalten die wunderlichsten Tropfsteingebilde, und wieder andere sind ganz mit Thierknochen angefüllt, und zwar zum Theil von solchen Thieren, die man gar nicht mehr auf der Erde findet. In der Gegend des Marktfleckens Muggendorf liegen allein 24 solcher Höhlen, unter denen die große, in sechs Kammern abgetheilte Knochenhöhle beim Dorfe Gailenreuth die berühmteste ist. (S. Höhlen.)

**Fideicommiss** nennt man eine letztwillige Verordnung, wodurch Jemandem auferlegt wird, eine Erbschaft ganz oder theilweise oder nur einen einzelnen Gegenstand derselben einem Andern auszuliefern; sowie auch die auszuliefernden Sachen selbst. Besteht das Fideicommiß in der ganzen Erbschaft oder in einem Theile derselben, so ist es ein Universal-, besteht es aber blos in einzelnen Dingen, so ist es ein Singular-Fideicommiß. Von letzterm gelten ganz dieselben Grundsätze, welche bei den Vermächtnissen (s. d.) vorkommen, und während das erstere blos dem Erben auferlegt werden kann, darf das letztere auch jedem Andern angesonnen werden, welcher aus der Erbschaft etwas erhält. Der Erblasser hat das Zutrauen zu seinem Erben, daß er seinen Willen respectiren werde, er vertraut seiner Treue Dasjenige an (lat. fidei committit), was er herausgeben soll. Derjenige, dem er dies Zutrauen schenkt, heißt der Fiduciar, Derjenige, zu dessen Gunsten diesem etwas anvertraut wird, der Fideicommissarius, der Anvertrauende selbst aber der Fideicommittens. Es würde indeß sehr hart sein, wenn Jemand blos deswegen zum Erben eingesetzt wäre, um die Erbschaft einem Andern herauszugeben; deshalb ist es dem Fiduciar gestattet, den vierten Theil des Fideicommisses, nach Abzug aller Schulden, zu Kosten und für sich zu behalten. Ist keine Bedingung und kein Zeitpunkt der Herausgabe beigefügt, so ist der Fiduciar verpflichtet, 30 Tage nach dem Tode des Erblassers das Fideicommiß auszuliefern. Die Kinder, Enkel und Ältern des Erblassers ziehen aber, wenn sie mit einem Fideicommiß beschwert worden sind, sofort bei dem Antritte der Erbschaft ihren Pflichttheil ab, und außerdem bei der Ablieferung des Fideicommisses noch den erwähnten vierten Theil (die sogenannte Quarta Trebellianica). Der Fiduciar darf über die Gegenstände des Fideicommisses (die Substanz der Sache im Gegensatze der Nutzungen) nicht verfügen, alle seine Veräußerungen in dieser Beziehung sind daher nichtig; doch kann nicht er selbst, sondern nur der berechtigte Fideicommissar sie anfechten. Dieser überträgt sein Recht auch auf seine Erben, sobald er nur den Testator überlebt hat und die Bedingung oder der Zeitpunkt eingetreten ist, unter welchen ihm das Fideicommiß bestimmt wurde. Doch kann der Testator auch dem Fideicommissar eine oder mehre Per-

Digitized by Google

sonen substituiren (an die Stelle setzen), welchen die Erbschaft nach der Reihe ausgehändigt werden soll. Diese Substitution unterscheidet sich indeß von der im Erbrechte vorkommenden sogenannten Vulgarsubstitution dadurch, daß bei dieser der zweite Erbe nur dann Erbe werden kann, wenn der erste oder directe Erbe wegfällt, bei dem Universal-Fideicommiß dagegen der zweite Erbe nur dann Anspruch an die Erbschaft machen kann, wenn der directe Erbe wirklich Erbe geworden, die Erbschaft angetreten hat. Aus dieser Art der Substitution ist auch das sogenannte Familien-Fideicommiß entstanden, worunter man eine Anordnung versteht, vermöge welcher ein gewisses Gut, es mag nun in Grundstücken oder in Capitalien bestehen, sich in einer Familie forterben soll. Es muß indeß ausdrücklich dabei bemerkt werden, daß die Veräußerung des Guts zum Besten der Familie untersagt sei. Besteht das Fideicommiß in Grundgütern, so wird erfodert, daß der Lehnsherr oder bei Allodialgütern der Gerichtsherr dasselbe bestätige. Ein Familien-Fideicommiß kann der Regel nach blos auf die männlichen Nachkommen des Stifters übergehen, wenn nicht der Stifter selbst eine bestimmte Successionsordnung festgesetzt hat. Die Veräußerung eines Fideicommisses ist nur dann gültig, wenn sie zur Tilgung von Schulden, welche der Stifter gemacht, nothwendig war. Doch kann auch aus andern erheblichen Ursachen, wohin man selbst einen zu hoffenden nicht unbeträchtlichen Gewinn zählt, das Fideicommiß veräußert oder aufgehoben werden, nur müssen dann sämmtliche Interessenten einwilligen und keine Kinder und Kindeskinder des Stifters oder Verwandte im ersten und zweiten Grade des mit dem Fideicommiß Beschwerten vorhanden sein. Von selbst erlischt aber das Familien-Fideicommiß erst dann, wenn die ganze Generation, für welche es bestimmt war, ausstirbt. Der letzte Besitzer kann dann frei über das Fideicommiß verfügen, und es fällt wieder in den unbeschränkten Verkehr zurück.

**Fieber** wird ein häufig vorkommender Krankheitszustand genannt, dessen wesentliche und beständige Erscheinungen beschleunigter Herz- und Pulsschlag, Frösteln mit darauf folgender Hitze und vermehrter Ausdünstung der Haut, krankhaft vermehrter Durst, Gefühl allgemeinen Unwohlseins, sehr oft auch Kopfweh, Appetitlosigkeit, Ekel, selbst Erbrechen u. s. w. sind, Zufälle, die sich in gewissen Zeiträumen steigern, wieder vermindern, ganz aufhören und dann wiederkehren und sich zu der großen Mehrzahl aller nur möglichen Krankheiten gesellen können. Hat sich ein Fieberzustand einmal entwickelt, so unterscheidet man auch leicht drei Zeiträume desselben, den der Zunahme nämlich, welcher, mit dem Eintritte der ersten Fieberbewegungen beginnend, das Heftigwerden derselben bezeichnet; den der Höhe, in welchem die Fiebersymptome den höchsten Grad ihrer Heftigkeit erreicht haben, und den der Abnahme, in dem die fieberhaften Erscheinungen nachlassen und die günstige Entscheidung der Krankheit sich vorbereitet. Die Aufeinanderfolge dieser Zeiträume macht den Verlauf des Fiebers aus. Ein solcher Verlauf endet entweder binnen 24 Stunden ein für allemal, wie dies z. B. bei dem sogenannten eintägigen Reizfieber der Fall ist, oder es wiederholt sich derselbe in der Art, daß die ganze Krankheit aus solchen einzelnen Fiebern sich zusammensetzt und im Großen dieselben Zeiträume, denselben Verlauf wahrnehmen läßt, wie die einzelnen ihr untergeordneten Fieberanfälle im Kleinen. Hieraus entsteht dann für die ganze Krankheit ein Wechsel von Besser- und Schlimmerbefinden des Kranken. Verschwinden während des Besserbefindens die Fiebersymptome ganz, so wird dieser Zeitraum der Krankheit die fieberfreie Zeit und die ganze Krankheit ein aussetzendes (Wechsel-) Fieber, das darauf wieder eintretende Schlimmerbefinden der Fieberanfall (Paroxysmus) genannt; lassen aber die Fieberzufälle nur zum Theil oder blos nach dem Grade ihrer Heftigkeit nach, so heißt die Zeit des Besserbefindens der Nachlaß, das Schlimmerbefinden die Verschlimmerung, die ganze Krankheit ein nachlassendes Fieber. Ist das Fieber in wesentlicher Verbindung mit einem anderweitigen örtlichen Leiden, so nennt man es ein zusammengesetztes, im entgegengesetzten Falle ein einfaches Fieber. Als Grundformen aller Fieber aber kann man das Wechselfieber, das Nervenfieber, das Entzündungs- und das Faulfieber betrachten, insofern diese es sind, von welchen die verschiedenartigsten fieberhaften Krankheiten ihren Charakter entlehnen. Die Fieber entscheiden sich vorzugsweise durch vermehrte Hautausdünstung und Urinausleerung, die dann auch ihrer Beschaffenheit nach verändert erscheinen, unter besondern Umständen auch durch Blutungen, veränderte und vermehrte Schleimabsonderung, Erbrechen, Durchfälle, Ausschläge u. s. w. Diese Ausleerungen müssen indessen zu rechter Zeit erfolgen und Erleichterung des Kranken herbeiführen, wenn sie als heilsam, als sogenannte Krisen gelten sollen. Überhaupt aber ist das Fieber als das höchste und letzte Bestreben der Naturheilkraft in Krankheiten anzusehen, Schädlichkeiten zu entfernen und Krankheiten zu heilen, welche auf keine andere Weise entfernt oder geheilt werden können, wobei der Ausgang freilich ebensowol zum Heile als zum Unheile des Kranken ausschlagen kann. Ein regelmäßiger Verlauf des Fiebers läßt meistens einen günstigen Ausgang hoffen, große, plötzliche Abweichungen von demselben sind bedenklich, namentlich ein übermäßig schneller und heftiger oder auch sehr zögernder, schleichender Gang der Krankheit.

**Fielding** (Henry), einer der berühmtesten engl. Romandichter, wurde 1707 geb. und starb 1754. Obschon er aus einer vornehmen Familie stammte, kam er doch bald, nachdem er von der Universität zu Leyden, wo er sich mit den Rechtswissenschaften beschäftigt, nach London zurückgekehrt und selbständig geworden war, zum Theil durch seinen Leichtsinn, in eine sehr dürftige Lage, und sah sich genöthigt, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, schriftstellerische Arbeiten zu unternehmen. Er schrieb während einer Reihe von Jahren eine Menge dramatischer Stücke für die londoner Theater, und fand mit ihnen eine Zeit lang Beifall, obgleich sie wenig Bedeutendes enthalten. Er ging sogar mit dem Plane um, selbst eine Schauspielergesellschaft zu stiften und zu leiten, der jedoch unausgeführt blieb. In bessere Umstände kam F. durch seine Vermählung mit einem Mädchen, das einiges Vermögen besaß, und durch den Tod seiner Mutter, die ihm ein Landgut hinterließ. Aber bald hatte F. sein kleines Vermögen durchgebracht und wollte nun als Sachwalter thätig sein, fand jedoch wenig Beschäftigung. Ebenso wenig machte er als Schriftsteller Glück, bis sein

erster Roman „Joseph Andrews" (deutsch von Örtel, Meißen 1802) erschien, der mit dem größten Beifall auch noch außerhalb Englands aufgenommen wurde. Seine besten Romane außer dem genannten sind „Tom Jones" (deutsch von Lüdemann, Lpz. 1826) und „Amelia". Mehre Male unternahm F. die Herausgabe von Zeitschriften, gerieth aber immer in eine Menge ärgerlicher und kleinlicher Streitigkeiten. Seine Schriften zeichnen sich durch scharfe und wahrheitsvolle Charakter- und Sittenschilderungen, durch Witz, Laune und Gewandtheit aus, und werden noch jetzt mit Interesse gelesen. F. erhielt seit 1749 einen kleinen Jahrgehalt und das Amt eines Friedensrichters; seine Gesundheit wurde aber, ohnehin schon sehr angegriffen, durch die vielen Amtsgeschäfte noch mehr untergraben und er starb in Lissabon, wohin er sich zur Herstellung seiner Kräfte begeben hatte.

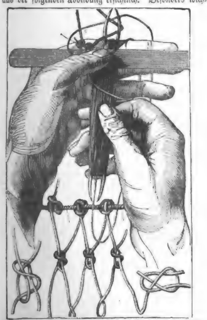
**Fiesco**, mit vollem Namen Giovanni Luigi de' Fieschi, Graf von Lavagna, geb. 1525, gest. 1547, aus einer der vornehmsten und reichsten Familien Genuas, war von der Natur und dem Glücke auf das reichste ausgestattet worden und ein Liebling des Volkes, wurde aber durch seine Ehrsucht und Herrschbegier zu hochverrätherischen Unternehmungen verleitet, in deren Ausführung er ums Leben kam. In Genua herrschte damals (als Doge) Andrea Doria aus der ältesten und vornehmsten Familie, der sich um sein Vaterland die größten Verdienste erworben, es von der Oberherrschaft der Franzosen befreit und ihm eine geordnete Verfassung gegeben hatte. Dennoch gab es wegen der Bevorzugung gewisser Familien, die allein Zutritt zu den hohen Staatsämtern hatten, viele Unzufriedene, welche sich gern an den jungen, talentvollen, reichen F. anschlossen, um die Doria zu verderben. Namentlich Johann Doria, der Neffe des Dogen Andrea, war ein Gegenstand des Hasses für Viele, die er durch seinen Übermuth beleidigt hatte. F. wußte den alten Doria durch Ehrerbietung und den jungen durch Freundschaftsbezeugungen so für sich einzunehmen, daß sie nicht merkten, wie er alle ihnen feindlich gesinnte Männer an sich zog, und Waffen und Söldner nach Genua brachte. Um keinen Verdacht aufkommen zu lassen, gab er vor, er rüste eine Galeere gegen die Türken aus. In der Nacht nach dem 1. Jan. 1547 kam die Verschwörung zum Ausbruch. Alles ging nach Wunsch, der Hafen war in den Händen der Verschworenen, Johann Doria war ermordet, Andrea aber durch treue Diener noch glücklich entführt worden. F., der sich schon Sieger und Herr der Stadt wähnte, eilte nach dem Hafen, und sein Ruf: „Es lebe die Freiheit!" wurde stürmisch von den Galeerensklaven wiederholt. Aber F. war allein; in der Dunkelheit betrat er ein Bret, um vom Lande nach den Galeeren zu eilen, es schlug um. Seine schweren Waffen zogen F. in den Schlamm herab, wo er umkam. Die Verschworenen, das Volk, welches sich für ihn empört hatte, riefen und suchten nach F. Es verbreitete sich nun ein dunkles Gerücht von seinem Tode; er fehlte, und damit die Seele des ganzen Unternehmens, welches in sich selbst zerfiel. Doria kehrte zurück, die Verschworenen wurden erst begnadigt, dann aber dennoch verurtheilt und verfolgt, die meisten hingerichtet oder auf die Galeeren geschmiedet. F.'s Leiche hatte man am vierten Tage nach seinem Tode im Schlamme gefunden, aber der Senat verbot, sie herauszuziehen. Erst nach zwei Monaten nahm man den Körper heimlich heraus und warf ihn ins Meer. Die Familie des F. wurde aus Genua verbannt, seine Güter wurden eingezogen, seine Paläste und Häuser dem Erdboden gleichgemacht.

**Figur**, so viel wie Gestalt, ist ein ursprünglich lat., aber im gemeinen Leben wie in Künsten und Wissenschaften bei uns sehr gebräuchlich gewordenes Wort. So spricht man namentlich von der Figur eines Menschen, auch wol eines Thieres, wofür man sich bei leblosen Gegenständen des Wortes Form bedient. In den bildenden Künsten nennt man Figuren vorzugsweise die in mannichfaltigen Stellungen dargestellten menschlichen Gestalten. Da die äußerliche Erscheinung des Menschen von dem innern Geistes- und Gemüthszustande abhängt, so wird Figur auch mit diesem in Beziehung gesetzt, und so kommt man zu Ausdrücken wie: „eine traurige Figur machen, spielen", und da auf dem Theater, sowie in poetischen Erzählungen, Menschen in den mannichfaltigsten Zuständen aufgeführt werden, so spricht man von „auftretenden Figuren". Personen, welche, ohne sich durch Sprechen zu äußern, nur zur Vervollständigung der darzustellenden Handlung aufgeführt werden, heißen Figuranten (auf dem Theater auch stumme Personen, Statisten, Comparsen), und man sagt von ihnen: sie figuriren nur. Auch im Ballettanz werden so die Figuranten, welche nur zur Ausfüllung, z. B. Gruppen zu bilden, gebraucht werden, ohne vorzugsweise thätig zu sein, von den Solotänzern unterschieden. Figuren bedeuten in der Tanzkunst die verschlungenen Wege, welche durch die Tanzenden beschrieben werden, und die sich durch Linien darstellen lassen. Eine eigenthümliche Bedeutung hat das Wort Figur auch in der Musik. Hier nämlich bilden eine Figur zwei oder mehre kürzere, schnell aufeinander folgende Töne, welche an die Stelle eines einfachen längern Tones gesetzt werden, der im einfachen Gesange genügt haben würde, und man unterscheidet hiernach Figural- oder figurirte Musik und Gesang von der einfachen Choralmusik oder Choralgesang. — In der Geometrie nennt man Figuren vorzüglich allseitig durch Linien begrenzte Flächen, und unterscheidet sie in ebene und krummflächige, je nachdem die Fläche eben oder krumm ist, und jene wieder in geradlinige (Dreiecke, Vierecke, Vielecke) und krummlinige (Kreis, Ellipse u. s. w.), je nachdem die begrenzenden Linien gerade oder krumm sind. Die Körper, insofern sie Gegenstände der Geometrie sind, werden auch körperliche Figuren genannt. — Redefiguren werden alle diejenigen verbildlichenden Ausdrucksweisen genannt, deren man sich vorzugsweise in der Poesie und Rhetorik bedient, um auf den Hörer oder Leser einen tiefern Eindruck zu machen. Man hat sich die überflüssige Mühe gegeben, die verschiedenen Weisen, in denen eine derartige Verbildlichung des Gedankens oder einzelner Begriffe geschehen könne, zu sondern und mit verschiedenen Namen zu bezeichnen.

**Filet** ist ein franz. Wort und bedeutet eigentlich so viel als Fädchen, Garn, Netz. Gewöhnlich versteht man darunter ein aus roher Seide netzartig gewebtes Zeuch, zu Shawls, Busentüchern u. s. w. Eine Lieblingsbeschäftigung der Damen ist es, allerlei Filetputzsachen aus Zwirn, Wolle oder Seide zu stricken; sie bedienen sich dazu einer Nadel, der Filetnadel, und eines Stäbchens, auf welches sie die

Digitized by Google

Maschen aufreihen, und von dessen Stärke die größere und geringere Dichtigkeit des Gestrickes abhängt. Die Gestalt dieser Geräthschaften, sowie die Haltung der Finger, die Verschlingung der Knoten und die Bildung der Schleifen ist aus der folgenden Abbildung ersichtlich. Besonders wich-



tig ist diese Arbeit aber für das Netzstricken sowol der Fischer als Jäger. Bei erstern namentlich macht sie eine Hauptbeschäftigung aus, da zu ihrem Gewerbe so mancherlei Netze gebraucht werden.

**Filigranarbeit** heißen künstliche Arbeiten zur Verzierung an Nadelbüchschen, Juwelenkästchen, Rahmen von Bildern, Reliquienkästchen und dergl. aus feinem Gold- und Silberdraht, der auf die mannichfachste und feinste Weise gewunden, verschlungen, bald matt, bald geglättet ist. Die Filigranarbeit ist bei uns ziemlich aus der Mode gekommen, aber im Orient werden noch jetzt die feinsten und kostbarsten derartigen Arbeiten verfertigt.

**Filtriren**, so viel wie durchseihen, ist ein Verfahren, dessen man sich in der Chemie, in vielen Gewerben und namentlich auch in der Hauswirthschaft bedient, um Flüssigkeiten von ihnen beigemengten fremdartigen Substanzen, Theilchen mehr oder weniger fester Körper, zu reinigen. Im Allgemeinen besteht dieses Verfahren darin, die verunreinigte Flüssigkeit durch einen porösen Körper, wie Löschpapier (Fließpapier), Filz, Haarsieb, Leinwand, wollenes Zeuch durchlaufen zu lassen, welcher das **Filtrum** heißt. Je feiner die beigemengten Bestandtheile sind, desto dichter muß das Filtrum sein, welches sie beim Durchlaufen der Flüssigkeit zurückhalten soll. Am wichtigsten für den Hausbedarf ist das Reinigen des Wassers an solchen Orten, an denen man nicht wol ein reines brauchbares Wasser zu Bereitung der Speisen erhalten kann, wie dies namentlich in großen Städten häufig der Fall ist, wo oft nur stark verunreinigtes Flußwasser zu haben ist. Man bedient sich sogenannter **Filtrirmaschinen**. Eine solche besteht aus drei übereinander gestellten Gefäßen. Das oberste, eine Wanne, in welche das zu reinigende Wasser gegossen wird, ist oben offen, aber mit einem Deckel verschließbar und hat im Boden etwa drei Löcher, in welche Schwämme gesteckt sind, um das Wasser nur allmälig durchzulassen. Unter dieser Wanne steht eine ziemlich große Tonne, deren oberer Deckel gleichfalls mit Löchern durchbohrt ist, um das aus der Wanne kommende Wasser einzulassen. Die Tonne selbst ist aber mit Sand und Kohlen so gefüllt, daß obenauf eine Schicht feinern Sandes, darunter eine Schicht feiner Kohlen, dann noch zwei Schichten immer größerer Holzkohlen, und zuletzt eine Schicht groben Kieses liegen. Im Boden hat die Tonne noch ein mit einem Schwamme verstopftes Loch, über welches ein Topf gestürzt ist, damit der Sand nicht durchfalle. Nachdem das Wasser durch diese Schichten Kohle und Sand hindurchgedrungen, kommt es, von allen nur beigemengten Substanzen befreit, in das dritte Gefäß, welches aus einer Wanne mit einem Hahne oberhalb des Bodens besteht, um das Wasser zum Gebrauch ablassen zu können. Der ganze Apparat muß auf einer Unterlage stehen, um die Gefäße bequem unter den Hahn halten zu können. Der Sand, die Kohlen und die Schwämme, welche zu einem Filtrirapparate benutzt werden sollen, müssen vorher sorgfältig mit vielem Wasser ausgewaschen werden, bis sie dasselbe nicht im mindesten mehr trüben. Die drei Gefäße werden von Eichenholz gemacht und inwendig, um nicht anzufaulen, verkohlt. Ein solcher Apparat braucht nur aller zwei Jahre aufs Neue mit Sand und Kohle gefüllt zu werden, nur die oberste Sandschicht muß öfter erneuert werden. In einigen Städten sind großartige Filtrirapparate zur Reinigung des Wassers ausgeführt worden, z. B. in London, wo von der dort bestehenden Wassercompagnie täglich über 500,000 Kubikfuß Wasser durch Filtriren gereinigt werden. Man hat sich besonders auch große Mühe gegeben, Filtrirapparate zur Schmackhaftmachung des Seewassers zu erfinden, welches für die Schiffahrt von wesentlichem Nutzen wäre. Doch hat keine der ausgedachten verschiedenen Vorrichtungen ausgedehnte Anwendung gefunden, ein Beweis, daß sie ihrem Zwecke nicht genügend entsprochen haben. Der Grund, warum sich das Seewasser nicht leicht reinigen läßt, ist, daß die Salze, welche es bitter machen, ihm nicht nur äußerlich (mechanisch) beigemengt, sondern innig (chemisch) mit ihm verbunden sind.

**Filz** nennt man das bekannte aus Schafwolle, Hasen-, Kaninchen-, Kameel-, Biber- und andern wolligen Haaren gefertigte Zeuch, woraus bei uns Hüte, Decken, Winterschuhe und dergl. gemacht werden. Die Filzbereitung ist im Ganzen sehr einfach und war schon den ältesten Völkern bekannt. Schon die alten Griechen und Römer trugen Filzhüte, und in unserer Zeit verstehen selbst viele rohe Völker

Digitized by Google

Filz zu fertigen, obschon jedes ein anderes Verfahren dabei beobachtet. So machen die Bewohner Sibiriens einen sehr derben Filz aus Kuhhaaren, und die Araber, sowie viele andere Völker Asiens und Afrikas große Filzdecken aus Kameelhaaren, worauf sie schlafen und womit sie ihre Hütten bedecken. Schafwolle, Hasen- und Kameelhaare lassen sich, weil sie lang sind, sehr leicht filzen oder zu Filz verarbeiten. Unsere Hutmacher bedienen sich dazu des sogenannten Fachbogens; mit diesem fachen oder schlingen sie die Haare erst locker ineinander und walken sie dann in warmem Wasser beliebig dicht zusammen. Soll der Filz wasserdicht und z. B. zu Hüten verarbeitet werden, so wird er noch geleimt, doch darf man nicht zu viel Leim nehmen, weil er dann leicht bricht oder in der Nässe Leimflecke bekommt. Die schönsten und feinsten Filze aus Biber-, Fischotter- und andern kostbaren Haaren werden in Deutschland, Frankreich und England gefertigt.

**Finäle** heißt in der Musik überhaupt der Schlußsatz jedes größern Tonstücks, vorzüglich aber der Schlußgesang eines Actes einer Oper, der denselben gleichsam zu letzter Vollendung und Rundung bringt, ihm die Krone aufsetzt.

**Finanzen** eines Staates sind die Geldmittel, welche ein Staat zu Bestreitung seiner Ausgaben besitzt, und welche größtentheils durch Steuern und Abgaben einkommen. Das Wort kommt von dem altfächs. Fine, welches Abgabe bedeutet. Mit der Verwaltung der Finanzen ist jetzt nach Östreichs Vorgange in allen großen europ. Staaten ein eignes Finanzministerium beauftragt, welches aus einem Finanzminister und mehren Finanzräthen besteht. Die Finanzwissenschaften sind mit der Menge der Staatsbedürfnisse und mit den in neuerer Zeit immer mehr zur Anerkennung gekommenen Ansprüchen auf eine nach dem Vermögen verhältnißmäßige Besteuerung immer schwieriger geworden, und erfodern gegenwärtig nicht nur eine genaue Bekanntschaft mit den Geldgeschäften, sondern auch mit allen Kräften und Bedürfnissen des Volkes, welches die Finanzen herbeizuschaffen hat. Einen wichtigen Theil der Geschäfte des Finanzministeriums macht die Sorge für die Staatsschuld aus, welche nicht nur verzinset, sondern auch möglichst verringert werden muß. Unordnung in den Finanzen ist das größte Unglück, welches einem Staate begegnen kann, denn hat sie einmal um sich gegriffen, so kann oft mit dem besten Willen nicht mehr geholfen werden, die Schulden müssen vermehrt, die Abgaben drückender gemacht werden, und das Ende ist ein Staatsbankrott, ein gänzliches Aufhören des Credits, worunter die Unterthanen am meisten zu leiden haben. Ein schlechter Finanzzustand hat daher oft Revolutionen mit allen ihren Greueln zur Folge, wie denn auch die große franz. Revolution ihre nächste Veranlassung in der Verwirrung hatte, die in den Finanzen eingerissen war.

**Findelhäuser** sind Anstalten, wo von ihren Ältern verlassene und ausgesetzte Kinder unentgeltliche Aufnahme, Pflege und Erziehung finden. Nicht blos gefundene Kinder, sogenannte Findlinge im engern Sinne, finden hier Aufnahme, sondern auch solche, welche von ihren Ältern selbst der Anstalt übergeben werden, weil sie nicht im Stande sind, sie zu erziehen. Um größere Verbrechen, namentlich den Kindermord, zu verhüten, ist es auch gestattet, daß ohne alle Angabe des Namens und des Grundes Kinder den Findelhäusern übergeben werden; oft wird indeß irgend ein Erkennungszeichen beigefügt, damit die Ältern späterhin, wenn sich vielleicht die Umstände geändert haben, ihre Kinder wiedererkennen und zurückerhalten können. Institute ähnlicher Art gab es schon im 6. Jahrh. zu Rom und Trier, ihnen folgten eine Menge anderer Städte nach, namentlich rief aber der fromme und mildthätige Sinn des Mittelalters eine Menge ähnlicher wohlthätiger Anstalten für kranke, arme und verwaiste Kinder hervor. Bei den in neuerer Zeit eingerichteten Findelhäusern, deren fast jede große Stadt eins aufzuweisen hat, geht der Zweck besonders dahin, Verbrechen zu verhüten und der Verzweiflung leichtsinniger und sträflicher Ältern einen Ausweg zu zeigen, um wenigstens ihre Kinder vom Untergange zu retten. Die Leichtigkeit, mit welcher sich hier gewissenlose Ältern ihrer Kinder entledigen können, hat zu dem Vorwurfe Veranlassung gegeben, daß die Findelhäuser die Immoralität nur noch vergrößerten; allein im Moment des Verbrechens wird nie an die Zukunft gedacht und der Leichtsinn oder die Leidenschaft läßt sich durch die Rücksicht auf die Folgen selten abschrecken.

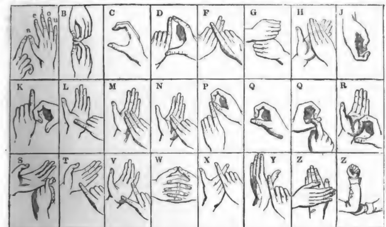
**Fingerhut** ist der Name einer Gewächsgattung mit meistentheils großen, schönen, lange Trauben bildenden Blumen. Der rothe Fingerhut, welcher auf waldigen Bergen mehrer Gegenden Deutschlands einheimisch ist und sei-

ner Schönheit halber häufig in den Gärten gezogen wird, ist eine zweijährige Pflanze mit einfachem, aufrechtem, 2—3 Fuß hohem Stengel und eirund-lanzettförmigen, am Rande gekerbten, weichbehaarten Blättern. Die langen glockenförmi-

gen Blumen, welche gewöhnlich blaß purpurroth, seltener weiß gefärbt und innen mit dunklern Augenflecken bezeichnet sind, stehen in langen, reichblütigen Trauben nach einer Seite gewendet. Die Früchte sind vom Kelche umgebene, zweifächerige, vielsamige Kapseln. Diese Pflanze hat die kräftigsten, betäubend scharfen Eigenschaften und ist deshalb ein vorzügliches Heilmittel, das, in zu großer Menge eingenommen, Vergiftungszufälle und sogar den Tod herbeiführen kann. Anfangs verursacht es heftiges Brennen aller damit in Berührung gekommenen innern Theile, Durchfall und Erbrechen grasgrüner Massen, endlich Unruhe, Flimmern vor den Augen, Zittern der Glieder, Kopfweh, Schwindel, Dunkelheit oder gar Blindheit bei erweiterter, zuweilen auch verengerter Pupille; in den schlimmsten Fällen Zuckungen, Lähmungen, kalte Schweiße, bis der Tod durch Schlag eintritt. Als Gegenmittel bei derartigen Vergiftungen, die jedoch nur selten eintreten können, da die Berührung frischer Pflanzen durchaus nicht schädlich ist und die Blätter mit andern Nahrungskräutern nicht zu verwechseln sind, dienen besonders einfache Brechmittel, fette Milch, in heißem Wasser zerlassene Butter und später Essig, Citronensaft und andere Pflanzensäuren.

**Fingersetzung** oder **Applicatur** heißt die einen wichtigen Theil des Musikunterrichts ausmachende Kunst bei denjenigen musikalischen Instrumenten, bei denen die Töne mit Hülfe der Finger erzeugt werden, diese so zu gebrauchen, daß die gefoderten Töne mit Bestimmtheit und Leichtigkeit hervorgebracht werden.

**Fingersprache** oder (griech.) **Chirologie** ist eine Art, sich besonders tauben oder entfernten Personen auf eine leicht anwendbare Weise verständlich zu machen. Den Taubstummen wird sie gelehrt, um sich dadurch leicht auch mit nicht Taubstummen zu verständigen. Häufig wird sie auch als Geheimsprache angewendet, weil sie geräuschlos und nicht Jedem verständlich ist; namentlich sollen sich die Verbrecher in den Gefängnissen mit Hülfe derselben unterhalten. Sie unterscheidet sich wesentlich von der Geberdensprache (s. **Geberde**), indem sie sich nicht aus der Natur weder des Sprechenden noch des auszusprechenden Gegenstandes ergibt, sondern auf Übereinkunft beruht. Man hat daher auch verschiedene Fingersprachen, zu einigen bedient man sich beider Hände, zu andern nur Einer Hand. In der Regel wird jeder Buchstabe der gewöhnlichen Sprache durch eine bestimmte Stellung der Finger ausgedrückt, welche die Figur des Buchstabens nachahmt. Man vereinfacht sie dadurch, daß die Doppellauter mit den ihnen ähnlichen einfachen Lauten dasselbe Zeichen erhalten. Die verschiedenen Fingerstellungen mit zwei Händen zu Bezeichnung der Buchstaben sind in nachstehender Abbildung dargestellt.




**Finke** nennt man mehre dem Sperlingsgeschlecht (s. **Sperling**) angehörige Singvögelarten mit kurzen, dicken und geraden Schnäbeln, wie der **Buchfinke**, **Bergfinke**, **Rothfinke**, **Schneefinke** und der eigentliche oder gemeine Finke. Der letztere ist einer unserer beliebtesten Singvögel, und in allen Gärten und Wäldern der alten Welt einheimisch. Sein Gesang ist sehr verschieden, und man gibt nach gewissen Tönen, wodurch er sich auszeichnet, jedem einzelnen gewisse Beinamen, wie Reitherzu oder Reitzug, Doppelschlag, Kiandl, Gutjahr, Würzgebier, Weingesang u. s. w. Der Reitzugfinke wird am meisten geschätzt. Die gewöhnliche Gesangzeit des gemeinen Finken dauert vom März bis Juni; außer dieser Zeit läßt er nichts von sich hören als sein „Pink, Pink", woher er auch wol den Namen hat, oder sein klägliches „Tief, Tief", wenn sich das Wetter ändern will. Im Käfig lebt er unter



Digitized by Google

allen Singvögeln Deutschlands am längsten, wird aber hier von zu fettem und hitzigem Futter, wie z. B. Hanf, leicht blind, und man muß ihn daher nur mit Rübsamen und Leindotter füttern. Man fängt die Finken besonders im Herbste, wenn sie in großen Heerden nach wärmern Gegenden ziehen, auf Vogelherden und mit Leimruthen.

**Finnen** werden die juckenden und brennenden, härtlich rothen, bläulichen oder auch purpurfarbigen Knötchen von verschiedener Größe genannt, die besonders im Gesicht zum Vorschein kommen, an ihrer Spitze rauh oder mit einem Schorfe bedeckt sind und, wenn sie von selbst aufgehen oder aufgedrückt werden, eine eiterartige oder wässerig blutige Feuchtigkeit ergießen, worauf sie sich in einen kleinen Schorf verwandeln, der gewöhnlich in der dritten Woche abfällt. Haben sie den eben beschriebenen Verlauf durchgemacht, so verschwinden sie zwar, kehren aber bald wieder. Leute, die zu viel geistige Getränke oder eine zu nahrhafte, erhitzende Kost genießen, wol auch Ausschweifungen anderer Art sich zu Schulden kommen lassen; Personen, die an Gicht, Hämorrhoiden, schlechter Verdauung, Unterleibsstockungen u. s. w. leiden, werden am häufigsten von ihnen heimgesucht. Die Finnen sind ohne Berücksichtigung der ihnen zum Grunde liegenden Krankheitszustände gar nicht zu heilen. Am meisten richtet ein zweckmäßiges diätetisches Verhalten gegen sie aus. Sind sie aber in Folge einer erblichen Anlage entstanden, so bleiben in der Regel alle Heilungsversuche erfolglos. — Die Finnenkrankheit (Finnen, Perlsucht, Hirsesucht, Hirsekrankheit) ist ein bei den Schweinen sehr gewöhnliches, langwieriges, mit schlechter Ernährung und häufiger Erzeugung von Blasenwürmern in den zelligen Zwischenschichten der Muskeln verbundenes Übel, das meist erst nach dem Tode dieser Thiere entdeckt wird, das Fleisch derselben aber weder schädlich noch ungenießbar macht.

**Finnland**, ein Fürstenthum, die nordwestl. Provinz (Statthalterschaft) des russ. Kaiserreichs, hat seinen Namen von den Finnen, die es bewohnen, ihm aber den Namen Suomi oder Suomemaa geben. Es grenzt im N. an Norwegen, westl. an dasselbe und an den bottnischen Meerbusen, südl. an den finnischen Busen, und östl. an die russ. Statthalterschaften Archangel und Olonez, und ist ein rauhes, meist flaches, tiefliegendes und daher sumpfiges Land, nur von niedrigen Bergreihen durchzogen. Ein Drittheil ist mit zum Theil großen Seen bedeckt, die fast alle miteinander und mit dem Meere in Verbindung stehen. Die größten sind der Ladoga, der theilweise hierher gehört, und durch die Newa in den finnischen Busen abfließt; der Saima oder Saimen, durch den Fluß Woren mit dem Ladoga verbunden; der Pegende, dessen Wasser sich durch den Fluß Kymmene in den finnischen Busen ergießt, und viele andere. Der Boden ist meist mit Waldungen bedeckt, besonders im Innern, wo wenig Menschen wohnen und daher der Anbau fehlt. Nur an den Küsten und hier und da an den Seen ist das Land bewohnt, und da auch fleißig angebaut. Im S. kommt das Getreide gut fort, aber im N. wollen kaum die Waldungen gedeihen. Die fleißigen Einwohner bauen auch Flachs und Kartoffeln an. Obst kommt nur hin und wieder zur Reife. Die Wiesen sind im S. und an den Küsten schön, und daher die Viehzucht ziemlich bedeutend. Im Innern findet man viel Wild: Bären, Wölfe, Füchse, Vielfraße, Luchse, Hirsche und Rehe und sehr viel wildes Geflügel. Die Seen und Küsten sind reich an Fischen, sodaß der Fischfang neben Ackerbau und Viehzucht ein Hauptnahrungszweig der Einwohner ist. Das Rennthier ist hier Hausthier. An Mineralien ist das Land arm. Man findet nur Granit, Sandstein, Sumpfeisenstein, Blei, Schwefel und Arsenik. Die Größe beläuft sich auf 6375 □M. (also über 1000 □M. größer als der ganze preuß. Staat), auf denen aber nur 1,400,000 Einw. leben.

Die Hauptstadt des Landes ist Helsingfors, auf einer Halbinsel am finnischen Meerbusen mit 9000 Einw. Sie hat einen geräumigen Hafen, einige Segeltuch- und Leinwandwebereien und Seehandel. Seit 1828 ist hier eine Universität. Gegenüber, im Meere, liegt die wichtige Festung Sweaborg, das nordische Gibraltar. Sieben, fast in einem Kreise liegende Felseninseln, die stark befestigt sind und sich gegenseitig decken, schließen ein geräumiges Bassin ein, in welchem die Kriegsschiffe ganz sicher liegen können. Daher ist Sweaborg ein sehr bedeutender Kriegshafen. An der Südwestküste, da, wo der bottnische und finnische Meerbusen zusammenstoßen, liegt Åbo, bis 1819 die Hauptstadt des Landes. Sie brannte 1828 ab, worauf die 1640 hier gestiftete Universität nach Helsingfors verlegt wurde. Seitdem ist der Wohlstand der Einwohner sehr gesunken, und die Stadt ist nur theilweise wieder aufgebaut. Doch treibt sie noch einigen Seehandel. Am bottnischen Meerbusen liegt Nystadt und am finnischen Meerbusen Friedrichsham, beide durch Friedensschlüsse zwischen Schweden und Rußland bekannt. Ganz im N., an der Grenze Schwedens, im innersten Winkel des bottnischen Busens, liegt die Seestadt Torneå, an der Mündung des Flusses Torneå. Åbo gegenüber liegen die Ålandsinseln, von schwed. Fischern und Schiffern bewohnt, unter denen Åland die bedeutendste ist.

Die Bewohner, die Finnen, die sich selbst Suomolainen (Sumpfbewohner) nennen, sind ein in den nördl. Provinzen Rußlands weit ausgebreiteter Volksstamm, welcher in eine Menge verschiedener Völkerschaften sich verzweigt. Zu ihnen gehören die eigentlichen Finnen, die Lappen, Esthen, Liven, Tscheremissen, Tschuwaschen, Mordwinen u. s. w. Die alten Finnen kamen im 4. Jahrh. n. Chr. in ihre jetzigen Wohnsitze. Sie waren ein rohes, den Mongolen verwandtes Volk, ohne Oberhäupter, und hatten einen groben Fetischdienst. Im 13. Jahrh. wurde F. von den Schweden unterworfen, die das Christenthum einführten, durch welches die Sitten der Einwohner gemildert wurden. Die Finnen sind ein ernstes, unermüdliches, arbeitsames, abgehärtetes, unerschrockenes Volk; dabei gastfrei und dienstfertig; nur muß man sie nicht aufbringen; denn dann sind sie eigensinnig, starrköpfig und rachsüchtig. Die Bewohner des Innern werden mehr gerühmt als die Küstenbewohner, denen man Eigennutz und Betrügerei vorwirft. Sie haben besonderes Talent für Poesie und große Neigung für Musik. Ihre Sprache ist zwar hart, aber wohlklingend und unterscheidet sich von allen andern europ. Sprachen. Ihre Religion ist gegenwärtig die christliche nach dem Lutherischen Bekenntnisse. Der Finne ist von mittlerer Größe, untersetzt; das Gesicht ist, wie bei allen Mongolen, flach, die Backen sind eingefallen, die Backenknochen vorstehend, die Augen dunkelgrau, der Bart dünn, das Haar braungelb, die Gesichtsfarbe graugelblich

Digitized by Google

Die Häuser sind armselige hölzerne Hütten, aus übereinander gelegten Baumstämmen erbaut. Die Wohnstube ist zugleich der Aufenthalt des Federviehs und wird auch als Küche, Keller und Schlafstätte benutzt. Wände und Decke sind schwarz geräuchert; denn statt des Schornsteins ist ein Loch in der Decke offen gelassen oder man überläßt es dem Rauche, zu welchen Öffnungen er hinausziehen will. Statt der Lampen werden in den langen Winternächten Kienspäne gebrannt. Eine Hauptbeschäftigung ist für die Finnen die Jagd. Des Feuergewehrs bedienen sie sich dabei nicht, sondern eines schweren Bogens, mit dem sie aber sehr sicher schießen. Besonders suchen sie die wegen ihres Pelzwerks sehr geschätzten Eichhörnchen zu tödten. Auf die Bären gehen sie mit einer Lanze los. Hat der Finne einen Bären aufgejagt, so fodert er ihn muthig zum Kampfe heraus, und lärmt so lange vor seiner Höhle, bis das Thier erzürnt herauskommt, um den Ruhestörer anzugreifen. Trotzig geht ihm der Jäger entgegen, mit zurückgezogener Lanze, und sobald er ihm nahe ist und der Bär sich zum Angriffe auf die Hinterbeine stellt, rennt er ihm die Lanze in die Brust, hält ihn durch den Schaft von sich ab und wirft ihn endlich, wenn er sich verblutet hat, rücklings auf die Erde. Zuletzt ruft er die Freunde herbei und schleppt mit ihnen unter großem Jubel die Beute nach seiner Wohnung, wo ein fröhliches Fest die Jagd beendigt. Ebenso kühn suchen sie die Seehunde zwischen den treibenden Eisschollen auf. Die Einwohner der Städte sind größtentheils Schweden und Russen. F. gehörte ehemals zu Schweden, kam aber durch die Friedensschlüsse zu Nystadt 1721, zu Åbo 1743 und endlich zu Friedrichshamm 1809 nach und nach ganz an Rußland. Es hat eine eigne von der der übrigen russ. Provinzen abgeschiedene Verwaltung und Gesetzgebung und bringt ungefähr 1,300,000 Silberrubel jährliche Einkünfte.

**Finsternisse** (Mond- und Sonnen-). Es ist bekannt, daß zu gewissen Zeiten der am Himmel stehende Vollmond, welcher eine leuchtende Scheibe darstellt, ganz oder zum Theil verfinstert wird. Es entsteht an dem einen Rande ein schwarzer Fleck, der eine nach innen gehende runde Umgrenzung hat. Dieser Fleck wird immer größer, bis er endlich seine größte Ausdehnung erlangt hat, wieder kleiner wird und nun nach der andern Seite der Mondscheibe zu immer mehr verschwindet. Man nennt eine solche Himmelserscheinung eine Mondfinsterniß. Wie der Mond, so wird auf ähnliche Weise bisweilen auch die Sonne verdunkelt, bald mehr, bald weniger, welche Erscheinung dann eine Sonnenfinsterniß heißt. Durch die großen Fortschritte, welche die Astronomie gemacht, hat man die Umstände, welche diese merkwürdigen Himmelsbegebenheiten hervorbringen, mit solcher Genauigkeit kennen gelernt, daß man mit der größten Schärfe berechnen kann, wann jemals solche Finsternisse stattgefunden haben, und wann künftighin solche stattfinden werden; ja sogar die Größe der Verfinsterung, welche Sonne oder Mond erleiden wird, kann im Voraus bestimmt werden. In diesen Erscheinungen hat man die schlagendsten Beweise gefunden für den Satz, daß die Erde eine Kugel sei, welche sich um die Sonne herumbewege, und daß die kleinere Kugel des Mondes um die Erde und mit dieser um die Sonne herumgehe. Während bei jeder Sonnen- und Mondfinsterniß die ungebildeten Menschen gleich den Thieren in Unruhe gerathen, ja noch heftiger als diese von Bangen und Schrecken befallen werden, fürchtend, die Quellen des Lichts, der Wärme, des Lebens möchten für immer verlöschen, feiern wir, die wir den bewunderungswürdigen Zusammenhang der Himmelskörper erkannt haben, vielmehr bei Gelegenheit jeder dieser großartigen Erscheinungen einen Triumph des menschlichen Verstandes: denn sie tritt zu derselben Minute ein, in welcher sie vorausgesagt worden.

Wenn ein dunkler, undurchsichtiger Körper von einem leuchtenden beleuchtet wird, so wirft er nach seiner vom leuchtenden Körper abgewendeten Seite hin einen Schatten. Die Entstehung und Form dieses Schattens ist leicht erklärlich, wenn man bedenkt, daß sich das Licht geradlinig fortpflanzt und daher von dem undurchsichtigen Körper selbst abgehalten wird, nach den hinter ihm liegenden Punkten zu gelangen. Durch die Umgrenzung des beleuchteten Körpers wird mithin die Form des Schattens bestimmt. Gesetzt nun, in der nachstehenden Figur sei S die Sonne, E die viel kleinere Erde; so wird das geradlinig von der Sonne ausstrahlende Licht durch die undurchsichtige Erdkugel offenbar abgehalten werden, nach den hinter ihr, hier in ABC liegenden

Punkten zu gelangen, oder die Erde wird hinter sich einen dunkeln Schatten haben, gleichsam einen Schweif von Finsterniß, der ungefähr die Gestalt eines Zuckerhuts hat. Dieser sogenannte Schattenkegel hat, wie aus der Größe der Sonne, der Erde und beider Entfernung voneinander berechnet worden, eine Länge von 186,000 M., und seine untere Fläche hat einen Durchmesser gleich dem der Erde, während er oben in eine Spitze ausläuft. Kommt nun der Mond bei seinem Umlauf um die Erde einmal gerade hinter die Erde zu stehen, so muß er (da seine Entfernung von der Erde niemals über 55,000 M. beträgt) in jenen Schattenkegel eintauchen, und da er selbst ein an sich dunkler, nur von der Sonne erleuchteter Körper ist, so wird er folglich da, wo er in den Schattenkegel eintaucht, lichtlos werden und, wenn er ganz in ihn sich einsenkt, verschwinden müssen. Dies letztere kann darum der Fall sein, weil der Durchmesser des Schattenkegels der Erde da, wo der Mond durch ihn hindurchgeht, noch beiweitem größer als der Durchmesser des Mondes ist. Sowie der Mond aus dem Schattenkegel der Erde wieder heraustritt, wird er auch wiederum sichtbar. In der vorstehenden Figur bezeichnet L und M den Mond (bei verschiedenen Abständen von der Erde, s. Mond), wie er ganz im Erdschatten darin steht, also völlig oder total verfinstert ist. Aus dem eben Gesagten folgt, daß Mondfinsternisse nur dann stattfinden können, wenn der Mond hinter der Erde steht, d. h. zur Zeit des Vollmondes. Bewegten sich Erde und Mond stets in derselben Ebene um die Sonne, so müßte bei jedem Vollmonde eine Mondfinsterniß stattfinden, allein dieses ist nicht der Fall. Der Mond kann über oder unter dem Schatten-



Digitized by Google

kegel der Erde weggehen und dann haben wir Vollmond ohne Verfinsterung, und wenn der Mond so hinter der Erde weggeht, daß nur sein oberer oder nur sein unterer Rand in den Schatten der Erde eintaucht, so haben wir eine theilweise oder partiale Mondfinsterniß. Der Schatten, welcher den Mond verfinstert, ist also der Schatten der Erde, und da derselbe immer rund begrenzt erscheint, die Gestalt des Schattens aber von der Form des ihn erzeugenden Körpers abhängt, so liegt darin ein Beweis von der Kugelgestalt der Erde (s. d.).

Bei der Sonnenfinsterniß fällt der Schatten des Mondes auf die Erde. Der Mond wirft hinter sich ebenso einen Schattenkegel wie die Erde. Stehen daher Sonne, Mond und Erde so gegeneinander wie nachstehende Figur

andeutet, wo S die Sonne, M den Mond und E die Erde bezeichnet, d. h. steht der Mond genau zwischen Sonne und Erde, welches nur zur Zeit des Neumondes der Fall sein kann, so gibt es eine Sonnenfinsterniß. Da der Mond viel kleiner als die Erde ist, so ist auch sein Schattenkegel viel kleiner als der der Erde, und während daher der Mond durch die Erde bei einer Mondfinsterniß völlig in Schatten gestellt werden kann, wird der Mond bei einer Sonnenfinsterniß immer nur einen sehr kleinen Theil der Erdoberfläche, in unserer Zeichnung den kreisförmigen Raum vom Durchmesser AB beschatten. Nicht bei jedem Neumonde tritt der Mond genau zwischen Sonne und Erde, sondern der Schattenkegel desselben geht meist über oder unter der Erde hin, ohne sie zu treffen, und es findet daher keine Sonnenfinsterniß statt. Bei der Fortbewegung des Mondes geht der Schatten desselben über die Erde hin, und auf dieser bemerkt man den vor der Sonne vorübergehenden Mond als einen schwarzen Fleck in der Sonne daher nur an denjenigen Orten, welche der Mondschatten trifft. An einem Orte mitten zwischen A und B, wenn der Mond genau in gerader Linie mit Sonne und Erde steht, erscheint die Sonne, wie man schon aus der Abbildung entnehmen kann, hinter der dunkeln Mondscheibe so, daß sie diese wie ein strahlender Kranz umgibt. Eine solche Sonnenfinsterniß wird eine ringförmige genannt. Nur dann, wenn sich bei einer Sonnenfinsterniß die Erde gerade in ihrer größten Entfernung von der Sonne und der Mond in seiner größten Nähe bei der Erde befindet, ist der scheinbare Durchmesser des Mondes größer als der der Sonne, und die Sonne wird dann für den angegebenen Punkt völlig vom Monde bedeckt; es gibt hier eine totale Sonnenfinsterniß. Aus dem Gesagten und aus der Vergleichung der Figuren sieht man, wie die Mondfinsternisse überall auf der Erde gleichzeitig und gleichmäßig wahrgenommen werden, wo der Mond überhaupt über dem Horizonte steht, daß dagegen dieselbe Sonnenfinsterniß zu gleicher Zeit für einige Orte der Erde total oder ringförmig, für andere partial, für noch andere gar nicht sichtbar sein kann. Da der Mond sich von W. nach O. fortbewegt, so muß er mit seinem östl. Rande zuerst in den Schatten der Erde treten und jede Mondfinsterniß fängt folglich an der Ostseite des Mondes an. Jede Sonnenfinsterniß dagegen beginnt aus demselben Grunde an der Westseite der Sonne. Die partialen Finsternisse können nur auf der Nord- oder Südseite der Mond- oder der Sonnenscheibe stattfinden, indem es darauf ankömmt, ob der Mond oberhalb oder unterhalb des Erdschattens oder der Sonne bei der Erde vorübergeht. Wegen der Größe des Erdschattens kann eine totale Mondfinsterniß länger als zwei Stunden währen, wogegen wegen der Kleinheit des Mondschattens eine totale Sonnenfinsterniß höchstens vier Minuten dauern kann.

Die Verfinsterungen der Sonne und des Mondes sind von eigenthümlichen Erscheinungen begleitet. So erscheint der Mond (namentlich wenn er sich in der Erdferne befindet) zuweilen während einer Mondfinsterniß in einer eigenthümlichen dunkelrothen Farbe, wogegen er andere Male so völlig verschwindet, daß man ihn selbst durch Fernrohre nicht entdeckt. Bei totalen Sonnenfinsternissen wird es auf etwas über zwei Minuten so dunkel, daß die größern Firsterne und die hellsten Planeten sichtbar werden, aber wie durch einen Zauberschlag verscheucht der erste Sonnenstrahl diese Dunkelheit wieder. Am bequemsten kann man die Sonnenfinsternisse durch leichtes Gewölk mit bloßen Augen betrachten, weil man dann von der Sonne nicht geblendet wird, sonst bedient man sich dunkelgefärbter oder an einem Lichte berußter Gläser, eines kleinen Loches in einem Kartenblatt und dergl., um die allzuvielen Lichtstrahlen vom Auge abzuhalten und die Sonne ungeblendet betrachten zu können. Auch bei andern Planeten außer der Erde, welche Monde oder Trabanten haben, finden Finsternisse statt. So sind die Verfinsterungen der Jupitertrabanten vielfach beobachtet worden, und zwar kommen diese sehr häufig vor, weil bekanntlich vier Monde mit großer Geschwindigkeit um den Jupiter sich herumbewegen. Auch die Verfinsterungen dieser Monde kann man bis auf die Secunde berechnen, und ihre Beobachtung hat zu einer der großartigsten Entdeckungen Veranlassung gegeben (S. Licht.) Endlich könnte man als Sonnenfinsternisse auch das Vorübergehen der untern Planeten Mars und Mercur vor der Sonne betrachten, welche man, durch Rechnungen vorher den Zeitpunkt bestimmend, als kleine schwarze Flecke mit Hülfe von Fernrohren über die Sonnenscheibe weggehen sieht.

**Firman** oder Ferman heißt ein vom Großvezier im Namen des Sultans ausgestellter Befehl, welchem im ganzen türk. Reiche der unbedingteste Gehorsam geleistet werden muß und der in solchem Ansehen steht, daß ihn die türk. Beamten nie ohne gewisse herkömmliche Förmlichkeiten lesen, nachdem sie ihn ehrfurchtsvoll an die Stirn gedrückt haben. Da auch die Pässe zu Reisen in der Türkei von den obersten Staatsbehörden ausgewirkt werden müssen, so bezeichnet Firman sehr oft auch soviel als Paß.

**Firmung**, das zweite von den sieben Sacramenten der Katholiken, ist eine feierliche Einweihung der Getauften, um die bisher Unmündigen in die Zahl der geistig Mündigen aufzunehmen. Die Firmung ist eine Ergänzung der Taufe; sie soll die in ihr erhaltene göttliche Gnade erweitern und stärken, darf aber nur von einem Bischof, und zwar nicht vor dem siebenten Jahre, ertheilt werden. Die hierbei gewöhnlichen Ceremonien bestehen in der Händeauflegung des

Digitized by Google

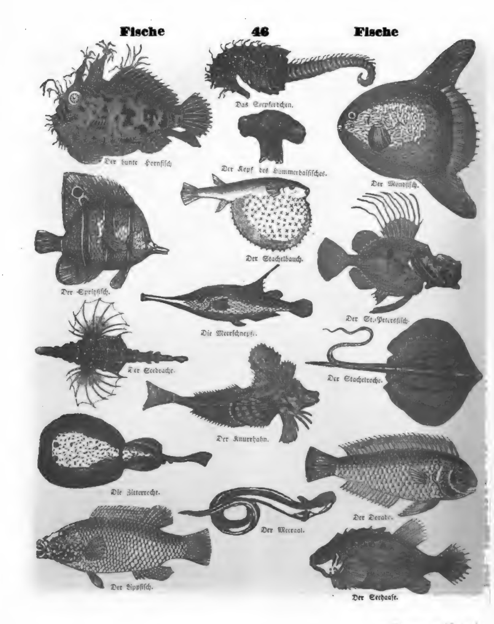
Bischofs unter Anrufung des Namens Gottes auf das Haupt des **Firmlings** und in der Salbung seiner Stirne mit heiligem **Chrisam** (s. d.) in Form eines Kreuzes, wobei er die Worte spricht: „Ich bezeichne dich mit dem Zeichen des Kreuzes und stärke dich mit dem Chrisam des Heils, im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes." Außerdem gibt er ihm noch nach einem alten Gebrauch einen Backenstreich mit den Worten: „Friede sei mit dir", damit er Leiden und Widerwärtigkeiten geduldig ertrage. Auch erhält der Firmling, wie bei der Taufe, einen Pathen, den **Firmpathen**, und einen Namen, den **Firmnamen**. Die Firmung kann nur einmal gültig empfangen werden, und sie drückt nach der Meinung der Katholiken der Seele ein geistliches und unverlöschliches Zeichen auf. Da die Gültigkeit dieses Sacraments weniger aus der heiligen Schrift als vielmehr aus der kirchlichen Überlieferung erwiesen wird, so verwarf es die evangelische Kirche und setzte an seine Stelle die **Confirmation** (s. d.), die jedoch nicht als Sacrament betrachtet wird.

**Firnisse** sind Flüssigkeiten, welche, in dünnen Schichten aufgetragen, an der Luft alsbald zu glänzenden, harten, der Luft, dem Lichte und der Feuchtigkeit widerstehenden Überzügen erstarren. Gewöhnlich sind sie Auflösungen von Harzen, namentlich Bernstein, Kopal, Dammar, Schellack, Terpenthin, Kolophon, Mastix, Sandarak, Asphalt in Öl (**Ölfirnisse**) oder Weingeist (**Weingeistfirnisse**). Auflösungen von arab. Gummi, Traganth oder Candiszucker in Wasser, Eiweiß und gereinigter Ochsengalle werden **Wasserfirnisse** genannt und angewendet, um neuen Gemälden einen vorübergehenden Glanz zu ertheilen. Das Auflösungsmittel der **Essenzfirnisse** ist ätherisches Öl. Zu Ölfirnissen wird namentlich Leinöl, woraus durch Kochen die wässerigen und schleimigen Beimischungen entfernt werden, genommen und bildet so, mit Ruß vermischt, die Buchdruckerschwärze. Da der Weingeist und die ätherischen Öle leicht verdunsten, so haben die aus ihnen bereiteten Firnisse den Vorzug vor den Ölfirnissen, daß sie schneller und leichter trocknen. Unter **Lackfirnissen** oder **Lacken** versteht man meistens solche Firnisse, welche nach dem Trocknen einen rindenartigen Überzug bilden, der durch Schleifen und Glätten einen hohen Glanz annimmt. Eine Art Firniß ist auch die **Politur**, welche zur Verschönerung der Möbel angewendet wird. Man bedient sich der Firnisse bekanntlich, um Holz-, Leder-, Papier-, Horn-, Papp- und Papierwaaren u. s. w. einen schönen und dauerhaften Glanz zu ertheilen, und nach der Verschiedenheit der Substanzen, aus welchen diese Waaren bestehen, müssen auch verschiedene Firnisse angewendet und die Waaren selbst auf passende Weise vorbereitet werden. Zuweilen werden die Firnisse durch Zusatz von verschiedenen Farbestoffen gefärbt. Vorzüglich bedient man sich des sogenannten Maler- oder Retouchirfirnisses zum Überziehen der Gemälde. Er besteht aus gleichen Theilen Ölfirniß und Mastix oder Dammar. Um Kupferstiche und farbige Zeichnungen zu überziehen, erhält man einen schönen Firniß, der sich mit Wasser und Seife reinigen läßt, aus zwei Theilen gereinigten Sandarak, zwei Theilen Mastix in Körnern oder weißen venet. Terpenthin und 10 Theilen Weingeist.

**Fische** nennt man diejenigen Wasserthiere, welche rothes, kaltes Blut, Kiemen statt der Lungen, Schuppen oder eine ganz glatte Haut statt der Haare, Knorpel oder Gräten statt der Knochen haben und deren Bewegungswerkzeuge blos zum Schwimmen eingerichtet sind und Flossen heißen. Außerdem haben sie noch eine Schwimmblase, welche sie zusammenziehen und ausdehnen können, je nachdem sie sich im Wasser senken oder heben wollen, die aber bei einigen Fischarten, welche beständig auf dem Grunde sich aufhalten, fehlt. Mit dem Schwanze geben sie sich wie mit einem Steuerruder beim Schwimmen die Richtung. Man theilt die Fische im Allgemeinen in See- und Süßwasserfische und unterscheidet sie nach Bauart, Gestalt und Farbe. Der berühmte Naturforscher **Cuvier** (s. d.) hat 5000 verschiedene Fischgattungen gezählt. Einige Fischarten haben prächtige Schuppendecken, wie die Gold- und Silberfischchen und die Forellen, viele andere wieder sehr sonderbare Formen. So gibt es im Meere eckige, kugelrunde, stachliche und solche, deren Kopf ganz unförmlich gestaltet ist u. s. w. Eine Zusammenstellung der auffallendsten Gestalten zeigt die umstehende Abbildung. Was die Sinne der Fische betrifft, so sind Geruch und Gesicht bei allen sehr scharf, weniger das Gehör. Äußere Gehörwerkzeuge fehlen den meisten, doch vernehmen sie stärkere Töne, und an vielen Orten pflegt man die Teichfische mit Glockengeläut oder Pfeifen zur Fütterung zu rufen. Ihr Geschmacksorgan scheint dagegen ganz unvollkommen zu sein, denn die Zunge ist bei allen Fischen unbeweglich und ohne Nervenwarzen. Den meisten fehlt auch die Stimme, und die Redensart: „stummer als ein Fisch", läßt sich nur auf wenige Arten nicht beziehen. Der Seehahn z. B. soll krähen, und andere, wie der Aal, Karpfen und Peißker, winseln, zischen und quiken, besonders wenn sie gedrückt werden, doch können im letztern Falle diese Töne ebenso gut von der aus der Schwimmblase gepreßten Luft herrühren. Eine merkwürdige Erscheinung ist die Kleinheit des Gehirns der Fische; denn während dasselbe beim Menschen 20—30mal kleiner ist als der übrige Körper, so ist es beim Haifisch 2500 und beim Thunfisch sogar 37,400mal kleiner. Vielleicht hängt mit diesem Umstande die sprüchwörtliche Dummheit der Fische zusammen.

Sehr groß und größer wie bei jeder höhern Thiergattung ist aber die Gefräßigkeit und Fruchtbarkeit der Fische. Sie nähren sich theils von Schlamm und Wassergewächsen, theils von Fliegen, Mücken, Würmern, Fröschen und anderm Ungeziefer, theils von andern Fischen, heißen im letztern Falle **Raubfische** und sind mit Zähnen bewaffnet. Ihre Fortpflanzung geschieht, indem das Weibchen gewöhnlich an seichten Wasserstellen Eier (**Rogen**) legt, welche das Männchen mit einem Schleime (**Milch**) überzieht und so befruchtet und die Sonnenwärme dann ausbrütet. Man nennt diese Eier der Fische **Laich**, den Fortpflanzungsact selbst das Laichen, und die Zeit, wo er geschieht, die **Laichzeit** oder **Streichzeit**. Manche Fischart ist ungemein fruchtbar, und man hat in einem einzigen Heringe über 20,000, in einem 25 Unzen schweren Karpfen 200,000, in einem Barsch von 8 Unzen 300,000, in einer einpfündigen Makrele 500,000 und in einem 20 Pfund schweren Kabliau sogar über 3 Mill. Eier gezählt. Äußere Geschlechtstheile fehlen den Fischen, auch gibt es

Digitized by Google




Digitized by Google

Zwitter unter ihnen, denn bei Lampreten und einigen Karpfen hat man Milch und Rogen zugleich gefunden, und einige Fischarten gebären lebendige Junge. Die Gattung Walle, unter welche der Walfisch (s. d.), Finnfisch, Pottfisch, Einhornfisch, Delphin (s. d.), Schwertfisch und das sogenannte Meerschwein gehören, bringen lebendige Junge zur Welt, gehören aber nicht unter die Fische, sondern unter die Säugthiere, da sie ihre Jungen säugen, durch Lungen athmen und rothes warmes Blut haben, dennoch wurden sie lange Zeit zum Fischgeschlecht gezählt. Wegen der großen Vermehrung und wegen ihres schnellen Wachsthums ist der Nutzen der Fische für die Menschen sehr groß. Man gebraucht von ihnen Alles, von dem einen vorzugsweise dieses, vom andern jenes. Das Fleisch fast aller Fische ist eßbar, von nur wenigen ist es giftig und für viele Völker die einzige oder doch die Hauptnahrung. Das kräftigste Fleisch haben die Seefische, und diese sind getrocknet, geräuchert, eingesalzen oder marinirt ein wichtiger Handelsartikel, sind aber dann schwer verdaulich. Frischgefangene, ganz einfach gesottene und ohne Künstelei bereitete Fische sind am gesündesten. Doch wirkt zu häufiger Genuß namentlich großer und fetter Fische oder solcher, die aus schlammigen und trüben Gewässern kommen, nachtheilig auf die Gesundheit, verschleimt den Körper, erschlafft die Verdauungswerkzeuge und erzeugt nicht selten Krankheiten. Besonders hüte man sich vor dem Genusse kranker Fische. Sehr viele Fischarten sind besonders im Sommer gewissen Krankheiten unterworfen; die Lachsforellen z. B. und Goldfische bekommen den Aussatz, andere die Pocken; viele haben Läuse, und Brassen, Karpfen, Aale, Rothaugen und viele Seefische sind vom Faden- oder Bandwurme geplagt, der oft beim Sieden nicht ganz getödtet wird und nach der Meinung mancher Ärzte im menschlichen Körper fortwächst. Rathsam ist es jedenfalls, die Eingeweide der Fische ganz wegzuwerfen, denn wenige Fische sind von Würmern ganz frei. Der so beliebte Caviar ist der eingesalzene Rogen der Hausens und Störs. Aus Schuppen, Gräten und Eingeweiden wird ein guter Leim bereitet; die Hausenblase wird als Läuterungsmittel und feiner Leim gebraucht. Auf Fischhäute schrieb man im Alterthume und viele Völkerschaften gebrauchen sie noch jetzt zu Putz, Kleidern und dergl., sowie die Gräten zur Feuerung, zu Nadeln, Spitzen an Pfeilen und Wurfspießen u. s. w.; die Samojeden stampfen die Gräten klein und backen sie unter das Brot, auch genießen diese gefrorene Fische unaufgethaut als Mittel gegen den Scharbock.

Merkwürdig sind die großen Wanderungen, die einige Fische zur Laichzeit antreten, wo z. B. der Lachs in großen Schaaren aus dem Meere in die Flüsse kommt und der Hering viele tausend Meilen weit aus einem Meere ins andere wandert. Einige Fische erreichen ein sehr hohes Alter und man hat 200jährige Karpfen und Hechte gefunden. Man soll bei den Fischen die Jahre nach den Ringen der Rückgratswirbel eben so genau bestimmen können, als bei den Bäumen nach den Jahresringen. Die meisten Fische sterben außer dem Wasser bald; viele haben aber ein sehr zähes Leben, thauen sogar nach dem Einfrieren wieder auf, und Karpfen, Hechte und Karauschen können in Heu gepackt, sodaß sie auf dem Bauche liegen, im Winter weit verschickt werden. Zur weiten Versendung todter Fische in der heißen Jahreszeit hat man in neuerer Zeit das Einpacken in Kohlenpulver als vorzügliches Erhaltungsmittel empfohlen. Manche Fische verlassen freiwillig das Wasser, z. B. der Aal (s. d.), und in Guiana gibt es Fische, welche oft eine ganze Nacht hindurch in großen Zügen zu Lande einem andern Wasser zuwandern, wenn ihr bisheriges ausgetrocknet ist.

Um zu jeder Zeit frische Fische zu haben, hält und füttert man sie in Teichen und sogenannten Hältern, die steten Zufluß von frischem Wasser haben müssen. Auf dergleichen Fischhälter wandten die alten Römer oft ungeheure Summen und leiteten durch künstliche, viele Meilen lange Kanäle sogar Meerwasser in dieselben, um immer frische Seefische essen zu können. Bei ihren Gastereien war es Sitte, den Gästen die Fische, welche auf die Tafel kommen sollten, in großen Gefäßen vorher lebendig zu zeigen und sie unmittelbar aus dem Wasser zu schlachten und zu sieden, wo dann die Fische auch stets am wohlschmeckendsten sind. Um die Fische in Teichen und Hältern recht fett zu machen, erfand im vorigen Jahrh. ein Engländer das Verschneiden oder Kastriren der Fische, doch hat sich dieses Mittel, obwol viel darüber geschrieben worden ist, als nicht sehr vortheilhaft bewährt. Gefangen werden die Fische gewöhnlich in Netzen oder mit Angeln (s. Angelfischerei); große Fische tödtet man auch wol im Wasser mit Spießen, Harpunen oder Flintenschüssen. Die Chinesen richten zum Fischfange einen Schwimmvogel, den Cormoran (s. d.) und die Schweden die Eisente oder Tauchergans (s. d.) ab, welche Vögel in dieser Jagd eine große Fertigkeit besitzen und selbst sehr große Fische angreifen, wobei sie sich gegenseitig unterstützen. Ehemals war diese Art des Fischfangs auch im übrigen Europa sehr gebräuchlich.

Man theilt die Fische naturwissenschaftlich in Grätenfische und Knorpelfische ein. Die letztern zerfallen in solche mit und in andere ohne Kiemendeckel. Von den Grätenfischen haben einige keine Bauchflossen, die übrigen werden nach der Stellung der Bauch- und Brustflossen eingetheilt. Eine besonders interessante Eigenthümlichkeit zeigen die elektrischen Fische (s. Aal, Roche, elektr.). — Fische, das Sternbild, s. Thierkreis.

**Fischerring** (der), das goldene Siegel des Papstes, womit in seiner Gegenwart die Breven (s. d.) in rothem Wachs gesiegelt werden. Das Siegel zeigt den Apostel Petrus in einem Fischerkahn mit ausgeworfenem Netz und enthält den Namen des Papstes. Bei dem Tode eines Papstes wird der Fischerring zerbrochen, und dessen Nachfolger erhält von der Stadt Rom einen neuen.

**Fischotter** (die). Dieses Thier, dessen Fell eines unserer kostbarsten Pelzwerke liefert, wohnt durch ganz Europa, das nördl. Asien und Nordamerika in ausgeschwemmten Uferlöchern an Flüssen, Seen und Teichen und lebt meist von Fischen. Die Fischotter wird etwa 2 F. lang und 1 F. hoch, hat einen platten Kopf, eine breite, mit starken Barthaaren besetzte Schnauze, kurze Ohren, kleine Augen, kurzen, dicken Hals, kurze Füße, deren Zehen mit Schwimmhäuten versehen sind, einen platt gedrückten, 1 F. langen Schwanz, und ein glänzend kastanienbraunes Fell, welches theils mit weichen seidenartigen, theils mit langen starken Haaren so dicht besetzt ist, daß kein Wasser eindringen kann, so lange das Thier lebendig ist. Wegen seiner Schönheit

Digitized by Google

und Dauerhaftigkeit wird ein solches Fell oft mit 15—20 Thalern bezahlt. Man benutzt die schönsten Theile desselben zu Verbrämungen, macht aus den Haaren der übrigen Hüte, die noch fester und schöner als die Castorhüte sein sollen, und aus den starken Schwanzhaaren Pinsel (Fischpinsel). Bei der Gefräßigkeit, Schnelligkeit im Schwim-

men und großen Fertigkeit im Fischfangen sind die Fischottern, zumal in Teichen, schlimme Gäste, da sie im Winter die Fische sogar unter dem Eise hervorholen, und nur in der größten Noth zu anderer Nahrung, wie Wassermäusen, Fröschen und dergl., ihre Zuflucht nehmen. Da sie sehr menschenscheu sind und sich in bewohnten Gegenden nur selten am Tage sehen lassen, so werden sie meistens in Fangeisen und Netzen gefangen, seltener geschossen. Auch sind sie sehr wild und beißig, doch lassen sich die Jungen, deren das Weibchen im April zwei bis fünf gebiert, sehr leicht zähmen und sogar zum Fischfange abrichten. Das Fleisch der Fischotter hat einen öligten, unangenehmen Geschmack. Noch kostbarer als das Fell der gemeinen Fischotter ist das der Seeotter, welche in Nordamerika und Nordasien gefunden wird. Ein wohlerhaltenes ganz schwarzes Seeotterfell wird mit 150 bis 200 Thalern bezahlt.

**Fiscus**, ein lat. Wort, welches ursprünglich Korb, dann Geldkasse bedeutet, nennt man das Staatsvermögen oder die landesherrliche Kasse, in welche die sämmtlichen Einkünfte des Staats fließen. Man betrachtet den Fiscus als eine moralische Person und gesteht ihm als solcher mancherlei Rechte zu. Die Habsucht des Fiscus ist sprüchwörtlich geworden und derselbe hat sich durch das Drückende seiner Privilegien oft sehr verhaßt gemacht. Nach röm. Rechte fallen dem Fiscus nicht nur alle herrenlose Sachen, aufgefundene Schätze, wenigstens theilweise, erblose Verlassenschaften, Legate, welche Unwürdigen hinterlassen sind, und ein großer Theil der Strafgelder zu, sondern er hat auch ein Recht, in vielen Fällen die Güter Derer einzuziehen (zu confisciren), welche gegen gewisse Gesetze des Staats verstoßen; ferner steht ihm ein Pfandrecht an dem Vermögen seiner Kassenbeamten, sowie an dem Vermögen aller Derer, welche mit Abgaben rückständig sind, mit ihm Contracte abschließen u. s. w., zu. Nur misbräuchlich hat man diese Rechte zuweilen auch auf das Privatvermögen des Regenten, der Regentin und des Thronfolgers ausgedehnt. Heutiges Tags sind mehre dieser Rechte, auf welche auch oft die Inhaber der obern Gerichtsbarkeit Anspruch machen, außer Gebrauch gekommen. Zur Wahrnehmung seiner Gerechtsame pflegt der Fiscus einen Anwalt, Fiscal genannt, anzustellen, welcher in seinem Namen entweder als Kläger oder als Beklagter vor Gericht erscheint. Trotz der auffallenden Begünstigungen, welche das röm. Recht dem Fiscus angedeihen ließ, galt doch, um das Drückende desselben einigermaßen zu mildern, der Grundsatz, daß bei Streitigkeiten der Unterthanen mit dem Fiscus in zweifelhaften Fällen immer gegen den Fiscus zu erkennen sei, welches Princip überall, wo das röm. Recht noch in voller Kraft besteht, auch heutiges Tags zur Anwendung kommen muß. Oft bestellen auch einzelne Collegien und Behörden zur Besorgung ihrer finanziellen Angelegenheiten, Beitreibung der Sporteln u. s. w. einen besondern Fiscal. In einer andern Bedeutung kommt dieser Ausdruck in den Ländern vor, wo der Anklageproceß gilt (s. Anklage), indem man hier Denjenigen damit bezeichnet, welcher im Namen des Staats die Verbrecher vor Gericht anzuklagen hat.

**Fisteln** werden widernatürliche, veraltete Öffnungen genannt, durch welche sich Flüssigkeiten aus irgend einer Höhle oder irgend einem Ausführungsgange des Körpers in eine andere Höhle desselben oder nach außen ergießen; fistulöse Geschwüre solche, welche die Gestalt eines engen, tiefen, mehr oder weniger gekrümmten Kanals haben und durch eine krankhafte Beschaffenheit der weichen Theile oder der Knochen oder auch durch die Gegenwart eines fremden Körpers unterhalten werden. Der Fistelkanal hat eine nach außen mündende Öffnung, welche in der Regel sehr eng, oft kaum bemerkbar und von härtern Rändern umgeben ist. Durch die in dem ganzen Kanale und den nahegelegenen Theilen in gewissem Grade fortdauernde Entzündung verwandelt sich der ganze innere Überzug desselben allmälig entweder in ein schleimhautartiges Gewebe oder verhärtet, und es bilden sich dann in der Umgebung der Fisteln mehr oder weniger graulichweiße, dicke und harte Massen, in welchem Falle die Heilung der Fistel ihre großen Schwierigkeiten hat. Es gibt eine Menge besonderer Arten von Fisteln, die bald nach dem Körpertheile, an welchem sie vorkommen, bald nach der aus ihren Öffnungen hervortretenden Flüssigkeit benannt werden, so z. B. Thränenfisteln, Gallenfisteln, Kothfisteln, Mastdarmfisteln, Urinfisteln u. s. w. Alle Fisteln können sehr gefährlich werden und sind schwer zu heilen, erfodern daher stets die Behandlung eines geschickten und sorgfältigen Arztes und dürfen ja nicht bei ihrer Entstehung vernachlässigt werden.

**Fixsterne** heißen diejenigen Sterne, welche gegen einander fortwährend dieselbe Stellung am Himmel behalten. Sie bewegen sich gemeinschaftlich täglich von O. nach W. rings um die Erde herum, gehen also im O. auf, d. h. treten über den Gesichtskreis, und gehen im W. unter, d. h. sinken unter den Gesichtskreis. Die Fixsterne sind zwar nur des Nachts am Himmel sichtbar, stehen jedoch auch während des Tages an demselben; nur das zu helle Licht der Sonne verhindert, daß sie gesehen werden, indem es dieselben überstrahlt. Aus demselben Grunde kann auch eine Abends hell leuchtende Flamme bei Tage kaum noch wahr-

Digitized by Google

genommen werden. Bei totalen Sonnenfinsternissen erscheinen zuweilen die hellleuchtendsten Fixsterne am Himmel (s. Finsternisse) und durch eine lange Röhre, welche die Sonnenstrahlen größtentheils abhält, das Auge zu treffen, kann man täglich die Sterne bei hellem Sonnenschein erblicken. Bekanntlich hat man entdeckt, daß die Bewegung des Himmels mit den Sternen, sowie der Sonne um die Erde nur scheinbar sei und daß sich vielmehr die Erde um ihre eigne Achse und um die Sonne herumbewege. (S. Erde und Planetensystem.) Hiernach erscheint auch die Sonne als ein Fixstern (s. Sonne), und umgekehrt ist es wahrscheinlich, daß die Fixsterne sämmtlich Sonnen sind, welche, wie die unsere, wahrscheinlich auch ihre Planeten haben, die um sie sich herumbewegen. Die Fixsterne sind also Weltkörper, welche an Größe der Sonne nicht nur nahestehen, sondern sie wahrscheinlich noch weit übertreffen. Um so verwunderungswürdiger erscheint nun der Umstand, daß wir weder mit bloßen Augen noch auch mit den stärksten Vergrößerungsgläsern einen Durchmesser dieser gewaltigen Körper wahrzunehmen vermögen, während die am Himmel sichtbaren Planeten, welche an Größe der Erde nahestehen, als kleine Scheiben durch das Fernrohr gesehen werden. Der Grund kann kein anderer als die außerordentliche Entfernung der Fixsterne sein, weil auch der größte Körper bei zunehmender Entfernung endlich verschwindend klein wird. Für eine unermeßlich große Entfernung der Fixsterne spricht auch noch der Umstand, daß man an ihnen keine Spur einer scheinbaren Bewegung wahrnimmt, welche die Folge der in ihrer großen Bahn um die Sonne sich fortbewegenden Erde wäre. Sowie nämlich auf einer Landstraße von einem schnell hinfahrenden Wagen aus die rechts und links stehenden Bäume ihre Stelle zu verändern scheinen, so müßten auch die Fixsterne, wie es scheint, ihre Stelle verändern, wenn die Erde wirklich mit einer Geschwindigkeit von mehr als 4 M. in der Secunde einen Weg von 131 Mill. M. im Weltenraume zurücklegte. So große Mühe man sich aber auch gegeben hat, so hat man doch auch nicht die geringste Veränderung in der Stellung der Fixsterne zu erkennen vermocht, welche von der Bewegung der Erde in ihrer Bahn sich ableiten ließe und sich daher, weil diese Bewegung selbst außer allem Zweifel ist, zu der Annahme genöthigt gesehen, daß die Fixsterne in so unermeßlicher Entfernung von der Erde sich befinden, daß gegen diese der ganze Durchmesser der Erdbahn von 41 Mill. Meilen eine verschwindend kleine Größe sei. Ist dies der Fall, so werden wir eine Verrückung der Fixsterne während eines Jahres (Sonnenumlaufs der Erde) ebenso wenig wahrnehmen, wie etwa die Verrückung um einen Zoll eine Veränderung in der Stellung zweier Berge hervorbringt, welche mehre Meilen weit von uns entfernt sind. Die Richtigkeit der eben angestellten Betrachtung wird durch die Erfahrung bestätigt, daß alle in meßbaren Entfernungen von der Erde stehenden Himmelskörper, wie z. B. die Sonne (der einzige Fixstern, bei dem dies der Fall ist) mit der Erde ihre Stellung gegen die übrigen Sterne sichtlich im Laufe des Jahres verändern, welche Erscheinung die Parallaxe derselben heißt. Die Parallaxe der Sonne bringt es mit sich, daß die Sonne täglich mit andern Fixsternen auf- und mit andern untergeht. Daraus, daß die Fixsterne sämmtlich keine sichtbare Parallaxe haben, folgt, weil die Größe des Erdbahndurchmessers bekannt ist, daß der nächste Fixstern mehr als 8 Billionen M. entfernt sein müsse.

Wären die Fixsterne nicht so hell leuchtende, gleich der Sonne strahlende Körper, so würde man sie wegen der allzugroßen Entfernung gar nicht sehen. Dieses Licht der Fixsterne zeigt aber mannichfache Verschiedenheiten sowol hinsichtlich der Stärke als hinsichtlich der Farbe. Die Farbe einiger Fixsterne ist rein weiß, anderer bläulich und noch anderer röthlich. Die verschiedene Lichtstärke wird fälschlich verschiedene Größe genannt und man unterscheidet auf diese Weise die Fixsterne in Sterne erster, zweiter, dritter bis achter Größe, von denen die fünfter bis achter Größe nur von sehr guten Augen bei ganz heiterm Himmel noch wahrgenommen werden. Eine Unmasse von Sternen entdeckt man aber noch durch Fernrohre. Diese letzten kleinsten Sterne heißen teleskopische und man unterscheidet noch Sterne der neunten und zehnten Ordnung. Mit bloßen Augen sehen wir weiße Flecke am Himmel und namentlich einen großen, weißen Streif, die Milchstraße; durch Teleskope lösen sich diese Nebelmassen in unendlich viele kleine Fixsterne auf und neue Nebelmassen erscheinen, welche aufzulösen unsere besten Fernrohre zu schwach sind. Die Eintheilung in Sterne verschiedener Größe ist übrigens, wie von selbst einleuchtet, nur sehr oberflächlich, da die Lichtstärke auf ein bestimmtes, von der Eigenthümlichkeit des Gesichts jedes einzelnen Beobachters unabhängiges Maß bis jetzt nicht hat zurückgeführt werden können. Merkwürdig ist ferner, daß wir von mehren Sternen mit Gewißheit wissen, daß sie sowol den Glanz als die Farbe in längerer oder kürzerer Zeit verändern. So z. B. war der Sirius, der größte und schönste aller Fixsterne, einst roth, während er jetzt ein blendend weißes Licht hat, und von den beiden Sternen Castor und Pollux war einst jener größer als dieser, während jetzt das umgekehrte Verhältniß stattfindet. Einige Sterne zeigen eine regelmäßige, in kurzer Zeit zurückgelegte und regelmäßig wiederkehrende Periode in der Veränderung ihres Lichts; so z. B. hat der Stern Algol im Perseus eine Periode von $2\frac{2}{3}$ Tagen, in welcher er von der zweiten zur vierten Ordnung übergeht. Zu Zeiten hat man neue Sterne entdeckt, die bald wieder verschwanden. Fixsterne der ersten Größe hat man 14 gezählt, der zweiten Classe 70, der dritten gegen 300. Beiweitem größer ist die Anzahl der Sterne in den folgenden Classen, und in den ersten sechs Classen rechnet man zusammen gegen 5000 Fixsterne. Die Gesammtzahl aller Sterne ist wahrhaft unzählig, indem bei immer weitergehender Verbesserung der Instrumente auch immer größere Mengen vor dem Auge des Beobachters aufgehen. Nach den bis jetzt gemachten Beobachtungen kann man etwa 70,000 Sterne erster bis zehnter Größe annehmen. Daß man aber die Gesammtzahl der Fixsterne als wahrhaft unendlich annehmen kann, sieht man schon daraus, daß Herschel allein im Orion auf einem kleinen Streifen über 50,000 kleine Fixsterne zählte, sodaß, wenn sie überall ebenso dicht am Himmel ständen, 68 Mill. Fixsterne zu rechnen wären.

Die schönsten der einzelnen Sterne haben eigne Namen, die aus den ältesten Zeiten stammen, alle aber sind der größern Übersichtlichkeit wegen in Gruppen zusammengefaßt worden, denen man einzelne Namen gegeben hat und welche Sternbilder (s. d.) heißen. Aus den Abständen der Fix-



Digitized by Google

sterne voneinander, welche unserm Auge unveränderlich erscheinen, kann man keinen Schluß auf ihre wahren Entfernungen machen, weil von zwei scheinbar nahe nebeneinander stehenden Fixsternen der eine noch weit hinter dem andern stehen kann. Aus Vergleichung der Beobachtungen verschiedener Jahrhunderte hat sich aber ergeben, daß die gegenseitigen Entfernungen der Fixsterne nicht völlig unveränderlich sind, woraus folgt, daß die Fixsterne doch eine eigne Bewegung haben, welche wir aber wegen der großen Entfernung nicht leicht wahrnehmen können. Am merkwürdigsten sind in dieser Beziehung die Doppelsterne. So nennt man die sehr nahe beieinander stehenden Sterne, deren man etwa 6000 aufgefunden hat und von denen viele die merkwürdige Eigenthümlichkeit zeigen, daß sie nicht nur zusammen im Weltenraume fortrücken, sondern sich auch der eine um den andern, bei einigen in kürzern, bei andern in längern Perioden herumbewegt. Die größte Menge dieser Doppelsterne hat man in der Nähe der Milchstraße gefunden, und auch dreifache und vierfache Sterne sind entdeckt worden.

**Flachs** oder Lein. Das Vaterland dieses nützlichen Gewächses ist wahrscheinlich der Orient. Man unterscheidet hauptsächlich zwei Arten, nämlich den Dresch- oder Schließlein, dessen Samenkapseln nur schwer aufspringen und deren Same deshalb ausgedroschen werden muß, und den Klang- oder Springlein, dessen Samenkapseln leicht und mit Knistern, wenn sie sehr trocken sind, oft schon auf den Feldern aufspringen. Die erstere Art hat einen hohen, wenig ästigen Stengel, dunkelblaue Blüten und etwas krumme, elliptische, zusammengedrückte, dunkelbraune Samen; die zweite dagegen hat niedrigere, ästige Stengel, hellere himmelblaue Blüten, größere, länger gestielte Kapseln und regelmäßige, leberbraune Samen. Der Leinbau wird in vielen Gegenden im Großen und mit vielem Fleiße und großer Aufmerksamkeit betrieben, weil von der richtigen und zweckmäßigen Behandlung des Bodens und des Gewächses die größere Güte und Feinheit des nützlichen Bastes abhängt. Mannichfaltig sind die Arbeiten, um aus den geernteten Pflanzen den Flachs zu bereiten. Zuerst befreit man dieselben von den Samenkapseln, indem man sie über Kämme zieht, wodurch jene abgerissen werden; man nennt diese Vorarbeit das Riffeln. Hierauf folgt das Rösten oder Rotten, welches zum Zweck hat, den Pflanzenleimstoff, der die Bastfasern unter sich, mit dem innern Theile des Stengels und mit der Oberhaut desselben verbindet, aufzulösen und dadurch die Trennung der Fasern unter sich und von andern Theilen hervorzubringen. Dazu dient vornehmlich Feuchtigkeit; man legt deshalb den Flachs entweder eine Zeit lang in stehende Wasser, Teiche oder Gruben oder breitet ihn auf dem Boden der Felder aus und läßt Thau und Regen auf ihn einwirken. Hierauf wird der Flachs getrocknet oder gedarrt, um ihn leichter brechen zu können. Dies geschieht zum Theil mittels einer einfachen Maschine, zum Theil durch Schlagen mit einem walzenrunden Holzstücke oder durch Pochmühlen, und zwar deshalb, um die Holztheile der Stengel leichter hinwegbringen zu können, welches endlich durch das Schwingen, das man mit einer Maschine, die Schwinge genannt, verrichtet, ziemlich vollkommen bewirkt wird. So ist der Flachs für den Handel gewöhnlich zubereitet, doch pflegt man ihn zuweilen noch zu hecheln, wodurch alle gröbern Theile und verwirrten Fasern unter dem Namen Werg abgesondert werden. Insgemein aber ist das Hecheln erst eine Vorarbeit zum Spinnen. Der Leinsamen enthält viel fettes Öl, das man durch Auspressen gewinnt und das sowol als ein gelindes Purgirmittel, als auch zu vielen technischen Zwecken angewendet wird. Die ausgepreßten Samenschalen werden in gewisse Formen gebracht und sind unter dem Namen Leinkuchen ein gutes Viehfutter. Die Leinsamenabkochungen sind sehr schleimig und werden häufig als einhüllende Mittel, und die gepulverten Samen zu erweichenden und schmerzstillenden Breiumschlägen angewendet. Zum Samen wird besonders der aus Rußland kommende rigaer Lein benutzt, der sich durch Reife auszeichnet. — Über die weitere Anwendung des Flachses s. Leinwand und Zwirn.

**Flagge** ist die bis 20 Ellen lange und halb so breite, meist aus einem Stück wollenen Zeuches bestehende Fahne, welche die Schiffe aufzuziehen pflegen, um als Zeichen der Nation, welcher sie angehören, sowie überhaupt als Signal (s. d.) zu dienen. Ihre gewöhnliche Stelle hat die Flagge hinten auf dem Verdeck am Flaggenstocke neben der großen Laterne. Bei den Kriegsschiffen haben nur die höhern Offiziere das Recht, eine eigne Flagge zu führen, und der Ort, wo diese aufgesteckt wird, bezeichnet ihren Rang. Der Admiral ist der Einzige, der seine Flagge auf dem großen Maste führt. Die höhern Offiziere heißen wegen ihres Vorrechts, eine Flagge führen zu dürfen, Flaggenoffiziere. Der Kunstausdruck für das Aufziehen der Flagge ist Aufhissen, für das Herunterlassen Streichen. Das Streichen der Flagge ist die größte Ehrenbezeugung, welche ein Schiff dem andern erweist; kön. Schiffe aber streichen vor Niemand, denn ein Kriegsschiff, welches, namentlich während eines Seegefechts, seine Flagge streicht, ergibt sich. Eine geringere Ehrenbezeugung ist die, daß ein Matrose die Flagge beim Vorüberfahren des Schiffs in den Arm nimmt. Die Nationalflagge trägt bei jeder Nation andere Farben und Abzeichen. Die Signalflaggen, welche am Hintertheile aufgezogen werden, zeichnen sich namentlich durch die Farbe aus. So wird eine blaue Flagge aufgesteckt, um die Matrosen vor der Abfahrt vom Lande nach dem Schiffe zu rufen. Das Zeichen zum Gefecht gibt bei den Engländern eine rothe, bei den Franzosen eine dreifarbige, bei den Spaniern eine blaue, bei den Niederländern eine orangegelbe Flagge. Die Friedensflagge ist bei allen Nationen weiß, die Corsarenflagge roth oder schwarz. Schiffe, auf denen eine ansteckende Krankheit herrscht, müssen dies durch eine schwarze Flagge am Vordermaste anzeigen.

**Flamingo** (der) heißt ein in Afrika, Südamerika und an den Küsten des mittelländ. Meers lebender großer und sehr schöner Sumpfvogel. Er ist an Gestalt dem Storche ähnlich, hat aber einen längern Hals und längere mit Schwimmhäuten versehene Füße, wird über 6 F. hoch und zeichnet sich durch sein ganz purpurrothes Gefieder und seinen sonderbaren Schnabel aus. Der letztere ist in der Mitte plötzlich so herabgebogen, daß er einen förmlichen Winkel bildet, und der Vogel deshalb, wenn er saufen oder fressen will, den Kopf verkehrt halten muß, um den Oberschnabel gebrauchen zu können, wie die beigegebene Abbildung zeigt. Sein Gefieder ist im ersten Jahre weißgrau mit braunen Flecken untermischt, im zweiten fleischfarben, wird

Digitized by Google

von da an immer dunkler, bis es im vierten Jahre die eigentliche Purpurfarbe erhält. Die Schwungfedern allein werden schwarz, der Schnabel gelb und an der Spitze ebenfalls schwarz, und die Beine roth. Er nährt sich von Fischen und

Wasserinsekten, lebt in großen Heerden und kommt zuweilen bis an den Rhein. Im Fluge bildet er ein regelmäßiges Kreuz, wobei er Hals und Füße ausstreckt. Da er wegen seiner langen Beine nicht sitzend brüten kann, so baut er sich im Sumpfe oder an seichten Wasserstellen aus Schlamm ein kegelförmiges Nest, welches 2 F. über das Wasser hervorragt, und läßt beim Brüten die Beine an den Seiten herunterhängen, sodaß er gleichsam auf dem Neste reitet. Sein Fleisch wird gegessen, die Federn dienen als Schmuck, und Zunge und Gehirn dieses Vogels galt den alten Römern und Griechen als Leckerbissen. Man kennt bis jetzt nur diesen rothen Flamingo, unterschied aber früher mehre Arten, wozu der erwähnte Farbenwechsel desselben Veranlassung gegeben hat.

**Flandern** (die Grafschaft) ist ein ganz flaches, wohlbewässertes, fruchtbares, trefflich angebautes, fabrikenreiches Land an den Ufern der Nordsee und reicht vom Flüßchen Aa, das sich bei Gravelines in die See mündet, bis zu der untern Schelde. Im S. reicht es bis zu den Städten Douay, Doornick und Grammont. Die Größe beläuft sich auf 227 □M., auf denen (eine ausgezeichnet starke Bevölkerung) 2 Mill. Menschen leben. Als eines besondern Landes wird es zuerst im 9. Jahrh. erwähnt, wo Kaiser Karl der Kahle seinem Schwiegersohne Balduin 858 die Grafschaften Flandern und Artois schenkte. Im 12. Jahrh. kam die Grafschaft Hennegau noch hinzu und eine lange Reihe von Grafen aus dem Hause jenes Balduin's besaß diese drei Grafschaften, bis der Mannsstamm dieses Hauses 1383 erlosch. Die Erbtochter Margarethe vermählte sich mit dem Herzog Philipp dem Kühnen von Burgund und brachte dadurch dieses mächtige Haus auch in den Besitz von F. Als dasselbe 1477 in der männlichen Linie mit Karl dem Kühnen erlosch, kam das Land durch die Vermählung der burgund. Erbtochter Maria mit Maximilian von Östreich an dieses Haus und blieb bei demselben bis zur Kronniederlegung Kaiser Karl V. 1556, worauf F. mit den übrigen östr. Niederlanden an Spanien überging. In den nun folgenden Kriegen zwischen Spanien und den Niederlanden und zwischen Spanien und Frankreich kamen einzelne Stücke an Frankreich und an die Niederlande, sodaß man nun das franz., das span. und das holl. F. unterschied. Jenes gehört noch zu Frankreich und zwar jetzt zum Departement du Nord; das holl. F. ist zu der Provinz Seeland geschlagen; das span. nahm den größten Theil ein und ist jetzt ein Theil des Königreichs Belgien. Es wird in West- und Ostflandern getheilt. **Westflandern**, 59 □M. groß mit 610,000 Einw., ist, bis auf einige Moor- und Haidegegenden, sehr fruchtbar, reich an Getreide, Obst, Hopfen, Flachs und Rindvieh, vor Allem aber reich an Fabriken in Leinwand und Spitzen. Die Hauptstadt ist **Brügge**; außer ihr sind **Ostende** und **Furnes** durch Seehandel, **Ypern** und **Kortryk** (Courtray) durch Fabriken wichtig. **Ostflandern** hat bei einer Größe von 54 □M. und einer Einwohnerzahl von 745,000 einen noch fruchtbarern Boden und ist durch die Schelde, die hier die Lys links und die Dender rechts aufnimmt, nicht nur für den Landbau und Wiesenwachs gut bewässert, sondern auch für den Handel sehr wohl gelegen. Der Fabrikfleiß ist hier noch größer als in Westflandern, und Leinwand, Baumwollenzeuche, Papier, Spitzen, Tapeten, Lederwaaren werden hier in Menge und von vorzüglicher Güte gefertigt. Die Hauptstadt ist **Gent**. Auch sind die Städte **Oudenarde**, **Dendermonde**, **Alost** und **Lokeren** wegen ihrer Fabriken wichtig.

Die Einwohner, der Mehrzahl nach Wallonen, sind dem katholischen Glauben zugethan und sprechen einen Dialekt, das Flämische, das vom Deutschen sehr abweicht, dagegen dem Holländischen näher steht. Es sind fleißige Leute und daher im Ganzen wohlhabend. Das ganze F. ist wie ein großer, wohlangebauter Garten. Es ist mit einer Menge blühender Städte und wohlgebauter Häuser übersäet und bietet eine angenehme Abwechselung von reichen Getreidefeldern, üppigen Wiesen und freundlichen Gärten dar. Der Handel ist bedeutend und wird theils durch die Lage am Meere, theils durch schiffbare Flüsse, theils durch mehre Kanäle sehr gefördert. Der Hauptsitz des Handels ist das reiche Gent, das durch die selbst für Seeschiffe zu befahrende Schelde und durch mehre Kanäle mit der See in Verbindung steht.

**Flanell** oder **Flonell** nennt man ein leichtes, tuchartiges, aber nur sehr wenig oder gar nicht gewalktes und ungeschorenes Zeuch von verschiedener Feinheit und Breite, glatt, gepreßt, geköpert, gedruckt oder gestreift, das gewöhnlich ganz aus Schafwolle, oft aber auch zur Hälfte aus Baumwolle gewebt und zu Futter, Hemden, Jacken und dergl. verbraucht wird. Früher kamen die schönsten und feinsten Flanelle aus Flandern, England und Nordfrankreich, jetzt werden sie aber in Preußen, Böhmen, Mähren, Hessen, Hanover und namentlich in den sächs. Fabriken von gleicher Güte gefertigt. Die feinsten Flanelle sind geköpert, heißen Gesundheitsflanelle, und Hemden, Jacken und dergl. aus solchen Zeuchen halten die Haut stets rein



Digitized by Google

und trocken und sind ein erprobtes Linderungsmittel bei Gicht, Rheumatismus und ähnlichen Krankheiten.

**Flanken**, so viel als Seiten, heißen bei einem aufgestellten Heere die Enden der beiden Flügel, welche zu umgehen und so dem Heere in den Rücken zu kommen, eine der Hauptaufgaben der Kriegskunst ist. Jedes Heer muß daher seine Flanken möglichst zu decken suchen, d. h. demselben eine solche Stellung zu geben bemüht sein, daß der Feind durch Flüsse, Seen, Moräste, Wälder und dergl. gehindert ist, die Flanken zu umgehen. — Bei den Festungen heißen Flanken die Linien der Befestigungswerke, welche andern Werken seitwärts zur Vertheidigung dienen, indem von ihnen aus diese bestrichen (beschossen) werden können. — Flankeurs oder Flanqueurs, Blänkler heißen Reiterabtheilungen, welche einzeln herumstreifen, um den Feind zu beobachten und zu beunruhigen.

**Flaschenzug** oder (griech.) Polyspast ist der Name eines mechanischen Werkzeugs, welches dazu dient, große Lasten mit einem verhältnißmäßig geringen Aufwande von Kräften in die Höhe zu heben, dessen Erfindung man dem berühmten griech. Mathematiker Archimedes (s. d.) zuschreibt. Der gemeine Flaschenzug besteht aus zwei Fassungen oder Flaschen, wie die Abbildung I zeigt, von denen die obere fest, die untere dagegen beweglich ist. Jede Fassung ist zusammengesetzt aus zwei, gewöhnlich eisernen Schienen, zwischen denen sich zwei, drei oder mehre Rollen umdrehen, durch deren Mittelpunkt starke eiserne Achsen gehen, die in Lagern innerhalb der Schienen sich bewegen. Die Rollen sind in ihrem Umfange etwas eingesenkt, um ein Seil bequem aufnehmen zu können. Dies Seil ist nun um die Rollen beider Flaschen folgendermaßen geschlungen. Die Schienen jeder Flasche gehen in einen starken eisernen Haken aus; an dem Haken des obersten Flaschenzugs ist das Seil befestigt, ist dann erst um die oberste Rolle der untern Flasche, dann um die unterste Rolle der obersten Flasche, ferner um die zweite Rolle der untern, nachher wieder um die zweite Rolle der obern Flasche, und so fort bis zur letzten Rolle der obern Flasche geschlungen. Gegen das Ende K dieses Seils wirkt nun die hebende Kraft, während an dem Haken der untern Flasche die zu hebende Last befestigt ist. Die Rollen sind von abnehmender Größe, damit die nebeneinander gehenden Stücke des Seils, ohne sich aneinander zu reiben, neben einander liegen können. Man hat auch Flaschenzüge, wo die Rollen nicht übereinander, sondern nebeneinander liegen, in welchem Falle die Rollen von gleicher Größe sein können. Je größer die Anzahl der Rollen ist, desto geringer braucht die Kraft im Verhältniß zur Last zu sein, weil nach den Gesetzen der Mechanik die Kraft nur um Weniges größer als die Last, dividirt durch die Anzahl der Rollen, zu sein braucht. Die Anwendung des Flaschenzugs ist aber beschränkt durch die Reibung des Seils an den Rollen und durch den Umstand, daß bei zu vielen Rollen das Seil leicht in Verwirrung geräth. Der Potenzflaschenzug unterscheidet sich von dem gemeinen dadurch, daß, wie die Abbildung II zeigt, jede Rolle einzeln

Fig. I.

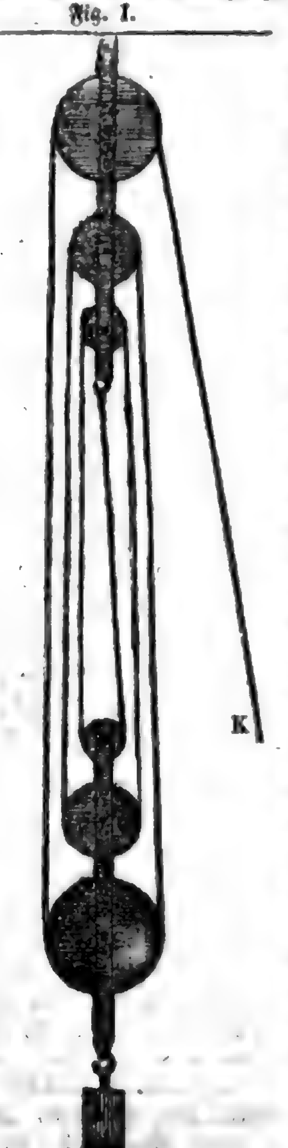
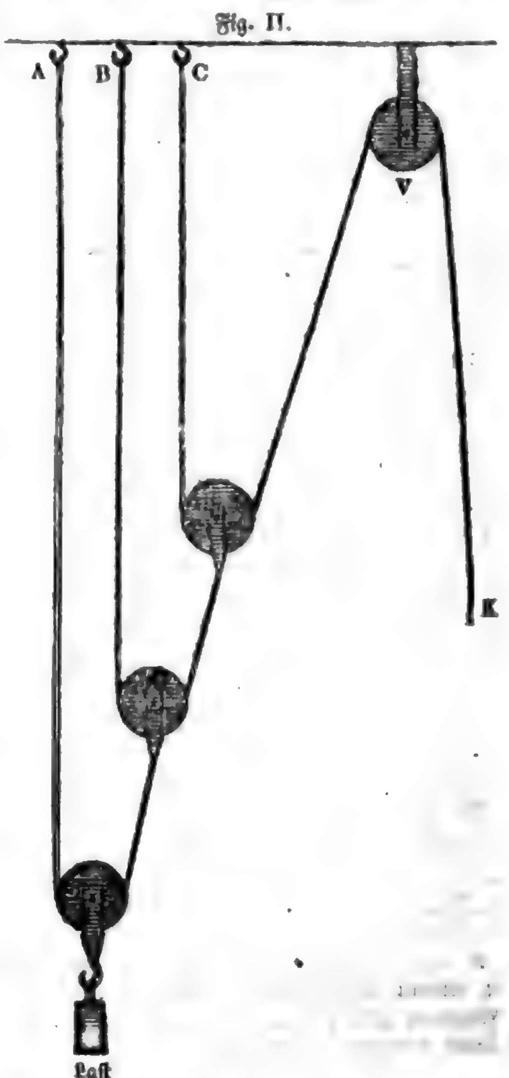



Fig. II.




für sich ist und an jeder an zwei von ihrem Mittelpunkte ausgehenden und um diesen beweglichen Schienen ein Haken angebracht ist. Am Haken der untersten Rolle hängt die Last und um diese Rolle schlingt sich ein Seil, welches bei A befestigt ist; das andere Ende dieses Seils ist an dem Haken der zweiten Rolle befestigt, um welches sich ein zweites bei

Digitized by Google

B und an dem Haken der dritten Rolle befestigtes Seil schlingt, und so geht es fort bis zur letzten Rolle V, welche oberhalb befestigt ist und über welche das letzte Seil so geschlungen ist, wie die Abbildung zeigt, daß bei K die hebende Kraft angebracht werden kann.

**Flaxman** (John), einer der berühmtesten engl. Bildhauer und Zeichner, ward zu York in England 1755 geb. Nachdem er an der kön. Akademie zu London lange Zeit sich unterrichtet hatte, begab er sich 1787 nach Italien, wo er zuerst die Aufmerksamkeit der Kunstverständigen auf sich zog; 1794 kehrte er nach London zurück und fand dort 1810 eine Anstellung als Professor bei der kön. Akademie. Er starb in London am 9. Dec. 1826. Am bekanntesten haben ihn seine Umrisse zu den Werken der Dichter Homer, Dante und Äschylos gemacht, welche bald in Frankreich und Deutschland nachgestochen und mit großem Beifall aufgenommen wurden. Zu seinen schönsten Bildhauerwerken gehört das Denkmal des Lord Mansfield, welches einen sitzenden Greis darstellt, zu seinen Seiten Gerechtigkeit und Erbarmen, im Hintergrunde den Tod. Was F.'s Umrisse betrifft, so hat er (nach Göthe) „in den Gegenständen aus den griech. Dichtern den Geschmack antiker Vasengemälde und Basreliefs nachzuahmen getrachtet, in den Darstellungen aus Dante hingegen die dem Geiste derselben so passende Einfalt der florentin. Bilder benutzt."

**Flechsen** werden diejenigen Bestandtheile des thierischen Körpers genannt, die aus einer Menge dünner und dennoch fester, elastischer, in eine flächenartige Ausbreitung vereinigter Fasern von glänzendem, beinahe silberweißem Ansehen bestehen und zur theilweisen Umhüllung, wie auch zur Befestigung der Muskeln dienen, während eine Ansammlung solcher Fasern in einen rundlichen Strang Sehne heißt. Durch die Vermittlung der Flechsen und Sehnen stehen die Muskeln mit den Knochen und Knorpeln des Körpers in Verbindung. Flechsen und Sehnen enthalten keine Nerven und sind deshalb unempfindlich. Mit den Fleischfasern der Muskeln sind sie so genau verbunden, daß sie gleichsam in dieselben überzugehen scheinen, wo sie sich aber über Knochen bewegen, mit Schleimbeuteln versehen, die dazu dienen, ihre Bewegung zu erleichtern.

**Flechte**, der Name eines Hautausschlages, der in Gruppen von kleinen, mit einer wässerigen Feuchtigkeit angefüllten, auf unregelmäßigen rothen Hautstellen eng beisammenstehenden Bläschen zum Vorschein kommt, Brennen und Jucken verursacht, sich durch Weiterkriechen von den Rändern aus verbreitet, während er von der Mitte aus heilt und entweder mit Abschieferung der Oberhaut oder Schuppen- und Borkenbildung endet, zuweilen aber auch zur Entstehung in die Tiefe fressender Geschwüre Veranlassung gibt. Die Flechten befallen die verschiedensten Theile des Körpers, jedoch nie die ganze Oberfläche desselben auf einmal, verschwinden und kehren wieder, wechseln auch mit andern Krankheiten ab. Je nach dem Charakter, den sie im Verlaufe ihrer völligen Ausbildung annehmen, unterscheidet man viele besondere Arten derselben. Die schlimmste ist die fressende Flechte, unter deren meistens dünnern und nicht lange festsitzenden Borken fortwährende Jauchung und schnell in die Tiefe gehende Zerstörung statt hat. Die Anlage zu Flechten ist in gewissen Familien erblich und wird im Allgemeinen häufiger bei ältern als bei jüngern Personen beobachtet, wiewol sie unter den ihre Entstehung begünstigenden Umständen kein Alter verschonen. Dagegen pflanzen sie sich nicht durch Ansteckung fort. Überhaupt sind die Flechten immer eine mit innern Störungen zusammenhängende Krankheit und werden durch den Aufenthalt in feuchten, sumpfigen, sehr kalten oder sehr warmen Gegenden, durch den anhaltenden Genuß sehr fetter, sehr salziger, unverdaulicher, mehliger Speisen, sowie geistiger Getränke zum Ausbruche gebracht oder verschlimmert. An sich sind Flechten kein gefährliches Übel, sondern mildern, ja verhüten und heilen sogar manche andere bedeutendere Krankheit, können aber freilich auch Wassersucht und Abzehrung zur Folge haben. Insbesondere ist indeß ihr schnelles Zurücktreten nach innen zu fürchten, weil mitunter die bedenklichsten Zufälle darauf folgen, wie z. B. Schlagfluß, Blindheit, Lähmungen, Kurzathmigkeit, Lungenschwindsucht u. s. w. Aus diesem Grunde ist vor ihrer unvorsichtigen Vertreibung durch Anwendung blos äußerer Mittel nicht genug zu warnen. In der Regel erfodern sie eine Behandlung mit äußern und innern Mitteln zugleich, und sollen sie für die Dauer beseitigt werden, häufig eine gänzliche Änderung der bisherigen Lebensweise, des Wohnortes, ja selbst der Beschäftigungsart, unter allen Umständen aber eine angemessene, mehr karge als nahrhafte Diät mit Vermeidung von Säure erzeugenden, fetten, unverdaulichen Speisen, geistigen und überhaupt erhitzenden Getränken, große Reinlichkeit, Bäder u. s. w.

**Flechten** oder Lichenen sind sehr unvollkommene, blütenlose, ausdauernde Gewächse, welche sich auf dem Erdboden, auf Steinen, Felsen, Mauern, Planken, Bäumen bald als eine bröckliche, kleien-, schuppen- oder rindenartige Substanz ausbreiten, bald in einer verschieden gelappten, blattartigen oder ästigen und faserigen Form etwas von ihrer Unterlage erheben. Ihnen fehlt noch das den höhern Ge-

Digitized by Google

wächsen eigenthümliche Grün und sie haben meist schmuzige, graue, braune oder gelbe und röthliche Färbung. Obgleich sich auf vielen Flechten schüssel- oder napfförmige, oder wulstige und kissenförmige, mit Körnerschläuchen versehene Fruchtlager entwickeln, so vermehren sie sich doch noch häufiger durch ein nacktes Keimpulver, das aus von ihnen sich lostrennenden Zellchen besteht. Die Hauptbedingung ihres Wachsthums ist die Feuchtigkeit, und obgleich sie über die ganze Erde verbreitet vorkommen, finden sie sich doch mehr in den kältern Zonen und den höhern Gegenden und ziehen ihre Nahrung allein aus dem Dunstkreise, da sie keine wahren Wurzeln haben. Dennoch werden sie, wenn sie häufig auf den Rinden der Stämme und Äste, besonders der Obstbäume, vorkommen, diesen schädlich, indem sie die Nässe eine lange Zeit hindurch in sich behalten. Ihr Nutzen für den Haushalt der Natur ist sehr groß, indem sie nicht nur den unwirthbarsten Boden, selbst die Granitfelsen zur Aufnahme und Ernährung höherer Gewächse vorbereiten, sondern auch vielen Thieren zur Nahrung dienen; aber die Zahl derer, die der Mensch benutzt, ist nur gering. Die größern und ausgebildetern Flechten enthalten einen nahrhaften Stoff, der sich mit der thierischen Gallerte vergleichen läßt, außerdem Schleim und etwas Harz, sind aber immer bitter und werden nur in Gegenden, die ganz arm an Nahrungsmitteln sind, gegessen. Die unter dem Namen Isländisches Moos bekannte schöne Flechte ist die wichtigste und hat mit Recht die übrigen, die sie an Wirksamkeit übertrifft, aus dem medicinischen Gebrauche verdrängt. Durch Abbrühen befreit man sie von ihrer Bitterkeit und sie bietet so, namentlich für Brustkranke, eine nahrhafte, leicht verdauliche Speise. Die Orseille dient zum Rothfärben, und auch noch einige andere Arten enthalten Farbestoffe.

**Fleckfieber**, ein Fieber, das seinen Namen von den kleinen, dunkelroth gefärbten, Flohstichen ähnlichen und Petechien genannten Flecken hat, die sich mit dem Eintritte der ersten Fieberbewegungen auf der Haut zeigen, sich nicht wegdrücken lassen, nicht über die Haut erhaben sind, eine meistens runde Gestalt haben, nur selten in unregelmäßige größere Mäler und Striemen übergehen, hinsichtlich ihrer Größe von der eines Nadelkopfes bis zu der einer Linse abwechseln und in kleinen Blutaustretungen in der Haut bestehen, die von verschiedenen Ursachen herrühren können. Das Fleckfieber kommt nur sehr selten in manchen Epidemien vor und gehört stets zu den ernstern Krankheiten.

**Fledermaus** ist der gemeinschaftliche Name einer großen Anzahl verschiedenartiger nächtlicher, häßlicher Thiere mit großem, weitem Maul und kleinen, lebhaften Augen. Die meisten haben Ähnlichkeit mit den Spitzmäusen, unterscheiden sich aber von denselben hauptsächlich durch eine zwischen den Zehen und Füßen jeder Seite liegende, bis zur Schwanzspitze gehende dünne, fettige Haut, mittels welcher sie fliegen oder vielmehr flattern (fledern, daher der Name Fledermaus) können. Ihre Bewegungen dabei sind rasch, gewandt und sicher, sodaß sie selbst geblendet in den engsten Räumen an keinen festen Körper anstoßen, weswegen man bei diesen Thieren eine ungewöhnlich höhere, das Gesicht zum Theil ersetzende Ausbildung und Entwickelung des Gefühlsinns, zumal in der Nasen- und Ohrhaut, angenommen hat. Nach der Gestalt der Ohren, der Nase und des Kopfes überhaupt pflegt man die einzelnen Fledermausarten zu unterscheiden. Die hauptsächlichsten Verschiedenheiten im Bau des Kopfes sind auf beifolgender Abbildung angegeben. Die in den

Ohren bemerkbaren scheinbar zweiten Ohren sind Ohrdeckel, mittels welcher das Thier die eigentlichen größern Ohren beliebig öffnen und verschließen kann. Die Farbe der meisten Fledermäuse ist grau- oder schwarzbraun. Die europ. Fledermäuse, deren es sehr viele Arten geben mag, da man allein in Deutschland 16 verschiedene zählt, sind im Ganzen unschädliche Thiere, fressen aber gern geräucherte Eßwaaren, sind daher den Rauchkammern sehr gefährlich und vertilgen viele lästige Insekten. In Indien nähren sich einige Fledermausarten von Früchten und in Amerika von Blut. Unsere inländischen Fledermäuse schlafen den Winter über, wobei sie sich meist paarweise, verkehrt und in ihre Flughaut eingewickelt mit ihren Krallen aufhängen. Bei warmer Witterung erwachen sie. Laufen können sie gar nicht, aber auf rauhen Flächen behend klettern. Alle Fledermäuse haben einen mehr oder minder widerlichen Geruch und sind sehr beißige Thiere. Die bekannteste Art ist die gemeine oder Speckfledermaus, welche eiförmige Ohren von der Länge ihres Kopfes hat und ein Junges gebiert, welches sie, an der Brust hängend, lange Zeit mit sich herumträgt. Nächst ihr sind die merkwürdigsten Arten: die Zwergfledermaus, die etwa zwei Zoll lang wird und in ganz Europa zu Hause ist; das Langohr, deren Ohren länger als der ganze Körper sind und die sich ebenfalls in Europa nicht selten findet; die Hufeisennase, mit langen, getrennten Ohren ohne Ohrendeckel und einer hufeisenförmigen Hautwulst auf der Nase; die Blattnase, mit zusammengewachsenen Ohren und Hautblättern auf der Nase. Die beiden letztern Arten leben in kalten und gemäßigten Gegenden. Zu den größten Fledermausarten gehört der nachstehend abgebildete Vampyr in Südamerika von der Größe einer Taube, welcher den schlafenden Menschen und Thieren Blut aussaugt. Die Wunde, die er dabei

Digitized by Google

macht, ist sehr klein, geht nie durch die Haut hindurch und

scheint durch Saugen erzeugt, wie von Schröpfköpfen, tropft aber nach dem Wegfliegen des Thieres noch lange fort und zieht daher häufig Ohnmachten und andere gefährliche Zufälle nach sich. Noch größer, aber ganz unschädlich ist der nachstehend abgebildete fliegende Hund oder Kalong, welcher die Größe eines Eichhörnchens erreicht und mit ausgebreiteten Flughäuten 5 F. mißt. Er ist schwarzbraun, hat weite Ohren, nährt sich von Früchten, lebt in großen Schwärmen auf den Sundainseln, auf Java und Sumatra und wird häufig gejagt, da die Eingeborenen sein Fleisch dem des Feldhuhns an Wohlgeschmack gleichstellen.

**Fleisch** bezeichnet im Allgemeinen die Weichtheile, streng genommen aber nur die Muskeln des menschlichen oder thierischen Körpers, die, wie bekannt, aus einer doppelten Art von Fasern, den eigentlichen Fleischfasern und den Sehnenfasern, bestehen. Die eigentlichen Fleischfasern haben eine röthliche Färbung, sind weich, reizbar und empfindlich, die kleinsten derselben, die man mit bloßen Augen unterscheiden kann, sind dünne, cylindrische, halbdurchsichtige Fäden, deren jeder aus einer Reihe von Kügelchen besteht und denen mehre zu kleinern Bündeln verbunden sind, die sich wieder zu größern Bündeln und endlich zu einem Muskel vereinigen. Das Fleisch der Thiere ist eines der gewöhnlichsten Nahrungsmittel des Menschen und zwar dasjenige, welches den meisten Wiederersatz gewährt, mithin das nahrhafteste von allen. Thatsache ist es, daß Menschen, die sich mehr an Fleischkost halten, im Allgemeinen kräftiger sind, als solche, die mehr von Pflanzenkost leben. Ausschließlicher oder auch nur allzureichlicher Genuß des Fleisches begründet aber eine Anlage zu Krankheiten, die man sehr gewöhnlich von bösen Säften ableitet, außerdem wollen Manche denen sogar einen nachtheiligen Einfluß auf das Gemüth des Menschen beobachtet haben. Beschaffenheit und Zubereitung des Fleisches kommen übrigens bei Beurtheilung seiner Zweckmäßigkeit als Nahrungsmittel sehr in Betracht. Nicht das Fleisch von allen Thieren eignet sich zum Nahrungsmittel. Am schmackhaftesten und zuträglichsten ist im Allgemeinen das der jungen Thiere, welche sich von Pflanzen nähren, während das fleischfressender meistens einen widrigen, ranzigen Geschmack hat und zum Genusse untauglich ist. Je weißer das Fleisch, wie z. B. das der Hühner, Truthühner, Fasanen u. s. w., desto weniger reizend ist es. Jüngere Thiere haben ein weicheres, wässerigeres, minder nahrhaftes Fleisch als alte Thiere, dagegen ist das sehr alter Thiere wieder zu zähe und zu schwer auflöslich, um ein dienliches Nahrungsmittel abzugeben. Fettes Fleisch verlangt eine sehr kräftige Verdauung, außerdem erregt es allerhand Magenbeschwerden. Thiere, die viel Bewegung haben, geben ein saftigeres, gesünderes Fleisch als solche, die in Ruhe leben, indeß kann dasselbe durch zu viele Bewegung hart und schwer verdaulich werden. Abgesehen davon übt das Futter, welches die Thiere erhalten, einen wesentlichen Einfluß auf die Beschaffenheit und Zuträglichkeit ihres Fleisches aus. Das von kranken oder gefallenen Thieren ist als Nahrungsmittel gefährlich, ja selbst das stark getriebener Thiere

Digitized by Google

nicht zuträglich. Geräuchertes Fleisch hat reizende Eigenschaften und ist wegen der Zähigkeit, Trockenheit und Zusammenschrumpfung seiner Fasern weit minder nahrhaft als das frische, ebenso das Pökelfleisch. — Wildes Fleisch nennt man die aufschießenden und sich über die Fläche der gesunden Theile erhebenden Fleischwärzchen in gewöhnlich schlecht eiternden Wunden.

**Flemming** (Paul), der Dichter, wurde am 17. Oct. 1609 zu Hartenstein im Voigtlande geboren. Er war der Sohn eines lutherischen Predigers, der ihm selbst die erste Erziehung gab, und ihn dann die Fürstenschule zu Meißen und später die Universität Leipzig besuchen ließ. Hier widmete er sich dem Studium der Medicin. Durch die Drangsale des dreißigjährigen Kriegs sah sich F. jedoch in seinen Studien so gestört, daß er, von Begierde nach Wissen und Abenteuern zugleich getrieben, sich 1633 an Herzog Friedrich von Holstein mit der Bitte um eine Stelle im Gefolge der Gesandtschaften wendete, welche dieser an den Zar von Rußland und den Schah von Persien sendete. Unter mancherlei Beschwerden und Unglücksfällen machte F. Reisen nach Moskau und Ispahan mit. Bei seiner Rückkehr verlobte er sich in Reval mit der Tochter eines angesehenen Kaufmanns, erwarb 1640 in Leyden die medicinische Doctorwürde und kam bald darauf nach Hamburg, wo er sich als praktischer Arzt niederlassen und vermählen wollte, als ihn am 2. Apr. 1640 der Tod ereilte. Erst zwei Jahre später erschienen seine Gedichte unter dem Titel: „Geistliche und weltliche Poemata", welche ihm als einem der ausgezeichnetsten deutschen Dichter seiner Zeit einen bleibenden Nachruhm verschafft haben. So ist er unter Anderm auch Verfasser des noch jetzt in den protestantischen Gesangbüchern befindlichen herrlichen Liedes: „In allen meinen Thaten u. s. w." Ein Theil seiner Gedichte ist der Schilderung seiner Reiseabenteuer gewidmet und alle zeichnen sich durch Begeisterung und tiefe Sinnigkeit aus. Eine Auswahl derselben ist in Leipzig 1820 erschienen.

**Fleury** (André Hercule de), Premierminister Ludwig XV. und Cardinal, ward zu Lodève in Languedoc 1653 geboren. Er studirte bei den Jesuiten und im Collegium Harcourt zu Paris, und wurde, nachdem er 1667 in den geistlichen Stand getreten war, Kanonikus zu Montpellier und Doctor der Sorbonne. Da er sich ebenso sehr durch ein angenehmes Äußere, als durch einen scharfen gebildeten Verstand auszeichnete, so fand er bald Beifall bei Hofe und wurde Beichtvater erst der Königin, dann auch des Königs. Dieser ernannte ihn 1698 zum Bischof von Frejus und nachher zum Erzieher des Dauphins, nachmaligen Königs Ludwig XV. Nach dem Tode Ludwig XIV. führte der Herzog von Orleans die Regentschaft, dessen Gunst F. sich ebenso sehr zu erwerben wußte, wie vorher die des Königs. 1726 wurde F. Cardinal und bald nachher machte ihn der 1723 zur Regierung gekommene Ludwig XV. zu seinem ersten Minister. Mit ungewöhnlicher Klugheit und Kraft leitete der Greis bis gegen sein 90. Jahr die Angelegenheiten Frankreichs. Er suchte demselben die Segnungen des Friedens zu verschaffen und hob auf alle Weise den Wohlstand des Volkes. Dennoch konnte er den Ausbruch des Kriegs 1733 mit Karl VI. und dem deutschen Reiche wegen der poln. Königswahl nicht verhindern, aber er hatte so zweckmäßig für die Ausrüstung der franz. Kriegsmacht gesorgt, daß der Krieg zum Ruhme Frankreichs endete und 1736 Lothringen an Frankreich fiel. Ein großer politischer Fehler F.'s dagegen war es, daß er Frankreich nach dem Tode Karl VI. in den für dasselbe so unglücklich endenden östr. Erbfolgekrieg verwickelte. Er erlebte jedoch das traurige Ende des Kriegs nicht, da er am 29. Jan. 1743 zu Issy bei Paris starb. Er selbst war einfach, anspruchslos und uneigennützig und sein Tod wurde daher mit Recht allgemein betrauert.

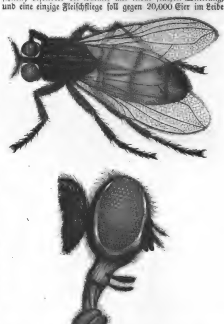
**Flibustier** oder **Boucanier** hieß eine Gesellschaft von Freibeutern, welche sich im 17. Jahrh. auf der Insel St. Christoph in den Antillen und nachher auf der Schildkröteninsel bei St.-Domingo aufhielten. Sie bestanden aus zum Theil vertriebenen, zum Theil freiwillig ausgewanderten Franzosen, zu denen sich später auch viele Engländer gesellten, und führten ein wildes Leben, indem sie ohne Weiber in völliger Gütergemeinschaft je zwei zusammen lebten und nur auf Räubereien und vorzüglich auf die Jagd der wilden Stiere ausgingen, die auf St.-Domingo heerdenweise lebten. Das Fleisch dieser Thiere diente ihnen geröstet zur Nahrung und die Hörner und Häute verkauften sie an die Seefahrer. Von diesen Stieren erhielten sie den Namen Boucanier. Nachdem sie 1630 von St.-Christoph vertrieben worden waren, und nachdem die Spanier versucht hatten, die Stiere auf St.-Domingo auszurotten, um die Boucanier zu zwingen, in einer Colonie sich niederzulassen, wurden diese, um ihr wildes Leben nicht aufgeben zu müssen, zu den furchtbaren Seeräubern, als welche sie unter dem Namen der Flibustier (v. d. engl. flyboat, d. h. kleine Jacht) berüchtigt wurden. Ihre Unternehmungen waren namentlich gegen die span. Schiffe gerichtet, welche mit den Schätzen Amerikas beladen nach Europa segelten. Sie zeichneten sich durch unglaubliche Tapferkeit aus, indem sie darauf ausgingen, die Schiffe, welche sie angriffen, zu entern, und so im Kampfe Mann gegen Mann zu besiegen. Bald war ihr Name das Schrecken aller span. Seefahrer, und nicht selten ergab sich ein span. Schiff schon beim bloßen Anblicke des gefürchteten Feindes. Sie selbst ergaben sich niemals und sprengten sich lieber mit ihrem Schiffe in die Luft. Eine Zeit lang wurden sie von England und Frankreich begünstigt und nun landeten sie sogar an den amerik. Küsten, um die span. Städte zu plündern. Jeder gab, was er erbeutet, heraus und schwur mit aufgehobener Hand, daß er nichts für sich zurückbehalten. Der Meineid wurde mit Verbannung auf eine wüste Insel bestraft. Dann wurde die Beute gleichmäßig vertheilt, nur wer sich vorzugsweise ausgezeichnet, erhielt mehr als die Andern und die Verwundeten erhielten ihren Antheil nach der Bedeutung der erhaltenen Wunden. Den Antheil der Gefallenen erhielten die Verwandten und Freunde derselben oder er wurde den Armen und Kirchen zugewendet; denn bei aller Wildheit hatten diese Seeräuber doch eine gewisse Religiosität und bereiteten sich zu jeder wichtigen Unternehmung durch Gebet vor. Seit 1685 verweigerten die Engländer und Franzosen den Flibustiern ihren fernern Schutz; es gelang den Spaniern, die Angriffe der Flibustier gegen die Häfen von Chile und Peru zu vereiteln und ihnen bedeutende Verluste zuzufügen. Ihre Macht wurde dadurch geschwächt, und

Digitized by Google

da auch das Klima und ihre Lebensart sie immer mehr verminderten, so sahen sie sich endlich genöthigt, sich anzubauen und ihr zügelloses Leben aufzugeben. Es bildeten sich aus ihnen die franz. Niederlassungen auf der westl. Seite von St.-Domingo.

**Flieder**, Hollunder, Schibbiken ist der Name eines bekannten einheimischen Baums, der sich überall in feuchten Wäldern, an Flüssen und Gräben vorfindet, und sich durch seine gelblichweißen, stark duftenden und betäubenden, flachen, großen Blütendolden, und später durch seine auf purpurrothen Stielen stehenden schwarzen Beeren weithin kenntlich macht. Er steht bei den Landleuten in großem Ansehen, sodaß in manchen Gegenden die Rede herrscht: „Vor dem Hollunderstrauche muß man den Hut abnehmen". Dies rührt von seiner großen Nutzbarkeit her, weil man jeden Theil gebrauchen kann, und er nicht selten die ganze Apotheke der Landleute ausmacht. Die frischen Blätter legt man auf Geschwülste und Geschwüre. Die Blüten sind als Theeaufguß schweißtreibend und werden auch zu trockenen und nassen erweichenden Umschlägen mit Nutzen gebraucht, auch häufig, unter Eierkuchen gebacken, genossen. Mit den Beeren bereitet man wohlschmeckende, erwärmende Suppen und kocht sie zu dem bekannten Fliedermus oder Schibbikensaft ein. Dieser ist schweiß- und harntreibend. Die junge und frische Rinde, welche einen widrigen Geruch und Geschmack hat, wurde sonst auch als Arznei gebraucht, und wirkt brechenerregend und abführend; sie und die Blätter bewirken bei unvorsichtiger innerlicher Anwendung sogar Betäubung, Schwindel und andere gefährliche Zufälle. Das harte und feste Holz alter Stämme dient zu kleinen Holznägeln, kleinen Drechslerwaaren und dergl. Das Mark der jungen Schößlinge und Zweige benutzen arme Leute zu Lampendochten. In mehren Gegenden nennt man auch den Lilas oder die Syringe, einen mit blauröthlichen oder weißen Blütensträußen prangenden und herzförmige Blätter tragenden Strauch, Hollunder oder Flieder.

**Fliege** nennt man im Allgemeinen jedes Insekt, welches zwei durchsichtige, geaderte und ungefaltete Flügel und einen fleischigen Rüssel oder Sauger hat. Es gibt sehr viele Arten dieser Insekten, sie sind aber größtentheils nicht genau untersucht und geordnet, da es bei der Kleinheit der Thiere schwierig ist, alle Unterschiede an ihnen aufzufinden. Einigen Arten hat man nach grade in die Augen fallenden körperlichen Kennzeichen, nach der Nahrung, welche sie vorzugsweise suchen, oder nach Orten, wo sie sich am liebsten aufhalten, gewisse Beinamen gegeben, wie Stuben-, Abtritts-, Fleisch-, Schmeiß-, Aas-, Koth-, Blumen-, Stech- und Pferdefliege oder Bremse. Die Stubenfliege ist in der nachstehenden Abbildung dargestellt, wie sie durch ein stark vergrößerndes Mikroskop erscheint. Dabei ist ein noch stärker vergrößertes Fliegenauge, an welchem man deutlich die vielen Facetten sieht. Diese Thiere, welche den Menschen so sehr plagen, sind selbst von Ungeziefer heimgesucht. Die hellen Flecke in der Abbildung sind Milben, welche sich auf dem Körper der Fliege aufhalten und gegen viertausendmal kleiner als diese sind. — Die Fliegen nähren sich meist von Flüssigkeiten und süßen Stoffen, legen Eier und diese stets an Orte, wo die auskriechenden Maden gleich Nahrung finden, und einige gebären auch lebendige Maden. Alle Fliegen vermehren sich unglaublich stark und schnell, besonders bei warmer und etwas feuchter Witterung, und eine einzige Fleischfliege soll gegen 20,000 Eier im Leibe



haben, die sich schon nach 20 und einigen Tagen in lebendige Fliegen verwandeln. Die meisten Fliegen leben aber nicht ein Jahr, die Weibchen sterben, sobald sie Eier gelegt haben, und andere, wie die sogenannte Eintagsfliege, leben nur einen Tag. Das Merkwürdigste an den Fliegen sind die Augen, die im Verhältniß zum Kopfe sehr groß sind. Wenn man sie durch das Vergrößerungsglas beobachtet, so sieht man, daß sie aus lauter sechsseitigen Flächen (Facetten) bestehen, deren eine jede wieder gleichsam ein Auge für sich bildet und wodurch das ganze Auge die Eigenschaft erhält, nach allen Seiten zu sehen, ohne daß die Fliege den Kopf zu wenden braucht. Solcher kleinen Flächen will man in einem Fliegenauge über 4000 gezählt haben. Zum Fliegengeschlechte werden auch die Mücken (s. d.) oder sogenannten Schnaken gerechnet. Um Fliegen aus Wohnungen zu vertreiben, hat man verschiedene Mittel, als: Milch mit Pfeffer abgekocht, Tabackslauge mit Honig oder ähnlichen süßen Sachen vermischt, Vogelleim, Fliegenschwamm in heißer Milch aufgebrüht, und viele andere. — Unter dem Namen der spa-



Digitized by Google

nischen Fliege oder Cantharidén ist eine glänzend grüne Käferart bekannt, die in den wärmern Ländern Europas, am häufigsten in Spanien gefunden wird. Man findet jedoch diese Käfer auch in Deutschland, wo sie manches Jahr im Mai, Jun. und Jul. sehr zahlreich auf Liguster-, Hollunder- und Eschenbäumen sitzen. Bekanntlich liefern sie ein sehr gutes Zugpflaster, zu welchem Behufe sie in den genannten Monaten eingesammelt, durch Rauch und Hitze getödtet, an der Luft getrocknet und in wohlverschlossenen Gefäßen aufbewahrt werden. Man legt sie gepulvert und mit harzigen Substanzen vermischt auf die Haut, doch ist jedem Nichtarzte zu rathen, dergleichen Zugpflaster sich nie selbst zu bereiten, weil eine zu große Quantität dieses Fliegenpulvers auf den Körper höchst nachtheilig einwirkt und schon den kalten Brand zur Folge gehabt hat. Eine noch größere Vorsicht ist nöthig, wenn man die span. Fliege innerlich braucht, denn hier kann eine zu starke Dosis sogar tödtlich werden. Unter allen Thieren soll der Igel das einzige sein, welches die span. Fliegen ohne Nachtheil verzehrt; sie sollen sogar eine seiner Lieblingsspeisen sein.

**Fliegen** (das) des Vogels ist gleichsam ein Schwimmen (s. d.) desselben in der Luft, welches ihm allein dadurch möglich wird, daß er in seinen Flügeln eine gegen sein eignes Gewicht sehr bedeutende Stärke besitzt. Der Vogel breitet beim Fliegen die Flügel aus und drückt die Luft durch den Flügelschlag unter sich zusammen. Der ganze Bau des Vogels ist übrigens von einer Beschaffenheit, welche die Bewegung in der Luft ebenso sehr begünstigt, wie der Bau des Fisches das Schwimmen erleichtert. Seit den ältesten Zeiten haben sich viele Menschen mit Plänen und Versuchen, zu fliegen, beschäftigt, ohne daß es jemals einem vollkommen gelungen wäre. Die griech. Mythe erzählt, daß Dädalus (s. d.) und sein Sohn Ikarus mit künstlichen Flügeln geflogen wären, und auch aus spätern Zeiten gibt es Sagen, wonach wenigstens Maschinen, welche mit Flügeln flogen, hergestellt worden wären, aber allen diesen Sagen fehlt die geschichtliche Beglaubigung. Unter den Flugmaschinen, die man in neuerer Zeit erfunden, hat nur die des Uhrmachers Degen in Wien in einigen Versuchen einigermaßen Bedeutendes geleistet. Dieselbe besteht aus großen Flügeln von Rohr und Papier und einem Luftballon. Ihrer Anwendung im Großen steht entgegen, daß sie an denselben Mängeln leidet, wie alle Luftballons (s. d.), nämlich nicht beliebig regiert werden kann. Das Fliegen des Menschen findet überhaupt die größten Schwierigkeiten darin, daß erstens der Mensch viel schwerer als die Luft ist und daß er zweitens eine gegen sein eignes Gewicht sehr geringe Kraft der Arme und Beine besitzt.

**Fliegende Fische** machen eine besondere, in allen Gegenden der warmen Himmelsstriche vorkommende Fischgattung aus, welche einige Naturforscher mit den Fledermäusen unter den Säugethieren verglichen haben, weil dieselben, wie es scheint, mit ihren langen und breiten Brustflossen einige Zeit in der Luft flattern können. Nach neuern Beobachtungen dienen ihnen aber diese Flossen nicht sowol zum Flattern, sondern nur um sie einige Zeit und auf größere Strecken gleichsam in der Luft zu tragen, wie fie auch andere Fische thun, aus dem Wasser emporgeschnellt haben. Der Körper dieser Thiere ist walzig, der Kopf kantig und in beiden Kiefern ihres kleinen Maules befinden sich kleine spitzige und auf dem Schlundknochen pflasterförmige Zähne. Sie haben große Augen, eine große Schwimmblase und eine gabelige Schwanzflosse. Der gemeinste Fisch im Mittelmeere und im rothen Meere ist der fliegende Hering, der eine Größe von $1\frac{1}{2}$ F. erreicht und ein noch besseres, fetteres Fleisch als der gewöhnliche Hering hat. Er hat lange Bauchflossen, die weit hinten noch über die Mitte des Bauches hinaus stehen, wie die Abbildung zeigt. Auf

dem Rücken ist er blau, die Seiten und der Bauch sind silberig, die Flossen graublau. Daß sein Springen kein Fliegen oder Flattern sei, sieht man schon daraus, daß er sich in der Luft gar nicht, weder beliebig niedersenken, noch in der Richtung bestimmen kann, denn nicht selten kommt es vor, daß diese Fische auf die Schiffe oder das Ufer herabfallen.

**Fliegenpilz**, Fliegenschwamm. Dieser schöne, aber sehr giftige Pilz findet sich im Herbste fast in allen Gegenden,

welche Nadelwälder und Haideboden haben. Jung ist er eiförmig, indem er ganz von einer weißen, fleischigen Hülle umschlossen ist. Bei seiner schnellen Entwickelung zerreißt diese Hülle, ein Theil bleibt am Grunde des Strunks ste-

Digitized by Google

**alle seine Werke sind ins Deutsche übersetzt worden. Eine Gesammtausgabe seiner Werke ist in 12 Bänden (Lpz. 1810) erschienen.**

***Flösse*** **nennt man aus der Länge nach nebeneinander gelegten und mit starken zähen Ruthen und eisernen Klammern an darüber gelegte Querbalken befestigten Baumstämmen verfertigte Fahrzeuge, welche man baut, um auf Flüssen Holz aus holzreichen in holzarme Gegenden zu schaffen. Solche Flöße haben nach der Breite des Stroms, für den sie bestimmt sind, eine verschiedene Länge und Breite und** auf dem Rheine, auf welchem viel Schiffbauholz nach Holland geflößt wird, sieht man Flöße, die 500 und 900 F. lang und 90 bis über 100 F. breit sind, und auf denen die Baumstämme oft fünffach übereinander liegen, sodaß sie 8—9 F. tief im Wasser gehen. Sie werden Holländerflöße genannt, aus kleinern Flößen erbaut, die vom Oberrhein, Neckar, Main und von der Mosel kommen und vom Fichtelgebirge, dem Schwarzwalde und den Waldungen zunächst der Mosel das Holz zusammenführen, haben an den Seiten mehre Anhänge oder kleinere Flöße (Kniee), die sie immer flott halten und am Stranden hindern und an jedem Ende etwa 20 Ruder, womit sie gelenkt werden. Übrigens wird ein solches Floß noch von 16—20 Nachen begleitet, die ihm die nöthigen Anker, Taue und Seile nachfahren und von einem Floßführer oder Steuermann dirigirt, der von einem erhöhten Sitze in der Mitte des Floßes das Zeichen gibt, ob rechts oder links gerudert werden soll. Man kann sich einen ungefähren Begriff von der Größe eines solchen Holländerfloßes machen, wenn man weiß, daß zur Bemannung desselben 5—700 Menschen erfodert werden, daß man auf ihm 12—15 Hütten für die Mannschaft, eine bequeme Wohnung für den Floßführer, eine Küche, ein Waschhaus, Magazine für die Lebensmittel, Viehställe u. s. w. findet und daß die Rheinschiffahrtsverwaltung bei der Verzollung des Floßes, was nach dem Cubikinhalt geschieht, für Mannschaft, Lebensmittel, Anker und sonstige Geräthschaften allein 6000 Ctr. in Abzug bringt, die nicht verzollt werden. Jetzt sind so große Flöße, deren eines oft an 3—400,000 rhein. Gulden bis nach Holland kostete, nicht mehr sehr gebräuchlich. Die Holzflößerei umfaßt nicht allein Bau- und Brennholz, sondern überhaupt jede Art Werk- und Nutzholz.

Auch aus den Waldungen von Meiningen, Thüringen, Hessen, Fulda, Waldeck, Hanover, Braunschweig und andern benachbarten Ländern wird auf der Werra, Fulda, Ocker und Aller und andern Nebenflüssen der Weser eine große Menge rohes und bearbeitetes Holz, dessen Ausfuhrwerth jährlich auf mehre Millionen Thaler sich beläuft, nach der Weser und auf dieser nach Bremen geflößt. Auch der Holzhandel auf der Elbe aus Böhmen und der sächs. Schweiz nach Hamburg ist von Wichtigkeit, denn England, Holland und Frankreich beziehen von hier viel Schiffbau- und anderes Nutzholz; Stab- und Faßholz geht vorzüglich nach Spanien, Portugal, Italien, Frankreich und zuweilen selbst bis nach Westindien. Im übrigen Deutschland ist die Holzflößerei nur unbedeutend und beschränkt sich meist nur auf Brennholz, welches in den größern Flüssen auf kleinen Flößen fortgeschafft, oder wenn der Fluß für Flöße zu schmal ist, scheitweise in das Wasser geworfen wird, und so einzeln **nach dem Orte seiner** Bestimmung schwimmt. **Damit es sich unterwegs nicht stemmt,** auf das Ufer legt **oder gestoßen wird, sind längs des Flusses** oder **Floßgrabens Leute angestellt, die darauf Acht haben. Das Recht,** Holz zu flößen, **gehört unter die Regalien (kön. Vorrechte) und muß von Privatpersonen beim Fürsten nachgesucht** werden. Die **Flöße sind eine sehr alte Erfindung, da der** Mensch **nothwendig sehr bald auf dieses natürlichste Fahrzeug fallen mußte; so z. B. schließt Salomo (I. Buch der Könige, B. 5) mit dem Könige von Tyrus einen Vertrag ab, nach welchem ihm der Letztere Cedern- und Tannenholz vom Libanon ans Meer bringen, hier in Flöße legen und weiter schaffen lassen soll. Einfach zusammengefügte Balken oder eigentlich Floßböden, an deren Enden große mit Luft gefüllte Schläuche befestigt sind, damit das Floß über dem Wasser bleibt, gebrauchen noch jetzt die Araber auf dem Euphrat zur Fortschaffung ihrer Waaren, und haben sie diese verhandelt, so verkaufen sie auch die Flöße, da mit Flößen nie stromaufwärts gefahren werden kann, oder doch eine zu große Menschenzahl zur Fortschaffung derselben erfoderlich wäre. In China findet man ganze Dörfer auf Flößen von Bambusried erbaut, die auf den großen Flüssen schwimmen. Über amerik. Flöße mit Dampfmaschinen vergl. Dampf.**

***Flöte*** **(ital. flauto) nennt man bekanntlich** ein gewöhnlich **hölzernes, cylinderförmiges Blasinstrument,** welches wegen **seines sanften, lieblichen und dabei doch durchdringenden Tones sehr beliebt ist, beim Blasen quer vor den Mund** genommen wird und deshalb auch den besondern Namen **Querflöte** führt. **Instrumente, die unserer Flöte, Clarinette und Oboe** ähnlich **waren, hatten schon die Alten und bedienten sich** derselben bei **Opfern, Gastmählern und Leichenbegängnissen; sie kannten aber ihre Erfinder nicht, nennen als solche mehre Götter und Göttinnen, wie den Osiris, die Pallas, die Terpsichore und den Pan und führen als Erfinder der Querflöte auch einen altphrygischen König Midas auf. Alles dieses beweist, daß die Erfindung** dieser **Art Instrumente sehr alt sein muß. Nachdem die Flöte lange Zeit** außer Gebrauch gekommen **war, waren die Deutschen** die Ersten, die dieses Instrument **wieder hervorsuchten,** und die Engländer nennen die Querflöte **daher die deutsche Flöte. Die ersten Flöten hatten keine Klappen und bestanden nur aus Einem Stück. Die seitdem sehr verbesserte** Flöte hat gegenwärtig **folgende Einrichtung: Im obersten** oder Mundstück findet **sich das Mundloch, durch welches ge**blasen wird, und oben die Pfropfschraube, **durch welche ein** Pfropf von Kork über **dem** Mundloche **gestellt werden kann, um die** Reinheit der **Stimmung für** verschiedene **Mit**telstücke herzustellen. **Dann** folgt **das obere** Mittelstück **mit drei Löchern für die Finger der linken** Hand, **und das un**tere **Mittelstück mit drei Löchern** für die Finger der rechten **Hand.** Endlich sind am Fuße zwei Klappen für die Töne **es und dis** angebracht. **In Bezug auf den** Umfang der Töne hat man verschiedene Flöten, unter andern die sogenannte Pickelflöte, welche eine Octave höher als die gewöhnliche Flöte ist. Das gewöhnliche Material zu Flöten ist Buchsbaumholz, außerdem auch Horn, Elfenbein und selbst Glas.

***Flotte*** heißt jede größere oder kleinere Anzahl von Schiffen, welche unter den Befehlen Eines Anführes stehen. Je nach dem Zwecke, für welchen eine Flotte ausgerüstet wird,

Digitized by Google

unterscheidet man Kriegs- und Handelsflotten. Eine Kriegsflotte muß wenigstens 18 Kriegsschiffe enthalten; hat sie deren weniger, so heißt sie eine Flotille. Handels- oder Kauffahrteiflotten segeln gewöhnlich im Geleite von einigen Kriegsschiffen, die zu ihrer Bedeckung dienen. Die größte, aber auch unglücklichste aller jemals ausgerüsteten Kriegsflotten ist die berühmte span. unüberwindliche Flotte oder Armada (s. d.).

**Flüe** (Nikolaus von der), später Bruder Claus genannt, wurde 1417 zu Sachseln, einem Dorfe im schweiz. Canton Unterwalden, geboren. Er ist ebenso berühmt durch seine Rechtschaffenheit und Frömmigkeit, welche den Papst Clemens X. bewog, ihn 1671 heilig zu sprechen, als durch die Verdienste, welche er sich um sein Vaterland erwarb. Er bewirthschaftete früher mit seinen Ältern und nachher mit seinen Kindern, deren er 10 hatte, ein Gut in seinem Geburtsdorfe. In mehren Kriegszügen, die er mitmachte, erwarb er sich durch Tapferkeit und Menschlichkeit die Achtung seiner Landsleute, und als diese ihn zum Landrathe des Cantons beriefen, zeichnete er sich durch Verstand und Rechtschaffenheit aus. Man trug ihm später die Stelle eines Landammans an, aber er schlug sie aus und zog es vor, nachdem er allen Pflichten eines Staatsbürgers genug gethan, das beschauliche, zurückgezogene Leben eines Einsiedlers zu führen. Er besprach sich mit seinem Weibe und begab sich in eine Einöde in der Nähe von Sachseln. Hier lebte er in der tiefsten Einsamkeit mit Gebet und stillen Betrachtungen beschäftigt. Es hieß, er genieße gar keine irdische Speise, sondern nur monatlich einmal das Abendmahl. Aber wer Trost und Rath nöthig hatte, suchte und fand Beides bei dem weisen Greise, der allgemeine Verehrung genoß und in dem ganzen Lande in dem Rufe der Heiligkeit stand. Die schweizer. Eidgenossen hatten sich 1481 zu Stanz in Unterwalden zu einer Tagsatzung versammelt, aber es herrschte Uneinigkeit und Mistrauen unter ihnen. Die Einen glaubten sich von den Andern bei Theilung der bei Nancy von den Burgundern gemachten Beute übervortheilt und man stritt, ob Freiburg und Solothurn in den Bund aufzunehmen wären, welches die großen Städte verlangten, die kleinern Cantone verweigerten. So erbittert waren die Gemüther, daß die schweizer. Eidgenossenschaft in Gefahr stand, sich aufzulösen und die schwer errungene Freiheit Preis zu geben. Da tritt plötzlich der fromme Claus in die Versammlung. Der Ruf seiner Heiligkeit, seine Ehrfurcht gebietende Gestalt und vor Allem die kräftigen, weisheitsvollen Worte, die er redete, bewirkten alsbald eine Versöhnung, welche das in der Geschichte der Schweiz hochwichtige Grundgesetz: „Das Verkommniß zu Stanz" am 22. Dec. 1481 und die Aufnahme von Freiburg und Solothurn in den Schweizerbund zur Folge hatte. So wurde Claus der Retter seines Vaterlandes in der schlimmsten Gefahr und nachdem er noch manches mit sich selbst entzweite Gemüth mit Gott und sich selbst versöhnt hatte, starb er, von allen Eidgenossen betrauert, am 22. Mai 1487. Ganz Unterwalden geleitete seine Leiche zu Grabe.

**Flüsse** sind die kleinern oder größern Gerinne, welche sich auf der Erdoberfläche gebildet haben und in denen das aus Quellen strömende und aus der Atmosphäre sich niederschlagende Wasser sich sammelt und allmälig dem Meere zufließt. Ihren Ursprung haben die Flüsse also theils aus den Quellen, theils aus Regen, Schnee u. s. w.; aber wenn man berücksichtigt, daß die Quellen selbst erst durch das aus der Atmosphäre sich niederschlagende Wasser entstehen, so bleibt die Atmosphäre allein als Erzeugerin der Flüsse übrig. (Vgl. Quellen.) Das in Dampfform unsichtbar in der Luft enthaltene Wasser hat aber seinen Ursprung wieder von dem Wasser der Erde, welches fortwährend, je größer die Hitze ist, desto schneller in Dampfform in die Luft sich erhebt. Am gewaltigsten ist die Verdunstung des Wassers natürlich an der Oberfläche des Meers, und so sehen wir, wie alles Wasser der Erde in einem fortwährenden Kreislauf begriffen ist, dessen einen wichtigen Theil die Flüsse ausmachen. Auf diese Weise wird auch begreiflich, warum das Meer, in welches so unzählige Flüsse sich ergießen, doch niemals überläuft. Ein recht auffallendes Beispiel gewährt in dieser Beziehung das kaspische Meer. In dieses ergießen sich die Wolga, einer der größten Ströme der Erde, und noch mehre andere bedeutende Flüsse schon seit Jahrtausenden, und dennoch steht dieses Meer, welches keinen Abfluß in die übrigen Meere hat, sogar niedriger als das schwarze Meer, dessen Wasser durch das Marmormeer in das Mittelmeer strömen. Wie groß muß die Verdunstung sein, um alles Wasser wieder abzuführen, was hier zusammenkommt!

Der Grund, warum das Wasser fließt, ist seine Schwere und seine Beweglichkeit. Es geht stets von den höhern Orten in die tiefer gelegenen, und dieser Umstand bedingt den Lauf der Flüsse in seinen vielfachen Windungen. Jeder näher nach seinen Quellen gelegene Ort eines Flusses liegt daher nothwendig höher als jeder näher nach seiner Mündung (d. h. nach seinem Ausflusse in einen andern Fluß oder in das Meer) zu liegende. Aus den Quellen rinnen durch Gerinne zunächst Bäche zusammen und diese, indem sie die tiefer gelegenen Orte aufsuchen, vereinigen sich zu einem Flusse. Auch mehre Flüsse vereinigen sich wieder nach und nach an noch tiefer gelegenen Orten und bilden so einen größern Fluß, welcher ein Strom heißt. Gewöhnlich, doch nicht überall, wird der Fluß, welcher von Anfang an größer als alle mit ihm noch zusammenkommenden Flüsse ist, als derjenige betrachtet, der die andern in sich aufnimmt; und von den Quellen bis zur Mündung führt er daher denselben Namen, während die übrigen Flüsse den ihren verlieren, sowie sie sich mit ihm vereinigen. Kommen zwei ziemlich gleich große Flüsse zusammen, so erhält zuweilen der aus ihnen entstehende Fluß einen neuen Namen; so z. B. gibt es keine eigne Weserquelle, sondern Werra und Fulde verbinden sich und heißen dann Weser. Der Fluß, welcher seinen Namen bis zur Mündung ins Meer behält, heißt der Hauptfluß, die in ihn sich ergießenden sind die Nebenflüsse. Theilt sich der Fluß, so bildet er Arme, welche Inseln einschließen. Die Gegend um einen Hauptfluß und dessen Nebenflüsse heißt ein Flußgebiet. Flüsse, welche in der Nähe der Küsten entspringen, wie dieses auf allen Inseln der Fall ist, können keine bedeutende Größe erlangen und heißen Küstenflüsse. In den Gebirgen liegen oft Quellen, welche ihr Wasser nach verschiedenen Flußgebieten entsenden, sehr nahe beisammen. So z. B. entsteht aus dem Fichtelsee der Main, welcher sich in den Rhein ergießt und die Nab, welche zur

Digitized by Google

Carnevals die Masken versammeln, und der Domplatz, auf dem die Denksäule des heiligen Zanobius steht.

F. hat gegen 10,000 Häuser und über 93,000 Einw., 170 Kirchen, 89 Klöster, 12 Hospitäler, 10 Springbrunnen, 160 öffentliche Bildsäulen, 6 Säulen und 2 Obelisken. Das herrlichste aller Bauwerke ist der von Arnolfo di Lapo gegen das Ende des 13. Jahrh. begonnene, aber erst 150 Jahre später vollkommen ausgeführte, nachstehend abgebil-

dete Dom Santa Maria del Fiore. Er ist 500 F. lang und gegen 400 F. hoch. Oberwärts ist seine Außenseite mit schwarzem und weißem Marmor schachbretartig bekleidet wodurch sein großartiges Ansehen noch erhöht wird. Die herrlichsten Bildhauerarbeiten in Marmor und in Mosaik stehen über den Thüren; der Fußboden ist mit verschiedenen Marmorarten musivisch ausgelegt. Das höchste Meisterstück der Baukunst ist nach des großen Michel Angelo Zeugnisse die riesenhafte Kuppel, welche Brunelleschi gebaut hat und welche vom Fußboden bis zum Thürmchen, in welches sie endigt, 398 F. mißt. Zu diesem Thürmchen führt eine Treppe von 520 Stufen. Beim Eintritt in die Kirche erblickt man das Bildniß des berühmten Dichters **Dante** (s. d.), an welchen auch noch ein vor der Kirche liegender Stein erinnert, welchen das Volk Sasso di Dante (Dante's Stein) nennt, weil er auf demselben oft ausgeruht haben soll. Neben dem Dome steht abgesondert der Glockenthurm, der gleichfalls bunt mit Marmor bekleidet ist und Nischen mit vortrefflichen Marmorgruppen hat. Vor dem Dome liegt ferner eine prachtvolle Taufkapelle des h. Johannes, sie ist achteckig, die Thüren sind aus Erz gegossen und stellen biblische Geschichten dar. Michel Angelo sagte von diesen Thüren, sie seien werth, die Pforten des Paradieses zu zieren. Der Fußboden dieser Kapelle zeigt in eingelegter Arbeit die Figuren des Thierkreises. Die Kirche Santa Maria Novella hat prachtvolle Glasmalereien. In der Kreuzkirche sind die Grabmäler vieler berühmten Italiener, des großen Künstlers **Michel Angelo** (s. d.), des Geschichtschreibers **Machiavelli** (s. d.), des Dich-

Digitized by Google

ters Aretino, des Astronomen Galilei (s. d.) u. A. Gleichfalls sehr schön ist die Kirche dell' Annunziata mit herrlichen Gemälden und Statuen. Werthvolle Gemälde hat die Kirche San Marco, und durch ihre Bauart zeichnet sich die Kirche di Santo Spirito (des h. Geistes) aus. In der Kirche San Lorenzo ist die berühmte Prinzenkapelle, die nach Michel Angelo's Zeichnungen ausgeführt und mit acht Statuen von demselben geschmückt ist. Hier ist das Grabmal des Julius von Medici mit den Statuen des Tages und der Nacht und des Lorenz von Medici mit den Statuen der Morgenröthe und der Abenddämmerung. Einige kleine Gänge führen in die Begräbnißkapelle der Mediceer, die ebenso kostbar als schön gebaut, aber nicht vollendet ist. Sie ist rund, ihre Wände werden von Pilastern getragen, mit vergoldeten Knöpfen aus Bronze und mit kostbaren Steinen eingelegt. Hier stehen die Sarkophage der Mediceer aus orientalischem Porphyr, über denen von Edelsteinen glänzende Königskronen angebracht sind. Kolossale Statuen von Bronze stehen in den Nischen. Noch eine große Anzahl der hier nicht genannten florentin. Kirchen zeichnen sich durch vortreffliche Bildwerke und Malereien aus.

Unter den Palästen gewährt der schon erwähnte alte Palast den großartigsten Anblick. Er nimmt die ganze nördl. Seite der Piazza del Granduca ein. An seinem Eingange stehen die Marmorstatuen des Hercules von Bandinelli und des David von Michel Angelo. Der Palast der Staatscollegien, welcher die berühmte Magliabecchische Bibliothek, mehre Kunstsammlungen, das Archiv, die Schatzkammer u. s. w. enthält, der Palast Pitti, seit Cosmus I. die beständige Wohnung der Großherzöge, sind, namentlich der letzte, von herrlicher Bauart. In dem Palaste Pitti befindet sich in acht Sälen die berühmte Bildergalerie. Schöne und reichgeschmückte Privatpaläste sind die Casa Riccardi, sonst Medici, die Casa Corsini, die Casa Altoviti, die Casa Gerini, die Casa Rucellai, die Casa Strozzi und viele andere. Auch das Haus des Michel Angelo und des Amerigo Vespucci, von dem Amerika (s. d.) den Namen hat, werden noch gezeigt.

Von den Kunstsammlungen ist am werthvollsten die großherzogliche oder Mediceische Galerie im Palaste der Staatscollegien, in welcher sich die berühmte Mediceische Venus, berühmte Gemälde von Tizian und Rafael, die Gruppe der Niobe und unzählige andere unsterbliche Kunstwerke befinden. Neben dieser behaupten aber auch die Gemäldesammlung im Palaste Pitti und das in der Nähe desselben befindliche Museum einen bedeutenden Rang. In dem letztern befinden sich in 40 Sälen Naturalien, physikalische Instrumente und vortreffliche anatomische Wachspräparate. Die Akademie der bildenden Künste hat werthvolle Sammlungen und Zeichnen-, Maler- und Bildhauerschulen. Bemerkenswerth sind ferner die Lorenzische Bibliothek mit 120,000 Bänden und 4000 Handschriften, die Marcellische Bibliothek mit 40,000 Bänden und schönen Kupferstichen, die Magliabechische mit 90,000 Bänden und 3000 Handschriften. Die alte 1443 gestiftete Universität hat über 1000 Studirende. Von den gelehrten Gesellschaften zu F. ist am berühmtesten die Accademia Fiorentina oder Crusca, welche 1582 gestiftet wurde. Sie hat den Zweck, die ital. Sprache zu reinigen und auszubilden, daher in ihrem Versammlungssaale Symbole angebracht sind, welche, wie ihr Name (crusca, Kleien), auf das Sondern der Körner von der Spreu deuten. Eine großartige Wohlthätigkeitsanstalt ist das Hospital Santa Maria-Nuova für 700 Kranke. Merkwürdig ist die Fraternità della Misericordia (Brüderschaft des Erbarmens), welche 1200 Mitglieder hat, schon 1420 in Pisa und F. errichtet wurde, und den Zweck hat, Jedem ohne Unterschied des Glaubens, dem ein plötzliches Unglück zustößt, zu Hülfe zu kommen. Auf den Schall ihrer Glocke eilen die Mitglieder zusammen. Sie haben unter sich geringe Belohnungen ausgesetzt, dürfen aber von keinem Andern mehr als einen Trunk Wasser annehmen.

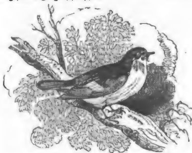
F. hat viele schöne Spaziergänge, unter denen der Garten Boboli durch Schönheit sich auszeichnet; Kunst und Natur verherrlichen ihn. Hier ist eine berühmte gemalte Grotte mit vier Statuen von Michel Angelo. Da die Italiener sich wenig in ihren Häusern aufhalten, sondern, wie sie auf den Straßen und Plätzen, unter den Hallen und Vorhöfen arbeiten, so auch zu ihrem Vergnügen öffentliche Versammlungsorte suchen, so ist F. reich an überaus angenehmen und billigen Kaffeehäusern. Während des Carnevals (s. Fastnacht) gibt es in F. sechs, sonst nur zwei öffentliche Theater. — F. zeichnet sich vor vielen ital. Städten durch Gewerbthätigkeit aus. Es werden hier viele wollene und seidene Waaren verfertigt und sehr bedeutend ist die Anzahl und Thätigkeit der hier sich aufhaltenden Künstler. Eigenthümlich ist die sogenannte florentiner Arbeit, eine musivische Kunst, bei der durch Zusammensetzung von Edelsteinen und Marmorstücken Gemälde und die Natur selbst nachgeahmt werden. Der florentiner Lack ist eine hochrothe Farbe, welche ein Franziskaner zu F. erfand und die noch jetzt in F., außerdem aber auch in Nürnberg, Wien, Berlin und an andern Orten verfertigt wird. — In der reizenden Umgebung von F. befindet sich das Lustschloß Pratolino mit einer riesigen Bildsäule des Gottes Apennin. Dieselbe ist in sitzender Stellung von Mauersteinen aufgeführt und drückt ein Ungeheuer, das einen Wasserstrahl in ein Becken speit. Sie ist hohl und enthält in ihrem Kopfe ein Zimmer, in welchem die Fenster die Augen der Bildsäule sind.

**Florian** (Jean Pierre Claris de), ein berühmter, durch Anmuth und gefällige Leichtigkeit ausgezeichneter franz. Schriftsteller, wurde geb. den 6. März 1755 auf dem Schlosse Florian in der Nähe von d'Anduze in den Niedercevennen. Er widmete sich zuerst dem Militairstande und hatte bereits eine Escadron erhalten, als er durch die Liebe zu einer Dame, welche er nach dem Willen seines Vaters und seiner geringen Vermögensumstände wegen nicht ehelichen durfte, bewogen wurde, seine Stellung aufzugeben und in die Dienste des Herzogs von Penthièvre zu treten, bei dem er schon als Knabe Pagendienste gethan hatte. Von nun an trat er als Dichter auf und wurde 1788 Mitglied der franz. Akademie. Während der franz. Revolution wurde er verhaftet, indem man ihn, wie alle Adeligen, des Aristokratismus für verdächtig hielt, und er würde wahrscheinlich auf das Schafot geführt worden sein, wenn ihn nicht der Sturz Robespierre's gerettet hätte. Er überlebte aber den Tag seiner Befreiung nur 14 Tage, indem er am 13. Sept. 1794 zu Sceaux starb. F. hat einen großen Theil seiner Erzählungen, welche in poetischer Prosa geschrieben sind, dem Spanischen nachgebildet. Auch als Lustspieldichter hat er sich ausgezeichnet und fast

Digitized by Google

hen, der andere in Gestalt unregelmäßiger weißer Flocken auf dem schönrothen Hute hängen. Der Strunk eines ausgewachsenen Fliegenpilzes ist 4—6 Z. lang, weiß, fast ganz erfüllt, zuweilen nur in der Mitte etwas hohl, und nach unten verdickt. Er trägt einen gewölbten, gegen die Mitte hin etwas verflachten oder vertieften Hut und etwas unter seiner Spitze einen häutigen, unregelmäßig zerrissenen Ring. Der fleischige Hut ist auf seiner Oberseite schön roth gefärbt, findet sich aber auch, wiewol selten, weiß. Die Unterseite ist mit weißen Plättchen, die vom Anheftungspunkte des Strunks aus gegen den Rand hin strahlenförmig stehen, versehen. Der Fliegenpilz ist nicht leicht mit eßbaren Pilzen zu verwechseln, denn der Kaiserling, der einen gleichfalls gelbrothen Hut hat, besitzt einen blaßgelben Strunk und dergleichen Plättchen auf der Unterseite des Huts; beim Fliegenpilz sind diese Theile rein weiß. Der sogenannte Champignon könnte mit der weißhütigen Abänderung des Fliegenpilzes verwechselt werden, allein er unterscheidet sich leicht dadurch, daß die Plättchen auf der Unterseite des Huts blaßrosenroth sind, später rothbraun und endlich chocoladenbraun werden, die des Fliegenpilzes hingegen jederzeit rein weiß erscheinen. Die Wirkungen, die dieser Giftpilz durch seinen Genuß hervorbringt, sind nicht immer gleich; doch sind viele Vergiftungsfälle bekannt, die den Tod nach sich zogen. Die Vergifteten bekommen Ekel, Erbrechen, Angst, gerathen endlich in Wahnsinn mit heftigem Zittern der Muskeln, oder in Betäubung und Bewußtlosigkeit, bis der Tod ihren Leiden ein Ende macht. Nicht immer entstehen heftige Schmerzen im Unterleibe oder Darmgrimmen, aber häufig eine Zusammenziehung des Schlundes, wodurch oft das Erbrechen verhindert wird. Als Gegenmittel sind anfangs brechenerregende Dinge, Kitzeln des Schlundes mittels einer Feder, später auch abführende Klystiere, anzuwenden, um die Reste des Pilzes aus dem Körper zu entfernen; später dienen Essig und in Wasser aufgelöstes Kochsalz; bei heftigen Schmerzen schleimige Mittel, z. B. Reis- und Hafergrützschleim; wenn Unruhe, Wahnsinn oder Betäubung eingetreten sind, ableitende Dinge, Senfteig und Blasenpflaster. Doch kann eine falsche und unzeitige Anwendung, besonders des Essigs, schädlich werden, deshalb ist immer der Arzt so schnell als möglich herbeizurufen. Die Kamtschadalen genießen entweder frische oder getrocknete Fliegenpilze, oder bereiten daraus ein Getränk, um sich zu berauschen. Der Zustand, in den sie gerathen, ist Tollkühnheit und Wahnsinn, der sie jede Gefahr verachten läßt, bis sie in einen festen Schlaf verfallen, aus dem sie mit aufgedunsenem Gesichte, Kopfschmerz und Schwäche der Glieder erwachen. Die Anwendung des Fliegenpilzes als Arznei ist gering und nicht gehörig festgestellt.

**Fliegenschnäpper** sind kleine Vögel, die sich nur von Insekten nähren und zum Fangen derselben einen eigens eingerichteten, starken, hinten breiten, an der Spitze etwas gekrümmten Schnabel haben. Man unterscheidet viele Arten: den Halsbandfliegenschnäpper, den schwarzrückigen (s. d. Abbildung), kleinen, zweifarbigen und den gefleckten. Die Grundfarbe des Gefieders ist bei den meisten grau. Die Fliegenschnäpper gehören unter die Singvögel, leben im Sommer durch ganz Deutschland in Gärten und Wäldern, lassen sich leicht zähmen und geben in den Zimmern gute Fliegenfänger ab. In Afrika und Italien gibt es einige sehr schön gefärbte Fliegenschnäpper.



**Floh** (der) gehört in die Classe der ungeflügelten Insekten und ist nur in einer Gattung vorhanden, aus welcher die bekannteste Art der sogenannte gemeine Floh ist. Dieser nährt sich von Blut, saugt dieses aus dem Menschen mittels seines doppelten Saugrüssels, den er in die Schweißlöcher der Haut bohrt, hält sich auch bei gewissen Thieren auf und quält besonders Kinder und junge Hunde. Er wird nicht älter als ein Jahr und entsteht, wie Manche glauben, an unreinlichen Orten, in feuchtem Staub oder Kehricht von selbst. Dies ist jedoch keineswegs erwiesen, wol aber legt das Weibchen gern an solche Orte seine Eier und aus diesen kriechen zuerst kleine weiße Maden, die sich in Puppen und hierauf erst in Flöhe verwandeln, sodaß zwischen einer jeden Verwandlung etwa 12—14 Tage verstreichen. Im Verhältniß zu seiner Körpergröße ist der Floh eines der stärksten Thiere, seine Muskelkraft ist außerordentlich, er springt 100mal so weit als er lang ist, und zieht eine Last 80mal schwerer als er selbst. Aus den Betten kann man ihn sehr leicht vertreiben, wenn man statt der Strohsäcke, worin er sich sehr gern aufhält, Matrazen von trockenem Waldmoos gebraucht, von welchem er ein abgesagter Feind ist. Durch Reinlichkeit in den Wohnungen wird übrigens seine Vermehrung am besten verhindert. Hunde kann man vor Flöhen bewahren, wenn man zwischen die Decke ihres Lagers von Zeit zu Zeit etwas frischen St.-Omerschnupftaback streut. Nachfolgende Abbildung zeigt einen vergrößerten

ten Floh, wie man ihn durch ein gutes Mikroskop erblickt. — Eine Art Pflanzenkäfer ist der sogenannte Erdfloh, eine



Digitized by Google

kleine, röthlich-schwarze Fliege mit ganz harten Flügeldecken und Springfüßen, welche in Gärten und Feldern dadurch, daß sie die Saat und Pflanzensamenkeime, sowie die jungen Pflanzen überhaupt und besonders von Kohl und Rüben im Frühjahr bei trockener Witterung abfrißt, sehr schädlich wird. Als ein gutes Gegenmittel schlägt man vor, den Samen vor dem Aussäen in Mistlake, Seifenwasser, Baum- oder Terpentinöl, in Schwefelblumenwasser und ähnlichen Dingen einzuweichen, und später die Pflanzenbeete mit Weidenasche oder einer andern bittern Aschenart zu bestreuen.

**Flor** nennt man ein dünnes Gewebe mit merklich weit voneinander abstehenden Fäden. Man fertigt den Flor von verschiedenen Stoffen, Farben und Mustern, aus Seide, Leinen und Baumwolle, glatt, gestreift und gemustert, gestickt, weiß und schwarz, und gibt hiernach den verschiedenen Florsorten verschiedene Namen. Den weißen, ganz durchsichtigen, glatten Flor nennt man Milchflor, den schwarzen Trauerflor, den weißen und bunten Putzflor, den geblumten auch Flordamast. Auch fertigt man Flor in Bandform (Florband), wozu man in der Regel Seide nimmt, und in Form von Tüchern (Flortücher) in allen Größen, Farben und Mustern. Die besten Florzeuge kommen aus Frankreich, aus den Niederlanden und aus den züricher, berliner und dresdner Fabriken. Die Seide, woraus man Florzeuge fertigt, muß sehr weich und zart sein, besonders bei den Flortüchern, und man nennt solche zarte Seide deshalb vorzugsweise Florseide oder auch Floretseide. (Vergl. Seide.)

**Flora** war bei den Römern die Göttin der Blumen (lat. flores) und Blüten. Sie war eine Nymphe, vermählte sich mit dem Zephyr, dem Westwinde, und erhielt von ihm das ganze Blumenreich zum Brautgeschenk. Die Künstler bildeten sie als ein schönes Mädchen mit einem Blumenkranze auf dem Kopfe. Oft trägt sie ein Horn des

Überflusses oder ein Gefäß mit Blumen und einen Blumengürtel wie in der vorstehenden Abbildung. Ihr zu Ehren wurde vom 28. Apr. bis zum 1. Mai das Fest der Floralien gefeiert, wobei man sich mit Blumen schmückte, Tänze und Chöre aufführte und von den Ädilen Erbsen und Bohnen unter das Volk ausgetheilt wurden. Die Griechen nannten sie Chloris. — Flora heißt hiernach auch die Gesammtmasse aller in einem Lande oder einer Gegend wildwachsenden Pflanzen und man spricht daher von einer sächs., einer leipziger, dresdner Flora u. s. w.

**Florence**, ein glattes Seidenzeug, dem eine besondere Appretur ertheilt wird, sodaß es einen ausgezeichneten Glanz erhält. Man verfertigte den Florence zuerst in Florenz, woher er auch seinen Namen hat, machte ihn aber in Frankreich bald nach und jetzt liefern auch verschiedene Fabriken Italiens, der Schweiz und Deutschlands dieses Zeuch von vorzüglicher Qualität. Die schwersten, dichtesten Sorten Florence nennt man Doppelflorence, die leichtern Florence schlechthin und die leichtesten, welche man blos zu Unterfutter benutzt, Halbflorence. Die besten Sorten der Doppelflorence heißen auch Marceline und die schönsten schwarzen Zeuche dieser Art liefert noch immer Florenz.

**Florenz** (im Italienischen Firenze), die Haupt- und Residenzstadt des Großherzogthums Toscana und eine der schönsten und merkwürdigsten Städte der Erde. Sie liegt in einem herrlichen Thale am Arno, welcher mitten durch die Stadt geht und von hier an schiffbar ist. Das Klima ist fortwährend mild und schön und auch die Kunst hat durch eine Menge prachtvoller Kirchen und Paläste mit berühmten Gemälden und Bildwerken zur Verherrlichung dieser Stadt beigetragen, welche daher mit Recht den Beinamen la bella, d. h. die Schöne, den man ihr gegeben hat, verdient. F. war überdies von jeher als Pflegerin der Wissenschaften und Künste berühmt. Einst herrschten hier die reichen, mächtigen, als Beförderer der Künste und Wissenschaften hoch berühmten Mediceer (s. d.). Neben seinen herrlichen Palästen und Kirchen hat jedoch F. auch eine große Menge schlechter und schmuziger Häuser in engen und finstern Straßen. Am schönsten ist die Mitte der Stadt, namentlich das mit Quadern eingefaßte Ufer des Arno. Die Stadt hat beinahe vier Stunden im Umfange und breitet sich an beiden Ufern des Arno cirkelförmig aus. Sie ist mit Mauern und Thürmen umgeben und hat sieben Thore, unter denen die Porta San Gallo von ausgezeichneter Bauart ist. Unter den vier Brücken über den Arno ist der Ponte della Santa Trinità die schönste, deren mittelster Bogen eine Spannung von 90 F. hat. Auf ihr stehen vier Statuen, welche die Jahreszeiten vorstellen. Von den 17 öffentlichen Plätzen ist die Piazza del Granduca der schönste. Er liegt vor dem Palazzo vecchio (dem alten Palaste oder großherzoglichen Palaste) und wird auf der andern Seite von einem Säulengange, der Loggia, begrenzt, in dessen Hallen die herrlichsten Bildwerke der berühmtesten Meister stehen. Mitten auf dem Platze steht die Reiterstatue Cosmus I. kolossal in Bronze gearbeitet und daneben ein Brunnen mit einer kolossalen Statue des Neptun. Nicht weniger schön ist die Piazza dell' Annunziata vor der Kirche gleichen Namens mit zwei schönen Springbrunnen und der Reiterstatue Ferdinand I., und die Piazza di Santa Croce nach der heiligen Kreuzkirche genannt, wo sich während der

Digitized by Google

Flußgebiete der Donau gehört. — In den Mündungen der großen in das Meer sich ergießenden Flüsse tritt eine mit der Ebbe und Flut (s. d.) zusammenhängende Erscheinung auf, welche oft weit ins Land hinein noch merklich ist. Zuweilen wird der Fluß, besonders durch hohe Fluten, gestauet (aufgehalten), oder sogar ein Rückwärtsgehen seines Wassers veranlaßt. Weil sich dieses dann während einer gewissen Zeit rückwärts fortpflanzt, so kann im Flusse weiter oben noch hohes Wasser (Flut) sein, wenn im Meere die Ebbe bereits wieder begonnen hat.

Man kann sich wundern, warum es nicht öfter der Fall ist, daß sich die Wasser der Gebirge in großen Gebirgskesseln sammeln, wie vielmehr das Wasser überall einen Ausweg aus den mächtigen Gebirgen gefunden hat. Aber man bedenke, welch ein ungeheures Gewicht eine Wassermasse haben müßte, welche einen Bergkessel erfüllte, so wird man begreifen, wie die Felsen, welche dem Wasser den Weg absperrten, springen mußten, um ihm einen Durchweg zu öffnen; und kommt auch anfangs nur eine geringe Quantität durch, so drängt das übrige doch mit solcher Gewalt nach, daß nach und nach ein immer breiteres Flußbett entsteht. Spuren derartiger Durchbrüche der Flüsse durch Felsengegenden sieht man noch sehr viele, z. B. bei Pirna an der Elbe. Außerdem, daß die Flüsse bei Bildung ihres Bettes durch das Bestreben des Wassers die tiefstgelegenen Orte aufzusuchen bestimmt werden, hat auch die Beschaffenheit des Bodens Einfluß auf die Lage und Form des Bettes. Zwischen Felsen werden die Flüsse eng zusammengepreßt, welche sich bald nachher im lockern Sande breit ausdehnen. Ist das eine Ufer minder felsig als das gegenüberstehende, so spült der Fluß Land an jenem Ufer ab, setzt es an diesem an und verändert auf diese Weise allmälig seinen Lauf. Lange Zeit kann ein Fluß durch ein natürliches Hinderniß, welches er nicht zu bewältigen im Stande ist, in seinem Laufe bestimmt werden; ein durch starke Regengüsse, schnelles Thauwetter herbeigeführtes mächtiges Anschwellen ertheilt ihm aber plötzlich die Kraft, das Hinderniß zu besiegen und sein Lauf nimmt nun eine ganz andere Richtung als er früher hatte. Wegschwemmungen und Anschwemmungen sind nicht selten. Die Anschwellungen der Ströme finden gewöhnlich in höherm oder geringerm Grade jährlich statt, wenn der Schnee in den Gebirgen schmilzt, oder in den heißen Klimaten zur Zeit des Regens, welche dort die Stelle des Winters vertritt (s. Jahreszeiten und Regen); und wie bedeutend durch den Regen die Macht des Stromes gesteigert werden muß, davon gibt der Mississippi ein Beispiel, welcher unweit Natchez bei niedrigem Wasserstande nur eine halbe, bei hohem Wasserstande dagegen 6 M. breit ist. Werden große Wassermassen zwischen engen Felsen hindurchgezwängt, so beschleunigen sie ihre Geschwindigkeit. Der Connecticut wird 8 M. vor seiner Mündung zwischen Felsen so zusammengedrängt, daß er auf einer Strecke von 400 Ellen eine Breite von noch nicht 15 F. hat; er nimmt daher hier eine so reißende Geschwindigkeit an, daß Blei und Eisen wie Kork auf ihm schwimmen und daß keine Stange in ihn einzudringen vermag. Gleichfalls sehr bedeutend ist die Stromschnelle des Amazonenflusses, welche der Punto heißt. Oberhalb derselben ist der Strom 250 Lachter breit, worauf er bis auf 25 Lachter zusammengedrängt wird und sich mit unglaublicher Schnelle durch den Paß stürzt. Die Geschwindigkeit der Hauptflüsse wird auch durch die in sie mündenden Nebenflüsse beschleunigt, wenn sie nicht zugleich an Breite zunehmen. Zuweilen hat man beobachtet, daß, wenn ein Nebenfluß stark angeschwollen war, der Hauptfluß die gesammte Wassermasse desselben nicht mit fortzuführen vermochte und daß in Folge hiervon das einströmende Wasser des Nebenflusses im Bette des Hauptflusses zum Theil stromaufwärts floß. Solches wurde z. B. mehrmals bei der Rhone, da, wo sie die Arve aufnimmt, beobachtet. Am meisten wird die Geschwindigkeit eines Flusses durch die zunehmende Senkung seines Bettes bestimmt, welche das Gefälle heißt. Man sagt, ein Fluß habe auf 1000 F. einen Fuß Gefälle, wenn der erste gemessene Fuß dieser Länge um einen Fuß höher als der letzte liegt; doch kommt es vor, daß ein Fluß von stärkerem Gefälle langsamer, als einer von schwächerem fließt. Ein solches Verhältniß findet z. B. zwischen dem Rhein und der Donau statt. Der Grund ist, daß die Geschwindigkeit der Flüsse, wie schon im Vorigen enthalten ist, nicht durch das Gefälle allein, sondern auch durch die Beschaffenheit seiner Ufer und durch die Mächtigkeit seiner Nebenflüsse bestimmt wird. Bei sehr schnell strömenden Flüssen hat man die Bemerkung gemacht, daß das Wasser in der Mitte höher stehe, als an den Ufern, während bei langsam fließenden und bei der Mündung der Flüsse in das Meer das Umgekehrte stattfindet. Am geschwindesten fließen die kleinen, sich meist nur nach Regengüssen und beim Thauen der Schnee- und Eismassen bildenden Bäche in den Gebirgen, welche dann auch oft große Verheerungen anrichten, weil bei ihrer Geschwindigkeit auch ihre Gewalt sehr bedeutend ist. Man nennt sie Wildbäche, Sturzbäche, Gießbäche, Rauschbäche. Unter den größern Flüssen sind die schnellsten die Donau, der Tigris, der Indus und der Amazonenfluß. Der letztere soll 7½ F. in der Secunde mittlere Geschwindigkeit haben.

Wird das Gefälle eines Flusses plötzlich sehr groß, so daß das Wasser auf wenige Fuß Entfernung um bedeutende Höhen herabsinken muß, so entsteht ein Wasserfall (s. d.) oder ein Katarakt. Nicht selten stürzt das Wasser in einem Bogen herab, sodaß man unter dem wie aus einer Rinne mit großer Gewalt sich ergießenden Flusse hinweggehen kann. Das Wasser fällt dann natürlich mit ungeheurer Gewalt unter fürchterlichem Getöse, indem es schäumt und um sich spritzt. Alle diese Erscheinungen werden um so großartiger, von je größerer Höhe und in je größerer Menge das Wasser herabkommt.

Die Menge des Wassers, welche alle Flüsse der Erde jährlich ins Meer ergießen, hat man nach einer ungefähren Berechnung auf 455 Cub.-M. angenommen. Die Wassermengen der Hauptflüsse sind ungefähr im Verhältniß mit ihren Flußgebieten und diese sind in geographischen Quadratmeilen etwa folgende:

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Amazonenfluß . . . | 88 | Ganges . . . | 20 | Loire . . . . | 2 |
| Plata . . . . | 71½ | Wolga . . . . | 30 | Garonne . . | 1½ |
| Lorenzstrom . | 62 | Nil . . . . . | 32½ | Po . . . . . | 1½ |
| Mississippi . . | 53½ | Senegal . . . | 25½ | Trent nicht ganz . . . | ½ |
| Obi . . . . . | 64 | Dwina . . . | 6 | Donau . . . | 14½ |
| Jenisei . . . | 47 | Don . . . . . | 6 | Rhein über . | 3½ |
| Lena . . . . | 36½ | Weichsel . . . | 3½ | Weser beinahe | 1 |
| Amur . . . . | 53½ | Duero . . . . | 1½ | Elbe beinahe | 3 |
| Hoang-ho . | 33½ | Tajo . . . . | 1 | Oder . . . . | 2 |
| | | Seine . . . . | 1 | | |



Digitized by Google

So interessant es ist, wie die Höhen der Berge, so die Längen der Flüsse miteinander zu vergleichen, so ist dieses doch beiweitem schwieriger als jenes, weil wegen der vielen und zum Theil noch lange nicht mit der erfoderlichen Genauigkeit erforschten Krümmungen der Flüsse die Angaben über ihre Länge sehr verschieden ausfallen müssen. Im Allgemeinen hat Amerika die größten und längsten Ströme, denen jedoch die von Asien nicht sehr nachstehen. Am un-

Andere Angaben nach geographischen Meilen sind folgende:

| | |
|---|---|
| Amazonenstrom | 800 |
| Lena | 700 |
| Missisippi | 600 |
| Yang-tse-kiang | 600 |
| Obi | 570 |
| Wolga | 570 |
| Nil | 550 |
| Hoang-ho | 430 |
| Jenisei | 415 |
| Madeira | 400 |
| Euphrat | 400 |
| Donau | 380 |
| Orinoko | 370 |
| Ganges | 350 |
| Sind | 320 |
| Ural | 260 |
| Paraguay | 250 |
| Francisco | 240 |
| Dschihon | 220 |
| Dnieper | 210 |
| Senegal | 200 |
| Rhein | 170 |
| Godawery | 170 |
| Tajo | 160 |
| Gambia | 150 |
| Guadiana | 150 |
| Krischna | 140 |
| Duero | 140 |
| Rio Colorado | 130 |
| Nerbudda | 130 |
| La Plata | 120 |
| Magdalena | 120 |
| Ebro | 120 |
| Loire | 115 |
| Elbe | 112 |
| Dwina | 110 |
| Tapti | 100 |
| Rhone | 100 |
| Weichsel | 100 |
| Seine | 90 |
| Po | 85 |
| Oder | 84 |
| Weser | 70 |
| Themse | 45 |

Digitized by Google

bedeutendsten sind die Flüsse Europas. In der vorstehenden Abbildung sind die Flüsse im Verhältniß ihrer Länge und nach den vier großen Erdtheilen zusammengestellt, wobei jedoch zu bemerken ist, daß die Verhältnisse nur sehr ungefähr und allgemein zu nehmen sind; so ist nach andern Angaben nicht der Jenisei, sondern die Lena der längste Fluß Asiens, sodaß der Jenisei erst auf den Obi folgen würde und die Oder ist wahrscheinlich kürzer als der Po und die Seine.

Einige Flüsse verlieren sich in die Erde oder in Felsen und kommen zuweilen an einem entferntern Orte wieder zum Vorschein. So der Timavo unterhalb Fiume, der nachher aus sieben Öffnungen wieder hervorkommt. In Norwegen verschwand der Fluß Gaule 1344 plötzlich in die Erde, aber nach wenigen Tagen brach er mit solcher Gewalt wieder hervor, daß er den größten Schaden anrichtete. Gegen 50 Bauernhöfe und mehre Kirchen wurden weggeschwemmt und 250 Menschen büßten das Leben ein. Fast noch merkwürdiger ist dies, daß nicht nur kleine, die sogenannten Steppenflüsse, sondern auch verschiedene sehr bedeutende Flüsse im Sande versiegen. Fälle der Art findet man besonders in Afrika. Der Orangerivier ist im Sommer, nachdem er durch die starken Regengüsse angeschwellt worden, so groß, daß er selbst Kriegsschiffe trägt; wie er sich aber der Küste nähert, wird er seichter und im Winter versiegt er ganz im Sande, nachdem er eine Strecke von 150 M. durchlaufen ist und viele große Flüsse aufgenommen hat. — Die Wirbel und Strudel in den Flüssen entstehen durch Hindernisse, an denen sich das Wasser stößt, oder durch das Zusammenkommen zweier Flüsse, deren Wasser mit Gewalt gegeneinander strömen.

Das Wasser der Flüsse unterscheidet sich bekanntlich von dem der Meere durch seine Süßigkeit, d. h. durch den Mangel an Salzen. Das reinste Wasser haben die kleinen Bäche in den Gebirgen, welche das klare Quellwasser über Felsengrund führen. In den Ebenen nehmen die Flüsse von ihren Ufern und von dem Boden Erdtheile auf und werden noch überdies durch thierische und Pflanzentheile verunreinigt, daher sind hier die Flüsse in der Regel trübe, um so mehr, je schlammiger ihre Betten sind und je reißender das Wasser sich in ihnen bewegt. Das reinste Wasser sollen der Indus und die Themse führen. Durch den Schlamm, welchen der Nil mit sich führt und den er bei seinen Überschwemmungen über einen großen Theil von Ägypten absetzt, wird die große Fruchtbarkeit dieses Landes bedingt. Durch die verschiedenen Beimischungen erhalten die Flüsse verschiedene Farben, und man erkennt oft noch auf weite Strecken hin das Wasser eines Flusses an seiner Farbe, nachdem er sich bereits in einen andern Fluß oder in das Meer ergossen hat. Wie es salzige und warme Quellen gibt, so findet man auch salzige und warme Bäche; sie verlieren aber diese Eigenschaften bald durch die Vereinigung mit andern Bächen. Viele Flüsse führen, wenn auch nur in sehr geringer Menge, Goldkörner und Goldstaub in ihrem Sande mit sich, welches Gold man aus ihnen durch sogenannte Seifen zu gewinnen sucht. Ebenso findet man in einigen Flüssen Ostindiens und Brasiliens Diamanten; auf andern, z. B. auf dem Tigris, schwimmt oft in bedeutender Menge ein brennbares Erdöl.

Wie die ganze Natur, so waren auch die Flüsse der alten Griechen und Römer von Göttern, den Flußgöttern, belebt. Sie führten die Namen der Flüsse selbst, galten für Söhne des Okeanos (s. d.) und wurden gewöhnlich mit einem Schilfkranze, einem Ruder oder Füllhorn neben einer Urne, aus der sich ein Strom ergießt, abgebildet. — Fluß nennt man in der Chemie und in den Gewerben, welche dieselbe in Anwendung bringen, das Schmelzen der Erze, sowie eine salzige Beimischung, Zuschlag, durch welche das Schmelzen der Erze befördert wird.

**Flusspferd** (das), ein großes, unförmliches und plumpes Thier, lebt jetzt nur noch in einer einzigen Art am

Senegal, Zaire, Gambia, dem obern Nil und an andern großen Flüssen des südl. und mittlern Afrika, wurde aber sonst weit häufiger und in allen Gegenden am Nil gefunden, weshalb es auch das Nilpferd heißt. Den Namen Pferd hat es von seinem, dem Wiehern eines Pferdes einigermaßen ähnlichen Geschrei bekommen. Es hat einen sehr großen Kopf, einen weiten Rachen mit vier Schneidezähnen oben und vier unten und zwei großen Eckzähnen, die das Elfenbein an Weiße und Härte übertreffen und oft eine Länge von 26 Z. erreichen. Augen und Ohren sind klein, die Beine kurz und dick, und jedes mit vier dicken, hufartigen Zehen besetzt. Der unförmliche Körper ist mit wenigen grauschwarzen Haaren bewachsen, wird an 13—17 F. lang, 7 F. hoch und wiegt oft über 3000 Pfd. Vor Zeiten muß es mehre Arten Flußpferde gegeben haben, denn in Italien, England, Frankreich und Deutschland findet man in Kalklagern u. s. w. Knochen von weit kleinern Flußpferden, als das afrikan. ist. Dieses nährt sich von Wasserpflanzen und Getreide, verheert oft in Heerden zur Nachtzeit große Getreidefelder und schläft den größten Theil des Tages im Schilf oder im Wasser an seichten Flußstellen. Das Weibchen wirft jährlich ein Junges. Trotz seiner Plumpheit läuft und schwimmt es schnell, ist scheu, geht aber gereizt wüthend auf die Menschen los, und die Jagd auf diese Thiere ist eine der gefährlichsten. Sie geschieht meist mit Harpunen, da Flintenkugeln von der starken Haut abprallen und nur in die weichen Theile eindringen. Dennoch ist diese Jagd wegen ihrer guten Ausbeute eine Hauptbeschäftigung der Afrikaner, und in Nubien bilden die Flußpferdjäger eine eigne Volksclasse. Fleisch und Fett des Flußpferdes wird gegessen, die Zunge soll geräuchert sehr wohlschmeckend sein und aus der Haut werden mancherlei Geräthschaften, unter andern Peitschen, geschnitten.

**Foë** (Daniel), der Verfasser des beliebten, in alle Sprachen übersetzten Robinson Crusoe, welcher (vorzüglich deutsch von Campe bearbeitet) wol das beliebteste Lesebuch der Kinder geworden ist, wurde 1663 in London geboren. Neben verschiedenen bürgerlichen Beschäftigungen trieb er von seinem 21. Jahre an die Schriftstellerei, gerieth aber so in die politischen Parteistreitigkeiten hinein, daß er zu Gefängniß und Ausstellung am Pranger verurtheilt wurde. Er behielt jedoch seinen guten Muth und schrieb eine Hymne auf den Pranger. Er starb in London 1731. Sein Robinson ist die Geschichte eines Mannes, der in die weite Welt geht, Schiffbruch leidet, auf eine wüste Insel nichts als das nackte Leben rettet, daher nun gezwungen ist, Alles, was das Leben angenehm und bequem macht, sich aus den dürftigen Mitteln selbst herzustellen, die Natur und Zufall ihm darbieten, und der endlich ein Schiff findet, das ihn in die Heimat zurückführt. Andere ähnliche Erzählungen sind von ihm selbst und von Andern dem Robinson nachgebildet worden, aber mit weniger Glück.

**Folie** (von dem lat. **folium**, Blatt) nennt man dünne geschlagene Metallplättchen, oder Blättchen von buntem Papier, Seidenzeuch und dergl., welche den Edelsteinen und dem Glase untergelegt werden, um Farbe und Glanz zu erhöhen. Namentlich bedienen sich die Juweliere der Gold-, Silber- und Kupferfolie. Die Glasflüsse erhalten durch die Folie eine täuschende Ähnlichkeit mit den Edelsteinen. Stanniol oder Zinnfolie wird zum Belegen des Spiegelglases gebraucht. Die Folienschläger stellen die Folie her, indem sie das dünne Metallblech auf Marmorplatten mit breiten Hämmern schlagen und ihm verschiedene Färbungen geben. Man verfertigt aus der Folie auch Blumen, Folieblumen. Da durch die Folie dem Krystall immer ein täuschender, ihm nicht eigenthümlicher Schein gegeben wird, so versteht man figürlich unter Folie jeden fremdartigen Beisatz, wodurch der Werth des Gegenstandes nur scheinbar erhöht wird.

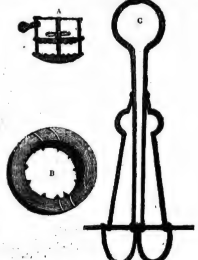
**Folter**, in der juristischen Sprache gleichbedeutend mit Tortur, Marter, peinlicher Frage, ist ein früher häufig angewendetes Mittel, von Demjenigen, welcher sich eines Hauptverbrechens dringend verdächtig gemacht hat, das verweigerte Geständniß durch Erregung körperlicher Schmerzen zu erpressen. Obwol die deutsche Reichsgesetzgebung, besonders die peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karl V. im 16. Jahrh., die Anwendung der Folter gesetzlich anerkannte, so blieben doch die verschiedenen Arten derselben, deren Werkzeuge und Grade ebenso unbestimmt als die Dauer derselben. Die Praxis beschränkte jedoch diese auf höchstens eine Stunde und unterschied je nach der Größe der Qualen und der Beschaffenheit der stufenweise anzuwendenden Marterwerkzeuge drei Grade der Folter. Zuerst wendete man gewöhnlich die Daumstöcke oder Daumschrauben an, sodann, wenn der Angeschuldigte hierdurch zu keinem bestimmten und ausreichenden Geständniß gebracht werden konnte, die sogenannten Schnüren und endlich, wenn er noch immer leugnete, als dritten und letzten Grad die Leiter nebst span. Stiefeln; doch wurden diese Grade auch noch durch andere Martern und besonders der dritte nicht selten durch Anwendung von Feuer gesteigert. Die Daumstöcke bestanden in einem Instrumente, welches die Daumen des Verbrechers zwischen zwei eingekerbten Metallplatten festhielt und dadurch, daß diese vermittelst einer Schraube zusammengepreßt wurden, die heftigsten Schmerzen verursachte. Bei den Schnüren wurde der Delinquent an Händen und Füßen geknebelt und

Digitized by Google

ihm ein dünnes Hanf- oder Haarseil mehrmals um die Arme geschlungen. Dieses Seil wurde nun von zwei Folterknechten hin- und hergezogen. Beim dritten Grade endlich band man den zu Peinigenden an eine **Leiter**. Hierauf wurden die hinterwärts zusammengezogenen Hände desselben mit Hülfe eines Klobens verkehrt über den Kopf hinaufgezogen, oft auch noch schwere steinerne Gewichte an die Füße gehängt und dieselben so lange vermehrt, als es die Stärke der Muskeln und Sehnen des Unglücklichen erlaubte. Dabei brachte man gewöhnlich noch die sogenannten span. Stiefeln in Anwendung, d. h. eiserne Schienen, die an den Waden angelegt und durch Schrauben über den Schienbeinen zusammengepreßt wurden. Unter dem Rücken des Gemarterten lag eine Rolle mit Stacheln, der gespickte Hase genannt. Auch wurde wol der Leidende mit einem Bündel Kerzen unter der Brust gebrannt, wobei die Kerzen so gehalten wurden, daß sie eine spitze Flamme bildeten. Den Folterknechten war es zur Pflicht gemacht, die einzelnen Martern zur Vermehrung des Schmerzes langsam und nach und nach in Anwendung zu bringen, auch von Zeit zu Zeit dem Gepeinigten wieder Luft zu lassen und dann mit neuer Kraft anzuziehen, auf die Schrauben zu klopfen u. s. w.

Wenn der Angeschuldigte die Folter, ohne zu bekennen, überstanden hatte, so wurde er ohne Weiteres freigesprochen, wogegen aber auch ein durch die Folter erpreßtes Geständniß zur Verurtheilung hinreichte, wenn es zwei oder mehre Tage nach erlittener Folter von dem Verbrecher außerhalb der Folterkammer vor Gericht als wahr bestätigt wurde und überhaupt das Gepräge der Wahrscheinlichkeit an sich trug. Gestand aber der Angeschuldigte Thatsachen, die erwiesen falsch waren, oder widerrief er später sein bei der Folter abgelegtes Geständniß, so konnte die Folter erneuert und gesteigert werden. — Wie ungerecht, unzulänglich und widersinnig dieses barbarische Mittel zu Erforschung der Wahrheit ist, ergibt sich schon daraus, daß die Folter, obwol sie nicht als Strafe betrachtet wurde, doch die grausamste aller Strafen war, folglich der Unglückliche, der nach derselben freigesprochen wurde, schuldlos, und der, welcher in Folge derselben verurtheilt wurde, wegen ein und desselben Verbrechens doppelt gestraft wurde. Nicht das Bewußtsein der Schuldlosigkeit, nicht die Hartnäckigkeit eines verstockten Gemüths, nur eine ungewöhnliche Geistes- und Nervenstärke vermochte es, die Qualen der Folter zu überstehen. Schuldige und Unschuldige bekannten daher auf der Folterbank Alles, was man von ihnen verlangte, und beschuldigten sich oft Verbrechen, die sie gar nicht begangen. Freudig boten sie dem Richtschwerte ihren Nacken dar, um dem zehnfachen Tode der Folter zu entgehen. Vernunft und Menschlichkeit haben sie daher auch schon größtentheils im Laufe des vorigen Jahrh. aus dem Gerichtsverfahren verbannt.

Nachstehende Abbildung stellt einige der Marterwerkzeuge dar, welche die Engländer auf den eroberten Schiffen der span. sogenannten unüberwindlichen Flotte (s. **Armada**) fanden. Die Spanier hatten nämlich in ihrem Siegestaumel den Engländern schon im Voraus die ausgesuchtesten Martern zugedacht und sich deshalb mit Folterwerkzeugen aller Art reichlich versehen. Abbild. A stellt einen Daumstock von der oben beschriebenen Art vor, Abbild. B ein eisernes, inwendig mit scharfen Spitzen versehenes Halsband von beträchtlicher Schwere, Abbild. C ein unter dem Namen „Des Abdeckers Tochter" bekanntes Marterinstrument. Durch die oberste Öffnung desselben steckte man den Kopf, durch die




beiden mittlern die Arme und durch die untere die Füße des zu Marternden, worauf die ganze Maschine durch Stricke zusammengezogen und so der Körper in die schmerzhafteste Lage gebracht und darin erhalten wurde.

**Fonds**, öffentliche, das Vermögen, welches in den Staatskassen aus sämmtlichen Einnahmen zusammenfließt und aus dem die Ausgaben bestritten werden. In England heißen so die Abgaben, welche zur Verzinsung der Staatsschuld bestimmt sind. Sonst war jede Staatsschuld auf einen bestimmten Fonds angewiesen, 1786 wurden aber alle Fonds zu den **consolidirten** (d. h. befestigten, vereinigten) Fonds vereinigt, aus denen alle Zinsen der Staatsschuld, die fälligen Capitale, die **Civilliste** (s. d.), alle Pensionen, Gehalte u. s. w. bezahlt werden. (Vergl. **Staatspapiere**.)

**Fonk** (Peter Anton), ist bekannt geworden durch eine 1817 gegen ihn eingeleitete Criminaluntersuchung wegen angeblicher Ermordung des Kaufmanns **Cönen** aus Crefeld. F. war Kaufmann in Köln und hatte sich 1815 mit dem Apotheker **Schröder** in Crefeld zur Betreibung eines Geschäfts in Branntwein und Liqueuren vereinigt. Schröder übernahm die Fabrication und F. den Verkauf. Es wurde viel bei diesem Geschäfte gewonnen, doch entstanden bald Uneinigkeiten unter den Theilnehmern und Schröder sandte am 1. Nov. 1816 den jungen Cönen nach Köln, um die Bücher F.'s einzusehen. Dieser fand nun zwar F.'s Einnahme mit der Prima Nota und den Belegen übereinstimmend, allein F. weigerte sich, ihm seine Hauptbücher vorzulegen. Dadurch und durch die

Digitized by Google

Einflüsterungen des Fonk'schen Buchhalters, Hahnenbein, vermehrte sich Cönen's Mistrauen. Er erlaubte sich mehre heftige Äußerungen gegen F., und dieser brach ganz mit ihm ab. Am 9. Nov. erschien indeß Schröder selbst in Köln und hielt noch an demselben Nachmittage in Gegenwart Cönen's und Hahnenbein's eine Conferenz im Fonk'schen Hause, welche bis 8 Uhr Abends dauerte und worin man sich so ziemlich verständigte, indeß auf den folgenden Morgen eine anderweite Unterredung festsetzte, um die Sache ganz ins Reine zu bringen. Hahnenbein ging mit Schröder und Cönen in ihr Gasthaus und aß mit ihnen zu Abend. Um 10 Uhr verließ er sie, Cönen begleitete ihn noch bis in die Mitte des Altmarktes und ging in der Richtung zum Gasthause zurück; allein er kehrte in dasselbe nicht wieder und war spurlos verschwunden. Alle Nachforschungen nach ihm blieben fruchtlos. Zur Untersuchung der zwischen Schröder und F. obwaltenden Differenzen wurde auf Antrag Schröder's ein Schiedsgericht niedergesetzt. Es ergab sich nun, daß nicht Schröder an F., sondern vielmehr dieser noch an jenen Foderungen habe. Am 19. Dec. 1816 (40 Tage nach seinem Verschwinden) war der Leichnam Cönen's 13 Stunden unterhalb Köln im Rhein gefunden worden. In seiner bis auf die aufgerissenen Knöpfe seines Rockes unversehrten Kleidung fand sich noch seine goldene Uhr, dagegen vermißte man sein Taschenbuch. Außer bedeutenden Verletzungen am Kopfe wollte man auch am Halse nach der Brust zu Spuren der Erwürgung bemerkt haben. Die Gerichtsärzte erklärten, daß Cönen ermordet worden und die Wunde an der Stirn wol von einem Schlage mit einem scharfkantigen Werkzeuge (etwa dem Rücken eines sogenannnten Bandmessers der Faßbinder) herrühren möge. Dagegen sprach sich der Professor Dr. Walther in Marburg dahin aus, daß zu der Annahme von Verletzungen am lebenden Körper keine Anzeigen vorhanden, auch dürfte zu berücksichtigen sein, daß der durch den Eisgang fortgetriebene Körper sehr leicht erst im Wasser seine Wunden empfangen haben könnte. Auf den mehrmals abgewiesenen, aber endlich für statthaft angenommenen Antrag des Generalprocurators von Sandt wurden F., gegen welchen bereits im Publicum verdächtige Gerüchte verbreitet waren, und dessen Küfer, Christian Hamacher, welchen man wegen eines andern Excesses schon längere Zeit im policeilichen Gewahrsam hatte, in Anklagestand versetzt und verhaftet. Durch verschiedene Mittel suchte man angeblich aus Hamacher, welchen man für einen Mitwisser der That ansah, ein Geständniß herauszubringen, was derselbe auch dahin ablegte, daß F. mit seiner Beihülfe Cönen ermordet habe. F. leugnete dagegen und Hamacher widerrief später sein Geständniß, sein Bruder aber, der nach seiner Aussage behülflich gewesen sein sollte, den Leichnam ins Wasser zu werfen, leugnete seine Beihülfe gänzlich und starb im Wahnsinn. Am 23. Jun. 1818 wurde von dem Kreisgerichte in Trier auf Anklage gegen Hamacher erkannt, F. und Hahnenbein, welchen man ebenfalls mit in die Untersuchung verwickelt hatte, wurden aber freigesprochen. Bald aber wurde F. von Neuem eingezogen, allein von dem Anklagesenat in Köln ebenfalls freigesprochen, Hamacher aber am 31. Oct. 1820 von den Assisen in Trier zu 16jähriger Zwangsarbeit verurtheilt. Nachdem F. endlich am 3. Nov. 1820 zum dritten Male eingezogen worden war, wurde er am 9. Jun. 1822 von dem Geschworenengericht zu Trier mit einer Mehrheit von zwei Stimmen für schuldig erklärt. Gegen dieses Erkenntniß wandte er zwar das Rechtsmittel der Cassation ein; allein da dasselbe der Form nach fehlerlos war, so wurde er vom Revisionshofe zu Berlin abgewiesen. Dagegen sprach ihn, wie auch Hamachern, eine kön. Cabinetsordre vom 10. Aug. 1823 frei, weil der Thatbestand nicht erwiesen sei. F. erhielt hierauf eine Anstellung zu Goch bei Cleve, wo er 1781 geboren worden war, und starb daselbst am 9. Aug. 1832.

**Fontanelle** wird eine künstlich verursachte und durch das Einlegen von Erbsen und dergleichen absichtlich in Eiterung gesetzte und unterhaltene Wunde genannt, die man anlegt, um bei drohenden oder schon vorhandenen Krankheitszuständen innerer edlerer Theile des Körpers eine heilsame Ableitung nach der äußern Oberfläche desselben zu machen, so z. B. bei langwierigen Entzündungen, Eiterung oder Verschwärung in den Lungen, in der Schleimhaut des Kehlkopfs und der Luftröhre, bei hartnäckigen Augenentzündungen u. s. w. Je nach dem gefährdeten Eingeweide wählt man zur Anlegung einer Fontanelle verschiedene Stellen des Körpers, immer aber gern solche, wo viel Zellstoff unter der Haut liegt und die Gegenwart einer Wunde am wenigsten belästigen kann, so z. B. an der äußern Seite des Oberarms, an der innern des Schenkels, an den Waden, an der Brust zwischen zwei Rippen u. s. w. Die Fontanelle muß ein- oder zweimal täglich, je nachdem sie mehr oder weniger stark eitert, verbunden und immer gehörig rein gehalten werden. Wird die Eiterung zu beträchtlich, so müssen einen oder zwei Tage hindurch die Erbsen weggelassen werden; bildet sich, wie dies zuweilen bei starker Eiterung der Fall ist, im Umfange der kleinen Wunde sogenanntes wildes Fleisch, so wird die Entfernung desselben durch Ätzen mit Höllenstein nothwendig; magert endlich der Theil, an welchem sich die Fontanelle befindet, ab, so ist es das Beste, diese in einer andern Körpergegend anzulegen; nie darf man aber eine Fontanelle schnell zuheilen lassen. — Fontanelle nennt man auch die häutigen Zwischenräume, welche bei dem ungeborenen und neugeborenen Kinde in den Gegenden des Schädels vorhanden sind, wo sich später nach vollendeter Verknöcherung die Winkel der Knochen finden.

**Fontevraud**, so viel wie Ebraldsbrunnen, war eine berühmte Abtei in einem Thale an den Grenzen von Poitou und Anjou in Frankreich, welche von Robert von Arbrissel gestiftet wurde. Dieser, um 1047 geboren, hatte sich durch ein strenges Leben und durch eifrige Bußpredigten in den Ruf der Heiligkeit gesetzt. Er zog mit großem Ansehen in Frankreich umher und suchte namentlich gefallene Mädchen und lasterhafte Frauen zur Tugend zurückzuführen. In Begleitung einer großen Menge von ihm bekehrter Männer und Weiber kam er in das Thal von F. und schlug hier seine Hütten auf. Freiwillige Gaben setzten ihn bald in Stand, der unter seinem Einfluß stehenden Gesellschaft eine feste Einrichtung zu geben. Die Frauen und Männer wurden voneinander geschieden. Der Orden von F., wie sich diese Klostergesellschaft nannte, wurde vom Papste bestätigt und breitete sich bald über Frankreich, und selbst nach Spanien aus. Nicht wenig mochte zum Ansehen desselben der Umstand beitragen, daß Arbrissel sogar die Königin

by Google

Bertrade bewog, in den Orden zu treten und die strengen Büßungen, welche derselbe auflegte, zu übernehmen, weil sie ihren frühern Gemahl verlassen hatte, um sich mit dem Könige Philipp I. von Frankreich zu vermählen. Kurz vor seinem Tode übertrug Arbrissel die Oberaufsicht über den Orden einer Frau und setzte für alle Folge fest, daß stets eine Frau General des Ordens sein sollte. Die Äbtissinnen von F. waren meist aus sehr vornehmem Geschlecht und standen unmittelbar unter dem Papste. Als nach Milderung der strengen Regel des Ordens, welche sich der des h. Benedict anschloß, im 14. Jahrh. Unordnungen in den Klöstern eingerissen waren, verlor der Orden an Ansehen, bestand aber noch bis zur franz. Revolution, wo er aufgehoben wurde.

**Forelle**, der wegen seines angenehmen und feinen Geschmacks beliebteste Flußfisch, gehört in die Classe der Raubfische, weil er sich von kleinern Fischen, Würmern und Insekten nährt. Die gemeine Teich- oder Bachforelle hat einen dunkel olivengrün gefärbten Rücken mit dunkelbraunen runden Flecken, ist an den Seiten gelb mit schönen rothen, graublau eingefaßten Flecken und auf dem Bauche weiß und hat um den schwarzen Augenstern eine rothe Einfassung. Die gewöhnliche Länge der Forelle ist 1 F. und ihre Schwere etwa ½ Pfund, schwerer als höchstens 3 Pfund wird sie nie. Sie kommt auf der ganzen Erde vor, liebt aber vorzugsweise klare und kalte Gebirgswasser mit Kies- und Steingrund, schwimmt schnell und gewandt und macht oft große Sprünge nach den über dem Wasser hinschwebenden Insekten. Andere Arten sind die Goldforelle und die Lachs- oder Seeforelle. In Teichen lassen sich die Forellen nur unter günstigen Umständen halten. Man fängt sie mit Hamen, Reusen und Angeln. Aus dem Wasser gebracht, sterben sie bald, wenn man sie nicht gleich wieder in frisches Wasser bringt. Im Jun. ist ihr Fleisch am schmackhaftesten und man zieht die kleinen Bachforellen allen übrigen vor. Sie müssen bald nach dem Herausnehmen aus dem Wasser verzehrt werden, weil ihr angenehmer Geschmack sich bald verliert.

**Form**. Das Äußere, die Gestalt eines Gegenstandes im Gegensatze gegen dessen Inneres, den Inhalt. Jeder natürliche Gegenstand hat seine eigenthümliche Form, eine Form, die sich der Inhalt selbst gibt, die also nothwendig ist. In dieser Weise ist die Gestalt der Thiere und Pflanzen und die krystallinische Bildung der Mineralien mit dem Inhalte zusammenhängend. Willkürlich dagegen ist die Form aller Dinge, welche Menschenwerk sind. Indem der Mensch die Gegenstände der Natur verarbeitet, läßt er ihnen nicht ihre eigenthümliche Form, sondern gibt ihnen eine andere durch seine Willkür bestimmte. Da diese Form mehr oder weniger von dem Belieben des Einzelnen abhängt, so ist sie zufällig. Formlos ist im Grunde nichts, aber es kann der Fall sein, daß die ursprüngliche Form verwischt oder überhaupt nicht in die Augen fallend ist. — Formell ist, was Form hat. Die Formen des geselligen Lebens sind die herkömmlichen Arten, sich in gewissen Verhältnissen zu benehmen; der förmliche Mensch beobachtet sie, aber man pflegt nur den so zu nennen, welcher diese Beobachtung auf lästige Weise übt, und so, daß jene Formen zu etwas nur Äußerlichem herabsinken und nicht wahre Äußerungen seines Innern sind. — Formalismus ist das bloße, den Inhalt vernachlässigende Berücksichtigen der Form. — Man versteht ferner in Künsten und Gewerben unter Formen auch Werkzeuge, welche inwendig hohl sind und dadurch, daß sie eine weiche oder flüssige, nachher erstarrende Materie in sich aufnehmen, dieser eine bestimmte willkürliche Form ertheilen.

**Formel** heißt jeder fest eingeführte Ausdruck zur Bezeichnung eines gewissen Sinnes (z. B. Abendmahlsformel, Tausformel, Eidesformel u. s. w.), daher namentlich in der Mathematik die allgemeinste (algebraische) Ausdrucksweise einer mathematischen Wahrheit, welche sich auf den einzelnen Fall anwenden läßt, wenn man statt der allgemeinen die besondern für den einzelnen Fall geltenden Werthe in sie setzt und das in ihr angezeigte Rechnungsverfahren ausführt. — Formalien oder Formalitäten werden die Äußerlichkeiten genannt, welche zu beobachten sind, um eine Handlung rechtskräftig zu machen. So ist z. B. nöthig, daß ein Testament von Zeugen unterschrieben sei u. s. w. Dieselben sind theils gesetzlich festgestellt, theils durch den Gebrauch eingeführt. — Sich Formalisiren heißt sich misfällig über etwas äußern, es übel nehmen.

**Forst** nennt man jede mit Laub- oder Nadelholz (Forstbäume, s. Baum) bewachsene Fläche Landes, welche nach den Regeln, die Erfahrung und Wissenschaft an die Hand geben, benutzt und gepflegt wird. Diese Regeln lehren die Forstwissenschaften, welche auf eignen Schulen (Forstakademien) vorgetragen werden und im Forstwesen zur Anwendung kommen. Außer Nutz- und Brennholz liefern die Forsten auch Eichel- und Buchmast, Grasung, Harz, Laub, Kohlen u. s. w. Man unterscheidet in Bezug auf die Benutzung Hoch-, Mittel- und Niederwald. In dem erstern läßt man das Holz seine natürliche Größe vollkommen erlangen und erstrebt den Anwachs neuen Holzes durch Samen; bei dem Niederwalde wird Nachwuchs durch das Ausschlagen der Stöcke und Wurzeln gewonnen. In dem Mittelwalde wird sowol durch Besamung als durch Ausschlag Nachwuchs erstrebt. — Das Forstrecht umfaßt sämmtliche Rechte, welche in Ansehung der Forsten stattfinden, und die sich aus der Natur der Sache oder der Gewohnheit ergeben, oder endlich in den besondern Forstordnungen und den allgemeinen Landesgesetzen ausgesprochen sind. Die Forsten sind entweder Staats- (landesherrliche Bannforsten) oder Privatwaldungen, und die Rechte an denselben entspringen entweder aus der Landeshoheit (Forstregal) oder aus dem Eigenthume, welches letztere auch dem Privatmanne zusteht. Aus der Landeshoheit (der Regalität oder forstlichen Herrlichkeit) fließt das Recht der Gesetzgebung und Oberaufsicht über sämmtliche Forsten, vermöge dessen der Landesherr Forstordnungen geben, Forstbediente und Forstämter einsetzen, eine zweckmäßige Bewirthschaftung sämmtlicher Waldungen vorschreiben darf und die nöthige Forstpolicei zu verwalten hat. Aus dem Eigenthume der Waldungen fließt das Recht, Holz zu fällen, welches indeß an bestimmte forstpoliceiliche Vorschriften gebunden ist, damit keine Holzverwüstungen stattfinden und in Folge derselben Holzmangel entstehe. Verschieden davon ist das Beholzungsrecht, welches eine Dienstbarkeit (s. d.) ist, vermöge welcher Jemand das Recht hat, in der Waldung eines Andern Holz zu hauen. In der Regel ist das Holzhauen aber blos auf das eigne Bedürfniß des Berechtigten beschränkt. Eine wich-

tige Waldnutzung ist ferner die Mastung und Eichellese. Das Recht dazu ist gleichfalls als bloße Folge des Waldeigenthums zu betrachten. Indessen wird solches von den Forstherren häufig bald als Servitut auf immer, bald auch durch bloße Verträge auf einzelne Jahre überlassen. Zu den geringern Waldnutzungen gehört das Recht auf die Windbrüche, d. i. auf die vom Winde abgebrochenen Äste, das Recht, grünes Laub zur Fütterung oder dürres zur Düngung zu sammeln, das Besenreiserschneiden, Harzsammeln, das Pech- und Kohlenbrennen u. s. w. Sehr bestritten ist indeß die Frage, ob die Jagdgerechtigkeit (s. Jagd) ein Ausfluß des Eigenthums oder der Landeshoheit ist. Jede Verletzung der bestehenden Forstrechte ist ein Forstfrevel, welcher vom Staate bestraft werden muß.

**Forster** (Joh. Reinhold), berühmt als Naturforscher und Begleiter Cook's (s. d.) bei dessen zweiter Reise um die Erde, wurde am 22. Dec. 1729 in Dirschau, wo sein Vater Bürgermeister war, geboren. F. wuchs bei der Kränklichkeit seines Vaters ohne besonders sorgfältig geleitete Erziehung auf; nachdem er ein Jahr die Schule in Marienwerder besucht hatte, kam er im 15. Jahre nach Berlin auf das joachimsthaler Gymnasium, wo er sich vorzugsweise auf die Erlernung der neuern Sprachen legte. Nach dem Willen des Vaters sollte er in Halle die Rechte studiren; er wählte aber die Theologie, vorzüglich weil er dabei Sprachstudien treiben konnte. Mit 24 Jahren wurde er Prediger in Nassenhuben bei Danzig, verheirathete sich und kam dadurch bei einem kleinen Gehalte in eine sehr misliche Lage; dazu kam, daß er zum geistlichen Amte keinen Beruf hatte. Er trieb seine Amtsgeschäfte nur als Nebensache, studirte dagegen Mathematik, Länder- und Völkerkunde und neue Sprachen. Naturkunde fing er erst an zu treiben, nachdem sein ältester Knabe, Georg F. (s. d.), große Wißbegierde zeigte, die Namen der Naturgegenstände zu erfahren. Die Bekanntschaft mit dem russ. Residenten in Danzig verschaffte ihm die Auffoderung von Seiten der russ. Regierung, die Gegend um Saratow und an der Wolga, wo Katharina II. fremde Colonisten aufgenommen hatte und noch mehre ansiedeln wollte, zu untersuchen und darüber Bericht zu erstatten. Er entledigte sich dieses Auftrags in Begleitung seines Sohnes und bekam nun den Befehl, ein Gesetzbuch für die Colonisten auszuarbeiten; da er aber trotz allen Mühen für diese Arbeit keine Belohnung und für sein inzwischen aufgegebenes Predigtamt keine Entschädigung erhielt, so entschloß er sich, in England sein Glück zu versuchen und reiste mit seinem Sohne Georg dahin ab. Hier nährte er sich anfangs vom Verkaufe der aus Rußland mitgebrachten Seltenheiten und vom Übersetzen, wurde dann Lehrer an der Akademie in Warrington, wohin er seine Familie nachkommen ließ. Aber bald gab er die Stelle wieder auf, lebte nun in London sehr kärglich, bis er den Antrag bekam, den Capitain Cook auf seiner zweiten Reise um die Erde zu begleiten. Er willigte mit Vergnügen ein, nahm seinen 17jährigen Georg mit, schiffte sich am 11. Jul. 1772 in Plymouth ein und nach drei Jahren, am 30. Jul. 1775, stieg er in England wieder ans Land. Jetzt wollte er eine Beschreibung seiner Reise bekannt machen, aber der Minister verbot es ihm, weil es gegen den mit ihm geschlossenen Vertrag sei. F. glaubte das Verbot dadurch zu umgehen, daß er seinen Sohn die Beschreibung aufsetzen ließ; aber er büßte dadurch die Belohnung ein, welche ihm von der engl. Regierung zugesichert worden war. Außerdem erlitt er noch andere Kränkungen in England, die sein sehr reizbares Gemüth verstimmten und ihn zu heftigen Äußerungen veranlaßten, die ihm viele Feinde machten. Er mußte in den nächsten Jahren mit seiner Familie in großer Armuth schmachten und wurde endlich Schulden halber sogar ins Gefängniß gesetzt. Daß ihn die Universität Oxford zum Doctor der Rechte machte, konnte seine Lage nicht verbessern; endlich rettete ihn Friedrich der Große, der auf ihn aufmerksam geworden war und ihn 1780 als Professor der Naturwissenschaften nach Halle berief, wo er bis an seinen am 9. Dec. 1798 erfolgten Tod blieb. Hier nützte er weniger durch seine sonst sehr anziehenden Vorlesungen, als durch Übersetzungen der neuesten Reisebeschreibungen und Ausarbeitung sehr schätzbarer naturwissenschaftlicher und ethnographischer Werke. Er wurde zum Doctor der Philosophie und Medicin ernannt, erhielt den Titel eines Geheimraths und die meisten gelehrten Gesellschaften Europas nahmen ihn zum Mitgliede auf. Aber seine oft unüberlegte Heftigkeit, seine Geradheit zogen ihm manche Verdrießlichkeiten zu, und da er nie Haus zu halten verstand, auch das Spiel leidenschaftlich liebte, so hatte er oft mit Nahrungssorgen zu kämpfen und kam nie aus seinen Schulden heraus. Von dieser Schattenseite abgesehen, war sein Charakter von einer seltenen Biederkeit und Gutmüthigkeit; hatte er Jemand durch sein polterndes Wesen beleidigt, so ruhte er nicht eher, bis er ihn versöhnt hatte. Er ließ gern fremdem Verdienste Gerechtigkeit widerfahren, schmeichelte aber nie, war offen und von einer unerschütterlich frohen Laune.

**Forster** (Joh. Adam Georg), der älteste Sohn des berühmten Reisenden Reinhold F. (s. d.), wurde am 26. Nov. 1754 in Nassenhuben bei Danzig geboren. Er zeigte bald vorzügliche Begierde zum Lernen und ausgezeichnete Fähigkeiten und gab durch seine Liebe zur Naturkunde seinem Vater die erste Veranlassung, sich selbst mit dieser Wissenschaft vertraut zu machen. Der Knabe war der unzertrennliche Gefährte des Vaters in der Studirstube wie auf der Jagd. In seinem elften Jahre begleitete er denselben auf dessen Reise in Rußland. Nachdem er nach der Rückkehr in Petersburg unter der Leitung des Vaters seine Studien fortgesetzt hatte, ging er mit diesem 1766 nach England. Im folgenden Jahre nahm der Kaufmann Lewins in London den 13jährigen Knaben, der Deutsch, Englisch, Französisch und Russisch verstand, in sein Comptoir; da aber diese Lebensart seiner Gesundheit nachtheilig wurde, so nahm ihn der Vater, der indessen Professor in Warrington geworden war, mit dorthin. In den Jahren 1772—75 begleitete er seinen Vater auf dessen Reise um die Erde und erwarb sich während derselben die besondere Liebe Cook's, eines sonst sehr rauhen Seemanns; nach ihrer Rückkehr übertrug ihm der Vater die Ausarbeitung der Reisebeschreibung. Die beständigen Geldverlegenheiten des Vaters nöthigten den talentvollen Sohn, schon früh seinen eignen Unterhalt zu suchen; er reiste deshalb nach Paris, wo er den Naturforscher Buffon (s. d.) kennen lernte, dann nach Holland und wollte von da nach Berlin gehen, als er von dem Landgrafen von Hessen den Antrag erhielt, eine Professur der Naturkunde

Digitized by Google

an der Ritterakademie in Kassel anzunehmen. Hier arbeitete er von 1778—84, wo er einem Rufe der Kaiserin Katharina II. nach Wilna als Professor der Naturkunde folgte. Dort eröffnete sich ihm eine neue Aussicht zu einer Reise um die Erde. Katharina wollte eine solche Expedition veranstalten, die F. als Historiograph begleiten sollte, aber der Plan zerschlug sich wegen des Ausbruchs des Türkenkriegs. Da er seine Professur bereits aufgegeben hatte, ging er ohne Amt nach Göttingen, wo er sich als Schriftsteller beschäftigte, bis ihn der Kurfürst von Mainz zu seinem Bibliothekar ernannte. Er hatte sich indessen mit einer Tochter des berühmten Alterthumsforschers, Hofraths Heyne in Göttingen, verheirathet und stand seinem neuen Amte in Mainz von 1788—92 mit Auszeichnung vor. Als in diesem Jahre der franz. General Custine Mainz eingenommen hatte, zeigte sich F. plötzlich ganz verändert. Der sonst so sanfte, seinem Landesherrn ganz ergebene Mann trat jetzt als Republikaner auf; er war einer der Ersten, die einen Jakobinerclub bildeten, der sich mit dem Club in Paris in Verbindung setzte. Bald darauf schickte man ihn als Abgeordneten nach Paris, um den Nationalconvent zu ersuchen, Mainz der franz. Republik einzuverleiben. In Paris sah er in der Nähe die Greuel der Revolution und erkannte seinen großen Irrthum. Seine edle Seele war dadurch tief niedergebeugt; er war an sich selbst irre geworden; dazu kam, daß die Preußen, als Mainz von ihnen wieder eingenommen wurde, seine Bücher und Handschriften in Beschlag nahmen. Er übergab daher seine Frau und Kinder seinem Freunde, dem Legationsrathe Huber, wollte, da alle seine Hoffnungen und Aussichten durch seine eigne Unklugheit vereitelt waren, nach Ostindien gehen und studirte, um sich vorzubereiten, die morgenländ. Sprachen. Aber der vielfache Kummer hatte seine Lebenskraft zerstört; er starb in Paris am 11. Jan. 1794, beklagt von Allen, die ihm, dem liebenswürdigen und geistreichen Manne, nahegestanden hatten. Seine „Reise um die Welt“, sowie seine kleinen Schriften, vor allen seine „Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich“ haben ihm einen ehrenvollen Platz in der deutschen Literatur verschafft.

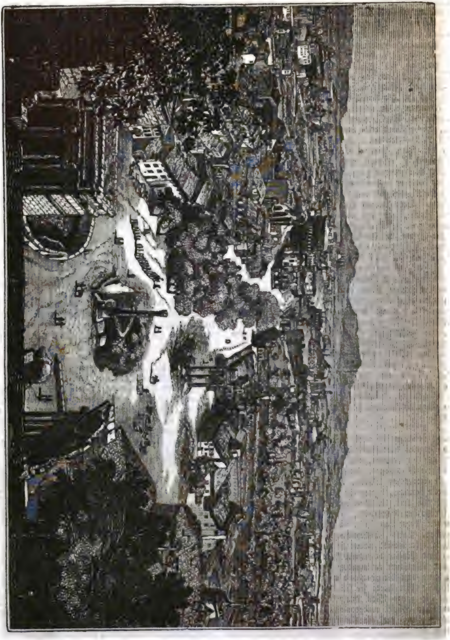
**Fortuna** nannten die alten Römer die Göttin, die das Glück und Unglück der Menschen leitete. Sie gaben ihr verschiedene auf die Launen, den Wechsel und die Vergänglichkeit des Glücks deutende Attribute. Die Lenkerin des Schicksals bezeichnet ein Ruder, die Fülle der Güter, die sie zu spenden vermag, deutet ein Füllhorn an, das rollende Rad den Wechsel und die Flüchtigkeit des Glücks, die Weltkugel die Größe der Herrschaft. Zuweilen sind ihr die Augen verbunden, denn das Glück ist blind. Sie trägt einen eigenthümlichen, Polos (Thurmkrone) genannten Kopfputz. Der griech. Dichter Hesiod nennt sie eine Tochter des Okeanos (s. d.) und Pindar bezeichnet sie als Schwester der das Schicksal der Menschen spinnenden Parzen (s. d.). Ihre Verehrung ging von Griechenland aus. Zu Rom hatte sie mehre Tempel; hier hatte sie sich auch, nach der Sage, nachdem sie die ganze Welt durchflogen hatte, endlich auf dem palatinischen Hügel niedergelassen und ihre Flügel abgelegt, als Zeichen, daß sie für immer in Rom wohnen wolle. Bald heißt sie Wonnespenderin, bald Urheberin des Elends, jedenfalls ist sie launenhaft und zuweilen sogar schadenfroh. Die Römer bildeten deshalb die Fortuna nie geflügelt.

Sie hatte in Griechenland, wo man sie Tyche nannte, und in Italien mehre berühmte Tempel. Zu Antium ertheilte ihre Bildsäule Orakel (Weissagungen) durch Zuwinken oder durch Loose. In Präneste widmeten sich vorzugsweise Frauen ihrem Dienste.

**Forum** hieß bei den Römern jeder Platz, wo öffentlich Markt und Gericht gehalten wurde. Rom hatte zur Zeit seiner größten Ausdehnung 17 solcher Plätze, unter welchen sich das sogenannte große oder römische Forum, wo sich seit dem Gründer Romulus der römische Senat und das Volk bei allen wichtigen Verhandlungen zu versammeln pflegten, durch Pracht und Umfang auszeichnete. Es war dieses Forum ein runder Platz am Fuße des capitolinischen Hügels (s. Rom), rings von bedeckten Gängen und stufenförmigen Erhöhungen zum Sitzen umgeben und mit einer großen Menge Statuen verziert, unter welchen sich vornehmlich die vergoldeten Statuen der 12 obersten Götter auszeichneten. Jetzt heißt dieser Platz der Ochsenplatz (Campo vaccino), und von dem einst weltberühmten römischen Forum sieht man jetzt nur noch Trümmer, wie die umstehende Ansicht desselben zeigt. Hier und da ist der wüste, unebene und schmuzige Platz mit Bäumen bepflanzt, und an Wochentagen halten hier eine Menge mit Büffeln und Ochsen bespannter Wagen mit Stroh, Heu, Lebensmitteln und dergl. beladen. — Bei uns bedeutet Forum in der Gerichtssprache noch die Gerichtsstelle, welche streitige Rechtsfälle zu entscheiden hat, dann auch die richterliche Behörde, den Gerichtsstand und die Gerichtsbarkeit, und man sagt: „Dies gehört vor mein Forum“ für: „Darüber habe ich zu entscheiden.“



Digitized by Google



Digitized by Google

**Fouché** (Joseph), Herzog von Otranto, der berühmte Policeminister Napoleon's, wurde am 29. Mai 1763 zu Nantes geboren. Er ward 1792 im Anfange der franz. Revolution zum Mitgliede des Nationalconvents gewählt und trat in den Jakobinerclub. Hier machte er sich bald bemerkbar und wurde mit wichtigen Geschäften beauftragt. Im Convent stimmte er für den Tod des Königs; aber obgleich er sich im Allgemeinen der herrschenden Partei anschloß, welche durch ein System des Schreckens einen bessern Zustand herbeiführen wollte, so zeigte er doch eine Selbständigkeit, welche ihn den Beschuldigungen der Parteien aussetzte. Man hatte ihn zum Präsidenten des Jakobinerclubs gewählt; aber Robespierre, der mit unerhörter Grausamkeit herrschte und deswegen von F. angegriffen worden war, klagte ihn der Hinneigung zu den Aristokraten an und F. wurde aus dem Club gestoßen. Hiermit wäre sein Verderben entschieden gewesen, aber Robespierre selbst wurde gestürzt. Eine gemäßigtere Partei kam zur Herrschaft und diese verhaftete F. 1795, weil er die Maßregeln des Schreckensystems wieder in Anwendung zu bringen rieth. Die bald nachher ausgesprochene allgemeine Amnestie gab ihm seine Freiheit wieder. Unter dem Directorium wurde F. 1798 Botschafter bei der cisalpinischen Republik und 1799 Policeminister der Republik Frankreich. Als solcher zeichnete er sich durch Gewandtheit, Thätigkeit, Festigkeit und Muth aus, und unter den schwierigsten Verhältnissen wußte er den Angriffen aller Parteien Widerstand zu leisten. Nachdem Bonaparte besonders durch F.'s Mitwirkung Consul geworden war, behielt F. seine Stellung als Policeminister. Da er jedoch auch Bonaparte gegenüber seine Selbständigkeit der politischen Gesinnung zu behaupten wußte, so versuchte dieser sich seiner zu entledigen, erfuhr aber bald, daß er den klugen Mann nicht entbehren könne. Er mußte ihm das nur zwei Jahre einem Andern übergebene Ministerium wieder ertheilen und während nun Napoleon den Kampf im Auslande leitete, erhielt F. mit Kraft die Ruhe im innern Frankreich. Wegen seiner Selbständigkeit fiel er indeß nochmals beim Kaiser in Ungnade, wurde verwiesen, aber bald wieder zurückberufen. Nachdem Napoleon 1814 abgedankt hatte, zog sich F. von der öffentlichen Thätigkeit zurück und hütete sich vor unklugen Verbindungen; als jedoch Napoleon zurückkehrte, nahm er auf die Versicherung, seine Rückkehr geschehe im Einverständnisse mit Östreich und England, das Policeministerium wieder an. Er rieth jedoch fortwährend zu versöhnenden Maßregeln, bewog endlich nach der verlornen Schlacht bei Waterloo den Kaiser zur Abdankung, trat an die Spitze der Regierung, leitete die Unterhandlungen mit den verbündeten Mächten und beförderte die Abreise Napoleon's. Ludwig XVIII. ernannte ihn ebenfalls zu seinem Policeminister; doch bald nahm F. seine Entlassung, weil er seine Stellung nicht mit der gewohnten Selbständigkeit zu behaupten vermochte, und ging als Gesandter an den sächs. Hof, bis 1816 das Gesetz erlassen wurde, das Alle, welche für den Tod Ludwig XVI. gestimmt und von Napoleon nach seiner Rückkehr von Elba Ämter übernommen hatten, aus Frankreich verbannte und ihrer Güter für verlustig erklärte. F. blieb in Deutschland und lebte hier mit seiner Familie bis zu seinem am 26. Dec. 1820 in Triest erfolgten Tode.

**Foulards, Foulas** heißen aus Ostindien und China kommende Tücher, welche gewöhnlich auf rothem und braunem Grunde mit weißen, gelben oder dunkeln Mustern bedruckt sind. Sie kommen in Packen von sieben Stück und werden besonders zu Taschentüchern gebraucht. Seidene Foulards werden jetzt auch in England, Frankreich, Deutschland, besonders in Elberfeld, verfertigt. Auch gibt es einen Seidenstoff, der Foulards heißt, besonders zu Damenkleidern verarbeitet wird und dasselbe Gewebe, wie die eigentlichen Foulards hat.

**Fouqué** (Heinr. Aug., Freiherr de la Motte), ein ausgezeichneter General Friedrich des Großen, geb. im Haag 1698. Er trat unter dem Herzog Leopold von Anhalt-Dessau in preuß. Militairdienste und erwarb sich die freundschaftliche Zuneigung des Kronprinzen Friedrich von Preußen. Wegen Mishelligkeiten mit dem Herzog von Dessau ging er aber nachher in schwed. Dienste. Doch als Friedrich II. den Thron bestiegen hatte, rief er F. zurück und gab ihm ein neuerrichtetes Regiment. Im siebenjährigen Kriege zeichnete sich F. als Generallieutenant aus, hatte aber das Unglück, mit 10,000 M. von einem bedeutend stärkern östr. Heere unter Loudon überfallen und nach großem Verluste an Todten gefangen zu werden. Er blieb, weil er jedes Anerbieten, in östr. Dienste zu treten, abschlug, bis zu Abschluß des Friedens gefangen, trat dann wieder in preuß. Dienste und starb 1774.

**Fouqué** (Friedr., Freiherr de la Motte), der Enkel des Vorigen, ein ausgezeichneter Schriftsteller, geb. zu Brandenburg 1777. Er verließ die anfänglich ergriffene militairische Laufbahn, um frei als Dichter zu leben. Nachher rief ihn der Freiheitskrieg wieder zu den Waffen und er wurde im preuß. Heere Hauptmann. Doch mußte er bald wegen seiner schwächlichen Gesundheit um seinen Abschied nachsuchen, den er mit der Ernennung zum Major erhielt. Seine Romane aus vaterländischer und nordischer Vorzeit zeichnen sich durch den Geist alter Ritterthümlichkeit, durch Lieblichkeit, Anmuth und Reinheit aus. Vorzüglich beliebt sind sein „Zauberring"; „Die Fahrten Thiodolf's" u. a., besonders auch „Undine", ein reizendes Zaubermärchen. Auch seine 1831 gestorbene Gemahlin, Karoline geb. von Briest, ist als Romanschriftstellerin mit Glück aufgetreten.

**Fox** (Charl. James), einer der ausgezeichnetsten engl. Staatsmänner und liebenswürdigsten Menschen, von dem ein engl. Schriftsteller sagte: „er war geboren, um geliebt zu werden", war der zweite Sohn des Lord Holland und am 24. Jan. 1748 geboren. Auf den gelehrten Schulen zu Westminster und Eton und nachher auf der Universität Oxford zeichnete sich F. durch Kenntnisse und Gewandtheit aus, doch ließ er sich auch zu den leichtsinnigsten Ausschweifungen hinreißen. F. machte nach Beendigung seiner Studien eine Reise durch die Hauptstaaten des Festlandes, die nicht wenig beitrug, seine Weltkenntniß und zugleich seine Weltlust zu vermehren. Zwanzig Jahre alt, kehrte er nach England zurück und trat als Vertreter des Fleckens Mildhurst in das Parlament. Anfangs war er ein Anhänger der Minister, die ihm dafür verschiedene Ämter übertrugen. Seine Zeit theilte sich in Arbeit und in Verfolgung der ausschweifendsten Vergnügungen; das Spiel besonders liebte er lei-



Digitized by Google

denschaftlich. Sein ansehnliches Vermögen war in kurzer Zeit durchgebracht und überdies drückte ihn eine ungeheure Schuldenlast, sodaß er sich den Händen seiner Gläubiger nur dadurch zu entziehen vermochte, daß er den Credit, den ihm seine Stellung als Staatsmann verschaffte, benutzte. Aber 1774 trat er plötzlich im Parlament als Gegner der Minister auf und die nächste Folge war, daß man ihm seine Ämter nahm. Er gerieth dadurch zwar noch mehr in die peinlichsten Geldverlegenheiten, aber anstatt sich durch diese niederdrücken zu lassen, fand er vielmehr in ihnen einen Sporn, sich auf das Kräftigste emporzuarbeiten und mit dem ungetheiltesten Ernste nun ganz den höchsten Interessen seines Vaterlandes zu widmen. Er griff in Verbindung mit andern ausgezeichneten Staatsmännern die Minister wegen der Ungerechtigkeit an, mit welcher die engl. Colonien in Nordamerika behandelt wurden. Bald stand er an Verstand und Beredtsamkeit als der Erste an der Spitze seiner Partei; 1782 mußten die Minister von ihren Stellen abtreten und F. selbst wurde Minister, legte jedoch bald dieses Amt wieder nieder, weil er mit seinen Collegen nicht vollkommen übereinstimmte, später übernahm er aber nochmals die Stelle eines Staatssecretairs. Die Angelegenheiten der ostind. Compagnieländer waren bisher ganz in den Händen der Mitglieder der ostind. Gesellschaft gewesen und von ihnen nur zu ihrem Privatvortheil, aber zu desto größerm Nachtheil der ostind. Unterthanen verwaltet worden. F. wollte sie unter den Einfluß der brit. Regierung bringen; doch den mächtigen Mitgliedern jener Gesellschaft gelang es, den König für ihre Ansicht zu gewinnen, und F. erhielt, wie das ganze Ministerium, 1783 seine Entlassung. Pitt (s. d.) wurde Minister und F. kämpfte unablässig gegen diesen, der ihm allzugeneigt zum Kriege und zur Einmischung in die europ. Angelegenheit schien, indem er selbst zum Frieden und zur Zurückhaltung rieth. Vergebens suchte man F. durch Geld und Ehrenbezeugungen auf die Seite der Minister zu bringen; er blieb unbestechlich und mehrmals gelang es ihm auch, den Ausbruch des Kriegs zu verhindern. Er machte, um sich von den politischen Kämpfen, die er im Parlament zu bestehen hatte, zu erholen, mit seiner nachmaligen Gemahlin, einer Mistriß Armstead, eine Reise nach Frankreich, der Schweiz und Italien. Noch mehr zog er sich von öffentlichen Angelegenheiten zurück, als er nach der schrecklichen Wendung der franz. Revolution, als Jakobiner (s. d.) verdächtigt wurde, weil er rieth, ohne feindliches Eingreifen, Frankreich seinem Schicksale zu überlassen. Er mußte deshalb harte Kränkungen erfahren, und auf dem Lande, wo er seit 1797 einen großen Theil seiner Zeit zubrachte, begann er ein historisches Werk, dessen 1808 erschienenes Bruchstück (Geschichte des ersten Theils der Herrschaft Jakob II.) ein Zeugniß seines scharfsinnigen Geistes ist. Nach Pitt's Tode 1806 trat F. nochmals als Staatssecretair an seine Stelle. Sein eifrigstes Streben ging sogleich auf Herstellung eines allgemeinen Friedens, der aber wegen der Verwickelung der Zeitverhältnisse nicht zu Stande kommen konnte. Sein letztes Werk war eine Handlung, die ebenso sehr seinem Herzen wie seinem Verstande Ehre machte: er bewog das Parlament, die Abschaffung des Sklavenhandels zu erklären. F. starb am 13. Sept. 1806. Seine Freunde errichteten ihm 1816 eine Bildsäule, und 1818 wurde ihm ein Denkmal in der Westminsterabtei zu London errichtet.

**Foy** (Max. Sebastian), ein tapferer General Napoleon's, geboren 1775 zu Ham. Nachdem er sich in den Revolutionskriegen ausgezeichnet hatte, wurde er Artilleriechef und diente als solcher gegen England und Östreich. Mit 1200 Artilleristen schickte ihn Napoleon 1807 nach der Türkei, um den Sultan gegen die Engländer zu unterstützen. Im folgenden Jahre diente er als General in Spanien, und blieb hier bis zur Absetzung Napoleon's, nachdem er 1812 den Oberbefehl über das franz. Heer in Spanien übernommen hatte. Noch in der Schlacht bei Waterloo kämpfte er für Napoleon. Nachdem die Bourbons nach Frankreich zurückgekehrt waren, trat er als Deputirter in der zweiten Kammer auf, wo er sich durch Freisinnigkeit auszeichnete, große Rednertalente entwickelte und sich die allgemeinste Achtung und Anerkennung zu erwerben wußte. Die Anzahl seiner Freunde war so groß, daß, als nach seinem zu Paris 1825 erfolgten Tode zu einem Denkmale für ihn und zur Unterstützung seiner Familie Geldbeiträge gesammelt wurden, binnen drei Monaten über 900,000 Francs zusammenkamen. Aus seinem Nachlasse wurden interessante Schriften über die Napoleon'sche Zeit herausgegeben.

**Fracht** ist eine Ladung von Gütern, welche einem Fuhrmann oder Schiffer (Frachtfahrer) gegen einen bedungenen Lohn, welcher ebenfalls Fracht genannt wird, übergeben wird, um sie binnen einer bestimmten Zeit und an einem bestimmten Orte, unverletzt abzuliefern. In dem Frachtbriefe, welcher dem Frachtfahrer offen mitgegeben wird, damit er sich sowol unterwegs als am Orte seiner Bestimmung damit ausweisen könne, ist enthalten: der Name des Absenders, des Empfängers und des Frachtfahrers, deren Wohnorte, der nach dem Gewicht oder der Anzahl der Stücke bedungene Lohn, und wie viel dem Frachtfahrer etwa im Voraus darauf vom Absender bezahlt worden ist, wie viel er also vom Empfänger noch zu fodern habe, die Münzsorte, in welcher er auszuzahlen, der Termin, bis zu welchem die Waaren abzuliefern, das Verzeichniß derselben nach den einzelnen Packen (Frachtstücken, Collis) mit Angabe der Art, wie sie gepackt und gezeichnet sind, das Gewicht der Güter, der Ort und der Tag, an welchem sie geladen worden. Auch die vom Frachtfahrer ausgelegten Zölle und dergl. müssen vom Empfänger der Waaren wiedererstattet werden. Jeder Frachtbrief muß vom Absender eigenhändig unterschrieben sein. Der Frachtfahrer kann, wenn ihm die bedungene Fracht nicht ausgezahlt wird, sich rechtlich an die Waaren halten; dafür ist er aber auch verpflichtet, alle oben angegebenen Bedingungen zu erfüllen und nur Unglücksfälle, deren Unabwendbarkeit er nachweisen kann, begründen ein Recht auf Nachsicht. Man unterscheidet ganze und halbe Fracht, je nachdem der Frachtfahrer ganze oder halbe Ladung an den ihm anvertrauten Gütern in Bezug auf seinen Frachtwagen oder sein Schiff hat. Eine Ladung, die auf dem Rückwege mitgenommen wird, heißt Rückfracht. — Besondere Maßregeln sind noch bei den Schiffern nöthig, welche gewöhnlich viel bedeutendere Ladungen als die Fuhrleute haben und auf ihren weiten Wegen nach verschiedenen Staaten kommen, in denen sie wegen der Zölle sich auszuweisen haben. Auf allen Flüssen, welche eine gute Schifffahrts- und Zollordnung haben, muß der Schiffer ein Manifest mitnehmen. Dieses enthält den Inhalt sämmtlicher

Digitized by Google

ihm ertheilter Frachtbriefe, den Namen und Wohnort des Schiffseigenthümers, den Namen, die Tragbarkeit und die Flagge des Schiffs, die beglaubigende und bestätigende Unterschrift des Schiffers, der für die Richtigkeit verantwortlich ist. Dieses Manifest wird am Landungsorte von den Schiffahrts- und Zollbeamten mit der Ladung verglichen und bestätigt. Im Seehandel erhält der Schiffer einen dreifach ausgestellten Frachtbrief, welcher **Connossement** genannt wird. Überdies muß der Seeschiffer einen **Frachtcontract**, **Nolissement**, **Certapartie** haben, d. h. den schriftlichen Contract, welcher besagt, auf wie lange oder auf welche Reise das Schiff oder ein Theil desselben, um welchen Miethzins (**Fracht**, **Nolis**) verdungen worden sei. Der Schiffscapitain muß auf seiner Reise ein genaues, durch Zeugnisse beglaubigtes Verzeichniß über alle Ereignisse, welche ihm während seiner Reise zugestoßen, führen, aus dem der Weg, den er genommen, wo er angelandet, sowie ob er die nöthigen Zölle entrichtet habe, hervorgeht. Wo er anlandet, muß der Capitain (in einem Hafen seiner Nation von der Obrigkeit, in einem fremden Hafen von dem Consul seiner Nation) sein Geschäftsregister visiren und sich die nöthigen Zeugnisse über Aufenthalt u. s. w. geben lassen.

**Fra Diavolo** (d. h. Bruder Teufel), ein berüchtigter ital. Räuber, hieß eigentlich Mich. Pozza, sollte ein Strumpfwirker werden, lief aber wegen schlechter Streiche davon und gerieth unter Räuber, deren Gesell und später Hauptmann er wurde. Im Kriege 1799 zwischen Neapel und Frankreich nahm er für jenes Partei, erhielt wegen seines frühern Lebens Begnadigung und diente als Oberst. Nachdem er lange durch Insurgentenbanden, die er befehligte, den Franzosen großen Schaden zugefügt, fiel er, von einem Bauer verrathen, endlich in ihre Hände und wurde 1806 zu Neapel aufgehängt. Sein Name ist durch die an heitern Melodien reiche Auber'sche Oper „Fra Diavolo“ allgemeiner bekannt geworden.

**Franc**, eine in Frankreich seit 1795 eingeführte Rechnungsmünze, etwas besser als die ehemaligen Livres, indem etwa 52 auf die feine cöln. Mark gehen. Hiernach ist ein Franc so viel wie 6 Gr. $1\frac{11}{13}$ Pf. Conv.-Geld = $23\frac{1}{13}$ Kreuzer Conv. = $27\frac{9}{13}$ Kreuz. 24 Guldenfuß = $8\frac{1}{13}$ Sgr. Ein Franc hat 100 Centimes. An den deutsch-franz. Grenzen rechnet man 640 Francs = 297 Guld. im 24 Guldenfuß. Die 5, 2, 1, $\frac{1}{2}$ und $\frac{1}{4}$ Francsstücke sind von Silber, die 20 und 40 Francsstücke von Gold. — Die **Schweizerfranken** oder **Zehnbätzner**, seit 1799 in der Schweiz eingeführt, sind eine Silbermünze, welche 10 Batzen oder 100 Rappen hat. Ihr Werth ist 9 Gr. $2\frac{7}{9}$ Pf. Conv.-Geld.

**Francke** (Aug. Herm.), war der Sohn des Domsyndicus F. zu Lübeck und wurde am 23. März 1663 zu Lübeck geboren. Als Schüler auf dem Gymnasium zu Gotha zeichnete er sich so aus, daß er schon im 14. Jahre für die Universität hinlänglich vorbereitet war, und nachdem er sich in Erfurt, Kiel und Leipzig dem Studium der Theologie gewidmet hatte, hielt er als Privatdocent in Leipzig mit großem Beifall Vorlesungen. Aber die Theologen feindeten ihn so an, daß er 1690 seine Stellung bei der Universität aufgab, um eine Predigerstelle in Erfurt anzunehmen. Seine echt christlichen, vom Geiste der Liebe und Frömmigkeit beseelten Kanzelvorträge fanden so allgemeine Theilnahme, selbst bei den Katholiken, daß der Kurfürst von Mainz, welcher damals Herr von Erfurt war, die katholische Religion durch F. gefährdet glaubte und ihm daher schon im nächsten Jahre nach seinem Amtsantritte den Befehl zukommen ließ, binnen 24 Stunden die Stadt zu verlassen. F. folgte einem Rufe nach Halle zum Professor bei der dasigen Universität und wurde später Pastor an der Kirche der Vorstadt Glaucha vor Halle. Von nun an war der Segen

Gottes auf eine wahrhaft wunderbare Weise mit F., dessen eifrigstes Streben dahin ging, dem wahren Wohle der Menschen auf die uneigennützigste und großartigste Art zu dienen. Er wurde der Stifter der berühmten, weit ausgedehnten F.'schen Stiftungen, einer Schul- und Erziehungsanstalt in der Vorstadt Glaucha. Festes Vertrauen auf Gott gab ihm den Muth, mit den geringsten Mitteln an die Ausführung seines großen Plans zu gehen und ihn mit unerschütterlicher Beharrlichkeit zu Ende zu führen. Die ganze Unterrichtsanstalt bestand anfangs nur in ihm, dem Lehrer und einigen armen Schülern, die er unterrichtete und unterstützte. Bald aber fanden sich Menschen, welchen es Freude machte, das segensreiche Unternehmen zu unterstützen. Im J. 1695 wurde das Gymnasium gegründet, welches noch jetzt unter dem Namen des Pädagogiums besteht, und 1698 wurde der Grund zum Waisenhause gelegt. Von allen Seiten kamen Geldbeiträge, die wichtigste Stütze für das Unternehmen wurden aber gewisse Arzneimittel, zu welchen ein Chemiker auf dem Sterbebette F. die Recepte mitgetheilt hatte und die so allgemeine Abnahme fanden, daß sie der Stiftung ehemals jährlich 30—40,000 Thlr. einbrachten. Außer einer eignen Apotheke erhielten die F.'schen Stiftungen auch eine eigne Buchhandlung. Alle diese Stiftungen bestehen noch jetzt in ihrer ganzen Ausdehnung und haben noch manche Erweiterung und Verbesserung erfahren. Nachdem sich ihre Einkünfte vermindert haben, sind sie durch die Staatskasse unterstützt worden. Sie bestehen gegenwärtig aus einer Erziehungsanstalt für Waisen (Knaben und Mädchen), mit welcher eine Erziehungsanstalt für Knaben verbunden ist, die eine geringe Pension bezahlen, einem Gymnasium, einer

Digitized by Google

Bürgerschule, einer Realschule, einer Freischule und dem Pädagogium, welches eine Erziehungsanstalt und ein Gymnasium für Söhne bemittelter Ältern ist. Wichtige Theile der F.'schen Stiftungen sind noch die Canstein'sche Bibelanstalt (s. Canstein) und die Missionsanstalt für Ostindien. Das ganze Gebäude bietet einen imposanten Anblick dar und hat die herrliche, ganz den freudigen Glaubensmuth seines Stifters aussprechende Inschrift (Jesaias 40, 31.):

„Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln, wie die Adler".

Der Platz vor dem Waisenhause ist der Frankensplatz genannt worden. F. starb am 8. Jun. 1727. Er war ein Mann voll der wahrsten, thätigsten Frömmigkeit, der nur für sein göttliches Werk, seinen Beruf als Prediger und Universitätslehrer und für die Wissenschaften lebte, die er mit schätzbaren Werken bereicherte. Er war so fest und beharrlich, wie mild, voller Freundlichkeit und in seinen Sitten edel und unbefangen. Den würdigsten Schmuck haben seit 1828 die F.'schen Stiftungen in der bronzenen Bildsäule F.'s erhalten, welche von dem berühmten Bildhauer Rauch gearbeitet und vor dem Pädagogium am Ende der Straße, welche die Stiftungsgebäude bilden, aufgerichtet worden ist.

**Franken** (die) waren ursprünglich eine Verbindung mehrer deutscher Völkerschaften, die zwischen dem Rhein, der Elbe und dem Main wohnten, zur Vertheidigung ihrer Unabhängigkeit gegen die Römer. Ihr Name erscheint zuerst ums Jahr 240. Die dazu gehörenden Stämme waren die Cherusker, Chaucer, Brukterer, Katten, Salier, Ripuarier u. A. Sie benutzten den Verfall des röm. Reichs, um den Rhein zu überschreiten. Wurden sie auch anfangs wieder zurückgeworfen, so hatten sie doch Gallien (Frankreich) zu lieb gewonnen, um nicht wiederzukommen, und rückten endlich in Nordgallien immer weiter nach Paris zu vor. Sie waren tapfere Männer, voll glühender Freiheitsliebe. Als im Anfange des 4. Jahrh. einst Konstantin der Große sie zurückgeschlagen und die Gefangenen zum Kampfe mit wilden Thieren verurtheilt hatte, nahmen sich diese lieber selbst das Leben, weil ihnen der Gedanke unerträglich war, daß sie mit ihrem Tode den verhaßten Römern zum Schauspiel dienen sollten. Als der Hunnenkönig Attila 451 in Gallien einbrach, standen die Franken in Verein mit allen Völkern, die Gallien bewohnten, gegen den gewaltigen Krieger auf und fochten tapfer in der Schlacht auf den catalaunischen Feldern. Sie wurden damals von Königen regiert, deren Familie man die Merowinger nennt, weil ihr Stammvater Merwig oder Meroveus geheißen haben soll. In der Reihe dieser Könige ragte durch Kraft und Eroberungsgeist Clodwig hervor, der von 482—511 regierte und sich durch Gewalt und List zum Herrn des größten Theils Frankreichs machte. Die weitere Geschichte derselben siehe unter Frankreich. — Die Morgenländer nennen alle christlichen Europäer Franken. Dieselben sind in den größern mohammedan. Städten auf bestimmte Stadtviertel eingeschränkt.

**Frankfurt am Main**, der Zahl der Einwohner nach die zweite, in politischer Bedeutung die erste der vier freien Städte Deutschlands, liegt auf dem rechten Mainufer in einer meist flachen, sandigen, aber trefflich angebauten Gegend. Nach N. erblickt man die Berge der Höhe oder des Taunus und im S. die des Odenwaldes in der Entfernung einiger Meilen. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf 52,000, unter denen die meisten der lutherischen, 2500 der reformirten, 6000 der katholischen Kirche angehören. Juden, deren Rechte seit einigen Jahren bedeutend erweitert worden sind, gibt es mehr als 6000. Im Ganzen ist F. nicht schön gebaut. Die Straßen sind unregelmäßig und meist nicht breit, und neben sehr ansehnlichen Gebäuden gibt es viele kleine und alte. Doch hat es sich in neuerer Zeit sehr verschönert, und besonders ist vor den Thoren viel gebaut worden, seitdem die Stadt aufgehört hat, Festung zu sein. Statt der ehemaligen Wälle und Gräben ist sie mit schönen Gärten und Spaziergängen umgeben. Über den Main führt eine breite steinerne Brücke nach der Vorstadt Sachsenhausen, auf welche von jener Einwohnerzahl 5000 kommen. Die größte Wichtigkeit erhält F. durch seinen Handel und Verkehr, der durch die zwei blühenden Messen sehr befördert wird. Die wichtigsten Handelsgegenstände sind: franz. und Rheinweine, Wolle, deutsche, franz., helvet., italien. und engl. Fabrikwaaren, Colonialwaaren und Leder; außerdem werden sehr wichtige Wechsel- und Speditionsgeschäfte getrieben. Die Fabriken sind nicht ausgezeichnet, doch gibt es deren mehre, vorzüglich für Schnupftaback. Ehemals war F. der Hauptsitz des deutschen Buchhandels, was jetzt Leipzig ist. F. hat 7 Land- und 7 Wasserthore. Unter den Straßen zeichnen sich die Zeil, die meist gerade, breit und mit schönen Gebäuden geziert ist, die große Gallus-, die Schnur-, die Sandgasse, die neue Kräm und die neue Mainzerstraße aus; unter den Plätzen: der Paradeplatz, der Roßmarkt, der Platz am Römer und der am Liebfrauenberge. Die merkwürdigsten Gebäude sind: der Römer oder das Rathhaus, in welchem sonst die Wahl des röm. Kaisers berathen wurde, ein altes, ehrwürdiges Gebäude. Hier ist der Kaisersaal, geschmückt mit den Bildern sämmtlicher Kaiser, und das Wahlzimmer, geziert mit Purpurtapeten und wunderlich verschnörkelten Goldleisten; der Thurn- und Taxische Palast, jetzt der Versammlungsort der Bundesversammlung, 1740 erbaut; der Saalhof, einst ein Residenzschloß karolingischer Kaiser, jetzt zum Speicher benutzt; die Börse; das Haus zum Braunfels, auch zu Kaufmannsgeschäften bestimmt; das ehemalige Zeughaus, jetzt zu Kaufgewölben eingerichtet; der Dom oder die Bartholomäikirche, im altdeutschen Styl gebaut, mit dem Grabmale des deutschen Kaisers Günther; auch ist hier die ehemalige Wahlkapelle oder das Conclave, wo die feierliche Wahl der Kaiser vollzogen wurde. An wissenschaftlichen Anstalten und Sammlungen ist F. reich. Es gehören dahin: die aus 100,000 Bänden bestehende Stadt- und Rathsbibliothek, für die seit 1825 ein neues Gebäude errichtet worden ist; ein sehr gut eingerichtetes Gymnasium im ehemaligen Barfüßerkloster; eine Bürgerschule; mehre Volksschulen, zu denen auch eine Sonntagsschule zu rechnen ist; ein Taubstummeninstitut; ein Gelehrtenverein für deutsche Sprache; die Senkenberg'sche naturforschende Gesellschaft, zu der 1817 gegründeten Senkenberg'schen Stiftung gehörig, die auch ein medicinisches und anatomisches Institut, ein Hospital und einen botanischen Garten enthält und ein eignes großes Gebäude für ihre Sammlungen besitzt; mehre öffentliche Bibliotheken und Gelehrtenvereine; das Städelsche Kunstinstitut; der sehr werthvolle Antikensaal im Bethmann'schen Hause; das Museum

Digitized by Google

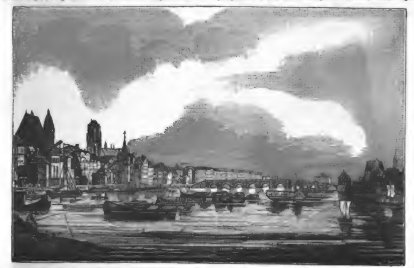
# FRANKFURT

Ansicht von Frankfurt.

Digitized by Google

Digitized by Google

mit mehren sehr guten Sammlungen u. s. w. Auch an Wohlthätigkeitsanstalten fehlt es nicht; dahin gehören außer dem Senkenberg'schen Hospitale die seit 1809 eingerichtete Armencommission, das große Hospital zum h. Geist, das allgemeine Waisenhaus, das neue Waisenhaus, das Versorgungshaus für hülfsbedürftige alte Leute, mehre Hospitäler



und Privatstiftungen. Unter den Privatgebäuden darf das Göthe'sche Haus nicht übersehen werden, in welchem der große Dichter 1749 geboren wurde.

Von der Stadt F. müssen wir das Gebiet unterscheiden, das einen Flächenraum von 4⅓ □M. enthält, mit 60,000 Menschen, die Stadtbewohner eingeschlossen. Der sehr gut bebaute Boden bringt vorzugsweise Gemüse, Wein und Obst hervor; doch müssen für die Bedürfnisse der Stadt noch viele Lebensmittel von auswärts herbeigeholt werden.

F. war schon seit 1254 freie Reichsstadt, wurde aber durch Napoleon zu einem Großherzogthum F. gemacht und dem Fürsten Primas Karl von Dalberg (s. d.) übergeben. Nach dem Sturze Napoleon's wurde es wieder freie Reichsstadt und hat seit 1816 eine neue Verfassung. An der Spitze der Regierung stehen drei Gewalten: der gesetzgebende Körper, der Senat und der ständische Bürgerausschuß. Der erstere besteht aus 20 von und aus dem Senat gewählten Männern, aus 20 Mitgliedern des ständischen Bürgerausschusses und 45 aus der christlichen Bürgerschaft gewählten Personen. Die ausübende Macht liegt in den Händen des Senats, der aus 42 Mitgliedern besteht, deren dritter Theil aus dem Stande der angesehensten Handwerker gewählt wird. Die Wahl der beiden Bürgermeister wird jährlich erneuert. Der ständische Bürgerausschuß enthält 60 Mitglieder. Die Staatseinkünfte belaufen sich ungefähr auf 760,000 Gulden. Auf der Bundesversammlung hat F. mit den drei übrigen freien Städten Eine Stimme und führt unter ihnen den Vorsitz. Die Stadt hält 700 M. Soldaten und hat 475 M. als Bundescontingent zu stellen. In neuester Zeit ist F. dem von Preußen ausgegangenen Zollvereine beigetreten.

**Fränkische Kreis** (der), einer der 10 Kreise des ehemaligen deutschen Reichs, zu welchem die Hochstifte Bamberg, Würzburg, Eichstädt, die Fürstenthümer Anspach, Baireuth, Hohenlohe, das Deutschmeisterthum Mergentheim, die gefürsteten Grafschaften Henneberg und Schwarzenberg, die Grafschaften Castell, Wertheim, Reineck, Erbach, Limburg, die Herrschaften Seinsheim, Hausen, Speckfeld und die Reichsstädte Nürnberg, Rothenburg an der Tauber, Schweinfurt, Weißenburg und Windsheim gehörten. Er hatte 490 □M. mit 1,500,000 Einw.

**Franklin** (Benjamin), der Erfinder des Blitzableiters, der Befreier Nordamerikas, wurde am 17. Jan. 1706 zu Boston in Nordamerika geboren. Er war der Sohn eines armen Seifensieders und lernte die Buchdruckerei. Seine Mußestunden benutzte er, um die wenigen ihm zugänglichen Bücher zu studiren. Mit Hülfe mehrer Freunde gelang es ihm, 1728 in Philadelphia eine eigne Druckerei zu errichten. Er gab eine Zeitung und einen jährlichen Almanach heraus, welche seinen Namen bald bekannt machten, während ein Papierhandel seine Vermögensumstände verbesserte. Er legte 1731 die erste öffentliche Bibliothek Amerikas an, und gründete 1738 in Philadelphia die erste Hülfs- und Versicherungsgesellschaft gegen Brandschäden. Durch seine Untersuchungen über das Wesen der Elektricität, die ihn unter

Digitized by Google

Anderm auf die Erfindung des Blitzableiters (s. Blitz) führten, machte sich F. in der ganzen gebildeten Welt berühmt, und empfing von allen Seiten die Beweise der ehrenvollsten Anerkennung. Die engl. Regierung machte ihn zum Generalpostmeister aller engl.-amerikan. Colonien, welche Stelle

mit sehr bedeutenden Einkünften verbunden war. Dennoch trat F. bei den Streitigkeiten, welche zwischen Amerika und England eintraten und denen endlich Amerika seine Freiheit verdankte, auf die Seite seines gekränkten Vaterlandes. Mit Muth und Begeisterung sprach er in London für die Interessen desselben, und verlor daher seine Stelle als Generalpostmeister. Als bevollmächtigter Gesandter begab er sich 1776 nach Paris und unterhandelte mit dem franz. Hofe über die Anerkennung der Vereinigten nordamerikan. Freistaaten, welche er 1778 bewirkte. Er war es auch, der 1783 mit den engl. Geschäftsführern zu Paris die ersten Friedensunterhandlungen unterzeichnete, welche die Unabhängigkeit Nordamerikas sicherten. Die franz. Akademie nahm F. als Mitglied auf und der berühmte d'Alembert begrüßte ihn in derselben mit dem prunkenden, aber wahren Verse:

„Er entriß dem Himmel den Blitz, den Tyrannen das Scepter."

Bei seiner Rückkehr ins Vaterland wurde F. mit begeisterter Liebe und Verehrung empfangen und noch in seinem 79. Jahre zum Präsidenten des Congresses in Pennsylvanien erwählt. Als die Nachricht von seinem am 17. Apr. 1790 in Philadelphia erfolgten Tode nach Frankreich kam, legte die Nationalversammlung in Paris eine dreitägige Trauer um ihn an. F. war ein Mann von den einfachsten und liebenswürdigsten Sitten, von den strengsten Grundsätzen, von dem klarsten Verstande. Er war unermüdlich thätig, unbestechlich rechtschaffen und lehrte diese Tugenden und seine schlichte Lebensweisheit in dem Muster eines Volksbuches: „Sprüchwörter des alten Heinrich, oder die Weisheit des guten Richard", welches 1757 in Philadelphia erschien. Seinen anspruchslosen und frommen Sinn drückt auch die Grabschrift aus, die er sich selbst setzte: „Hier liegt der Leib Benjamin Franklin's, eines Buchdruckers (gleich dem Deckel eines alten Buches, aus welchem der Inhalt herausgenommen und der seiner Inschrift und Vergoldung beraubt ist), eine Speise für die Würmer; doch wird das Werk selbst nicht verloren sein, sondern (wie er glaubt) dermaleinst erscheinen in einer neuen schönern Ausgabe, durchgesehen und verbessert von dem Verfasser."

**Frankreich** (das Königreich) umfaßt gegenwärtig ungefähr 10,000 □M., auf welchen über 32 Mill. Menschen wohnen. Der Boden ist von mehren Gebirgen durchzogen, und da, wo diese aufhören, meist Hügelland. Durch seine Lage an vier Meeren: dem atlant., dem Kanal, der Nordsee und dem mittelländ. Meere, ist es ebenso zum Seehandel geeignet, als durch seine Angrenzung an Spanien, Italien, die Schweiz, Deutschland und Belgien zur Theilnahme an dem allgemeinen europ. Völkerverkehr bestimmt. Natürliche Häfen bieten die Küsten F.'s in Menge dar, vorzüglich die Nordwestküste des atlant. Meeres. Bemerkenswerthe Busen sind: der biscayische Busen in Gascogne, die Bai von Morbihan, St.-Brieux, Douarnenez und Cancale in der Bretagne und vor allen der 220 M. große Golf de Lions (Löwenbusen) im Mittelmeere. Die Küsten sind meist flach und sandig und nur da felsig, wo sie tiefer in das Meer hineinragen, also in der Provence, Bretagne und Normandie. Die Hauptgebirge sind im S., daher gehen auch die meisten Flüsse nach N. oder W. Von Spanien wird es durch die hohe Kette der Pyrenäen getrennt, deren höchste Spitze, Maladetta (gegen 11,000 F.), auf span. Gebiete liegt; aber auch die zu F. gehörenden Spitzen: der Montperdu, Vignemale, Pic du Midi, Canigou steigen zum Theil bis zu 10,500 F. hinan und bilden die reizendsten Thäler, unter denen das Campanerthal, in welchem der Badeort Bagnères liegt, das berühmteste ist. Am Fuße der Pyrenäen liegt ein weinreiches Hügelland. Daran schließt sich zunächst in nordöstl. Richtung das Lozère-Gebirge von mäßiger Höhe, von welchem zwei Hauptbergreihen ausgehen: im Nordwesten das Gebirge von Auvergne, meist aus ausgebrannten Vulkanen bestehend, von denen der Cantal, Mont d'or und Puy de Dôme eine Höhe von 4500—5700 F. erreichen; nach Nordosten das Cevennengebirge mit Bergen von 4—6000 F., das nördl. in die Côte d'or ausläuft, wo der feurige Burgunderwein wächst. Dies reizende Hügelland geht, noch weiter nach N., in den Argonner- und Ardennerwald über; zwei niedrige Gebirge, die durch das Flußthal der Maas getrennt werden und bis in Belgien hineinragen. Von diesem Gebirgssysteme ganz getrennt sind die hohen Ketten der Alpen, die wie eine hohe Mauer zwischen Italien und F. sich erheben und die Flußgebiete der Rhone und des Po von einander trennen. Mehre Zweige dieser Alpen lagern sich über das südöstl. F. bis an die Ufer der Rhone und des Genfersees, wo das Juragebirge sich anschließt, das längs der Grenze Helvetiens hinstreicht und dessen höchste Spitze, der Reculet, eine Höhe von 5200 F. hat. Wo der Jura aufhört, beginnt das Gebirge der Vogesen, welches den gartenreichen Elsaß von Lothringen trennt und nördl. in den Donnersberg übergeht. Unbedeutender sind die Bergreihen, welche das nordwestl. F. durchziehen und zum Theil weite Ebenen einschließen. Merkwürdig ist das weite Haideland (les Landes) im Südwesten längs der Küste zwischen den Mündungen der Garonne und des Adour, wo nur wenig

Digitized by Google

# FRANKREICH.

Digitized by Google

Digitized by Google

Menschen wohnen und diese auf hohen Stelzen den tiefen Sand durchschreiten. Ganz eigenthümlich ist auch die Beschaffenheit der Crau, einer ganz mit glatten Steinen bedeckten Ebene an den Mündungen der Rhone.

Die Fruchtbarkeit F.'s hängt großentheils von seiner vorzüglichen Bewässerung ab. Die Garonne, Loire und Seine gehören mit ihrem ganzen Flußgebiete hierher, die Rhone größtentheils und der Rhein und die Schelde nur dem kleinern Theile nach. Zu dem Flußgebiete der Garonne, die auf den Pyrenäen im Thal Arran auf span. Gebiete entspringt, gehören die Flüsse Arriège, Tarn, Lot und Dordogne, die sie rechts, und der Gers, den sie links aufnimmt. Von der Mündung der Dordogne nimmt sie den Namen Gironde an, und steht durch den großen Südkanal (**Canal de Languedoc**), der bei Toulouse anfängt, mit dem See Thau, einem kleinen Meerbusen des mittelländ. Meers, in Verbindung. Noch größer ist das Flußgebiet der Loire, die auf den Cevennen entspringt und rechts die Nièvre und Mayenne (mit dem Loir und der Sarthe), links den Allier, Loiret, Cher, Indre, die Vienne und Sèvre nantoise aufnimmt, und wie die Garonne ins atlant. Meer geht. Die Seine, die das dritte große Flußgebiet ausmacht, entspringt auf der Côte d'or und bringt rechts die Aube, Marne und Oise, links die Yonne und Eure mit und mündet in den Kanal. Die Rhone, welche bald nach ihrem Ausflusse aus dem Genfersee in F. eintritt, empfängt rechts den Ain, die Saone, Ardèche und den Gard, links die Isère, Drôme und Durance, bildet bei ihrer Mündung ein Delta, die Camargue, und fließt ins mittelländ. Meer. Das Flußgebiet des Rheins gehört nur dem kleinern Theile nach zu F. Er selbst berührt es nur längs des Elsaß; aber seine Nebenflüsse Ill und die von den Vogesen kommende Mosel mit der Meurthe gehören ganz oder größtentheils zu F. Die Maas (**la Meuse**), die an der Côte d'or entspringt, kann auch als Nebenfluß des Rheins betrachtet werden, da ihre Mündungen sich mit denen des Rheins vermischen. Außer diesen Hauptflüssen hat F. viele Küstenflüsse, von denen der Adour, die Charente, die Sèvre niortoise, die Vilaine mit der Ille in das atlant. Meer, die Orne und Somme in den Kanal, die Schelde in die Nordsee, und der Var, der Argens, der Herault und die Aube ins mittelländ. Meer gehen. Der innere Verkehr wird durch die Kanäle, welche die Flußgebiete miteinander in Verbindung setzen, sehr befördert. Die Schelde und Seine werden durch den Kanal von St.-Quentin, der zum Theil unterirdisch ist, verbunden; die Seine und Loire durch den Kanal von Orleans und den von Briare; die Loire und Rhone durch den Kanal du Centre; die Seine und die Rhone durch den Kanal de Bourgogne, der aus der Yonne in die Saone geht; die Saone und der Doubs mit der Ill und dem Rheine durch den Kanal des Doubs; von dem Südkanal ist schon gesprochen werden.

Die Luft des nördl. und mittlern F.'s ist wie im nördl. und südl. Deutschland; doch ist der Winter weniger lang dauernd und streng als bei uns. Das südl. F. hat ein herrliches Klima, wo die feinern Obstsorten: die Granate, die Feige, die Olive und der süße Wein trefflich gedeihen, ohne daß die Hitze drückend würde, weil die nahe See die Luft abkühlt. Nur wehen hier zuweilen der Mistral und die Bise, jener aus Nordwest, dieser aus N., zwei heftige und rauhe Winde. Bei der glücklichen Lage F.'s kann es nicht fehlen, daß es eine Menge Erzeugnisse hervorbringt. Obenan steht der Wein, der im größten Theile des Landes, am meisten aber in den südl. Gegenden wächst, besonders in dem Hügelland im Flußgebiete der Garonne, der Rhone und selbst der obern Seine. Wir nennen unter den trefflichen Weinsorten nur die Bordeauxweine, den feurigen und süßen Lünel und den Frontignan in Languedoc, den gediegenen Burgunder und den brausenden Champagner. Ebenso hat es einen Überfluß an Obst jeder Gattung, das nicht nur frisch verbraucht, sondern auch eingemacht oder getrocknet ins Ausland geführt wird. In den nördl. Gegenden werden viel Flachs und Hopfen, in den mittlern viel Runkelrüben gebaut. An Metallen ist F. im Allgemeinen nicht sehr reich; am meisten noch wird Eisen im Jura, in den Vogesen, in den Cevennen und Ardennen gewonnen; dagegen ist es reich an Flintensteinen, Salpeter und Salz. Die Viehzucht ist nicht ausgezeichnet; die Pferde und Rinder sind meist schlecht, die Ziegen und Schafe aber in manchen Gegenden veredelt. Seide wird in den südl. Gegenden sehr viel erzeugt und die Küsten liefern viele Fische und Austern. Unter den Naturerzeugnissen, die F. ausführt, stehen Wein und Öl obenan. Die Fabriken sind in F. ausgezeichnet. Die wichtigsten sind die, welche Seiden- und Baumwollenwaaren, Tuche, Waffen, Galanteriearbeiten, Modewaaren, Uhren, Papier, Porzellan, Tapeten und Essenzen liefern. Mit allen diesen und andern Waaren wird ein ausgebreiteter Handel bis in die entferntesten Erdtheile getrieben. Unter den Seestädten zeichnen sich besonders aus: 1) an der Nordsee Dünkirchen; 2) am Kanal: Dieppe, Havre und St.-Malo; 3) am atlant. Meere: L'Orient, Nantes, la Rochelle, Bordeaux und Bayonne; 4) am mittelländ. Meere: Cette, Marseille und Toulon. Im Innern dagegen treiben den stärksten Verkehr: Paris, Lyon, Orleans, Strasburg, Toulouse, Beaucaire, wo die berühmten Messen, Montpellier, Abbeville und Amiens. Mit England geht der sehr starke Verkehr meist über Calais, zum Theil auch über Boulogne und die andern Häfen des Kanals. Der Handel wird besonders durch die franz. Colonien begünstigt. Die außereurop. Besitzungen F.'s sind: Cayenne (1300 □M. und 22,000 Einw.); die Antillen: Martinique, Guadeloupe, Desirade, Marie Galante und Les Saintes (54 □M. und 222,000 Einw.); die Insel Bourbon (112 □M. und 75,000 Einw.); in Ostindien das Gebiet von Pondichery, Karikal und Mahé, Comptoire zu Yamaon und Chandernagor, Handelslogen zu Patna, Cassimbazar, Balasore, Dacca, Surate und Siuthyia (29 □M., 100,000 Einw.). Algier (s. d.) wird auf 5000 □M. mit 1,800,000 Einw. gerechnet.

Die Franzosen sind ein gemischtes Volk; denn mit den alten Galliern haben sich im Laufe der Zeiten Italiener, mehre deutsche Stämme (Franken, Gothen und Burgunder), Normänner u. A. vermengt. Ihre Sprache, eine der ausgebildetsten, gilt in ganz Europa als Sprache der Höfe, der Diplomatik und als Mittel der Verständigung der Gebildeten aller Nationen. Der gemeine Mann spricht in einigen Provinzen Frankreichs ein verdorbenes Französisch, das Patois. Auch ist der Dialekt in Languedoc und Provence etwas abweichend. Im Elsaß wird noch viel Deutsch geredet. Die Einwohner der Bretagne sind Nachkommen der ums J. 450



Digitized by Google

aus England eingewanderten Briten und nennen sich Bretons oder Breyzards, und in den Pyrenäen wohnen noch Nachkommen der alten Spanier, die Basken, die wie jene eine eigenthümliche Sprache haben. In den Pyrenäen finden sich noch viele Zigeuner und eine entartete Gattung Menschen, die sogenannten Cagots (s. Kretins.) Juden sind überall im Lande verbreitet. Die Mehrzahl der Franzosen sind Katholiken; die Evangelischen bilden ungefähr den siebenten Theil der Bevölkerung, doch herrscht allgemeine Glaubensfreiheit, und alle Franzosen haben, welchem Glauben sie auch angehören, gleiche bürgerliche Rechte. Wissenschaften und Künste werden nicht nur sehr geschätzt, sondern wurden auch von jeher mit großem Erfolge betrieben, und namentlich in den Naturwissenschaften, der Mathematik, der Medicin und Chirurgie und der Geschichte haben sich die Franzosen ausgezeichnet, während sie in den streng philosophischen Wissenschaften den Deutschen bedeutend nachstehen. In der Poesie und Malerei haben sie mehr als in der Bildhauerkunst und in der ernsten Musik geleistet. Der Unterricht ist im Allgemeinen noch schlecht eingerichtet; besonders fehlt es an Volksschulen, sodaß nur der kleinere Theil der Kinder aus den untern Ständen Unterricht erhält. Doch sind in neuester Zeit Schritte zur Vermehrung und Verbesserung dieser Schulen nach dem Muster der deutschen gethan. Universitäten, wie die deutschen eingerichtet, haben die Franzosen nicht, wol aber eine Behörde, Universität genannt, an deren Spitze ein Großmeister steht, welche die Aufsicht über die höhern wissenschaftlichen Anstalten, sowie über die mittlern und niedern Schulen führt. Nur die Militair-, Ingenieur-, Schiffahrts-, Bergwerks- und Thierarzneischulen stehen nicht unter dieser Behörde. Zur Ausbildung der jungen Leute, die sich den Wissenschaften widmen, gibt es Akademien für bestimmte Zwecke; so sind medicinische Schulen in Paris, Montpellier und Strasburg; Rechtsschulen in Paris, Caen, Rennes, Poitiers, Dijon, Grenoble, Strasburg, Aix und Toulouse. Am ausgezeichnetsten sind die Kunst- und Gewerbeschulen und die Militair-, Artillerie- und Ingenieuranstalten.

F. ist eine eingeschränkte Monarchie. Sie wird von einem Könige, jetzt Ludwig Philipp (s. d.), aus dem Hause Orleans, regiert, der durch die Charte, die Ludwig XVIII. gegeben, und die nachmals, bei der Berufung des jetzigen Königs, einige Abänderungen erfahren hat, eingeschränkt ist. Zu den Prärogativen der Krone gehören: Ernennung der Pairs auf Lebenszeit, Entschließung über Krieg und Frieden, Abschließung von Verträgen mit andern Mächten, Wahl der Minister, Ertheilung von Ämtern und Würden und das Recht der Begnadigung. Die Civilliste des Königs beläuft sich auf 12 Mill. Francs. Er hat die ausübende Gewalt; die gesetzgebende dagegen theilt er mit den beiden Kammern, die er zusammenberufen und entlassen kann. Die erste Kammer, die der Pairs, besteht aus mehr als 200 Mitgliedern; die zweite Kammer, die der Deputirten, die zwischen 250—300 Mitglieder zählt, ist die eigentliche Vertreterin des Volks. Die Deputirten werden auf fünf Jahre von den Wahlcollegien der einzelnen Departements ernannt; doch sind nur die höchst Besteuerten und somit die Wohlhabendern wählbar. Jede der Kammern hat das Recht, Gesetzvorschläge zu machen, die zum Gesetze werden, wenn sie von beiden Kammern und vom Könige genehmigt sind. Ein Hauptvorrecht der Kammern ist die Bewilligung der Steuern. Der König ernennt zwar die Minister, aber die Behauptung ihrer Stellen hängt hauptsächlich von ihrer Einigkeit mit der Majorität (Mehrzahl) der Deputirtenkammer ab. Durch die Juliusrevolution wurde die Souverainetät des Volks deutlich ausgesprochen, durch Gesetze jedoch eingeschränkt; dasselbe ist mit der Presse geschehen, die durch jene Revolution für frei erklärt, durch spätere Gesetze aber wieder einigermaßen beschränkt wurde. Die Staatsschuld betrug 1833: 4,423,378,700 Fr. Die Staatseinkünfte belaufen sich auf ungefähr 1,131,000,000 Fr. Früher führte der Thronerbe den Titel „Dauphin" und der älteste Bruder des Königs hieß „Monsieur"; beide Titel sind, seit die ältere Linie der Bourbons vom Throne ausgeschlossen worden, aufgehoben. Ebenso hat man das Symbol der Bourbons, die Lilie und die weiße Fahne, überall abgeschafft und die Nationalfarben der Revolutionszeit und des Kaiserthums, Roth, Weiß, Blau, sind wieder eingeführt worden. Das Staatssiegel ist ein Schild, auf welchem ein offenes Buch mit der Inschrift „La charte de 1830" liegt und über dem eine geschlossene Krone mit Scepter und Hand der Gerechtigkeit angebracht ist, während die Unterschrift: „Louis Philipp I., König der Franzosen" lautet. An unbeweglichen Gütern gehören der Krone seit der Juliusrevolution: der Louvre, die Tuilerien, das Elisée-Bourbon, die Schlösser, Häuser u. s. w. von Versailles, St.-Cloud, St.-Germain en Laye, Compiegne, Fontainebleau, Pau und Meudon, die Porzellanmanufactur von Sèvres, die Gobelinsfabrik und die Manufacturen von Beauvais, das Gehölz von Boulogne und Vincennes und der Wald von Senart. Auch die Kostbarkeiten, Kunstschätze, Alterthümer und Bibliotheken der kön. Paläste gehören zum Schatz der Krone.

Vor der Revolution von 1798 war ganz F. anfangs in 17, nachher in 34 Provinzen getheilt und seit 1790 ist es mit Inbegriff der Insel Corsica in 86 Departements geschieden. Die einzelnen Departements werden von Präfecten verwaltet. Jedes derselben enthält drei oder vier Arrondissements mit Unterpräfecten, welche wieder in Cantons und Gemeinden, beide unter Schultheißen oder Maires, zerfallen. Die bedeutendsten der vielen reichbevölkerten Städte F.'s sind nach den 86 Departements folgende. Im Dep. Seine die Hauptstadt F.'s, Paris (s. d.), eine der wichtigsten Städte der Welt; die Abtei St.-Denis (s. d.). Im Dep. Pas de Calais: das fabrikreiche Arras mit 22,000 Einw., der Geburtsort Robespierre's (s. d.); Boulogne mit 20,000 Einw.; Calais (s. d.) und das durch seinen Schnupftaback bekannte St.-Omer mit 20,000 Einw. Im Nord-Departement: die stark befestigte Handelsstadt Lille mit 80,000 Einw.; die Festung Cambray (s. d.); die Hafenstadt Dünkirchen mit 25,000, die Festung Valenciennes mit 21,000 Einw., Batistfabriken und Steinkohlengruben. Im Dep. Aisne: das fabrikreiche St.-Quentin mit 18,000 Einw. Im Dep. Ardennen: die Festungen Charleville mit 8000, und Sédan mit 12,000 Einw. Im Dep. der Maas: die Festung Verdun mit 12,000 Einw., bekannt durch den Vertrag daselbst 843. Im Dep. der Mosel: das stark befestigte alterthümliche Metz mit 43,000 Einw., an der Mosel, mit den Trümmern einer alten röm. Wasserleitung. Im Meurthe-Departement: Nancy an der Meurthe, eine zum Theil wunderschön gebaute Stadt in einer reizenden Gegend mit 30,000, und L

Digitized by Google

neville mit 12,000 Einw. und reichen Fabriken (bekannt durch den Frieden von 1801). Im Dep. Niederrhein: das einst deutsche Strasburg (s. d.). Im Dep. Oberrhein: das gewerbthätige Mühlhausen (s. d.). Im Dep. Doubs: Besançon am Doubs, eine Festung mit 32,000 Einw., vielen wissenschaftlichen Anstalten, starkem Handel und blühenden Fabriken, besonders von Uhren. Im Dep. Jura: Dole mit 10,000 Einw. Im Dep. Somme: die alte Hauptstadt der Picardie, Amiens (s. d.); das durch Tuchfabriken bedeutende Abbeville mit 19,000 Einw., die nie eroberte Festung Peronne und das feste Schloß Ham. Im Dep. Oise: Beauvais (s. d.). Im Dep. Seine und Oise: Versailles (s. d.). Im Dep. Seine und Marne: Fontainebleau an der Seine, mit 7000 Einw., in dessen Nähe ein kön. Lustschloß liegt, welches Franz I. zu bauen anfing und Heinrich IV., Ludwig XIV. und XV. vollendeten. In demselben hielt sich Papst Pius VII. von 1809—14 auf; auch unterzeichnete hier am 11. Apr. 1814 Napoleon die Thronentsagung. Im Dep. Marne: Chalons, eine Festung mit 13,000 Einw., berühmt durch die Schlacht auf den catalaunischen Feldern 451; Epernay mit 5000 Einw., welches den meisten Champagner versendet, und Rheims (s. d.). Im Dep. Obermarne: Chaumont mit 7000 Einw., bekannt durch den 1814 zwischen Östreich, Rußland und Preußen abgeschlossenen Vertrag. Im Dep. Aube: Troyes, sonst Hauptstadt der Champagne, mit 26,000 Einw., starkem Weinhandel und Baumwollenfabriken. Im Dep. der Vogesen: Domremy la Pucelle (s. d.), der Geburtsort der Jungfrau von Orleans, und Epinal mit 8000 Einw. Im Dep. Ober-Saone: Vesoul mit 5500 Einw. Im Dep. Yonne: Auxerre mit 13,000 Einw. Im Dep. Côte d'Or: das gutgebaute Dijon mit 25,000 Einw., welche viele Fabriken betreiben, hat eine Universität, eine Societät der Literatur, der Künste und Wissenschaften. Unter seinen 8 Kirchen zeichnet sich die Notre Dame als eins der schönsten gothischen Bauwerke aus. In der Umgegend von Beaume mit 10,000 Einw., in demselben Dep., wachsen die besten Burgunderweine. Im Dep. Saone und Loire: Chalons am Kanal du Centre und an der Saone, mit 11,000 Einw., lebhaftem Handel und Fabriken. Im Dep. Ain: Bourg en Bresse mit 8500 Einw. Im Dep. Isère: Grenoble an der Isère, einst Hauptstadt der Dauphiné, mit 24,000 Einw., ist eine starke Festung gegen Sardinien, hat Leder- und Tuchfabriken und handelt mit Liqueuren und Handschuhen; es hat ferner eine Akademie, eine medicinische, eine Rechts-, eine Zeichnen-, eine Hebammen- und eine Artillerieschule, ein Seminar und eine öffentliche Bibliothek mit 60,000 Bänden. Bayard (s. d.) wurde hier geboren und liegt hier begraben; auch ist ihm 1820 eine Statue errichtet worden. Vienne, am linken Rhoneufer, mit 14,000 Einw. und zahlreichen Fabriken. Im Dep. Oberalpen: Gap mit 7000 Einw. Im Dep. Niederalpen: Digne mit 4000 Einw. Im Dep. Var: Toulon (s. d.). Im Dep. Rhone: Lyon (s. d.). Im Dep. Drome: Valence mit 12,000 Einw. Im Dep. Ardèche: Privas mit 4000 Einw. Im Dep. Vaucluse: Avignon (s. d.). Im Dep. Rhonemündungen: Marseille (s. d.), eine der blühendsten Städte F.'s; Arles mit 22,000 Einw. und vielen röm. Alterthümern; Tarascon an der Rhone mit 10,000 Einw. Von hier führt eine Kettenbrücke nach Beaucaire (s. d.) im Dep. Gard; Nimes (s. d.) in demselben Dep. Im Dep. Lozère: Mende mit 5500 Einw. Im Dep. Cantal: Aurillac mit 10,000 Einw. Im Dep. Ober-Loire: Le Puy en Velay mit 15,000 Einw., einer Kathedrale mit einem wunderthätigen Marienbilde und wichtigen Spitzenmanufacturen. Im Dep. Loire: St.-Etienne (s. d.), eine der wichtigsten Fabrikstädte. Im Dep. Puy de Dome: Clermont Ferrand mit 30,000 Einw., die alte Hauptstadt der Auvergne. In der Vorstadt befindet sich die versteinernde Quelle Saint-Alyre. Die Stadt hat eine Akademie, reiche Fabriken und lebhaften Handel; im J. 1095 wurde hier eine Kirchenversammlung gehalten, auf welcher der erste Kreuzzug gepredigt und verabredet wurde. Im Dep. Herault: Montpellier (s. d.); Cette mit 10,000 Einw., das starken Handel mit Wein und Südfrüchten treibt, und Beziers mit 16,000 Einw., am Kanal von Languedoc. Im Dep. Aude: Carcassonne an der Aude, mit 18,000 Einw., Leder-, Wollen- und Seifenfabriken, und das alte Narbonne mit 10,000 Einw., röm. Alterthümern und einem herrlichen Dome. Im Dep. Ost-Pyrenäen: die Festung Perpignan mit 16,000 Einw., hat Seidenbau und seit 1814 Kaschmirziegen. Im Dep. Arriège: Foix mit 5000 Einw. Im Dep. Ober-Pyrenäen: Tarbes mit 8000 Einw. Im Dep. Nieder-Pyrenäen: Bayonne (s. d.). Im Dep. Gironde: Bordeaux (s. d.). Im Dep. Haiden: Dax am Adour, mit 4500 Einw., berühmt durch seine warmen Bäder. Im Dep. Aveyron: Villefranche mit 10,000 Einw. Im Dep. Tarn: Alby (von dem die Albigenser (s. d.) den Namen) mit 12,000 Einw. und mehren Fabriken, und Castres mit 16,000 Einw. Im Dep. Tarn und Garonne: Montauban mit 25,000 Einw., hat eine Facultät der reformirten Theologie, Tuch- und Seidenfabriken, starken Weinhandel und einen alten Dom. Im Dep. Ober-Garonne: die alte Hauptstadt Languedocs, Toulouse (s. d.). Im Dep. Gers: Auch (spr. Ausch) mit 10,000 Einw. Im Dep. Lot: Cahors mit 12,000 Einw. Im Dep. Lot und Garonne: Agen mit 12,000 Einw. und berühmten Segeltuchfabriken. Im Dep. Corrèze: Tulle mit 8000 Einw. Im Dep. Dordogne: Perigueux mit 9000 Einw., bekannt durch Rebhühner- und Trüffelpasteten. Im Dep. Charente: Angoulême mit 15,000 Einw., Pulver-, Papier- und Wollfabriken und Niederlagen von Wein und Branntwein, und das durch seinen Branntwein berühmte Cognac (s. d.). Im Dep. Unter-Charente: die beiden mächtigen Städte La Rochelle mit 12,000 Einw., die starke Festung, welche bis 1628 der Stützpunkt der Hugenotten war, eine starken Handel treibende Hafenstadt, und Rochefort mit 15,000 Einw., gleichfalls befestigt, mit einem trefflichen Kriegshafen, großen Seemagazinen und Werften. Im Dep. Vendée: Bourbon Vendée mit 3000 Einw. Im Dep. Nieder-Loire: Nantes (s. d.). Im Dep. Morbihan: L'Orient mit 14,000 Einw., eine der schönsten Städte F.'s, liegt am Meere und hat einen trefflichen Kriegshafen; es treibt namentlich nach Ostindien Handel. Im Dep. Finisterre: die befestigte Seestadt Brest mit 30,000 Einw., an einer Bai, hat ein großes Seearsenal, prachtvolle Quais, eine Seefahrerschule und treibt starken Fischfang, namentlich von Sardellen. Im Dep. Ille und Vilaine: Rennes, die



Digitized by Google

alte Hauptstadt der Bretagne mit 30,000 Einw., hat bedeutende wissenschaftliche Anstalten, Leinwandfabriken und Wachsbleichen; St.-Malo (s. d.) Im Dep. Nordküsten: St.-Brieux mit 10,000 Einw. Im Dep. Manche: Cherbourg mit 17,000 Einw., eine wichtige Seestadt, weil sie den einzigen befestigten Hafen (mit einem ½ M. langen Damme) am Kanale hat. Im Dep. Calvados: Caen an der Orne, mit 40,000 Einw., ist eine reiche Fabrik- und Handelsstadt und hat unter andern wissenschaftlichen Anstalten eine Akademie mit drei Facultäten. Im Dep. Eure: Evreux mit 10,000 Einw. Im Dep. Nieder-Seine: Rouen (s. d.); Havre de Grace, eine befestigte Seestadt an der Mündung der Seine, mit 30,000 Einw., von wo aus Dampf- und Packetboote nach allen Weltgegenden ausgehen, und Dieppe, gleichfalls eine Seestadt mit 20,000 Einw. und zahlreichen Fabriken. Im Dep. Orne: Alençon mit 14,000 Einw. und vielen Fabriken. Im Dep. Mayenne: Laval mit 16,000 Einw. und verschiedenen Fabriken. Im Dep. Mayenne und Loire: Angers mit 30,000 Einw., hat ein Felsenschloß, große Schieferbrüche und Mineralquellen. Im Dep. Sarthe: Le Mans mit 20,000 Einw., hat Flaggentuch-, Papier- und Wachstuchfabriken. Im Dep. Eure und Loir: Chartres mit 15,000 Einw. und einer schönen Kathedrale. Im Dep. Loiret: Orleans mit 40,000 Einw., an der Loire, über welche eine schöne Brücke führt. Die unvollendete herrliche Kathedrale zeichnet sich unter den 52 Kirchen der Stadt aus. Dieselbe hat mehre wissenschaftliche Anstalten, wichtige Seidenfabriken und ist berühmt durch die Belagerung, in der sie durch Jeanne d'Arc (s. d.) 1429 befreit wurde. Ein Denkmal erinnert an die Jungfrau von Orleans. Im Dep. Loir und Cher: Blois mit 15,000 Einw., einer langen Brücke über die Loire, ansehnlichen Fabriken und Handel mit Wolle und Wein, und Vendome am Loir, mit 7500 Einw. und großen Handschuhfabriken. Im Dep. Indre und Loire: Tours mit 23,000 Einw., liegt in einer herrlichen fruchtbaren Gegend, dem Garten von Frankreich. Sie ist der Sitz eines Erzbischofs, ist schön gebaut, hat namentlich eine schöne Kathedrale und eine herrliche Brücke über die Loire; auch ist sie reich an wissenschaftlichen Anstalten. Im Dep. beider Sevres: Niort mit 15,000 Einw., Fabriken und Bleigruben. Im Dep. Vienne: Poitiers, einst Hauptstadt von Poitou, mit 22,000 Einw., hat eine juristische Akademie und andere wissenschaftliche Anstalten, celtische Alterthümer und gehört zu den ältesten Städten des Reichs. Im Dep. Indre: Chateauroux mit 11,000 Einw. Im Dep. Creuse: Gueret mit 4000 Einw. Im Dep. Allier: Moulins mit 14,000 Einw., Stahl- und Messerfabriken. Im Dep. Ober-Vienne: Limoges mit 26,000 Einw., hat ansehnliche Gebäude, unter denen sich die Kathedrale auszeichnet; auch hat sie eine Akademie, ein Seminar, eine Bibliothek u. s. w., sowie ausgebreiteten Handel und berühmte Pferderennen. Im Dep. Nièvre: Nevers mit 16,000 Einw., hat Fayence- und Emaillefabriken und eine schöne Kathedrale. Auf der Insel Corsica (s. d.), welche ein eignes Departement bildet, die Hauptstadt Ajaccio (s. d.). Die Namen der alten 17 Groß-Provinzen waren: Isle de France; Picardie; Champagne mit Brie; Lyonnais mit Bourbonnais, Auvergne und Marche; Bourgogne; Dauphiné; Provence mit Orange, Avignon und Venaissin; Languedoc mit Foix und Roussillon; Guyenne und Gascogne mit Limosin, Saintonge, Bearn u. s. w.; Orléannais mit Maine, Perche, Touraine, Anjou, Poitou, Berry und Nivernais; Bretagne; Normandie; Flandern, Hennegau u. s. w.; Franche Comté; Lothringen; Elsaß; Corsica.

Das Land, welches wir jetzt F. nennen, hieß im Alterthume Gallien und wurde in vier Theile getheilt: das celtische Gallien nahm den nordwestl. Theil zwischen der Garonne, Seine und dem Meere ein; das belg. Gallien umfaßte den nordöstl. Theil zwischen der Seine und dem Rheine; das narbonensische Gallien war der südöstl. Theil zwischen den Cevennen, den Seealpen und dem mittelländ. Meere, und Aquitanien hieß endl. der südwestl., zwischen der Garonne und den Pyrenäen liegende Theil. Recht bekannt wurde das Land erst seit Cäsar's (s. d.) Zeit, der hier zwischen 59 und 49 v. Chr. röm. Statthalter war. Schon hundert Jahre vor ihm hatten die Römer das narbonensische Gallien erobert; er aber machte ganz Gallien zur röm. Provinz, die es unter den röm. Kaisern blieb. Innerhalb 400 Jahren gewöhnten sich die Gallier nach und nach an röm. Herrschaft, Sprache, Sitte, Religion und Cultur. Als durch den Anstoß der asiat. Horden, der Hunnen, 374 n. Chr. die große Völkerwanderung (s. d.) begann, wurde auch Gallien von der allgemeinen Bewegung berührt. Die deutschen Völker drängten sich nach W. Die Westgothen nahmen das Land zwischen der Loire und den Pyrenäen ein; die Burgunder besetzten den Raum zwischen der Rhone und dem Jura; die Franken (von denen später das ganze Land den Namen erhielt) bemächtigten sich des nördl. F.'s, und von England aus setzten die Briten über und ließen sich im nordwestlichsten Theile, in der jetzigen Bretagne, nieder, sodaß die Römer nur ein kleines Stück in der Mitte Galliens behielten. Vergebens drangen die wilden Hunnen unter Attila (s. d.) über den Rhein in Gallien ein. Die vereinigten Völker maßen sich mit ihnen in der blutigen Schlacht bei Chalons an der Marne und zwangen sie 451 zum Rückzuge. Eine große Umwandlung erhielt Gallien durch den mächtigen Eroberer, den Frankenkönig Clodwig (s. d.) aus dem Königsgeschlechte der Merovinger, welcher von 482—511 regierte und dadurch, daß er den Römern ihre letzte Besitzung in Gallien nahm, die Alemannen am Rhein besiegte, die Westgothen und Burgunder einschränkte und die andern fränk. Stämme am Niederrhein sich unterwarf, der Stifter des großen Frankenreichs wurde. So roh die Franken auch damals waren, so wurden sie doch nach und nach durch die christliche Religion, welche Clodwig 496 annahm, gesitteter gemacht. Nach Clodwig's Tode verfiel die Macht der fränk. Könige, denn seine Söhne zersplitterten dieselben durch Theilungen, noch mehr aber dadurch, daß sie ihren Kriegern Stücke Landes zur Benutzung übergaben. Dadurch wuchs das Ansehen dieser kön. Leute (Leudes), die bald das Erbrecht auf die ihnen überlassenen Ländereien ansprachen. Besonders mächtig aber wurden die Anführer der Leudes, die Majores Domus, deren Ansehen bald das der Könige überstrahlte. Das Reich zerfiel in drei Reiche: Austrasien an der Maas und dem Rheine, Neustrien im nordwestl. F. an beiden Seiten der Seine, und Burgundien, den südöstl. Theil; bald wurden aber die beiden letztern vereinigt, sodaß nur noch die beiden großen Reiche Neustrien und Austrasien übrigblieben, deren jedes einen besondern Major Domus hatte. Unter den mächtigen Majores Domus zeichnete sich

Digitized by Google

**Pipin von Heristal** so aus, daß er alleiniger Major Domus wurde und der König neben ihm in den Schatten trat. Noch höher stieg das Ansehen seines Sohnes **Karl Martell**, der sich zum Herzog von Neustrien machte, die Araber, welche 732 unter ihrem Khalifen Abdorrahman über die Pyrenäen gekommen waren, in einer großen Schlacht bei Tours besiegte, und nach des schwachen Königs Tode demselben vier Jahre lang keinen Nachfolger gab, indem er ohne kön. Titel die Regierung allein führte. Als Karl Martell 741 gestorben war, traten seine Söhne, **Karlmann** in Austrasien und **Pipin der Kurze** in Neustrien an seine Stelle. Elf Jahre regierte Pipin als Major Domus, dann beschloß er, nachdem Karlmann Mönch geworden war, auch den kön. Namen zu führen. Mit Vorwissen des Papstes schickte er den letzten merovingischen König **Childerich III.** ins Kloster und erhob sich und sein Haus 752 auf den fränk. Thron. Von ihm stammt die Dynastie der **Karolinger**, die in F. bis 987 regiert hat. Nach Pipin's Tode, 768, bestieg **Karl der Große** den Thron, ein Mann, durch dessen geistige Kraft und weltliche Macht die Zukunft Europas bestimmt wurde. Er machte dem Longobardenreiche ein Ende und vereinigte es mit dem seinigen, bezwang nach 33jährigem Kriege die unbändigen Sachsen, dehnte sein Reich bis an den Ebro, die Eider, die Raab und die Tiber aus, verband die verschiedenartigen Völker zu einem Ganzen, erneuerte die Würde eines röm. Kaisers und machte Künste und Wissenschaften in seinem Reiche heimisch. (S. **Karl der Große**.) Als er 814 starb, sank die Macht der Karolinger zusehens durch die Schwäche seines Sohnes **Ludwig des Frommen** und die Uneinigkeiten der Söhne Ludwig's unter sich und mit dem Vater. Auch nach dem Tode Ludwig's, 840, wurde der Bruderkrieg fortgesetzt, bis der Vertrag von Verdun 843 jedem der drei Brüder ein eignes Besitzthum festsetzte. Deutschland, Italien und F. wurden voneinander getrennt, das große fränk. Reich löste sich auf und die Geschichte F.'s als eines abgesonderten Königreichs beginnt mit jenem Vertrage von Verdun.

Durch jenen Vertrag fiel F. **Karl dem Kahlen**, 843—77, zu, einem ruhmlosen Könige, dessen Macht im Innern desto mehr verfiel, je mehr er nach Erweiterung des Reichs strebte. Er riß die Provence, halb Lothringen, zuletzt sogar Italien und die Kaiserwürde an sich, und doch mußte er seinen großen Vasallen eine Urkunde ausstellen, daß deren Ländereien und Amtsstellen vom Vater auf den Sohn erben sollten, wodurch die Gewalt des Königs vom Willen seiner Großen ganz abhängig gemacht wurde. Zugleich bauten diese feste Burgen, angeblich zum Schutz gegen die Anfälle der Normänner, die um diese Zeit ihre Anfälle gegen die Küste zu machen anfingen, eigentlich aber zum Trotze gegen den König. Unter Karl verbreitete sich auch die franz. Sprache über ganz F., die man bisher nur in Neustrien, im westl. Theile, geredet hatte, weil man sich ihrer bei Hofe und in den öffentlichen Verhandlungen bediente. Vorher hatte man sich meist der deutschen Sprache bedient.

Ohne Kraft und Ansehen regierten nach Karl dem Kahlen dessen Sohn und zwei Enkel. Da riefen die franz. Großen, in der Hoffnung, besser regiert zu werden, den Karolinger **Karl den Dicken**, der König in Deutschland und ein Urenkel Ludwig's des Frommen war, auf den franz. Thron. So wurde noch einmal die Herrschaft Karl's des Großen in ihrer ganzen Ausdehnung hergestellt. Aber die Zeit der Regierung dieses Königs war eine höchst unglückliche. Er war ohne Regententugenden, ohne Geisteskraft, vielleicht auch ohne den Willen, seine Völker glücklich zu machen; dazu kamen die Verheerungen der franz. Küsten durch die Normänner, die bis Paris vordrangen. In Deutschland setzte man Karl 887 ab; in F. geschah dies zwar nicht, aber man fragte nicht mehr nach ihm. **Burgund** (s. d.) trennte sich von F. und als Karl der Dicke 888 starb, übertrugen die franz. Großen dem Grafen von Paris **Odo** oder **Eudo** die Krone; doch kehrten sie nachher zum Karolingischen Hause zurück und erkannten **Karl den Einfältigen** als König an, dessen Beiname hinlänglich seine Ohnmacht bezeichnet. Die Normänner setzten ihre Einfälle fort, bis Karl, um Ruhe vor ihnen zu haben, den kriegerischen Häuptling derselben, **Rollo**, zum Eidam annahm und ihm die Normandie als Lehn übergab. Ebenso elend war die Regierung des Sohnes, des Enkels und des Urenkels Karl's. Das schwache Königshaus der Karolinger wurde nur geduldet, aber die Macht lag allein in den Händen der mächtigen Vasallen. Als aber 987 Karl des Einfältigen Urenkel, **Ludwig V.** oder **der Faule**, starb, gelang es **Hugo Capet**, dem mächtigen Grafen von Paris, sich zum Könige zu erheben.

So ging das Geschlecht Karl's des Großen 987 in F. unter und das **Haus der Capetinger**, von welchem noch heute die Könige von Frankreich, Spanien und Neapel abstammen, bestieg den franz. Thron. Anfangs besserte sich dadurch die Lage F.'s wenig; die Vasallen waren mächtiger als der König, den sie als ihres Gleichen betrachteten; Jeder suchte nur seinen Einfluß zu vermehren, unbekümmert um das Wohl des Volkes, nach welchem Niemand fragte. Noch verwickelter wurden die Verhältnisse, als der Herzog der Normandie, **Wilhelm der Eroberer**, Englands sich bemächtigte und dieser franz. Vasall nun mächtiger als sein Lehnsherr wurde. Die Capeting. Könige gingen zunächst darauf aus, die Macht der übermüthigen Großen zu brechen. Einen großen Schritt hierzu that **Ludwig VI. der Dicke** (st. 1137), dessen weiser Minister, Suger, Abt von St.-Denis, dem Könige rieth, den Leibeigenen auf den kön. Gütern die Freiheit zu geben und den Städten Vorrechte zu ertheilen, wodurch das kön. Ansehen bedeutend gewann und die Vasallen genöthigt wurden, ihren Unterthanen ähnliche Freiheiten zu bewilligen. Desto mehr verlor F. unter dessen Sohne **Ludwig VII.**, der einen nachtheiligen Kreuzzug unternahm und sich unklugerweise von seiner Frau Eleonora, der Besitzerin von Guyenne, schied, die nun den mächtigen franz. Vasallen, Heinrich Plantagenet, Herzog von Anjou, Maine und Normandie, heirathete, welcher König von England wurde. Das Streben der franz. Könige, die Besitzungen der Engländer in F. an sich zu reißen, führte lange Zeit hindurch hartnäckige Kriege herbei; zuerst unter **Philipp II. August**, 1180—1223, welcher Miethstruppen einführte, die Engländer in einer großen Schlacht bei Bovines 1214 besiegte und mehre engl. Provinzen in F. an sich riß. Dagegen wütheten er und sein Sohn Ludwig VIII. gegen ihre eignen Unterthanen, indem sie aus falschem Religionseifer die von dem kirchlichen Glauben abweichenden Albigenser im südl. F. mit Grausamkeit verfolgten. Einen großen Fort-

Digitized by Google

schritt machte die kön. Macht unter **Philipp IV.** dem Schönen, 1285—1314, der mit kräftiger Hand den Anmaßungen des Adels wie der Geistlichkeit entgegentrat und den Bürgerstand begünstigte, dessen Abgeordnete er als dritten Stand zu den Reichstagen zuließ.

Mit seinen drei Söhnen starb 1328 der Hauptstamm der Capetinger aus und die Nebenlinie, das Haus Valois, 1328—1589, bestieg mit **Philipp VI.** den Thron. Sogleich erneuerten sich wieder die Kämpfe mit England, denn der König dieses Landes, Eduard III., war ein Sohn der Tochter Philipp's des Schönen und machte als solcher Ansprüche auf den franz. Thron. Diese Kriege waren für F. sehr unheilbringend. In den großen Schlachten bei Crecy 1346, bei Maupertuis 1356, wo König Johann von F., Philipp's Sohn, sogar in engl. Gefangenschaft gerieth, sank die Blüte der franz. Ritterschaft, während kecke Volksaufwiegler sich gegen den Regenten, des Königs Johann ältesten Sohn, erhoben, und unbezahlte Soldatenhaufen (die Malandrinen oder Kameradschaften) das Land plündernd durchzogen. Unter Johann's Sohn, **Karl V.**, dem Weisen, 1364—80, wurde die Lage des Landes in jeder Beziehung verbessert, besonders durch den kriegserfahrnen Connetable Bertrand du Guesclin, der den Engländern ihre Eroberungen wieder abnahm. Desto tiefer sank das Reich unter **Karl VI.**, 1380—1422, der als Kind den Thron bestieg und unter welchem die Parteikämpfe der Häuser Burgund und Orleans entbrannten, die Engländer nach ihrem großen Siege bei Azincourt (1415) den größten Theil F.'s einnahmen und selbst die Königin Isabeau ihren eignen Sohn, den Dauphin (Thronerben) Karl, verließ und sich den Engländern anschloß. Der schmähliche Vertrag von Troyes (1420) sollte F. an das engl. Königshaus bringen. Da rettete die Erscheinung der Jungfrau von Orleans (s. Jeanne d'Arc) 1429 den bedrängten Karl VII.; die Engländer verloren ihre Besitzungen in F. bis auf Calais, und die Ruhe nach außen erlaubte dem schlauen **Ludwig XI.**, 1461—83, auf Erweiterung der kön. Gewalt zu denken. Wie Philipp der Schöne, nur in größerm Maßstabe, weil die Zeiten ihm günstiger und seine Arglist größer war, drückte er die großen Vasallen zu unterthänigen Dienern herab, indem er abwechselnd Gewalt oder List anwendete und das Volk mehr hob, sodaß er als der eigentliche Wiederhersteller der kön. Gewalt zu betrachten ist. Bei Karl des Kühnen, Herzogs von Burgund, Tode riß er einige burgund. Provinzen an sich und hinterließ F. so kräftig, daß seine Nachfolger im Stande waren, an Eroberungen in Italien zu denken. Mit seinem Sohne Karl VIII. starb die Hauptlinie der Valois aus und die Regierung ging mit Ludwig XII. auf das Haus Orleans, einer Seitenlinie der Valois, über.

**Franz I.** (s. d.), 1515—47, der Zeitgenosse des großen Kaisers Karl V., mußte diesem in der Bewerbung um die deutsche Kaiserkrone nachstehen, daher die Eifersucht zwischen Beiden, durch welche vier Kriege hervorgerufen wurden, die im Ganzen zum Nachtheil F.'s endeten. Dagegen erfreute sich dieses, nachdem die Kriege mit England erloschen und die letzte engl. Besitzung in F., die Festung Calais, erobert war, der Ruhe im Innern und die kön. Gewalt wurde unumschränkt. Aber schon unter den Regierungen des folgenden Königs, **Heinrich II.**, 1547—59, und seiner drei Söhne, **Franz II.**, **Karl IX.** und **Heinrich III.**, 1559—89, wurde die innere Ruhe durch die Verfolgungen der Anhänger der reformirten Lehre, der Hugenotten, gestört. Während das Haus Guise an der Spitze der katholischen Partei stand, wurden die Hugenotten von dem Hause Condé vertreten. Nachdem der Hof unter Karl IX. drei Religionskriege gegen die Hugenotten geführt hatte, ohne sie vernichten zu können, wurde auf Anstiften der Königin Mutter, der nichtswürdigen Katharina von Medici, die Ermordung sämmtlicher Hugenotten in der blutigen Bartholomäusnacht 1572 (s. Bluthochzeit) beschlossen und zum Theil ausgeführt. Die Strafe für diese Greuelthat waren vieljährige Unruhen, in welche das Land durch die Parteiungen der Großen gestürzt wurde. Die Sitten verfielen zusehens, Ränkesucht verdrängte allen Sinn für moralische Größe; die Familie der Guisen strebte nach der Herrschaft und die beiden Religionsparteien kämpften gegeneinander; als die Verwirrung ihren höchsten Grad erreicht hatte, wurde Heinrich III. von einem fanatischen Mönche durch einen Messerstich ermordet.

Mit Heinrich III. ging die Regierung zum Hause **Bourbon** über. Der treffliche **Heinrich IV.** (s. d.), 1589—1610, bestieg den Thron; doch kämpfte gegen ihn, den ehemaligen Hugenotten, die von den Spaniern unterstützte katholische Partei so lange, bis er sich mit dem Papste aussöhnte und halb mit List, halb mit Gewalt Paris einnahm. Er heilte dann, von dem wackern Sully, seinem Minister unterstützt, die Wunden des Landes durch weise Gesetze, durch treffliche Verwaltung der Finanzen und durch Belebung der Gewerbe und des Handels. Das schönste Denkmal aber setzte er sich 1598 durch das Edict von Nantes, durch welches er den Hugenotten gleiche Rechte mit den Katholiken sicherte. Seine Ermordung durch Ravaillac machte seiner glücklichen Regierung ein Ende, die den Franzosen um so segensreicher erschien, da die folgende seines Sohnes **Ludwig XIII.**, 1610—43, überaus nachtheilig war. Die ganze Verwaltung wurde durch seine Mutter, Maria von Medici, welche vier Jahre lang die Regentschaft führte, zum Nachtheil des Reichs verändert. Als Ludwig die Regierung selbst übernahm, wurde es noch schlimmer; zwar versammelte er, zum letzten Male bis zur Revolution, die Reichsstände 1614, aber ohne daß etwas Gutes bewirkt wurde. Er ließ sich von Günstlingen leiten, deren einer den andern stürzte, bis endlich der schlaue Cardinal, Herzog von **Richelieu** (s. d.), den Platz behauptete, 1624—42. So groß auch der Verstand dieses Mannes war, so fehlte ihm doch die Erkenntniß, daß nur durch die Wahl offener und rechtlicher Mittel das Glück der Staaten wie einzelner Menschen gefördert werden könne. Es gelang ihm, die kön. Gewalt unabhängig zu machen; die Großen wurden durch Hinrichtungen selbst solcher, die sich gegen Richelieu verschworen, gedemüthigt und eingeschüchtert, die Reichsstände alles Einflusses beraubt und nicht mehr versammelt, und die Parlamente, die unter den letztvorhergehenden Regierungen sich in die Verwaltung gemischt hatten, in ihre Schranken zurückgewiesen. Um das Haus Östreich zu schwächen, ließ sich Richelieu während des dreißigjährigen Kriegs mit Schweden und den andern Gegnern des Kaisers in Verbindung ein und seitdem erkühnte sich F., in allen Angelegenheiten Deutschlands mitzusprechen.

Digitized by Google

Durch Richelieu's Nachfolger, **Mazarin** (s. d.) wurde während der Minderjährigkeit **Ludwig XIV.** (s. d.), 1643—1715, die Verwirrung noch größer. Zwar wollten der Minister und die Königin Mutter, Anna von Östreich, im Geiste Richelieu's fortregieren; da ihnen aber dieses Mannes Geistesüberlegenheit fehlte, so erhoben sich mehre Große, der Prinz von Condé an der Spitze, bildeten eine mächtige Partei, die **Fronde** (s. d.), und beunruhigten F. zehn Jahre lang. Selbst in den Straßen von Paris wurde Blut vergossen. Dennoch behauptete sich Mazarin bis an seinen Tod 1661, wo er F. innerlich beruhigt und von außen gefürchtet, dem jungen, ehrgeizigen, herrschsüchtigen, glanzliebenden Könige zurückließ, der mit glücklichem Blick tüchtige Männer zu Ausführung seiner Pläne aufzufinden verstand. Der große Minister **Colbert** ordnete die Finanzen, hob die Gewerbe und den Handel, und wußte dadurch die Summen herbeizuschaffen, die der König zu Ausführung kostbarer Bauten, eines glänzenden Hofstaats und seiner Kriege bedurfte, während der Kriegsminister Louvois die franz. Heere furchtbar machte. Auch Künste und Wissenschaften hoben sich unter mächtiger Begünstigung des Königs. Aber theils hatte das unsittliche Leben des Königs auf den Verfall der Sittlichkeit der Franzosen den nachtheiligsten Einfluß, theils erschöpften die fünf Kriege, welche Ludwig mit Spanien, den Niederlanden, England, Deutschland und Östreich führte, die Kräfte des Landes, und endlich geriethen nach Colbert's Tode (1683) die Finanzen in großen Verfall. Zwar vergrößerte Ludwig sein Land durch jeden seiner Kriege, aber in dem letzten derselben, dem span. Erbfolgekriege, 1701—13, gerieth er in solche Noth, daß er bereit war, alle Eroberungen herauszugeben, wenn man ihm den Frieden hätte bewilligen wollen, und nur durch eine glückliche Veränderung der Umstände gelang es ihm, sich nicht nur aus der Verlegenheit zu befreien, sondern sogar seinen Enkel Philipp von Anjou auf den span. Thron zu bringen und die franz. Grenzen zu erweitern. Dennoch hinterließ er das Reich in einem erschöpften Zustande: der innere Wohlstand war dahin, die Unterthanen seufzten unter der Last der Abgaben und der Willkür der Beamten, jede Spur von Freiheit und Volksvertretung war verschwunden und die Staatsschuld zu einer solchen Höhe gestiegen, daß zu ihrer Erledigung wenig Hoffnung war. Dazu kam, daß Ludwig durch die Aufhebung des Edicts von Nantes (1685), zu welcher ihn sein Beichtvater und die Marquise von Maintenon verleitet hatten, und durch die Verfolgung der Reformirten viele Tausend fleißiger Familien zur Auswanderung gezwungen hatte. Handel und Wandel waren ins Stocken gerathen, und die franz. Seemacht war 1692 durch die Engländer auf lange Zeit zerstört worden.

Ludwig XIV. Urenkel, **Ludwig XV.**, 1715—1774, erfüllte nicht die Hoffnungen, die man sich von seiner Gutmüthigkeit gemacht hatte. Die ersten acht Jahre führte der Herzog von Orleans die Regentschaft, dessen unverschämte Unsittlichkeit die franz. Sitten noch mehr vergiftete. Es schien besser werden zu wollen, nachdem der König die Regierung selbst übernommen hatte und der Regent in demselben Jahre gestorben war. Auch ließ die Wahl des siebzigjährigen **Fleury** (s. d.) zum ersten Minister, welche Stelle derselbe 17 Jahre lang behauptete, Gutes hoffen. Ludwig lebte anfangs streng-sittlich und glücklich, bis er verleitet wurde, sich eine Maitresse zu nehmen. Von da an versank er nicht nur in große Unsittlichkeit, sondern verlor auch allen Geschmack an den Regierungsgeschäften, die er seinem Minister allein überließ. Nachdem mehre Maitressen nacheinander den schwachen König geleitet hatten, bemächtigte sich seiner die schlaue Marquise de Pompadour, die ihn von 1744 bis an ihren Tod 19 Jahre lang beherrschte. Nachdem F. sich ohne Noth in den östr. Erbfolgekrieg, 1740—48, gemischt und hier zwar zu Lande viele Vortheile, zur See aber namhafte Verluste erlitten hatte, trat es im Frieden von Aachen ohne Landesgewinn zurück. Die Fortschritte, welche die Franzosen theils in Ostindien, noch mehr aber in Nordamerika am Lorenzo, Ohio und Mississippi machten, verwickelten sie sieben Jahre später, 1755—62, in einen siebenjährigen Seekrieg mit England, der ihnen bedeutende Verluste, namentlich den von Canada in Amerika, im Frieden von Fontainebleau 1763 zuzogen. Zu derselben Zeit ließ sich Ludwig auf Betrieb der Pompadour in den siebenjährigen Krieg, 1756—63, in Deutschland ein. Ludwig verband sich mit Östreich, auf dessen Macht F. unter den frühern Regierungen eifersüchtig gewesen war, gegen Friedrich den Großen, der den Franzosen mehre empfindliche Niederlagen beibrachte. Zugleich wurde die Schuldenlast ins Ungeheure vermehrt. F. ging mit Riesenschritten seinem Verfalle entgegen. Das Beispiel des Hofes wirkte nachtheilig auf die Sitten, und die Religion, welche allein deren Verfall hätte aufhalten können, wurde durch die Schriften Voltaire's, Diderot's, d'Alembert's, Rousseau's u. A. herabgezogen. Endlich starb der allgemein verachtete Ludwig XV. 1774 und hinterließ seinem Enkel, **Ludwig XVI.**, eine Schuldenlast von 4000 Mill. Livres.

So redlich auch der Wille des jungen Königs war, so war doch dem gesunkenen Staate nicht durch gelinde Mittel, sondern nur durch eine gänzliche Umänderung der bestehenden Verfassung zu helfen; denn die drückenden Abgaben lasteten nur auf dem Volke, während der hohe Adel und die Geistlichkeit frei davon waren. Alle einträglichen Stellen wurden nur den bevorrechteten Familien übertragen oder an den Meistbietenden verkauft; die Abgaben waren zu solcher Höhe gestiegen, daß sie nicht mehr gesteigert werden konnten. Das gemeine Volk war leichtsinnig und sittenlos und konnte von unruhigen Köpfen leicht zu Unordnungen gemisbraucht werden, während sich im Mittelstande, wo die größte Bildung zu finden war, durch das Beispiel der Nordamerikaner, an deren Losreißung von England F. lebhaften Antheil genommen hatte, Ideen von bürgerlicher Freiheit und Gleichheit verbreitet hatten. Politische Schriftsteller trugen nicht wenig dazu bei, diese Ideen zu verbreiten und die Gährung in den Gemüthern zu vermehren. Die Großen waren lasterhaft, und man hatte sich unter Ludwig XV. gewöhnt, die kön. Würde zu verachten. So einfach auch Ludwig XVI. selbst war, so dauerte doch die Verschwendung bei Hofe fort, wodurch die Schuldenlast noch vermehrt wurde. Das Volk fing an zu murren, allgemein sehnte man sich nach einer Veränderung der Dinge und der Finanzminister war nicht mehr im Stande, Rath zu schaffen. In dieser Noth wurden, seit 163 Jahren zum ersten Mal, die Notabeln 1787 versammelt. Da sie aber eine allgemeine Grundsteuer verwarfen, die allein hätte retten können, so dienten sie nur dazu, die Gebrechen des Staats noch mehr aufzudecken.

Digitized by Google

Das Verlangen nach Berufung der Reichsstände, die seit 1614 nicht versammelt gewesen waren, wurde nun immer größer. Noch widerstand der König; da aber das Parlament sich weigerte, die verlangten neuen Steuern zu genehmigen und keiner der schnell aufeinander folgenden Minister helfen konnte, so fügte sich endlich der König auf den Rath des Ministers Necker in deren Versammlung.

Am 5. Mai 1789 versammelten sich die Reichsstände in Versailles. Durch den Beschluß, den der dritte Stand durchsetzte, daß nach Köpfen gestimmt werden sollte, wurde das Übergewicht desselben über die Geistlichkeit und den Adel entschieden, besonders da der größere Theil der erstern zu dem Bürgerstande übertrat. Vergebens befahl der König, daß nach Ständen gestimmt werden und daß jeder Stand sich besonders versammeln sollte. Auf Graf Mirabeau's Vorschlag erklärte der dritte Stand, er werde nicht gehorchen, und da nun auch mehre vom Adel, der Herzog von Orleans an der Spitze, übertraten, erklärte sich der dritte Stand zur Nationalversammlung am 17. Jun. 1789, und der erschrockene König gab nach. Mit rascher, kecker Hand riß diese Nationalversammlung das alte, morsche Gebäude der bisherigen Verfassung ein; waren es auch Misbräuche, die man angriff und verwarf, so war doch die stürmische Eile, mit der man verfuhr, nicht weise. Die Nation zerfiel nun in zwei Parteien; die eine suchte möglichst viel vom Alten zu erhalten (die Aristokraten), die andere, die Freunde der Revolution, alles Alte über den Haufen zu werfen. Der König zog 20,000 M. in der Nähe von Paris zusammen, vielleicht nur, um den Ausbruch von Unruhen zu verhindern, beschleunigte aber denselben eben dadurch. Ein fürchterlicher Aufstand brach in Paris los, die zum Staatsgefängniß benutzte Bastille wurde erobert und geschleift und der König genöthigt, die Truppen zu entfernen. Es wurde eine Nationalgarde unter Lafayette errichtet. Die Entfernung der Soldaten beruhigte endlich das Volk, und der Besuch, den der König am 17. Jul. auf dem Rathhause in Paris abstattete, schien Volk und Hof ausgesöhnt zu haben. Doch der Geist der Widersetzlichkeit, des gegenseitigen Mistrauens, des Hasses der untern Stände gegen die höhern war einmal aufgeregt und ließ sich nicht bannen, und die Unordnung breitete sich über ganz F. aus. Die Bekanntmachung der Menschen- und Bürgerrechte durch die Nationalversammlung ließ viel Gutes hoffen; aber die übelverstandenen Worte: Gleichheit und Freiheit und die Bemühungen des übelgesinnten Herzogs von Orleans vermehrten die Verwirrung. Dieser und andere Böswillige erregten einen neuen, noch gefährlichern Tumult am 5. und 6. Oct. 1789. Zwei bewaffnete Haufen zogen nach Versailles, begingen Mordthaten und zwangen die kön. Familie, ihren Wohnsitz in Paris zu nehmen, wohin die Nationalversammlung bald folgte. Der hier anfangs herrschende gute Geist verschlimmerte sich bald wieder. Die exaltirten Neuerer erhielten nach und nach das Übergewicht; sie bildeten den berüchtigten Jakobinerclub. Alle mit der Geburt zusammenhängenden Vorrechte, auch der Adel, wurden aufgehoben, dem König bei der Gesetzgebung nur eine beschränkt verneinende Stimme (das Veto) vergönnt, die Kirchengüter und ein großer Theil der Krondomainen wurden eingezogen und, da es an Geld fehlte, eine ungeheure Menge von Papiergeld, die Assignaten, die späterhin allen Werth verloren, geschaffen. Diesen Verfügungen folgte die Aufhebung aller geistlichen Stiftungen und Klöster, der Parlamente, die Einführung der Geschwornengerichte, die Emancipation der Juden, die Abschaffung aller Titel und Wappen, die Eintheilung des Reichs in 83 Departements, der Beschluß, daß 747 zu wählende Deputirte die Nationalrepräsentation bilden sollten u. s. w. Wenn auch diese Beschlüsse zum Theil Bedenken erregten, so schien doch das Bundesfest, das man am Jahrestag der Zerstörung der Bastille, am 14. Jul. 1790, auf dem Marsfelde in Paris mit allgemeiner Begeisterung feierte, eine Versöhnung der verschiedenen Parteien herbeigeführt zu haben. Aber schnell zerging der schöne Traum; die Aristokraten konnten die „gute alte Zeit" nicht verschmerzen und dachten auf Wiederherstellung derselben, viele Geistliche weigerten sich, die neue Verfassung zu beschwören, und auf der andern Seite ruhten die Freunde der Revolution nicht, die Bande des Gehorsams immer mehr zu lösen und den Pöbel gegen die Gesetze aufzuwiegeln. Schon waren der Graf von Artois, nachmaliger König Karl X., und andere Glieder des kön. Hauses aus F. geflohen; ihnen folgten bald viele Edelleute und Geistliche (Emigranten), und der König erkannte, als der Pöbel ihm die Spazierfahrt nach St.-Cloud am 18. Apr. 1791 wehrte, daß er nur noch ein Gefangener sei. Dieser peinlichen Lage wollte er sich durch die Flucht entziehen. In der Nacht vom 20. Jul. reiste er mit seiner Familie heimlich nach Montmedy ab, wurde aber unterwegs in Varennes erkannt und nach Paris zurückgeführt. Nur sein Bruder, Graf von Provence, war entkommen. Die Revolution nahm indessen einen immer gefährlichern Charakter an. Zwar stiftete Lafayette aus der Partei der Gemäßigten den Club der Feuillants, aber dagegen erhob sich aus der Mitte der Jakobiner der Club der Cordeliers, theils aus Bösewichtern, wie Marat und Robespierre, theils aus exaltirten Republikanern bestehend. Der Pöbel, durch diese Partei aufgeregt, fing an zu herrschen und der Name Sansculotte (Ohnehosen) wurde ein Ehrenname.

Am 30. Sept. 1791 ging nach Vollendung der neuen Verfassung die erste (constituirende) Nationalversammlung auseinander und am folgenden Tage trat die gesetzgebende Versammlung zusammen. Durch die Ränke der Jakobiner waren größtentheils republikanisch gesinnte, überspannte Köpfe, zum Theil Bösewichter, die nur zur Vergrößerung der Verwirrung beitragen wollten, gewählt worden, und sogleich erhob sich der Parteienkampf. Die Versammlung der Emigrirten unter dem Grafen von Artois in Koblenz und die Bemühungen derselben, die europ. Mächte zu einem Kriege gegen F. zu vermögen, gaben den Feinden des Königs einen Vorwand, die Absichten desselben zu verdächtigen und das Königthum verhaßt zu machen. Die einflußreichsten Stellen in Paris wurden mit Jakobinern besetzt, die Majestät des Königs herabgewürdigt, und da er sich weigerte, die Gesetze gegen die Ausgewanderten und gegen die den Eid verweigernden Priester zu bestätigen, brach am 20. Jun. 1792 ein Aufstand aus. Das Volk drang in das Schloß der Tuilerien, beleidigte den König und die Königin, und wenig fehlte, daß sie von dem rasenden Haufen ermordet wurden. Von nun an war jede Scheu vor der Majestät des Königthums verschwunden, und da um diese Zeit der Krieg des deutschen Kaisers und des Königs von Preußen gegen F. ausgesprochen und ein preuß. Heer unter dem Herzoge von Braunschweig in Lothringen eingefallen war, so vermehrte sich der Ha-

Digitized by Google

gegen den König, den man mit diesen Feinden einverstanden glaubte, immer mehr. Laut erhoben sich Stimmen, die seine Absetzung verlangten. Am 10. Mai 1792 fiel endlich der Schlag. Von den wüthendsten Jakobinern geleitet, stürmte der Pöbel den Tuilerien zu. Die kön. Familie, vom Morde bedroht, begab sich in die Nationalversammlung und wurde gefangen in den Tempelthurm abgeführt. Die Versammlung sprach die Absetzung des Königs aus, verordnete die Zusammenberufung eines Nationalconvents, der im Namen des „souverainen Volks" regieren sollte, und alle Ministerstellen wurden mit Jakobinern besetzt. Die Pöbelherrschaft mit allen ihren Schrecknissen brach herein; auf Danton's Betrieb wurden vom 2. bis 5. Sept. Haussuchungen nach den Aristokraten gehalten. Es wüthete in Paris eine Rotte, ärger als die wildesten Bestien; nicht einzeln, sondern massenweise wurde gemordet. An 5000 Menschen kamen um.

Am 21. Sept. 1792 versammelte sich der Nationalconvent, der großentheils aus bösen oder überspannten Menschen bestand. F. wurde zur Republik erklärt und Alles, was an das Königthum erinnerte, zerstört. Von jenem Tage an rechnete man während der Republik die Jahre, bis Napoleon 1806 diese Zeitrechnung aufhob. Vergebens hatten erst Lafayette, späterhin Dumouriez an der Spitze ihrer Heere die Pöbelherrschaft bekämpfen wollen; die Soldaten empörten sich gegen sie und zwangen sie zur Flucht. Ebenso vergeblich waren die Anstrengungen der preuß. und östr. Heere; jene hatten in der Champagne dem Einflusse der Witterung unterlegen, diese waren bei Jemappes am 6. Nov. 1792 geschlagen worden. Im Convent erhob sich zwischen der wüthenden Partei des Berges und der gemäßigtern Gironde ein heftiger Kampf, der mit der Niederlage der letztern endete. Der gefangene König wurde von dem Convente zum Tode verurtheilt und am 21. Jan. 1793 durch die Guillotine enthauptet. Von nun an wüthete der Convent nicht allein gegen alle Freunde des Königs und der Ordnung, sondern auch gegen die Bessern seiner eignen Mitglieder. Robespierre trat an die Spitze des Wohlfahrtsausschusses, der die Opfer bezeichnete, welche das Revolutionstribunal unter der Guillotine fallen ließ. Der Schrecken regierte das unglückliche F.; statt eines gutgesinnten, wenn auch schwachen Königs hatte es einen Haufen blutgieriger Bösewichter zu Herrschern erhalten, vor denen Alle zitterten. Selbst der Convent sah sich gezwungen, dem Willen des Pöbels und seiner Häupter zu gehorchen. Wer diesen zuwider war oder ihnen gefährlich dünkte, wurde zum Tode verurtheilt. Dies Schicksal traf namentlich die Mitglieder der Gironde (s. d.); nur Wenige retteten sich durch die schleunigste Flucht. Die Wuth des Pöbels gegen die vermeintlichen Königsfreunde wurde durch den Krieg der verbündeten Mächte noch erhöht, und dieser gab den Häuptern der Revolution einen Vorwand, das Volk gegen die sogenannten Feinde der Freiheit bis zur Raserei zu entflammen. Diese entwickelte im Volke eine ungeheure Kraft, welche den Heeren der Franzosen, so schlecht sie auch aussahen, den Sieg verschaffte; sowol der Haß gegen die Fremden als die Furcht vor der Guillotine trieb die franz. Jugend zu ungewöhnlicher Anstrengung und Tapferkeit.

Die ersten Erfolge der franz. Waffen waren glänzend. Die allgemeine Begeisterung, die neue Art, Krieg zu führen, ohne Gepäck, ohne Magazine, unter Anführung begeisterter Generale, hatte ihnen überall den Sieg errungen. Savoyen und Nizza, Speier, Worms, Mainz und Frankfurt, ganz Belgien wurden besetzt und die Östreicher zurückgeworfen. Zwar wandte sich zu Ende des Jahres 1792 das Kriegsglück. Dumouriez war zu den Östreichern übergegangen, der Oberanführer derselben, Prinz von Koburg, siegte bei Aldenhoven, Neerwinden und Löwen, und Belgien schien für F. verloren. Auch die Preußen rückten wieder über den Rhein vor, nahmen Mainz ein und siegten bei Pirmasens, während die Engländer sich mit Holland, Rußland, Spanien, Sardinien, Neapel, Portugal, Östreich und Preußen gegen F. verbanden und dieser großen Coalition mit Geld behülflich waren, sodaß es schien, als müsse F. durch die Anzahl seiner Feinde erdrückt werden. Aber schon gegen Ende des Jahres 1793 zeigte sich F. aufs Neue siegreich. Das Volk wurde in Masse aufgeboten, den Generalen, wenn sie sich besiegen ließen, der Tod gedroht, ganz F. schien nur Ein Lager zu sein, alle Landstraßen waren mit herbeieilenden Soldaten bedeckt, und plötzlich sah man die franz. Heere überall wieder siegreich auftreten. Sie drängten die Verbündeten bis an den Rhein zurück, besetzten Belgien wieder und eroberten unter Pichegru sogar Holland. Diese Rettung war um so unerwarteter und wunderbarer, da sich zugleich ein Bürgerkrieg erhob. Die Einwohner der Vendée erhoben sich, von den Edelleuten und der Geistlichkeit aufgeregt, für das Königthum und führten mehre Jahre einen hartnäckigen Kampf gegen die Gewalthaber in Paris. Zugleich standen die Städte im Süden: Marseille, Toulon, Lyon und Bordeaux, auf und verweigerten den Jakobinern den Gehorsam. Dennoch überwanden die Schreckensmänner in Paris alle diese Schwierigkeiten und Gefahren, die Gegner der Revolution wurden, da sogar die Guillotine zu langsam mordete, scharenweise zusammengeschossen oder ertränkt. Mit eiserner Strenge regierte Robespierre an der Spitze des Wohlfahrtsausschusses; selbst Männer seiner eignen Partei wagten kaum einen leisen Widerspruch; Alles zitterte vor dem Gewaltigen.

Robespierre theilte anfangs seine Gewalt mit Danton (s. d.) und wurde von Marat, Collot d'Herbois, St.-Just, Couthon und Billaud de Varennes unterstützt. Nicht zufrieden, in Paris jeden durch Reichthum, Edelsinn, Geburt oder Gelehrsamkeit ausgezeichneten Mann als einen Verdächtigen zu verfolgen und durch die Guillotine aus dem Wege zu schaffen, sandte er auch Commissarien in die Provinzen und errichtete dort den parisern ähnliche Ausschüsse. Mit Recht wurde daher seine Regierung mit dem Namen des Terrorismus (Schreckensregierung) bezeichnet. Unter den in Paris Hingeopferten befanden sich die Königin Marie Antoinette (16. Oct. 1793) und die sanfte Elisabeth, Schwester Ludwig XVI. (10. Mai 1794). Endlich fingen die Gewalthaber an, gegen sich selbst zu wüthen. Zuerst wurde der schändliche Orleans, der sich den Namen Egalité (d. h. Gleichheit) gegeben hatte und den selbst seine ehemaligen Freunde verachteten, hingerichtet (9. Nov. 1793). Dann kam die Reihe an mehre Cordeliers, die den Wüthendsten wegen gemäßig-



Digitized by Google

ter Gesinnungen verdächtig geworden waren; unter ihnen war Danton, nachdem Marat bereits unter dem Messer der Charlotte Corday (s. d.) gefallen war. Künste und Wissenschaften wurden in jener Zeit nicht nur verachtet, sondern selbst verfolgt, die christliche Religion wurde abgeschafft und dagegen der Vernunft ein Tempel geweiht, ein neuer Kalender eingeführt, und ganz offen erklärt, daß alle Könige fallen sollten. Allein je mehr ganz F. vor Robespierre zitterte, desto gefährlicher wurde seine Lage; denn selbst seine Freunde waren vor dem Tyrannen nicht mehr sicher. Am 27. Jul. 1794 wurde er durch Tallien und Billaud de Varennes gestürzt und mit mehren seiner Gehülfen zur Guillotine geführt.

Von nun an hörte die Schreckensregierung auf. Die Guillotine wurde auf die Seite gebracht, nachdem nur noch wenige Bösewichter unter ihr geblutet hatten; die Girondisten wurden zurückgerufen, der Gottesdienst wieder erlaubt, einige Versuche der Jakobiner, die Herrschaft wieder zu erlangen, mit Gewalt zurückgewiesen und die Vendée endlich beruhigt. An die Stelle des Convents traten nun am 26. Oct. 1795 ein Rath von 500, ein Rath der Alten von 250 und fünf Directoren.

Nach dem Sturze der Jakobinerherrschaft hatte man sich auch mit dem Schicksale der kön. Kinder, die, getrennt voneinander, noch im Gefängnisse saßen, beschäftigt. Der kleine Dauphin war aber durch die schlechte Behandlung, die er erfahren, bereits so zu Grunde gerichtet, daß er nicht mehr gerettet werden konnte. Er starb am 8. Jun. 1795. Seine Schwester dagegen wurde gegen einige Gefangene an die östr. Regierung ausgeliefert. In neuester Zeit ist ein gewisser Nauendorf, der lange im Preußischen als Uhrmacher lebte, mit der Behauptung aufgetreten, daß er der Sohn Ludwig XVI. sei, aber mit seinen Ansprüchen überall als schwachköpfiger Mensch abgewiesen worden.

Indessen hatte theils das Kriegsglück der Franzosen, theils die Uneinigkeit unter den commandirenden Generalen der Verbündeten, theils endlich die gänzliche Veränderung der Lage F.'s bei den kriegführenden Mächten den Wunsch nach Frieden erzeugt. Zuerst trat der Großherzog von Toscana zurück; dann schlossen Preußen (5. Apr. 1795), Hessen und Spanien mit F. den Frieden von Basel. Nur die Östreicher und die süddeutschen Fürsten setzten den Krieg mit abwechselndem Glücke fort. Siegte auch der östr. General Clairfait 1795 in Belgien, und trieb auch der junge Erzherzog Karl 1797 die Generale Jourdan und Moreau, die in Deutschland eingefallen waren, wieder über den Rhein zurück, so waren doch in Italien die Franzosen unter dem jungen General Napoleon Bonaparte entschieden siegreich. Dieser eroberte durch eine Reihe von Gefechten Oberitalien und zwang Östreich zu dem nachtheiligen Frieden von Campo Formio am 17. Oct. 1797, durch welchen Östreich sein Anrecht auf Belgien und seine ital. Besitzungen aufgab und dafür die ehemalige Republik Venedig und Dalmatien erhielt. Nur das deutsche Reich blieb noch unausgesöhnt mit F. Um auch hier die Ruhe herzustellen, trat ein Congreß in Rastadt zusammen, dessen Unterhandlungen sich aber durch Schuld der franz. Regierung in die Länge zogen. Auch der Seekrieg mit England währte fort, zum großen Nachtheil F.'s, das den größten Theil seiner Colonien verlor und mehre Niederlagen zur See erlitt.

Im Innern F.'s hatten zwar die scheußlichen Hinrichtungen aufgehört, dennoch fehlte viel an der Beruhigung des Landes. Noch einmal loderte der Bürgerkrieg in der Vendée und in Bretagne (s. Chouanerie) auf und wurde nur mit Mühe unterdrückt; die Jakobiner sowol als die Royalisten machten neue Verschwörungen; das in der Revolution angefertigte Papiergeld, die Assignaten, hatte allen Werth verloren und viele Tausende von Familien waren dadurch um ihr Vermögen gekommen. Der Nationalbankrott war entschieden; aber der Staat wurde durch denselben gerettet. Das Papiergeld verschwand und die Brandschatzungen, welche Bonaparte in Italien erpreßt hatte, brachten wieder klingende Münze nach F. Einige Ruhe kehrte zurück durch die Deportation mehrer unruhiger Köpfe; aber dagegen verloren die Directoren durch eine schlaffe, durch Willkür und Ungerechtigkeiten bezeichnete Regierung die Achtung des Volkes. Man erkannte, es könne so nicht bleiben. Die neue Verfassung hatte zu viele Mängel, die immer stärker hervortraten und das Streben F.'s, sich mit neuen Republiken zu umgeben — (Holland war in eine batavische, der größte Theil Oberitaliens in eine cisalpinische und Genua in eine ligurische Republik verwandelt worden) — mußte früher oder später mit den benachbarten Mächten neue Streitigkeiten erzeugen. Dazu kamen die Gewaltthätigkeiten, welch die Directoren rücksichtslos gegen kleinere Staaten sich erlaubten. Unter nichtigen Vorwänden bemächtigten sich di Franzosen Roms und des Kirchenstaats, entführten de Papst Pius VI. nach Valence in F. und errichteten ein römische Republik. Die Schweiz wurde besetzt und i eine ungetheilte helvetische Republik verwandelt. Endlich wurde sogar Neapel besetzt und hier eine parthenopeische Republik eingeführt, und da die Länder des Königs von Sardinien und des Großherzogs von Toscana di Reihe der eroberten Länder unterbrachen, bemächtigten sic die Franzosen ohne weitern Grund auch dieser Besitzunger Man erkannte, daß F. den Frieden von Campo Formio nu geschlossen hatte, um unter dem Schutze des Friedens noc mehr an sich zu reißen.

Während sich ein franz. Heer an den Küsten des Kanal sammelte und eine Flotte bereit war, es nach England über zusetzen, verließ Bonaparte unerwartet (20. Mai 1798) m einer zahlreichen Flotte und einem ausgesuchten Heere den Ha fen von Toulon, bemächtigte sich der Insel Malta und lande in Ägypten, unter dem Vorwande, die Mamluken zu b kriegen. Vielleicht lag der Plan, von da aus die Herrscha der Engländer in Ostindien zu zerstören, der gewagten Un ternehmung zum Grunde. Zwar zerstörte der engl. Admir Nelson nach der gelungenen Landung der Franzosen die fran Flotte am 1. Aug. 1798 in der großen Seeschlacht b Abukir; doch machte Napoleon große Fortschritte in Ägypt und bemächtigte sich nach dem Siege bei den Pyram den über die Mamluken der Hauptstadt Kairo. Dageg scheiterte 1799 sein Versuch, die Festung St.-Jean d'Ac in Syrien einzunehmen; sehr geschwächt kehrte er nach Ägy ten zurück.

Indessen hatte England eine zweite Coalition geg F. zu Stande gebracht. Rußland, Östreich und ein groß Theil von Deutschland vereinigten sich zu Anfange des Ja res 1799 zu einem neuen Kriege, aufgebracht über die rü sichtslosen Gewaltstreiche F.'s. Während dessen hatte der Co

greß in Rastadt fortgedauert, aber ohne einen Frieden herbeizuführen, der auch unter den jetzigen Umständen nicht zu erwarten war. Am 8. Apr. 1799 wurde er von Seiten Deutschlands für aufgelöst erklärt.

**Der Anfang des Kriegs war für die Verbündeten günstig.** Erzherzog Karl trieb Jourdan über den Rhein zurück und General Kray trieb die Franzosen in Oberitalien vor sich her. Zugleich wurde Neapel von der franz. Herrschaft theils durch das Vorrücken der Östreicher, theils durch einen Aufstand der Calabresen befreit. Ebenso schnell sank die röm. Republik zusammen, und nachdem die vereinigten Russen unter Suworoff und die Östreicher unter Kray die Schlacht bei Novi am 15. Aug. 1799 gewonnen hatten, besaßen die Franzosen in Italien nur noch die Festung Genua. Aber ein Sieg, den Masséna am 25. Sept. bei Zürich über die Russen gewann und das Misglücken einer Seeexpedition der Russen und Engländer gegen Holland machten den russ. Kaiser, Paul, üble Laune; er rief sein Heer zurück und trennte sich von der Coalition. Zugleich erschien Bonaparte, aus Ägypten zurückgeeilt, in F. am 9. Oct. Er wußte, daß man mit der Regierung der Directoren unzufrieden war, verließ sein Heer in Ägypten (das späterhin, am 30. Aug. 1801, nach einer großen Niederlage durch die Engländer zu capituliren genöthigt wurde), landete in Frejus, eilte nach Paris, jagte, nicht ohne persönliche Gefahr, am 9. und 10. Nov. die Versammlungen der beiden Räthe auseinander und hob die Directorialregierung auf. Er führte eine neue Verfassung ein: einen Erhaltungssenat, ein Tribunal (das aber späterhin aufgehoben wurde), ein gesetzgebendes Corps und drei Consuln. Indem er sich zum ersten Consul erklärte, bemächtigte er sich der Regierung und die Republik hörte dadurch factisch auf. Von nun an bekam der Krieg eine andere Wendung. Während er den General Moreau nach Deutschland schickte, zog er selbst 1800 schnell über den großen Bernhard nach Italien, gewann am 14. Jun. die große Schlacht bei Marengo und gewann durch diesen Schlag Oberitalien wieder. Dieser und der Sieg Moreau's bei Hohenlinden in Baiern über Erzherzog Johann am 3. Dec. entschied über das Schicksal des Kriegs. Das rasche Vordringen Bonaparte's und Moreau's gegen Wien bewogen den Kaiser Franz für Östreich und das deutsche Reich den Frieden von Luneville am 9. Febr. 1801 zu unterzeichnen, durch welchen F. außer dem Gebiete zwischen dem Po und der Etsch das Herzogthum Modena und das Großherzogthum Toscana gewann und die helvet., cisalpinische, ligurische und batav. Republik bestätigt wurde. Das linke Rheinufer blieb bei F., der Herzog von Modena wurde durch den Breisgau, der Großherzog von Toscana durch Salzburg entschädigt. So hatte F. abermals an Umfang und Ansehen gewonnen und überließ dem zerrissenen Deutschland die Entschädigung der beraubten Fürsten. England sah die Coalition zerstört; zwar hatte es Malta und Ägypten erobert; dennoch hielt es für gerathen, mit F. den Frieden von Amiens am 27. März 1802 zu schließen, nach welchem es die meisten der eroberten franz. und holländ. Colonien und Malta, letzteres an den Malteserorden, zurückzugeben versprach.

Bonaparte ging nun darauf aus, F. zum mächtigsten Staate in Europa und sich zum Herrn desselben zu machen. Vor Allem wurde die Ordnung im Reiche wiederhergestellt, die Parteien wurden beschwichtigt, ein Versuch, den eine ihm feindliche Partei machte, Bonaparte in Paris durch eine Höllenmaschine zu ermorden, wurde benutzt, sich vieler ihm gefährlicher Menschen zu entledigen. Er führte den katholischen Gottesdienst wieder ein, ordnete die katholische Kirche, stellte den alten Kalender wieder her, sorgte für Errichtung von Schulen, ließ Straßen, Brücken, Kanäle anlegen, beförderte Wissenschaften und Künste, Ackerbau, Gewerbe und Handel, unterdrückte aber auch die Freiheit der Presse, schärfte die Policei und führte ein alles Vertrauen zerstörendes Spionsystem ein. Um einen neuen Adel zu schaffen, errichtete er die Ehrenlegion. Ein neues Gesetzbuch, der Code Napoléon, ordnete die Rechtspflege. Ebenso willkürlich, wie er in F. schaltete, verfuhr er auch mit den benachbarten, ihm durch den luneviller Frieden preisgegebenen Ländern. Toscana machte er zu einem Königreiche Hetrurien und übergab es dem Herzoge von Parma, dessen Land er unter franz. Verwaltung nahm. Die Besitzungen des Königs von Sardinien auf dem Festlande wurden zu F. geschlagen, die cisalpinische Republik erhielt den Namen der ital., er selbst aber machte sich zum Präsidenten derselben, und Helvetien wie Holland erhielten neue Verfassungen. Alle diese Länder blieben entweder von franz. Truppen besetzt, die sie ernähren mußten, oder standen doch unter franz. Einflusse. Darauf ließ Bonaparte sich am 3. Aug. 1802 zum Consul auf Lebenszeit ernennen und ordnete die Verfassung so, daß alle Gewalt in seine Hände gelegt wurde. (Vergl. Bonaparte.)

Es war vorauszusehen, daß der Friede nicht lange bestehen würde. Unmöglich konnten die europ. Mächte Bonaparte's willkürliches Betragen ruhig ansehen; sie erkannten, daß er immer weiter greifen würde. Im Mai 1803 brach der Krieg mit England aus; Veranlassung gab die Weigerung Englands, die Insel Malta herauszugeben, und der herrische Ton, den Bonaparte sich gegen England anmaßte. Der Verdruß über die Wegnahme der franz., auf der See befindlichen Handelsschiffe durch die Engländer bestimmte ihn, eine Flotte und ein Heer an der Küste des Kanals zu sammeln und durch General Mortier Hanover besetzen zu lassen. Neue Verschwörungen gegen Bonaparte hatten zur Folge, daß derselbe sich 1804 als Napoleon I. zum Kaiser von F. erklären ließ und sich im folgenden Jahre zum König von Italien (Königreich wurde jetzt die bisherige ital. Republik genannt) aufwarf. Sein Stiefsohn, Eugen Beauharnais (s. d.) wurde zum Vicekönig von Italien ernannt. Schnell folgten noch andere Vergebungen an Verwandte Napoleon's und Umgestaltungen der von F. abhängigen Länder. Das Herzogthum Lucca wurde seinem Schwager Bacciochi verliehen, der auch das Herzogthum Piombino dazu erhielt; die ligurische Republik wurde aufgelöst und zu F. geschlagen und die batav. behielt zwar ihren Namen, bekam aber, indem sie einen Rathspensionair als Oberhaupt erhielt, eine monarchische Verfassung.

Alle diese Schritte führten die dritte Coalition herbei. England, Schweden, Rußland und Östreich vereinigten sich gegen Napoleon 1805. Aber rasch warf sich dieser auf das bis Ulm vorgerückte östr. Heer, zwang hier am 17. Oct. einen großen Theil desselben unter General Mack zur Capitulation,



Digitized by Google

besetzte Wien und erfocht über das russ. und östr. Heer den großen Sieg bei Austerlitz (s. d.) am 2. Dec., der den Kaiser Franz zum Frieden von Presburg am 26. Dec. nöthigte, durch welchen er auf Venedig, das mit dem Königreich Italien vereinigt wurde, auf Tirol, das an Baiern fiel und auf seine Besitzungen in Schwaben, die an Baiern, Würtemberg und Baden abgetreten wurden, verzichten mußte. So belohnte Napoleon seine Freunde mit fremdem Gute; denn Baiern, Würtemberg und Baden waren mit ihm im Bunde; jenes wurde zum Kurfürstenthum, diese beiden zu Königreichen umgeschaffen. Östreich erhielt für alle Verluste nur Salzburg, wogegen dem ehemaligen Großherzog von Toscana Würzburg gegeben wurde. Dem ehemaligen Herzog von Modena, der den Breisgau an Baden verlor, wurde eine Entschädigung verheißen. Seitdem gingen die von F. abhängigen Länder in schnellem Wechsel von Hand zu Hand, wie das Belieben des franz. Herrschers gebot. Das Glück Napoleon's wurde nur durch einen Schlag getrübt; der engl. Admiral Nelson vernichtete die vereinigte span. und franz. Flotte in der Seeschlacht bei Trafalgar am 21. Oct. 1805. Auf den Frieden von Presburg folgten schnell neue Veränderungen. Zunächst wurde dem Könige von Neapel der Krieg erklärt, weil er im Nov. 1805 die Landung eines engl.-russ. Heers erlaubt habe. Joseph Bonaparte, Napoleon's Bruder, wurde nach Neapel geschickt, eroberte es, ohne großen Widerstand zu finden, die Hauptstadt wurde besetzt und Napoleon ernannte seinen Bruder am 30. Mai 1806 zum König beider Sicilien. Zur Belohnung der franz. Generale wurden, meist in Oberitalien, eine Menge Herzogthümer creirt, Napoleon's Schwager, der Prinz von Borghese, wurde zum Fürsten von Guastalla, sein Bruder, Louis Bonaparte, zum König von Holland, sein Schwager, Joachim Murat, zum Herzog von Berg ernannt. Am 12. Jul. 1806 stiftete Napoleon den Rheinbund (s. d.), indem er sich mit 16 meist süddeutschen Fürsten zu gegenseitiger Kriegshülfe verband. Er selbst nannte sich Protector des Bundes; die Kräfte dieses Theiles von Deutschland standen ihm nun zu Gebote.

Östreich war für den Augenblick gelähmt, aber Preußen, durch vielfältige Treulosigkeiten Napoleon's aufgebracht, vereinigte sich mit Rußland, England, Schweden und Sachsen und kündigte im Herbst 1806 den Krieg an. Noch waren die Russen nicht angelangt. Napoleon warf sich mit Übermacht auf die Preußen und Sachsen, zersprengte ihr Heer am 14. Oct. in den Schlachten von Jena und Auerstädt, gewann schnell die meisten preuß. Festungen, ächtete den Herzog von Braunschweig und den Landgrafen von Hessen, deren Länder er für gute Beute erklärte, besetzte Berlin und führte sein Heer schnell nach Polen, das auf seinen Ruf gegen die preuß. Herrschaft aufstand. Erschreckt schlossen sich die kleinern deutschen Fürsten an den Rheinbund an und Sachsen war glücklich, in Posen mit F. einen Frieden schließen zu dürfen. Die blutige Schlacht bei Eylau am 7. und 8. Febr. 1807 gegen die Russen blieb zwar unentschieden, dagegen erlitt nach dem Falle von Danzig das russ. Heer am 14. Jun. bei Friedland eine so entschiedene Niederlage, daß Kaiser Alexander den Frieden anbot, der am 7. Jul. mit Rußland und am 9. Jul. mit Preußen in Tilsit zu Stande kam und diesem Reiche die Hälfte seiner Länder kostete. Polen wurde unter dem Namen eines Herzogthums Warschau dem zum König erhobenen Kurfürsten von Sachsen gegeben; die dem Könige von Preußen geraubten Länder nebst Braunschweig und Hessen wurden zu einem Königreiche Westfalen vereinigt, das Napoleon's Bruder Jerome erhielt und der Überrest von Preußen mit so schweren Kriegssteuern belegt und durch die unter nichtigen Vorwänden zurückgelassenen franz. Besatzungen so ausgesogen, daß der niedergedrückte Staat sich kaum erhalten zu können schien. Zugleich benutzte der Sieger seine Übermacht, um eine Achtserklärung gegen das noch unbezwungene England zu schleudern. Durch seine Decrete von Berlin am 21. Nov. 1806 und von Mailand am 17. Dec. 1807 wurden die brit. Inseln in Blockadezustand, alle engl. Waaren auf dem Festlande für verfallen erklärt und jeder Verkehr mit England dem ganzen übrigen Europa streng verboten.

Der nächste Angriff Napoleon's galt der pyrenäischen Halbinsel. Unter dem Vorwande, daß Portugal seine Häfen den engl. Schiffen nicht verschlossen habe, ließ er das Land durch ein franz. Heer unter Junot besetzen. Nachdem die kön. Familie nach Brasilien unter Segel gegangen war, hielt Junot am 1. Dec. 1807 seinen Einzug in Lissabon, und Napoleon erklärte: das Haus Braganza habe aufgehört über Portugal zu regieren. Zu gleicher Zeit wurde ohne allen Grund das Königreich Hetrurien weggenommen. Dann folgte der Angriff auf Spanien. Napoleon benutzte den Zwiespalt, der hier zwischen dem schwachen Könige, Karl IV., und dessen Sohne Ferdinand ausgebrochen war, um sich mehrer span. Festungen zu bemächtigen. Ein Aufstand, der sich im März 1808 in Aranjuez erhoben hatte, und die darauf erfolgte Abdankung des Königs zu Gunsten Ferdinand VII. diente ihm ferner zum Vorwande, ein franz. Heer in Madrid einrücken zu lassen. Dann lockte er beide Könige, Vater und Sohn, nach Bayonne, bewog hier jenen, ihm seine Rechte auf den span. Thron zu übertragen den jungen König aber, die angemaßte Krone niederzulegen, wies Beiden einen Aufenthalt in Frankreich an und bestimmte seinen Bruder Joseph zum König von Spanien; Neapel gab er seinem Schwager Joachim Murat und das Großherzogthum Berg dem ältesten Sohne des Königs von Holland. Die span. Nation, tief empört über diese Schändlichkeit, erhob sich gegen den Eindringling, kämpfte muthig gegen die nach Spanien geschickten franz. Heere und erhielt später von England Unterstützung. Fünf Jahre lang währte ein blutiger Krieg und Spanien wurde das Grab der Franzosen und ihrer Verbündeten; zugleich wurde Portugal durch ein engl. Heer unter Wellington von den Franzosen noch im J. 1808 befreit. In der pyrenäischen Halbinsel erblich Napoleon's Glücksstern zuerst.

Bald nach dem Anfange des Kriegs in Spanien fing Östreich an sich zu rüsten. Es war von F. zu tief gekränkt worden und hatte zu schwere Verluste erlitten, um nicht jeden geeigneten Zeitpunkt zur Wiederaufnahme des Kriegs zu benutzen. Am 15. Apr. 1809 wurde der Krieg erklärt und zugleich erhoben sich die treuen Tiroler gegen die bair. und franz. Zwingherrschaft. Aber auch diesmal war Napoleon wieder der Sieger (s. Östreich) und zwang den Kaiser zum Frieden von Wien (14. Oct. 1809), in welchem Östreich wieder schwere Opfer bringen mußte. Es trat mehr als den fünften Theil seiner Besitzungen ab: Salzburg, den Innkreis, das jetzige Königreich Illyrien, einen Theil von

Digitized by Google

Kroatien, Dalmatien und Westgalizien. Einen Theil erhielt Baiern, ein Stück Rußland, das halb gezwungen, also nur lau, gegen Östreich mitgefochten hatte, Westgalizien wurde zu Warschau geschlagen, das Königreich Illyrien aber wurde indessen für franz. Rechnung verwaltet und Tirol der bair. Herrschaft wieder unterworfen. — Während dieses Kriegs war eine neue Gewaltthat geschehen. Napoleon's Verhältniß zum Papst Pius VII. war seit einiger Zeit immer gespannter geworden, weil dieser sich weigerte, in die Anfoderungen Jenes, die theils den Kirchenstaat, theils das Kirchenregiment betrafen, einzugehen. Überdies mochte der Kirchenstaat dem franz. Kaiser, der außerdem über ganz Italien gebot, im Wege sein. Am 2. Febr. 1808 ließ er Rom plötzlich besetzen, ebenso andere Städte des Kirchenstaats, und vereinigte willkürlich einen Theil desselben mit dem Königreiche Italien. Am 17. Mai 1809 wurde der übrige Theil des Kirchenstaats dem franz. Reiche einverleibt und Rom zur zweiten Hauptstadt desselben ernannt. Feierlich protestirte der Papst dagegen und sprach über Napoleon den Bannfluch aus; dafür ließ ihn dieser des Nachts überfallen (6. Jul.) und nach Frankreich schleppen, wo er unter Aufsicht gestellt wurde. Dieser Willkür folgten in raschem Gange andere Gewaltschritte. Ludwig, König von Holland, war, weil er den Verkehr seines Volkes mit England nicht ganz hatte hindern können und wollen, mit Napoleon zerfallen. Im Jan. 1810 schickte dieser deshalb ein franz. Heer nach Holland, das mit franz. Zollbedienten die Küste besetzte, und zwang seinen Bruder zur Abtretung der holländ. Flotte und der südl. Provinzen. Da bald darauf neue Truppen einrückten und Ludwig sich der Willkür seines Bruders preisgegeben sah, entsagte er am 1. Jul. 1810 der Regierung und Holland wurde dem franz. Kaiserreiche einverleibt. Dasselbe geschah am 11. Nov. mit dem Walliserlande, desgleichen am 13. Dec. mit dem nordwestl. Deutschland, wodurch Hamburg, Bremen, Lübeck, Oldenburg, Lauenburg und andere Districte Deutschland entzogen wurden.

Seit dem Frieden von Tilsit war anfangs das Vernehmen zwischen Rußland und Frankreich gut gewesen; Alexander hatte nicht nur auf einem Congresse in Erfurt 1808 Napoleon versprochen, den Verkehr mit England abzubrechen, sondern auch F. in seinem Kriege gegen Östreich 1809 ein Hülfsheer gestellt. Aber theils mochte das eigenmächtige Verfahren Napoleon's den russ. Kaiser empören, theils war er nicht gesonnen, länger zum Schaden seines Reichs den Handel mit England zu verbieten. Darüber entstand eine gegenseitige Bitterkeit, die endlich 1812 einen Krieg herbeiführte, der Napoleon's Macht zuerst erschütterte und endlich seinen Sturz herbeiführte. Während Rußland nur Schweden und England zu Bundesgenossen hatte, setzte Napoleon das ganze übrige Europa, Dänemark und die Türkei allein ausgenommen, gegen Rußland in Bewegung; selbst das gemishandelte Preußen und Östreich mußten Hülfstruppen geben. Das ungeheure, aus fast 600,000 Kriegern bestehende Heer, mit jedem Kriegsbedürfniß reichlich versehen, brach im Jun. 1812 in Rußland ein, anfangs mit glänzendem Erfolge. Die Schlacht bei Smolensk (am 17. und 18. Aug.) wurde gewonnen; die noch blutigere an der Moskwa (am 7. Sept.) konnte die Franzosen nicht aufhalten, bis Moskau vorzudringen. Aber hier war die Grenze gesteckt; der furchtbare Brand von Moskau (s. d.) und die Weigerung Alexander's, Frieden zu schließen, nöthigten Napoleon im Oct. zur Rückkehr. Aber schon war es zu spät. Das geschwächte Heer wurde von einem selbst für Rußland strengen Winter überfallen; der Hunger nahm überhand, die Russen drängten und bei dem Übergange über die Beresina (s. d.) wurde die Niederlage vollendet. Nur wenige Trümmer des großen Heers erreichten im traurigsten Zustande die deutsche Grenze.

Diese Niederlage wurde von dem unterdrückten Europa mit Freude vernommen. Preußen erkannte zuerst, daß die Zeit gekommen sei, sich gegen F.'s Despotismus zu erheben. Das preuß. Volk stand zornig auf, den Kampf für die Befreiung von den franz. Ketten zu unternehmen und schloß sich an Rußland an; Mecklenburg und Hamburg folgten zunächst. Zwar hatte Napoleon 1813 ein neues Heer gesammelt und schlug das russ. und preuß. bei Großgörschen und Lützen am 2. Mai und bei Bautzen am 20. und 21. Mai, aber der Waffenstillstand vom 4. Jun. bis 17. Aug. gewährte Zeit zu umfassendern Rüstungen. Hamburg fiel zwar wieder in die rächenden Hände der Franzosen, aber der Bund gegen F. erhielt durch den Beitritt Östreichs und Schwedens bedeutende Verstärkung. Die Siege der Verbündeten bei Groß-Beeren am 23. Aug., an der Katzbach am 26. Aug., bei Culm am 30. Aug. und bei Dennewitz am 6. Sept. ließen den Verlust der Schlacht bei Dresden am 26. und 27. Aug. und den Fall des edlen Moreau (s. d.) verschmerzen und die Völkerschlacht bei Leipzig am 16., 18. und 19. Oct. machte endlich der Franzosenherrschaft ein Ende. Auch Baiern trat nun zum Bunde und zeigte in dem Treffen bei Hanau am 29. bis 31. Oct., daß es ihm Ernst damit sei. Schnell folgten auch die übrigen Fürsten des nun aufgelösten Rheinbundes und die noch von Franzosen besetzten Festungen ergaben sich nach und nach. Ein preuß. Heer unter Bülow befreite das schwer gedrückte Holland, das nun mit Begeisterung das Haus Oranien zurückrief. Spanien gab Napoleon jetzt selbst auf und rief sein Heer zurück.

Indessen hatte Napoleon ein neues Heer geworben und wollte sich wenigstens in Frankreich behaupten Hier rückten die Verbündeten im Jan. 1814 an mehren Punkten ein. Die Siege bei la Rothière am 1. Febr., bei Laon am 9. März und bei Arcis sur Aube am 20. und 21. März führten sie bis vor Paris. Vergebens kämpfte Napoleon mit gewohnter Umsicht gegen die übermächtigen Scharen Schwarzenberg's und Blücher's. Das Treffen bei Paris am 30. März zwang die Hauptstadt zur Capitulation und die Sieger hielten daselbst am 31. März ihren Einzug. Napoleon unterzeichnete in Fontainebleau seine Entsetzung, wurde nach Elba verwiesen, Ludwig XVIII. (s. d.) bestieg den Thron seiner Väter und schloß am 30. Mai mit den Verbündeten den ersten pariser Frieden, der F. seine Grenzen von 1792 mit einigen Gebietserweiterungen ließ. Ludwig gab F. eine neue Verfassung, die Charte, die eine durch eine Pairs- und eine Deputirtenkammer beschränkte Monarchie festsetzte, und nach und nach schien die Ordnung zurückkehren zu wollen, als die Wiedererscheinung Napoleon's plötzlich die Verwirrung erneuerte.

Während die Monarchen auf dem Congresse in Wien versammelt waren, um die europ. Angelegenheiten zu ordnen, verließ Napoleon am 26. Febr. 1815 die Insel Elba, landete am 1. März bei Cannes in Frankreich und rückte,

Digitized by Google

da der Zulauf der alten Anhänger sich von Tage zu Tage mehrte, schnell auf Paris vor, von wo der König, von dem Heere verlassen, sich nach Gent geflüchtet hatte. Ob nun gleich Napoleon den Mächten Europas seine Neigung zum Frieden versichern ließ, so beschlossen doch Großbritannien, Rußland, Preußen, Östreich und die übrigen deutschen Fürsten den Krieg, der im Jun. in Belgien sich erneuerte. Beim ersten Zusammentreffen war Napoleon siegreich; er gewann am 16. Jun. die Schlacht bei Ligny und das Treffen bei Quatrebras, wurde aber am 18. Jun. bei Belle Alliance (Mont St.-Jean) durch Wellington und Blücher so entschieden geschlagen, daß er bei dem Vorrücken der Verbündeten bis Paris, wo sie am 7. Jul. ihren Einzug hielten, sich zum zweiten Male zur Niederlegung der Krone entschloß. Er floh nach Rochefort und gab sich am 14. Jul. in die Hände der Engländer, die ihn nach der Insel St.-Helena führten, wo er bis an seinen im Mai 1821 erfolgten Tod in Gefangenschaft blieb. Ludwig XVIII. kehrte am 8. Jul. nach Paris zurück und schloß am 20. Nov. 1815 den zweiten pariser Frieden, der zwar F. seine letzte Begrenzung, mit geringen Ausnahmen, ließ, ihm aber eine schwere Contribution auflegte, die Besetzung eines Theils des Landes durch fremde Truppen auf drei bis fünf Jahre festsetzte und die Familie Napoleon's aus F. verbannte.

So sehr sich auch Ludwig XVIII. bemühte, die tiefen Wunden F.'s zu heilen, so war es ihm doch nicht möglich, die gegeneinander streitenden Interessen der Parteien zu vereinigen. Während die alte bourbonische Hofpartei den vor 1789 stattgefundenen Zustand wiederherzustellen sich bemühte, dachten Andere auf die Wiederherstellung der Republik, und noch Andere sehnten sich nach der Bonapartischen Herrschaft zurück und warfen ihren Blick auf den jungen Napoleon, der am kais. Hofe in Wien erzogen wurde. Mit dem Auslande wurde der Friede aufrecht erhalten; nur mit Spanien begann 1823 ein Krieg, der binnen sechs Monaten König Ferdinand VII. aus den Händen der demokratisch gesinnten Cortes befreite. Ludwig starb am 16. Sept. 1824.

Sein Bruder Karl X. (s. d.), einst Graf von Artois, zeigte bald eine so entschiedene Vorliebe für die Jesuiten und den Klerus überhaupt, sowie eine stete Neigung, die kön. Gewalt zu erweitern und freisinnige Äußerungen zu unterdrücken, mithin die Presse zu beschränken, daß er die Liebe seiner Unterthanen verlor. Als er endlich 1830 das dem Volke verhaßte Ministerium Polignac (s. d.) einsetzte und dieses am 25. Jul. sechs der Charte entgegenlaufende kön. Ordonnanzen erließ, brach der Unwille aus. Diese zweite franz. Revolution vom 27.—30. Jul. kostete Karl X. den Thron; er wurde mit seiner Familie von der Regierung ausgeschlossen, mußte F. verlassen und an seiner Stelle wurde der Herzog von Orleans, Philipp Ludwig, zum König gewählt. Karl X. und sein Sohn, der Herzog von Angoulême, hatten zu Gunsten des jungen Heinrich, Herzogs von Bordeaux, der Krone entsagt; daher bildete sich eine Partei in F., welche diesen Prinzen als Heinrich V. zum König wünschte, während eine andere Partei den Sohn Napoleon's als Herrscher anzuerkennen bereit war (welche Partei jedoch durch den Tod des Herzogs von Reichstadt (s. d.) aufhörte zu existiren), und endlich eine dritte die Republik wünschte. Die vertriebene Königsfamilie ging zunächst nach England und von da nach Prag, welches sie jedoch in neuester Zeit auch wieder verlassen hat.

Trotz der Parteiungen in F. ist es Ludwig Philipp gelungen, die Ruhe zu erhalten, weil er den großen Mittelstand auf seiner Seite hat, der am sehnlichsten Ruhe wünscht. Zwar erschien die Herzogin von Berri (s. d.), die Mutter des Prinzen Heinrich, in den westl. Provinzen, um diese gegen die bestehende Regierung aufzuwiegeln; sie wurde aber am 7. Nov. 1832 zu Nantes verhaftet und einige Zeit gefangen gehalten. Den Ministern Karl X. wurde der Proceß gemacht und am 21. Dec. 1831 wurden vier derselben, darunter Polignac, zum bürgerlichen Tode und zu lebenslänglicher Einkerkerung verurtheilt und auf die Festung Ham gebracht. Ludwig Philipp lehnte die belg. Königskrone, die man ihm für seinen Sohn antrug, ab, unterstützte aber die Belgier gegen Holland (s. Belgien), wodurch er an Belgien eine gegen F. freundlichgesinnte Macht gewann. Bei den Unruhen im Kirchenstaate besetzten die Franzosen Ancona, und Algier (s. d.), welches schon unter Karl X. erobert worden war, wurde behauptet und die Macht F.'s in Afrika befestigt. Die republikanische Partei bewirkte 1834 Unruhen in Paris, Lyon, St.-Etienne, Marseille und an andern Orten, die jedoch unterdrückt wurden, und die mörderischen Angriffe, die zu verschiedenen Malen gegen das Leben des Königs unternommen wurden, dienten nur dazu, ihn in der Liebe und Achtung der Bessergesinnten zu befestigen. In die span. Angelegenheiten (s. Spanien) hat sich F. nur auf indirecte Weise gemischt. Ludwig Philipp hat sich durch sein staatskluges Benehmen die Achtung und Anerkennung auch derjenigen Mächte erworben, die seine Berufung zum König anfangs nicht billigten. (S. Ludwig Philipp.)

**Französische Kunst, Literatur und Wissenschaft.** Von der Kunst und dem Wissen der ältesten Einwohner des Landes jenseit des Rheins haben wir nur wenige, unbestimmte Nachrichten. Die Gallier waren celtischen Ursprungs und nur ihre Priesterkaste, die Druiden (s. d.), scheint einige wissenschaftliche Kenntnisse gehabt zu haben, sowie der Gesang ausschließliches Eigenthum der heilig geachteten Barden (s. d.) war. Nachdem Julius Cäsar das Land den Römern unterworfen hatte, wurde von diesen theils durch Gewalt der Waffen, theils durch den bewältigenden Einfluß höherer Cultur alles altnationale Leben der Gallier so völlig vernichtet, daß nicht allein Kunst und Wissenschaft derselben spurlos verloren ging, sondern sogar die einheimische Sprache der lat. weichen mußte. Die Römer überragten an Bildung so hoch alle übrigen Völker ihrer Zeit, daß selbst, nachdem diesen der Sieg über die entarteten und verweichlichten Römer gelungen war, noch eine geistige Macht des Römerthums bestand, welche in der allgemeinen Verbreitung der röm. Sprache sich äußerte. Nachdem daher der 600jährigen Herrschaft der Römer in Gallien durch german. Völkerschaften ein Ende gemacht worden war, blieb dennoch die lat. Sprache allein die gebräuchliche Schriftsprache und als Umgangssprache bildete sich eine Mischsprache theils celtischen, theils lat., theils german. Ursprungs, das Romanzo, welche erst im Laufe späterer Jahrhunderte, nachdem mit der Sprache ein eigenthümlicher Volksgeist sich gebildet hatte und nachdem der Mehrzahl die lat. Sprache fremd geworden, zu Abfassung von Schriften benutzt wurde. Die neue

Digitized by Google

Sprache gelangte insonderheit durch die Geistlichen und Dichter zur Herrschaft; jene mußten sich derselben bedienen, um dem gemeinen Manne verständlich zu bleiben, diese, weil sie von demselben Geiste beseelt sangen, dessen selbstgeschaffenes Gewand das Romanzo war. In diesem selbst hatten sich von Anfang zwei in ihrem Charakter wesentlich verschiedene Dialekte ausgebildet, die langue d'oc (davon noch jetzt die Provinz Languedoc den Namen) und die langue d'oui, beide benannt nach den Worten oc (auch) und oui, welche in ihnen unser deutsches „Ja" ausdrücken. Die langue d'oc wurde im südl., die langue d'oui im nördl. Frankreich, welche beide die Loire trennt, gesprochen. Jene, nachdem im 12. Jahrh. Raimond de St. Gilles, Graf von Provence, einen großen Theil Südfrankreichs unter seine Herrschaft vereinigt, auch die provenzalische Sprache genannt, zeichnete sich durch Weiche, Reichthum an Vocalen und Wohllaut aus, während die langue d'oui hart, voller Abkürzungen ursprünglich lateinischer Worte war und darum an Wohllaut jener weit nachstand. Schon in den frühesten Zeiten hatte sich das südl. Frankreich in Folge seines milden Klimas und seiner Lage am mittelländ. Meere, welche es mit Griechen und Römern in Verbindung brachte, durch höhere Bildung vor dem nördl. Frankreich ausgezeichnet, und so ist es natürlich, daß im südl. Frankreich zuerst Poesie und Musik fröhlich emporblühten. Jongleurs (s. d.) besuchten die Höfe der Großen, und die „fröhliche Kunst", so hieß die Poesie, wurde von ritterlichen Sängern geübt, von den berühmten Troubadours (s. d.). Beim Beginn der Kreuzzüge stand die provenzalische Poesie in kräftigster Blüte, und das rege Leben, welches jene hervorriefen, war ihr nur förderlich. Aber schon in der Mitte des 14. Jahrh. verstummte die fröhliche Kunst der Troubadours, denn mit dem Hause Anjou in Südfrankreich erhielt die langue d'oui über die sang- und klangvolle langue d'oc die Oberherrschaft, die noch übrigen Troubadours gingen nach dem sprach- und sinnverwandten Italien und Spanien, und die schöne provenzalische Sprache erhielt sich nur noch als Provinzialdialekt (Patois) im Munde des Volks.

Das nordfranz. Romanzo, aus dem sich das heutige Französisch gebildet, wurde zuerst von den 911 eingewanderten Normannen als Schriftsprache ausgebildet. Normannen waren die ältesten nordfranz. Schriftsteller, von denen die ältesten Ritterromane herrühren. Durch die nach Nordfrankreich kommenden Troubadours wurde die Liebe zur Poesie noch mehr angeregt, und so finden wir hier bald eine ähnliche Dichterschule in den Trouvères. Ritter, Grafen und Könige gehörten den Trouvères an, unter denen Thibault, Graf von Champagne und König von Navarra, einer der berühmtesten. Neben ihnen traten die Fabliers mit Erzählungen und Märchen (Fabliaux) auf, welche theils in Versen, theils in Prosa geschrieben waren. Die Literatur des 13. Jahrh. ist reich an Dichtungen aus den drei genannten Gattungen. Dazu kamen noch Sittengemälde, allegorische und satirische Gedichte. Hierher gehört der franz. Reinecke der Fuchs (s. d.) und es ist zweifelhaft, ob das deutsche oder das franz. Werk älteren Ursprungs sei. Am berühmtesten wurde der sogenannte „Roman von der Rose", ein allegorisches Lehrgedicht über die Kunst zu lieben. Mehre ausgezeichnete Dichter brachte das 14. Jahrh. hervor, unter ihnen Olivier Basselin aus dem Thale Vire (Vau de Vire), der fröhliche Weinlieder sang, welche nach jenem Thale den Namen Vau de Vire erhielten, woraus später Vaudeville wurde.

Im 14. Jahrh. nahm in Frankreich auch die dramatische Poesie und die Schauspielkunst ihren Anfang, und zwar entstanden beide aus den Darstellungen biblischer Geschichten und Legenden, die anfangs von rückkehrenden Pilgern unter dem Schutze der Geistlichkeit angestellt wurden; dazwischen wurden wol auch weltliche Possen zum Theil satirischen Inhalts aufgeführt. Endlich trat um den Anfang des 15. Jahrh. eine Gesellschaft von Pilgern in Paris bleibend zur Aufführung sogenannter Mysterien zusammen, welche sich die Passionsbrüderschaft nannte. Aus dieser ging dann eine andere Gesellschaft hervor, welche weltliche Possen (sogenannte sottises) aufführte und sich „die Kinder ohne Sorgen" nannte. Ihr Muthwille gab aber mit der Zeit zu manchem Ärgerniß Veranlassung, wodurch endlich 1612 ihre Auflösung herbeigeführt wurde. Die Passionsbrüderschaft, welche sich mit ihren Mysterien nicht mehr zu halten vermochte, verpachtete ihr Privilegium 1552 an eine Gesellschaft, welche sich zuerst den Namen der „Komödianten" gab, und aus der nachher das théâtre français sich bildete. Mit einer neuen Art von Schauspielen, den sogenannten Moralitäten, allegorisch moralischen Stücken, trat eine neue Gesellschaft der „Schreiber der Bazoche" auf. Die Bazoche war eine Gesellschaft von Justizpersonen, welche das Privilegium hatte, öffentliche Feste und Ceremonien zu ordnen. Außer den Moralitäten brachte die Gesellschaft auch sogenannte Paraden, welche sich den regelmäßigen Lustspielen näherten. Auch den Schreibern der Bazoche wurde 1545 die Erlaubniß zu spielen genommen, weil sie zu zügellos muthwillig gewesen waren.

In einer durch Klarheit und Einfachheit sich schon in ihren Anfängen vortheilhaft auszeichnenden Prosa wurden ebenfalls im 13. und 14. Jahrh. die ersten Geschichtswerke und Memoiren (Erinnerungen an Selbsterlebtes) geschrieben. Während die Sprache der Poesie alterthümlich blieb, richtete sich die Prosa streng nach der mündlichen Rede und war daher dem Volke verständlicher, sodaß sogar ursprünglich in Versen geschriebene Ritterromane in Prosa übersetzt wurden, um ihnen größere Verbreitung zu verschaffen. Unter den Memoirenschreibern zeichneten sich Jean de Joinville (um 1250) und Philipp de Comines (um 1480) auf das Vortheilhafteste aus.

Musik und Malerei wurden von einzelnen Königen mit besonderer Vorliebe gepflegt. So wurde unter Philipp dem Schönen 1313 ein Theater gebaut, auf welchem Feenmärchen mit Musik aufgeführt wurden und Karl V. war ein großer Freund der Musik und der Malerei. Aus seiner Zeit besitzen wir noch Frescogemälde, gewirkte Tapeten und mit Malereien geschmückte Handschriften. Noch früher unter Ludwig VII. blühte die Glasmalerei. Karl VII. ließ der Johanna d'Arc, dem Mädchen von Orleans, 1458 auf der Brücke zu Orleans ein bronzenes Denkmal setzen.

Bisher hatte sich die franz. Sprache und Kunst ohne merklichen äußeren Einfluß aus sich selbst emporgearbeitet, als in Franz I. (1515 bis 1547) ein König zur Regierung kam, der alle Mittel in Bewegung setzte, Kunst und Wissenschaft in Frankreich durch Einführung des Großen aller Zeiten und Völker mächtig zu fördern, und dem die Fran-

Digitized by Google

zosen mit Recht den schönen Namen eines Vaters der Wissenschaften gegeben haben. Der berühmte Maler Leonardo da Vinci (s. d.) und andere ital. Meister wurden von Franz nach Paris gezogen und franz. Maler von ihnen gebildet; für Musik wurde eine eigene Kapelle errichtet, die ebenfalls Gelegenheit erhielt, nach ital. Mustern sich zu bilden. Am bedeutendsten war aber der Einfluß der griech. und röm. Schriftsteller, welche unter Franz eifrig studirt und bewundert wurden. Dies hatte den nachtheiligen Einfluß, daß die bisherige Originalität allmälig verloren ging, ja sogar in Verachtung gerieth und dafür ein Streben aufkam, die Muster der Alten nachzuahmen und ihnen gleiche Werke an die Seite zu setzen, welches bei der völlig veränderten Sinnes- und Denkungsart nicht möglich war. Clement Marot, des Königs Kammerdiener, zeichnete sich als Dichter vor allen Übrigen aus. Viele vornehme Personen am Hofe des kunstliebenden Franz, sogar seine Schwester Margarethe von Valois, beschäftigten sich eifrig mit Poesie. Die neue nach griech. und röm. Mustern gebildete Richtung, der sogenannte Classicismus, machte sich in der Dichterschule des „franz. Siebengestirns“ geltend, an dessen Spitze Ronsard (um 1550) stand. Die Nachahmungssucht ging so weit, daß selbst die Sprache mit lat. und griech. Worten und Redewendungen erfüllt wurde. Vortheilhaft zeichnete sich Malesherbes durch reine, einfache und gewandte Sprache aus. Der witzigste, kernigste und wenn auch oft ausschweifende, doch gediegene Satiriker Rabelais (st. 1553) gehört dieser Periode an. Das Theater wurde durch Jodelle nach dem Muster der Griechen umgestaltet, welches den Erfolg hatte, daß nun künstlerisch geordnete, ein in sich gegliedertes Ganze bildende Stücke auf die Bühne kamen, zugleich aber auch alle dramatische Kunst durch die später noch immer strenger beabsichtigte Nachahmung des Alten in die engen Grenzen eingeschlossen wurde, welche erst in neuester Zeit haben durchbrochen werden können. Es fehlt dem 16. Jahrh. nicht an mehren ausgezeichneten Historikern (de Thou, Beza und vielen Andern) und sogar mit wissenschaftlichen Lehrbüchern wurde ein erfreulicher Anfang gemacht. Jean Cousin (um 1580) war der erste ausgezeichnete franz. Maler.

Die neu eingeschlagene Richtung der franz. Literatur wurde sichergestellt durch die 1635 von dem mächtigen Richelieu (s. d.) unter König Ludwig XIII. gestiftete franz. Akademie. Es ist schwer zu sagen, ob dieses großartige Institut mehr nachtheilig oder mehr förderlich auf die Ausbildung des franz. Geistes gewirkt habe. Es hat nämlich die Bestimmung, franz. Sprache, Dichtkunst und Beredtsamkeit zu bearbeiten und in allen hierauf sich beziehenden Erscheinungen den obersten Geschmacksrichter abzugeben. Mitglieder der Akademie sollten die ersten Schriftsteller Frankreichs werden und diesen sollte ein anständiger Jahrgehalt Muße zu literarischen Beschäftigungen geben. Der Nachtheil dieser Einrichtung war, daß die Akademie keinesweges in ihrer Mitte stets die ausgezeichnetsten Köpfe aufnahm, sondern eine pedantische Richtung verfolgte, gegen alles freier sich Regende den Vernichtungskrieg führte und im Streben nach einer Classicität, die sich auf eine höchst einseitige Auffassung der Griechen gründete, einen geistigen Despotismus ausübte. Die Akademie besorgt die Ausgabe eines franz. Lexikons, welches alle diejenigen Worte enthält, die von einem auf Classicität nur einigermaßen Anspruch machenden Schriftsteller allein gebraucht werden dürfen. Die beste Folge, welche ein Institut, wie die franz. Akademie, hatte, war die fortwährende Richtung auf das Studium der Alten, auf die sich in der That alle fernere Bildung allein gründen konnte, denn die Welt mußte erst in den Wiederbesitz schon einmal errungener Bildung gelangt sein, ehe ein wahrer Fortschritt nicht blos des nationalen, sondern allgemein menschlichen Geistes geschehen konnte.

Das Zeitalter Ludwig XIV., 1643—1715, wird das goldene Zeitalter der franz. Literatur genannt, und allerdings hat es ihm nicht an ausgezeichneten Schriftstellern gefehlt, und der glanzsüchtige und ehrgeizige König ließ seinem Minister Colbert freie Hand in der reichlichsten Unterstützung der Wissenschaften und Künste. Die „Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften“ wurde 1663 gestiftet und die königl. „Akademie der Wissenschaften“ 1666. Diese beiden Institute, namentlich das letztere, haben sich große Verdienste und hohen Ruhm erworben. Außer ihnen wurde noch eine Akademie der Malerei und Bildhauerkunst (1664) gegründet, es wurde eine Sternwarte, ein botanischer Garten, ein chemisches Laboratorium angelegt, franz. und selbst ausländische Gelehrte und Künstler wurden mit verschwenderischer Freigebigkeit unterstützt. Einen mächtigen Aufschwung nahm trotz den Fesseln, welche ihr die franz. Akademie anlegte, die dramatische Poesie. Die Namen Corneille, Racine, Molière (s. d.) sind unsterblich. Auch die Oper, deren Theater zur königl. Akademie der Musik erhoben wurde, bildete sich großartiger aus. Unter den Schriftstellern glänzten außer den genannten der liebenswürdige J. de Lafontaine, 1621—1695, in Fabeln, der correcte Nic. Boileau Despréaux, 1663—1711, im Lehrgedicht, der witzige Scarron, 1598—1660, im komischen Roman, der würdevolle Bossuet, 1627—1704, der glänzende Fléchier, 1632—1710, der prophetische Saurin, 1677—1730, in Kanzelreden und die berühmten Frauen am Hofe Ludwig XIV. (Marquise de Sévigné, Ninon de Lenclos u. A.) in geistreichen und eleganten Briefen. Unter den Verfassern der Erzählungen, welche Gegenstände der alten Geschichte mit modernen Lebensansichten behandelten, zeichnete sich vor Allen Fénélon (s. d.) in seinem „Telemach“ aus. Fast alle Felder der Wissenschaft wurden eifrig bebaut, namentlich für Mathematik und Naturwissenschaft geschah viel. In den Künsten zeichneten sich Poussin, Claude Lorrain, Mignard, Lesueur, Lebrun, zum Theil schon ehe Ludwig XIV. den Thron bestieg, als Maler, Lully, Rameau als Musiker aus.

Der allgemeine Charakter des 18. Jahrh., welches mit der blutigen Umwälzung aller bestehenden Verhältnisse endete, und das sehr mit Unrecht das „philosophische Jahrhundert“ genannt wurde, war das Streben, Religion, Sittlichkeit, Kirche und Staat zu untergraben. Den Ton gab der gänzlich in Sittenlosigkeit versunkene franz. Hof an. Geistreiche Schriftsteller, wie Voltaire, J. J. Rousseau, Montesquieu (s. d.) wurden um so gefährlicher, mit je größerm Scharfsinne sie im Sinne jener Richtung schrieben. Der menschliche Verstand triumphirte über die göttliche Vernunft. Die schmuzigen Romane Crébillons, die weichlichen Erzählungen Florians, die frechen Witzspiele Grécourts vernichteten vollends jedes Gefühl für eine kräftige Sittlich-

Digitized by Google

keit, ja zerstörten den Glauben an eine solche. Zu den berühmtesten Werken gehörte Barthélemy's „Reisen des jungen Anacharsis durch Griechenland", welches eine Schilderung Griechenlands in seiner schönsten Blüte enthält. In dieser Zeit des obsiegenden Verstandes machten die Verstandeswissenschaften, während echte Philosophie gänzlich darniederlag, glänzende Fortschritte. Die Mathematiker Lagrange, Monge, Lalande, und später Legendre, Lacroix, Laplace leisteten Unerhörtes; Lavoisier, Fourcroy, Berthollet, Saussure, Ampère gehörten zu den größten Naturforschern, und es würde zu weit führen, auch nur einige der in den übrigen Zweigen der Wissenschaften ausgezeichneten Gelehrten anzuführen. J. J. Rousseau und Gluck (s. d.) hatten mächtigen Einfluß auf die franz. Musik und die ausgezeichneten Componisten Grétry, Mehul, Boyeldieu, Isouard gehören wenigstens zum Theil dem 18. Jahrh. an. In neuerer Zeit haben Herold, Halevy, Auber den Ruhm der franz. Musik befestigt. Jos. Vernet, Greuze und später David, Gérard, Regnauld, Girodet, Horace Vernet, Scheffer, Robert, Delacroix sind ausgezeichnete Maler.

Frankreich hatte durch die formelle Ausbildung seiner Sprache und durch jene wirkliche wissenschaftliche Größe vor allen übrigen gebildeten Völkern einen solchen Vorrang seit Ludwig XIV. erworben, daß sein Einfluß auf dieselben immer größer wurde. Die franz. Sprache wurde an allen Höfen und von fast allen Gebildeten gesprochen, die Moden und Modeansichten Frankreichs gingen von Paris über Europa. Um so gewaltiger erschütterte die franz. Revolution, das Endergebniß franz. Überbildung, alle Völker; aber während die geistig regsamsten unter diesen zuletzt durch die Stürme der Zeit zum Gefühle eigener Kraft gelangten, und bald durch eine tiefere und gleichmäßigere Ausbildung aller geistigen Richtungen Frankreich weit voraus eilten, hatte dieses die schwersten Kämpfe durchzumachen. Die Revolution erst und dann die Kriege Napoleon's ließen es nur einseitig sich weiter entwickeln. In jener konnte sich nur die Beredtsamkeit der Volkstribune ausbilden, und unter Napoleon machten die mit dem Kriege zusammenhängenden Wissenschaften gewaltige Fortschritte. Doch ging auch in Frankreich aus all den Stürmen endlich ein jugendlich regsamer Geist allseitig hervor. Die Fesseln der Akademie wurden zerbrochen, und wenn auch die moderne Literatur Frankreichs, welche sich als romantische Schule gegen die alte classische geltend gemacht hat, im Allgemeinen, statt wahrhaft frei zu sein und damit die Gesetze der wahren Schönheit an sich auszubilden, einer zügellosen Willkür anheimgefallen ist, so ist doch die Möglichkeit zum Trefflichsten und zum Theil dieses selbst in seinen Anfängen vorhanden. Ausgezeichnet sind der noch der classischen Schule anhangende Delavigne, der Volksdichter Béranger, der tief religiöse Lamartine, das Haupt des Romantismus, Victor Hugo (besonders als dramatischer Dichter ausgezeichnet), Barthélemy, Mery. Eben so berüchtigt als berühmt sind die modernen Romanschriftsteller Balzac, Jules Janin, und Madame G. Sand. Die Werke Chateaubriand's (s. d.) zeichnen sich durch Beredtsamkeit aus; der Abbé Lamennais hat den Versuch gemacht, die revolutionnairen Ideen des neuen Frankreichs mit dem Katholicismus zu vereinen, welches Unternehmen, wie großes Aufsehen es auch erregte, doch am innern Widerspruche zerfallen muß. Ausgezeichnete Historiker der neuern Zeit sind Ségur, Guizot, Thiers, und die Memoirenliteratur ist fast erdrückend. Das großartigste Interesse gewähren die in Bezug Napoleon's erschienenen Memoiren. Der größte Naturforscher, Cuvier (s. d.), der gewaltigste öffentliche Redner, Mirabeau (s. d.) und viele ausgezeichnete Mathematiker der neuern Zeit gehören Frankreich an. Musik und Malerei sind von trefflichen (schon oben erwähnten) Meistern geübt und durch allgemeine Theilnahme gefördert worden. Man hat endlich auch in Frankreich deutsche Literatur achten gelernt, viele Übersetzungen deutscher Werke sind erschienen; das Studium der deutschen Sprache ist allgemeiner geworden und es sind sogar (aber nur schwächliche) Anfänge gemacht worden, deutsche Philosophie auf franz. Boden zu verpflanzen.



**Franz von Assisi**, oder der h. Franziskus, der Stifter des Franziskanerordens (s. Bettelmönche), geb. 1182 in einer angesehenen Kaufmannsfamilie zu Assisi im Kirchenstaate, widmete sich zuerst der Handlung und empfahl sich vorzüglich durch seinen gewandten Umgang mit den Franzosen, deren Sprache er sehr schnell sprechen lernte. Sein Vater hat ihm deswegen auch erst den Namen Franz beigelegt, da er eigentlich Johann Bernardoni hieß. War auch seine Jugend nicht fern von weltlichen Freuden, so soll er doch auch schon in dieser Zeit durch milde Sinnesart sich ausgezeichnet haben. Im 19. Jahre nahm er an einem kleinen Kriege zwischen Assisi und Perugia Theil, gerieth in Gefangenschaft, und das Ungemach, das er bei dieser Gelegenheit zu tragen hatte, gab ihm zuerst eine schwärmerisch-religiöse Richtung. Eine Krankheit, in welcher er wunderbare Träume sah und Stimmen des Himmels vernahm, vollendete seine Umwandlung und er suchte nun in der Einsamkeit unter inbrünstigen Gebeten und Kasteiungen den Umgang mit Engeln und Heiligen. Für Arme und Kranke hegte er grenzenloses Mitleiden, hatte aber oft mit den lockenden Versuchungen des Bösen zu kämpfen. In seiner Vaterstadt hielt man ihn anfangs für wahnsinnig, und sein eigner Vater sagte sich von ihm los, weil ihm F. Tücher genommen und verkauft hatte, um Geld zum Bau einer Kirche zu haben. Bald aber verschafften freiwillig gewählte Armuth, Demuth und Frömmigkeit F. das Ansehen eines Heiligen und milde Spenden zur Wiederherstellung mehrer Kirchen. Neben einer derselben zu Portiuncula verlebte er in einer Hütte zwei Jahre in stiller Zurückgezogenheit, bis ihn plötzlich die Worte Luc. 9, 3. aus seiner Einsamkeit hervortrieben. Mit einer Kutte bekleidet, an die eine Kopfbedeckung von zugespitzter Gestalt (capuccio, Kapuze — daher Capuciner) angenäht war, wie sie die Hirten in Italien bei rauher Witterung gebrauchten, und mit einem Strick umgürtet, trat er als Bußprediger auf. Des F. kleine Hütte zu Portiuncula wurde später, nachdem seine Ordensregel (deren Anhänger sich fratres minores, d. i. geringere oder niedrigere Brüder, nannten) von Honorius III. 1223 die päpstliche Bestätigung erhalten hatte, das Mutterkloster vieler tausend Klöster Italiens, Frankreichs und Spaniens; selbst Frauen wurden zur Ergreifung seiner Lebensart nach dem Beispiele der h. Clara (s. d.) fortgerissen. Eine dritte Regel gab er den büßenden Weltleuten beiderlei Geschlechts, wodurch er



Digitized by Google

den Orden der Tertiarier gründete. F. versuchte sogar den Sultan von Babylon zu bekehren und erbot sich, um die Wahrheit des christlichen Glaubens zu bezeugen, einen brennenden Scheiterhaufen zu besteigen. Aber der Sultan gab dies nicht zu und entließ ihn ehrenvoll. Nachher zog sich F. auf einen Berg in den Apenninen zurück. Hier soll ihm Christus unter der Gestalt eines gekreuzigten Seraphs erschienen sein; auch soll ihm gegen das Ende seines Lebens Christus seine Wunden ohne schmerzhafte Empfindung eingedrückt haben. Wegen jener Erscheinung gab man ihm den Beinamen Seraphicus und seinem Orden den des seraphischen. Am 4. Oct. 1226 erfolgte sein Tod in einer Kirche zu Assisi; nach einer spätern Legende sollen sogar Thiere gern bei ihm verweilt und auf seine Reden gelauscht haben.

**Franz von Paula**, so genannt von seiner Geburtsstadt im Königreich Neapel, war der Stifter des Ordens der Minimen und wurde schon bei seiner Geburt 1416 dem h. Franziskus von Assisi gewidmet. Bereits im 13. Jahre ging er in das Franziskanerkloster zu St.-Marcus in Calabrien und zeichnete sich in der Beobachtung der Ordensregel vor allen Mönchen aus, ja er zog sich endlich sogar in eine Höhle zurück, wo der Stein sein Bett und die Kräuter und Wurzeln des Waldes seine Nahrung waren. Der junge Einsiedler erregte Aufsehen, fand Nachahmer und nachdem er mit diesen eine Zeit lang ein beschauliches Leben geführt hatte, gab er den dringenden Bitten der Einwohner von Paterno nach und bezog mit seiner Gesellschaft ein von diesen ihm erbautes Kloster, wo er viele Wunder verrichtete. Im J. 1482 suchte der kranke König Ludwig XI. von Frankreich seine Hülfe; aber seinen wiederholten Einladungen gab er nur auf dringendes Anmahnen des Papstes Gehör. Er wurde in Frankreich auf das Ehrenvollste empfangen; der König selbst ging ihm entgegen und warf sich vor ihm nieder. Konnte auch F. die Gesundheit des Königs nicht wiederherstellen, so machte er ihn doch gefaßter zum Tode. Noch mehr wurde er von Ludwig's Nachfolger, Karl VIII., geehrt, der ihn zum Pathen seines Sohnes machte und sich selbst in Staatsangelegenheiten seines Rathes bediente. F. starb in Frankreich im Kloster zu Plessis les Tours 1507 und wurde vom Papst Leo X. 1519 unter die Heiligen versetzt. — Der neue von ihm gestiftete und von den Päpsten Sixtus IV. und Innocenz VIII. 1474 und 1492 bestätigte Orden nannte sich am liebsten den Orden der mindesten Brüder (Minimen), weil sie an strenger Enthaltsamkeit die Franziskaner (Minoren, d. h. Geringere) noch zu übertreffen suchten. Nach dem Willen ihres Stifters sollte ihr Leben ein unaufhörliches, nur in schweren Krankheitsfällen unterbrochenes, Fasten sein. Nur Brot, Öl und Wasser zu genießen waren ihnen verstattet, keine Milch- und Fleischspeisen. Die schwarze Kutte durften sie weder bei Tage noch bei Nacht ablegen; die bloße Erde war ihr Ruhebette, und wegen des häufigen Gebetes war ihnen auch beständiges Stillschweigen zur Pflicht gemacht. Nur in Frankreich und Spanien erhielt der Orden Bedeutung.

**Franz von Sales**, ein Sprößling der Grafen von Sales in Savoyen, wurde 1567 geboren, zeichnete sich durch Glaubenseifer aus und stiftete den Nonnenorden von der Heimsuchung unserer lieben Frau. Nach dem Willen seines Vaters vertauschte er das anfangs erwählte Studium der Theologie mit dem der Rechtswissenschaft, behielt aber so große Liebe zur Theologie, daß er nach zu Padua erlangter juristischer Doctorwürde eine einträgliche Stelle ausschlug und das Amt eines Seelensorgers als Propst und bald darauf als Diakonus zu Genf vorzog. Der Bischof von Annecy übertrug ihm die vom Herzog von Savoyen gewünschte Bekehrung der ihm seit 1594 unterworfenen reformirten Einwohner von Chablais und von drei dazu gehörigen Ämtern zur katholischen Religion, und trotz der Abneigung der Reformirten wurden durch ihn mehr als 72,000 in den Schoos der katholischen Kirche zurückgeführt. Er wurde dafür Coadjutor des Bischofs, 1602 dessen Nachfolger und nach seinem 1622 zu Lyon erfolgten Tode 1665 unter die Heiligen versetzt.

**Franz I.** (Stephan), röm.-deutscher Kaiser von 1745—1765, geb. 1708, war der älteste Sohn des Herzogs Leopold von Lothringen. Nachdem er 1723 nach Wien gekommen und mit dem schles. Herzogthum Teschen belehnt worden war, wurde er durch den Frieden zu Wien 1735 bestimmt, Lothringen an den ehemaligen König von Polen, Stanislaus Lesczinski, und nach dessen Ableben für immer an Frankreich abzutreten, wofür ihm das Großherzogthum Toscana zufallen sollte, wenn der regierende Großherzog Johann Gasto, der Letzte aus der berühmten Familie der Mediceer (s. d.), gestorben sein würde, welcher Fall 1737 eintrat. Er vermählte sich 1736 mit Maria Theresia, der Tochter und Erbin Karl VI., die ihn 1740 nach dem Tode ihres Vaters zum Mitregenten aller östr. Erbländer erklärte und nach dem Tode Kaiser Karl VII. seine Wahl zum deutschen Kaiser bewirkte. Als solcher wurde er 1745 zu Frankfurt gekrönt. Die Regierungsgeschäfte der Erblande wurden von Maria Theresia allein geführt, und F. war nur bemüht, den innern Wohlstand Östreichs, Gewerbe, Künste und Wissenschaften zu heben, in welcher Beziehung er sich große Verdienste erwarb. Er starb zu Innsbruck am 18. Aug. 1765.

**Franz I.** (Joseph Karl), Kaiser von Östreich, vorher als Franz II. bis 1806 röm.-deutscher Kaiser, geb. am 12. Febr. 1768, war der Sohn und Nachfolger Kaiser Leopold II., damaligen Großherzogs von Toscana, der ihm in Florenz die erste Erziehung ertheilen ließ. Im 20. Jahre trat F. unter seinem kais. Oheim, Joseph II., ins öffentliche Leben ein, begleitete denselben auf dem Feldzuge gegen die Türken, führte 1789 mit dem Beistande des Feldmarschall Laudon den Oberbefehl über das Heer, übernahm 1790 nach dem Tode Joseph II. die Verwaltung der Regierungsgeschäfte, bis sein Vater in Wien erschien, folgte demselben am 1. März 1792 zunächst in den östr. Erbstaaten und wurde dann am 6. Jun. zum König von Ungarn, am 14. Jul. zum röm. Kaiser und am 5. Aug. zum König von Böhmen gekrönt. F. übernahm so viele Kronen unter schwierigen Umständen, denn noch waren die durch Joseph II. übereilte Reformen entstandenen Misverhältnisse im Innern nicht völlig wieder ausgeglichen, und schon am 20. Apr. 1792 hatte Frankreich an Östreich den Krieg erklärt. In drei blutigen Kriegen, von 1792—97, 1799—1802 und 1805 konnte F. dem verzweifelten Muthe der Truppen der franz. Republik und dem mit einer neuen Feldherrnkunst auftretenden Bonaparte auch mit dem ausdauerndsten persönlichen Eifer und Muthe, mit großen wohlgerüsteten Heeren und tapfern, nur leider wenig einverstandenen Bundesgenossen

Digitized by Google

den Sieg nicht abgewinnen und mußte schwere Friedensbedingungen eingehen. Im deutschen Reiche hatte während dieser Kriege der Zwiespalt der einzelnen, allzu selbständig gegeneinander gewordenen Staaten immer mehr zugenommen und Napoleon wußte ihn noch zu vergrößern; F. fühlte schon 1804 den deutschen Kaiserthron wanken, und nur der eignen Kraft vertrauend, erklärte er sich (am 11. Aug. und 7. Dec. 1804) zum Erbkaiser von Östreich und legte nun nach Errichtung des Rheinbundes (s. d.) durch Napoleon die deutsche Kai-

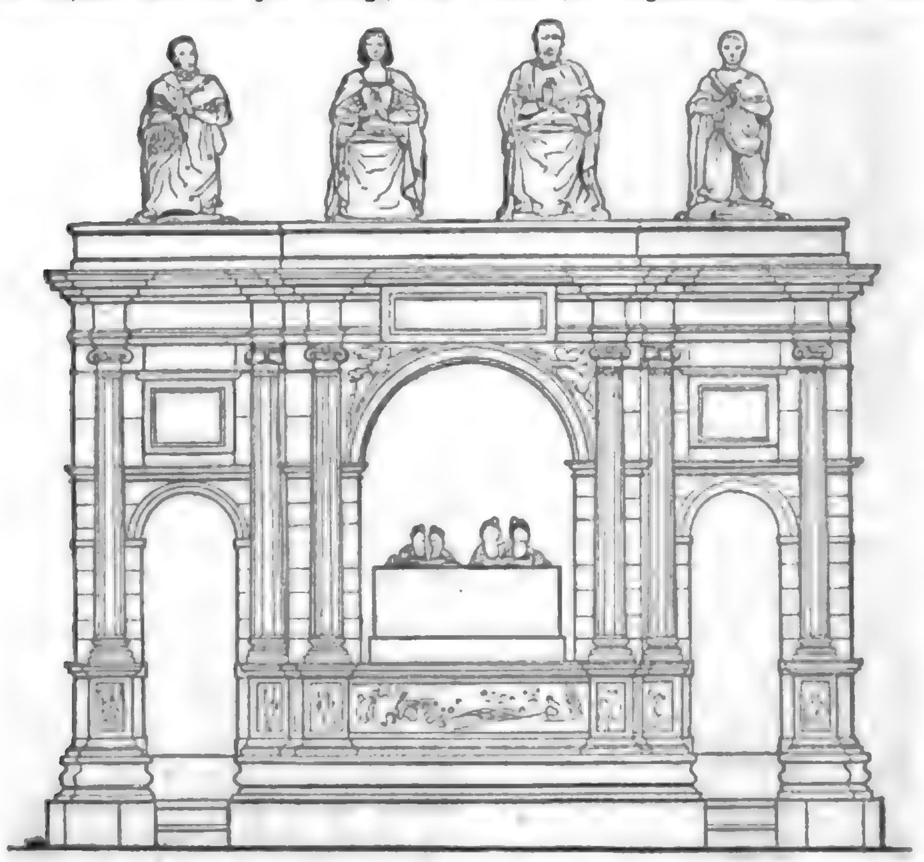
serwürde am 6. Aug. 1806 nieder. Östreich hatte sich von großen Opfern zu erholen und blieb daher während des Krieges neutral, den Preußen und Rußland 1806 und 1807 gegen Frankreich führten; allein darum war F. nicht minder entschlossen, nochmals für die alte Ordnung und Legitimität, für Ehre und Besitzthum in den Kampf zu treten. Im Stillen sammelte er dazu die Kraft; es erfolgte 1808 die Errichtung der östr. Landwehr, und als Spaniens beharrlicher Widerstand die Macht Frankreichs theilte, erklärte er demselben im März 1809 den Krieg und rief seine Unterthanen und alle Deutsche zu den Waffen. Allein auch diesmal waren alle Anstrengungen vergebens und obgleich bei Aspern und Eßlingen (s. d.) der Feind, dem auch Rußland sich nun anschloß, besiegt wurde, mußte F. im Oct. den Frieden von Wien eingehen, der Östreich seine festen Grenzen und damit die Sicherheit und freie Benutzung seiner ihm bleibenden Besitzungen kostete. Die Verhältnisse nöthigten F. sogar, 1810 in die Vermählung Napoleon's mit seiner ältesten Tochter Marie Luise zu willigen, sowie 1812 ein Bündniß gegen Rußland mit ihm einzugehen. Nachdem aber die Franzosen, verfolgt von den Russen und Preußen, aus Rußland als Flüchtlinge zurückkehrten, schien sich Östreich die Gelegenheit zum sichern Ersatz aller Verluste darzubieten. Doch erst nachdem Napoleon die angetragene Friedensvermittelung abgewiesen hatte, schloß F., der unterdessen drei schlagfertige Heere zusammengezogen, im Aug. 1813 sich Rußland und Preußen an, wohnte persönlich dem Feldzuge von 1813—14 bei und theilte den Ruhm, Deutschlands und Europas Ehre und Freiheit gerettet zu haben. In den beiden pariser Frieden erwarb F. alles Verlorene und mehr noch wieder und stellte die östr. Monarchie größer als je und als ein zusammenhängendes Ganzes her, sodaß Östreich eine entscheidende Stimme in den europ. Angelegenheiten gesichert ist. Die schnelle Unterdrückung der Unruhen in Savoyen, Neapel und zuletzt im Kirchenstaate bewies hinreichend den stets entschiedenen Willen des Kaisers, das Bestehende zu schirmen, sowie andererseits Östreichs Verhalten während des russ.-türk. Kriegs von 1828 und 1829, daß er bei keiner drohenden Beeinträchtigung des neuen europ. Staatensystems gleichgültig sei. Nie hat ihm auch unter den drückendsten Verhältnissen das Vertrauen und die Liebe seiner Unterthanen gefehlt, von denen Jeder persönlich zu ihm gelangen konnte und mit denen er sich gern im gemüthlichen Tone des Volkes unterhielt. Der rasch wieder aufblühende Wohlstand seiner Reiche, der Schutz, welcher den Künsten und Wissenschaften und besonders der Gewerbthätigkeit zu Theil ward, vielfältige Verbesserungen in der Gesetzgebung und Rechtspflege und eine Menge gemeinnütziger Anordnungen und Anstalten sind vorzüglich bezeichnend für die lange Regierung des Kaisers F., der, als er nach kurzem Krankenlager am 1. März 1835 verschied, wie selten ein Fürst von seinem Volke betrauert wurde. F. war viermal vermählt, zuletzt 1816 mit der ihn überlebenden Karoline Auguste, einer geborenen Prinzessin von Baiern, die den Abend seines Lebens würdig verschönern half.

**Franz I.**, geb. 1494, König von Frankreich 1515—1547, den die Franzosen „Vater der Wissenschaften“ genannt, war ein ebenso ritterlicher als kluger König, der Künste und Wissenschaften in Frankreich einführte, aber durch seine Eroberungssucht, Treulosigkeit und Sittenlosigkeit auch vieles Unglück über sein Land brachte. Er war der Schwiegersohn des Königs Ludwig XII., dem er auf dem Throne folgte. Nach seiner Thronbesteigung griff er alsbald Mailand an, auf welches er Ansprüche machte, und gewann es, nachdem er die Schweizer bei Marignano geschlagen. Er suchte sich



Digitized by Google

den Besitz durch den Frieden mit den Schweizern und durch den mit König Karl von Spanien (nachher Kaiser Karl V.) zu Noyon 1516 geschlossenen Vergleich zu sichern. Später bewarb er sich mit Karl zugleich um die Wahl zum deutschen Kaiser, welche aber trotz ansehnlicher Geldverschwendungen, mit denen er sich in Gunst setzen wollte, nicht auf ihn, sondern auf Karl V. fiel. Von nun an lag er fast ununterbrochen im Kriege mit dem Kaiser. Das Glück schwankte zwischen Beiden, als F. 1525 vor Pavia geschlagen und sogar gefangen wurde. Er mußte, um im folgenden Jahre seine Freiheit wieder zu erlangen, harte Friedensbedingungen eingehen, die er jedoch nicht hielt. Obgleich immer zuletzt im Nachtheil, fand F. doch auch immer wieder neue Veranlassungen zur Wiederaufnahme des Kriegs. So wurde 1541 die Ermordung eines franz. Gesandten zu Mailand und 1540 der Umstand Vorwand zum Kriege, daß Karl auf einer Reise durch Frankreich von Spanien nach den Niederlanden, in Gefahr, von F. gefangen zu werden, versprochen hatte, einem der Söhne F. I. Mailand als Lehn zu geben, nachmals aber seinen eignen Sohn Philipp damit belehnt hatte. F. zog ausgezeichnete Künstler und Kunstschätze (z. B. Leonardo da Vinci und Benvenuto Cellini (s. d.), namentlich aus Italien, nach Frankreich, ließ herrliche Bauten ausführen, legte viele Schulen an und begünstigte die Anlage von Manufacturen. Er begann die Sammlung der pariser Bibliothek und stiftete das kön. Collegium; besonders das Studium der griech. und röm. Schriftsteller kam unter ihm in Aufnahme. Dabei hielt er einen glänzenden Hofstaat, der sich bald durch freche Sittenlosigkeit auszeichnete, weil der König selbst sich zügellosen Ausschweifungen überließ. Ein Opfer derselben starb er 1547. Sein hier abgebildetes Grabmal aus weißem Marmor in



der Kirche zu St.-Denis, ein herrliches Monument, stellt den König und seine Gemahlin im Augenblicke des Hinscheidens dar und ist mit den Bildsäulen der vier Evangelisten geschmückt.

**Franz** (Friedrich), Großherzog von Mecklenburg-Schwerin von 1785—1837, geb. am 10. Dec. 1756, folgte seinem Oheim Friedrich als Herzog und nahm am 9. Jun. 1815 die großherzogliche Würde an. Er wurde in der Schweiz im Hause seiner Ältern, die sich seit 1766 daselbst aufhielten, erzogen und kam 1771 an den Hof seines Oheims, um sich in Staatsgeschäften zu unterrichten. Vier Jahre nachher vermählte er sich mit der (1808 gestorbenen) Prinzessin Luise von Sachsen-Gotha-Roda und machte in ihrer Begleitung bis zum Antritte seiner Regierung verschiedene Reisen. Er war mit Erfolg bemüht, die verpfändeten Ämter einzulösen und die Domainen zu vergrößern. Zu letzterm Zwecke wurden von 1788—96 jährlich 30,000 Rthlr. verwendet, welche die Republik Holland für ein Regiment Mecklenburger gab, das ihr überlassen wurde. Mit der Stadt Rostock wurde der Streit, den diese mit der Regierung über städtische Vorrechte führte, durch Vergleich beigelegt und die während dessen nach Bützow verlegte Universität kam 1789 nach Rostock zurück. F. verhielt sich während der franz. Kriege neutral, als aber 1805 Russen und Schweden durch Mecklenburg nach Hanover gezogen waren, brauchte Napoleon den Vorwand verletzter Neutralität, um das Land in Besitz zu nehmen. Erst nach dem

Digitized by Google

Frieden von Tilsit erhielt F. sein Land zurück. Er war der erste deutsche Fürst, der bei der Erhebung Deutschlands gegen Frankreich 1813 vom Rheinbunde sich lossagte. Sein 50jähriges Regierungsjubiläum feierte F. 1825, bei welcher Gelegenheit sich die Liebe seiner Unterthanen auf mannichfache Weise aussprach. Er starb zu Ludwigslust am

1. Febr. 1837 in Folge eines Lungenschlags. Verwaltung und Rechtspflege verdanken ihm große, mit weiser Vorsicht eingeführte Verbesserungen. Große Verdienste hat er sich um Hebung des Bauernstandes erworben und in dieser Beziehung in seinem Lande ein Vorbild wahrer Humanität gegeben. (Vgl. **Mecklenburg**.)

**Franz IV.** (Joseph Karl Ambrosius Stanislaus), regierender Herzog von Modena seit 1815, der Sohn des Erzherzogs Ferdinand von Östreich und der Tochter und Erbin des Herzogs Hercules III., des Letzten aus dem berühmten Hause der Este, geb. am 6. Oct. 1779. Dem Herzog Hercules III. war Modena 1796 durch die Franzosen entrissen (s. **Modena**) und ihm 1801 und 1803 die östr. Landschaft Breisgau und die Landvogtei Ortenau als Entschädigung gegeben worden, die er 1803 kurz vor seinem Tode seinem Schwiegersohne abgetreten hatte. Durch den presburger Frieden 1805 verlor dieser aber die genannten Besitzungen und F. erbte 1806 von seinem Vater nur die Ansprüche, die erst 1815 verwirklicht wurden, als ihn die Schlußacte des wiener Congresses als Herzog von Modena, Reggio und Mirandola einsetzte. Seine Besitzungen wurden 1829 noch durch die von seiner Mutter ererbten Herzogthümer Massa und Carrara vermehrt, sodaß sie gegenwärtig [illegible] □M. umfassen. Dadurch, daß er den Namen Este annahm, wurde F. der Stifter eines neuen Zweiges dieses Geschlechts. Seine Regierung ist durch innere Unruhen mehrmals gestört worden, welche ihren Grund darin haben, daß F. alle während der franz. Herrschaft eingesogenen Freiheitsideen durch Wiedereinführung veralteter Einrichtungen niederzudrücken bemüht war. Er führte gleich beim Antritte seiner Regierung die Jesuiten wieder ein und übergab ihnen die Erziehung der Jugend, übernahm 1821 selbst die Leitung der geheimen Policei in Italien und gab 1823 ein äußerst strenges Censurgesetz. Namentlich in Modena und im Kirchenstaate hatten die geheimen Gesellschaften, welche gegen die bestehende Zersplitterung Italiens gerichtet waren, sich am weitesten ausgedehnt, als 1827 F. allen Denen Verzeihung versprach, die ihre Theilnahme an den geheimen Gesellschaften selbst anzeigen würden. Es meldeten sich Mehre und wurden begnadigt, während Andere verhaftet und bestraft wurden. Die Folge war eine Erbitterung der Gemüther, welche 1831 in einen Aufstand ausbrach, bei dem der Herzog am 4. Febr. zur Flucht nach Mantua genöthigt wurde. Er begab sich, nachdem er von Vicenza aus gegen alle Verfügungen der in Modena eingesetzten Regierung protestirt hatte, nach Wien und kehrte von da mit östr. Truppen zurück, die am 9. März Modena besetzten. Die Empörer wurden in Untersuchung gezogen, einige zum Tode, die Mehrzahl zur Einkerkerung bei den Jesuiten verurtheilt. Die Juden im Allgemeinen traf wegen ihres Benehmens beim Aufstande ein hartes Loos, indem ihnen alle seit 1795 aufgehobenen Bedrückungen aufs Neue auferlegt wurden. Neue Untersuchungen wegen Verschwörungen wurden 1832 angestellt und ihr Resultat waren neue Hinrichtungen.

**Franzen** oder **Fransen** ist der Name der aus Baumwolle, Zwirn, Wolle, Seide, Gold oder Silber nach den verschiedensten Mustern gearbeiteten Borten, deren man sich als Putz zur Besetzung der Kleider, Meubles, Kirchenornate, Vorhänge und dergl. bedient. Sie bestehen stets aus einem Saum oder einer Kette, von welcher mehr oder weniger lange Fäden, die oft noch vielfach verschlungen, theils zusammengedreht, unaufgeschnitten (Crepinen, Crepines), theils aufgeschnitten und ungedreht (geschnittene Franzen) sind. Mit der Verfertigung der Franzen beschäftigen sich die Posamentirer. Im Großen werden die leinenen, baumwollenen, wollenen und seidenen Franzen nur im sächs. Erzgebirge gefertigt, und Fabriken für echte und unechte Gold- und Silberfranzen gibt es in Nürnberg, Fürth, Wien, Leipzig u. a. O.

**Frauen** (die), der in der gebildetern Sprache eingeführte Ausdruck für das Weib, das schöne, das schwache Geschlecht. Schönheit und Schwäche, die man den Frauen gewöhnlich als die am allgemeinsten ihr Wesen ausdrückenden Eigenschaften beilegt, bezeichnen dasselbe nur sehr unbestimmt und zum Theil unrichtig. Besteht die Schönheit in Liebreiz, Zartheit, sanfter Rundung der Formen, so ist sie allerdings ein vorzügliches Eigenthum der Frauen, aber im künstlerischen Sinne ist der Mann so schön wie das Weib, jedes in seiner Art, sodaß, wenn auf Ebenmaß der Glieder, Bestimmtheit und Vollendung des Ausdrucks gesehen wird, der Mann sogar schöner als das Weib ist. Ähnlich verhält es sich mit der Schwäche. Das Weib kann nicht so große Lasten tragen wie der Mann, würde im Zweikampf mit ihm stets erliegen, aber es ist ausdauernder, erträgt geduldiger den Schmerz und ist so auf die Dauer stärker als der Mann, während es dieser für den Augenblick ist. Was in leiblicher Beziehung gilt, das bestätigt sich auch in Hinsicht auf den Geist. Die Vorzüge der Anmuth, Zartheit, ahnungsvollen Seelenhaftigkeit, Mäßigkeit, Geduld, Sanftmuth, Schamhaftigkeit sind den Frauen eigen, wogegen sie an Verstand, Willenskraft, Kühnheit den Männern nachstehen. Diese Vorzüge jedes Geschlechts sind es, welche das andere

Digitized by Google

an ihm liebt. Die Vorzüge der Frauen sind sämmtlich stillerer und zarterer Art, als die des Mannes, daher gehört eine höhere Ausbildung des geistigen Bewußtseins dazu, um sie zu würdigen und anzuerkennen. Bei Völkern, wo die rohe Kraft vorherrscht, sind daher die Frauen wenig geachtet, nur ein Gegenstand sinnlicher Zuneigung des Mannes, übrigens despotisch behandelt, welches sie vermöge ihres sanften Charakters dulden. Hier findet daher auch Vielweiberei statt. Je gebildeter dagegen die Völker sind, desto höher stehen die Frauen in Achtung. Daher finden wir auch bei den hochgebildeten Griechen und Römern die Frauen in großer Verehrung. Man hat diesen Völkern vorgeworfen, daß sie ihren Frauen wenig Freiheit im äußern Leben gestatteten, sie nicht zu Gastmählern zogen, überhaupt nur bei gewissen feierlichen Gelegenheiten sie öffentlich erscheinen ließen; aber die Tugenden des Weibes gehören noch jetzt, wie damals, der Familie an. Das edle Weib begehrt die Öffentlichkeit nicht, und der Grieche gestand frei seiner Gattin die Herrschaft im Hause, sogar über ihn selbst zu. Themistokles, der große Athener, sagte einst scherzend, sein kleiner Knabe beherrsche die Welt: denn Griechenland befehle den weltbeherrschenden Persern, Athen Griechenland, er den Athenern, sein Weib ihm und sein Sohn der Mutter. Von den tapfern Spartanern ist es bekannt, wie sie von ihren Weibern, die sie über Alles verehrten, sich beherrschen ließen, und diese rühmten sich: „Wir sind es werth, Männer zu beherrschen, denn wir allein bringen Männer zur Welt." Im Verhältniß der Griechen und Römer zu ihren Frauen finden wir jedoch weder die schwärmerische Verehrung, welche im Mittelalter aufkam, noch die zuvorkommende Aufmerksamkeit (Galanterie), welche jetzt gegen die Frauen beobachtet wird. Das Christenthum, die Religion der Liebe, mußte eine Anerkennung der sanften Tugenden des Weibes zur Folge haben, die sich in einer Zeit, wo die äußerlichen Lebensverhältnisse zum Theil noch durch die rohe Kraft bestimmt wurden, und nur im Familienleben und namentlich in den Frauen das Ideal der christlichen Tugenden sich verwirklichte, bis zur Schwärmerei steigerte. (Vgl. Liebe.) Während Vielweiberei nur ein Zeichen unvollkommener Entwickelung des geistigen Lebens in einem Volke ist, sind die einzeln vorkommenden Erscheinungen, wo Weiber die Rolle der Männer übernehmen (s. Amazonen) und wo es Sitte ist, daß ein Weib sich mehre Männer hält, nur Zeichen der Versunkenheit und Verderbtheit der Sittlichkeit. Das Letztere soll in Tibet und Butan vorkommen. Solche Verhältnisse sind durchaus gegen das innerste Wesen des Weibes und eine Folge der Nichtswürdigkeit der Männer.

**Frauenlob** (Heinrich), war ein gefeierter Meistersänger (s. d.), der gegen das Ende des 13. Jahrh. lebte und jenen Ehrennamen erhielt, weil seine Gedichte zu Preis und Lob der Frauen gesungen waren. Dafür sollen ihn aber auch die Frauen mit solcher Gunst gelohnt haben, daß sie, als er gestorben war, seine Leiche zu Grabe trugen und sein Grab mit Thränen und Weinspenden netzten. Sonst heißt er auch Heinrich von Missen (Meißen) oder der junge Mißner, und Einige erzählen, daß er Doctor der Theologie und Domherr in Mainz gewesen sei.

**Frauensommer** oder alter Weibersommer nennt man die weißen Fäden, welche im Herbste an die Gegenstände im Freien sich anhängen und vom Winde fortgeführt die Luft durchziehen. Man kannte lange ihre Entstehung nicht; sie sind aber das Gespinnst der fliegenden Sommerspinne. Diese ist ein kleines Insekt, nur von der Größe eines Nadelknopfes, mit acht im Kreise liegenden Augen auf dem länglichen Vordertheile und einem rundlichen mit einzelnen Haaren besetzten, glänzend schwärzlich braunen Hintertheile. Die von diesem kleinen Thiere gesponnenen Fäden werden vom Winde zusammengewirrt und so in größern Massen fortgeführt.

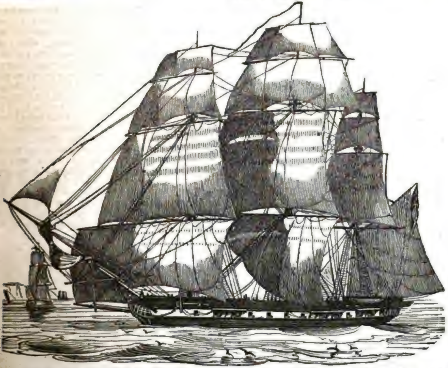
**Frauenvereine.** Waren auch stets in Zeiten der allgemeinen Bedrängniß die Frauen, soweit es Sitte und Kraft gestattete, bemüht, dieselbe zu mildern, so bildeten sich doch zuerst während des Befreiungskrieges 1813 und nach demselben förmliche Frauenvereine zur Unterstützung, Pflege und Versorgung der verwundeten Krieger oder der von den Gefallenen hinterlassenen Witwen und Waisen. Nachher haben ähnliche Frauenhülfsvereine allgemeinere Zwecke verfolgt, z. B. Sorge für hülfsbedürftige Arme überhaupt, Erziehung der Waisen und verwahrloster Kinder, Kleinkinderschulen (s. d.), Suppenanstalten (s. d.), und dergl. Theils sind die Frauen selbstthätig eingeschritten, theils haben sie nur durch Beisteuer von Geld oder Geldeswerth wohlthätig gewirkt. So ist namentlich jetzt an vielen Orten Sitte, daß die Frauen weibliche Handarbeiten aller Art öffentlich zum Verkauf ausstellen oder verloosen und daß der Ertrag dann zu einem bestimmten wohlthätigen Zwecke verwendet wird. Die ersten Frauenvereine entstanden in Trier und Berlin, Fürstinnen und Prinzessinnen standen an ihrer Spitze; aber sie haben sich bald über ganz Deutschland verbreitet und unsäglich viel Gutes gestiftet, indem sie zugleich ein schönes Beispiel von dem milden und zugleich ernsten Sinne der deutschen Frauen ablegen.

**Fraunhofer** (Jos. von), einer der größten Optiker, welcher sich um die Verbesserung der Fernröhre und Mikroskope unsterbliche Verdienste erworben hat, wurde am 6. März 1787 zu Straubing in Baiern geboren und war der Sohn eines armen Glasers. Seine Erziehung blieb fast ganz vernachlässigt. Er wurde der Lehrling eines Spiegelmachers und Glasschleifers in München und hatte kaum nothdürftig lesen und schreiben gelernt, als er durch einen Unglücksfall die Mittel in die Hände bekam, die versäumten Kenntnisse nachzuholen. Das Haus seines Lehrherrn fiel nämlich 1801 ein, F. wurde dabei verschüttet und erhielt nach seiner Rettung vom Könige Maximilian Joseph ein Geschenk von 18 Dukaten. Diese benutzte er, um sich eine freiere Stellung und einige Instrumente anzuschaffen. Der Geheimrath Utzschneider verschaffte ihm einige Bücher, aus denen er sich selbst mit Anstrengung aller seiner Kräfte belehrte. 1806 verschaffte ihm derselbe Gönner eine Anstellung als Optiker, und so wurde unter F.'s Leitung 1807 in Verbindung mit Utzschneider und Reichenbach das so berühmt gewordene Institut zur Herstellung optischer Instrumente zu Benedictbeurn errichtet, welches 1819 nach München verlegt worden ist. Außer durch seine von ebenso großer Gelehrsamkeit als Geschicklichkeit zeugenden Entdeckungen und Erfindungen im Gebiete der Optik, hat sich F. auch ein großes Verdienst dadurch erworben, daß er die Herstellung des zu den feinern opti-

Digitized by Google

schen Instrumenten unentbehrlichen Flint- und Crownglases entdeckte, welches man vorher mit großen Kosten und doch nicht in gewünschter Vollkommenheit aus England bezogen hatte. Er wurde 1823 Conservator des physikalischen Cabinets der bair. Akademie, starb aber schon am 7. Juni 1826. Man setzte ihm einen Grabstein mit der vielsagenden Inschrift: „Approximavit sidera" (d. h. „Er näherte die Gestirne") und in seiner Vaterstadt Straubing nannte man die Straße, auf welcher das Haus steht, in dem er geboren wurde, nach ihm, und stellte diesem Hause gegenüber seine Büste auf.

**Fregatte** ist ein leicht gebautes Kriegsschiff mit drei Masten, kleiner als ein **Linienschiff** (s. d.), dem es übrigens ähnlich ist, mit weniger als 60 Kanonen. Die Abbildung stellt eine Fregatte mit vom Winde geschwellten Segeln dar. — Auch eine Art **Kauffahrer** (s. d.), welche vermöge ihrer Bauart schneller und leichter als die gewöhnlichen Kauffahrer segeln, wird Fregatte genannt. — **Fregaton** ist der Name eines span. und venetian. Fahrzeuges von mittler Größe, mit viereckigem Hintertheile, dessen man sich besonders zu Abladung der Galeeren und zum Übersetzen von Truppen bedient.



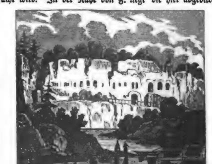
**Freiberg**, Stadt im erzgebirgischen Kreise des Königreichs Sachsen, mit 12,000 Einw., ist durch seinen Bergbau und seine bergwissenschaftlichen Anstalten berühmt. Es liegt am Münzbach, welcher sich in die eine ½ Stunde von der Stadt entfernte freiberger Mulde ergießt. Ihren Ursprung gegen Ende des 12. Jahrh. verdankt die Stadt dem Bergbau, welcher hier eine reiche Ausbeute fand. Bergleute vom Harz sollen hier die ersten Silberbergwerke angelegt haben. In der größten Blüte stand F. vor dem dreißigjährigen Kriege, wo es 32,000 Einw. hatte. Die hiesige 1765 gestiftete Bergakademie hat berühmte Lehrer und sehr werthvolle Sammlungen, namentlich das ausgezeichnetste und vollständigste Edelsteincabinet Europas. Eine bestimmte Anzahl von Inländern wird hier unentgeldlich unterrichtet, und aus den entferntesten Gegenden, sogar aus Südamerika kommen Zöglinge, welche den Bergbau praktisch und wissenschaftlich erlernen wollen. Die Hauptbergschule ist eine Vorbereitungsanstalt der Akademie. Andere Schulanstalten sind das Gymnasium, das Schullehrerseminar und die Sonntags- und Handwerkerschule. Die Domkirche, welche ein in byzantinischer Bauart errichtetes Portal, die goldene Pforte genannt, hat, enthält die vom Herzog Heinrich dem Frommen (st. 1541) erbaute Begräbnißkapelle der protestantischen sächs. Fürsten, bis zum letzten derselben, Johann Georg IV., der 1694 starb. Man findet hier auch ein schönes Denkmal des Kurfürsten Moritz (s. d.), welches denselben in einer lebensgroßen alabasternen Bildsäule darstellt. Historisch merkwürdig ist ferner das Haus des

Digitized by Google

berüchtigten Prinzenräubers Kunz von Kauffungen (s. d.), sowie ein steinernes Kreuz vor dem Rathhause, welches den Ort bezeichnet, wo derselbe hingerichtet wurde; die Rüstung, welche Kurfürst Moritz in der Schlacht bei Sievershausen 1553 trug und welche neben dessen Denkmal im Dome steht, die Begräbnißstelle des berühmten Naturforschers Werner (s. d.) in einem Kreuzgange des Doms u. A. Ausgezeichnete Gebäude sind außer dem Dome die Peterskirche mit dem über 200 F. hohen Hahnenthurm, die Jakobskirche, wahrscheinlich so alt wie die Stadt, die Nikolaikirche, der Freudenstein, welcher ehemals das Residenzschloß war, jetzt ein Magazin ist, das Rathhaus, das Kaufhaus und andere. F. ist der Sitz der Oberbergbehörden Sachsens: des Oberbergamts, des Bergschöppenstuhls und des Oberhüttenamtes. Der Bergbau in der Gegend von F. ist sehr bedeutend. In fast 200 Gruben arbeiten gegen 500 Bergleute; berühmt sind die Gruben: Himmelsfürst, Beschert-Glück, die alte Hoffnung Gottes u. s. w. Die Grube Himmelsfürst lieferte von 1769—1818 allein 2176 Ctr. Silber und die gesammte Ausbeute des freiberger Bergbaus soll seit seiner Entstehung bis 1825 (640 Jahre) 82,000 Ctr. feines Silber oder 240 Mill. Thlr. betragen. Außer dem Bergbau bieten mehre Fabriken und Manufacturen von leoner Gold- und Silberwaaren, Bleiweiß, Bleiglätte, Schrot, Spitzen, Bändern u. s. w. wichtige Nahrungszweige. Die Umgegend von F. ist kahl und düster, welcher Anblick noch durch die vielen zum Bergbau gehörigen, zum Theil sehr großartigen Werke erhöht wird. Zu diesen gehört das Amalgamirwerk (s. Amalgama), nach welchem die Erze auf dem mit der Mulde verbundenen Kurprinzenkanale geführt werden. In der Nähe des Amalgamirwerks ist eine Maschine, welche Kähne mit 60—90 Ctr. Erz beladen, 40 F. hoch aus der Mulde in den Kanal hebt.

**Freibrief** nannte man die Urkunde, durch welche ein deutscher Leibeigener seine Freiheit bekam. Es mußte dafür in der Regel eine bestimmte Summe Geldes (Laßgeld) bezahlt werden, dessen Größe sich nach den Leibzinsen und Leibdiensten richtete, welche der Leibherr durch die Freilassung verlor. — Eine andere Art von Freibriefen oder Licenzen entstand in Folge des Bonapartischen Continentalsystems und der von England ausgehenden Handelsbeschränkungen. Es wurden durch sie Ausnahmen von der allgemeinen Handelssperre bewilligt. England ertheilte sie zuerst zur Einführung fremden Getreides, später unter der Bedingung, daß engl. Fabrikate ausgeführt würden. Frankreich gab sie, um Kriegsbedürfnisse zu erhalten. Rußland und Schweden folgten ebenfalls nach und es zeigte sich durch die Nothwendigkeit dieser Umgehungsmittel die Zwecklosigkeit des ganzen Continentalsystems (s. d.).

**Freiburg** in der Schweiz, Stadt und Canton. Dieser grenzt gegen O. und N. an den Canton Bern, gegen W. und S. an den neufchateler See und den Canton Waadt und hat auf 26 □M. gegen 90,000 Einw. Er ist im Norden flach, wird aber gegen Süden gebirgig, wo die höchste Bergspitze, der Molesson, eine Höhe von über 6000 F. erreicht. Die wenig betriebsamen Einwohner sind, mit Ausnahme derer in Bezirk Murten, der katholischen Religion zugethan und sprechen größtentheils ein verdorbenes Französisch, aber auch deutsch, dessen sich vorzugsweise die Regierungsbehörden bedienen. Das Land ist fruchtbar, doch blüht der Anbau weniger als die Viehzucht. In den Gebirgen wird diese am meisten gepflegt und hier gewinnt man den besten Schweizerkäse, den sogenannten Grieserkäse. F. wurde mit Solothurn 1481 (vergl. Flüe) in den Schweizerbund aufgenommen. Es macht einen Theil des Üchtlandes aus und gehörte früher mit diesem erst zu Hochburgund, dann zum deutschen Reiche und stand eine Zeit lang unter den Herzogen von Zähringen, deren einer die Stadt F. 1179 erbaute. Später stand sie unter den Grafen von Habsburg, von denen sie 1450 an die Herzoge von Savoyen kam, die sich jedoch 1477 ihrer Rechte über F. begaben. — Die Hauptstadt F. im Üchtlande an der Saane, welche mitten durch den ganzen Canton geht, liegt theils auf einem Sandsteinhügel, theils am Abhange desselben, theils endlich an der bedeutenden Beugung der Saane, über die drei gewöhnliche Brücken führen. Die Saane hat weit voneinander abstehende steile Ufer, auf deren einem die Stadt liegt, zu welcher man früher von Bern aus nur auf sehr schwierigen Umwegen kommen konnte. Eine großartige Kettenbrücke ist in neuerer Zeit ausgeführt worden und setzt jetzt die gegenüberliegenden Felsen in directe Verbindung. Das am Rande eines Abgrundes fast in der Luft schwebende Burgelthor ist in Felsen gehauen, und der sogenannte court chemin ist eine Straße, deren Häuser als Dach das Pflaster einer höher gelegenen Straße haben. Merkwürdig sind das Rathhaus, ehemals das Schloß der Herzoge von Zähringen, die Nikolaskirche mit einem 256 F. hohen Thurme, dem höchsten in der Stadt, und eine große Linde, welche auf dem Marktplatze steht und von Denen gepflanzt wurde, die aus der Schlacht bei Murten (s. d.) 1476 zurückkehrten. Man hat sie bereits mit Säulen stützen müssen. Von den 8000 Einwohnern sprechen die im untern Theile der Stadt wohnenden Deutsch, während in der obern Stadt Französisch gesprochen wird. F. hat außer mehren Klöstern und andern Schulen auch ein Seminar und Collegium der Jesuiten, was namentlich stark von Franzosen besucht wird. In der Nähe von F. liegt die hier abgebildete



Einsiedelei Magdalena, eine 400 F. lange, 200 F. über der Saane in eine Felsenwand gehauene Höhle.

Digitized by Google

Digitized by Google

**Freiburg** im Breisgau (s. d.), der Sitz der Regierung des oberrhein. Kreises im Großherzogthum Baden mit 14,000 Einw., liegt in einer schönen und fruchtbaren Gegend des Schwarzwaldes an dem Flüßchen Treisam. Der hier abgebildete Münster der Stadt mit einem 513 F. hohen Thurme zeichnet sich durch seine schöne gothische Bauart

Digitized by Google

aus. Er soll bei Erbauung der Stadt um die Mitte des 12. Jahrh. begonnen und 1272 größtentheils vollendet worden sein. Seit 1827 befindet sich hier ein Landeserzbisthum, unter dem die Bisthümer Mainz, Fulda, Rothenburg und Limburg stehen. Die 1456 gestiftete Albert-Ludwigsuniversität, welche 1832 eine neue Einrichtung erhielt, hat eine zahlreiche Bibliothek und etwa 500 Studirende. Es befinden sich ferner in F. ein Gymnasium und mehre Fabriken, namentlich in Leder.

**Freicorps** wurden namentlich im letzten Kriege die aus allen Truppengattungen zusammengesetzten Heerabtheilungen genannt, welche unter eignen Oberbefehlshabern standen und bestimmt waren, weite und gefährliche Streifzüge mit Schnelligkeit in die von den Feinden besetzten Gegenden auszuführen. Ihre kühnen Anführer Friedr. Wilhelm, Herzog von Braunschweig (s. Braunschweig), Lützow (s. d.), Dörnberg u. A. haben sich unvergeßliche Namen erworben.

**Freie Bauern** sind solche, welche für ihre Person frei und nur vermöge ihres Guts gewissen Lasten unterworfen sind. Der Unterschied zwischen freien und unfreien Bauern hat in Deutschland von den frühesten Zeiten an bestanden, die fortgeschrittene Civilisation kennt denselben aber nicht mehr, indem die Leibeigenschaft in allen deutschen Ländern ganz aufgehoben oder, wo dies noch nicht der Fall sein sollte, sehr vermindert ist. (Vergl. Ablösung, Bauernstand, Dienstbarkeit.)

**Freie Städte** nennt man solche Städte, welche keinem Landesherrn unterworfen sind, sondern ihr eignes Regiment haben. Im deutschen Mittelalter entstanden viele solche Städte; sie waren zwar von der Territorialhoheit frei, allein dem Reiche unterworfen und hießen deshalb auch Reichsstädte, und wenn sie von allen Steuern befreit waren, freie Reichsstädte. Außer ihnen gab es aus den röm. Zeiten stammende eigentliche freie Städte, welche auch dem Kaiser und Reiche nicht unterthan waren, aber diese Freiheit aufgeben mußten, sowie das deutsche Reich an innerer Macht zunahm. Mit dem Aufblühen der Künste und Gewerbe, welche blos in den Städten getrieben wurden, wuchs der Reichthum und die Macht der freien Städte bedeutend und sie benutzten beide, um von den deutschen Kaisern immer mehr Freiheiten und Privilegien zu erlangen. Zur Erhaltung und Befestigung ihrer Macht und zur Beförderung des Handels stifteten sie mächtige Verbindungen, die Hansa (s. d.) 1241 und den Bund der rheinischen Städte 1246, unter deren Schutze die Zahl der Reichsstädte bis auf 51 anwuchs. Mit den veränderten Zeitverhältnissen und der wachsenden Macht der Landesherren, mit Einführung der stehenden Heere und größerer Bildung auch außerhalb der Städte sanken dieselben von ihrer Höhe immer mehr herab, bis sie endlich durch den Reichsdeputationshauptschluß (1803) ihrer Freiheit beraubt und zum größten Theile verschiedenen Landesherren unterworfen wurden. Das noch übriggebliebene Augsburg wurde 1805 und Nürnberg 1806 Baiern einverleibt, Frankfurt kam in demselben Jahre an den Fürsten Primas, und Hamburg, Bremen und Lübeck wurden 1810 von Napoleon mit dem franz. Kaiserreiche verschmolzen. Durch den wiener Congreß wurden indeß Frankfurt, Bremen, Hamburg und Lübeck (s. d.) als freie Städte wiederhergestellt und sie traten als solche am 8. Jun. 1815 dem deutschen Bunde bei. Derselbe Congreß machte auch Krakau (s. d.) zu einer freien Stadt, sicherte ihr völlige Neutralität zu und stellte sie unter den Schutz Rußlands, Östreichs und Preußens.

**Freigeist**, auch wol Freidenker, ist zu unterscheiden von freier Geist. Der Geist ist seinem Wesen nach frei, aber der thörichte und sündige Mensch gibt seinen freien Geist in die Knechtschaft unter Irrthum und Sinnlichkeit. Die christliche Religion, als eine Religion der Wahrheit, welche den Menschen als Kind Gottes anerkennt, befreit den Geist des gläubigen Menschen aus Irrthum und Sünde. Aber sie verlangt auch, daß der Eigenwille und die Selbstsucht gegen den göttlichen Willen aufgegeben werden. Der sinnliche Mensch meint aber thörichter Weise in seinem Eigenwillen seine Freiheit zu besitzen, und diese falsche Freiheit ist es, an welcher der Freigeist festhält. Er nimmt also die christliche Religion und den Gott, den sie lehrt, nicht an, heißt daher auch Atheist (Gottesleugner) und es gilt von ihm, was die Schrift sagt: „Die Thoren sprechen in ihren Herzen, es ist kein Gott. (Vgl. Deismus.)

**Freihafen** ist ein außer der Zolllinie liegender Hafen, in welchen Schiffe aller Nationen frei und ohne Zoll einlaufen und ihre Ladungen niederlegen können, welche seewärts wieder, ohne Abgaben zu zahlen, ausgeführt werden. Solche Häfen sind ein wichtiges Beförderungsmittel des Handels und zugleich für die Orte, welche sie besitzen, eine vorzügliche Quelle des Wohlstandes.

**Freiheit** ist der Zustand der Unabhängigkeit von fremden Einwirkungen und der Möglichkeit der Selbstbestimmung. Nicht blos der Mensch, sondern auch die Thiere sind dieser Freiheit fähig, insofern sie sich willkürlich bewegen können. Man nennt daher diese Freiheit die thierische und unterscheidet sie von der menschlichen oder humanen Freiheit, welcher allein der Mensch als vernünftiges Wesen theilhaftig werden kann. Die humane Freiheit ist doppelter Natur, insofern man sich den Menschen blos als sittliches Wesen, ohne Verbindung mit der Außenwelt oder im Verhältniß zu dieser denkt. Die erstere nennt man die innere, sittliche oder moralische, die zweite die äußere, rechtliche oder juridische Freiheit. Die innere Freiheit (Freiheit des Willens) besitzt der Mensch, auch wenn ihm die äußere fehlt. Ihr einziger Feind sind die thierischen Triebe und die sinnlichen Gelüste, welche der Mensch durch seine Vernunft und Moralität besiegen soll. Ob er dazu stets im Stande sei, ist eine schwer zu beantwortende Frage. Die Geschichte liefert uns einzelne erhebende Beispiele der bewahrten Willensfreiheit, trotz alles äußern Zwanges, die tägliche Erfahrung lehrt aber auch, daß nur wenige Menschen solchen Vorbildern nachzukommen im Stande sind und daß die innere Freiheit im Kampfe mit widerstreitenden äußern Verhältnissen und niedern Leidenschaften häufig unterliegt. Mit mehr Bestimmtheit läßt sich von der äußern, der rechtlichen Freiheit sprechen. Sie ist die Befugniß und durch den Staatsverband gesicherte Möglichkeit, im Verkehr mit andern Menschen, der eignen Willensbestimmung zu folgen, vorausgesetzt, daß dieser Wille der wahrhaft vernünftige und darum allgemein gültige ist. Diese Freiheit



Digitized by Google

ist im Einzelnen durch die Gesetze bestimmt, welche die allgemeinen Ansichten über die Vernünftigkeit des Willens ausdrücken. Schranken sind diese Gesetze nur für die unwahre Freiheit, welche an der Stelle des allgemeinen den besondern, durch Triebe, Gelüste und Leidenschaften bestimmten Willen geltend machen will. Diese Schranken zerstören nicht, sondern sichern die Freiheit. Mit der fortschreitenden Bildung der Menschen muß die Erkenntniß des vernünftigen Willens, d. h. der Freiheit sich entwickeln, müssen folglich die einzelnen Bestimmungen dieser Freiheit, die Gesetze, sich vervollkommnen. Wo die Gesetze hinter der fortschreitenden Bildung eines Volkes zurückgeblieben, wird sich daher ein Kampf um die Freiheit erheben. Freiheit im geistigen (Denk-, Glaubens- und Preßfreiheit) und materiellen (Handels- und Gewerbfreiheit) Verkehr ist eine Foderung der Vernunft, deren Verwirklichung oder Nichterfüllung indeß in einem einzelnen Falle nach den gegebenen Verhältnissen zu beurtheilen ist. Mit der Freiheit wird häufig auch die Gleichheit zusammen genannt und „Freiheit und Gleichheit" war das oft misverstandene Losungswort der ersten franz. Revolution. Eine absolute Gleichheit gibt es nicht, wol aber ist eine relative möglich. Sie besteht darin, daß jeder Staatsbürger in den Gesetzen die Bestimmungen seines Willens hat. Eine ganz andere Bedeutung hat das Wort Freiheit in der Mehrheit, Freiheiten, welches so viel heißt als Ausnahmen von dem Gesetze, oder Vorrechte. (S. Privilegien.)

**Freiheitsbaum** nennt man einen Baum, welcher als Symbol der Freiheit aufgepflanzt wird. Diese Sitte verdankt der ersten franz. Revolution ihren Ursprung und der erste Freiheitsbaum wurde von den Jakobinern in Paris aufgepflanzt. Man umtanzte ihn und begrüßte die neue sogenannte Freiheit mit Jubel und Gesang. Man schmückte die Freiheitsbäume zuweilen auch mit einer rothen Mütze, die ebenfalls von den Jakobinern aufgebracht worden war und die Freiheits- oder Jakobinermütze hieß. Die Freiheitsbäume fielen indeß bald wieder und nach ihnen allmälig auch die errungene scheinbare Freiheit. Sie erstanden indeß in der Julirevolution von 1830 wieder. Die Sitte, Freiheitsbäume zu pflanzen, kam auch in den Ländern auf, welche die franz. Revolutionsheere betraten und auch in neuester Zeit, nach der franz. Julirevolution, fehlte es in Deutschland, namentlich in Rheinbaiern, nicht an Freiheitsbäumen, welche häufig zum Zeichen, daß man mit den Behörden nicht zufrieden sei oder Beschwerden vorzubringen habe, aufgepflanzt wurden und die deswegen auch wol Beschwerdebäume genannt werden. Sie wurden überall auf Befehl der Obrigkeit umgehauen.

**Freimaurer** nennen sich die Mitglieder einer durch fast alle civilisirten Staaten der Erde verbreiteten Gesellschaft, welche sittliche Veredlung ihrer Mitglieder, gegenseitige Hülfe und Geselligkeit mit Ausschluß jedes Standes- und Vermögensunterschiedes zum Zweck hat. Namen und Ursprung verdankt die Freimaurerei den Baugesellschaften, die schon im röm. Alterthume sich bildeten, und welche auch in den ersten christlichen Reichen bestanden, die aus dem großen Römerreiche nach dessen Verfall hervorgingen. Die Mitglieder dieser Gesellschaften waren wirkliche Bauleute, welche die Baukunst als ein Geheimniß unter sich bewahrten und da sie sich über die entlegensten Länder verbreiteten, sich meist unter dem Schutze der Gesetze Constitutionen gaben, in denen auch religiöse, sittliche und gesellige Zwecke ausgesprochen waren. Ihre Lehren kleideten sie symbolisch ein, um sie dem Uneingeweihten unverständlich zu machen, wobei sie die Einkleidung aus Überlieferungen früherer, namentlich ägypt. und griech. Geheimlehren (s. Mysterien) entlehnten. Hierdurch hat man sich später zu der Muthmaßung verleiten lassen, die Freimaurer leiteten ihren Ursprung von den Pythagoräern (s. d.) oder gar von der ägypt. Priesterkaste ab, und hat ebenso wie bei diesen auch bei jenen eine verborgene tiefe Weisheit gesucht, indem man Vieles den erwähnten Symbolen unterschob, was ursprünglich gar nicht in ihnen lag. In spätern Zeiten mit zunehmender Bildung hörte das Bauwesen, der eigentliche Zweck der Baugesellschaften, auf, ein Geheimniß zu sein, und in den Gesellschaften selbst trat mehr der allgemein sittliche und gesellige Zweck hervor. So kam es, daß in England, wo sie sich am längsten erhalten, allmälig immer mehr Nichtbaukünstler in die Gesellschaften aufgenommen wurden, welche den Namen angenommene Maurer erhielten, und daß, nachdem der frühere Zweck ganz aufgehört hatte, seit 1717 eine völlige Umgestaltung mit den noch bestehenden Gesellschaften vorgenommen wurde. Das Bauen und alle auf dasselbe sich beziehenden Ausdrücke der Gesellschaft wurden nur noch in figürlicher Bedeutung für die geselligen und sittlichen Zwecke der Gesellschaft gebraucht, welche oben angegeben wurden. Die Constitution des Ordens wurde hiernach umgeändert, und mit dieser neuen Verfassung gewann der Verein bald die große Ausdehnung, welche er gegenwärtig hat. In den meisten Staaten wurde der Ausbreitung des Ordens kein Hinderniß in den Weg gelegt, weil man den edeln Zweck desselben anerkannte, und weil es einer der Hauptartikel seiner Verfassung war, daß sich die Mitglieder in ihren Zusammenkünften nicht auf politische Meinungen einlassen, sondern den bestehenden Gesetzen und Regierungen Achtung und Ehrerbietung beweisen sollten. Jede einzelne Freimaurergesellschaft wird, sowie der Ort ihrer Zusammenkunft, eine Loge genannt, und steht unter der Leitung eines von ihr gewählten Meisters vom Stuhl. Das Geheimnißvolle des Ordens ist von Vielen, theils böswilligen, theils schwärmerischen Menschen benutzt worden, um dem Orden fremde Zwecke unterzuschieben, Betrügereien unter dem Deckmantel desselben vorzunehmen, oder sich das Ansehen zu geben, im Besitz wichtiger, die tiefste Weisheit enthaltender Geheimlehren zu sein. Namentlich hat man sich auf die alten Gesellschaften zurückbezogen, und höhere Grade als die gewöhnlichen (der Lehrlinge, Gesellen und Meister), in welche nacheinander die Mitglieder eingeweiht werden, ersonnen, in denen eine höhere Weisheit mitgetheilt werden sollte. Man unterschied so von der neuengl. Johannismaurerei eine schottische, als die höhere, und kam namentlich in Frankreich zu einer ungemessenen Anzahl von Graden, welche, wenn sie nicht eine Spielerei waren, doch zur Verdunkelung des schönen einfachen Zweckes der Maurerbrüderschaft dienten. Da sich dieser Zweck durch die Fortbildung der ganzen menschlichen Gesellschaft gegenwärtig allgemeine Anerkennung erworben hat, sodaß ihn jeder Gebildete, auch ohne Freimaurer zu sein, erstrebt, so verliert die Freimaurerei immer mehr an Bedeutung, und jedem wahren Frei-

Digitized by Google

maurer kann selbst nichts mehr am Herzen liegen, als daß die Verwirklichung jenes Zwecks aufhöre, Sache einer einzelnen Gesellschaft zu sein, und zur Sache der ganzen Menschheit werde.

**Freistätte**, Asyl, nannte man einen Ort, wohin sich der Verbrecher flüchten durfte, um vor der Strafe sicher zu sein. Solche Orte erkannte schon das griech. und röm. Alterthum an. Auch bei den Juden finden wir sie, indem Moses den Israeliten sechs Stätten nannte, wohin sich unvorsätzliche Mörder flüchten konnten. Bei den Alten waren dieselben gewisse heilige Haine, Tempel und andere den Göttern geweihte Orte und Wohnungen priesterlicher Personen. (Vergl. Pausanias.) In der spätern Zeit des Christenthums wurde den Klöstern und Kirchen das Asylrecht beigelegt und selbst der weltliche Richter durfte seine Verfolgung nicht bis in das Heiligthum dieser Orte erstrecken. Die Päpste dehnten das Asylrecht immer weiter aus, und wenn es gleich in den rohen Zeiten der Gewalt manchem unschuldig Verfolgten Schutz gewährte, so wurde es doch auch von wirklichen Verbrechern oft gemisbraucht. Es ist daher in neuern Zeiten sehr eingeschränkt oder ganz aufgehoben worden. Als eine Art Asylrecht kann das durch die franz. und engl. Gesetzgebung festgesetzte Hausrecht (s. d.) betrachtet werden.

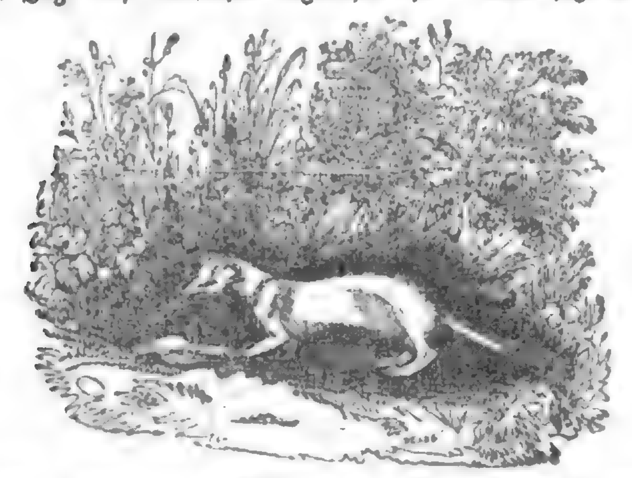
**Fremde** im rechtlichen Sinne sind Personen, welche sich in einem Lande, in welchem sie nicht geboren sind, vorübergehend aufhalten. Man setzt sie den Einheimischen entgegen, welche entweder in dem Lande selbst geboren sind oder doch das Bürgerrecht darin erworben haben. Den Inbegriff derjenigen Rechte, welche dem Einheimischen vor dem Fremden zustehen, nennt man das Indigenat. Noch heutigen Tages werden in manchen Ländern, z. B. in China und Japan, die Fremden als Feinde des Staats angesehen. Auch in Deutschland war in frühern Zeiten die Gesetzgebung gegen die Fremden weit strenger als gegen die Einheimischen. Sie mußten diesen bei Concursen nachstehen, waren nicht erbfähig, konnten keinen Grundbesitz erwerben und nach einigen Localrechten selbst nicht einmal ein gültiges Zeugniß ablegen. Diese Härten sind indeß mit fortschreitender Bildung aus unserer Gesetzgebung verschwunden, namentlich sichert die deutsche Bundesacte den Unterthanen der Bundesstaaten das Recht zu, auch außerhalb des Staats, in welchem sie ihren wesentlichen Wohnsitz haben, Grundeigenthum zu erwerben; sie müssen aber auch, wie sich von selbst versteht, dann dieselben Lasten und Abgaben tragen, welche den Einheimischen obliegen. Nur in Bezug auf Anstellung im Staatsdienste und Zulassung zur juristischen Praxis sind die Fremden meist noch den Einheimischen nachgesetzt, wenigstens werden sie häufig nur unter der Bedingung zugelassen, daß sie zuvor das Indigenat oder das Bürgerrecht des Staats erwerben. Auch haben bei der Erwerbung des Bürgerrechts in einzelnen Städten die Fremden in der Regel mehr zu bezahlen als die Einheimischen. Als Folge des Unterschieds zwischen Einheimischen und Fremden ist das Wildfangsrecht anzusehen, welches dem Kurfürsten von der Pfalz nach altem, durch kais. Privilegien bestätigtem Herkommen nicht nur in den eignen pfälzischen Kurlanden, sondern auch in mehren benachbarten Rheinlanden zukam und welches darin bestand, daß alle herrenlose Leute, welche sich Jahr und Tag in jener Gegend aufhielten, als Wildfänge in Anspruch genommen und zur Entrichtung des sogenannten Fahrguldens und zu alle Dem angehalten wurden, wozu andere Leibeigene verpflichtet waren. Hierher gehört auch das sogenannte Heimfalls- oder Fremdlingsrecht, vermöge dessen sich der Fiscus die Verlassenschaft, welche ein im Lande verstorbener Fremder bei sich hatte, mit Ausschluß aller Vertrags-, Testaments- und Intestaterben zueignete. Es bestand am längsten in Frankreich, wo es erst durch die Nationalversammlung am 6. Aug. 1790 aufgehoben wurde. Während in Frankreich in Folge der Revolution duldsamere und humanere Gesinnungen gegen die Fremden vorherrschend wurden, so veranlaßte dieselbe 1793 in England ein Gesetz, welches der entgegengesetzten Tendenz huldigt, die sogenannte Fremdenbill. Sie ward in Vorschlag gebracht, weil man den Einfluß franz. Emissaire fürchtete. Nach ihr wurde jeder Ausländer bei seiner Ankunft in England einer sorgfältigen Untersuchung unterworfen, mußte sich einen Sicherheitspaß lösen und konnte auf jeden Argwohn hin fortgewiesen werden. Diese letztere Bestimmung ist indeß bei der Modification dieser Bill 1814 weggefallen und es herrschen gegenwärtig in England sehr tolerante Principien in Bezug auf Fremde und selbst auf Flüchtlinge aus andern Staaten. Die vollen Rechte eines Eingeborenen können Fremde jedoch nur durch ausdrückliche Bestimmung des Parlaments erhalten. Gegenwärtig sind in Folge der politischen Untersuchungen und der vielen in Folge derselben unstät sich herumtreibenden Flüchtlinge in den meisten Staaten die Paßverordnungen (s. Paß) so streng gehandhabt worden, daß dadurch dem Aufenthalte und dem Reisen der Fremden große Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden.

**Frescomalerei**, Malerei al fresco (d. h. Malerei aufs Frische) wird eine Art von Malerei genannt, bei welcher Wasserfarben auf frischen Mörtel aufgetragen werden und deren man sich zur Verschönerung von Gebäuden bedient. Die größte Schwierigkeit bei dieser Art zu malen, liegt in dem Umstande, daß der Kalk nur so lange brauchbar ist, als er noch feucht ist. Daher muß der Maler mit großer Geschwindigkeit und Bestimmtheit zu Werke gehen. Er entwirft vorher auf einem sogenannten Carton die Umrisse der darzustellenden Gestalten, sowie die erfoderlichen Schattirungen, mischt auch vorher die nöthigen Farben und läßt dann nur einen so großen Theil der Mauer mit einem Gemisch von Kalk und Sand bewerfen, als er in einem Tage fertig zu malen denkt. Die Umrisse des Cartons werden von diesem schnell auf die Mauer übertragen und mit den Farben wird das Gemälde ausgeführt. Da die Mauer feucht ist, so nimmt sie die Farben schnell an und auf; ein Nachhelfen mit dem Pinsel und eine feine Ausführung sind daher nicht möglich. Die Frescomalerei erfodert die größte Sicherheit und Kühnheit in der Handhabung des Pinsels, und die größten Meister (Michel Angelo, Rafael u. A.) haben sich daher mit ihr beschäftigt, obgleich sie an Anmuth und Zartheit der Ölmalerei weit nachsteht und ihre eigenthümliche erhabene Schönheit nur bei Betrachtung aus gewisser Ferne hervortritt.

**Frett**, Frettchen oder Kaninchenwiesel ist ein kleines marderähnliches Raubthier, welches ursprünglich in Afrika vorkommt, gewöhnlich von weißgelblicher Farbe ist

Digitized by Google

und mit dem Schwanze eine Länge von ungefähr 1½ F. hat. Seine Augen sind trüb und haben einen blaßrothen Schein; im Zorne riecht es stark nach Bisam. Es ist ein natürlicher Feind der Kaninchen, auf welche es Jagd macht. Als sich daher in Spanien die Kaninchen so vermehrt hatten, daß sie lästig wurden, führte man das Frettchen ein, und seitdem ist es auch zu uns gekommen, indem man es zur Jagd auf Kaninchen abgerichtet hat. Man hegt es in



eignen warmgehaltenen Ställen und füttert es mit Semmel, Brot, Kleien und Milch, während es sich in der Wildheit von kleinen Säugethieren, Vögeln, Eiern und dergl. nährt. In Frankreich richtet man das Frettchen auch zum Ausnehmen der Vogelnester ab. Es ist gelehrig, aber seinem Herrn wenig treu, wird leicht zornig und beißt dann wüthend um sich. Im Freien sind seine Bewegungen schnell und munter, im Stall dagegen schläft es nur oder frißt. Jährlich wirft es bei uns zweimal 5—9 Junge, welche die ersten 14 Tage blind sind. — **Frettiren** heißt die mit dem Frettchen angestellte Kaninchenjagd. Man bindet dem Frettchen eine kleine Schelle an den Hals und läßt es in den Bau der Kaninchen gehen, welche voller Angst vor ihm fliehen und in vorgelegten Netzen gefangen werden.

**Freudenpferd** heißt ein festlich geschmücktes Roß, welches bei der Beerdigungsfeier sehr vornehmer Personen im Trauerzuge geführt oder von einem glänzend gerüsteten Ritter geritten wird. Ihm zur Seite wird das schwarz behangene Trauerpferd geführt oder von einem Ritter in schwarzer Rüstung geritten.

**Freundschaftsinseln** (die) oder der **Tonga-Archipel** sind eine austral. Inselgruppe im NO. von Neuseeland und bestehen in einer Gruppe von ungefähr 150 Inseln und Inselchen, die theils vulkanischen Ursprungs sind, theils ihr Dasein den Korallenthierchen verdanken. Jene erheben sich felsig in dem Meere, diese dagegen sind ganz flach, haben in der Mitte oft einen kleinen See und sind von Korallenriffen umgeben, an denen sich das Meer mit Gewalt bricht, sodaß die Schiffe nur wenige enge und gefährliche Durchwege finden. Die Inseln liegen von Norden nach Süden, und die nördlichste ist von der südlichsten 60—65 deutsche Meilen entfernt. Sie wurden 1643 von dem Holländer Tasman entdeckt, aber nachmals nicht wieder besucht, bis Cook (s. d.) 1773 sie wieder auffand und durch seine Schilderung aufmerksam auf sie machte. Seitdem werden sie von den Seefahrern oft besucht. Die größte ist **Wawao**, die wichtigste aber durch ihren Verkehr mit den Europäern **Tonga** oder **Tongatabu**. Das Klima dieser glücklichen Inselgruppen ist ungemein angenehm, ohne jede Spur von Winter, aber auch ohne Hitze, der Himmel meist heiter, regnig nur bei Stürmen. Die Bäume verlieren ihr Laub nie. Yamswurzeln, Brotfrüchte, Zuckerrohr, Pisang-, Sago- und andere Bäume wachsen hier in Menge und von Thieren findet man Schweine, Hunde (beide als Hausthiere), Ratten, Vampyre, Papagaien, Tropikvögel, aus deren bunten Federn die Einwohner künstlichen Schmuck bereiten, allerlei Seevögel, auch Hühner und Tauben. An Fischen und Schildkröten ist großer Reichthum.

Die Eingeborenen gehören zum Malaienstamme. Sie sind braun, die Weiber gewöhnlich heller als die Männer, die Haare werden kurz abgeschnitten und braun oder orange gefärbt. Sie tragen wenige Kleider, die sie aus den Fasern des Papiermaulbeerbaums recht geschickt bereiten. Der Hauptschmuck der Männer besteht im **Tätoviren** (s. d.). Die Weiber schmücken sich mit Halsbändern von Knochen, Zähnen, Schnecken oder Paradiesäpfeln, oder stecken sich Rohrstäbchen oder Knochen in die Ohrläppchen, die Mädchen auch wohl wohlriechende Blumen ins Haar. Diese harmlosen Indianer sind mild und freundlich, gutmüthig und gastfrei, verabscheuen jede Verleumdung, halten den Diebstahl für Unrecht, und zwischen Ältern und Kindern findet eine innige Liebe statt. Ihre Religion ist heidnisch. Sie verehren mehre Götter, denen sie Opfer von Yamswurzeln, Früchten und Schweinefleisch vor die Tempel setzen. Menschenopfer finden nur noch statt bei der Krankheit eines Häuptlings, wenn alle andere abergläubische Gebräuche, ihn gesund zu machen, fehlschlagen. Seit 1826 haben die Engländer auf Tonga eine Mission zur Verbreitung des Christenthums angelegt. Die Wohnungen sind länglich rund und haben ein weit herunterhängendes Dach von Matten oder Zuckerrohr. Die eine Seite ist offen und mit Vorhängen versehen. Die Ortschaften stehen meist an der Küste, wenigstens nicht weit von derselben. Der Hausrath besteht nur aus Kokosschalen, irdenen Gefäßen, niedrigen Stühlen und einigen Werkzeugen. Das Hauptgewerbe der Insulaner ist der Ackerbau, den sie mit großem Fleiße betreiben. Auch Gärtnerei ist ihnen nicht fremd; vor jeder Hütte befindet sich ein freier Platz, der mit wohlriechenden Blumen bepflanzt ist. Fischerei wird mit Angeln oder mit großen Netzen gesellschaftlich betrieben. Für den Fall des Krieges haben sie Bogen, Pfeile, Wurfspieße und Keulen, auch eine Art von Festungen, d. i. Plätze, umgeben mit dichten Rohrwänden, Wällen und Gräben.

**Friaul** wurde dasjenige Land genannt, welches heute den görzer Kreis in Illyrien und die Delegation Udine im lombard.-venet. Königreich bildet, also ein zu Östreich gehörendes, halb deutsches, halb ital. Land ist. Früher war es ein Herzogthum und wurde im 6., 7. und 8. Jahrh. von lombard. Fürsten regiert, die von dem Könige der Longobarden abhingen. Nachdem Karl der Große das Longobardenreich aufgelöst hatte, vergab er das Herzogthum als ein von ihm abhängiges Lehen. Dies blieb es, bis Kaiser Konrad II. 1028 das Land dem Patriarchen von Aquileja schenkte. Dieser behi

Digitized by Google

…s bis 1420, wo sich die Venetianer desselben bemächtigten, …e es bis zum Untergange ihrer Republik behaupteten.

**Friede** ist sowol der dem Kriege entgegenstehende Zustand freundschaftlichen Verkehrs und gegenseitiger Anerkennung der Völker und Staaten untereinander, als namentlich der Vertrag, durch welchen nach vorangegangenem Kriege ein derartiger Zustand begründet und hergestellt wird. Der Friede wird eingeleitet, wenn entweder der Sieger ihn anbietet, oder wenn der Besiegte ihn nachsucht; zuweilen wird derselbe auch durch Ermattung beider kriegführenden Mächte oder durch ein neuerwachtes, beide gleich betreffendes Interesse eingeleitet. Nicht selten übernimmt eine dritte Macht im Einverständnisse zunächst mit einer der streitenden Mächte, oder weil ihr eignes Interesse durch den Krieg gefährdet ist, die Vermittelung des Friedens, indem sie Vergleichsvorschläge macht, oder …bietet eine dritte Macht ihre guten Dienste an, indem sie eine Zusammenkunft der Gesandten beider Mächte unter Vorsitz ihres eignen Gesandten veranlaßt. Sind die Verhältnisse der kriegführenden Staaten sehr verwickelt, so sind oft …n vorläufige Verabredungen zu treffen über die Bedingungen, unter denen ein Friede eingeleitet werden könne, über den Ort der Zusammenkunft der Gesandten, über die Art, wie sie zu empfangen, über Foderungen, die unbedingt zu gewähren, ehe von Unterhandlungen die Rede sein kann und dergl. Derartige vorläufige Verabredungen und Bedingungen werden **Friedenspräliminarien** und **Präliminairbedingungen** genannt. Um den Kriegszustand …her zu beenden, wird oft zunächst über die Hauptbedingungen ein Friede geschlossen — **Präliminarfriede** — dessen Bedingungen nachher in einem zweiten — **Definitivfriede** — bestätigt und in Bezug auf alle Einzelnheiten ausgeführt werden. Das **Friedensinstrument**, über welches die Gesandten beider Theile übereingekommen sind, wird bis zu einer festgesetzten Frist dem Fürsten des Landes vorgelegt, von diesem bestätigt, **ratificirt**, und zuletzt der Gegenpartei übergeben.

**Friedensfürst** ist die nicht ganz richtige Übersetzung des Titels: Principe de la Paz, welchen Manuel de Godoy, Herzog von Alcudia, führte. Dieser war 1775 zu Badajoz in Spanien geboren, der Sohn eines armen Edelmanns und …m ohne Geld und ohne andere Empfehlungen, als eine …ne, hohe Gestalt und liebenswürdiges Benehmen nach Madrid. Hier lebte er anfangs von der Gunst eines Gastwirths, …m sein gewandtes Benehmen gefiel; nachdem es ihm aber gelungen war, 1787 Aufnahme in die Leibgarde des Königs zu finden, fand er Gelegenheit, dem König und der Königin vorgestellt zu werden und gewann Beide so sehr zu seinen Gunsten, daß er binnen wenigen Jahren alle Rechte eines ge…ten Günstlings einnahm und aller Macht und Ehre genoß, … der Spaniens König ihn nur bekleiden konnte. Schon …1 war er Generaladjutant der Leibgarde und Großkreuz des Ordens Karl III., 1792 Generallieutenant, Herzog von Alcudia, Major der Leibgarde, erster Minister und Ritter des Ordens vom goldenen Vließ. Nachdem er 1795 den Frieden mit Frankreich abgeschlossen, ernannte ihn der König zum Granden erster Classe und schenkte ihm das Fürstenthum de la Paz, welches jährlich 50,000 Piaster eintrug. Sein Glück wurde 1797 noch mehr durch die Vermählung mit Maria Theresia von Bourbon einer Cousine des Königs, befestigt. Schon vorher soll er jedoch mit der Tochter eines Offiziers, Namens Tudo, sich heimlich vermählt haben, dieselbe aber unter dem Vorwande, daß es der Wunsch des Königs sei, zum Rücktritt bewogen haben. Nachdem 1828 die Gemahlin Godoy's gestorben, erneuerte die Tudo, welche zur Gräfin Castello Fiel ernannt worden war, ihre alten Ansprüche und wurde von Godoy als Gemahlin öffentlich anerkannt. Der Friedensfürst herrschte unter Karl IV. in Spanien mit unumschränkter Gewalt; er hatte mit der franz. Republik 1796 ein enges Bündniß geschlossen, befehligte 1801 die Armee gegen Portugal, war 1804 zum Generalissimus der span. Land- und Seemacht ernannt worden und hatte endlich 1807 durch ein kön. Decret den Titel Durchlaucht und unbeschränkte Macht im ganzen Königreiche erhalten. Sein Sturz war indeß mit seinem Steigen nahe herbeigerückt. Er war innerlich Napoleon abgeneigt, obschon er äußerlich ihm schmeichelte, und 1806 begann er die Bewaffnung der span. Nation, angeblich zum Schutz gegen die Raubstaaten, in Wahrheit aber gegen den franz. Kaiser. Dieser aber hatte ihn durchblickt und machte den Plan, mit den Bourbons den mächtigen Herzog von Alcudia zu stürzen. (S. **Spanien**.) Dazu kam, daß Godoy, obschon er manche gute Einrichtungen traf und namentlich dem allzugroßen Einflusse der Geistlichkeit entgegenarbeitete, dem span. Volke im höchsten Grade verhaßt war, und daß dasselbe eine Hofpartei begünstigte, welche den Thronfolger Ferdinand (s. **Ferdinand VII.**) auf ihrer Seite hatte. Zwar wurden die Absichten dieser Partei entdeckt, Ferdinand selbst gefangen gesetzt, aber die Liebe des Volkes, welche den Prinzen schützte, vermochte den Friedensfürsten selbst, der Vermittler zur Versöhnung zwischen Vater und Sohn zu werden. Napoleon's Heere umstrickten Spanien und Godoy, der vergebens gehofft hatte, durch Unterwürfigkeit die Gunst Napoleon's wiederzugewinnen, rieth der kön. Familie, da er Alles verloren glaubte, zur Flucht nach Amerika. Da brach in Aranjuez, wo der Hof sich aufhielt, am 18. März 1808 eine Revolution aus, bei welcher der Fürst in die Hände des wüthenden Volks gerieth, welches ihn umgebracht hätte, wenn ihn nicht Ferdinand gerettet und der König erklärt hätte, daß über den Günstling Gericht gehalten werden solle. Doch die nun folgende Einmischung Napoleon's bewirkte seine Befreiung, aber auch die Entthronung der Bourbons (s. **Ferdinand VII.** und **Spanien**) und den Verlust aller Güter und Einkünfte des Friedensfürsten. Godoy ging mit seinem Könige nach Frankreich und genoß die Liebe seiner hohen Gönner bis zu deren Tode. Später ging er nach Rom, kaufte sich eine Herrschaft und lebte unter dem Titel eines Fürsten von Passerano. Er begab sich 1830 wieder nach Paris und hat Memoiren seines Lebens, das so reich an Begebenheiten ist, herausgegeben, in welchen er in einem weit günstigern Lichte erscheint, als in dem, in welches Parteihaß und die Ungunst des Volkes ihn gesetzt hatten. Man hatte ihm, der stets als treuer Diener seines Herrn erschien, nachgesagt, daß er mit dem Plane umgegangen sei, das Haus der Bourbons in Spanien zu stürzen, um sich selbst die Krone anzumaßen.

**Friedensgerichte** sind Institute, welche zu möglichst friedlicher und unparteiischer Schlichtung von Rechtshändeln oder zur Bestrafung von Vergehen und Verbrechen einge-

Digitized by Google

führt sind. Sie bestehen hauptsächlich in Frankreich und England, welchem letztern sie ihre Entstehung verdanken, in beiden Ländern aber mit ganz verschiedenen Zwecken. In England sind sie aus den alten **conservatores pacis** (Friedenserhaltern), welche im Namen des Königs die öffentliche Ruhe und Sicherheit aufrecht erhalten mußten, hervorgegangen. Eduard III. gab ihnen zuerst den Namen **justices of peace** (Friedensrichter). Sie haben in Criminalsachen die Voruntersuchung zu führen und erkennen in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten in erster Instanz. In Frankreich, wo sie durch die Revolution von 1789 hervorgerufen wurden, erstreckt sich ihre Competenz hauptsächlich auf Civilstreitigkeiten und zwar auf persönliche Foderungen bis 100 Francs, auf Besitzstreitigkeiten, Arreste und geringere Beleidigungen. Späterhin wurde ihnen auch die Untersuchung der Policeiübertretungen und die Leitung der Vormundschaften übertragen und ihre Befugnisse bis dahin erweitert, daß kein Rechtsstreit eher von einem andern Gerichte angenommen wurde, als bis vor dem Friedensrichter (**juge de paix**) ein Güteversuch gemacht worden war. Das Institut der Friedensgerichte, welches bei einer einfachen Gesetzgebung und bei allgemeiner Verbreitung der Rechtskenntnisse, sodaß Männer aus dem Volke zu Friedensrichtern gewählt werden können, sehr heilsam wirken und zur Verminderung und Abkürzung der Prozesse viel beitragen kann, ging unter der franz. Oberherrschaft auch in mehre deutsche Länder über. Gegenwärtig besteht es nur noch in den preuß. und bair. Rheinländern, doch hat man dasselbe in neuester Zeit wieder hier und da ins Leben zu rufen gesucht. Verschieden von ihnen, doch mit ähnlicher Tendenz sind die Schiedsgerichte (s. d.), welche neuerlich in Preußen eingeführt worden sind.

**Friedenskuss** (der) hieß bei den ersten Christen die Sitte, nach dem gemeinsamen Gebete und vor der Communion sich zur Bezeichnung gegenseitiger Bruderliebe und Versöhnlichkeit zu küssen. Zeigte auch die Bedeutung dieser Sitte das Christenthum von einer seiner schönsten Seiten, so mußte sie doch bald eingestellt werden, da sie in größern Versammlungen Unordnung herbeiführte. Der Ostergruß in der griech. Kirche und der Friedenskuß in den Brüdergemeinen vor und nach dem Abendmahle sind Überbleibsel dieser Sitte.

**Friedrich I.**, aus dem Hause der Hohenstaufen, mit dem Beinamen Rothbart oder (ital.) Barbarossa, war einer der bedeutendsten röm. deutschen Kaiser und regierte 1152—90. Er wurde geb. 1121 als ein Sohn Herzog Friedrich des Einäugigen von Schwaben und wurde als Kaiser der Nachfolger seines Oheims Konrad III. Er war von großer, erhabener Gestalt, hatte blonde Locken und einen röthlichgelben Kinnbart. Im Reiche suchte er mit Kraft den Frieden herzustellen und zu erhalten; er versöhnte die streitenden Großen, verfolgte die Raubritter und zerstörte ihre Burgen. Als Lehnsherr von Oberitalien suchte er auch hier Frieden zu stiften, der aber durch den Übermuth einzelner mächtiger Städte, namentlich Mailands, immer wieder gestört wurde. Zweimal besiegte er diese Stadt und ließ sie endlich 1162 völlig zerstören. Da aber seine Statthalter in Italien sich manche Bedrückungen erlaubten, so vereinigten sich die lombardischen (s. Lombardei) Städte in einen engen Bund unter dem Schutze des Papstes Alexander III., der den Kaiser 1168 in den Bann gethan hatte. Mailand wurde wieder aufgebaut und sogar eine mächtige Festung, Alessandria, dem Kaiser zum Trotz erbaut. Dieser hatte Rom erobert und den Papst Alexander vertrieben, als eine pestartige Krankheit im deutschen Heere so arge Verwüstungen anrichtete, daß er eilig nach Deutschland zurückkehren mußte. Zwar kam er nachmals mit Heeresmacht nach Italien zurück, aber die Lombarden, Mailand an der Spitze, schlugen 1176 bei Legnano den Kaiser in einer blutigen Schlacht. Hierauf kam F. mit dem Papste in Venedig zusammen und söhnte sich mit ihm aus, und im konstanzer Frieden 1183 bestätigte F. die selbständige Verfassung der lombardischen Städte, wogegen diese ihn als Oberlehnsherrn anerkannten. Der letzte Zug nach Italien war vorzüglich darum so unglücklich ausgefallen, weil F. von dem mächtigsten deutschen Fürsten Heinrich dem Löwen, Herzog von Baiern und Sachsen, plötzlich im Stich gelassen worden war. Als daher F. nach Deutschland zurückgekehrt war, foderte er ihn vor einen Reichstag und sprach, als er nicht erschien, die Acht über ihn aus, indem er ihn aller Lehen und Reichswürden verlustig erklärte und seine Länder an andere Fürsten vergab. Heinrich sah sich nach tapferer Gegenwehr 1182 durch ein kais. Heer so hart bedrängt, daß er den Kaiser zu Erfurt um Verzeihung bat. Er wurde von F. gnädig aufgenommen und behielt seine Erbländer Braunschweig und Lüneburg.

Noch einen Zug machte F. nach Italien, aber diesmal in Frieden. Die ital. Städte begrüßten ihn mit lautem Jubel und in Mailand vermählte F. seinen Sohn Heinrich mit Konstantia, der Erbin von Neapel und Sicilien (s. d.). Die Nachricht, daß Jerusalem, welches von den Christen (s. Kreuzzüge) erobert worden war, wiederum in die Hände der Ungläubigen gefallen sei, bewirkte, daß man sich in allen Christenlanden zu einem neuen gewaltigen Kreuzzuge rüstete, dem sich F. 1188 mit einem Heere von 150,000 M. anschloß. Er kam nach mehren siegreichen Kämpfen mit den Griechen, deren Kaiser im Einverständniß mit den Ungläubigen stand, und mit diesen selbst bis nach Syrien. Hier aber fand 1190 der greise Held den Tod in den Wellen des Kalykadnus bei Seleucia, als er mit seinem Rosse durch den Fluß schwimmen wollte. Auch das Heer der Kreuzfahrer nahm ein trauriges Ende, indem es großentheils vor Antiochia durch Krankheiten aufgerieben wurde, und des Kaisers zweiter Sohn, Friedrich, welcher den Oberbefehl übernommen hatte, starb vor Akkon. Die Nachricht von des großen Kaisers Tode verbreitete Trauer und Schreck über ganz Europa, denn nicht nur hatte man die Eroberung Jerusalems von ihm gehofft, sondern man fürchtete auch in Europa selbst den Bruch des Friedens, den F. mit gewaltiger Kraft begründet hatte. F. war ein Freund der Künste und Wissenschaften und besaß selbst ungemeine Kenntnisse, dabei war er von aufrichtiger Frömmigkeit. Das Andenken an ihn hat sich nicht nur in Geschichtsbüchern, sondern auch in Volkssagen fortgepflanzt. So heißt es, er sitze noch in den Trümmern der Burg Kyffhausen in Thüringen, für das Wohl Deutschlands wachend; sein langer, rother Bart wachse um den steinernen Tisch vor ihm, und erst mit dem Ende Deutschlands werde er zur Ruhe kommen. Als Kaiser folgte auf F. sein Sohn Heinrich VI. (s. d.).

Digitized by Google

**Friedrich II.**, mit dem Beinamen der **Hohenstaufe**, ein Enkel Friedrich I., war röm. deutscher Kaiser 1215—1250 und stand seinem Großvater an Heldensinn und Kühnheit nicht nach, während er ihn an Freisinnigkeit und Pracht seines Hofes noch übertraf. Er war, geb. 1194, der Sohn Heinrich VI. und der Konstantia von Sicilien und daher auch Erbe von Neapel und Sicilien. Während seiner Herrschaft hatte F. fortwährend zu kämpfen. Die Päpste sahen ihr Reich in Mittelitalien von beiden Seiten durch die gewaltige Macht der Hohenstaufen eingeengt, betrachteten daher F. fortwährend mit argwöhnischen Blicken und benutzten jede Gelegenheit, seine Macht zu schwächen. Die reichen Städte, die herrschsüchtigen Großen und die Päpste begegneten sich in dem Streben nach einer Selbständigkeit, welche der Kaiser, um allen seinen Unterthanen gleiche Gerechtsame und seiner eignen Würde Ansehen zu verschaffen, zu überwinden suchte. Dazu kam, daß F. die Vorurtheile seiner Zeit wenig achtete und durch sein Benehmen nicht selten gegen die religiöse und sittliche Denkweise seiner Unterthanen verstieß. Sein Vater hatte ihn schon als zweijähriges Kind zum röm. Könige krönen lassen; aber als Heinrich bald darauf starb, wählte die eine Partei der deutschen Fürsten, welche den Hohenstaufen feindlich gesinnt war, Otto von Braunschweig, die andere Philipp von Schwaben. Während diese miteinander kämpften, wurde F. unter der Vormundschaft des Papstes Innocenz III. in Italien erzogen und übernahm 1209 die Regierung seines mütterlichen Erbtheils. Indeß war Philipp von Otto von Wittelsbach erschlagen und Otto dem Papste misfällig geworden. Dieser berief daher F. auf den Kaiserthron. Er erschien 1212 in Deutschland. Alle Anhänger der Hohenstaufen eilten zu ihm, Otto wurde besiegt und 1215 wurde F. zu Aachen, 1220 zu Rom gekrönt.

Die erste Veranlassung zum Streit mit dem Papste gab der Umstand, daß F. wiederholt und zuletzt noch bei seiner Kaiserkrönung zu Rom einen Kreuzzug zur Eroberung Jerusalems, welches noch immer in den Händen der Ungläubigen war, gelobt hatte. Unruhen in Italien hinderten ihn an der Ausführung und er mußte wiederholt vom Papste Aufschub verlangen. Endlich 1227 schiffte sich F. ein, um nach Palästina zu gehen, aber von einer Krankheit befallen, sah er sich schon nach drei Tagen zur Rückkehr gezwungen. Der Papst Gregor IX. meinte, die Krankheit sei nur vorgeschützt, um das heißersehnte Unternehmen wieder zu vereiteln, und sprach den Bann gegen F. aus. Dieser wollte beweisen, daß es ihm Ernst gewesen, und ging gleich im folgenden Jahre nach Palästina. Da er aber den Bann vor seiner Abreise nicht gelöst hatte, so erklärte nun der Papst sein Unternehmen für unheilig und gotteslästerlich, machte den Bannfluch im Morgenlande bekannt und that selbst einen Einfall in F.'s Erblande. Dieser war indeß in seinem Unternehmen glücklich. Er schloß mit dem Sultan von Ägypten, welcher das gelobte Land inne hatte, einen Waffenstillstand auf zehn Jahre. Jerusalem und die übrigen heiligen Orte, sowie das Land zwischen ihnen und die wichtigen Seestädte Sidon und Tyrus wurden an die Christen abgetreten, und F., welcher die Jolanta, eine Tochter des Königs Johann von Jerusalem, geheirathet hatte, setzte sich selbst die Krone von Jerusalem auf, da des Bannes wegen kein Priester vor ihm Messe lesen und ihn krönen wollte. Eilig kehrte er nun nach Italien zurück und bewog den Papst 1230 Frieden zu schließen und den Bann aufzuheben. Zu neuem Kampfe mußte aber F. nach Deutschland eilen. Dort hatte er seinen Sohn, Heinrich, zum Verweser des Reichs bestellt, und dieser, verblendet und verführt, empörte sich gegen seinen Vater. Heinrich wurde gefangen und nach Apulien in ein Gefängniß geführt, wo er nach sieben Jahren starb. Mit Recht wurde es F. zum Vorwurf gemacht, daß er gleich nach Gefangennehmung seines Sohnes in Worms seine Vermählung mit der engl. Prinzessin Isabella mit unerhörter Pracht beging.

In Mainz hielt F. 1235 einen großen Reichstag, auf welchem der Landfriede durch schriftliche Gesetze befestigt wurde, und wendete sich darauf gegen die lombardischen Städte, welche fortwährend ihm hinderlich in den Weg getreten waren. Er eroberte mehre Städte und besiegte die Mailänder, welche zur Nachgiebigkeit bereit waren. Aber F. foderte unbedingte Ergebung und erbitterte dadurch seine Feinde nur noch mehr. Papst Gregor IX. unterstützte diese und that den Kaiser von Neuem in den Bann. Sein allerdings nicht tadelloses Leben wurde auf das Härteste gerügt, der Schutz, welchen er den Sarazenen angedeihen ließ, die sich als treue und fleißige Unterthanen im sicil. Reiche angesiedelt hatten, wurde als Beweis seiner Hinneigung zum Mohammedanismus angeführt. Innocenz IV., der als Papst nach Gregor IX. folgte, früher ein Freund F.'s, wurde sein gefährlichster Feind. Er bestätigte den Bann, floh, um der Macht F.'s sich zu entziehen, 1244 nach Lyon und sprach hier, obschon der Kanzler Thadäus von Suessa den Kaiser glänzend vertheidigte, nochmals in einer feierlichen Kirchenversammlung den Bannfluch über F. aus. In Deutschland brachte er es zur Wahl eines Gegenkönigs, Heinrich **Raspe** (s. d.) von Thüringen, und als dieser schon im folgenden Jahre starb, eines andern, Wilhelm von Holland. Die Verwirrung in Deutschland mit allen Schrecken des Faustrechts stieg aufs Höchste. Einen der härtesten Schläge erfuhr F., als er selbst von den Lombarden besiegt wurde und sein natürlicher Sohn, Enzio, den er zum Könige von Sardinien erklärt hatte, in die Hände der Bologneser fiel, die ihn in ewiger Gefangenschaft hielten. Noch mußte F. erleben, daß mehre seiner nächsten Freunde ihn verrätherisch verließen, ja ihm sogar nach dem Leben standen. Niedergebeugt von so vielen Schicksalsschlägen starb F. 1250 in den Armen seiner geliebten Blanca, Gräfin von Lancia, der Mutter Manfred's, welcher später König von Sicilien wurde. Auf dem Kaiserthron folgte ihm sein zweiter Sohn, Konrad, aber seine zahlreichen Nachkommen starben alle eines frühen, die meisten eines unnatürlichen Todes. F. selbst war der schönste, liebenswürdigste, geistreichste Fürst, ein Freund alles Schönen, selbst Dichter und Schriftsteller, ein mächtiger Feldherr, ein kluger Gesetzgeber und doch von so Vielen gehaßt und verfolgt, daß er mit allen seinen hohen Vorzügen der Zeit erlag, die er nicht besonnen fortzuführen, sondern übereilt zu reformiren unternommen hatte.

**Friedrich Wilhelm**, von 1640—1688 Kurfürst von Brandenburg, der „große Kurfürst" genannt, geb. 1620, ist der Begründer der Macht Preußens, welches sein Sohn,



Digitized by Google

Friedrich I. (s. d.), zum Königreiche erhob. Als er zur Regierung kam, war der dreißigjährige Krieg noch nicht beendet, er nahm aber eine so selbständige Stellung den streitenden Parteien gegenüber ein, daß er die Last des Krieges von seinen Besitzungen immer mehr abwälzte. Unter fortwährenden Kämpfen mit Polen, Frankreich, Schweden (s. Preußen) erlangte er von Polen die Abtretung Preußens als souveraines Herzogthum, welches er früher nur als Lehn von Polen besessen hatte, schlug 11,000 Schweden mit nur 5000 M. in der denkwürdigen Schlacht bei Fehrbellin (1675), und nahm Schwedisch-Pommern ein, welches er aber wieder an Schweden herausgeben mußte. Er würde noch beiweitem Größeres geleistet haben, wenn ihn nicht Östreich, welches auf seine wachsende Macht eifersüchtig war, immer im Stich gelassen hätte. Er erfüllte treulich seine Pflichten als deutscher Fürst, sandte dem Kaiser mehrmals Hülfstruppen gegen die Türken, und stand ihm im Kriege gegen Frankreich bei. Besondere Verdienste erwarb er sich um die innere Verwaltung seines Landes. Die Domainengüter, welche bis dahin von Beamten eigennützig und schlecht verwaltet worden waren, wurden verpachtet und dadurch das Staatseinkommen vermehrt. Ackerbau, Gartenbau und Viehzucht, die Grundlagen des Volksreichthums wurden eifrig befördert, die Hauptstadt Berlin erhielt vielfache Verschönerungen, in Duisburg wurde 1655 eine Universität gestiftet, und um den Handel zu heben, sogar ein Versuch gemacht, eine Niederlassung in Afrika zu begründen, was jedoch fehlschlug. Großen politischen Scharfblick zeigte der Kurfürst, indem er den unklug und grausam aus Frankreich vertriebenen Protestanten (s. Hugenotten) in seinem Lande einen Zufluchtsort darbot. Dieselben gehörten zu den fleißigsten und geschicktesten Bewohnern Frankreichs, das sich damals durch Betriebsamkeit vor allen übrigen Staaten auszeichnete. In das kleine Gebiet F.'s kamen gegen 20,000 jener Ausgetriebenen, und brachten franz. Kunstfleiß und Geschicklichkeit mit in das neue Vaterland. Durch alle diese Maßregeln brachte es F. dahin, daß er bei seinem Tode, der zu Potsdam am 29. Apr. 1688 erfolgte, seinem Sohne ein blühendes Land, einen Schatz von 650,000 Thlr. und ein in den Waffen geübtes Heer von 28,000 M. hinterließ. Seinem Andenken wurde 1700 in Berlin eine Statue errichtet, welche die nachstehende Abbildung zeigt.

**Friedrich I.**, von 1701 — 1713 König von Preußen, vorher als F. III. Kurfürst von Brandenburg, geb. zu Königsberg 1657, benutzte das politische Ansehen, in welches sein Vater, der große Kurfürst Friedrich Wilhelm (s. d.), sich bei den europ. Großmächten zu setzen gewußt hatte, um die Königskrone, nach der sein Ehrgeiz strebte, zu erlangen. Während der letzten Lebensjahre seines Vaters gerieth er mit seiner Stiefmutter in Zwistigkeiten, die den großen Kurfürsten so erzürnten daß er Willens war, F. ganz zu enterben, und durch seine Minister sich nur so weit umstimmen ließ, daß er F. die Nachfolge in der Kurwürde, die übrigen von ihm besessenen Länder dagegen seinen jüngern Söhne[n] vermachte. Nach des Kurfürsten Tode erklärte aber F. da[s] Testament für ungültig, übernahm die ungetheilte Herrscha[ft] und gab seinen Brüdern Apanagen. Er verstärkte das He[er] und stand Östreich gegen Frankreich und gegen die Türken be[i,] sowie er gleich nach Antritt seiner Regierung dem Prinze[n] Wilhelm von Oranien (s. Wilhelm III.) 6000 M. zu se

Digitized by Google

nem Zuge nach England gegeben hatte. Der Umstand, daß der Kurfürst von Hanover König von England und der Kurfürst von Sachsen König von Polen geworden war, mochte mit dazu beitragen, F. zu bestimmen, mit Einwilligung Östreichs, dem er dafür rückständige Hülfsgelder erließ und fernere Hülfe versprach, am 18. Jan. 1701 zu Königsberg sich und seiner Gemahlin, Sophie Charlotte, die Königskrone aufzusetzen. Den Tag vor der Krönung stiftete er den schwarzen Adlerorden, noch jetzt der erste preuß. Orden. Alle europ. Mächte, mit Ausnahme Frankreichs, Polens, des deutschen Ordens und des Papstes, erkannten die preuß. Königswürde an. Obgleich man F. mit Recht den Vorwurf übertriebener Prachtliebe gemacht hat, wodurch er vieles Geld unnütz verschwendete, so erhielt er doch seinem Lande unter sehr bedenklichen Umständen den Frieden, während seine Heere auswärts mit Ruhm kämpften. Er unterstützte Östreich auch im span. Erbfolgekriege mit 26,000 M. Zur Vergrößerung seines kleinen Staats trug er bei, indem er mehre bedeutende Besitzungen an sich kaufte, alte Ansprüche geltend machte, und von den Fürstenthümern Neufchatel und Longueville 1707 zum Regenten gewählt wurde. Seine Prachtliebe erhielt namentlich durch seine hochgebildete zweite Gemahlin, Sophie Charlotte, eine hanöv. Prinzessin, der zu Ehren Charlottenburg gebaut wurde, eine auf Kunst und Wissenschaft gerichtete Wendung und trug so segensreiche Früchte. Er gründete 1694 die Universität Halle, stiftete zu Berlin 1699 die Bildhauer- und Malerakademie und 1705 das Oberappellationsgericht. Er starb am 25. Febr. 1713. Ihm folgte

**Friedrich Wilhelm I.**, König von Preußen von 1713—1740. Er war 1688 geboren und bildete sich am Hofe seines Großvaters, des Kurfürsten zu Hanover, nach dessen Beispiel zu einem überaus strengen, die Gerechtigkeit über Alles setzenden, dabei sparsamen, religiösen und tugendhaften Fürsten. Er nahm sogleich nach seiner Thronbesteigung Ersparungsmaßregeln vor und änderte im Verlauf seiner Regierung das gesammte Finanz- und Justizwesen. F. wurde noch zur Theilnahme am nord. Kriege genöthigt, von dem sich sein Vater fern gehalten hatte, und machte in Folge desselben Erwerbungen in Pommern. (S. Preußen.) Das preuß. Heer wuchs unter ihm bis zu 70,000 M. an und zeichnete sich durch große und kräftige Leute, denen der König förmlich nachstellen ließ, und Geübtheit in den Waffen aus; Magdeburg, Stettin, Wesel und Memel wurden zu Festungen gemacht; das berliner Cadettenhaus, das potsdamer Waisenhaus, das Collegium medico-chirurgicum, die Charité und das Findelhaus zu Berlin wurden gegründet; Auswanderer aus Salzburg und Polen fanden Aufnahme, und durch die eiserne Strenge des Königs kam eine Ordnung in alle Geschäfte, welche man vorher kaum für möglich gehalten hatte. Von der Strenge und Heftigkeit des Königs, welche oft in Härte und Jähzorn ausartete, hatte namentlich die kön. Familie zu leiden. Während F. kräftig Alles unterstützte, dessen Nützlichkeit für sein Land er begriff, hatte er für Künste und Wissenschaften keinen Sinn, und beinahe wären die berliner Akademie und die Universitäten von ihm aufgelöst worden. Bei seinem Tode, am 31. Mai 1740, hinterließ er einen Schatz von 9 Mill. Thaler.

**Friedrich II.**, der Große und Einzige, König von Preußen 1740—86, der Begründer des Ansehens, welches Preußen zu einer der großen Mächte Europas erhoben hat, der klügste und gewaltigste Feldherr im Kriege, der weiseste und gerechteste Fürst im Frieden, ein Freund und Kenner der Wissenschaften und Künste, ward am 24. Jan. 1712 als dritter Sohn Friedrich Wilhelm I. zu Berlin geboren.

Da seine beiden ältern Brüder schon in der Jugend starben, so ward er frühzeitig Kronprinz. Durch eine strenge, aber sorgfältige Erziehung gingen die rauhen, strengen Tugenden seines Vaters auf ihn über, aber so, daß sein eigner lebendiger Geist sie nicht als Vorurtheile und Fesseln duldete, sondern zu den glänzendsten Eigenschaften eines gewaltigen Charakters verwandelte. Der Vater behandelte den Knaben mit einer Strenge, die an Grausamkeit grenzte,



ed by Google

aber statt den jugendlichen Geist F.'s zu unterdrücken, lehrte ihn diese Strenge nur gehorchen, um einst würdig herrschen zu können. Die eigne Neigung bestimmte ihn für die Wissenschaften, der Wille seines Vaters für den Kriegerstand; beide Triebe bildeten den gewaltigen Herrscher eines kleinen Landes, gegen welchen ganz Europa die Waffen führte und unterlag, den seine Zeitgenossen nur den König nannten. Die Erziehung des Kronprinzen wurde von dem General Grafen von Finkenstein und dem Major von Kalkstein geleitet. Die Franzosen wurden damals mit Recht wie in der Politik, so auch in Wissenschaften und Künsten für das erste Volk Europas anerkannt; wir Deutschen besaßen noch keine Literatur, welche der franz. an die Seite gestellt werden konnte. Kein Wunder, daß die Erzieher F.'s diesem eine franz. Bildung gaben, daß dieser eine Vorliebe für die franz. Sprache und Bildung, der er seine Erziehung verdankte, behielt. F. liebte die Flöte und die Poesie; solche Künste waren aber seinem kriegerisch gesinnten Vater ein Greuel und er ließ den ihm misfälligen Jüngling die ganze Härte seiner eisernen Grundsätze empfinden. „Fritz ist ein Querpfeifer und Poet, er macht sich nichts aus den Soldaten und wird mir meine ganze Arbeit verderben!" so lautete das Urtheil des Vaters. Derselbe ging sogar mit dem Plane um, F. zu Gunsten seines jüngern Bruders, Wilhelm August, von der Thronfolge auszuschließen; F. war dafür seinem Vater mit wenig Liebe zugethan, mit inniger Liebe dagegen hing er an seiner Mutter. Die harte Behandlung, die Kränkungen, die er erfuhr, brachten ihn endlich zu dem verzweifelten Entschlusse, Berlin heimlich zu verlassen und zu seinem mütterlichen Oheim Georg II. von England zu entfliehen. Des Prinzen Freunde, der Lieutenant von Katt und der nachmalige Feldmarschall Keith, waren Mitwisser. Aber F. wurde eingeholt und 1730 nach der Festung Küstrin in strenge Haft gebracht. Der König war empört; er sah in seinem Sohne nur den Deserteur und ging in seinem Zorne so weit, daß er F. durch ein Kriegsgericht zum Tode verurtheilen wollte. Nur der Verwendung des kais. Hofes und des Königs von Polen gelang es, den Prinzen zu retten. Keith hatte sich durch Flucht gerettet, aber Katt mußte den Zorn des Königs büßen. F. erfuhr die schrecklichste, herzzerreißendste Strafe. Vor den Fenstern seines Gefängnisses wurde ein Schaffot errichtet und er mußte sehen, wie sein Freund, sein Liebling dasselbe bestieg und wie das Haupt Katt's für ihn fiel. Noch ein Jahr wurde der Prinz im Gefängnisse gehalten und sein Vater ließ ihm den Antrag machen: er möge reisen, studiren, thun, was er wolle, wenn er der Thronfolge entsage. F.'s Antwort war: „Er nehme den Vorschlag an, wenn der König erkläre, daß er nicht sein Sohn sei." Nun war nie mehr von Thronentsagung die Rede, denn dem streng sittlichen Könige war eheliche Treue ein unverletzliches Heiligthum. Ehe F. an den Hof zurückkehrte, arbeitete er noch eine Zeit lang als jüngster Kriegsrath bei der Domainenkammer zu Küstrin. Nach dem Willen seines Vaters mußte er sich 1733 mit Elisabeth Christine, einer Prinzessin von Braunschweig-Bevern, vermählen, welche er niemals liebte, aber stets mit Hochachtung behandelte. Bis zu seiner Thronbesteigung lebte er in der kleinen Stadt Rheinsberg im Regierungsbezirke Potsdam ganz den Wissenschaften. Er zog einen großen Theil der berühmtesten Gelehrten seiner Zeit in seine Nähe und stand mit andern, namentlich mit dem von ihm bewunderten Voltaire (s. d.) in Briefwechsel.

Nachdem F. 1740 die Regierung angetreten, benutzte er sogleich die durch den Tod des Kaisers Karl VI. sich darbietende Gelegenheit, die alten Ansprüche seines Hauses auf mehre schles. Herzogthümer geltend zu machen, welches die Erwerbung Schlesiens, aber auch lange dauernde Kriege (s. Preußen) zur Folge hatte, in denen F. seine großartigen Feldherrntalente und seine kluge Politik auf das Glänzendste bewies. Er selbst setzte sich allen Gefahren und Strapazen des Krieges aus, sodaß ihn die Soldaten nicht nur fürchteten, sondern auch als Kriegsgefährten liebten; er hieß später bei ihnen nur der alte Fritz. Elf Friedensjahre zwischen dem zweiten und dritten (dem siebenjährigen) schles. Kriege brachte F. theils im Umgange mit den Wissenschaften, theils mit Organisation seines Heers, Ordnung der Finanzen, Verbesserung der Gesetzgebung und allseitiger Beförderung des Wohlstandes seines Reiches zu. Nach dem siebenjährigen Kriege (s. d.) war das Land sehr erschöpft, aber F. half überall schnell; er ließ Städte und Dörfer aufbauen, die im Kriege zerstört worden, gab Getreide aus seinen Magazinen, theilte Pferde an die verarmten Landleute aus, erließ den verarmten Provinzen auf gewisse Zeiten alle Abgaben, legte Kanäle an, errichtete Fabriken und Manufacturen und gründete 1764 die berliner Bank. Die Liebe und Verehrung seiner Unterthanen und das Emporblühen seines Landes waren sein Lohn. Nur die Einrichtung der Accise nach franz. Muster (1766) fand Misbilligung, sowie man ihm auch die Theilung Polens, welche 1772 in Petersburg verabredet wurde, zum Vorwurfe gemacht hat, aber mit Unrecht, da bei der Unmöglichkeit, das in sich selbst zerrissene Polen in seiner Selbständigkeit gegen Rußland zu erhalten, jene Theilung das einzige Mittel war, um nicht Polens ganze Macht in die Hände Rußlands fallen zu lassen und nicht mit Rußland in einen Krieg verwickelt zu werden, der im günstigsten Falle doch das eben erst wieder aufgeblühte Land neuen Drangsalen ausgesetzt haben würde. Durch die erste Theilung Polens erhielt F. ganz Polnisch-Preußen und einen Theil von Großpolen. Von nun an wurde Preußen in Ost- und Westpreußen eingetheilt, in Marienwerder eine Kriegs- und Domainenkammer eingerichtet und Graudenz zur Festung gemacht. Doch wäre F. 1776 fast noch einmal in Krieg verwickelt worden, indem er an dem bair. Erbfolgekriege (s. Baiern und Fürstenbund, deutscher) Theil nahm, der jedoch, noch ehe es zu einer entscheidenden Schlacht kam, durch den Beitritt der Kaiserin von Rußland, Katharina II., auf Preußens Seite beendet wurde. Der letzte große Act der scharfsichtigen Politik F.'s war die Errichtung des deutschen Fürstenbundes (s. d.). Friedrich der Einzige starb am 17. Aug. 1786 auf seinem Schlosse Sanssouci bei Potsdam, seinem Lieblingsaufenthalte. Beim Antritte seiner Regierung war sein Reich nur 2190 □M. groß, auf denen 2,240,000 Menschen lebten, bei seinem Tode hinterließ er 3515 □M. mit mehr als 6,000,000 Einw. und ein Heer, welches von 70,000 auf 200,000 Mann angewachsen war. Der Schatz hatte über 70 Mill. Thlr., das Land blühte in Gewerbfleiß und Wohlstand, Künsten und Wissenschaften. Seine großartige, streng rechtliche und wenn auch im Geiste seiner Zeit freisinnige, doch religiöse Denkungsart, sowie sein scharfer Verstand spre-

Digitized by Google

chen sich in seinen Schriften aus, die zusammen 24 Bände ausmachen und ursprünglich franz. geschrieben, später aber ins Deutsche übertragen worden sind. Das preuß. Volk hängt noch mit Verehrung und Liebe an dem Gedächtnisse des großen Königs, der bei aller Strenge doch ein wahrer Vater desselben war, und tausend Anekdoten aus seinem reichen Leben gehen von Mund zu Mund und sind in Büchern gesammelt. Ein Beispiel seiner Gerechtigkeitsliebe, aber auch seiner übereilten Heftigkeit gibt der bekannte Proceß des Müllers Arnold (s. d.).

**Friedrich Wilhelm II.**, König von Preußen, 1786—97, der Nachfolger Friedrich des Großen, geb. 1744, war ein Sohn des Prinzen August Wilhelm, des Bruders Friedrich II. Er gab sich manchen Ausschweifungen hin, die ihn schon als Kronprinz dem Könige misfällig machten, und später eine Herrschaft eigennütziger Günstlinge, die Anhäufung einer Schuldenlast von 18 Mill. Thlr. und eine Menge von Bedrückungen zur Folge hatte, die das Volk schwer empfand, besonders da sie auch auf geistige Angelegenheiten sich erstreckten. Der König selbst wurde von seinen Vertrauten betrogen und gemisbraucht. Auch nach außen verlor Preußen den mächtigen Einfluß, den es durch Friedrich den Großen erlangt hatte, wenigstens zum Theil, obschon wichtige Erwerbungen gemacht wurden. (S. Preußen.) Das größte Verdienst, welches F. hatte, war, daß er den franz. Einfluß aufhob und ein allgemeines Landrecht einführte, auch mehre einzelne nützliche Einrichtungen traf. Er starb am 16. Nov. 1797.

**Friedrich Wilhelm III.**, regierender König von Preußen seit 1797, der älteste Sohn Friedrich Wilhelm II., geb. den 3. Aug. 1770, wurde anfangs von seinem Großoheim, Friedrich II., und seiner Mutter, einer Prinzessin von Hessen-Darmstadt, nachher vom Grafen Adolf von Brühl erzogen. Er zeichnete sich schon als Kronprinz durch religiösen Sinn, Charakterfestigkeit und persönlichen Muth aus, und vermählte sich 1793 mit Luise, Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, einer ebenso schönen als geistreichen und liebenswürdigen Frau. Diese Verbindung war nicht durch Staatsklugheit, sondern durch die reinste und aufrichtigste persönliche Zuneigung und Hochachtung gestiftet worden, und wurde das Muster einer glücklichen Ehe. Die nachherige Königin wurde von ihrem Volke ebenso sehr verehrt, ja angebetet, als von ihrem Gemahl geliebt. Gleich nach dem Antritte der Regierung schaffte Friedrich Wilhelm die Misbräuche ab, die sich unter seines Vaters Regierung eingeschlichen hatten, und hob die das Land drückenden Verfügungen auf. Die Schuldenlast, welche er mit der Regierung übernommen hatte, suchte er durch die weiseste Sparsamkeit zu erleichtern. Der Beginn seiner Regierung war nur glücklich und im Anfange dieses Jahrhunderts hatte Preußen eine Größe erreicht, zu der es bis dahin noch nie emporgestiegen war. Aber nun brachen die Kriege aus, welche grenzenloses Unglück auch über das preuß. Volk, wie über ganz Deutschland brachten, und die namentlich durch die von Napoleon schlau hervorgebrachte Uneinigkeit der deutschen Staaten untereinander herbeigeführt wurden. Zwar warf sich Preußen den Anmaßungen des überall siegenden Kaisers der Franzosen, nur mit Sachsen verbündet, 1806 entgegen, aber das preuß. Heer war hinter der neuen, durch Napoleon's Genie geschaffenen Kriegskunst zu weit zurückgeblieben, das Glück und der Geist Napoleon's imponirte den Befehlshabern seiner Gegner so sehr, daß die entschiedensten Niederlagen, Verrath der wichtigsten Festungen die Folge dieses Kriegs waren und im Frieden zu Tilsit 1807 F. die beste Hälfte seines Landes einbüßte. Sogar Berlin fiel in Feindes Hand und F. mußte sich nach Memel zurückziehen. Um so kräftiger war aber später die Wiedererhebung Preußens. Der durch den schnellen Tod seiner geliebten Gemahlin (am 19. Jul. 1810), die ihm durch alle Wechsel seines Schicksals treu gefolgt war und ihn bei allen Leiden, die er über den Fall der Größe Preußens erlitten, mit freudiger, muthiger Hoffnung auf eine bessere Zukunft getröstet hatte, noch tiefer gebeugte König warf sich vertrauensvoll in die Arme seines treuen Volkes, welches Gut und Blut an die Abwälzung des ausländischen Joches setzte. Mit einer Aufopferung, einer Todesverachtung, die wenige Beispiele in der Geschichte hat, ging Preußens Jugend in den Krieg gegen Frankreich, der 1813 ausbrach, und der, nachdem auch Östreich dem Bündnisse zwischen Rußland und Preußen beigetreten war, den Sturz Napoleon's zur Folge hatte. (S. Preußen und Deutschland.) F. selbst ging in diesem Kriege seinem Volke mit Beweisen der Aufopferung, des Muthes und der Ausdauer voran. Er setzte sich mehrmals selbst der Gefahr der Schlacht aus, namentlich am 30. Aug. 1813 in der Schlacht bei Kulm, und am 25. März 1814 bei Fère-Champenoise. Durch die Verhandlungen auf dem wiener Congreß erhielt Preußen Entschädigungen für die im tilsiter Frieden erlittenen Verluste und hat seitdem eine würdevolle Stelle in der Reihe der großen Mächte Europas eingenommen, welche es weniger seinem Flächenraume als seiner geistigen Größe verdankt. F. ist unablässig bemüht gewesen, durch Sorge für Kirche und Schule, durch Schutz und Förderung der Künste und Wissenschaften, durch eifrige Beförderung des Gewerbfleißes sein Volk zu heben. Selbst während der schweren Zeiten des Kriegs arbeitete er nach diesem Zwecke hin, und sein

Digitized by Google

Scharfblick ließ ihm immer Männer finden, welche seine väterlichen Absichten mit Klugheit und Redlichkeit ausführten. Schon 1809 wurde die seitdem so herrlich emporgeblühte und mit kön. Freigebigkeit ausgestattete Universität zu Berlin gegründet, die Universität Frankfurt wurde 1810 nach Breslau verlegt und erhielt eine neue zeitgemäße Einrichtung, die Universität Bonn wurde 1818 gestiftet. Herrliche Bauwerke wurden in Berlin und an andern Orten aufgeführt, die Vaterlandsvertheidiger ehrenvoll belohnt und das Schulwesen durch das ganze Königreich so vortrefflich eingerichtet (namentlich auch für Gewerbschulen gesorgt), daß dasselbe ein Muster für die gebildetsten Nationen der Erde geworden ist. Auch an der Verbesserung der Rechtspflege und der Verwaltung wurde unablässig gearbeitet, eine vortreffliche Städteordnung und berathende Landstände wurden in den Provinzen eingeführt. Segensreich für den größten Theil von Deutschland ist der von Preußen ausgegangene Zollverband (s. d.) geworden. In schwierigen Zeiten erhielt F. durch Mäßigung, Besonnenheit und Festigkeit den Frieden auf die ehrenvollste Art, um sein Land alle Wunden, die ihm die Kriegsjahre geschlagen, vergessen zu machen. So steht F. jetzt als der geliebte Vater seines Volkes da, das durch seines Königs Bemühungen sich den Ruhm erworben hat, an der Spitze europ. Bildung zu stehen, und das zu seiner Regierung ein in der Gegenwart seltenes Vertrauen hat, weil es die Offenheit und Redlichkeit derselben kennt. F. hat sich 1824 in morganatischer Ehe mit der Gräfin Auguste von Harrach verbunden, welche den Titel einer Fürstin von Liegnitz und Gräfin von Hohenzollern erhalten und sich durch die ausgezeichneten Eigenschaften ihres Geistes und Herzens die Verehrung aller ihrer Umgebungen erworben hat.

**Friedrich Wilhelm**, Kronprinz von Preußen, geb. am 15. Oct. 1795, erhielt seine erste Erziehung unter den Augen seiner herrlichen Mutter, der Königin Luise (s. Friedrich Wilhelm III.). Nachdem er sich alle nöthigen Kenntnisse erworben, unterrichteten ihn die vortrefflichsten un berühmtesten Lehrer in den Rechts-, Staats- und Mil tairwissenschaften, und die ausgezeichnetsten Künstler wec ten in ihm die Liebe zur Kunst und bildeten seinen G schmack. Den Ernst des Lebens lernte der Prinz in de schweren Kriegszeiten kennen, die über Preußen kamen. E machte die Feldzüge von 1813—15 mit und unternah dann verschiedene Reisen mit regem Sinn für alles Schö und Treffliche, theils ins Ausland, theils in die Provin zen seines Vaterlandes, um sich mit allen Verhältnisse derselben aufs genaueste bekannt zu machen. Er vermähl sich 1823 mit Elisabeth Ludovika, der Tochter des König Maximilian von Baiern. Als Mitglied des Staatsrathe und commandirender General in Pommern ist er auf da eifrigste mit dem Wohle des einst von ihm zu beherrschen den Reiches beschäftigt, indem er mit unablässigem Flei den anstrengendsten Arbeiten sich unterzieht. Von sein Liebe zur Kunst gibt ein schönes Beispiel der unter sein Leitung und auf seine Kosten in alter Pracht und Herrlich keit wiederhergestellte Sitz der Hochmeister des deutsche Ordens, der Hochburg zu Marienburg, welche bereits de gänzlichen Verfalle nahe gekommen war. Er zeichnet si im persönlichen Umgange durch Lebendigkeit und Geist au und eine Menge geistreicher Bemerkungen und Beispie schlagenden Witzes sind von ihm in den Mund des Volk übergegangen.

**Friedrich VI.**, regierender König von Dänemark, wur geb. am 28. Jan. 1768 und ward 1784, weil sein Vater, Chr stian **VII.**, gemüthskrank war, Mitregent bis 1808, wo seinem Vater als König folgte. Unter den schwierigsten Ve

hältnissen, in welche seit dem Ausbruch der franz. Revolutio alle Staaten verwickelt wurden, hat sich F. durch Freisinni keit, Redlichkeit und Festigkeit, durch Einführung der weis sten Institutionen, unablässige Bemühungen, den Friede aufrecht zu erhalten und den Wohlstand seines Landes z fördern, die Liebe seiner Unterthanen und die Anerkennung de Auslandes erworben. Bis 1801 gelang es ihm, den Friede zu erhalten, von da an aber wurde er besonders durch Eng land, welches auf Dänemarks Seemacht eifersüchtig wa

Digitized by Google

in den Krieg verwickelt, der für ihn seit 1807 eine traurige Wendung nahm. (S. Dänemark.) Den seit 1814 wieder eingetretenen Zustand des Friedens hat F. zur Wiederherstellung des Wohlstandes seines Volkes, zu Ordnung der zerrütteten Finanzen und zu Wiedereinrichtung einer Seemacht benutzt. Zu den segensreichen Einrichtungen F.'s gehören: Aufhebung der Leibeigenschaft der Bauern, Abschaffung des Sklavenhandels, Verbesserung des Volksunterrichts, des Gerichtswesens und des Ackerbaues, Ordnung des Kornhandels, Anordnung berathender Provinzialstände und gesetzliche Bestimmung der Preßfreiheit. Persönliche Beleidigungen hat F. nie gerächt, im Gefühl, daß die Majestät des Königs über denselben stehen müsse, und als ein dän. Beamter in einem fremden Lande wegen zu freier Reden zur Rechenschaft gezogen wurde, äußerte F.: „Er hat geglaubt, er wäre zu Hause!" F. hatte acht Kinder, von denen nur noch zwei Töchter leben. Thronfolger ist Christian Friedrich, Brudersohn Christian VII.

**Friedrich August I.**, erst Kurfürst, dann König von Sachsen 1763—1827, geb. am 23. Dec. 1750 in Dresden, war der älteste Sohn des Kurfürsten Friedrich Christian. Da er bei seines Vaters Tode erst 13 Jahre alt war, so führte sein Oheim Xaver noch bis 1768 die Vormundschaft über ihn und war zugleich Administrator des Landes. F. war ein Fürst von der streng tugendhaftesten Gesinnung, der mit unabänderlicher Festigkeit vor Allem nach dem Ruhme der Gerechtigkeit strebte, daher ihm seine Unterthanen auch mit Recht den Beinamen „des Gerechten" gaben. Er liebte ungeprüfte Neuerungen nicht, weil er an traurigen Beispielen sah, welche schlimme Folgen dieselben nach sich ziehen; daher suchte er das Alte in Kraft und Ansehen zu erhalten und machte nur solche neue Einrichtungen und Stiftungen, deren heilsamer Erfolg sich mit Gewißheit voraussehen ließ. Namentlich hoben sich unter ihm der Bergbau, das Forstwesen, der Handel, das Fabrik- und Manufacturwesen Sachsens und Landbau und Viehzucht; die Schäfereien Sachsens zeichneten sich vor allen übrigen aus. Gesetzgebung und Gerechtigkeitspflege erhielten wesentliche Verbesserungen. Er nahm am bair. Erbfolgekriege und nachher am deutschen Fürstenbunde Theil und schlug die ihm 1791 förmlich angetragene poln. Königskrone aus. Am Kriege gegen Frankreich nahm er anfangs nur als deutscher Reichsstand Theil, als aber das deutsche Reich aufgelöst worden war, vereinigte er sich mit Preußen zu dem Kriege gegen Frankreich, welcher den unglücklichsten Ausgang durch die Schlachten von Jena und Auerstädt nahm. Da für den Augenblick Preußens politischer Einfluß durch diesen Krieg vernichtet war, so wurde es F.'s Pflicht, zur Erhaltung seines eigenen Landes mit Frankreich Frieden zu schließen und mit möglichst großem Vortheil der neuen Gestaltung der Dinge sich anzuschließen. Der Friede mit Napoleon kam am 11. Dec. 1806 zu Stande und F. trat hierauf dem Rheinbunde bei und nahm den Titel eines Königs von Sachsen an. Noch näher wurde sein Interesse mit dem Frankreichs verknüpft, als er im Frieden von Tilsit 1807 das Herzogthum Warschau erhielt. Als der Krieg gegen Östreich 1809 ausbrach, stellte er nur den pflichtgemäßen Truppenantheil, ging aber, da er sich in Dresden vor feindlichen Überfällen nicht sicher hielt, nach Frankfurt am Main. Auch im Kriege mit Rußland 1812 stellte er sein Contingent. In dem allgemeinen Kriege 1813 hielt er sein Napoleon gegebenes Wort, theils weil er einmal eingegangene Versprechungen nicht brechen wollte, theils gezwungen, weil Napoleon Sachsen besetzt hielt und ihn sogar selbst durch drohende Einladungen nach Dresden in seine Nähe gezogen hatte. Er begleitete Napoleon nach Leipzig und wurde vom Kaiser Alexander von Rußland nach Einnahme der Stadt durch die Verbündeten zum Kriegsgefangenen erklärt. Er lebte nun erst in Friedrichsfelde bei Berlin, dann in Presburg, von wo er an den Verhandlungen des wiener Congresses Theil nahm und endlich die Rückgabe eines Theils seines Landes (s. Sachsen) erwirkte. Seine Rückkehr nach Dresden in die Arme eines ihn hochverehrenden Volkes am 7. Jun. 1815 feierte er durch Stiftung des Civilordens für Verdienst und Treue. Er suchte die Wunden, welche der Krieg seinem Lande geschlagen, zu heilen und sah dasselbe unter seinem weisen Scepter neu emporblühen. Er feierte 1818 sein 50jähriges Regierungsjubiläum, 1819 sein Ehejubiläum mit Marie Amalie, Prinzessin von Zweibrücken, die ihm nur eine Tochter, die Prinzessin Marie Auguste, geboren hatte, und starb in Dresden am 5. Mai 1827. Ein würdiges Denkmal ist das in Leipzig erbaute und am 3. Aug. (seinem Namenstage) 1836 seinem Andenken feierlich geweihte Universitätsgebäude, welches den Namen Augusteum führt. In Dresden soll ihm zu Ehren eine Bildsäule errichtet werden.

**Friedrich August II.**, regierender König von Sachsen, geb. am 18. Mai 1797, ist der älteste Sohn des Prinzen Maximilian, des jüngern Bruders des Königs Anton (s. d.) und der ersten Gemahlin desselben, einer Prinzessin von Parma. Der Prinz erhielt seine erste Erziehung unter

den Augen seiner Mutter, die ihm aber schon im 7. Jahre durch den Tod entrissen wurde, und nachher zusammen mit seinen Brüdern Clemens und Johann von einer Auswahl ausgezeichneter Lehrer. 1809 und 1813 mußte er, durch das Kriegsunglück gezwungen, mit der kön. Familie Dresden verlassen, und hielt sich das erste Mal in Leipzig und Frank-

Digitized by Google

furt a. M., das zweite Mal in Prag auf. Darauf begab er sich nach dem Willen seines kön. Oheims 1815 mit seinem Bruder Clemens nach dem östr. Hauptquartier, kam mit demselben nach Paris und hielt sich hier und später in Karlsruhe, Stuttgart und München längere Zeit auf. Nach Dresden zurückgekehrt, beschäftigte sich der Prinz eifrig mit allen Studien, die geeignet schienen, zum würdigen Regenten vorzubereiten. Öffentliche Thätigkeit gewann er seit 1818, wo er Generalmajor wurde und seit er von 1819 an den Sitzungen des Geheimenraths beiwohnte. Drei Jahre später wurde er Chef einer Infanteriebrigade und wirkliches Mitglied des Geheimenraths. Seine Vorliebe für die schönen Künste bewog ihn 1824 zu einer Reise über Belgien und Holland nach Paris und 1828 nach Italien, und fortwährend bewies er dieselbe durch die Unterstützungen, die er einheimischen Künstlern zufließen ließ und durch Anlegung einer trefflichen Kupferstichsammlung. Eine noch größere Wirksamkeit erhielt er im Jahre 1830 bei Gelegenheit der Volksaufstände, die, angeregt durch die damals über ganz Europa sich verbreitende unzufriedene Stimmung und eine Menge in Sachsen noch bestehende veraltete Einrichtungen zum Vorwand nehmend, Leipzig und Dresden beunruhigten. Er hatte kurz zuvor den Oberbefehl über das gesammte sächs. Militair übernommen, als die Unruhen ausbrachen. Mit dem schönen Wahlspruche: Vertrauen erweckt Vertrauen! trat er in die Mitte des sächs. Volkes, auf dessen Treue das sächs. Fürstenhaus bauen konnte, und als König Anton ihn am 13. Sept. zu seinem Mitregenten ernannte, wohl fühlend, daß sein Greisenarm zu schwach wäre, allein das Werk einer zeitgemäßen Umbildung Sachsens zu bewerkstelligen, begrüßte ihn das Volk mit lautem Jubel. Prinz Maximilian, der edelmüthige Vater, hatte zu Gunsten seines Sohnes auf die Thronfolge verzichtet, und alle Misstimmung des Volkes mußte der freudigsten Hoffnung auf die Zukunft weichen, als es eine so aufopfernde Bereitwilligkeit bei seinen Fürsten erblickte, welche Hoffnung ihre nächste Erfüllung in der bald darauf ertheilten neuen Verfassung des Königreichs fand. (S. Sachsen.) Nach einer dreijährigen kinderlosen Ehe mit der Erzherzogin Karoline von Östreich, welche 1832 durch den Tod getrennt wurde, vermählte sich F. 1833 mit Maria, einer Schwester des regierenden Königs von Baiern. Nach dem am 6. Juni 1836 erfolgten Hinscheiden des Königs Anton bestieg F. den sächs. Thron. Durch Wort und That bezeugte er, daß seine einzig auf das Beste des Vaterlandes seit Übernahme der Mitregentschaft gerichtete Regierungsweise auch als König von ihm beibehalten werden würde, und einen der schönsten Beweise, wie sehr er wünsche, daß inniges Vertrauen zwischen Regenten und Volk in Sachsen immer mehr herrschend werden möge, gab er durch Anordnung öffentlicher Audienzen, in welchen es dem geringsten Unterthan vergönnt ist, Bitten und Beschwerden seinem gütigen Monarchen vorzutragen.

**Friedrich I.** (Wilhelm Karl), der erste König von Würtemberg, ein willenskräftiger kluger Regent, der 1797 Würtemberg als ein Herzogthum von 153 □M. mit 600,000 Einw. übernahm und 1816 als ein Königreich von 360 □M. mit 1½ Mill. Einw. zurückließ. F., geb. 1754 zu Treptow in Hinterpommern, war der Sohn des Herzogs Friedrich Eugen und der Sophie Dorothea, einer Tochter des Markgrafen von Brandenburg-Schwedt. Anfangs in preuß. Kriegsdiensten, stieg er bis zum Generalmajor und wurde dann Generallieutenant und Generalgouverneur von russ. Finnland. Nach 1787 hielt er sich einige Zeit in der Gegend von Lausanne auf, später, nachdem sein Vater 1795 zur Regierung gekommen war, zu Anspach, Wien, London. Nachdem er die Regierung angetreten, ging er fortwährend auf Befestigung und Vergrößerung seines kleinen Staates aus, 1803 wurde er Kurfürst und seit 1805 schloß er sich mit seiner Politik an Napoleon an. Er war in seinem Willen stets entschieden, suchte alle seine Handlungen mit kön. Glanz zu umgeben und strebte vorzüglich nach Gerechtigkeit. Wo er das Gute erkannte, setzte er es als seinen eignen Willen ohne äußern Antrieb durch. So gab er 1806 das Religionsedict, welches den drei christlichen Religionsparteien gleiche Rechte sichert. Am 1. Jan. 1806 nahm er den Königstitel an. Nach der Schlacht bei Leipzig unterhandelte er mit den gegen Napoleon verbündeten Mächten und erhielt für seinen Zutritt die Zusicherung, daß man, ohne sein Besitzthum zu schmälern, ihn als unabhängigen König anerkennen werde. Er starb am 30. Oct. 1816, beschäftigt, seinem Lande eine den Zeitbedürfnissen angemessene Verfassung zu geben. Er war zweimal vermählt; seit 1780 mit der 1787 verstorbenen Prinzessin Auguste Karoline Friederike Luise von Braunschweig-Wolfenbüttel und seit 1797 mit der 1828 verstorbenen engl. Prinzessin Charlotte Auguste Mathilde.

**Friedrich** (Hermann Otto), regierender Fürst von Hohenzollern-Hechingen, geb. am 22. Jul. 1776 zu Namur,

folgte seinem Vater Hermann Friedrich Otto am 2. Nov. 1810. Er erhielt seine erste Erziehung in Hechingen, begab sich dann auf die Karlsschule nach Stuttgart und studirte auf mehren Universitäten, zuletzt in Tübingen und Würzburg. Nachdem er einige Zeit bei dem Reichshofrath in Wien gearbeitet und nachdem sein Vater 1798 die Regierung angetreten hatte, begab sich der Prinz nach Hechingen zurück und vermählte sich 1800 mit der Prinzessin Pauline, der Tochter des letzten Herzogs Peter von Curland und

Digitized by Google

Sagan. Nach der Stiftung des Rheinbundes diente er im Heere Napoleon's mit Auszeichnung, und seit er durch Leben und Wissenschaft würdig vorbereitet die Regierung angetreten, hat er durch väterliche Verwaltung seines Staates die vollste Liebe und das offenste Vertrauen seiner Unterthanen sich erworben. Alle Zweige der Verwaltung und der Rechtspflege sind von ihm den Bedürfnissen der Zeit gemäß mit Weisheit umgestaltet, und das Unterrichtswesen ist mit besonderer Vorliebe und Sorgfalt eingerichtet worden. Der Fürst theilt seine Zeit in die Beschäftigung mit dem Wohle seiner Unterthanen, indem er die oberste Leitung aller Geschäfte selbst ausübt und für Jeden, der ihn um Rath und Hülfe anspricht, zugänglich ist, und in den Umgang mit den Wissenschaften, zu denen ihn Talent und Bildung hinziehen.

**Friedrich Wilhelm**, Kurprinz und Mitregent von Hessen, geb. in Hanau den 20. Aug. 1802, der einzige noch lebende Sohn des regierenden Kurfürsten Wilhelm II., studirte in Marburg und Leipzig, und lebte dann theils in Bonn, theils in Fulda in der Nähe seiner Mutter Auguste, der Schwester des Königs von Preußen, welche sich von ihrem Gemahl getrennt hatte. Bei den Unruhen, die 1830 im Kurfürstenthum Hessen ausgebrochen waren, trug er wesentlich zur Herstellung der Ruhe bei. Nach dem Zwiespalte, der zwischen dem Kurfürsten Wilhelm (s. d.) und den hess. Ständen eingetreten war und in Folge welcher jener Kassel verlassen hatte, wurde der Kurprinz von seinem Vater am 30. Sept. 1831 zum Mitregenten erklärt und ihm die alleinige Leitung der Regierung übertragen, bis der Kurfürst selbst bleibend nach Kassel zurückgekehrt sein würde. Der Prinz hatte sich zu Fulda in morganatischer Ehe mit der geschiedenen Frau des preuß. Lieutenants Lehmann verbunden, welche zur Gräfin von Schaumburg ernannt wurde, und deren Kinder denselben Namen führen sollen. Diese Verehelichung wurde von der nach Kassel zurückgekehrten Mutter des Prinzen anfangs nicht gebilligt und anerkannt. Hierdurch wurde die Stimmung des Volkes gegen den Prinzen ungünstiger und steigerte sich bis zur Erbitterung, als man am 7. Dec. 1831 zu Militairgewalt griff, um eine zahlreiche Versammlung von Bürgern auseinanderzusprengen, die sich vorgenommen, der Kurfürstin bei ihrer Rückkehr aus dem Theater einen Beweis ihrer Verehrung zu geben. Der Kurprinz hat sich später mit seiner Mutter ausgesöhnt. (S. Hessen-Kassel.)

**Fries** heißt ein starkes grobes Wollenzeug, welches nur wenig geschlagen und leicht gewalkt, auf der Oberseite mit langen Haaren besetzt ist. Es wird in Deutschland von vorzüglicher Güte in Berlin verfertigt, die feinsten Sorten kommen jedoch aus England. Man bedient sich desselben zu Pferdedecken, Bettdecken und groben Kleidungsstücken. — Fries oder Borte nennt man ferner in der Baukunst den mittlern Theil des Gebälkes einer Säule (s. d.), sowie den schmalen und langen Streif an dem obern Theile eines Zimmers.

**Fries** (Jak. Friedr.), geheimer Hofrath und Professor der Physik und Mathematik zu Jena, hat sich als Philosoph bekannt gemacht. Er wurde 1773 zu Barby in der preuß. Provinz Sachsen geboren und in der Schule der dortigen Brüdergemeine erzogen. Er studirte nachmals in Leipzig und Jena, an welcher letztern Universität er seit 1801 Vorlesungen hielt, bis er 1803 auf Reisen ging und 1806 einem Rufe zum Professor der Philosophie nach Heidelberg folgte. Doch kehrte er 1816 als Professor der Philosophie nach Jena zurück. Eine von ihm bei dem berüchtigten Feste auf der Wartburg (s. d.) gehaltene, manche unvorsichtige und aufregende Stellen enthaltende Rede brachte ihm mancherlei Verdrießlichkeiten. Es wurde ihm zuerst die Ausübung seiner Amtspflichten untersagt, und 1824 nahm man ihm das philosophische Lehramt gänzlich ab und ließ ihm nur das der Physik und Mathematik. In seinen zahlreichen philosophischen Schriften stützt sich F. auf die Kant'sche Philosophie (s. d.), welche er fortzubilden und auszubilden bemüht war. Der Zweck der Philosophie ist nach ihm nicht sowol Erweiterung des Wissens, sondern vielmehr Aufklärung des Glaubens, welcher gleichermaßen vom Aberglauben wie vom Unglauben rein zu erhalten ist.

**Friesel**, der Name eines Hautausschlags, der selten für sich allein erscheint, desto häufiger dagegen sich zu den verschiedenartigsten Krankheiten und dem Wochenbette gesellt und in dem Ausbruche von kleinern oder größern hirsekornähnlichen Bläschen auf der Haut besteht, die durchsichtig oder milchweiß und zuweilen mit einem rothen Saume umgeben sind. Je nach der verschiedenartigen Beschaffenheit dieser Bläschen erhält der Friesel noch besondere Beinamen. So lange die Bläschen mit einer wasserhellen Flüssigkeit gefüllt sind, wird er Krystallfriesel; schimmert ein rother Grund und Saum durch, rother Friesel; nehmen sie an Umfang zu und fließen wol gar ineinander, Blasenfriesel; wird ihr Inhalt trübe, milchig, perlfarbig, weißer, milchfarbiger Friesel; nimmt er aber ein gelbliches, eiterartiges Ansehen an, eiterartiger Friesel genannt. Die verschiedenen Arten des Friesels stellen sich stets in Begleitung reichlicher, riechender Schweiße ein, bilden sich rasch aus, verschwinden aber auch oft ebenso schnell mit geringer oder gar nicht wahrzunehmender Abschuppung der Oberhaut und wiederholen sich zuweilen. Oft gehen dem Ausbruche derselben Brustbeklemmung, Kurzathmigkeit, Herzklopfen, Ohnmachten, Irrereden, Zuckungen, Taubsein und Kriebeln in den Fingern, Jucken und große Empfindlichkeit der Haut voraus, die zwar mit dem Erscheinen des Ausschlags nachzulassen pflegen, mit dem plötzlichen Rücktritte desselben aber oft in erhöhtem Grade wiederkehren. Die Entstehung der verschiedenen frieselartigen Ausschläge wird durch Zartheit und Schwäche der ganzen Körperconstitution, namentlich durch große Reizbarkeit der äußern Haut begünstigt und herbeigeführt durch zu warmes Verhalten von Kranken und Wöchnerinnen, Misbrauch erhitzender und hauptsächlich schweißtreibender Arzneien und Getränke, zumal wenn gleichzeitig feuchte und heiße oder auch sehr veränderliche Witterung herrscht. Ist der Friesel nur Folge zu warmen Verhaltens und tritt er für sich allein auf, so hat er wenig zu bedeuten; gesellt er sich jedoch zu andern Krankheiten oder befällt er Wöchnerinnen, so darf er nicht als leicht betrachtet werden, weil sehr häufig Nervenleiden und nicht selten plötzliche Todesfälle auf ihn folgen. Auch bleibt die Haut manchmal noch lange Zeit nach seinem Verschwinden



Digitized by Google

sehr empfindlich gegen äußere Eindrücke oder schwillt wol auch wassersüchtig auf.

**Friesen** (die) waren ein germanisches Volk, welches um die Zeit von Christi Geburt den Römern bei ihren Einfällen ins nördl. Deutschland bekannt wurde. Sie wohnten zwischen den Mündungen des Rheins und der Weser, also in den jetzigen Niederlanden, Ostfriesland und Oldenburg, wo man noch in einzelnen Gegenden ihre Nachkommen findet. Sie wurden den Römern zinsbar, rissen sich aber um das Jahr 27, durch die Habsucht der Römer erbittert, von dieser unwürdigen Verbindung los und hängten diejenigen Römer, die den Zins eintrieben, auf. Zwar zogen die Römer zur Unterwerfung herbei, aber sie wurden aus dem Lande gejagt. So wurden die Friesen frei; nach 20 Jahren traten sie aber schon wieder mit den Römern in Verbindung und ließen sich von ihnen Gesetze und Obrigkeit geben. Aber auch diese Abhängigkeit scheint nicht lange gedauert zu haben; denn sie erscheinen nachmals wieder als ein freies Volk, obgleich die Geschichte ihrer in den folgenden Jahrhunderten wenig erwähnt. Erst im 8. Jahrh. traten sie wieder im Kriege mit dem fränk. Major Domus Pipin von Heristall (s. Frankreich) auf. Damals war Radbod ihr König, zu welchem fromme Geistliche aus England kamen, den Friesen das Christenthum zu predigen. Der berühmteste derselben war der heilige Willibrord, der zwar viele Friesen für das Christenthum gewann, aber den Radbod zur Taufe nicht bewegen konnte. Nach Radbod's Tode wurde sein Sohn Poppo von Karl Martell, Pipin's Sohne, besiegt, der die heiligen Haine der heidnischen Friesen verwüstete. Auch der Apostel der Deutschen, der heilige Bonifacius, besuchte die Friesen mehrmals, lehrte und taufte, wurde aber endlich 754 von ihnen erschlagen. Gegen Karl den Großen standen sie den Sachsen im Kriege bei. Nachdem aber Karl ihr Land verwüstet hatte, schlossen sie 785 Frieden mit ihm und blieben seitdem ruhig. Sie behielten ihre eigenen Gesetze und erhielten sich bis ins 15. Jahrh. unabhängig. Erst 1492 erhielten sie einen Herrn an Albrecht von Sachsen, der die innern Streitigkeiten benutzte, aber nur Ostfriesland behaupten konnte. Westfriesland dagegen schloß sich an die holl. Provinzen an. Das ostfries. Haus starb 1690 aus und das Land fiel nun an Preußen, das es 1807 durch den tilsiter Frieden wieder verlor. Seit 1814 ist es ein Theil des Königreichs Hanover.

**Frist** nennt man im Proceß die Zeitbestimmungen, an welche die Vornahme gewisser Handlungen gebunden ist. Enthält eine solche Zeitbestimmung einen bestimmten Tag zur Vornahme einer gerichtlichen Handlung, so nennt man sie Tagfahrt (Termin, terminus); ist dies aber nicht der Fall und kann also die Handlung innerhalb des ganzen verstatteten Zeitraums vorgenommen werden, so nennt man diese Zeitbestimmung eine Frist (dilatio, spatium). Solche Fristen sind entweder gesetzlich bestimmt (Ordnungsfristen, dilationes legales), oder sie werden in jedem einzelnen Falle vom Richter angesetzt (judiciales), oder sie entstehen durch Übereinkunft der Parteien (conventionales). Diejenigen Fristen, welche ohne Verfügung des Richters zu laufen beginnen und ohne Ungehorsamsbeschuldigung von Seiten des Gegners einen unwiederbringlichen Verlust nach sich ziehen, heißen Nothfristen (fatalia). Solche Nothfristen sind der zehntägige Zeitraum, innerhalb dessen ein Rechtsmittel gegen ein Erkenntniß einzuwenden ist (das decendium oder Appellationsfatale), und die Beweisfrist. Wie die Citationen, so sind auch die Fristen und Termine entweder dilatorische oder peremtorische, jenachdem aus der Nichtbeachtung derselben in Bezug auf die streitige Sache selbst ein nicht wieder gut zu machender Nachtheil entsteht oder nicht. Eine gemeinrechtliche dilatorische Frist umfaßt in der Regel einen Zeitraum von 14 Tagen und erst die dritte Frist ist eine peremtorische, welche sonach drei dilatorische in sich schließt. Da das sächs. Recht nur peremtorische Fristen kennt, so umfaßt die sogenannte sächs. Frist einen Zeitraum von sechs Wochen und drei Tagen, welche letztere von den Tagen der Citationen herrühren, die nicht mitgezählt werden und also dem Citirten noch zu Gute kommen müssen. Kann eine Partei die ihr obliegende Handlung in der festgesetzten Zeit nicht vornehmen, so muß sie um Verlängerung des Zeitraums, um Erstreckung des Termins (prorogatio termini) oder Erweiterung der Frist (dilatio spatii, auch dilatio schlechtweg) nachsuchen. Darüber gelten folgende Grundsätze: Eine Nothfrist kann in der Regel nie verlängert werden, selbst wenn beide Parteien übereinstimmen; doch läßt sich ihnen das Recht, auf die Nothfrist gänzlich zu verzichten oder sie zu verkürzen, nicht absprechen. Alle übrigen Fristen können auf einseitiges, mit genügenden Gründen unterstütztes Ansuchen der Parteien verlängert werden. Die aufs Neue zugestandene Frist läuft, wenn der Richter ihren Anfang nicht besonders bestimmt hat, vom Ende der vorigen an. Es ist daher rathsam, den Richter um baldmöglichste Ertheilung der Resolution anzugehen und im Voraus gegen ein abschlägliches Decret Appellation einzulegen, jedenfalls aber die Vornahme der obliegenden Handlung möglichst zu beschleunigen.

**Frohn** nennt man einen Gerichtsdiener niederer Art, welcher namentlich für Einziehung und Bewahrung herumstreichenden Gesindels oder geringerer Verbrecher zu sorgen hat.

**Fronde** war der Name einer 1648—54 bestehenden Partei, die sich in Frankreich bildete, nachdem Mazarin (s. d.) 1643 erster Minister geworden war, um diesen und die ihn unterstützende Hofpartei zu stürzen. Mazarin hatte sich beim Volke durch drückende Auflagen, bei den Vornehmen durch sein Glück verhaßt gemacht, und so kam leicht eine Vereinigung zu Stande, welche Aufstände in mehren Provinzen veranlaßte, aber doch im Ganzen wegen der Selbstsucht ihrer vornehmsten Mitglieder erfolglos blieb. Den Namen leitet man von Frondes (Schleudern) ab, weil Bachaumont ein wegen seines Witzes damals bekannter Mann, von den Anhängern der Partei sagte, sie glichen den Kindern, welche sich mit Schleudern angriffen, sobald ein Policeibeamter erschiene, schnell davon liefen, aber sogleich wieder da wären wenn jener den Rücken gewandt hätte.

**Fronleichnamsfest**, abgeleitet von Fron, d. i. Herr und Leichnam, d. i. Leib, ist in der katholischen Kirche das prächtigste Fest zur Feier der Gegenwart des Leibes Christi im Altarsacrament, indem die Hostie als der Leib des Herrn (Fronleichnam) verehrt wird. Der Papst Urban IV. verordnete es 1264, um der zu gleicher Zeit entstandenen Lehre von der wirklichen Verwandlung des Brotes im h. Abendmahl in den Leib Christi eine stärkere Beglaubigung zu geben. Das Fe

Digitized by Google

**selbst findet den Donnerstag nach dem Trinitatisfeste statt. An ihm wird die geweihte Hostie außerhalb der Kirche als ein Gegenstand göttlicher Verehrung unter glänzender und feierlicher Procession, welcher Fürsten und Große mit unbedecktem Haupte beiwohnen, herumgetragen; das Volk singt die vorgeschriebenen Litaneien und erhält den priesterlichen Segen. Nachher werden in den meisten katholischen Ländern Volksbelustigungen gehalten. Die Protestanten verwerfen das Fronleichnamsfest, weil sie die Verwandlung des Brotes nur in geistiger Bedeutung annehmen.**

**Fronte** (von dem lat. frons, Stirn) ist überhaupt die Vorderseite, z. B. eines Gebäudes (die Seite, wo der Haupteingang ist), oder eines in Schlachtordnung gestellten Heers (die Seite, welche gegen den Feind gewendet ist). — Fronte machen auf etwas heißt daher gegen etwas die Vorderseite kehren. — Frontispice heißt der in die Augen fallende Theil der Vorderseite, z. B. der mittlere Vorsprung eines Gebäudes, welcher gewöhnlich ein Giebeldach hat, das Titelblatt oder Titelkupfer eines Buches u. s. w.

**Frosch** ist eine über die ganze Erde verbreitete Familie der Amphibien, die sich im Allgemeinen durch einen platten Kopf mit abgerundeter Schnauze und breitem Maule auszeichnet, der unmittelbar an dem kurzen, platten oder gewölbten Rumpfe sitzt. Die Haut ist nur an wenigen Stellen festgewachsen, läßt sich daher aufblasen und hat gewöhnlich viele Drüsenhöcker, aus denen bei einigen Arten eine scharfe und ölige Flüssigkeit dringt. Von den vier ungleich langen Beinen haben gewöhnlich die kürzern vordern vier, die längern hintern fünf Zehen. Die beiden schwammigen Lungen zieht der Frosch zusammen, wenn er sich auf dem Grunde des Wassers befindet und dehnt sie an der Oberfläche desselben aus. Die Männchen haben eine laute Stimme, welche bei einigen ein Quaken, bei andern ein Brummen, Pfeifen,

**Heulen oder Knarren ist. Die Augen sind mit drei Augenlidern versehen; das dritte liegt gewöhnlich unter dem untern der beiden andern und ist durchsichtig. Das Männchen befruchtet die schleimigen Eierschnüre, welche das Weibchen im Wasser von sich gibt und aus denen nach einiger Zeit die sogenannten Kaulquappen entstehen. Diese haben mit den Fröschen gar keine Ähnlichkeit, indem sie keine Füße, dafür aber einen langen fleischigen Schwanz, einen kleinen hornartigen Schnabel und Fransen an den Seiten des Kopfes haben. Nach und nach treten erst die Froschgliedmaßen heraus, der Schnabel fällt ab und der Schwanz verschwindet. Die Kaulquappe nährt sich von Wasserpflanzen, der ausgebildete Frosch nur von Thieren, namentlich von Insekten. Im Winter liegen in den kältern Gegenden die Frösche erstarrt im Schlamm oder unter der Erde. Sie haben ein sehr zähes Leben, indem sie nicht allein lange Zeit ohne Nahrung zubringen können, sondern auch durch den Verlust einzelner Glieder nicht getödtet werden. Zu den Fröschen gehört auch die Kröte (s. d.), welche nicht wie die eigentlichen Frösche hüpfen, sondern entweder nur sehr kurz springen oder langsam kriechen kann.**

**Die gewöhnlichsten, bei uns vorkommenden eigentlichen Froschgattungen sind: der Laubfrosch, der gemeine graue oder braune Frosch und der grüne oder eßbare Wasserfrosch. Der Laubfrosch zeichnet sich durch den eigenthümlichen Bau seiner Füße aus. Er hat nämlich an den Zehen Ballen, welche sich an die Gegenstände fest anlegen und nachher**

so zusammenziehen, daß sie unter sich eine kleine luftleere Halbkugel bilden. Auf diese Weise haften sich die Zehen wie kleine Schröpfköpfchen fest an die Gegenstände an, und der Laubfrosch kann an glatten Gegenständen emporklettern. Er hält sich auch meist auf Bäumen, Hecken u. s. w. auf, um hier mit großer Geschicklichkeit Fliegen, Spinnen und dergl. zu fangen. Er hat hübsche, muntere, leicht bewegliche Augen, eine lebhaft grüne Farbe und dünne Beine. Namentlich die hintern Beine sind dünn und lang. Man pflegt ihn in Gläsern zu halten, um ihn als Wetterpropheten zu

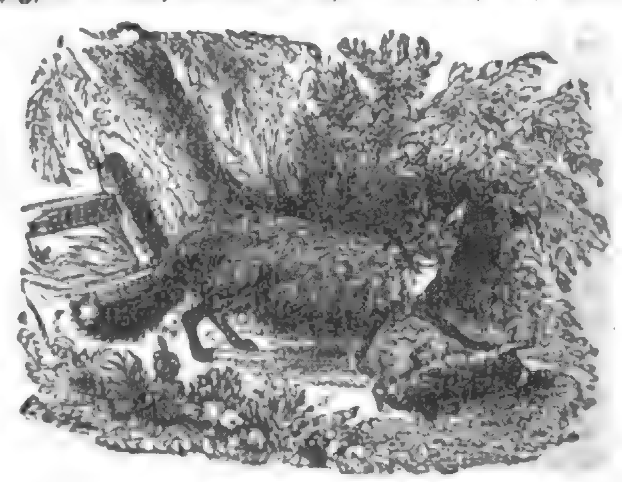


Digitized by Google

benutzen, da er, wie alle Frösche, sehr empfindlich für Wetterveränderungen ist. Er steigt in seinem Glase, das man unten mit feuchtem Moose belegt, und in welches man eine kleine Leiter zu stellen pflegt, um so höher, je besser das Wetter wird. — Der eßbare Frosch lebt meist im Wasser, hat eine grüne Farbe mit schwarzbraunen Flecken und drei gelbe Längenstreifen über den Rücken, der Bauch ist weiß oder gelblich. Er wird besonders in Frankreich und Italien gegessen. In Italien wird er ganz verspeist und dazu förmlich gemästet. Gewöhnlich genießt man aber nur die Keulen. Man fängt diese Frösche mit Angeln oder Hamen, auch des Nachts mit der Hand, indem man am Ufer Fackeln oder Strohwische anzündet, deren Licht sie scharenweise hervorlockt.

**Frost** ist derjenige Temperaturzustand der atmosphärischen Luft, bei welchem Erstarren des Wassers zu Eis stattfindet, bei welchem also der Thermometer unter 0° (Gefrierpunkt) steht. Auf Flüssen und auf dem Meere tritt zuweilen die Erscheinung des Frostdampfes auf, einer dichten, über dem Wasser schwebenden Nebelschicht, welche entsteht, wenn das Wasser eine um etwa 12° höhere Temperatur als die Luft hat und sich demgemäß eine große Menge Wassers in Dunst verwandelt, welchen die Luft nicht zu verschlucken und dadurch unsichtbar zu machen vermag. Der Frostnebel auf dem festen Lande hat einen ähnlichen Ursprung. Da bei der Vermischung einiger Stoffe Kälte erzeugt wird, so bedient man sich solcher Mischungen, Frostmischungen, zuweilen, um eine künstliche Kälte zu erzeugen, und im Sommer z. B. Wasser in Eis zu verwandeln. Zu den wirksamsten Frostmischungen gehören folgende: Fünf Theile Glaubersalz mit vier Theilen verdünnter Schwefelsäure (in welcher 11 Gewichtstheile Wasser gegen 10 Theile Vitriolöl); — 500 Theile Schwefelsäure, mit 333 Theilen Wasser verdünnt, und 1040 Theile Glaubersalz; — drei Theile Glaubersalz mit zwei Theilen verdünnter Salpetersäure (in der ein Theil Wasser gegen zwei Theile rauchender Säure); — ein Theil Schnee und ein Theil verdünnte Schwefelsäure u. a. Bei der zuletzt erwähnten Mischung z. B. geht der Thermometer von — 5° auf — 41° Réaumur herab. (Vgl. Erfrieren.)

**Fuchs** (der) gehört zur Gattung der Hunde, wie man sogleich aus der Ähnlichkeit beider Thiere sieht. Er erreicht ohne den Schwanz eine Länge von 2 F. und wird etwas über 1 F. hoch. Der Schwanz (Ruthe) ist mit langen Haaren besetzt, hat eine weiße Spitze und ist über 1 F. lang. Am Schwanze, ungefähr 1½ Zoll unter der Wurzel befindet sich eine Drüse, welche eine starkriechende, geronnene Flüssigkeit enthält und die Viole heißt. Der übrigens dicke und breite Kopf endet in eine spitzige Schnauze und ist mit geraden, spitzigen Ohren besetzt. Die Farbe des Pelzes ist am Oberleibe roth- oder gelbbraun, an Stirn, Schultern und Hintertheile sind weiße Haare unter die rothbraunen gemengt, Lippen, Backen und Kehle sind weiß, Füße und Ohrenspitzen dunkel, Brust und Bauch beim Weibchen weißlich, beim Männchen aschgrau. Der Fuchs hat ein dem Hundsgebell ähnliches, heiseres Gebell oder Geheul, welches er besonders bei großer Kälte hören läßt und das bei Wetterveränderung dem Schreien des Pfaues ähnelt. Man hat ihn in der ganzen alten Welt und auch in Amerika, am zahlreichsten in nördl. Gegenden gefunden, sodaß er zu den am weitesten verbreiteten Thieren gehört. Er lebt in Höhlen, Fuchsbauen, die er entweder selbst baut oder den Dachsen abjagt, welche er durch List zu entfernen weiß. Ein Fuchsbau besteht aus einer Menge von Gängen (Röhren), die sich untereinander kreuzen und in Kammern und Kessel führen, hat oft einen Umfang von 50 und eine Tiefe von 3—6 F. Der Fuchs ist eins der gefräßigsten Raubthiere und macht namentlich auf Federvieh



und kleine Säugethiere Jagd, doch genießt er auch Obst und Beeren, am liebsten Weinbeeren. Sehr zu statten kommt ihm seine List, die sprüchwörtlich geworden ist. Er stellt sich z. B. todt und bleibt, ohne sich zu rühren, so lange liegen, bis ein Rabe oder eine Krähe sich auf ihn setzt, dann aber springt er schnell auf und der Vogel ist seine Beute. Man erzählt unzählige Anekdoten von seiner Schlauheit. Nicht nur seiner Schädlichkeit wegen, sondern namentlich auch um sein Fell zu erlangen, wird der Fuchs von den Jägern stark verfolgt. Man fängt ihn theils in Fallen theils schießt man ihn. Die Dachshunde werden abgerichtet, den Fuchs aus seinem Baue zu treiben. In England sind die Fuchshetzen mit Jagdhunden beliebt und in Deutschland war früher das Fuchsprellen gebräuchlich. Vornehme Herren, welche Jagden hatten, ließen Füchse und anderes kleines Wild lebendig einfangen und diese wurden dann in rings eingeschlossenen Räumen freigelassen, mit ausgespannten Tüchern aufgefangen und durch schnelles Anziehen derselben emporgeschleudert. Dies geschah so lange, als man Vergnügen daran fand oder bis die Thiere getödtet oder zum Laufen unfähig geworden waren. Das Fell der im Sommer gefangenen Füchse wird nur von den Hutmachern zur Bereitung des Filzes gekauft, das Fell der im Winter gefangenen dagegen gibt ein kostbares Pelzwerk. In den verschiedenen Himmelsstrichen verändert der Fuchs die Farbe seines Pelzes. Man findet schwarze, blaue, graue, eisenfarbige, silbergraue, weiße Füchse, weiße mit schwarzem Kopf oder schwarzer Schwanzspitze, kreuzweis gestreifte, rothe u. s. w. Die schwarzen Fuchspelze sind am seltensten und kostbarsten, weil sie besonders langes, glänzendes und feines Haar haben; man findet schwarze Füchse auf Spitzbergen, Grönland, Lappland u. s. w. Brandfüchse heißen die Füchse, deren Pelzwerk dunkelbraun und mit weißen Haaren gemengt ist, während die gewöhnlichen rothe Füchse genannt werden. Die Kreuzfüchse haben über den Kopf und Rücken eine

Digitized by Google

schwarzen Strich und einen andern über die Schultern und Vorderläufe. Man findet auch rothe Füchse mit gelbem Kreuze. In den Polargegenden lebt der im Sommer graublaue, im Winter weiße **Steinfuchs**. In den nördl. Gegenden wird das Fleisch des Fuchses auch gegessen, bei uns füttern die Jäger damit nur die zur Fuchsjagd abgerichteten Hunde. — Auf Universitäten ist **Fuchs** ein Studentenausdruck, welcher die im ersten Jahre Studirenden bezeichnet. Im ersten Halbjahr heißen sie **grasse Füchse**, im zweiten **Brandfüchse**. — **Füchse** heißen auch alle braunen, bräunlichen und röthlichen Pferde mit nicht schwarzem Schweife, während die mit schwarzem Schweife **Braune** heißen. (S. **Pferd**.)

**Fuge** ist ein Tonstück, welches von mehren Stimmen vorgetragen wird, und dem ein Hauptsatz als Thema zu Grunde liegt, den die verschiedenen Stimmen mannichfach ineinander verschlungen und mit vielfachen, dem Geiste des Ganzen angemessenen Abänderungen wiederholen, sodaß erst mit dem Schlusse ein Ruhepunkt eintritt. Nach der Anzahl der ineinander verschlungenen Stimmen theilt man die Fugen in zwei-, drei-, vier- und mehrstimmige, und Fugen, in denen zwei, drei oder vier Hauptsätze vorkommen, heißen **Doppelfugen**, **drei- und vierfache Fugen**. Die Fuge drückt in musikalischer Weise die Übereinstimmung Mehrer mit Bewahrung des eigenthümlichen Charakters eines Jeden aus.

**Fugger**, ein berühmtes schwäb. Fürsten- und Grafengeschlecht, früher eine Kaufmannsfamilie, welche sich unermeßliche Reichthümer und große Verdienste um Deutschland erwarb. Der Stammvater war Johannes F., ein Weber in dem Dorfe Graben oder Göggingen, in der Nähe von Augsburg, dessen Sohn, der gleichfalls Johannes hieß, durch Heirath 1370 das Bürgerrecht in Augsburg erhielt und einen Leinwandhandel anlegte. Er legte den Grund zu dem spätern Reichthume seiner Familie. Seine Enkel liehen schon an den Kaiser Maximilian bedeutende Summen und wurden von demselben in den Adelstand erhoben; ja als einer derselben 1503 in Tirol starb, wo er das prachtvolle Schloß Fuggerau gebaut, begleitete der Kaiser in eigner Person seine Leiche. Noch höher stieg das Geschlecht, als Kaiser Karl V. bei einem Fugger zu Augsburg während des Reichstages 1530 wohnte und Raimund und Anton F. in den Grafen- und Pannerstand erhob, ihnen die Grafschaft Kirchberg und die Herrschaft Weißenhorn, welche schon früher an die Familie verpfändet worden waren, erb- und eigenthümlich übergab und ihnen sogar fürstliche Gerechtsame verlieh. Dafür waren sie auch dem Kaiser dankbar und unterstützten ihn, als er einen Feldzug gegen Algier unternahm; ja als er von demselben zurückkehrend wieder bei Anton F. in Augsburg wohnte, soll dieser den Kamin mit Zimmetholz geheizt und dasselbe mit einer Schuldverschreibung des Kaisers angezündet haben. Die F. erhielten sogar das Recht, goldene und silberne Münzen zu schlagen, das sie verschiedene Male ausübten. Ungeachtet sie aber so vornehme Herren geworden, gaben sie doch den Handel, dem sie all' ihr Glück verdankten, nicht auf, sondern suchten den gräflichen Glanz ihres Hauses vielmehr darin, daß sie Künste und Wissenschaften auf das Freisinnigste und Reichlichste unterstützten, herrliche Kunstsammlungen anlegten, die Jesuiten, welche bei den Katholiken damals für den gelehrtesten und der Menschheit nützlichsten Orden galten, nach Augsburg zogen, ihnen ein Collegium, Kirche und Schule und vieles Geld schenkten, prachtvolle Bauten unternahmen u. s. w. Ein bleibendes Zeugniß ihrer menschenfreundlichen Gesinnung ist die sogenannte **Fuggerei**, ein eigner Stadttheil zu Augsburg, mit besondern Mauern und Thoren umgeben, der aus Häusern besteht, welche die Fugger bauten und um geringen Zins an arme Bürger vermietheten. So hoch standen die F. in Ehren, daß die ältesten und vornehmsten Familien sich geehrt fühlten, in Verwandtschaftsverhältnisse mit ihnen zu treten und daß die wichtigsten Ämter in der freien Stadt Augsburg und im Reiche ihnen anvertraut wurden. Ihr Reichthum wurde weltberühmt, und als Kaiser Karl einst zu Paris den kön. Schatz sah, sagte er: „Zu Augsburg ist ein Leinweber, der kann das Alles mit eignem Golde bezahlen." Die F. haben sich im Laufe der Zeit in viele Linien getheilt, von denen mehre bereits ausgestorben sind, aber alle schreiben sich „Grafen Fugger von Kirchberg und Weißenhorn." Graf Anselm Maria F. von Babenhausen wurde 1803 von Kaiser Franz II. nebst seiner Nachkommenschaft in den Reichsfürstenstand erhoben, sodaß stets der Älteste diesen Titel führt, und seine Besitzungen wurden zum Reichsfürstenthum Babenhausen gemacht. Dasselbe umfaßt 7 □M., wurde 1806 mediatisirt und mit Baiern vereint. Die gesammten gräflichen und fürstlichen Fugger'schen Besitzungen betragen gegenwärtig zusammen 21 □M. mit 40,000 Einw.

**Fühl- oder Sinnpflanzen** pflegt man vornehmlich einige Arten der Gattung **Mimosa** zu nennen, deren Blätter bei Berührung oder Erschütterung sich bewegen und eine andere Stellung und Lage annehmen. Die meisten Gewächse zeigen eine Veränderung ihrer Blattrichtung bei dem Wechsel der Tageszeiten, auffallender gewöhnlich die mit gefiedert zusammengesetzten Blättern. Man pflegt diese Zustände das Schlafen und Wachen der Gewächse zu nennen und Gegenwart oder Mangel des Sonnenlichts ist der vorzüglichste äußere Beweggrund dazu. Die in Ostindien heimische **Paternostererbse**, deren bekannte schönrothe, mit einem schwarzen Flecken bezeichnete Samen zu Schmucksachen verwendet werden, breitet nach Sonnenaufgang ihre Fiederblättchen aus, legt sie während des Mittags mit ihren Oberflächen aneinander, breitet sie am Nachmittag wieder aus und legt sie gegen Abend mit ihren Unterflächen zusammen, in welcher Stellung sie während der Nacht verbleiben. Der **kreisende Süßklee** Bengalens zeigt im hellen Sonnenlichte eine anhaltende, sichtbare Bewegung kleiner Seitenblättchen am Hauptblatte. Einige Gewächse nun, bei denen diese Reizbarkeit sehr gesteigert ist, werden sogar für andere Reize, besonders Berührung, empfänglich, doch gehören alle in dieser Beziehung bis jetzt bekannt gewordenen zu den Familien der Droseraceen (Sonnenthau), Oxaliden (Sauerklee) und den hülsenfrüchtigen, und die größte Lebendigkeit der Bewegung findet sich besonders bei mehren Arten der letztern. Die Sonnenthauarten, vorzüglich einige afrikan., krümmen ihre Blätter, die auf der Oberfläche mit gefärbten, keulenförmigen Drüsenhaaren besetzt sind, wenn sie von Insekten oder andern festen Körpern berührt werden, sodaß sie die sich sträubenden und deshalb sich bewegenden Insekten nur um so fester halten. Die **Venusfliegenfalle**, die Be-

Digitized by Google

seiner Mutter Rhea in der Stunde der Geburt beigestanden hatten.

**Fulton** (Robert), ein Nordamerikaner, der Erfinder des Dampfboots, geb. 1767, der Sohn unbemittelter Ältern in Pennsylvanien, kam zu einem Goldschmidt in Philadelphia in die Lehre und begab sich hernach, von einem Gönner unterstützt, nach London, um sich in der Malerei zu vervollkommnen. Da er jedoch die Hoffnung aufgab, in dieser Kunst Ausgezeichnetes zu leisten, beschäftigte er sich vorzugsweise mit der Mechanik. Bekannt wurde er zuerst durch ein

Panorama, welches er, aufgefodert von einem vornehmem Landsmanne, in Paris herstellte. Er hielt sich längere Zeit in Paris auf und machte mehre nützliche Erfindungen in der Mechanik, z. B. eine Mühle zum Marmorsägen und Poliren, einen Kahn, mit dem man unter der Oberfläche des Wassers schiffen und sich nach Gefallen wieder emporheben konnte, und andere; unsterblich wurde er aber durch die Erfindung des Dampfboots. (S. Dampf.) Die ersten Versuche mit demselben auf der Seine machten jedoch wenig Aufsehen und ebenso wenig fand F. in England große Theilnahme und Unterstützung. Der Grund mochte zum Theil darin liegen, daß schon vor F. von mehren Andern ähnliche Versuche sowol in Frankreich als in England gemacht, allein wegen Mangelhaftigkeit der Erfindung aufgegeben worden waren. F. ging nun nach Nordamerika zurück und hier wurde 1807 unter seiner Leitung das erste Dampfboot zu Neuyork gebaut. Um ihn zu belohnen, gab ihm der Congreß das Privilegium, auf allen größern Flüssen Amerikas die Dampfschiffahrt allein betreiben zu dürfen. Aber F. hatte ein zu geringes Vermögen und seine neue Erfindung noch zu wenig Vertrauen beim Publicum, als daß er von diesem Privilegium, aus dem er bei einiger Unterstützung Millionen hätte ziehen können, hätte Gebrauch machen können. Zuletzt beschäftigte ihn die Erbauung eines großen Dampfkriegsschiffs. Dasselbe bestand aus zwei langen, miteinander verbundenen Booten, zwischen denen die Maschine arbeitete, und wurde auf Kosten des Congresses erbaut. Er starb 1815 wenige Tage vor der Vollendung dieses Werkes in tiefster Armuth und mit Hinterlassung einer großen Schuldenlast. Der Congreß hat 1829 den Kindern F.'s, um die Verdienste ihres Vaters zu ehren, 5000 Dollars mit den Zinsen seit 1815 geschenkt.

**Furien**, die Rache- und Strafgöttinnen der Römer, welche bei den Griechen Erinnyen hießen. Sie sind die Unentrinnbaren, welche den Schuldigen, namentlich den Meineidigen und Verwandtenmörder, verfolgen, peinigen, ängstigen, also eigentlich das personificirte Gewissen. Vorzugsweise werden drei genannt: Alekto, Tisiphone und Megära. Sie waren Töchter der Nacht und der Unterwelt, von scheußlicher Gestalt, mit schreckhaften Zügen, Schlangen statt der Haare, Hauzähnen, ausgereckter Zunge, das schwarze Gewand mit Schlangen gegürtet; ihrem Halse enttröpfelt

Blut, das sie jedem Gliede des Verbrechers entsogen. Sie hatten heilige Orte, an denen man sie unter tiefem Schweigen mit Opfern ehrte. Durch Stiftung des Areopag (s. d.) meinten die Athener, sei ihr Zorn besänftigt, und sie nannten dieselben daher Eumeniden, d. h. die Versöhnten, Wohlwollenden. Als solche stellte sie auch später die Alles verschönende Kunst dar, schöne Jungfrauen mit erhabenem ernstem Antlitz, einen Dolch, eine Fackel und dergl. in der Hand tragend.

**Furniere** werden die dünnen Blätter von hartem und schönem Holze genannt, deren sich die Tischler zum Belegen, Furnieren, und Einlegen der Möbel bedienen. Di

Digitized by Google

feinen, stark verwachsenen, geflammten oder sonst schön gezeichneten Holzarten kommen theils überhaupt nicht in großen Stücken vor, theils sind sie sehr kostbar und man würde daher größere Arbeiten in ihnen auszuführen selten im Stande sein, wenn man nicht die Kunst des Furnierens anwendete. Nicht allein aber der Kostbarkeit wegen, sondern auch um krumme Flächen belegen zu können, müssen die Furniere sehr dünn geschnitten werden. Man hat daher eigne Furnierschneidemaschinen und in neuerer Zeit es so weit gebracht, daß man aus einer zolldicken Bohle 20—28 Furniere schneidet. Diese Maschinen sind ganz wie die Sägemühlen (s. d.) zum Schneiden der Breter eingerichtet, nur daß an ihnen alle Theile sorgfältiger und feiner ausgeführt und zusammengesetzt sind. Kleinere Furniere werden auch mit einer Art großen Hobels gewonnen, doch kann man auf diese Weise nur astloses Holz behandeln, welches keine schönen Furniere liefert. Auch hat man breite Messer angewendet, welche von einem um sich selbst drehenden Holzcylinder Furniere schneiden. Die letzten beiden Verfahrungsarten haben den Vortheil, daß bei ihnen kein Verlust durch Sägespäne entsteht, finden aber in der Anwendung Schwierigkeiten. Das Schneiden der Furniere mit der Säge aus freier Hand ist nur Nothbehelf, weil dabei nur starke Furniere mit großem Verlust an Sägespänen gewonnen werden. Künstliche oder Massefurniere werden aus einer Mischung von feinen Sägespähnen, gebranntem Kalk und Leim bereitet. Diese werden zusammengeknetet, stark gepreßt, getrocknet und zersägt. Durch die Art der Mengung kann man schöne Zeichnungen herstellen und sie sind überdies härter und weniger dem Einflusse der Feuchtigkeit ausgesetzt, als die gewöhnlichen Holzfurniere. Die Furniere werden aufgeleimt und nachher polirt.

**Fürst** heißt so viel wie der Vorderste, der Erste. Bei den alten Deutschen nannte man so diejenigen Beamten, welche in Friedenszeiten an der Spitze des Volkes standen und über dasselbe Recht sprachen; in Kriegszeiten wurden sie Herzöge genannt und vom Volke gewählt; späterhin aber erhielt das Wort Fürst eine allgemeinere Bedeutung und man bezeichnete damit jedes Staatsoberhaupt. Die Franken, welche sich über die übrigen deutschen Völkerstämme erhoben, nannten ihr Staatsoberhaupt König und dieser ernannte sich Herzöge zu seinen Heerführern und Grafen zur Verwaltung der Rechtspflege. Der Name Fürst kam sowol als Bezeichnung des Königs wie auch als Benennung für die Großen des Reichs vor. Nach dieser Zeit wurde das Wort Fürst aber ein besonderer Amtstitel, den Derjenige erhielt, welcher der Nächste nach dem Könige war und von diesem das Recht empfangen hatte, zu Gericht zu sitzen und den Heerbann aufzubieten. Dieses Recht wurde späterhin erblich, sowie überhaupt unter den deutschen Kaisern die Fürsten die Schwäche der Nachfolger Karl's des Großen zur Erweiterung ihrer Macht zu benutzen wußten, bis sie endlich als unabhängige Landesherren dastanden. Daher heißen jetzt alle regierenden Häupter Fürsten und man unterschied schon früher weltliche und geistliche Fürsten und unter diesen wieder mancherlei Abstufungen, als: Herzöge, Mark-, Pfalz- und Landgrafen, auch gefürstete Grafen. Sie bildeten unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupte, das sie selbst wählten, das deutsche Reich. Dieses Wahlrecht ging indeß bald in die Hände einiger Wenigen über und die Übrigen mußten ihre Zustimmung geben. Daher entstand der Name Kurfürsten, welches die zur Wahl (Kur) berechtigten Fürsten bezeichnet. Ihre Würde fiel aber mit dem deutschen Reiche zusammen und nur der Fürst von Hessen-Kassel hat diesen Titel noch beibehalten. Durch die deutsche Bundesacte sind viele kleinere Reichsstände mediatisirt worden, doch haben sie die Rechte der Ebenbürtigkeit behalten und ist ihnen der Titel „Erlaucht“ beigelegt worden. Der Name Fürst ist in neuester Zeit, nach Napoleon's Vorgange, häufig auch als bloßer Ehrentitel einzelnen Personen beigelegt worden. Bis auf Peter den Großen, welcher sich zuerst Kaiser nannte, hießen die Beherrscher Rußlands Großfürsten, jetzt führen die Kinder und Geschwister des russ. Kaisers diesen Titel.

**Fürstenberg** ist ein seit 1806 mediatisirtes deutsches Fürstenthum mit 39 □ M. und 84,000 Einw., welches zerstückelt in Baden, Würtemberg und Hohenzollern liegt und den Fürsten von Fürstenberg gehört. Ihr Stammvater soll Egon (um 670) geheißen haben, von welchem sie noch den Vornamen führen, und Heinrich I. erbaute im 13. Jahrh. Schloß und Städtchen Fürstenberg in Schwaben, von welchem die Familie den Geschlechtsnamen erhielt. Im 16. Jahrh. theilte sie sich in die ältere kitzingthaler Linie, und die jüngere heiligenberger, welche letztere 1664 in den Reichsfürstenstand erhoben wurde und 1713 ausstarb. Der Fürstentitel ging nun auf die kitzingthaler Linie über, welche sich wieder in die 1744 ausgestorbene mößkirchner und in die stuhlinger Linie theilten. Aus dieser gingen endlich hervor die ältere fürstl. Linie, welche 1804 erlosch, die seitdem regierende sogenannte bair. Subsidiallinie und die landgräfliche Familie. Standesherr ist seit 1804 der Fürst Karl Egon, geb. 1796, der in Donaueschingen residirt und 600,000 Gld. jährliche Einkünfte hat. Das Haupt der seit 1755 landgräflichen Familie ist seit 1828 Friedrich Karl Joh. Nep. Egon, östr. Geheimrath und Oberceremonienmeister.

**Fürstenbund** (der deutsche) wurde am 23. Jul. 1785 zu Berlin von Preußen, Sachsen und Hanover gegründet, um mit vereinter Macht die Vergrößerungspläne Östreichs zu vereiteln. Joseph II. verfolgte nämlich mit erneutem Eifer den Plan, Baiern (s. d.) nach dem Erlöschen des kurbair. Mannsstammes mit dem Tode Maximilian Joseph's mit Östreich zu vereinigen. Allein der präsumtive Thronerbe des kinderlosen Karl Theodor, der Herzog von Zweibrücken, rief Friedrich II. Beistand an, welcher darauf den sogenannten Fürstenbund stiftete, dem später noch viele deutsche Fürsten beitraten und welcher Joseph von der Verfolgung seiner Pläne zurückhielt.

**Fürstenschulen** heißen die drei aus eingezogenen Klostergütern und in ehemaligen Klostergebäuden vom Kurfürsten Moritz von Sachsen 1543 gestifteten Erziehungs- und wissenschaftlichen Unterrichtsanstalten zu Pforta, Meißen und Grimma. Eine große Anzahl Knaben und Jünglinge werden in ihnen theils unentgeltlich, theils für ein geringes Kostgeld erzogen und erhalten eine wissenschaftliche Vorbildung, die



Digitized by Google

sich namentlich in Beziehung auf classische Sprachen durch Gründlichkeit und Vollständigkeit von jeher vortheilhaft ausgezeichnet hat. Früher war die Einrichtung dieser Schulen streng klösterlich; die Schüler wohnten in Zellen zu zweien oder vieren beieinander und den ältern war die Beaufsichtigung der jüngern überlassen. Daraus hatte sich ein Pennalismus (s. d.) gebildet, der mit den Erziehungsgrundsätzen neuerer Zeit in Widerspruch stand und eine Umbildung nöthig machte. Die Zellen sind gegenwärtig abgeschafft, die Schüler wohnen in größerer Anzahl in geräumigen Zimmern zusammen und werden von jüngern Lehrern (Collaboratoren) beaufsichtigt. Auch der Lehrplan hat zeitgemäße Umänderungen erfahren. Die größte und berühmteste Fürstenschule ist die Schulpforte, ehemals ein Cistercienserkloster, in einer reizenden Gegend, eine Stunde von Naumburg an der Saale, einzeln gelegen. Sie hatte anfangs 100, nachher 150 Zöglinge. Jeder kursächs. Stadt stand das Recht der Besetzung einer Anzahl von Freistellen zu, und einige adelige Familien hatten ein gleiches Vorrecht. Gegenwärtig sind die Schüler in zwölf Zimmer vertheilt, von denen je zwei unter der Aufsicht eines zwischen ihnen eine eigene Stube bewohnenden Collaborators stehen, und schlafen in sechs Schlafsälen. Das Lehrerpersonal besteht aus einem Rector, sieben Professoren, einem Tanzlehrer, einem Musiklehrer und einem Lehrer im Zeichnen und Schreiben. Das Rechnungswesen wird von einem eignen Rentmeister geführt. Eine Bibliothek von etwa 5000 Bänden steht Lehrern und Schülern zum Gebrauch frei. Die Pforte hat 1808 einen verbesserten Lehrplan erhalten und ist seit 1815 preußisch. — Die Fürstenschule zu Meißen führt den Namen Afranum, weil sie ehemals ein der heil. Afra geweihtes Kloster war. Sie hat 120 Stellen und darunter 20 Koststellen, acht Professoren, einen Schreiblehrer, einen Musiklehrer und einen Tanzlehrer, eine ansehnliche Bibliothek, und ist seit 1812 neu eingerichtet. — Die noch später erst umgestaltete Fürstenschule zu Grimma an der Mulde, daher Moldanum genannt, befand sich ursprünglich in Merseburg. Dann wurde ihr 1550 das ehemalige Augustiner-Eremiten-Kloster zu Grimma übergeben, welches in neuester Zeit eines Neubaus bedurfte, der 1828 eingeweiht wurde. Sie hat 85 Stellen, theils Frei-, theils Koststellen, fünf Professoren und mehre Unterlehrer, und eine Bibliothek von mehr als 4000 Bänden. Die Zahl der Schüler ist auf den Fürstenschulen nicht beschränkt, indem nach eingeholter königl. Erlaubniß auch solche, die nicht stiftungsmäßige Stellen haben und Extraneer genannt werden, am Unterrichte Theil nehmen dürfen. — Zu den Fürstenschulen rechnet man auch die hennebergsche Landesschule zu Schleusingen, welche 1577 gestiftet wurde und zuweilen auch die von dem Geschlechte Witzleben 1554 gestiftete Klosterschule zu Roßleben im preuß. Regierungsbezirk Merseburg, wegen ihrer den Fürstenschulen ähnlichen Einrichtung.

**Füseliere** oder **Füsiliere** sind leichte Fußsoldaten, welche in mehren Heeren eigne Bataillone bilden. So gehören z. B. in Preußen zu jedem Feldregimente zwei Bataillone Musketiere (s. d.) und ein Bataillon Füseliere. Der Name kommt von dem franz. **fusil**, d. i. Flinte, daher auch die Todesstrafe des Erschießens Füseliren oder Füsiliren genannt wird.

**Fussbad** wird diejenige Art von Bädern genannt, bei welcher nur die Füße bis an oder über die Waden in eine Flüssigkeit gebracht und 10—15 Minuten darin erhalten werden. Zu ihrer Anwendung bedient man sich besonderer Fußbadfäßchen oder Wännchen, welche die passende Höhe haben. Die Fußbäder werden zu mannichfachen Heilzwecken benutzt und leisten oft, selbst bei bedenklichen Zufällen, wesentliche und schnelle Hülfe. In der Mehrzahl der Fälle beabsichtigt man bei dem Gebrauche derselben eine kräftige Ableitung des Bluts von Kopf und Brust, wie z. B. bei Blutandrang nach diesen Körpergegenden, davon abhängigen Kopfschmerzen, Beklemmung und Kurzathmigkeit, einem drohenden Lungenblutsturze, Brustkrämpfen u. s. w.; oft verordnet man sie auch mehr ihrer rein örtlichen Wirkungen halber, wie z. B. um unterdrückte Fußschweiße wieder hervorzurufen, eine örtliche Schwäche in den Füßen zu heben oder um äußere Fußschäden, Geschwüre und dergl. zur Heilung zu bringen. Die Wirkungen der Fußbäder richten sich hauptsächlich nach dem verschiedenen Wärmegrade der dazu angewendeten Flüssigkeiten und den besondern Eigenschaften der in diesen Flüssigkeiten aufgelösten Substanzen. Die sehr kalten und sehr heißen Fußbäder kommen, wenngleich ihre erste Einwirkung eine grade entgegengesetzte ist, darin überein, daß sie einen gewaltigen Eindruck auf die Haut der Füße machen, einen vermehrten Zufluß von Blut nach ihr verursachen und bald eine reichlichere Ausdünstung derselben hervorrufen. Namentlich gilt das Letztere von den heißen Fußbädern, zumal wenn ihre ohnehin reizende Einwirkung noch durch Zusatz ebenfalls erregender arzneilicher Substanzen, wie z. B. des gepulverten Senfsamens, mehrer Salze und Säuren gesteigert wird.

**Fusswaschen** (das) ist seit der ältesten Zeit im Orient eine Höflichkeitsbezeigung der Gastfreundschaft, die der Hausvater entweder selbst dem Gaste erweist, um ihm seine Ergebenheit zu bezeigen, oder sie ihm durch Sklaven erweisen läßt. Da bei der Einsetzung des h. Abendmahls Jesus dieselbe Handlung an seinen Jüngern vollzog, um sie vor Eigendünkel und Selbstüberhebung zu warnen und auf Demuth hinzuweisen, so wurde diese sinnbildliche Handlung der Demuth von den ersten Christen und zwar vor dem Genusse des h. Abendmahls nachgeahmt. In der katholischen und griech. Kirche und in den evangelischen Brüdergemeinen findet sie noch am grünen Donnerstage statt. Der Papst, die Bischöfe und selbst gekrönte Häupter waschen an diesem Tage zwölf Armen die Füße und bedienen sie alsdann bei Tische.

**Fustage** heißen auf den Schiffen die hölzernen Gefäße, welche zur Aufbewahrung der Flüssigkeiten dienen. In der Handelssprache nennt man Fustage jedes Material, welches zur Einpackung von Kaufmannsgütern benutzt wird. Das Wort hängt zusammen mit Fusty, womit die Kaufleute alles Schadhafte und Nutzlose an der Waare bezeichnen, welches vom Werthe der Waare in Abrechnung (Fusty oder Fustarechnung) kommt.

# G.

**Gäa** (lat. **Tellus**) ist die uralte griech. Göttin, als welche die Erde vorgestellt wurde. Die Mythe erzählt von ihr, sie

Digitized by Google

sei aus sich selbst oder dem Chaos (s. d.) entstanden, habe den Uranos (Himmel) geboren und mit diesem dann die Titanen (s. d.) gezeugt. Da Uranos aber seine Kinder ins Innere der Erde verstieß, so regte sie G. zur Empörung auf, und den Kronos an der Spitze, bemächtigten sich dieselben der Weltherrschaft. Auch als dieser später durch Zeus (s. Jupiter) wieder entthront wurde, soll G. mit ihrem Rathe Beistand geleistet haben.

**Gabeln** werden alle in den verschiedensten Gebrauch kommende Werkzeuge genannt, welche aus zwei Spitzen, Armen oder Zinken bestehen, die in einem Stiel mit einander vereinigt sind. Am gebräuchlichsten sind bei uns die Tisch- oder Eßgabeln, deren man sich zu größerer Reinlichkeit statt der Finger bedient, um die Speisen zum Munde zu führen. Der Gebrauch derselben ist, so sehr er auch gegenwärtig allgemein geworden, doch nur erst seit den letzten Jahrhunderten bekannt. Früher bediente man sich beim Essen, wie noch jetzt viele Völker thun, nur der Finger, oder des Messers allein. Noch zu Ende des 16. Jahrh. war die wahrscheinlich in Italien zuerst gebrauchte Eßgabel an dem feingebildeten franz. Hofe eine neue Einführung, welche aber von da über das ganze gebildete Europa sich ausbreitete. Anfangs hielt man die Gabel für einen überflüssigen Luxusartikel, und in vielen Klöstern war bisher der Gebrauch derselben ausdrücklich untersagt. In Spanien gibt es noch gegenwärtig Gegenden, in denen man sich, wie dies auch in der Türkei geschieht, spitzer Hölzchen statt der Gabeln bedient. Die Chinesen haben zierlich gearbeitete Griffel von Elfenbein.

**Gabriel**, Held Gottes, einer der sieben Erzengel, welche nach jüdischer Volkssage den Thron Gottes umstehen. Er gilt bei den Juden als der Todesengel, sonst heißt er auch der Fürst des Feuers, beherrscht den Donner und treibt die Früchte zur Reife. Er soll auf den Befehl Jehovah's den Tempel angezündet haben, bevor dies durch die Krieger des Nebukadnezar geschah. Die Bibel nennt ihn als den Engel, welcher den Traum des Propheten Daniel auslegte (Daniel 8, 96), und die Erscheinung des Messias weissagte, der dem Zacharias die Geburt des Johannes und der Maria die Geburt Jesus des Messias verkündete. Die Mohammedaner verehren ihn als einen der vier hochbegnadigten Engel, welche die Rathschlüsse Gottes aufzeichnen, und als den, durch dessen Eingebung Mohammed den Koran erhielt.

**Gähnen** wird die eigenthümliche Art des Athemholens genannt, bei welcher auf eine, manchmal auch zwei und drei stärkere und länger anhaltende Einathmungen eine ebenso starke Ausathmung folgt, der Mund unwillkürlich weiter als gewöhnlich geöffnet, auch meistens ein durch die Bewegung der Luft entstehendes Geräusch vernommen wird. Es tritt vor und nach dem Schlafe in Folge von Ermüdung und aus Langweile ein, entsteht aber auch schon unter dem Einflusse des bloßen Gedankens an dasselbe und durch die Einwirkung des Beispiels. In Krankheiten ist es zuweilen ein bedenkliches Zeichen, so z. B. bei starken Blutungen u. dgl. Die Ansteckung des Gähnens beruht nur auf der unmittelbaren Nachahmungssucht der Menschen. Ebenso stecken auch Lachen und Weinen an.

**Gährung** ist eine merkwürdige Umwandlung (chemischer Proceß), welche organische (d. h. Pflanzen- und Thier-) Körper bei angemessener Temperatur in Verbindung mit Wasser und zum Theil unter Einfluß der Luft, ohne besonderes Zuthun erleiden. Man unterscheidet die geistige, die saure und die faule Gährung. Bei der geistigen Gährung scheidet sich theils an der Oberfläche der gährenden Flüssigkeit, theils auf dem Boden des Gefäßes ein eigenthümlicher Stoff: Gährungsstoff, Hefe oder Ferment aus. Die Hefe ist trocken eine bräunliche, hornartig durchscheinende, feste, jedoch leicht zerbrechliche und zerreibliche Masse ohne Geschmack, welche bei chemischer Zerlegung sich als eine Zusammensetzung von Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff erweist. Zum Eintritte der geistigen Gährung ist erfoderlich, daß gährungsfähiger Zucker oder Stärkemehl in einer wenigstens noch einmal so großen Quantität Wasser enthalten ist; daß eine organische, stickstoffhaltige Substanz, frische Hefe, Ferment (frisches Eiweiß, frischer Käse, gefaulter Mehlteig, Hausenblaselösung u. dgl.) in der Flüssigkeit in geringer Menge vorhanden ist; daß endlich die Flüssigkeit eine Temperatur von 7 bis 18° R. hat. Der Luftzutritt ist nur beim Anfange der Gährung nöthig, später ist er hinderlich. Die geistige Gährung wird verhindert durch Weingeist, mehr noch durch Kochsalz, Senfpulver und besonders ätherisches Senföl. Die durch geistige Gährung gewonnenen Flüssigkeiten werden im Allgemeinen Weine genannt, doch heißen so vorzugsweise die aus Trauben gewonnenen Flüssigkeiten, während Getreide Bier, Honig Meth, Äpfel Cyder u. s. w. geben. Die bei dieser Gährung auftretenden Erscheinungen sind folgende: Der in der Flüssigkeit enthaltene Zucker wird in Kohlensäure, die unter Aufbrausen mit zischendem Geräusche entweicht, und Weingeist zersetzt, wobei die Temperatur steigt, die Flüssigkeit sich trübt und Hefe ausscheidet. Dies dauert so lange fort, bis aller Zucker zerlegt ist; dann lagert sich die Hefe ab, die Flüssigkeit wird klar und hat den süßen Geschmack verloren und dagegen weinigen Geschmack und Geruch angenommen. Der stechende, prickelnde Geschmack der neuen Weine rührt von der noch in der Flüssigkeit zurückgebliebenen Kohlensäure her, und hält man die Kohlensäure durch Abschließung des gährenden Weines ab, zu entweichen, so erhält man die stark Kohlensäure haltigen mussirenden Weine, Champagner. (S. Champagne.)

Unter saurer Gährung versteht man die unter gewissen Bedingungen eintretende Umwandlung des Weingeistes in Essigsäure. Alle Weingeist enthaltenden Flüssigkeiten werden durch diese Gährung (eigentlich eine langsame Verbrennung des Weingeistes) in Essig verwandelt. Die Bedingungen, unter denen sie eintritt, sind, daß wässerige, weingeisthaltige Flüssigkeiten, z. B. Wein, Bier u. dgl., in Verbindung mit stickstoffhaltigen organischen Substanzen (Hefe, Kleber, fertigem Essig, Essigmutter, Weintrester, Kartoffelschalen, Spähnen) einer Temperatur von 20° bis 30° R. in besonders dazu vorgerichteten Gefäßen ausgesetzt werden.

Nachdem die organischen Körper die weingeistige und saure Gährung durchgemacht, gehen sie zuletzt in die faule Gährung, Fäulniß über. Indeß erleiden viele Körper auch die faule Gährung, verfaulen, ohne vorher eine andere Gährungsstufe durchgemacht zu haben. Wasser, Wärme (in sehr ge-

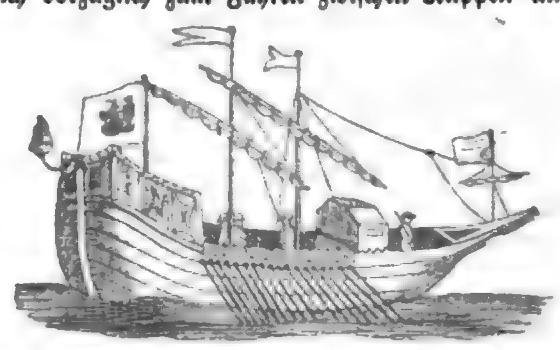


Digitized by Google

ringem Grade) und Luftzutritt sind Bedingungen. Es entwickeln sich bei derselben Kohlensäure, Kohlenwasserstoff, Hydrothionsäure, Ammoniak, welche mit übelriechenden organischen Stoffen vermengt, einen sehr widerlichen Geruch erzeugen. Die Gasentwickelung dauert fort, bis zuletzt eine moderhaltige Erde übrig bleibt. Um die Körper vor Fäulniß zu schützen, entfernt man die Luft von ihnen, trocknet sie aus, bringt sie in die Kälte oder behandelt sie mit Kohle, Salz u. s. f. Man packt z. B. Fische, Lerchen u. dgl., um sie zu verschicken oder längere Zeit aufzubewahren, in Kohlenpulver, Fleisch und Fische (Heringe z. B.) salzt man ein oder räuchert sie. Anatomische Präparate werden in Weingeist aufbewahrt. Der wirksamste Stoff zu Abhaltung der Fäulniß ist Kreosot (s. d.). Auch der Elektricität hat man sich zu Abwendung der Fäulniß bedient. Ist nur wenig Wasser vorhanden und die Luft fast ganz abgeschlossen, so erfolgt nicht Fäulniß, sondern Verwesung der stickstoffhaltigen organischen Körper. Pflanzenkörper verwandeln sich im Schoos der Erde, wo die Luft ausgeschlossen ist, in bituminöse, versteinerte Hölzer, Torf, Erdharz u. s. w. Organische Stoffe, die keinen Stickstoff enthalten, wie Holz, zerfallen ohne übelriechende Gase zu entwickeln, durch Luft und Feuchtigkeit, welcher Proceß das Vermodern ist. Man hat außer den erwähnten auch noch andere Arten der Gährung unterschieden, namentlich die schleimige Gährung. Unter dieser versteht man die eigenthümliche Veränderung, welche Weine, zuckerige Flüssigkeiten u. s. w. erleiden, indem sie dick und schleimig zäh werden. Sie geht oft der faulen Gährung voraus, wird eingeleitet durch Zusatz einer Abkochung von gereinigten Bierhefen oder Kleber und abgehalten durch Alaun, geringe Menge einer starken Mineralsäure und besonders durch Gerbestofflösung.

**Galant** (franz.) ist im Allgemeinen so viel wie artig, fein, und wird besonders auf das Benehmen bezogen, auf dessen äußerliche Glätte und Gewandtheit. Da sich die Männer eines artigen Benehmens gegen Frauen befleißigen, so wird mit Galanterie auch überhaupt das Verhältniß des gesellig gebildeten Mannes zu den Frauen bezeichnet, jedoch mit der Hindeutung auf die Leerheit der äußern Formen und auf die verborgene eigentliche Triebfeder derselben, die Sinnlichkeit. Nicht selten wird Galanterie als Euphemismus für gemeine Sinnlichkeit gebraucht, sodaß eine galante Frau für eine liederliche Frau gebraucht wird, und unter galanten Krankheiten die durch gemeine Ausschweifungen in der Liebe sich erzeugenden Krankheiten gemeint sind.

**Galeeren** sind Seeschiffe, welche durch Ruder in Bewegung gesetzt werden und 130—140 F. lang, 16—20 F. breit sind. Sie haben auf jeder Seite 25 Ruder, von denen jedes durch fünf Ruderknechte, welche Galeerensklaven heißen, in Bewegung gesetzt werden. Diese Ruderknechte sitzen innerhalb des Bords (Schiffsrandes) auf Ruderbänken. Durch das ganze Fahrzeug geht in der Mitte ein bedeckter Gang, welcher dazu dient, das Gepäck der Schiffsbemannung zu bewahren und auf dem die Aufseher hin und hergehen, um das Rudern zu reguliren und die Sklaven zu beaufsichtigen. Das mit einem langen Schnabel versehene Vordertheil des Schiffs hat ein Verdeck für die Soldaten, unter welchem einige größere und mehre kleinere Geschütze stehen. Die Cajüte des Capitains befindet sich im Hintertheil. Die Galeeren haben zwei niedrige Masten mit dreieckigen (sogenannten lateinischen) Segeln. Sie eignen sich vorzüglich zum Fahren zwischen Klippen und Un-



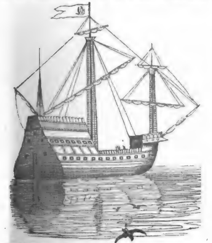
tiefen, weniger für die offene See, weil sie kein Verdeck haben. Galeeren von geringerer Größe, mit nur 16—20 Rudern auf jeder Seite, werden Galeoten, Galioten oder Halbgaleeren genannt. Bei ihnen hat jedes Ruder nur einen Ruderknecht, der zugleich Soldat und mit einer Muskete bewaffnet ist. Man bedient sich ihrer besonders im Kriege. Die zum Bombardement von Seeplätzen bestimmten und eingerichteten heißen Bombardiergalioten. Größer als die gewöhnlichen Galeeren, übrigens ebenso eingerichtet, sind die Galeassen. Sie sind stärker mit Geschütz besetzt, haben drei Masten, 30 Paar Ruder auf jeder Seite, ungefähr 1000 M. Bemannung und sind 170 F. lang, 30—34 F. breit. Seitdem die Segelschiffe verbessert worden, sind die Galeeren allmälig abgekommen, während sie im 13. Jahrh. die einzigen Schiffe waren, deren man sich im Seekriege bediente. Die Ruderarbeit ist eine der schwersten und härtesten Arbeiten, die es gibt, daher hat man zu Galeerensklaven nur Verbrecher genommen, und die Galeerenarbeit ist in den Ländern, welche noch Galeeren haben, die schwerste Strafe nach der Todesstrafe. Die Galeerensklaven werden, damit sie nicht durch die Flucht sich der Strafe entziehen, an Ketten gelegt, die geringste Vergehung wird mit harter Leibesstrafe geahndet und eine Selbstverstümmelung, welche zum Rudern unfähig macht, zieht Todesstrafe nach sich. Sie werden überdies beim Antritt der Strafe gebrandmarkt, wenn die Strafe auf Lebenszeit ausgesprochen ist, für bürgerlich todt erklärt und bekommen einen langen Rock zur Bekleidung. Auch werden ihnen die Haare vom Kopfe glatt weggeschnitten. Seitdem die Galeeren abgekommen, verwendet man die Galeerensklaven zu schweren Hafen- und Festungsarbeiten u. dgl. Auch nennt man in Frankreich die zu Arbeiten für das Seewesen bestimmten großen Gebäude Galeeren, in denen gewöhnlich Galeerensklaven arbeiten.

**Galēnus** war ein berühmter griech. Arzt, der 131 n. Chr. zu Pergamus in Kleinasien geboren wurde. Er machte, schon zum Ärzte gebildet, Reisen nach den damaligen Sitzen der Gelehrsamkeit, namentlich nach Alexandrien in Ägypten, hielt sich dann einige Zeit in seiner Vaterstadt auf und begab sich endlich 161 in Folge eines zu Pergamus entstandenen Aufruhrs nach Rom. Hier machte er sich bald durch seine Kunst berühmt und hielt öffentliche Vorlesungen über Anatomie; der Neid seiner Kunstgenossen verwickelte ihn aber so in Streitigkeiten, daß er sich genöthigt sah, grade als zu Rom eine ansteckende Krankheit ausgebrochen war,

Digitized by Google

nach Griechenland zu gehen. Hierauf blieb er auf Reisen, bis ihn die Kaiser Marc Aurel und Lucius Verus nach Aquileja beriefen. Nachher ging er als Leibarzt des Cäsar Commodus nach Rom. Kurz vor seinem Tode um 200 n. Chr. kehrte er nach Pergamus zurück. G. hielt sich von allen fruchtlosen Theorien in seiner Wissenschaft fern und nahm nur Erfahrung und Beobachtung zu Leiterinnen. Seine Gelehrsamkeit legte er in einer großen Menge von Abhandlungen nieder, die in griech. Sprache geschrieben sind und von denen ein Theil uns erhalten, ein großer Theil aber verloren gegangen ist. G. und Hippokrates (s. d.) werden als die Repräsentanten der alten Heilkunde angeführt.

**Galeone** oder Galione heißen die jetzt nicht mehr gebräuchlichen großen Kriegsschiffe, mit drei Masten und drei bis vier Verdecken, deren sich die Spanier vorzugsweise bedienten, und aus denen die sogenannte Silberflotte bestand, welche jährlich von Europa nach Amerika ging, um dort die aus den Bergwerken gewonnenen Schätze und andere kostbare Handelsartikel zu holen. Im weitern Sinne nannte man auch jedes zwischen Amerika und Europa segelnde Schiff Galeone, und Galionist hieß jeder auf diesen Schiffen seinen Handel betreibende Kaufmann.



**Galerie** oder Gallerie heißt in der Baukunst jedes Zimmer, welches eine wenigstens dreimal größere Länge als Breite hat. Solche gangartige Gemächer dienen theils zur Verbindung verschiedener Zimmerabtheilungen, theils werden sie angelegt, um Kunstgegenstände, namentlich Gemälde darin aufzustellen, wozu zunächst der Umstand Veranlassung gegeben haben mag, daß derartige Räume in der Regel nur in der Vorderwand mit Fenstern versehen sind und diese daher ein für Gemälde vortheilhaftes Licht auf die nahe gegenüberstehende Rückwand werfen. Man hat dann im Allgemeinen Galerie jede Gemäldesammlung genannt, die Gemälde mochten in gangartigen Zimmern aufgestellt sein oder nicht. Solche Gemäldesammlungen gewähren, wenn sie gute und viele mit Geschmack und Kenntniß geordnete und aufgestellte Kunstwerke besitzen, nicht allein einen hohen Kunstgenuß, sondern dienen auch vorzüglich dem Künstler und Kunstfreunde zum fruchtreichen Studium; er sieht die ausgezeichnetsten Muster vor sich, lernt die Vollkommenheiten der verschiedenen Schulen beurtheilen und schätzen und kann interessante Beobachtungen über das Fortschreiten der Kunst, über den wechselnden Geschmack der verschiedenen Zeiten u. s. w. machen. Schon die Alten legten Gemäldegalerien an, und namentlich waren sie ein Gegenstand des Luxus bei den röm. Großen. Rom, Neapel, Paris, Dresden, München, Wien und Berlin haben gegenwärtig die ausgezeichnetsten Gemäldegalerien, welche zum Theil Staatseigenthum und dem gebildeten Publicum geöffnet sind. Man hat Galerie auch in noch ausgedehnterer Bedeutung gebraucht, indem man nicht nur Sammlungen von Kupferstichen, sondern auch beschreibende naturwissenschaftliche und historische Werke Galerien betitelt hat.

**Galgen** leitet man nicht unwahrscheinlich von dem isländ. „Gagl" (Baum, Ast oder Gipfel) ab und versteht darunter ein Gerüst, oder auch nur einen senkrecht stehenden Pfahl mit einem Querholze, an welchem Missethäter vermittelst eines um den Hals geschlungenen Strickes vom Henker aufgehangen (gehenkt) werden. Man unterscheidet ihrer Bauart nach dreierlei Arten von Galgen. Sind sie permanent und zu diesem Zwecke unten am Fuße mit einer Einfriedigung von Mauerwerk und Pfeilern versehen, wie man sie am häufigsten in der Nähe der Städte antrifft, so nennt man sie Hochgerichte; Dorfgalgen, wenn sie nur aus drei gemauerten Säulen oder ebenso viel hölzernen Pfosten bestehen, und versteht endlich unter Knie- oder Schnellgalgen solche Galgen, die von einem einzigen, mit einem Arme versehenen Pfahle gebildet werden. Der Gebrauch der Galgen zur Vollziehung der Todesstrafe ist sehr alt und kam bei den Israeliten schon in den ältesten Zeiten vor. In Europa trat die Strafe des Galgens an die Stelle der Kreuzigung, welche Konstantin der Große abschaffte. Auch Privatpersonen durften in frühern Zeiten auf ihren Territorien Galgen errichten, jedoch nur dann, wenn sie vom Landesherrn ausdrücklich mit dem „Blutbann, Stock und Galgen" belehnt waren. Man hielt von jeher die Orte, wo Galgen stehen, für verrufen; die Galgen mußten daher so weit von der Grenze entfernt sein, daß ihr längster Schatten nicht auf das fremde Gebiet fallen konnte. Gegenwärtig nimmt man dafür gewöhnlich einen Abstand von 24 Ellen an. Da jede Berührung des Galgens und jede Beschäftigung mit demselben nach den frühern Begriffen anrüchig machte, „infamirte" — daher die Schimpfwörter „Galgenstrick, Galgendieb, Galgenvogel" u. a. m. — so war das Erbauen und selbst das Ausbessern eines Galgens mannichfachen Solennitäten unterworfen. So mußten bei Errichtung eines Galgens die Mitglieder sämmtlicher dabei erforderlicher Handwerke des Orts, dem die Erbauung desselben oblag, den Bau zugleich anfangen, und dies geschah nur erst dann, wenn vorher der Beamte des Orts feierlich erklärt hatte, daß Niemanden der Bau infamiren solle und hierauf selbst die erste Hand an den Bau ge-

Digitized by Google

legt hatte. In neuerer Zeit ist die Todesstrafe des Hängens in vielen Staaten, außer in England, aufgehoben und hiermit zugleich das Aufhängen der Missethäter im Bildnisse abgeschafft worden. Die letzterwähnte Strafe tritt dann ein, wenn der zum Strange Verurtheilte sich durch die Flucht gerettet hat. Allgemein gebräuchlich ist es noch, im Kriege Spione zu hängen.

**Galicien** (das Königreich) ist eine span. Provinz, welche von den Zweigen der cantabrischen Gebirgskette nach allen Seiten durchzogen wird, und hat einen Flächenraum von 748 □M. mit ungefähr zwei Mill. Einw. Es bildet den nordwestlichsten Theil der pyrenäischen Halbinsel und wird im N. und W. vom atlant. Oceane bespült, der hier eine bedeutende Anzahl vortrefflicher Häfen bildet; im S. machen die beiden portug. Provinzen Entre Douro e Minho und Tras os Montes, im O. Asturien, Valladolid und Leon die Grenze G.'s, in welchem der Minho entspringt, der im untern Theile seines Laufes Spanien und Portugal voneinander scheidet. Das Klima ist gesund, in den hochliegenden Gegenden rauh, sonst überall mild und feucht. Getreide ist Hauptproduct; Hanf und Flachs sind von vortrefflicher Qualität; unter den Weinen ist der von Rivadavia sehr geschätzt. Da der westl. Küstenstrich G.'s meist aus fruchtbarem Weidelande besteht, so ist die Viehzucht bedeutend und die Ausfuhr von Butter und Käse nicht unbeträchtlich. An den Küsten bildet der sehr ergiebige Fisch- und Sardellenfang eine Hauptnahrungsquelle; die Sardellen werden getrocknet und nach Südfrankreich und der Levante verführt. Unter den wenigen Fabriken sind nur die Leinwand- und Strumpffabriken von einiger Wichtigkeit. Hauptstadt des Landes ist San-Jago de Compostella mit 25,000 Einw., wo man im Dome den Leichnam des Apostels Jakobus des Jüngern zeigt, welcher der Schutzpatron von Spanien ist und hier das Christenthum gepredigt haben soll. (S. Spanien.) Die Bewohner des Landes heißen Gallegos und sind ein kräftiger, derber Menschenschlag, thätig und arbeitsam, unverdrossen, gute Soldaten und von biederm Charakter. Sie werden häufig mit den Gascognern (s. Gascogne) verglichen, mit denen sie auch in der Großsprecherei Ähnlichkeit haben sollen. Ein großer Theil wandert (wie manche andere Gebirgsvölker, z. B. Tiroler, Auvergnaten, Savoyarden u. s. w.) alljährlich aus, treibt in den großen Städten Spaniens und Portugals das Gewerbe der Wasserträger, Taglöhner u. s. w. und zieht endlich mit seinen Erwerb wieder in die Heimat.

**Galilei** (Galileo), der vorzüglichste Begründer der neuern streng wissenschaftlichen Naturwissenschaften, war geb. 1564 zu Pisa, der Sohn eines florent. Edelmannes, Vincenzo Galilei. Trefflich vorbereitet, ging er 1581 auf die Universität zu Pisa und studirte daselbst Arzneiwissenschaft und Aristotelische Philosophie. Mit scharfer Beobachtungsgabe von der Natur beschenkt, mit einem freien gebildeten Geiste, der sich weder durch Misverständnisse falscher Religiosität noch durch herkömmliche Schulweisheit befangen und irre leiten ließ, machte er bald die glänzendsten Entdeckungen. So soll er schon als Jüngling von 19 Jahren durch die Schwingungen einer von der Decke herabhangenden Lampe im Dom zu Pisa auf die Bemerkung geführt worden sein, daß die Schwingungen eines freischwingenden Körpers fortwährend in gleichen Zeiten sich vollenden, eine Entdeckung, auf welcher die Lehre vom Pendel und alle die unzähligen Anwendungen dieses wichtigen Instrumentes beruhen. Nächst den Naturwissenschaften zog ihn am meisten die Mathematik an, und so große Fortschritte machte er in dieser Wissenschaft, daß er schon 1589 das Amt eines Professors der Physik zu Pisa bekleidete. Um diese Zeit machte

er auch die Entdeckung, daß alle Körper gleich schnell fallen, welches auch ihre natürliche Beschaffenheit sein mag (s. Fall), und stellte vor einer großen Menge von Zuschauern diese Entdeckung bestätigende Versuche an, welche um so größeres Aufsehen machte, da sie mit der täglichen Erfahrung scheinbar im völligen Widerspruche stand. Die Anhänger der alten Gelehrsamkeit verfolgten G. für seine großen Entdeckungen mit solchem Eifer, daß er sich genöthigt sah, seine Professur schon nach zwei Jahren niederzulegen. Er fand indeß schon 1592 eine neue Anstellung als Lehrer der Mathematik zu Padua. Neue Entdeckungen verbreiteten seinen Ruf bald über die ganze gebildete Welt und zogen aus allen Gegenden Schüler zu ihm. Er entdeckte auch die übrigen Gesetze des freien Falls, den Proportionalcirkel, nach Einigen auch den Thermometer, machte magnetische Beobachtungen und construirte nach unbestimmten Angaben das Fernrohr (s. d.) in der Einrichtung, welche noch jetzt nach ihm den Namen trägt. Mit diesem beobachtete er den Himmel und fand reiche Gelegenheit zu den geistvollsten Bemerkungen. Er sah die Unebenheit der Mondoberfläche, entdeckte die Monde des Jupiter (7. Jan. 1610), den Ring des Saturn, die Flecken und die Umdrehung der Sonne u. s. w. Da berief Herzog Cosmus II. 1610 G. als ersten Professor der Mathematik nach Pisa, mit der Erlaubniß, so oft er wolle, auch an einem andern Orte seinen Wohnsitz nehmen zu dürfen. G. entdeckte nun, daß die Planeten Mercur und Venus ähnliche Lichtwechsel wie der Mond zeigten, woraus auf das Unfehlbarste die Richtigkeit des Koper-

Digitized by Google

nicanischen Weltsystems (s. Kopernicus) sich ergab. Bekanntlich lehrt dieses, daß die Sonne stillstehe, die Erde wie die übrigen Planeten dagegen sich um dieselbe herum bewege. Diese Lehre stand scheinbar im Widerspruche mit dem Anrufe Josua's: „Sonne steh still", von dem die Bibel erzählt (Jos. X, 12), und diesen Umstand benutzten die Feinde G.'s, ihn zu verketzern, als habe er es mit seiner Lehre auf Umsturz der christlichen Religion abgesehen. G. mußte sich in Rom vertheidigen und zuletzt versprechen, weder in Worten noch Schriften seine Lehre weiter zu verbreiten. Durch eine literarische Streitigkeit lud G. auch noch den Haß der Jesuiten auf sich. Er hatte ein Werk geschrieben, in dem drei Personen sprechend auftreten, von denen die eine das alte (Ptolemäische), die andere das neue (Kopernicanische) Sonnensystem vertheidigt, während die dritte, ein einfältiger Mensch, Simplicio, das Urtheil spricht, — und begab sich selbst nach Rom, vom Papste Urban VIII., der ihn sehr hoch schätzte, die Erlaubniß zum Druck zu erlangen. Er erhielt sie und 1632 erschien das Buch in Florenz. Alle Feinde des G. fielen über dasselbe her und brachten auch den Papst auf ihre Seite, indem sie ihn beredeten, G. habe sich über ihn selbst, den der Druck eines so gefährlichen Werkes erlaubt, lustig gemacht, indem er ihn in der Person des Simplicio dargestellt. G. wurde 1633 vor das Inquisitionsgericht nach Rom berufen, mußte mehre Monate im Gefängniß schmachten und dann knieend, die Hand auf das Evangelium gelegt, die von ihm wissenschaftlich erkannte und bewiesene Wahrheit abschwören. Aber so groß soll die Gewißheit der Wahrheit und der Unwille über die eben ausgesprochene Unwahrheit in ihm gewesen sein, daß er nach dem Schwure sich erhebend, mit dem Fuße aufgestampft und gesagt haben soll: „Und doch bewegt sie sich" (die Erde). Er sollte noch auf unbestimmte Zeit im Kerker der Inquisition bleiben, erhielt jedoch bald die Erlaubniß, im bischöflichen Palast zu Siena und dann im Kirchspiel Arceti bei Florenz sich aufzuhalten. Er hörte im Greisenalter nicht auf zu forschen und zu sinnen, machte noch mehre großartige Entdeckungen und schrieb zwei ewig denkwürdige Werke über die Bewegung. Zuletzt wurde er blind, taub, litt an Schlaflosigkeit und Gliederschmerz und starb endlich am 8. Jan. 1642, worauf er in der Kirche Sta.-Croce zu Florenz beigesetzt wurde. Sein Grab schmückt jetzt ein herrliches Denkmal.

**Galizien.** Das Königreich Galizien und Lodomerien mit der Bukowina, dessen größter Theil seit 1772 schon dem Kaiser von Östreich als König von Ungarn unterthan ist, hat einen Flächeninhalt von 1548 □M. mit 4,560,000 Einw. und wird im S. von Siebenbürgen und Ungarn, im O. und N. vom russ. Polen und Krakau, im W. von östr. Schlesien begrenzt. Der südl. Theil ist Gebirgsland der Karpaten, die hier insgemein Czernagora oder schwarze Berge heißen und sich an einigen Stellen bis zu etwa 6000 F. erheben. Die zahlreichen von ihnen herabfallenden Flüsse werden entweder durch die Weichsel (San mit Wisloka, Dunajec, Bug u. a.) nach der Ostsee, oder (wie der Pruth) durch die Donau nach dem schwarzen Meere geführt. In dasselbe ergießt sich auch der Dniester, welcher die Podhara, den Sereth, Stry und die Lomnica aufnimmt. Der größte Theil G.'s gehört dem nordeurop. Flachlande an und hat, weil es wegen seiner nördl. Abdachung dem Vorherrschen der Nordostwinde ausgesetzt ist, ein strenges Klima. Der Boden ist vielfach sandig und morastig, doch fehlt es keineswegs an fruchtbaren Fluren; namentlich liefert das Land im Osten von Lemberg vortreffliches Getreide in Menge; es gedeihen Hanf, Flachs, Taback, Rhabarber u. s. w. Einen Hauptnahrungszweig bildet neben dem Ackerbau die Viehzucht; die Pferderace ist in neuern Zeiten, namentlich in der Bukowina, sehr veredelt worden; das Rindvieh wird zu vielen Tausenden außer Landes geführt. In den dichten Wäldern leben noch Bären und Wölfe, und am Bug Bibercolonien. Die vielen Teiche sind sehr fischreich; die Bienenzucht ist bedeutend. An Mineralien liefert das Land vortreffliches Eisen, etwas Kupfer und Silber; die Bistritza führt Gold mit sich; in den Karpaten werden häufig Steinölquellen gefunden. Ein besonders wichtiges Product aber ist das Salz, woran G. einen unerschöpflichen Reichthum hat. Die Steinsalzwerke von Bochnia und Wieliczka (s. d.) sind weltberühmt.

Seit dem Jahre 1772 hat das Land an Volksmenge und Wohlstand zugenommen; zahlreiche deutsche Colonisten (etwa 80—90,000) haben sich angesiedelt und dem Ackerbaue Aufschwung gegeben. Doch ist der poln. und rußniakische Bauer noch immer im Allgemeinen unwissend und träge. Der Gewerbfleiß ist im Steigen, namentlich in den an Schlesien grenzenden Theilen, wo seit einiger Zeit Leinwand- und Baumwollenwaaren fabricirt werden. Die Eisenwerke und Wachslichterfabriken sind von Bedeutung.

G. hatte im Mittelalter einheimische Herzoge, unter denen die von Halicz (von dem das ganze Land den Namen) die bedeutendsten waren. Ungarn und Polen stritten sich um die Herrschaft und Polen behauptete es seit 1340. Doch fielen immer aufs Neue Einfälle der Tataren, Türken und Kosacken vor. Das jetzige Königreich G. ward 1772 in Folge der ersten poln. Theilung aus dem vormaligen Rothpreußen und einem Theile Kleinpolens gebildet. Seit 1786 gehört auch die Bukowina zu G., das 1795 nach der letzten Theilung noch mit Westgalizien und Krakau vergrößert ward. Diese letztere Stadt ist jedoch späterhin mit ihrem kleinen Gebiete für unabhängig erklärt worden; sowie ein Theil G.'s, worin Zamosc liegt, dem russ. Königreiche Polen einverleibt worden ist. Das Königreich G. ist gegenwärtig in 19 Kreise getheilt; höchste Behörde ist die Hofkanzlei in Wien, unter welcher das Landesgubernium steht, das in der Hauptstadt Lemberg seinen Sitz hat, wo sich auch ein Appellationsgericht befindet. Seit 1775 hat G. Postulatlandstände, die aus Abgeordneten des Herren- und Ritterstandes und der Städte bestehen. Die Mehrzahl der Bevölkerung besteht in den mittlern und östl. Kreisen, in denen eine aus Russisch und Polnisch gemischte Sprache geredet wird, aus Rußniaken (Rothreußen) und Polen; in den Karpatengegenden wohnen in der Ebene die sogenannten Mazuraken, im Gebirge die Gorallen, d. h. Bergbewohner, ein Volksstamm, der seine alte Eigenthümlichkeit und einfache Lebensweise bis auf den heutigen Tag bewahrt und sich mit seinen Nachbaren nicht vermischt. Manche Gorallen gehen alljährlich ins Tiefland, arbeiten dort um Lohn und kehren mit dem Erworbenen wieder heim. Alle wissen vortrefflich mit der Axt umzugehen, die in ihren Händen eine furchtbare Waffe bildet. Sobann leben in G. etwa 90,000

Digitized by Google

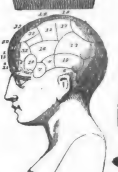
Deutsche; mehr als 150,000 Moldwenen (ein walachischer Stamm) in der Bukowina, und 300,000 Juden, die überall zerstreut sind. Mehr als 2½ Mill. in G. bekennen sich zur unirten griech. Kirche; über 100,000 zur nicht-unirten, 500,000 sind Katholiken. In der Bukowina leben auch Philippowanen, eine altgläubige Sekte der griech. Kirche. Sie siedelten sich dort an, weil sie in ihrer alten Heimat, der Krim, intolerant behandelt wurden.

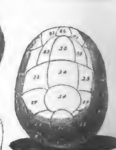
Die wichtigsten Städte in G. außer Lemberg (s. d.) sind: Przemysl am San, mit 7000 Einw.; Jaroslaw am San, mit 10,000 Einw., wichtigem Handel und einer berühmten Messe, auf der oft binnen wenigen Tagen 20,000 Pferde und 40,000 Stück Rindvieh verkauft werden; Sambor am Dniestr, mit 9000 Einw., in dessen Umgegend eine Pfälzer-Colonie sich besonders mit Rhabarberbau beschäftigt; Brody, eine bekannte Handelsstadt mit etwa 24,000 Einw., wovon drei Viertheile Mosaischer Religion; Tarnopol am Sereth, mit 10,000 Einw., und die kleine Stadt Halicz am Dniestr.

Die Bukowina, d. h. Buchenwald, ein höchst fruchtbares und anmuthiges Land, das früher zur Moldau gehörte, hat nahe an 150 □M. und 270,000 Einw. Die Hauptstadt Tschernowitz, mit mehr als 8000 Einw., liegt unweit vom Pruth und treibt starken Handel.

**Gall** (Joh. Jos.), Doctor der Medicin, geb. 1758 zu Tiefenbronn im Großherzogthume Baden, studirte in Wien die Arzneiwissenschaft und erwarb sich durch seine Schriften

philosophisch-medicinischen Inhalts, am meisten aber durch die von ihm aufgestellte Schädellehre einen ausgebreiteten Ruf. Nach dieser ist das Gehirn der Hauptsitz der Seele und die Eigenschaften der Seele drücken sich zum Theil schon äußerlich in der Form des Schädels aus, sodaß man aus den Erhöhungen (Organen), welche der menschliche Schädel zeigt, auf die Eigenschaften der Seele des einzelnen Menschen schließen kann. Diese Organe des Gehirns sind nach ihrer gegenseitigen Lage in nachstehenden Umrissen nach G.'s und seiner Schüler (namentlich des Dr. Spurzheim) Lehre angegeben und die Zahlen geben den Nachweis zu den Bedeutungen. G. hielt über seine Lehre mündliche Vorträge in verschiedenen größern Städten und begab sich endlich nach Paris, wo er als praktischer Arzt lebte, Vorlesungen hielt und ein großes medicinisches Werk herausgab. Er starb 1828 auf seinem Landhause Montrouge bei Paris. Selbst angenommen, daß seine Schädellehre, namentlich in der von ihm angegebenen Ausführlichkeit und Beziehung auf einzelne Organe, Täuschung und Erdichtung sei, so ist sie doch immer von historischem Interesse, und G. hat sich durch verschiedene andere, namentlich anatomische Entdeckungen, unleugbare Verdienste erworben.





1. Liebe (Verliebtheit).
2. Fortpflanzungstrieb.
3. Abgeschlossenheit.
4. Anhänglichkeit.
5. Streitsucht.
6. Zerstörungslust.
7. Baulust.
8. Erwerbungslust.
9. Verschlossenheit.
10. Eigenliebe.
11. Freude am Lobe.
12. Vorsicht.
13. Wohlwollen.
14. Verehrung.
15. Hoffnung.
16. Liebe zum Idealen und Wunderbaren.
17. Gewissenhaftigkeit.
18. Festigkeit.
19. Bestimmte Eigenheit des Verstandes.
20. Schönheitssinn.
21. Größen- (Höhen-) Sinn.
22. Schwersinn.
23. Farbensinn.
24. Localsinn.
25. Ordnungssinn.
26. Zeitsinn.
27. Zahlensinn.
28. Tonsinn.
29. Sprachsinn.
30. Scharfsinn.
31. Ergründungs-, Erforschungssinn.
32. Witz.
33. Nachahmungssinn.

Digitized by Google

**Galläpfel**, Gallen, sind holzige, apfelähnliche Auswüchse, welche auf den Blättern mehrer Gattungen Eichen, besonders der Quercus infectoria, durch den Stich der Gallwespe oder Eichenblattwespe erzeugt werden. Das Weibchen der Gallwespe legt nämlich in ein Loch, welches sie mit dem hinten an ihrem Leibe sitzenden Stachel in die untere Fläche des Eichenblatts bohrt, ein kleines Ei. Bald entsteht durch den Zufluß der Pflanzensäfte ein rundlicher grüner oder röthlicher Auswuchs an der verwundeten Stelle. Das Ei im Innern des kleinen Apfels schwillt auf und bringt endlich eine Made hervor, die sich von dem schwammigen, mit der Zeit immer mehr verhärtenden Inhalte des Gallapfels nährt, sich endlich verpuppt und darauf als Wespe die Hülle durchfrißt und davonfliegt. Die Gallwespe ist etwas kleiner als die gemeine Stubenfliege, hat einen braunen kuglichen Hinterleib und eine schwarz und orangegelb gestreifte Brust. Die Galläpfel machen einen wichtigen Handelsartikel aus, weil sie wegen der großen Menge des in ihnen enthaltenen Gerbestoffs vielfach benutzt werden. Man bedient sich ihrer in den Gewerben, in der Färberei, in der Medicin und zur Bereitung der schwarzen Tinte. Im Handel werden zwei Sorten unterschidden: die minder guten hellen (weißen oder gelben), aus denen die Wespe in der Regel ausgeflogen, und die vorzüglichern dunklen (blauen, grünen oder schwarzen), welche gesammelt werden, ehe das Thierchen in ihnen sich entwickelt. In südl. Gegenden sind die Galläpfel besser als in nördl. und man zieht daher die ausländischen den europ. vor. Am geschätztesten sind die levant. Galläpfel (Knoppern), welche klein, höckerig, fest und schwer sind. Schlechtere Sorten kommen aus Ungarn, Böhmen und Italien. Man erkennt die Güte des Gallapfels daraus, daß er im Wasser schnell zu Boden sinkt.

**Galle**, eine von der Leber abgesonderte dunkelgelbe und etwas zähe Flüssigkeit von bitterm Geschmack, die im Wasser auflöslich ist, aus Wasser, einer geringen Menge gelber Materie, Eiweiß, einer Art Harz und verschiedenen Salzen besteht und in die Leber- und Blasengalle unterschieden wird, welche letztere in der Gallenblase enthalten, von dunklerer Farbe, dicklicher und bitterer ist als erstere und zuweilen zur Entstehung von sogenannten Gallensteinen Veranlassung gibt. Bei den Säugethieren und Vögeln ist die Galle dunkler und schärfer als bei den Amphibien und Fischen. Der sogenannte Gallenstoff ist außerordentlich bitter, hat einen süßlichen Nachgeschmack, einen eigenthümlichen Geruch und bei den meisten Thieren eine grüne oder grüngelbliche Farbe. Die Galle ist ein wesentliches Beförderungsmittel der Verdauung, indem sie sich in den sogenannten Zwölffingerdarm ergießt, daselbst mit dem Speisebrei mischt, zur Verwandlung desselben in Speisesaft und dadurch wieder mittelbar zur Ernährung des Körpers beiträgt. Sie erleichtert ferner durch den Reiz, den sie auf die Darmwandungen ausübt, die Thätigkeit der Därme, und dient endlich auch zur Aufnahme mancher unbrauchbaren Stoffe aus dem Blute. Wird die Absonderung der Galle auf irgend eine Art krankhaft verändert, so nimmt die Galle selbst bald die Farbe des Grünspans an und wird so bitter, daß sie die Zähne stumpf macht, oder erhält die Farbe und Consistenz des Eidotters u. s. w., führt aber auch, abgesehen davon, verschiedene kürzere oder längere Zeit anhaltende Krankheitszustände herbei, wie Gallenfieber, Gelbsucht (s. d.) u. s. w.

**Gallen** werden die weichen, unter dem Drucke des Fingers eine wellenförmige Empfindung erregenden, bald größern, bald kleinern, kalten, unschmerzhaften Geschwülste genannt, welche bei den Pferden an gewissen Gelenken, an den Schleimbeuteln derselben oder an den Sehnen vorkommen. Nach der Verschiedenheit ihres Sitzes und ihres Grades haben sie mancherlei Benennungen erhalten, so z. B. Flußgalle, Sehnengalle, Kniegalle, Fersengalle u. s. w. Unter dem Ausdrucke Flußgalle versteht man eine Gallengeschwulst, die sich an den Gelenken der hintern Schenkel, selten der vordern, befindet und die Thiere an der freien Bewegung hindert. Zu frühe und übermäßige Arbeit, namentlich zu frühes Einspannen und Dressiren, das Klettern auf steinigen Bergen, lang anhaltendes Gehen in zähen und tiefen Sümpfen geben zur Entstehung des Übels Veranlassung. Übrigens sind ihm schlaffe Pferde mehr ausgesetzt als gute Race-Pferde. Pferdekäufern diene die Bemerkung, daß sie ein Pferd nicht in Augenschein nehmen unmittelbar nachdem es einen Marsch gemacht hat, sondern dasselbe wenigstens einige Stunden ruhen lassen, denn sehr oft verschwinden die Flußgallen nach einer starken Bewegung, stellen sich aber nach einer kurzen Ruhe wieder ein. Da dieselben ferner im Sommer gewöhnlich größer und stärker sind als im Winter, erfodern Einkäufe zur Winterszeit besondere Vorsicht. Sehnengallen sind nichts Anderes, als widernatürliche Ausdehnungen der Sehnenscheiden mit gleichzeitiger Ansammlung lymphatischer Feuchtigkeiten ebenfalls in Folge zu großer Anstrengung. Die zur Beseitigung der Gallen empfohlenen Mittel sind sehr zahlreich; als das sicherste von ihnen hat sich bis jetzt die Anwendung des glühenden Eisens bewährt.

**Gallenfieber**, eine hauptsächlich auf fehlerhafter Gallenabsonderung beruhende Krankheit, die, wie alle Fieber, mit Frösteln, Hitze, Gefühl von Mattigkeit u. s. w. beginnt, sich indeß hauptsächlich durch äußerst heftigen Kopfschmerz, Mangel an Eßlust, bitteres Aufstoßen, bittern Geschmack im Munde, Übelkeiten, Erbrechen galliger Stoffe, Störungen des Stuhlganges, bald Verstopfung, bald Durchfall, gelbliche Färbung der Haut, sowie des Weißen im Auge, im Anfange oft noch reine, später gelblich oder bräunlich belegte Zunge, großen Durst, besonders Verlangen nach kühlenden, säuerlichen Getränken, dunkelgelben Urin, Druck, Gefühl von Vollsein und Spannung in der Leber und Magengegend u. s. w. kund gibt. Die Krankheit entscheidet sich gewöhnlich binnen 4—14 Tagen durch gallige Ausleerungen nach oben oder unten, Veränderung des Urins, reichliche, oft sehr stark riechende und die Wäsche gelb färbende Schweiße, Entwickelung eines Ausschlages um den Mund, Eintritt eines ruhigen Schlafes, wobei die Zunge nach und nach rein wird, Eßlust und Verdauungskraft täglich zunehmen und die fieberhaften Bewegungen sich ganz verlieren. Das Gallenfieber ist immer



Digitized by Google

eine nicht unbedeutende Krankheit, die zwar meistens in kurzer Zeit mit Genesung endet, mitunter aber doch auch üble Nachkrankheiten zur Folge hat, so z. B. zuweilen in Gehirn- oder Leberentzündung ausartet und dann leicht tödtlich wird. Nicht selten kommt dasselbe epidemisch vor, bei uns am häufigsten in heißen Sommern, bei zugleich feuchter Witterung und kalten Nächten. In heißen Klimaten nimmt die Krankheit oft einen furchtbaren Charakter an. Als Ursache des Gallenfiebers ist Alles zu betrachten, was die Thätigkeit der Leber ungewöhnlich steigern und die sogenannte gallige Anlage erzeugen kann. Das cholerische und melancholische Temperament, der längere Aufenthalt in heißen und zugleich feuchten Landstrichen, anhaltende Sommerhitze, fortwährender Genuß einer allzu reichlichen, erhitzenden Kost, fetter, stark gewürzter Fleischspeisen und geistiger Getränke, öftere Störung oder Aufregung der Thätigkeit der Leber durch Gemüthsbewegungen, wie Zorn, Ärger, mangelhafte Absonderung und Ausführung der Galle begründen vorzugsweise Anlage zu Gallenkrankheiten und so auch zu dem Gallenfieber.

**Gallerte** bezeichnet eigentlich jeden thierischen Leim (s. d.), vorzugsweise aber einen solchen leimartigen Auszug, welcher als Nahrungsmittel benutzt wird. Verschiedene Bestandtheile des thierischen Körpers, vorzüglich Knorpeln, Knochen (das Geweih des Hirsches), Haut, Sehnen und viele andere liefern Gallerte, indem sie sich beim Kochen mit Wasser zu einer schleimigen Flüssigkeit auflösen, welche in der Kälte zu einer weichen, elastischen, zitternden, durchsichtigen Masse gerinnt. Schon in der Fleischbrühe ist im aufgelösten Zustande Gallerte neben noch andern thierischen Stoffen enthalten und trägt zur Nahrhaftigkeit derselben bei. Beiweitem mehr als im Fleische findet sich Gallerte in den Knochen, welche theils aus einem kalkhaltigen eigentlichen Knochenskelett, theils aus Knorpelmasse, welche jenes überall ausfüllt, bestehen. Die letztgenannte Masse kann man für sich darstellen, wenn man bei einer Temperatur von ungefähr 10° R. die Knochen mit starkverdünnter Salzsäure übergießt; diese löst die kalkige Knochenerde auf und läßt die Knorpelmasse als eine durchscheinende Masse von der Gestalt der Knochen zurück. Der Knorpel löst sich durch Kochen im Wasser zu Gallerte auf. Man gewinnt auch die Gallerte aus den Knochen, wenn man diese in kleine Stücke zerlegt und mit Wasser auskocht. Zuweilen bedient man sich hierbei des Papinianischen Topfs (s. d.) oder Digestors. Auch des Wasserdampfs hat man sich zum Auskochen der Knochen bedient. Aus der gewonnenen Gallertauflösung bereitet man unter Zusatz von Gewürz, Salz, Gemüsen oder Erdfrüchten nahrhafte Suppen. — Man stellt die Gallerte durch Abdampfung der Gallertauflösung in Gestalt fester Tafeln dar. Um die eigentlichen Bouillon- oder Suppentafeln zu erhalten, muß man jedoch der Knochengallerte einen durch Kochen gewonnenen Extract von Fleisch (am besten Rindfleisch) zusetzen, durch welchen die Tafeln erst den eigenthümlichen Fleischbrühgeschmack erhalten. (S. Gelée.)

**Gallicismus** wird jede aus der franz. Sprache in eine andere aufgenommene Eigenthümlichkeit der Wortfügung oder Satzbildung genannt.

**Gallimathias**, ein Ausdruck für Wortunsinn, Kauderwelsch, welcher einer Anekdote seinen Ursprung verdanken soll. Ein Bauer Matthias nämlich hatte wegen eines Hahnes (lat. gallus) einen Proceß, und der seine Sache vor Gericht führende Advocat, der sich nach dem herrschenden Gebrauche der lat. Sprache bediente, versprach sich mehrmals, indem er statt Gallus Matthiae (der Hahn des Matthias) Galli Matthias (der Matthias des Hahnes) sagte, was denn natürlich einen großen Unsinn gab.

**Gallomanie** ist die Wuth, franz. Benehmen, franz. Sprache, franz. Manieren in Deutschland einzuführen, genannt worden, welche ihre Ursache in dem Umstande fand, daß in der That die Franzosen eine Zeit lang das in geselliger Hinsicht ausgebildetste Volk waren und zugleich eine große politische Bedeutung gewonnen hatten. Eine solche Vorliebe für alles Französische herrschte in Deutschland namentlich zu und bald nach der Zeit Friedrich's des Großen, welcher selbst ganz franz. gebildet war; sie ist abgekommen, zur lächerlichen Caricatur geworden, seit wir innerlich und äußerlich selbständig geworden, seit wir eine Literatur besitzen, welche der franz. den Vorrang streitig macht und seit auch dem politischen Einflusse Frankreichs durch die Macht deutscher Staaten das Gleichgewicht gehalten wird.

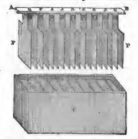
**Galvani** (Aloisio), der berühmte Entdecker des Galvanismus (s. d.), wurde zu Bologna am 9. Sept. 1737 geboren. Er wurde 1762 Professor der Anatomie in Bologna und bekleidete dieses Amt, bis die Revolution in Italien ausbrach, wo er sich aus Gewissenhaftigkeit weigerte, der cisalpinischen Republik den Beamteneid zu schwören. Er starb in Dürftigkeit und nachdem er schon einige Zeit an Erschlaffung der Geisteskraft gelitten hatte, 1798. Zur Entdeckung des Galvanismus kam er durch einen Zufall, als er Frösche zerlegt hatte und bei der Berührung mit Metallen eigenthümliche Zuckungen sich zeigten. Außerdem hat er sich noch manche Verdienste um Anatomie und Physiologie erworben.

**Galvanismus**, Voltaismus, galvanische oder voltasche Elektricität, Berührungselektricität, ist der Name der Elektricität, welche durch Berührung verschiedenartiger Körper miteinander erzeugt wird, und von einem zum andern durch dargebotene Leitung (gewöhnlich Metalldrähte) überströmt. Gegenstände, welche in diese Leitung (die Kette, der Strom) oder in dessen Nähe gebracht werden, erfahren verschiedene, zum Theil höchst merkwürdige Wirkungen. Galvani und Volta (s. d.) waren die Entdecker einiger der merkwürdigsten Erscheinungen der Berührungselektricität und dieselbe ist daher nach ihnen benannt worden. Galvani bemerkte 1790 durch einen Zufall, daß an den Schenkeln eines getödteten Frosches merkwürdige Muskelzusammenziehungen stattfinden, wenn man die Muskeln mit einem, die dazu gehörigen Nerven mit einem andern Metalle berührt und beide Metalle untereinander verbindet. Auch andere Thiere lassen sich zu ähnlichen Versuchen benutzen, doch behalten die Thiere mit kaltem Blute, wie Frösche, Kröten, Schlangen, Fische, länger Erregbarkeit, als warmblutige Thiere.

Über die Ursache dieser Erscheinung war man anfangs im Ungewissen, es zeigte sich jedoch, daß sie Elektricität sei, als man die allgemeinere Bemerkung machte, daß jedesmal, wenn zwei Metalle miteinander in Berührung gebracht und nachher getrennt werden, dieselben entgegengesetzte Elektricität zeigen. Man hat ferner nachgewiesen, daß die hier erzeugte Elektrici

tät (zunächst die positive) von dem einen Metall nach dem andern überströmt, wenn eine leitende Verbindung zwischen beiden hergestellt ist, d. h. beide durch einen Draht verbunden sind, sodaß gleichsam ein Kreislauf der Elektricität stattfindet. Einen jeden nach diesem Princip hergestellten Apparat nennt man eine galvanische Kette. Ein sehr einfacher derartiger Apparat ist in der nachstehenden Abbildung dargestellt. In dem Glase befindet sich stark mit Wasser verdünnte Schwefelsäure, und man taucht in dieselbe eine Zinkplatte Z und eine Kupferplatte C. Bringt man sodann beide Metallplatten mit ihren obern Enden (außerhalb der Flüssigkeit) in Berührung, oder stellt die Verbindung zwischen beiden mit Hülfe von Drähten, die an die Platten angelöthet sind und miteinander in Berührung gebracht werden, her, so strömt die (positive) Elektricität sogleich vom Zink in die Säure, von dieser nach dem Kupfer und vom Kupfer wieder nach dem Zink, wie dieses durch den über der Abbildung stehenden Pfeil angedeutet wird, und diese Strömung dauert fort, so lange die Verbindung hergestellt (die Kette geschlossen) bleibt. Der mit dem Zink verbundene Draht, in welchen die Elektricität überströmt, wird der negative, der mit dem Kupfer verbundene dagegen, weil von ihm die Elektricität ausströmt, der positive Draht genannt. Sind die Metallplatten bei diesem Apparate sehr groß, so kann man doch schon bedeutende Wirkungen damit hervorbringen, während andere Erscheinungen bedeutender werden, wenn man den gebrauchten Apparat so vergrößert, daß man mehre Plattenpaare wieder untereinander verbindet.

Solch eine zusammengesetzte Kette stellte zuerst Volta her und dieselbe heißt daher nach ihrem Erfinder und nach ihrer ersten äußern Form: voltasche Säule, wol auch galvanische Säule. Die nebenstehende Figur stellt den Apparat vor, der aus Scheiben von Zink, Kupfer und Filz, Tuch oder Pappe, welche letztern angefeuchtet sind, zusammengesetzt ist. Diese Scheiben sind zwischen zwei dicke Holzstücke gelegt, werden seitwärts von Glasstäben zusammengehalten und liegen in der Ordnung, daß zuerst eine Zinkplatte Z, dann eine Kupferplatte C, dann eine Filzplatte W u. s. f. nach der Ordnung Z, C, W, zuletzt endlich eine Kupferplatte kommt. Mit jedem Ende (Pole) der Säule muß man Metalldrähte in Verbindung setzen können, bei deren Zusammenführung die Kette geschlossen ist. Hat man mehre voltasche Säulen, so kann man auch diese untereinander wieder zu einer voltaschen Batterie verbinden, indem man die letzte Platte der einen Säule mit der ersten Platte einer zweiten Säule u. s. f. in metallische Verbindung (durch Drähte) setzt. Die Säulen haben den Übelstand, daß sie nur so lange wirksam bleiben, als die Tuch- oder Pappscheiben feucht sind; daher wandelte Volta die Säule in einen Trogapparat um, welcher aus einer Anzahl Tassen besteht, in denen sich verdünnte Säure befindet, und von denen in jede eine Zink- und eine Kupferplatte getaucht ist. Die Zinkplatte der einen Tasse steht mit der Kupferplatte der nächsten in Verbindung u. s. f., und die letzte Kupferplatte kann mit der letzten Zinkplatte durch Drähte in leitende Verbindung gesetzt werden, wodurch die Kette geschlossen wird. Ganz ähnlich, nur noch einfacher, sind die Trogapparate. T ist, wie die nachstehende Figur zeigt, ein Kasten von Holz, inwendig mit Glas ausgelegt, der mehre Fächer enthält. Durch eine Stange AB von trocknem Holze



sind die Metallplatten PP zusammengehalten, welche alle zugleich in den Kasten T eingesenkt und aus demselben herausgehoben werden können, und welche so geordnet sind, daß beim Einsenken in jede Zelle eine Zink- und eine Kupferplatte kommt, und daß immer die Zinkplatte der einen Zelle mit der Kupferplatte der nächsten verbunden ist.

Bei der voltaschen Säule treten, wenn auch minder lebhaft, auf ähnliche Weise Funken auf, wie bei einer Elektrisirmaschine, nämlich in dem Augenblicke der Schließung der Kette, d. h. wenn man die entgegengesetzten Pole derselben mittelst eines Drahtes verbindet. Befestigt man an das Ende des Drahtes ein dünnes Metallblättchen, so verbrennt dasselbe im Augenblicke der Schließung. Besonders wirksam sind an die Leitungsdrähte angebrachte Kohlenspitzen zur Erzeugung des Funkens. Bei dem großen Apparate des kön. Instituts zu London, welcher aus 2000 vierzölligen Plattenpaaren besteht, mußten die Kohlenspitzen bis zu etwa 1/30 Zoll genähert werden, dann trat die Feuererscheinung auf und man konnte sie nun bis zu vier Zoll voneinander entfernen; es spielte zwischen ihnen ein ununterbrochener Lichtstrom. Derselbe hatte eine so gewaltige Hitze, daß Diamant und Graphit darin in Dampf sich auflöste, Platina schnell schmolz, Sapphir, Quarz u. a. in Fluß geriethen. Sind die metallischen Oberflächen eines galvanischen Apparats, welche mit der Flüssigkeit zugleich in Verbindung kommen, sehr groß, so geräth der Verbindungsdraht leicht in Glühzustand und erhält sich darin zuweilen mehre Stunden lang. Zu den merkwürdigsten Wirkungen des Galvanismus gehören die chemischen, indem durch denselben chemische Verbindungen aufgelöst und andere hergestellt werden. Führt man z. B. Drähte (eines edlen Metalles), welche mit den Polen einer Säule in Verbindung stehen, in ein mit Wasser gefülltes Gefäß, sodaß ihre Enden nicht weit voneinander abstehen, so entstehen alsbald Bläschen, welche an dem einen Drahte Wasserstoffgas, an dem andern Sauerstoffgas sind; das Wasser wird nämlich in diese seine beiden Bestandtheile zerlegt. Auf den lebendigen Körper hat der Galvanismus eigenthümliche Wirkungen,



Digitized by Google

welche man **physiologische** nennt. Fast jedes Organ des thierischen Leibes erleidet eine eigenthümliche galvanische **Reizung**. Bringt man heterogene Metalle, z. B. Zink- und Kupferplatten, mit der Zunge in Berührung, sodaß die eine auf, die andere unter der Zunge liegt und beide mit den Rändern zusammenstoßen, so nimmt man einen eigenthümlichen widerlichen Geschmack wahr. Wird an den einen Winkel des Auges ein Stück Zink und an die innere Lippenfläche eine Silbermünze gebracht, so gewahrt man im Augenblicke, wo beide Metalle sich berühren, ein blitzähnliches Leuchten im berührten Auge. Eine voltasche Säule ertheilt heftige Schläge oder Erschütterungen, wenn man ihre entgegengesetzten Pole zugleich mit feuchten Fingern berührt. Man hat den Galvanismus wegen seines mächtigen Einflusses auf den menschlichen Körper vielfach als Heilmittel anzuwenden versucht, ohne jedoch bis jetzt zu bestimmenden Resultaten in Bezug auf seine Heilkraft gekommen zu sein.

**Gama** (Vasco de), geb. 1450 zu Sines in Portugal, entdeckte den Seeweg nach Ostindien, indem er zuerst die Südspitze Afrikas, das Cap der guten Hoffnung, umfuhr, und machte auf diese Weise eine unschätzbare Quelle des Handels zugänglicher, zu der man früher nur mit unsaglichen Schwierigkeiten zu Lande mitten durch die rohen Völker Asiens gelangen konnte. Schon früher hatte Bartolomeo **Diaz** (s. d.) diesen Weg betreten; und G. bewog den König von Portugal, Emanuel den Glücklichen, ihm vier Schiffe mit 160 Mann Seeleuten und Soldaten zu geben, um den kühnen Versuch, zu Wasser nach Indien zu gelangen, weiter zu verfolgen. Am 9. Jul. 1497 wurde die Entdeckungsreise angetreten und am 20. Nov. segelte G. um das Cap der guten Hoffnung. Er landete bei Mozambique und bei Mombaza, beide an der Ostküste Afrikas, wurde aber feindlich behandelt. Freundlicher nahm ihn der König von dem nahegelegenen Melinde auf, von wo aus er durch den ind. Ocean nach der Küste Malabar (der Westküste Vorderindiens) gelangte und bei dem in einer von Hindus bewohnten Stadt Kalkutta herrschenden Zamorin (d. h. König der Könige) freundliche Aufnahme fand, welche mohammedanische Kaufleute, die nach Kalkutta handelten, zwar auf einige Zeit störten, G. jedoch bald wieder herzustellen wußte. Mit Briefen des Zamorin an den König Emanuel kehrte G. nach Portugal zurück und lief nach einer Abwesenheit von zwei Jahren und zwei Monaten im Hafen von Lissabon wieder ein, aber von seiner sich mit eingeschifften Mannschaft waren nur noch 55 übrig. G. begab sich zunächst in ein Kloster, und erst nachdem er hier eine Woche im Gebet zugebracht, hielt er unter allgemeinem Jubel seinen Einzug in die Stadt und erschien vor dem Könige. G. erhielt den Titel eines Dom und den eines Admirals der östl. Meere und später noch die Würde eines Grafen von Vidigueira, ein Theil des Reichswappens wurde in sein Geschlechtswappen gesetzt, ihm ein Jahrgehalt von 3000 Dukaten bestimmt und ihm das Vorrecht gegeben, bei jeder Reise nach Indien 200,000 Crusados auf eignen Nutzen einzulegen. König Emanuel sendete nun 1500 Pedro Alvarez Cabral mit 13 Schiffen nach Indien, um die Entdeckungen zum Vortheil der Portugiesen sicher zu stellen. Schon nach einem Jahre kehrte Cabral, zwar mit Reichthümern beladen und von manchem Erfolge gekrönt, aber ohne seinen Zweck wegen vielfacher Feindseligkeiten, die ihm entgegengetreten waren, völlig erreicht zu haben, nach Portugal zurück. Hierauf wurde 1502 Vasco de G. zum zweiten Mal, diesmal aber mit einer Flotte von 20 Schiffen, nach Indien geschickt. Er machte hier mehre Eroberungen, schloß mit verschiedenen einheimischen Fürsten vortheilhafte Verträge und demüthigte feindlich gesinnte Fürsten, namentlich auch den Zamorin von Kalkutta, der sich seit seiner letzten Anwesenheit feindselig benommen hatte. In einer Seeschlacht gegen 29 von demselben ausgerüstete Schiffe machte er reiche Beute. In Kochim errichtete er eine portug. Factorei und mit Schätzen reich beladen kehrte er 1503 nach Portugal zurück und hielt in Lissabon einen feierlichen Einzug. Franz de Almeida und Alfons de **Albuquerque** (s. d.) befestigten die portug. Macht noch mehr in Ostindien; endlich aber wurde 1524 Vasco de G. zum dritten Male mit 14 Schiffen von Emanuel's Nachfolger, dem König Johann III., abgeschickt und zum Vicekönig von Indien ernannt. Nur drei Monate verwaltete er aber dieses Amt; mitten unter Siegen über die Eingeborenen starb er am 24. Dec. 1524 zu Goa, welches die Hauptstadt der portug. Besitzungen in Ostindien werden sollte.

**Ganges**, einer der größten und merkwürdigsten Flüsse der Erde (vergl. **Fluß**), welcher seine Quellen auf den ungeheuern Höhen des Himalayagebirges hat, und aus der Vereinigung der beiden kleinern Flüsse Baghirathi und Alakananda, die bei Srinagar (Serinagur) zusammenkommen, entsteht, anfangs südl., dann immer mehr in östl. Richtung im Norden von Hindostan strömt und sich endlich durch unzählige Mündungen in den bengal. Meerbusen ergießt. Diese Mündungen verzweigen sich so und werden dadurch so klein, daß nur der westl. bei Kalkutta, der **Hugly** und der östl. mit Seeschiffen befahren werden können. Sämmtliche Mündungen bilden das Ganges-Delta (s. **Delta**), welches die Indier **Sunderbund** nennen. In ihm setzt sich aller Schlamm ab, welchen der große Strom mit sich führt; der Boden ist von unzähligen natürlichen Kanälen durchschnitten, unter denen man acht Hauptarme des Ganges unterscheidet; dichte Waldungen bedecken die Ufer, welche von wilden Thieren, namentlich von dem großen bengal. Tiger, aber nur von wenigen, in steter Todesgefahr schwebenden, Menschen bewohnt werden. Außer den reißenden Thieren sind die pestartigen Dünste, welche die heiße Sonne aufregt, verheerend. Unter den vielen Nebenflüssen des Ganges ist der **Buramputer**, eigentlich **Brahmaputra**, am merkwürdigsten, der auf den Schneegebirgen der chines. Grenze entspringt und sich kurz vor seiner Mündung erst mit dem östlichsten Strome des Ganges verbindet. Bedeutend sind auch die Nebenflüsse Testa, Cosi, Gunduk, Gogra und Dschumna. Ähnlich wie der **Nil** (s. d.) wird der Ganges ungemein segensreich für die um ihn liegenden Gegenden durch die jährlich regelmäßig eintretenden Überschwemmungen, die von dem Schmelzen des Schnees im Himalayagebirge und von dem während der Regenzeit herabfallenden Wasser erzeugt werden. Der Strom erreicht bei denselben oberhalb des Deltas eine Wasserhöhe von über 30 F. Das Land wird durch diese Überschwemmungen nicht nur fruchtbar gemacht, sondern auch in seiner Gestalt viel-

Digitized by Google

fach verändert; Strecken werden weggerissen und andere angeschwemmt, und der Strom selbst verändert sein nur in lockeres Erdreich gegrabenes Bett. Das Wasser des Ganges soll sich durch angenehmen Geschmack und dadurch auszeichnen, daß es sich lange hält, ohne zu verderben. Es ist überdies wie der ganze Fluß ein Gegenstand religiöser Verehrung bei allen Hindus und macht daher einen wichtigen Handelsartikel in Indien aus. Waschungen im Ganges werden für heil- und segenbringend für dieses und jenes Leben gehalten, Kranke suchen durch sie Genesung zu erlangen und es ist namentlich für das Heil der Sterbenden wichtig, daß sie von dem heiligen Wasser genießen oder in den Fluten des Ganges baden, ehe sie den Geist aufgeben. Die Asche der Todten wird zum Heile derselben in den Strom gestreut. Wallfahrten, zu denen sich oft eine ungeheure Menschenmenge zusammenfindet, welche nebenbei auch noch Handelszwecke haben, werden nach den Mündungen des heiligen Stromes zu unternommen. Unzählige Pagoden stehen daher an den Ufern des Ganges und namentlich heilig gehalten sind die Wallfahrtsorte Hurdwar, Allahabad und Benares (s. d.).

**Gangliensystem** heißt ein besonderer Theil des Nervensystems, der vorzugsweise der Erhaltung des Körperlichen, der Ernährung dienenden, in den Eingeweidehöhlen befindlichen und dem Einflusse der Seele entzogenen Theile und Organe des Körpers mit Nervenfäden versorgt und sich sowol durch seinen Bau, als auch durch seine ganze Anordnung, Lage und Vertheilung von den mit dem Gehirn und Rückenmark in unmittelbarer Verbindung stehenden Nerven unterscheidet. Das Gangliensystem nimmt, im Gegensatze zu dem Gehirn und Rückenmark und den zu diesen gehörigen Nerven, die Eindrücke der Außenwelt ohne Bewußtsein auf, steht übrigens mit allen Rückenmarks- und Sinnesnerven in Verbindung, vermittelt dadurch und durch seine eigne Verzweigung eine Menge sogenannter Sympathien und zeichnet sich hinsichtlich seiner anatomischen Eigenschaften hauptsächlich durch eine große Anzahl von sogenannten Nervenknoten (Ganglien) aus, die von oben nach unten zu beiden Seiten der Wirbelsäule in einer gewissen Ordnung aufeinander folgen und den Nerven gewissermaßen als Vereinigungspunkte dienen.

**Gans**, eine ausgebreitete Familie der Schwimmvögel, die sich durch geraden, starken, breiten und mit weicher Oberhaut bedeckten Schnabel, breiter, fleischiger und am Rande gezahnter Zunge, kurze, starke, ziemlich weit nach hinten gestellte Füße mit einer ganzen Schwimmhaut und einer freien Hinterzehe und durch wackelnden Gang auszeichnet. Zu dieser Familie gehört die eigentliche Gans, die Tauchergans, die Ente (s. d.), die Eidergans (s. d.) und der Schwan (s. d.). Die eigentliche Gans hat einen ziemlich großen Schnabel, dessen Schneiden mit kegelförmigen Zähnen besetzt sind, und hat einen geschicktern Gang, als die meisten Vögel dieser Familie. — Die wilde gemeine Gans ist ein Zugvogel und die Heerden, welche im Winter nach Süden ziehen, bilden im Fluge zusammen ein Dreieck oder einen Winkel. Von ihr stammt unsere gemeine Hausgans. Sie erreicht eine Länge von drei Fuß, hat einen orangegelben Schnabel mit weißlicher Spitze, fleischrothe, gelbliche, geschuppte Füße, graubraunen oder aschgrauen Kopf, Nacken, Kehle und Oberrücken, aschgrauen Unterrücken und Schulterfedern, grauweißen Bauch und Schwanz, jener mit braunen Flecken, und dunkelbraune, nach der Spitze zu schwarze Schwungfedern. Das Weibchen zeichnet sich durch einen etwas hellern Hals aus und ist kleiner als das Männchen (der Gänserich). Sie bauet ihr Nest in Gras, Schilf u. dgl. und legt jährlich 4—8 schmuzig grünlichweiße Eier, die sie in vier Wochen ausbrütet. Die Federn der wilden Gans sind dauerhafter als die der zahmen, das Fleisch ist ähnlich, aber zäher. — Die gemeine Hausgans wird wegen ihrer Federn

und wegen ihres Fleisches und Fettes gehalten. Man treibt die Gänse in Heerden auf die Weide und erhält sie im Stalle mit Gerste, Hafer, gehackten Kartoffeln, Rüben und dergl. Um aber die Gänse recht fett zu machen und besonders um zu bewirken, daß sie eine große Leber bekommen, wendet man verschiedene Mästungsarten an. Auf besondere Weise werden diejenigen Gänse gemästet, von denen man die Brust zum Räuchern benutzen will. — Die Ringelgans hat schwarzen Schnabel, Füße, Kopf, Hals und Oberbrust und um den größern Theil des Halses einen Ring; der Leib ist

graubraun, der After weiß, die Deckfedern der Flügel sind schwärzlich, weiß geadert, der Schwanz ist schwarz mit weißen Flecken. Sie kommt im Winter aus den nördl. Gegenden, wo ihre eigentliche Heimat ist, zuweilen nach Mitteleuropa. Man erzählte früher von ihr, sowie von der Rothgans die Fabel, daß sie aus den Berniclemuscheln entstände, welche an der Meeresküste mit ihren Federn an Zweigen

Digitized by Google

hängen bleiben. — Die Saatgans hat einen schwarzen Schnabel mit pomeranzenfarbenem Querbande, rothe Füße, dunkelrothgrauen Kopf und Hals, hellgrauen Unterhals und Unterleib, schwarzgrauen Oberrücken, dunkelbraunen Schwanz, etwas über denselben vorragende Flügel, dunkelgrüne Schwanzfedern und kommt in großen Scharen aus den nördl. Gegenden nach Mitteleuropa. Sie ist äußerst scheu und läßt sich daher schwer schießen. — Die Rothgans hat weißen Kopf, Kehle, Rücken, Bauch und Steiß, schwarze Flügel und Schwanz, braunrothen Vorderhals und Brust. Sie lebt im nördl. Asien. — Die Schneegans hat einen orangefarbenen Schnabel, gelbliche Stirn, rothe Füße und ist übrigens weiß, nur daß die Schwungfedern zur Hälfte schwarz sind. Sie lebt im Norden von Asien und Amerika und man erzählt als Beweis ihrer Dummheit, daß sie die Bewohner jener Gegenden auf folgende Art fangen. Ein Mann in weißem Pelze geht unter sie, dann machen Andere in einiger Entfernung Lärm und der weißgekleidete Mann geht nun den Gänsen voran, welche ihm folgen und sich unter ein Netz oder eine Hütte führen lassen.

**Ganymed**, nach der griech. Sage ein schöner Knabe, der auf dem Berge Ida bei Troja die Schafe hütete, von Jupiter erblickt und in Gestalt eines Adlers entführt wurde. Seitdem credenzte er dem Vater der Götter und Menschen

den Nektarbecher beim Göttermahle. Die Kunst hat ihn häufig zum Gegenstande der Darstellung genommen, am öftersten, wie er vom Adler zum Himmel aufgeführt wird.

**Garantie**, so viel als Bürgschaft (s. d.) oder Gewährleistung. Wenn irgend welches Vertragsverhältniß zwischen Personen oder Parteien eingegangen wird und eine dritte leistet Garantie, so heißt dieses, sie haftet mit ihrem eignen Vermögen für Erfüllung des Vertrages, indem sie entweder die säumige Partei zur Vertragserfüllung anhält oder, falls dieselbe außer Stand ist, das Versprechen zu leisten, statt ihrer die Verbindlichkeit löst. Am häufigsten ist von Garantie einer dritten Macht bei Friedensschlüssen die Rede, wo sie dann eine Verpflichtung ist, die Macht, welche die Friedensbedingungen nicht erfüllt, mit der andern Partei gemeinschaftlich zu Erfüllung derselben anzuhalten.

**Gardasee**, ital. Lago di Garda, einer der großen Seen Oberitaliens, welchen die alten Römer Benacus nannten, im lombard.-venet. Königreiche, da, wo die Gouvernements Mailand und Venedig zusammenstoßen. Mit seiner Südspitze reicht er nach Tirol hinein. Er ist 8 M. lang und 1—3 M. breit, nimmt die aus Tirol kommende Sarca nebst mehren andern kleinen Flüßchen auf und ergießt an der Südspitze sein Wasser durch den Mincio in den Po. In der Mitte der Ostküste des Sees liegt der Marktflecken Garda. Nach Verona und Mantua hin wird das Land flach, während sonst der See rings von den an die Alpen sich anschließenden Gebirgen umgeben ist. In ihm liegt die liebliche Insel Sirmione. Die Schiffahrt auf dem See wird durch die periodischen Winde, welche auf ihm herrschen und von denen der Sover von Mitternacht bis Mittag aus N., der Ora von Mittag bis Abends aus S. weht, sehr begünstigt. Gegenwärtig wird der See auch regelmäßig mit Dampfbooten befahren.

**Garden**, d. h. Wachen, heißen ursprünglich diejenigen stehenden Truppen, welche zunächst zur Bedeckung des Fürsten dienen; in neuerer Zeit ist die Garde eine Abtheilung des stehenden Heeres, in welche nur entweder durch Tapferkeit oder, was häufiger, durch Körperstärke und Größe ausgezeichnete Leute aufgenommen und mit besonderer Sorgfalt ausgestattet werden. Schon in den ältesten Zeiten hielten sich die Fürsten Leibwachen, meist aber in geringer Anzahl, nur von dem unermeßlich reichen und prachtliebenden Perserkönig Xerxes wird erzählt, daß er mit einer Garde von 12,000 Reitern und 10,000 Fußkriegern in den Krieg gegen Griechenland über den Hellespont ging. Die Leibwachen der röm. Kaiser (die Prätorianer) sind durch ihre Anmaßungen berühmt, indem sie auf die Besetzung des Throns einen großen Einfluß gewannen, den neuen Kaiser, von dem sie durch reiche Geschenke bestochen wurden, ausriefen, ja sogar die Herrschaft an den Meistbietenden verkauften und Kaiser entthronten, die ihnen zu wenig freigebig schienen. Im Mittelalter kamen bei den Fürsten die mit Hellebarden bewaffneten Trabanten auf, welche, weil sie großentheils als Söldner in der Schweiz geworben wurden und weil ihre Kleidung ursprünglich schweizerisch war, auch Schweizer hießen. Der glänzende franz. Hof ging andern Höfen auch in der Einrichtung zahlreicher und prachtvoll ausgestatteter Garden voran. Sie bildeten seit Ludwig XIV. das sogenannte „königliche Haus", welches aus Gardes du Corps, Gensdarmes, Chevauxlegers, adeligen Mousquetiren, der Schweizergarde und den franz. Garden bestand. Berühmt war später auch die „potsdamer Garde" des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen, welche aus sehr großen Leuten bestand, die der König aus allen Gegenden zusammenzubringen suchte und für die er eine große Vorliebe hegte. Die größte Berühmtheit hat Napoleon's Garde, namentlich die „alte Garde" erlangt, den Ruhm unüberwindlicher Tapferkeit. In sie wurden nur bewährte Krieger aufgenommen. Sie bestand, als Consulargarde, anfangs nur aus drei Bataillonen Fußsoldaten und zwei Schwadronen zu Pferde. Später zählte die gesammte

Digitized by Google

Garde 68 Bataillons, 31 Escadrons und 80 Geschütze. Seit der Julirevolution gibt es in der franz. Armee keine Garden mehr, dagegen aber in allen übrigen Heeren, wo sie zum Theil aus angeworbenen Schweizerregimentern bestehen. Die zahlreichste Garde ist die russ.; sie besteht aus den Kerntruppen der russ. Armee und zählt gegenwärtig 42,000 M.

**Garderobe** heißt sowol der Platz, an welchem Kleidungsstücke aufbewahrt werden, als die Gesammtheit aller Kleidungsstücke, welche eine Person besitzt. Fürsten, Theaterdirectoren u. a. Personen, welche eine große Menge Kleidungsstücke halten müssen, pflegen eigene Garderobiers, Aufseher und Aufseherinnen über die Garderobe, zu halten.

**Garn** bezeichnet ursprünglich eine Verschlingung von Fäden, in welches sich Gegenstände, z. B. Thiere verwickeln können (daher umgarnen), sodaß sie festgehalten werden. Man nennt daher die Netze der Jäger und Fischer, die nicht sackförmig sind, Garne. Vorzüglich werden aber die langen Fäden Garne genannt, in welche Flachs, Wolle, Hanf, Werg und die Haare der angorischen Ziege gesponnen werden. Das zuletzt genannte Garn heißt Kamelgarn, die andern Leinengarn, Wollengarn u. s. w. Diese Garne werden sämmtlich zur Weberei gebraucht, und da die Güte des Gewebes größtentheils von der Feinheit des Garns abhängt, so hat man, um diese (nach Nummern) zu bestimmen, eigne Garnwaagen erfunden. Im Allgemeinen ist nämlich das Garn desto feiner, je geringer sein Gewicht bei gleichbleibender Länge ist. Die Garne werden zum Theil gebleicht (s. Bleichen), ehe sie zu Geweben verwendet werden, wobei man sie auf ähnliche Weise wie die Zeuche behandelt. Das baumwollene und wollene Garn behält auch dann noch diesen Namen, wenn mehre Fäden zusammengedreht sind, während so zubereitetes leinenes Garn Zwirn heißt.

**Garnison** heißt die Gesammtheit der zur Besatzung einer Stadt oder Festung gehörigen Truppen. Man unterscheidet Garnison- und Felddienst, indem jener alle Pflichten des Krieges in sich schließt, welche bei Aufenthalt in Festungen und überhaupt in den Standquartieren während des Friedens vorkommen, dieser dagegen die Obliegenheiten während eines Feldzuges in sich begreift.

**Garnitur** ist die Gesammtheit aller Zierathen, welche zum Schmucke eines Gegenstandes dienen. Die wesentlichen Stücke des Gegenstandes gehören daher nicht zur Garnitur, z. B. nicht Lauf und Schloß eines Gewehres, wol aber die übrigen Metallstücke an demselben. Garniren heißt das Besetzen mit Zierathen, z. B. der Kleider mit Spitzen, Band u. s. w., der zum Auftragen auf die Tafel bereiteten Speisen mit Blumen, Backwerk u. dergl., der Pretiosen mit Edelsteinen u. s. w. Die gewöhnlichen, auf beiden Seiten ausgeschweiften Tressen werden vorzugsweise Garniturarbeit genannt.

**Garrick** (David), der berühmteste engl. Schauspieler, war der Sohn eines aus der Normandie stammenden engl. Capitains und wurde am 20. Febr. 1716 in einer Schenke zu Heresford in England geboren, wo sich sein Vater auf Werbung befand. Er zeigte frühzeitig Neigung und Anlage zum Schauspieler. Noch nicht 12 Jahre alt, trat er mit einigen seiner Mitschüler in einem Lustspiel auf. Sein Vater brachte ihn nachher zu einem reichen Oheim nach Lissabon, der ein Weinhändler war, aber die Geschäfte, denen er sich hier zu unterziehen hatte, gefielen G. so wenig, daß er schon nach einem Jahre zurückkehrte und nun den Wissenschaften unter Leitung des nachher hochberühmten Gelehrten Sam. Johnson sich widmete, welcher ihn 1737 nach London begleitete, wo er sich dem Studium der Rechtswissenschaft widmen wollte. Er verwechselte dieses Studium bald mit dem der Mathematik und Logik und legte später mit seinem Bruder zusammen einen Weinhandel an. Aber auch dieses Geschäft gab er auf, um sich endlich derjenigen Kunst zu widmen, zu welcher ihn angeborenes Talent allein bestimmte. Er trat zuerst 1741 bei einer wandernden Schauspielergesellschaft zu Ipswich unter dem angenommenen Namen Lyddal auf und gewann gleich bei seinen ersten Darstellungen ungetheilten Beifall. Noch in demselben Jahre trat er zunächst auf einem der kleinern Theater in London in Shakspeare's Richard III. auf und fand so ungemessenen Beifall, daß dieses Trauerspiel 17 Mal hintereinander gegeben wurde. Nun war sein Ruf begründet. Er spielte abwechselnd in London und Dublin, und unternahm an beiden Orten in der Folge eigene Theaterunternehmungen. Er brachte die Schauspielkunst zu einer Höhe, die sie bis dahin noch nie erreicht hatte, indem er die Schauspieler unterrichtete, Decorationen, Musik und Tanz vervollkommnete und namentlich das engl. Lustspiel von den Unsittlichkeiten reinigte, von denen es früher erfüllt war. Einem so ausgezeichneten Manne konnte es nicht an Neidern fehlen, denen es zuweilen gelang, auf kurze Zeit die große Masse gegen ihn aufzureizen. Es wurden ihm zweimal von der wüthenden Menge Decorationen und Möbels im Theater zerstört und die Fenster eingeworfen. Der letzte derartige Vorfall bewog ihn, 1763 mit seiner Frau (der berühmten Tänzerin Violetti) eine zweijährige Reise nach Italien, Frankreich und Deutschland zu machen, die einem Triumphzuge glich. Nach seiner Rückkehr trat er wieder in London auf und verließ erst 1776 die Bühne. Er lebte die letzte Zeit seines Lebens auf seinem Landsitze bei London und starb daselbst am 20. Jan. 1779. Man beerdigte ihn mit großen Feierlichkeiten in der Westminsterabtei, nahe bei dem dort errichteten Denkmale Shakspeare's. — G. war nicht nur Schauspieler, sondern auch Dichter, er schrieb mehre Bühnenstücke, änderte andere nach den Bedürfnissen des Theaters um, schrieb viele Prologe, poetische Episteln und andere Gedichte. Als Schauspieler hatte er die große Wirkung, die sein Spiel hervorbrachte, der außerordentlichen Naturwahrheit zu verdanken, die er auf das Vortheilhafteste von der verschrobenen Manier unterschied, in welcher sich die meisten Schauspieler bewegten. Die Leidenschaften, welche er darzustellen hatte, drückte er so vollständig aus, daß man sagen konnte, jedes Glied an ihm zeigte sich durchdrungen und beherrscht von denselben. Besonders seine Gesichtszüge hatte er wunderbar in der Gewalt. Oft spielte er mehre Rollen in demselben Stücke und war in jeder ein völlig Anderer. Man erzählt von ihm mehre Anekdoten, welche die Vollendung seiner Mimik beweisen. Als z. B. der berühmte Fielding (s. d.) gestorben war, wünschte man zu der Ausgabe seiner Werke sein Portrait, fand aber keine Abbildung desselben. G. begab sich zu seinem Freunde, dem berühmten Maler Hogarth (s. d.), hüllte sich in einen Mantel, nahm die Physiognomie Fielding's an und winkte ihm, der Fielding's Geist zu sehen glaubte, ihn zu malen. „Eile mich zu malen".

Digitized by Google

rief er ihm zu. Hogarth gehorchte und so wurde das gewünschte sehr ähnliche Portrait erhalten.

**Garten** nennt man jedes auf irgend eine Weise umgrenzte, künstlich angebaute Landstück, welches die Bestimmung hat, entweder durch den Ertrag an Baumfrüchten, durch Zucht edler Baumarten (Baumgarten), durch Ertrag an Gemüse (Gemüsegarten, Küchengarten) Nutzen zu gewähren, oder das nur zum Vergnügen dienen soll (Lustgarten), indem es das Auge durch den Anblick schöner Gewächse, namentlich Blumen (Blumengarten) ergötzt, schattige Baumgänge liefert, romantische Ansichten und Aussichten darbietet u. s. w. Im Allgemeinen könnte man also die Gärten in Nutz- und Lustgärten abtheilen, und zwischen beiden würden noch die Thiergärten stehen, welche zum Aufenthalte meistens seltener Thiere, die einer besondern Pflege bedürfen, dienen; doch werden sehr häufig verschiedene Arten von Gärten miteinander verbunden. Die Gärtnerei bezieht sich auf die Anlage von Gärten, die Pflege der Gewächse, ihre Fortpflanzung, Veredlung u. s. w. und wird, sobald es bei der Anlage eines Gartens auf Schönheit der Partien, Zucht edler Gewächse und Anordnung derselben zu einem dem Auge wohlthuenden Ganzen ankommt, zur Gartenkunst. Man hat lange gezweifelt, ob in Wahrheit von einer schönen Gartenkunst die Rede sein könne, welche neben Malerei, Musik, Bildnerei genannt werden dürfe. Doch scheint die Möglichkeit derselben entschieden, sobald man unter Kunst jede Nachahmung der Natur versteht, welche vor dieser selbst dies voraus hat, daß ein bestimmter geistiger Inhalt absichtlich ausgedrückt ist. Die Gartenkunst kann als Kunst keinen andern Zweck haben, als auf eine ähnliche Weise, wie dieses durch schöne Gegenden von selbst geschieht, absichtlich die Seele des Beschauers mannichfach zu bewegen, also dieselbe in heitere oder trübe Stimmung zu versetzen. Am nächsten steht hiernach die Gartenkunst der Landschaftsmalerei und hat vor dieser noch den Vorzug, daß sie Dasjenige wirklich ausführt, was in der Malerei nur durch Zeichnung und Farben angedeutet zu werden vermag, während die Phantasie in ihr durch Localität und Klima auf eine Weise beschränkt ist, wie in der Malerei nicht der Fall ist. Schon die Alten hatten Lustgärten, aber erst in neuerer Zeit ist die Gartenkunst über ihren eben ausgesprochenen echt künstlerischen Zweck zum Bewußtsein gekommen. Früher beschränkte man sich darauf, in den Lustgärten einen angenehmen Aufenthaltsort zu schaffen. Es wurden etwa seltene und schöne Gewächse gezogen, schattige Baumplätze, Springbrunnen, Fischteiche, Badehäuser u. dgl. angelegt. Später kam die sogenannte franz. Gartenkunst auf, in welcher die Natur gänzlich unter die Herrschaft des ordnenden Verstandes gestellt und der Hauptzweck eine Regelmäßigkeit wurde, welcher sich die frei aufstrebende Natur fügen mußte. Am weitesten gingen in dieser sich mehr der Baukunst anschließenden Richtung die Holländer. Die regelmäßigen, nach mathematischen Figuren angelegten Blumenbeete, die geraden Heckengänge und Baumpflanzungen, welche sorgfältig nach mannichfachen Formen beschnitten wurden, die steinernen und hölzernen Figuren, welche als Zierden der Gänge aufgestellt wurden u. s. w. gehören diesem Geschmack an. In England nahm man zuerst eine der wahren Kunst sich annähernde Richtung, indem man auf Nachahmung der Landschaft ausging und die Nachahmung der engl. Parks (s. d.) zeigt, daß man auch in dem übrigen Europa den hohen Vorzug dieser wahren Gartenkunst anerkannt hat, obgleich man auch hier theils durch Überladung mit Tempeln, Obelisken, Pyramiden, Ruinen u. dgl. den wahren Schönheitssinn vielfach beleidigt, theils dadurch den Charakter der Kunst aufgehoben hat, daß man sich begnügt hat, natürliche Waldungen, Berggegenden u. dgl. durch einige Gänge und eine Umfriedigung zum Garten umzuwandeln. — Die Kunstgärtnerei hat es namentlich mit der Veredlung der Pflanzen und mit der Zucht ausländischer Gewächse zu thun, und um diese möglich zu machen, mußte man die Einflüsse des Klimas und der Witterung abzuhalten und ein den Pflanzen angemessenes Klima künstlich herzustellen suchen, zu welchem Zwecke man Treibhäuser erbaute. Am weitesten sind, von ihrem ziemlich gleichmäßigen Seeklima begünstigt, in der Kunstgärtnerei die Holländer und Engländer. Einen wissenschaftlichen Zweck verfolgt die Kunstgärtnerei in den botanischen Gärten, welche gegenwärtig bei allen Universitäten zur Benutzung bei Vorlesungen und überhaupt zur Belehrung angelegt sind. Zur Vervollkommnung der Gärtnerei haben namentlich die Gartenbauvereine viel beigetragen, welche theils aus Mitgliedern bestehen, die selbst erfahrene Gärtner sind, theils durch ausgesetzte Preise zu Versuchen und Mittheilungen Veranlassung geben. Zu diesen Gesellschaften gehören die engl. Horticultural society (seit 1805), die schot. Caledonian horticultural society (1809), die franz. Société d'horticulture (seit 1827) und das Institut hortical (seit 1829), der pomologische Verein in Altenburg (seit 1810), die berliner Gartenbaugesellschaft (seit 1822), der Verein Flora zu Dresden (seit 1828), die Gartenbaugesellschaft in Frauendorf in Baiern u. a., welche meistens Zeitschriften herausgeben, die letzte z. B. die „Allgemeine deutsche Gartenzeitung", auch Ausstellungen seltener, neuer und besonders vorzüglich gezogener Pflanzen veranstalten.

**Gascogne** heißt eine Landschaft im südwestl. Frankreich zwischen den Pyrenäen, der Garonne und dem Meere, die bis zur ersten franz. Revolution einen Theil des Generalgouvernements Guyenne ausmachte. Diese Provinz besteht in ihrem südl. Striche aus Gebirgsland der Pyrenäen, wo Viehzucht, Wald- und Bergbau Hauptgewerbszweige der Einwohner sind; der ganze übrige Theil ist ein ausgedehntes Flachland und unter dem Namen der Haiden oder Landes bekannt, die zum größten Theile mit Nadelholz oder Haidekraut bedeckt sind und viele große Teiche und Moräste haben. In den Landes ist die Bevölkerung sehr dünn; die einzelnen Wohnungen liegen häufig einzeln und sehr weit voneinander entfernt. Die Gascogner sind wegen ihres stolzen Charakters und ihrer Tapferkeit, nicht minder jedoch durch Eitelkeit, Aufschneiderei und zuweilen höchst ergötzliche Prahlerei nicht nur in Frankreich, sondern in ganz Europa sprüchwörtlich geworden. Jede Aufschneiderei wird Gasconade genannt. Sie stammen zum Theil von den alten Basken ab, welche sich in diesen, seit Vertreibung der Römer von Gothen und Franken besetzten Gegenden, etwa im 6. Jahrh. festsetzten. Im Jahre 850 wurden sie völlig unabhängig und lebten seitdem unter ihren eignen Fürsten und Grafen, bis endlich G. dem Herzogthume Aquitanien einverleibt ward, mit dem es später an die Krone Frankreich fiel.

Digitized by Google

**Gase** sind Luftarten, welche sich von den Dämpfen (s. Dampf) dadurch unterscheiden, daß sie sich nur durch einen außerordentlich starken Druck und durch einen ungemein hohen Kältegrad in tropfbare Flüssigkeiten verwandeln lassen. Während Wasser bekanntlich bei einer Hitze von 80° R. siedet, d. h. Luftform annimmt (s. Dampf), würden diejenigen tropfbaren Flüssigkeiten, aus denen Gase entstehen, schon bei so niedrigen Temperaturen sieden, wie sie weder natürlich vorkommen, noch durch Kunst erzeugt werden können. Die uns umgebende Luft ist ein Gemisch verschiedener Gase und Wasserdampfes, und wie dieser bei einer plötzlichen Abkühlung in Gestalt von Tropfen (Regen) niederfällt, so würden auch die Gasarten sich in tropfbarer Gestalt aus ihr niederschlagen, wenn die Erkältung jemals bis zu dem erforderlichen Grade herabgehen könnte. Daß aber die Gase auch die Fähigkeit in sich tragen, in tropfbarflüssige und sogar feste Körper überzugehen, sieht man daraus, daß sie sich nicht nur mit Flüssigkeiten und festen Körpern, sondern sogar untereinander zu festen Körpern und tropfbaren Flüssigkeiten verbinden; so z. B. geben Wasserstoffgas und Sauerstoffgas zwei Gase, die man für sich bis jetzt noch durch keinen auch noch so starken Druck hat umwandeln können, zusammen Wasser (s. d.).

Man gewinnt die Gase auf chemischem Wege aus ihren Verbindungen in festen und flüssigen Körpern, und um sie bei der Entstehung zugleich aufzufangen und aufzubewahren, bedient man sich eines sogenannten Gasentbindungs- oder Gasentwicklungsapparates. In einem geeigneten Gefäße wird diejenige Zersetzung vorgenommen, bei welcher das Gas sich bildet; damit dasselbe aber nicht ohne Weiteres in die Luft entweiche und in dieser sich ausbreite, muß jenes Gefäß ringsum verschlossen sein und nur eine einzige Mündung haben. Diese ist mit einer Röhre (Leitungsröhre, bei kleinern Apparaten gewöhnlich von Glas), verbunden, welche schlangenförmig gebogen und mit dem einen Ende in die Öffnung des Entbindungsgefäßes befestigt ist, mit der andern in ein offenes Gefäß (Wanne) reicht, in welchem sich Wasser (Sperrwasser) befindet. Irgend ein kleineres Gefäß, z. B. eine Glasglocke, ein Cylinder oder eine Flasche (Recipient) wird nun gleichfalls mit Wasser gefüllt, sammt diesem in der Wanne über dem offenen Ende der Leitungsröhre umgestürzt und in dieser Lage auf geeignete Weise befestigt. Das Wasser wird dann in dem Recipienten nicht herabfallen. So wie sich aber Gas im Entbindungsgefäße entwickelt, geht es durch die Leitungsröhre bis unter den Recipienten und steigt hier in dem Wasser in Gestalt von Blasen empor. Diese Blasen folgen immer schneller aufeinander, je stärker die Gasbildung vor sich geht, und sammeln sich über dem Sperrwasser im Recipienten, bis sie endlich alles Wasser aus diesem entfernt und ihn ganz mit Gas erfüllt haben, oder bis sich kein Gas mehr entbindet.

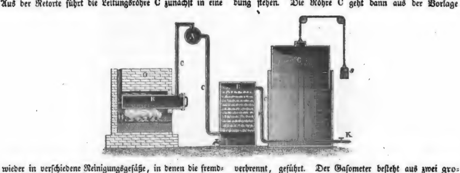
Zwei der interessantesten und wichtigsten Gase sind das Sauerstoffgas und das Wasserstoffgas. Jenes macht einen Haupttbestandtheil nicht nur der Luft, sondern überhaupt der meisten natürlich vorkommenden Substanzen aus und jeder Verbrennungs- und Lebensproceß ist nichts Anderes als ein Verbinden mit Sauerstoffgas, d. h. ohne dasselbe kann weder irgend ein Geschöpf leben, noch irgend eine Substanz verbrennen. Das Wasserstoffgas dagegen ist selbst verbrennlich und verbindet sich mit Sauerstoffgas zu Wasser, d. h. alles Wasser ist nichts weiter, als verbranntes Wasserstoffgas. Ein Gemisch aus beiden Gasarten verpufft, entzündet, mit großer Gewalt, indem eine kleine Menge Wasser entsteht; läßt man es aber aus einer engen Mündung strömen und entzündet es vor derselben, so gibt es die schärfste Flamme, die wir zu erzeugen vermögen, welcher keine Substanz zu widerstehen vermag und die sogar unter Wasser fortbrennt. Das Wasserstoffgas hat überdies die Eigenthümlichkeit, daß es viel leichter als atmosphärische Luft ist. Hierauf beruht die interessante Anwendung desselben zur Herstellung der Luftballons (s. d). Den Umstand, daß das Wasserstoffgas durch Platinaschwamm entzündet wird, hat Prof. Döbereiner zur Herstellung seines Feuerzeugs (s. d.) benutzt. Bei dem sogenannten elektrischen Feuerzeuge wird Wasserstoffgas durch den elektrischen Funken entzündet. Außer dem Wasserstoffgase gibt es noch mehre andere Gase, welche brennbar sind, unter denen das Kohlenwasserstoffgas das wichtigste ist, weil man es wegen seiner Eigenthümlichkeit, mit hellleuchtender Flamme zu verbrennen, zu einer der nützlichsten Erfindungen, nämlich zur Gasbeleuchtung, benutzt hat.

Das Kohlenwasserstoffgas ist eine Verbindung von Wasserstoffgas und Kohlenstoff, und je nachdem es einen größern oder kleinern Antheil des letztern enthält, unterscheidet man zwei Arten desselben: Kohlenwasserstoffgas im Maximum (d. h. mit dem größten Antheil von Kohlenstoff, auch ölbildendes Gas genannt) und Kohlenwasserstoffgas im Minimum (d. h. mit dem kleinsten Antheil von Kohlenstoff, auch Sumpfgas oder Grubengas genannt, weil es sich in Sümpfen oder Steinkohlengruben erzeugt). Man kann das Kohlenwasserstoffgas durch Verkohlung aller thierischen und aller Pflanzenstoffe erhalten, doch bedient man sich zur Bereitung desselben mit Vortheil entweder der Steinkohle und zwar der Schwarzkohle, oder nimmt statt derselben Harz, Theer, Öl, Fett u. dgl.

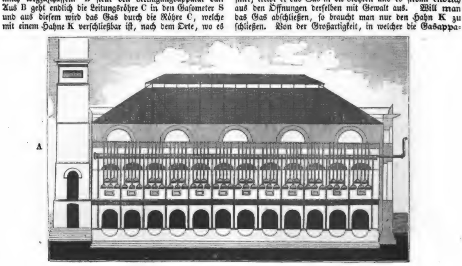
Die Steinkohlen werden in eiserne cylinderförmige Gefäße (Retorten) gethan, aus denen eine Leitungsröhre das Gas abführt, und die übrigens durchaus luftdicht verschlossen werden. Die Retorten werden einem heftigen Feuer ausgesetzt und so wie sie in Gluth gerathen, entwickelt sich das Gas, zugleich bildet sich aber auch Theer, ammoniakalisches Wasser (zunächst in Dampfform) und schweflige Säure. Nachdem sich alles Gas entwickelt hat, bleiben in der Retorte verkohlte Steinkohlen (Koaks) zurück, die ein vortreffliches Heizungsmaterial geben. Will man das Leuchtgas aus Öl, Theer und dergl. gewinnen, so wird die Retorte mit Koaks oder Ziegelstücken gefüllt und erhitzt, bis sie zu glühen beginnt, während das Öl langsam darauf tropft. Dabei wird es in Dampf umgewandelt und zersetzt sich an den heißen Flächen der Ziegelstücke u. s. w. in Gas. Das aus Öl gewonnene Leuchtgas besitzt eine größere Leuchtkraft und ist reiner und geruchloser als das aus Steinkohlen gewonnene, ist aber auch kostbarer. Bei dem Steinkohlengase sind verschiedene Vorrichtungen nöthig, um es zu reinigen, doch bedient man sich desselben, seiner mindern Kostbarkeit wegen, vorzugsweise bei größern Gasbeleuchtungsanstalten.

Ein vollständiger Apparat zur Gasbeleuchtung ist in nachstehender Abbildung dargestellt, der Übersicht wegen aber nur den wesentlichsten Theilen nach. O stellt den Ofen vor,

in welchem die mit Steinkohlen gefüllte Retorte R liegt. H ist der Heizraum, um die Retorte in Glut zu bringen. Aus der Retorte führt die Leitungsröhre C zunächst in eine Vorlage A. In der Regel sind mehre Retorten vorhanden, die auf dieselbe Weise wie R mit der Vorlage A in Verbindung stehen. Die Röhre C geht dann aus der Vorlage




wieder in verschiedene Reinigungsgefäße, in denen die fremdartigen, dem Gase beigemengten Stoffe abgeschieden werden. Die Einrichtung der Reinigungsapparate ist ziemlich complicirt. Man bedient sich zur Reinigung vorzüglich der Kalkmilch, einer Flüssigkeit, welche man erhält, wenn man gelöschten Kalk mit dem 25fachen Gewicht Wasser verdünnt. Auch läßt man das Gas durch feuchten Kalk, der auf verschiedenen Sieben liegt, durchstreichen, wie hier dargestellt ist, welche Art mehre Vorzüge namentlich da hat, wo in der Nähe der Gasapparate nicht hinlänglich Wasser vorhanden und wo es schwierig ist, die sehr übelriechende benutzte Kalkmilch wegzuschaffen. B stellt den Reinigungsapparat dar. Aus B geht endlich die Leitungsröhre C in den Gasometer S und aus diesem wird das Gas durch die Röhre C, welche mit einem Hahne K verschließbar ist, nach dem Orte, wo es verbrennt, geführt. Der Gasometer besteht aus zwei großen Gefäßen, von denen das eine etwas größere mit Wasser gefüllt ist, während das kleinere umgekehrt in jenes gestürzt ist und an einer Kette hängt, welche über Rollen geht und endlich mit dem Gewichte S das innere Gefäß so weit im Gleichgewicht erhält, daß dasselbe nur um Weniges schwerer als das Gewicht ist und leicht von dem unter ihm sich sammelnden Gase gehoben werden kann. Die Fortleitung des Gases nach den verschiedenen Orten, wo es aus feinen Öffnungen strömt und verbrannt wird, geschieht durch metallene Röhren. Sowie nun der Gasometerdeckel allmälig herabsinkt, treibt er das Gas in die Röhren und es strömt endlich aus den Öffnungen derselben mit Gewalt aus. Will man das Gas abschließen, so braucht man nur den Hahn K zu schließen. Von der Großartigkeit, in welcher die Gasappa-



rate ausgeführt werden, können die vorstehenden Abbildungen einen Begriff geben. A stellt einen Ofen mit 60 Retorten zur Gewinnung des Gases, und B einen Gasläuterungsapparat dar.

Die Gasbeleuchtung ist in ihrer Anwendung im Großen eine deutsche Erfindung, indem ein Deutscher, Namens Winzer, der in England sich A. Winsor nannte, die Gas- und Koakgesellschaft in London stiftete, dann auch in Frankreich die erste Gascompagnie errichtete und 1830 starb. In England wurde die erste Gasstraßenbeleuchtung 1810 zu London eingeführt; gleichzeitig stellte aber auch der Professor Lampadius in Freiberg in Sachsen Beleuchtungsversuche in größerm Maßstabe an.

**Gastein**, ein romantisches Alpenthal im Salzburgischen, welches beinahe 3000 F. über dem Meeresspiegel liegt und durch seine Gold-, Silber- und Bleibergwerke, durch seine Schönheit, vorzüglich aber durch seine warmen Quellen berühmt ist, welche schon in den ältesten Zeiten als Heilquellen benutzt wurden. Diese Quellen entspringen in dem viel höher gelegenen Wildbade, einer kleinen Ortschaft, wo sie mit einer Temperatur von 37—38° R. ausfließen, und werden theils hier, nachdem man sie bis zu etwa 28° R. hat erkalten lassen, theils (seit 1830) in dem zwei Stunden entfernten und tiefer liegenden Marktflecken Hof-Gastein zum Baden benutzt, wohin das Wasser durch Röhren geleitet wird und je nach der Witterung mit einer Temperatur von 27—33° R. in die dortigen Badehäuser einströmt. Das Wasser dieser Quellen zeichnet sich durch seine hohe Temperatur und durch vorzügliche Reinheit aus, unterscheidet sich aber durch seine chemischen Bestandtheile fast gar nicht vom reinen Quellwasser. Man meinte sonst, daß es langsamer als anderes warmes Wasser erkalte, welches sich jedoch nicht als richtig bestätigt hat. Seine Heilkraft bei allen Krankheiten, denen eine Schwächung des Lebensprocesses im ganzen Organismus oder in einzelnen Theilen zu Grunde liegt, ist durch den Erfolg so erwiesen, daß jährlich eine Menge Leidender nach G. reisen, um hier neue Lebenskraft zu suchen. G. gehört überdies zu den schönsten Badeorten, und man findet daselbst auch Gelegenheit zur Alpenmolkencur, sowie das warme Wasser der Quellen selbst auch innerlich angewendet wird. Im Verlaufe von 24 Stunden setzt das Wasser in den Vertiefungen einen schöngrünen, dünnen und von verschiedenen Infusionsthierchen belebten Überzug, das sogenannte Bademoos ab, welches auch außer der Badezeit bei Wunden und Geschwüren gebraucht wird. Das Wildbad liegt in einer engen, höchst romantischen Bergschlucht an einem schönen, 270 F. hohen Wasserfalle, doch ist die Luft hier weniger angenehm, als in Hof, welches in einem schönen, offenen, von reizenden Alpen umschlossenen Thale liegt und auf das Bequemste eingerichtet ist. Unter den Bergen zeichnet sich der unmittelbar bei Hof liegende 7800 F. hohe Gamskarkogel aus.

**Gastfreiheit** ist die patriarchalische Tugend, nach welcher die Fremden gastlich aufgenommen und geschützt werden und welche namentlich bei Völkern gefunden wird, unter denen ein regelmäßiger und häufiger Verkehr mit Fremden nicht stattfindet. Sind in einem Volke die Familien noch in größerer Abgeschiedenheit von einander, getrennt durch unwegsame, gefahrvolle Gegenden, in die sich wenige Reisende verirren, kommt noch selten ein Fremder, von Wißbegierde getrieben, oder in Handelsinteressen in das Land, so lehrt theils die Menschenliebe den Obdachlosen gastlich aufnehmen, theils ladet dazu die Begierde ein, aus fernen Gegenden von ihm Kunde einzuziehen. Die Gastfreiheit bei vereinzelt und einsam lebenden Menschen ist so natürlich, daß wir sie nicht nur bei den gepriesenen und bewunderten Völkern des Alterthums, sondern bei allen Völkern finden, welche nur einigermaßen zu geistigen Interessen erwacht sind. In jenem Alterthume lebte die Gastfreiheit auch noch in einer Zeit fort, wo die Völker schon eine Geistesbil-



Digitized by Google

bung erreicht hatten, welche mit Recht noch jetzt ein Gegenstand unserer Bewunderung ist. Dies war nur dadurch möglich, daß jene Völker völlig vereinzelt dastanden und ein großartiger Verkehr, wie gegenwärtig, noch keineswegs stattfand. Unter unsern Verhältnissen ist die Gastfreiheit nur in sehr beschränktem Maße möglich. Der Fremden sind zu viele, als daß es auch nur möglich wäre, alle frei zu bewirthen, und auch das Interesse an den Fremden selbst ist durch den allseitig erleichterten und belebten Verkehr sehr herabgesetzt. Am ausgebildetsten ist noch die Gastfreiheit bei den Bekennern des mohammedanischen Glaubens. Wohlthun ist noch eine der heiligsten Pflichten bei ihnen und der Verkehr in ihren Ländern auch noch beiweitem minder lebendig als bei uns. Doch sind auch hier zum Theil Einrichtungen getroffen, welche die Ausübung der Gastfreiheit aus dem Schoose der Familie heraussetzen und dadurch bei dem immer schon zu großen Zudrange der Fremden erleichtert haben. (Vergl. Karavanserais). Bei den Arabern ist die Gastfreiheit noch jetzt so heilig, daß selbst der Feind, spricht er die Gastfreiheit an, nichts zu fürchten hat, so lange er unter dem Dache seines Wirths weilt und daß mit dem Fremden alle Besitzthümer, so lange er weilt, brüderlich getheilt werden. Hat der Wirth selbst nicht mehr zu leben, so geht er mit seinem Gaste zum nächsten Nachbar und findet hier ebenso freundliche Aufnahme, als er gewährte. Bei einigen rohen Völkern geht die Gastfreiheit sogar so weit, daß sie sich glücklich fühlen, wenn der Gast ihre Frauen als seine eignen behandelt.

Aus der Gastfreiheit entsteht von selbst die Gastfreundschaft, wenn Gast und Wirth Wohlwollen zueinander gewinnen, und die Gastgeschenke beim Abschied sind Zeichen dieses Wohlwollens und sollen dazu dienen, auch noch in der Ferne sich des genossenen Umgangs zu erinnern. Familien traten so, namentlich im griech. Alterthum, einander näher und schlossen Freundschaftsbündnisse, die von Vater auf Sohn erbten. Da pflegte man wol einen Ring zu brechen und dem scheidenden Gaste die eine Hälfte mitzugeben, damit, wenn einst später ein Sohn der einen Familie die andere aufsuchte, er an der mitgebrachten Hälfte des Ringes als Gastfreund erkannt werde. Der oberste Gott der Griechen, Zeus, schützte selbst das heilige Gastrecht und erhielt daher den Beinamen des Gastlichen (Xenios). Die Mythe erzählte, daß zuweilen Götter selbst in menschlicher Gestalt die Gastfreiheit der Menschen in Anspruch nähmen und Segen dem Gastlichen, Unsegen dem Ungastlichen sendeten. Eine eigne Einrichtung bei den Griechen war das Institut der Gastfreunde, welche von einzelnen Städten ernannt wurden. Solch ein Gastfreund (Proxenos) wurde vom Staate in einer fremden Stadt ernannt und erhielt dafür mancherlei Privilegien und Ehren, um, wie etwa bei uns die Consuln, die Bürger des Staats in der Fremde zu beschützen.

**Gasthäuser** werden im Allgemeinen alle Häuser genannt, in denen man Speisen und Getränke kaufen und genießen kann, insbesondere aber diejenigen, welche die obrigkeitliche Erlaubniß haben, Fremde für Geld zu beherbergen und ihnen Aufenthalt zu gewähren. Durch den letzten Umstand unterscheiden sich die Gasthäuser von den Kaffeehäusern, Bierhäusern, Weinhäusern, Speisehäusern und Schenken, welche keinen Fremden über Nacht behalten dürfen. Auf dem Lande heißen die Gasthäuser vorzugsweise Wirthshäuser, während sich die größern in den Städten Hotels, Höfe (Gasthöfe) nennen und sich durch Schilder bemerklich machen, auf denen der Name eines Fürsten, Orts, Landes, Thiers u. s. w. angegeben ist. Die besteingerichteten Gasthäuser findet man in Deutschland, in der Schweiz, in England und Frankreich. In den meisten deutschen Ländern ist die für die Reisenden sehr vortheilhafte Sitte eingeführt, daß die Wirthe obrigkeitlich bewilligte Taxen haben müssen, über welche sie ihre Foderungen nicht stellen dürfen.

**Gastmähler** gehörten von jeher zu den Lieblingsvergnügungen geselliger Menschen und finden sich selbst bei den uncultivirtesten Völkern. Die Art und Weise, wie sie bei den verschiedenen Völkern gehalten werden, gibt einen Beweis ab von der Culturstufe, auf welcher dieselben stehen und von ihrem Charakter. Den irdischen Genuß zu vergeistigen, das Mahl durch freundschaftliches Gespräch, durch Gesang, Musik, wol auch durch den Anblick künstlerischer Darstellungen zu würzen, sind die Zwecke, welche Gastmähler erfüllen sollen. Die griech. Mahle zeichneten sich durch Heiterkeit und reizende Anordnung aus, die röm. in der frühern Zeit durch Einfachheit, in der spätern durch Verschwendung und eine Üppigkeit, von der man jetzt fast keinen Begriff mehr hat. Die Griechen schmückten bei ihren Gastmählern Haupt und Becher, sowie den Saal mit Blumen, namentlich mit Rosen; Gesang und heitere Gespräche, oft über die höchsten geistigen Interessen, gingen von Mund zu Munde. Bei den Römern kamen die üppigen Gastmähler auf, als durch die großen Eroberungen in Asien ungeheure Schätze sich bei ihnen, namentlich in ihrer Hauptstadt, häuften. Vergebens suchte man durch Gesetze der einreißenden Schwelgerei zu steuern. Alle Provinzen mußten Leckerbissen nach Rom schicken. Seefische, Pfauen und dgl. waren beliebte Speisen, daneben kamen aber auch Gerichte vor, denen nur die Kostbarkeit Werth gab. Für ungeheuere Summen kaufte man Singvögel, um sie wie Schnepfen aufzusetzen, bereitete Speisen aus Nachtigallenzungen, löste kostbare Perlen in Wein auf und dgl. Anfangs trank man in Rom nur ital. Weine, die mit Wasser verdünnt wurden, und die griech. Weine wurden auf den Tischen der Reichen nur gekostet; später führte man diese in solcher Menge ein, daß sie selbst an das Volk ausgetheilt wurden. Um sie noch köstlicher zu machen, mischte man sie mit wohlriechenden Essenzen. Ein altes Gesetz verbot den Frauen bei Todesstrafe, Wein zu trinken, aber Niemand achtete desselben, und auch die griech. Sitte, die Frauen zu den ausschweifenden Gastmählern nicht zuzulassen, hielten die Römer nicht. Das Gastmahl bestand aus drei Abtheilungen, dem Voressen, bei welchem nur Speisen gereicht wurden, die den Appetit reizten, dem Hauptessen, welches aus vielen Gängen bestand, und der Nachkost von Früchten und Honiggebackenem. Bei der Mahlzeit lag man auf Polstern um Tische herum. Gewöhnlich waren drei Polster um einen Tisch, und auf jedem Polster lagen drei oder vier Personen. Die geladenen Gäste brachten häufig noch ungeladene Begleiter (Schatten genannt) mit, und überdies fanden sich auch noch Schmarotzer (Parasiten) ein, welche durch Späße sich angenehm zu machen suchten. Vor

Digitized by Google

der Mahlzeit wusch man sich, legte die Fußbekleidung ab und zog ein eignes Gewand an. Für die Besorgung der Tafel und die Zerlegung der Speisen waren eigne Diener angestellt und damit das Trinken regelmäßig gepflegt werde, wurde ein eigner Vorsteher des Trinkens erwählt. Dieser bestimmte die Gesetze des Trinkens und die Toaste. Das Speisezimmer war mit Blumen bestreut, auch die Gäste bekränzten sich und wohlriechende Essenzen wurden durch Röhren überall hin verbreitet und die Gäste damit besprengt. Tänzer, Gladiatoren, Possenreißer, Sänger ergötzten während des Mahles durch ihre Künste. So ausgelassen die Gastmähler der Alten auch waren, so war doch ihre Anordnung stets durch den Schönheitssinn geregelt. Mit dem Untergange des Römerthums verschwand dieser und die Gastmahle der über Europa einbrechenden ungebildeten Völker zeichneten sich nur durch Völlerei aus. Große Massen von Speisen und unmäßiges Trinken waren die Hauptsache. Diesen Charakter behielten die Gastmähler auch im Mittelalter und erst mit der zuerst am franz. Hofe aufkommenden Verfeinerung der Sitten kam wieder Zierlichkeit in die gemeinsamen Mahle. Die mohammedanischen Völker enthalten sich des Weins und sind daher in Bezug auf das Trinken mäßig, desto unmäßiger aber auch in jeder ihnen erlaubten Befriedigung der Sinnlichkeit. Die Chinesen zeichnen sich bei ihren Gastmählern durch die unglaubliche Menge und Mannichfaltigkeit der Speisen aus, aber ihr pedantisches Wesen läßt sie zu keiner wahren Heiterkeit kommen.

**Gastrisch** bedeutet so viel als: was sich auf den Magen bezieht, von dem griech. Worte Gaster, der Magen, Bauch. — Gastrisches Fieber bezeichnet eine fieberhafte Krankheit mit vorwaltendem Leiden des Magens und Darmkanals, das wieder von Ansammlung gastrischer Unreinigkeiten abhängt. — Gastrische Unreinigkeiten werden Ansammlungen im Magen und im obern Theile des Darmkanals genannt, welche die Verdauung erschweren und das Allgemeinbefinden stören, bis sie, oft durch gewaltsame Anstrengungen der Natur, fortgeschafft werden. Dergleichen Ansammlungen bestehen theils aus Rückständen unverdauter Nahrungsmittel und anderer unverdaulicher Stoffe, theils aus den Erzeugnissen einer nur unvollkommen von statten gehenden Verdauung, theils aus den krankhaft veränderten Darmsäften selbst, die sich mit dem Magen- und Darminhalte vermischen. Diese verschiedene Beschaffenheit der gastrischen Unreinigkeiten bedingt wieder eine Verschiedenheit der krankhaften Zufälle, die in gewissen gemeinschaftlichen Erscheinungen übereinkommen und welche in ihrer Gesammtheit mit der Benennung „gastrischer Zustand“ bezeichnet werden. Derartige Erscheinungen sind z. B. die meist verminderte, zuweilen aber auch krankhaft gesteigerte Eßlust, der widernatürliche, krankhaft veränderte Geschmack, der verschiedenartige Beleg der Zunge, die mannichfachen Empfindungen im Unterleibe und ihr Verhältniß zu den genossenen Speisen und Getränken, die etwa vorhandenen Ausleerungen durch Erbrechen und Stuhlgang und die Beschaffenheit der dadurch entleerten Stoffe.

**Gau** hieß bei den alten german. Völkerschaften eine Landesabtheilung, welche sich auf Gerichtswesen und Kriegsverfassung bezog. Cäsar erzählt z. B., daß das Land der Sueven in 100 Gaue getheilt war, aus deren jedem jährlich 1000 Krieger auszogen. Als die Franken Gallien eroberten, theilten sie auch dieses in Gaue. Bei den Deutschen hielten die Gaugrafen in den einzelnen Gauen im Namen des Kaisers Gaugericht oder Gauding. Die Eintheilung Deutschlands in Gauen kommt noch in den Zeiten der sächsischen und salischen Kaiser vor; seit dem Ende des 12. Jahrh. ist sie aber allmälig verschwunden. Gaugraf oder Gograf hieß bei den alten Sachsen ein von mehren Ortschaften in Abwesenheit des ordentlichen Richters erwählter Richter, welcher über Diebe und Räuber entschied, die bei der That ergriffen worden waren, und dessen Richteramt daher nur vorübergehend war. Einige Gegenden führen noch jetzt den Namen der Gauen, wie Breisgau, Rheingau, Hennegau und andere, und in Niedersachsen gibt es noch Gohgrafschaften, welche eigne, den Ämtern untergeordnete Vorsteher haben. Gohgrafen werden daselbst auch die Aufseher über die Ackerknechte auf den größern Pachtgütern genannt.

**Gauchos** (die) machen einen Theil der Bewohner der weiten Ebenen Südamerikas, welche den Namen der Pampas (s. d.) führen, aus. Die Bewohner der Pampas, zusammen höchstens drei Millionen, bestehen aus zwei ganz verschiedenen Stämmen, den alten, rothen Urbewohnern nämlich, oder Indianern, von welchen wenigstens die nicht zum Christenthume Bekehrten mit den Bekennern dieser Religion oftmals blutigen Streit führen, und den Abkömmlingen der eingewanderten Spanier, welche die Städte verlassen und sich auf das platte Land begeben haben, wo sie sich fast ausschließlich mit Viehzucht beschäftigen. Diese Letztern sind die Gauchos, welche sich durch ihre eigenthümliche Lebensweise, Sitten und Gebräuche von allen übrigen spanischen Kreolen auffallend unterscheiden. Des Gaucho Wohnung ist meistentheils ein in der weiten Ebene einsam liegendes, aus Erdmauern bestehendes Haus, das nur ein einziges großes Zimmer bildet, gewöhnlich mit Rohr gedeckt und oft dermaßen mit widerlichen Insekten angefüllt ist, daß die Familie im Sommer, in Decken gehüllt, unter freiem Himmel schläft. Vom Anbau des Landes ist, mit Ausnahme etwa einiger Quadratruthen urbar gemachten Bodens, in welchem Melonen oder dergleichen Früchte gezogen werden, keine Spur vorhanden. Etwas vom Wohnhause entfernt befindet sich gewöhnlich der Corral, d. h. ein kreisrunder, von einem Erdwalle umschlossener Fleck Landes, in welchem zu gewissen Zeiten des Jahres das Vieh eingeschlossen wird; außerdem ist überall nur Einöde. Der Gaucho, von allem civilisirten Leben entfernt und nur selten einmal mit jemand Anderm, als seines Gleichen in Berührung kommend, ähnelt in seinem ganzen Wesen und Benehmen keineswegs einem Europäer; doch hat er von seinen Stammvätern, den Spaniern, die Sprache, den Stolz und den ungebändigten Muth der Entdecker Amerikas beibehalten. Er kennt als Hirt keinen Luxus und keine Bequemlichkeit des civilisirten Lebens, und ist zugleich der thätigste und lebendigste, wie der trägste aller Menschen. Er läßt es sich nicht verdrießen, ganze Tage lang einem Strauße, wilden Pferde oder Jaguar nachzujagen, hat er aber einmal auf seinem Pferdekopfgerippe, das ihm die Stelle eines Stuhles vertritt, Platz genommen, dann ist nichts vermögend, ihn zum Aufstehen

Digitized by Google

zu bewegen. Sein Hauptgeschäft ist die Abwartung und Besorgung der Viehheerden; sie geben ihm Milch, Butter, Käse, Fleisch, worin nebst Branntwein oder Paraguaythee, seine ganze Nahrung besteht; denn Brot hat er nicht, weil er kein Getreide baut, Gemüse erklärt er für Kuhfutter, und Salz bekommt Mancher sein Leben lang nicht zu sehen.

Der Reichthum des Pampas-Bewohners besteht allein in Viehheerden, deren Gesammtzahl (was wild umherschwärmt, nicht mitgerechnet) man auf mehr als 12 Mill. Stück Rindvieh, 3 Mill. Pferde und eine beträchtliche Anzahl Schafe veranschlagt; eine Annahme, die nicht zu hoch scheint, wenn man bedenkt, daß allein die Engländer in dem einzigen Jahre 1832 nicht weniger als 877,000 Rindshäute und über 2,000,000 Stück Hörner aus dem einzigen Hafen Buenos Ayres ausgeführt haben, und daß auch in Montevideo ein ausgedehnter Handel mit den genannten Artikeln stattfindet. Einzelne begüterte Gauchos halten Heerden von 30 bis 70,000 Stück Vieh, und das manchem derselben zugehörende Weideland hat einen größern Umfang, als manches deutsche oder ital. Fürstenthum.

Jede aus mehren tausend Stück bestehende Heerde wird in Abtheilungen gesondert, über welche Piones oder Unterhirten die Aufsicht führen; diese stehen unter einem Catapaz oder Oberhirten, dem das Ganze untergeben ist. Er wohnt in der Mitte des ihm angewiesenen Weidedistricts und hat in der Nähe seiner Wohnung einen großen Corral, in welchem jährlich einmal die ganze Heerde zusammengetrieben wird, damit er sie dem Besitzer vorführen kann. Alle Gauchos sind, bis auf den letzten Hirtenjungen, von der frühesten Jugend an immerwährend zu Pferde, weshalb ihre Beine insgemein schwach und krumm sind, sodaß ein Gang zu Fuß, der übrigens für entwürdigend gilt, ihnen in der That beschwerlich fällt. Die Zeit vertreibt sich der Gaucho entweder mit Guitarrenspielen und dem

Gesange altspanischer Lieder, die sich durch Tradition bei ihnen erhalten haben, oder mit dem Einfangen wilder Pferde, mit der Tigerjagd (es werden jährlich mehr als 2000 Tigerfelle ausgeführt), oder endlich mit dem Kartenspiele, das er leidenschaftlich liebt; denn trifft z. B. ein Gaucho unterwegs einige seines Gleichen, so fodert er sie zu einer Partie auf, hängt den Zaum seines Pferdes über den Arm, zieht sein Messer hervor und steckt es dicht neben sich in die Erde, jeden Augenblick bereit, den Gegner, falls er unredlich spielen sollte, zu durchbohren. Karten trägt Jeder stets bei sich, und nicht selten verspielt Einer binnen wenigen Stunden seine ganze Habe, ohne jedoch sichtbar in üble Laune zu gerathen. Wie die meisten rohen Völker sind auch die Gauchos außerordentlich gastfrei, empfangen jeden Fremden auf's Zuvorkommendste und theilen unverdrossen Monate lang von Dem mit, was sie besitzen. Nie hat sich ein Gaucho so tief herabgewürdigt, einem Andern Geld zu nehmen, allein der lockenden Versuchung, seinem Nachbar ein hübsches Roß zu stehlen, kann er selten widerstehen, und wenn er bereits hunderte von Pferden selbst besäße. Diese Pferdediebstähle geben oft zu den blutigsten Auftritten Veranlassung. Sonst leben sie miteinander im Frieden, aber in häufigen Fehden mit den Indianern, welche oftmals ihre Wohnungen überfallen, alle männlichen Gauchos ermorden, und die Weiber als Beute hinwegführen. In der neuesten Zeit sind jedoch diese Fehden seltener geworden.

Außer dem Dolche und dem Feuergewehre hat der Gaucho zwei in seiner geübten Hand furchtbare Waffen, den Laço und die Bolas. Der Laço oder die Schlinge besteht aus einem Riemengeflechte von ungegerbter Haut, an dessen Ende ein eiserner Ring befestigt ist, durch welchen eine Leine läuft. Der Reiter nimmt die Schlinge in die rechte Hand, und läßt das Seil, nachdem er die Schlinge nach einem Gegenstande, den er fast nie verfehlt, geworfen hat, allmälig nach. Der Bolas oder Kugeln gibt es zwei Arten. Die erstere besteht aus drei kleinen Beuteln von rohem Leder, welche im Wasser erweicht und dann mit Sand gefüllt werden. Nachdem man sie in der Sonne getrocknet hat, werden diese Beutel oder Kugeln steinhart und halten gewöhnlich ein Paar Zoll im Durchmesser. An die Kugeln werden drei Fuß lange Riemen geknüpft, deren Enden durch einen Knoten miteinander verbunden werden. Der Reiter faßt eine Bola in die Hand, schwingt die beiden andern mit aller Kraft über dem Kopfe und läßt sie dann los.

Sie erreichen dann in beständig kreisender Bewegung den Gegenstand, welchen der Gaucho zum Ziele genommen, und schlingen sich um Leib oder Beine desselben so fest, daß derselbe zu Boden stürzt und seine Beute wird. Die zweite Art der Bolas besteht aus einem einzigen, mit Blei ausgegossenen Beutel, der in ähnlicher Weise geschleudert wird. Die Gauchos bekennen sich zwar zum Christenthum, doch glauben die meisten das Heil ihrer Seele schon gerettet, wenn ihre Gebeine in geweihte Erde kommen, welches zu bewerkstelligen die heilige Pflicht der Hinterlassenen ist.

Außer den Hirten lebt in den Pampas noch ein Schlag Menschen, denen selbst die leichte Arbeit des Viehhütens zu lästig ist und die ein reines Vagabondenleben führen. Sie stehlen Pferde und verkaufen dieselben meist nach Brasilien. An Lebensmitteln fehlt es nicht, weil die wilden Heerden zahlreich sind. Mehr als einmal haben diese Menschen sogar Weiber aus der Hauptstadt Buenos Ayres geraubt.

**Gaukler** (Jongleurs) ist die gewöhnliche Bezeichnung aller derjenigen Künstler, welche zur Ergötzung eines zuschauenden Publicums Proben (Kunststücke) bewundernswerther Geschicklichkeit oder ungewöhnlicher Körperstärke ablegen. Sie sind zu unterscheiden von den Taschenspielern, welche wunderbare Wirkungen durch einfache Mittel, die sie geschickt zu verbergen wissen, hervorbringen, sodaß ihre Geschicklichkeit mehr im Täuschen beruht, während der wirkliche Gaukler eine ungemeine Gewandtheit, Gelenkigkeit, Geschicklichkeit und Kraft in allen Gliedern besitzen muß. Doch nehmen die Gaukler nicht selten auch zu Taschenspielerkünsten ihre Zuflucht. Zu den bekanntesten Gauklerkunststücken gehören die verschiedenen Balancirübungen sowol der schwersten als der leichtesten Gegenstände, das Seiltanzen, das Kugelspiel, das Werfen von Messern im Kreise, das chinesische Stäbchenspiel u. s. w. Am berühmtesten sind von jeher die indischen Gaukler gewesen, und in der That leisten sie so Außerordentliches, daß der Zuschauer kaum seinen Augen zu trauen wagt. Überdies verbinden sich mit den Kunststücken der Gaukler in Indien abergläubische Vorstellungen. Von einem der berühmtesten ind. Gaukler, dem Brahminen Scheshal, berichtet ein glaubwürdiger Augenzeuge, er habe denselben freischwebend in einer Stellung gesehen, wie vorstehende Abbildung zeigt. Auf einer Bank ging ein Bambusrohr in die Höhe, an welches der Gaukler ein zusammengedrehtes Gazellenfell befestigt hatte, und nachdem er sich fünf Minuten unter einer Decke vorbereitet, erschien er schwebend, nur die Hand auf das Fell gelegt, und blieb behaglich eine halbe Stunde lang in dieser Stellung. — Jongleurs hießen im Mittelalter die Instrumentisten, welche die Troubadours (s. d.) begleiteten und die nachher zu Possenreißern wurden, indem sie mit Geberden die abgesungenen Lieder begleiteten. Sie zogen in Gesellschaften herum und genossen mancherlei Vorrechte.

**Gaumen** heißt die obere horizontal gelegene Wand der Mundhöhle, die vorn und an den Seiten durch die Zähne und die zu ihnen gehörigen Zahnfächer der obern Kinnlade, hinten durch den sogenannten Gaumenvorhang, das Gaumensegel, begrenzt wird, eine am hintern Ende der Mundhöhle perpendiculär herabhängende, häutige, bewegliche Scheidewand, welche den Eingang in die Rachenhöhle zum Theil verschließt. Diese obere horizontale Wandung der Mundhöhle wird durch die Vereinigung der Gaumen- und Oberkieferknochen der einen Seite mit denen der entgegengesetzten gebildet, und weil sie sonach hauptsächlich aus Knochenmasse besteht, zur Unterscheidung von ihrem häutigen Anhange, dem Gaumensegel oder weichen Gaumen, zuweilen auch harter Gaumen genannt. Dieser harte Gaumen nun ist völlig unbeweglich und von der Schleimhaut, welche die ganze Mundhöhle auskleidet, hier jedoch von anderer Beschaffenheit, mehr faserig und lichter gefärbt ist, überzogen. Er hat einigen Antheil am Geschmack und wesentlichen Einfluß auf die Bildung einzelner Buchstaben und Wörter, sowie er wol auch bei allen aus dem Munde kommenden Tönen überhaupt als Resonanzboden dient. Zuweilen kommt in Folge eines Fehlers der ersten Bildung die Vereinigung der Knochen des harten Gaumens nur zum Theil oder gar nicht zu Stande, und es findet dann die meistens gleichzeitig mit der Hasenscharte (s. d.) vorkommende, unter dem Namen des Wolfsrachens bekannte Misbildung statt, bei welcher die Mund- und Nasenhöhle unmittelbar ineinander übergehen. Auch entstehen zuweilen in Folge von Schuß- und andern Wunden, sowie durch Geschwüre, welche die Knochenmasse angreifen und zerstören (namentlich syphilitische), widernatürliche Öffnungen in dem Gaumengewölbe. Daß eine solche widernatürliche Öffnung mit wesentlichen

Digitized by Google

Unbequemlichkeiten und Nachtheilen verbunden sein müsse, versteht sich von selbst. Weil nämlich ein großer Theil der von den Lungen ausgetriebenen Luft durch die Lücke im Gaumengewölbe hervortritt, können Personen, die an dem erwähnten Gebrechen leiden, keine klaren und gut verständlichen Töne hervorbringen, und überdies wird sich ein Theil der Nahrungsmittel durch diese Öffnung einen Weg in die Nasenhöhle bahnen. Um diesen Übelständen abzuhelfen, bringt man einen künstlichen Gaumen an, der gewöhnlich aus einer großen, zur Verschließung der in dem Gaumen befindlichen Öffnung bestimmten Platte von Platina, Gold oder Silber besteht, die mit Hülfe eines sinnreichen Mechanismus festgehalten wird.

**Gaze**, ein von dem Flor (s. d.) nur durch die bedeutendere Stärke und den größern Abstand der Fäden unterschiedenes Zeuch. Die Entfernung der Einschlagfäden von den Kettenfäden bildet viereckige netzförmige Augen. Die Gaze wird in verschiedenen Mustern und Farben aus Seide, Baumwolle und Linnen gemacht, auch hat man gemischte Gaze. Eine besondere Gattung ist der Krepp (s. d.). Die schönsten seidenen Gazen, namentlich auch Gazetücher, kommen aus den franz. Fabriken. Vorzüglich schön ist auch die ital. Gaze aus Mailand, Florenz, Bologna, und auch aus Ostindien und China wird seidene Gaze nach Europa eingeführt. Die ostind. hat meist goldene und silberne Blumen, die chines. ist meist bunt gedruckt.

**Gebälk** ist die Gesammtheit aller zu einem Gebäude gehörigen Balken, namentlich der Dachstuhl, auf welchem die Ziegel u. s. w., mit denen das Dach gedeckt ist, ruhen. Insbesondere nennt man Gebälk aber auch das auf den Säulen ruhende Hauptgesims, welches aus dem Unterbalken oder Architrav, dem Fries und dem Kranz besteht und welches etwa ein Viertheil so hoch als die Säulen ist. (S. Säule.)

**Geberde** heißt jede Stellung und Bewegung des Körpers und seiner einzelnen Theile, welche einen gewissen Gemüths- oder Seelenzustand ausdrückt. Von selbst äußern sich Sinneneindrücke, welche unmittelbar auf den Körper wirken, in gewissen Bewegungen und Stellungen, die entweder die zunächst getroffenen Theile selbst oder andere Theile, welche mit den getroffenen in Beziehung stehen, annehmen. So z. B. nimmt man unwillkürlich die Hand vor das Auge, wenn allzugrelles Licht auf dasselbe fällt, zieht den gestoßenen Fuß empor u. s. w. Andere Geberden sind mehr von der geistigen Thätigkeit abhängig und während die rein körperlich sinnlichen Geberden mehr oder weniger auch den Thieren eigen sind, kommen diese allein dem Menschen zu. Einige dieser seelenhaften Geberden (wie das Zusammenschlagen der Hände als Beifallsbezeugung, das Nicken mit dem Kopfe, namentlich mit den Augen als Bejahung, das Schütteln des Hauptes zum Zeichen der Verneinung) scheinen so sehr natürliche Ausdrücke zu sein, daß man sie bei allen Völkern wiederfindet, andere hängen (wie die Begrüßungsformen der verschiedenen Völker) mit dem Volkscharakter zusammen, noch andere sind rein conventionell (durch Übereinkunft, z. B. Erkennungszeichen geheimer Gesellschaften, religiöser Sekten u. dgl.), und noch andere endlich sind Ausdrücke der Individualität (z. B. die über die Brust gekreuzten Arme Napoleon's, die auf dem Rücken ruhenden Arme Göthe's u. s. w.). Wegen des innigen Zusammenhanges, in welchem alle Geberden, mit Ausnahme der rein conventionellen, mit der geistigen und körperlichen, bleibenden oder vorübergehenden Stimmung des Menschen stehen, ist das Studium derselben, durch welches jenem Zusammenhange nachgeforscht wird, höchst interessant, und wird namentlich in der Schauspielkunst von hoher Wichtigkeit, weil hier der Zuschauer durch die Geberden des Künstlers auf den geistigen und körperlichen Zustand, welchen derselbe darstellt, schließen muß. Je civilisirter der Mensch ist, desto mehr legt er für gewöhnlich die natürlichen Geberden ab und nimmt die durch den sogenannten guten Ton bestimmten allgemein gültigen und nur conventionellen Geberden an. Nur im Zustande leidenschaftlicher Erregtheit wird die durch die äußerliche Bildung angethane Fessel gesprengt und der Mensch überläßt sich frei den natürlichen Geberden. Daher ist ein allzulebhaftes Geberdenspiel nicht anständig, denn die Geselligkeit fodert, daß wir im Umgang mit Andern unsere Leidenschaft, Triebe, Gefühle zu bezähmen und zu verbergen wissen, damit sie nicht störend einwirken. Am mannichfachsten beweglich von allen Theilen des menschlichen Körpers ist das Gesicht, daher sich auch in diesem die meisten Geberden darstellen. Vorzugsweise nennt man die im Gesicht auftretenden Geberden Mienen. Zugleich sind die Mienen die seelenvollsten unter allen Geberden, weil das Gesicht der vollendetste Ausdruck der Seele ist. Nach dem Gesichte drücken sich die meisten Geberden in den leicht und mannichfach beweglichen Händen und Armen aus. Man theilt die Geberden auch nach dem Umstande ein, daß einige sich im ruhenden, andere im bewegten Körper darstellen, indem man jene als Attituden, Stellungen, diese als Gesticulationen bezeichnet. Da die Geberden Ausdrücke des in der Seele Vorgehenden sind, so redet man von einer Geberdensprache, und man kann sagen, daß sie die unmittelbarste Sprache sei, denn wenn das Herz noch keine Worte, seine Empfindungen lautwerden zu lassen, gefunden hat, drücken sich dieselben schon ungesucht in den Geberden des Menschen aus. Die Gesichtssprache hat man, namentlich insofern sie als Wissenschaft oder Kunst studirt und getrieben wird, Mimik (s. d.) genannt, sowie die Kunst, auch ohne Worte durch Geberden Seelenzustände zu schildern, Pantomimik (s. Pantomimen) heißt.

**Gebern** oder Parsen sind ein von den alten Persern abstammender Volksstamm, welcher noch an der alten, von Zoroaster (s. d.) gestifteten, in dem heiligen Buche „Zend-Avesta" niedergelegten Religion festhält. Sie wohnen in der pers. Provinz Kerman und in der ind. Provinz Guzurate. Den Namen Gebern, der „Ungläubige" bedeutet, haben ihnen die Mohammedaner gegeben, welche sie heftig verfolgen. Sie selbst nennen sich Behdin, d. h. „Recht- oder Gutgläubige". Ihre Religion ist Feueranbetung, indem ihnen das Licht, Feuer, als Quell alles Guten erscheint und sie die Gottheit selbst in dem heiligen Feuer anbeten, das in eignen Tempeln gepflegt wird. Auch die Planeten ehren sie als mächtige Geister. Die Gebern sind von mittlerer Größe, edlem Wuchs und regelmäßiger Gesichtsbildung. Eine gebogene Nase, ein kleiner Mund, schwarze, lebhafte Augen und ein schwarzer, sorgfältig gepflegter Bart sind ihre charakteristischen Eigenthümlichkeiten. Die Frauen zeichnen sich

Digitized by Google

besonders durch Schönheit aus. Ihr Wesen ist freundlich und sanft, auch sind sie wohlthätig und redlich. Sie beschäftigen sich vorzüglich mit Ackerbau und Handel, sind treffliche Schiffszimmerleute und erwerben nicht selten ein bedeutendes Vermögen. Merkwürdig ist ihre Sitte, die Todten auf den Begräbnißplätzen offen hinzustellen und so der Witterung und dem Wilde preiszugeben. Der unreine Leichnam soll die reine Erde nicht beflecken.

**Gebet**, Erhebung des Herzens in Andacht zu Gott, das Herz mag sein Gefühl nun in Worten aussprechen (lautes Gebet), oder es mag keine Worte für dasselbe finden (stummes Gebet), welches letztere stets der Fall sein wird, wenn die Bewegung des Gemüths allzumächtig ist. Der Nutzen geschriebener und gedruckter Gebete ist kein anderer als der, daß dem Drange des Gefühls Worte dargeboten werden, wenn es selbst zu mächtig aufgeregt ist, um in sich dieselben zu finden. Zu gleichem Zwecke pflegt man Kranken, besonders Sterbenden, wol auch vorzubeten. Das Herz findet eine Beruhigung in dem Worte, wenn es seine tiefsten Gefühle auszudrücken vermag. Hierin liegt ein Theil der beseligenden Kraft des Gebets; am kräftigsten wirkt aber das Gebet auf den Menschen durch das mit demselben in unumstößlicher Gewißheit wachwerdende Gefühl, daß, wie wenig der endliche Verstand auch die Gegenwart Gottes inne wird, doch der liebende, weise, mächtige Vater es ist, der alle unsere Schicksale lenkt und jedes Leid wie jede Freude zu unserm wahren Besten, als Mittel zu unserer geistigen Erziehung, zur Gottähnlichkeit uns sendet. Der Mensch soll beten in allen Lagen seines Lebens, denn er steht stets in der Hand Gottes, und der gute und fromme Mensch wird beten, weil er nichts Höheres, kein reineres, ihn selbst höher ehrendes Vergnügen kennt, als den steten Umgang mit Gott. Des frommen Menschen ganzes Leben ist Gebet, insofern ihn der Gedanke Gottes niemals verläßt; all' sein Streben ist, daß er in Gott und Gott in ihm lebe. Es gibt keine Religion ohne Gebet, denn dadurch allein hat der Mensch Religion, daß er in Wahrheit göttlichen Geschlechts und ihm daher der Umgang mit Gott höchstes Bedürfniß ist. Nicht Elend und Schwäche führen den tüchtigen Menschen zum Gebet, sondern das Gefühl seiner eignen höchsten Würde, welches er im Umgange mit Gott findet und ohne das er nichts ist. Wie die christliche Religion die Religion der Wahrheit ist, so hat sie auch zuerst das rechte und wahre Gebet gelehrt. „So ihr in meinem Namen betet, werdet ihr Erhörung finden", lehrt Christus, d. h. so ihr als Sohn zum Vater, als Geist zum Geiste redet. Das Gebet des Mundes, wenn nicht das Herz dabei ist, hat gar keinen Werth, ist überhaupt nur scheinbar Gebet, denn nur das Herz kann beten. Das christliche Gebet darf ferner nicht mit Angst geschehen, sondern es muß eine freie Erhebung des Herzens sein, denn Gott will nicht Knechte, sondern Kinder; ein kindliches Herz aber kennt keine Pflicht, die es aus Furcht thut, sondern der Grund all seines Handelns ist die Liebe. Daher verwirft die christliche Kirche die ängstlichen Gebetsübungen, welche nichtchristliche Völker, Juden und Mohammedaner, nach den Lehren ihrer Religion regelmäßig abhalten müssen. Das Gebet hat keine Kraft nach außen, sondern seine Macht ist rein innerlich, daher schafft es keine äußerliche Gerechtigkeit vor Gott, sondern macht in der Brust des Menschen nur das Gefühl der ihn aufnehmenden Gnade Gottes lebendig.

**Gebläse** sind im Allgemeinen Vorrichtungen, um Luftarten mit mehr oder weniger Gewalt zum Ausströmen aus einer Röhre (Düse oder Deupe) zu bringen. Der Zweck derselben ist stets, einen lebhaften Verbrennungsproceß zu bewerkstelligen. Bei den Gebläsen, deren sich vorzugsweise die Hüttenleute bei den Schmelzarbeiten im Großen bedienen, wird stets atmosphärische Luft (Wind) in ein bereits brennendes Feuer geblasen, und die Wirkung dieser Luft beruht auf dem in ihr enthaltenen Sauerstoffgase, welches, indem es reichlich zugeführt wird, eine lebhafte Verbrennung bewirkt. (Vgl. Gas). Das einfachste derartige Gebläse ist der bekannte Blasebalg, dessen man sich im Hüttenwesen, wegen seines fortwährend nur stoßweise kommenden Windes, selten bedient, der aber namentlich in Schmiedewerkstätten allgemein angewendet wird. Er besteht aus zwei zugespitzten Brettern, welche vorn in die Düse ausgehen und von denen sich das eine in einem Charnier bewegt. Übrigens sind beide Breter durch ein weites Leder verbunden, so daß man sie voneinander entfernen und einander nähern kann. Endlich befindet sich in dem einen Bret ein nach Innen sich öffnendes Klappenventil. (S. Ventil.) Sperrt man nun die Breter voneinander, so würde im Innern des Balges ein leerer Raum entstehen, wenn nicht alsbald durch den atmosphärischen Druck (s. Dunstkreis) Luft durch das Ventil eingetrieben würde. Nähert man hierauf die Breter wieder einander, so wird der Wind durch die Düse ausgetrieben. Man hat zwei- und dreifache Blasebälge, deren man sich der ununterbrochenern Wirkung wegen bedient. — Bei den hölzernen Bälgen oder Balggebläsen sind ein hölzerner Kasten und ein in diesem befindliches Bret so miteinander verbunden, daß durch die Bewegung des einen oder des andern die Luft des Kastens ausgetrieben wird. Die atmosphärische Luft wird ebenfalls durch ein nach Innen sich öffnendes Ventil eingelassen. — Eine abweichende Einrichtung haben die hölzernen Kastengebläse und die eisernen Cylindergebläse. Bei diesen wird die Luft aus einem Kasten oder Cylinder, in den sie durch eine Seitenöffnung tritt, mittels eines auf- und niedergehenden Kolbens ausgetrieben. Geht nämlich der Kolben luftdicht herab, so treibt er die Luft vor sich her, die sich nun durch eine Röhre ergießt, bis sie zur Düse ausströmt. Man übersieht leicht, wie sich ein solcher Cylinder auch mit doppelter Wirkung einrichten läßt. Ist nämlich das obere Ende desselben ebenfalls verschlossen, sodaß durch den Deckel nur die Kolbenstange luftdicht hindurchgeht, so muß der Kolben beim Aufsteigen die Luft wieder vor sich her und in ein oben angebrachtes Rohr treiben. — Das Baader'sche Gebläse ist ebenso eingerichtet, wie der unter Gas (s. d.) beschriebene Gasometer, nur daß statt des Wasserstoffgases atmosphärische Luft ein- und austritt. — Eine leicht herzustellende Einrichtung hat das Tonnengebläse, das aber wenig Wind mit geringer Kraft gibt. Es beruht im Allgemeinen darauf, daß Tonnen, welche inwendig eine Scheidewand haben, die auf der einen Seite nicht ganz bis zur Wand reicht, so aufgehängt werden, daß sie sich um eine



Digitized by Google

mitten durch ihre ganze Länge gehende Axe hin und her bewegen. Die Tonne wird zur Hälfte mit Wasser angefüllt, und indem dieses bei der Bewegung der Tonne hin- und hergeht, treibt es die Luft vor sich her. Passende Ventile sind angebracht, um die Luft vor dem Wasser auszulassen und hinter demselben einzulassen. — Das **Wassertrommelgebläse** besteht in einer langen Röhre, in welche oben Wasser einfällt. In der Röhre sind Öffnungen angebracht, durch welche Luft dringt und sich mit dem herabfallenden Wasser vermengt, mit dem sie dann in einem Kasten (die Trommel) auf ein Bret oder einen Stein fällt. Hierbei trennt sich aber Luft und Wasser, jene tritt über dieses und wird durch dasselbe, indem es sich anhäuft und abläuft, durch eine Röhre ausgetrieben. — Ähnlich ist das von Henschel erfundene **Kettengebläse**. Über ein Rad geht eine Kette ohne Ende, welche in regelmäßigen Abständen Klappen hat. Auf der einen Seite der in eiförmiger Linie herabhängenden Kette ist eine weite, von eisernen Cylindern gebildete, nach der Form der Kettenlinie gekrümmte Röhre, durch welche die Kette mit den Klappen so hindurchgeht, daß die Klappen genau die Höhlung der Röhre ausfüllen. Zugleich ergießt sich Wasser in die Röhre, fällt auf die erste Klappe, drückt diese herab, fällt dann auf die zweite Klappe, drückt auch diese herab u. s. f., so daß, wie man übersieht, in der Röhre theils Wasser, theils Luft enthalten ist, denn wie das Wasser auf eine Klappe drückt, nimmt dieselbe unter sich eine Quantität Luft mit herab. Unter der Röhre ist ein Gefäß, in dem sich Wasser und Luft sondern und aus dem diese durch jenes ausgetrieben wird. — Von demselben Erfinder ist endlich das **Wassersäulengebläse**. Bei diesem steht eine Reihe von gußeisernen Cylindern übereinander, welche durch Böden und Ventile so voneinander geschieden sind, daß das von oben einlaufende Wasser nicht durch alle zugleich hindurch kann, sondern indem es aus dem 1., 3., 5. Cylinder in den 2., 4., 6. tritt, jene leer macht, wobei Luft in sie tritt, und aus diesen durch geeignete Öffnungen die Luft austreibt, welche nach der gemeinschaftlichen Düse geht. Alle Gebläse, mit Ausnahme der zuletzt genannten, leiden an dem Übelstande, daß der Wind nur stoßweise ausströmt. Um einen anhaltenden Luftstrom zu erhalten, werden daher gewöhnlich eigene Vorrichtungen, sogenannte **Regulatoren**, angebracht. Sie sind Gefäße, in denen sich die verdichtete Luft aus den verschiedenen Abtheilungen eines Gebläses sammelt. — Da man mit bereits erwärmter Gebläseluft eine bestimmte Quantität Erz oder Metall mit geringerm Aufwand an Feuerungsmaterial schmelzen kann, als wenn man sich Windes von gewöhnlicher Temperatur bedient, so hat man häufig auch Gebläse mit erhitzter Luft angewendet.

Eine zweite Abtheilung der Gebläse ist diejenige, bei denen man nur beabsichtigt, durch einen Luftstrom eine Flamme auf einen gewissen Punkt zu concentriren, um so eine energischere Wirkung derselben zu erhalten. Zu diesen gehört zunächst das **Löthrohr**, welches entweder mit dem Munde oder, wie beim Glasblasetisch der Fall ist, durch Bälge geblasen wird. Es besteht in einfachster Einrichtung in einem gebogenen, trichterförmig zulaufenden Rohre. Das weite Ende nimmt man in den Mund, das dünne hält man vor eine Weingeist- oder Öllampenflamme und bläst so anhaltend und gleichmäßig als möglich, indem man durch die Nase Athem holt. Auch hat man Gebläse, bei denen ein Löthrohr durch Weingeist- oder Wasserdampf geblasen wird. Die Flüssigkeit befindet sich in einer Kugel, die in ein Löthrohr ausgeht und über einer Flamme hängt; sowie die Flüssigkeit ins Kochen geräth, strömt sie als Dampf durch das Rohr und bläst gegen eine vor demselben stehende Lampe. Eine sehr scharfe Flamme erhält man, wenn man durch ein Gebläse (welches die Einrichtung eines Gasometers haben kann, s. Gas) Sauerstoffgas gegen eine Flamme bläst.

Die dritte Classe von Gebläsen bilden diejenigen, bei denen die ausströmende Luftart selbst entzündet wird. Zu diesen gehören diejenigen Gebläse, wo aus einem Gasometer Sauerstoffgas, aus einem andern Wasserstoffgas in eine gemeinschaftliche Düse strömen, vor welcher das Gasgemisch mit gewaltiger Hitze verbrennt. Noch wirksamer und an Wirksamkeit jede andere Flamme übertreffend, ist ein Gebläse, welches ein bereits in gehöriges Verhältniß gebrachtes Gemenge von Wasserstoffgas und Sauerstoffgas ausströmen läßt. Es heißt nach seinem Erfinder das **Newmansche** Gebläse. (Vgl. Gas.)

**Gebote** (die zehn) wurden (nach Moses II, 20 ff.) dem Propheten Moses auf dem Berge Sinai für das jüdische Volk im ersten Jahre des Auszuges aus Ägypten gegeben. Der Finger Gottes schrieb diese Gebote auf (zwei) Tafeln, die Moses mit vom Berge brachte, zu dessen Füßen das Volk seiner wartete. Sie umfassen die Hauptlehren der Moral, doch so, daß sie sich auf die Werke mehr als auf die Gesinnung beziehen. Die christliche Religion, welche sich von der jüdischen eben dadurch unterscheidet, daß sie Heiligung des Herzens fodert, aus der sich die guten Werke ergeben sollen, nicht wie die jüdische Religion mit den Äußerungen der Rechtschaffenheit sich begnügt, hat daher die Gebote zwar aufgenommen und anerkannt, doch so, daß die bloße Befolgung derselben noch keinen Anspruch auf die göttliche Gnade gibt, vielmehr soll die Haltung der zehn Gebote nur Äußerung des höchsten christlichen Gebots, Liebe gegen Gott und den Nächsten sein. Alle Erweiterungen der Gebote durch Christus (Matth. 5.) beziehen sich darauf, daß die Gesinnung heilig sei, dann werden die Äußerungen derselben den Geboten entsprechen, ja der fromme Mensch wird noch weit mehr thun, als die Worte der zehn Gebote aussprechen.

**Geburt, Niederkunft, Entbindung** bezeichnet die Verrichtung des weiblichen Menschen oder Thieres, durch welche ein Kind oder ein Junges zur Welt gebracht wird. Die Geburt erfolgt, wie jede andere Verrichtung des thierischen Körpers, nach gewissen Gesetzen und Bedingungen und sie verläuft regelwidrig oder gar nicht, wenn eine oder mehre dieser Bedingungen unerfüllt bleiben. Soll sie ungestört von Statten gehen, so muß die Schwangerschaft glücklich verlaufen sein und ihr naturgemäßes Ende erreicht haben, die Gebärende im Allgemeinen sich wohlbefinden und örtlich gut gebildet sein; ferner das Kind nebst den zu ihm gehörigen Anhängen, den Eihäuten und dem Mutterkuchen, die bisher zu seiner Erhaltung gedient haben, so beschaffen sein, wie sie sein sollen, und von Seiten der Gebärenden sowie der Hülfe leistenden Personen das rechte Benehmen beobachtet werden. Das Hauptgeburtsorgan des weiblichen Körpers ist die Gebärmutter oder der Fruchthalter. Diese

Organ, welches die Frucht nebst allen zu ihr gehörigen Gebilden enthält, zieht sich während des Gebärens satzweise, d. h. mit längere oder kürzere Zeit anhaltenden Pausen zusammen und treibt durch diese Zusammenziehungen, denen man wegen des mit ihnen verbundenen Schmerzes den Namen Wehen beigelegt hat, die Frucht und ihre Anhänge aus. Die Erscheinungen, welche eine regelmäßig verlaufende Geburt darbietet, sind nun folgende: Zu Ende der vierzigsten Schwangerschaftswoche wird die Schwangere unruhig, klagt über Bangigkeit, Schauer, Schmerzen im Unterleibe und öftern Drang zum Urinlassen, oder sie empfindet eine allgemeine Unbehaglichkeit, ohne ein bestimmtes Leiden angeben zu können, bis sich der erwähnte Unterleibsschmerz einstellt. Diese Schmerzen, welche Erstgebärende gewöhnlich als Schneiden beschreiben, kehren wieder und werden nach und nach immer heftiger. Dies sind die sogenannten vorhersagenden Wehen, d. h. solche, welche dem Weibe den Anfang der Geburt ankündigen sollen, haben von Hebammen und gemeinen Leuten den Namen Rupfer oder Kneiper erhalten und stellen sich oft schon 8 oder 14 Tage vor dem eigentlichen Beginn der Geburt ein. Indessen werden die Zusammenziehungen der Gebärmutter immer kräftiger, anhaltender und häufiger und heißen, weil sie die nöthige Vorbereitung zu dem eigentlichen Gebären bewirken, vorbereitende Wehen. Der mit ihnen verbundene Schmerz erstreckt sich von dem Kreuze und der Lendengegend aus nach dem Schoose und den Schenkeln. Die Schwangere wird immer ängstlicher und unruhiger, treibt sich im Zimmer umher (sie kreist), erbricht sich u. s. w. Während dessen öffnet sich der Muttermund, die Eihäute mit dem in ihnen enthaltenen Fruchtwasser werden durch denselben in Gestalt einer Halbkugel hervorgedrängt (die Blase stellt sich) und endlich so angespannt, daß sie zu zerreißen drohen (die Blase ist springfertig), gleichzeitig geht mit einer größern oder geringern Menge Schleimes etwas Blut ab (es zeichnet). Hierauf erfolgt der sogenannte Wassersprung, indem durch die immer stärker werdenden Wehen die Eihäute zerrissen werden und das Fruchtwasser abfließt. Nach dem Abflusse des Fruchtwassers tritt für einige Zeit Ruhe ein. Bald aber beginnen die Wehen von Neuem und sind jetzt noch kräftiger, andauernder und häufiger als bisher. Die Anstrengung für die Gebärende wird nun so stark, daß sie nicht mehr zu stehen vermag, zumal ein unwiderstehlicher Drang sie nöthigt, die Wehen durch gewaltsames Drücken und Pressen nach unten in ihrer Wirksamkeit zu unterstützen. Sie zittert am ganzen Körper, schwitzt über und über, bekommt überhaupt ein erhitztes Ansehen und einen stürmischern Pulsschlag. Mittlerweile tritt der Kindeskopf aus seinen bisherigen Hüllen, den Eihäuten, welche sich zurückziehen, hervor, durch den Muttermund und rückt, indem er sich gewissermaßen durch die Beckenhöhle dreht, dem Beckenausgange immer näher. Am Beckenausgange angelangt, findet er neuen Widerstand, der nur durch die kräftigsten Wehen überwunden werden kann, während welcher der Schmerz den höchsten Grad erreicht. Ist der Kopf geboren, so folgt eine kurze und behagliche Ruhe, während welcher die Gebärende sich etwas wieder erholt. Bald jedoch zieht sich die Gebärmutter abermals zusammen und treibt nun auch den Körper des Kindes aus, dessen Geburt indeß weniger Kraftaufwand von Seiten der Gebärenden erfodert, als die des Kopfes. Befindet sich noch ein zweites Kind in der Gebärmutter, so beginnt nach einer kurzen Pause die Geburtsarbeit wieder, wie zur Geburt des ersten Kindes, nur daß sich bei dem zweiten Kinde gewöhnlich keine Blase stellt und kein Wasser abgeht. Nach dem Austritte des Kindes an die Außenwelt ruht die Gebärmutter einige Zeit, dann aber treten wieder Zusammenziehungen ein und bewirken nicht nur, daß sich jetzt nach Ausstoßung des Kindes das Organ beträchtlich verkleinert, sondern auch, daß sich der noch in ihm befindliche Mutterkuchen löst. Weil aber durch das Lösen des Mutterkuchens die innere Gebärmutteroberfläche verwundet wird, beginnt nun Blut in größerer oder geringerer Menge auszufließen. Indeß läßt diese Blutung bald nach und die sich fortwährend zusammenziehende Gebärmutter entledigt sich nun auch des bis jetzt zurückgebliebenen Mutterkuchens, sowie der Eihäute, die gemeinschaftlich durch die Benennung Nachgeburt bezeichnet werden. Nach dem Abgange der Nachgeburt nimmt das Wochenbette, als die letzte Geburtsperiode, seinen Anfang. Dieses hat hauptsächlich die Aufgabe, Das, was etwa von den Gebilden des Eies in dem Fruchthalter noch zurückgeblieben sein könnte, vollends zu entfernen, diesen selbst aber allmälig zu dem Zustande zurückzuführen, in welchem er sich vor der Befruchtung befand. Soll dieses gelingen, so darf die wohlthuende Ruhe, welche in der Regel auf die Austreibung des Kindes und der Nachgeburt zu folgen pflegt, gar nicht oder wenigstens nicht zu oft und zu anhaltend unterbrochen werden, wie dies bei Weibern, welche schon oft oder sehr schnell geboren haben, durch fernere, meist sehr schmerzhafte Zusammenziehungen der Gebärmutter geschieht, welche Nachwehen genannt werden; außerdem muß die Haut thätiger werden als bisher, namentlich die ersten 5—7 Tage nach der Ausstoßung des Kindes mehr als gewöhnlich schwitzen und zugleich in den Brüsten Milch abgesondert werden.

Der eben beschriebene ist der naturgemäße Hergang der Geburt. Indeß bietet sie, abgesehen von den zahlreichen Regelwidrigkeiten, die sie erschweren oder ohne die Dazwischenkunft künstlicher Hülfe auch wol ganz unmöglich machen können, noch einige Verschiedenheiten dar, die noch innerhalb der Grenzen der Gesundheit liegen. Dergleichen Verschiedenheiten werden unter Anderm durch die verschiedenartigen Kindeslagen bestimmt, die jedoch sämmtlich, wenn sie die Geburt nicht gradezu regelwidrig machen sollen, stets so beschaffen sein müssen, daß das Kind der Länge nach in der Gebärmutter liegt. Der am gewöhnlichsten vorausgehende Theil des Kindeskörpers ist der Kopf, und zwar das Hinterhaupt, allein nicht nur kann dieser in verschiedenen Stellungen zu Tage kommen, wie z. B. mit dem Scheitel, dem Gesichte voraus, sondern das Kind wird oft auch mit dem Hintern oder mit den Füßen zuerst geboren. Die Ursachen, welche die Geburt regelwidrig machen können, sind hauptsächlich Regelwidrigkeiten der vorausgegangenen Schwangerschaft, Misbildung oder abweichende Beschaffenheit der bei der Geburt vorzüglich mitwirkenden Theile des Körpers u. s. w. Je nach der Zeit, in welche die Geburt des Kindes fällt, unterscheidet man zu frühzeitige, zeitige und verspätete Geburten. Kommt die Geburt durch die Naturkräfte allein zu Stande, so nennt man sie eine

natürliche. Diese kann wieder leicht oder schwer, schnell oder langsam von Statten gehen. Bei Erstgebärenden geht sie in der Regel langsamer und mit größern Schwierigkeiten vor sich, als bei solchen, die schon öfter geboren haben. Kann die Geburt nur unter Beistand eines Geburtshelfers (s. d.) zu Stande kommen, so heißt die Geburt eine widernatürliche oder künstliche. Zum Troste aller Schwangern sei ausdrücklich bemerkt, daß unter 50 Entbindungen kaum eine schwere vorkommt, und unter tausend, nach sichern Berechnungen, nur eine den Tod unmittelbar herbeiführt, endlich, daß grade die Geburtshülfe zu denjenigen Zweigen der Heilkunst gehört, welche die meiste Zuversicht auf Hülfe in regelwidrigen Fällen gewähren.

Geburt in rechtlicher Beziehung. Die Vortheile ehelichgeborener, d. h. in vollgültiger Ehe erzeugter Kinder bestehen hauptsächlich darin, daß sie sowol ihren Vater als ihre Mutter vor allen andern Verwandten derselben beerben, außerdem auch die Standesvorrechte, welche nicht rein persönlich sind, mit ihren Ältern theilen, z. B. den Adel (s. d.); uneheliche Kinder dagegen sind nach den Grundsätzen des deutschen Rechts von der Erbfolge in die väterliche Verlassenschaft gänzlich ausgeschlossen und beerben nur ihre Mutter. Sie gehörten keiner Familie an und wurden, weil der König ihr natürlicher Vormund war, in dieser Beziehung Vaterstelle bei ihnen vertrat und sie sogar beerbte, Königskinder genannt. Außerdem waren die unehelichen Kinder in frühern Zeiten wegen des ihnen anklebenden Geburtsmakels von dem Eintritte in öffentliche Ämter und Würden ausgeschlossen, durften nicht einmal in Zünfte aufgenommen werden u. s. w. und hatten in diesen Beziehungen gleiches Schicksal mit den unehrlichen Kindern, d. h. den Kindern solcher Ältern, welche ein nach den Begriffen früherer Jahrhunderte verunehrendes Gewerbe trieben. Alle diese Vorurtheile sind jetzt größtentheils beseitigt und wol in keinem civilisirten Staate wird heut zu Tage Jemand durch seine Geburt von Erlangung öffentlicher Ämter und von dem Eintritte in Zünfte mehr ausgeschlossen. Uneheliche Kinder werden übrigens nach dem Namen ihres Vaters, und nur, wenn dieser nicht zu ermitteln ist, nach dem Familiennamen ihrer Mutter getauft. — Wenn von mehren Geschwistern eins oder mehre nicht von einem und demselben noch lebenden und ehelich verbundenen Älternpaare abstammen, sondern von einem Theile des letztern dem andern bei der Verheirathung zugebracht worden sind, so nennt man diese zugebrachten Kinder im Verhältniß zu ihrem jetzigen neuen Vater oder Mutter halbbürtige, Stiefkinder, und umgekehrt ihre jetzigen Ältern Stiefvater, Stiefmutter, denen man in der Sprache des gewöhnlichen Lebens den rechten Vater, die rechte Mutter entgegensetzt. Solche zugebrachte Kinder heißen, im Gegensatz zu ihren vollbürtigen (d. h. von einem und demselben Älternpaare abstammenden) Geschwistern halbbürtige, Halb- oder Stiefgeschwister. Nach den strengen Grundsätzen des röm. Rechts, sowie auch nach einigen neuern Gesetzgebungen haben halbbürtige Kinder und Verwandte, so lange vollbürtige noch vorhanden sind, gar kein gesetzliches Erbrecht an die Verlassenschaft ihrer Stiefältern oder Verwandten. Nach den mildern Grundsätzen mehrer neuerer Gesetzgebungen ist in manchen Staaten, z. B. in Sachsen, den halbbürtigen Geschwistern ein mit den vollbürtigen gleichzeitig auszuübendes Erbrecht, jedoch nur ein beschränktes, gestattet. Sie erhalten nämlich die Hälfte des auf jene kommenden Erbtheils.

**Geburtshelfer**, (franz. Accoucheur) nennt man einen Arzt, der sich vorzugsweise dem Berufe widmet, den Frauen bei regelwidrigen oder auch nur schweren Entbindungen Hülfe zu leisten. Ein Geburtshelfer, der seinem mit so großer Verantwortlichkeit verbundenen Berufe vollkommen genügen will, muß nicht nur alle die Kenntnisse besitzen, deren jeder Arzt bedarf, sondern auch namentlich und ganz besonders die Beschaffenheit des weiblichen Körpers und seiner ihm eigenthümlichen Verrichtungen im schwangern und nichtschwangern Zustande u. s. w. kennen. Dem Bedürfnisse praktischer Ausbildung, welches der Geburtshelfer vor Allem nöthig hat, ist gegenwärtig durch die sogenannten Entbindungsschulen abgeholfen, deren es in den Universitätsstädten, ja fast in allen größern Städten des In- und Auslandes gibt.

**Gedächtniss** ist das Vermögen, Vorstellungen, Worte, Zahlen und dergl. in der Seele festzuhalten, sodaß man dieselben nach Belieben ins Bewußtsein rufen kann. Das Gedächtniß ist also Erinnerung, aber so, daß der Gegenstand nicht nur im Allgemeinen und in unbestimmten Umrissen, sondern nach allen seinen Theilen auf das Bestimmteste vor der Seele steht. Um ein gutes, d. h. Seeleneindrücke festhaltendes und nie versagendes Gedächtniß zu besitzen, ist nöthig, daß man überhaupt den Gedankeninhalt seines Geistes stets zusammenhalte und übersehe, d. h. daß man besonnen sei. Der besonnene Mensch besinnt sich leicht, welches selbst der Ausdruck für „er hat ein gutes Gedächtniß" ist. Der zerstreute Mensch ist unbesonnen und ohne Gedächtniß. Man unterscheidet das Gedächtniß häufig nach den Gegenständen, auf die es sich bezieht, und spricht in dieser Beziehung von einem Namen-, Zahlen-, Ortgedächtniß, von einem Gedächtniß für Thatsachen (Sachgedächtniß) u. s. w., und allerdings kommt es vor, daß dieselbe Person ein ausgezeichnetes Gedächtniß z. B. für Thatsachen und ein sehr schlechtes für Zahlen hat. Niemals aber werden ein gutes Namengedächtniß und ein schlechtes Zahlengedächtniß vereinigt sein. Personen von lebhafter Einbildungskraft werden nämlich Vorstellungen sehr leicht in der Seele behalten, wogegen andere, bei denen die Verstandesthätigkeit vorzugsweise ausgebildet ist, ein besseres Gedächtniß für abstracte Gegenstände haben. Thatsachen sind Gegenstände der Vorstellung, Zahlen und Namen dagegen des abstracten Verstandes. Zur Bildung eines guten Gedächtnisses sind schon in der Jugend gepflegte Übungen das beste Mittel. Der jugendliche Geist ist nämlich durch die Neuheit, die alles ihm Entgegenkommende für denselben hat, am meisten zur Zerstreutheit geneigt, und durch die Gedächtnißübungen, das sogenannte Auswendiglernen oder Memoriren, wird derselbe nicht allein mit nützlichen Kenntnissen erfüllt, sondern überdies zur Besonnenheit geführt, ohne welche es kein Gedächtniß gibt. Die Alten hatten eine eigne Gedächtnißkunst, welche sie Mnemonik nannten und die eine Belehrung über die mannichfaltigen Kunstgriffe enthielt, welche man anwenden kann, um Worte, Reden, Namen und dergl. mit Leichtigkeit zu memoriren. Dahin gehört z. B., daß man eine Rede leichter memorirt, wenn man die einzelnen Theile derselben vorzugsweise sich merkt und

Digitized by Google

vielleicht diese mit geläufigen Vorstellungen, die übrigens gegen den zu memorirenden Gegenstand ganz fremdartig sein können, combinirt, etwa mit den Theilen des menschlichen Körpers. Im Allgemeinen besteht die Mnemonik in der Kunst, Vorstellungen und abstracte Gedanken so zu verbinden, daß die einen an die andern erinnern und jene mithin diese hervorrufen helfen. Die beste Zeit zum Memoriren ist der Morgen, weil des Morgens der Seele noch wenig Gegenstände entgegengetreten sind, welche eine Zerstreuung hätten veranlassen können, der Geist also gesammelt ist. Auch ist das Überlesen des dem Gedächtnisse Einzuprägenden vor Schlafengehen zu empfehlen, weil im Schlafe die Seele sich mit den letzten und lebhaftesten Eindrücken zu beschäftigen pflegt. Wahre Gedanken haften in dem Geiste, ohne daß man sie memoriren kann, weil sie nicht etwas Aufgenommenes, sondern vom Geiste selbst Geschaffenes sind; sie sind ein ewiges, unveränderliches Eigenthum des Geistes, welches er, einmal gewonnen, nicht wieder verlieren kann. Die beste Regel zum Memoriren ist folglich die, daß man das auswendig zu Lernende erst zu verstehen suche, dann besitzt man es als Gedanke und kann, wenn auch die Form, doch den Inhalt desselben nie vergessen. Am leichtesten, ja ganz von selbst werden daher Worte behalten, die einen Gedanken auf die angemessenste, vollkommenste Weise ausdrücken, z. B. einzelne Verse. Das nur dem Gedächtniß Eingeprägte verschwindet allmälig aus der Seele, wenn es nicht von Zeit zu Zeit wieder hervorgerufen wird, auch bei völliger Gesundheit des Geistes. Wie alle geistigen Vermögen, wird auch das Gedächtniß im Alter und in heftigen Krankheiten schwach, ja verschwindet oft ganz, zuweilen nur auf gewisse Zeit, zuweilen für immer. Am Gedächtniß selbst kann man drei Thätigkeiten unterscheiden: das Auffassen, welches schnell oder langsam geschehen kann; das Festhalten, welches sich auf längere oder kürzere Zeit erstreckt, stark oder schwach ist, und endlich das Wiedergeben des Eingeprägten, welches leicht oder schwer geschieht und hierdurch ein treues oder untreues Gedächtniß bedingt.

**Gedanken**, die Resultate des Denkens (s. d.) machen in ihrer Gesammtheit den Inhalt unsers Bewußtseins aus. Die Gedanken unterscheiden sich von den sinnlichen Gegenständen dadurch, daß sie nicht wie diese vergänglich, hinfällig und durch Zeit und Raum beschränkt, sondern im Gegentheil ewig, unveränderlich und schrankenlos sind. In der Welt des Gedankens geht dem Menschen, der Sinnenwelt gegenüber, ein ewiges Reich auf, in dem es nicht Tod und Verderben gibt. Der geringfügigste wie der erhabenste Gedanke tragen das Merkzeichen der Ewigkeit; ebenso sehr z. B. der mathematische Grundsatz, „daß zwei Dinge gleich sind, wenn beide demselben dritten gleichen", wie der Grundsatz der wahren Religion, „daß es nur Einen Gott gibt". Daher flüchtet sich auch der Mensch aus den schmerzlichen Täuschungen der Außenwelt in die innere Welt des Gedankens, deren höchste Gebiete Religion und Philosophie sind. Auf diesen Gebieten erscheinen zugleich Gedankenwelt und Sinnenwelt nicht mehr im feindlichen Gegensatze, denn die Lehre der Religion: daß ein weiser, liebender Vater Alles schafft und nach seinem Willen allmächtig lenkt, wie die Voraussetzung der Philosophie, daß nur das ewig Vernünftige Wahrheit und Wirklichkeit habe, darum alle Hinfälligkeit und Unvollkommenheit nur ein leerer Schein sei, durch den man zur Wahrheit dringen müsse, erheben eine wie die andere die Sinnenwelt selbst zur Ewigkeit des Gedankens. Solches Bewußtsein ist der Friede, den die Religion, die Beruhigung, welche die Philosophie in den Drangsalen schafft, in welche die Unvollkommenheit der Außenwelt das Menschenherz versetzt. — Gedankenlos ist der Mensch, welcher, ohne in sich einen gesammelten Schatz des Bewußtseins zu tragen, nur der Sinnenwelt und nur dem Augenblicke lebt. Nicht selten wird der gedankenlose Mensch durch einen recht empfindlichen Schmerz, den ihm die Außenwelt bereitet, durch einen großen Verlust an irdischen Gütern zur Besinnung, endlich zum Bewußtsein gebracht und so in die Welt des Gedankens eingeführt.

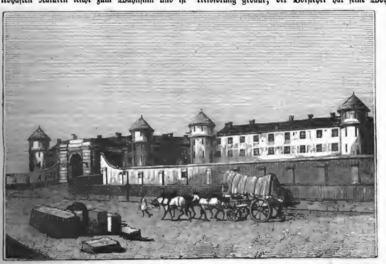
**Gefängniss** (Kerker), ist im Allgemeinen jeder zur Beraubung der persönlichen Freiheit bestimmte Ort. Der Staat bedient sich der Gefängnisse theils als Sicherungsmittels gegen das Entweichen solcher Personen, die sich wegen des Verdachts, ein Verbrechen begangen zu haben, in Untersuchung befinden (Verwahrungsgefängnisse), theils als wirklichen Strafmittels für überführte Verbrecher (Strafgefängnisse). Personen, welche nur der gegen sie eingeleiteten Untersuchung wegen in Haft sind, werden in der Regel nur soweit des Gebrauchs ihrer Freiheit beraubt, als nöthig ist, ihr Entkommen zu hindern. Man erlaubt ihnen gewöhnlich die Wahl ihrer Beschäftigung und vergönnt ihnen selbst Genüsse, die sie sich aus eignen Mitteln zu verschaffen vermögen, gestattet wol auch den Zutritt von Freunden und Verwandten in das Gefängniß. Die Maßregeln gegen sie werden nur geschärft, wenn man fürchtet, sie möchten Mittel zur Flucht in die Hände bekommen, oder wenn man sie zum Geständniß der aus der Untersuchung offenbar sich ergebenden Schuld bringen will. Anders verhält es sich mit den Gefängnissen, deren sich der Staat zur Vollstreckung wirklicher Strafe (Freiheitsstrafe) an Verbrechern, die nach vorhergegangener Untersuchung für schuldig befunden worden, bedient. Man unterscheidet insgemein drei Grade solcher Gefängnißstrafe. Der erste ist Festungsbaugefangenschaft, in den neuern Gesetzgebungen auch Kettenstrafe oder schwerer Kerker (s. Festung) genannt. Dieser Strafe gleich kommt in einigen Staaten die Galeerenstrafe (s. Galeeren). Etwas minder streng, jedoch in gleichem Grade, wie Festungsbau, infamirend, ist die Zuchthausstrafe, die gegenwärtig besonders in Deutschland sehr gebräuchlich ist. Sie wird auf verschieden lange Zeit, bis zu lebenslänglicher Einkerkerung, nach der Gefährlichkeit der Verbrecher und nach der Größe ihrer Vergehungen zuerkannt. Auch gibt es gewöhnlich mehre Grade, die sich theils durch die strengere Bewachung, z. B. durch Anschließung in den Gefängnissen, Anlegung von Ketten u. s. w., theils durch die Verschiedenheit der von den Züchtlingen zu verrichtenden Zwangsarbeit voneinander unterscheiden. In einigen Staaten werden die Züchtlinge noch überdem gleich beim ersten Eintritt ins Zuchthaus mit einer körperlichen Züchtigung (Willkommen) belegt, in mehren Staaten mit derselben sogar auch noch nach Abbüßung der Strafzeit beim Austritt (Abschied) aus dem Zuchthause entlassen. Die geringste der Freiheitsstrafen nennt man Gefängniß, gefängliche

Digitized by Google

Haft schlechthin. Diese Strafe hat nicht, wie die vorhergenannten, den Verlust aller bürgerlichen Ehrenrechte zur absoluten Folge und wird daher nur bei geringern Vergehungen in Anwendung gebracht. Man unterscheidet hier zwischen den Gerichtsgefängnissen einzelner Orte und den Landesgefängnissen. Zu der Einrichtung der letztern sahen sich in neuerer Zeit mehre Staaten durch die Übervölkerung der Zuchthäuser und die Erfahrung veranlaßt, daß die Mehrzahl der zu diesen Verurtheilten durch die unfreiwillige Vermischung mit dem Auswurfe der Menschheit diese Anstalten nicht selten noch entsitteter verlassen, als sie dieselben betraten. Die allgemeinen Landesgefängnisse haben vor den einzelnen Gerichtsgefängnissen (die unter besondern Namen, als: Bürgergehorsam, Stockhaus, Carcer, Schuldthurm u. s. w. vorkommen) hauptsächlich Das voraus, daß sie nicht so kostspielig wie diese sind und daß es in ihnen möglich wird, die Gefangenen strenger zu beobachten und sie nach Verhältniß ihrer körperlichen und geistigen Kräfte zu einer zweckmäßigen Arbeit anzuhalten. Eine bekannte Gattung der leichtern Gefängnißstrafe ist die (mit Festungsbau nicht zu verwechselnde) Festungsstrafe oder Festungsarrest. (S. Festung.) Auch bedient man sich der Festungen zur Aufbewahrung von Kriegsgefangenen. Entspringen aus dem Gefängniß zieht engere Haft nach sich und wird in Zuchthäusern auch noch durch Schläge bestraft.

Die Gefängnisse sind wahrscheinlich so alt wie die Staaten. Wenigstens läßt sich ein geordneter Staat nicht ohne diese Mittel zur Bestrafung der Verbrecher denken. Die ältesten Gefängnisse im Morgenlande waren wasserleere Cisternen. In Athen gab es 49 Gefängnisse, und unter diesen eins auf dem Markte für zahlungsunfähige Schuldner. In Rom erbauete der König Ancus Marcius das erste Gefängniß und zwar gleichfalls für Schuldner. Das Hauptgefängniß in Rom wurde nach seinem Erbauer, dem König Servius Tullius, „Tullianum" genannt. Von ihm und der barbarischen Behandlung der Gefangenen in demselben entwirft der Geschichtschreiber Sallust eine traurige Schilderung. Überhaupt kannte das nichtchristliche Alterthum keine liebende Sorge für die Gefangenen. Den milden Lehren der christlichen Religion verdankten diese die erste Erleichterung ihres bis dahin schrecklichen Looses, was selbst ein satirischer Feind des Christenthums, der Grieche Lucian, nicht in Abrede stellt. Er erzählt uns, wie die Christen ihre gefangenen Glaubensgenossen besuchten, trösteten, mit ihnen beteten und selbst bei ihnen im Gefängnisse schliefen. In den christlichen Gemeinden der ersten Jahrhunderte nach Christus hatten die Diakonen und Diakonissinnen neben der Sorge für Arme und Kranke auch die Pflicht, für das Seelenheil der Gefangenen Sorge zu tragen. Die barbarische Rauheit des Mittelalters verließ jedoch diesen segensreichen Pfad der christlichen Liebe. In dieser Zeit nämlich benutzte man gewöhnlich die unterirdischen Räume der Burgen, die Burgverließe, zu Gefängnissen. Sie kamen besonders in Deutschland vor und gehörten zu den grausamsten und nachtheiligsten für die Gesundheit, deren die Geschichte gedenkt. Einen nicht bessern Ruf haben die sogenannten Bleikammern in Venedig wegen der im Sommer darin herrschenden unausstehlichen Hitze. (S. Venedig.) Auch die Gefängnisse der Inquisition sind berüchtigt. Eins der berühmtesten Gefängnisse war die gleich beim ersten Ausbruch der franz. Revolution von der Volkswuth zerstörte Bastille (s. d.) zu Paris. In London (s. d.) hat man ganze Bezirke dieser Riesenstadt den Gefangenen eingeräumt. In dem Bereiche der großen Schuldgefängnisse Kingsbench genießen die Schuldgefangenen große Freiheiten; sie wählen sich Vorsteher und Richter aus ihrer Mitte, haben ihre Vergnügungs- und Versammlungsplätze u. s. w. Die Gefängnisse in China rühmt man wegen der in ihnen obwaltenden Sorge für die Gesundheit der Gefangenen. Die Gefängnisse bilden dort meistens große Vierecke, wo die Gefangenen in besondern Zellen wohnen und die Erlaubniß haben, zuweilen unter den Augen ihrer Aufseher in einem geräumigen Hofe spazieren zu gehen. Man ist darüber in Zweifel, welcher europ. Staat zuerst ein Zuchthaus gehabt habe. Eines der ältesten ist das zu Bury in England, welches wahrscheinlich schon im Jahre 1589 bestand. Auf dem Festlande begegnen wir diesen Anstalten zuerst in den Niederlanden. In Amsterdam wurde 1595 ein Zuchthaus für Männer und im folgenden Jahre eins für Weibspersonen gebaut. In Deutschland fanden sie zwar erst im Laufe des 17. Jahrh. Eingang, doch zählte man daselbst schon gegen die Mitte des vorigen Jahrh. einige 50 Zuchthäuser. Eins der besteingerichteten ist das von der Kaiserin Maria Theresia in Gent erbaute. — In Europa war es dem edlen Menschenfreunde John Howard (geb. 1727 zu Clayton in England, gest. 1790) vorbehalten, durch die unermüdlichste Sorge für Erleichterung des Schicksals der Gefangenen (welches er aus eigner Erfahrung als Kriegsgefangener in Frankreich, sowie auf seinen spätern Reisen durch ganz Europa gründlich kennen gelernt hatte) das Augenmerk des engl. Parlaments auf dieses bis dahin sehr vernachlässigte Gebiet des Staatsrechts zu lenken. Von dieser Zeit an kamen die wesentlichsten Verbesserungen des Gefängnißwesens auf, welche sich nach und nach von England aus in alle civilisirten Staaten mit mehr oder minder glücklichem Erfolge verbreiteten. Am weitesten sind in dieser Beziehung die nordamerik. Freistaaten vorgeschritten. Schon im Jahre 1776 bildete sich in Philadelphia eine Gesellschaft zu Verbesserung des Gefängnißwesens, deren Bemühungen von dem schönsten Erfolge gekrönt worden sind. Zwei Systeme sind es hauptsächlich, welche man gegenwärtig bei der Gefängnißbauart und der Gefangenzucht in den nordamerik. Vereinsstaaten befolgt. Der Hauptgrundsatz des zuerst in Neuyork aufgekommenen und von da aus in vielen andern Städten Nordamerikas verbreiteten Systems besteht darin, daß man die Gefangenen bei Nacht voneinander trennt und sie in einzelnen Zellenreihen verwahrt, welche eine von diesen weit abstehende starke Mauer umschließt. Man bezeichnet diese Bauart als Schachtelplan und nennt jene Zellenreihen „die innere Schachtel" und die diese umgebende Mauer „die äußere Schachtel." Bei Tage läßt man die Gefangenen gemeinschaftlich arbeiten und essen, wobei jedoch eine strenge militairische Zucht und ein vollkommenes Schweigen der Sträflinge unabweislich gehandhabt wird. Nach dem andern Systeme, welches zuerst in Philadelphia aufkam, aber wegen der damit verbundenen größern Kostspieligkeit noch keine so bedeutende Ausbreitung gefunden hat, treibt man die Strenge gegen die Sträflinge und deren Absperrung voneinander noch weiter, indem man nicht allein bei Nacht, sondern auch bei Tage jeden Gefangenen einsam in seiner

Zelle sich selbst überläßt. Außer dem lautlosen Gefangenwärter naht sich ihm kein menschliches Wesen, und eine Beschäftigung wird ihm nur als Belohnung gestattet. Jede dieser Zellen hat übrigens einen besondern kleinen Hof, in welchem der Gefangene Luft schöpfen kann. Wenn man erwägt, wie groß der von der Natur in die Brust jedes Menschen gelegte Trieb nach Geselligkeit und Beschäftigung ist, so muß man gestehen, daß kaum eine größere und wirksamere Strafe erdacht werden kann. Doch führt sie ebendeshalb bei lebhaften Naturen leicht zum Wahnsinn und ist schon aus diesem Grunde nur mit großer Vorsicht und nur bei schweren und ganz demoralisirten Verbrechern in Anwendung zu bringen. Höchst heilsam wird sie aber dadurch, daß durch die ununterbrochene Einsamkeit auch das verworfenste Gemüth zur Selbstbetrachtung und hierdurch zur Selbsterkenntniß, folglich zu moralischer Selbstbesserung gezwungen wird und daß die Verbrecher in der Arbeit Trost und Erholung finden. — In England ist eins der besten Gefängnisse das hier abgebildete Besserungshaus Milbank bei London. Es ist kreisförmig gebaut; der Vorsteher hat seine Wohnung im



Mittelpunkte und die voneinander getrennten Behältnisse der Gefangenen im Kreise um sich her. Diese freilich sehr kostspielige und ungefähr 600 Sträflinge enthaltende Anstalt zeichnet sich besonders durch eine musterhafte, auf religiöse Zucht und zweckmäßige Beschäftigung gerichtete Beaufsichtigung der Gefangenen aus, welche in Classen abgetheilt sind und nur bei Nacht abgesperrt werden. Für noch vorzüglicher gilt eine in neuerer Zeit vielfach (unter andern in Genf, in Sonneburg bei Küstrin und zu Insterburg in Ostpreußen) in Anwendung gekommene Bauart der Gefängnisse, welche unter dem Namen des Strahlenplanes bekannt ist.

Der größte Nachtheil, der immer noch an allen unsern strengen Gefängnißanstalten haftet, ist die Folge der Infamie, welche an Jedem haftet, der einmal als Sträfling in einem Zuchthause gewesen. Jedermann weicht einem solchen aus, Niemand mag ihn in Dienste nehmen, und so muß der Unglückliche nicht selten seinen nothdürftigen Lebensunterhalt sich wieder auf verbotene Weise suchen. Es ist der Fall vorgekommen, daß ein solcher Verstoßener ein neues Verbrechen beging, um nur wieder im Zuchthause einen Zufluchtsort zu finden. Zwar wird gegenwärtig fast allenthalben auf die moralische Besserung der Züchtlinge mit großem Fleiße hingewirkt, aber zur gänzlichen Beseitigung des gegen ehemalige Sträflinge noch herrschenden Vorurtheils sind immerhin noch besondere Maßregeln nöthig. Die zweckmäßigste dürfte die sein, daß Gesellschaften von wahren Menschenfreunden sich zum Zweck machen, ehemaligen Züchtlingen Gelegenheit zu rechtlichem Erwerb zu geben und zu dem thatsächlichen Beweise der geschehenen Besserung. Vereine mit derartigem Zwecke haben sich auch in mehren deutschen Ländern gebildet, und namentlich ist ein solcher im Laufe dieses Jahres in Sachsen zu Stande gekommen. — Eine besondere Art nichtinfamirender Gefängnißstrafe ist diejenige, welche Gläubiger über ihre Schuldner verhängen können, entweder bis sie bezahlt haben oder auf gewisse gesetzlich bestimmte Zeit. Solchen Gefangenen kann keine Zwangsarbeit auferlegt werden.

**Gefecht** ist die allgemeine Bezeichnung jedes Kampfes streitender Parteien, bei dem sich dieselben tödtlicher Waffen gegeneinander bedienen. Besteht jede der streitenden Parteien nur in Einer Person, so ist das Gefecht Zweikampf (s. d.). In anerkannt rechtmäßiger Weise kommen Gefechte nur im Kriege vor. Man unterscheidet hier die Gefechte so-

wol nach der Stärke der streitenden Parteien, als nach der Waffe, mit der sie geführt werden. Ein Gefecht, welches nur von Wenigen bis zu einigen Hunderten auf beiden Seiten geführt wird, heißt ein Scharmützel; sind über 500 bis 10,000 im Kampfe, so gibt es eine Affaire oder ein Gefecht im engern Wortsinn; sind endlich die kämpfenden Parteien noch stärker, so wird das Gefecht zur Schlacht. Die Infanterie bedient sich im Gefechte nur des Schießgewehres, theils zum Schießen, theils mit dem Bayonnet, und nur ausnahmsweise des Seitengewehrs. Das Feuern geschieht beim Kampfe in Reihe und Glied, höchstens aus einer Entfernung von 300 Schritt und entweder in ganzen Abtheilungen oder einzeln im Heckenfeuer. Beim Tirailliren (s. d.) wird auch aus größern Entfernungen geschossen. Bayonnettangriffe pflegen in der Regel in Colonne gemacht zu werden, theils mit geladenem, theils mit ungeladenem Gewehr. Die Cavalerie, welche ihre Angriffe sehr rasch macht, wird von der Infanterie wo möglich bis zu einer Entfernung von 40 F. herangelassen, ehe diese feuert. In diesem Falle kann sie einer energischen Wirkung gewiß sein. Cavalerieangriffe pflegen selten gegen die Fronte des Feindes gerichtet zu sein, gewöhnlich sucht die Cavalerie den Feind in die Flanken zu fassen. Beim Angriff setzt sich die Reiterei in Galopp und etwa 100 Schritt vor dem Feinde in Carrière. Gegen Quarrés des Feindes werden die Angriffe in Schwadronen gemacht, sodaß eine der andern folgt, und jede vom Feinde abgewiesene Schwadron sich hinter den vorrückenden wieder formirt. Die Cavalerie bedient sich vorzugsweise des Säbels oder der Lanze, doch hat sie auch Carabiner und Pistolen, die beim Blänkern in Anwendung kommen. Blänkern heißt das Tirailliren der leichten Cavalerie, wobei diese je zwei und zwei Mann gegen den Feind vereinzelt anrückt und ihn beunruhigt. Die schwere Cavalerie sucht den Feind besonders durch den Angriff in geschlossenen Reihen zu werfen. Die Artillerieangriffe können wegen des weitreichenden Geschützes schon aus einer Entfernung von 1500—1800 Schritt begonnen werden. Gewöhnlich läßt aber die Artillerie den Feind auf 1200 Schritt herankommen, ehe sie zu feuern beginnt. Es ist Regel, die Geschütze möglichst verdeckt und ohne die Munitionswagen aufzustellen. Kommt der Feind näher als 600 Schritt, so wird mit Kartätschen gegen ihn geschossen. Die Artillerie eröffnet in der Regel die Schlacht und steht in einer Entfernung von 30 bis 80 Schritt vor der Linie. Das Geschütz wird nicht blos in der ganzen Angriffslinie vertheilt, sondern namentlich auch zur Besetzung einzelner wichtiger Punkte benutzt, namentlich solcher, von denen aus die Bewegungen des Feindes beobachtet und beherrscht werden können. Wenn das Geschütz verloren gegeben werden muß, so haben die Artilleristen das Ladezeug mitzunehmen, und wenn noch Zeit dazu ist, das Geschütz durch Vernageln unbrauchbar zu machen.

**Gefühl** bezeichnet zunächst denjenigen Sinn, durch welchen wir Gegenstände, die in unmittelbare Berührung mit unserm Körper kommen, zu unterscheiden vermögen, und zwar ob sie rauh oder glatt, weich oder hart, warm oder kalt und dergl. sind, und in Bezug auf die Gestalt. Während die übrigen Sinne des Menschen und ebenso auch der Thiere, auf einzelne Organe beschränkt sind, breitet sich das Gefühl über den ganzen Körper aus, indem sich Nervenfäden bis an die Oberfläche des Körpers verzweigen. Am lebhaftesten aber ist das Gefühl an den Spitzen der Finger und Zehen, und man bezeichnet die Finger daher auch als den vorzüglichsten Sitz dieses Sinnes, den man auch Tastsinn, Getast nennt. Wie die übrigen Sinne ist auch das Gefühl mancherlei Täuschungen ausgesetzt. So hängt es namentlich ganz von der eigenen Wärme des Körpers ab, ob ein anderer Gegenstand warm oder kalt erscheint. Erkaltet man z. B. die eine Hand, etwa indem man sie in Schnee steckt, erwärmt zugleich die andere und taucht dann beide Hände in dasselbe laue Wasser, so wird dieses an der erkalteten Hand warm, an der erwärmten kühl scheinen. Eine andere Gefühlstäuschung erfährt man, wenn der Mittelfinger über den Zeigefinger gelegt wird und dann zwischen beiden Fingerspitzen ein Kügelchen hin- und hergewälzt wird; man nimmt in diesem Falle mit dem Gefühl deutlich zwei Kugeln wahr, obgleich nur eine vorhanden ist. Zuweilen tritt in einzelnen Gliedern, z. B. in den Fingern, eine völlige Gefühllosigkeit vorübergehend auf, man sagt, das Glied sterbe ab. Man kann diese Erscheinung durch Unterbindung des Fingers hervorrufen. Bekannt ist, daß erfrorene Glieder gefühllos werden.

In höherer Bedeutung bezeichnet man mit dem Worte Gefühl die Gesammtheit aller ins Bewußtsein tretenden Erregungen, dieselben mögen nun von den Sinnen ausgehen, oder ganz innerlicher Natur sein, sowie die Erregungsfähigkeit selbst. Nur der Mensch, als bewußtes Wesen, nicht aber die Thiere, haben in dieser Beziehung Gefühl. Sehr häufig werden Gefühl und Empfindung gleichbedeutend gebraucht, doch sind Empfindungen eigentlich nur diejenigen Erregungen, welche noch unklar vor dem Bewußtsein sind. In Gefühl und Empfindung verhält sich der Geist nicht selbstthätig, wie im Gedanken, sondern leidend. Die gefühlvollen Menschen, die sogenannten schönen Seelen, bei welchen das Gefühlsleben so vorherrscht, daß gegen dasselbe der Verstand zurücktritt, sind daher mehr oder weniger willenlos und unthätig, obgleich sie durch äußere Eindrücke und durch Vorgänge in ihrem Innern auf das lebhafteste erregt werden. Die Empfindungen und Gefühle sind theils angenehm (Freude, Lust, Heiterkeit, Hoffnung), theils unangenehm (Trauer, Schmerz, Betrübniß, Furcht), jenachdem sie das Verlangen erzeugen, in ihnen zu verharren oder ihnen zu entfliehen. Da die Gebilde der Kunst und die der Natur am mächtigsten durch die Sinne auf den Geist wirken und zwar angenehm, wenn sie schön sind, so spricht man besonders viel von dem Gefühl für das Schöne und Erhabene und macht damit das Gefühl zum Richter über Natur- und Kunstgegenstände, wozu es allerdings geeigneter ist, als zum Schöpfer derselben, weil es, wie bemerkt wurde, sich nicht handelnd, sondern leidend verhält. Da dem Menschen endlich das Sittengesetz vom Schöpfer selbst in die Brust geschrieben ist, so hat derselbe ein sehr feines Gefühl für das Gute sowol, wie für das Böse (die Stimme des Gewissens), welches man das moralische Gefühl nennt. Obschon die Empfindung nur dadurch zum Gefühl wird, daß sie in das Bewußtsein tritt, so ist dieses im Gefühl doch keineswegs so klar und allseitig bestimmt, wie dies beim Gedanken der Fall ist, und daher kommt es, daß das Gefühl stets nach Worten sucht, ohne sich völlig aus-

Digitized by Google

sprechen zu können. Nicht selten wird die Sprache daher angeklagt, daß sie zu arm sei, um die Fülle des Gefühls auszusprechen. In der That ist auch der Mensch um so weniger im Stande zu sprechen, je mächtiger das Gefühl in ihm aufgeregt ist. Der Grund liegt aber darin, daß das Gefühl dadurch nicht aufgehoben wird, daß es in Worte gefaßt wird und daß bei mächtiger Aufregung der Mensch zu wenig seinen Verstand zu sammeln vermag, um die geeigneten Worte zu suchen. Der wahre Dichter ist der bevorzugte Mensch, bei welchem Gefühl und Verstand gleich mächtig sind, sodaß er auszusprechen vermag, wofür der gewöhnliche Mensch vergebens nach Worten sucht.

**Gegenfüssler** oder (griech.) Antipoden, heißen diejenigen Bewohner der Erde, welche so gegeneinander leben, daß sie aufrecht stehend die Füße einander entgegenkehren. Da nämlich die Erde eine Kugel oder wenigstens ein kugelförmiger Körper und die aufrechte Stellung diejenige ist, bei welcher die Füße nach dem Mittelpunkte der Erde zugekehrt sind, so findet man offenbar die Gegend, in welcher die Gegenfüßler der Bewohner irgend eines Ortes der Erde wohnen, wenn man sich von dem genannten Orte aus eine gerade Linie nach dem Mittelpunkte der Erde gezogen und über diesen soweit hinaus verlängert vorstellt, bis sie wiederum über die Oberfläche der Erde hervortritt. Man kann dieses auch so ausdrücken, daß alle diejenigen Bewohner der Erde Gegenfüßler gegeneinander sind, welche Orte bewohnen, die an dem Endpunkte desselben Durchmessers (Diameter) der Erde oder die diametral gegenüberliegen. Wenn man weiß, wie die geographische Länge (s. d.) und Breite eines Ortes der Erde bestimmt wird, so begreift man leicht, daß die geographischen Breiten der Gegenfüßler dieselben sind, aber die eine südl., die andere nördl. ist, während die Längen um 180° verschieden sind. Hieraus folgt ferner, daß die Jahreszeiten der Gegenfüßler entgegengesetzt sind, die einen Winter haben, während bei den andern Sommer herrscht, und daß ihre Tageszeiten um 12 Stunden voneinander abweichen, sodaß unsere Gegenfüßler Mittag haben, wenn bei uns Mitternacht ist. Die Lehre von den Gegenfüßlern hängt aufs Innigste mit der von der Kugelgestalt der Erde (s. d.) zusammen und fand, wie diese, anfangs großen Widerspruch; man meinte, die Menschen, welche die Füße umgekehrt wie wir halten, müßten nothwendig von der Erde abfallen; aber man übersah, daß das Gesetz der Schwere, welches den Menschen an die Erde fesselt, nichts Anderes ist, als die Anziehung, welche der Mittelpunkt der Erde gegen alle Gegenstände auf der Oberfläche derselben ausübt, gegen welchen es mithin kein Oben und Unten gibt, indem er nach allen Seiten hin völlig gleichmäßig wirkt. Man hielt die Lehre von den Gegenfüßlern wie die von der Kugelgestalt der Erde und von deren Bewegung anfangs für ketzerisch, und im 8. Jahrh wurden sogar von Seiten der Kirche alle Anhänger dieser rein naturwissenschaftlichen Lehre mit dem Bann belegt. Von den Gegenfüßlern zu unterscheiden sind die Gegenwohner. Man nennt so diejenigen Menschen, deren Wohnorte gleiche geographische Länge, aber entgegengesetzte Breite haben, d. h. die unter demselben Meridian liegen, aber so, daß der eine so weit vom Nordpol als der andere vom Südpole entfernt ist. Die Gegenwohner haben zugleich Mittag, während die Jahreszeiten bei ihnen entgegengesetzt sind. Man nennt endlich Nebenwohner diejenigen, welche dieselbe nördl. oder südl. Breite haben, deren geogr. Länge aber um 180° verschieden ist. Sie wohnen mithin auf derselben Halbkugel der Erde in gleicher Entfernung vom Pole, sodaß eine durch die Erde zwischen beiden gelegte gerade Linie durch die Erdaxe geht. Nebenstehende Zeichnung gibt die Gegenfüßler, Gegenwohner und Nebenwohner für einen Ort O an. Gegenfüßler haben verschiedene Meridiane und verschiedene Parallelkreise, Gegenwohner denselben Meridian und verschiedene Parallelkreise, Nebenwohner verschiedene Meridiane und denselben Parallelkreis.

**Geheimschrift** (griech. Kryptographie) heißt jede Schrift, welche so eingerichtet ist, daß sie nur der Absender und der Empfänger zu lesen vermögen. Hierbei ist immer vorausgesetzt, daß der Empfänger das Mittel kennt, durch welches die Geheimschrift lesbar wird. Dieses Mittel heißt der Schlüssel, und nicht nur die Person wird, streng genommen, eine Geheimschrift, welcher Art sie auch sein mag, zu enträthseln vermögen, an welche dieselbe gerichtet ist, sondern überhaupt jede, die den Schlüssel kennt. Bei einigen Arten der Geheimschrift ist der Schlüssel so bekannt, daß ihn Jeder besitzt, der im Besitz gewisser Kenntnisse ist. So z. B. sind mit sympathetischer Tinte geschriebene Briefe Allen lesbar, welche diejenigen Mittel kennen, durch welche die unsichtbare Schrift sichtbar gemacht werden kann, und diese Mittel sind in vielen Büchern angegeben. (S. Tinte.) Aus dem Alterthume wird ein Beispiel von einer Geheimschrift erzählt, welche mehr den Namen einer geheimen, verborgenen Schrift verdient. Es wurde nämlich einem Sklaven das Haupthaar abgeschnitten, ihm mit unverlöschlichen Zügen auf die Haut geschrieben und sodann der Sklave, der selbst nicht wußte, was mit ihm vorgegangen, nachdem ihm das Haar wieder gewachsen, an den Ort seiner Bestimmung geschickt, mit dem Befehl, er solle sich dort von einer bestimmten Person das Haar abscheeren lassen. Das Abscheeren der Haare war der Schlüssel zu dieser Schrift. Später hat man eine Geheimschrift so herzustellen gesucht, daß man sich als Schlüssel eines eigenthümlich ausgeschnittenen Blatts Papier bediente, welches, auf einen völlig bedeutungslos klingenden Brief gelegt, nur die bedeutungsvollen Worte hervortreten ließ. Auch hat man sich mit dem Correspondenten über ein gedrucktes Buch vereinigt und dann die Worte aus demselben bezeichnet (z. B. durch Zahlen). Die bequemste und sicherste Geheimschrift, welche unendlich viele Veränderungen erlaubt, ist die sogenannte Chiffre quarré (Quadratschrift) oder Chiffre indéchiffrable (unentzifferbare Schrift). Man bedient sich bei derselben nachstehender Tafel, deren Einrichtung leicht zu übersehen ist.

| * | a | b | c | d | e | f | g | h | i | k | l | m | n | o | p | q | r | s | t | u | v | w | x | y | z |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| a | b | c | d | e | f | g | h | i | k | l | m | n | o | p | q | r | s | t | u | v | w | x | y | z | a |
| b | c | d | e | f | g | h | i | k | l | m | n | o | p | q | r | s | t | u | v | w | x | y | z | a | b |
| c | d | e | f | g | h | i | k | l | m | n | o | p | q | r | s | t | u | v | w | x | y | z | a | b | c |
| d | e | f | g | h | i | k | l | m | n | o | p | q | r | s | t | u | v | w | x | y | z | a | b | c | d |
| e | f | g | h | i | k | l | m | n | o | p | q | r | s | t | u | v | w | x | y | z | a | b | c | d | e |
| f | g | h | i | k | l | m | n | o | p | q | r | s | t | u | v | w | x | y | z | a | b | c | d | e | f |
| g | h | i | k | l | m | n | o | p | q | r | s | t | u | v | w | x | y | z | a | b | c | d | e | f | g |
| h | i | k | l | m | n | o | p | q | r | s | t | u | v | w | x | y | z | a | b | c | d | e | f | g | h |
| i | k | l | m | n | o | p | q | r | s | t | u | v | w | x | y | z | a | b | c | d | e | f | g | h | i |
| k | l | m | n | o | p | q | r | s | t | u | v | w | x | y | z | a | b | c | d | e | f | g | h | i | k |
| l | m | n | o | p | q | r | s | t | u | v | w | x | y | z | a | b | c | d | e | f | g | h | i | k | l |
| m | n | o | p | q | r | s | t | u | v | w | x | y | z | a | b | c | d | e | f | g | h | i | k | l | m |
| n | o | p | q | r | s | t | u | v | w | x | y | z | a | b | c | d | e | f | g | h | i | k | l | m | n |
| o | p | q | r | s | t | u | v | w | x | y | z | a | b | c | d | e | f | g | h | i | k | l | m | n | o |
| p | q | r | s | t | u | v | w | x | y | z | a | b | c | d | e | f | g | h | i | k | l | m | n | o | p |
| q | r | s | t | u | v | w | x | y | z | a | b | c | d | e | f | g | h | i | k | l | m | n | o | p | q |
| r | s | t | u | v | w | x | y | z | a | b | c | d | e | f | g | h | i | k | l | m | n | o | p | q | r |
| s | t | u | v | w | x | y | z | a | b | c | d | e | f | g | h | i | k | l | m | n | o | p | q | r | s |
| t | u | v | w | x | y | z | a | b | c | d | e | f | g | h | i | k | l | m | n | o | p | q | r | s | t |
| u | v | w | x | y | z | a | b | c | d | e | f | g | h | i | k | l | m | n | o | p | q | r | s | t | u |
| v | w | x | y | z | a | b | c | d | e | f | g | h | i | k | l | m | n | o | p | q | r | s | t | u | v |
| w | x | y | z | a | b | c | d | e | f | g | h | i | k | l | m | n | o | p | q | r | s | t | u | v | w |
| x | y | z | a | b | c | d | e | f | g | h | i | k | l | m | n | o | p | q | r | s | t | u | v | w | x |
| y | z | a | b | c | d | e | f | g | h | i | k | l | m | n | o | p | q | r | s | t | u | v | w | x | y |
| z | a | b | c | d | e | f | g | h | i | k | l | m | n | o | p | q | r | s | t | u | v | w | x | y | z |

Die Art, wie man sich dieser Tafel bedient, ist folgende. Man kommt mit dem Correspondenten über ein Wort oder einen Satz überein, welcher der Schlüssel ist. Dieser Schlüssel kann leicht im Gedächtniß behalten werden, ohne jemals geschrieben zu sein, er kann selbst ein willkürlich gebildetes Wort sein und so oft man will, nach einer verabredeten Regel gewechselt werden. Nehmen wir an, der Schlüssel sei „Laut". Wollten wir nun den Satz schreiben: „Fliehe, Alles ist entdeckt", so suchen wir erst den ersten Buchstaben des Schlüssels, also l, in der obersten Buchstabenreihe, dann den ersten Buchstaben des zu schreibenden Satzes in der ersten Verticalreihe, f, und schreiben denjenigen Buchstaben, wo die von jenem l vertical herabgehende und die von diesem f aus horizontal gehende Reihe sich treffen, nämlich r. Hierauf verfährt man ebenso mit dem zweiten Buchstaben a des Schlüssels und dem zweiten Buchstaben des Satzes l, wobei man m erhält. So geht es fort, indem man mit dem Schlüssel immer von vorn anfängt, nachdem man sich der einzelnen Buchstaben desselben bedient hat, d. h. man sucht die aus je zwei der hier übereinander stehenden Buchstaben sich ergebenden Buchstaben auf:

| F | l | i | e | h | e | a | l | l | e | s | i | s | t | e | n | t | d | e | c | k | t |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| l | a | u | t | l | a | u | t | l | a | u | t | l | a | u | t | l | a | u | t | l | a |

Unser Satz würde folgende Gestalt erhalten: rmdytf vewfn edu zgeezwvu. Offenbar wird die Entzifferung um so schwieriger, je länger der Schlüssel ist. — Eine wol nur als Spielerei gebrauchte Geheimschrift ist die, daß man die Buchstaben in eine Figur (den Schlüssel), wie folgt, schreibt und nun die einzelnen Buchstaben nach den sie umgebenden Linien der Figur und der nur durch Punkte angedeuteten Stelle bezeichnet. Man kann in dem Schlüssel jede beliebige Reihenfolge der Buchstaben anwenden. Nach unserm Schlüssel nähme der obige Satz folgende Gestalt an:

| | | |
|---|---|---|
| a b<br>c | d e<br>f | g h<br>i |
| k l<br>m | n o<br>p | q r<br>s |
| t u<br>v | w x<br>y | z |

f l i e h e a l l e s i s t e n t d e c k t

Man kann die Geheimschriften dadurch noch unleserlicher machen, daß man die einzelnen Worte nicht trennt und die Lesezeichen wegläßt, auch gleichgültige Zeichen untermischt. Eine öffentlich gebrauchte und dennoch nicht zu enträthselnde Schrift ist die der **Telegraphen** (s. d.).

**Gehen** ist ein Mittel der Fortbewegung für diejenigen organischen Geschöpfe, welche willkürliche Bewegung und Füße haben. Der Mensch und die Thiere sind an die Erde nur durch die Schwere gebunden; diese ist der Grund, aus welchem sie sich nicht nach Willkür von der Oberfläche der Erde trennen können, auf der sie ruhen, so lange ihr Körper hinreichend unterstützt ist, und fallen, d. h. sich unwillkürlich bewegen, sobald eine hinreichende Unterstützung des Körpers nicht stattfindet. Beim Stehen dienen zur

Digitized by Google

Unterstützung die Füße, und der Körper ist in Ruhe, im Gleichgewicht; beim Gehen wird aber diese Unterstützung zum Theil aufgehoben, indem der eine Fuß emporgezogen und zugleich der Körper aus der Gleichgewichtsstellung (durch Vorwärtsneigen) gebracht wird. Der Körper beginnt sogleich zu fallen, aber der wiederaufgesetzte Fuß hält ihn im Fall auf, es tritt wieder Gleichgewicht ein, welches abwechselnd wieder aufgehoben und wiederhergestellt wird, so lange die Bewegung des Gehens währt. Beim Gehen wird folglich eine willkürliche Bewegung erreicht durch Benutzung der aus der Schwere des Körpers bei mangelnder hinreichender Unterstützung sich ergebenden unwillkürlichen Bewegung. Das **Laufen** ist nur ein schnelles Gehen, bei welchem sich der Körper so stark überlegt, daß das wechselnde Heben und Aufsetzen der Füße aufs schnellste geschehen muß, wenn der Körper nicht fallen soll. Um die Bewegung aufzuhalten, muß das Gleichgewicht des Körpers hergestellt werden, d. h. der Körper muß wieder zurückgebogen werden, sodaß ihm die stillstehenden Füße hinreichende Unterstützung zu geben vermögen. Nach längerm Laufen hat der Körper eine unwillkürliche Geschwindigkeit erlangt, welche so groß sein kann, daß die Kraft der Menschen nicht hinreicht, bei der Annahme der Gleichgewichtsstellung sie zu besiegen, daher kommt es, daß man in einem schnellen Laufe sich nicht willkürlich aufzuhalten und augenblicklich zum Stehen zu bringen vermag. Eine ganz andere Art der Bewegung als das Gehen ist das **Hüpfen** und **Springen**. Bei diesem nämlich wird die Schwere auf Augenblicke durch die Muskelkraft in einem Stoße gegen den Boden überwunden, der Körper trennt sich ganz von dem Boden; da aber die Schwere ohne Aufhören fortwirkt, die Stoßkraft, welche den Körper emportreibt, aber nur augenblicklich wirkt, so wird die durch die letzte erlangte Geschwindigkeit in kurzer Zeit von der ihr entgegenwirkenden Kraft der Schwere aufgehoben und der Körper fällt unwillkürlich wieder herab. Willkürliche und unwillkürliche Bewegungen werden beim Springen in Wechselwirkung gesetzt. Das **Kriechen** endlich unterscheidet sich vom Gehen dadurch, daß bei ihm die im Fallen auftretende unwillkürliche Bewegung gar nicht in Anwendung kommt, sondern der Körper fortwährend in einer Gleichgewichtsstellung bleibt und nur die Glieder benutzt werden, um durch Anstützen an Gegenstände des Bodens den Körper fortzuschieben. Der Mensch ist das einzige Geschöpf, welches stets auf zwei Füßen aufrecht geht; die Arme desselben, welche den Vorderfüßen der Thiere entsprechen, berühren dabei niemals den Boden und dienen beim Gehen nur, um das Gleichgewicht des Körpers zu erhalten. Dies äußert sich in dem sogenannten **Schlenkern**. Das Stehen und Gehen des Menschen ist viel schwieriger, als das der mehrfüßigen Thiere, weil es schwerer ist, einen Körper auf zwei Stützen und auf einer Stütze im Gleichgewicht zu erhalten, als auf mehren. Beim Stehen und Gehen des Menschen findet ein fortwährendes Balanciren statt, der Körper ist niemals in so unwillkürlicher Ruhe, wie dieses schon beim Stehen auf vier Füßen, noch mehr aber beim Liegen stattfindet. Der Mensch ist daher auch das einzige Geschöpf, welches das Stehen und Gehen künstlich und mühselig lernen muß. Wird der Mensch alt, so beugt sich sein Körper nach vorn über, dabei wird er steifer und verliert an Gewandtheit und Behendigkeit; die Folge ist, daß das Stehen und Gehen noch schwieriger wird und der Mensch endlich, um nicht auf die Arme sich stützen zu müssen und noch einen möglichst aufrechten Gang zu behalten, zu Krücken greifen muß. Bei Anwendung einer Krücke hat der Körper drei, bei Anwendung zweier aber vier Unterstützungspunkte, durch welche die Herstellung der Gleichgewichtsstellung erleichtert wird.

**Gehirn** wird das weiche, markige Organ genannt, welches in der Schädelhöhle, umgeben von drei übereinanderliegenden Häuten, liegt und als Mittelpunkt des gesammten Nervensystems betrachtet werden muß. Dasselbe besteht aus mehren Abtheilungen: dem großen Gehirn, dem kleinen Gehirn und dem verlängerten Marke, welches letztere in das Rückenmark übergeht. Die Masse, aus welcher das Gehirn besteht, läßt deutlich zwei voneinander verschiedene Substanzen unterscheiden, eine weiche, schwammige, graue Substanz, die sogenannte Rindensubstanz, welche das große und kleine Gehirn umhüllt, aber auch in ihrem Innern vorkommt und eine festere, dichtere, weiße Substanz, die Marksubstanz. Das große und kleine Gehirn sind bei dem Menschen im Vergleich zu den Thieren vorzugsweise entwickelt. Unter den Thieren hat der durch Klugheit sich auszeichnende Elefant das größte Gehirn. — Während des Lebens ist das Gehirn in einer steten Bewegung, die mit dem Athemholen in Verbindung steht und hauptsächlich von dem Ein- und Ausströmen des Bluts abhängt. Das Gehirn ist das Organ der Seele, ohne dessen Thätigkeit weder ein Denken und Empfinden, noch irgend eine Willensäußerung oder irgend eine willkürliche Bewegung stattfinden kann. Große oder plötzlich eintretende Verletzungen, vorzüglich Druck und Erschütterung desselben hemmen seine Thätigkeit, sodaß das Bewußtsein getrübt oder aufgehoben wird, während jeder andere Theil des Körpers bedeutend verletzt, ja seiner Zerstörung nahe gebracht oder auch völlig zerstört werden kann, ohne daß das Gehirn in seinen gesundheitsgemäßen Thätigkeitsäußerungen beeinträchtigt erscheint. Man hat sich vielfach bemüht, für die verschiedenartigen Äußerungen der Seelenthätigkeit einzelne Organtheile des Gehirns aufzufinden, man hat sich vielfach darüber gestritten, welcher Theil des Gehirns der eigentliche Sitz der Seele sei; aber alle derartigen Untersuchungen sind bis jetzt erfolglos geblieben. Der bekannte **Gall** (s. d.) ist sogar so weit gegangen, von der äußern Form des Schädels in der falschen Voraussetzung, daß dieselbe stets ein Abbild der Oberfläche und Entwickelung des Gehirns sei, auf die eigenthümlichen Geistesanlagen und Leidenschaften eines jeden Menschen schließen zu wollen. Das Gehirn kann, wie alle andern Theile und Eingeweide des lebenden Körpers, auf mannichfaltige Weise krankhaft ergriffen werden; es kann sich entzünden, vereitern, verhärten, zusammenschrumpfen, erweichen, in seinen Höhlen sich Wasser ansammeln lassen; es kann durch Verwundung, Quetschung, Druck, Erschütterung u. s. w. leiden, Alles Störungen, die sich durch eigenthümliche, nicht immer leicht erkennbare Krankheitserscheinungen, namentlich **Geisteskrankheiten** (s. d.) charakterisiren.

**Gehör**, der Sinn, durch welchen der Mensch und die Thiere den Schall wahrnehmen, d. h. ein schnelles, der Luft



Digitized by Google

und allen andern umgebenden Dingen sich mittheilendes Schwingen oder Erbeben der schallenden Körper. (S. Schall.) Das Organ des Gehörs ist das Ohr (s. d.). In den kalten Polargegenden soll man viel weiter zu hören im Stande sein, als in unsern und in den warmen Gegenden, welches seinen Grund wol in der Stille hat, welche in jenen Gegenden herrscht und in der man noch das kleinste Geräusch zu unterscheiden vermag. Je höher man sich dagegen in die Luft erhebt, desto schwächer wird, wie die Stimme, so auch das Gehör, welches unstreitig eine Folge der mit der Höhe zunehmenden Dünne der Luft ist. In einem Raume, der nur noch sehr wenig Luft enthält, z. B. unter der Glocke der Luftpumpe (s. d.) vernimmt man gar keinen Schall mehr. Man zeigt dieses, indem man unter der Glocke der Luftpumpe ein Uhrwerk schlagen läßt. Außer dem Brausen und Klingen, welche sehr häufige Erscheinungen sind und namentlich in verschiedenen Ohrenkrankheiten auftreten, kommen auch noch andere Erscheinungen vor, welche beweisen, daß das Gehör wie das Gesicht (s. d.) mancherlei Täuschungen ausgesetzt ist, indem es Töne wahrnimmt, die keinen äußerlichen Ursprung haben. Es kommt nicht selten vor, daß man gewisse Dinge, sogar Worte und Sätze zu hören meint, welche in der That nicht laut geworden. Es ist dies nicht mehr zu bewundern, als daß zuweilen Menschen bei völlig gesunden Sinnen, wenn sie ihren Geist mit großer Anstrengung unverwandt auf einen bestimmten Gegenstand gerichtet erhalten, für die lautesten Töne eine Zeit lang alle Empfindung verloren haben. Das Gehör ist endlich mancherlei Täuschungen dadurch ausgesetzt, daß es die Gegend, aus welcher der Schall kommt, nicht mit großer Schärfe zu unterscheiden vermag, besonders wenn derjenige Körper (gewöhnlich die Luft), welcher den Schall fortpflanzt, denselben nicht in gerader Linie zum Ohre zu bringen vermag. Auf der Täuschbarkeit des Gehörs beruht großentheils die Kunst der Bauchredner (s. d.). Der völlige Mangel des Gehörs ist Taubheit, eine Krankheit, die entweder erst später sich ausgebildet hat, oder angeboren ist. Die angeborene Taubheit ist gewöhnlich mit Stummsein verbunden, weil der Taube die ihm vorgesprochenen Töne nicht nachzubilden vermag. (S. Taubstumme). Dafür, daß Stummsein nicht Taubheit zur nothwendigen Voraussetzung hat, geben die Fische ein Beispiel, welche hören und dabei stumm sind. Hörten sie nicht, so könnte man nicht z. B. Karpfen abrichten, auf den Schall einer Glocke zur Fütterung sich zu versammeln. Theilweiser Mangel des Gehörsinnes ist Schwerhörigkeit. Um das Gehör zu schärfen, hat man auf Instrumente gesonnen, welche dem Ohre dieselben Dienste leisten sollen, wie dem Auge die Brille, ohne daß man es jedoch zu einer den Brillen an Brauchbarkeit einigermaßen entsprechenden Erfindung zu bringen vermocht hat. (S. Hörrohr.) Taubheit und Schwerhörigkeit sind oft von höchst merkwürdigen Erscheinungen begleitet. So ist es eine bekannte Thatsache, daß namentlich Musikverständige, wenn sie späterhin auch das Gehör fast ganz verlieren, doch noch eine lebhafte und genaue Empfindung für Musik behalten. Es gibt sehr schwerhörige Personen, welche zu hören vermögen, wenn ein anhaltendes starkes Geräusch ihr Gehör trifft, und zwar nicht sowol dieses Geräusch, sondern Töne, welche neben demselben laut werden, z. B. die Stimmen Sprechender beim Gerassel eines Wagens, bei dem Wirbeln einer Trommel und dergl. Man hat auch Fälle beobachtet, wo völlig taube Menschen eine das Gehör ersetzende Empfindlichkeit in der Herzgrube besaßen.

**Geier** ist eine nur in der alten Welt bekannte Gattung der Raubvögel, welche sich durch einen starken, dicken Schnabel auszeichnet, der an der Spitze hakig und zusammengedrückt ist. An der Wurzel des Schnabels stehen die Nasenlöcher. Die Zunge ist an der Spitze gespalten, Kopf und Hals sind mit wenigen Flaumenfedern besetzt und der Hals unten mit einem Kragen von langen Federn oder Flaumen umgeben. Ihr Flug ist langsam, in einer Schneckenlinie gekrümmt; sie erheben sich aber bis in die höchsten Regionen. Die Nester bauen sie auf unzugänglichen Felsen. Dorthin tragen sie in dem Kropfe ihren Jungen Nahrung zu. Sie rauben lebendige Thiere, gehen aber auch dem Aase nach und werden hierdurch namentlich in heißen Ländern nützlich, wo ohne sie die Luft von den todten Thieren verpestet werden würde. Der gemeine oder graue Geier hat einen bläulichen über die Hälfte nackten Hals und Hinterkopf. Der weiche Flaum auf der nackten Haut ist aschfarben, vorn am Halse aber dunkelbraun. Wangen und Augenkreise sind dunkelbraun. Am Hinterkopfe sind die Flaumfedern aufgerichtet und die längern am Halse bilden nach der Brust zu einen hellgrauen herzförmigen Kragen. Zwei lange graue Federbüschel zieren die Schultern. Er hat ferner einen 4 Zoll langen schwärzlichen, mit einer dunkelblauen Wachshaut besetzten Schnabel, fleischfarbene Beine mit schwarzen Klauen, graubraunen Oberleib und etwas hellere Brust, Bauch und Schenkel, schwarze, lichtgrau geränderte Schwungfedern und graubraunen Schwanz. Das Weibchen zeichnet sich von dem Männchen durch dunklere Farbe und bedeutendere Größe aus. Ein ausgewachsener Geier hat eine Flügelweite von acht Fuß und mißt von der Schnabelspitze bis zum Schwanzende 3 Fuß 6 Zoll. Nur selten kommt dieser Raubvogel nach Deutschland; seine Heimat sind die hohen Gebirge im Süden Europas und Asiens. Er ist träg, traurig und ungeschickt und er läßt, wenn er sich vollgefressen, den Menschen so nahe kommen, daß man ihn erschlagen kann.

Etwas kleiner als der gemeine ist der nachstehend abgebildete ägypt. Geier, auch der schmuzige Aasvogel genannt. Er hat nur eine Flügelweite von 5½ F. und seine größte Länge beträgt 2 F. Sein 3 Zoll langer Schnabel ist schwarz mit gelber Wachshaut. So lange er jung ist, hat er eine braune Farbe, später werden die Männchen weiß mit schwarzen Schwungfedern. Er hat nackte gelbe Wangen und nackte gelbe Kehle, gespreizte Hals- und Kopffedern, einen kegelförmigen, abgestumpften Schwanz, und wenn er ruht, reichen die Flügel etwas über das Ende des Schwanzes hinaus. Er ist sehr heißhungrig und nützt in den heißen Gegenden der alten Welt, wo er sehr häufig vorkommt, wesentlich durch diesen seinen Heißhunger, indem er das Aas verzehrt. Überdies frißt er Amphibien, Insekten und Würmer. Er wurde wegen seiner Nützlichkeit von den alten Ägyptern sehr hoch geehrt und steht auch jetzt noch bei den Mohammedanern in großem Ansehen.

Zu einer andern Gattung, den Aasvögeln, welche sich durch an der Kuppe gewölbten, an der Spitze hakenförmigen und zusammengedrückten Schnabel, durch Fleischwarzen

Digitized by Google

am Ende der Wachshaut und rinnenförmige, an der Seite gesägte Zunge auszeichnen, gehört der nachstehend abgebildete Greifgeier oder Condor, der auf den Anden in Südamerika gefunden wird. Er ist etwa 4, höchstens 5 F. hoch und hat eine Flügelweite von 10 F. Seine Beine sollen so dick wie das Handgelenk eines Mannes sein. Er steigt unter allen Vögeln am höchsten in die Lüfte. Das Männchen hat auf dem Kopfe einen knorpeligen Auswuchs und an den untern Kiefern eine schlaffe gefaltete Haut. Der Hals und die Kopfgegend sind kahl und die runzelige Haut ist nur mit wenigen dünnen Haaren besetzt, und wie der Kamm bläulichroth. Er hat ferner nackte offene Ohren, einen weißen Schnabel und ein Halsband von weichen weißen Federn. Die Farbe des Männchens ist schwarz und die größten

Digitized by Google

Deckfedern der Flügel am äußern Theile sind weiß. Das Weibchen ist von dunkelbräunlicher Farbe. Die mit Schuppen besetzten Beine sind blaugrau. Sie fallen selbst größere Thiere an, welche sie mit ihren Klauen verwunden, bis sie ermattet hinstürzen.

Gleichfalls in Amerika vorkommend, an Gestalt und Größe aber dem ägypt. Geier gleichend, ist der **Urubu**, der auch in Amerika sich auf dieselbe Weise, wie jener in Ägypten, nützlich macht, indem er alle Arten von Unreinigkeiten verzehrt. Sein ganzer Körper ist glänzend schwarz und der Kopf ganz nackt. Er ist sehr wenig scheu, sodaß man ihn selbst in den Städten antrifft. Man findet ihn in allen warmen Gegenden Amerikas. Er riecht unangenehm nach Moschus und noch übler, wenn er Aas gefressen hat.

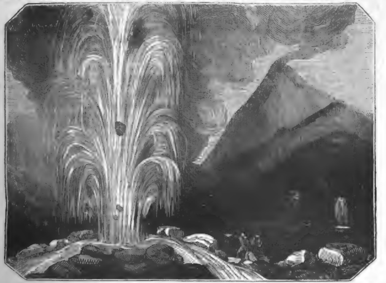
Nicht viel kleiner als der Condor ist der **Lämmergeier** oder **gemeine Bartgeier**, welcher vorzüglich auf den europ. Alpen lebt. Er hat einen anfangs geraden, dann aufwärts gebogenen und an der Spitze hakenförmigen Schnabel, seine Nasenlöcher sind mit nach vorn gerichteten Borsten bedeckt, und unter dem Unterschnabel hat er einen Bart von Borsten. Er zeichnet sich ferner durch einen dichtbefiederten Kopf und kurze, bis an die Zehen befiederte Beine aus. Das Aas verzehrt er nur, wenn er kein frisches Fleisch bekommen kann. Der Lämmergeier erreicht eine Länge von 4 F. und eine Flügelweite von 9—10 F. Der Schnabel und die spitzigen Nägel sind hornfarben, die Wachshaut und die Zehen graublau. Der Kopf ist weiß und vom hintern Ende des Schnabels durch die Augen geht ein schwarzer Streif; der Bart ist schwarz; der Hals hinten weiß, vorn schmuziggelb, und die Brust trägt einen Kranz von gelblichweißen Federn mit schwarzen Flecken. Die Deckfedern der Flügel, die Federn der Schultern, des Rückens und der Beine sind schwarz mit weißen Schäften und einem weißgelben Schaftfleck an der Spitze, während die Schwanzfedern und die Schwungfedern silbergrau mit schwarzen Schäften sind. Er greift lebendige Thiere aller Art an, soll mitunter sogar Kinder rauben und sucht der größten Thiere dadurch Herr zu werden, daß er sie nach Felsenwänden hindrängt, bis sie von denselben herabstürzen.

**Geiseln** sind solche Personen, welche bei Verträgen mit dem Feinde diesem übergeben werden, damit er durch die Gewalt, welche er über dieselben hat, wegen Erfüllung der festgesetzten Bedingungen sich für gesichert halte. Auch nimmt der Sieger Geiseln aus den Bewohnern eines unterworfenen Staates, um seine Herrschaft sicher zu stellen. Gegenwärtig ist dies in den europ. Staaten nicht mehr üblich, in den ältern Zeiten war aber die Sitte, Geiseln zu stellen, allgemein. Man nahm als Geiseln gewöhnlich die nächsten Anverwandten der Herrscher oder sonst Personen aus den vornehmsten Familien der Gegenpartei. Wurden die festgesetzten Bedingungen nicht erfüllt, so stand dem Gegner Recht und Macht zu, die ihm übergebenen Geiseln, wie er wollte, zu behandeln und sie sogar des Lebens zu berauben.

**Geiser** oder **Geyser** (der große) auf Island, gehört zu den merkwürdigsten und großartigsten Naturerscheinungen, welche die Erde darbietet, und besteht in einem ungeheuern, von der Natur selbst gebildeten Springbrunnen, der in gewissen Zeiträumen siedendheißes Wasser thurmhoch gen Himmel schleudert. Derselbe liegt nebst mehren ihm ähnlichen, aber kleinern Springbrunnen ungefähr vier Meilen von dem Orte Skalholt in einer bergigen Gegend. Auf einem gegen 300 F. hohen Hügel sieht man ein etwa 50 F. im Durchmesser haltendes Becken, in welchem sich siedendes Wasser in fortwährender Bewegung befindet und Dampfwolken aussendet. Von Zeit zu Zeit hört man unterirdisches Getöse, in immer schnellerer Folge lassen sich einzelne Krache, wie heftige Kanonenschläge, hören und bald erheben sich einzelne Wassersäulen. Die ersten haben nur eine Höhe von etwa 15—20 F., aber die folgenden erreichen nicht selten eine Höhe von 100 und mehr Fuß. Es ist ein unbeschreiblich erhabener Anblick. Dampfwolken und Schaum hüllen die emporspritzende Wassersäule, die sich nach oben in verschiedene Arme garbenförmig theilt, ein; durch das Sonnenlicht und durch Winde, welche das Wasser und die Dampfwolken mit Gewalt fortführen, wird die Erscheinung noch erhöht. Die Gewalt, mit der das Wasser emporstürzt, das unterirdische Gedröhne und das Brausen des wieder herabstürzenden Wassers erschüttern die Seele des Beschauers. Nach dem letzten heftigsten Ausbruche sinkt das Wasser im Bassin in einer 10 F. weiten, in die Tiefe führenden Röhre herab, sodaß diese selbst oft bis zu 60 F. Tiefe sichtbar wird. Allmälig steigt das Wasser wieder empor, das Bassin füllt sich wieder und nach einiger Zeit erfolgen neue Ausbrüche. Wirft man Steine in das Wasser, so erfolgt alsbald ein heftiges Aufbrausen und bei den Ausbrüchen werden diese Steine mit dem Wasser emporgeschleudert. Unter den heißen Quellen, welche den großen oder alten Geiser umgeben, zeichnet sich namentlich der **neue Geiser** aus, der nicht minder große Wassersäulen emporschleudert, wie der

Digitized by Google

alte Geiser. Es ist gewiß, daß diese merkwürdigen Quellen mit den übrigen vulkanischen Erscheinungen der Insel im innigsten Zusammenhange stehen. Das unterirdische Feuer gibt ihnen die große Hitze, und der zurückgehaltene Wasserdampf, der sich in unterirdischen Höhlen ansammelt, ist es höchst wahrscheinlich, der, nachdem er eine Spannkraft erreicht hat, bis sich mit Gewalt Bahn bricht, das Wasser zu so beträchtlicher Höhe emporschleudert.



**Geisselungen** kommen schon bei den Völkern des Alterthums nicht nur als Strafe wegen begangener Verbrechen, von Seiten der Obrigkeit angeordnet, vor, sondern auch als religiöse Handlung. Bei den Hebräern war die Geißelung eine von Moses verordnete Strafe, welche nicht unehrlich machte; bei den Römern dagegen galt die Geißelstrafe für entehrend, und röm. Bürger durften daher nicht mit derselben belegt werden. Dieselbe Geistesrichtung, welche in der christlichen Kirche die Klostergelübde und das Fasten einführte, machte auch die Geißelungen zu einer gottesdienstlichen Handlung. Man glaubte nämlich die Herrschaft des göttlichen Geistes und die Besiegung des Fleisches am besten bewerkstelligen zu können, indem man gegen die sinnliche Natur auf alle Weise ankämpfte. Die Geißelungen geschahen überdies in Erinnerung der Schmerzen, welche Christus und die Apostel, die von ihren Verfolgern gegeißelt worden waren, für das Menschengeschlecht ertragen hatten. Sowol in den Klöstern als bei den Laien kam die Selbstgeißelung als Bußübung auf und stieg immer mehr im Ansehen, je allgemeiner die Ansicht wurde, daß Gott um solcher Selbstpeinigung willen dem Sünder seine Sünden vergebe. Man rechnete, daß 3000 Geißelhiebe und das Absingen von 30 Psalmen so viel als Ein Jahr Buße gelten. Der heilige Poppo, um 1050, brachte durch tägliche, dreimal wiederholte Geißelungen, unter Absingung von Psalmen, eine 300jährige Buße zu Stande. Man geißelte sich mit Ruthen, Stricken, Riemen, die oft noch mit Knoten oder Stacheln versehen waren, ja sogar mit Ketten. Ludwig XI., König von Frankreich, trug stets eine elfenbeinene Büchse bei sich, die eine Geißel von fünf Kettchen enthielt, mit der sein Beichtvater ihn geißeln mußte. Ähnliche Büchsen machte er Damen und Herren an seinem Hofe zum Geschenk. Die Selbstgeißelungen waren im 11. Jahrh. besonders von Petrus Damian, Cardinalbischof von Ostia, angelegentlich empfohlen worden, und bald hatte man eine eigne Regel (Disciplin), nach der jene Selbstpeinigung vollzogen wurde. Im 13. Jahrh. artete die Sitte der Geißelung in eine Art allgemeinen Wahnsinns aus. Es entstanden zuerst in Italien, bald aber auch in Frankreich, Deutschland, Böhmen, Polen, von Geißlerpredigern zusammengebrachte Gesellschaften, welche sich G e i ß e l b r ü d e r, Flagellanten, auch Flegler und Bengler nannten und keinen andern Zweck hatten, als unter fortwährender Selbstzüchtigung, Absingung von Bußpsalmen und Anrufung der göttlichen Barmherzigkeit büßend von Ort zu Ort zu ziehen. Als Stifter dieser Flagellanten wird der Einsiedler Rainer in Perugia um 1260 angegeben. Gewöhnlich trugen die Geißler das Haupt verhüllt, den Oberkörper aber völlig entblößt, um den nackten Körper mit der Geißel bis aufs Blut zerfleischen zu können. Das Umherziehen in großen Banden gab zu drückenden Betteleien und

Digitized by Google

Ausschweifungen aller Art Veranlassung, die Entblößung des Körpers überdies war so anstößig, daß, obschon die Geißelbrüder im Volke unglaublichen Anhang gewannen, die Fürsten und die hohe Geistlichkeit doch bald durchaus gegen sie sich erklärten und endlich zu Gewaltmaßregeln griffen, um dem überhand genommenen Unwesen zu steuern. Bei den Begharden in Deutschland und Frankreich und den Kreuzbrüdern welche namentlich in Thüringen ihr Wesen trieben, setzte sich das Unwesen der Flagellanten bis ins 15. Jahrh. fort. In Sangerhausen wurden 1414 auf einmal 91 Kreuzbrüder verbrannt, und die Kirchenversammlung zu Kostnitz (1414—18) erließ die strengsten Verordnungen gegen die Geißler. Nach dieser Zeit kam das Geißeln im Allgemeinen immer mehr ab; die Franziskanermönche in Frankreich behielten es noch am längsten bei.

**Geist** ist nach der gewöhnlichen Vorstellung ein selbstbewußtes, nicht leibliches Wesen, welches daher weder an der Vergänglichkeit noch an der Hinfälligkeit des Körpers Theil hat. Alles, was dem Geiste angehört, hat das Merkmal der Ewigkeit und Unvergänglichkeit, wodurch es sich vor dem hinfälligen und vergänglichen Körperlichen auszeichnet, und man unterscheidet in dieser Beziehung ein Reich des Geistes oder des Lebens von dem Reiche des Körperlichen, dem Reiche des Todes. Von dem Wesen des Geistes sowol als von dem wahren Verhältnisse des Geistigen zum Körperlichen gibt die christliche Religion die schönste und klarste Vorstellung, indem sie Gott einen Geist nennt, der dem Menschen von seinem Geiste mitgetheilt hat und der überdies der Schöpfer und Erhalter von Allem ist. Hieraus geht hervor, daß es dem Wesen nach nicht verschiedene Geister gibt, sondern vielmehr der Geist seinem Wesen nach einzig ist; ferner daß Alles, was ist, auch das Körperliche, sein Dasein von dem Geiste hat, ohne welchen es Nichts ist. Gott schuf die Welt aus dem Nichts. Es findet also kein Unterschied der Art zwischen Geist und Körper statt, daß der Körper etwas Anderes als der Geist und doch auch Etwas wäre. So er nicht Geist ist, ist er vielmehr das völlig Nichtige. Daher sagt die Bibel, daß Diejenigen, welche fleischlich sind, d. h. gegen den Geist für den Körper leben, dem Verderben verfallen, Kinder des Todes sind. Der Körper des Menschen ist die irdische Erscheinung seines Geistes; wenn aber der Körper stirbt, so hört damit nur die irdische Erscheinung des Geistes auf, nicht er selbst. Lebt aber der Geist, so muß er auch erscheinen, und diese Wiedererscheinung des Geistes bezeichnet die h. Schrift, indem sie sagt, daß er, angethan mit einem verklärten Körper, auferstehen werde. Der Geist des Menschen unterscheidet sich nicht dem Wesen, sondern der Form nach von dem göttlichen Geiste. Jener ist unvollkommen in unendlicher Entwickelung begriffen, dieser ist vollkommen; aber die Entwickelung des Menschengeistes ist, daß er zur Gottähnlichkeit kommt. Daher wird auch als höchster Lebenszweck des Menschen ausgesprochen, daß der Geist Gottes in ihm lebendig werde. In diesem Verhältnisse zum Menschen wird Gott als der heilige Geist, und die Aufgabe des Menschen, den göttlichen Geist in sich aufzunehmen, als die Aufgabe der Heiligung bezeichnet.

**Geistererscheinungen**, Gespenstererscheinungen, Wahrnehmungen, welche sich aus natürlichen Ursachen nicht erklären lassen, und die man daher von der Gegenwart einer Classe lebendiger Wesen ableitet, welche nicht irdischer Natur sind. Diese Gespenster oder Geister sind nach dem veralteten Volksglauben theils böse, theils gute und in Bezug auf ihren Ursprung, entweder die Seelen verstorbener Menschen oder ursprünglich überirdische Geschöpfe, nach christlichen Begriffen Teufel oder Engel. Um sich überhaupt wahrnehmbar zu machen, müssen diese Wesen einen Schein von Körperlichkeit annehmen, ohne aber in Wirklichkeit körperlich werden zu können, weil sie in diesem Falle ganz aufhören würden, Gespenster zu sein. Das Gespenstische, Grauenhafte besteht in dem unklaren Zwischenzustande zwischen Körperlichkeit und Unkörperlichkeit. Jeweniger Kenntnisse der Mensch von der ihn umgebenden Natur und den Gesetzen hat, nach welchen die Veränderungen in derselben erfolgen, desto mehr Wahrnehmungen wird er machen, deren Ursachen er sich selbst nicht anzugeben vermag. Hierzu kommt, daß ein ungebildeter Verstand das Leben der nicht mit einem irdischen Leibe behafteten Geister nur als eine mehr oder weniger plumpe Nachahmung des irdischen Lebens zu begreifen vermag. Besonders in aufgeregten Gemüthsstimmungen, als Furcht vor einem nahenden Übel, Schmerz über erlittene Verluste, böses Gewissen und dergleichen wird der ungebildete Mensch Gelegenheit suchen, seine mangelhaften Begriffe vom Geisterleben mit ihm unerklärlichen Erscheinungen zu combiniren. Bei ungebildeten Völkern ist der Glaube an Geistererscheinungen, welcher sich meist auf Wahrnehmungen der beiden höhern Sinne: Gesicht und Gehör, bezieht, förmlich systematisch ausgebildet, sowol in Bezug auf die geheimen Bedeutungen gewisser Erscheinungen, als auf die Geisterwelt in ihrem vermeintlichen Dasein selbst. Hieran schließt sich dann ferner der Aberglaube an, daß es Menschen geben könne, welche entweder eine Macht über die Geister erlangen, oder mit ihnen durch Vertrag in Verkehr treten. (S. Zauberer und Hexen.) Mit Zunahme der Bildung hat der Aberglaube auch in Bezug auf Geistererscheinungen abgenommen. Doch hat man zu Vertreibung desselben zum Theil zu dem gänzlich falschen Mittel seine Zuflucht genommen, daß man durch einen falschen Verstandesschluß zu beweisen gesucht hat, es könne Geistererscheinungen darum nicht geben, weil es unmöglich sei, daß etwas wahrhaft Unkörperliches den Schein der Körperlichkeit habe. In dem Umstande, daß dieses dennoch allerdings der Fall ist, hat der Aberglaube eine noch unversiegte Quelle behalten. Es ist nämlich gewiß, daß wir Gestalten zu sehen, Töne zu hören vermögen, welche keine Wirklichkeit haben und doch für den sie Wahrnehmenden den vollkommensten Schein der Wirklichkeit besitzen. Für solche Erscheinungen wird man vergebens nach einem äußerlichen Grunde suchen und es ist sogar gewiß, daß dieselben zum Theil von Vorherbedeutung für unser eignes Leben sind. Aber diese Erscheinungen sind Erscheinungen unsers eignen Geistes. Bekanntlich ist der Zusammenhang des Geistes mit der Außenwelt durch die Nerven vermittelt, sodaß die Dinge außer uns die Sinne treffen und diese Berührung durch die Nerven auf eine noch unbekannte Weise dem Geiste mitgetheilt wird. Man kann jede Sinneswahr-

Digitized by Google

nehmung als ein eigenthümliches Erbeben der Nerven bezeichnen. Ein solches kann aber nicht allein von außen erregt werden, welches allerdings das Gewöhnliche, sondern auch durch Willenskraft oder in einem krankhaften Zustande unwillkürlich eintreten. Daher nun kommt es, daß Menschen im Zustande der Krankheit oder unnatürlicher Erregtheit Erscheinungen wahrnehmen, welche für sie den Schein der Wirklichkeit haben, weil sie das von innen erzeugte Erbeben ihrer Nerven nicht von demjenigen zu unterscheiden vermögen, welches die Folge von außen kommender Eindrücke ist. Solche Erscheinungen sind dann allerdings bedeutungsvoll, weil sie Anzeichen eines ungewöhnlichen, krankhaften Zustandes sind. In die Classe dieser Erscheinungen gehören die, welche Fieberkranke wahrzunehmen pflegen, aber sie können auch eintreten, wo noch keine andern Anzeichen eines krankhaften Zustandes vorhanden sind. Ein neuer Aberglaube an Gespenstererscheinungen ist in neuester Zeit in Folge der merkwürdigen Erscheinungen entstanden, welche der **Somnambulismus** (s. d.) darbietet; derselbe hat seine Hauptstütze eben darin gefunden, daß es allerdings Geistererscheinungen der angeführten Art gibt, welche mehr als nur eingebildet sind und nicht auf Sinnentäuschung beruhen.

Nähere Kenntniß der Natur lehrt, daß es eine Menge von Erscheinungen gibt, welche namentlich das Auge so zu täuschen vermögen, daß es an einem gewissen Orte die Gegenwart von Körpern voraussetzt, welche in der That nicht existiren (vergl. z. B. **Fata Morgana** und **Luftspiegelungen**), und daraus hat sich die Kunst, solche Erscheinungen hervorzurufen, gebildet, welche früher häufig zum Betruge gemisbraucht wurde, gegenwärtig aber meist nur noch zum Gegenstande der Unterhaltung dient. Diese Kunst ist die natürliche **Magie** (s. d.) und die mit Hülfe derselben hervorgerufenen Erscheinungen werden **Phantasmagorien** genannt.

**Geisteskrankheiten**, **Seelenkrankheiten**, **Gemüthskrankheiten**, **Seelenstörungen** nennt man solche krankhafte Zustände, in denen der Mensch seiner moralischen Freiheit, d. h. seiner Selbstbestimmung, bleibend oder in immer wiederkehrenden Anfällen beraubt ist; daher werden solche Kranke wol auch **Unfreie** genannt. **Verrückte** nennt sie das Volk und zwar mit Recht, denn eben dadurch, daß die einzelnen Seelenkräfte untereinander verrückt worden sind, ist die Harmonie des Seelenlebens aufgehoben und die Seelenkrankheit bedingt. Die Veranlassungen zur Entstehung von Geisteskrankheiten können sowol von dem Körper als von dem geistigen Wesen des Menschen ausgehen, in den meisten Fällen wirken jedoch beiderlei Arten von Ursachen zusammen, um sie herbeizuführen. Der Umstand, daß Geisteskrankheiten am häufigsten in dem Alter von 25—35 und von 50—60 Jahren zum Ausbruche kommen, dürfte zu dem Schlusse berechtigen, daß diese Altersstufen eine besondere Anlage zu Seelenstörungen begründen; hinsichtlich des Geschlechts scheint es, als wenn im Durchschnitt mehr Männer als Frauen, diese aber gewöhnlich früher und zwar vorzugsweise zur Zeit der Geschlechtsentwickelung und bei dem Erlöschen der Zeugungsfähigkeit geisteskrank würden. Von den **Temperamenten** (s. d.) sind das melancholische und cholerische Seelenstörungen mehr ausgesetzt als das sanguinische und phlegmatische, und zwar geht, wenn es zum wirklichen Erkranken kommt, das melancholische Temperament gewöhnlich in Melancholie, das cholerische in Tobsucht, das sanguinische in Wahnsinn und Narrheit, das phlegmatische in Blödsinn über. Ferner legt eine fehlerhafte Erziehung, namentlich eine vorschnelle, einseitige oder oberflächliche Ausbildung des Geistes oft sehr früh schon den Keim zu Geisteskrankheiten. Dasselbe thun Leidenschaften und Lasterhaftigkeit, namentlich solche Laster, welche zugleich den Körper zerrütten, wie Trunksucht und Wollust. Auch die Art des Gewerbes und der gewöhnlichen Beschäftigung erzeugt zuweilen eine deutlich wahrnehmbare Hinneigung zu Seelenstörungen. So beobachtet man eine solche Hinneigung häufig bei anhaltend sitzenden, beständig über einem und demselben, vielleicht nicht einmal zu enträthselnden Gegenstand grübelnden, über ihre Kräfte und mit Abbrechung des Schlafes arbeitenden Stubengelehrten; ferner bei solchen, die nicht selten heftigen Gemüthsbewegungen in Folge plötzlichen Glückswechsels ausgesetzt sind, wie Kaufleute, Speculanten, Wucherer u. s. w.; bei Leuten, die oft aus ihrer eignen Persönlichkeit heraustreten müssen, wie Schauspieler; unter gewissen Umständen auch bei Denjenigen, die irgend eine Beschäftigung ohne innern Beruf, nur nothgedrungen, ohne Talent und ohne die dazu nöthigen Kenntnisse treiben; bei Solchen, die sich anhaltend der Sonne und dem Feuer aussetzen müssen, wie Hüttenleute, Bäcker, Köche, Winzer, Schnitter, Schieferdecker u. s. w.; endlich ist die Anlage zu Geisteskrankheiten nicht selten ererbt und verräth sich dann schon in der Kindheit durch nervöse Körperconstitution und große Geneigtheit zu krampfhaften Zufällen. Krankhafte Zustände des Körpers, welche Seelenstörungen herbeizuführen vermögen, sind namentlich Kopfverletzungen, alle Krankheiten des Gehirns, alle bedeutende Störungen des Blutumlaufs und davon abhängiger häufiger Blutandrang nach dem Kopfe, Unterleibsstockungen, Unterdrückung des Hämorrhoidal- oder Monatsflusses, Unterdrückung mancher Hautausschläge, Nervenfieber, langwierige Nervenkrankheiten, Vergiftungen u. s. w. Als besondere Arten von Geisteszerrüttung, die jedoch mannichfaltiger Schattirungen fähig sind, unterscheiden wir gewöhnlich: die Narrheit, die Tollheit, den Wahnsinn, den Blödsinn, die Willenlosigkeit und die Melancholie. Dabei darf man jedoch nicht zu streng scheiden wollen, denn alle diese Zustände greifen auf mannichfache Art mehr oder weniger ineinander über. Die **Narrheit** gibt sich durch ein unruhiges, zweckloses Umhertreiben, verkehrtes Handeln in Folge von verkehrtem Denken, falsche Einbildungen von Reichthum, Ansehen und Bedeutung, fixe Ideen oder auch unaufhörlichen Wechsel der Ideen, unsteten, zerstreuten, zuweilen stechenden Blick, veränderliche und zerrüttete Gesichtszüge, Vernachlässigung des Anzuges oder geckenhaften und phantastischen Anputz zu erkennen. Sie täuscht leicht unter dem Scheine körperlicher und selbst geistiger Gesundheit, so lange gewisse Ideen nicht berührt werden, und hat ihren Entstehungsgrund am häufigsten in geistiger Überspannung. Die **Tollheit** oder **Tobsucht** charakterisirt sich hauptsächlich durch einen blinden, zwecklosen Zerstörungstrieb, der sich gewöhnlich anfallsweise äußert und mit dumpfem Hinbrüten



Digitized by Google

abzuwechseln pflegt. In dem Anfalle selbst brüllen und schreien die Kranken, deren Gesicht glüht, deren Augen wild umherrollen, wüthen gegen Alles, was ihnen vorkommt und sind wegen der während des Paroxysmus ungemein vermehrten Muskelkraft in der Regel nur mit Hülfe von besondern Vorrichtungen (Zwangsweste, Zwangsstuhl und dergl.) zu bändigen. Diese Art von Seelenstörung befällt am gewöhnlichsten Männer von cholerischem Temperament und von robuster, vollsaftiger Körperconstitution. Der Wahnsinn, die Verzücktheit, Ekstase, das Außersichsein ist ein fortgesetztes waches Träumen, ein glückseliges Leben in einer von der eignen Phantasie geschaffenen, von der Wirklichkeit unabhängigen Welt. Bei diesem Seelenleiden zeigt sich der Wille mehr oder weniger oder auch gänzlich dem Einflusse der Vernunft entzogen und nur von Gefühlen abhängig. Die Verzücktheit kommt bei Personen sanguinischen Temperaments und lebhaften Geistes vor und wird am häufigsten durch eine schwärmerisch-mystische Bildung herbeigeführt. Über den Blödsinn s. Blöde. Die Scheu oder Willenlosigkeit besteht in gänzlichem Mangel an Selbstbestimmung, wobei weder das Urtheil noch auch die Theilnahme an Schmerz und Lust fehlen. Hinsichtlich ihrer äußern Merkmale steht diese Art von Seelenstörung mitten inne zwischen Blödsinn und Melancholie. Die Neigung mancher Menschen, sich in Allem immer von äußern Zufälligkeiten lieber bestimmen zu lassen, als von dem eignen Entschlusse, mag wol unter manchen Umständen zur wirklichen Krankheit ausarten. Die Melancholie gibt sich als trübe, verschlossene, in sich selbst versunkene Gemüthsstimmung bei völliger Gleichgültigkeit gegen die Außenwelt und von Zeit zu Zeit erfolgenden Ausbrüchen von Klagen und Verzweiflung nebst Hang zum Selbstmorde zu erkennen. Sie beruht meist auf körperlichen Ursachen und namentlich in einer krankhaften Steigerung des melancholischen Temperaments, begleitet von gestörtem Umlaufe des Bluts im Unterleibe und Leberleiden.

**Geistlich** und **geistig** wird dem neuern Sprachgebrauche gemäß so unterschieden, daß jenes nur ein äußerliches, dieses ein innerliches Verhältniß zum Geiste bezeichnet. Vorzugsweise bedient man sich jedoch des Wortes geistlich in religiöser Beziehung, wo es dann oft mit kirchlich gleichbedeutend ist, so daß Alles, was zur Religion in einem äußerlichen Verhältnisse steht, geistlich genannt wird, z. B. geistliche Personen, geistliche Gerichte, geistliche Lieder, Bücher, Güter, geistliche Musik, Kleidung u. dergl. Geistig dagegen ist Alles, dem der Geist inwohnt. Manches, wie man sieht, kann geistlich sein, ohne geistig zu sein, und sehr Vieles ist geistig, ohne geistlich zu sein, z. B. alle wahre Poesie, jeder Mensch. — Geistlicher Vorbehalt wurde, ganz der Bedeutung des Wortes gemäß, ein streitiger Punkt genannt, über den die streitenden Parteien, Katholiken und Protestanten, im augsburger Frieden 1555 nicht einig werden konnten. Die Protestanten nämlich verlangten, es solle auch den geistlichen Ständen (Erzbischöfen, Bischöfen, Prälaten, Stiftsherren) freistehen, zur protestantischen Kirche überzutreten; wogegen die Katholiken verlangten, daß der Übertritt den Verlust des Amtes und der Würde nach sich ziehen sollte. Die Entscheidung durch den röm. König Ferdinand ging endlich dahin, daß in solchem Falle Amt und Einkünfte allerdings, Ehren und Würde dagegen nicht verloren gehen sollten. Diese Entscheidung kam nur in den Ländern, welche unter protestantischen Fürsten standen, nicht in Anwendung. — Geistlichkeit hat man denjenigen Stand genannt, welcher sich dem Dienste der Kirche widmet. Er trat bei den Christen an die Stelle der Priester (s. d.) bei den Heiden, welche den Tempeldienst verwalteten und unter deren Obhut das ganze religiöse und oft auch das politische Leben stand. Es liegt dem Geistlichen alle Sorge für den religiösen Zustand der Gemeinde ob, sie sollen die Religion lehren, die religiösen Gebräuche üben, ermahnen, zur Buße auffodern, trösten in den Leiden des Lebens, indem sie das Herz von den endlichen Dingen ab auf die ewigen wenden, das Gottvertrauen stärken und den sündigen Menschen der Gnade Gottes vergewissern, wenn er sein Herz reumüthig Gott zuwendet. Um dieses Alles auf würdige Weise thun zu können, ist nicht allein eine hohe religiöse Bildung, eine unerschütterliche Frömmigkeit, sondern überdies auch eine ungewöhnliche Bildung des Verstandes und der Beredtsamkeit nöthig, welche in den Stand setzen, Zweifel zu widerlegen und verhärtete Herzen zu rühren. Der Geistliche, welcher diese Eigenschaft, die sein Beruf nöthig macht, besitzt, übt aber auch über seine Umgebung eine ungemeine geistige Gewalt aus, welche er benutzen kann, unendlich viel Gutes zu wirken. Diese Herrschaft der Geistlichkeit wird um so größer sein, je mehr diese durch geistige Bildung über ihre Zeitgenossen sich erhebt, und wie die Religion alle Lebensverhältnisse des Menschen durchzieht, so wird auch die Herrschaft der Geistlichkeit über alle Lebensverhältnisse sich um so mehr ausbreiten, jemehr jenes der Fall ist. Werfen wir einen Blick auf die Geschichte, so finden wir, daß sich ein eigner Stand der Geistlichkeit unter den Christen schon in den ersten Jahrhunderten der Kirche auszubilden begann. Zwar hatte anfangs Jeder das Recht, in der Gemeinde zu sprechen, und die von den Aposteln eingesetzten Vorgesetzten hatten nur mit der äußerlichen Verwaltung der Gemeinde zu thun, und über die Reinheit der christlichen Lehre in derselben zu wachen; aber bald gewannen von selbst die geistig und religiös Gebildetsten den größten Einfluß, und die Vorsteherschaft der Gemeinden wurde am liebsten ihrer Leitung anvertraut. Um das Einschleichen falscher, aus Schwärmerei oder Sinnlichkeit kommender oder dem Heidenthum entlehnter Lehren zu verhindern, machte es sich auch bald nöthig, für die einmal erwählten geistlichen Vorgesetzten das alleinige Recht des öffentlichen Lehrens in Anspruch zu nehmen, und damit dieselben sich dem heiligen Berufe ungestört hingeben konnten, war es schon eine apostolische Verordnung, daß die Gemeinden für ihren Lebensbedarf die Sorge übernahmen. Nachdem die christliche Religion an die Stelle der alten heidnischen Staatsreligion des weltbeherrschenden Römerreichs getreten war, ging das Ansehen der heidnischen Priester auf die christliche Geistlichkeit über. Da man das geistige Wohl über das weltliche setzte, so gewann die Geistlichkeit auch auf die höchsten weltlichen Angelegenheiten großen Einfluß und dieser nahm zu, je weiter das Christenthum sich verbreitete. Die christliche Geistlichkeit wurde recht eigentlich die Erzieherin der Völker; sie verbreitete die Religion, milderte die Sitten, wachte über Handhabung der Gerechtigkeit, ermahnte aber auch zugleich zur christlichen Sanftmuth und Liebe; die Fürsten wurden angehalten, Bä-

Digitized by Google

ter ihrer Unterthanen zu sein, die Unterthanen zum kindlichen Gehorsam gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit ermahnt. Überdies fanden die Wissenschaften bei der Geistlichkeit Aufnahme und Pflege. Mit Unrecht hat man alle hier angedeuteten unsterblichen Verdienste, welche sich die Geistlichkeit im Mittelalter um das Menschengeschlecht erworben hat, häufig vergessen, indem man nur die Misbräuche vor Augen gehabt hat, welche allerdings auch stattfanden, als eine so große Gewalt in die Hände der Geistlichkeit gekommen war, und welche endlich, nachdem sie allzu sehr um sich gegriffen hatten, die Reformation herbeiführten. Die protestantische Kirche erkennt das priesterliche Ansehen, welches auf die katholische Geistlichkeit aus heidnischen Zeiten übergegangen war, nicht an. Die Geistlichkeit ist nach protestantischem Lehrbegriff nicht Mittler zwischen Gott und Menschen, und es gibt keinen innern Unterschied zwischen Klerus und Laien (s. d.), sodaß etwa die Geistlichen Gott näher ständen als die Nichtgeistlichen. Jeder Christ soll sich und sein Leben Gott heiligen, und durch die göttliche Gnade wird sein Herz geheiligt, nicht aber durch die Weihe zum Geistlichen. Diese Weihe (Ordination) bezieht sich daher nur darauf, daß der Geistliche seine gesammte Thätigkeit auch äußerlich dem Dienste Gottes widmet und daß er, welcher der Gemeinde zum Lehrer und Vorbild dienen soll, ganz besonders verspricht, seinen Lebenswandel so einzurichten, wie es übrigens jedem Christen ebensowol als ihm geziemt. Als eine misverstandene Frömmigkeit, welche nur zu vermeidlichen Versuchungen zur Sünde führe, sieht es ferner die protestantische Kirche an, daß die katholische Geistlichkeit sich der Ehe enthält (s. Cölibat), und wie sie in den Geistlichen überhaupt keine Mittler und Stellvertreter Gottes erblickt, erkennt sie auch kein geistliches Oberhaupt an, wie die katholische Kirche ein solches im Papste hat, dessen Entscheidungen gleich göttlichen Aussprüchen zu achten wären. Der Geist Gottes soll die Geistlichen wie die Gemeinden durchdringen und beherrschen, und daß dieser Geist nie fehle, ist einer der höchsten auf einen Ausspruch Christi gegründeten Glaubensartikel der christlichen Religion. Auch dies misbilligt endlich die protestantische Kirche, daß die katholische Geistlichkeit in Besitz so großer Güter und weltlicher Macht gekommen ist, denn nicht in diesen sei die geistliche Würde zu suchen, noch seien sie zur Verrichtung der den Geistlichen obliegenden Geschäfte förderlich, sondern hierbei vielmehr hinderlich. — Wenn auch die protestantische Kirche in diesen Lehrmeinungen Recht hat, so muß doch andererseits auch anerkannt werden, daß der segensreiche Einfluß, den die Geistlichkeit auf die Erziehung der Völker gehabt hat, niemals hätte stattfinden können, wenn nicht die Geistlichkeit in den Zeiten der Roheit auch eine derartige äußere Gewalt und Würde erlangt hätte, wie dieses der Fall gewesen ist. (Vergl. Hierarchie.) — Einzelne christliche Sekten, wie Mennoniten und Quäker (s. d.), haben der Geistlichkeit ganz entbehren zu können geglaubt, doch hat sich später auch bei ihnen eine Art geistlichen Standes, wenn auch unter anderm Namen, ausgebildet.

**Geiz** ist das Laster, welches in einer bis zur Abgötterei gehenden Lust am Besitze von Geld und Geldeswerth besteht, die mit einer peinlichen Sorge um die Erhaltung der geliebten Güter besteht. Der Geizige opfert seinem Götzen, dem Golde, Alles, die Stimme seines Gewissens wird von ihm überhört, ja die eigne Ruhe, alle Bequemlichkeit und Behaglichkeit des Lebens zum Opfer gebracht. Geiz unterscheidet sich von Habsucht dadurch, daß jener den Besitz, dieser den Erwerb mit Leidenschaft liebt. Der Geizige klagt über Armuth, damit Niemand auf den Einfall komme, ihn in seinem Besitz zu stören und zu Ausgaben zu veranlassen, der Habsüchtige führt gleiche Klage, weil er wirklich niemals genug, auch keine Freude am Erworbenen hat, sondern immer mehr begehrt. Sehr häufig sind jedoch Geiz und Habsucht verbunden.

**Gekröse** wird eine Falte des Bauchfells genannt, welche aus zwei Platten besteht, deren sehr kurzer, hinterer Rand sich an den Lendenwirbeln festsetzt, während ihr vorderer, sehr ausgedehnter, wellenförmiger und gefalteter Rand dem Dünndarme, für den er zugleich eine äußere Hülle bildet, zur Befestigung dient. Zwischen den beiden Platten des Gekröses liegt lockeres, mit Fett versehenes Zellgewebe und in diesem befinden sich Pulsadern, Blutadern und Saugadern mit den zu ihnen gehörigen Drüsen und Nerven.

**Gelbes Fieber**, schwarzes Erbrechen, auch amerikanischer Typhus genannt, bezeichnet ein eigenthümliches Fieber galliger, nach Andern nervöser Art, das bei uns nicht, desto öfter dagegen in den Küstengegenden der nordamerikanischen Freistaaten, auf den Inseln Westindiens und zuweilen auch in den südl. Ländern Europas, namentlich an den Küsten Spaniens und Italiens vorkommt und hauptsächlich durch klimatische Einflüsse, besonders eine sehr heiße und zugleich feuchte Atmosphäre und die Ausdünstungen eines sumpfigen Bodens oder faulender Stoffe erzeugt, aber auch durch Ansteckung weiter verbreitet wird. So mild und gutartig die Krankheit öfters verläuft, so bösartig und mörderisch wird sie unter gewissen Umständen. Beweise davon liefern die furchtbaren Epidemien, die noch in neuerer Zeit an den östlichen Küsten Nordamerikas und Spaniens gehaust haben. Das gelbe Fieber zeichnet sich, wie alle Nervenfieber, durch eine große Mannichfaltigkeit und Veränderlichkeit der einzelnen Krankheitserscheinungen aus, von denen die gelbe Färbung der Haut (von der die Krankheit den Namen hat) und das schwarze Erbrechen noch zu den beständigsten gehören. Es gibt fast kein Organ, insbesondere kein Eingeweide des Körpers, welches nicht in den Bereich der Krankheit gezogen würde. Von den Verwüstungen, welche das gelbe Fieber seit seinem ersten Erscheinen zu Ende des 15. Jahrh. bis auf unsere Zeiten unter dem Menschengeschlecht angerichtet hat, mag man sich eine Vorstellung machen, wenn man bedenkt, daß bis zum Jahre 1820 nach einer ungefähren Berechnung 274 Epidemien desselben stattgefunden haben. Unter denen der neueren Zeit waren besonders die mörderisch, welche in den Jahren 1798, 1804 und 1821 in Spanien herrschten. Im letztgenannten Jahre starben allein in Barcelona über 20,000 Menschen, in Tortosa noch vor Ablauf eines Monats zwei Drittheile der Bevölkerung. In gleichem Maße wüthete die Krankheit in den vereinigten Staaten Nordamerikas, besonders zu Neuyork und Philadelphia.



Digitized by Google

**Gelbsucht** wird eine bald mit Fieber verbundene und dann gewöhnlich rasch verlaufende, bald fieberlose, dann aber auch viel länger dauernde Krankheit genannt, deren auffallendstes Kennzeichen gelbe Färbung der Haut in ihrer ganzen Ausbreitung über den Körper ist. Diese krankhafte Veränderung der natürlichen Hautfarbe bietet sehr verschiedene Grade dar und wechselt vom lichten Citronengelb bis zum Übergange in das Grünliche und Schwarzgrüne. Außer der Haut erscheint auch das Weiße im Auge gelb gefärbt und zwar oft zuerst; ferner nehmen zuweilen manche Absonderungssäfte des Körpers, wie der Schweiß, der Speichel u. s. w., eine gelbe Farbe an, ja in seltenen Fällen kommt es wol vor, daß die Kranken alle Gegenstände gelb sehen. Zu dieser gelben Färbung der Haut nun gesellen sich mancherlei Störungen der Verdauung, die von dem unzureichenden oder gänzlich mangelnden Ergusse der Galle in den Darmkanal abhängen. Nicht selten führt die Gelbsucht Leberkrankheiten verschiedener Art und deren Nachübel, schlechte Verdauung und Ernährung herbei. Die Gelbsucht entsteht am häufigsten aus einer auf längere Zeit gestörten Absonderung und Ausführung der Galle, in Folge von Entzündung der Leber, Entartung des Gewebes derselben, Verstopfung der Gallengänge durch Gallensteine u. s. w.; nach niederdrückenden Gemüthsbewegungen, Zorn, Ärger und dergl. Besteht die Gelbsucht schon sehr lange, ist sie oft schon wiedergekehrt, sind ihr andere Unterleibskrankheiten vorausgegangen, so ist sie immer eine mehr oder weniger bedenkliche Krankheit.

**Geld** ist das allgemeine Verkehrsmittel, nach welchem der Werth aller Güter, welche als Handelsartikel aus einer Hand in die andere gehen können, geschätzt wird. Ehe es ein solches Mittel gab, konnte der Handel nur Tauschhandel sein; was der Eine zu viel hatte, gab er dem Andern für ein Gut, welches dieser in Überfluß besaß, ihm selbst aber fehlte. Noch jetzt gibt es Völker, welche kein Geld kennen, und die daher sowol untereinander, als auch mit andern Völkern nur Tauschhandel treiben können. Daher nehmen europäische Schiffer, welche Güter aus Ländern ungebildeter Völker ausführen wollen, Spielereien von Glas, unechte Perlen, Glöckchen, Branntwein, Tabak, Schießgewehre u. dergl. anstatt des Geldes mit, um damit ihre Einkäufe zu machen. Der große Vorzug, den das Geld hat, ist der, daß es jede Waare, gegen die man zu tauschen geneigt wäre, ersetzt und daher die wirkliche Herbeischaffung derselben von Seiten des Käufers überflüssig macht. Erst nach der Erfindung des Geldes ist ein lebhafter Handel möglich und ist es möglich dadurch, daß man ein gewisses Product der Natur oder Kunst in Menge und in möglichster Güte herstellt, zum Besitz aller andern Güter zu gelangen, die man sich nicht selbst zu erzeugen vermag, die aber Bedürfniß und Wunsch, angenehm und behaglich zu leben, nöthig machen. Erst mit dem Dasein des Geldes ist die Möglichkeit vorhanden, ein nutzbares Vermögen zu besitzen, und dadurch hat das Geld einen großen Einfluß auf die moralische Ausbildung der Völker gehabt, so sehr es auch andererseits zu Misbrauch des Vermögens Veranlassung gegeben hat. Das Geld, welches wir besitzen und welches auch schon die Griechen und Römer hatten, ist geprägtes Metall, d. h. Metallstücke, von einer gewissen Größe und Form, die mit besondern, seinen Werth anzeigenden, Zeichen versehen sind. Das Metall empfiehlt sich zum Gelde dadurch, daß es das unveränderlichste, am wenigsten dem Verderben ausgesetzte Naturproduct ist, daß es wegen seiner Schönheit und Nützlichkeit schon an sich sehr gesucht ist und dadurch einen hohen Werth hat, und daß es sich leicht in kleinern Stücken bequem bearbeiten läßt. Das **Papiergeld** (s. d.) ist eigentlich nur eine vom Staat ausgestellte Schuldverschreibung, welche den Gläubiger so oft wechselt, als es von einer Hand in die andere geht. Bei einigen Völkern vertreten Steine, Muscheln, Stückchen gepreßten Leders u. dergl. das Geld als Ausgleichungsmittel. Zu dem Metallgelde verwendet man außer Kupfer vorzugsweise nur edle Metalle, als Gold und Silber und in neuerer Zeit in Rußland auch Platina, welche sich zu diesem Zwecke durch ihre Schönheit, Seltenheit und Unveränderlichkeit empfehlen. Das Silbergeld ist dasjenige, auf welches die übrigen Geldsorten so bezogen werden, daß man dieselben selbst wieder als Handelsgegenstand behandelt, sodaß ihr Werth gegen Silbergeld sich ändert und bald mehr, bald weniger über oder unter dem gewöhnlichen Werthe (Agio) dafür bezahlt wird. Jedes Geldstück hat 1) einen bestimmten innern Metallwerth, 2) einen Werth, der durch die Bearbeitung zu dem Metallwerthe kommt und der zunächst durch die Prägkosten verursacht wird, und 3) einen Nominalwerth (Nennwerth). Der Staat allein hat das Recht, Geld zu schlagen, er garantirt aber auch den Werth desselben. Durch die Verausgabung bestimmt der Staat den Nominalwerth des Geldes. Ist dieser zu hoch gegen den Metallwerth, so wird es sich über kurz oder lang ereignen, daß das Geld im Verkehr nicht nach diesem Werthe angenommen wird, und der hieraus erwachsende Verlust wird auf den Staat selbst zurückfallen. Daher wird nur im äußersten Nothfalle von den Regierungen Geld zu einem Nominalwerthe ausgegeben, der bedeutend höher als der Metallwerth, mit Einschluß der Prägkosten, ist. Nur die kleinern Geldsorten pflegt man gewöhnlich über dem wirklichen Werthe auszugeben, weil sie nur zur Erleichterung des Verkehrs, zur Ausgleichung, als **Scheidemünze** (s. Münze) dienen sollen. Sie gelten daher in der Regel nur innerhalb des Landes, in dem sie geprägt werden, und größere Zahlungen werden in diesen Geldsorten in der Regel nicht entrichtet. Privatpersonen können das vom Staate ausgegebene Geld, wenn sein Nominalwerth mit seinem Metallwerthe nahe übereinstimmt, nicht nachmachen, weil sie an den Prägungskosten zu viel verlieren würden, jede Nachmachung von Geldsorten ist daher gewöhnlich auch eine Geldverfälschung, indem das nachgemachte Geld einen zu geringen Metallwerth hat. Da nun durch solche Verfälschungen dem Vertrauen, welches das Publicum auf die Regierung haben muß, von der das Geld zuerst ausgegeben wird, Eintrag geschieht, außerdem, daß durch jede solche Verfälschung ein förmlicher Betrug gegen den Empfänger des falschen Geldes geübt wird, so bestehen in allen Staaten sehr strenge Gesetze gegen Geldverfälschung (Falschmünzerei). Doch dürfen Privatpersonen selbstgeprägtes Geld, welches aber mit dem öffentlichen Gelde keine Ähnlichkeit haben darf, unter Vorwissen des Empfängers ausgeben. Dies geschieht zuweilen in großen Fabriken u. s. f. der Bequemlichkeit wegen, oder um sich gegen Betrug von Seiten der Untergebenen sicherzustellen. **Wer solches Geld ausgegeben muß es auch wieder annehmen.**

Digitized by Google

**Geldern**, eine Provinz des Königreichs Holland, mit 94 □M., 315,000 Einw. und der Hauptstadt Arnheim, wird von dem Zuydersee, der Provinz Oberyssel, Westfalen, den preuß. Rheinprovinzen, den Provinzen Nordbrabant, Holland und Utrecht begrenzt. Der Boden ist tiefliegend, flach, theils fruchtbares Marschland, theils Moor, theils Sand, der bisweilen in niedrigen Hügeln aufgehäuft ist. Der Rhein, die Maas, Waal und Yssel, sowie mehre Kanäle gewähren reiche Bewässerung. Die Provinz gehört zu den ärmsten Hollands, indem außer Leinwandweberei nur geringe Fabrikthätigkeit unter den Einwohnern herrscht. Ehemals war Geldern ein selbständiges Herzogthum und hatte zur Hauptstadt das jetzt preuß. Geldern im Regierungsbezirk Düsseldorf, eine Stadt mit 3500 Einw. und nicht unbedeutenden Fabriken. Das Fürstenthum Geldern kam 1061, nach dem Tode des letzten Fürsten, durch dessen Tochter an Otto von Nassau und wurde 1079 zur Grafschaft und 1339 zum Herzogthum erhoben. Graf Arnold von Egmont, der Geldern 1415 geerbt hatte, verkaufte es 1471 an Karl den Kühnen von Burgund. Karl V. blieb bei den nachher ausgebrochenen Streitigkeiten im Besitz des Landes. Bei der niederl. Revolution (s. Niederlande) trennte sich das Herzogthum in das holländ. und span. Geldern. Von diesem kam ein Theil mit der Hauptstadt Geldern durch den utrechter Frieden 1713 an Preußen. Das ganze Herzogthum wurde in Folge des baseler und luneviller Friedens französisch, kam aber 1814 wieder an die Niederlande und Preußen.

**Gelée**, der franz. Name der Gallerte (s. d.), bezeichnet vorzugsweise die aus Pflanzensäften gewonnene Gallerte. Einige Fruchtsäfte brauchen nur mit Zucker zusammengekocht und bis zu einem gewissen Grade abgedampft zu werden und erstarren dann beim Erkalten von selbst zu einer gallertartigen Masse; andere müssen, um Gelée zu geben, der thierischen Gallerte zugesetzt werden, welcher sie dann einen eigenthümlichen Geschmack ertheilen. Auch kann man sich eines Zusatzes von Gallertsäure, einer in neuerer Zeit in verschiedenen Pflanzen entdeckten Säure, zur Bereitung von Gelée bedienen.

**Geleit** nannte man im Mittelalter die gewaffnete Begleitung, welche sich Reisende, besonders Kaufleute, die sich auf ihren Reisen, wo sie oft viele Güter mit sich führten, gegen räuberische Anfälle nicht selbst zu schützen vermochten, von den Landesherren oder von freien Reichsstädten, auch wol von einzelnen Rittern, zum Schutze gegen die Raubritter erbaten und oft ziemlich theuer bezahlen mußten. In jenen Zeiten war es nämlich ein, wenn auch durch landesherrliche und kaiserliche Gesetze verbotenes, doch keineswegs für ehrenrührig gehaltenes Geschäft der einzelnen, auf ihren Burgen hausenden Ritter (Raubritter), die Land- und Heerstraßen zu belagern und die Reisenden zu plündern, auch wol, wenn sich ein gutes Lösegeld erwarten ließ, sie selbst nach ihren Burgen als Gefangene abzuführen. Nun ist zwar gegenwärtig solches Geleit in den gebildeten Staaten weder nöthig noch üblich, indessen erheben dennoch manche Regierungen noch jetzt von den Reisenden unter dem Namen Geleit eine Abgabe, weil für die Sicherheit der Landstraßen anderweit Sorge getragen ist. — Geleitsbrief nennt man eine Urkunde, in welcher Jemandem die Erlaubniß gegeben wird, ein Gebiet unangefochten zu durchreisen, oder an einem Orte mit persönlicher Freiheit zu erscheinen. Ein diesem sehr nahe verwandter Begriff ist: sicheres Geleit (salvus conductus), worunter man die landesherrliche oder richterliche Zusicherung versteht, kraft welcher Jemandem, der dem Gesetze nach verhaftet werden dürfte, Sicherheit seiner Person garantirt wird. Häufig wird es insolventen Wechselschuldnern bewilligt, wenn sie nicht unter die muthwilligen Bankroteurs gehören, um sich mit ihren Gläubigern zu vergleichen.

**Gelenke** werden an dem menschlichen oder thierischen Körper diejenigen Verbindungen der einzelnen Knochen untereinander genannt, welche die Beweglichkeit derselben bedingen. Die Gelenke unterscheiden sich sowol durch die Art und den Grad ihrer Beweglichkeit als auch durch ihre größere oder geringere Festigkeit voneinander. Wo zwei Knochen in einem Gelenk zusammenkommen, ist ihre Oberfläche mit Knorpel überzogen und beide Knochen werden durch eine sehnige Haut zusammengehalten. Dieselbe bildet einen vollkommen geschlossenen, die sogenannte Gelenkschmiere enthaltenden Sack. Auf diese Weise geschieht die Bewegung der Knochen gegeneinander leicht und ohne bemerkliche Reibung. Künstliches, falsches, widernatürliches Gelenk wird eine nicht naturgemäße Bewegungen gestattende Verbindung von Knochen genannt; sie entsteht, wenn die Bruchenden eines zerbrochenen Knochens sich nicht wieder fest miteinander verbinden, sondern aufeinander beweglich bleiben, oder bei Verrenkungen, z. B. wenn der Kopf eines Knochens aus der Höhle oder Vertiefung eines andern, in welche er naturgemäß eingelenkt ist, hervortritt, nicht wieder dahin zurückgebracht (nach dem gewöhnlichen Ausdrucke: eingerichtet) wird und sich nun in die benachbarten Weichtheile einsenkt oder an einer andern Stelle der knöchernen Oberfläche anlagert.

**Gellert** (Christian Fürchtegott), der fromme Liederdichter, der gemüthliche Fabelerzähler, war der Sohn eines armen Predigers in dem kleinen Städtchen Hainichen bei Freiberg im sächs. Erzgebirge und wurde daselbst am 4. Jul. 1715 geboren. Nachdem er sich einige Jahre auf der Fürstenschule zu Meißen vorbereitet, bezog er 1734 die Universität Leipzig, um sich dem Studium der Theologie zu widmen. Er bewarb sich jedoch später um keine öffentliche Anstellung, weil er seine Gesundheit für zu schwächlich hielt, um die Geschäfte eines Amtes gewissenhaft erfüllen zu können. Er wurde 1739 Erzieher zweier junger Edelleute in der Nähe von Dresden und bereitete dann den Sohn seiner Schwester zur Universität vor, mit welchem er 1741 wieder nach Leipzig kam. Hier trat er zuerst 1742 als Schriftsteller auf, indem er Beiträge zu einer von Schwabe herausgegebenen Zeitschrift: „Belustigungen des Verstandes und Witzes" lieferte. Nachher gab er mit mehren Freunden die „Bremischen Beiträge" heraus. Seine ersten Arbeiten waren vorzüglich Fabeln und Erzählungen, welche durch die leichte, verständlich einfache Sprache, den treffenden und doch niemals verletzenden Witz, die gutmüthige Schalkheit, welche ihnen eigen sind, bald Beifall fanden und Aufmerksamkeit erregten. Im J. 1745 wurde G. durch Vertheidigung einer lateinischen Abhandlung Lehrer an der leipziger Universität, und 1751 erhielt er den Titel eines außerordentlichen Professors der Philosophie. Er

Digitized by Google

hielt als solcher Vorlesungen über Ästhetik, Rhetorik, Pädagogik und Moral, in welche eine große Anzahl von Zuhörern strömte, die ihn jedoch nur mit einem höchst unbedeutenden Gehalt belohnt wurden. Später wurde ihm eine ordentliche Professur angetragen, die er aber ausschlug, weil er theils wirklich krank war, theils von einer so melancholischen Stimmung sich beherrschen ließ, daß er seinen Zustand für noch schlimmer hielt, als er war. Nicht bald ist ein Dichter so in den Mund des Volkes übergegangen und in das Herz desselben eingedrungen, wie G. Seine echt

religiösen Lieder, wenn sie auch der Kraft älterer Kirchengesänge entbehren, nehmen in den christlichen Gesangbüchern die würdigste Stelle ein, und seine Erzählungen gefallen dem Kinde wie dem Manne, denn neben der größten Einfachheit enthalten sie die echteste Lebensweisheit. Die Gellert'schen Verse nehmen sich wie die fließendste Prosa aus; man wundert sich, wie so leicht und ungezwungen der Reim sich findet, ohne daß ein mächtiger Schwung der Begeisterung sichtbar ist. Noch mehr mußte man G. liebgewinnen, wenn man ihn persönlich kennen lernte. Die reinste Sittlichkeit zeichnete ihn während seines ganzen Lebens aus, die herzlichste Gutmüthigkeit ließ ihn Alles aufopfern, um dem Hülfsbedürftigen beizustehen. Seine Persönlichkeit war so angenehm wie sein ganzes Wesen. Er nahm ihm gespendetes Lob mit einer fast jungfräulichen Bescheidenheit auf, war aber stets bereit, das Gute an Andern anzuerkennen. Er war nie verheirathet. Die Anerkennung, die man seinen Schriften und seinem Charakter zollte, drückte sich bei vielen Gelegenheiten aus. Besonders seine Schüler hingen an ihm mit unbegrenzter Verehrung. Graf Moritz von Brühl, einer seiner Schüler, ließ ihm eine jährliche Pension von 150 Thlrn. zukommen, ohne sich als den Geber zu erkennen zu geben. Vornehme Personen suchten ihn auf, um seine Bekanntschaft zu machen. König Friedrich der Große, der ihn bei seiner Anwesenheit in Leipzig zu sich kommen ließ, fällte über ihn das Urtheil: „er sei der vernünftigste aller deutschen Gelehrten". Auch die Prinzen Karl und Heinrich von Preußen suchten ihn auf und der Letztere machte ihm ein Reitpferd zum Geschenk. Zu den rührendsten Beweisen der Liebe, die G. bei allen seinen Zeitgenossen genoß, gehört der, daß ein Bauer ihm ein Fuder Brennholz vor die Thüre fuhr, weil ihm G.'s Fabeln so sehr gefallen hatten. G. fand nach vielen langwierigen Leiden am 13. Dec. 1769 einen sanften Tod.

**Gelübde** sind feierliche Versprechungen, gewöhnlich der Gottheit gethan. So kindisch uns gegenwärtig die Vorstellung erscheint, Gott durch Versprechungen zu Erfüllung einer Bitte zu bewegen, so nahe liegt dieselbe doch dem weniger gebildeten Menschen, welcher sich die Gottheit nur als ein mächtiges menschenähnliches Wesen vorstellt, das menschliche Bedürfnisse und menschliche Freude an dargebrachten Gaben hat. Wie die Opfer, so finden wir auch die Gelübde bei fast allen heidnischen Völkern. Aber auch in das Christenthum ging die Sitte, bei gewissen Gelegenheiten Gelübde zu thun, über, jedoch mit der höhern, Gott würdigern Bedeutung, daß die Gelübde nicht sowol um Gottes willen, als um des Menschen willen gethan wurden. Theils war es die Dankbarkeit, die das Bedürfniß sich zu äußern hatte, theils ging der Mensch bei Gefahren, in Angst und Noth in sich und nahm sich vor, sein ferneres Leben, sein Vermögen ganz oder zum Theil künftighin religiösen Zwecken zu widmen, nicht sowol um Gott damit einen Dienst zu erweisen, als um seines eignen Seelenheiles willen. Mit dieser christlichen Gesinnung wurde aber freilich die kindisch-heidnische bei Ablegung von Gelübden häufig verwechselt. Die christlichen Gelübde können sich nicht auf Opfer, sondern einzig auf Darlegung christlicher Gesinnung beziehen: Wallfahrten zu thun, eine Kirche zu bauen, einen Theil seines Vermögens der Kirche zu schenken, Arme zu speisen, zu gewissen Zeiten Bet- und Bußübungen vorzunehmen und dergleichen. Eine besondere Art der Gelübde machen die Klostergelübde aus. Sie drücken im Allgemeinen den Entschluß aus: allen Freuden der Welt für immer entsagen und nur der Betrachtung und Anbetung Gottes sein ferneres Leben widmen zu wollen. Da man den Umgang mit dem andern Geschlechte, Reichthümer und Befolgung des Eigenwillens für die größten weltlichen Freuden hielt, so bezogen sich die Klostergelübde namentlich auf jene drei Punkte und bestanden in dem Gelübde der Keuschheit, der Armuth und des unbedingten Gehorsams gegen die Ordensregeln und die Befehle der Vorgesetzten. Einzelne Orden haben noch besondere Gelübde, z. B. die Karthäuser das des Schweigens, manche andere das der Krankenpflege u. s. w. Die geistlichen Ritterorden hatten neben den Klostergelübden noch das des Kampfes gegen die Ungläubigen. Das Gelübde der Armuth hatte verschiedene Grade. Im Allgemeinen dürfen nämlich, wenn auch nicht die einzelnen Personen, welche in das Kloster gehen, selbst, doch die Klöster Eigenthum besitzen. Man nennt aber hohe Armuth, wenn ein Kloster nur so viel liegende Gründe haben darf, als es zu seiner Erhaltung bedarf; höhere Armuth, wenn das Kloster nur bewegliches Eigenthum (Bücher, Speisen, Getränke u. s. w.), und höchste Armuth, wenn es gar kein, weder bewegliches noch unbewegliches Eigenthum besitzen durfte. Die erste Art der Armuth geboten unter andern Karmeliter und Augustiner, die zweite Dominikaner, die letzte Franziskaner, besonders Capuciner. Nur die außerordentli-

Digitized by Google

chen Klostergelübde können nach den Regeln der katholischen Kirche erlassen werden. Von den Gelübden der Laien findet jedoch Entlassung (Dispensation) statt, doch nur durch ausdrückliche Bewilligung der Kirche. Namentlich gilt dieses von den öffentlichen vor der Kirche abgelegten Gelübden; wogegen die einfachen Gelübde, welche der Mensch nur vor Gott und sich selbst thut, mehr der Gewissenspflicht überlassen bleiben. Ein Gelübde kann nur aufgehoben werden durch den Willen des Herrschenden über den Beherrschten, wenn das Gelübde des Letztern dem Willen des Erstern entgegenwirken würde; beim Vorhandensein einer geistigen oder physischen Unmöglichkeit, und durch veränderte Überzeugung, im Fall sich Der, welcher das Gelübde gethan, überzeugt hat, daß vielmehr die Unterlassung der Erfüllung des Gelübdes Pflicht sei. Die Kirchenobern haben das Recht, Gelübde zu lösen, aber von fünf Gelübden kann nur der Papst dispensiren, nämlich: 1) vom Gelübde ewiger Keuschheit; 2) vom Gelübde, in einen geistlichen Orden treten zu wollen; 3) von der Wallfahrt nach Rom; 4) von der Wallfahrt nach San-Jago di Compostella (s. d.); 5) von einem Kreuzzuge. — Die protestantische Kirche überläßt die Gelübde gänzlich dem Gewissen ihrer Bekenner, weil sie auf die Frömmigkeit nur als Gesinnung dringt und glaubt, daß alle Handlungen nur durch die fromme Gesinnung, mit welcher sie gethan werden, nicht aber an sich gottgefällig sind. Daher kann man nach den Grundbegriffen der protestantischen Kirche auch eigentlich nicht Handlungen geloben, sondern einzig Gesinnungen, sodaß es nur Ein wahres Gelübde gibt: mit allen Kräften der Gottähnlichkeit nachstreben zu wollen. Wer dieses Gelübde hält, und dasselbe legt jeder Christ am Altar ab, der wird auch der göttlichen Gnade theilhaftig.

**Gemein** kann entweder so viel wie niedrig bedeuten, und dann steht ihm „edel" entgegen (weil das Edle seltener ist als das Unedle, so heißt dieses das Gemeine), oder mit allgemein gleichbedeutend sein. In letzter Bedeutung spricht man z. B. von einem gemeinen Menschenverstande u. s. w. Unter gemeinem Rechte versteht man vorzugsweise das römische Recht (s. d.), insofern es das in Deutschland allgemein geltende Recht ist.

**Gemeinde, Gemeinheit, Commune**, die gesellschaftliche Vereinigung mehrer Familien zu einem fortdauernden gemeinschaftlichen und vom Staate gebilligten Hauptzwecke. Dieser besteht im Allgemeinen in der Erreichung der Vortheile, welche das gesellige und zwar örtliche Zusammenleben den Menschen bietet. Je nachdem diese Vortheile religiöser oder irdischer Art sind, unterscheidet man kirchliche und weltliche Gemeinden, welche wiederum in Land- oder Dorf- und Stadtgemeinden zerfallen. Der Begriff kirchlicher Gemeinschaft ist erst mit dem Christenthume gekommen. (Vergl. Kirche.)

Kriegerisch, wie unsere Altvordern waren, ist auch der erste Ursprung der deutschen Gemeindeverfassungen. Wie jene in der Schlacht zusammengestanden und gekämpft hatten, siedelten sie sich auch gemeinschaftlich nachher im Frieden nebeneinander an. Die gemeinschaftlich überstandenen Gefahren des Krieges, die Liebe zu ihrem heimatlichen Herde und das Bedürfniß, ihre freie Heimat vereinigt vor fremden Eroberern zu schützen, schloß ein enges Band um die Tapfern und ihre Familien. Daher das echt deutsche Sprüchwort: „Alle für Einen und Einer für Alle." Dies spricht sich hauptsächlich auch in jener sogenannten Gesammtbürgschaft aus, die wir schon bei den Mitgliedern der ältesten deutschen Gemeinden finden. Diese, in der Folge mehr und mehr ausgebildete, jedoch längst wieder verloren gegangene Verbrüderung verpflichtete z. B. die einzelnen Mitglieder einer Gemeinde, die Unschuld eines Angeklagten aus ihrer Mitte mit diesem zugleich zu beschwören (Eideshelfer), wenn sie von seiner Schuldlosigkeit überzeugt waren. Ebenso trugen sie die dem Einzelnen auferlegte Geldbuße gemeinschaftlich, wenn dessen Vermögen dazu nicht hinreichte. Zu Gründung einer Gemeinde war die Vereinigung von zehn Familien erfoderlich. Eben deshalb nannte man solche Gemeinden Decanien (Zehntschaften) und deren Vorsteher Decanus. Zehn solcher Decanien bildeten zusammen eine Centene (Hundertschaft) unter einem Centenarius, mehre Centenen einen Gau (s. d.), dessen oberster Richter Gaugraf genannt wurde. Obgleich die alten Deutschen ihre Wohnsitze innerhalb ihres Gaues nicht selten veränderten und diese ganze republikanische Einrichtung der Gemeinde mit der höhern Ausbildung des Staatslebens wieder verschwand und eben deshalb die mehrsten der jetzigen Gemeinden weit spätern Ursprungs sind, so gibt es doch jetzt noch einzelne Dorfgemeinden, welche erweislich schon zu den Zeiten Kaiser Karl's des Großen bestanden. Ja, von mehren Städten (besonders am Rhein und an der Donau) läßt sich nachweisen, daß sie schon damals existirten, wo die Römer noch in jenen Gegenden herrschten. Jedoch fällt die eigentliche Ausbildung der deutschen Stadtgemeinden in eine weit spätere Zeit, als die der Dorfgemeinden. Sie entstanden dadurch, daß nach und nach und zwar zuerst durch die Privilegien der Kirche, einzelne Landesstrecken eines Gaues der Gewalt des Gaugrafen entzogen (gefreit) wurden. Die Bewohner solcher gefreiter Territorien umschlossen ihre Wohnungen mit einer gemeinschaftlichen Mauer und bildeten sich, da sie den Gaugerichten nicht unterworfen waren, ihr eignes selbständiges Gemeinderecht. Dieses wurde Weichbildrecht genannt, was man von „Waich oder weih", so viel als geheiligt, und „Bild" ableitet. Die Bewohner der Städte pflegten nämlich die Bilder ihrer Heiligen an den Grenzen ihres Stadtgebiets aufzustellen. Unter die ältesten geschriebenen Weichbildsrechte gehören vorzüglich das strasburger und das magdeburger, die bald nach der Mitte des 13. Jahrh. die Gestalt erhielten, in welcher sie auf unsere Zeiten gekommen sind.

Die Rechte, welche eine Gemeinde als eine vom Staate anerkannte Corporation hat und unter Oberaufsicht und Genehmigung der Staatsregierung ausübt, sind im Wesentlichen folgende: Zu Errichtung einer Gemeinde müssen wenigstens drei Personen zusammentreten, doch kann sie nachher auch durch Eine Person fortgesetzt werden. Eine Gemeinde bleibt dieselbe, wenn auch ihre Mitglieder sich verändern. Damit in Gemeindeangelegenheiten ein gültiger, d. h. alle Mitglieder der Gemeinde bindender Beschluß gefaßt werden könne, ist nöthig, daß alle stimmfähigen Gemeindemitglieder gehörig zusammenberufen werden, und wenigstens zwei Drittheile derselben erscheinen, unter welchen dann die Stimmenmehrheit entscheidet. Dies ist jedoch nur dann und nur in Bezug auf solche Angelegenheiten der Fall, welche

Digitized by Google

eine Gemeinde selbst besorgt. Sie hat nämlich das Recht, ihre Geschäfte ganz oder auch theilweise bestimmten Vorstehern zu übertragen. Diese Vorsteher werden in der Regel aus den Gemeindemitgliedern gewählt, bedürfen jedoch größtentheils der obrigkeitlichen Bestätigung und heißen in Dörfern gewöhnlich Richter, Dorfschulzen u. s. w., in Städten Bürgermeister, Rathsherren u. s. w. Sie müssen — insbesondere wenn sie mit Verwaltung der Gemeindegüter beauftragt werden — eine hinlängliche Caution (s. d.) vor Antritt ihres Amtes leisten, von ihren Geschäften der Gemeinde Rechnung ablegen und bleiben denselben für ihre Handlungen verantwortlich. Eine Gemeinde kann übrigens, wie jede einzelne Person im Staate, Vermögen erwerben und sich gegen Andere verbindlich machen; sie hat also z. B. das Recht, Gelder aufzunehmen und auszuleihen, Grundstücke anzukaufen und solche zu veräußern. Auch darf sie ein besondres Gemeindesiegel führen und genießt außerdem noch vorzugsweise, wie Minderjährige, die Rechtswohlthat der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand, d. h. sie hat das Recht, in gewissen, durch die Gesetze bestimmten Fällen die vollständige Wiederherstellung eines nach der Strenge des Rechts verloren gegangenen Befugnisses wieder zu erlangen. Endlich ist jedes Mitglied derselben verbunden, die Ehrenämter zu übernehmen, und die persönlichen oder pecuniairen Lasten der Gemeinde tragen zu helfen, wenn es nicht einen besondern, rechtlich begründeten Befreiungsgrund nachzuweisen vermag. Die Gemeinde übt ihre Rechte unter dem Schutze und der Oberaufsicht der Staatsregierung aus, doch bedarf es nicht in allen, sondern nur in gewissen, besonders wichtigen Fällen der Einholung einer ausdrücklichen Genehmigung. Das Vermögen einer Gemeinde muß, es bestehe nun aus beweglichen oder unbeweglichen Gütern (Grundstücken) stets zum Vortheile sämmtlicher Gemeindemitglieder benutzt und verwendet werden. Dies kann auf doppeltem Wege geschehen. Entweder gestattet man sämmtlichen Gemeindegliedern einen gleichmäßigen Gebrauch am Gemeindevermögen, wie z. B. an Kirchen, Kirchhöfen, Schulen, Hutungen, Weideplätzen, Angern und Lehden, Gemeindeholzungen, Wegen, Brücken, Brunnen, Seen, Mühlen, Schmieden, Brauhäusern u. s. w., oder man vertheilt die Früchte des Gemeindevermögens, überhaupt das jährliche Einkommen aus demselben gleichmäßig unter die einzelnen Mitglieder. Dies ist gewöhnlich der Fall bei Capitalien, Pachtgeldern, Acker- und Gartengrundstücken, Obstpflanzungen und dergl. Diesem gilt gleich, wenn jenes Einkommen für Gemeindezwecke, z. B. zu Erleichterung der Gemeindelasten (d. h. Abgaben oder Dienstleistungen) für die Gemeinde, welche von allen Mitgliedern derselben verhältnißmäßig zu tragen sind, wie z. B. die Beiträge zu Erhaltung der nöthigen Beamteten, ferner zu Abtragung der Gemeindeschulden, zu Errichtung und Verbesserung der Kirchen und Schulen u. s. w. verwendet wird. Die Erfahrung hat gelehrt, daß das Gesammteigenthum einer Gemeinde, wenn es dem Gebrauche jedes einzelnen Mitgliedes derselben geöffnet wird, nicht nur oft zu den größten Streitigkeiten Veranlassung gibt, sondern auch gewöhnlich nicht so vortheilhaft verwaltet wird und eben deshalb nicht so reichlichen Ertrag gewährt, als es seiner Natur nach vermöchte; daher die Sprüchwörter: „Gemein ist selten ein", „Gesammt Gut verdammt Gut". Dies erregte, da der gesammte Nationalwohlstand wesentlich auf der zweckmäßigen Benutzung und Verbesserung des Grundeigenthums beruht, schon vor mehr als hundert Jahren die Aufmerksamkeit der Staatsregierungen. Zunächst war es England, welches sich von den staatswirthschaftlichen Nachtheilen einer solchen Benutzung der Gemeindegrundstücke überzeugte, und eben deshalb deren Vertheilung unter die einzelnen Nutzungsberechtigten gestattete. Englands Beispiele folgte in Deutschland zuerst Friedrich der Große. Er setzte bald nach Beendigung des siebenjährigen Krieges in allen Theilen seines Reiches Commissarien ein, welche unter steter Oberaufsicht der höchsten Landes-Collegien eine zweckmäßige Vertheilung der Gemeinheiten (d. h. des Grundeigenthums, welches die Mitglieder einer Gemeinde unter sich oder mit ihrem Gutsherrn zusammen oder endlich in Gemeinschaft mit andern Gemeinden zugleich besitzen und bewirthschaften) nach Recht und Billigkeit vollziehen sollten. Mit diesen Gemeinheitstheilungen wurde später die sehr zeitgemäße Ablösung verschiedener Gemeindedienste verbunden, wohin hauptsächlich die Aufhebung der Frohndienste gehört. (S. Ablösung.)

Gemeindebier nennt man eine bestimmte Menge Bier, welches in manchen Dorfgemeinden ein neu antretender Hauswirth den ältern Gemeindemitgliedern schenken muß. Auch versteht man darunter das Bier, welches von den Mitgliedern einer Gemeinde bei einer besondern Gelegenheit gemeinschaftlich getrunken und aus der Gemeindekasse bezahlt wird. — Gemeindehammer. In manchen Dörfern ist es gebräuchlich, die Gemeindemitglieder dadurch zur Versammlung zu rufen, daß man an die Hausthüre derselben mit einem besondern Hammer klopft, welcher eben deshalb Gemeindehammer heißt. — Gemeindehaus ist eigentlich jedes der Gemeinde gehörige Gebäude, doch bezeichnet man mit diesem Ausdrucke gewöhnlich das Haus, in welchem die Gemeindeversammlungen gehalten werden. Denselben Namen führen in der Regel auch die zur Wohnung armer und kranker Gemeindeglieder auf Kosten der ganzen Gemeinde eingerichteten Gebäude und Wohnungen. — Gemeindehirt ist der Hirt, welcher das Vieh der ganzen Gemeinde hüten muß, wofür er von den Gemeindemitgliedern gewöhnlich nach Verhältniß der Grundstücke, welche sie besitzen (seltner nach der Menge des Viehes, welches sie halten), bezahlt wird. — Gemeindeochs oder „Bulle" ist ein Zuchtochs, welcher von der Gemeinde gemeinschaftlich gehalten und nach einer gewissen Reihenfolge benutzt wird.

Unter Gemeindeordnungen versteht man den Inbegriff der Bestimmungen über die Gemeindeverfassung, über die Verwaltung und Anwendung des Gemeindevermögens, sowie über die Vertheilung der Gemeindelasten unter die einzelnen Mitglieder, überhaupt die innere Organisation der Gemeinde. Zu dieser letztern gehört unter Andern die Feststellung der Bedingungen, unter welchen Jemand das Gemeinderecht (d. h. das Recht, in eine Gemeinde als Mitglied eintreten zu dürfen) erwerben und desselben verlustig werden kann u. s. w. In Dörfern können in der Regel nur Diejenigen Gemeindemitglieder sein oder werden, welche ein im Bezirke der Dorfmark gelegenes Bauergut oder bäuerliches Gut besitzen und dasselbe landwirthschaftlich bewirthschaften, also Ackerbau und Viehzucht treiben. Man kann daher z. B. die Rittergutsbesitzer, Pre-

Digitized by Google

tigen, Schullehrer, Häusler, sowie die Städter, welche zum Vergnügen auf dem Lande wohnen, auch wenn sie Bauergüter besitzen, nicht als wirkliche Gemeindemitglieder ansehen, wenn sie das Gemeinderecht nicht auf eine besondere, rechtsgültige Weise erworben haben, z. B. durch besondere Landesgesetze oder Verträge, Verjährung oder Herkommen. Für die Verfassung der Landgemeinden und deren Vereinigung in größere Kreisgemeinden ist in Deutschland durch ein kön. preuß. Edict vom 30. Jun. 1812 der erste Schritt geschehen. Diesem Beispiele folgten zuerst Baiern, dann Würtemberg, das Großherzogthum Hessen und andere deutsche Staaten.

Eine besonders wichtige Gattung der Gemeindeordnungen sind die Städteordnungen, welche in der neuesten Zeit ein wichtiger Gegenstand der Gesetzgebungen geworden sind. Während nämlich die Dorfgemeinden im Mittelalter unter die Botmäßigkeit des von ihnen ursprünglich zum Schutze gegen räuberische Einfälle herbeigerufenen freien Adels gerathen waren, hatte sich in den Städten gleichzeitig eine nicht weniger drückende Aristokratie der Gemeindeverfassung ausgebildet. Die Ämter und Würden der Stadträthe waren erblich geworden. Diese hatten sich, da die Staatsregierungen in jenen Zeiten sich wenig um die Verwaltung der Städte kümmerten, eine unabhängige Stellung zu den Bürgern angemaßt, und verwalteten das Gemeindevermögen größtentheils ganz nach eignem Gutdünken, weil sie von ihrer Verwaltung keine Rechnung abzulegen brauchten. Daneben übten die Bürger unter sich wieder einen allen Aufschwung der Industrie lähmenden und hier und da noch gegenwärtig fortbestehenden Zunftzwang aus. Den ersten wichtigen Schritt zu Verbesserung des städtischen Gemeindewesens in Deutschland that der jetzt regierende König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., im Jahre 1808 durch Einführung einer allgemeinen Städteordnung in seinen Staaten. Der Zweck dieses in der Folge vielfach veränderten und besonders durch die „Revidirte Städteordnung“ vom 17. März 1831 verbesserten Gesetzes ging, wie im Eingange desselben ausdrücklich gesagt ist, dahin, „den Städten eine selbständigere und bessere Verfassung zu geben, in der Bürgergemeinde einen festen Vereinigungspunkt zu bilden, ihr eine thätige Einwirkung auf die Verwaltung des Gemeinwesens beizulegen und durch diese Theilnahme Gemeinsinn zu erwecken und zu erhalten.“ Die wesentlichsten Bestimmungen der preuß. Städteordnung, wie sie jetzt ist, sind folgende: Das Bürgerrecht befähigt vor Allem zur selbständigen Theilnahme an den Gemeindewahlen und ist von Denjenigen nachzusuchen, welche städtisches Grundeigenthum besitzen oder ein stehendes Gewerbe in der Stadt treiben. Welchen Werth das Grundeigenthum hierzu haben und welchen Ertrag das Gewerbe jährlich gewähren muß, um zu Erlangung des Bürgerrechts den darum Ansuchenden zu befähigen, richtet sich nach der Größe der einzelnen Städte und wird durch die besondern, bei ihnen geltenden Satzungen (Localstatute) bestimmt. Daneben ist jedoch den Stadtgemeinden vergönnt, in einzelnen Fällen von diesen Bedingungen abzusehen und besonders würdigen, tüchtigen Männern, auch wenn sie diesen Bedingungen nicht Genüge leisten können, das Bürgerrecht zu ertheilen, ohne daß es der Zustimmung der Regierung bedarf. Dem Magistrate bleibt die ausführende (operative) Gewalt in der Stadt und der dazu gehörigen Umgebung. Die Stadtgemeinde wird durch besondere, von dem wahlberechtigten Theile ihrer Mitglieder erwählte Vertreter repräsentirt, welche den Namen Stadtverordnete führen. Die Zahl derselben richtet sich theils nach dem Umfang der ihnen obliegenden Geschäfte, theils nach der Größe der Städte, und wird gleichfalls durch das Localstatut festgestellt. Die Stadtverordneten wählen den Magistrat, welcher aus einem Bürgermeister oder Oberbürgermeister und drei oder mehren, theils besoldeten, theils unbesoldeten Mitgliedern besteht. Der Magistrat wird auf 12 Jahre und nur aus besondern Gründen und unter Zustimmung der Regierung auf Lebenszeit erwählt. Übrigens ist der Magistrat in wichtigern Angelegenheiten an die Zustimmung der Stadtverordneten gebunden, welche überhaupt die Verwaltung des städtischen Gemeindevermögens jederzeit controliren. Die preuß. revidirte Städteordnung ist der neuen kön. sächs. allgemeinen Städteordnung vom 2. Febr. 1832 im Wesentlichen zu Grunde gelegt worden. Doch ist die letztere weit ausführlicher bearbeitet und weicht besonders darin von jener ab, daß nach ihr nur den Bürgern die Erwerbung städtischer Grundstücke und die Betreibung bürgerlicher Gewerbe gestattet wird. Außerdem ist zu Erlangung des Bürgerrechts erforderlich, daß man seinen wesentlichen Wohnsitz im Bezirke der Stadt hat. Ferner ist das Wahlrecht in der sächs. Städteordnung als ein bürgerliches Ehrenrecht bezeichnet. Auch sind nach ihr die Bürgermeister immer, die übrigen Magistratspersonen zum Theil auf Lebenszeit zu wählen. Endlich besteht in den größern sächs. Städten außer dem Magistrat und dem Collegium der Stadtverordneten noch ein sogenannter Bürgerausschuß, welcher von den Stadtverordneten in besonders wichtigen Fällen zur Berathung zu ziehen ist. Hierher gehört z. B. die Erwerbung und Veräußerung großer, der Gemeinde gehöriger Grundstücke, die Aufnahme eines neuen Darlehns, die Erhebung neuer städtischer Abgaben und dergl. Wie in Preußen und Sachsen, so sind auch in andern Staaten Deutschlands, z. B. in Baiern, Würtemberg, Hessen und Baden, in der neuern Zeit Städteordnungen gegeben worden. Die der letztgenannten drei Staaten weichen von der preuß. und sächs. hauptsächlich darin ab, daß nach ihnen das Bürgerrecht schon durch die Geburt, verbunden mit einem den Lebensunterhalt sichernden Vermögensbesitze, erworben wird. Die großherz. hess. Gemeindeordnung nähert sich in manchen Beziehungen den in Frankreich üblichen Gemeindeverfassungen. Hierher gehört z. B., daß nach derselben dem aus einem auf Zeit zu wählenden unbesoldeten Bürgermeister und einigen Beigeordneten bestehenden Magistrate ein sogenannter Gemeinderath an die Seite gestellt ist, welcher aus 9—30 Mitgliedern bestehen und alljährlich nur Einmal zusammentreten soll, um die dem Magistrate überlassene Verwaltung des Gemeindevermögens zu controliren. Auch muß wenigstens ein Drittheil der Mitglieder dieses Gemeinderaths aus der Zahl der höchstbesteuerten Bürger gewählt werden.

**Gemeingefühl**, **Lebensgefühl**, bezeichnet die auf innere Zustände des lebenden Körpers sich beziehenden Empfindungen im Gegensatze zu den durch äußere Eindrücke hervorgerufenen. Dem Gemeingefühle gehören z. B. an das Gefühl von Gesundheit und Krankheit, von Leichtigkeit und

**Schwere, innerer Wärme und Kälte, Hunger und Durst u. s. w. Ferner vermittelt das Gemeingefühl die mannichfaltigen Empfindungen, welche im kranken Zustande in** Körpertheilen eintreten, von deren Dasein der vollkommen gesunde Mensch gar keine Empfindung hat.

Gemmen bezeichnet im Allgemeinen alle Edelsteine, vorzüglich aber solche, in welche Gestalten oder Schriftzüge eingeschnitten sind und deren man sich zu Ausschmückung kostbarer Gefäße und Geräthe, sowie zu Ringsteinen bedient. Eine ausgezeichnete alte Gemme stellt nachstehende Abbildung dar. Sie zeigt den weltberühmten Alexander (s. d.);

die Widderhörner zu beiden Seiten deuten auf Jupiter Ammon (s. Jupiter), dessen Sohn zu sein Alexander sich rühmte. Edelsteine, auf denen die Figuren halb erhaben herausgearbeitet sind, werden Cameen genannt. Schon die alten Griechen und Römer besaßen die Kunst, Gemmen und Cameen herzustellen, in hohem Grade. Zu erstern wurden vorzugsweise Amethyste, Hyazinthe, Karneole, Achate genommen. Zu den Cameen nahm man außer den angegebenen gern solche Steine, die aus verschiedenen übereinanderliegenden verschiedenfarbigen Schichten bestanden, und arbeitete dann die Figuren so aus, daß sie aus der obigen Schicht bestanden, während der Grund durch die untere Schicht gebildet wurde. Derartige Steine sind der Onyx und Sardonyx. Man hat, da diese Steine selten sind, auch falsche Cameen gemacht. Sammlungen von geschnittenen Steinen (Cameen, Gemmen) wurden schon im Alterthume angelegt und führen noch jetzt den Namen Daktyliotheken. Die reichsten derartigen Sammlungen sind gegenwärtig in Wien, Paris, Petersburg, im Haag, in Florenz und Neapel. Man hat die schönsten geschnittenen Steine theils durch Kupferstiche bekannt gemacht, theils durch Abgüsse und **Abdrücke, und hat namentlich auch Sammlungen von Abdrücken Daktyliotheken genannt. (S. Pasten.)**

**Gemse (die) ist ein zur Gattung der Antilope gehöriges, auf den hohen Gebirgen in der Schweiz, Savoyen, Salzburg, Tirol, Kärnten, Krain, Steiermark u. s. w.** in kleinen Heerden lebendes Thier, das sich, wie alle Antilopen, durch zierliche Gestalt, Gewandtheit und Behendigkeit auszeichnet und etwas größer als die gemeine Ziege ist. Die Gemse hat 6—10 Zoll lange gerade und dann schnell nach hinten hakenförmig umgebogene Hörner. Hinter jedem Ohre hat sie einen Sack unter der Haut, welcher nach außen nur eine kleine Öffnung hat und eine trockene Höhle bildet. Die großen Augen der Gemse sind lebhaft und etwas röthlich gefärbt; der Schwanz ist nur drei Zoll lang. Der Bau der Beine ist ganz zum Klettern auf den Felsen eingerichtet, die Hinterbeine sind, wie bei allen Thieren, welche große Sprünge machen, länger als die Vorderbeine und die Hufe sind ziemlich lang ausgehöhlt und scharf zugespitzt. Das Fell der Gemse ist braun, auf dem Bauch und an der Kehle weißlich, auf dem Schwanze schwarz, und von den Ohren bis zur Nase geht ein weißer Streif. Im Winter werden die Haare mit grauen untermischt. Das scheue, stets mit gespitzten Ohren aufhorchende Thier zeichnet sich durch scharfes Gehör, Gesicht und Geruch aus und gibt im Augenblicke der Gefahr einen pfeifenden Ton von sich. Morgens und Abends gehen die Gemsen heerdenweise auf die Weide, indem sie im Sommer die gewürzreichen Alpenkräuter, Zweige und Knospen, im Winter Waldgras, Flechten und Moos zur Nahrung suchen. Im Mai bringt die Gemse ein, auch zwei Junge zur Welt. Im Magen der Gemse findet man eine runde feste Masse, von der Größe einer Wallnuß, welche aus den Fasern der Gemswurz und der Bärenwurz besteht und Gemsenkugel oder europäischer Bezoar genannt wird. Man schrieb ihr ehemals große Heilkräfte zu und verordnete sie als Arzneimittel. Die jungen Gemsen haben ein sehr wohlschmeckendes Fleisch. Das Fell wird zu einem Leder verarbeitet, welches sich durch Stärke, Dauerhaftigkeit und Sammetweiche auszeichnet. Talg und Gedärme werden wie die von Schafen und Ziegen benutzt. Die Hörner nimmt man zu Griffen an Stöcken; die Milch ähnelt der Ziegenmilch und das Blut der Gemse soll heilsame Wirkungen gegen Schwindel und andere Krankheiten haben, daher es die Gemsenjäger frisch

**aus den Wunden trinken. Man macht auf die Gemsen mit der Pürschbüchse Jagd und schießt sie gewöhnlich vom**

Digitized by Google

Anstande aus. Auch hält man Treibjagden auf Gemsen. Die sogenannten Gemsenjäger machen die Jagd gegen die flüchtigen Thiere der Alpen zum Gewerbe. Es ist die gefährlichste, aber auch die interessanteste Jagd. Gewöhnlich des Nachts geht der Gemsenjäger aus, um des Morgens auf den Weideplätzen einzutreffen, gerüstet mit einem Stachelstock, Schießgewehr und Schießbedarf, einer Art, Schuheisen mit Stacheln, langen Seilen, um steile Felsen erklimmen oder sich von ihnen herablassen zu können. Er schwebt in steter Lebensgefahr; in kühnen Sprüngen, gewagtem Klettern geht es von Fels zu Fels, an jähen Abgründen vorbei, über sie hinweg, und nicht selten sieht der verwegene Jäger den Rückweg abgeschnitten, er kann nicht hinauf, wo er herunterkam und vor ihm liegt ein Abgrund. Dazu kommt, daß die furchtsame Gemse in der Todesangst Muth bekommt und wenn sie keinen Ausweg findet, wol auf den Jäger zuspringt und ihn so in den Abgrund hinabstürzt.

Auf dem Cap der guten Hoffnung und auf den Gebirgen des innern Afrika findet man eine Antilope, die auch Gemsbock genannt wird, die sich oft durch drei Fuß lange, dünne und gerade Hörner auszeichnet. Sie erreicht die Größe eines Hirsches und hat einen langen schwärzlichen Schwanz. Ihre Farbe ist aschgrau, der Kopf ist weiß und schwarz gegittert. Auf dem Rücken und an jeder Seite ist ein dunkelbrauner Streif und ebenso gefärbte Flecken sind auf den Schultern und Schenkeln. Die Haare des Rückgraths sind nach dem Nacken gerichtet.

**Gemüse** nennt man alle diejenigen Pflanzen, welche theils grün, theils getrocknet als Nahrungsmittel für Menschen verbraucht und zu diesem Zwecke in Feldern und Gärten gezogen werden. Die Gemüsegärten müssen so gelegen sein, daß sie durch Gebäude oder Bäume vor den kalten Nordwinden gesichert sind, müssen vor dem Einbruch der Thiere durch Umzäunungen geschützt werden und dürfen keine hochstämmigen Gewächse enthalten, sollen überhaupt so sonnig als möglich liegen. Besonders vortheilhaft ist eine etwas nach Mittag sich gelind senkende Lage. Der geeignetste Boden für Gemüsegärten ist sandiger Lehm oder ein der schwarzen Pflanzenerde ähnlicher Boden. Schlechter Boden muß durch Aufführung guter Erdarten und Düngung verbessert und mooriger Boden durch Anlegung von Gräben der überflüssigen Feuchtigkeit beraubt werden. Zum Begießen der Pflanzen nimmt man Wasser, welches längere Zeit in der Luft und der Sonne gestanden hat, Flußwasser oder Grubenwasser. Befindet sich kein geeignetes Wasser in der Nähe des Gartens, so legt man Cisternen oder Kufen an, in denen sich das Regenwasser sammelt und in denen das später in Gebrauch zu nehmende Quellwasser aufbewahrt wird. Die Gemüsegärten werden sorgfältig umgegraben und oft ist es von Nutzen, besonders um bessere Erde aus der Tiefe heraufzuholen, bis zu größern Tiefen zu graben, welche Arbeit Rajolen oder Rigolen genannt wird. Außerdem erfodert die Düngung (s. Dünger und Düngemittel) der Gärten eine vorzügliche Sorgfalt. Die meisten Gemüse werden durch Samen erzeugt. Nachdem aber die jungen Pflänzchen eine gewisse Größe erlangt haben, muß man, damit sie sich ferner kräftig entwickeln können, entweder einen Theil der Pflanzen ausziehen oder die jungen Pflanzen selbst verpflanzen. Wenn sie aber kräftig gedeihen sollen, so erfodern sie eine unausgesetzte Beaufsichtigung und Pflege, wohin das Jäten, Begießen, Behacken u. s. w. gehört. Man rechnet zu den Gemüsearten folgende Pflanzen, von denen die wichtigsten und interessantesten unter eignen Artikeln behandelt sind: Artischocke, Batate, Blumenkohl, Bohne, Boretsch, Braunkohl, Broccoli, Brunnenkresse, Cardone, Chalotte, Champignon, Cichorie, Endivie, Erbse, Erdbirne, Erdkastanie, Erdmandel, Erdnuß, Fenchel, Gartenampfer, Gartenkresse, Gurke, Haferwurzel, Hopfenkeimchen, Kaffeewicke, Kartoffel, Kerbel, Knoblauch, Kohlrabi, Kohlrübe, Kopfkohl, Krauskohl (Wirsing, Welschkraut), Kümmel, Kürbiß, Liebesapfel, Linse, Löffelkraut, Meerkohl, Meerrettig, Melde, Möhre, Pastinak, Petersilie, Porré, Portulack, Radieschen, Rapunzel, Rettig, Rhabarber, Rapontika, Rübe (Mairübe, rothe Rübe, Runkelrübe), Salat, Sauerampfer, Schnittkohl, Schnittlauch, Scorzonere, Sellerie, Spargel, Spargelerbse, Spinat, Tripmadam, Zuckerwurzel, Zwiebel. Frisch können die Gemüse nur in gewissen Jahreszeiten genossen werden und man pflegt dieselben daher besonders für den Winter entweder im getrockneten Zustande aufzubewahren, oder indem man sie in Gruben oder in Gewölben so einlegt, daß sie in einem möglichst frischen Zustande sich erhalten.

**Gemüth** bezeichnet das gesammte geistige Dasein des Menschen auf seiner ersten Entwickelungsstufe, sodaß der ungebildete Mensch ebenso sehr wie der Gebildete mit Gemüth begabt ist, ja oft mehr als dieser, weil die Bildung oft einseitig ist und in diesem Falle die Unbefangenheit des Geistes verloren geht, welche dem ungebildeten, aber unverdorbenen Menschen eigen ist. Das Verhältniß des Geistes gegen den Körper drückt sich in der Erregbarkeit des Gemüths durch Sinneneindrücke aus, welche sich zunächst in den Empfindungen und Gefühlen (s. d.) äußert. Der tüchtige Mensch wird weder an krankhafter Verzärtelung und Empfindlichkeit noch an Verhärtung des Gemüths leiden, er steht gleich fern von weichlicher Gutmüthigkeit, wie von Hartherzigkeit. Jene ist Folge einer zu leichten Erregbarkeit, diese einer zu schweren, und beide können zur moralischen Schlechtigkeit ausarten. Das Gemüth aber erregt sich auch selbst und wirkt auf den Körper zurück in den Affecten (s. d.) und Leidenschaften (s. d.). Die Leidenschaften machen den Geist der Sinnlichkeit unterthan und bringen den Menschen, sobald sie sich seiner dauernd bemächtigen, zum Laster (s. d.) und unter das Thier herab. Ein solcher Mensch wird auch stets ein verdorbenes Gemüth haben. Aber die verschiedenen Laster wirken verschieden auf das Gemüth; der Geiz macht hartherzig, er ertödtet das Gemüth; die Wollust macht das Gemüth weichlich, schlaff und zugleich unrein; die Trunksucht im Augenblicke der Aufregung höchst reizbar, nachher aber matt. Das Gemüth hat bei den meisten Menschen eine durch frühere Schicksale herbeigeführte eigenthümliche Stimmung, sodaß es mehr zu angenehmen Empfindungen (Heiterkeit) oder mehr zu unangenehmen (Betrübtheit) geneigt ist. Jene Stimmung artet leicht in Leichtsinn, diese in Trübsinn und Muthlosigkeit aus. Schon die Alten erkannten als am glücklichsten und dem weisen Manne am würdigsten eine Gemüthsart



Digitized by Google

welche ebenso weit vom Leichtsinn wie vom Trübsinn entfernt ist, d. h. welche überhaupt Lust und Unlust, Freude und Schmerz gleichmäßig zu ertragen versteht.

**Gendarmen** heißt gegenwärtig eine Art Miliz, welche in mehren Staaten eingeführt ist und den Zweck hat, auf Beobachtung der policeilichen Verordnungen Acht zu haben, policeiliche Maßregeln in Ausführung zu bringen, sowie im Allgemeinen für öffentliche Ruhe und Sicherheit zu wachen. In Preußen stehen die Land-Gendarmen in Bezug auf ihre Dienstverrichtungen unter der Civilbehörde. Sie bilden acht Brigaden und stehen unter der Oberaufsicht eines Generals. Sie sind Dasselbe, was z. B. in Hanover die Landdragoner sind. Die preuß. Armee-Gendarmen sind den Generalen und Brigadecommandeurs als berittene Ordonnanzen zugetheilt. Im Kriege sollen die Armee-Gendarmen auf Beobachtung der Ordnung unter den Soldaten außer dem Dienste sehen. Die Grenz-Gendarmen sind den Zollämtern zugetheilt, um bei Bewachung der Grenze gegen Contrebandiers behülflich zu sein. — Die in der ersten franz. Revolution organisirten Gendarmen standen während eines Treffens hinter der Fronte, um die Flüchtigen und Versprengten wieder in Reihe und Glied zurückzutreiben. Es wurden unter dieses Corps nur gediente und ausgezeichnete Krieger aufgenommen; sie standen in großem Ansehen und hatten die ausgedehntesten Vollmachten. Der Name Gendarmen, eigentlich Gens d'armes, d. h. Waffenleute, stammt aus sehr früher Zeit. Namentlich hießen so die Ritter, welche den Kern der franz. Reiterei im 15. Jahrh. ausmachten. Jeder von diesen Rittern hatte einen Knappen, einen Pagen und drei Armbrustschützen. Später bildeten die Gendarmen in Frankreich bis zur Revolution und in Preußen bis 1806 einen Theil der schweren Cavalerie.

**Genealogie**, d. h. Geschlechtskunde, ist eine Hülfswissenschaft der Geschichte, welche die Abstammungs- und Verwandtschaftsverhältnisse vornehmer Geschlechter (Familien) besonders fürstlicher, zum Gegenstande hat. Dieselbe ist von Interesse und Wichtigkeit, weil aus der Verwandtschaft Ansprüche abgeleitet werden, um welche es nicht selten zu den blutigsten Kriegen gekommen ist und um welche es unter weniger Mächtigen zu Streitigkeiten kommt, welche nur bei genauer Kenntniß der Genealogie nach den bestehenden Gesetzen entschieden werden können. Der Einzelne hat überdies noch ein besonderes Interesse, die Namen und wichtigsten Lebensverhältnisse seiner Vorfahren zu kennen, besonders wenn diese Leute von Ehre und Verdiensten waren. Ein besonderes Ansehen hat die Genealogie durch den Umstand erlangt, daß im Mittelalter verschiedene Stiftungen gemacht wurden, deren Gewinnung oder Besitz von einer gewissen Anzahl adeliger Vorfahren (Ahnen, s. d.) abhängig war, daß gewisse Ämter nur an Solche ausgegeben und gewisse Vorrechte nur Solchen zugestanden wurden, die eine bestimmte Zahl von Ahnen aufzuweisen vermochten und dergl. Die Genealogie wurde aber schon im hohen Alterthume gepflegt. Es ist bekannt, wie streng die Juden auf Abstammung hielten, und bei den Griechen und Römern kannten die vornehmen Geschlechter die Reihe ihrer Vorfahren auf das Genaueste. Zu allen Zeiten war man bemüht, diese Reihe der Vorfahren so weit als möglich zurückzuführen, sodaß die Juden bis auf Adam zurückgingen, die Griechen aber bis zu den Heroen (s. d.) und von diesen bis zu den Göttern. Im Mittelalter war man in ähnlicher Weise bemüht, die Abstammung der Geschlechter im röm. Alterthum nachzuweisen. Die älteste Person, bis zu welcher man von Sohn auf Vater die Voraltern zurückzuführen vermag, wird der Stammvater, Urahn, Ahnherr des Geschlechts genannt. Die Ahnen werden entweder vom Ahnherrn in gerader Linie abwärts gezählt, indem man die Nachkommen aufführt, oder aufwärts, indem man von dem letzten Sproß des Geschlechts an die Vorfahren bis zum Ahnherrn namhaft macht. Die Nachkommen (lat. posteri), wie die Vorfahren (lat. majores) führen bis zum siebenten Gliede besondere lat. Namen, nämlich jene heißen: filius (Sohn), nepos (Enkel), pronepos (Urenkel), abnepos (Ururenkel), atnepos, trinepos, protrinepos; diese: pater (Vater), avus (Großvater), proavus (Urgroßvater), abavus (Ururgroßvater), atavus, tritavus, protritavus. Die Abstammung wird stets nur nach den männlichen Vorfahren fortgeführt, sowol für Frauen als für Männer. Wenn aber ein Vorfahr mehre Söhne hat, welche ihrerseits wieder Söhne und Enkel hinterlassen, so entstehen neben der Hauptlinie, welche sich immer in den ältesten Söhnen fortsetzt, die Seitenlinien, nämlich im Verhältniß gegen die Hauptlinie, sodaß die Seitenverwandten (lat. collaterales) nicht voneinander, sondern nur von demselben Stammvater abstammen. Die Entfernung der Verwandtschaft wird nach Graden bestimmt. Seitenverwandte gibt es sowol von mütterlicher, als von väterlicher Seite, jene heißen Cognaten (Spillmagen), diese Agnaten (Schwertmagen). (Vgl. Verwandtschaft.) Die Genealogie eines bestimmten Geschlechtes wird in einer genealogischen Tabelle (Stammtafel) angegeben, welche je nach dem Zwecke, für den sie bestimmt ist, verschieden eingerichtet ist. Die gewöhnlichste Einrichtung ist die, daß der Stammvater zu oberst gesetzt und unter diesem die Nachkommen nach der Entfernung in der Abstammung, sodaß immer Sohn auf Vater kommt, und gleich entfernte Seitenverwandte auf derselben Horizontallinie nebeneinander stehen. Häufig gibt man der Stammtafel aber auch die Gestalt eines Baumes, der seine Zweige und Nebenzweige ausbreitet. An der Wurzel dieses Stammbaumes steht dann der Name des Stammvaters, an den Haupt- und Nebenästen stehen die Namen der Nachkommen nach ihrer Abstammung, und den Namen der Männer werden gewöhnlich die ihrer Frauen zur Seite gestellt, auch wird den einzelnen Namen Geburts- und Sterbejahr der Personen, welche sie bezeichnen, beigesetzt.

**General** bedeutet ursprünglich „allgemein"; daher unterscheidet man z. B. Generalkarten, welche ein Land nur nach seinen großen Umrissen mit den vorzüglichsten Orten darstellt, von Specialkarten, auf denen so weit als möglich auf Einzelheiten Rücksicht genommen ist. Man spricht ferner von einem Generalbaß (s. d.), Generalbevollmächtigten u. s. f. In gewöhnlicher Bedeutung bezeichnet aber General einen Offizier höchsten Ranges, einen Feldherrn, und Generalissimus oder General en Chef einen Oberfeldherrn. Oft wird General mit andern militairischen Titeln verbunden, theils um den Rang zu bezeichnen (wie Generalmajor, Generallieutenant, Generalfeldzeugmeister, Generalfeldmarschall u. s. w.), theils

Digitized by Google

um den Wirkungskreis anzugeben (wie Divisionsgeneral, Brigadegeneral, Generalquartiermeister u. s. f.). In den verschiedenen Staaten ist die Benennung der obersten Offiziere nach ihren Würden und Wirkungskreisen verschieden bestimmt. Alle den Oberfeldherrn umgebenden Offiziere und Beamten, welche mit jenem Berathung pflegen, unter seiner Aufsicht die Verwaltung der Ökonomie des Heeres führen, den wissenschaftlichen Theil der Kriegsführung (die Ausarbeitung der Marschlinien, Schlachtpläne und dergl.) besorgen, machen zusammen den Generalstab aus. — Die Würde des Generals, sowie die ihm untergebene Heeresabtheilung, werden Generalat genannt. Auch Landesbezirke mit militairischer Verfassung erhalten diesen Namen. — Ordensgenerale, geistliche Generale heißen die vornehmsten Vorsteher verschiedener geistlicher Orden, z. B. der Jesuiten.

**Generalbass** bezeichnet häufig den ganzen wissenschaftlichen Theil der Musik, das Studium der Harmonie, womit sich namentlich Jeder beschäftigen muß, der selbst Musikstücke zusammensetzen oder componiren will. Eigentlich aber ist Generalbaß eine Baßstimme, deren Noten mit verschiedenen Zahlen und Zeichen, Signaturen genannt, versehen sind, welche die zu den einzelnen Noten zu spielenden Harmonien angeben. Der Generalbaß wird auf einem Tasteninstrument (Orgel, Clavier) so gespielt, daß die linke Hand die einzelnen Baßnoten, die rechte die durch die Signatur vorgeschriebenen Harmonien anschlägt. Um den Generalbaß vortragen zu können, muß man die genauesten musikalischen Kenntnisse besitzen.

**Generalpächter** nannte man in Frankreich eine Gesellschaft von Speculanten, an welche die Regierung die jährlichen Einkünfte verschiedener indirecten Steuern und Abgaben verpachtete. Der Begründer dieser, später dem franz. Volke sehr verhaßt gewordenen, Einrichtung war Franz I., welcher im Jahre 1546 das Salzmonopol verpachtete, wozu in der Folge noch mehre andere kön. Gefälle, wie das Tabacksmonopol, der Eingangszoll von Paris, der Gold- und Silberstempel u. a. m. geschlagen wurden. Die Generalpächter gewannen bei diesen Pachtungen ungeheure Summen, welche unnöthigerweise den Staatskassen entzogen wurden. Um diesem Übelstande abzuhelfen, verpachtete Sully (Minister unter Heinrich IV.) 1599 jene Zölle auf dem Wege der öffentlichen Versteigerung, wodurch der Nutzen, welchen die Regierung aus ihnen zog, bedeutend vermehrt wurde. Im Jahre 1728 wurden unter der Regierung Ludwig XV. die bisher einzelnen Pachtungen unter dem Namen „ferme générale" vereinigt und von sechs zu sechs Jahren an eine Gesellschaft von 60 Mitgliedern verpachtet. Diese Gesellschaft hatte wieder eine Menge von Unterbeamten in ihrem Dienste und bildete bald ein eignes Finanzcollegium, welches sich in eilf verschiedene Deputationen theilte. Dies war der Stand der Dinge bis zum Jahre 1789, in welchem der Ertrag der Zollverpachtungen etwas mehr als 180 Mill. Livres (etwa 46 Mill. Thlr.) betrug. Die Bequemlichkeit, mit welcher die Generalpächter die größten Summen erwarben, der üppige Luxus, mit welchem sie dieselben verpraßten, die Ungerechtigkeit, mit welcher die Stellen der Generalpächter vergeben wurden und die tyrannische Strenge, mit der die Abgaben von den Steuerpflichtigen beigetrieben wurden, hatten schon längst den lebhaftesten Unwillen, ja Haß des franz. Volks erregt und waren eine der nächsten Veranlassungen der franz. Revolution. Das unpolitische Institut wurde aufgelöst und die Mehrzahl der Generalpächter fiel gleich beim ersten Beginn der franz. Revolution als Opfer der Volkswuth.

**Genette** oder **Genithkatze** ist ein katzenähnliches Raubthier, welches sich vom Cap der guten Hoffnung bis ins südl. Frankreich findet, wo es in der Nähe von Quellen

u. s. w. sich aufhält. Die Genette frißt Mäuse, Ratten und Geflügel und wird in manchen Gegenden zum Hausthiere gezähmt. Sie hat einen Schwanz so lang wie der ganze Körper und in der Nähe des Afters eine Grube, in welcher einzelne Drüsen eine sparsame, aber sehr merklich riechende Feuchtigkeit absondern. Der graue, schwarz oder braun gefleckte Balg gibt ein ausgezeichnetes Pelzwerk. Der weiße Schwanz hat 9—11 schwarze Ringe und der Kopf weiße Flecke.

**Genf** (franz. Génève), Stadt und Canton in der Schweiz. Der Canton bildet die südwestl. Spitze der Schweiz und wird vom Waadtlande, Frankreich und Savoyen begrenzt. Er wird von der aus dem Genfersee sich ergießenden, östl. die Arve aufnehmenden Rhone durchschnitten, liegt zwischen dem Juragebirge im N. und den Alpen im S., und hat durchaus unebenen Boden. Das ganze Gebiet umfaßt nur 4½ □M., auf denen 56,000 Menschen wohnen, von denen ⅔ zur reformirten Kirche gehören und die größtentheils franz. sprechen. Ackerbau, Viehzucht, Fischerei und Weinbau sind die Hauptnahrungszweige, überdies gibt es aber auch viele ansehnliche Fabriken von Uhren, Metallwaaren, Zeuchen, Hüten, Leder u. s. w. Der Genfersee liegt nur dem kleinsten Theile nach im genfer Gebiete. Er umfaßt einen Flächenraum von 11⅓ □M., bildet einen großen Bogen und seine größte Breite beträgt 1⅛ M., seine Länge 10 M. Obgleich er gegen 1150 F. über der Meeresfläche liegt, friert er doch niemals zu und enthält viele Fische, namentlich Lachsforellen. Seine größte Tiefe ist 950 F. Seine Ufer sind durch ihre Schönheit berühmt, am schönsten ist das nördl. trefflich angebaute Ufer mit zahlreichen Ortschaften, welche häufig besucht werden und welche durch die den See befahrenden Dampfschiffe sehr an Lebhaftigkeit gewinnen. Die Verfassung des in sechs Bezirke getheilten Cantons G. von 1814 bestimmt allgemeine Gleichheit vor dem Gesetze, erkennt die Preßfreiheit an und gibt jedem Bürger, der 25 Jahre alt ist und 20 Schweizerfrancs jährliche directe Abgaben zahlt, Wahlrecht. Ein Repräsentantenrath von 276 Mitgliedern und ein Staatsrath von 29 Mitgliedern, unter denen vier Syndici, haben der erstere die gesetzgebende, der letztere die vollziehende Gewalt. Das Bundescontingent des Cantons beträgt

Digitized by Google

880 M. und 22,000 Fr. Geldbeitrag. — Die Hauptstadt G., mit 28,000 Einw., liegt in einer herrlichen Gegend am Austritt der Rhone aus dem Genfersee. Die drei Theile, in welche die Stadt durch den Fluß zerlegt wird, stehen durch zwei Brücken in Verbindung. Das weitläufige Rathhaus, die im altdeutschen Styl erbaute Peterskirche, das große Kornmagazin, das Schauspielhaus sind ansehnliche Gebäude. Die alten weitläufigen Festungswerke haben ihren Zweck verloren. Die Universität zu G. wurde 1368 gestiftet, 1538 durch Calvin und Beza erneuert. Zu ihr gehören eine Sternwarte, ein naturhistorisches Museum, ein physikalisches Cabinet, eine Bibliothek u. s. f. Sehenswerth ist das nach dem Muster des Strafhauses zu Neuyork errichtete Arbeits- und Besserungshaus. Die bedeutendsten Plätze in G. sind der Molard, Le Bourg de Four und der St.-Petersplatz. G. zeichnet sich durch regen Sinn seiner Bewohner für Kunst und Wissenschaft, sowie durch Gewerbthätigkeit aus. Am stärksten wird die Verfertigung der Bijouterien und Uhren betrieben, sodaß gegenwärtig noch gegen 3000 Arbeiter (früher gegen 6000) mit Uhrmacherei beschäftigt sind. — G. gehörte im 5. Jahrh. zu Burgund, kam dann an die Franken und unter Kaiser Konrad II. zum deutschen Reiche. Die Grafen von G., welche seit dem 9. Jahrh. vorkommen, widersetzten sich den Kaisern und diese legten ihr Oberherrlichkeitsrecht in die Hände des aus den ältesten Zeiten in G. residirenden Bischofs. Die Bischöfe und die Grafen, deren Rechte und Besitzungen endlich an Savoyen übergingen, kämpften lange um die Oberherrschaft. Die Stadt G. erhielt unter dem Bischof ihre Unabhängigkeit und erlangte vom Kaiser Sigismund Bestätigung ihrer Rechte. Mit Bern und Freiburg trat G. 1478 in Bündniß zur Sicherung gegen Savoyen und auch vom Bischof machte es sich 1533 durch Annahme der Reformation unabhängig. Savoyen machte 1602 noch einen Versuch, sich der Stadt zu bemächtigen, mußte jedoch 1603 seinen Ansprüchen auf G. förmlich entsagen, und G. wurde im Bündnisse mit Bern und Zürich als zugewandter Ort der schweiz. Eidgenossenschaft gerechnet. Misbräuche, die sich in Menge in die veraltete Verfassung G.'s eingeschlichen hatten, brachten im 18. Jahrh. Unzufriedenheit und Parteiungen hervor, welche 1787 zu einem Ausbruche kamen, der zwar namentlich durch den Einfluß Frankreichs zu Gunsten der alten Verfassung entschieden wurde, aber keine Beruhigung der Gemüther zur Folge hatte. G. nahm Antheil an der revolutionnairen Aufregung Frankreichs; 1798 besetzten franz. Truppen die Stadt, und bald darauf wurde G. dem franz. Reiche einverleibt. Bei diesem blieb es bis 1813, wo es sich an die Verbündeten gegen Frankreich ergab, und seit 1814 bildet es einen Canton der Eidgenossenschaft.

**Genius** war nach dem Glauben der alten Römer ein übermenschliches Wesen, welches einen Menschen durch das Leben begleiten und in innigem Zusammenhang mit dem geistigen Dasein desselben stehen sollte. Jeder Mensch hatte nach dieser Vorstellung seinen eigenen Genius. Dieser Genius wurde von dem Vater der Götter und Menschen, dem Jupiter, abgeleitet und daher dem Genius Jovialis göttliche Verehrung erwiesen. Die Frauen leiteten ihren Schutzgeist von der Juno ab und hatten daher Junonen, wie die Männer Genien. Später wurde Genius mit Dämon (s. d.) gleichbedeutend genommen. Man spricht nicht nur von Genien der Menschen, sondern braucht das Wort in jeder Beziehung als gleichbedeutend mit Schutzgeist. Da man die außerordentlichen Leistungen einzelner geistvoller Männer sich durch überirdischen Einfluß, durch Beistand eines Genius erklärte, so entstand das Wort Genie mit seiner eigenthümlichen Bedeutung. Man bezeichnet nämlich mit Genie, Genialität die Kraft des Geistes, alles Einzelne in seinem wahren Zusammenhange mit dem Ganzen (dem Allgemeinen) aufzufassen. Da das Einzelne aber nur durch seinen Zusammenhang mit dem Ganzen seine wahre Bedeutung erhält, durch denselben den ihm sonst anhaftenden Schein der Zufälligkeit verliert und als tüchtig in seiner Art, als vollendet erscheint, so wird der mit Genie begabte Geist nicht nur die Gegenstände selbst nach ihrer tiefen Bedeutsamkeit erfassen, sondern es werden auch alle seine Äußerungen das Gepräge der Vollendung tragen. Der mit Genie begabte Mensch wird häufig selbst ein Genie, richtiger ein genialer Mensch genannt. Solche Menschen sind es, welche die Zeit, in der sie wirken, am mächtigsten fördern, indem sie entweder schreibend und sprechend, eine richtige Erkenntniß der Dinge, der Zeitverhältnisse, der bestehenden Lebensbedingungen verbreiten und dadurch ihren Zeitgenossen ein Bewußtsein über ihre Gegenwart bis in die tiefsten Herzensangelegenheiten verschaffen, auf welchem eine neue Entwickelungsstufe des geistigen Daseins erwachsen kann; oder handelnd, die Bedürfnisse der Gegenwart befriedigen und diese dem erhabenen Ziele näher bringen, welches die große Menge nur ahnet und dem sie in einem dunkeln Drange zugetrieben wird. Jean Paul nennt das Genie daher schön und richtig: den Wecker der schlafenden Jahrhunderte. Die Merkzeichen des wahren Genies sind Ruhe, Besonnenheit, Sicherheit; aber keineswegs bloße Behendigkeit des Geistes, geistreiche Einfälle, Gedankenblitze, angeborene Geschicklichkeit für gewisse Leistungen. Die letzte ist das Eigenthümliche des Talents (s. d.). Am wenigsten verdient den Namen des Genies das fahrige Wesen, welches über die wichtigsten Interessen des Geistes, über Sitte und Religion abspricht und sich geltend zu machen sucht, indem es dieselben verletzt; weil es aber scheinbar eine Sicherheit in sich selbst zeigt, welche ähnlich der Sicherheit ist, mit der das wahre Genie die Thaten des Weltgeistes verrichtet, so wird es zuweilen mit Genie verwechselt. Indem aber derartige Menschen in ihrer Unsittlichkeit, wie es nicht anders kommen kann, zu Grunde gehen, so gibt man ihnen den Titel: der verdorbenen Genies. Das wahre Genie wird durch sich niemals verdorben. Künstler, Dichter, Philosophen und Staatsmänner sind es namentlich, welche des Genies bedürfen, weil ihre Leistungen im Interesse des Allgemeinen geschehen müssen, wenn sie überhaupt bedeutend sein sollen.

**Genoveva** (die Heilige), geb. 423 in der Nähe von Paris, war ein frommes Mädchen, welche vor dem Bischof von Paris das Gelübde ewiger Jungfräulichkeit ablegte. Als der Hunnenfürst Attila (s. d.) verheerend einbrach und die Einwohner von Paris für Leben, Eigenthum und Freiheit zitterten, verkündete die Jungfrau ungestörte Sicherheit, wenn man sich in eifrigem Gebet an Gott wende. Ihre Verheißung ging in Erfüllung, denn Attila kam nicht nach

Digitized by Google

Paris und wurde 451 geschlagen. Noch höher kam sie in den Ruf der Heiligkeit, als sie bei einer Hungersnoth auf der Seine von Stadt zu Stadt fuhr und mit 12 Schiffen mit Korn beladen heimkehrte, welches sie an die Darbenden vertheilte. Ihr Leben war nur der Tugend und Entsagung gewidmet. Von ihrem 15.—50. Jahre genoß sie nur Gerstenbrot und erst später auch etwas Fisch und Milch. Sie starb um 500. Der 3. Jan. wird als ihr Sterbetag in der katholischen Kirche gefeiert. König Clodwig baute eine erst 1809 abgetragene Kapelle, in der ihre Gebeine aufbewahrt wurden. — Eine andere Heilige dieses Namens soll die Tochter eines Herzogs von Brabant gewesen sein und ward um 731 mit dem Pfalzgrafen Siegfried vermählt, welcher auf dem Grenzschlosse Hohensimmern im Trierschen residirte. Der Graf zog ins Feld wider die Sarazenen und ließ seine Gemahlin, welche bereits schwanger war, auf seinem Schlosse zurück. Nun suchte der Vogt Golo G. zu verführen, als er aber mit seinen Anträgen zurückgewiesen wurde, beschloß er, für sein eignes Leben besorgt und um sich zu rächen, die Gräfin zu verderben. Als sie daher eines Knaben genesen war, meldete er seinem Herrn, sein Weib sei ihm untreu gewesen. Der erzürnte Landgraf ertheilte alsbald Befehl, Mutter und Kind zu tödten. Die Knechte aber, denen die Vollziehung der Strafe aufgetragen war, ließen G. mit dem Säugling im Walde entkommen. Hier ernährte sie nun sich und das Kind mühsam von Wurzeln und von der Milch einer Rehkuh, die sich zu ihnen gefunden. Nach fünf langen Jahren endlich fand G. Erlösung aus ihrer Noth. Es traf sich nämlich, daß Graf Siegfried in dem Walde jagte und zufällig sein Weib und seinen Sohn fand. Er erkannte G.'s Unschuld, Golo wurde entlarvt und auf Befehl des Grafen von vier wilden Stieren zerrissen. An der Stelle, wo er seine Gemahlin wiedergefunden hatte, ließ der Graf eine Kapelle errichten, welche später Frauenkirche genannt wurde und von der noch jetzt Trümmer zu sehen sind. Die Geschichte der heiligen G. ist in einem der besten deutschen Volksbücher beschrieben, und auch von neuern Dichtern (namentlich von L. Tieck) bearbeitet worden.

**Gent** (Gand) ist die Hauptstadt und der Sitz des Gouverneurs der belg. Provinz Ostflandern mit 82,000 Einw., welche am Einfluß der Lys, Lievre und More in die Schelde liegt und durch einen Kanal mit Brügge und Ostende verbunden ist. Die Stadt wird von vielen Kanälen durchschnitten, welche 26 Inseln bilden, die durch 85 Brücken untereinander in Verbindung gesetzt sind. Unter den vielen ausgezeichneten Gebäuden sind hervorzuheben: der Prinzenhof, welcher ehemals die Residenz der span. Statthalter war und in welchem 1500 der nachmalige Kaiser Karl V. geboren wurde, der Dom mit ausgezeichneten Gemälden, die auf nachstehender Abbildung zu sehende Michaeliskirche mit zwei unvollendeten Thürmen, das Rathhaus, das Theater und das vor der Stadt liegende Zuchthaus. Unter

nehren wissenschaftlichen Anstalten zeichnet sich die 1816 gestiftete Universität aus. G. ist ferner der Sitz eines Bischofs, eines Handelsgerichtes und einer Handelskammer. Zahlreiche Fabriken, besonders in Baumwollenwaaren, Leinwand, Tuchen, Papier, Leder u. s. w. begründen den Reichthum der Stadt, der früher, ehe Antwerpen sich mächtig emporhob, noch bedeutender war. — Als sich G. gegen Kaiser Karl V. empört hatte, wurde es 1540 hart gezüchtigt und verlor wichtige Privilegien; auch wurde, um es in Unterwürfigkeit zu erhalten, eine Citadelle angelegt. Auch fernerhin spielte G. in der Geschichte der **Niederlande** (s. d.) eine wichtige Rolle. Am 24. Dec. 1814 wurde zu G. der Friede zwischen England und den nordamerik. Freistaaten abgeschlossen.

**Gentleman** und in der Mehrzahl **Gentlemen** ist der Titel, den man in England jedem Manne von gutem Tone

Digitized by Google

d. h. welcher die Bildung, das Ehrgefühl und den Anstand hat, die in den vornehmern Cirkeln herrschen, beilegt. Der wahre Gentleman ist weit entfernt, ein Dandy, d. h. ein Stutzer (s. d.) zu sein, mit dem er daher nicht zu verwechseln ist. — Gentry heißt der gesammte niedere Adel Englands.

**Genua** (ital. Genova), Hauptstadt des zu Sardinien gehörigen Herzogthums gleichen Namens, an einem nach ihr benannten Meerbusen des mittelländ. Meeres, gewährt namentlich von der Meeresseite einen herrlichen Anblick. Die Stadt liegt dicht am Meere, in einem Halbkreise von beinahe 2000 Klaftern Länge und erhebt sich amphitheatralisch auf mehren Hügeln; zwei gewaltige Hafendämme (Molo) reichen ins Meer hinein, und ein hoher Leuchtthurm zeigt den Schiffern des Nachts den Weg nach dem Hafen. Bis zu einem Umkreise von vier Stunden ist die Stadt mit Festungswerken umgeben. Die Straßen sind, mit Ausnahme dreier: der Straße Balbi, der Strada nuova und Strada novissima, eng, winklich und steil, sodaß man sich weniger der Kutschen und Pferde als der Sänften bedient. Die flachen Dächer der Häuser sind, wie auch anderwärts in Italien, mit Blumen und Orangenbäumen besetzt. G.'s Paläste gelten für die prächtigsten in Italien und sind zum Theil sehr geräumig. Die Außenseite mancher unter ihnen ist mit Frescomalerei, zum Theil von ausgezeichneten Meistern, geschmückt, die sich unter dem herrlichen Klima Jahrhunderte lang erhalten hat. Glanz und Prunksucht scheinen jedoch im Allgemeinen den Genuesern bei ihren Bauwerken mehr gegolten zu haben als großartige Einfachheit. Jetzt stehen die meisten Paläste verödet da. Im weltberühmten Palaste der Doria (s. d.) wächst auf dem Hofe Gras. Die Gemälde, Vergoldungen, Arabesken, voll Staub, Motten und Schmuz zeigen zugleich G.'s vormaligen Glanz und wie tief es herabgesunken ist. Unter den Palästen sind der Durazzo, Carrego, Spinola, Doria, Balbi, Brignole die bedeutendsten; im alten Palaste der Dogen hält jetzt der Senat seine Sitzungen. Unter den Kirchen gehört die des heil. Lorenz, mit dem bekannten Abendmahlgefäße, das, der Sage zufolge, von der Königin von Saba dem König Salomo geschenkt worden sein soll, zu den schönsten Kathedralen Italiens. Von den zahlreichen Wohlthätigkeitsanstalten kann das Pammatone-Hospital 700 Kranke aufnehmen, und das Militairkrankenhaus nicht weniger als 1000. Das Carlo-Felice-Theater ist nächst dem San-Carlo in Neapel und Della Scala in Mailand das größte in Italien. Die Börse ist ein Prachtgebäude und war die erste in Europa gegründete. G. hat ein Universitätsgebäude, das ganz einem oriental. Palaste gleicht; die Hörsäle sind mit Gemälden ausgezeichneter genues. Meister geschmückt, doch steht diese wissenschaftliche Anstalt keineswegs in Blüte; dagegen ist die Marine- und Navigationsschule stark besucht, und auch die Akademie der Tonkünste hat zahlreiche Schüler. — Noch ist der Bagno (s. d.) zu erwähnen, der sich in dem alten Arsenale befindet. Da, wo die Galeeren ausgerüstet wurden, welche den Venetianern die Herrschaft über das Meer streitig machten, rasseln im 19. Jahrh. 700 Verbrecher mit ihren Ketten.

G. hat jetzt noch zwischen 80—90,000 Einw., die sich durch Kunstliebe, Freisinnigkeit und Liebe zu den Wissenschaften vor der Mehrzahl der übrigen Italiener auszeichnen; die im Allgemeinen schönen Frauen wissen den ihnen eigenthümlichen weißen Schleier, Mezzaro genannt, der Gesicht, Schultern und Arme nur leicht bedeckt, während der Spaziergänge auf den weit ins Meer hinausragenden Hafendämmen, auf den langen Quais, dem Acqua verde u. s. w. mit so vieler Grazie zu tragen, wie die Spanierinnen ihre Mantilla. G. ist ein Freihafen und hat noch immer bedeutenden Handel, besonders nach der Levante; es laufen jährlich zwischen 2—3000 Schiffe in den Freihafen ein, die theils fremde Waaren bringen, theils die Producte der Umgegend, Wein, Oliven, Feigen u. s. w., theils Produkte genues. Gewerbthätigkeit ausführen, welche die bedeutenden Seiden- und Sammtfabriken liefern. Auch golddurchwirkte Stoffe, Goldschmiedearbeiten, Parfumerien, künstliche Blumen u. s. w. werden in großer Anzahl verfertigt.

Nur wenige Städte sind so sehr den Launen des Schicksals unterworfen gewesen als G., diese uralte Stadt der Ligurer, welche im Mittelalter mit Recht den Beinamen der stolzen (la superba) erhielt. Schon im hohen Alterthume eine blühende Handelsstadt, wurde sie von den Karthagern, die von ihr benachtheiligt zu werden fürchteten, während des zweiten punischen Krieges gänzlich zerstört, wegen ihrer vortheilhaften Handelslage jedoch von den Römern wieder aufgebaut, unter deren Schutze sie wuchs, gedieh und reich ward, bis sie, als das abendländische Reich zertrümmert und eine Beute der einstürmenden Barbaren wurde, den jedesmaligen Herren Oberitaliens zufiel. Karl der Große nahm sie endlich den Longobarden ab. Allmälig hob sie sich wieder, aber nur, um in der Mitte des 10. Jahrh. von den Arabern beinahe ebenso wie früher von den Karthagern ihrem gänzlichen Ruin nahe gebracht zu werden. Durch die Thätigkeit und Umsicht seiner Bewohner blühte aber G. nochmals empor, sodaß es von den deutschen Kaisern, den damaligen Oberherren Italiens, unabhängig wurde und eine eigne Republik (1099) grade zu derselben Zeit bildete, als die Kreuzzüge Abendland und Morgenland in Bewegung und in einen so regen Verkehr brachten, wie die Welt ihn seit Jahrhunderten nicht gesehen hatte. Die Genueser wurden, gleich Venetianern und Pisanern, reich durch die Schiffahrt nach dem Oriente, wohin sie die Kreuzfahrer auf ihren Fahrzeugen führten; sie trieben Rhederei im ganzen Mittelmeere; allmälig kam der größte Theil des levant. Handels in ihre Hände und sie wurden so mächtig und reich, daß sie nicht nur auf dem ital. Festlande Landschaften wie Montferrat, Nizza, einen Theil der Provence, Monaco eroberten und behaupteten, sondern auch Inseln, wie Elba und Malta, selbst Corsica, Sardinien und Syrakus selbst Sicilien besetzten, glückliche Kriege gegen ihre Nebenbuhlerin Pisa führten und im 13. Jahrh. Niederlassungen am schwarzen und asowschen Meere gründen konnten, wo Kaffa oder Feodosia ihr Hauptstapelplatz war. Damals, als G. Zoll- und Handelsfreiheit im byzantin. Reiche hatte, als eine der Vorstädte Konstantinopels, Pera, ihm abgetreten worden war und sein Gesetz dort galt, als es den Welthandel zwischen Orient und Occident vermittelte, als seine Flagge das mittelländ. und schwarze Meer beherrschte und genuesische Handelscomptoire in allen Häfen die bedeutendsten Geschäfte machten, damals stand es auf

Digitized by Google

dem höchsten Gipfel seiner Macht. Aber schon begann der Verfall; denn ein mit längern oder kürzern Unterbrechungen mehr als 100 Jahre dauernder Krieg (von 1250—1381), den es mit Venedig um die Oberherrschaft des Meeres führte, schwächte seine Macht; die Streitigkeiten zwischen Guelfen und Ghibellinen, welche Italien Jahrhunderte lang zerrütteten, hatten auch auf G. nachtheiligen Einfluß. Obgleich G. den langen Kampf gegen die Venetianer bestand, ohne zu unterliegen und sogar die blühende Insel Cypern eroberte, so ward es doch durch die steten Anstrengungen und Fehden allmälig schwächer, und es mußte ihm daher um so empfindlicher sein, daß es seit der Mitte des 15. Jahrh. seine Besitzungen am schwarzen und asowschen Meere an die Türken verlor. Zugleich erloschen auch die bisherigen Privilegien im byzantin. Reiche, das um dieselbe Zeit eine Beute jener Staaten ward, und zu Ende des 15. Jahrh. ward der Seeweg nach Ostindien gefunden, wodurch der Welthandel, dessen Vermittler bisher die Italiener gewesen waren, in die Hände der Portugiesen kam. Amerika ward entdeckt und lenkte die Blicke von ganz Europa auf sich; der Handel nach der unruhigen Levante ward immer schwächer. Zu alledem kamen nun noch zwischen den großen Familien der Stadt die innern Streitigkeiten um die Herrschaft, sodaß es an Einigkeit fehlte, die doch allein Macht gibt. Diesen Zwiespalt benutzten die Fremden; G. ward ein Spielball in den Händen Frankreichs und der Mailänder, denen es Ludwig XI. als Lehen zu übertragen wagen durfte. Wenn es auch durch den großen Andreas Doria (s. d.) 1528 wieder frei und seine alte Verfassung wiederhergestellt wurde, so gewann es doch nie sein früheres Ansehen wieder. Es trat in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. Corsica an Frankreich für Geld ab. Als die Truppen der franz. Republik sich G. näherten, erhob sich die demokratische Partei gegen die Aristokraten und ward von den Franzosen unterstützt; die Verfassung ward demokratisch und G. zur Hauptstadt der ligurischen Republik erklärt. Eine Zeit lang von den Östreichern, 1799, besetzt, nach der Schlacht bei Marengo wieder verlassen, ward es 1804 Frankreich einverleibt, 1814 von den Engländern besetzt und durch den wiener Congreß dem Könige von Sardinien zugesprochen. Der freie Transit durch die sardin. Staaten, der Freihafen und ein Schatten von repräsentativer Regierung sind die Überreste der alten Unabhängigkeit, welcher G. Glanz, Reichthum und Macht verdankte.

**Geographie** (die), auch **Erdkunde** oder **Erdbeschreibung** genannt, ist diejenige Wissenschaft, welche sich mit der Schilderung des gegenwärtigen Zustandes unsers Planeten beschäftigt. Man kann aber die Erde unter mehrfachem Gesichtspunkte betrachten. Das Verhältniß der Erde zu andern Weltkörpern, ihre Stellung und Bewegung im Sonnensysteme, ihre Gestalt und Größe schildert die **mathematische** oder **astronomische** Geographie. Die **physische** Erdkunde dagegen betrachtet die Erde lediglich als einen Körper für sich, nach ihren natürlichen Eigenschaften. Sie handelt über Vertheilung von Wasser und Land auf der Erdoberfläche, nimmt Rücksicht auf die Beschaffenheit des innern Baues der Erde, beschreibt die Oberfläche des festen Landes, das Meer, die Seen und Flüsse, Erdbeben und Vulkane, den uns umgebenden Dunstkreis und dessen Eigenthümlichkeiten, also Regen, Schnee, Wind, Temperatur, Klima u. s. w. Die **Culturgeographie** sieht die Erde an als Wohnplatz denkender Geschöpfe, und gibt eine Schilderung der geistigen Lebensäußerungen, wie dieselben unter den einzelnen Menschenstämmen hervortreten; sie beschreibt die einzelnen Völker nach Sprache, Culturstufen, Religionen, Regierung, Nationalcharakter und Volksthümlichkeit überhaupt, nach dem Standpunkte, welchen sie in Wissenschaft und Kunst, in landwirthschaftlicher, gewerblicher und commercieller Hinsicht einnehmen. Die **politische** Geographie handelt von den einzelnen Staatsverbänden, in welchen die Völker leben, von den Bedürfnissen und Einkünften der Staaten, von den Instituten, mittels deren sie die Gerechtigkeit im Innern handhaben und die Selbständigkeit nach außen schützen, von Grenzen, Flächeninhalt, Bevölkerung, Erwerbs- und Nahrungszweigen derselben, von Städten, administrativen Eintheilungen und dergl. Der politische Zustand der einzelnen Staaten aber ist in verschiedenen Zeiten verschieden und die politische Geographie deshalb häufigen Veränderungen ausgesetzt. Viele Zweige der allgemeinen Erdkunde werden selbständig beschrieben; so gibt es z. B. eine **zoologische** Geographie, die sich mit der geographischen Vertheilung der lebenden Wesen, eine **Pflanzengeographie**, welche sich mit jener der Vegetabilien beschäftigt u. s. f.

Unsere Erde, die wir jetzt beinahe ihrer ganzen Oberfläche nach kennen, ist erst allmälig und im Fortgange der Zeiten bekannt geworden. Im hohen Alterthume fand selbst zwischen Völkern, die einander nahe wohnten, nur geringer Verkehr statt; sie lebten meist abgeschlossen für sich und kamen mit andern Völkern nur selten und dann gewöhnlich in feindliche Berührung. Und so ist es noch jetzt bei wilden und uncivilisirten Völkern. Erst als bei fortschreitender Entwickelung Handel entstand, als die Küstenbewohner sich auf das Meer wagten, traten viele Länder aus dem Dunkel hervor. So erhalten wir durch die Phönizier die erste Kunde von den Nordküsten Afrikas und von Spanien; sie segelten nach Britannien, um von dort Zinn, und noch weiter östlich, um von den Gestaden der Nordsee oder des baltischen Meeres den im Alterthum so hochgeschätzten Bernstein zu holen. Die Juden kannten, wie wir aus der Bibel sehen, Babylon, Medien, Persien, Assyrien, einen Theil Arabiens und Ägypten sehr genau, und noch von einigen andern Völkern Asiens hatten sie ebenfalls Kunde, während die Erdkunde der Griechen zu Homer's Zeiten nur eine sehr beschränkte war. Erst einige Jahrhunderte später, als die Griechen in Italien, am schwarzen Meere, auf Sicilien und andern Inseln des mittell. Meeres Colonien gründeten, erweiterte sich ihr Blick, und schon **Herodot** (s. d.), welcher der Vater wie der Geschichte, so auch der Erdkunde ist, kennt die von Griechenland nördlich liegenden Länder bis über Ungarn hinaus, Italien, Britannien, einen Theil von Gallien, das europ. Rußland, Vorderasien, Ägypten, und von dem bis auf den heutigen Tag noch so wenig bekannten Afrika gibt er vortreffliche Nachrichten. Durch das handeltreibende Volk der Karthager und in Folge von Alexander's Eroberungszügen ward die Erdkunde sehr erweitert; Pytheas, ein Grieche aus Marseille, segelte bereits über Schottland hin-



Digitized by Google

aus nach Thule, d. h. bis an die Küsten Norwegens. Im dritten Jahrh. vor unserer Zeitrechnung waren solchergestalt eine Menge erdkundlicher Nachrichten den Griechen bekannt geworden, und diese in wissenschaftlicher Weise zusammenzustellen, unternahm um 270 ein Grieche, Eratosthenes, der als Bibliothekar in Alexandrien lebte, also in dem Hauptstapelplatze der damaligen Welt. Er gab der Erdkunde eine mathematische Grundlage. Es fehlte seitdem nicht an geographischen Lehrbüchern in Versen und in Prosa. Unter diesen letztern zeichnen sich besonders die Werke des Strabo, Pomponius Mela und die geographischen Bücher in des ältern Plinius Inbegriff der Naturwissenschaften aus. Im 2. Jahrh. nach Christo, um 160, zur Zeit des Ptolemäus, dem die Erdkunde viel verdankt, waren bereits beinahe ganz Europa, der größte Theil Asiens und das nördliche Asien mehr oder weniger bekannt und auf Landkarten verzeichnet. Mit dem 3. Jahrh. beginnt jenes Anstürmen der Barbaren gegen das röm. Weltreich, welches man gewöhnlich die Völkerwanderung (s. d.) zu nennen pflegt. Nun tauchen eine Menge neuer, bisher noch nicht genannter Völker- und Ländernamen auf, deren Kunde bis auf uns gekommen ist, wenn schon in jener Zeit der Unruhe und Noth an wissenschaftliche Behandlung der Erdkunde nicht zu denken war.

Im frühern Mittelalter leisteten der Erdkunde besonders zwei Völker wichtige Dienste, die Normannen nämlich, welche im 9. Jahrh. Island und etwas später Grönland und einen Theil des östlichen Amerika entdeckten, im Norden, die Araber im Süden. Die slawischen Völker sind zum Theil durch die Deutschen, und die im Norden und Osten von Konstantinopel wohnenden durch die Byzantiner bekannt geworden. Durch die Kreuzzüge seit dem Ende des 11. Jahrhunderts wurden Morgenland und Abendland einander näher gebracht, die ital. Hafenstädte, namentlich Genua, Pisa und Venedig, trieben ausgedehnten Handel im Orient, Europäer reisten bis tief ins östl. Asien (z. B. Marco Polo) und überall war das Bestreben rege, fremde Länder kennen zu lernen und neue Handelswege aufzusuchen. Seit dem Anfange des 15. Jahrh. befuhren Portugiesen die Westküste Afrikas, die Azoren waren schon früher bekannt geworden, Madera ward entdeckt, das gefürchtete Cap Bojador umsegelt, der Senegal und Guinea wurden besucht; endlich verlor 1498 auch das Vorgebirge der guten Hoffnung seine Schrecken und Vasco de Gama (s. d.) fuhr nach Ostindien. Die Erfolge der Portugiesen regten die Nacheiferung und den Unternehmungsgeist anderer Völker an, namentlich der Spanier. Als Befehlshaber span. Schiffe entdeckte der Genuese Christoforo Colombo (s. d.) 1492 Amerika, und schon 1521 umsegelte der Portugiese Magellan (s. d.) gleichfalls auf span. Schiffen die Erde. Die Briten besuchten die Ostküsten Nordamerikas, die Spanier ließen sich in Mexico und in Südamerika nieder, Europäer fuhren nach dem ind. Archipel, nach China und Japan, man entwarf Weltkarten, der Welthandel bekam eine andere Richtung, dem Thatkräftigen ward ein unermeßliches Feld geöffnet und an vielen Orten in Europa bildeten sich Handelsgesellschaften. Während holländ. Seefahrer Neuholland finden, dringen im Anfange des 17. Jahrh. Russen zu Lande bis Kamtschatka. Einzelne Inseln im großen Ocean werden aufgefunden, die neuen Entdeckungen in unzähligen Werken bekannt gemacht. Hunderttausende wandern nach und nach aus Europa in die neue Welt und die Schiffahrt vervollkommnet sich immer mehr. Die Inseln in dem bisher nur theilweise erforschten großen Oceane zwischen Amerika und Asien wurden seit Bougainville (1769) und Cook (s. d.) häufig besucht, und in rascher Folge dringt seit dem kühnen Schotten Mungo Park ein Reisender nach dem andern ins Innere Afrikas, und so wenig wie vor diesen Gegenden, in denen eine senkrechte Sonne Eier im Sande gahr kocht, ist der Mensch vor dem ewigen Eise an den Polarländern zurückgebebt. (S. Nordpolexpeditionen.) Diesem kühnen Unternehmungsgeiste haben wir es zu danken, daß gegenwärtig der beiweitem größte Theil der Erde uns bekannt ist. Nur einzelne Gegenden Asiens und Amerikas, das Innere Afrikas und Neuhollands sind uns bisjetzt noch verborgen geblieben. Die Vervollkommnung der physischen und mathematischen Geographie ist mit der Erweiterung unserer Kenntnisse in Physik, Naturgeschichte, Sternkunde und Mathematik (s. d.) Hand in Hand gegangen. Die interessanten Bemerkungen, zu denen man auf diese Weise über die Beschaffenheit und die Verhältnisse des Erdkörpers gekommen ist, sind unter Erde und Geologie (s. d.) angeführt.

Abgesehen von dem hohen Genusse, welchen das Studium der Erdkunde jedem denkenden Menschen gewährt, ist die Bekanntschaft mit derselben nicht nur dem Gelehrten, dem Seefahrer u. s. w. unentbehrlich, sondern ist namentlich auch für den Kaufmann, den Soldaten, Gewerbtreibenden und Jeden, der den Blick nicht blos auf seinen unmittelbaren Umgebungen haften läßt, vom größten Interesse. An Hülfsmitteln zum Erlernen fehlt es nicht, wir haben Reise- und Ortsbeschreibungen in Menge, reichhaltige Hand- und vortreffliche Lehrbücher (z. B. von Zeune, von Raumer, Volger u. s. w.), endlich Globen und Landkarten (s. d.), welche das Studium ungemein erleichtern.

**Geologie** bezeichnet in der allgemeinsten Bedeutung die Lehre von der physischen Beschaffenheit der Erde, von ihrem Ursprunge und den Veränderungen derselben sowol im Innern als an der Oberfläche. Indem die physische Beschaffenheit der Erde aber der Gegenstand der physischen Geographie (s. d.) ist, wird dieselbe nur insofern als Gegenstand der Geologie behandelt, als man aus derselben auf Ursprung und Veränderung der Erde schließt. Endlich hat man von der Geologie auch noch die Beschreibung der Structur der Erde und der Eigenthümlichkeiten ihrer verschiedenen Bestandtheile abgeschieden und dieser Wissenschaft den Namen Geognosie gegeben. Daher bleibt im engern Sinne des Worts für die Geologie nur die Lehre von dem Ursprunge und den Veränderungen der Erde übrig, welche sich auf die Geognosie und physische Geographie, als auf ihre nothwendigsten Hülfswissenschaften, stützt. — Die Tiefe, bis zu welcher wir die Erde kennen, ist, verglichen mit dem Durchmesser des Erdkörpers, höchst unbedeutend, ja wenn man als die eigentliche Oberfläche der Erde diejenige Fläche annimmt, welche der Spiegel des Meeres bildet, so kennen wir von der Erdrinde eigentlich fast gar nichts, sondern nur die über jene Oberfläche emporragenden Erhebungen, denn mit wenigen Ausnahmen ist man durch Bergwerke nur bis zu einer Tiefe gelangt, welche der Höhe des Meeresspiegels gleichkommt. Tieferes Eindringen hindert schon das Wasser,

Digitized by Google

welches von der Oberfläche in die Tiefe herabsinkt. Bedenkt man, daß die Entfernung des Mittelpunktes der Erde von der Oberfläche derselben 860 Meilen beträgt und daß die höchsten Berge, deren Inhalt wir ungefähr kennen, nur etwa 20,000 F. hoch sind, so muß man bekennen, daß wir, genau genommen, von dem eigentlichen Inhalte der Erde gar nichts wissen. Machen wir indeß einen Schluß von dem uns Bekannten auf das unbekannte Ganze und stellen wir uns vor, daß die Erde mitten voneinander geschnitten wäre, so würde sich zeigen, daß dieselbe aus einer Reihe von übereinanderliegenden Schichten zusammengesetzt ist. Jede dieser Schichten besteht aus einer eignen Art Gestein, und nähere Betrachtung lehrt, daß diese Gesteinarten in einer bestimmten Reihenfolge aufeinander liegen, sodaß, wo wir auch in die Erde eindringen mögen, im Allgemeinen dieselbe Folge sich wiederholt. Einzelne Glieder können allerdings fehlen, in einigen Gegenden liegen Gesteine zu oberst, welche an andern Orten erst in beträchtlicher Tiefe gefunden werden, aber selten kommt es vor, daß an einem Orte gewisse Gebirgsarten über andern liegen, unter denen man sie sonst zu finden gewohnt ist. Die einzelnen Felslager liegen entweder horizontal oder sind muldenförmig gebogen, oder haben gegen den Horizont eine Neigung, welche das Fallen derselben genannt wird. Die Richtung, in welcher sich einzelne Lager in Bezug auf ihre Länge erstrecken, wird nach den Weltgegenden bestimmt und das Streichen genannt. Die verschiedenen Gebirgsarten zerfallen nach ihrem allgemeinsten Charakter in zwei Classen. Einige zeigen nämlich deutliche Spuren, daß bei ihrer Entstehung die Hitze einen mächtigen Einfluß gehabt hat, andere scheinen einem solchen Einflusse nicht ausgesetzt gewesen zu sein. Jene werden vulkanische Gebirgsarten genannt, und die nichtvulkanischen pflegt man in vier Classen zu unterscheiden, nämlich: Gebirgsarten der ersten Formation (Bildung) oder Urgebirgsarten; Übergangsgebirgsarten; Gebirgsarten der zweiten Formation oder Flötzgebirge; angeschwemmte oder Seifengebirge, tertiäre Felsarten. (Vergl. Berge.)

Diese Eintheilung ist jedoch in neuerer Zeit insofern bestritten worden, als man namentlich von den Urgebirgsarten mit triftigen Gründen behauptet hat, daß auch sie dem Feuer ihren Ursprung verdankten, also zu den vulkanischen Gebirgsarten zu rechnen seien. Aus der regelmäßigen Schichtung der Gebirgsarten und aus den Versteinerungen (s. d.), die sich in ihnen vorfinden, hat man geschlossen, daß sie aus dem Wasser niedergeschlagen wären, welches ehemals die ganze Erde oder doch große, jetzt festes Land bildende, Theile derselben bedeckte. So richtig unstreitig diese Annahme für gewisse Gebirgsarten, namentlich für die jüngern Formationen ist, so gingen doch Diejenigen zu weit, welche alle, selbst die Urgebirgsarten und den Basalt als einen Niederschlag aus dem Wasser betrachteten. Der berühmte Geologe Werner (s. d.) steht an der Spitze Derer, welche die Bildung der Erde oder vielmehr nur der Erdrinde einzig aus dem Wasser ableiten, und welche nach dem Meeresgotte Neptun, Neptunisten genannt werden. Ihnen gegenüber stehen die Vulkanisten, welche ihren Namen vom Feuergott Vulcan und ihren ersten Vertreter in dem Engländer Hutton haben. Diese sind gegen Werner der Meinung, daß die Erde ursprünglich in einem glühenden Zustande sich befunden habe, aus dem sie allmälig in den jetzigen übergegangen sei und in welchem einst die Gebirgsarten, namentlich die ältesten, aufgelöst (geschmolzen) waren, bis sie beim allmäligen Erkalten die jetzige Gestalt annahmen. Es scheint gegenwärtig ausgemacht zu sein, daß das Feuer und das Wasser gleich großen mächtigen Einfluß auf die Ausbildung und Umbildung der Erde gehabt habe, und überhaupt darf man niemals eine der Ursachen, welche Veränderungen in der Erdmasse und Erdoberfläche bedingen, als allein wirkend betrachten. Alle die unzähligen Ursachen, welche noch gegenwärtig auf die Erdoberfläche verändernd einwirken, sind von jeher thätig gewesen und zwar allerdings ehemals in großartigerer Art, als jetzt, wo sich ein Gleichgewichtszustand allmälig hergestellt hat.

Über das Innere der Erde wissen wir, wie schon gesagt wurde, gar nichts aus Anschauung und Erfahrung, und wir können nur einige unsichere Schlüsse aus unsern anderweitigen physikalischen Kenntnissen auf dasselbe machen. Einige haben angenommen, die Dichtigkeit und mithin die Festigkeit der Erdschichten müsse um so mehr zunehmen, je näher man dem Mittelpunkt der Erde kommt. Man weiß, daß die Luft mit der Höhe an Dichte (s. Dunstkreis) abnimmt, und hat hieraus berechnet, daß in einer Tiefe von zehn Meilen unter der Erdoberfläche die Luft (etwa in einem so tief eingegrabenen Schachte) schon so dicht sein müßte, daß Gold auf ihr schwämme. Dem steht aber die in einer gewissen Tiefe des Erdkörpers herrschende, Jahrhunderte lang sich völlig gleichbleibende Temperatur entgegen (s. Erde), die, wenn man tiefer eindringt, nach gewissen Gesetzen noch zunimmt, aus denen man, vorausgesetzt, daß die Zunahme bis zum Mittelpunkte dieselbe sei, berechnet hat, daß in diesem Mittelpunkte eine ungeheure Hitze herrschen müsse. Wäre dies nun der Fall, so müßte sie ausdehnend auf ihre Umgebung wirken und dieser eine Spannkraft ertheilen, vermöge der sie auch bei minderer Dichte dem Drucke der darauf lastenden Gebirgsschichten, des Wassers und der Luft widerstehen könnte, was jedenfalls hinreicht, die Ansicht von der zunehmenden Dichte bedeutend zu beschränken.

Aus dem eben angeführten Umstande der mit der Tiefe zunehmenden eigenthümlichen Wärme des Erdkörpers hat man auf die ursprüngliche Entstehung der Erde selbst zu schließen gesucht. Einige haben die Meinung ausgesprochen, die Erde sei ehemals ein Komet gewesen und sei nur allmälig erst in einen Planeten umgewandelt worden; Andere haben sie für ein Stück eines Kometen gehalten, das abgeflogen, als ein solcher mit der Sonne zusammengestoßen sei; noch Andere haben die Erde selbst ehemals eine Sonne sein lassen, die allmälig ausgebrannt und so zum Planeten geworden sei, oder haben sie für ein von der Sonne abgeflogenes Stück erklärt. Unter allen derartigen Spielen der Einbildungskraft hat einigen wissenschaftlichen Halt nur die Meinung, daß die Erde ursprünglich ein großer Meteorstein oder ein Gebilde solcher Steine sei. Man hat nämlich bekanntlich in neuerer Zeit die nicht mehr (wie früher geschah) zu leugnende Beobachtung gemacht, daß zuweilen glühende Steine auf die Erde fallen, welche höchst wahrscheinlich nicht innerhalb unserer Atmosphäre gebildet, sondern aus dem Weltraume gekommen sind. Außerdem ist es gewiß, daß die



Digitized by Google

Erde ehemals in einem mehr oder weniger flüssigen Zustand sich befunden habe und die Beschaffenheit der Urgebirgsarten deutet darauf hin, daß dieser Flüssigkeitszustand wol mehr ein Geschmolzensein durch Hitze, als eine Auflösung in Wasser gewesen sein möge. Die Erscheinungen, welche die Meteorsteine (s. d.) begleiten, scheinen überdies zu beweisen, daß sich diese Massen selbst erst aus luftförmigen Anhäufungen bildeten. Aus alle diesem kann man mit einiger Wahrscheinlichkeit Vermuthungen über den Ursprung und die erste Bildung des Erdkörpers fassen, aber auch nur Einiges mit Gewißheit in dieser Beziehung aussprechen zu wollen, ist eben so unklug als vermessen. Die ältesten Überlieferungen über den Ursprung der Erde sind die in den Religionsbüchern der frühesten Völker, und unter ihnen zeichnet sich durch Einfachheit und würdige Vorstellungen vom Wesen Gottes die der Bibel aus. Indem wir nach den mühsamsten wissenschaftlichen Untersuchungen immer darauf zurückkommen, zu bekennen, daß wir von jenen uranfänglichen Dingen nichts wissen, werden wir auch immer zum Glauben an die Erzählung der Bibel gewiesen, daß Gott durch seinen allmächtigen Willen die Erde wie die ganze Welt aus dem Nichts hervorgerufen habe, und daß später großartige Veränderungen auf der Erdoberfläche vorgegangen sind, namentlich Überschwemmungen (die Sündflut), welche die damals lebenden Geschöpfe umbrachten und begruben.

Daß nämlich dieses Letzte der Fall gewesen sein müsse, dafür sprechen eine sehr große Anzahl der interessantesten Beobachtungen. Nicht allein finden wir Seethiere, sondern auch alle andern Thiergattungen nicht einzeln, sondern in Massen in den Gebirgsschichten aufgehäuft, zum Theil in Stein verwandelt, zum Theil in einem dem Vermodern ähnlichen Zustande. Auch im Eise der Polargegenden hat man noch ganze, mit Haut und Haaren wohlerhaltene Thiere gefunden. Aus dem Umstande, daß Seethiere in bedeutenden Höhen sich finden, schließt man, daß sich einst das Meer, welches allein sie dort abgesetzt haben kann, bis zu jenen bedeutenden Höhen erhoben haben müsse, wenn nicht eine spätere Erhebung jener Gebirgslagen durch vulkanische Kräfte stattgefunden hat. Für die großartigen Veränderungen, welche hiebei theils als Folge, theils als Ursache die klimatische Beschaffenheit der Erdoberfläche erlitten haben muß, zeugt die Beobachtung, daß man in Gegenden, welche jetzt gemäßigtes oder selbst kaltes Klima haben, Thiere findet, welche nur in einem heißen Klima haben leben können. Diese Thiere sind zum Theil gänzlich verschieden von den jetzt lebenden Thiergattungen, zum Theil riesige Abarten noch lebender Geschöpfe, und man sieht hieraus, wie einst eine andere Thierwelt die Erde bevölkerte, ehe jene großen Revolutionen eintraten. In den Urgebirgen finden sich keine Überreste weder einer Pflanzen- noch einer Thierwelt, und es müssen also jene Gebirgsarten schon bestanden haben, ehe es Pflanzen oder Thiere auf der Erde gab, oder diese haben in den Urgebirgen wegen des vulkanischen Ursprungs derselben, also wegen der gewaltigen Hitze des glühend flüssigen Gesteins, nicht sich erhalten können. (Vergl. Versteinerungen.)

Höchst interessant ist eine nähere Betrachtung derjenigen Erscheinungen, welche von einer noch fortwährend erfolgenden Umänderung der Erdoberfläche zeugen. Die großartigen Veränderungen, welche die Vulkane und Erdbeben erzeugen, sowie diejenigen, welche das Meer mit seinen Abspülungen und Anschwemmungen, seinen Fluthen, Durchbrüchen u. s. w. hervorbringt und welche die Flüsse veranlassen, können hier übergangen werden, da in eignen Artikeln (s. Vulkane, Erdbeben, Meer, Flüsse) von ihnen die Rede ist. Daß im Allgemeinen die Bildung von Gestein noch gegenwärtig vor sich geht, beweisen, um nur das Merkwürdigste zu erwähnen, die zahlreichen Beobachtungen, wo man lebendige Thiere in Felsen eingeschlossen gefunden hat. Namentlich hat man lebende Kröten in Marmorblöcken, Sandsteinen und andern Steinen gefunden, in so engen Räumen, daß sie sich kaum bewegen konnten und von allem Zutritt der äußern Luft völlig abgeschlossen, oft in sehr bedeutender Tiefe unter der Erdoberfläche; auch einen Krebs fand man in einem Marmorblocke, desgleichen Würmer und Salamander in einem Kreideberge. Nimmt man auch an, daß diese Thiere ein sehr zähes und langes Leben haben, so ist doch klar, daß die Bildung der Felsen hier in verhältnißmäßig sehr kurzen Zeiträumen erfolgt sein müsse. — Nicht minder große Verheerungen, als durch das Meer, werden in einigen Gegenden, namentlich in Afrika, durch den Sand hervorgebracht, der hier sich über ungeheure Länderstrecken (die Wüsten) ausdehnt und vom Winde in großen Massen fortgeführt wird. Dieser Sand verschüttet oft ganze Ortschaften so, daß keine Spur mehr von ihnen zu sehen ist, oder nur einzelne Spitzen noch hervorragen. Zeugniß legen in dieser Beziehung namentlich die alten Bauwerke Ägyptens ab, nach welchem Lande der afrik. Sand andringt. So z. B. steckt jetzt der alte Tempel von Theben in Ägypten 20 F. tief im Sande. Auch in Europa hat man ähnliche Erscheinungen beobachtet. Eine Landstrecke bei St.-Paul de Leon in Niederbretagne ist so in Sand vergraben, daß an manchen Stellen nur noch Schornsteine und Thurmspitzen vorragen. — Das Bild eines ununterbrochenen Schaffens zeigen die Korallenfelsen, welche die Madreporen (s. Korallen), namentlich in der Südsee, in unglaublicher Menge aufführen. Hier gibt es eine Menge von Inselgruppen, welche allein der Arbeit dieser kleinen Thiere ihr Dasein verdanken.

Bedeutende Verheerungen werden bekanntlich durch die Eisfelder und Gletscher (s. d.) hervorgebracht, welche sich in nördlichen und in gebirgigen Gegenden finden und die nicht nur zuweilen, wie die Lawinen (s. d.) von den Höhen in die niedriger gelegenen Orte herabstürzen, sondern überdies auch ein langsames Vorrücken zeigen, bei welchem sie große Felsenmassen mit ungeheurer Gewalt vor sich hertreiben. Beim Herabstürzen von großen Höhen wirken diese Eismassen zuweilen ebenso verheerend durch den ungeheuer heftigen Sturm, den sie erregen, weil sie im Sturz die Luft vor sich hertreiben, als indem sie die niedern Gegenden verschütten. Eine verwandte Erscheinung tritt namentlich in Island auf. Hier werden die hoch mit Schnee und Eis bedeckten Berge von dem unterirdischen Feuer oft plötzlich so erwärmt, daß aller Schnee binnen wenigen Stunden auf den Höhen schmilzt und sich nun in verwüstenden Wasserfluthen in die Thäler stürzt. — Auch Bergstürze verändern oft größere Strecken Landes. Sie treten in Folge von Rissen auf, die in überhangenden Felsmassen entweder entstehen oder schon vorhanden sind und durch in ihnen sich bildendes Eis weiter auseinander getrieben werden, oft auch

Digitized by Google

in Folge einer Verwitterung oder Ausspühlung der zu unterst liegenden Felsmassen. Eines der schrecklichsten derartigen Ereignisse begab sich 1806, wo ein 1000 F. langer und 600 F. breiter Theil des Roßberges herabstürzte und 484 Menschen das Leben raubte.

Auffallender, als die zuletzt erwähnten Erscheinungen, ist es, daß zuweilen in flachen Gegenden plötzlich größere Landstrecken einsinken. Vor solch einer Einsenkung tritt oft ein Aufblähen des Bodens ein, worauf das Land entweder gleichmäßig herabgeht, oder indem es berstet, übereinanderstürzt. Auch Berge sind auf ähnliche Weise untergegangen. Zu den merkwürdigsten derartigen Erdfällen gehört der, welcher sich 1801 bei Arpino im Neapolitanischen ereignete. Bei diesem hob sich der Boden erst 10—15 Klaftern und sank dann unter donnerähnlichem Getöse hinab. Dabei ward unter Anderm ein Landhaus so völlig von der Erde verschlungen, daß von den höchsten Bäumen in seiner Nähe nicht einmal die Gipfel mehr zu sehen waren. Auch verschiedene Inseln sind auf ähnliche Weise ohne Spur eines Erdbebens oder vulkanischen Ausbruchs untergegangen.

Aus den wenigen hier angegebenen Beispielen geht schon hinlänglich hervor, wie noch gegenwärtig gewaltige Kräfte in Wirksamkeit sind, die zusammen alle die großartigen Veränderungen hervorgebracht haben mögen, als deren Resultat die Erde in ihrer gegenwärtigen Gestalt dasteht, und bedenkt man, daß schon seit vielen Jahrtausenden vor dem Anfang unserer Geschichte diese Kräfte in Thätigkeit gewesen sind, so hat man vielleicht gar nicht nöthig, zur Annahme plötzlich eingetretener Veränderungen, die auf einmal den ganzen Erdball betroffen hätten, seine Zuflucht zu nehmen.

**Geometrie** (d. h. Erdmessung) nennt man denjenigen Theil der Mathematik (s. d.), welcher die räumlichen Größen betrachtet, nämlich Körper, Flächen und Linien. Sie wird eingetheilt in reine und angewandte Geometrie. Die erstere enthält die Lehre von den räumlichen Größen ohne Rücksicht auf deren Anwendung, von welcher die angewandte Geometrie handelt. Die Landvermessung ist eine der zunächst liegenden Anwendungen und höchst wahrscheinlich diejenige, welche die ersten Entdeckungen auf dem Gebiete der Größenlehre veranlaßte, daher die ganze Wissenschaft von ihr den Namen erhalten hat. Man schreibt gewöhnlich die Erfindung der Geometrie den Ägyptern zu, welche durch die jährlichen Überschwemmungen des Nils zu wiederholten Vermessungen genöthigt waren. Auch die Chaldäer und Indier werden als Erfinder der Geometrie genannt und die Veranlassung war bei ihnen dieselbe, wie bei den Ägyptern, denn der Euphrat hat ähnliche Überschwemmungen wie der Nil. (S. Flüsse.) — Die reine Geometrie wird eingetheilt in die niedere und die höhere. Jene handelt von der geraden Linie, dem Winkel, dem Kreise, den geradlinigen Figuren, den Körpern mit ebenen Flächen, der Kugel, dem Cylinder und dem Kegel; während die höhere Geometrie die Linien von einfacher und doppelter Krümmung (z. B. die Schraubenlinie), die krummen Flächen und die Körper, welche von krummen Flächen eingeschlossen werden, behandelt. In Bezug auf die Weise der Behandlung unterscheidet man zwei Methoden: die synthetische und die analytische. Jene ist schon von den Alten vollkommen ausgebildet worden, diese ist eine Erfindung der Neuern. Gewöhnlich wird die niedere oder Elementargeometrie synthetisch vorgetragen, d. h. die Gegenstände derselben werden, die einfachsten zuerst, einzeln für sich betrachtet, und bei den zusammengesetztern werden die Lehren, welche man aus der Betrachtung der einfachern gewonnen, in Anwendung gebracht. Bei der analytischen Methode (analytische Geometrie) geht man von allgemeinen Betrachtungen aus und kommt auf die einfachern Fälle dadurch, daß man in die für die allgemeinen Fälle gefundenen Ausdrücke die nöthigen Bestimmungen bringt. Auf diese Weise wird in der analytischen Geometrie die niedere Geometrie zugleich mit der höhern behandelt. Die synthetische Methode ist leichter, die analytische vollkommener und wissenschaftlicher. Ein unübertroffenes Werk über Elementargeometrie ist uns aus dem griech. Alterthume von Euklides (s. d.) überliefert worden. Außerdem besitzen wir aus dem Alterthume noch geometrische Werke von Archimedes (s. d.), Apollonius von Perga, 200 v. Chr., u. A. Später haben sich besonders die Araber weniger um Förderung, als um Erhaltung der geometrischen Kenntnisse Verdienste erworben. Kepler und Cartesius (s. d.) haben Ausgezeichnetes geleistet und seit Newton und Leibnitz (s. d.) ist, wie alle mathematischen Wissenschaften, so auch die Geometrie, mächtig vorgeschritten. (Vergl. Mathematik.)

**Georg** (Ritter Sanct-), einer der angesehensten und berühmtesten Heiligen der katholischen und griech. Kirche, soll ein christlicher kappadocischer Prinz gewesen sein, welcher unter dem röm. Kaiser Diocletian den Märtyrertod starb. Einst soll er einen Lindwurm oder Drachen erlegt haben, welcher im Begriff war, eine Prinzessin, Namens Aja, zu verschlingen. Daher wird er gewöhnlich abgebildet, wie er in voller Rüstung auf einem weißen Rosse über einen Drachen wegreitet, den er mit dem Speer durchbohrt. In diesem Bilde aber erblickte man im Mittelalter die sinnbildliche Darstellung des Triumphs des Christenthums über das Heidenthum. Man glaubte überdies, daß der heilige G. seinen Streitern auf wunderbare Weise Beistand leiste und erzählte manche Legende von seinen Wundern. Daher wählten ihn verschiedene Reiche und Ritterschaften zum Schutzpatron. So namentlich Genua und England, und das Bild des Ritters St.-G. nimmt das Herzschild des Wappens des russ. Kaiserreichs ein. Die Georgengesellschaft, welche aus fränk. Rittern zum Kampfe gegen die Ungläubigen im 14. Jahrh. zusammentrat, vereinigte sich später mit der ritterlichen Gesellschaft des Georgenschildes, welche sich in Schwaben gebildet hatte und die nachher den schwäb. Bund (s. Schwaben) veranlaßte.

**Georg** (Friedr. Karl Joseph), regierender Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, geb. am 12. Aug. 1779, folgte 1816 seinem Vater, Karl Friedrich Ludwig, und ist seit 1817 mit Marie, Prinzessin von Hessen-Kassel, vermählt. Er erhielt seine erste Erziehung unter der Aufsicht seiner Großmutter, der Landgräfin von Hessen-Darmstadt. Später begab er sich auf die Universität Rostock und nach Berlin. Nachdem er sich hierauf bis 1804 zwei Jahre in Italien aufgehalten, ging er nach Paris, um Unterhandlungen wegen Beitritt Mecklenburgs zum Rheinbunde anzuknüpfen. Auch auf dem Congreß zu Wien war er zum Be-

Digitized by Google

sten seines Vaterlandes thätig. Außerdem, daß G. die Leibeigenschaft in Mecklenburg-Strelitz aufgehoben, hat er sich noch besondere Verdienste um Verbesserung des Schulwesens erworben.

**Georg Wilhelm**, regierender Fürst zu Schaumburg-Lippe, geb. den 20. Dec. 1784, folgte seinem Vater, dem Grafen Philipp Ernst, schon 1787 zunächst unter der Vormundschaft seiner Mutter, einer Prinzessin von Hessen-Philippsthal. Mit Übernahme der Regierung, 1807, nahm

er zugleich in Folge seines Beitritts zum Rheinbunde die fürstl. Würde an. Seitdem war er unablässig für das Wohl seines Landes bemüht, schaffte bald nach seinem Regierungsantritt die letzten Überreste der Leibeigenschaft ab, gab seinem Lande 1816 eine zeitgemäße neue Verfassung und übernahm bald darauf alle Landesschulden auf seine Kammerkasse. Im J. 1813 sagte er sich vom Rheinbunde los und trat im Interesse Deutschlands zu den verbündeten Mächten über. Seit 1816 ist er mit der Prinzessin Ida von Waldeck vermählt.

**Georg Heinrich** (Friedrich), regierender Fürst zu Waldeck, geb. am 20. Sept. 1789, ein Sohn des 1813 verstorbenen Fürsten Georg, seit 1823 vermählt mit der Prinzessin Emma von Anhalt-Bernburg-Schaumburg. Bald nach seinem Regierungsantritt gab er, um seinen Unterthanen, namentlich den untern Classen, Erleichterung in Beziehung der auf ihnen liegenden Lasten zu verschaffen, und zur Vereinfachung der Rechtspflege und der Verwaltung, seinem Staate eine neue Verfassung, bei welcher er jedoch nur sein eignes

Billigkeits- und Rechtsgefühl zu Rathe gezogen hatte und die daher bei der bevorrechtigten Classe seiner Unterthanen solchen Widerspruch fand, daß sich der Fürst genöthigt sah, mit den Ständen 1816 einen Landesvertrag zu schließen, durch welchen die frühern wohlgemeinten Verordnungen aufgehoben wurden und der seitdem als Grundgesetz betrachtet wird.

**Georgien**, dieses am Südabhange des Kaukasus liegende Land wird von den Russen Grusien oder Grusinien, von den Persern und Türken Gurgistan genannt. Bei ältern einheimischen Schriftstellern findet man die Provinzen Kachetien, Karthli, Imirete und Guriel unter der Gesammtbenennung Iberien oder Iwerien begriffen. Das russ. G. im engern Sinne hatte bis vor wenigen Jahren, ehe noch das vormals zum Paschalik Tschildir gehörende türkisch-Georgien (von 240 □M. mit 70,000 Einw.) größtentheils mit demselben vereinigt worden war, einen Flächeninhalt von etwa 830 □M. mit 400,000 Einw. G. hat einen fruchtbaren Boden, mit Ausnahme der ungesunden Tiefthäler und rauhen Berghöhen, ein herrliches Klima und heitere Luft. Schon im Febr. blühen Mandeln, Granaten im Mai, Spargel und Wein wachsen wild. Für die Veredlung dieses letztern Products hat Rußland viel gethan; denn es sandte Winzer und Böttcher hin, ließ die besten Rebensorten anpflanzen und Glashütten anlegen. Jetzt ist in G. der Weinbau bereits von hoher Wich-

Digitized by Google

tigkeit; Getreide, Reis, Baumwolle, Hanf und Flachs gedeihen vortrefflich; auf den üppigen Weiden und Wiesen nähren sich Pferde, die den pers. ähnlich sind, und ein ausgezeichneter Rindviehstamm; die Schafe mit Fettschwänzen tragen feine Wolle. Die Einwohner sind träg und daher sind die Bemühungen Rußlands, besonders im Ackerbaue die nöthigen Verbesserungen einzuführen, meist fruchtlos gewesen, obwol die hier angesiedelten Europäer, namentlich die zahlreichen deutschen Colonisten, das beste Beispiel geben. Die Bevölkerung besteht, außer Armeniern, Persern, Turkomanen, Griechen, Russen und Juden, der großen Mehrzahl nach aus Georgiern, einem Volke mit durchaus eigenthümlicher Sprache. Sie gehören zu den schönsten Menschen der Erde; ihre Weiber stehen den Cirkassierinnen (s. Cirkassien) nicht nach, nur haben sie einen etwas dunklern Teint. Der Georgier ist im Allgemeinen tückisch, sinnlich, trunkliebend, dabei aber gastfrei und tapfer. Seit 370 fand das Christenthum Eingang im Lande; jetzt herrscht die orthodox griech. Kirche, deren Oberhaupt ein Katholikos ist.

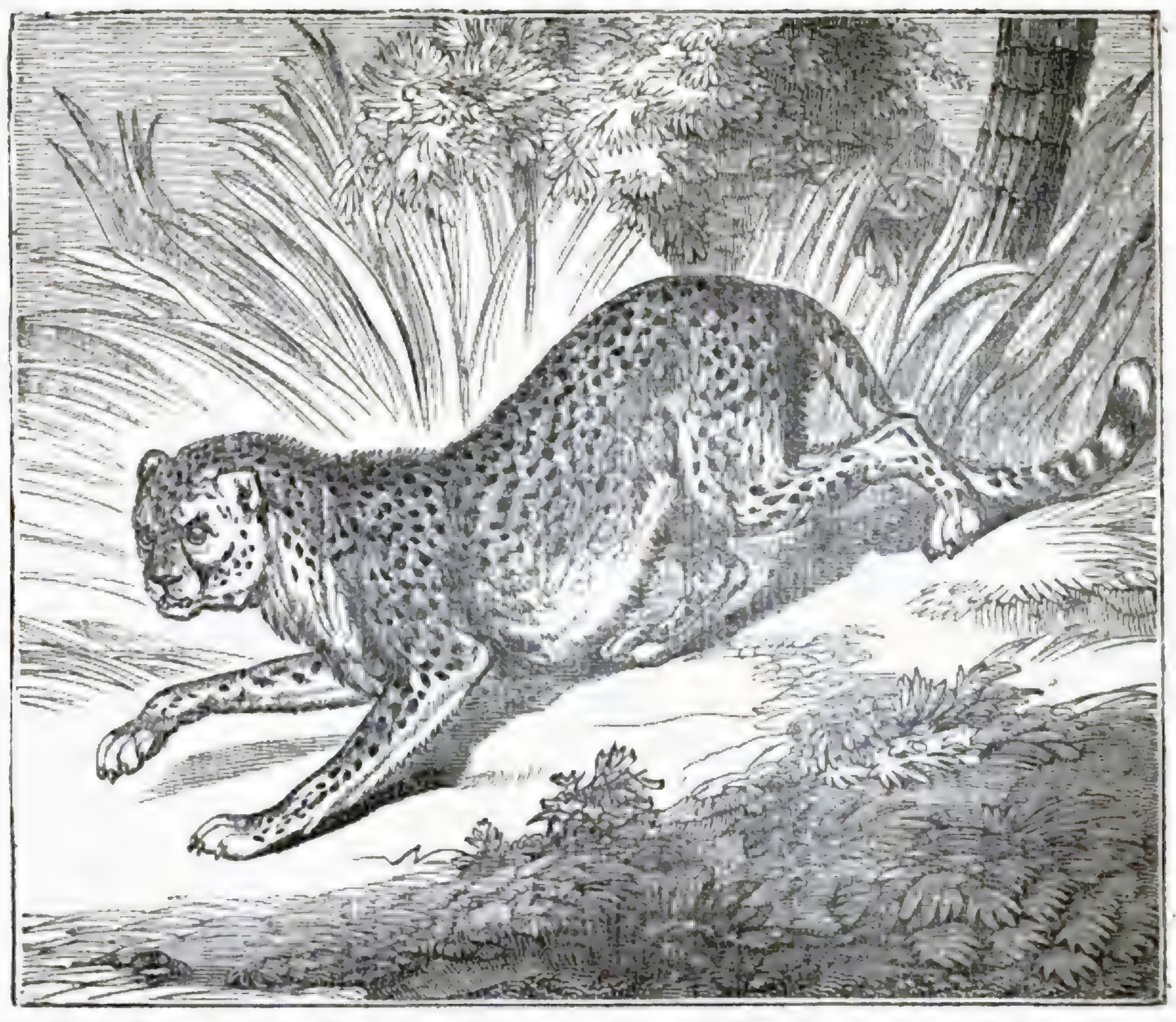
G. hat eine alte Geschichte und eine Nationalliteratur, die im Mittelalter in Blüte stand. Im Jahre 1414 vereinigte der Zar Alexander I. ganz G. unter seinem Scepter; da aber nach seinem Tode das Reich unter seine drei Söhne getheilt ward, so sank die Macht desselben durch innere Kriege und die Einmischung Fremder, denn bald ward G. ein Zankapfel zwischen Türken und Persern. Während der ewigen Unruhen und Zerrüttungen ward es großentheils zur Wüste; häufig erblickt man noch jetzt Ruinen vormals blühender Städte. Ein Glück für das Land war es, daß Zar Heraklius von Karthli und Kachetien 1783 die Oberherrschaft der Russen anerkannte; im nächsten Jahre folgte der Zar von Imirete dem gegebenen Beispiele und 1801 wurde G. dem russ. Reiche förmlich einverleibt. Die bedeutendsten Städte in G. sind Tiflis an dem unterhalb der Stadt schiffbaren Kur, bei den Einwohnern Tphilisfalaki, d. i. Warmstadt, genannt, die Hauptstadt, mit 40,000 Einw., die einen starken Zwischenhandel mit Europa und Persien treiben; sie ist der Sitz eines georgischen Patriarchen und eines armenischen Erzbischofs und hat zu Bädern benutzte warme Quellen. In der Nähe liegen am Kur die seit 1819 angelegten deutschen Colonien Neu-Tiflis, Alexandershof, Marienfeld, Petersdorf, Elisabeththal, Katharinenfeld, Annenfeld und Helenensdorf. Wichtig ist ferner das befestigte Jelisawetpol mit 12,000 Einw., in dessen Nähe ungeheure Ruinen einer vormals sehr glänzenden Stadt liegen. Die Hauptstadt des vormaligen Türkisch-Georgien ist Akalzik mit 12,000 Einw. und der berühmten Moschee des Sultan Achmet, aus deren Bibliothek mehre hundert der kostbarsten Handschriften nach Petersburg gebracht wurden.

**Georginen** sind aus Mexico stammende perennirende Gewächse, welche im Spätsommer und im Herbste mit ihren großen verschiedenfarbigen Blumen unsere Gärten schmücken. Cavanilles nannte diese Gewächsgattung Dahlia; da aber bereits eine andere Gattung diesen Namen führte, so gab ihr Willdenow den Namen Georgina. Diese Gattung gehört in die Familie der zusammengesetzt-blütigen Gewächse, bei denen die Blume aus einer Menge einzelner Blüten besteht, gleichsam ein Körbchen mit vielen Blütchen ist. Die außen am Rande strahlenförmig ausgebreiteten, verschieden gefärbten Blätter einer einfachen Georgine sind eben sowol vollständige einzelne Blüten, als es die sind, welche in der Mitte als kleine gelbe Röhrchen mit einem fünftheiligen Saume sich vorfinden. Wenn durch Cultur und Üppigkeit des Wachsthums die innern Blütchen sich gleichfalls in solche breitere blattartige umändern, als die äußern sind, so entstehen die prächtigen gefüllten Georginen, die aber keinen Samen tragen. So groß auch die Mannichfaltigkeit der Färbung ist, in welcher die Blumen erscheinen, denn man kennt gegen 1000 Abänderungen vom reinsten Weiß bis zu gelb, scharlach, karmin, dunkel purpurroth, braun u. s. w., so hat man doch bisjetzt noch nicht eigentlich blaue, schwarze oder grüne Blüten erzogen. Da die aus bündelartig vereinigten Knollen bestehende Wurzel unsere Winter im freien Lande nicht ertragen kann, so nimmt man sie im Herbste aus dem Boden, legt sie in trockenen Sand und bewahrt sie am besten in luftigen Kellern auf. Die Vermehrung bereits vorhandener Abänderungen geschieht durch die Theilung der Knollen, deren jeder zu einer selbständigen Pflanze wird. Neue Abänderungen werden erzeugt, wenn man den Blütenstaub verschiedener Blumen auf die Narben anderer bringt, was man am besten mittels eines Pinsels thun kann; man nennt dies Verfahren das Kreuzen. Der dadurch entstehende Same gibt in den gewöhnlichen Fällen Pflanzen, die hinsichtlich ihrer Blumen von den älterlichen verschieden sind. Außer den bereits genannten beiden Arten der Vermehrung und Fortpflanzung verfährt man auch noch auf die Weise, daß man von den Knollen, die mit zu vielen Keimen versehen sind, ein kleines Stückchen mit dem Keime weg- oder ausschneidet. Pflanzt man das Weggeschnittene in Töpfe oder Mistbeete, so erhält man schnell Vermehrung. Endlich kann man sich auch des Pfropfens bedienen, indem man junge Zweige, bevor sie noch inwendig hohl werden, so abschneidet, daß sie einen von der Rinde des Astes oder Stammes, auf dem sie saßen, gebildeten kleinen Fuß erhalten. Darauf schneidet man ein passendes Stück von einem jungen und gesunden Knollen los, paßt die Schnittflächen aufeinander und umwickelt sie mit einem schwachen wollenen Faden. Hierauf setzt man sie so in Töpfe, daß die Schnittwunde einen Zoll und darüber unter die Erdoberfläche zu stehen kommt. Dieses Verfahrens bedient man sich besonders bei seltenen Abänderungen, wo die Wurzel aus wenigen Knollen besteht und doch eine vielfältige Vermehrung gewünscht wird.

**Gepard**, ein zum Katzengeschlecht gehörendes Raubthier, welches besonders in Afrika am Senegal und in Ostindien gefunden wird, und etwas kleiner als der Leopard (s. d.) ist. Er hat ein schönes hellfalbes Fell, welches auf dem Rücken und an den Seiten mit kleinen regelmäßigen runden schwarzen Flecken gezeichnet ist. Der Kopf ist klein und vom Munde bis zum vordern Augenwinkel erstreckt sich ein Sförmiger schwarzer Strich. Am Halse hat der Gepard eine Art von Mähne, das Haar am Bauche ist lang und zottig und der lange Schwanz ist wie der Körper mit schwarzen Flecken, am Ende aber mit schwarzen Ringen gezeichnet. Der G. ist unter den wilden Katzenarten am wenigsten scheu und boshaft und läßt sich daher leicht zähmen. Man richtet ihn

Digitized by Google

zur Jagd ab. Der Jäger nimmt ihn, den Kopf mit einer Kappe bedeckt, hinter sich auf das Pferd, und sowie er ihm in der Nähe des Wildes die Kappe abnimmt und ihn loslässt, stürzt sich der Gepard mit einem gewaltigen Sprunge auf seine Beute, die er selten verfehlt. Sein Fell ist ein geschätzter Handelsartikel.



**Gerade** ist die Gesammtheit gewisser, durch Gesetz und Herkommen bestimmter beweglicher Sachen, welche, wenn sie sich in dem Gebrauche und Gewahrsam einer Frau befinden, nur wieder von einer Frau geerbt werden können. Vorzüglich werden diejenigen Sachen, welche zur weiblichen Bekleidung und zum Frauenschmuck gehören, sowie eine Menge anderer, zum eigentlichen Hausgeräthe gehörige Gegenstände hieher gerechnet. Man unterscheidet Witwengerade und Nistelgerade; erstere besteht aus den beweglichen Sachen, welche eine Witwe nach ihres Ehemannes Tode aus dem Nachlasse desselben ausschließlich für sich behalten darf. Die zur Gerade gehörigen Gegenstände werden der Witwe bei Berechnung des auf sie kommenden Erbtheils nicht angerechnet. Unter Nistelgerade versteht man diejenige, welche nach dem Tode einer Frau deren Nistel, d. h. die nächste weibliche Verwandte der Verstorbenen, erbt. Sie ist von geringerm Umfange als die Witwengerade und wird daher auch, im Gegensatze der Witwen- oder vollen Gerade, halbe Gerade genannt. Geistliche haben als Leute, die nicht waffenfähig sind und daher keinen Theil am Heergeräth (s. d.) haben, gleiche Rechte wie Frauenspersonen auf Geradeerbschaften. Um das Abtreten der Gerade an entferntere Verwandte zu vermeiden, wurden besonders unter Ehegatten sogenannte Geradekäufe gebräuchlich; sie sind in der Regel Scheinkäufe. Da nämlich Schenkungen unter Ehegatten im Allgemeinen verboten sind, so pflegen die Eheweiber, um ihren Männern den Besitz der Gerade auf den Todesfall zu sichern, dieselbe für einen in der Regel sehr geringen Preis schon bei Lebzeiten an ihre Ehemänner zu verkaufen und behalten sich den Besitz und Gebrauch der Gerade bis zu ihrem Tode dabei vor. Umgekehrt gehen die Ehemänner solche Scheinkäufe über das Heergeräthe mit ihren Ehefrauen ein. Die Gerade sind durch die neuern Gesetzgebungen fast überall aufgehoben worden.

**Geranien**, eine Pflanzengattung, mit der Linné die Pelargonien und Erodien vereinigte. Diese drei artenreichen Gattungen und noch zwei kleinere machen zusammen die Familie der Geraniaceen aus. Es sind Kräuter oder Sträu

chen mit meistentheils stark- und oft zugleich wohlriechenden Blättern und verschieden gefärbten und gestalteten Blüten, welche, zu Schirmen vereinigt, auf langen Stielen stehen. Die Verbreitung der Geraniaceen auf der Erde ist sehr ungleich. Die eigentlichen Geranien und die Erodien wachsen hauptsächlich in Europa, Nordasien und Nordafrika, die Pelargonien dagegen am Vorgebirge der guten Hoffnung. Durch die Cultur haben sich sehr viele, zum Theil prächtige Abänderungen, namentlich unter den Pelargonien, erzeugt und diese werden häufig zur Zierde in unsern Gärten angepflanzt. Am bekanntesten aber sind das Rosenkraut oder **Rosengeranium** und das **Muskatenkraut**. Die von den Botanikern angenommenen Namen: Geranium, Kranichschnabel; Pelargonium, Storchschnabel; Erodium, Reiherschnabel, beziehen sich auf die Form der Früchte, welche in ihrer Vereinigung, denn es stehen deren fünf beisammen, mit dem Schnabel eines Sumpfvogels ziemliche Ähnlichkeit haben. Die Früchte von Geranium gruinum, von denen nebenstehend eine abgebildet ist, und von Geranium ciconium, welche beide Arten in Südeuropa als einjährige Gewächse vorkommen, haben sehr lange, schnabelartige Anhänge, welche in feuchter Luft sich ausdehnen und in trockener sich spiralförmig zusammenrollen. Man benutzt sie deshalb zu Feuchtigkeits- und Witterungsanzeigern. (S. **Hygrometer**.)

**Gérard** (Etienne Maurice, Graf), Marschall und Pair von Frankreich, ward geb. 1773. Nachdem er schon mehre Feldzüge mitgemacht, zeichnete er sich durch Unerschrockenheit als Adjutant Bernadotte's in Wien aus. Dieser war bei einem Aufstande in Lebensgefahr gerathen und wurde von G. gerettet. In der Schlacht bei Austerlitz (s. d.) gab G. Beweise des größten Muthes und ward schwer verwundet. Als Brigadegeneral machte er hierauf verschiedene Feldzüge mit und zeichnete sich besonders beim Rückzuge des franz. Heeres aus Rußland 1812 aus, indem er den verfolgenden Feind aufzuhalten bemüht war. In der Schlacht bei Bautzen 1813 war er es, der den Sieg auf die Seite der Franzosen brachte, und in den für diese so unglücklichen Schlachten an der Katzbach und bei Leipzig trug er ehrenvolle Wunden davon. Bei Montereau errang er bedeutende Vortheile über die Verbündeten. Von Napoleon ward G. 1815 zum Pair von Frankreich ernannt und mit dem Commando des Moselheers beauftragt. Nochmals kämpfte er siegreich in der Schlacht bei Ligny, wurde aber in der Schlacht bei Waterloo durch eine Kugel in die Brust getroffen. Er ließ sich in Tours heilen und ging dann nach Paris, mußte sich jedoch nachher auf einige Zeit ins Ausland begeben. Er ging nach Brüssel, wo er sich vermählte. Von 1817 an lebte er auf seinem Landgute im Departement der Oise und wurde mehre Mal zum Deputirten gewählt. Durch einen Flintenschuß kam er 1824 auf der Jagd um sein linkes Auge. Während der Juliusrevolution übernahm G. mit Lafayette und dem Herzog von Choiseul die Leitung des Staats, bis Ludwig Philipp erst Reichsverweser, dann König geworden war. Darauf wurde er Marschall, Pair und Kriegsminister, doch gab er diese Stellung bald freiwillig auf, da auch sein rechtes Auge litt. Er übernahm 1831 den Oberbefehl über das Heer, welches den Belgiern gegen Holland zu Hülfe geschickt wurde und erzwang 1832 die Räumung der Citadelle von Antwerpen. (S. **Belgien**.)



**Gerechtigkeit** ist die Tugend, Jedem sein Recht widerfahren zu lassen, nahe verwandt mit der **Rechtschaffenheit**, welche in der Heilighaltung Dessen, was Recht ist, in jedem Lebensverhältnisse besteht. Der Staat, welcher Gesetze gibt und die Beobachtung derselben beaufsichtigt, erfüllt dann am meisten seinen Zweck, wenn er Jedem sein Recht widerfahren läßt, d. h. Gerechtigkeit übt, und die Gerechtigkeit ist daher eine Tugend, deren Übung vornehmlich allen Denen obliegt, welche im Namen des Staats zu handeln beauftragt sind: den Gesetzgebern, den Richtern und den Regierenden. — **Gerechtigkeit** bezeichnet aber auch den Zustand der Rechtsgemäßheit, und in diesem Sinne wird z. B. in der Bibel von der Gerechtigkeit des Menschen vor Gott gesprochen, zu welcher der Mensch niemals aus eigner Macht gelangen kann, weil er vor Gottes heiligem Angesicht stets als Sünder erscheint, sondern einzig durch die freie Gnade Gottes, welche er durch lebendigen Glauben, Heiligung der Gesinnung, Gebet und Buße erlangt.

**Gerhard** (Paul), geb. 1606 zu Gräfenhainichen in Sachsen, wurde 1651 Propst zu Mittenwalde im Brandenburgischen und 1657 Diakonus an der Nicolaikirche zu

Berlin. Standhaftes Festhalten am strengen Lutherthum bewog ihn, einige vom Kurfürsten erlassene, die Religion betreffende Edicte nicht anzunehmen, und deshalb wurde er 1666 seines Amtes entsetzt und des Landes verwiesen. Er fand eine freundliche Aufnahme bei dem Herzog Christian von Sachsen-Merseburg, der ihm fürs Erste eine Pension gab und ihn 1669 zum Archidiakonus zu Lübben in der Niederlausitz ernannte. Hier blieb G., wurde nachmals Oberpastor und starb 1675. Paul G. hat die herrlichsten Kirchenlieder geschrieben, welche noch jetzt in allen protestanti-

schen Kirchen gesungen werden. Seine Lieder athmen das festeste Gottvertrauen, die innigste Frömmigkeit und sind dabei voller Kraft und Leben. Leider hat man geglaubt, sie durch Verbesserungen zeitgemäß erhalten zu müssen, und so stehen in den meisten Gesangbüchern die G.'schen Lieder auf eine Weise verstümmelt, daß ein großer Theil ihrer ursprünglichen Schönheiten nicht wieder zu erkennen ist. Von dem herrlichen Liede „Befiehl du deine Wege" wird erzählt, daß es G. gedichtet habe, als er nach seiner Verbannung eben sich ganz verlassen und dem Elend preisgegeben sah.

**Gerichte**, von Richten, d. h. Rechtsprechen, sind vom Staate mit Handhabung der Rechtspflege beauftragte Behörden. Die Hauptbedingung, an welche die Existenz eines jeden Staates unzertrennlich geknüpft ist, besteht darin, daß innerhalb der Grenzen desselben Niemandem gestattet wird, sein wirkliches oder vermeintliches Recht sich selbst zu verschaffen. Ausnahmen hiervon finden in außerordentlichen Fällen (s. Nothrecht) und insofern statt, als sie vom Staate durch ausdrückliche Gesetze erlaubt worden sind. (Vgl. Pfändung.) Hieraus folgt zugleich, daß alle Gerichtsbarkeit, d. h. die Befugniß zur Ausübung der Rechtspflege, ein unveräußerliches Recht des Staatsoberhauptes ist und entweder von diesem selbst, oder durch besondere von ihm hierzu beauftragte Behörden ausgeübt werden muß. Wenn daher noch heutzutage eine erbliche, dem Grund und Boden anhängende (Patrimonial-)Gerichtsbarkeit vorkommt, so besteht dieselbe nur durch die stillschweigende Genehmigung (Connivenz) und unter der fortwährenden Oberaufsicht des Staatsoberhaupts, welches stets das Recht hat, sie aufzuheben. In fast allen Staaten, in denen Patrimonial-Gerichtsbarkeit besteht, ist in neuerer Zeit die Aufhebung derselben in Anregung gekommen und es ist gewiß, daß das ganze Gerichtswesen durch Concentrirung in der festen, unparteiischen Hand des Staats vereinfacht werden und somit an gleichmäßiger Ausbildung gewinnen muß. Man theilt übrigens die Gerichtsbarkeit nach der Größe ihres Umfangs in eine beschränkte (limitirte) und unbeschränkte; in eine alleinige und gemeinschaftliche, welche letztere von Mehren zusammen ausgeübt wird; endlich in eine ordentliche und außerordentliche. Diese hat nur für besondere Fälle statt und wird von der Regierung selbst übertragen. Sie heißt deshalb auch commissarische Gerichtsbarkeit. — Die Gerichte werden nach der Verschiedenheit und dem Umfange der ihnen vom Staate übertragenen Functionen in geistliche und weltliche, sowie in Civil- und Criminal- und in Ober- und Untergerichte eingetheilt. Die ersten beiden Classen bedürfen keiner Erklärung. Civilgerichte nennt man sowol diejenigen, welchen die Bestätigung (Confirmation) der zwischen Privatpersonen verhandelten nicht streitigen Rechtsgeschäfte obliegt (voluntaire oder freiwillige Gerichtsbarkeit ausüben), als auch diejenigen Gerichte, welche sich mit der Leitung, Entscheidung und Vollstreckung der zwischen den Parteien streitigen Rechte beschäftigen (contentiöse oder streitige Gerichtsbarkeit handhaben). Eine eigne Art der Civilgerichte sind die Friedensgerichte (s. d.). Da die Entscheidung streitiger Rechtsfragen nicht selten wegen Dunkelheit oder gänzlicher Ermangelung specieller Gesetze auf einer Rechtsüberzeugung des Richters, Auslegung und Anwendung der Gesetze und Rechtsgrundsätze beruht, also häufig mit großen Schwierigkeiten verbunden ist und Zweifel dagegen gestattet, so hat man schon in frühern Jahrhunderten den Parteien erlaubt, ihre Processe nach der ersten Entscheidung entweder demselben oder auch einem andern höhern Gerichte zur nochmaligen Entscheidung vorzulegen. Gerichte der letztern Art nennt man, im Gegensatze gegen die erstern, Obergerichte. Auch führen sie in manchen Ländern wegen der an sie eingewendeten Berufung den Namen Appellations-, Oberappellationsgerichte, oder Gerichte zweiter, dritter Instanz. Nach der deutschen Bundesacte sollen in jedem deutschen Bundesstaate drei solcher Instanzen stattfinden, d. h. den Parteien erlaubt sein, ihre Processe drei einander untergeordneten und mit richterlicher Gewalt vom Staate bekleideten Behörden zur Entscheidung vorzulegen. Das in dritter Instanz eingeholte Erkenntniß (Urtel, Sentenz) entscheidet, wenn von ihm keine Berufung an eine noch höhere Behörde gestattet wird, definitiv. Das muthwillige und ungegründete (frivole) Appelliren an eine höhere Instanz wird in manchen Staaten bestraft und in geringfügigen Rechtssachen (d. i. Processen, deren Streitobject eine kleine, gesetzlich festgestellte Summe nicht überschreitet) entweder gar nicht, oder doch nur beschränkt zugelassen. In Preußen ist die höchste Instanz für Civilsachen das geheime Obertribunal in Berlin, in Sachsen seit 1834 das Oberappellationsgericht zu Dresden. In Sachsen und einigen andern Staaten Deutschlands ist übrigens den Untergerichten nachgelassen, die Acten, wenn sie nicht selbst entscheiden wollen, an besonders hierzu bestellte Spruch-Collegien zum „Verspruch Rechtens" zu verschicken, d. h. ein Erkenntniß von denselben einzuholen. Sobald ein Obergericht in einer Sache als zweite oder dritte Instanz entschieden hat, schickt es die Acten an die erste Instanz, d. i. das Untergericht, vor welchem der Proceß geführt worden ist, zurück. Diesem liegt nun ob, für Vollstreckung des Urtels zu sorgen, sobald es rechtskräftig geworden ist. Hierzu ist ein zehntägiger Zeitraum erforderlich. Ist das betreffende Urtel während desselben von seiner Rechtskraft durch Einwendung eines gesetzlich erlaubten Rechtsmittels nicht entbunden worden, so müssen sich seinem Ausspruch die Parteien unbedingt unterwerfen.

Die Criminalgerichte beschäftigen sich mit der Untersuchung und Bestrafung der Verbrecher. Auch sie werden in Unter- und Obergerichte eingetheilt. Die letztern nennt man auch Hals- oder peinliche Gerichte, früher auch Königsbann, die Oberacht, die Fraiß, das Zentgericht, das Malefizrecht. Vor den Untergerichten dürfen nur kleinere Vergehungen (in der Regel solche, für welche die Gesetze nur eine kurze Gefängnißstrafe festgesetzt haben) untersucht und deren Thäter zur Strafe gezogen werden. Die wegen größerer Verbrechen einzuleitenden Criminaluntersuchungen müssen an die vorgesetzten Obergerichte zur Fortstellung abgegeben werden. Das gerichtliche Verfahren in Criminalsachen geschieht entweder in der Form des Anklageprocesses oder des Untersuchungsprocesses. Das Wesen des erstern besteht im Allgemeinen darin, daß der Criminalrichter nicht von Amtswegen, sondern nur auf eine mündlich oder schriftlich bei ihm angebrachte Klage die Untersuchung einleitet. Dagegen hat der Richter nach dem Untersuchungsprocesse von Amtswegen und ohne vorgängige Anklage die Criminaluntersuchung zu beginnen, sobald er von der Begehung eines Verbrechens glaubwürdige Kenntniß

Digitized by Google

erhalten hat. Auch liegt ihm ob, sowol die Verdachtsgründe, welche der zur Untersuchung gezogene Verbrecher gegen sich hat, als alle die Milderungs- und Entschuldigungsgründe, welche für denselben sprechen, mit gleicher Sorgfalt aufzusuchen. (Vergl. Criminalrecht und Geschworenengerichte.)

Gerichtsstand (forum) nennt man das Gericht, vor welchem Jemand in einer bestimmten Sache Recht zu nehmen hat oder nehmen darf. Man theilt ihn zuvörderst in einen unwillkürlichen und willkürlichen, je nachdem man in einer Rechtsangelegenheit sich an ein bestimmtes Gericht wenden muß, oder sich an jedes beliebige Gericht wenden darf. Das Letztere ist in der Regel bei allen Handlungen der freiwilligen Gerichtsbarkeit gestattet, z. B. bei Recognitionen, Testamentsniederlegungen, Contractsconfirmationen u. dgl. m. Die wichtigste Eintheilung des unwillkürlichen oder nothwendigen Gerichtsstandes ist die in den allgemeinen, dem in der Regel Jeder unterworfen ist (hierher gehört besonders das Gericht des Ortes, an welchem man geboren ist und wo man seinen Wohnsitz hat) und den eremten oder privilegirten. Einen privilegirten Gerichtsstand genießt man entweder wegen gesetzlicher Vorzüge, die man persönlich hat, oder wegen einer besondern Eigenschaft der Sache, die man vor Gericht zu verhandeln hat. Eines solchen persönlichen Vorzugsrechts erfreuen sich außer den Mitgliedern des regierenden Hauses, die Gesandten (s. d.) fremder Mächte, ferner in den meisten Staaten die hoffähigen (s. Hof) und schriftsässigen (s. d.) Personen, die Geistlichen und höhern Beamten. Unter die rechtlichen Angelegenheiten, welche nach den meisten deutschen Gesetzgebungen, ihrer besondern Natur wegen, dem allgemeinen Gerichtsstande entzogen werden, gehören unter Anderm die Ehesachen, die gewöhnlich von den Consistorien (geistlichen Gerichten) erörtert und entschieden werden. Übrigens gilt in Civilsachen im Allgemeinen die Regel, daß Niemand seiner ordentlichen Obrigkeit, d. h. seinem competenten Gerichte, entzogen werden darf. In Criminalsachen hat aber jeder Richter, wenigstens jeder inländische, das Recht und die Pflicht auf sich, jeden Verbrecher, dessen er in seinem Gerichtsbezirke habhaft werden kann, zur Untersuchung zu ziehen und nöthigenfalls zu verhaften. Damit ein Gericht seine Functionen mit der erforderlichen Wirksamkeit versehen kann, ist vor Allem nöthig, daß die Personen, deren gleichzeitige Gegenwart zu Herstellung eines vollständigen Gerichts gesetzlich erforderlich ist, an Gerichtsstelle, d. h. an dem Orte, wo das Gericht seine Sitzungen hält, beisammen sind. Ist dies der Fall, so sagt man: die Gerichtsbank ist gehörig besetzt. Nach gemeinem Rechte muß jedes Gericht wenigstens aus zwei Personen bestehen. Diese sind der Richter und der Gerichtsschreiber (Actuarius). Der Richter hat das Ganze zu leiten und das Urtel zu sprechen. Die Pflicht des Gerichtsschreibers ist, Alles, was vor Gericht verhandelt wird, niederzuschreiben und in die Acten zu bringen. Ist der Richter und der Actuarius in Einer Person vereinigt, wie dies bei kleinern Patrimonialgerichten oft der Fall ist, so verlangt man in vielen Ländern, z. B. in Sachsen, noch die Anwesenheit von Gerichtsbeisitzern oder sogenannten Schöppen. Auch wird deren Hinzuziehung nicht selten für besonders wichtige Fälle vorgeschrieben, z. B. bei wichtigen Criminaluntersuchungen. Der Vorsteher des Gerichts, der Richter, heißt, wenn dieses ein kön. Untergericht ist, in manchen Gegenden Amtmann, Gerichtsamtmann, bei den Patrimonialgerichten der Städte gewöhnlich Stadtrichter, außerdem Gerichtsdirector, Gerichtshalter oder Gerichtsverwalter, im Gegensatze zu dem Gerichtsherrn, d. i. dem Eigenthümer des betreffenden Patrimonialgerichts. Die Vorsteher der obern und höchsten Gerichte führen gewöhnlich den Titel Präsidenten, und die unter ihnen stehenden Gerichtsschreiber den Titel Secretaire. Die übrigen bei einem Gericht angestellten Personen heißen nach den ihnen obliegenden Geschäften Gerichtskanzlisten, Copisten, Gerichtsboten, Gerichtsdiener, Gerichtsfrohne u. s. w. — Gerichtsfolge nennt man die Dienste, welche in policeilichen und peinlichen Fällen zu Aufsuchung, Arretirung, Bewachung und Transportirung der Landstreicher und Verbrecher auf Verlangen des Richters von den Gerichtsunterthanen geleistet werden müssen. Auch nennt man die letztern selbst die Gerichtsfolge, insofern sie eben die erwähnten Dienste verrichten.

Gerichtsgebrauch oder Gerichtsbrauch heißen die rechtlichen Grundsätze, welche ein Gericht angenommen hat und mit Consequenz befolgt. Der Gerichtsbrauch ist ein formeller, insofern er sich auf das gerichtliche Verfahren bezieht, ein materieller, wenn er Einfluß auf die Entscheidung selbst hat. Ein Gericht darf und soll sogar in der Regel den einmal angenommenen Gerichtsbrauch so lange beobachten, bis derselbe nicht durch ausdrückliche Gesetze abgeschafft wird. Gerichtshandelsbücher oder Gerichtshandelsprotokolle sind die Bücher, in welche die vom Gericht confirmirten Verträge der Privatpersonen, die von ihm ertheilten Consense, z. B. die Einwilligung zu Aufnahme hypothekarischer Schulden, ferner die an Gerichtsstelle von Privatpersonen geleisteten Quittungen und Verzichte u. s. w. eingetragen werden. Gerichtskosten oder Gerichtsgebühren (Judicialien) sind die durch Verfügungen und Verhandlungen eines Gerichts erwachsenen Kosten. Ein Gericht hat das Recht, seine Kosten von dem Zahlungspflichtigen, wenn sie sonst das gesetzliche Maß nicht überschreiten, im Weigerungsfalle sofort durch Anwendung executivischer Zwangsmaßregeln, z. B. durch Auspfändung, beizutreiben. Gerichtsnutzungen nennt man die pecuniairen Vortheile, welche mit dem Besitze einer Gerichtsbarkeit verbunden sind. Hierher gehört z. B. das Recht des Gerichtsherrn, die Strafgelder von seinen Gerichtsunterthanen für sich einzuziehen. Unter Gerichtsordnung versteht man denjenigen Theil der Gesetzgebung eines Staates, welcher die Organisation der Gerichte und die bei dem gerichtlichen Verfahren zu beobachtenden Vorschriften enthält. Fälschlich, wiewol nicht selten, wird dies Wort gleichbedeutend mit Proceßordnung (s. d.) gebraucht. Gerichtssprengel oder Gerichtsbezirk ist der örtliche Umfang der Gerichtsbarkeit. Das Gericht darf ihn eigenmächtig nicht überschreiten und muß dessen Verletzung von einem andern Gerichte bei Vermeidung eigner Verantwortlichkeit seiner Oberbehörde anzeigen. Will ein Gericht auf einem fremden Gerichtsbezirke etwas vollziehen, so muß es den Richter des letztern hierzu in Anspruch nehmen (requiriren). Gerichtstage nennt man die Tage,

an welchen die Gerichte ihre Sitzungen halten. Doch kommt diese Benennung in der Regel nur bei kleinern Patrimonialgerichten vor, welche bei dem geringern Umfange ihrer Geschäfte nur von Zeit zu Zeit einmal Sitzungen halten. — Gerichtliche Arzneikunde ist der Theil der Arzneikunde, welchen der Richter erlernen muß, um in vorkommenden Fällen einen richtigen Fundbericht entwerfen zu können, z. B. über die Tödtlichkeit der an einem Leichnam entdeckten Wunden. Nun pflegen zwar, besonders in größern Gerichten, hierzu gewöhnlich eigne Gerichtsärzte verpflichtet zu werden, allein wenn diese nicht gleich zu haben sind und Gefahr im Verzuge ist, so ist es nöthig, daß der Richter deren Stelle einigermaßen vertreten kann.

Es wurde bereits bemerkt, daß die Gerichte sich eigentlich nur mit dem Rechtsprechen zu beschäftigen haben. In dieser Beziehung bilden sie die dritte der drei Staatsgewalten; diese sind nämlich die Regierungsgewalt, gesetzgebende Gewalt und die richterliche Gewalt. Die erstere dieser Gewalten, auch die vollziehende genannt, hat zwar das ausschließliche Recht, neue Gesetze zu beantragen und die Verfassung der Gerichte zu ordnen, sie darf aber nie eigenmächtig in den Gang gerichtlicher Verhandlungen eingreifen, so lange diese sich in den gesetzlichen Grenzen bewegen. Sie führt daher zwar die fortwährende Oberaufsicht darüber, daß die Gerichte die ihnen obliegenden Functionen gehörig erfüllen, aber sie hat durchaus kein Recht, sich in die gesetzmäßigen Entscheidungen (Rechtssprüche) der Gerichte zu mischen. Vor den Justizminister gehören die Klagen wegen verweigerter oder vernachlässigter Justiz, aber keineswegs kommt ihm die Abänderung oder Bestätigung gerichtlicher Urtel zu. Erlaubt sich die Regierung dergleichen willkürliche Eingriffe in die Gerichtsverfassung, so nennt man dies Cabinetsjustiz. Sie ist stets ein Kennzeichen despotischer Regierungsformen. Ein wesentliches Mittel zu Herstellung der erfoderlichen Unabhängigkeit der richterlichen Gewalt besteht darin, daß der Regierung nicht gestattet wird, die einmal von ihr angestellten Gerichtsbeamten willkürlich wieder abzusetzen. Man nennt dies mit einem schlecht lat. Worte die Inamovibilität der Richter, welche in den meisten civilisirten Staaten Europas eingeführt ist. Diese Selbständigkeit der Gerichte ist schon deshalb sehr nothwendig, weil diese auch über die von den Unterthanen gegen die Regierung selbst im gesetzlichen Wege erhobenen Klagen, sowie über die Strafbarkeit der von den Unterthanen gegen die Regierung begangenen Verbrechen zu entscheiden haben. — Alle gerichtlichen Entscheidungen sind auf die bestehenden Gesetze zu gründen. Von diesen abzugehen ist dem Richter in keinem Falle gestattet, auch dann nicht, wenn die Bestimmungen der Gesetze nur Formalitäten betreffen oder seiner individuellen Überzeugung widersprechen. Thut es der Richter dennoch, so maßt er sich eine ihm ganz fremde gesetzgebende Gewalt an und bleibt für die Überschreitung seiner Grenzen verantwortlich. In England und Frankreich sind zu Prüfung und Verwerfung der gerichtlichen Entscheidungen in dieser Beziehung besondere Behörden eingesetzt. Sie führen in Frankreich den Namen Cassationshöfe. In Deutschland hat man dafür die sogenannten Nichtigkeitsklagen, mittels welcher den Unterthanen erlaubt wird, die Beschwerden gegen eine gerichtliche Entscheidung vor einer höhern Behörde anzubringen. — Ebenso streng wie von der gesetzgebenden sollte eigentlich die richterliche Gewalt auch von der vollziehenden oder Regierungsgewalt geschieden sein, wie dies auch in Frankreich und England größtentheils der Fall ist. So werden z. B. in diesen Staaten die Criminalurtel nie von dem Gericht, welches sie gegeben hat, sondern stets von besondern Regierungsbeamten vollstreckt, welche in Frankreich Kronanwälte, in England Sheriffs heißen. In Deutschland dagegen sind die Gerichte größtentheils auch mit executiver Gewalt bekleidet, jedoch fast durchgängig mit der Beschränkung, daß in wichtigern Criminalfällen die Straferkenntnisse nicht ohne vorgängige bevollmächtigende Verordnung der Regierung von den Gerichten vollzogen werden dürfen.

Was endlich die Staats- oder völkerrechtlichen Grenzen der Gerichtsbarkeit, also das Verhältniß der Gerichte verschiedener Staaten zueinander betrifft, so gilt hierüber, wenn die Staaten nicht unter sich dieses Verhältniß durch besondere Verträge geordnet und festgestellt haben, im Allgemeinen die Regel, daß kein Gericht im Auslande irgend eine Gewalt auszuüben befugt ist. Hiernach ist ein inländisches Gericht nicht verbunden, die Entscheidungen auswärtiger Gerichte anzuerkennen oder den Verordnungen derselben Folge zu leisten. Die in Civilsachen gegen Engländer von ausländischen Gerichten gegebenen Entscheidungen werden in England von den Behörden nur dann vollstreckt, wenn dies ohne Eingriffe in das Grundeigenthum und ohne Beraubung der persönlichen Freiheit des Verurtheilten geschehen kann. In Frankreich findet die Vollziehung eines im Auslande gesprochenen Urtels gegen einen Franzosen nur nach vorgängiger Revision des ganzen Processes statt. Das Verhältniß der Civilgerichtsbarkeit der deutschen Staaten sowol untereinander, als gegen das Ausland, ist, da wir hierüber bis jetzt noch keine ausreichende allgemeine Gesetzgebung haben, schwankend. In Criminalsachen hat jeder Staat das Recht und die Verbindlichkeit, die in seinem Gebiet begangenen Verbrechen, sowol an Inländern als an Ausländern, zu bestrafen, ob nach den inländischen Gesetzen oder nach den Gesetzen des Landes, dem der Verbrecher angehört, ist willkürlich. Man wählt gewöhnlich die in der Heimat des Verbrechers geltenden Gesetze nur dann, wenn sie milder sind, als die inländischen. Ebenso hat jeder Staat das Recht, seine Unterthanen, die im Auslande ein Verbrechen begangen haben, nach ihrer Rückkehr zur Untersuchung und Strafe zu ziehen, denn durch das bloße Verweilen im Auslande hört man nicht auf, Staatsbürger seiner Heimat zu bleiben. Wird ein Verbrecher flüchtig, so kann ein auswärtiger Staat, unter dessen Schutz er sich begeben, zur Auslieferung desselben rechtlich nicht gezwungen werden. Die deutschen Bundesstaaten liefern sich zufolge besonderer Übereinkunft die Verbrecher gegenseitig aus. Dies ist auch um so nothwendiger, als in kleinen Staaten das Austreten in ein fremdes Staatsgebiet mit wenig Schwierigkeiten verbunden ist, und daher, wenn jene Vereinigung nicht stattfände, das straflose Verletzen der Criminalgesetze in Deutschland sehr begünstigt sein würde. Überhaupt ist die Erhaltung und Verbesserung der sittlichen Ordnung der gemeinschaftliche Zweck aller civilisirten Staaten, der nur dann erreicht werden kann, wenn Verbrecher nirgend mehr eine Freistätte für ihre Schandthaten finden.

Digitized by Google

**Germain** (Graf Saint=), einer der gewandtesten Betrüger, die es jemals gegeben hat. Er war ein Mann von dem feinsten Benehmen, von der größten Gewandtheit, voll der mannichfaltigsten Kenntnisse und hatte ein sehr empfehlendes Äußere. Dabei erzählte er aber von sich selbst die wunderbarsten Dinge, die so abgeschmackt waren, daß man ihm wahrscheinlich nirgend Glauben geschenkt hätte, wenn G. nicht auf eine höchst gewandte Weise sich durch Benutzung der schwachen Seiten derjenigen Personen, mit denen er es eben zu thun hatte, Vertrauen zu verschaffen gewußt hätte. Nicht nur rühmte er sich in Besitz großer alchymistischer Kenntnisse zu sein, Edelsteine machen und die Zukunft vorhersagen zu können, sondern er erzählte auch, daß er selbst 350 Jahre alt sei, sich wiederholt in Indien aufgehalten, dort geheime Weisheit geholt habe, und einen Lebensthee besitze, welcher die Jugend wiedergebe. Zu den Talenten, die G. wirklich besaß, gehörte ein meisterhaftes Violinspiel. Auch schrieb er etwas Dictirtes zugleich mit beiden Händen auf zwei Bogen Papier, und die gleichlautenden Schriften waren auch in der Handschrift nicht zu unterscheiden. Er führte ein herumziehendes Leben, indem er sich an den verschiedensten Orten unter verschiedenen Namen (Aymar, Marquis de Betmar, Graf Tzarozy, Chevalier Schöning, Graf Soltikoff u. s. w.) aufhielt und sich meistens in den höchsten Cirkeln, ja selbst an mehren Höfen Zutritt zu verschaffen wußte. Man hat nie erfahren können, wann und wo er eigentlich geboren worden sei. Wahrscheinlich war er ein Portugiese. Er trat zuerst 1770 zu Paris in den vornehmsten Gesellschaften auf, hielt sich die letzte Zeit seines Lebens beim Landgrafen Karl von Hessen auf, und starb 1795 wol über 80 Jahre alt.

**Germanicus** (Cäsar), einer der edelsten Menschen und ausgezeichnetsten Feldherren Roms, welcher durch seine Siege über die alten deutschen Völkerschaften (die Germanen) sich hohen Ruhm und den Beinamen Germanicus erwarb. Er war, geb. 15 v. Chr., ein Sohn des Claudius Drusus Nero und der Antonia, einer Nichte des Augustus, und wurde von seinem Oheim Tiberius adoptirt. Als Tiberius zur Regierung kam, versuchte ein Theil des Heers, bei welchem der junge Cäsar mehr in Gunst stand als Tiberius, ihn zu bewegen, sich der Herrschaft zu bemächtigen; aber Cäsar ging auf diese Pläne nicht ein, sondern führte sein Heer gegen die Marsen, eine germanische Völkerschaft. Er besiegte sie, sowie in den folgenden Jahren die Katten und Cherusker. Dem Segestes, dem Schwiegervater des Herman (s. d.) stand er gegen seinen Schwiegersohn bei und nahm bei dieser Gelegenheit Herman's Gemahlin, Thusnelda, gefangen. Eifersüchtig auf den sieggekrönten Cäsar, rief Tiberius denselben mit erheuchelter Liebe zurück und bewilligte ihm die Ehre des Triumphs. Aber auch in Rom war ihm der Liebling des Volkes wie der Krieger ein Dorn im Auge und so schickte Tiberius G. nach den morgenländ. Provinzen des großen Römerreichs, indem er ihn zum Oberbefehlshaber des ganzen Orients ernannte. Kaum im Morgenlande angekommen, erkrankte G. und starb 19 n. Chr. Höchst wahrscheinlich war er vergiftet, entweder auf heimlichen Befehl des Tiberius oder doch ihm zu Gefallen.

**Germanismen** heißen diejenigen Eigenthümlichkeiten, durch welche sich die deutsche Sprache in Ausdrücken und Wendungen von andern Sprachen unterscheidet und in denen sich daher am meisten der Charakter der deutschen Sprache ausdrückt. Beim Übertragen aus der deutschen in eine andere Sprache muß man sich wol hüten, diese Eigenthümlichkeiten in der fremden Sprache nachzubilden.

**Gerste** (die) ist eine der nützlichsten Getreidearten, indem die Samenfrüchte derselben zur Bereitung der Graupen, des Bieres, zum Viehfutter, zum Brod u. s. w. verwendet werden, und auch das Stroh ein gutes Viehfutter gibt. Sie wird gewöhnlich nur als Sommerfrucht, seltner auch als Winterfrucht (s. Getreide) angebaut und verlangt zum guten Gedeihen stets einen fetten und schweren Boden. Von den andern Getreidearten unterscheidet sich die Gerste durch ihren kurzen Stengel und die langen Grannen an den Ähren. Es gibt eine große Menge verschiedener Gerstenarten, welche man theils nach der Zeit der Aussaat in Sommer- und Wintergerste, theils nach der Größe und Gestalt der Körner, theils endlich nach der Zahl der Reihen, in denen die Blüten stehen, in zweizeilige, vierzeilige, sechs- oder vielzeilige unterscheidet. Die gute Gerste erkennt man an nicht allzugroßen, aber sehr vollen Körnern, glänzender Farbe und weißem, festsitzendem Mehle.

**Geruch** bezeichnet sowol die riechbaren Bestandtheile eines Körpers, als den Geruchssinn. Das Organ des letztern ist die Nase (s. d.) mit ihrer schleimhäutigen Auskleidung und den in dieser sich verbreitenden Geruchsnerven. Diejenigen Theilchen, welche ein riechender Körper von allen Punkten seiner Oberfläche ausströmen läßt oder die ihm durch die Bewegung der Luft entrissen werden, verbreiten sich in dieser, und werden durch das Einathmen in die Nase und hier mit der Schleimhaut in Berührung gebracht, wo sie dann der Geruchsnerv in seiner ganzen Ausbreitung empfindet. Dringen die riechenden Theilchen durch die beständig offenstehenden Nasenlöcher auch von selbst ein, ohne daß es dazu erst des Einathmens bedarf (weshalb, wenn wir uns einem üblen Geruche entziehen wollen, wir die Nase gänzlich verschließen müssen), so gelangen sie doch erst durch die mit dem Einathmen verbundene Bewegung der Luft in das Innere und namentlich in den obern Theil der Nasenhöhle, wo sich vorzugsweise der Geruchsnerve ausbreitet. Die Verrichtung des Riechens wird bei dem Menschen auf mannichfache Art durch die Structur des Geruchsorganes, der Nase, erleichtert und begünstigt. Erwähnung verdienen in dieser Beziehung die hohe Stelle, welche die Nase an dem menschlichen Körper einnimmt, die horizontale und nach unten gehende Richtung ihrer Öffnungen, die knorpelige Beschaffenheit und Beweglichkeit der Nasenflügel u. s. w. Der Geruch ist jedoch der unvollkommenste Sinn des Menschen, während ihn die Thiere in beiweitem höherm Grade besitzen. Menschen, die in einem rohen Culturzustande leben und sich mehr der ihnen zu Gebote stehenden natürlichen Hülfsmittel bedienen müssen, zeichnen sich durch scharfen Geruch aus; so z. B. die Neger, welche im Stande sind, durch den Geruch zu unterscheiden, ob ein Mensch, der sich ihnen nähert, ein Weißer oder ein Neger ist. Der Geruchssinn dient vorzüglich zur Erforschung der Eigenschaften der Luft, die wir athmen, und der Nahrungsmittel, die uns dargeboten werden. An das Wunderbare grenzende Dienste leistet der Geruch den Thieren, so z. B. dem Hunde, der

Digitized by Google

durch ihn im Stande ist, seinen Herrn, von dem er vielleicht Meilen weit hinweggebracht worden ist, dessen Wohnung oder ihm zugehörige verlorene Gegenstände wieder aufzufinden. Die Brauchbarkeit des Hundes zur Jagd beruht auf der Schärfe seines Geruchs. Auch sollen, durch den Geruch geleitet, die Zugvögel stets nach den nämlichen Orten, die sie früher bewohnten, zurückfliegen u. s. w. Viele Thiere finden nur mit Hülfe ihres feinen Geruchs diejenigen Nahrungsmittel auf, die ihnen zusagen, und werden andererseits allein durch ihn vor Giften gewarnt. Der Geruchssinn ist manchen krankhaften Veränderungen unterworfen. Selten fehlt er in Folge ursprünglicher Bildungsfehler. Fortwährende Reizung der Nasenschleimhaut, Geschwüre derselben, krankhafte Zustände des Gehirns können völligen Verlust des Geruchssinnes zur Folge haben. Während eines heftigen Schnupfens schwindet er ebenfalls für einige Zeit, kehrt aber nach dem Aufhören desselben zurück. Widernatürlich gesteigert erscheint er dagegen zuweilen bei nervenschwachen Personen und solchen, die an einer krankhaften Erregung des Gehirns leiden. Mitunter machen nur bestimmte Gerüche einen unangenehmen Eindruck auf dergleichen Menschen. Allzu starke Gerüche, namentlich wenn sie anhaltend eingesogen werden (z. B. von Lilien), ziehen Kopfschmerz, Ohnmacht, ja wol gar Tod nach sich, daher man sich hüten soll, starkriechende Gegenstände in den Zimmern zu halten. Eine krankhafte Umstimmung des Geruchssinnes, vermöge deren angenehme oder unangenehme Gerüche, die nicht vorhanden sind, wahrgenommen oder auch widrige Gerüche absichtlich aufgesucht werden, beobachtet man fast ausschließlich bei hypochondrischen und hysterischen Personen. Bisweilen sollen Menschen, die an Epilepsie leiden, kurz vor dem Anfalle Veilchen zu riechen glauben, oder sich im Gegentheil über einen übeln, unangenehmen Geruch beklagen. Die Eintheilung der Gerüche riechender Gegenstände in angenehme und unangenehme (stinkende) ist sehr unbestimmt, weil es eigentlich keinen an sich schlechten Geruch gibt, denn jeder allzu starke Geruch wird unangenehm, wogegen auch höchst übelriechende Körper, in sehr kleinen Dosen angewendet, einen angenehmen Geruch erzeugen. Zwischen Geruch und Geschmack herrscht eine ähnliche Verwandtschaft, wie zwischen Gesicht und Gehör, sodaß die Wahrnehmungen beider Sinne häufig miteinander verwechselt werden. (Vergl. Sinne.)

**Gesandte** werden die bevollmächtigten Geschäftsführer genannt, welche von den Regierungen an fremde Höfe bei einzelnen Gelegenheiten (außerordentliche) oder für beständig (ordentliche) abgeordnet werden, um dort das Beste des vaterländischen Staats wahrzunehmen. Die beständigen Gesandten sind erst seit Ende des 16. Jahrh. Sitte geworden, seitdem ein ununterbrochener, lebhafter Verkehr zwischen den gebildeten Völkern Europas stattfindet. Man unterscheidet drei verschiedene Classen der Gesandten. Den vornehmsten Rang haben die Ambassadeurs, den zweiten die Internuntien des Papstes, die Envoyés oder bevollmächtigten Minister, den dritten endlich die Residenten, residirende Minister, Chargés d'affaires. Der Titel Excellenz kommt eigentlich nur den Ambassadeurs zu, doch erhalten ihn in der Umgangssprache auch die Gesandten zweiten Ranges. Der Gesandte vertritt im fremden Lande sein Vaterland und hat das Ansehen desselben aufrecht zu halten. Durch diese Obliegenheit wird der Gesandte eine geheiligte Person, welchem alle die Achtung und Ehrerbietung bezeigt wird, die man vor dem Staate hat, der ihn abgeschickt, und jede Beleidigung eines Gesandten wird aufgenommen als der ganzen Nation angethan. Ein Ambassadeur wird von dem Souverain, an welchen er geschickt ist, selbst feierlich empfangen. Die wenigstens ehemals hierbei gebräuchlichen Feierlichkeiten sind folgende. An dem festgesetzten Tage wird der Gesandte von einem Hofbeamten in einem mit sechs Pferden bespannten Staatswagen abgeholt. Hierauf folgt der gleichfalls mit sechs Pferden bespannte leere Staatswagen des Gesandten. Die Pferde des Gesandten sind nach einem den Ambassadeurs zukommenden Vorrechte mit Fiocchi, Staatsquasten, geziert. Hierauf folgen die Wagen mit dem Gefolge des Gesandten. Der Fürst empfängt den Gesandten im Audienzsaale unter dem Thronhimmel mit bedecktem Haupte, auf seiner rechten Seite stehen die Prinzen, auf seiner linken seine Minister, zu beiden Seiten im Saale die fremden Gesandten und der Hof. Nach geschehener Begrüßung nimmt der Ambassadeur auf einem Sessel, dem Throne gegenüber, Platz und spricht mit bedecktem Haupte eine feierliche Rede, indem er sein Creditiv (Beglaubigungsschreiben) übergibt, auf welche der Fürst antwortet. Darauf begibt sich der Gesandte nach dreimaligem Verneigen mit entblößtem Haupte rückwärts aus dem Saale. Minder feierlich, aber auch durch Regeln der Etikette auf das genaueste bestimmt, sind die übrigen Besuche, welche der Gesandte theils zu machen, theils anzunehmen hat. Gesandte des zweiten Ranges werden vom Souverain, an den sie geschickt sind, mit weniger Feierlichkeiten ohne Gegenwart des Hofes empfangen, und Gesandte des dritten Ranges melden sich nur bei den Ministern des Fürsten und werden diesem gelegentlich vorgestellt. Die Etikette schreibt ebenso streng das Benehmen der Gesandten gegeneinander vor, weil es darauf ankommt, daß kein Gesandter eines Staats der Würde desselben gegen einen andern etwas vergebe. So gibt bei Staatsbesuchen der Gesandte des ersten Ranges nur Gesandten von gleichem Range die rechte Hand u. s. w. Zuweilen haben mehre kleinere Staaten (um die Kosten zu sparen) zusammen Einen Gesandten an einem größern Hofe und größere Staaten haben Einen Gesandten für mehre kleine Höfe. Dadurch, daß der Gesandte eines Staates angenommen und empfangen wird, erkennt ein Souverain die Souverainetät des andern an. Nur von Mächten, mit denen der Staat in Friede und Freundschaft lebt, werden Gesandte angenommen, daher reist vor Ausbruch eines Krieges der Gesandte jedesmal ab, und eben deshalb werden Gesandte zu Friedensunterhandlungen während des Krieges nur von einem dazu beauftragten Minister des Fürsten, nie aber von diesem selbst, mit öffentlichen Ehrenbezeugungen empfangen.

Die beständigen Gesandten haben nicht allein alle Verhandlungen ihres Hofes mit dem fremden zu leiten, sondern auch im Allgemeinen das Beste ihrer Landsleute in allen Fällen wahrzunehmen; sie haben mit ihrer Autorität für dieselben sich zu verwenden, wenn ihnen ein Unrecht im fremden Lande angethan wird, sie haben sie mit Rath zu unterstützen, zu empfehlen u. s. w. Außerordentliche Gesandte werden zu besondern Verhandlungen und bei Gelegenheit von Familienereignissen an fremde Höfe geschickt, zu Beileidsbe-

Digitized by Google

zeugungen, Beglückwünschungen u. s. f. Außer dem schon erwähnten Rechte der Unverletzlichkeit und den Ehrenrechten haben Gesandte auch noch das Recht der Exterritorialität, nach welchem sie und ihr Gefolge der Hoheit und Obrigkeit des beschickten Hofes nicht unterworfen sind, d. h. überall so behandelt werden, als befänden sie sich im Gebiete ihres eignen Souverains. Der Gesandte übt selbst über sein Gefolge die bürgerliche Gerichtsbarkeit aus; bei Verbrechen, welche von Mitgliedern des Gefolges verübt werden, nehmen die Gesandten oft das Recht in Anspruch, den Verbrecher nach seiner Heimat zur Bestrafung zu schicken. Auch von allen, die Person treffenden, Abgaben ist der Gesandte im fremden Lande befreit und hat überdies das Recht, Waaren aus der Heimat zu seinem Gebrauch unverzollt einzuführen, wenigstens bis zu einem gewissen Grade. Das Gefolge des Gesandten hat theils den Zweck, ihm bei seinen Geschäften behülflich zu sein, theils dient es zur Erhöhung des Glanzes der Gesandtschaft. Die wichtigste Stelle bekleidet der Gesandtschaftssecretair, welcher alle Schriften abzufassen, das Tagebuch zu führen und das Archiv in Ordnung zu erhalten hat, auch in nöthigen Fällen den Gesandten selbst vertritt. Außer ihm sind zuweilen auch noch Gesandtschaftsräthe zur Theilung der Arbeit beigegeben. Die Gesandtschaftscavaliere haben vorzüglich nur Ehrendienste zu leisten. Zuweilen führen die Ambassadeure wol auch Edelknaben bei sich, und ehemals waren sie von Garden begleitet, die jetzt jedoch auf einen Schweizer beschränkt sind, der als Thürwächter dient. An Höfe von anderm Religionsbekenntniß nehmen die Gesandten meistens einen eignen Geistlichen mit.

**Gesang** ist die zu Musik gewordene menschliche Rede. Die Kunst hat noch kein Instrument zu erfinden vermocht, welches an Bildsamkeit und Seelenhaftigkeit die menschliche Kehle übertrifft, und wie der Gesang die erste und natürlichste Musik ist, so ist er auch die schönste und ergreifendste. Der Gesang hat zugleich vor der Instrumentalmusik den großen Vorzug, daß er die Gefühle zugleich in Tönen und Worten ausspricht, daher die unmittelbare Empfindung der Musik durch den Sinn der Worte und dieser durch jene erklärt wird. Musik und Wortsinn müssen einander aber genau entsprechen, wenn der Gesang seinen Zweck nicht verfehlen soll, nämlich zugleich der vollständigste Ausdruck der Empfindung zu sein, und diese selbst am mächtigsten im Hörer zu erregen. In seiner höchsten Ausbildung ist der Gesang dramatisch, wie in der Oper, wo alle Leidenschaften und Gefühle im Gesange laut werden. Den höchsten Gegenstand hat jedoch der religiöse Gesang, den man als mächtigstes Erregungsmittel zur Andacht seit den ältesten Zeiten beim Gottesdienste eingeführt hat. Sammlungen religiöser Lieder zum Singen werden Gesangbücher genannt. Sie sind vorzüglich bei der protestantischen Kirche in Gebrauch gekommen, wo die Gemeinde am Gesange Theil nimmt. Luther selbst gab das erste deutsche Gesangbuch heraus, und seitdem sind fast in allen größern Gemeinden eigne Gesangbücher öffentlich eingeführt worden und mit der fortschreitenden Bildung neue Gesangbücher an die Stelle der alten getreten.

**Geschenk** ist jeder Gegenstand, der einer Person von einer andern zu Eigenthum übergeben wird, welche bisher im rechtmäßigen Besitz desselben war und zur Abtretung keine Verpflichtung hatte. — Geschenk heißt vorzugsweise die Unterstützung an Geld oder Zehrung und Herberge, welche gewisse Handwerke den wandernden Gesellen ihrer Zunft bei deren Ankunft in einer Stadt ertheilen. Handwerke, welche solche Geschenke ertheilen, heißen geschenkte.

**Geschichte**, Historie, ist in allgemeinster Bedeutung Erzählung von Begebenheiten, die als geschehene vorgetragen werden. Von der Geschichte im engern Sinne aber verlangt man, daß die in ihr erzählten Begebenheiten nicht blos scheinbar, sondern wirklich geschehene sind, und da nur das Bedeutende und Wichtige des Aufbewahrens werth ist, so verlangt man ferner, daß nur dieses in die Geschichte, aber auch mit möglichst größter Vollständigkeit, aufgenommen werde. Dadurch, daß der Geschichtschreiber in jeder der beiden angegebenen Beziehungen wissen muß, was historisch sei, wird die Geschichte selbst zum Gegenstande einer Wissenschaft, der Geschichtsforschung. Der, welcher Geschichte schreibt, muß aber außer der angegebenen Wissenschaft auch noch die Kunst besitzen, das als historisch Erforschte auf eine dem Zwecke entsprechende Weise in möglichster Vollendung schriftlich vorzutragen; er muß im Besitz der Geschichtschreibekunst sein. Die Geschichte hat, wie angegeben wurde, das Geschehene zum Gegenstande, man übersieht aber leicht, daß es wesentlich verschiedene Arten des Geschehens, d. h. der zeitlichen Veränderung gebe. Betrachten wir z. B. die Pflanze, so können wir von dem Augenblicke, wo sie als Samenkorn in den Schoos der Erde gelegt wird, bis zu dem Augenblick, wo sie abstirbt, einen bestimmten Gang ihrer zeitlichen Veränderung erkennen, welcher das Eigenthümliche hat, daß er bei jeder Pflanze, insbesondere bei jeder Pflanze derselben Gattung, sich wiederholt; es ist der Gang, welchen die Entwickelung der Pflanze nimmt. Alles Natürliche hat einen ähnlichen Gang seines Entstehens, seiner Herausbildung und endlich seines Vergehens, welcher als ein von dessen wesentlicher Beschaffenheit abhängiges Gesetz erscheint. Sogar die zufälligen Ereignisse, welche das Natürliche in seinem Bildungsgange treffen, es fördern oder hemmen oder verderben, wirken doch nach bestimmten Gesetzen, welche zu erkunden die Sache des Naturforschers ist. Auch der Mensch hat von seiner Geburt bis zum Tode einen ähnlichen Gang der Entwickelung, als zeitliches und zugleich natürliches Wesen. Neben dem natürlichen Dasein, welches den Naturgesetzen unterworfen ist, besitzt der Mensch aber, und zwar von allen Wesen allein nur der Mensch, ein höheres, den Naturgesetzen nicht mehr unterworfenes, ein geistiges Dasein. Dieses geistige Dasein verändert sich auch, aber nicht nach unveränderlichen Gesetzen, welche sich einförmig an jedem Individuum wiederholen. Der natürliche Mensch wird noch jetzt geboren, wächst, zeugt seines Gleichen und stirbt endlich, wie es vor Jahrhunderten schon geschah. Der geistige Mensch dagegen ist jetzt ein völlig anderer, als vor Jahrhunderten, ja jeder einzelne Mensch erlebt in seinem geistigen Dasein Veränderungen, welche von keinem nothwendigen Gesetze abhängen, die nur ihm, dem bestimmten Einzelnen, eigenthümlich sind. Der natürliche Mensch wird bestimmt durch die Naturgesetze, der geistige Mensch bestimmt sich selbst, er hat Willen, er ist frei. Die Äußerung

Digitized by Google

des Willens und der Freiheit ist die That, und es gibt daher neben der Geschichte des natürlichen Daseins, welche Gegenstand der Naturwissenschaft ist, eine Geschichte der Thaten der Menschen, welche das Merkmal der Freiheit hat, wie jene das Merkmal der Nothwendigkeit. Nur diese Geschichte der Thaten des Menschen wird vorzugsweise Geschichte genannt, und daher ist der Mensch das einzige zeitliche Wesen, welches Geschichte hat, sowie er das einzige geistige, freie, wollende Wesen ist.

Es ist das Eigenthümliche des Geistes, daß er seinem Wesen nach nur Einer ist (s. Geist) und doch eine Mehrzahl von Erscheinungsweisen hat, in denen er in verschiedener äußerlicher Ausbreitung auftritt; man spricht ebenso mit Recht vom Geist des Individuums, der Familie, des Volkes, wie vom Geiste des ganzen Menschengeschlechts; und je nachdem man die eine oder die andere dieser Erscheinungsweisen des Geistes auffaßt, hat man Geschichte des einzelnen Individuums, Familiengeschichte, Volksgeschichte und Geschichte des Menschengeschlechts oder Universalgeschichte. Am großartigsten und erhabensten tritt offenbar die zeitliche Gestaltung des Geistes, wie er sich durch That und Willen offenbart, in der Universalgeschichte auf. Man kann aber ferner auch den Geist auf einzelnen Gebieten seines Daseins betrachten, und so erhält man Geschichte der Religion, der Kunst, der Wissenschaft, welche man zusammen als Culturgeschichte begreift, indem es sich in diesen Gebieten sämmtlich um innere Thaten des Bewußtseins handelt, nicht um äußerliche Thaten, welche in der Weltgeschichte, oder specieller der politischen Geschichte, vorgetragen werden.

Betrachten wir näher die Aufgabe der Geschichtsforschung, so zerfällt dieselbe in eine dreifache. Zunächst ist zusammenzutragen, was aus vergangenen Zeiten überliefert worden, dann ist Dasjenige auszusondern, was wirklich geschehen ist, d. h. die Wahrheit und Richtigkeit des Überlieferten zu prüfen, und endlich ist von dem als richtig Befundenen wiederum nur Das als historisch auszusprechen, was wahrhaft bedeutend ist, d. h. was wirklich eine That des in seiner Lebendigkeit darzustellenden Geistes ist. Um nun auf würdige Weise das Geschäft der Geschichtsforschung zu führen und jeder der drei Aufgaben Genüge zu leisten, muß, wie man alsbald einsieht, der Geschichtsforscher verschiedene Kenntnisse und Wissenschaften besitzen, ehe er an seine große Aufgabe geht. Schon die Quellen der Geschichte sind höchst mannichfaltig, und um sie nur erst auffinden und benutzen zu können, sind eine Menge von Vorkenntnissen erfoderlich. Nicht nur ältere Geschichtsbücher und andere schriftliche Werke müssen durchstudirt werden, welches ausgebreitete und genaue Sprachkenntniß erfodert, sondern auch die Überreste vergangener Zeiten, welche von dem geistigen Leben in denselben Kunde geben und zum Theil an historische Thatsachen erinnern: Denkmale (s. d.), Münzen (Numismatik, s. d.), Wappen (Heraldik, s. d.), Inschriften (s. d.), Alterthümer (s. d.). Höchst wichtig ist die Kenntniß der Urkunden und der Regeln, nach denen die Echtheit derselben zu prüfen (Diplomatik, s. Diplom). Das Studium der Werke aus frühern Zeiten wird stets nutzlos bleiben, wenn man nicht die Kenntniß von den verschiedenen Zeitrechnungen besitzt, deren sich frühere Völker und ihre Schriftsteller bedient haben, und welche in der Chronologie (s. Zeitkunde) gelehrt werden. Als eine der wichtigsten historischen Hülfswissenschaften ist noch die Geographie (s. d.) zu erwähnen, und zwar namentlich die politische Geographie der verschiedenen Jahrhunderte, denn erst diese verschafft einen Überblick über den Schauplatz, auf welchem sich die Thaten der Vergangenheit ereignet haben. Um die Culturgeschichte und die Geschichte der einzelnen Wissenschaften zu erforschen, ist überdies noch eine genaue Kenntniß der Wissenschaft und Kunst, sowie der Religion nöthig, woran sich die der Mythologie (s. d.) anschließt. Man sieht, wie der Geschichtsforscher eine Menge von Vorkenntnissen besitzen muß, die nur sehr selten bei Einem Menschen vereinigt zu sein pflegen. Und dennoch befähigen alle diese Vorkenntnisse noch nicht zum ausgezeichneten Geschichtsforscher, dieser muß noch das angeborene Talent besitzen, das wahrhaft Bedeutende, auch wenn es scheinbar noch so unbedeutend und verborgen wäre, mit feinem Takte herauszufinden; das minder Bedeutende, wie breit es sich auch machen möge, in seiner Nichtigkeit zu erkennen, und endlich alle vereinzelten Glieder gleichsam und alle einzelnen Lebensregungen als harmonisches, wohl sich zusammenfügendes Ganzes überschauen.

Der ausgezeichnete Geschichtschreiber wird stets derjenige sein, welcher in einfacher, ungesuchter Sprache, ohne Parteilichkeit und Vorurtheil, die Thaten der Vergangenheit nach ihrem äußern und innern Zusammenhange darstellt. Dieses Geschäft wird aber dadurch schwierig, daß Vieles zugleich geschieht, aber nicht zugleich beschrieben werden kann, und daß Manches im innigsten Zusammenhange steht, was durch Zeit und Örtlichkeit getrennt ist. Im Allgemeinen pflegt man die Geschichte je nach den großartigen Entwickelungsstufen, die in der darzustellenden Erscheinung des Geistes zu unterscheiden sind, in Perioden (größere Zeitabschnitte) zu zerlegen, und jede dieser Perioden für sich zu behandeln. Hat man nun einzelne Völker und Reiche historisch zu behandeln, so schließen sich die gleichzeitigen Ereignisse näher aneinander und man wird zweckmäßig eine Darstellung wählen (die chronologische oder annalistische), welche ohne Sprünge und Unterbrechung denselben Gang wie die darzustellende Zeit von Jahr zu Jahr, von Jahrhundert zu Jahrhundert nimmt. In der Weltgeschichte würde eine derartige Darstellung zu vielen Verwechselungen Veranlassung geben und nichts weniger als übersichtlich sein. Man pflegt daher hier in den einzelnen Perioden die verschiedenen Völker besonders zu betrachten und wo sie in Berührung treten und etwa am Schluß der einzelnen Perioden auf den geistigen Zusammenhang der verschiedenen Völker einzugehen. Diese Darstellungsweise ist die ethnographische. Für Tabellen empfiehlt sich die synchronistische Methode, nach der das Gleichzeitige in chronologischer Folge vorgetragen wird. Eine Geschichte endlich, welche auf den innern Zusammenhang der Begebenheiten eingeht und diese nach ihrem Verhältnisse von Ursache zu Wirkung darstellt, wird pragmatisch genannt.

Sehr mislich ist derjenige Standpunkt, welcher in der Geschichte eine Lehrerin der Moral sucht. Leider ist derselbe häufig beim Schulunterricht in der Geschichte gewählt worden. So gewiß es ist, daß ein weiser, mächtiger und gerechter Gott die Schicksale der Völker wie der Einzelnen lenkt und daß darum die Geschichte selbst eine Offenbarung der göttlichen Weisheit und Gerechtigkeit enthält, so ist doch,

Digitized by Google

diese Offenbarung mit menschlich beschränktem Verstande nachweisen zu wollen, ein Unternehmen, welches stets eher zur Gotteslästerung als zur wahren Frömmigkeit führen wird, um so mehr, je entfernter der menschliche Geist in seiner Entwickelung von dem ewig vollkommenen göttlichen Geiste steht. Der tiefsinnigste Philosoph kennt am genauesten die Kraft, aber auch die Schwäche des menschlichen Geistes, er weiß sich daher auch da zu bescheiden, wo er nicht durchzudringen vermag; aber der ungebildete Mensch, welcher sich übernimmt, den Gott in der Weltgeschichte sehen zu wollen, wird, weil er nicht seinen eignen kleinen Geist, von dem er allein eine (noch dazu sehr mangelhafte) Vorstellung hat, in derselben findet, an der Gegenwart des Geistes, überhaupt an Gott zu verzweifeln in Gefahr gerathen. Höchst verwerflich ist es endlich, ein Urtheil über die moralische Würde der Menschen, welche als bedeutend in der Geschichte auftreten, zu fällen. Solches Urtheil kommt dem Menschen nicht zu, der nicht in der Brust eines andern Menschen zu lesen vermag, während doch, was in dieser vorgeht, allein den moralischen Werth oder Unwerth bestimmt, und muß daher allein Dem überlassen bleiben, dem das Innere des Menschen durchsichtiger als diesem selbst ist.

**Geschlecht** ist die eigenthümliche Beschaffenheit, durch welche ein organisches Wesen in den Stand gesetzt ist, zu Erzeugung seines Gleichen beizutragen. Das Geschlecht ist entweder männlich: erzeugend, befruchtend, oder weiblich: empfangend, gebärend. Dieser Gegensatz findet sich in der ganzen organischen, d. h. der Thier- und Pflanzenwelt, und durch denselben sind die Wesen derselben in den Stand gesetzt, sich selbständig fortzupflanzen. Die Entwickelung dieses Gegensatzes ist um so vollständiger, die Verschiedenheit der Geschlechter um so schärfer hervortretend, je vollkommener überhaupt ein Wesen ist. Bei dem Menschen, dem vollkommensten Geschöpfe der Natur, tritt daher der Geschlechtsunterschied am stärksten hervor, im Gegensatz von Mann und Weib. Am wenigsten ausgebildet ist derselbe in der Pflanzenwelt, wo die Geschlechtstheile gewöhnlich an demselben Individuum, ja in eine Blüte vereinigt auftreten. Dagegen ist aber die Fortpflanzung bei den auf niedriger Organisationsstufe stehenden Geschöpfen derjenige Zweck des Daseins, welcher als der alle übrigen völlig überwiegende hervortritt, während bei den höher organisirten Geschöpfen, am meisten aber beim Menschen, andere Lebenszwecke überwiegend werden, sodaß der Mensch sogar zur Herrschaft über den Geschlechtstrieb gelangt. Das männliche Geschlecht, wo es gesondert vom weiblichen auftritt, zeichnet sich im Allgemeinen durch Kraft und Größe vor dem weiblichen aus, während dieses die Vorzüge größerer Sanftheit und weicherer Formen hat. Ein entsprechender Gegensatz tritt beim Menschen auch in geistiger Beziehung auf. (S. Frauen.) Von dieser Regel gibt es jedoch Ausnahmen, namentlich pflegen bei den Raubvögeln die Weibchen stärker und größer als die Männchen zu sein. — Man bedient sich des Wortes Geschlecht ferner auch gleichbedeutend mit Art, Gattung, z. B. Menschengeschlecht, die Geschlechter der Pflanzenwelt u. s. f., oder mit Stamm, Familie, z. B. adelige Geschlechter, oder endlich mit Generation für die Gesammtheit aller zu einer gewissen Zeit lebenden Menschen.

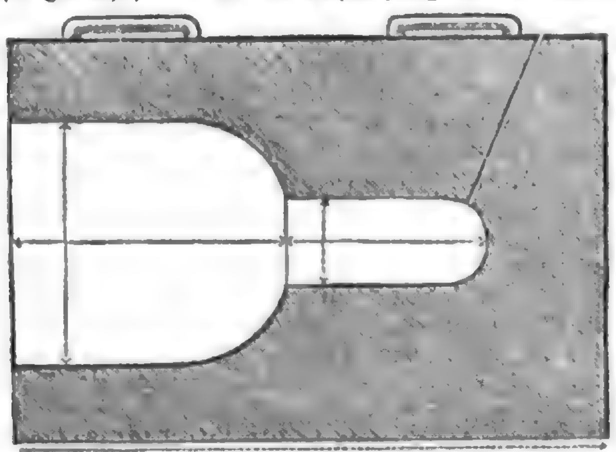
**Geschmack** bezeichnet sowol die schmeckbaren Eigenschaften eines Körpers, als den Sinn, vermöge dessen wir diese Eigenschaften wahrnehmen. Das wesentliche Organ des Geschmackssinns ist die Zunge (s. d.). Außer derselben hat noch das ganze Innere der Mundhöhle, sowie selbst der Schlund einigen Antheil an der Empfindung, die wir Geschmack nennen. Was den Nutzen des Geschmackssinnes betrifft, so dient er in Gemeinschaft mit dem Geruchssinne dazu, über die Zuträglichkeit der Speisen und Getränke zu urtheilen, vorausgesetzt, daß beide Sinne nur der Stimme der Natur folgen. Der Geschmackssinn steht in inniger Beziehung zu dem Magen, überhaupt zu der Verdauung. Seine Warnungen verdienen daher Beachtung. In der Regel verdaut man sehr schlecht, was man mit Widerwillen nimmt, ja meistens wird solches durch Erbrechen bald wieder ausgeworfen. Die meisten Verdauungsstörungen haben Widerwillen gegen die gewöhnlichen Nahrungsmittel und mannichfaltige Verstimmungen des Geschmackssinnes in ihrem Gefolge. Dies beweisen der bittere, fade, salzige, saure, faulige, ekelhafte Geschmack, welcher die Krankheiten des Magens und des Darmkanals begleitet. Die Wiederkehr des natürlichen Geschmacks kündigt in der Regel die Wiederherstellung der Gesundheit an. Der Geschmackssinn entwickelt sich nur langsam und bedarf öfterer Übung, ja einer wirklichen Erziehung. Daher zeichnen sich Leute, die sich bei Besorgung ihrer Berufsgeschäfte seiner oft bedienen müssen, wie Köche, Weinhändler, Destillateure, Chemiker u. s. w. durch eine große Feinheit des Geschmackssinns aus. Sie schmecken Unterschiede heraus, die kein Anderer wahrnimmt. Eine bekannte Sache ist, daß der Geschmack im ersten Kindesalter trotz der beträchtlichen Entwickelung seines Organs, der Zunge, doch sehr unvollkommen ist. Zu seiner vollständigen Ausbildung gelangt er erst mit dem reifen Alter, ja scheint im Greisenalter nicht, wie die andern Sinne, an Schärfe ab-, sondern eher zuzunehmen. Dagegen wird er durch häufigen Genuß starker geistiger Getränke, sowie sehr reizender, stark gewürzter Speisen abgestumpft.

**Geschütze** nennt man zum Unterschiede von den kleinern Gewehren (s. d.) die großen Angriffs- und Vertheidigungswaffen, deren man sich im Kriege bedient. Im Alterthume bediente man sich großer Wurf- und Stoßmaschinen, vorzüglich nur gegen befestigte Orte, um die Mauern niederzuwerfen oder um durch geworfene Balken, Steine, glühende Kugeln u. dgl. Verwüstungen unter den Feinden anzurichten. (S. Kriegsmaschinen.) Nach Einführung des Pulvers in den Kriegsgebrauch warf man mit Hülfe desselben aus großen röhrenförmigen Stücken steinerne und eiserne Kugeln. Anfänglich bediente man sich auch dieser Geschütze nur in Festungen und gegen dieselben und verfertigte sie zu diesem Zwecke von ungeheurer Größe und Schwere; später aber nahm man dieselben mit in das Feld und machte sie von geringerer Größe und möglichster Leichtigkeit, um sie bequem transportiren zu können. Gegenwärtig bilden die Bedienung und den Gebrauch dieser Waffen eine eigne Truppengattung, die Artillerie (s. d.). Anfänglich setzte man die Geschütze aus eisernen Stäben zusammen, welche



Digitized by Google

von eisernen Reifen zusammengehalten wurden, doch kam man bald darauf, die Geschütze entweder aus Eisen oder aus sogenanntem **Stückgut**, einer Metallmischung von 100 Theilen Kupfer und 10 Theilen Zinn, zu gießen. Gewöhnlich gießt man das Geschütz massiv, sodaß die röhrenförmige Höhlung (die Seele) erst ausgebohrt wird. Ungewöhnlich große Geschütze sind unter Andern zwei Kanonen der Dardanellenschlösser, welche 800 Pfd. schwere steinerne Kugeln schießen; das 14 F. lange Geschütz, welches die Franzosen von Ehrenbreitstein nach Metz gebracht haben, das 330 Ctr. wiegt und eine Kugel von 141 Pfd. schießt; zwei große Mörser, die Napoleon zur Beschießung von Cadix gießen ließ, welche Bomben von 192 Pfd. werfen sollten und die gegenwärtig vor dem Zeughause zu Berlin stehen. Bekannt hat sich in neuester Zeit der hier abgebildete große Mörser gemacht, der bei der Beschießung der Citadelle von



Antwerpen gebraucht wurde. Derselbe wog 14,000 Pfd. und schoß eine Bombe von 1000 Pfd. Gewicht.

Die Geschütze wurden früher eingetheilt in Karthaunen, Feldschlangen und Kammergeschütze. Die **Karthaunen** schossen Kugeln von 5—48 Pfd. und wogen 19—64 Ctr. Man wendet jetzt nur noch halbe Karthaunen als Festungs- und Belagerungsgeschütz an. Die gegenwärtig ganz außer Gebrauch gekommenen **Feldschlangen** zeichneten sich durch ihre Länge aus und trugen die Kugeln in sehr bedeutende Entfernungen; so soll eine, die sogenannte Diablesse, ihre Kugel drei Meilen weit fortgetragen haben. Je nach der Größe und Einrichtung unterschied man Drachen, Basilisken, Serpentinen u. s. w. Hierher gehört auch der **Falke** und das **Falconet**. Die **Kammerstücke** hatten auf dem Boden eine engere Röhre, in welche die Ladung kam und welche die Kammer hieß. Man bediente sich derselben namentlich zum Werfen steinerner Kugeln. Zu ihnen gehören die **Mörser** und **Böller**.

Die noch jetzt gebräuchlichen Geschütze sind **Kanonen**, **Haubitzen** und **Mörser**. Die beiden letztern Gattungen werden als Wurfgeschütze bezeichnet, weil sie die Ladung in stärker gekrümmter Linie als die Kanonen forttragen. Man theilt die Geschütze auch ein in Feld-, Festungs- und Belagerungsgeschütze, und bestimmt ihre Größe entweder nach dem Durchmesser ihrer Seele, dem **Kaliber**, oder nach dem Gewichte der Kugeln, für welche sie bestimmt sind. Zu den **Feldgeschützen** rechnet man die 4-, 6-, 8- und 12pfündigen Kanonen, und die 7- und 10pfündigen, 4⅖-, 5½- und 8zölligen Haubitzen. Die größten der erwähnten Kanonen und Haubitzen heißen schwere Feldgeschütze. Alle noch schwerern Geschütze und die Mörser gehören zum **Festungs- und Belagerungsgeschütz**. Die Einführung der Geschütze beim Felddienst war erst möglich, nachdem man für eine bequeme Aufstellung derselben gesorgt hatte. Man bedient sich hierzu der **Laffeten**, auf denen das Geschütz mit zwei auf beiden Seiten stehenden Zapfen ruht, um welche es bewegt und so in jede beliebige Stellung gebracht werden kann.

Die **Kanonen** haben gegenwärtig im Allgemeinen eine Länge von 16—18 Kugeldurchmessern und wiegen der Zwölfpfünder 14—16 Ctr., der Sechspfünder 6—8 Ctr. Die ganze Kanone nimmt in ihrer Stärke von hinten nach vorn ab und wird äußerlich in drei Theile getheilt: das Bodenstück, welches in einen Knauf, der Traube, ausgeht; das Mittelstück mit den zwei Zapfen, Schildzapfen, auf denen die Kanone in den Pfannen der Laffete liegt und mit zwei oberwärts stehenden Handhaben, wegen der sonst gebräuchlichen Gestalt Delphine genannt; das lange Feld, das vorderste längste und dünnste Stück, vorn mit einer Verstärkung, dem halben oder ganzen Schiffskopf. Die Laffete der Kanone besteht aus zwei Pfosten, welche durch mehre Querhölzer verbunden sind, zwischen denen das Rohr liegt und welche auf zwei Rädern stehen. Im hintersten Querholz ist ein Loch, mit Hülfe dessen die Laffete, wenn die Kanone weiter befördert werden soll, an einen zweirädrigen Wagen, den Protzwagen, gehängt wird, auf dem ein Kasten mit Ladungen oder Cartouchen (Patronen) steht. Die Festungskanonen sind zum Theil anders aufgestellt. Das Losfeuern der Kanonen geschieht durch das am Ende der Seele von außen eingebohrte Zündloch gewöhnlich mittels einer Lunte oder mit einem gewöhnlichen Gewehrschlosse. In neuerer Zeit hat man wol auch ein mit Knallpulver gefülltes Schlagröhrchen aufgesetzt und durch einen Hammerschlag die Kanone gelöst. Ist beim Schuß die Kanone so gestellt, daß sich die Seele derselben genau in horizontaler Richtung befindet, so hat man einen **Kernschuß**; wurde dagegen in der Horizontalebene über den hintersten und vordersten Fries visirt und so die Stellung der Kanone bestimmt, einen **Visirschuß**, und endlich einen **Bogenschuß**, wenn die Mündung der Kanone über die Horizontalebene so gehoben wurde, daß die Kugel einen Bogen in ihrer Bahn beschreibt. Der **Prellschuß** oder Ricochetschuß findet beim Bogenschusse statt, sobald die Kugel den Boden trifft und dann noch eine Strecke weit in einzelnen Sätzen fortgeht. Beim **Rollschuß** sind diese Sätze sehr niedrig.

Die **Haubitze** ist kürzer und weiter als die Kanone. Man bedient sich ihrer, um Granaten, Brandkugeln und Kartätschen zu werfen. Die äußerliche Eintheilung der Haubitze ist dieselbe, wie bei den Kanonen. Inwendig unterscheidet man den **Flug** oder die **Seele**, durch welche die Granate herausfliegt; das **Lager**, den Theil, in dem die Granate oder Kugel im Zustande des Geladenseins sich befindet; die **Kammer**, den Theil, welcher das Pulver, die Ladung, enthält, und der **Rost**, das den Boden bildende Metallstück. Gewöhnlich beträgt die Länge des Flugs die eines Mannsarms; länger sind die russ. Haubitzen, die sogenannten **Einhörner**.

Der **Mörser** ist gewöhnlich nur etwa dreimal so lang,

Digitized by Google

als weit und wird äußerlich auch ebenso, wie die Kanone eingetheilt, nur daß die sogenannten stehenden Mörser die Schildzapfen nicht am Mittelstück, sondern am Bodenstück haben. Inwendig unterscheidet man die Kammer, in welche die Ladung, und den Flug, in welchen die Bombe kommt. Die gewöhnlichen Mörser sind gewöhnlich 7-, 10-, 25- und 50pfündig, sodaß ihre Bomben ungefähr noch einmal so viel wiegen, als die Zahlen angeben. Die Steinmörser pflegen einen Durchmesser des Fluges von 13 Zoll zu haben und werden zum Werfen von Steinen oder Kartätschen gebraucht. Die Handmörser oder Coehörner haben nur 3½ Zoll Durchmesser und werden zum Werfen von Handgranaten gebraucht. Statt der Laffete haben die Mörser zur Unterlage zwei niedrige, starke Wände oder einen hölzernen Klotz. Die Fußmörser haben an ihrem untern Theil eine angegossene metallene Platte, welche die Stelle der Laffette vertritt und gegen welche sie in einem Winkel von 60—70° geneigt sind. Man bedient sich ihrer nur selten, weil ihre Stellung unveränderlich ist. Über Dampfgeschütz s. Dampf.

**Geschwindigkeit** ist der Raum, welcher von einem bewegten Körper in einer gewissen Zeit zurückgelegt wird. Gewöhnlich nimmt man eine Secunde als denjenigen Zeitabschnitt an, für welchen man die Geschwindigkeit bestimmt. Einige Körper bewegen sich mit gleichbleibender Geschwindigkeit, d. h. sie legen in jeder folgenden Secunde eben so viel Fuß zurück, wie in der vorhergehenden, andere haben eine ungleichförmige Geschwindigkeit und zwar eine gleichmäßig beschleunigte, wenn die Geschwindigkeit nach einem gewissen Gesetze zunimmt. Auf diese Weise bewegen sich z. B. alle fallenden Körper. (S. Fall.) Es ist interessant, die Angaben verschiedener Geschwindigkeiten zu vergleichen.

In einer Secunde legen zurück:

| | | |
|---|---|---|
| Flüsse von mittlerer Geschwindigkeit . . . | 3—4 | Fuß. |
| Winde von mäßiger Stärke . . . . . . | 10 | " |
| Ströme von größter Geschwindigkeit . . . | 12 | " |
| Ein Schlittschuhläufer . . . . . . . . | 36 | " |
| Ein englisches Rennpferd über . . . . . | 41 | " |
| Stürme . . . . . . . . . . . . . . | 50 | " |
| Ein schneller Dampfwagen . . . . . . . | 50½ | " |
| Ein Windhund . . . . . . . . . . . | 78 | " |
| Ein Adler . . . . . . . . . . . . . | 95 | " |
| Eine Brieftaube etwa . . . . . . . . | 100 | " |
| Die heftigsten Orkane . . . . . . . . | 120 | " |
| Der Schall in der Luft . . . . . . . . | 1022 | " |
| Ein Punkt der Erdoberfläche unter dem Äquator (in Folge der Achsendrehung der Erde) . . . . . . . . . . . . | 1431½ | " |
| Eine 24pfündige Kanonenkugel . . . . . | 2300 | " |
| Der Mittelpunkt der Erde auf der Bahn um die Sonne . . . . . . . . . . | 94825 | " |
| Das Licht . . . . . . . . . . . . . | 40000 | deutsche Meilen. |

So alle Vorstellung überschreitend die Geschwindigkeit des Lichts auch ist, so wird sie doch noch von derjenigen übertroffen, mit welcher sich Elektricität und Magnetismus fortpflanzen. Man hat für diese Geschwindigkeit noch kein Maß gefunden.

**Geschwindschreibekunst**, Schnellschreibekunst, Redezeichenkunst oder Stenographie ist die Kunst, ebenso schnell zu schreiben, als ein Redner zu sprechen vermag, und dabei doch eine vor Misverstand sichernde Deutlichkeit der Schriftzüge zu erreichen. Bei unserer gewöhnlichen Schrift ist ein so schnelles Schreiben nicht möglich und wie sehr sich an Zeit ersparen lasse, wenn man sich einfacherer Schriftzeichen bedient, kann man im Allgemeinen leicht übersehen. Es hat z. B. jede gewöhnliche Druckseite im Durchschnitt 120 n, auf einem Druckbogen von 16 Seiten stehen mithin 1920 n, jedes n in der gewöhnlichen Schrift besteht aus fünf Strichen; um alle n eines Bogens zu schreiben, muß man folglich 9600 Striche machen. Schreibt man nun aber das n mit einem Striche, so braucht man statt dessen nur 1920 Striche, und man erspart folglich an diesem einen Buchstaben auf dem Bogen 7680 Striche, d. h. die Arbeit fast einer halben Stunde. Bei der Geschwindschrift geht man zunächst darauf aus: die Buchstaben mit den möglichst einfachen Zeichen auszudrücken und zugleich diese Zeichen so zu wählen, daß sie sich mit der größten Leichtigkeit untereinander in Verbindung setzen lassen, damit man keine bedeutungslosen Verbindungsstriche zu machen nöthig hat. Ein sehr bedeutendes Mittel, Zeit zu sparen, ist aber auch noch das Abkürzen aller derjenigen Worte, welche in der Sprache sehr häufig vorkommen, z. B. der Artikel, Bindeworte und dergl., sowie auch der häufig auftretenden Endsylben und gewisser Vorschlagsylben. Es ist klar, daß die Geschwindschrift der Sprache, welche in ihr geschrieben werden soll, angepaßt sein muß, weil in den verschiedenen Sprachen andere Buchstaben am häufigsten vorkommen und am öftersten in Verbindung mit andern Endsylben und Anhangssylben auftreten u. s. w.; daher läßt sich die für eine Sprache angenommene Schnellschrift nicht ohne Weiteres bei einer andern Sprache anwenden. Für die deutsche Sprache hat namentlich Gabelsberger, auf wissenschaftliche Untersuchungen gestützt, eine Geschwindschrift geschaffen, welche schon vielfache Anwendung gefunden hat. Bei derselben sind die einfachsten geraden und gebogenen Striche — | / \ ( ) ⌒ ‿ zu Grunde gelegt und aus ihnen folgendes Alphabet hergestellt worden:

a, ae, b, c, d, e, ei od. ey, f, g, h,

ch, i, j, k, l, m, n, ng, o, ö, p, pf,

ph, ps, qu, r, s, ſ, ß, sch, sp, st, t, u,

ü, au, äu, eu, v, w, x, y, z.

Das zusammengeschriebene Alphabet hat folgendes Ansehen: . Beim Schreiben soll man sich anstatt der Tinte und Feder guter Bleistifte und fein linirten Papiers bedienen. Die Geschwindschrift ist leichter und schneller zu schreiben, als zu lesen, und man muß sich vorerst an Vorschriften im Lesen derselben üben, ehe man



Digitized by Google

daran geht, sie schreiben zu lernen. Die Geschwindschreibekunst hat sich besonders in den Staaten nöthig gemacht, in denen durch constitutionnelle Einrichtungen das möglichst genaue Aufzeichnen öffentlicher Reden nöthig geworden ist, und hat daher auch zuerst in England sich ausgebildet. Doch hatten auch schon die Römer eine Art von Stenographie.

**Geschworenengericht** oder **Jury** (von dem lat. jurare, d. h. schwören), ein Gericht, welches aus einer bestimmten Anzahl unbescholtener, aus dem Volke gewählter Männer besteht, die zu entscheiden haben, ob Jemand eines ihm angeschuldigten Verbrechens für schuldig oder nichtschuldig zu achten sei. Die Mitglieder eines solchen Gerichts führen den Namen „Geschworene", weil sie vor Antritt ihres richterlichen Amtes durch einen feierlichen Eid geloben müssen, nur nach ihrer innigen und wahrhaften Überzeugung entscheiden zu wollen. Schon in der ältesten Geschichte Deutschlands finden sich Spuren von, den heutigen Geschworenengerichten nicht unähnlichen, Gerichten vor. In jenen Zeiten nämlich sprachen sich die einzelnen Gemeinden selbst ihr Recht, unabhängig von ihrem Staatsoberhaupte, und wer eines Verbrechens beschuldigt war, wurde nur dann freigesprochen, wenn zehn oder zwölf Gemeindemitglieder ihre Überzeugung von der Unschuld des Angeklagten vermittels eines Eides bekräftigten (Eideshelfer). Geschworenengerichte kommen gegenwärtig nur in England, Frankreich, den nordamerik. Freistaaten und einigen Theilen Deutschlands vor, in welchen die franz. Gesetzgebung eingeführt wurde und sich erhalten hat. Die Grundzüge aller Geschworenengerichte sind im Wesentlichen folgende: Um zu verhüten, daß etwa ein Standesinteresse die Geschworenen für oder gegen den Angeklagten einnehme und sie zu einer Parteilichkeit verleite, müssen sie mit demselben von möglichst gleichem Stande sein. Diese schon in den urältesten deutschen Gemeindeverfassungen streng beobachtete Ebenbürtigkeit zwischen Richter und Beklagten ist auch in dem Hauptgrundgesetze Englands, der Magna charta vom Jahre 1215, in den Worten: „Niemand werde verhaftet, noch aus dem Besitze seiner Güter, Gebräuche und Freiheiten gesetzt, noch des Lebens beraubt, als durch das Urtheil seines Gleichen" klar und deutlich ausgesprochen worden. Nur wo, wie in den nordamerik. Freistaaten, alle Schranken zwischen den einzelnen Ständen gefallen sind, gilt es gleich, aus welcher Volksclasse die Geschworenen gewählt werden. In England haben nur die Pairs des Reichs das Vorrecht einer besondern Jury. Alle übrigen Unterthanen stehen vor ein und derselben Jury; Dasselbe ist auch in Frankreich der Fall. Was nun die Wahl der Geschworenen anlangt, so kann diese nicht wohl anders als durch die Vermittelung eines Staatsbeamten vollzogen werden. Es muß jedoch dem Kläger, wie dem Beklagten, damit sie nicht zu fürchten brauchen, persönliche Feinde zu Richtern zu haben, freistehen, die von dem Beamten erwählten Geschworenen, welche sie für parteiisch halten, wieder zu verwerfen. Sind nun die Geschworenen zusammengetreten, so müssen alle processualischen Verhandlungen, z. B. Zeugenverhöre, Verhörungen des Angeklagten, Vertheidigung desselben u. s. w. vor ihren Augen und mündlich geschehen; denn sie sprechen ihr „schuldig" oder „unschuldig" nur nach rein menschlich persönlicher Überzeugung aus, welche sich auf lebendige Anschauung, nicht auf Acten, Protokolle und eine künstliche Beweistheorie gründet. Ihr Urtheil selbst ist das Resultat des moralischen Gesammteindrucks, welchen die überwiegende Stärke der Verdachts- oder Entlassungsgründe, welchen die Persönlichkeit des Angeschuldigten, verglichen mit seinem Verbrechen, auf ihr Gemüth gemacht hat. Ihr Ausspruch ist kein auf juridische Wahrheit gegründeter Richterspruch, sondern der Ausdruck ihrer individuellen Meinung, ein wirkliches Urtheil, das darum, weil die Geschworenen im Namen ihres ganzen, mit richterlicher Gewalt bekleideten, Volkes zu Gericht sitzen, Gesetzeskraft hat. Eben deshalb aber dürfen die Geschworenen keine Rechtsgelehrten sein, wol aber muß der vorsitzende Präsident Jurist sein, damit weder bei den processualischen, noch bei den berathenden Verhandlungen eine gesetzliche Vorschrift verletzt oder verabsäumt werde. Aus demselben Grunde sind sie keiner Staatsbehörde Rechenschaft zu geben schuldig über die Gründe ihrer Entscheidung, die unbedingt als die einzig wahre und richtige betrachtet werden muß und durchaus keiner Revision unterliegt. Sie sind nur Gott und ihrem Gewissen verantwortlich. Am klarsten und deutlichsten geht das Wesen und die Organisation der Geschworenengerichte, wie sie sein sollen, aus der Vorschrift hervor, welche in Frankreich den Geschworenen jedesmal vor Beginn ihrer Versammlungen vorgelesen werden muß und mit großen Buchstaben in ihren Versammlungssälen angeschlagen ist. Sie lautet: „Das Gesetz verlangt von den Geschworenen keine Rechenschaft über die Mittel, wodurch sie sich überzeugt haben, es schreibt ihnen auch nicht die Regel vor, nach welcher sie vorzüglich einen Beweis für genügend und vollständig zu halten haben; es gebietet ihnen blos, in der Stille mit aller Sammlung des Gemüths selbst zu erforschen und ihr Gewissen aufrichtig zu fragen, welchen Eindruck die gegen den Angeschuldigten vorgebrachten Beweise und dessen Vertheidigungsmittel auf ihren Geist gemacht haben. Das Gesetz sagt ihnen nicht, jede Thatsache, die durch so oder so viel Zeugen und aus so und so viel Anzeichen besteht, sollt ihr für unzulänglich halten, das Gesetz thut nur die einzige Frage an sie, welche alle ihre Pflichten umfaßt: Habt ihr eine innige Überzeugung?" — Dafür müssen aber auch auf der andern Seite die Grenzen der richterlichen Gewalt einer Jury so eng und streng als möglich gezogen sein. Die Geschworenen haben durchaus nur die einfache Frage: Ist der Angeklagte schuldig oder nicht? mit Ja oder Nein zu beantworten. Hierzu ist zwar erfoderlich, zu wissen, ob die demselben vom Ankläger beigemessene That überhaupt ein Verbrechen ist oder nicht; allein die Geschworenen haben nicht zu bestimmen, unter welche Gattung von Verbrechen sie gehöre, welche Strafe nach dem Gesetz über den Angeklagten und für schuldig Befundenen zu verhängen und wie dieselbe an ihm zu vollziehen sei. Haben sie ihr Schuldig ausgesprochen, so ist es Sache der vollziehenden oder Regierungsgewalt, die Strafe zu ermessen und an dem Schuldigen zu vollstrecken. Um aber die Geschworenengerichte ganz unabhängig zu erhalten, ist es nöthig, daß die Mitglieder dieser Gerichte keine Vergütung erhalten und daß, wenn nicht bei jedem Rechtsfall, doch wenigstens von Zeit zu Zeit neue Mitglieder an die Stelle der bisherigen treten.

In England, wo die Geschworenengerichte am frühesten eingeführt worden, besteht neben der eigentlichen Ur-

Digitized by Google

theilsjury auch eine Anklagejury, und zwar die erstere unter dem Namen petty Jury (Kleinjury), diese unter dem Namen grand Jury (Großjury). Da nämlich schon der Anklagezustand an sich, auch vor der Verurtheilung oder Lossprechung, oft mit großen Nachtheilen verbunden ist, so wird in England zuvörderst die Frage durch die Jury entschieden, ob hinlänglicher Grund zur Anklage und Criminaluntersuchung gegen einen Menschen vorhanden sei, der in den Verdacht gerathen ist, ein Verbrechen begangen zu haben. Nur erst, wenn die Anklagejury hierüber zum Nachtheile des Angeschuldigten sich erklärt hat, kommt dieser vor die Urtheilsjury, welche darüber, ob derselbe das fragliche Verbrechen wirklich begangen hat oder nicht, entscheidet. Jeder, der mündig ist und 10 Pf. St. (ungefähr 70 Thlr.) aus seinem Grundeigenthum oder 20 Pf. St. aus einem Erbpacht jährliche Revenuen hat, kann Geschworener werden, mit Ausnahme aller besoldeten Regierungsbeamten, sowie der Geistlichen, der Advocaten, der Ärzte und Fleischer. Die Listen der Wählbaren werden in jedem Kirchspiele von den Küstern und Armenaufsehern jährlich neu entworfen und drei Wochen lang öffentlich (in der Regel an den Kirchthüren) ausgehängt. Zu Ende jedes Septembers muß der Friedensrichter des Orts diese Listen sorgfältig prüfen und berichtigen. Ist dies geschehen und das Verzeichniß aller Wählbaren in alphabetischer Ordnung in ein dazu bestimmtes Buch eingetragen worden, so wählt der Sheriff die Geschworenen und zwar höchstens 72, mindestens 48. Von diesen darf der Angeklagte, ohne einen Grund angeben zu müssen, 36, wenn er des Hochverraths beschuldigt worden ist, außerdem aber nur 20 verwerfen. Will er noch mehre verwerfen, so muß er sich auf gesetzliche Gründe berufen. Hierher gehört, daß er Niemandem, der mit ihm in ein und demselben oder benachbarten Wohnorte lebt, als Geschworenen anzuerkennen braucht. Wird hierdurch die Zahl der Geschworenen zu klein, so werden sofort neue gewählt, die der Angeschuldigte jedoch in demselben Maße, wie die erstern, verwerfen darf. Fremde haben das Recht, zu verlangen, daß die Hälfte der Geschworenen aus Fremden gewählt werde. Sind nun zwölf zu Mitgliedern der Jury bestätigt, so beginnen, nach vorgängiger Vereidigung derselben, die Hauptverhandlungen. Der Kläger trägt nun das Verbrechen mit allen Nebenumständen vor, stellt die Anschuldigungszeugen vor, gibt an, welche Umstände er durch sie beweisen will und hört sie selbst ab, nachdem sie zuvor vereidet worden sind. Auch der Vertheidiger des Angeschuldigten legt diesen Zeugen Fragen vor, um ihre Aussagen zu schwächen, und hört dann die Vertheidigungszeugen ab, welche die Fragen des Klägers ebenfalls beantworten müssen. Nach Beendigung der Verhandlungen hält der Präsident einen kurzen Vortrag, in welchem er den Begriff des fraglichen Verbrechens auseinandersetzt, das Ergebniß der Zeugenaussagen zusammenfaßt und die wichtigsten Thatsachen, die sowol für als gegen den Angeschuldigten sprechen, den Geschworenen ins Gedächtniß zurückruft. Diese werden während der ganzen Verhandlung in strengem Gewahrsam gehalten und Niemand wird zu ihnen gelassen, auch wenn diese länger als einen ganzen Tag dauern sollte. Sie müssen in ihrem Berathungszimmer so lange bleiben, bis alle zwölf Einer Meinung über das Schuldig oder Unschuldig sind. Der Präsident darf — und hierin müssen wir eine bedenkliche Abweichung von den oben mitgetheilten allgemeinen Grundsätzen erkennen — dem Ausspruche der Geschworenen seine gesetzlich erfoderliche Zustimmung verweigern und sie zu einer neuen Berathung auffodern, wenn ihr Urtheil seiner Meinung total widerspricht. Auch hat er das Recht, sie auf allgemeine juristische Grundsätze aufmerksam zu machen. Die Geschworenengerichte sind übrigens in England, wo sie an die Stelle der **Gottesgerichte** (s. d.) traten, auch auf Civilprocesse angewendet worden, obwol nur zur Feststellung einzelner dabei in Frage kommender Thatsachen. Für Criminalfälle wurden durch die Geschworenengerichte im Laufe der Zeit alle übrigen Gerichte verdrängt.

Die bis zur ersten franz. Revolution bestehenden Strafgesetze waren sehr hart und ihre Handhabung willkürlich und leichtsinnig. Am 3. Sept. 1791 wurden die Geschworenengerichte durch den einmüthigen Beschluß des Nationalconvents für ganz **Frankreich** eingeführt. Nach dem Muster der engl. wurde auch in Frankreich eine doppelte Jury, nämlich eine Anklagejury (jury d'accusation) und eine Urtheilsjury (jury) eingerichtet. Doch wurde die erstere schon im Jahre 1809 wieder abgeschafft, und auch die letztere mußte sich vielfache, mit der eigentlichen Natur der Geschworenengerichte nicht wohl vereinbare Umänderungen gefallen lassen, durch welche sie allmälig immer mehr unter den Einfluß der Regierung kam. Wahlfähig sind die 300 höchst besteuerten Einwohner eines Departements, außerdem der Gelehrtenstand, Kaufleute, sowie alle Beamte, die 4000 Francs oder mehr jährlichen Gehalt haben, jedoch mit Ausnahme der Minister, Präfecten, Richter und Staatsanwälte. Aus der Liste der Wahlfähigen werden von dem Präfecten 60 zu Mitgliedern einer Jury erwählt. Von diesen 60 streicht der kön. Vorsteher des Gerichts (der Assisenpräsident) 24. Die Liste der noch übrigbleibenden 36 wird dem Ankläger (d. i. in Frankreich der Staatsanwalt) sofort, dem Angeschuldigten aber erst 24 Stunden vor Eröffnung der gerichtlichen Verhandlungen, mitgetheilt. Am Tage des Gerichts werden die Namen dieser 36 in eine Urne geworfen. Einzeln und nach dem Zufalle des Looses werden nun die Namen herausgenommen. Sobald ein Name gezogen ist, hat der Angeklagte und nach ihm der Ankläger das Recht, den betreffenden Geschworenen zu verwerfen, ohne dabei besondere Gründe angeben zu müssen, doch dürfen von beiden Parteien im Ganzen nur 24 Geschworene verworfen werden. Sind also bereits 24 Namen gezogen und noch keiner angenommen worden, so bilden die 12, deren Namen noch in der Urne sind, weil sie keiner Verwerfung mehr ausgesetzt sind, die Jury, auch wenn der Angeklagte beweisen könnte, daß grade diese 12 Personen seine erklärten Feinde sind. Zu diesen 12 Geschworenen kommen nun noch fünf Richter, der Staatsanwalt und der Gerichtsschreiber. Alle zusammen bilden den **Assisenhof**. Die Verhandlungen beginnen damit, daß der Gerichtsschreiber die Anklage vorliest. Dann folgt das Verhör des Angeklagten und die Vernehmung der Zeugen unter Leitung des Präsidenten. Hieran schließt sich das Plaidiren (d. h. das mündliche Verfahren) des Staatsanwalts und des Vertheidigers. Ist dies geschlossen, so faßt der Präsident die Resultate aller stattgehabten Verhandlungen in einer Rede zusammen und legt den Geschworenen geeignete Fragen zur Beantwortung vor. Ein großer Übelstand ist, daß die Verhandlungen in Frankreich lange dauern

Digitized by Google

und da die Geschworenen nach jeder Sitzung nach Hause gehen dürfen, so ist stets die Möglichkeit vorhanden, auf ihre Überzeugung einzuwirken. Erst wenn die Untersuchung völlig geschlossen ist, werden die Geschworenen ins Berathungszimmer eingeführt und dieses streng bewacht. Nur der Assisenpräsident hat das Recht, Jemanden zu ihnen zu lassen. Unter ihnen entscheidet die absolute Stimmenmehrheit, also sieben gegen fünf. Ist jedoch die Stimmenmehrheit nicht größer als die eben angegebene, so geben die erwähnten fünf kön. Richter ihre Stimmen gleichfalls ab und hierdurch der Sache den Ausschlag.

Der franz. Jury gleicht der schot. Strafproceß insofern, als auch in diesem die Anklagejury wieder abgeschafft worden ist und die Verbrechen gleichfalls von Staatswegen untersucht werden. In ihren übrigen Einrichtungen nähern sich die schot. Geschworenengerichte mehr den engl., welchen auch die nordamerik. ganz ähnlich sind. Im Königreich der Niederlande sind die Geschworenengerichte jetzt wieder aufgehoben, dagegen bestehen sie mit einer der franz. Jury fast gleichen Verfassung noch in den preuß. Rheinprovinzen, sowie in Rheinbaiern und in Rheinhessen.

**Geschwulst** wird im Allgemeinen jede das natürliche Maß und Verhältniß überschreitende Umfangsvergrößerung irgend eines Theiles oder einer Gegend des Körpers genannt. Die Geschwülste haben sehr verschiedene Entstehungsgründe, bieten alle nur möglichen bekannten Formen dar, kommen ebenso gut an der äußern Oberfläche als im Innern des Körpers vor, sind bald ganz fest, bald weich und elastisch, enthalten nur Flüssigkeiten, oder sind auch aus festen und flüssigen Substanzen zugleich zusammengesetzt. Gewisse Geschwülste scheinen nur in bestimmten Organen entstehen zu können. In der Mehrzahl der Fälle sind sie nur eine einzelne Erscheinung einer allgemeinen oder örtlichen Krankheit.

**Geschwür** wird eine langsam entstandene Trennung des Zusammenhanges in einem Theile des Körpers genannt, welche unter Ausfluß von Eiter oder Jauche auftritt. Dieser Ausfluß wird durch eine örtliche oder allgemeine Ursache unterhalten, und so lange diese nicht beseitigt worden ist, dauert das Geschwür fort, breitet sich immer weiter aus oder kommt nach einer vorübergehenden Heilung wieder zum Vorschein. Die letztgenannten Merkmale bedingen den wesentlichen Unterschied zwischen Wunde und Geschwür. Die Ursachen der Geschwüre sind theils innerlich, theils äußerlich, und in einigen Fällen ist nur ein einzelner Körpertheil krankhaft ergriffen, in andern der ganze Körper. Je nach ihrer Beschaffenheit üben die Geschwüre einen mehr oder weniger bedeutenden Einfluß auf das Allgemeinbefinden aus. Ist z. B. die Absonderung des Eiters beträchtlich und dieser schlecht, so wird nicht nur durch den anhaltenden Säfteverlust, sondern auch durch die Aufnahme des schlechten Eiters in die allgemeine Säftemasse ein allgemeiner Schwächezustand und endlich Verderbniß der ganzen Säftemasse herbeigeführt. Unter manchen Umständen werden Geschwüre aber auch zu wohlthätigen Ableitungsorganen, insofern der Krankheitsreiz oder Krankheitsstoff sich von innern edlern Eingeweiden nach ihnen hinwirft. (Vgl. Fontanelle.) Geschwüre in der Haut und in fleischigen Theilen heilen leichter, wie solche in flechsigen oder drüsigen Organen; Knochengeschwüre sind immer sehr hartnäckig. Je älter ein Geschwür ist, um so langwieriger ist in der Regel die Heilung; je unreiner dasselbe ist, je speckiger sein Grund, je aufgeworfener und härter sein Rand, je schlechter die in demselben abgesonderte Flüssigkeit, je tiefer es eindringt, je beträchtlicher überhaupt die Zerstörungen sind, die es bereits angerichtet hat, um so schwieriger ist die Heilung. Bei jungen Personen heilen die Geschwüre leichter als bei alten, schon in hohem Grade geschwächten. Geht ein Geschwür in Heilung über, so verliert es zuerst sein unreines Ansehen und der Eiter wird gutartig, dann bilden sich Fleischwärzchen, diese werden nach und nach fester, ziehen sich zusammen und bedecken sich endlich mit einem feinen Häutchen, worauf dann vollends Vernarbung eintritt. Je nach den den Geschwüren zum Grunde liegenden Ursachen unterscheidet man venerische, skorbutische, skrofulöse, gichtische u. s. w. Geschwüre.

**Gesellschaft** heißt jede Vereinigung der Menschen zu einem bestimmten Zwecke. Man kann die Gesellschaften unterscheiden in natürliche, welche sich von selbst bilden und denen daher der Zweck, um dessen willen sie da sind, nicht von Anfang an im Bewußtsein zu sein pflegt, und in willkürliche, die durch Übereinkunft zu Erreichung eines vor Errichtung der Gesellschaft gewußten und ausgesprochenen Zweckes zusammentreten. Zu der ersten Art von Gesellschaften gehört die Familie, der aus dieser erwachsende Stamm, das Volk, der Staat. Die Gesellschaften der zweiten Classe, zu denen unter andern Actiengesellschaften, Gesellschaften zu gemeinsamen Vergnügungen u. s. w. gehören, unterscheiden sich von denen der ersten insonderheit dadurch, daß sie stets auf einem Vertrage (s. d.) beruhen. Man muß sich wol hüten, bei der Beurtheilung der natürlichen Gesellschaft ei nes Maßstabes sich zu bedienen, welcher nur für willkürlich Gesellschaften gültig ist, denn jene beruhen auf den erster und tiefsten Lebensbedürfnissen des Menschen, können dahe auch auf keine Weise weder aufgehoben noch nach Beliebe umgestaltet werden, wie dieses bei den willkürlichen Gesell schaften allerdings der Fall ist. — Diese letzten theilt ma nach dem Verhältnisse, welches sie gegen die höchste un wichtigste der natürlichen Gesellschaften, gegen den Staa einnehmen, in erlaubte (privilegirte) und verbotene ei Da nämlich der Staat eine alle innerhalb eines gewisse Bezirkes zusammenlebende Menschen in sich befassende G sellschaft ist, deren Zweck der höchste und wichtigste i (s. Staat), und in der zugleich die höchste Macht concer trirt ist, so kann derselbe nur diejenigen willkürlichen Gesel schaften innerhalb des von ihm umfaßten Bezirkes bestehe lassen, welche in ihren Zwecken seinen eignen Zwecken nic zuwider sind und welche sich einer solchen Beaufsichtigung u terwerfen, daß die Macht der Gesellschaft, welche um so gr ßer ist, je größer die Anzahl und der Einfluß ihrer Mitgli der ist, niemals gegen das Wohl des Staats benutzt werd kann. Der Staat hat daher das Recht, von jeder sich bi denden willkürlichen Gesellschaft die Angabe des Zwecks u der Mittel, welche zu Erreichung desselben in Thätigkeit ges werden sollen, zu verlangen und sie nur dann zu dulde wenn er Zweck und Mitteln seine Billigung gibt. Jede wi kürliche Gesellschaft pflegt zur Nachricht für ihre Mitglieder i ren Zweck und die Mittel, durch welche derselbe erreicht we den soll, in einer Schrift anzugeben, welche das Sta

Digitized by Google

oder die Statuten der Gesellschaft heißt. Diese Statuten müssen der Staatsregierung zur Prüfung und Genehmigung vorgelegt werden. Erhält die Gesellschaft diese Genehmigung; so ist sie erlaubt, und privilegirt dann, wenn ihr gewisse Vorrechte eingeräumt werden, weil sie als dem Zwecke des Staates förderlich anerkannt worden ist. Jede ohne Genehmigung der Staatsregierung bestehende Gesellschaft ist eigentlich eine verbotene, doch pflegt man als solche gewöhnlich nur die von der Regierung ausdrücklich untersagten Gesellschaften zu bezeichnen. Um sich der Macht des Staats zu entziehen, pflegen verbotene Gesellschaften entweder überhaupt ihre Existenz, oder doch ihren wahren Zweck und die wirklich von ihnen in Thätigkeit gesetzten Mittel geheim zu halten und heißen in diesem Falle geheime Gesellschaften. Eine erlaubte Gesellschaft kann schon darum, weil sie die Regierung zum Mitwisser hat, eigentlich niemals eine geheime Gesellschaft sein, indeß bezeichnet man als solche doch jede Gesellschaft, welche ihre innere Einrichtung den Augen des größern Publicums entzieht, z. B. die Gesellschaft der Freimaurer (s. d.). In frühern Zeiten war die Macht des Staats minder bestimmt und wurde weniger dem Zwecke des Staats gemäß angewendet, daher pflegten sich auch die Gesellschaften unabhängiger gegen den Staat zu stellen, ja übernahmen zuweilen einen Theil der der Staatsregierung eigentlich zustehenden, aber von ihr vernachlässigten Obliegenheiten, wie z. B. die Feme, die Inquisition (s. d.) und andere. Öffentliche und geheime Gesellschaften gab es schon in dem frühesten Alterthume, mit theils politischen, theils religiösen, theils rein geselligen, theils kaufmännischen Interessen. Während in neuerer Zeit nur diejenigen Gesellschaften, welche staatswidrige Zwecke verfolgen, sich geheim zu halten pflegen, mußten in finstern und bedrängten Zeiten oft Gesellschaften, welche die edelsten Zwecke hatten, unbekannt zu bleiben suchen. So hat z. B. die christliche Kirche anfänglich, um sich den Verfolgungen der Heiden zu entziehen, nur aus geheimen Gesellschaften bestanden. Der letzte Grund aller, sowol der natürlichen als der willkürlichen Gesellschaften, ist der dem Menschen angeborene Trieb der Geselligkeit. Der Mensch fühlt sich wahrhaft wohl nur im Umgange mit seines Gleichen, nicht allein weil er in der Verbindung mit Andern eine Quelle sinnlicher und geistiger Freuden findet, sondern auch weil er durch die Verbindung mit andern vernünftigen Wesen zu demselben Zwecke seine eigne Kraft vervielfältigt. Nur vernünftige Wesen vermögen sich zu Erreichung eines willkürlich gewählten Zwecks zu verbinden.

**Gesetze** sind allgemeine Bestimmungen, nach denen etwas geschehen muß oder geschehen soll. Wie man die Gesammtheit alles Dessen, was Dasein hat, in Natur (Körperwelt) und Geist (Geisterwelt) zu theilen pflegt, so spricht man auch von Naturgesetzen und Gesetzen des Geistes. Der Geist ist frei, die Natur nicht, und so kommt es, daß der Geist Gesetze hat, denen er gehorchen soll, die Natur aber solche, denen sie gehorchen muß. Es ist aber auch noch der Unterschied, daß die Gesetze des Geistes von dem Geiste ihm selbst gegeben, während die Gesetze der Natur ihm von einem Andern, nämlich vom Schöpfer der Natur, gegeben sind. Der Geist bestimmt sich in seinen Gesetzen selbst, d. h. ist in der Freiheit; die Natur wird von einem andern höhern bestimmt, d. h. ist in der Nothwendigkeit. Sofern der Mensch ein natürliches Wesen ist, ist auch er in der Nothwendigkeit, den Naturgesetzen unterworfen; sofern derselbe aber ein geistiges Wesen ist, ist er in der Freiheit und die Gesetze, die er sich gibt, sind selbst nur Zeugniß von seiner Freiheit. Die Naturgesetze durch emsige Naturbeobachtung und künstliche Untersuchungen zu entdecken und in ihrem Zusammenwirken kennen zu lernen, ist die Aufgabe der Naturforscher. Von diesen Gesetzen machen dann die Techniker insofern Anwendung, als sie die nach ihren Gesetzen thätige Natur und ihre in dieser Thätigkeit sich äußernden Kräfte zum Besten der Menschen leiten. — Die Gesetze des Geistes sind theils Regeln des Handelns, welche sich der einzelne Mensch gibt (Moralgesetze, s. Moral) entweder in jedem einzelnen Falle oder ein- für allemal, Grundsätze (s. d.), theils ein für allemal ausgesprochene Bestimmungen für eine Gesellschaft von Menschen, welche als vernünftig und dem Zwecke der Gesellschaft ersprießlich von der Gesammtheit anerkannt werden und daher jedem einzelnen Mitgliede in seinen Handlungen als Vorschrift dienen sollen. Wie der Staat sowol dem Zweck als dem Umfange nach die höchste und vornehmste Gesellschaft ist, so sind auch die Staatsgesetze die wichtigsten derartigen Gesetze, und zu ihnen stehen die Gesetze anderer Gesellschaften ganz in demselben Verhältnisse, in welchem alle übrigen Gesellschaften (s. Gesellschaft) gegen den Staat stehen. Die Gesetze eines Staats machen in ihrer Gesammtheit das in einem Staate geltende Recht (s. d.) aus. Wie der Staat aus dem Volke sich bildet, indem dieses zum Bewußtsein über sich selbst kommt, so erwachsen die Gesetze aus den Sitten des Volks. Lange, ehe ein Gesetz erkannt und ausgesprochen wird, hat es gewöhnlich schon als Sitte bestanden, und nur diejenigen Gesetze, welche sich auf Zufälligkeiten beziehen, entstehen aus der Willkür der Regierenden, z. B. über Absperrungsmaßregeln bei einer drohenden Seuche und dergl. Besonders im Alterthume, wo noch einfache Verhältnisse im Leben der Völker bestanden, finden wir häufig Gesetzgeber, welche entweder nach Willkür feststellten, was als Recht gelten sollte, oder durch tiefe Erkenntniß des Charakters und der Sitten ihres Volkes sich leiten ließen. Während Gesetzgebungen der letzten Art stets sich zum Segen der Völker erhalten haben, haben diejenigen, welche ihre Quelle in der Willkür hatten, niemals lange sich erhalten können. In neuerer Zeit kommen ähnliche Erscheinungen, wie die der alten Gesetzgeber (Drakon, Solon, Lykurg, s. d.) nicht mehr vor, weil in allen civilisirten Staaten ein bereits durch Gesetze begründeter Rechtszustand vorhanden ist, der nur nach Umständen abgeändert werden kann. Sehr fälschlich hat man zuweilen den sogenannten positiven, d. h. in einem Staate wirklich bestehenden und geltenden, Gesetzen, die Gesetze der Vernunft gegenübergestellt, als wären diese etwas Anderes als jene, da doch vielmehr die positiven Gesetze selbst, wenn sie wahrhaft dem Volksgeiste entsprechen, nicht Beschränkungen der wahren Freiheit, sondern vielmehr die Aussprüche dieses vernünftigen Geistes selbst enthalten, also Bezeugungen seiner Freiheit sind. (Vgl. Naturrecht.) Im Staate selbst hat man die drei Gewalten, mit denen derselbe auftritt, nämlich die regierende, die rechtsprechende und die gesetzgebende unterschieden, und auf dem Verhältnisse, in welcher diese drei Gewalten gegenein-

Digitized by Google

ander stehen, beruhen größtentheils die verschiedenen Staatsformen. (S. Staat.)

**Gesicht**, der Sinn des Sehens, der Wahrnehmung des von den Gegenständen ausgehenden oder von ihnen zurückgeworfenen Lichtes, ist derjenige Sinn, welcher den Menschen auf die mannichfaltigste und interessanteste Weise, sowie bis auf die weitesten Entfernungen mit den Gegenständen, welche ihn auf der Erde, ja im Weltraum umgeben, in Verbindung setzt. Unser Gesicht reicht, wie wir aus der Erscheinung der Fixsterne entnehmen, bis in unermeßliche Fernen. Leuchtende Gegenstände bleiben so lange sichtbar, als ihre Lichtstärke in Verhältniß mit ihrer Entfernung steht. Die Organe des Gesichts sind bekanntlich die Augen (s. d.). Das Gesicht unterscheidet nicht nur die verschiedenen Lichtstärken, bis herab zum gänzlichen Mangel des Lichts (dem Schatten) und die verschiedenen Farben, sondern dient auch, die Größe der Gegenstände zu erkennen, wenn die Entfernung bekannt ist und die Entfernung, wenn man die wirkliche Größe kennt. Die scheinbare Größe eines gesehenen Gegenstandes nimmt nämlich ab, je größer die Entfernung desselben ist. Denkt man sich von dem höchsten und ebenso von dem niedrigsten Punkte eines Gegenstandes gerade Linien nach dem Auge eines Beobachters gezogen, so heißt der Winkel, den diese beiden Linien miteinander machen, der Gesichtswinkel, der Sehwinkel, oder, da von seiner Größe die Größe des gesehenen Gegenstandes für den Beobachter abhängt, die scheinbare Größe des Gegenstandes. Eine kurze Überlegung zeigt, daß derselbe Gegenstand unter desto kleinerm Gesichtswinkel erscheinen muß, je weiter entfernt er ist, und daß von zwei Gegenständen, welche dem Auge vermöge des Gesichtswinkels gleich groß erscheinen, der entfernteste der größte ist. Mit der Entfernung nimmt auch die Deutlichkeit der Gegenstände ab, weil die Sehwinkel, unter denen die kleinsten Theile des Gegenstandes erscheinen, allmälig zu klein werden, um noch Wahrnehmung zu gestatten. Eine ähnliche Undeutlichkeit tritt aber auch ein, wenn ein Gegenstand dem Auge allzu nah gerückt wird, und hieraus ergibt sich für jedes Auge eine bestimmte Entfernung, in welcher es die Gegenstände am deutlichsten wahrnimmt. Diese sogenannte Sehweite oder Weite des deutlichen Sehens ist fast für jedes Auge eine andere, doch liegt sie bei einem gesunden Auge in der Regel zwischen 12—20 Zoll. Menschen, welche nur solche Gegenstände wahrzunehmen vermögen, die sehr nahe bei ihren Augen sich befinden, heißen Kurzsichtige, während Weitsichtige solche sind, die nur entferntere Gegenstände deutlich sehen. Beide helfen sich durch Brillen (s. d.). Obgleich der Mensch im Stande ist, die Gegenstände in sehr verschiedenen Entfernungen zu erkennen, so muß doch das Auge sich gleichsam für jede Entfernung besonders anpassen, adjustiren. Haben wir z. B. längere Zeit unser Auge auf einen nahen Gegenstand gerichtet und wenden es dann schnell auf einen entferntern, so vergehen einige Augenblicke, ehe der entfernte Gegenstand deutlich wahrgenommen wird.

Höchst merkwürdig ist der Umstand, daß jeder Mensch in jedem seiner Augen einen Punkt hat, auf welchem er völlig blind ist. Man kann sich hiervon überzeugen, wenn man auf ein Blatt weißen Papieres eine rothe Oblate legt und in etwa 2½ Zoll Entfernung rechts von derselben ein ungefähr 8½ Zoll hohes Buch auf das Papier stellt. Legt man dann den Kopf mit der Nase auf das Buch, schließt das rechte Auge und blickt mit dem linken Auge scharf am Buche herab, so gewahrt man zugleich die seitwärts liegende weiße Fläche des Papiers, aber die Oblate nicht, welche gradezu verschwunden ist. Sie kommt alsbald zum Vorschein, wenn man das Auge etwas aus der angegebenen Stellung verrückt.

Der Sinn des Gesichts ist, wie der schärfste und am weitesten reichende Sinn des Menschen, auch derjenige, welcher den meisten Täuschungen und Fehlern ausgesetzt ist. Außer dem Staar (s. d.) und der angegebenen Kurzsichtigkeit und Weitsichtigkeit gehören zu den Augenfehlern das Tagsehen und das Nachtsehen. Jenes, auch Nachtblindheit oder Hühnerblindheit genannt, äußert sich dadurch, daß das Auge nur im hellen Sonnenlichte sieht, für schwaches Licht aber völlig unempfindlich, blind ist, und kommt besonders in gewissen Ländern, z. B. China, Brasilien, sehr häufig vor. Bei dem Nachtsehen oder der Tagblindheit kann das Auge das helle Sonnenlicht nicht ertragen und sieht dafür bei schwachem Lichte besser, als ein gewöhnliches Auge. Die Empfindlichkeit des Auges für das Licht geht zuweilen bis zur Lichtscheu, bei welcher das Auge fast gar kein Licht zu ertragen vermag. Blendendweiße Gegenstände bringen im Auge einen schmerzhaften Reiz hervor, der sogar entzündlich werden kann. Eine hieher gehörige Erscheinung ist die in den Polargegenden häufig vorkommende Schneeblindheit.

Der Mensch hat zwei miteinander in ihrem Bau genau übereinstimmende Augen, und sieht mit diesen beiden Augen die Gegenstände nicht doppelt, sondern einfach, weil Eindrücke, welche entsprechende Punkte beider Augen zugleich treffen, nur einmal wahrgenommen werden. Bringen wir aber die Augen aus derjenigen Lage, welche ihnen die Natur gegeben, so treffen die von demselben Gegenstande ausgehenden Lichtstrahlen nicht beide Augen in entsprechenden Theilen und wir sehen daher beim Schielen die Gegenstände doppelt. Ist jedoch das Schielen durch Natur oder Gewohnheit bleibend geworden, so sieht man nur einfach, weil in diesem Falle ein Auge oder beide Augen so unregelmäßig verändert sind, daß bei einer schiefen Stellung die in Bezug auf das Sehen in beiden Augen einander entsprechenden Punkte gleichzeitige Eindrücke erfahren. Sehr häufig ist das Schielen nur eine üble Angewohnheit und man kann es dann abgewöhnen, wenn man das schielende Auge mit einer Kapsel bedeckt hält, in welcher sich nur eine kleine Öffnung befindet, die so angebracht sein muß, daß, wenn man sehen will, das schielende Auge in die naturgemäße Stellung genöthigt wird. — Ein merkwürdiger nicht selten vorübergehend vorkommender Fehler ist das Halbsehen, jedenfalls ein krankhafter Zustand der Nerven, bei welchem immer die eine Hälfte der angeblickten Gegenstände verschwindet. Doch kommt Ähnliches auch bleibend in Folge theilweiser Lähmung der Netzhaut vor. — Dem Umstande, daß man in einem krankhaft aufgeregten oder geschwächten Zustande Gegenstände, lebendige sowol als leblose, ja die Gebilde einer völlig zügellosen Phantasie wahrnehmen kann, ohne daß solche irgend ein äußerliches Dasein haben, ja ohne daß ein Gegenstand vorhanden ist, der nur für etwas Anderes angesehen würde, ist ein groß

Digitized by Google

Theil des Aberglaubens an Geistererscheinungen (s. d.) zuzuschreiben.

Es gibt Personen, welche übrigens ganz gesunde Augen haben, aber gewisse Farben nicht zu unterscheiden vermögen. Das merkwürdigste Beispiel in dieser Beziehung erzählt der berühmte engl. Naturforscher Brewster von einem Schuhmacher in Cumberland, welcher nur weiß und schwarz kannte, indem er auch nicht eine Farbe zu erkennen vermochte. In Krankheitszuständen ereignen sich noch besonders auffällige Erscheinungen. So soll es bei einer Pest vorgekommen sein, daß die Erkrankten die Gegenstände mit Regenbogenfarben erblickten. Ein alter Mann sah eine Zeit lang alle Gegenstände krumm und nach einer Seite hängend. Fast unglaublich aber und bis jetzt unerklärt sind die Fälle von Personen, bei denen vom Hindurchsehen durch eine Brille die Gläser nach einiger Zeit mit tiefen Rissen zerkratzt und erblindet waren, und zwar im Umfange des Augensterns. — Es gibt noch eine große Anzahl von Augenfehlern und Gesichtstäuschungen, welche hier nicht weiter erwähnt werden können. Aus dem Angeführten wird hinlänglich hervorgehen, wie sehr man gegen die Erscheinungen des Auges mistrauisch zu sein Ursache habe und wie große Sorgfalt man bei der Behandlung eines so sehr zu Regelwidrigkeiten geneigten Sinnenwerkzeugs anwenden müsse. Besonders nachtheilig kann dem Auge ein schneller Wechsel zwischen Finsterniß und Licht werden. Derselbe kann völliges Erblinden zur Folge haben, besonders wenn sich das Auge ohnedies in einem gereizten Zustande befindet. Das Auge muß sich nämlich für jede herrschende Lichtstärke besonders einrichten. Kommen wir aus der Tageshelle in einen dunkeln Raum, so werden wir anfangs keinen Gegenstand zu unterscheiden vermögen; allmälig aber wird das Auge wieder zu sehen beginnen. Treten wir dagegen aus der Dunkelheit in ein hellerleuchtetes Zimmer, so werden wir eine Zeit lang so geblendet sein, daß die Augen schmerzen und keinen Gegenstand deutlich zu unterscheiden vermögen, weil sie kein längeres Hinblicken aushalten. Daher ist es z. B. auch nachtheilig, das Bett so zu stellen, daß beim Erwachen sogleich das volle Sonnenlicht auf die Augen fällt, oder daß man des Nachts vom Monde beschienen wird. Hellleuchtende Lampen pflegt man, um die Blendung zu vermeiden, mit Schirmen zu versehen. Doch sind die völlig undurchsichtigen Schirme, welche gewöhnlich Studirlampen haben, mehr schädlich als nützlich. Hier wird nämlich ein kleiner Raum vor der Lampe sehr stark erleuchtet, der übrige Theil des Zimmers aber dunkel gelassen, und das Auge erleidet ebenso oft starke Lichtwechsel, als man es von dem erleuchteten Raume weg- und wieder dahin zurückwendet.

**Gesichtsschmerz**, eine der qualvollsten Krankheiten, welche den Menschen heimsuchen können, besteht in einem sehr heftigen, schneidenden oder reißenden und bohrenden, zuweilen selbst elektrischen Schlägen ähnlichen Schmerze, der meist nur eine Seite des Gesichts, und zwar entweder die Gegend vor dem Ohre oder die unter dem Auge bis zu dem Nasenflügel befällt. Die Krankheit erscheint in einzelnen Anfällen, die mit völlig schmerzenfreien Zwischenzeiten abwechseln, in der Regel plötzlich eintreten, ebenso plötzlich wieder aufhören, leicht durch Gemüthsbewegungen, Sprechen, Lachen, Kauen, Niesen, sowie durch Druck und Berührung der befallenen Theile hervorgerufen werden und von verschiedener Dauer sind, indem sie bisweilen nur eine Minute, bisweilen aber auch eine Viertel- und halbe Stunde und länger anhalten. Während eines solchen Anfalles ist das Gesicht roth und aufgetrieben, einzelne Antlitzmuskeln zittern und zucken, der Puls wird beschleunigt, hart, zusammengezogen, ungleich, unordentlich. Gewöhnlich endet der Anfall unter reichlichem Abflusse von Thränen oder Erguß eines dünnen Schleimes aus der Nase, oft mit dem Gefühle, als wenn in den Gesichtsnerven etwas zerrissen worden wäre. Meistens ist die Krankheit rheumatischen oder gichtischen Ursprungs, zuweilen von Stockungen im Unterleibe oder von Störungen des Monatsflusses u. s. w. abhängig; oft aber auch reines Nervenleiden, immer sehr hartnäckig und schwer zu heilen. Wird das Übel nicht gehoben, so entsteht nach und nach ein unheilbares Zittern und Zucken in den Gesichtsmuskeln oder auch wol Lähmung derselben, und endlich werden auch die Geisteskräfte angegriffen.

**Gesims** nennt man in der Baukunst jede Einfassung am obern oder untern Theile einer Wand oder an einer Öffnung des Gebäudes. Dasselbe entstand aus den Balken- oder Steinreihen, welche über diejenige Wand eines Gebäudes hervorragen, an welcher das Wasser von dem Dache abläuft und die daher sowol als Zierath als zum Schutze der Wand gegen das herablaufende Wasser benutzt wurden. Das Gesims darf nicht unterbrochen werden und erhält gewöhnlich eine Ausladung, welche ein halb oder zwei Drittel seiner Höhe beträgt. Das Haupt- oder Dachgesims bildet den obersten Theil des Gebäudes und den Kranz des Gebälkes; man gibt ihm den 18.—20. Theil der Höhe des ganzen Gebäudes. Die einzelnen Stockwerke werden durch das Gurtgesims getrennt, welches 12—18 Zoll Höhe hat. Zuweilen werden an den Wänden der Zimmer Gesimse angebracht, welche den 16.—18. Theil der Wandhöhe haben; über dem Fußboden faßt man die Wände mit Fußgesimsen ein. Geländer erhalten zuweilen eine Bedeckung, welche Brustgesims heißt. Auch Fenster, Thüren, Kamine werden mit Gesimsen eingefaßt, welche oberwärts eine Bedeckung bilden, die Verdachung genannt wird. Alle Gesimse sind aus mehren Gliedern zusammengesetzt, welche so geordnet und in Verhältniß gesetzt sein müssen, daß sie zusammen ein schönes Ganze darstellen.

**Gesinde**, ein altes deutsches Wort, welches man nicht ohne Wahrscheinlichkeit von senden ableitet, nennt man alle diejenigen Personen, welche Andern für Lohn und Kost häusliche Geschäfte und wirthschaftliche Dienste verrichten (Kostgeld). — Unter Gesindeordnungen versteht man die landesherrlichen Gesetze, durch welche in einzelnen deutschen Staaten das Verhältniß des Gesindes zu seiner Dienstherrschaft, also die gegenseitigen Befugnisse und Verbindlichkeiten festgestellt, überhaupt das ganze Gesindewesen in policeilicher Rücksicht geordnet wird. Die Eingehung und Abschließung des Dienstvertrags ist in der Regel an keine besondern Formalitäten gebunden, vielmehr ist ein solcher Vertrag sofort gültig und für beide Theile (für die Herrschaft wie für das Gesinde) verbindlich, sobald sie sich über die Art der zu übernehmenden Dienstleistungen im Allge-



Digitized by Google

meinen und über die Größe des Dienstlohnes vereinigt haben. Indessen findet in den meisten Gegenden Deutschlands der Gebrauch statt, daß zum Zeichen des geschlossenen Vertrags das Gesinde von seiner zukünftigen Dienstherrschaft ein Stück Geld (Miethgeld, Handgeld, Draufgeld, Miethgroschen) erhält, welches aber in der Regel keineswegs als ein Theil des Dienstlohnes selbst zu betrachten ist. Die Herrschaft verliert übrigens das Miethgeld, wenn sie sich ohne gesetzliche Gründe weigert, das von ihr gemiethete Gesinde zur gehörigen Anziehezeit anzunehmen, und ist diesfalls noch außerdem zur Schadloshaltung des Gesindes verpflichtet. Wird ein Dienstbote krank und zwar ohne seine eigne grobe Verschuldung, so muß ihm seine Dienstherrschaft auch bei gänzlicher Dienstunfähigkeit Lohn und Nahrung während der Krankheit innerhalb der Dienstzeit verabreichen und für seine Verpflegung sorgen. Der Grund dieser Vorschrift ist, daß das Gesinde, da es seine ganze Zeit und alle seine Kräfte dem Dienste der Herrschaft widmet, gewissermaßen als Mitglied des Hauses zu betrachten ist und in diesem Sinne mit zur Familie des Dienstherrn gehört. Erkrankt das Gesinde im Dienste, d. h. hier durch Verschuldung der Herrschaft, so muß diese die Curkosten allein tragen und kann in einzelnen Fällen noch überdies zu einer besondern Vergütung und Schadloshaltung verpflichtet sein. Eine mäßige körperliche Züchtigung des ungehorsamen Gesindes steht zwar der Herrschaft zu, artet aber die Strafe in gesetzwidrige und der Gesundheit nachtheilige Mishandlungen aus, so macht sich die Herrschaft dadurch selbst straffällig. Anderntheils ist das Gesinde verbunden, jeden durch seine Verschuldung der Herrschaft verursachten Schaden dieser zu ersetzen und wird, wenn es sich eines Diebstahls gegen seine Herrschaft schuldig macht, in einigen Staaten härter bestraft als der gewöhnliche Dieb. Die Dauer der Dienstzeit richtet sich, wenn bei Eingehung des Dienstvertrags darüber nichts festgesetzt worden ist, nach den Vorschriften der Gesindeordnungen oder nach den durch die Gewohnheit an einzelnen Orten eingeführten An- und Abziehezeiten. Verlängerung der Dienstzeit setzt stets die vorgängige (stillschweigende oder ausdrückliche) Genehmigung von Seiten des Gesindes sowol als der Herrschaft voraus. Macht die Dienstherrschaft bankrott, so genießt das Gesinde wegen seines rückständigen Lohnes in der Regel ein bedeutendes Vorzugsrecht vor allen übrigen Gläubigern. Nach Ablauf der Dienstzeit muß die Dienstherrschaft dem Gesinde auf dessen Verlangen ein Zeugniß über sein sittliches und sonstiges Verhalten ausstellen. Das Gesinde muß dieses Zeugniß bei seiner anderweiten Vermiethung zu seiner Legitimation vorzeigen, wenn es sich aber zum ersten Male vermiethet, ein obrigkeitliches Attestat über sein bisheriges Wohlverhalten beibringen. — Gesindemäkler sind Personen, welche sich unter landesherrlicher, besonders dazu einzuholender Genehmigung damit beschäftigen, dem Gesinde ein dienstliches Unterkommen gegen eine Vergütung zu verschaffen. Die Erfahrung hat gezeigt, daß die Gesindemäkelei nicht den vortheilhaftesten Einfluß auf die Sittlichkeit des Gesindes hat. Eben deshalb ist sie in mehren deutschen Staaten in neuerer Zeit gänzlich verboten worden. Da dienstloses Gesinde eine höchst gefährliche Bürde der Gemeinden ist und besonders in großen Städten wesentlich zur allgemeinen Sittenverschlechterung beiträgt, so ist es eine wichtige Pflicht der policeilichen Behörden, über alles dienstlose Gesinde eine strenge ununterbrochene Aufsicht zu führen und nöthigenfalls für die Fortschaffung desselben zu sorgen. In mehren Städten Deutschlands sind besondere Behörden zu Beaufsichtigung der Versorgung des Gesindes niedergesetzt, die man Gesinde- oder auch Dienstboten-Ämter nennt. — Gesindezwang ist die rechtliche Befugniß des Gutsherrn, die Kinder seiner Unterthanen zu zwingen, daß sie gegen einen bestimmten, gewöhnlich kärglichen Lohn bei ihm in Dienste treten. Das zufolge dieses Zwanges bei dem Gutsherrn dienende Gesinde nennt man ebendeshalb Zwanggesinde. Wo der Gesindezwang noch vorkommt, ist er ein Überrest der mittelalterlichen Hörigkeit oder Leibeigenschaft.

**Gespanschaften** oder Comitate heißen die Provinzen des Königreichs Ungarn und des zu demselben gehörigen Landes in Siebenbürgen, Slawonien und Kroatien mit Ausnahme der Militairgrenzen. An der Spitze jeder Gespanschaft steht ein oberster Graf, Obergespan genannt (oder in dessen Abwesenheit ein Administrator), welcher in 12 Gespanschaften erblich ist, in den übrigen vom Könige ernannt wird oder mit einem der hohen Reichsämter oder mit der Würde eines Bischofs verbunden ist. Dem Obergespan zur Seite stehen ein Vicegespan, ein Generalprocurator (Steuereinnehmer), ein Notar, mehre obere und ebenso viele untere Stuhlrichter, Comitatsassessoren u. a. m. Der Obergespan bringt zu diesen Stellen drei aus dem in der Gespanschaft angesessenen Adel in Vorschlag, aus denen der Adel wählt. Jede Gespanschaft zerfällt in zwei oder mehre Districte oder Bezirke. (Vgl. Ungarn.)

**Gessner** (Salomon), geb. zu Zürich 1730, hat sich sowol als Dichter wie als Maler bekannt gemacht. Auf der Schule in Zürich zeigte er wenige Anlagen, sodaß man ihm nur sehr geringe Verstandeskraft zutraute; doch holte er das hier Versäumte bald nach, nachdem er einem gebildeten Geistlichen zu Erziehung und Unterricht übergeben worden war. Sein Vater, ein angesehener Buchhändler, wollte, daß sein Sohn demselben Beruf sich widmen sollte und schickte ihn zu diesem Zwecke 1749 nach Berlin. Der junge G. gab jedoch den Buchhandel auf und da ihm demzufolge die älterlichen Unterstützungen vorenthalten wurden, so suchte er sich durch Landschaftsmalerei zu erhalten. Schon früher hatte er sich auch mit der Poesie beschäftigt, und nachdem er in seine Vaterstadt zurückgekehrt war, erschienen von ihm 1751 die ersten Gedichte. G. hat sich vorzüglich mit idyllischer Poesie (Schäfergedichten) beschäftigt und sich durch eine höchst zarte und anmuthige Sprache ausgezeichnet. Eine Übersetzung seiner Gedichte ins Französische erregte in Frankreich ungemeines Aufsehen, und von hier aus verbreitete sich G.'s Ruf über Europa. Später gab G. die Poesie auf, indem er sich allein mit Landschaftsmalerei beschäftigte, in welcher er Ausgezeichnetes leistete. Als Maler wie als Dichter zeichnete sich G. durch eine innige Naturempfindung aus, doch hat er es in der Malerei zu höherer Vollendung als in der Dichtkunst gebracht. Er führte ein stilles glückliches Familienleben und wurde von seinen Mitbürgern so geehrt, daß sie ihn in den Rath aufnahmen, als er kaum das gesetzmäßige Alter erreicht hatte, und ihm nach seinem 1787 erfolgten Tode ein Denkmal auf einer Promenade an der Limmat errichteten

Digitized by Google

**Geständniss**, im juristischen Sinne das Eingestehen einer streitigen Thatsache. Die Bedingungen, unter welchen ein Geständniß rechtliche Wirkungen nach sich zieht, sind so wie diese selbst verschieden, je nachdem ein Geständniß in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten über Mein und Dein (in Civilprocessen) oder im Criminalprocesse, d. h. in einer Untersuchung, ob und wiefern eine Handlung den bestehenden Strafgesetzen eines Staats zuwiderläuft, gegeben worden ist. Im Civilprocesse ist das Geständniß das Zugeständniß Dessen, oder auch nur eines Theiles von Dem, was der Gegner fodert. Wer eine an sich rechtsgültige Foderung zugesteht, wird zu deren Leistung verurtheilt. Hierzu ist jedoch erfoderlich, daß das Geständniß dem in der Sache entscheidenden Richter vollkommene juridische Gewißheit gebe. Dies ist der Fall, wenn es vor dem competenten Richter von Einem, der die Wahrheit wußte, mit dem Willen sie zu sagen abgelegt worden ist. Ein außergerichtliches Geständniß bedarf zu seiner vollen Gültigkeit noch der Bestätigung vor Gericht, oder im Leugnungsfalle der Bestätigung durch gerichtlich abzuhörende gültige Zeugen, der eidlichen Bestärkung des Gegners u. s. w. Im Criminalprocesse ist Geständniß die Erklärung einer wegen eines Verbrechens zur Untersuchung gezogenen Person, daß sie das ihr Schuld gegebene Verbrechen ganz oder theilweise wirklich begangen habe. Auch ein solches Geständniß muß, soll es Gewißheit geben, frei und unumwunden vor Gericht und in der Absicht, die Wahrheit zu sagen, ausgesprochen werden; es darf also mit keinem bereits auf anderm Wege als wahr erforschten Umstande, auch wenn dieser nur eine Nebensache beträfe, im Widerspruche stehen. Bei alledem reicht das Geständniß allein noch keineswegs zur Verurtheilung und Bestrafung des Gestehenden hin. Hierzu ist unbedingt nöthig, daß das Verbrechen selbst durch andere Beweise als die Aussagen des Angeschuldigten in die erfoderliche rechtliche Gewißheit gesetzt (der objective Thatbestand constatirt) worden sei. Nur wenn hiermit die Aussagen des Angeschuldigten im Einklange stehen und wenn sich aus denselben zugleich mit Gewißheit ergibt, daß er das ihm Schuld gegebene Verbrechen wirklich hat begehen wollen und es mit dem Bewußtsein, dadurch den Strafgesetzen zuwiderzuhandeln, begangen hat, darf den Angeschuldigten die volle Strafe treffen, welche in dem von ihm verletzten Gesetze ausgesprochen ist. Indessen pflegt man es bei kleinern Vergehungen gewöhnlich nicht so genau zu nehmen und ist sogar zuweilen genöthigt, in Folge dringenden Verdachtes zu strafen. Nimmt der Angeschuldigte sein früheres Geständniß in der Folge wieder zurück, so wird der Widerruf desselben nur dann und insoweit beachtet, als er durch wirkliche, d. h. vom Richter bereits als wahr erkannte Thatsachen unterstützt und wahrscheinlich gemacht wird. Ein nicht vollgültiges, z. B. außergerichtliches Geständniß gibt im Criminalprocesse nur einen Verdachtsgrund.

**Gesundheit** ist derjenige Zustand des Menschen, in welchem alle seine Organe naturgemäß ausgebildet sind und die ihnen eigenthümlichen Functionen, sowol die unwillkürlichen als die willkürlichen, regelmäßig und ohne Anstrengung verrichten. Jedes Abweichen von diesem Zustande ist Krankheit. Hiernach gäbe es nur sehr wenige durchaus gesunde Menschen; denn die Gliederung des Menschen ist so unendlich mannichfaltig und die Functionen der Organe sind zum Theil so leicht störbar, daß der Mensch nur selten in dem Zustande vollkommener Gesundheit sich befindet. Doch pflegen wir kleine Misbildungen (z. B. hohle Zähne), sowie geringe und schnell vorübergehende Störungen (z. B. der Verdauung) nicht für Krankheit zu rechnen und halten uns so lange für gesund, als durch die erwähnten Misbildungen oder Störungen das Gemeingefühl nicht unangenehm erregt wird. Der Werth der Gesundheit ist um so größer, da von dem körperlichen Wohlbefinden, dessen wir nur im gesunden Zustande theilhaft sind, das geistige in engster Abhängigkeit steht. Daher sind wir ängstlich bemüht, aus jedem kranken Zustande wieder in den der Gesundheit zurückzukehren und werden auch dafür zu sorgen suchen, daß die Gesundheit, der wir uns erfreuen, nicht in Krankheit übergehe. Der gar nicht um die Erhaltung seiner Gesundheit besorgte Mensch muthet sich leicht zu viel zu und wird durch Überbietung seiner Kräfte, besonders wenn er sich von lebhaften Neigungen und Leidenschaften beherrschen läßt, leicht seinen Körper krank oder doch zur Erkrankung geneigt machen, und oft muß er den Leichtsinn seiner Jugend in spätern Jahren schmerzlich büßen. Ebenso nachtheilig kann aber auch eine falsch angebrachte und allzu ängstliche Sorgfalt für die Gesundheit werden, abgesehen davon, daß sich der Mensch durch dieselbe um die Lust am Leben und um den Genuß desselben bringt. So ist es unter allen Bedingungen thöricht und schädlich, im gesunden Zustande Medicamente (z. B. Purgirmittel) zu nehmen oder Operationen (wie Aderlassen, Schröpfen u. dgl.) mit sich vorzunehmen, um möglichen Krankheitsfällen vorzubeugen. Durch ein derartiges Verfahren macht man sich geflissentlich krank oder macht doch den Körper, indem man ihn schwächt, für Krankheit empfänglicher, als ohnedies der Fall sein würde. Ebenfalls Schwächung des Körpers wird durch zu ängstliche Sorgfalt herbeigeführt. Wer sich allzu warm hält, kann sich am leichtesten erkälten, wer allzu peinlich in der Wahl der Speisen ist, wird am leichtesten sich den Magen verderben. Um seine Gesundheit zu bewahren, muß man, so viel als möglich, naturgemäß leben, in jedem Genusse mäßig sein, Ordnung halten im Essen und Trinken, Wachen und Schlafen, und vor Allem auf Reinlichkeit bedacht sein. Ein hinlänglicher, aber nicht zu langer Schlaf in den Stunden, in welchen die Natur selbst zu demselben einladet, einfache, nicht allzu reizende Speisen und Getränke, frische Luft, Beherrschung der Leidenschaften und Bewahrung eines schuldlosen und heitern Gemüths sind die besten Sicherungsmittel der Gesundheit.

**Getreide** heißen in der allgemeinsten Wortbedeutung alle in der Landwirthschaft angebauten Pflanzen, die Körner in Ähren, Rispen oder Hülsen tragen, und die zur Nahrung für die Menschen sowol, als für die Hausthiere benutzt werden, also: Roggen (Korn), Weizen, Gerste, Hafer, Dinkel, Haidekorn, Erbsen, Wicken, Bohnen und Linsen. Im engern Sinne rechnet man jedoch die Hülsenfrüchte nicht zum Getreide. Von den wenigsten Getreidearten kennt man die ursprüngliche Heimat, indem sie durch die Cultur auf ähnliche Weise umgebildet worden sind, wie dies mit den Haus-



Digitized by Google

thieren der Fall ist. Da die von ihnen gelieferten Früchte, welche gleichfalls Getreide genannt werden, das Hauptnahrungsmittel der Menschen und Hausthiere ausmachen, so bilden diese Pflanzen den Hauptgegenstand des Landbaues und auf dem zur Ernährung hinreichenden Anbau derselben beruht vorzüglich die Wohlfahrt der gebildeten Völker. Man theilt das Getreide in Wintergetreide, welches im Herbst, und in Sommergetreide, welches im Frühjahr ausgesäet wird. Korn und Weizen pflegt als hartes oder glattes, Gerste und Hafer als weiches oder rauhes Getreide bezeichnet zu werden. Alle Getreidefrüchte bestehen in Körnern, doch nennt man Korn vorzüglich das am meisten als Nahrungsmittel gebrauchte Getreide, z. B. in Deutschland den Roggen, in Frankreich und England den Weizen. Die Güte des Getreides erkennt man an der Reinheit desselben von Mutterkorn und Brandkörnern, an der Dünnheit der Schale und dem Mehlreichthum des Inhalts. Es muß reif und trocken sein und beim Zerbeißen nicht sich breit drücken, sondern zerspringen. Alle Getreidekörner bestehen aus Gluten oder Kleber, dem kräftigsten Nahrungsmittel, dem etwas minder nahrhaften Stärkemehl und aus einer schleimigen, süßen Substanz, welche das Getreide besonders zur Gährung geschickt macht. Die Hülsen bestehen aus Faserstoff und werden von dem Getreide bei Bereitung des Mehles als Kleie abgeschieden. Diese Bestandtheile sind in den verschiedenen Getreidearten in verschiedenen Verhältnissen enthalten. Durch die Düngung wird dieses Verhältniß auch bei derselben Getreidesorte verändert. Von großem Einfluß auf das Gedeihen des Getreides ist die Witterung; bei nasser und kalter Witterung bleiben die Körner klein, geben weniges und überdies wässeriges Mehl, aber viel Kleie; bei allzu heißer Witterung wird die Hülse zu stark ausgetrocknet und läßt sich nachher beim Mahlen nicht wohl vom Mehle scheiden, welchem sie einen unangenehmen Beigeschmack ertheilt. Bei Aufbewahrung der Körner muß man darauf sehen, daß diese möglichst trocken liegen, weil sie sonst leicht verderben. Je länger das Getreide liegt, desto trockener wird es und desto mehr Mehl gewinnt man von einem bestimmten Maße.

Da das Wohl der Völker so sehr davon abhängt, daß Getreide in hinreichender Menge vorhanden ist, so hat man vielfach daran gedacht, dem Handel mit Getreide eine für das allgemeine Beste nützliche Richtung zu geben. In den meisten Ländern haben die Regierungen die Einfuhr des Getreides begünstigt, der Ausfuhr aber gewisse Hindernisse in den Weg gelegt, ja in Zeiten, wo man Theurung befürchtete, dieselbe sogar gänzlich untersagt. Doch haben auch einzelne Staaten, wie England seit 1815, wo im Parlament die bekannte Kornbill durchging, und in neuester Zeit auch Holland nicht die Ausfuhr, sondern vielmehr die Einfuhr von Getreide zu beschränken gesucht, damit durch dieselbe der inländische Getreidebau nicht gedrückt werden und daß sie nur dann eintreten kann, wenn die im Lande erzeugten Vorräthe nicht ausreichen und in Folge dessen eine Theurung zu befürchten steht. Die Mittel zu Erreichung dieses Zwecks sind verschiedene Male geändert worden. Im Allgemeinen hat man sich aber überzeugt, daß für die Wohlfahrt der Völker am besten gesorgt ist, wenn der Getreidehandel sich selbst überlassen bleibt. Verbote der Ausfuhr vermehren keineswegs die in einem Lande aufgehäufte Getreidemasse. Weil nämlich die Mehrzahl der Landbebauer unter allen Bedingungen das Getreide zu verkaufen genöthigt ist, so werden durch das Ausfuhrverbot nur die Getreidepreise herabgedrückt, es wird verschwenderisch mit dem wohlfeilen Getreide umgegangen und für die Folge dem Landmann die Lust genommen, großen Fleiß auf den wenig lohnenden Erwerb zu wenden. Um Theurungen vorzubeugen, sind in vielen Staaten Kornmagazine angelegt worden, welche neben manchen Nachtheilen doch auch sehr nützlich werden können. In diesen wird nämlich in wohlfeilen Zeiten Getreide aufgekauft, welches man bis zu einer Theurung zurückbehält, dann aber, ohne Gewinn zu suchen, verkauft. Sehr nützlich haben sich in Zeiten der Noth die Kornvereine gemacht, wie deren namentlich zwei zu Elberfeld und zu Frankfurt a. M. 1816 und 1817 sich bildeten. Der elberfelder Kornverein kaufte Korn im Auslande auf und verkaufte das Brot im Inlande zu ermäßigten Preisen, dabei wurden noch 10,000 Thlr. gewonnen, welche man zu Errichtung eines Krankenhauses verwendete. Der frankfurter Verein wurde ohne kaufmännische Speculation nur als Sache der Menschenliebe betrieben, indem das zu hohen Preisen in der Umgegend aufgekaufte Korn zu Brod verbacken und billig an die Armen abgelassen wurde. Gewöhnlich bewahrt man das Getreide auf trockenen Böden, wo es in Haufen aufgeschüttet und durch häufiges Umwenden vor dem Verderben geschützt wird. Da diese Art der Aufbewahrung kostspielig ist, so hat man in neuerer Zeit statt der Böden die Kornkeller oder Silos empfohlen und auch öfter, aber nicht immer mit Glück, Anwendung von denselben gemacht. Man legt eine etwa 14 F. tiefe Grube an, füttert dieselbe mit Stroh aus und füllt sie mit Getreide; obenauf wird sodann wieder eine Stroh- und eine Erdschicht gebracht. In solchen Kellern hält sich das Getreide, wenn es recht wohl ausgetrocknet eingefüllt wurde, mehre Jahre lang, ohne zu verderben.

**Geusen** nannten sich die verbündeten niederländ. Edelleute, welche sich der Einführung der Inquisition widersetzten und in dieser Beziehung 1565 eine Bittschrift der von Spanien aus eingesetzten Regentin Margaretha überreichten. Als die Regentin bei Durchlesung der Schrift einige Erschütterung verrieth, flüsterte ihr der Präsident des Finanzrathes die Worte zu: „Sie brauche sich vor diesem Haufen Bettler (gueux) nicht zu fürchten.“ Einige der Verbündeten hörten diese Worte und theilten sie den übrigen Abends beim Mahle mit, worauf der Name der Geusen allgemein angenommen wurde. Die Verbündeten kleideten sich als Bettelmönche und trugen am Halse eine Münze, welche auf der einen Seite das Bild des Königs zeigte, mit der Umschrift: „In Allem treu dem Könige“, auf der andern einen von zwei Händen gehaltenen Bettelsack und die Worte: „Bis zum Bettelsack.“ Später hießen Alle Geusen, welche vom Papstthum und vom Könige abfielen. Die ausgewanderten Niederländer, welche die Spanier mit Kaperschiffen beunruhigten, hießen Meergeusen oder Wassergeusen.

**Gewährleistung.** Wer eine Sache oder ein Recht an einen Andern veräußert, muß diesem dafür einstehen, daß jene Sache oder jenes Recht demselben nicht aus einem vor der

Digitized by Google

Übertragung stattgehabten rechtlichen Grunde entwährt, d. h. von einem Dritten auf dem Wege Rechtens wieder entrissen werde, sowie auch, daß die Sache bei der Überlieferung nicht einen geheimen Schaden hat, der ihren Werth herabsetzt.

**Gewand** heißen sowol die größern und weitern Kleidungsstücke, als auch alle gewebten Zeuche, aus denen jene verfertigt werden, besonders die wollenen. Daher nennt man in größern Handelsstädten **Gewandhäuser** solche Gebäude, in denen wollene Zeuche, namentlich Tuche, während der Märkte und Messen zum Verkauf ausgestellt werden. — Die Maler und Bildhauer müssen, sobald sie bekleidete Gestalten darzustellen haben, besondern Fleiß auf die **Gewänder** wenden, indem sich in der Art, wie dieselben sich legen und fallen, in den Falten, sowol die Art des Zeuches und die Befestigungsart desselben, als vorzüglich auch die Formen und Stellungen des Körpers sich ausdrücken. Das Letztere ist besonders bei den weiten Kleidungsstücken der Fall, während die jetzigen engen Modekleider mit ihren gemachten Falten immer nur die Hand des Schneiders verrathen, nicht aber die Formen des Körpers, welcher sie trägt, und eben deshalb völlig unmalerisch sind.

**Gewehr** ist ursprünglich jedes Instrument, mit dem man sich wehrt, daher so viel als Wehr oder Waffe; vorzüglich nennt man aber Gewehre die kleinern Angriffswaffen, zum Unterschied von den **Geschützen** (s. d.), den größern, und endlich bezeichnet man mit diesem Ausdruck im engsten Sinne die Schießgewehre oder die Flinten, und unterscheidet von ihnen die **blanken Waffen** (scharfen Waffen, Seitengewehre). Die Gewehre des Militairs sind theils Schießgewehre, theils Seitengewehre, jene werden auch **Obergewehre**, diese **Untergewehre** genannt. Da die Gewehre in großer Menge zur Bewaffnung der Heere gebraucht werden, so verfertigt man dieselben vorzugsweise in Fabriken. Einige Fabriken fertigen nur Schießgewehre, andere nur blanke Waffen und noch andere beide Arten von Gewehren. Die Hauptbestandtheile eines Schießgewehrs sind folgende: Der hölzerne Schaft dient zum Zusammenhalt aller übrigen Theile und besteht aus Weißbuchen-, Ahorn- oder Nußbaumholz. Er ist unten kolbenförmig zugeschnitten, um beim Schießen das Gewehr fest und sicher an die rechte Backe legen zu können. Das eiserne Rohr oder der Lauf ist oben offen, unten durch die Schwanzschraube verschlossen, welche mit einem länglichen Fortsatz versehen ist, durch den das Rohr an den Schaft befestigt wird. Nahe am Boden befindet sich auf der rechten Seite des Rohrs eine Öffnung, das Zündloch, durch welches das Abschießen des Gewehrs geschieht. Das Schloß des Gewehrs ist der zusammengesetzteste Theil und wird verschieden hergestellt. Am gewöhnlichsten ist noch das Schloß mit Hahn und Pfanne. Bei diesem liegt neben dem Zündloch eine kleine Pfanne, auf welche der Pfannendeckel durch eine Springfeder angedrückt wird. Dieser Pfannendeckel hat einen senkrecht in die Höhe gehenden stählernen Fortsatz und hinter ihm steht der Hahn, welcher oben zwischen zwei Platten eingeschraubt einen Flintenstein trägt und unterwärts mit einer nach innen liegenden starken Feder in Verbindung steht, durch die er mit Gewalt gegen den Pfannendeckel geschleudert wird, wenn die Feder vorher angespannt und dann die Hemmung aufgehoben worden, durch die sie für gewöhnlich zurückgehalten wird. Das Aufheben dieser Hemmung geschieht durch Druck an eine Zunge, welche in der Gegend des Schlosses unterhalb am Gewehre liegt. Eine andere Einrichtung hat das erst in diesem Jahrhundert erfundene **Percussionsschloß**. (S. **Percussion**.) An die Stelle des auf die Pfanne aufgeschütteten Pulvers tritt hier eine eigenthümliche chemische Mischung, welche die Eigenschaft hat, durch einen Schlag zur Entzündung gebracht zu werden. Am gebräuchlichsten ist jetzt folgende Einrichtung: Statt der Pfanne und des Pfannendeckels ist ein in den Lauf mündender Kanal angebracht, welcher äußerlich in einem kegelförmigen kleinen Zapfen ausgeht, und der hammerförmige Hahn hat vorn eine Vertiefung, welche beim Niederschlagen über jenen Zapfen paßt. Auf den letztern wird nun ein Zündhütchen aufgesetzt, welches aus dünnem Kupferblech besteht und inwendig eine kleine Quantität der Knallmischung enthält. Sowie der Hammer auf das Hütchen schlägt, geht der Schuß los. Diese Art von Schlösser haben manche Vortheile, namentlich, daß sie seltener einer Reparatur bedürfen, daß fast nie ein Schuß versagt und daß die Nässe keinen nachtheiligen Einfluß hat. Dagegen sind sie im Allgemeinen weniger sicher als die gewöhnlichen Schlösser, und obschon man verschiedene Sicherheitsvorkehrungen erfunden hat, so hat sich doch noch keine allgemeine Einführung verschafft. Der Ladestock, ein die Länge des Rohres etwas übertreffender eiserner oder hölzerner Stock, dient, die Ladung in das Rohr festzustoßen, und hat seine Stelle, wenn er nicht in Gebrauch ist, unterhalb des Rohres im Schaft. Der Beschlag oder die Garnitur des Gewehrs besteht aus verschiedenen Messingstücken und Ringen, um das Rohr an den Schaft zu halten; einem gebogenen Stück, welches über die Zunge geht, um diese zu sichern, damit das Gewehr nicht durch eine zufällige Berührung losgedrückt werde, endlich einer Platte, welche den untersten Theil des Kolben bedeckt. Zu diesen Theilen kommt bei den meisten Gewehren für das Militair noch ein **Bayonnet** (s. d.).

Man unterscheidet verschiedene Arten der Feuergewehre. Die **Büchse** hat einen gezogenen, d. h. inwendig gereiften Lauf, und unterscheidet sich dadurch von der glattläufigen **Flinte**. Diese trat bei den Soldaten an die Stelle der alten schwerfälligen **Muskete** (s. d.). Die Jagdflinten zeichnen sich durch Leichtigkeit aus und sind häufig nur halbgeschäftet, d. h. der hölzerne Schaft geht nur bis gegen die Mitte des Rohrs. Bei den **Doppelflinten**, welche zur Jagd sehr beliebt sind, liegen zwei Rohre nebeneinander, und jedes Rohr hat ein eignes Schloß mit einer eignen Zunge. Die östr. Schützen haben Doppelflinten mit einem glatten und einem gezogenen Rohre übereinander und sind so eingerichtet, daß man den Lauf, welcher abgefeuert werden soll, heraufdrehen kann. Noch anders sind die Doppelbüchsen der tiroler Gemsenjäger eingerichtet, indem hier in einem starken gezogenen Laufe zwei Schüsse übereinander geladen werden, jeder Schuß aber durch ein eignes Schloß abgefeuert wird. Über **Carabiner** und **Pistolen** s. d. Art. Man hat eine Menge verschiedener Erfindungen beim Feuergewehr gemacht, welche theils zu größerer Sicherung gegen Gefahr, theils zu größerer Brauchbarkeit zum Schießen dienen sollen, und hat einzelne außerordentlich künstliche derartige Instrumente hergestellt. Zu den **scharfen Waffen** gehören außer den Seitengewehren (Degen, Säbel, Pallasch)

Digitized by Google

auch Dolche, Piken, Lanzen, Hellebarden, Partisanen u. s. w. Man unterscheidet Hiebwaffen, welche zum Schlagen dienen, schwer und scharf sind, und Stoßwaffen, welche leicht und spitzig sind.

In den Gewehrfabriken werden die einzelnen Theile der Schießgewehre besonders gefertigt und später erst zusammengesetzt. Das Eisen, aus dem die Rohre gearbeitet werden sollen, wird auf Hammerwerken in Platten, Platinen genannt, geschlagen; aus diesen macht der Rohrschmied Röhren; diese müssen noch gerichtet, gebohrt, geschliffen, polirt und mit Schwanzschrauben versehen werden. Alle einzelnen Theile des Gewehrs werden durch den Equipeur zusammengesetzt. Ebenso werden auch die scharfen Gewehre erst in ihren einzelnen Theilen besonders verfertigt und hernach zusammengesetzt. Jeder größere Staat hat seine eignen Gewehrfabriken. Die Gewehrfabriken zu Lüttich sollen allein jährlich 6000 Jagdflinten, 27,000 Soldatengewehre und 2000 Pistolen liefern. Zu den ältesten und größten Gewehrfabriken Deutschlands gehören die in Suhl, welche ehemals jährlich gegen 60,000 Rohre lieferten. Ausgezeichnete Seitengewehre liefern die Fabriken zu Solingen und Remscheid, die gegen 800 Schwertfeger, welche Klingen arbeiten, beschäftigen. Damascenerklingen (s. Damaskus) werden in Mailand gearbeitet, und die besten span. Degenklingen kommen aus Toledo.

**Gewerbe**, im weitesten Sinne alle Nahrungszweige, deren Betreibung (beschränkt oder unbeschränkt) in einem Staate gestattet ist und persönliche, geistige und körperliche Thätigkeit voraussetzt. Capitalisten, die von ihren Renten leben, gehören daher nicht unter die gewerbtreibenden Classen. Unter bürgerlichen Gewerben versteht man insbesondere diejenigen Gewerbe, welche innerhalb der Städte nur von deren Bürgern betrieben werden dürfen. Die vorzüglichsten Gattungen derselben sind: die Handlung, die Handwerke, die Bierbrauerei, der Bierschank, der Weinschank und die Gastwirthschaft. In frühern Zeiten betrachtete man nämlich den Betrieb der Gewerbe als ein ausschließliches Vorrecht der Städte. In neuern Zeiten ist jedoch die Gewerbthätigkeit allmälig auch auf das Land ausgedehnt worden; doch wird, mit Ausnahme derjenigen Staaten, in welchen völlige Gewerbfreiheit herrscht, die städtische Betreibung der Gewerbe noch immer vor der auf dem Lande von den Regierungen begünstigt. So begegnet man insbesondere sehr häufig dem strengen Verbote, daß die auf dem Lande etablirten Professionisten nicht für die Bedürfnisse der Städte arbeiten dürfen. Eine hiermit in Verbindung stehende, nicht minder drückende Fessel der Gewerbthätigkeit ist der Zunftzwang. (S. Zunftwesen.) — In übertragener Bedeutung nennt man Gewerbe jede Art (auch unerlaubte) Beschäftigung, welche Jemand des Gewinns wegen zu treiben pflegt.

**Gewerbsteuer**, eine landesherrliche Abgabe, welche von dem Reinertrage der Gewerbe (im weitesten Sinne, also z. B. auch von dem Gehalte der Staatsdiener, von prakticirenden Gelehrten, z. B. von Advocaten und Ärzten u. s. w.) entrichtet wird. Die Beobachtung des Hauptgrundsatzes der Staatswirthschaftslehre, daß alle Abgaben unter die Steuerpflichtigen gleichmäßig vertheilt und nur von dem nach Abzug der nothwendigen Lebensbedürfnisse noch übrigbleibenden Gewinne der einzelnen Staatsbürger entrichtet werden sollen, ist vorzüglich bei Erhebung der Gewerbsteuer eine sehr schwierige Aufgabe, weil das reine Einkommen des Gewerbsbetriebes in den meisten Fällen schwankend und veränderlich ist und von dem Gewerbtreibenden gewöhnlich verheimlicht wird, eben deshalb aber schwer und nie mit vollkommener Gewißheit erkannt werden kann. Auch ist das gewaltsame Eindringen der Staatsregierungen in die innern Gewerbsverhältnisse der Unterthanen ein sehr verhaßtes und eben deshalb oft gefährliches Mittel zu Erzielung einer gleichmäßigen Besteuerung der Gewerbtreibenden. Wir finden daher in den wenigsten Ländern eine reine Gewerbsteuer, und wo sie vorkommt, gewöhnlich nur unter sehr milden Gesetzen. So beträgt z. B. in England, wie unermeßlich auch der Gewerbsbetrieb in diesem Lande ist, die Gewerbsteuer doch noch nicht einmal ganz den funfzigsten Theil, nämlich etwa eine Million Pf. St., in Rußland dagegen den elften Theil des jährlichen Staatseinkommens. Man hat daher, um jenen Übelstand zu vermeiden, ein anderes Mittel zu Besteuerung der Gewerbe ergriffen. Dies ist die sogenannte Patentsteuer. Das Wesen derselben besteht darin, daß sie nur für die von der Regierung zu ertheilende Befugniß, ein Gewerbe betreiben zu dürfen, von den darum Ansuchenden erhoben wird. Sie ist am consequentesten in Frankreich durchgeführt, wo Jeder, der einen Industrie- oder Handelszweig betreiben will, hierzu ein besonderes Patent lösen muß, welches ihn zum Betriebe des gewählten Geschäfts im ganzen Umfange des Staats berechtigt. Ein solcher Patentirter hat zugleich das Recht, alle beliebigen Gewerbe gleichzeitig zu betreiben, insofern er den Tarif der Höchstbesteuerten im ganzen Staate entrichtet. Dieser Tarif ist nämlich in den einzelnen Ortschaften nach deren Größe und Gewerbsthätigkeit in verschiedene Classen getheilt. Ähnlich der franz. Patentsteuer ist die Einrichtung der Gewerbsteuer in Preußen. Im Königreich Sachsen ist die Gewerbsteuer seit dem Jahre 1834 mit der Personalsteuer verbunden worden. Die Höhe der einzelnen Beiträge wird hier nach einem in dem Gesetze ausgesprochenen Maßstabe und unter Leitung und Oberaufsicht der Regierung von den einzelnen Communen selbst für ihre steuerpflichtigen Mitglieder festgestellt und alljährlich revidirt. — Ist die Gewerbsteuer auf einzelne Nahrungszweige: auf Handel, Manufactur und Fabriken, Geschäfte und Handwerke beschränkt, so führt sie auch wol den besondern Namen Industrie- oder Arbeitssteuer.

**Gewicht** (das) eines Körpers ist diejenige Kraft, mit welcher derselbe auf eine Unterlage drückt. Nicht alle Körper nämlich drücken bei übrigens gleichem Umfange mit derselben Kraft auf ihre Unterlagen, und einige sind daher gewichtiger als andere. Man sagt von dem gewichtigern Körper, daß er mehr Masse enthalte, oder eine größere Dichte besitze. Haben aber zwei verschiedene Körper oder zwei verschiedene Stücke desselben Körpers (z. B. Blei) gleiche Dichte, so ist derjenige unter ihnen der gewichtigere, welcher den größten Raum einnimmt. Um das Gewicht eines Körpers zu bestimmen, muß man ihn mit einem andern Körper, dessen Gewicht man als Einheit annimmt, vergleichen. Hat man z. B. ein Stück Eisen, welches man bei der Gewichtsbestimmung zu Grunde legt, und nennt dieses Ein Pfund, so sagt man von einem andern Körper, z. B.

Digitized by Google

einem Stück Blei, welches ein ebenso großes Gewicht hat, wie drei jenem gleiche Stücke Eisen, daß es drei Pfund Gewicht habe. Das Bestimmen des Gewichts heißt **wägen** und wird mit der **Wage** (s. d.) vorgenommen. In den verschiedenen Ländern und Gegenden hat man als Einheit des Gewichts verschiedene Gewichtsgrößen angenommen, welche selbst **Gewichte** genannt werden und bei denen es gleichgültig ist, von welchem Materiale sie verfertigt werden, wenn sie nur der angenommenen Größe entsprechen; doch macht man sie stets aus einem Material, welches nicht leicht der Veränderung oder Beschädigung ausgesetzt ist, gewöhnlich aus Metall oder Stein. Auch in derselben Gegend hat man verschiedene Gewichte, von denen man jedoch stets wissen muß, wie vielmal jedes kleinere in jedem größern enthalten sei. Da sehr viele im Handel vorkommende Gegenstände nach dem Gewicht verkauft werden, so ist es schon aus diesem Grunde von großer Wichtigkeit, zu wissen, in welchem Verhältnisse die verschiedenen Gewichte der verschiedenen Gegenden zueinander stehen. In nachstehender Tabelle sind die Gewichte einiger bedeutenden Staaten und Städte zusammengestellt. Die Zahlen rechts vom Komma in den Zahlenangaben sind Decimalbrüche. (S. **Decimalrechnung**.)

Es machen 100 Pfund leipziger Gewicht:

| | | |
|---|---|---|
| amsterdamer | Pfund | 94,64 |
| augsburger, schwere | " | 95,20 |
| berliner | " | 100,01 |
| braunschweiger | " | 100,03 |
| bremer | " | 93,73 |
| dänische | " | 93,62 |
| frankfurter, leichte | " | 99,91 |
| frankfurter, schwere | " | 92,51 |
| französische Kilogrammes | " | 46,74 |
| hamburger | " | 96,52 |
| hanöversche | " | 95,47 |
| londoner Trois | " | 125,28 |
| londoner avoir du poids Gewicht | " | 103,08 |
| mailänder, leichte | " | 142,96 |
| mailänder, schwere | " | 61,27 |
| münchner | " | 83,30 |
| münstersche | " | 98,11 |
| nürnberger (alt) | " | 91,60 |
| russische | " | 114,30 |
| turiner | " | 126,68 |
| wiener | " | 83,47 |
| würtembergische | " | 100,29 |

Man rechnet im Handels- oder Kramergewicht auf 1 Centner = 5 Stein und auf jeden Stein = 22 Pfund, sodaß 1 Centner = 110 Pfund hat. Das Pfund hat 32 Loth, das Loth 4 Quentchen, das Quentchen 4 Pfennig und der Pfennig 2 Hellergewichte. Das Fleischergewicht ist etwas schwerer, sodaß 102 Pfund Fleischergewicht = 110 Pfund (1 Centner) Handelsgewicht geben. Es geben ferner 114 Pfund Berggewicht und desgleichen 118 Pfund Stahlgewicht = 1 Centner Handelsgewicht, 1 Wage Eisen hat 44 Pfund und 1 Schiffspfund 3 Centner. Das Pfund Handelsgewicht hat 9728,95 holländ. As oder 8035,366 köln. As.

Das Apothekergewicht hat eine besondere Eintheilung. Man rechnet nämlich auf 1 Pfd. (zu 24 Loth; 30 Pfd. Apothekergewicht = 23 Pfd. leipziger Handelsgewicht) = 12 Unzen, auf 1 Unze = 8 Drachmen, auf 1 Drachme = 3 Scrupel, auf 1 Scrupel = 20 Gran, sodaß also 5760 Gran auf 1 Pfd. kommen. Gold, Silber und Juwelen werden nach besondern Gewichten gewogen. Gold und Silber berechnet man nach köln. Markgewicht und rechnet auf 1 Mark = 8 Unzen, auf eine Unze = 2 Loth, auf 1 Loth = 4 Quentchen, auf 1 Quentchen = 4 Pfennige. Den Goldgehalt bestimmt man nach Mark, Karat und Grän, den Silbergehalt nach Mark, Loth und Gran. Hierbei rechnet man auf 1 Mark = 16 Loth oder = 24 Karat, oder = 288 Grän, auf 1 Loth = 1½ Karat oder 6 Gran, auf 1 Gran = 3 Grän. Edelsteine und Perlen rechnet man entweder nach Karat und Grän, sodaß 1 Karat = 4 Grän, oder nach ganzen, ½, ¼, ⅛, $^1/_{16}$, $^1/_{32}$ und $^1/_{64}$ Karat. Es kommen ungefähr 71 Karat auf 1 Loth kölnisch.

Das Gewicht, von welchem bisher gesprochen wurde, heißt das **absolute** Gewicht. Außerdem spricht man aber noch von einem **specifischen Gewichte** der verschiedenen Körper, und dieses hat vor jenem den großen Vorzug, daß es an keine willkürliche Annahme verschiedener Orte geknüpft ist. Da nämlich verschiedene Körper bei gleichem Rauminhalte (gleichem Umfange) nur dann verschiedenes Gewicht besitzen, wenn ihre Dichtigkeit verschieden ist, so stehen offenbar unter der Voraussetzung gleichen Rauminhalts ihre Gewichte mit der Dichtigkeit derselben in gleichem Verhältnisse. Man nimmt nun allgemein das Wasser als denjenigen Körper an, mit dem alle übrigen Körper verglichen werden und zwar das völlig reine destillirte Wasser, und nennt die Zahl, welche angibt, um wie vielmal ein anderer Körper dichter als Wasser sei (welche auch nur ein Bruch sein kann, wenn der andere Körper minder dicht als Wasser ist), oder was Dasselbe ist, um wie vielmal mehr ein gewisser Körper wiegt, als eine ihm an Rauminhalt gleiche Quantität Wasser: das **specifische Gewicht** jenes Körpers. Nur die luftförmigen Körper werden gewöhnlich nicht mit Wasser, sondern mit der atmosphärischen Luft verglichen. Es haben nun die ausgezeichnetsten Naturforscher sich damit beschäftigt, die specifische Gewichte verschiedener Körper auf das genaueste zu bestimmen. Die Art, wie hierbei verfahren wird, ist im Allgemeinen unter **Dichtigkeit der Körper** (s. d.) angegeben. Da durch die Wärme die Dichtigkeit der Körper verändert wird, so muß man bei genauern Bestimmungen des specifischen Gewichts auf die Temperatur Rücksicht nehmen, welche die Körper während der Untersuchung haben. Weiß man nun, wie groß das specifische Gewicht irgend eines Körpers (Stoffes) ist, z. B. des Bleis = 11, und kennt das absolute Gewicht von einem Cubikfuß Wasser, so kann man hieraus sogleich berechnen, ohne noch irgend eine Wägung vornehmen zu müssen, wieviel 1 Cubikfuß Blei (nämlich 11mal so viel) oder auch jede andere Quantität Blei wiege Es wiegt aber Ein Cubikfuß Wasser

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| in | badischem | Maß | und | Gewicht | 53,93 | Pfd. |
| " | bairischem | " | " | " | 44,31 | " |
| " | braunschweigischem | " | " | " | 49,68 | " |
| " | hanoverschem | " | " | " | 50,84 | " |
| " | preußischem | " | " | " | 66,04 | " |
| " | sächsischem | " | " | " | 48,22 | " |
| " | würtembergischem | " | " | " | 50,21 | " |

Digitized by Google

Die Kenntniß des specifischen Gewichts ist um so wichtiger, da sich mit der chemischen Veränderung der Körper auch ihr specifisches Gewicht ändert und man kann daher z. B. beim Weingeist aus der Größe seines specifischen Gewichts entnehmen, wieviel Procent Wasser er enthält. Man hat nämlich ein für allemal beobachtet, daß der absolute Weingeist bei einer Temperatur von 16° R. 0,791 specifisches Gewicht habe und daß durch jeden Zusatz von Wasser das specifische Gewicht des Weingeistes erhöht wird. Wird daher wässeriger Weingeist für absoluten verkauft, so wird man die Fälschung augenblicklich durch Prüfung des specifischen Gewichts gewahr. Es wird von Interesse sein, die specifischen Gewichte von einigen der am häufigsten vorkommenden Stoffe zu vergleichen.

| | Specifisches Gewicht. |
|---|---|
| Arsenik | 5,7 |
| Bernstein | 1,08 |
| Blei | 11,3 |
| Butter | 0,9 |
| Diamant | 3,5 |
| Eis | 0,9 |
| Eisen | 7,7 |
| Federharz | 0,99 |
| Glas | 2—3 |
| Gold | 19 |
| Gyps | 2 |
| Harze | 0,7—2,5 |
| Holz: | |
| Ahorn | 0,9 |
| Atlas | 1,1 |
| Birke, Birnbaum | 0,9 |
| Brasilienholz | 1,1 |
| Buche | 0,9 |
| Buxbaum | 1,3 |
| Cocos | 1,3 |
| Cypresse | 0,6 |
| Ebenholz | 1,2 |
| Eiche, Stein- | 1,1 |
| Eiche, Sommer-) | 0,8 |
| Erle | 0,8 |
| Esche | 0,9 |
| Espe | 0,7 |
| Kork | 0,2 |
| Kiefer, Lerche | 0,9 |
| Linde | 0,8 |
| Mahagony | 1,0 |
| Nußbaum | 0,6 |
| Pappel, gemeine | 0,4 |
| Pflaumen | 0,8 |

| | Specifisches Gewicht. |
|---|---|
| Ulme | 0,9 |
| Weide | 0,9 |
| Durch Trocknen verliert das Holz fast die Hälfte seines specifischen Gewichts. | |
| Kampher | 0,98 |
| Kobalt | 7,5 |
| Kochsalz | 2,3 |
| Kohle, natürliche | 1,2—1,5 |
| Holzkohle | 0,1—1,5 |
| Kreide | 2,7 |
| Kupfer | 8,6 |
| Nickel | 8,8 |
| Öle | 0,8—1,5 |
| Phosphor | 1,8 |
| Platin | 17,3—22 |
| Porzellan | 2,3 |
| Quecksilber | 13,6 |
| Salpeter | 1,9 |
| Säuren: | |
| Blausäure, wasserfrei | 0,7 |
| Salpetersäure, concentrirt | 1,6 |
| Salzsäure, concentrirt | 1,2 |
| Schwefelsäure, concentrirt | 2 |
| Schwefel | 2 |
| Silber | 10,5 |
| Talg | 0,9 |
| Wachs | 0,9 |
| Wismuth | 9,6 |
| Zink | 7 |
| Zinn | 7,3 |
| Zucker | 1,6 |

Es ist bekannt, daß alle diejenigen Stoffe, welche leichter als Wasser sind, auf diesem schwimmen (s. d.), während die schweren untersinken.

**Gewissen** ist die jedem Menschen von Gott eingegebene Stimme, welche ihm sagt, ob seine Handlungen gut oder böse sind; man kann es mit Recht eine Stimme Gottes in der Brust des Menschen nennen, deren Besitz dem Menschen bezeugt, daß er in der That göttlichen Geschlechts sei. Das Gewissen hat seinen Sitz im Gefühl des Menschen, denn es gehört nicht eine gewisse Bildung des Verstandes dazu, um das Gewissen kennen und verstehen zu lernen. Der unverständigste Mensch hat so gut ein Gewissen wie der verständigste. Niemand kann sich beschweren, daß sein Gewissen ihn irregeleitet habe, denn das Gewissen selbst ist unfehlbar, nur daß häufig Triebe und Leidenschaften im Menschen so mächtig sind, daß er über ihren ungestümen Foderungen die Stimme seines Gewissens überhört. Das Gewissen läßt sich betäuben, es läßt sich durch Laster einschläfern, aber es kommt auch stets die Zeit, wo es erwacht. Während ein gutes Gewissen den Menschen bei jeder guten Handlung, die er thut, mit einem Gefühl der Befriedigung, ja der Seligkeit belohnt, quält ihn ein böses Gewissen, welches ihn beim Begehen der bösen That schon mit einem Zittern und Zagen befällt, nach der That mit einer steten Unruhe, einem Unfrieden, einer Seelenqual (Gewissensangst, Gewissensbisse), welche er vergebens zu verheimlichen und zu verscheuchen sucht und die nicht selten selbst die verstocktesten Bösewichter zum freiwilligen Geständniß ihrer Schuld bringt. Von einem Menschen, der sich Manches erlaubt, was sich mit strengen Begriffen von Tugend nicht vereinigen läßt, sagt man nicht ganz richtig, daß er ein weites Gewissen habe. Wie das Gewissen eingeschläfert werden kann, so kann eine peinliche, am Ende alle Thatkraft vernichtende Ängstlichkeit (Gewissensscrupel) an die Stelle des rechten Gewissens gesetzt werden, welche Krankhaftigkeit dann sehr mit Unrecht als besonders zartes Gewissen gerühmt wird. — Gewissenssachen nennt man alle guten Handlungen, zu denen man nicht gesetzlich angehalten werden kann, von denen uns aber das Gewissen sagt, daß man sie als tugendhafter Mensch zu vollführen habe; ferner aber auch alle Fälle, deren Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit nicht auf eine allgemein gültige Weise festgesetzt werden kann, weil es bei denselben auf die besondern Verhältnisse der Person, welche sie betreffen, ankommt und deren Gewissen mithin die Entscheidung zusteht. — Gewissenszwang ist der unrechtliche Zustand, in welchem Jemand genöthigt wird, anders, als seinem Gewissen gemäß, zu handeln. Demselben steht gegenüber die Gewissensfreiheit, welches Wort oft auch gleichbedeutend mit Religionsfreiheit (s. Religion) gebraucht wird. — Gewissensvertretung nennt man in Rechtsstreitigkeiten den Beweis, welchen Jemand zu führen unternimmt, um eine Thatsache darzuthun, wegen welcher ihm von der Gegenpartei der Eid zugeschoben worden ist. Gelingt ihm der Beweis, so ist er des Eides überhoben, im Gegentheil ist er genöthigt, entweder den Eid zu leisten oder sein Unrecht einzugestehen. — Gewissensehe nennt man eine Ehe, die zwar ohne äußere Formen, aber doch mit der gegenseitigen Verpflichtung eingegangen wird, die Heilighaltung der Ehe als Gewissenssache zu betrachten.

**Gewitter** ist die großartige elektrische Erscheinung in der Atmosphäre, bei welcher der Blitz (s. d.) erscheint, der Donner (s. d.) sich hören läßt und Regen herabstürzt. Die Gewitter sind am großartigsten und fürchterlichsten in den Gegenden der heißen Zone, am seltensten im hohen Nor-

Digitized by Google

den und scheinen in den Polargegenden ganz zu fehlen, indem sie daselbst durch die Nordlichter (s. d.) ersetzt werden. In den gemäßigten Zonen treten sie im Sommer viel häufiger als im Winter auf. Merkwürdig ist die Erscheinung, daß die Gewitter zuweilen mehre Tage hintereinander zu derselben Stunde an demselben Orte sich wiederholen. Einige Zeit vor Ausbruch eines Gewitters pflegt in der Atmosphäre eine eigenthümliche drückende Schwere zu herrschen, welche nach Entladung des Gewitters verschwindet. Die Gewitterwolken nehmen oft einen eignen Zug, dem des herrschenden Windes entgegen, und aus den Wolken selbst scheint sich ein Wind, der oft von großer Heftigkeit ist (Gewittersturm), zu ergießen. In Gebirgsgegenden halten sich die Gewitter oft lange an demselben Orte auf, indem die umliegenden, in die Wolken ragenden Berge sie abhalten, niederzuziehen. In vielen Gegenden herrscht der Glaube, daß es Punkte, namentlich Berge, aber auch Flüsse u. s. w. gebe, über welche die Gewitter gar nicht, oder nur, wenn sie von bedeutender Heftigkeit sind, hinwegkönnen. Solche Orte werden Wetterscheiden genannt. Bei einem sehr nahen und heftigen Gewitter soll man diejenigen Vorsichtsmaßregeln beobachten, welche nöthig sind, damit der herabfahrende Blitz nicht angezogen werde. Man soll an seinem Körper nicht allzu viel Metall tragen, sich in der Mitte des Zimmers halten, starken Zug vermeiden u. s. w. Befindet man sich im Freien, so soll man sich nicht unter Bäume stellen, die Pferde nicht antreiben, daß sie schwitzen, und wenn man sich bei einem sehr heftigen Gewitter sichern will, statt nach einem entfernten Obdach zu laufen, lieber platt auf die Erde, am besten in einen Graben, sich legen.

**Gewohnheitsrecht**, das durch die Gewohnheit bei einem Volke eingeführte Recht, welches durch die folgerecht fortgesetzte Beobachtung Gesetzeskraft erlangt hat, d. h. für Alle verbindend geworden ist. Das Gewohnheitsrecht dient zur Ergänzung der von dem Staatsoberhaupte ausdrücklich gegebenen Gesetze. Da nun im Staate außer der eigens damit beauftragten öffentlichen Gewalt Niemand das Recht hat, Gesetze zu geben oder denen gleich geltende Rechte einzuführen, so bedarf das Gewohnheitsrecht, insofern seine Entstehung eine Ausnahme von dieser Regel macht, der stillschweigenden Genehmigung der Staatsregierung. Es versteht sich von selbst, daß ein Gewohnheitsrecht nur insoweit gültig sein und bleiben kann, als es einem bestehenden positiven Gesetze nicht widerspricht. Ursprünglich war alles Recht der Völker Gewohnheitsrecht. Erst in der Entwickelung des Volkslebens kommt es dahin, daß das Gewohnheitsrecht als positives Recht durch Gesetze ausgesprochen wird. Gegenwärtig, nachdem die Gesetzgebungen sich vollkommener ausgebildet haben, beschränken sich die Gewohnheitsrechte fast nur noch auf die Gestaltung örtlicher Einrichtungen und auf die Beobachtung gewisser Formen. Wer übrigens zu Darthuung seines Rechts sich auf ein Gewohnheitsrecht beruft, muß die Existenz und Gültigkeit desselben erweisen. Auch hierdurch unterscheiden sich die Gewohnheitsrechte wesentlich von den geschriebenen oder landesherrlichen Rechtsgesetzen, welche allgemein bekannt und anerkannt sind.

**Gewölbe** nennt man in der Baukunst jede, aus einzelnen keilförmigen Steinen zusammengesetzte, eine gekrümmte Fläche bildende, Decke über einem von Mauern eingeschlossenen Raume. Jedes Gewölbe muß so eingerichtet sein, daß der Druck, welchen die Steine vermöge ihrer Schwere ausüben, sich nach den Seiten zu fortpflanzt und mithin von dem Mauerwerk getragen wird, auf dem das Ende des Gewölbes aufliegt. Dieses Mauerwerk heißt Widerlager oder, wenn es mehr als Einem Gewölbe zur Unterlage dient, Pfeiler. Man hat verschiedene Arten von Gewölben: einfache und zusammengesetzte, welche man nach der Art, in welcher sie sich krümmen, näher unterscheidet. Zu den einfachen Gewölben gehört das Tonnengewölbe, welches die halbe Oberfläche eines Cylinders oder einer Walze darstellt; das Kugelgewölbe, das die Gestalt einer halben Kugelfläche hat. Das letztere heißt auch Kuppel und wird zuweilen oben mit einer Öffnung versehen, oder es wird eine sogenannte Laterne eingewölbt, damit das Licht einfallen kann. Zu den zusammengesetzten Gewölben gehören unter andern das Kreuzgewölbe, welches aus zwei sich schneidenden Tonnengewölben besteht; das Klostergewölbe, ebenfalls aus zwei sich schneidenden Tonnengewölben zusammengesetzt, die aber in vertieften Rinnen zusammenstoßen; das Spiegelgewölbe, das oben in eine ebene Fläche ausgeht. Bei der Dicke der Gewölbe muß man darauf Rücksicht nehmen, welchen Druck sie auszuhalten haben; gewöhnlich macht man sie so viel Zoll dick, als ihre Weite in Fußen beträgt.

**Gewürze** heißen verschiedene Pflanzentheile, welche sich durch starken, angenehmen Geruch und scharfen Geschmack auszeichnen und benutzt werden, den Speisen einen höhern Wohlgeschmack zu ertheilen. Sie kommen theils aus den wärmern Gegenden (wie Zimmt, Gewürznelken, Macisblüten, Macisnüsse, Pfeffer u. a. m.), theils wachsen sie bei uns (z. B. Anis, Fenchel, Kümmel, Koriander u. a.). Die meisten Gewürze enthalten ein ätherisches Öl, welches ihnen ihren Werth gibt, und bei ihrer Behandlung muß man daher darauf bedacht sein, daß sich dieses Öl nicht verflüchtige.

**Gewürzinseln** oder **Molukken** (die) sind eine ostind. Inselgruppe zwischen den großen Inseln Celebes und Neuguinea. Zu ihnen gehören eine große Anzahl zum Theil sehr kleiner und unbewohnter Inseln, welche auch in drei kleinere Gruppen geschieden werden: die eigentlichen Molukken im N., die Amboinen in der Mitte und die Bandainseln im S. Alle diese Inseln sind vulkanisch, mit hohen Bergen bedeckt, die zum Theil Vulkane sind, und voll anderer Merkwürdigkeiten, die, sowie die häufigen Erdbeben, von unterirdischem Feuer zeugen. Das Klima ist mild, aber ungesund. Die Thäler sind zum Theil fruchtbar und bieten reizende Gegenden dar. Hier wachsen der Sagobaum, der Muskatenbaum und der Gewürznägleinbaum, welche die Gewürzinseln so wichtig für den Handel machen und ihnen den Namen verschafft haben. Außerdem finden sich auf den Molukken verschiedene ausgezeichnete Holzarten, Kaffee, Zucker, Büffel, Schweine, Kaninchen, Gänse u. s. f. Auch Perlen werden gewonnen. Die wichtigsten Inseln sind unter den

eigentlichen Molukken: Dschilolo, Ternate, Tidor, Batchian, Matchian, Oby; unter den Amboinen: Ceram, Amboina und Buru; unter den Bandainseln: Banda, Neira, Timor, Goenong-Api und andere. Oberherren der Molukken sind gegenwärtig die Holländer, welche sie im Anfange des 17. Jahrh. den Portugiesen entrissen. Diese hatten sie 1511 entdeckt. Die Bewohner sind theils Malayen, theils mehre negerartige Stämme. Auch Chinesen, Japaner und Araber finden sich hier, die letztern waren schon vor den Europäern hier, und die gesammte Bevölkerung ist theils mohammedanischer, theils heidnischer Religion, doch hat das Christenthum in neuern Zeiten bedeutende Fortschritte gemacht.

**Gewürznelken** oder **Gewürznäglein**, ein bekanntes Gewürz, welches besonders von den Gewürzinseln (s. d.), aber auch von den Inseln Bourbon und Isle de France und von Cayenne kommt, und in den Blütenknospen des Gewürznelkenbaums besteht. Dieser (Eugenia) gehört zu den myrthenartigen Gewächsen, hat einen 4—5 F. hohen Stamm und eine schöne pyramidenförmige Krone. Er trägt immergrüne Blätter, welche Ähnlichkeit mit den Lorberblättern haben, verkehrt eiförmig sind und an langen Stielen einander gegenüberstehen. Die Blüten kommen im Mai

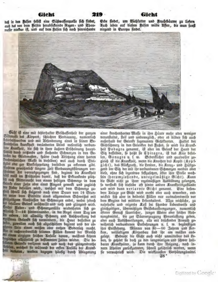
an den Enden der Zweige zum Vorschein, sind frisch von rosenrother Farbe und werden eingesammelt, ehe sie sich erschließen, worauf man sie im Rauch trocknet und zuletzt an die Sonne bringt. Die Gewürznäglein sind ungefähr ½ Zoll lang, unten etwas schmäler, oben vierspaltig mit einem runden Knöpfchen, welches leicht abfällt. Sie sind schwarzbraun und im Bruche nach der Mitte zu rothbraun. Die guten müssen voll, rundlich, schwer, leicht zerbrechlich sein, beim Stoßen im Mörser glänzend werden und beim Druck eine ölige Feuchtigkeit geben. Diese ölige Feuchtigkeit gibt das **Nelkenöl**, welches in Indien und Holland bereitet wird, eine gelbe Flüssigkeit von scharfem Geruch und Geschmack ist und große Schärfe besitzt, wegen welcher man es als Mittel gegen Zahnschmerzen anwendet, indem ein Tropfen auf Baumwolle gegeben und in den hohlen Zahn gebracht wird. Die reifen Früchte des Gewürznelkenbaumes sind die **Mutternelken**, eichelgroße Früchte mit dunkelbrauner dünner Schale und hartem, schwarzem, glänzendem Kern, welcher lieblichen Geschmack, aber weniger Kraft als die Näglein besitzt. **Königsnelken** sind ungewöhnliche Blütengewächse von der Gestalt einer kleinen Ähre.

**Giaur** (Kiafir, Tschauer), ein türk. Wort, so viel wie **Ungläubiger**, mit welchem die Türken alle Nichtmohammedaner bezeichnen.

**Gibraltar** ist das berühmte, 1400 F. über die Meeresfläche sich erhebende Vorgebirge, welches die westl. Pforte des mittelländ. Meeres, die **Straße von G.**, beherrscht, die Südspitze Spaniens bildet, und auf dem die unüberwindliche und wichtige Festung liegt, welche England, trotz der angestrengtesten Bemühungen Spaniens und Frankreichs, behauptet hat. Die Griechen und Römer nannten die Straße von G. die **Säulen des Hercules**. Denn bis hierher sollte **Hercules** (s. d.) auf seinen Wanderungen vorgedrungen sein und auf beiden hier sich nähernden Küsten als Zeugen seiner Gegenwart mächtige Säulen errichtet haben. Der Felsen von G., der sich von Norden nach Süden in einer Länge von 1¼ Meilen bei einer Breite von keiner Viertelstunde erstreckt und mit dem Festlande nur durch einen schmalen Landstreifen zusammenhängt, hieß bei den Alten **Kalpe** und an seinem Fuße lag eine Stadt **Herakleа**, welche die Araber 714 unter ihrem Feldherrn Tarik eroberten, als sie, von Afrika kommend, an dem Felsen landeten, den sie ihrem Feldherrn zu Ehren **Gebel al Tarik**, d. h. Tariksfelsen, nannten, woraus später G. entstand. Die Mauren legten auf der Landseite des Felsens ein Castell an, welches zum Theil noch steht. Nachdem 1462 König Heinrich IV. den Arabern G. abgenommen hatte, blieb dasselbe in den Händen der Spanier bis 1704. Die Festungswerke sind größtentheils in den Felsen eingehauen. Kaiser Karl V. ließ die Befestigungen durch einen deutschen Ingenieur auf europ. Weise einrichten. Noch mehr thaten die Engländer, nachdem sie 1704 im span. Erbfolgekriege sich in Besitz der Festung gesetzt hatten. Vergebens versuchten noch in demselben Jahre die Spanier die Wiedereroberung und ebenso fruchtlos 1727 und 1779; sie sahen sich genöthigt, im Vertrage von Sevilla, 1729, und nachher im Frieden von 1783 den Engländern den Besitz von G. förmlich abzutreten. Auch gegen eine Summe von 2 Mill. Pf. St., welche Spanien bot, gab England die Festung nicht heraus und den Spaniern blieb nichts übrig als durch die Festungslinien von St.-Roch und Algeziras G. ganz vom Lande auszuschließen. Die Stadt G. liegt westlich vom Felsen an einer Bai, zählt etwa 16,000 Einw. und treibt bedeutenden Handel, namentlich Schmuggelhandel nach Spanien. G. wird nicht allein durch seine felsige Lage und durch die Werke der Engländer zum festesten Punkt Europas, sondern namentlich auch noch durch den Umstand

Digitized by Google

daß in dem Felsen selbst eine Süßwasserquelle sich findet, auch das von dem Felsen herabsickernde Regen- und Thauwasser trinkbar ist, und auf dem Felsen sich noch hinreichende Erde findet, um Viehfutter und Fruchtbäume zu liefern. Auch leben auf diesem Felsen wilde Affen, die man sonst nirgend in Europa findet.



Gicht ist eine mit fehlerhafter Beschaffenheit der ganzen Säftemasse des Körpers, schlechter Verdauung, namentlich Leberbeschwerden und mit Absonderung eines in seinen Bestandtheilen krankhaft veränderten Urins wesentlich verbundene Krankheit, die sich in ihrer äußern Erscheinung hauptsächlich durch reißende und stechende Schmerzen in den Gelenken der Gliedmaßen, später (nach Absetzung einer harten knochenähnlichen Masse in dieselben) wol auch durch Steifigkeit oder gar Verkrüppelung derselben zu erkennen gibt. Nachdem gewöhnlich längere Zeit Verdauungsstörungen verschiedener Art vorausgegangen sind, beginnt die Krankheit selbst meist im Frühjahre damit, daß der Erkrankende plötzlich nach Mitternacht von einem heftigen Schmerze in dem Gelenke einer Zehe oder eines Fingers geweckt und zugleich von Fieber befallen wird, welches mit dem Schmerze zugleich schnell sich steigernd nach einer Dauer von 24 Stunden unter dem Eintritte eines allgemeinen Schweißes mit gleichzeitigem Nachlassen der Schmerzen endet, wobei jedoch das befallene Gelenk anschwillt und roth und glänzend wird. Solcher Fieber- und Schmerzanfälle wiederholen sich gewöhnlich 7—14 hintereinander, in der Regel einen Tag um den andern, bis allmälig Schmerz und Anschwellung des ergriffenen Gelenks sich vermindern, die Haut desselben zu jucken, zuweilen auch sich abzuschilfern beginnt und der abgehende Urin einen weißen oder rothen Bodensatz macht. Nur in außerordentlich seltenen Fällen kommt der Mensch mit einem einzigen solchen Anfalle davon, meistens kehren dergleichen alljährlich zu bestimmten Zeiten wieder. Die befallenen Gelenke verlieren nach und nach das glänzendrothe Ansehen, welches sie während der ersten Anfälle der Krankheit darboten, werden dagegen häufig durch Ablagerung einer knochenharten Masse in ihre Häute mehr oder weniger verunstaltet, steif und unbeweglich, oder es bilden sich auch außerhalb der Gelenke sogenannte Gichtknoten. Haftet der Gichtschmerz in den Gelenken des Fußes, so wird die Krankheit **Podagra** genannt, ist aber im Gelenk der Hand der Sitz desselben, so heißt sie **Chiragra**, ist das Knie befallen, **Gonagra** u. s. w. Bedenklicher und qualvoller zugleich ist die Krankheit, wenn die Knochen des Kopfs (**Kopfgicht**), das Rückgrath, die Lenden, die Kreuz- und Hüftgegend der Sitz der mit ihr verbundenen Schmerzen werden oder diese, ohne sich irgendwo festzusetzen, öfter ihre Stelle wechseln (**herumziehende, unregelmäßige Gicht**). Kann die Gicht nicht zu ihrer regelmäßigen Ausbildung gelangen, so versteckt sich dieselbe oft hinter andere Krankheitszustände und wird dann **verlarvte Gicht** genannt. Eine besondere Anlage zur Gicht wird ererbt oder auch erworben, entwickelt sich aber in beiderlei Fällen nur ausnahmsweise vor dem Beginn des mittlern Lebensalters. Allzu reichliche, zu nahrhafte und reizende Kost bei sitzender Lebensweise und gleichzeitigen, übermäßigen Geistesanstrengungen, namentlich öfterer Genuß säuerlicher, junger Weine oder solcher Nahrungsmittel, die zur Säureerzeugung Veranlassung geben, aber auch Ausschweifungen, alle mit drückender Armuth gewöhnlich verbundenen Entbehrungen u. s. w. begünstigen ihre Entstehung. Männer von 30—60 Jahren und starkem, vollsaftigem Körperbau sind ihr am meisten ausgesetzt. Bedroht die Gicht auch nicht unmittelbar das Leben, so gehört sie doch zu den langwierigen und schwer heilbaren Krankheiten, ja kann durch ihre Neigung, nach innern Theilen zurückzutreten, schnell gefährlich werden, wenn sie verwahrlost wird. Die wirksamsten Verhütungsmittel



Digitized by Google

des Ausbruchs der Gicht sind eine möglichst einfache Kost, überhaupt Mäßigkeit in allen Genüssen, hinlänglich warme, jedoch die Haut nicht überreizende und verzärtelnde Bekleidung, zuweilen auch wol Veränderung des Wohnorts und der Beschäftigung.

Giebel oder **Fronton** nennt man an einem Gebäude einen Theil seiner Seitenwände. Ehe nämlich ein regelmäßiges Gebäude das Dach erhält, besteht dasselbe gewöhnlich äußerlich aus vier gleich hohen Mauern, von denen je zwei gegenüberstehende gleich lang sind. Wird nun das Haus bedeckt, so kann man entweder ein flaches Dach auflegen, oder man kann an jede Mauer eine geneigte Fläche anlegen — in beiden Fällen hat das Haus keinen Giebel — oder endlich, man kann nur von zwei gegenüberstehenden (gewöhnlich den längern) Mauern derartige geneigte Flächen in die Höhe führen, und die beiden andern (kürzern) Mauern senkrecht in die Höhe verlängern. Diese gewöhnlich Dreiecke darstellenden Verlängerungen heißen **die Giebel** des Hauses. Ist das Dach nicht flach zugespitzt, sondern gewölbt, so erhält auch der Giebel eine gerundete Gestalt. Gewöhnlich wird die Giebelseite eines Gebäudes nicht zur **Fronte** (s. d.) desselben gemacht; doch findet man besonders in den alten mittelalterlichen Städten viele Gebäude, welche so gestellt sind, daß die Giebel die Vorderseiten bilden. Oft sind dann diese Giebel noch vielfach verziert und gehen über das Dach hinaus, sodaß sie dieses fast ganz verbergen. Die Griechen und Römer brachten entweder gar keine oder nur sehr niedrige Giebel an, wogegen in der gothischen Baukunst sehr hohe und spitze Giebel üblich waren. **Frontons** heißen auch die niedrigen dreieckigen Überbaue, welche man zuweilen zur Verzierung der Fenster und Thüren über diesen anbringt.

Gift nennt man jede Substanz, welche, mit dem lebenden menschlichen oder thierischen Körper innerlich oder äußerlich in Berührung gebracht, die Gesundheit stört oder auch das Leben völlig vernichtet, ohne daß jedoch eine mechanische Einwirkung wahrnehmbar ist. Es gibt kein Gift, welches in jeder Gabe, in jeder Verbindung, in jedem Falle und für jedes lebende Geschöpf durchaus tödtlich wirkt. Die größere oder geringere Schädlichkeit der giftigen Substanz hängt einerseits von ihrer Beschaffenheit und dem Grade ihrer Vertheilung und Auflösung, andererseits von dem Alter, dem Gesundheitszustande, der Gewohnheit und eigenthümlichen Constitution des sie aufnehmenden Körpers ab. Was dem erwachsenen Menschen Gewürz ist, kann dem Kinde zum Gifte werden. Es ist eine allgemein bekannte Thatsache, daß viele sehr heftig wirkende Substanzen, wie z. B. Opium, Blausäure, Nieswurz, Quecksilbersublimat u. s. w. in sehr kleinen Gaben und in der Hand des Arztes oft zu den wohlthätigsten Arzneien werden, während sie in größern Gaben und auf den gesunden Menschen als Gifte wirken. Ferner ist bekannt, daß Dinge, die auf den Menschen keine giftigen Wirkungen äußern, gewisse Thiere zu tödten vermögen, so z. B. der Zucker Tauben und Enten, die Petersilie Papageien, Hollunderbeeren die Hühner, der Pfeffer die Schweine; endlich daß gewisse Pflanzen nur gewissen Thieren gefährlich sind, so z. B. der Wasserschierling, der auf Kühe, andere Thiere und Menschen die giftigsten Wirkungen äußert, während er von Pferden, Schafen und Ziegen ohne allen Nachtheil gefressen wird, ferner der der Gesundheit des Menschen so gefährliche Same des Taumellolchs, den die Vögel ohne den mindesten Schaden verzehren u. s. w. Abgesehen davon, wissen wir, daß sich der Körper nach und nach selbst an starke Gifte gewöhnen kann, sodaß sie für ihn gewissermaßen aufhören, Gifte zu sein. Belege dazu liefern der Taback und das Opium. Je nach dem Naturreiche, aus welchem die Gifte stammen, unterscheidet man mineralische, vegetabilische (Pflanzengifte) und animalische oder thierische. Zweckmäßiger scheint es jedoch, sie nach der Art ihrer Wirksamkeit einzutheilen. Demgemäß unterscheidet man nun reizende Gifte, narkotische oder betäubende, scharf narkotische und septische, oder solche, welche in dem lebenden Körper einen Zustand von Fäulniß erzeugen. **Reizende Gifte** nennt man solche, welche die Gewebe, mit denen sie in Berührung kommen, reizen, entzünden oder zerfressen. Im Allgemeinen sind ihre Wirkungen heftiger und furchtbarer als die aller andern Gifte. Der größte Theil der Säuren, die Alkalien, Metallsalze, eine Menge vegetabilischer Substanzen, aus dem Thierreiche die spanischen Fliegen, gewisse Fische u. s. w. gehören in diese Classe von Giften. Die Erscheinungen, welche sie hervorzubringen pflegen, sind folgende: Bald nach ihrem Genusse entsteht im Munde, auf der Zunge, im Schlunde, in der Speiseröhre, im Magen und Darmkanale ein Gefühl von Brennen und Zusammenziehen mit außerordentlicher Trockenheit, es stellen sich heftige, reißende und stechende Schmerzen im Unterleibe, hauptsächlich aber in der Magengegend, ein, Schluchzen, Übelkeiten, schmerzhaftes und hartnäckiges Erbrechen, blutige Stuhlausleerungen, unlöschbarer Durst, Entstellung des mit kaltem, klebrigem Schweiße sich bedeckenden Gesichts bei eisiger Kälte oder zuweilen auch großer Hitze des ganzen übrigen Körpers, kleiner, krampfhafter, häufiger, oft kaum zu fühlender Pulsschlag, beschleunigtes, schweres Athmen, außerordentliches Mattigkeitsgefühl, schreckliche Convulsionen, Besinnungslosigkeit, endlich der Tod. Werden reizende Gifte äußerlich beigebracht, so wirken sie örtlich ätzend ein und bringen an der Einverleibungsstelle alle Erscheinungen eines Brandschadens hervor, nachdem sie aber aufgesogen und in den allgemeinen Kreislauf gebracht worden sind, Zufälle, die ein Ergriffensein des Magens, des Darmkanals, der Urinblase, des Herzens, der Lungen, des Gehörs oder anderer Nervenpartien anzeigen. Sind sie durch Einspritzung in die Blutadern, in den Blutstrom unmittelbar gebracht worden, so zeigen sich in der Regel unmittelbare Wirkungen auf die Lungen, das Herz oder das Nervensystem. — **Narkotische Gifte** sind solche, welche zunächst auf das Nervensystem und namentlich auf das Gehirn wirken und fast immer, wie sie auch in den Körper gekommen sind, nachstehende Symptome, wenigstens einige von ihnen, herbeiführen: Eine Art von Taumel und Schlaftrunkenheit mit Schwere des Kopfes, Schwindel, Betäubung und Schlafsucht, tobsüchtiges oder auch fröhliches Irrereden, zunehmende Schmerzen mit kläglichem Schreien, Zuckungen, Schwäche oder gar Lähmung der Glieder, vorzüglich der untern Gliedmaßen, Erweiterung oder Verengerung der Pupille, verminderte Empfindlichkeit der Sinnesorgane, Ekel, Erbrechen, veränderter Pulsschlag u. s. w. Die narkotischen Gifte stammen größtentheils aus dem Pflanzenreiche. (Vgl. **Giftpflanzen**.) — Die Classe der **narkotisch-scharfen Gifte** umfaßt Sub-

flanzen sehr verschiedener Art. Diese Gifte bewirken nicht alle die nämlichen Zufälle. Einige von ihnen rufen nervöse Erscheinungen hervor, die plötzlich aufhören, um sich einige Zeit nachher wieder einzustellen. Dergleichen sind eine auffallende Unruhe, Äußerungen eines fröhlichen Wahnsinns, Zuckungen der Muskeln des Gesichts, der Kinnladen und Gliedmaßen, nicht selten Erweiterung oder Verengerung der Pupillen, Schmerzen in verschiedenen Theilen des Unterleibs, Ekel, hartnäckiges Erbrechen, vermehrte Stuhlausleerungen u. s. w. Andere bewirken statt der beschriebenen Unruhe eine Art Rausch mit großer Schwäche, Zittern und Stumpfsinn ohne Neigung zu brechen. — In die vierte Classe, zu den septischen oder Fäulniß erregenden Giften gehören das Schwefelwasserstoffgas, das Gas, welches sich in den Cloaken entwickelt, überhaupt in Fäulniß übergegangene Stoffe, das Gift der Viper, der Brillenschlange, Klapperschlange, das Milzbrand- und Wuthgift der Thiere, das Wurstgift u. s. w. Ihre Wirkungen charakterisiren sich hauptsächlich durch allgemeine Schwäche mit öftern Ohnmachten und Entmischung der Säftemasse ohne Störung des Bewußtseins. — Nicht alle Gifte sind bekannt. Es werden immer neue entdeckt, und die Bereitungsart mancher ist als Geheimniß bewahrt worden, z. B. der einst so gefürchteten Aqua tofana (s. d.). — Gegengift nennt man ein dem Gifte entgegenwirkendes Arzneimittel, d. h. eine Substanz, welche ein mit dem thierischen Körper in Berührung gekommenes Gift schnell wegschafft, einhüllt, abstumpft oder niederschlägt, überhaupt weniger gefährlich oder ganz unschädlich macht. Doch sollen Gegengifte in der Regel nicht selbst wieder starke Gifte für den Körper sein, damit sie nicht lebensgefährliche oder gar tödtliche Wirkungen äußern. Sie müssen daher ohne allen Nachtheil selbst in großen Gaben gereicht werden können und sich nicht nur in flüssiger, sondern auch in fester Form wirksam zeigen. Nur in Fällen, wo man kein anderes Gegengift zur Hand hat oder kennt, muß man Mittel anwenden, die selbst wieder Gifte sind. Früher haben die Ärzte sich bemüht, ein allgemeines Gegengift aufzufinden, d. h. ein Mittel, welches die Kraft besitzen soll, alle Gifte unschädlich zu machen; allein bei den so sehr verschiedenen, ja sich gradezu entgegengesetzten Eigenschaften der einzelnen Gifte dürfte sich schwerlich jemals ein solches Universalmittel entdecken lassen. In neuerer Zeit hat man die Seife als ein fast allgemeines Gegengift empfohlen und nicht mit Unrecht, da sie gegen alle Metallauflösungen, alle Säuren, ja selbst gegen mehre vegetabilische Gifte die besten Dienste leistet. Die Gegengifte, deren man sich zweckmäßig in Vergiftungsfällen bedient, sind bei den einzelnen Giften angegeben. — Um dem unvorsichtigen, sowie dem verbrecherischen Misbrauche des Giftes vorzubeugen, werden in den meisten Ländern diejenigen Personen, welche von Berufswegen mit Giften zu thun haben, wie z. B. die Apotheker, besonders in Pflicht genommen und angewiesen, nur an verständige und hinlänglich bekannte Personen Gift zu verabreichen.

**Giftpflanzen** nennt man diejenigen Gewächse, die entweder in allen oder in einzelnen ihrer Theile Stoffe enthalten, welche als Gifte (s. d.) wirken. Die Pflanzen, welche zu den betäubenden Giften gehören, zeichnen sich meistens durch eine matte, düstere und schmuzige Färbung des Laubes und der Blumen aus, und sind nicht selten mit klebrigen Haaren überzogen. Zu dieser Abtheilung der Giftpflanzen gehören der Taumellolch (eine Grasart), die vierblättrige Einbeere, der Eibenbaum oder Taxus, der gemeine oder schwarze Nachtschatten, der Stechapfel, das Bilsenkraut, der Sumpfkiehnrost, der Giftlattich, der Mohn, welcher das Opium liefert, der Kirschlorber, die bittere Mandel u. a. — Die scharfe Gifte enthaltenden Pflanzen haben in ihrem Äußern nichts, was sie von andern Gewächsen unterschiede, sie lassen sich nur erkennen durch einen auffallend scharfen, stechenden oder brennenden Geschmack, der sie leicht durch Kauen sehr kleiner Portionen verräth. Hierher gehört: der gefleckte Aron, das Sumpfschlangenkraut, der weiße und schwarze Germer, die Herbstzeitlose, die gemeine Narcisse, die Haselwurz, das Osterluzei, das Seidelbast oder der Kellerhals, die Lorberdaphne, der Sadebaum, die Arten der Wolfsmilch, die Erdscheibe oder das Saubrot, das Gnadenkraut, die Zaunrübe oder Zaunrebe, das Schöllkraut, die Arten des Hahnenfußes oder der Wiesenranunkeln, der Adonis, die busch- und hahnenfußähnliche Anemone, die Arten der Küchenschelle, die Arten der Waldrebe, die Sumpfdotterblume, die Arten der Nieswurz, der Mauerpfeffer, und unter den ausländischen Gewächsen: die Eselsgurke, die Jalappe, der Gummiguttbaum, die schwarze Brechnuß, der Mancheniellebaum, der Stephansritterspron und einige andere. — Die betäubenden Giftpflanzen unterscheiden sich äußerlich nicht von andern Gewächsen. Zu ihnen rechnet man: das Tollkraut oder die Tollkirsche, auch Belladonna genannt, viele Arten aus der Familie der Schirm- oder Doldengewächse, als: die röhrige und safranfaftige Rebendolde, den Wüthrich oder Wasserschierling, die Gartengleiße oder den Gartenschierling, den eigentlichen oder gefleckten Schierling, die gelb oder blau blühenden Arten des Eisen- oder Sturmhuts, den gemeinen Bohnenbaum oder Goldregen, die bunte Kronenwicke, den purpurrothen Fingerhut; von ausländischen Gewächsen: die Meerzwiebel, den Sabadill- oder Ungeziefergermer, den Oleander, den myrtenblätterigen Gerberstrauch, den Krähenaugen- und Ignatiusbohnenbaum und den Kockelskörnerstrauch. — Die drastischen Giftpflanzen, welche heftige Durchfälle oder häufiges Erbrechen erregen, werden gewöhnlich zu den scharfen Giften gerechnet. Hierher gehören: das ausdauernde Bingelkraut, das Gauchheil, der Hundswürger oder das Schlangenwurzkraut, der gemeine Kreuz- oder Wegdorn, der Purgirlein oder Purgirflachs und einige ausländische Gewächse. — Unter den zahlreichen Arten der Schwämme oder Pilze finden sich verhältnißmäßig nur wenig giftige; eine große Anzahl derselben ist eßbar und der bei weitem größere Theil ist weder schädlich noch für den Haushalt des Menschen von Nutzen. Die giftigsten Arten in Deutschland sind: der Fliegenschwamm, der knollige Wulstblätterschwamm, der röthliche und der rosenfarbene Blätterschwamm, der giftige Hirschling, der Schwefelkopf, der Speiteufel, der zusammenziehende und rissige Blätterschwamm; ferner der Herenpilz oder düsterfarbige Löcherschwamm, der neuerdings entdeckte sehr giftige Satanspilz und die stinkende Gicht- oder Giftmorchel. — Außer den oben genannten Giftpflanzen gibt es noch mehre ausländische, die zwar die fürchterlichsten und am schnellsten tödtenden Gifte liefern, die aber noch nicht hinreichend bekannt sind. Die vorzüglichsten Giftgewächse

Digitized by Google

sind in besondern Artikeln näher beschrieben. Vgl. „Sämmtliche Giftgewächse Deutschlands, naturgetreu dargestellt und allgemein faßlich beschrieben von Eduard Winkler" (2. Aufl., Lpz. 1835), mit 100 Kupfertafeln, auf welchen 110 Giftpflanzen und Giftpilze vollständig und mit Zergliederungen einzelner Theile dargestellt sind.

**Giganten** waren nach der griech. Mythe Riesen, welche die Gäa (s. d.) gebar, um im Kampfe gegen die Götter den Untergang der Titanen (s. d.) zu rächen. Sie wollten den Sitz der Götter stürmen, welcher nach dem Volksglauben über dem ehernen Himmelsgewölbe war, und um ihn zu erreichen, thürmten sie die Gebirge Ossa, Pelion, Oeta übereinander. Von dieser Höhe schleuderten sie Felsen und Feuerbrände nach dem Olymp. Der Kampf der Götter und Giganten ist in besondern, Gigantomachien genannten Gedichten im Alterthum mehrfach besungen worden. Die Götter siegten in diesem Kampfe. Inseln und Berge wurden auf die Giganten gestürzt, unter denen sie begraben liegen und nur von Zeit zu Zeit in Feuerausbrüchen (Vulkanen) ihr Leben und ihre ungezähmte Wuth zu erkennen geben. Nach andern Mythen sind sie im Tartarus eingeschlossen; auch wird erzählt, das Geschrei des Esels des Silen (s. d.) oder Triton (ein Meergott), auf seinem Schrecken einjagenden Horne blasend, habe die Titanen in die Flucht gejagt.

**Gimpel** ist ein sperlingartiger, zur Gattung der Kernbeißer gerechneter Vogel, der sich durch einen starkgewölbten und stumpfen Schnabel auszeichnet. Sehr bekannt ist der nebenstehend abgebildete gemeine Gimpel, Blutfink oder Dompfaff, der etwas größer und dicker als ein Sperling ist. Er hat ein schwarzes Käppchen und ist oben aschgrau, unten das Männchen mennigroth, das Weibchen rothgrau. Er läßt sich leicht fangen und abrichten, lernt Worte nachsprechen und Melodien pfeifen, und wird daher sehr gern im Bauer gehalten. Man findet ihn fast in ganz Europa in allen nicht zu hoch gelegenen Gebirgswäldern.

**Ginseng**, Ginzing, Gensing und mehre ähnliche Namen führt eine Wurzel und die Stammpflanze derselben, welche in eine Familie gehört, deren Arten im äußern Ansehen mit unsern Schirm- oder Doldengewächsen viel Ähnliches haben. Es wächst diese Pflanze sowol in der chinesischen Tatarei und in Japan, als auch in Nordamerika wild. Da die Ginsengwurzel schon seit alten Zeiten bei den Chinesen sowol als Arzneimittel bei verschiedenen Nervenleiden und zur Stärkung nach Ausschweifungen, als auch um den Geschlechtstrieb zu erregen oder zu erhöhen, in großem Ansehen und in so hohem Preise stand, daß sie mit Gold aufgewogen wurde, so führten die Europäer mit dieser Pflanze, als man sie auch in Amerika aufgefunden hatte, einen sehr einträglichen Handel nach China. Noch ist man nicht gehörig von den Wirkungen und Eigenschaften dieser Wurzel unterrichtet, was großentheils seinen Grund darin hat, daß zweierlei Wurzeln mit einem sehr gleichlautenden Namen im Handel vorkommen. Dies ist nämlich die genannte und die Ninsing- oder Ninsiwurzel. Letztere hat mit der Zuckerwurzel, die bei uns häufig gebaut wird, sehr große Ähnlichkeit. Man hat in China zwei verschiedene Sorten von Ginseng, die eine aus Japan und die andere aus Korea, von denen die letztere am meisten geschätzt wird. Der (durch Zubereitung) beste Ginseng gleicht an Farbe und Durchsichtigkeit dem Bernstein.

**Giraffe** (die) ist eins der merkwürdigsten Säugthiere, ausgezeichnet durch Größe und Gestalt. Es erreicht eine Höhe von 16—18 F. und ist also das größte Thier der Erde. Dabei stehen alle seine einzelnen Glieder zu einander in einem höchst ungewöhnlichen Verhältnisse. Die Vorderbeine sind bedeutend länger als die Hinterbeine und der Leib der Giraffe geht nach hinten abschüssig herab. Dabei hat der Rumpf nur eine Länge von 6—7 F. und ebenso lang ist der schlank aufsteigende Hals. Besonders merkwürdig sind die Hörner der Giraffe. Sie stehen über der Stirn, sind kegelförmig und mit einer Haut überzogen. Vor diesen Hörnern steht ein Höker oder ein drittes Horn, welches dicker und kürzer als die beiden andern ist. Das Weibchen hat nur die zwei hintern Hörner und diese sind bei beiden Geschlechtern oben etwas zurückgebogen und an der Spitze mit einer Art von Knopfe versehen. Diese Hörner fallen niemals ab, bestehen aus einer porösen Knochenmasse und bilden gleichsam eine Fortsetzung des Schädels. Der Kopf ist klein, die Oberlippe hängt über dem Unterkiefer herab und die weißen Ohren sind ziemlich groß. Besonders schön sind die Augen der Giraffe, welche groß und schwarz sind und einen sanften Ausdruck haben. Die Zunge ist schwarz und ungewöhnlich lang. Vom Kopf bis zum Rücken erstreckt sich eine kurze schwarze Mähne. Der nicht lange Schwanz geht in einen Büschel schwarzer Haare aus. We-

gen der bedeutenden Länge der Beine erscheinen diese schwach. Die Grundfarbe des schönen Felles der Giraffe ist weiß und auf demselben befinden sich nahe bei einander große, fast viereckige Flecke von dunkler Farbe. Beim Gehen hebt das Thier die rechten und ebenso die linken Füße zugleich, und wenn es sich niederlegen will, knieet es erst auf die Vorderbeine, wie das Kameel. Um den Kopf zur Erde bringen zu können, muß es die Vorderbeine weit auseinander spreizen. Die Giraffe nährt sich von Blättern und jungen Ästchen, die sie mit ihrer langen Zunge geschickt abzupflücken weiß. Sie ist sehr leicht zu zähmen, weil sie von Natur ein sehr sanftes Wesen hat. Man findet diese Thiere im östl. und südl. Afrika in kleinen Rudeln zusammenlebend und macht Jagd auf sie, weil ihr Fleisch von sehr angenehmem Geschmack ist. — Die Giraffe war schon den Alten bekannt. Die Römer nannten sie Kameloparbel, weil sie an Gestalt dem Kameel und durch die Färbung des Fells dem Panther ähnelt, und brachten deren öfter zur Volksbelustigung nach Rom. Im 15. Jahrh. kam eine Giraffe an den Herzog von Medici in Florenz, im 16. eine nach Konstantinopel. Seit dieser Zeit war in Europa dieses merkwürdige Thier gar nicht gesehen worden und es machte daher ungemeines Aufsehen, als 1826 eine lebende Giraffe nach Paris gebracht wurde. Jetzt befinden sich in London, nachdem früher einige derselben gestorben, mehre Giraffen in den sogenannten zoologischen Gärten.

**Giro** (spr. Dschiro), ein kaufmännisches, ursprünglich ital. Wort, deutsch: Kreislauf, ist die Übertragung des Eigenthums an einem Wechsel (s. d.) auf einen Dritten, welche durch eine kurze schriftliche Bemerkung auf dem Rücken des Wechsels bewerkstelligt nnd eben deshalb auch Indossement genannt wird. Derjenige, welcher auf solche Weise einen Wechsel auf einen Andern überträgt, heißt der Girant oder Indossant, Der, auf welchen er übertragen wird, der Indossat oder Girat, Giriren endlich oder indossiren bezeichnet die Handlung selbst, durch welche man ein Giro bewerkstelligt. Ein vollständiges, d. h. ein solches Giro, durch welches der Indossat rechtmäßiger Eigenthümer des an ihn girirten Wechsels wird, muß außer der Benennung des Indossaten und der Unterschrift des Giranten den Ausdruck der Übertragung selbst, sowie Ort und Zeit derselben enthalten. Auch wird dabei in der Regel die Ursache der Übertragung kürzlich bemerkt. Zur Veranschaulichung diene das Schema: „Für mich an Herrn N. N. oder dessen Ordre. Werth empfangen. Leipzig den 27. Januar 1837. A—z." Durch den Zusatz: „Oder dessen Ordre" wird der N. N. — dies ist der Indossat — berechtigt, den solchergestalt an ihn girirten Wechsel wieder an einen Dritten weiter zu giriren, was überhaupt bis zu Ablauf des Wechsels fortgesetzt werden kann. Durch die Worte: „Werth empfangen" bekennt der A—z (dies ist der Girant), daß er von dem N. N. bereits die im Wechsel selbst ausgedrückte Summe in Werth, also z. B. durch Waaren, erhalten habe. Häufig aber werden die Giri weit kürzer, nämlich durch die bloße Unterschrift des Giranten, abgefaßt, sodaß dem Indossaten die Ausfüllung des Giro überlassen bleibt. Man nennt dies ein Giro in bianco. An mehren Orten, z. B. überall, wo die leipziger Wechselordnung gilt, sind dergleichen Giri verboten. Übrigens ist nicht nöthig, daß das Giro sich auf die ganze Summe des Wechsels erstrecke, sondern man kann auch einen Theil derselben giriren. Ein uneigentliches Giro ist das sogenannte Giro zum Incasso, wodurch nämlich der Girat nicht Eigenthümer des Wechsels wird, sondern nur den Auftrag von dem Giranten erhält, für diesen den Betrag des Wechsels einzucassiren. Ein Wechsel, auf welchem bereits ein oder mehre Giri stehen, heißt nach der kaufmännischen Ausdrucksweise: ein gemachtes Papier, dagegen ein Wechsel ohne Giro: ein Wechsel von der Hand.

**Girondisten** hieß in der franz. Revolution 1792 und 1793 eine Partei gemäßigter Republikaner in der Nationalversammlung, an deren Spitze Männer aus dem Departement Gironde standen, namentlich Guadet, ein ausgezeichneter Redner. Sie hatten besonders mit der sogenannten Bergpartei in der Nationalversammlung zu kämpfen, der gegenüber sie die Partei des Thals genannt wurden, weil sie auf den niedern Bänken saßen. An der Spitze der Bergpartei standen die wüthenden Republikaner Danton, Robespierre, Marat (s. d.). Namentlich die beiden Letzten waren es, welche die Girondisten 1793 vor das Revolutionstribunal und von da auf die Guillotine brachten. Guadet wurde 1794 zu Bordeaux hingerichtet.

**Glarus** ist ein aus 15 Gemeinden bestehender Canton der schweiz. Eidgenossenschaft, welcher einen Flächenraum von 21 □M. und 28,000, größtentheils protestantische, Einw. hat, von der Linth durchflossen wird und zwischen den Cantonen St.-Gallen, Schwyz, Uri und Graubündten liegt. Die Linth steht mit dem Wallenstädtersee und durch einen Kanal mit dem Zürichersee in Verbindung. Der Hauptnahrungszweig ist die Rindviehzucht. Der Schabziegerkäse wird weithin ausgeführt. Das Land ist reich an Arzneipflanzen und gewürzigen Kräutern, sowie an trefflichem Obste. Auf drei Seiten erheben sich hohe Alpenzüge, zum Theil mit ewigem Schnee bedeckt. Die höchsten Spitzen sind der 11,000 F. hohe Dödi, der 10,400 F. hohe Kistenberg, der gegen 10,000 F. hohe Hausstock und der nicht viel kleinere Scheibenberg. — Der Hauptort Glarus oder Glaris hat nur 4000 Einw. Hier versammelt sich jährlich einmal unter dem Vorsitz des Landamman die Landesgemeinde, in deren Händen die höchste Gewalt liegt, während die Regierungsgeschäfte durch einen Gemeinderath besorgt werden. An der Landesgemeinde nimmt jeder selbständige über 16 Jahr alte, und weder blödsinnige noch ehrlose Landmann Theil. Der Canton zahlt jährlich 3616 Francs zur Landeskasse und stellt 482 M. zum Bundesheere der schweiz. Eidgenossen.

**Glas** (das) ist ein aus Kieselerde, feuerbeständigen Alkalien und Metalloxyden zusammengesetzter Körper, der nicht in der Natur vorkommt, sondern nur durch Kunst hergestellt wird, und gehört zu den schönsten und nützlichsten Erfindungen. Seine große Brauchbarkeit beruht namentlich auf seiner Durchsichtigkeit, auf seiner Unauflöslichkeit und auf dem Umstande, daß es sich in alle möglichen Gestalten bringen läßt. Wegen seiner Durchsichtigkeit verwendet man das Glas zu Fensterscheiben, zu Laternen und zu optischen Instrumenten. (S. Linsen.) Seine Unauflöslichkeit empfiehlt es zu Gefäßen, in denen Flüssigkeiten aufbewahrt werden, denn es gibt nur einen einzigen Stoff, die Flußsäure, der

Digitized by Google

es angreift. Man kann die schärfsten Säuren, z. B. Schwefelsäure, Jahre lang in gläsernen Gefäßen stehen lassen, ohne daß sich auch nur eine Spur von Auflösung des Glases bemerken ließe. Der Erfinder dieses nützlichen Stoffes ist nicht bekannt, vielmehr finden wir schon in den ältesten Zeiten Spuren von Bekanntschaft mit dem Glase. Jedoch wird von den Alten diese Erfindung allgemein den Phöniziern, dem betriebsamsten Handelsvolke im Alterthume, zugeschrieben und man erzählt in dieser Beziehung eine artige Geschichte. Es sollen nämlich phönizische Seeleute in einer sandigen Gegend Syriens gelandet sein, und als sie auf dem Lande keine Steine fanden, um zu Bereitung ihrer Speisen einen passenden Herd zusammenzustellen, hätten sie von ihrer Schiffsladung einige große Stücke Salpeter geholt und zwischen diesen das Feuer angemacht. Da wäre nun ein Theil des Salpeters geschmolzen, hätte sich mit Asche und Sand verbunden und wäre zu Glas erstarrt, das die Phönizier nach dem Erlöschen des Feuers fanden. Hierauf kamen sie dann bald in den Besitz der Glasbereitungskunst, welche die Ägypter später noch mehr vervollkommneten. Um die Zeit von Christi Geburt wurde auch in Italien Glas verfertigt. Doch waren die Alten weit entfernt, daß sie das Glas in solcher Reinheit hergestellt und in so mannichfaltigen Formen verarbeitet hätten wie wir. Die größere Ausbildung der Glasbereitung fällt nur erst in die letzten drei oder vier Jahrhunderte. Früher bediente man sich besonders zu Fenstern des Glases nur höchst selten. Statt dessen nahm man durchscheinendes Horn, Blätter des Marienglases, geöltes Papier u. dgl. Die reichen Römer brauchten wol auch dünngeschliffene Achat- oder Marmorplatten an. Als die Glasfenster endlich aufkamen, kannte man lange Zeit nur die kleinen eckigen Glasplatten, welche in Blei gefaßt wurden und gewöhnlich in der Mitte dicker als an den Rändern waren. Man findet solche Fenster noch in alten Gebäuden. Noch im Jahre 1458 rühmte ein Schriftsteller als die höchste Pracht, daß in Wien die meisten Häuser Glasfenster hätten, und noch viel später kam man erst darauf, Spiegelglas in Tafeln zu gießen. Früher hatte man fast gar keine Glasspiegel, sondern nur Metallspiegel. (S. Spiegel.) In neuerer Zeit hat sich besonders England durch große Fortschritte in der Glasmacherkunst ausgezeichnet. Berühmt ist das engl. Flintglas und das Crown- oder Kronglas, welche insbesondere zu Herstellung optischer Instrumente benutzt werden. Jedoch ist man jetzt in Deutschland in der Glasmacherkunst wo nicht weiter, doch ebenso weit wie in England. In Böhmen und Schlesien wird ausgezeichnetes Glas verfertigt und zu Benedictbeurn in Baiern macht man ausgezeichnetes Flintglas und Kronglas.

Die Bereitung des Glases wird in den Glashütten vorgenommen. Die vorzüglichsten zu derselben erforderlichen Geräthschaften sind: ein eigens eingerichteter Ofen, die Schmelztiegel oder Glashäfen, die eisernen Blaseröhren oder Pfeifen und verschiedene Werkzeuge, welche zum Formen des Glases gebraucht werden. Die Öfen sind theils viereckig, theils rund und müssen inwendig mit einem ungemein feuerfesten Material ausgekleidet sein, denn sie haben eine Hitze bis zu 8000° auszuhalten und werden gewöhnlich über ein Jahr ohne Unterbrechung geheizt. Auch die Schmelzhäfen werden aus feuerbeständigem Thone bereitet; sie haben ungefähr eine Elle in der Tiefe und im Durchmesser. Der Ofen hat Öffnungen, an denen die Arbeiter ihre Geschäfte vornehmen, die sogenannten Arbeitslöcher. Nachdem die Häfen bis zum Weißglühen erhitzt worden, werden diejenigen Materialien, welche das Glas geben, in sie gethan und kommen im Verlauf von etwa 20 Stunden vollkommen in Fluß. Diese Materialien müssen, ehe sie in die Häfen kommen, gereinigt und gepulvert sein, und werden zuweilen schon vorher einem hohen Hitzegrade ausgesetzt, um eine größere Reinigung zu bewirken, welche Vorarbeit das Fritten heißt. Beim Schmelzen in den Häfen sammeln sich noch eine Menge Unreinigkeiten, wie Schaum, auf der fließenden Masse, welche mit eisernen Löffeln abgeschöpft werden und Glasgalle heißen. Diese Glasgalle wird zum Silberlöthen, als Fluß (s. Flüsse), zum Schmelzen strengflüssiger Metalle, unter die Glasur (s. d.), in der Vieharzneikunde u. s. w. gebraucht. Die Bereitung des Tafelglases, welches besonders zu Fensterscheiben benutzt wird, geschieht auf zwei wesentlich verschiedene Arten, als Mondglas und als Walzenglas. Die Bereitung des Mondglases ist die ältere. Der Arbeiter taucht die Pfeife, welche oben einen hölzernen Griff und unten einen kegelförmigen Ansatz hat, mit dem untern Ende in die Glasmasse und gibt dem ausgehobenen Theile der zähen Masse durch Rollen auf einer glatten metallenen Tafel eine regelmäßige Gestalt. (Fig. 1.) Hierauf setzt er das obere Ende des Blaserohres an den Mund und bläst die Masse zu einer birnförmigen Blase auf (Fig. 2), und nachdem diese eine hinlängliche Größe erlangt hat, wird sie vor eine größere Öffnung des Ofens gebracht. Der Arbeiter steht zum Schutze gegen die Hitze hinter einem Gemäuer, auf dem die Pfeife aufliegt. Er dreht die Pfeife schnell um (Fig. 3) und hierdurch, so wie durch die Hitze des Ofens nimmt die Blase eine unten weitere, fast scheibenförmige Gestalt an. In der Mitte dieser kreisförmigen Bodenfläche ist das Glas am dicksten, und hier setzt nun ein zweiter Arbeiter das sogenannte Hefteisen an, welches vorher erhitzt und mit dem untern Ende in die Glasmasse getaucht worden ist (Fig. 4). Die Pfeife mit dem obern Ende der Blase wird nun abgesprengt, die so erhaltene Glasform aber mit dem Hefteisen wieder vor die vorerwähnte Öffnung des Ofens gebracht und in schnell drehende Bewegung gesetzt (Fig. 5). Sie breitet sich immer weiter aus und gibt endlich eine große Scheibe, welche durchgängig ziemlich dieselbe Dicke hat und nur in der Mitte etwas stärker ist. Diese wird in der Nähe des mit dem Schmelzofen gewöhnlich in Verbindung stehenden, etwas weniger heißen Kühlofens, auf ein Lager von heißer Asche gelegt, das Hefteisen abgesprengt und nun endlich die Scheibe mit Hülfe eines gabelförmigen Instruments in den Kühlofen gebracht. Ganz allmälig, oft Wochen lang, kühlt hier die Glasscheibe aus, wird dann herausgenommen und mit Entfernung des mittlern zu dicken Theils, in zwei halbmondförmige Stücken zerschnitten.

Die Bereitung des Walzenglases erklärt sich aus Fig. 6. Mit Hülfe der Pfeife wird zuerst eine längliche Blase (Fig. 7) geblasen, diese dann unten geöffnet (Fig. 8) zu einer glockenförmigen Gestalt erweitert (Fig. 9), der Länge nach aufgeschnitten (Fig. 10), in Gestalt einer Walze gebracht (Fig. 11) und endlich auf einer metallenen Tafel ausgebreitet (Fig. 12), wo sie sich bald durch ihre eigne Schwere zur Tafel formt.

Digitized by Google

Fig. 1.

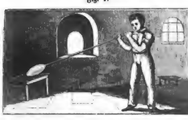


Fig. 2.

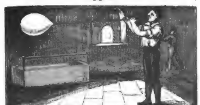


Fig. 3.

Fig. 4.

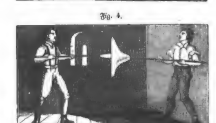
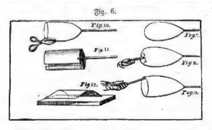


Fig. 5.

Fig. 6.




Das **Hohlglas**, d. h. dasjenige Glas, welches zu allen Arten von Gefäßen verarbeitet wird, erfodert bei der Verarbeitung wegen der großen Mannichfaltigkeit der Gegenstände eine lange Übung und die Kenntniß vieler Kunstgriffe. Größtentheils wird es geblasen, doch gießt man es auch in Formen, und kann ihm auf diese Weise das Ansehen geschliffenen Glases ertheilen. Zu den feinern Glaswaaren nimmt man vorzüglich Krystallglas, welches sich durch Reinheit, Weiße und Durchsichtigkeit auszeichnet, einen Zusatz von Blei hat und daher schwerer und weicher als Tafelglas ist.

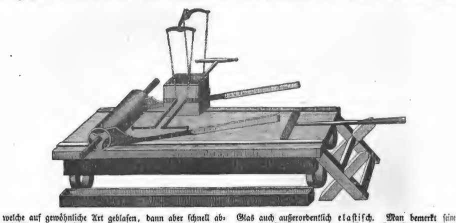
Das **Spiegelglas** muß besonders rein und weiß sein, und wird entweder wie das Tafelglas bereitet oder gegossen. Dieses Gießen geschieht auf dem umstehend abgebildeten Apparate. Man sieht eine glatte metallene Platte, auf welcher der Guß vorgenommen werden soll. Metallene Leisten zu beiden Seiten dienen, um das Herabfließen des glühenden Glases zu verhindern. Ihre Höhe bestimmt die Dicke der zu gießenden Glasscheibe; auf ihnen ruht die Rolle, welche über das glühende Glas hingeführt wird. Auch erkennt man den Abwischer, ein mit Leinwand umwickeltes Stück Holz, mit dem die Gießplatte von Staub gereinigt wird. An einem (nicht abgebildeten) Krahn hängt der Gießhafen mit der glühenden Masse, man sieht die Arme zu beiden Seiten des Hafens, mit deren Hülfe dieser allmälig ausgegossen werden kann, worauf die Rolle die Masse ausbreitet, ebnet und nachdem sie über die ganze Tafel weggelaufen, endlich in den vorn stehenden Bock fällt. Die Spiegelplatten werden ebenfalls in den Kühlofen zur allmäligen Abkühlung gebracht.

Wenn das Glas nicht allmälig, sondern schnell abgekühlt wird, so erhält es eine ungemeine Sprödigkeit, welche es zum Gebrauch untauglich macht. Auf dieser Erfahrung beruht die Bereitung der **Glastropfen** (**Glasthränen** oder **Springgläser**). Läßt man nämlich von der flüssigen Masse einen Tropfen in kaltes Wasser fallen, so erstarrt



Digitized by Google

derselbe sogleich zu einem ovalen Körper mit langem dünnen Schwanz. Bricht man nachher diesen ab, so zerspringt der ganze Glastropfen in feinen Staub. Dagegen kann man den dicken Theil klopfen und abschleifen, ohne daß ein solches Zerspringen eintritt. Die **Bologneserflaschen** oder **Springkolben** sind ziemlich dicke Glasfläschchen,



welche auf gewöhnliche Art geblasen, dann aber schnell abgekühlt werden. Man kann sie von außen schlagen, ohne daß sie zerspringen, aber ein kleines Sandkörnchen oder noch besser ein Stückchen Feuerstein (welcher sehr scharfe Kanten hat), das in sie hineingeworfen wird, zersprengt sie augenblicklich in Stücken. Erhitzt man ein solches Fläschchen auf glühenden Kohlen und läßt es dann langsam abkühlen, so hat es seine wunderbare Eigenschaft verloren.

Durch Zusatz metallischer Substanzen kann man dem Glase verschiedene, zum Theil sehr schöne, Farben ertheilen. Hierauf beruht die Herstellung der sogenannten **Glasflüsse**, von denen man die harten zu unechten Edelsteinen, die weichen und leichtflüssigen zu Abdrücken geschnittener Steine, sogenannten **Glaspasten**, verwendet. Zu den falschen Edelsteinen nimmt man als Grundlage ein besonders helles, reines und hartes Krystallglas, das nach seinem Erfinder **Straß** genannt wird. Die meisten und schönsten Glasflüsse kommen aus Venedig und aus Turnau in Böhmen. Auf der Kunst, das Glas zu färben, beruht auch die **Glasmalerei**, genauer **Glasschmelzmalerei**, deren Kunstwerke sich durch einen Glanz und eine Farbenpracht auszeichnen, die in keiner andern Art von Malerei zu erreichen ist, weil bei den Kunstwerken der Glasmalerei das Tageslicht selbst durch das Gemälde hindurchleuchtet. Dieselbe war besonders im Mittelalter ausgebildet, nachher aber fast ganz untergegangen. In neuester Zeit ist diese Kunst jedoch wieder aufgenommen und zu großer Vollkommenheit gebracht worden, sodaß sie nur in wenigen Stücken der alten Glasmalerei noch nachsteht.

Bekanntlich zeichnet sich das Glas durch Sprödigkeit aus, sodaß es sehr leicht springt. Das **Schneiden** des Glases geschieht daher, indem man mit einer Demantspitze einkratzt und dann das Glas bricht; es springt dann stets da, wo der Demant eingeschnitten hatte. Dennoch ist das Glas auch außerordentlich **elastisch**. Man bemerkt seine große Elasticität besonders an dünnen Glasfäden, diese lassen sich biegen und springen, losgelassen, stets wieder in ihre vorige Lage zurück. Da das Glas im glühenden Zustande außerordentlich zähe ist, so kann man es sogar zu langen ununterbrochenen Fäden **spinnen**, und aus diesem gesponnenen Glase dann verschiedene Gewebe fertigen.

Man braucht das Glas nur einer starken Hitze auszusetzen, um es wieder glühend und weich zu machen, und man kann dieses um so leichter, da das Glas die Hitze nur sehr langsam fortpflanzt, man daher ein nur wenige Zoll langes Stück Glas, z. B. eine Glasröhre, noch an beiden Enden mit den bloßen Fingern halten kann, während es in der Mitte glüht. Namentlich in der Physik und Chemie macht man von diesem Mittel, das Glas zu bearbeiten, Gebrauch, z. B. bei der Anfertigung der **Barometer** (s. d.) und **Thermometer** (s. d.), um Röhren in verschiedenen Winkeln zu biegen u. s. w. Dabei bedient man sich zur Hervorbringung der nöthigen Hitze des **Löthrohrs**, durch das gegen eine Öllampe geblasen wird, oder auch eines sogenannten Glasblasetisches, bei welchem das **Blasen** des Löthrohrs durch einen Blasebalg geschieht. (S. **Gebläse**.)

Um fertigen Glasgeräthschaften eine geschmackvolle Gestalt zu geben und allerlei Verzierungen theils in erhabener, theils in vertiefter Arbeit anzubringen, bedient man sich der Kunst des **Glasschleifens**. Das vorzüglichste Werkzeug des Glasschleifers ist der Werktisch oder die **Glasschleifmühle**. Durch Rad und Schnure wird ähnlich wie beim Spinnrade eine Spindel in drehende Bewegung gesetzt, auf welche eiserne und kupferne Räder von mannichfach verschiedener Gestalt und Größe aufgeschoben werden. Beim schnellen Umdrehen greifen die Rädchen das Glas an, welches, nachdem jene mit Schmirgel und Baumöl bestrichen worden sind, gegen sie gehalten wird, bald gegen den schar-

Digitized by Google

sen Rande, bald gegen die flache Seite. Das Glas wird hierbei matt und muß daher noch mit bleiernen und zinnernen Rädern, welche man mit feuchtem Trippel, Zinnasche oder Bimsstein bestreicht, polirt werden. Um Zeichnungen auf das Glas zu bringen, kann man sich auch der Flußsäure bedienen.

**Glasgow**, die volkreichste Stadt Schottlands, mit über 200,000 Einw., ist eine der schönsten Städte Europas, liegt an der Mündung des Flusses Clyde, theils in der Ebene am rechten Ufer, theils auf den Anhöhen am linken, in einer schönen Gegend. Obgleich die Stadt schon sehr alt ist, hat sie doch breite, regelmäßige Straßen und schöne Plätze. Auch wird sie durch eine Menge prachtvoller Gebäude geziert. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet sich namentlich der alte herrliche Dom aus, ferner das Universitätsgebäude mit einer 300 F. langen Vorderseite, das Stadthaus, das Börsengebäude, das Gefängniß und verschiedene andere. Über den Clyde gehen von der Stadt aus vier Brücken, deren eine, die alte, oder Stockwellbrücke, auf der nachstehenden Abbildung zu sehen ist. Sie ist 415 F. lang und hat eine Fahrbahn von 34 F. Breite. Noch schöner

ist die 1833 umgebaute neue Brücke, welche 560 F. lang und 60 F. breit ist. Öffentliche Denkmale sind eine schöne eherne Reiterstatue Wilhelm III., ein 142 F. hoher Obelisk, dem Andenken Nelson's gewidmet, die Statue des in Spanien gefallenen Generals Moore, vor der Domkirche auf einer hohen Säule das kolossale Bildniß des Reformators Knox und drei Statuen des in der Nähe von G. geborenen J. Watt, der sich durch Vervollkommnung der Dampfmaschinen unsterbliche Verdienste erworben hat. Die bedeutendsten öffentlichen Anstalten sind: die von König Jakob II. 1450 gestiftete Universität, welche 1700 Studirende zählt; das Hunter'sche Museum mit einer ausgezeichneten Sammlung von anatomischen Präparaten, Münzen und Gemälden und mit einer ansehnlichen Bibliothek; die trefflich ausgerüstete Sternwarte; der reiche botanische Garten; ein Gymnasium; eine Taubstummenanstalt; eine Akademie für Maler und Kupferstecher; mehre gelehrte Gesellschaften, namentlich die älteste Gesellschaft für Industrie und Handel in Großbritannien. G. ist eine der größten Handelsstädte, steht besonders mit Amerika und Ostindien im Verkehr und wird zum Handel durch seine Lage außerordentlich begünstigt. Es kommen bei G. drei Kanäle zusammen. Durch den Kanal von Monkland bezieht die Stadt den nöthigen Kohlenbedarf für mehr als 300 Dampfmaschinen, und durch den Kanal von Androssan steht sie mit dem Hafen dieses Orts in Verbindung. Am wichtigsten ist aber der prächtige Forth- und Clydekanal, welcher die Nordsee mit der irischen See verbindet und G. mit zwei Meeren, sowie mit dem am Forthbusen liegenden Edinburg vereinigt. G. liegt nicht unmittelbar an diesem Kanale, sondern steht mit ihm durch einen ½ M. langen Nebenkanal in Verbindung. Für größere Seeschiffe, welche nicht bis G. kommen können, ist der Hafen Port G. eingerichtet. In G. wurde 1810 das erste Dampfschiff gebaut und seit 1828 ist in der Stadt Gasbeleuchtung eingeführt. Während die Stadt in der Mitte des 18. Jahrh. der vorzüglichste europ.



Digitized by Google

Marktplatz für den amerik. Taback war, hat sie jetzt die ergiebigste Quelle des Wohlstandes in zahlreichen Fabriken von Leinwand, Barchent, Gaze, Teppichen, Shawls, Seife, Eisenwaaren, Steingut, Glas, chemischen Producten, vorzüglich aber von Baumwollenwaaren. Es sollen in diesen Fabriken an 130,000 Menschen Beschäftigung finden, obschon fast alle mit Hülfe von Dampfmaschinen betrieben werden.

**Glasur** ist der glasartige dünne Überzug, welcher Töpfergeschirren ertheilt wird, um ihnen Glanz zu ertheilen und sie für die in ihnen enthaltenen Flüssigkeiten undurchdringlich zu machen, welche sich ohne die Glasur in sie wie in einen Schwamm einziehen würden. Die gewöhnliche Töpferglasur, Bleiglasur, besteht aus Bleiglätte und geschlemmtem Thon oder auch Lehm, wird auf die Geschirre gestrichen und in der Hitze verglast. Da nun die Bleiglätte giftig ist, so können die Töpfergeschirre einen der Gesundheit nachtheiligen Einfluß auf die in ihnen bereiteten Speisen haben, wenn nicht auf die Bereitung und Auftragung der Töpferglasur die gehörige Sorgfalt verwendet wird. Es muß sowol das richtige Verhältniß zwischen den die Glasur gebenden Bestandtheilen (fünf Gewichtstheile fein gemahlene Glätte auf drei Gewichtstheile magern, geschlämmten Thon) gewählt, als auch eine gehörige Feuerung beim Verglasen angewendet werden. Man hat auch verschiedene Glasuren vorgeschlagen, welche gar keine Bleiglätte enthalten, sie werden jedoch nur selten angewendet, weil dieselben theils durch die größere Feuerung, welche sie erfodern, zu theuer sind, theils bei der Bereitung und Auftragung Kenntnisse und Kunstgriffe voraussetzen, welche die Töpfer selten besitzen. Am meisten empfiehlt sich die Wasserglasglasur, welche keiner höhern Hitze bedarf als die Bleiglasur. Im Allgemeinen kann man zur Glasur alle leichtflüssigen Mineralien nehmen, welche leicht verglasen, und mehre derselben geben verschiedene Farben; so gibt z. B. Kupferasche eine grüne, Magnesiumoxyd eine braune, Smalte eine blaue, Mennige eine gelbe Glasur.

**Glatteis** ist die häufig bei eintretendem Thauwetter stattfindende Erscheinung, daß sich der Boden mit einer glatten Eisrinde überzieht, welche beim Gehen höchst unbequem und sogar gefährlich ist. Das Wasser, welches aus der über den Gefrierpunkt erwärmten Luft herabfällt, erstarrt auf dem noch kältern Boden zu Eis, oder der schon angeschmolzene Schnee auf dem Boden gefriert wieder durch neu eingetretene Kälte.

**Glaube** ist eine Überzeugung von der Wahrheit, welche weder auf Sinneswahrnehmung, noch auf Verstandesschlüssen, sondern einzig auf unmittelbarem Gefühle beruht. Die höchste und vollendetste Wahrheit ist die, welche die Religion lehrt, und diese Wahrheit ist ebenso sehr über das Gebiet der Sinneswahrnehmungen erhaben, als für Verstandesschlüsse unzugänglich. Daher ist die Religion recht eigentlich das Gebiet und der Gegenstand des Glaubens. Jenes unmittelbare Gefühl, welches zur Annahme der Wahrheit im Glauben treibt, ist höchste Seligkeit, nämlich die vollkommenste Befriedigung unserer höchsten geistigen Bedürfnisse durch das in der göttlichen Offenbarung Gebotene; — daher das Sprüchwort: „Der Glaube macht selig" eine sehr tiefe, das innerste Wesen des Glaubens ausdrückende Bedeutung hat. Dieses Gefühl begleitet den Glauben stets, wie es ihn erweckt, und da sich dasselbe der Mensch nicht aus eigner Willkür geben kann, sondern es ganz von selbst in ihm aufgeht, sowie er die göttliche Offenbarung mit einem des Trostes und der göttlichen Erleuchtung bedürftigen Herzen aufnimmt, so wird dessen Erzeugung im Menschen als eine freie That der göttlichen Gnade bezeichnet, deren theilhaft zu werden der Mensch Buße thun und beten müsse. — Glaube wird in religiöser Beziehung auch Dasjenige genannt, was geglaubt wird, also der gesammte Inhalt der göttlichen Offenbarung, der von der Kirche in gewissen Glaubensartikeln zusammengefaßt und ausgesprochen ist, und den alle Diejenigen in ihrem Glaubensbekenntnisse anerkennen, welche bei der Confirmation in die christliche Gemeinschaft aufgenommen werden. In der katholischen Kirche müssen die Priester bei der Übernahme ihres Amts, sowie Diejenigen, welche von einer andern Religionspartei zur katholischen Kirche übertreten, einen eignen Glaubenseid leisten, welcher sich namentlich auch auf die Anerkennung der Hoheit und Macht des Papstes bezieht.

**Glauber** (Joh. Rud.), ein berühmter Chemiker, welcher 1668 in Amsterdam starb. Er war von Geburt ein Deutscher, und sein Name hat sich besonders in dem von ihm durch Zufall aufgefundenen Glaubersalz (schwefelsaures Natron) erhalten, welchem er selbst den Namen sal mirabile (d. h. das wunderbare Salz) gab. Man findet dieses Salz auch in der Natur, bereitet es aber größtentheils künstlich. Es wird als Abführungsmittel gebraucht, ist aus Natron, Schwefelsäure und Wasser zusammengesetzt und krystallisirt in großen wasserhellen, plattgedrückten sechsseitigen Säulen von bitterm, salzigem, kühlendem Geschmack. In trockener Luft verwittert es leicht, bildet ein weißes Pulver und heißt zerfallenes schwefelsaures Natron.

**Gleichen** (die drei) sind die Burgruinen in der Nähe des Dorfes Wandersleben im preuß. Regierungsbezirk Erfurt, deren eine das Stammschloß der Grafen von Gleichen ist, welches Geschlecht schon längst ausgestorben. Von diesen Grafen ist besonders einer bekannt, welcher Ernst oder Ludwig von Gleichen genannt wird und der in Palästina in türk. Gefangenschaft gerathen, von der Tochter des Sultans, die ihn liebte, aber gerettet worden sein soll, unter der Bedingung, daß er sie als sein Weib mit sich heimführe. Der Graf war schon vermählt, aber die Sehnsucht nach der Heimat und die Liebe der jungen Türkin vermochten ihn, auf deren Bitten und Pläne einzugehen. Sie flohen und langten glücklich in Venedig an. Hier erfuhr der Graf von Gleichen, daß seine Gemahlin noch lebe und sehnsüchtig seiner harre. Er ging nach Rom, trug dem Papste sein Schicksal vor und erhielt, nachdem die türk. Prinzessin Christin geworden, die Erlaubniß, zwei Frauen haben zu dürfen. Nun eilte er zu seiner ersten Gemahlin, die ihn und seine Befreierin liebevoll aufnahm und mit der letztern in ungestörter Eintracht lebte. Ein Denkstein des Grafen, der ihn mit seinen beiden Frauen zeigt, ist jetzt im Dome zu Erfurt und war früher in dem ehemaligen Benedictinerkloster auf dem Petersberge daselbst aufgestellt.

**Gleichgewicht** bezeichnet den Zustand, in dem Kräfte so gegeneinander wirken, daß es zu keiner Wirkung kommt, weder einer solchen, welche jede dieser Kräfte für sich, noch welche alle zusammen hervorbringen würden, wenn sie einzeln

Digitized by Google

oder alle zusammen in demselben Sinne, d. h. nicht einander entgegen wirkten. Zunächst bedient man sich des Ausdrucks von dem Verhältniß, in welchem eine Last und eine diese Last zu bewältigen angewendete Kraft stehen. So lange Last und Kraft im Gleichgewicht stehen, vermag diese jene nicht zu bewältigen. An der Wage wird die Kraft durch das Gewicht ersetzt und es findet Gleichgewicht daher statt, wenn weder die Last (der zu wiegende Körper) das Gewicht in die Höhe bringt, noch wenn dieses jene emporhebt. Der Wagebalken zeigt durch horizontale Lage diesen Zustand des Gleichgewichts an. Da jede Kraft, wenn sie ihre Wirkung zu äußern vermag, Bewegung zur Folge hat, so wird durch das Gleichgewicht jede Bewegung aufgehoben. — Nicht nur von körperlichen Dingen sagt man, daß sie im Gleichgewicht sind, sondern auch von geistigen, und man spricht so z. B. von einem **Gleichgewicht der europ. Staaten**, welches sich auf die durch die Ländermasse bedingte Macht der einzelnen europ. Staaten bezieht. Um Europa, welches schon in Beziehung auf Umgrenzung, ebenso aber auch hinsichtlich der Bildungsstufe ein Ganzes ausmacht, den Frieden zu sichern mußte sich unter den mächtigsten Staaten das Bestreben ausbilden, keinem Staate ein Überschreiten derjenigen Grenzen in Ausdehnung seiner Macht zu gestatten, durch welche er eine dem Ganzen drohende Stellung einnehmen würde, oder durch welche er zu einem Einflusse käme, der nicht durch den der übrigen europ. Staaten aufgewogen werden könnte. Seit dem 15. Jahrh. ist dieser Gedanke an die Herstellung und Erhaltung eines derartigen Gleichgewichts der Macht zwischen den größern Staaten Europas, an welche sich die kleinern anschließen, sofern sie nicht, wie die **Schweiz** (s. d.) eine durchaus neutrale Stellung einnehmen, wenn auch nicht der Grund zu Entstehung von Streitigkeiten, doch bei entstandenen Unruhen häufig Veranlassung zu Einmischungen geworden, welche zum Zweck hatten, schneller den Frieden herbeizuführen und den Allzumächtigen zu demüthigen, oft aber nur zur Verlängerung des Kampfes und zu größern Verwickelungen Anlaß gaben. Napoleon hob durch die Vergrößerung Frankreichs das Gleichgewicht Europas völlig auf, doch wurde [illegible] 1814 wiederhergestellt, und die sorgfältige Bewachung desselben, verbunden mit dem Princip, sich in fremde Händel nicht einzumischen, hat bis diesen Augenblick unter vielen drohenden Zeitumständen glücklich den Frieden erhalten.

**Gleichniss** wird eine Erzählung genannt, in welcher gewisse Verhältnisse geschildert werden, nicht um dieser selbst willen, sondern um zur Belehrung und Verdeutlichung anderer, gewöhnlich höherer Verhältnisse, zu dienen. Besonders hat sich Christus zur Belehrung seiner Schüler und des Volks der Gleichnisse bedient, und die Evangelien enthalten eine Sammlung der herrlichsten Gleichnisse, in denen die erhabensten Lehren auf die verständlichste und angenehmste Weise vorgetragen sind. Das Gleichniß ist ein weiter ausgedehnter Vergleich. So ist z. B. ein Vergleich das Wort, welches Christus sagt: „Ich bin das Brot des Lebens“, ein Gleichniß dagegen die Erzählung von den Arbeitern im Weinberge.

**Gleichung** ist ein mathematischer Ausdruck, durch welchen eine unbekannte Größe in ihrem Verhältnisse zu andern Größen bestimmt wird, sodaß, wenn man diese letztern kennt, auch die erste gegeben ist oder berechnet werden kann. Wird z. B. die Aufgabe gestellt, es soll ein Vermögen von 15,000 Thlr. unter zwei Personen (A und B) so getheilt werden, daß der Eine (B) dreimal so viel als der Andere (A) weniger 27 Thlr. erhalte, so ist nur die Frage, wie viel einer (A) erhält, denn dann wissen wir auch, wie viel der Andere (B) bekommt, da Das, was Beide zusammen erhalten, 15,000 Thlr. beträgt. Nennen wir, was A erhält, x, so soll B bekommen $3x - 27$; Beide zusammen aber bekommen 15,000 Thlr, also ist $x + 3x - 27 = 15{,}000$. Hieraus ergibt sich dann bald, daß $x = \frac{15000+27}{4} = 3756\frac{3}{4}$ Thlr. beträgt, daß also A diese Summe, B aber, $1124\frac{1}{4}$ Thlr. erhält. Derartige leicht zu lösende Aufgaben heißen Gleichungen des **ersten** Grades, weil in ihnen die unbekannte Größe (x) nur in der ersten **Potenz** (s. d.) vorkommt. Bei quadratischen Gleichungen kommt x in der zweiten, bei cubischen in der dritten und bei biquadratischen in der vierten Potenz vor.

**Gleim** (Joh. Wilh. Ludw.), geb. 1719 zu Ermsleben im ehemaligen Fürstenthum Halberstadt, ein bekannter und zu seiner Zeit sehr beliebter deutscher Dichter, der zugleich wegen seines biedern Charakters und seiner treuen Anhänglichkeit in der Freundschaft von den besten Geistern unter seinen Zeitgenossen geachtet, geliebt und mit dem zutraulichen Namen des **Vater Gleim** geehrt wurde. Nach dem Tode seines Vaters wurde G., der in Wernigerode auf der Schule war, von einigen wohlwollenden Familien unterstützt, sodaß er seine Studien, obschon unter mancherlei drückenden Entbehrungen, hier und nachher auf der Universität Halle fortsetzen konnte. Er kam hierauf als Hauslehrer nach Potsdam, wo ihn der Prinz Wilhelm, Sohn des Markgrafen zu Brandenburg-Schwedt, kennen lernte und ihn als Secretair in seine Dienste nahm. Bei diesem blieb er, bis derselbe 1744 vor Prag fiel. Bei dem Fürsten Leopold von Dessau (dem alten Dessauer), einem bekanntlich sehr heftigen Manne, hielt es G., der bei ihm Secretair geworden war, nicht lange aus. Er ging nach Berlin und blieb hier bis 1747, wo er die Stelle eines Domsecretairs zu Halberstadt erhielt. Hier lebte er unverheirathet bis an seinen Tod. Eine geistreiche Nichte führte seine Wirthschaft und der theils persönliche, theils briefliche Umgang mit fast allen ausgezeichneten Schriftstellern seiner Zeit erheiterte G.'s letzte Lebenszeit. Zwei Jahre vor seinem Tode, der 1803 erfolgte, erblindete G., doch nahm er nichtsdestoweniger an allen den merkwürdigen Weltbegebenheiten seiner Zeit den lebhaftesten Antheil. Unter seinen Gedichten zeichnen sich vorzüglich seine „Kriegslieder“ aus, in denen er den Charakter eines preuß. Grenadiers angenommen hat. Auch seine Fabeln und scherzhaften Lieder fanden großen Beifall.

**Gletscher** sind Anhäufungen von Schnee, welche sich in den höchsten Thälern über die Schneelinie emporragender Gebirge bilden, sich oberwärts mit einer Kruste von halb in Eis umgewandeltem Schnee überziehen, jährlich an Größe zunehmen und so auch in die tiefern Thäler hinabdrängen, bis endlich in diesen ihr jährliches Vorschreiten durch die Menge des im Sommer aufthauenden Schnees aufgewogen wird. Das Herabgleiten der Gletscher wird besonders dadurch begünstigt, daß der Boden der Thäler, auf dem sie aufliegen, durch diese Decke geschützt, nicht gefriert

Digitized by Google

sondern vielmehr gegen die Temperatur des Schnees so warm ist, daß der Gletscher unten thaut, indem sich zugleich alles an der Oberfläche desselben gebildete Wasser durch Risse und Spalten nach unten zieht. Das Vorschreiten ist oft sehr bedeutend. So rückte der Gletscher von Trient zwischen Martinach und dem Chamounythal 1818 binnen Einem Jahre um 120 F. vor. Bei diesem Vorrücken drängen die Gletscher Erde und Gerölle vor sich her, welche sich zu einem den Rand des Gletschers bildenden Damme aufthürmen und Morainen, Gandecken, Guferberge heißen. Die Gletscher haben stets, namentlich in ihren niedriger gelegenen Theilen, eine Menge großer Sprünge, welche bis auf den Grund herabgehen. Dieselben werden besonders dann dem Wanderer gefährlich, wenn sie oberflächlich vom Winde mit Schnee überweht sind. Die Spalten pflegen um so häufiger zu sein, je abhängiger die Oberfläche des Gletschers ist. Sie sind zuweilen gegen 10 F. breit, an den Rändern derselben ist das Eis von schöner meergrüner Farbe, aber in der Tiefe dunkelblau. Diese Risse entstehen bei höherer Temperatur unter gewaltigem Krachen. Das Eis der Gletscher besteht aus kornartigen Stücken von einigen Zoll im Durchmesser, welche locker ineinander gefügt sind, aber doch wie Gelenke ineinander haften, sodaß sie nur durch Zerschlagen herausgebracht werden können. Nur an den Kanten von Abhängen, Spalten und dergl. bildet sich hartes Eis, weil hier gewöhnlich Schneewasser abfließt und zum Theil gefriert. So wie das Licht in verschiedenen Richtungen gegen den gefrorenen Schnee der Gletscher scheint, zeigen sich die mannichfachsten Farbenerscheinungen, grün, blau, roth, gelb, weiß, in allen Nuancen. Das geschmolzene, durch die Spalten herabrinnende Schneewasser sammelt sich zu größern Mengen und findet endlich einen Ausweg, indem es in Gestalt von kleinen Bächen an den tiefgelegenen und abhängigen Stellen hervorrieselt. Meist hat das Wasser hier das umgebende Eis bis zu einer gewissen Höhe ausgespült, sodaß eine Höhle entsteht. Diese verstopft sich im Winter größtentheils oder ganz, aber in der warmen Jahreszeit nimmt das Wasser zu und bricht sich mit Gewalt Bahn, sodaß die Eisgewölbe zuweilen eine Höhe von 100 F. und eine fast ebenso große Tiefe haben. Das Wasser der Gletscherbäche ist bläulich-weiß und behält diese Farbe oft mehre Meilen weit, bis andere Bäche ihr Wasser mit dem aus dem Gletscher kommenden vereinigt haben. Aus den Gletscherbächen nehmen einige der bedeutendsten Flüsse Europas ihren Ursprung, namentlich auch der Rhein.

Eine sehr merkwürdige Erscheinung sind die Gletschergebläse. Die im Innern des Gletschers zwischen dem lockern Schnee, aus welchem sich derselbe ursprünglich bildet, eingeschlossene Luft wird nämlich durch die Last des Gletschers, welche immer zunimmt, unter der festen Schale bedeutend zusammengepreßt, und sowie daher ein Riß in der Eisdecke entsteht, bläst die Luft heftig heraus und führt zugleich eine Menge kleiner Eistheilchen mit sich, welche der ganzen Erscheinung das Ansehen eines Schneegestöbers ertheilen. — Die Oberfläche der Gletscher ist oft mit einzelnen Steinblöcken besäet, die aus umliegenden Höhen herabgerollt sind. Zuweilen bilden diese Steinblöcke auch reihenartig geordnete Hügel (Guferlinien), indem sie aus derselben Gegend herabrollend ziemlich in derselben Entfernung auch zur Ruhe kommen. Unter diesen Steinmassen pflegt das Eis, weil die Sonne nicht unmittelbar gegen dasselbe wirken kann, im Sommer nicht zu thauen und zu verlaufen, und so kommt es, daß unter ihnen oft noch ein Eisrücken oder eine Eispyramide von 20 und mehr F. sich über die Gletscheroberfläche erhebt. Sind jedoch die Steine vereinzelt und minder groß, so nehmen sie durch die Sonnenwärme eine hohe Temperatur an, schmelzen das Eis unter sich und sinken allmälig immer tiefer in die Gletscher ein. So entstehen rundliche Löcher, welche sich mit Wasser füllen. — Es kommt nicht selten vor, daß Menschen in den Gletschern verunglücken. Oft kommen die Leichen dieser Unglücklichen nach einer langen Reihe von Jahren wieder zum Vorschein, indem sie das hervorbrechende Wasser mit sich führt. Ihr Ansehen ist dann in der Regel so frisch erhalten, als ob sie erst vor wenigen Tagen ums Leben gekommen wären. Die größten Verheerungen richten jedoch die Gletscher an, wenn sie in tiefer gelegene Thäler herabstürzen. (Vgl. Geologie.) So stürzte am 27. Dec. 1819 die Spitze des Weißhorngletschers in der Schweiz aus einer Höhe von 9000 F. auf das Dorf Randa herab. Als die Eismasse zuerst auf den untern Theil des Gletschers aufschlug, gab es im Dunkeln einen hellen Lichtschein. Das Dorf Randa wurde zerstört, weniger durch die Verschüttung, als durch den ungeheuren Sturmwind, welchen die fallende Masse erregte, indem sie die Luft im Fall vor sich hertrieb. Dieser Sturmwind riß die stärksten Bäume aus und rückte Mühlsteine mehre Klaftern weit fort. Der herabgestürzte Schutt bedeckte einen Raum von etwa 2,400,000 Cubikfuß, im Durchschnitt 150 F. hoch.

Das über die Gletscher Berichtete gilt nicht nur von den in der Schweiz unter diesem Namen bekannten Eismassen, sondern auch von den in andern Hochgebirgen auftretenden gleichartigen Schneegebilden. Sie führen jedoch in den verschiedenen Gegenden besondere Namen. So heißen sie z. B. in Island Jökulls, in Graubündten Wader, in Tirol Ferner, in Salzburg und Kärnten Kees. Von der Menge und Größe dieser Gletscher kann man sich eine ungefähre Vorstellung machen, wenn man bedenkt, daß die Gletscher in der Schweiz, in Tirol, Piemont und Savoyen zusammen eine Fläche Schneefeld von 70 □M. geben würden. In der Schweiz gibt es Gletscher, welche über drei M. lang und ½ M. breit sind. Man findet auch Gletscher in Höhlen unter der Erde, welche niemals aufthauen, z. B. bei Dhelitz in den Karpaten und bei Beaume in Frankreich.

**Gliedschwamm**, weiße Kniegeschwulst, bezeichnet ein meist schmerzhaftes und gewöhnlich langwieriges, tödtlich endendes Leiden des Kniegelenks, dessen Entwickelung hauptsächlich durch die Skrofelsucht und das sogenannte Reißen (öfter wiederkehrende Rheumatismen oder auch wol Gicht) begünstigt wird. Öfter mag es sich nach Einwirkung von Ursachen, welche das genannte Gelenk unmittelbar betreffen, ausbilden, so z. B. nach Verwundungen, Contusionen (Stoß oder Schlag), übertriebenen Anstrengungen u. s. w. des Kniegelenks. Die Krankheit beginnt in der Regel mit einem Gefühle von Steifigkeit im Gelenk, das allmälig in Schmerz übergeht. Dieser Zustand dauert mit abwechselnder Besserung und Verschlimmerung oft lange Zeit, bis endlich die Schmerzen dauernd zunehmen und das Gelenk

Digitized by Google

anzuschwellen beginnt. Die Geschwulst ist in manchen Fällen elastisch, schwappend, in andern so hart, daß sie dem Drucke fast gar nicht nachgibt. Sie nimmt immer mehr zu und in demselben Verhältnisse wird der Unterschenkel gegen den Oberschenkel gebogen, das Gehen wird endlich völlig unmöglich. Die Haut des angeschwollenen Gelenks erleidet eine außerordentliche Anspannung und bekommt ein glänzend-weißes, später ein bläuliches Ansehen. Die Geschwulst bricht endlich an einzelnen Stellen auf und ergießt einen dünnen, mit käsigen Flocken vermischten Eiter. Untersucht man sie durch die sich abwechselnd schließenden und wieder aufbrechenden Öffnungen, so findet man die zu dem Gelenk gehörigen Theile mehrfach entartet und zerstört. Die Kräfte des Kranken sinken meistens schnell; er verfällt in schleichendes Fieber und gibt, wenn das kranke Glied nicht noch zu rechter Zeit durch die Amputation (s. d.) entfernt wird, unter erschöpfenden Schweißen und Durchfällen den Geist auf.

**Glimmer** ist ein Gemengtheil vieler Felsarten, als des Granit, Gneus, Sienit, Glimmerschiefer und anderer, und zeichnet sich im Allgemeinen dadurch aus, daß er sich in dünne durchsichtige Blätter spalten läßt. Man findet ihn fast in allen Gegenden und von den mannichfachsten Farben. Den in großen Tafeln vorkommenden, ausgezeichnet durchsichtigen Glimmer, auch Frauenglas genannt, benutzt man in Sibirien und Peru zu Fensterscheiben und braucht ihn überdies zu Laternen, Objectivgläsern in Vergrößerungsgläsern, Compaßhäuschen u. dgl., weil er minder spröde als Glas ist. — Der Glimmerschiefer ist eine gewöhnlich in Urgebirgen vorkommende Gebirgsart von schieferigem, theils geradem, theils gebogenem Gefüge, welche aus Quarz und Glimmer zusammengesetzt ist. Man benutzt den dünnschieferigen zum Dachdecken, den dickschieferigen zu Bausteinen.

**Globus**, d. h. Kugel, nennt man vorzugsweise jede Kugel, welche zur bildlichen Darstellung der Erde oder der scheinbaren Himmelskugel dient. Auf dem Erdglobus sind die Umgrenzungen des Landes und der bedeutendern Inseln, die Orte der Städte, die Hauptflüsse und Gebirgszüge, zuweilen auch die politischen Grenzen der einzelnen Staaten angegeben, und man übersieht die Lage dieser Orte auf eine der Wirklichkeit ziemlich nahe kommende Weise, weil die Erde in Wirklichkeit eine kugelähnliche Gestalt hat. Auf der Himmelskugel sind in ähnlicher Weise die Sterne nach ihren gegenseitigen Stellungen angegeben, und man kann sich mit Hülfe des Himmelsglobus am wirklichen Himmel zurechtfinden, wenn man sich als Beobachter im Mittelpunkt der Kugel stehend vorstellt. Während nämlich der Globus die Sterne auf der Außenseite einer Kugel zeigt, erscheinen uns die wirklichen Sterne auf der innern, hohlen Fläche der scheinbar uns umgebenden Himmelskugel. In der Regel sind die einzelnen Sterne durch Bilder in Gruppen zusammengefaßt, die ihren Namen entsprechen. (S. Sterne.) Auf beiden Arten von Globen müssen die von den Astronomen und Geographen angenommenen Linien verzeichnet sein, nämlich die Mittagskreise, die Parallelkreise, der Äquator, die Wendekreise, die Polarkreise (s. d.) und die Ekliptik (s. Sonne). Das Gestell des Globus pflegt so eingerichtet zu werden, daß es zur Belehrung über die astronomischen Verhältnisse der Erde dient, wie dieselben in der physischen Geographie vorgetragen werden. Die Kugel selbst hat in der Gegend der Pole zwei Stifte, welche als Achse dienen und in einem Kreise von Messing in Lagern ruhen, sodaß sich die Kugel innerhalb des Messingkreises frei umdrehen kann. Der Messingkreis selbst nimmt in jeder Stellung der Kugel die Stelle eines Meridians ein und ist in Grade eingetheilt. Mit ihm ruht nun der Globus in dem eigentlichen Gestell, einem auf drei oder vier Füßen stehenden Kranz, der den Horizont vorstellt und auf dem die Himmelsgegenden, die Entfernung je zweier in 90 Grade getheilt, die Himmelszeichen, die zwölf Monate und die Monatstage verzeichnet sind. Am Nordpol pflegt noch ein messingener Ring an den Meridianbogen befestigt zu sein, sodaß ein von dem Zapfen des Nordpols ausgehender Zeiger bei einmaliger Umdrehung der Kugel den ganzen Umfang jenes in 24 Theile getheilten Stundenkreises durchläuft. — Man hat sehr verschiedene Arten von Globen angefertigt und Globen von sehr verschiedener Größe. Einige sind so groß gemacht worden, daß man in sie hineingehen und nun die Sterne von innen beobachten konnte, indem dieselben durch Öffnungen dargestellt waren, welche von außen Licht einließen. Auch hat man in neuerer Zeit Erdgloben verfertigt, auf denen die Berghöhen erhaben dargestellt sind.

**Glocken** sind die hohlen, in der Regel metallenen Gefäße, welche frei aufgehangen und angeschlagen einen klangreichen, weithinschallenden Ton geben. Man hat sie von sehr verschiedener Größe, gibt jedoch den kleinern den Namen Schellen oder Klingeln. Das Anschlagen der Glocken geschieht entweder mittels eines Hammers von außen oder häufiger durch einen im Innern der Glocke beweglich herabhängenden, verhältnißmäßig schweren Klöppel. Entweder wird beim Lauten die ganze Glocke in Bewegung gesetzt, oder nur (namentlich bei großen Glocken) der Klöppel. Ihr vorzüglichster Gebrauch ist gegenwärtig der kirchliche, indem, wie bekannt, Anfang und Schluß des Gottesdienstes durch Geläute mit den auf den Kirchthürmen in hölzernen Gerüsten (Glockenstühlen) befindlichen Glocken angezeigt und auch andere religiöse Handlungen, z. B. Begräbnisse, von Glockengeläut begleitet werden. Aber auch zu weltlichen Zwecken werden die Kirchenglocken verwendet: man schlägt an sie, um die Stundeneintheilung des Tages zu bezeichnen, ruft durch schnelleres, ungewöhnliches Anschlagen das Volk zusammen, wenn eine Feuersbrunst ausgebrochen, und fodert im Sturmgeläut alle Umwohner zur Rettung in drohender Gefahr auf, oder wol auch, um im Aufstande die Waffen zu ergreifen; man begrüßt endlich mit Geläut hohe Personen bei deren feierlichem Einzug. Das schöne Lied Schiller's an die Glocke knüpft an die Beschreibung der Verfertigung der Glocke die gemüthvolle Betrachtung ihrer vielfachen Anwendung, welche stets Ausdruck des Wehs oder Wohls der Menschen ist. — Eine Zeit lang glaubte man durch Glockengeläut die Gewitter ableiten oder unschädlich machen zu können.

Die Glocken sind erst im 7. und 8. Jahrh. nach und nach bei den christlichen Kirchen in Gebrauch gekommen und andere Religionen, namentlich die mohammedanische, haben sie niemals angenommen. Die Mohammedaner bedienen sich noch jetzt, wie früher auch die Christen, um die Gläubigen zu religiösen Handlungen aufzufodern, des An-

Digitized by Google

schlagens an Breter oder des Ausrufs von Thürmen. Auf ähnliche Weise, sowie durch Trompetenschall, riefen auch die Juden ehemals zum Tempel. Die kleinern Glocken waren schon im Alterthume bekannt und dienten auch zu religiösen Gebräuchen. Zu Nola in Campanien sollen die Kirchenglocken zuerst vom Bischof Paulinus im 4. Jahrh. eingeführt worden sein, und daher führt die Glocke noch im Lateinischen die Namen campana und nola. Man führte bald Glocken zu verschiedenen Bestimmungen ein: Betglocken, Feierabendglocken, Sterbeglocken, Sturmglocken, Brandglocken, Schandglocken, Ehrenglocken u. dgl.

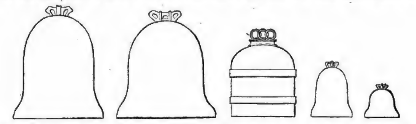
Reiche Kirchen suchten sich bald durch besonders kostbare Glocken auszuzeichnen, entweder indem sie solche ganz oder zum Theil aus edlem Metall, oder indem sie dieselben in besonderer Größe anfertigen ließen. In Deutschland ist die größte Glocke zu Wien auf der Stephanskirche, welche mit Klöppel und allem sonstigen Zubehör 514 Ctr. wiegt. Auch die Glocke im Dom zu Erfurt ist berühmt. Sie wiegt 276 Ctr., wurde 1497 gegossen und trat an die Stelle der bei einem Brande geschmolzenen noch weit schwerern Susanna. Durch große Glocken zeichnet sich vor allen übrigen Ländern Rußland aus. Im Kreml, dem alten Residenzschlosse der Zaren, befindet sich eine Riesenglocke, welche gegen 430,000 Pfd. wiegen soll und eine Höhe von mehr als 21 F. hat. Sie soll 1653 unter dem Zar Alexis gegossen worden sein, ist aber nie in Gebrauch gekommen, weil das über ihr errichtete Gebäude in Brand gerieth und dabei die Glocke einen bedeutenden Riß erhielt. Nach ihr ist die größte Glocke der hier abgebildete Bolschoi (d. h. die Große), welche auf dem größten Thurme Moskaus, dem Iwan Weliki, hängt, 1000 Ctr. wiegt und 1819 gegossen wurde.

Aus nachfolgender Zusammenstellung ersieht man die Größenverhältnisse einiger der größten Glocken. Die kleinste unter ihnen, der Thomas zu Oxford, wiegt 150 Ctr. Die große Glocke zu Peking ist von Eisen, 125,000 Pfd. schwer, 14½ F. hoch und soll 1403 gegossen worden sein. Die Form derselben ist allen chines. Glocken eigenthümlich.

Die Verfertigung der Glocken geschieht durch die Glockengießer, indem sie Formen bilden und in diese das durch Hitze flüssig gemachte Metall, die Glockenspeise, gießen. An der Glockenform, welche vor dem Gießofen in der sogenannten Dammgrube bereitet wird, unterscheidet man Kern, Dickte und Mantel. Der Kern stellt genau den innern Raum der zu bildenden Glocke dar und wird aus Mauerwerk aufgeführt, mit Lehm überstrichen und wohl geglättet. Auf diesen kommt dann die Dickte, welche ganz die Gestalt der Glocke selbst hat und über diese der Mantel, der auch aus Lehm besteht, durch eiserne Bänder gut befestigt wird und oben mit einem Gießloche versehen ist. Hierauf bringt man unter der Glockenform ein Feuer an, welches dieselbe wohl austrocknet, hebt den Mantel ab, schlägt die Dickte vom Kern herunter und bringt den Mantel wieder genau an seine frühere Stelle. Nun ist der Raum zwischen Mantel und Kern, welchen das Glockenmetall einnehmen soll, leer. Die Metallmasse wird

Digitized by Google

im Gießofen geschmolzen und bleibt in der Hitze, bis sie den zum Gießen geeigneten Flüssigkeitsgrad erlangt hat. Dann wird der Ofen abgestochen, das Metall in die Form geleitet und nach dem Erkalten die fertige Glocke aus der Dammgrube emporgewunden. — Man unterscheidet an der Glocke vier Theile, nämlich den untern härtesten Theil, an wel-



chen der Klöppel anschlägt und welcher der **Kranz** oder **Schlag** heißt, darüber die **Schweifung**, die allmälig an Stärke abnimmt und auf der die **Haube** mit den **Henkeln** sitzt. An den letztern wird die Glocke aufgehängt. Der keulenförmige **Klöppel** hängt inwendig mittels eines Riemens an dem **Hängeeisen** genau in der Mitte. Die Größe der Glocke bestimmt die Stärke, und die Form derselben die Tiefe des Tons. Sehr häufig bringt man zu einem Geläut mehre Glocken zusammen, welche man dann so wählen muß, daß ihre Töne von gleichmäßiger Stärke sind und einen Accord geben. Die eisernen Glocken zeichnen sich durch einen dumpfern Ton aus. — Zur **Glockenspeise** (oder **Glockengut**) nimmt man Zinn und Kupfer in verschiedenen Verhältnissen, mischt wol auch Messing, Zink, Wismuth oder Silber bei. — Zum religiösen Gebrauche werden die Glocken noch jetzt zuweilen durch die **Glockentaufe** feierlich eingeweiht. In katholischen Ländern läutet man zuweilen in der sogenannten stillen Woche (vor Ostern) mit hölzernen Glocken, um auch in dieser Beziehung jeden Prunk zu vermeiden. Da die Glocken sehr kostspielig sind, so hat man Versuche gemacht, sie durch andere auf ähnliche Weise tönende Instrumente zu ersetzen. So hat man z. B. im Dorfe Serno im Anhaltschen ein **Stahlstäbegeläut** hergestellt, welches etwa nur den neunten Theil so viel als eine mittelmäßige Glocke kostet. Es besteht aus drei Stahlstäben, welche durch ein Getriebe angeschlagen werden und die den reinsten Dreiklang geben. Diese Art Geläute sollen in Nordamerika gebräuchlicher sein.

**Glockenspiele** sind eine Reihe nach ihrem Tone geordneter Glocken, welche von Hämmern angeschlagen werden und mittels deren auf diese Weise zusammenhängende Musikstücke vorgetragen werden können. Die Hämmer werden entweder durch eine Walze in Bewegung gesetzt und dann ist das Glockenspiel nur auf gewisse Melodien eingerichtet, oder durch ein Tastenwerk, wie beim Clavier, nur größer. Auf diese Tasten wird, weil sie natürlich schwer beweglich sind, mit der Faust geschlagen und diese zum Schutz mit Leder bedeckt. Das Glockenspiel selbst, sowie für dasselbe gesetzte Musikstücke werden **Carrillon**, der Glockenspieler **Campanist** genannt. Man findet die Glockenspiele, namentlich in Nordfrankreich und in den Niederlanden, oft mit den großen Schlaguhren auf Thürmen in Verbindung gesetzt. Mehr als jetzt wurde im Mittelalter die Kunst des Spielens auf diesen gewaltigen Instrumenten geübt. Kleinere Glockenspiele hat man in Wanduhren, in der Orgel als Register (Cymbel) und in der Janitscharenmusik. Hier sind die Glöckchen an ein Gestell befestigt, welches mit der linken Hand gehalten wird, während die rechte mit einem oben von Leder umwundenen Stäbchen die Glocken anschlägt.

**Glosse**, ein dem Lateinischen entlehnter Ausdruck, heißt eine erklärende Bemerkung, **Glossator** ein Erklärer, **Glossarium** eine Sammlung von Glossen. Vorzüglich hießen Glossen diejenigen Bemerkungen, welche die ältesten berühmten Juristen im 12. und 13. Jahrh. zu dem Corpus juris (s. d.) machten, und welche theils zwischen die Zeilen (glossae interlineares), theils an den Rand (glossae marginales) geschrieben wurden und in so großes Ansehen kamen, daß nur diejenigen Stücke des röm. Rechts für gültig gehalten werden, welche mit Glossen versehen (**glossirt**) sind. Auch spätere Rechtsbücher sind in ähnlicher Weise glossirt worden. —— **Glosse** oder **Variation** bezeichnet endlich eine Art künstlicher Gedichte, in denen ein **Thema**, d. h. einige inhaltreiche Verse (Zeilen) weitläufiger umschrieben werden. Das Thema wird über die Glosse geschrieben und diese selbst hat so viel Abtheilungen (Strophen) mit zierlichen Reimverschlingungen, als das Thema Verse hat, und jede dieser Abtheilungen endet mit einem Verse des Themas. Diese Glossen sind zuerst in der span. und portug. Poesie aufgekommen und von da durch die Gebrüder Schlegel in die deutsche Dichtkunst eingeführt worden.

**Gluck** (Christoph von), der berühmte Componist, wurde 1714 zu Weidenwangen in der Oberpfalz geboren, zeichnete sich früh, nachdem er in Prag Musik studirt hatte, auf mehren Instrumenten aus, ging nachher nach Italien und führte hier in Mailand und Venedig 1742 seine ersten Opern auf. Er begab sich 1745 nach England und legte daselbst den Grund zu der später von ihm bewirkten Umgestaltung der Oper. Während nämlich bisher die einzelnen Gesangstücke in der Oper nur nebeneinander gestellt zu werden pflegten, sodaß in dramatischer Beziehung nur ein lockerer Zusammenhang stattfand, ging G., nachdem er sich in Wien niedergelassen hatte, in seinen Compositionen darauf aus, Musik und Text der Oper als ein lebendiges Ganzes darzustellen.



Digitized by Google

Erst hierdurch erhielt die Oper dramatische Bedeutung. Das gewaltigste Aufsehen machte G.'s „Iphigenia", welche er 1774 zu Paris aufführte, nachdem er die großen Schwierigkeiten, die man dieser Aufführung entgegensetzte, durch die Unterstützung der Königin Marie Antoinette, seiner ehemaligen Schülerin, besiegt hatte. In zwei Jahren wurde die Oper 170 Mal gegeben. Ebenso großes und verdientes Aufsehen machten die Opern „Alceste", „Armida", „Iphigenia in Tauris", „Echo und Narcissus", unübertroffene Meisterwerke. In Frankreich entspann sich ein heftiger Streit für und wider G., der bald nach seiner Rückkehr nach Wien 1787 starb. Ludwig XVI. ließ G.'s Büste, in Marmor gearbeitet, im Operntheater aufstellen.

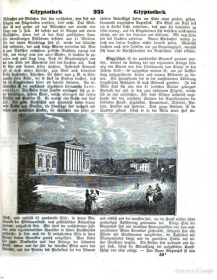
**Glühen** nennt man den Zustand des Leuchtens ohne Flamme, in welchen durch Erhitzung solche Körper kommen, die nicht schon bei einem allzu niedrigen Wärmegrad schmelzen oder sich verflüchtigen. Die Flamme selbst ist jedoch nichts Anderes, als glühendes Gas, das sich aus dem verbrennenden Körper entwickelt. Man unterscheidet verschiedene Grade des Glühens, je mehr nämlich die Hitze zunimmt, desto heller leuchtet der Körper vom dunklen bis zum hellen Rothglühen und endlich bis zum Weißglühen. Man hat in neuerer Zeit die Entdeckung gemacht, daß sich feiner Platinadraht in Weingeistdämpfen sehr lange glühend erhält, bis nämlich aller Weingeist allmälig verdunstet ist. Hierauf hat der berühmte engl. Physiker Davy (s. d.) eine artige Erfindung gegründet, das G l ü h l ä m p c h e n. Es besteht in einer gewöhnlichen Spirituslampe, um deren Docht ein feiner Platinadraht locker in Schraubenlinien gewunden ist, sodaß er etwas über den Docht hinausragt. Man zündet den Docht erst an, bläst ihn aber alsbald wieder aus, und nach wenigen Augenblicken beginnt der Docht zu glühen. Bläst man gegen denselben, so verlischt er zwar einige Augenblicke, beginnt aber bald wieder zu glühen. Um ihn auszulöschen, muß man ihn bedecken, sodaß die Luft keinen Zutritt findet. — G l ü h e n d e K u g e l n werden bei Belagerungen von Festungen aus Geschützen geschossen, namentlich um Gebäude, Pulvermagazine u. dgl. in Brand zu stecken. Man macht die Kugeln auf einem Rost oder in einem Windofen rothglühend und ladet sie in die Kanonen, nachdem man auf das Pulver eine Lage nassen Heues gesetzt hat.

**Glühwurm** (der) oder das J o h a n n i s w ü r m c h e n ist das einzige Insekt in Deutschland, welches zur Zeit der Begattung ein phosphorisches Licht von sich gibt und in warmen und stillen Abenden, in Gestalt schönleuchtender Funken bald herumfliegt, bald auf Gebüschen u. dgl. hinkriecht.

Digitized by Google

Männchen und Weibchen sind sehr verschieden, jene sind mit Flügeln und Flügeldecken versehen, diese nicht. Das Weibchen ist weit größer als das Männchen und erreicht eine Länge von ¾ Zoll. Es besteht aus 10 Ringen und einem Brustschilde, hinter das es den Kopf zurückziehen kann. Die fadenförmigen Fühlhörner bestehen aus 11 Gliedern. Die drei letzten Bauchringe sind es, welche das bläuliche Licht entsenden, das auch einige Wärme verbreiten soll. Eine in zwei Säckchen enthaltene gelbliche Substanz erzeugt das Licht, und bringt man jene unter Wasser, so leuchten sie zuweilen noch zwei Tage lang. Nach der Begattungszeit und mit dem Tode des Thierchens hört das Leuchten auf. Auch die Eier und Larven sollen leuchten. Außerhalb Europas gibt es noch mehre ähnliche, zum Theil noch beiweitem stärker leuchtende, Thierchen. So findet man z. B. in Südamerika einen Käfer, der so stark im Finstern leuchtet, daß sich die Eingeborenen seiner als Laterne bedienen. Am berühmtesten ist der vorstehend abgebildete surinamsche **Laternenträger.** Die Stirn dieses Insekts verlängert sich zu einer hornartigen, hohlen Blase, welche olivengelb mit rothen Streifen und Punkten ist. Er erreicht eine Größe von fünf Zoll. Der gelbe Brustschild und Hinterleib haben braunrothe Flecken und Streifen, die Oberflügel sind hochgelb mit rothen und weißlichen Flecken, die ähnlichen nur heller gefärbten Unterflügel haben am Ende einen großen, gelben braunroth eingefaßten Augenfleck. Die Blase am Kopf soll ein so starkes Licht verbreiten, daß man bei demselben zu lesen vermag, und die Eingeborenen sich derselben vollkommen ebenso, wie wir der Laternen uns bedienen. Mit dem Tode soll das Leuchten aufhören. Neuere Beobachter wollen jedoch von diesem Leuchten nichts bemerkt haben. Vielleicht leuchten auch diese Insekten nur zur Begattungszeit, woraus sich dann die Verschiedenheit der Nachrichten leicht erklärte.

**Glyptothek** ist ein prachtvolles Bauwerk genannt worden, welches im Auftrag des jetzt regierenden Königs Ludwig von Baiern von dem Oberbauroth von Klenze in den Jahren 1816—30 ausgeführt worden ist, um zur Aufstellung ausgezeichneter älterer und neuerer Bildwerke zu dienen. Die Hauptfronte des in der nachstehenden Abbildung dargestellten Gebäudes ist nach Südwest gerichtet. In der Mitte stellt sich eine von 12 ionischen Säulen getragene Vorhalle dar und in den zwei niedrigern Flügeln, welche sich an jene anschließen, sind sechs Nischen äußerlich angebracht mit den colossalen Statuen der Repräsentanten der bildenden Kunst: Hephästos, Prometheus, Dädalos, Phidias, Perikles und Hadrian. Das ganze Gebäude ist im Quadrat gebaut, sodaß es in der Mitte einen Hof ein-



schließt, und enthält 12 prachtvolle Säle, in denen Meisterwerke der Bildhauerkunst, nach geschichtlicher Reihenfolge geordnet, aufgestellt sind. Wie jedes der verschiedenen Zeitalter einen eigenthümlichen Charakter in seinen Kunstwerken ausspricht, so sind auch die sie enthaltenden Säle in ihrer Bauart diesem Charakter gemäß aufgeführt. Man findet hier ägypt. Denkmäler aus dem Anfange der bildenden Kunst, andere aus der Zeit der schönsten Blüte unter den Griechen, aus der Periode des Versinkens bei den Römern und endlich aus der neuesten Zeit, wo die Kunst wieder einen großartigen Aufschwung genommen hat. Einige Säle der Glyptothek sind mit herrlichen Frescogemälden von dem ausgezeichneten Maler Cornelius geschmückt, übrigens sind alle Wände mit Stuckmarmor ausgekleidet, die Fußböden mit Marmorplatten belegt und die gewölbten Decken mit reicher Stuckatur verziert. Die Fenster sind halbrund und liegen hoch, sodaß die Beleuchtung der aufgestellten Kunstschätze von oben erfolgt. — Der Name Glyptothek ist von



Digitized by Google

dem griech. Worte Glyptik, die Kunst, in Stein und Metall zu arbeiten, gebildet. Ebendaher hat die Beschreibung geschnittener Steine den Namen Glyptographie.

**Gnade** ist die Vergebung der Strafe, welche Der, dem es zukommt, diese zu ertheilen, aus freier Willensbestimmung dem Verbrecher oder Sünder zukommen läßt, und allgemeiner die Gewährung eines Gutes, welches der Empfänger nicht verdient. Auf Erden üben vornehmlich Diejenigen, welchen das Recht über Leben und Tod zukommt, die Gnade (f. Begnadigung), also Fürsten und Könige. Im Himmel, d. h. im Reiche des Geistes, kann aber nur Gott die Sünden vergeben und also Gnade üben. Da vor dem heiligen Gotte alle Menschen gerechtigkeitslose Sünder sind und auf Nichts gegen Gott Ansprüche zu machen haben, noch Verdienste besitzen, so ist Alles, was dem Menschen von Gott zu Theil wird, ein Geschenk göttlicher Gnade, am meisten aber die Erlösung und Seligkeit, welche Gott durch Jesus Christus dem Menschen zu Theil werden läßt. In der Kraft des Menschen liegt nur, sich zu bestreben, der göttlichen Gnade dadurch sich würdiger zu machen, daß er durch Reue über seine Sünden, durch Gebet zu Gott und durch ernstliches Bestreben nach Heiligung eine gottgefällige Gesinnung darthut; aber obgleich Gott nach seiner Barmherzigkeit keinen reuigen Sünder zurückweist, so ist doch die Aufnahme desselben in seine Gnade eine freie That, Gnadenwahl, Gottes.

**Gneis** oder Gneus ist eine zu den Urgebirgsarten (f. Berge) gehörige Gebirgsart, welche aus Feldspath, Quarz und Glimmer bald gröber, bald feiner schiefrig zusammengesetzt ist. Man findet in ihm namentlich viele Mineralien und benutzt ihn selbst als ausgezeichneten Baustein. Er bildet sanft anschwellende Gebirge ohne schroffe Abhänge und ohne steile Felsen.

**Gneisenau** (Aug. Neidhard, Graf von), preuß. Generalfeldmarschall, wurde zu Schildau im preuß. Regierungsbezirk Merseburg 1760 geboren, wo sein Vater als östr. Hauptmann im Winterquartiere stand. Bei seinem Großvater, Artillerieoberst in Würzburg, erhielt G. seine erste Erziehung und studirte dann auf der Universität zu Erfurt. Er ging hierauf als Lieutenant mit anspach-baireuthischen Truppen nach Amerika, kehrte aber, da bald Friede geschlossen wurde, schon im dritten Jahre 1783 wieder zurück und trat nach einigen Jahren in preuß. Dienste. Im Jahre 1806 wurde er Major und 1807 Commandant von Kolberg. Hier zeichnete er sich durch Umsicht und Muth bei Vertheidigung der Festung auf das vortheilhafteste aus, wurde Obrist und nachher Chef des Ingenieurcorps und erhielt die Inspection der preuß. Festungen. Er nahm jedoch seine Entlassung aus dem Militairdienst und arbeitete als geheimer Staatsrath, indem er zu geheimen Sendungen an verschiedene Höfe verwendet wurde, bis 1813, wo er als Generalmajor und Generalquartiermeister in das Blücher'sche Corps trat, nach dem Waffenstillstand Chef des Generalstabes wurde und mit Blücher, besonders in den Schlachten an der Katzbach und bei Leipzig, sich auszeichnete. Nach dem Frieden zu Paris wurde G. zum General der Infanterie ernannt, in den Grafenstand erhoben und erhielt die Erlaubniß, sich eine Domaine von 10,000 Thlr. jährlicher Einkünfte auszuwählen. Im Jahre 1815 wurde die Schlacht bei Waterloo vorzüglich durch G.'s umsichtige Maßregeln entschieden, und der König von Preußen schmückte ihn mit derselben Decoration des schwarzen Adlerordens, welche man in Napoleon's erbeutetem Wagen fand. Beim Abschluß des

Friedens zu Paris war er als preuß. Minister thätig. Zur Herstellung seiner Gesundheit nahm G. 1816 seinen Abschied und lebte theils in den böhm. Bädern, theils auf seinen Gütern. Schon 1818 kam er jedoch wieder in öffentliche Thätigkeit, indem er zum Gouverneur von Berlin und bald darauf zum Feldmarschall ernannt wurde. Als die Revolution in Polen ausgebrochen war, wurde ihm der Oberbefehl über die vier preuß. Armeecorps der östl. Provinzen Preußens ertheilt. In Ausübung der ihm hier obliegenden Pflichten ergriff ihn die Cholera und er starb 1831 zu Posen. G. zeichnete sich als Feldherr durch Scharfblick, Besonnenheit, Ruhe in den entscheidendsten und gefährlichsten Augenblicken, Bestimmtheit und Kraft, als Privatmann durch liebenswürdige Bescheidenheit, Gewandtheit und Anmuth im Umgange aus.

**Gnomen** (Mehrzahl von der Gnom) heißen die fabelhaften Wesen, welche die Phantasie als Beherrscher und Wächter der Schätze im Innern der Erde erschaffen hat. Gewöhnlich stellt man sie als kleine häßliche Männchen vor, die jedoch zuweilen auch eine schönere Gestalt annehmen können. Die weiblichen Gnomen, Gnomiden genannt, sollen aber ursprünglich schön sein. Diese Erd- oder Berggeister dienen dem Menschen theils freiwillig, theils durch mächtige Zauberformeln gezwungen, sind aber auch leicht zum Zorn zu reizen und dann tückisch und boshaft. Die größte Berühmtheit hat durch die mancherlei von ihm gehenden Sagen der Gnom des Riesengebirges, Rübezahl (f. d.), erlangt. — Gnomen (Mehrzahl von die Gnome) sind kurze Sinnsprüche, Lehren der Lebensklugheit, der Sittlichkeit u. dgl. enthaltend, an denen besonders die Poesie des morgenländischen Alterthums reich war. Solche Gnomen

Digitized by Google

enthalten unter andern die Sprüche Salomonis, die Hälfte des Buches Sirach, und auch das Neue Testament, z. B. die Bergpredigt im Evangelium Matth., Cap. 5. Auch bei den Griechen kamen zeitig die Gnomen auf; die Lehren der sogenannten sieben Weisen bestanden in nichts Anderm als in solchen kurzen Sprüchen.

**Goa**, Villa nova de Goa, ist die Hauptstadt aller portug. Besitzungen in Indien. Sie liegt an der Westküste Hindostans auf einer Insel an der Mündung des Mandewa, der von den Gates- oder Ghautsgebirgen herabkommt und in mehren Armen in den Busen von G. sich ergießt. Die Stadt hat etwa 20,000 Einw., zum größten Theile Mestizen; der Hafen ist gut, der Handel noch immer von Bedeutung. Der Erzbischof von G. führt den Titel eines Primas von Ostindien. Das vormals so hochberühmte Alt-G. steht jetzt fast ganz verödet da; nur der Name, die herrlichen Kirchen und der große Palast, welcher ehemals der Inquisition gehörte, mahnen noch an den frühern Glanz dieser Stadt, deren ganze Einwohnerschaft aus ein Paar tausend christlichen Hindus und wenigen Mönchen und Nonnen besteht; denn während der häufigen Kriege der Portugiesen mit den Briten und Holländern litt G. sehr, viele Bewohner zogen sich auch in Folge von Seuchen aus der Stadt fort und Neu-G., wenige Stunden von Alt-G. entfernt liegend, blühte auf.

**Gold** (das) wird der König oder die Sonne der Metalle genannt, weil es sich durch sein herrliches Ansehen, seine Unveränderlichkeit, seine Schwere und seine Kostbarkeit als das edelste Metall auszeichnet. Man findet dasselbe fast nur gediegen und zuweilen andern Metallen, als Kupfer, Blei und Silber beigemischt. Es ist von hochgelber Farbe und starkem Metallglanz, weicher als Silber, wenig elastisch und klingend, und ist unter allen Metallen das dehnbarste, indem es sich sowol zu den dünnsten, grünlich durchscheinenden Blättchen schlagen, als in die feinsten Drähte ausziehen läßt. Die Vergolder wenden Goldblättchen an, welche eine Dicke von nur $^1/_{3000}$ Linie haben, und ein Gran Gold gibt eine Platte von 75 □Zoll und einen Draht von 500 F. Am weitesten wird die Ausdehnung des Goldes bei den lyoner Tressen getrieben. Man hat berechnet, daß hier das Gold zu einer Dünne von $^1/_{344640}$, ja bis $^1/_{500000}$ pariser Linien gebracht wird. Das Gold ist beinahe $19^1/_4$ mal so schwer als Wasser, schmilzt nur erst in der Weißglühhitze und nimmt dann eine meergrüne Farbe an. Nur in der stärksten Hitze, die wir hervorzubringen vermögen, nämlich im Brennpunkte der Brenngläser und Brennspiegel (s. Brennglas), vor dem Sauerstoffgebläse (s. Gebläse) und im Feuer der stärksten Volta'schen Batterien (s. Galvanismus) verbrennt das Gold zum Theil zu purpurrothem Kalk und verflüchtigt sich. Das Gold wird durch keine Säure angegriffen. Nur das Königswasser, welches von dieser Eigenschaft den Namen hat und aus einem Theil mäßig verdünnter Salpetersäure mit zwei bis drei Theilen Salzsäure besteht, löst das Gold vollkommen auf, und an der Vollständigkeit dieser Auflösung erkennt man die Reinheit des Goldes. An der Luft und selbst im reinen Sauerstoffgas bleibt das Gold bei jeder Temperatur unverändert, auch in der Feuchtigkeit verliert es seinen Glanz nicht. Durch besondere chemische Processe lassen sich jedoch mehre Verbindungen des Goldes mit Sauerstoff (Oxydationsstufen) herstellen. Bringt man Goldoxyd mit Kieselglas in glühenden Fluß, so verbindet sich ein kleiner Theil des Goldes mit dem Glase und ertheilt demselben eine rubinrothe Farbe. — Man findet das Gold in Gängen und eingesprengt in ältern und jüngern Gebirgsarten, in Flüssen und im aufgeschwemmten Lande. Zuweilen ist es baum-, netz-, moos- oder drahtförmig, oft in so kleinen Theilchen, daß man es nur durch künstliche Behandlung auffindet, namentlich durch die sogenannten Wäschen. Gewöhnlich werden die Golderze erst gepocht und oberflächlich gereinigt, dann mit Quecksilber angerieben, wobei sich Gold und Quecksilber verbinden. Hierauf wird das Quecksilber in der Hitze verdampft und das zurückbleibende Gold zusammengeschmolzen. Bei dem Goldwaschen schwemmt man den nicht goldhaltigen Sand von dem schwarzen goldhaltigen ab, aus welchem letztern dann mit Quecksilber das Gold gewonnen wird; solche Anstalten werden auch Goldseifenwerke genannt. — Das Gold war schon in den ältesten Zeiten bekannt und schon zu Solon's Zeit prägte man Goldmünzen. Vergebens haben sich die Alchymisten bemüht, Gold künstlich zu bereiten. (S. Alchemie.) Man benutzt das Gold theils zu Münzen, theils zu Schmucksachen, theils zum Vergolden. Aus Gold und Zinn gewinnt man eine schöne purpurrothe Farbe zur Porzellanmalerei, Goldpurpur, Cassius'sches Goldpulver oder mineralischer Purpur genannt. Auch in der Arzneikunde wird das Gold angewendet, besonders geschah dies früher, wo man in dem Golde alle Vollkommenheiten eines Naturkörpers vereinigt glaubte und daher aus demselben eine Universalmedicin oder ein Lebenserhaltungsmittel herstellen zu können glaubte. Man unterscheidet im Handel blasses, hochgelbes und ganz reines, sogenanntes Jungferngold. Das meiste Gold wird in Südamerika und in Afrika gewonnen. In Europa sind die ergiebigsten Gruben in Siebenbürgen und Ungarn. Auch am Ural hat man viel Gold gefunden. Man rechnet, daß auf der ganzen Erde jährlich ungefähr 150,000 Mark Gold gewonnen werden. Da das ganz reine Gold allzu weich ist und sich daher leicht abnutzen würde, so verarbeitet man nur solches Gold, dem ein Antheil Silber oder Kupfer zugesetzt ist, oder, wie man es nennt, legirtes Gold. Die Legirung des Goldes mit Silber heißt weiße, die mit Kupfer rothe und die mit beiden Metallen gemischte Karatirung, und das Verhältniß der Legirung wird nach Karat oder Grän angegeben. (S. Gewicht.) Hiernach heißt z. B. 12karatiges Gold solches, welches auf 24 Karat 12 Karat Gold, also $^1/_2$ Gold enthält, indem man den Werth des zur Legirung angewendeten Metalles nicht in Anschlag bringt. Das gewöhnlichste, aber nur bei vieler Übung sichere Mittel, den Werth eines dargebotenen Stücks Gold zu entdecken, ist der Probirstein. Man hat nämlich verschiedene Probirnadeln von bekannter Zusammensetzung und durch Vergleichung des Striches, welchen auf dem Probirstein ein Stück Gold gibt, mit dem Strich der Probirnadeln bestimmt man die Karatirung. Zu genauern Untersuchungen werden weit schwierigere, aber auch sichrere Verfahrungsarten angewendet. — Die Bereitung des dünnen Blattgoldes (sowie des Blattsilbers) geschieht durch den Goldschläger. Das Gold wird erst in feinen Draht ausgezogen, dann in kleine Stücke zerschnitten und nun mit einem schweren flachen Hammer auf einer Marmorplatte, erst zwischen Pergament-

blättern, dann zwischen den sogenannten **Goldschlägerhäutchen** in immer dünnere Blättchen ausgeschlagen. Die Goldschlägerhäutchen sind die getrockneten obersten Häutchen der Rindsdärme. — Die **Goldarbeiter** stellen aus Gold, Silber und Edelsteinen kunstreich gearbeitete Schmucksachen aller Art her.

**Goldoni** (Carlo), ein bekannter ital. Bühnendichter, dessen Stücke auch ins Deutsche übertragen worden sind und zum Theil noch aufgeführt werden, ward 1707 zu Venedig geboren. Er hatte von Jugend auf unwiderstehliche Neigung zur dramatischen Poesie und wurde in jener noch mehr dadurch bestärkt, daß sein Vater ein kleines Gesellschaftstheater errichtete, auf dem der junge G. meistens in Mädchenrollen auftrat. Er sollte nach dem Willen seiner Ältern Medicin studiren, und da er für diese Wissenschaft keine Liebe gewinnen konnte, die Rechtswissenschaften. Durch lockere Streiche und Unvorsichtigkeit brachte er es aber dahin, daß er aus Pavia, wo er eine Freistelle im päpstl. Collegium erhalten hatte, verwiesen wurde. Er trieb sich einige Zeit herum, bis er 1729 eine Anstellung in Feltre fand. Hier wurde ein Liebhabertheater errichtet, dem G. mit großem Eifer vorstand; er schrieb ein Paar Lustspiele, die ebenso großen Beifall, wie sein gewandtes Spiel fanden. Nach dem Willen seines Vaters begab sich G. zu diesem, der aber bald starb und seine Familie in drückenden Vermögensumständen hinterließ. G. suchte nun in Venedig ernstlich als Rechtsgelehrter Beschäftigung, ward jedoch durch seinen Leichtsinn in eine Menge von Verlegenheiten gestürzt, aus denen er sich nur durch Entfernung retten konnte. Nachdem er mehre Jahre zum Theil mit herumziehenden Schauspielertruppen, welche seine Stücke aufführten, ein unstätes und wüstes Leben geführt hatte, heirathete er endlich 1736 und ließ sich in Venedig nieder. Von nun an schrieb er diejenigen Charakter- und Sittenstücke, zu welchen er das größte Talent hatte und denen er seinen Ruhm verdankt. Geldmangel setzte ihn 1741 nochmals in die Nothwendigkeit, Venedig zu verlassen und ein unstätes Leben zu führen, bis er die Direction des Theaters zu Rimini übernahm, die ihn auf einige Zeit in bessere Umstände brachte. Nachher griff er auf einige Zeit nochmals zu den Geschäften eines Advocaten, wurde aber bald wieder von ihnen abgezogen. Er kehrte nach Venedig zurück und schrieb mit Glück und großem Fleiß für das Theater, bereicherte den Director desselben, blieb aber selbst arm. Durch die Herausgabe seiner Werke verbesserten sich seine Umstände. Er kam 1758 nach Parma und 1761 nach Paris, fand mit mehren seiner Stücke großen Beifall und wurde Lector und Lehrer der ital. Sprache bei den Töchtern Ludwig XV. Doch wurde ihm auch diese Stellung durch den Tod der Dauphine, seiner Gönnerin, verkümmert, bis ihm endlich nach einigen Jahren eine Pension von 3600 Livres zugesichert wurde. Diesen Gehalt verlor er bei Ausbruch der Revolution, und als ihm der Nationalconvent 1793 denselben für die Folge bewilligte und befahl, daß ihm der Rückstand ausgezahlt werde, lag er im Sterben, und nur seine Witwe genoß noch die Früchte des neuen Glücks. G. hat das Verdienst, der neuen Komödie zuerst in Italien Bahn gebrochen zu haben und die vielen Hindernisse, die man ihm entgegenstellte, durch sein Talent besiegt zu haben. Früher nämlich kannte man nur Maskenstücke und extemporirte (aus dem Stegreif gesprochene) Komödien, welche nur zu ausgelassenen Späßen und Possen Gelegenheit gaben, aber kein poetisches und eine zusammenhängende Handlung darstellendes Ganze bildeten.

**Goldsmith** (Oliver) war als der Sohn eines armen Landpredigers 1729 in Irland geboren. Er sollte anfangs Kaufmann werden, erhielt jedoch nachmals durch Verwandte hinreichende Unterstützung, um in Dublin zu studiren. Er entwich von hier, um sich der Strenge seines Lehrers zu entziehen, kehrte aber, durch Noth getrieben und durch Vermittelung seines Bruders wieder zurück. Er sollte sich dem geistlichen Stande widmen, hatte hierzu aber wenig Neigung, und es war ihm daher selbst erwünscht, daß der Bischof wegen seiner Jugend ihm die Weihe zum Geistlichen verweigerte. Ein Versuch, nach Amerika zu gehen, misglückte und 1752 ging er nach Edinburg, um Medicin zu studiren, und von da nach Leyden, wo er sich mit dem Studium der Chemie beschäftigte. Er gerieth in schlechte Gesellschaft und Verluste, im Spiel brachten ihn zu dem Entschluß, zu Fuß eine Wanderung durch Europa anzutreten. Er durchzog Flandern, einen Theil von Deutschland und Frankreich, und kam endlich nach der Schweiz. Durch Flötenspiel und Disputiren soll er sich seinen Unterhalt erworben haben. Kurze Zeit war er Begleiter eines reichen jungen Engländers, blieb dann einige Zeit in Padua, wurde hier Doctor der Medicin und kehrte endlich 1756 nach England zurück. Hier lebte er unter drückenden Geldverhältnissen als Privatlehrer, als Gehilfe eines Apothekers und endlich selbständig als Arzt und Schriftsteller. Nachdem er unter wechselnden Glücksumständen sich schon als Schriftsteller einen bedeutenden Ruf erworben hatte, wurde er zum Professor der Geschichte an der engl. Malerakademie ernannt. Er machte 1770 eine Reise nach Paris und starb schon 1774. Unter seinen zahlreichen Werken, die alle von seinem gewandten Geiste, seinem lebendigen und zarten Gefühl und seiner schönen und anmuthigen Darstellungsgabe zeugen, zeichnet sich besonders sein „Landprediger von Wakefield" aus, der in alle Sprachen gebildeter Völker übersetzt ist. Außerdem schrieb er historische und statistische Werke, Gedichte und Bühnenstücke, die mit vielem Beifall aufgenommen wurden.

**Golkonda**. Insgemein pflegte man früher den im Dekan, d. h. in dem südl. von dem Flusse Nerbuddah liegenden Theile Hindostans befindlichen Staat des Nizam, der von den Briten abhängig ist und etwa 4500 □M. mit 10 Mill. Einw. beherrscht, das Königreich Golkonda zu nennen. In der neuern Zeit nennt man dieses Land gewöhnlich nach dem Namen der Hauptstadt das Königreich Hyderabad. Unweit von dieser letztern liegt G., das vormals Hauptstadt des den mittlern Theil des Dekan umfassenden Königreichs Telingana war. Sie liegt auf einem Berge, und ihre starken Festungswerke sind in der Geschichte Hindostans hochberühmt. Jetzt dient das Fort zu einem Staatsgefängnisse. Diamantgruben hat zwar G. in seinen Umgebungen gar nicht, es werden aber im dortigen Fort die in der Umgegend gefundenen Diamanten geschliffen, und die Stadt ist daher gleichsam der Stapelplatz für diese kostbare Waare.

Digitized by Google

**Gondel** ist ein kleines Fahrzeug, dessen man sich auf Flüssen, Kanälen und Seen, namentlich bei Lustpartien, bedient; vorzugsweise heißen aber Gondeln die Fahrzeuge, die auf den Kanälen Venedigs allgemein in Gebrauch sind.

Diese Fahrzeuge haben gewöhnlich eine Länge von 32 F., eine Breite von 4 F. und geringe Tiefe. Die Hütte in der Mitte der Gondel ist mit schwarzem Zeuche überschlagen und hat an den Seiten Fenster. Am Vordertheil ist ein Eisen angebracht, um beim Anstoßen Beschädigung zu verhüten. Damit kein Luxus in Ausstattung der Gondeln getrieben werden könne, mußten nach einem alten Gesetze alle Gondeln schwarz angestrichen sein, was sich auch jetzt noch erhalten hat; nur der Doge (s. d.) und die fremden Gesandten durften sich ehemals bunter Gondeln bedienen. Durch die schwarze Farbe erhalten die Gondeln ein melancholisches Ansehen. Jede derselben wird von zwei Gondolieren geführt.

**Göpel** oder **Winde** heißt eine einfache Maschine, deren man sich wie der Haspel, mit welcher sie auch große Ähnlichkeit hat, bedient, um schwere Lasten mit einem verhältnißmäßig geringen Aufwand von Kräften in Bewegung zu setzen. Die einfachste Art des Göpels besteht in einem walzenförmigen, senkrechtstehenden Balken, welcher oben und unten mit Zapfen versehen ist, die sich in Lagern umdrehen und der ungefähr in der Mitte mit einigen in horizontaler Lage von ihm ausgehenden Armen versehen ist. Um die Walze wird nun ein Seil befestigt, an dessen anderm Ende die zu bewegende Last angebracht wird. Diese wird mithin bewegt, sowie man durch Umdrehung mittels der Arme das Seil auf die Walze aufwickelt. Die Haspel ist ganz wie der Göpel eingerichtet, nur daß bei jener die Walze nicht senkrecht steht, sondern in horizontaler Lage sich befindet. Die Wirksamkeit von Haspel und Göpel beruht auf den Gesetzen des Hebels (s. d.) und die mannichfachen Gestalten, welche beide Maschinen erhalten, unterscheiden sich nur durch die Art und Weise, wie die Kraft angebracht wird. Sind die zu bewegenden Lasten sehr schwer, so versieht man die Walze wol auch nur mit einem oder mit zwei längern und stärkern Armen, an welche man ein oder mehre Pferde spannt, und hat auf diese Weise einen Pferdegöpel. Beim Wassergöpel wird das fließende Wasser, beim Windgöpel der Wind als bewegende Kraft benutzt. Die Haspel, welche mit Hülfe eines gezahnten Rades umgedreht wird, heißt Radhaspel, Spindelrad oder Spillrad. Sind statt dessen nur zwei senkrecht durch die Walze gehende Stäbe angebracht, so hat man eine Kreuzhaspel, endlich eine Hornhaspel, wenn die Zapfen, um die sich die Welle dreht, in Kurbeln ausgehen, mit Hülfe deren die Umdrehung geschieht. Hierher gehört auch die nebenstehend abgebildete Gangspille, deren man sich auf Schiffen und Werften bedient. Sie besteht aus einer Spindel, die auf dem Decke des Schiffs feststeht, sich aber um ihre Achse drehen läßt mittels langer Hebel, die in die oberwärts angebrachten Löcher gesteckt werden. Um den mittlern Theil windet sich das Tau, an dem der Anker hängt, und unten sind in Zähne einspringende Haken angebracht, welche das Zurückgehen der Spindel verhindern. Eine besondere Art hierher gehöriger Maschinen ist das nebenstehend abgebildete Tretrad, ein großes Rad mit breitem Rande, an welchem innerhalb oder zuweilen auch äußerlich Stufen angebracht sind, sodaß, wenn ein Mensch oder ein Thier in diesem Rade auf den Stufen fortschreitet, das Rad unter ihm sich umdreht. Die Achse des Rades bildet die Welle, um welche das Seil sich aufwindet. Solche Treträder aber können auch zum Betriebe von Maschinen benutzt werden, welche sie dann in ähnlicher

Digitized by Google

Weise, wie das Wasserrad die Mühlen, in Bewegung setzen. (Vergl. Tretmühle.)

**Goslar**, eine ehemalige freie Reichsstadt an der Gose, am Fuße des Harzes, und zwar einst die älteste und mächtigste, welche um 920 gegründet wurde und öfters der Sitz des deutschen Kaisers und verschiedener Reichsversammlungen war. Sie verlor 1801 ihre Reichsfreiheit und wurde 1807 dem Königreich Westfalen, dann 1815 dem Königreiche Hanover zugetheilt. Gegenwärtig gehört G. zur hanöv. Landdrostei Hildesheim, hat 6000 Einw. und gewährt durch seine alterthümliche Bauart einen finstern Anblick. Der gothische Dom aus dem 11. Jahrh. ist 1820 bis auf eine Kapelle abgetragen worden, in welcher verschiedene Alterthümer aufbewahrt werden. In der Stephanskirche sieht man den Altar des Götzen Krodo, welchen die alten Sachsen verehrten. Er besteht aus fünf Metallplatten. In der Nähe der Stadt liegt der Rammelsberg, in welchem schon seit 700 Jahren Bergbau betrieben wird und der namentlich Blei, Glätte, Schwefel und Kupfer, auch etwas Gold und Silber liefert. Die Bergwerke gehören theils Hanover, theils Braunschweig, und in G. ist ein gemeinschaftliches Bergamt. Das Blei wird in mehren großen Fabriken theils zu Rollenblei, theils zu Schrot verarbeitet. Außerdem sind in der Nähe von G. sehr bedeutende Schieferbrüche, aus denen beinahe aller Dachschiefer in ganz Norddeutschland bezogen wird. G. hat bedeutende Bierbrauereien, in denen die bekannte Gose gebrauet wird, Tapeten-, Leder- und Seifenfabriken, Vitriolsiedereien und Handel mit Getreide, Öl, Branntwein und Wolle.

**Gotha**, die Haupt- und Residenzstadt des Herzogthums Sachsen-Gotha (s. Sachsen-Koburg-Gotha) mit etwa 13,000 Einw., ist im Allgemeinen recht gut gebaut, liegt in einer reizenden Gegend an der Leine, auf der großen Heerstraße zwischen Leipzig und Frankfurt und ist ein sehr gewerbsamer Ort, dessen Fabrikation in Porzellan, Taback, Wolle Leinwand, Baumwolle, Feuerspritzen, musikalischen und chirurgischen Instrumenten beträchtlich ist. Auch der Handel ist nicht unwichtig; die Lebens- und Feuerversicherungsanstalt macht ausgedehnte Geschäfte und der Gewerbeverein wirkt vortheilhaft auf die Industrie. Wohlthätige Institute und Anstalten für Wissenschaft und Kunst hat G. weit mehr, als irgend eine andere Stadt von ähnlicher Größe. Das Gymnasium ist vortrefflich, das Schullehrerseminarium das älteste in Deutschland; die Gewerbs- und Handelsschule steht in wohlverdientem Rufe, auch eine Militairschule ist vorhanden. In dem auf einem Berge sich erhebenden Schlosse Friedenstein sind eine Menge, dem Publicum zugänglicher, wissenschaftlicher Schätze vorhanden, z. B. eine 150,000 Bände starke Bibliothek, ein Münz-, ein Kunst- und ein Naturaliencabinet, eine Antikensammlung, Sammlung physikalischer Instrumente, ein orientalisches Museum, viele Alterthümer u. s. w. Unfern der Stadt auf dem Seeberge liegt die von Herzog Ernst II. erbaute Sternwarte, welche durch die Beobachtungen und gelehrten Arbeiten der Herren von Zach und von Lindenau so berühmt geworden ist.

**Göthakanal**, der großartigste und künstlichste Wasserweg der skandinav. Halbinsel. Die Göthaelf (Elf heißt Strom) tritt bei Wenersborg aus dem Wenersee und theilt sich dann, eine kleine Strecke oberhalb ihrer Mündung, in zwei Arme, von denen der südlichste, als der bedeutendere, den Namen Göthaelf behält. Diese Göthaelf ergießt sich etwa eine Stunde unterhalb der bedeutenden Handelsstadt Göthaborg oder Gothenburg ins Kattegat. Nach ihrem Ausflusse aus dem Wenersee strömt die Göthaelf, die im Ganzen einen etwa 130 Stunden langen Lauf hat, über steile Felsen und bildet eine Anzahl gefährlicher Wasserfälle und Stromschnellen. Um diese und namentlich die Wasserfälle von Trollhätta zu umgehen, ward schon im J. 1793 der Trollhättakanal begonnen, 1800 vollendet und nun wollte man auch andere Kanalstrecken graben. Doch unterblieb dieses vielbesprochene Project bis nach dem allgemeinen europ. Frieden 1815. Der endlich beendete Göthakanal, der Schweden in seiner ganzen Breite von Göthaborg bis Söderköping und selbst bis Stockholm durchzieht, verbindet eine Anzahl bedeutender Binnenseen und verschafft dem Lande eine ununterbrochene Wasserstraße von mehr als 80 deutschen M. Länge. Er beginnt bei Sjötorp am östl. Ufer des Wenersees, führt von diesem aus, kleinere Seen zur Kanallinie benutzend, in der Richtung von Westen nach Osten zum Wettersee bei Karlsborg und von diesem aus wieder mit Benutzung einiger kleinen Seen bis zu seiner Mündung in einen Busen der Ostsee bei Söderköping. Von hier ab kann man zur See in wenigen Stunden bis zu dem 1819 vollendeten Kanale von Södertelge fahren, der seinerseits eine bequemere und kürzere Communication mit dem Mälarsee und Stockholm eröffnet, als der gewöhnliche Weg zur See. — Der Göthakanal hat überall mehr Wasser, als nöthig ist, weshalb an manchen Stellen Eintrittsschleusen angelegt werden mußten, um die Überfüllung zu verhindern. Er hat im Ganzen 72 größere und kleinere Schleusen, 29 Wasserleitungen und 24 Überfälle, welche das überflüssige Wasser ableiten, 4 Schiffsdocken, 29 Becken zur Aufnahme der Schiffe an den verschiedenen Kanalstationen, und an den Mündungen 5 sichere Häfen. Die eigentliche Kanallänge von Sjötorp bis zur Ostsee beträgt 17 schwed. (fast 25½ deutsche) M. und 10,800 Ellen, wovon mehr als 8 schwed. M. auf den Kanal und 9 M. auf die Seewege kommen. Der Kanal ist überall wenigstens 10 F. tief, am Boden hat er 45 F. Breite, die des Wasserspiegels ist verschieden; zum größten Theile ward er in Granitfelsen gesprengt. Dieses bewundernswürdige Werk, das seit dem Jahre 1832 in seiner ganzen Länge durch Dampfschiffe befahren wird, ward auf Actien und durch Zuschüsse der Stände erbauet und kostete etwas über 9 Mill. Thlr.; doch berechnen die Interessenten die Kosten wegen unbezahlter Zinsen zu 12,160,000 Thlr.

**Göthe** (Joh. Wolfgang), der größte Dichter der Deutschen, ward den 28. Aug. 1749 zu Frankfurt am Main geboren. Sein Vater hatte den Titel eines kais. Raths, bekleidete aber kein öffentliches Amt in seiner Vaterstadt und war ein ernster, strenger, etwas pedantischer Mann, der sich die Erziehung seines Sohnes zur wichtigsten Angelegenheit machte. Er ließ den aufgeweckten Knaben in jeder Richtung, welche er einschlug, gewähren, sobald er nur bemerkte, daß jener in Verfolgung derselben zu einer Ausbreitung und Vermehrung seiner Bildung gelangte. Doch hielt er streng darauf, daß das Angefangene nicht eher wieder fallen gelassen wurde, bis es zu einem gewissen Re-

sultate gelangt war. G.'s Mutter stammte aus einem vornehmen bürgerlichen Geschlechte Frankfurts. Ihr Vater, Joh. Wolfg. Textor, war Schultheiß der freien Reichsstadt und sie selbst zeichnete sich durch würdevollen Anstand, Anmuth, Geist und Bildung aus, mit welchen Vorzügen sie alle Tugenden einer tüchtigen, unverzärtelten Gesinnung verband. Von solchen Ältern und einigen Privatlehrern erhielt der junge G. seine Erziehung, bis er das väterliche Haus verließ, und um so mehr konnten jene alle Sorgfalt auf ihn verwenden, als sie im Besitz eines hinreichenden Vermögens waren und außer ihm und einer Tochter, Cornelia, keine Kinder am Leben behielten. Nur kurze Zeit besuchte G. eine öffentliche Schule. Wie vielseitig des Knaben erste Bildung schon begann und wie selbständig er das Angelernte als sein Eigenthum zu behandeln strebte, ersieht man aus der Art, welche er selbst wählte, um sich in den verschiedenen Sprachen zu üben. Er schrieb nämlich

eine Art Roman, in welchem sieben an verschiedene Orte vertheilte Geschwister in Briefen, jeder in einer andern Sprache schreibend, sich unterhielten. Seinen Geschmack für Gemälde zu bilden, hatte G. frühzeitig Gelegenheit. Sein Vater war ein Liebhaber von Gemälden, und bei der Besetzung Frankfurts durch die Franzosen, 1759, kam ein franz. Graf im Göthe'schen Hause ins Quartier, welcher die angesehensten Maler der Stadt vielfach beschäftigte. Der zehnjährige Knabe interessirte sich eifrig für dieses künstlerische Treiben im Hause seines Vaters und legte sogar den Malern einen Aufsatz vor, in dem 12 Bilder, die Geschichte Joseph's darstellend, beschrieben waren. Einige fanden auch wirklich solchen Beifall, daß sie ausgeführt wurden. Von dem bedeutendsten Einfluß auf G.'s inneres Leben war seine erste Jugendliebe zu einem Mädchen, Gretchen, aus niederm Stande, aber von den liebenswürdigsten Naturanlagen. Die Liebe bemächtigte sich mit aller Glut und Schwärmerei des 15jährigen Jünglings; doch währte ihre Blütenzeit nur wenige Wochen, denn G.'s Ältern wußten das Liebesverhältniß bald aufzuheben. G. verfiel in eine Krankheit und nachher in eine schwermüthige Stimmung, von der er sich nur langsam erholte. Den Namen und die Liebenswürdigkeit dieser ersten Geliebten hat jedoch G. in seinem „Faust" verewigt. Noch im älterlichen Hause machte G. die ersten Anfänge des juristischen Studiums unter Anleitung seines Vaters und 1765 begab er sich mit Empfehlungen wohl ausgerüstet auf die Universität Leipzig, um sich nach dem Willen seines Vaters zum Rechtsgelehrten auszubilden. Ihn selbst aber trieb es, sich zum Dichter und Schriftsteller zu bilden, um so mehr, da er sich schon seit seiner frühesten Jugend in poetischen Arbeiten versucht hatte, welche mit Wohlwollen und Beifall aufgenommen worden waren. In Leipzig fand er an der trockenen Weise, wie die Rechtswissenschaften und die Philosophie damals behandelt wurden, wenig Geschmack. Mit mehr Eifer besuchte er Gellert's Vorlesungen und gewann namentlich durch die schriftstellerischen Übungen, welche dieser Studirende unter seiner Leitung vornehmen ließ; doch konnte weder das weichmüthige Wesen Gellert's, noch das lächerlich steifpedantische Gottsched's dem jungen Dichter eine entschiedene Richtung geben. In einer Gesellschaft aufgeweckter Freunde und im Cirkel gebildeter Familien bildete sich G. selbständiger aus, wurde jedoch in dieser Selbständigkeit zu manchem Übermuth veranlaßt und gerieth in eine ungeregelte Lebensweise, die von traurigen Folgen für ihn wurde. Seine erste Druckschrift, welche anonym in Leipzig 1767 erschien, war ein Spottgedicht auf ein moralisch-ästhetisch-weichliches Drama „Medon" vom Professor Clodius. G.'s Kunstsinn wurde vortheilhaft ausgebildet durch Privatstunden, die er bei dem rühmlich bekannten Maler Öser nahm und durch das Studium der Schriften Winckelmann's und Lessing's. Eine schnell vorübergehende Liebelei mit einer hübschen Wirthstochter veranlaßte G. zu dem dramatischen Gedicht „Die Laune des Verliebten", welches nebst den „Mitschuldigen" die einzigen bedeutenden poetischen Werke sind, welche der Vernichtung entgingen, zu der G. nachmals alle seine poetischen Arbeiten aus der leipziger Zeit verdammte. G. nahm in Leipzig auch Gelegenheit, sich in der Kupferstechkunst zu versuchen, und wir besitzen noch zwei radirte Blätter von ihm aus jener Zeit. Bei diesen Arbeiten nahm er sich jedoch nicht hinlänglich vor den schädlichen Dünsten in Acht, welche sich beim Ätzen in Kupfer entwickeln, und diese trugen, sowie seine unregelmäßige Lebensweise dazu bei, daß er sich eine Kränklichkeit zuzog, welche endlich die gefährlichste Wendung nahm. Er erwachte eines Nachts mit einem Blutsturz, und nur durch die sorgliche ärztliche Behandlung entging er dem Tode; aber noch kränklich kehrte er 1768 in das Vaterhaus zurück. Es dauerte lange, ehe die Kraft der Jugend über seinen leidenden Zustand den völligen Sieg davontrug. Mit dem Körper litt auch der Geist, und eine eigne mystisch-schwärmerische Richtung bemächtigte sich desselben. Von dem wohlthätigsten Einfluß wurde G. aber der Aufenthalt in Strasburg und in dessen reizenden Umgebungen, wohin er sich zu Beendigung seiner juristischen Studien begeben hatte, sobald sein Körperzustand es erlaubte. Ein Privatlehrer bereitete ihn hier so tüchtig vor, daß er 1771 die Würde eines Doctors der Rechtswissenschaften erlangen konnte. Übrigens beschäftigte sich G. mehr mit medicinischen, naturwissenschaftlichen und schönwissenschaftlichen Studien, als mit Jurisprudenz. Es



Digitized by Google

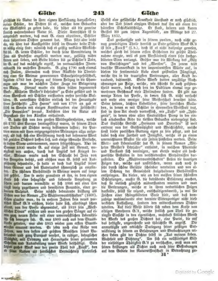
bildete sich ein Kreis geistreicher Freunde, welche ein heiteres und geistig regsames Leben führten. In Strasburg lernte G. Herder (s. d.) kennen, der auf ihn von dem gewaltigsten Einfluß war, indem dessen großartige Auffassung der Welt und der Poesie ihm eine bisher nicht gekannte Lebensanschauung eröffnete. G. erfuhr, daß der Dichter nicht nur der begabte Mensch sei, der seine Empfindungen schön auszusprechen wisse, sondern daß die Poesie das heilige Eigenthum des Volks, ja des Menschengeschlechts sei. Der größte Dichter Englands, Shakspeare (s. d.), dessen Werke G. ebenfalls zuerst in Strasburg kennen lernte, wurde ihm mit seiner alle Lebensverhältnisse durchdringenden Poesie ein leuchtendes Vorbild. Aber auch das Herz des jungen Dichters fand Gelegenheit zur Bildung in der Liebe zu einem ebenso anmuthigen als geistvollen Mädchen, der Tochter eines Landpredigers in der Nähe von Strasburg. In der trübsten Stimmung verließ G. den Ort, der ihm so vielfach theuer geworden war.

Nach Frankfurt zurückgekehrt, eröffnete sich für G. bald ein neuer Kreis geistreicher Freunde, der durch die Theilnahme an seinen literarischen Bestrebungen ihm vielfach förderlich war und in dem sich erfahrene, verständige Männer befanden, welche G. in das literarische Leben einzuführen fähig waren. Zu diesen gehörten namentlich Merk in Darmstadt und die Brüder Schlosser, deren einer G.'s Schwester, Cornelia, zur Gattin wählte. G. gab sich in dieser Zeit ganz dem Leben in der Natur hin, er war fast stets auf kleinen Reisen in der Umgegend begriffen, übte sich des Winters fleißig im Schlittschuhlaufen, des Sommers im Reiten. Nach dem Wunsche seines Vaters mußte er sich jedoch nach Wetzlar begeben, um sich beim dortigen Reichskammergericht in der juristischen Praxis zu üben. Hier fand er in dem zahlreichen Gesandtschaftspersonal einen heitern Kreis junger Leute, in welchem er eine angenehme Stellung einnahm, aber wenig Muße zu schriftstellerischer Thätigkeit fand. Durch Merk aufgefodert, nahm G. an den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" Theil, für welchen er mit oft leidenschaftlicher Aufregung kritische Beiträge lieferte. Wiederum in Frankfurt machte sich G., besonders durch seine Schwester zur endlichen Ausführung angeregt, an den „Götz von Berlichingen" (1773), mit dessen Entwurf er sich schon seit Jahren beschäftigt hatte. Eine bald darauf unternommene zweite Bearbeitung wurde auf Merk's Betrieb in Druck gegeben und zwar, da sich kein Buchhändler gefunden hatte, auf Kosten der beiden Freunde. Das Stück machte großes Aufsehen; aber noch entschiedener wurde der Ruhm des Dichters nach Erscheinung seines „Werther". G. hatte in Wetzlar zu der Verlobten eines Freundes eine zärtliche Zuneigung gefaßt, von welcher er sich nur schwer loszumachen vermochte, und welche in ihm sogar den Gedanken an Selbstmord rege gemacht hatte. Bald nach seinem Abgange von Wetzlar erfuhr G., daß ein junger hoffnungsvoller Mann, Jerusalem, weil er der Liebe zur Gattin eines Freundes nicht Herr zu werden vermocht, sich erschossen habe. So fand G. Gelegenheit, indem er diese traurige Begebenheit zum Gegenstande einer Erzählung machte, die Qualen der Liebe, die er selbst so schmerzlich durchempfunden, auszusprechen. Der berühmt gewordene Dichter wurde nun von allen Seiten aufgesucht und wo er hinkam, mit großer Zuvorkommenheit aufgenommen. Er machte die nähere Bekanntschaft Jacobi's, Heinse's, Lavater's, Basedow's, Klopstock's, und namentlich des Erbprinzen von Weimar, Karl August, der, bald nachdem er als Herzog zur Regierung gelangt war, G. 1775 an seinen Hof berief.

Weimar wurde bald der Mittelpunkt des höchsten geistigen Lebens von Deutschland, indem die ausgezeichnetsten Geister und vorzüglichsten Schriftsteller theils für immer nach Weimar gezogen wurden, theils auf kürzere oder längere Zeit in den anziehendsten Umgebungen wohlwollende Aufnahme fanden. Amalia, die Herzogin Mutter, eine geistig hochgebildete, für alles Große und Schöne leidenschaftlich begeisterte Fürstin, war die Seele des Kreises ausgezeichneter Männer, welche sie um sich versammelte. Schon aus früherer Zeit waren Wieland, als Erzieher des nunmehrigen Herzogs, und der bekannte Märchenerzähler Musäus in Weimar; bald nach G. kam Herder und endlich auch Schiller dahin. G. trat in die freundschaftlichsten Verhältnisse mit dem jungen Herzog und erhob sich bald nicht nur durch seine Theilnahme an der Staatsregierung, sondern auch durch sein aufgewecktes Wesen in Scherz und Ernst, stets mit Gewandtheit und Anmuth den rechten Ton angebend, zu dem ersten Platze unter den ausgezeichneten Männern Weimars. Alle liebten und ehrten den jungen genialen Mann; selbst Wieland, den G. früher öffentlich angegriffen hatte, strömte in Liebe und Entzücken über. Der Herzog ernannte G. 1776 zum geheimen Legationsrath, 1779 zum wirklichen geheimen Rath und 1782 zum Kammerpräsidenten, indem er ihn zugleich in den Adelstand erhob. Die Freunde fürchteten, G. möchte, den Staatsgeschäften unterliegend, für die Poesie wenigstens auf Jahre verloren sein; dieser aber fand noch Muße und Heiterkeit des Geistes, alle Feste zu ordnen und mit seinen Poesien zu verherrlichen, einem Liebhabertheater vorzustehen, auf diesem selbst die bedeutendsten Rollen zu übernehmen und dabei noch an größern Werken fortzuarbeiten. Im Sommer 1786 reiste G. über Karlsbad nach Italien, wohin ihn schon längst eine fast bis zur Krankhaftigkeit sich steigernde Sehnsucht zog und auf dieser Reise, auf welcher er in den seligsten Kunstgenüssen schwelgte, brachte er ein Paar seiner herrlichsten Dichtwerke: „Iphigenie auf Tauris" und „Egmont" zur Vollendung und arbeitete am „Tasso", welches Werk, sowie „Faust" bald nach seiner Rückkehr aus Italien erschien.

Neue geistige Interessen zogen G. nach seiner Rückkehr aus Italien an. Er machte sich mit der Kant'schen Philosophie bekannt und beschäftigte sich noch lebhafter als früher mit den Naturwissenschaften, besonders mit der Farbenlehre, die durch ihn eine völlig neue Bearbeitung erfuhr. Am bedeutendsten für seine fernere Ausbildung als Dichter wurde aber die Bekanntschaft mit Schiller, von dem er sich bisher abgestoßen gefühlt hatte. Schiller und G. waren durch Naturanlage, Bildung und äußere Verhältnisse zwei völlig verschiedene und doch beide große Naturen. Nur in den echten, wahren Kunstgebilden begegneten sich Beide und die Kunst war es auch, die aus ihnen die innigsten Freunde machte. Während nämlich G. mit dem Scharfblicke des Genies den wahren tiefen Gedankeninhalt der reinen unverdorbenen Natur in allen ihren Gebilden anschaute, darum ein eifriger Verehrer der Natur war und es für die Aufgabe des Dichters erkannt hatte, das Natürliche so nachzubilden, daß es als Ausdruck seiner innersten Seele erscheine, also

Digitized by Google





gleichsam die Natur in ihrer eignen Verklärung darzustellen; meinte Schiller, der Dichter sei es, welcher dem Gedanken eine Wirklichkeit zu geben habe, die höher als die gemeine sinnlich wahrnehmbare Natur sei. Dieser Unterschied ist so ausgedrückt worden, daß man G. einen objectiven, Schiller einen subjectiven Dichter genannt hat. Man sieht aber leicht ein, wie über das Kunstgebilde selbst im Grunde beide Dichter völlig einig sind: nämlich daß es geistig verklärte Wirklichkeit sei. G. lernte Schiller, der durch seine Vermittelung in Jena als Professor angestellt worden war, zufällig näher kennen und lieben, und Beide blieben bis zu Schiller's Tode, der G. auf das mächtigste ergriff, im vertraulichsten Ideenaustausch die wahrsten Freunde. G. ging 1790 noch einmal nach Italien, übernahm nach seiner Rückkehr die Oberleitung einer für Weimar gewonnenen Schauspielergesellschaft, begleitete 1792 den Herzog auf seinem Feldzug in die Champagne und war im nächsten Jahre Zeuge der Belagerung von Mainz. Hierauf wurde ein schon früher begonnenes Werk: „Wilhelm Meister's Lehrjahre" zu Ende geführt und in edlem Wettstreit mit Schiller entstanden mehre herrliche Balladen. G. unterstützte Schiller vielfach bei der Herausgabe seiner Zeitschrift: „Die Horen" und von 1798 an gab er selbst im Verein mit einigen Kunstfreunden eine Zeitschrift: „Die Propyläen" heraus, Ansichten über die Natur als Gegenstand für den Künstler enthaltend.

G. hatte sich von den großen Weltbegebenheiten, welche seit 1792 über Europa hereingestürzt waren, in seinem Thun und Treiben als Dichter wenig bestimmen lassen; die Parteien waren mit ihren entgegengesetzten Meinungen allzu aufgeregt, als daß sich eine Versöhnung durch das besonnene Wort des genialen Dichters hoffen ließ, und einige schwache Versuche, in diesem Sinne unternommen, waren fehlgeschlagen. Aber im Sommer 1806 wurde G. auf einige Zeit mit Gewalt, wenigstens von außen, durch das Unglück des Krieges berührt, Weimar wurde nach der Schlacht bei Jena von den Franzosen besetzt, und obschon man G. selbst mit Auszeichnung behandelte, so hatte er doch das Unglück seiner hohen Gönner und des Vaterlandes schmerzlich zu empfinden. Die schönen Verhältnisse in Weimar waren auf lange Zeit gestört. Um so mehr gemahnte es ihn, in dem eignen Hause sich eine behagliche und liebevolle Umgebung zu sichern und darum vermählte er sich 1806 mit einer ihm längst innig zugethanen und bewährten Freundin, einer gebornen Vulpius. Seine nächste bedeutende Leistung als Dichter war der Roman „Die Wahlverwandtschaften" (1809). Schon glaubte man, da in mehren Jahren kein neues poetisches Werk G.'s erschien, dieser habe sich, allerdings schon alternd, von der Poesie abgewendet, als 1818 sein „Westöstlicher Divan" erschien und man den großen Sänger auf einem ganz neuen Felde mit einer unverwüstlichen Lebensfrische sich bewegen sah. G. war 1809 auch aus dem Staatsdienste getreten, war aber 1815 wieder zum ersten Staatsminister ernannt worden. Er lebte noch eine Reihe von Jahren, von den besten und größten Menschen seines Vaterlandes und ganz Europas verehrt, in ruhiger, behaglicher Thätigkeit, mit Ordnung und Herausgabe seiner gesammten Schriften und Ausarbeitung neuer Werke beschäftigt. Sein letztes großes Werk war der zweite Theil des „Faust", den er seiner Nation als herrlichstes Vermächtniß hinterließ. Selbst eine gefährliche Krankheit überstand er noch glücklich, aber der Tod seines einzigen Sohnes traf ihn als einen der härtesten Schicksalsschläge. Er starb, heitern und klaren Geistes bis zum letzten Augenblicke, am Mittage des 22. März 1832.

Das großartigste und in seinem zweiten, noch nicht genug gewürdigten Theile herrlich zu Ende geführte Werk G.'s ist sein „Faust" (s. d.), doch ist es nicht dasjenige gewesen, welches gleich bei seinem ersten Erscheinen die größte Theilnahme erregte, weil es zum Verständniß einen sehr hochgebildeten Sinn verlangt. Größer war die Wirkung des „Götz von Berlichingen" und des „Werther". In jenem tritt deutsche Manneskraft in der imponirendsten Würde auf, in diesem die sentimentale Liebe eines geistvollen Jünglings, welche ihn in die traurigsten Verirrungen, aller Kraft beraubend, dahinreißt. Beide Werke hatten unzählige Nachahmungen zur Folge, welche, wie schlecht sie auch größtentheils waren, doch durch den im Publicum einmal rege gewordenen Geschmack viele Theilnahme fanden. Es gibt nur wenige Arten der Poesie, in denen sich G. nicht versucht und mehr oder weniger seine Meisterschaft bewährt hätte. Seine heitern, leichten Liebeslieder, seine herrlichen Balladen, in denen er mit Schiller in ehrenvollen Wettstreit trat, sind in ihrer Art ebenso vortrefflich, wie „Tasso" und „Iphigenie", in denen ohne allen theatralischen Pomp in der einfach erhabensten Rede die tiefsten Gedanken niedergelegt sind. Das idyllische Gedicht „Hermann und Dorothea" ist weit entfernt von der Geschwätzigkeit und Weichlichkeit, welche sonst dieser poetischen Gattung eigen zu sein pflegt, und hat dabei doch eine Zartheit und Innigkeit, welche es zu einem unerreichbaren Muster für alle Zeiten hinstellen werden. Seine Welt- und Lebensansicht hat G. in seinem Roman „Wilhelm Meister's Lehrjahre" entfaltet, in welchem Phantasie und Verstand sich vereinigen, um ebenso wahre als hochpoetische Gestalten in den verschiedensten Verhältnissen darzustellen. Die „Wahlverwandtschaften" stellen die traurigen Folgen dar, welche aus unsittlichen, wenn auch noch so sehr durch schöne Gefühle scheinbar veredelten und von allem Schmuz der Gemeinheit freigehaltenen Verhältnissen entspringen. An diesen, wie an den meisten seiner schönsten Schöpfungen, mußte G. die betrübende Erfahrung machen, daß sie vielfach gänzlich misverstanden wurden und man die Verirrungen, welche er in ihren verderblichen Folgen darstellte, selbst für reizend, entschuldigenswerth, ja wol für Zeichen einer schöngebildeten Seele hielt, und daß demzufolge wohlmeinende oder bornirte Sittenprediger nicht diese verkehrte Auffassung, sondern den misverstandenen Dichter tadelten. Auf diese Weise bildete sich neben dem Kreise von eifrigen Verehrern G.'s, welche freilich zum Theil die geringste Einsicht in den eigentlichen, wahrhaft sittlichen Werth der Werke des großen Dichters hat, eine Partei, die auf das heftigste, ungerechteste und thörichtste G. angriff. Die anmuthigste und redlichste Darlegung seiner geistigen Entwickelung in seinem an Erfahrungen und Beobachtungen reichen Leben gibt der Dichter selbst in „Aus meinem Leben. Wahrheit und Dichtung". Um sich ein vollständiges Bild der vielseitigen Thätigkeit G.'s zu verschaffen, muß man mit seinen Leistungen als Dichter auch noch seine Bestrebungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaft in Betrachtung zie-



Digitized by Google

hen. Er schaute die Natur mit dem Auge des genialen Menschen an, welches in der Natur nichts anderes als eine vollständige Offenbarung des Geistes erblickt. Besonders war es die Farbenlehre, welche ihn angelegentlich beschäftigte und die durch ihn eine neue Gestaltung gewann, welche zwar die streng mathematische Auffassung, die durch Newton eingeleitet worden war, nicht gänzlich zu verdrängen vermochte, aber doch in Erinnerung brachte, daß solche Auffassung immer nur eine einseitige sei. — Man hat häufig das Glück G.'s gepriesen, welches ihn sein ganzes Leben lang in Verhältnissen erhielt, die ihm die freieste Ausbildung seines Geistes gestatteten, aber man muß noch hinzusetzen, daß er dieses Glück auch verdiente. Einen kleinern Geist würden grade diese glücklichen Verhältnisse mehr abgezogen als angespornt haben. G.'s Schriften sind vielfach zum Gegenstand der Erläuterung und zu Anknüpfung ästhetischer und philosophischer Gedanken gewählt worden, seine Gedichte hat man in Musik gesetzt, die schönsten Situationen in seinen Werken und ihn selbst in Bildern vielfach dargestellt. G.'s äußere Erscheinung war so schön, wie die seines Geistes; man verglich seine herrlichen Gesichtszüge und seinen männlich kräftigen Körper mit den Darstellungen des Apollon und in spätern Jahren mit denen des Zeus, wie sie uns das griech. Alterthum überliefert hat. Das herrlichste Denkmal, welches G. gesetzt worden, ist „Briefwechsel mit einem Kinde" von Bettina von Arnim, die sinnigsten Liebesbriefe eines jungen geistvollen Mädchens an den schon greisenden Dichter, mit dem Feuer der Jugend und der Reinheit eines Kindesherzens geschrieben. In seinen letzten Lebensjahren hat G. selbst noch eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke veranstaltet, welche später aus seinem wohlgeordneten Nachlasse noch vervollständigt worden sind. Eine neue Ausgabe ist unter der Presse. Sein Briefwechsel mit Schiller, Zelter u. A., der gleichfalls durch den Druck veröffentlicht worden ist, enthält höchst interessante Bemerkungen und Aufklärungen über seine schriftstellerische Thätigkeit. Zu den lehrreichsten und merkwürdigsten Schriften in dieser Beziehung gehören aber unter andern J. Falk's „Göthe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt", und Eckermann's „Gespräche mit Göthe". Eine Zusammenstellung der Göthe'schen Schriften und der auf dieselben sich beziehenden Schriften, Kupferstiche und musikalischen Compositionen gibt H. Döring's „Göthe's Leben".

**Gothen** (die), einer der mächtigsten altdeutschen Völkerstämme, treten zuerst 215 n. Chr. in der Geschichte bedeutend auf, trugen nachmals zum Umsturz der röm. Macht bei und herrschten in Frankreich (Gallien), Spanien und Italien. Eigne Geschichtschreiber der Gothen aus späterer Zeit führen den Ursprung ihres Volks auf die skandinavische Halbinsel zurück und noch gegenwärtig gibt es in Schweden ein Westgothland und ein Ostgothland. Von hier aus sollen die Gothen in drei Fahrzeugen nach den Mündungen der Weichsel sich übergesiedelt haben. Den Namen der West- und Ostgothen sollen sie schon aus ihren ursprünglichen Sitzen in Skandinavien mitgebracht haben, und da das dritte der erwähnten Schiffe auf der Überfahrt zurückgeblieben, so soll die Mannschaft desselben und die nachher aus ihr erwachsende Nation den Namen der Gepiden, d. h. Zauderer, erhalten haben. Im Anfange der christl. Zeitrechnung werden Gothen in den Gegenden um die untere Weichsel gefunden, und von hier brachen sie nachher auf und wanderten fast überall siegreich und die Völkerstämme, auf welche sie stießen, mit sich verbindend und fortreißend, nach dem schwarzen Meere zu. Sie wurden zu einer großen und weithin herrschenden Völkerschaft, und bald brachen sie unter ihrem Könige Kniwa in die röm. Provinzen verheerend ein und schritten über den Dniestr und die Donau. Vergebens suchte der röm. Kaiser Decius sie mit Waffengewalt zurückzutreiben; er wurde geschlagen und kam endlich selbst in einer Schlacht (251) gegen die Gothen um und sein Nachfolger sah sich zu den schimpflichsten Friedensbedingungen gezwungen. Es wurde den Gothen ein jährlicher Tribut zugesichert. Am weitesten dehnte sich die Macht der Gothen im 4. Jahrh. unter ihrem Könige Armanarich oder Hermanrich aus, dessen Eroberungen sich von dem schwarzen Meere und der Donau über die Moldau, Walachei, Ungarn, Polen und Preußen, bis an die Ostsee erstreckten. Die Gothen waren der erste deutsche Volksstamm, welcher die christliche Religion annahm und der Bischof Ulfilas der in Mähren wohnenden Mösogothen übersetzte um 360 das Neue Testament in die goth. Sprache und erfand zugleich die erste deutsche Schreibschrift. Die beiden Haupttheile der Gothen, die Ostgothen oder Greuthunger und die Westgothen oder Therwinger wurden von verschiedenen Königsgeschlechtern beherrscht, nämlich jene von den Amalern, diese von den Balten. Als gegen Ende des 4. Jahrh. die Hunnen (s. d.) mit unwiderstehlicher Gewalt gegen die Ostgothen anstürmten und diese wieder die Westgothen drängten, schickten die letztern eine Botschaft an den Kaiser Valens nach Konstantinopel mit der Bitte um Aufnahme jenseit der Donau, welche man gewähren mußte. Sie wurden aber von den röm. Statthaltern bedrückt und rächten sich mit den Waffen. Kaiser Valens zog ihnen entgegen, wurde besiegt und kam selbst um. Mit Mühe gelang es seinem Nachfolger Theodosius, die empörten Gothen zu schwächen und zu beruhigen, indem er ihnen Thracien einräumte. Die Ostgothen, welche 386 an der Donau eine große Niederlage erlitten hatten, gingen theils nach Kleinasien, theils schlossen sie sich den Hunnen an. Aufs neue erhoben sich die Westgothen unter ihrem großen Könige Alarich. Griechenland wurde verheert und geplündert und 410 Rom erobert. (S. Alarich.) Nach dem frühen Tode Alarich's ward dessen Schwager Athaulf König, welcher die Schwester des röm. Kaisers Honorius heirathete und dann nach Gallien und Spanien zog. Hier gründeten er und sein Nachfolger Wallia das große westgoth. Reich, dessen Hauptstadt Toulouse war und dessen letzter König Roderich 711 gegen die aus Afrika eingedrungenen Araber fiel. — Nach dem Tode des Hunnenkönigs Attila (s. d.) waren die Ostgothen wieder unabhängig geworden und erhielten Wohnsitze in Pannonien und Slawonien und Jahrgelder von Konstantinopel. Nachdem aber das weström. Reich 476 durch Odoaker gefallen und dieser sich zum König von Italien gemacht hatte, reizte der oström. Kaiser Zeno den König der Ostgothen, Theodorich, nach Italien zu ziehen. Dieser stiftete ein neues ostgoth. Reich, zu welchem auch bedeutende Theile Deutschlands gehörten, und wurde 493 zu Ravenna als König von Italien gekrönt. Theodorich beschützte nach Kräften Künste und Wissenschaften, suchte

Digitized by Google

den Ackerbau und Gewerbfleiß zu heben und durch weise Gesetze und Einrichtungen dem neuen Staate längere Dauer zu sichern. Dennoch hielt sich derselbe, nach Theodorich's Tode, 526, nur noch kurze Zeit und erlag 553 den Heeren des oström. Kaiserreichs.

**Gott**, das übermenschliche, völlig mangellose, ewig lebendige Wesen, welches durch seinen allmächtigen Willen in unendlicher Weisheit die Welt und den Menschen schafft und erhält, und das sich dem Menschen, dem es von seinen eignen Wesen gegeben, aus freier Gnade mittheilt, sich ihm offenbart und dadurch denselben seiner eignen Vollkommenheit und Seligkeit näher bringt. Die wahre Religion ist es, welche diejenige Lehre vom göttlichen Wesen enthält, welche Gott selbst in seiner Offenbarung dem Menschen von sich mitgetheilt hat. Gott ist zunächst Schöpfer und Erhalter der Welt und des Menschengeschlechts, und zwar Beides aus eigener freier Willensbestimmung, also aus Liebe, und wird in dieser Beziehung der Vater der Menschen genannt. Seine unergründliche Liebe bestimmt ihn aber auch, zunächst die Menschen als Wesen, welche über ihren eignen Zustand Bewußtsein haben, nicht in der Vereinzelung, in welcher sie dem Irrthum, der Sünde und dem Tode verfallen, weil sie ein eignes Scheinleben gegen das allein ewig wahre Leben in Gott ergreifen, beharren zu lassen, sondern indem er selbst sich herabläßt, sie zu sich heraufzuziehen, sie vom Irrthum, Sünde und Tod zu erretten, und so ist er der Erlöser des Menschengeschlechts, als welcher wir ihn in der Person Jesu Christi verehren. In den begnadigten Menschen, den Christen, lebt er nun fortan, wie sie in ihm, indem der Geist des Menschen seines göttlichen Ursprungs sich bewußt und dadurch geheiligt wird, und so ist er der heilige Geist, und die Menschen selbst erheben sich zur Gemeinschaft der Heiligen. Diese der christlichen Religion angehörige Lehre von der Dreieinigkeit Gottes (s. Drei) ist vielfach misverstanden und in Folge dieser Misverständnisse bestritten worden, obschon sie allein geeignet ist, eine würdige Vorstellung vom Wesen Gottes zu geben.

Das Dasein eines Gottes anzunehmen, drängt den Menschen nicht blos die überzeugende Kraft der Offenbarung, sondern ist eine unabweisbare Foderung der Vernunft, die sich selbst bei dem ungebildetsten Menschen geltend macht. Die Vorstellungen von Gott können unvollkommen, kindisch, ja falsch sein, aber sie finden sich bei allen auch noch so rohen Völkern. Nur wenige, nicht auf einer niedrigen Culturstufe stehende, sondern durch viehische Laster zur Thierheit heruntergekommene Stämme hat man entdeckt, bei denen sich keine Spur von einem Glauben an Gott vorfand, sowie es einzelne in Sünden und Lastern untergegangene Individuen gibt, welche sich zur Beschwichtigung ihres empörten Gewissens überreden möchten, es gebe keinen Gott, denn sie fühlen, daß ein Gott, mit dessen Annahme sich der Begriff der Gerechtigkeit verbindet, nur ein fürchterlicher strafender Richter für sie sein könne, so lange sie in ihren Sünden verharren. Solche Menschen hat man Atheisten genannt. Vernunft und Offenbarung lehren, daß es nur Einen Gott gebe; aber die sinnliche Vorstellung hat bei vielen Völkern, zu denen das Licht der Offenbarung noch nicht gedrungen ist, zur Annahme mehrer Götter verleitet, welche Annahme Polytheismus, Vielgötterei, genannt wird. Wahre Vernunft und Religion lehren ferner, daß Gott ein Wesen sein müsse, welches über die sichtbare Welt erhaben sei, so daß diese nur durch seinen Willen da sei, ohne ihn aber alsbald in Nichts versinken müßte; dennoch hat die ungebildete Phantasie Welt und Gott häufig also vermengt, daß man das göttliche Wesen mit der Welt, d. h. der Vielheit der einzelnen Dinge, für gleichbedeutend genommen hat, welche Richtung als Pantheismus bezeichnet wird. Der menschliche Verstand hat sich bei der unbedingten Foderung der Vernunft zur Annahme Gottes nicht begnügt, sondern hat das Dasein desselben sich zu beweisen gesucht, welches nur dann zum nicht selbst gotteslästerlichen Unternehmen wird, wenn von der größern oder geringern Vollständigkeit eines solchen Beweises der Glaube an Gott nicht abhängig gemacht wird. Denn der menschliche beschränkte Verstand wird niemals das unendliche Wesen Gottes völlig zu begreifen im Stande sein und daher jeder derartige Beweis nur unvollständig ausfallen können.

**Götter** und Götterlehre. Die Vorstellungen, in welche die Menschen ihre religiösen Gefühle und Gedanken einkleiden, sind ein charakteristisches Zeichen des Culturzustandes, in welchem sie sich befinden. Am meisten gilt dieses von Völkern, welche ihre Religion nicht einer unmittelbaren göttlichen Offenbarung zu verdanken haben, bei denen der herrschende Volksgeist allein es ist, der sich in den Sagen von den Göttern und in der Schilderung derselben ausspricht. Während die göttliche Offenbarung, wie sie sich unter den Juden aus den ältesten Zeiten erhalten hat, stets nur das Dasein Eines Gottes gelehrt und jede dieses höchste Wesen verkörpernde und dadurch zum Menschen herabziehende Vorstellung abgewehrt hat, pflegen alle Religionen, die das Werk der menschlichen Phantasie sind, mehre und verschiedene Götter zu lehren und bildlich darzustellen, weil der Verstand des Menschen zu schwach ist, die entgegengesetzten, scheinbar einander mannichfach entgegenstrebenden Erscheinungen in der sinnlichen und sittlichen Welt auf Ein höchstes Wesen zu beziehen. Es ist eine naheliegende und geläufige Vorstellung, daß sich das Menschengeschlecht in den einzelnen Völkern auf ähnliche Weise aus einem der Thierheit fast gleichstehenden Zustande zu immer größerer geistiger Vollkommenheit entwickele, wie wir dieses bei jedem einzelnen Menschen wahrnehmen. Die so unendlich verschiedenen Völker der Gegenwart, von dem thierischen Feuerländer bis zum feingebildeten Europäer, scheinen für jene Vorstellung Zeugniß abzulegen. Verfolgen wir aber den Strom der Geschichte bis hinauf zu seinen in eine nebelhafte Ferne sich verlierenden Quellen, so treffen wir schon in Zeiten, welche über unsere Zeitrechnung hinausliegen, ein geistiges Dasein der Völker an, welches zwar von dem unsern ganz verschieden ist, aber keineswegs in allen Beziehungen der Kindheit oder gar der Thierheit sich annähert. Wir finden bei den Indern und Chinesen, die, so wenig zuverlässig auch ihre eignen Angaben über ihr Alter sein mögen, doch gewiß den frühesten Zeiten angehören, eine Bildung, welche auch nicht im entferntesten auf einen den afrik. und amerik. wilden Völkerschaften ähnlichen Zustand hinweist, sondern vielmehr für ein völlig ausgebildetes, ja in seiner Weise vollendetes geistiges Dasein spricht. Die religiösen Vorstellungen dieser Völker sind daher auch keineswegs so kindisch

Digitized by Google

und thöricht, wie diejenigen der sogenannten wilden Völker, denn nicht allein haben sie eine große Ausbildung und eine alle Lebensverhältnisse durchdringende und gestaltende Kraft, sondern in den zahlreichen heiligen Büchern der Indier finden sich auch eine große Anzahl von Anschauungen und Lehren, welche mit den erhabensten Aussprüchen des Christenthums übereinstimmen. Hierzu kommt noch, daß man gewisse Äußerlichkeiten der christlichen Religion in der indischen wiederzufinden geglaubt hat, und aus diesen Gründen haben sich Viele bewogen gefunden, anzunehmen: die indische und andere uralte heidnische Religionen beständen zum Theil aus den letzten Resten einer ursprünglich von Gott dem Menschen (vielleicht bei der Schöpfung) mitgetheilten Offenbarung, welche allmälig, indem das Reich der Sünde sich ausbreitete, immer tiefer unter menschliche Vorstellungen versank, bis sie durch Moses und Christus erneuert wurde.

Neuere Forschungen über das ganze geistige Dasein sowol, als besonders über die Religion des ind. Volkes, zeigen mit Bestimmtheit, daß dieses seine Bildung und besonders die einzelnen Vollkommenheiten seiner Religion einer tiefen Naturkenntniß zu verdanken habe, welche durch ein sinniges, sich der ungestörtesten Betrachtung mit Selbstaufopferung hingebendes Wesen um so leichter erreicht wurde, als in Folge der wahrscheinlich schon in den frühesten Zeiten aus Eroberungszügen entstandenen Kasteneintheilung, der geistig aufgeweckteste Theil des Volks in völliger Muße und Mangellosigkeit dahinlebte und die gewonnenen Kenntnisse unentweiht von Vater auf Sohn fortpflanzte. Das ganze heidnische Alterthum bei Indiern, Persern, Ägyptern, Griechen und Römern beruht auf einer Naturanschauung, welche nicht nur beim Äußerlichen stehen geblieben, sondern zum Theil sehr tief in das Innere der Natur eingedrungen war. Die ursprüngliche Quelle dieses Heidenthums wurde aber bei den Griechen selbst vergessen und so bildete sich bei diesem Volke, welches den regsten Sinn für Schönheit hatte, aus den unförmlichen Gestalten der alten Naturreligion eine nur durch die Gesetze der Schönheit bestimmte Phantasiereligion, in der sich der alterthümliche Ursprung und Beziehungen auf Naturweisheit fast gar nicht mehr erkennen lassen. Die Natur ist die erste und vollständigste, wenn auch dunkle Offenbarung Gottes und daher wird eine vorurtheilsfreie, sich unbefangen hingebende Anschauung der Natur auch zu Vorstellungen über das göttliche Wesen führen müssen, welche den höhern Erkenntnissen nicht ganz unangemessen sind, die aus einer Offenbarung entspringen, in der Gott als Geist zum Menschen geredet hat. Wie tiefsinnig aber die Naturanschauung der altasiat. Völker war, ebenso ungebildet war ihre Phantasie, und daher finden wir neben reinen und würdigen religiösen Lehren die allerrohesten, geschmacklosesten und schmuzigsten Vorstellungen. Ohne näher auf Beurtheilung des Inhalts der verschiedenen Götterlehren einzugehen, wollen wir dieselben, wie sie den historisch wichtigsten Völkern eigenthümlich gewesen und zum Theil noch sind, in einer kurzen Übersicht darstellen.

Die in den heiligen Büchern der Indier, den Wedas, enthaltene Religion zeigt deutliche Spuren einer allmälig geschehenen Ausbildung, und es haben sich in Indien selbst im Laufe der Zeit verschiedene religiöse Sekten herausgestellt, welche jedoch durch gewisse gemeinschaftliche Grundvorstellungen zusammengehalten werden. Oberster und erster Gott ist allen Brahma (s. d.), der Große, der Leuchtende, ursprünglich unter dem Bilde der Sonne verehrt oder diese selbst vorstellend. Derselbe wird aber dann auch als erste Offenbarung des göttlichen Urwesens und als Schöpfer der Welt mit Siwa und Wischnu zusammengestellt, und es gibt zwei verschiedene Sekten: die Siwaiten, welche vorzüglich den Siwa, und die Wischnuiten, welche vorzüglich den Wischnu verehren. Symbole des Siwa, des Belebers, des Zerstörers und des Feuers sind ein mit der Spitze aufwärts gekehrtes (die Flamme vorstellendes) Dreieck (△), sowie die Geschlechtsglieder, welche die Zeugungskraft versinnlichen. Symbole des Wischnu, des Erhalters und Durchdringers, sind das Zeichen des Wassers, ein umgewandtes Dreieck (▽) und die (auf dem Wasser schwimmende) Lotosblume. Die Gemahlin des Siwa ist Kali, die Zeit, die Alles zerstörende, die Gemahlin des Wischnu dagegen Sri, die Glückseligkeit, oder Lakschmi, die Schönheit. Es gibt einen weiten Mythenkreis, welcher von den zehn Verkörperungen des Wischnu in Thier- oder Menschengestalt erzählt. Eine solche ist auch die in den Buddha (s. d.), den Stifter des Buddhismus. Außer diesen drei obersten Gottheiten, welche zusammen als Trimurti, d. h. der Dreihäuptige, dargestellt werden, kommen in der ind. Religion noch eine Unzahl niedriger Gottheiten vor, von denen die mannichfaltigsten Sagen, theils sinnreiche, theils widerliche Ausgeburten einer zügellosen und ungebildeten Phantasie enthaltend, berichtet werden. — Die Abbildungen, welche sich auf religiöse Gegenstände beziehen, entbehren aller Schönheit und sind zum Theil obscön und widerwärtig. Nachstehende Abbildungen der drei indischen Hauptgottheiten stellen dieselben mit ihren Attributen dar. Brahma hat vier Köpfe und vier Arme, seine Hände halten ein Blatt des heiligen Buches, ein Gefäß des heiligen Ganges-

Brahma.

Digitized by Google

wassers, welches zu religiösen Waschungen und beim Gottesdienste gebraucht wird, einen Rosenkranz, dessen sich die

Wischnu.

Indier wie die Katholiken beim Gebet bedienen, und einen Löffel, mit dem das Weihwasser ausgegossen wird.

Siwa.

Wischnu hält eine Wurfscheibe (Chakra), eine Schnecke (Chank), eine Keule (Gadha) und einen Kokosbaum (Padha) oder eine Lotosblume. Siwa endlich hat drei Augen, mit denen er in die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft blickt; er hält einen nach oben gerichteten Dreizack (Sinnbild des Feuers) und einen Strang. Die indische Religion lehrt Unsterblichkeit der Seele und zugleich Seelenwanderung, indem sich beim Tode die Seele vom Leibe trennen und in einen andern Leib übergehen soll. Die Götter werden durch Gebete, Waschungen, Opfer, Wallfahrten und besonders durch Büßungen (vgl. Fakir und Gymnosophisten) geehrt. Der Buddhismus fodert vor allem Andern gute Werke, Sittenreinheit und fromme Gesinnung. Daneben empfiehlt er die Ehelosigkeit und verbietet ein lebendes Wesen zu tödten. (S. Buddha.) Die Religion der Dschainas oder Dschiniten und die der Sikhs oder Schüler sind erst später, jene etwa 500 v. Chr., diese um 1500 n. Chr. entstanden und zeichnen sich durch Reinheit der Lehre aus. Die uralte ind. Religion (vergl. Indien) hat sich bis auf unsere Tage trotz der Bemühungen, sowol von Seiten der Mohammedaner als der Christen, sie zu verdrängen, erhalten, namentlich darum, weil ihr, wie schon bemerkt, tiefe Naturkenntnisse zu Grunde liegen, in deren Besitz die Priesterkaste der Brahmanen sich wenigstens noch zum Theil befindet und die von diesen von jeher benutzt wurden, um sich und ihren Lehren beim Volke ein unerschütterliches Ansehen zu verschaffen.

Dem Ursprunge nach ebenfalls auf Naturanschauung beruht auch die alte pers. Religion. Die Gestirne und namentlich die Sonne nebst den Planeten waren die frühesten Gegenstände religiöser Verehrung. Nachmals aber wurde auf diese religiöse Grundlage von dem weisen Zoroaster (s. d.) in den heiligen Büchern des Zend-Avesta eine Lehre aufgebaut, welche offenbar den Hauptzweck hat, zur sittlichen Ausbildung des Menschen beizutragen und unabhängiger von einer im Hintergrunde liegenden Naturweisheit ist. Das Gute und das Böse wird als auftretend in Licht und Finsterniß dargestellt und in den Mythen der Perser der Kampf beider Principe mit einander geschildert, welcher mit dem endlichen Siege des Guten endet. Ein unendliches Urwesen, Serwane Akerene, erzeugt den Ormuzd, das Princip des Lichts und des Guten, und den Ahriman, das Princip der Finsterniß und des Bösen. In einem Zeitraume von 12,000 Jahren geschieht der Kampf der beiden entgegengesetzten Principe und werden vier verschiedene gleichlange Perioden unterschieden. Zuerst herrscht Ormuzd allein, dann beginnt Ahriman mächtig zu werden, steht dem Ormuzd gleich, gewinnt sogar die Obermacht und wird endlich von diesem und durch seine eigne Arglist überwunden und selbst wieder gereinigt. Die Schöpfungen des Ormuzd sind die allen sichtbaren Dingen eignen Ferwers, die Ideen oder Seelen derselben. Ahriman schafft dagegen die Dews, Dämonen oder Wesen der Finsterniß, und stellt seine Schöpfung der Finsterniß der Lichtwelt des Ormuzd entgegen. Dieser hat die Erde und das Himmelsgewölbe geschaffen. Der Gipfel des Berges Albordsch reicht empor bis zum Urlicht und ist der Wohnsitz des Ormuzd. Von ihm führt die Brücke Tschinewad nach dem Himmelsgewölbe Dorodman und über diese Brücke gehen die Seelen der frommen Menschen in den Himmel ein, während die der schlech-

Digitized by Google

ten von ihr herab in den Abgrund Dusak stürzen, wo Ahriman haust. Die sechs Planeten wurden als Amschaspands verehrt, die dem Ormuzd am nächsten stehenden Lichtgeister. Mithra hieß der Geist, welcher die von Ormuzd kommenden Ferwers zu den Körpern leitet, welche sie beleben sollen. Im Urstier, den Ormuzd erzeugt, waren die Keime der ganzen Körperwelt niedergelegt. Ahriman bereitete ihm den Untergang; aber aus seiner rechten Schulter ging Kajomorts, der Urmensch, und aus der linken Schulter die Stierseele Goscherun hervor, welche die ganze lebendige Schöpfung erzeugte und den Kajomorts tödtete. Doch zeugten sich aus diesem Meschia und Meschiane, das erste noch unschuldige Menschenpaar, welches durch Ahriman zur Sünde verlockt wurde. Alle Völker der Erde stammen von diesen Beiden ab und ihnen sendete Ormuzd, um sie zu erretten, das Lichtgesetz des Zoroaster, welches sie zur Reinheit und einstigen Seligkeit führt. Einst, kurz vor Ablauf der 12,000 Jahre, vor dem Sturze des Reiches des Ahriman, sendet Ormuzd den Propheten Soliosch, welcher alle Lebenden zum Reiche des Ormuzd bekehrt und die Todten auferweckt. (Vergl. Gebern.)

Zu den am vollständigsten ausgebildeten Naturreligionen gehört die Götterlehre der alten Ägypter. Ihre Götter waren sinnbildliche Darstellungen der Gestirne (s. Ägypten) und der nach der Bewegung der Himmelskörper geordneten Zeiteintheilung, und die religiösen Handlungen, welche in den Tempeln vorgenommen wurden, sowie die Mythen, waren Symbole naturwissenschaftlicher Thatsachen, gewisser Himmelsbegebenheiten u. dgl. Da die Priesterkaste den eigentlichen Sinn der Lehre geheim hielt, so verschwand derselbe allmälig ganz aus dem Bewußtsein des Volks, und wahrscheinlich verlor sich auch bei den einst kenntnißreichen Priestern mit der Zeit der wissenschaftliche Sinn, sodaß die ägypt. Religion und die heiligen Gebräuche ihre ursprüngliche Bedeutung völlig verloren, und nun um so abgeschmackter und sinnloser erscheinen mußten, jemehr man sich Mühe gab, sie äußerlich genau in der überlieferten Gestalt zu erhalten, ohne zu dulden, daß statt des entschwundenen ein neuer Gedanke in sie hineingelegt wurde, wie dieses bei den Griechen geschah. (Vgl. Ägypten, Apis, Anubis, Isis, Osiris.)

Die Beziehung der griech. und röm. Götter zur Natur war nur sehr oberflächlich, obgleich unleugbar vorhanden. Durch den freien griech. Geist ist die altasiat. Götterwelt völlig umgestaltet worden, sodaß kaum noch eine Ähnlichkeit zu erkennen ist. Doch mochten sich die alterthümlichen, auf naturwissenschaftlicher Grundlage beruhenden Mythen und Ceremonien wahrscheinlich noch in den Mysterien (s. d.) fortpflanzen, obgleich man den Sinn derselben nicht mehr kannte. Die griech. Götterlehre ging auch zu den Römern über, indem diese ihre alten Götter mit den griech. in Übereinstimmung brachten und die griech. Göttersagen auf ihre Götter übertrugen. Daher haben die meisten dieser Götter einen griech. und einen lat. Namen. Die öffentlich verehrte griech. Götterwelt verdankte ihr Dasein vorzüglich den großen Dichtern Homer und Hesiod (s. d.). Diese hatten die Götter wie erhabene, durch Schönheit, Kraft und Macht ausgezeichnete Menschen geschildert, welche mit diesen selbst in theils freundlichen, theils feindlichen Verkehr traten und an ihren Schicksalen den lebhaftesten Antheil nahmen. Den Gerechten segnen die Götter, den Frevler verfolgen sie, aber sie haben auch selbst menschliche Schwächen und Leidenschaften. Sie treten sogar in Liebesverhältnisse mit den Sterblichen. So wurden die Heroen (s. d.) gezeugt, von denen die vornehmsten Geschlechter der Griechen und Römer ihren Ursprung ableiteten. Die Mythologie der Griechen und Römer erzählt nicht nur die Sagen von den Verhältnissen der Götter unter einander und zu den Sterblichen, sondern auch die Sagen von den Thaten und Schicksalen der Heroen und ihrer ersten Nachkommen. Die Poeten schmückten diese Sagen weitläufig aus. Es kommen auch Sagen vor, welche darauf hindeuten, daß die Personen einst berühmter und verdienter Menschen, wenn auch nicht zum Glauben an gewisse Götter, Veranlassung gegeben haben, doch mit diesen in der Folge für gleichbedeutend genommen worden sind. Man sprach von Geburtsorten der Götter, ja sogar von solchen Orten, wo Götter gestorben und begraben sein sollten. Die Götter speisten Ambrosia und tranken Nektar, trugen, wenigstens zum Theil, Kleider und goldene, mit Schnellkraft beseelte, Schuhe; sie genossen des Schlafes, wenn sie desselben auch nicht bedürftig waren, lachten, schrieen auch wol vor Schmerz, ermüdeten sich und schwuren beim Styx, dem Flusse der Unterwelt. Die ältesten Gottheiten sind Gäa (die Erde) und Uranos (der Himmel), welche die Titanen, Cyklopen und Hekatoncheiren (Hundertarmige) erzeugen. Vom Vater verstoßen empören sie sich unter dem Titanen Kronos (Zeit), der mit seiner Schwester Rhea die Kroniden zeugt, die der Vater alle gleich nach der Geburt verschlingt. Zeus nur wird durch die List der Rhea gerettet und mit ihm auch die andern Kroniden; diese bemächtigten sich nun der Herrschaft. Kronos soll nach röm. Sage als Saturnus in die Gegend, wo nachmals Rom gegründet wurde, zu dem gleichfalls göttlich verehrten Könige Janus gekommen sein. Jupiter oder Zeus heißt Vater der Götter und Menschen, seine Gemahlin ist Juno oder Here; Neptun oder Poseidon ist der Herr des Meeres; Pluto oder Aides Herrscher der Unterwelt. Er heißt auch Plutus, als Geber des Reichthums, und seine Gemahlin ist Proserpina oder Persephone. Apollo, Phöbus, Helios, lenkt den Sonnenwagen; Diana oder Artemis ist die Göttin der Jagd; Minerva, Pallas, Athene, die jungfräuliche Göttin der Weisheit; Mars oder Ares der Gott des Krieges; Venus oder Aphrodite die Göttin der Schönheit; Vulcanus oder Hephästos der Gott des Feuers und der bildenden Künste; Mercurius oder Hermes Beschützer der Kaufleute, auch der Diebe; Vesta oder Hestia Schützerin des häuslichen Glücks; Bacchus oder Dionysos Spender des Weins und der Freude; Ceres oder Demeter die Göttin des Feldbaus. Alle bisher genannten werden zu den obern Gottheiten gerechnet. Die niedern Gottheiten wurden theils als Diener, theils als Begleiter der obern Götter vorgestellt, theils auch als unabhängige, aber weniger allgemein verehrte göttliche Wesen. Zu ihnen gehörten: Aurora oder Eos (die Morgenröthe), Luna oder Selene (Mond, oft mit Diana gleichbedeutend), Iris (der Regenbogen), Leto oder Latona (die Mutter der Diana und des Apollo), Amor oder Eros (der Liebesgott), Bellona (die Kriegsgöttin), Hebe (welche den Nektar credenzte), Äskulap oder Äsklepios (der Gott der Ärzte), Eris (die Göttin der Zwietracht),

Fortuna oder Tyche (die Glücksgöttin), Themis oder Dike (die Gerechtigkeit), Nemesis (die Vergelterin), Flora (die Blumengöttin), Fama (das Gerücht), die Meergötter (Okeanos, Pontos, Nereus, Thetis, Proteus, Triton, Scylla, die Sirenen u. a.), die Landgötter (Pan, Faunen, Silenen, Terminus, Flora, Priapus u. a.), die Winde unter der Herrschaft des Äolus, die Furien oder Erinnyen (die Rachegöttinnen), die Parzen (die Schicksalsgöttinnen), die Horen (Zeitgöttinnen), die Grazien oder Charitinnen (Huldgöttinnen), die Musen (Göttinnen der Künste) u. a. An die Götter reihen sich die Heroen: Perseus, Bellerophon (s. Pegasus), Hercules, Theseus, die Argonauten, die trojanischen Helden (s. Troja), Prometheus u. a. — Alle einzelnen Götter und Heroen des röm.-griech. Alterthums, die einigermaßen wichtig sind, haben besondere Artikel und in diesen findet man die vorzüglichsten Sagen der griech. Götterlehre. Die griech. Kunst verherrlichte diese Götter; prachtvolle Tempel wurden gebaut und herrliche Statuen der Götter aufgestellt. Die Poesie, welche dieselben zu Gebilden der Schönheit umgestaltet hatte, wurde jedoch auch nebst der mächtig emporblühenden Philosophie Ursache des Verfalls des Glaubens an die Götter. Während nämlich die Philosophie richtigere Ideen über das wahre Wesen der Gottheit verbreitete, fuhr die Poesie fort, die Götter zwar mit allen Vorzügen, aber auch mit allen Schwächen der Menschen auszustatten, und die der Willkür der (nicht mehr in religiösem Ansehen stehenden) Dichter preisgegebenen Götter geriethen immer mehr bei Griechen und Römern in Misachtung. Bald glaubten die Gebildeten gar nicht mehr an sie, besonders da auch die Mysterien nicht würdigere Vorstellungen über die Götter mittheilten. Theils wendeten sie sich der Philosophie zu, theils auch andern Religionen, wie denn namentlich das Judenthum und später vorzüglich das Christenthum viele Anhänger unter ihnen gewann. Das offenbarste Zeichen von der Verachtung, in welcher die öffentliche Religion versunken war, trat darin auf, daß man nicht nur wirklich ausgezeichnete Verstorbene, wie den Romulus unter dem Namen Quirinus, Alexander, Cäsar und Augustus, sondern auch die schlechten Nachfolger Alexander's des Großen und später die schlechtesten unter den sittenlosen röm. Kaisern noch bei Lebzeiten in die Reihe der Götter aufnahm. Ja der Kaiser Caligula ließ sogar sein Pferd in das Priestercollegium aufnehmen. Solche Götter hielten sich zwar nicht lange, sondern waren bald wieder vergessen, aber die Entweihung der Religion blieb dieselbe. Noch viel schneller würde dieses Heidenthum der sich allmälig ausbreitenden christlichen Religion erlegen sein, wenn nicht die Lasterhaften unter den Menschen demselben geneigt geblieben wären, weil sie in den Lastern der heidnischen Götter eine Art von Bescheinigung für ihre eigne Schlechtigkeit fanden, und wenn nicht die Klügsten unter den Heiden im Besitz einer Philosophie gewesen wären, mit deren Hülfe sie jede Religion entbehren zu können glaubten, indem sie Alles für Betrug hielten, worin sich ein mehr als menschliches Wissen über das Wesen der Gottheit aussprach.

Während der Gang, den die Geschichte des Menschengeschlechts genommen, unsern Blick auf diejenigen Völker lenkte, deren Götterlehre wir bisher betrachtet haben, ist es dagegen mehr vaterländisches Interesse, durch welches wir uns aufgefodert fühlen, noch die Götter in Betracht zu ziehen, welche einst von unsern heidnischen Urvätern verehrt wurden.

Unter der nordischen Mythologie versteht man zunächst die Götterlehre derjenigen german. Völkerschaften, welche die Vorfahren der jetzigen Skandinavier und Isländer waren. Jedoch kommen alle german. Völkerschaften in ihrer Götterlehre überein, und es erhielten nur in den verschiedenen Dialekten der verschiedenen deutschen Stämme die Namen der Götter verschiedene Aussprache, auch wurden in andern Gegenden andere Gottheiten vorzugsweise verehrt, und jeder deutsche Stamm mochte die uralten Sagen in besonderer Gestalt besitzen, obgleich dieselben Einen Ursprung hatten. Die mündliche Überlieferung, welche die Götterlehre fortpflanzte, mußte nothwendig mannichfaltige Umgestaltungen derselben zur Folge haben. Erinnerungen an die alten Götter besitzen die german. Völker noch in verschiedenen Ortsnamen und in den Namen der Wochentage, welche von den Göttern, denen sie gewidmet waren, benannt worden sind. Der Sonntag war der Sonne, der Montag dem Monde gewidmet. Dinstag heißt im Englischen Tuesday, von dem Gotte Tuisko. Den Mittwoch nennen die Engländer noch Wednesday, d. h. Wodanstag. Den Donnerstag nennt das gemeine Volk in Deutschland noch gegenwärtig Thurstig und in England heißt er Thursday, welche Namen den Tag des Thor bezeichnen. Der Göttin Freia war der Freitag gewidmet.

Auch das german. Heidenthum beruhte ursprünglich auf einer Naturbetrachtung, die aber roher war, als diejenige, welche der ind. Religion zu Grunde lag. Die altgerman. Götterlehre trägt das Gepräge der wilden nordischen Welt, welche die german. Völkerschaften in ihren Wohnsitzen umgab. Vor Beginn der jetzigen Welt gab es nach den altgerman. Sagen eine südl. Lichtwelt, Muspellheim, und eine nördl. Nebelwelt, Niflheim; ein Abgrund lag zwischen beiden Welten, da, wo die jetzige Schöpfung steht. Aus der Nordwelt strömte ein kalter Strom, der in dem Abgrunde als Eis sich ablagerte und ihn so erfüllte; aus der Südwelt kamen Feuerfunken geflogen und die Hitze der Südwelt erzeugte aus dem Eise der Nordwelt den Riesen Ymir und die ihn nährende Kuh Audumbla. Jener zeugte aus sich selbst die Reifriesen, das Geschlecht der Hrimthursen, diese leckte an bereiften Salzsteinen und bildete so den Buri, dessen Sohn Bor war. Mit der Riesentochter Belsta zeugte Bor die (als Götter verehrten) Söhne Odin, Wili und We, welche den Riesen Ymir erschlugen. In seinem Blute ertrank das Geschlecht der Hrimthursen bis auf einen Enkel Ymir's, welcher mit seinem Weibe entrann und ein neues Hrimthursengeschlecht zeugte. Aus dem Fleische des Ymir machten die Söhne Bor's die kugelrunde Erde, aus seinen Gebeinen Felsen, aus seinem Schädel den Himmel, aus seinem Blute die Gewässer der Erde. Die Feuerfunken, welche aus der Südwelt herübergeflogen, erhielten bestimmte Stellen und so entstanden die Gestirne. Mitten in der Welt erbauten sich die Asen, d. h. Götter, Asgard zur Wohnung. Von der bewohnbaren Erde, der Mittelbefestigung, Midgard, wurden die Riesen durch Verschanzungen abgehalten, welche aus Ymir's Augenbrauen gemacht



Digitized by Google

wurden. Im Innern der Erde, dem Fleische Ymir's, entstanden die Alfen, denen die Götter Verstand und Gestalt gleich Menschen gaben. Es gibt dunkle Alfen, welche das Licht des Tages scheuen und daher mit Anbruch desselben in die Erde sich verbergen, und Lichtalfen, welche im dritten Himmel Widblain (Weitblauer) leben. Über dem Asenreiche in der Luftwelt Windheim hausten die den Menschen freundlich gesinnten Wanen, welche mit den Asen erst in Streit, später aber in Frieden lebten. Am Strande des Meeres standen zwei Bäume, Ase (Esche) und Embla (Erle), denen gab Odin Athem, Honir Geist und Lodur gute Farben, und also wurde das erste Menschenpaar. Ein großer Weltbaum, Ygdrasil, steht über dem Brunnen der Urzeit, dessen drei Wurzeln sich ausbreiten bis zu den Göttern, den Riesen und Hel (Hölle), dessen Gipfel über die Himmel emporragt, dessen Zweige sich über die Welt erstrecken. An der einen Wurzel liegt Mimir's Brunnen der Weisheit, an der andern die Quelle, wo sich der Rath der Götter versammelt. Die Nornen: Urd, Werdandi und Skuld, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, steigen aus dieser Quelle empor und dienen den Göttern. Die Tochter der Riesen Nott (Nacht) zeugte mit dem Asen Dellingur (Dämmerung) den Dagur (Tag). Odin gab der Mutter das Roß Reifmähne, welches schäumend den Morgenthau erzeugt, und dem Sohne das Roß Glanzmähne, welches Luft und Erde mit Glanz erfüllt. Ein Mann, Mundilfari, hatte zwei schöne Kinder, die Tochter nennt er Sol (Sonne), den Sohn Mani (Mond) und von den über solche Vermessenheit erzürnten Göttern werden diese an den Himmel gesetzt. Sol muß mit den Hengsten Allverbrenner und Frühwach den Sonnenwagen fahren, Mani das Gestirn des Mondes leiten; Sonne und Mond werden aus den Funken der Südwelt gebildet. Vor der Sonne steht der Schild Svalin (Kühler), wenn dieser einst herabfällt, ist das Ende der Welt da, welche in Feuer aufgeht. Die Bilder, welche sich die alten Deutschen von Sonne und Mond machten, zeigen von jener nur den entblößten Oberkörper, während der Mond, in Kleider gehüllt, in ganzer Figur erscheint. Die Ohren der Thierhaut, welche ihn bedeckt, ragen über sein Haupt empor. Der größte unter den

Sonne.

Mond.

Göttern der alten Deutschen, Allvater und Vater der Seelen genannt, war der Sohn Bor's, Odin. So nannten ihn die Franken, während er bei den Sachsen Wodan, bei den Gothen Goden hieß. Er hatte ein achtbeiniges, nimmer rastendes Roß, Sleipnir, und ein immer mit günstigem Winde segelndes Schiff, Skidbladnir. Im Heldensaale Walhalla in Gladsheim, wo Odin wohnt, sammeln sich um ihn die gefallenen Helden, welche die Walkyrien (Todtenwählerinnen) vom Schlachtfelde führen. Hier kämpfen die Helden, aber ihre Wunden heilen bald wieder und dann speisen und trinken sie mit Odin. Wer nicht tapfer kämpfend auf dem Schlachtfelde fiel, kam nach dem Tode in die ewige Nacht Nifsheims, und daher suchten die Helden den Tod in der Schlacht. Von seinem Namen leiten sich noch viele Ortsbenennungen ab, wie der Odenwald in Hessen und Baden, der Gudensberg und Odenberg bei Fritzlar in Hessen, der Odensee auf Fünen und andere. Die Angelsachsen bildeten ihn als einen geharnischten Mann.

Digitized by Google

Tuisko. Wodan.

Thor. Freya.



Digitized by Google

in der Rechten mit einem breiten Schlachtschwert, in der Linken mit einem Schilde, auf welchem der Donnerkeil abgebildet ist. Odin ist einäugig, denn das andere Auge setzte er zum Pfande für einen Trunk aus Mimir's Weisheitsbrunnen. Wie des Krieges, so ist er auch der Weisheit und des Gesanges Gott. Mit Odin oft verwechselt ist Tuisko oder Teut, der Gott der Gerechtigkeit der alten Deutschen, von welchem diese selbst, als ihrem Stammvater, den Namen haben. Er soll nach eigenthümlichen Sagen aus der Erde entsprossen sein und einen Sohn, Mann, gezeugt haben. Der Dienstag, der ihm gewidmet war, heißt auch Dingstag, d. h. Gerichtstag. Er wurde vorgestellt als ein ehrwürdiger Greis mit langem Bart, in Thierfelle gehüllt und einen Scepter tragend. — Der Donnergott Thor war ein Sohn Odin's mit der Erde (Jord), ein gewaltiger Kämpfer gegen die Riesen, mit denen die Asen in fortwährendem Kampfe lagen und deren Genealogie und Thätigkeit von den german. Völkerschaften in ebenso mannichfaltigen Sagen abgehandelt wurde, wie dieses mit den Asen der Fall war. Die Asen sind die guten, freundlichen Gottheiten, die Riesen die bösen, feindlichen, und beide stehen in vielseitigem Verkehr miteinander. Thor kämpft mit der Midgardschlange, erschlägt sie am Ende der Welt, stirbt aber selbst in Folge ihres Gifts. Seine Söhne sind Muth und Stärke, seine Waffe ist der Hammer Miolnir, der Zermalmer. Er reinigt die Luft (als Gewitter) und schützt gegen Pest, befördert die Fruchtbarkeit und verhindert die Hungersnoth. Er hatte im Tempel seinen Stuhl neben dem Odin's und trug als Zeichen seiner Herrschaft einen Scepter. — Freyr und Freya waren Bruder und Schwester und beide Götter der Liebe, Kinder des Odin. Die Liebenden flehen zu Freya, die sanft und huldvoll ist. Sie selbst vergießt goldene Zähren um Oddur, ihren Gemahl, der sie verlassen hat und den sie vergebens unter allen Völkern sucht. Zu ihr kommt die Hälfte der Erschlagenen nach ihrer Burg Folknvangr (Volkanger.) Freyr haust in Alfheim, gibt Regen und Sonnenschein und reitet auf einem Eber mit goldenen Borsten. Ullur, der Bogenschütze und Schrittschuhläufer, wurde beim Zweikampf angerufen und bei seinem Namen wurde geschworen. Balldur bewohnt Breidablik (Weitglanz). Er ist der beste und weiseste unter den Asen, voller Beredtsamkeit und von weithin strahlender Schönheit. Loki's List verdirbt ihn und Götter und Menschen betrauern seinen Tod. Heimdall ist der Götterwächter, der das Gras und die Wolle wachsen hört, bei Nacht so gut wie bei Tage sieht und weniger Schlaf als ein Vogel bedarf. Er lebt in der Himmelsburg, wo der Regenbogen, die Götterbrücke Bifrost, Himmel und Erde verbindet. Der schweigende Gott Widar ist nach Thor der stärkste unter den Asen. Idunn ist die Göttin, welche den Göttern die Äpfel der Unsterblichkeit reicht. Bragi, ihr Gemahl, ist der Gott der Dichtkunst (Bragur) und der Beredtsamkeit. Tyr, so kühn als weise, lenkt den Sieg in der Schlacht. Hnoß, der Freya Tochter, ist ausgezeichnet durch Schönheit, Siofn bewegt den Sinn zur Liebe, Lofn (Liebe) führt die Liebenden zusammen, War rächt den Meineid, Hlyn wahrt in Gefahr, Gna ist die Götterbotin u. s. w. Einer der wichtigsten Asen ist der schon mehrmals erwähnte Loki, das Feuer. Er ist schön, aber hinterlistig, klug, schadenfroh, Verderben bringend, ähnlich dem Element, das in ihm vorgestellt ist. Seine Arglist hat er von dem Genuß des halbverbrannten Herzens eines bösen Weibes. Von ihm stammten die Ungeheuer, welche, so sagte die Weissagung, einst den Asen verderblich werden sollten: die Hel (Hölle), die Midgardsschlange und der Wolf Fenrir. Die Götter bändigen mit Gewalt die Ungeheuer und den Loki selbst der in seinen Banden sich windend nur noch als Erdbeben sich bemerkbar macht. Aber am Ende der Tage werden Loki und Fenrir frei, zugleich brechen die Riesen herein, Surtur kommt mit verheerender Flamme aus der Südwelt, die Brücke Bifrost zerbricht, ein Wolf verschlingt die Sonne, ein anderer den Mond, das Meer, die Erde, der Weltbaum vertrocknet. Aus dieser Vernichtung geht jedoch eine vollkommenere Welt hervor, in der auch die Asen wieder herrschend auftreten und neue Menschen leben.

**Gottesdienst** ist jede Bezeigung eines Gott ergebenen und Gott liebenden Gemüths. Da der wahre Christ sein ganzes Leben, wie sein ungetheiltes Herz Gott widmen soll, so muß eigentlich sein ganzes Dasein eine stete Übung des Gottesdienstes sein. Doch versteht man vorzugsweise unter Gottesdienst nur diejenigen äußerlichen Handlungen, welche eine Gott wohlgefällige Gesinnung ausdrücken. Man muß sich hüten, mit dem Worte Gottesdienst den heidnischen Begriff zu verbinden, als ob durch Ausübung irgend einer Handlung Gott ein wirklicher Dienst gethan werde, denn nicht bedarf, wie die Heiden meinten, Gott des Menschen, sondern allein der Mensch Gottes, und der Fromme dient nicht Gott, sondern nur seinem eignen wahren Besten. Man unterscheidet öffentlichen und Privatgottesdienst, indem man unter jenem die gemeinschaftlichen religiösen Übungen der Menschen, unter diesem jede von dem Einzelnen abgesondert oder mit seiner nächsten Umgebung gepflegte Bezeigung religiöser Gesinnung versteht.

**Gottesfriede.** In den Zeiten des Faustrechts (s. d.) wurden alle Streitigkeiten nur einigermaßen mächtiger Parteien durch Fehde (s. d.), nicht, wie jetzt, durch gerichtliche Verhandlungen entschieden. Um nun nicht alle und jede Sicherheit der Person und des Eigenthums in einem ununterbrochenen und vielfach verwickelten Kriegszustande völlig verloren gehen zu lassen, bestrebte man sich durch den Einfluß der Kirche, wenigstens für gewisse Personen, Orte, Sachen und für gewisse Zeiten einen Zustand der Sicherheit, sodaß nicht irgend eine Gewaltthat ausgeübt werden durfte, herbeizuführen, welcher der Gottesfriede hieß. Die Geistlichen, von denen diese Bestrebungen ausgingen, wurden in ihnen durch Gesetze der Fürsten unterstützt. Bei strengen, ewigen und irdischen Strafen wurde der Gottesfriede anbefohlen, und mußte an allen Festtagen, in der Advents- und Fastenzeit, in den heiligen Tagen Freitag, Sonnabend und Sonntag jeder Woche, und stets gegen Priester und Frauen, zum Ackerbau gehörigen Personen und Gegenständen, Kirchen, Klöster und Kapellen gehalten werden. Der Gottesfriede wurde zuerst durch einen Bischof im 11. Jahrh. in Aquitanien auf Grund eines Briefes, welchen derselbe vom Himmel erhalten zu haben behauptete, und noch in demselben Jahrhundert fast in allen christlichen Ländern eingeführt.

**Gottesgerichte**, Gottesurtheile oder Ordalien, von dem altdeutschen Worte Ordel, d. h. Urthel, waren

Digitized by Google

ehemals gebräuchliche Gerichte, in denen man den Beweis, ob der eines Verbrechens Angeklagte schuldig oder nichtschuldig sei, der Gottheit anheimstellte, in Fällen, wo menschliche Klugheit zur Erforschung der Wahrheit nicht ausreichte. Man setzte den Angeklagten einer wirklichen oder vermeintlichen Gefahr aus in dem Glauben, daß der gerechte und liebende Gott dem Unschuldigen in seiner Noth beistehen, den Verbrecher aber verderben lassen werde. Sehr häufig wurde dem Ankläger und dem Angeklagten die Entscheidung, welcher von Beiden Recht habe, durch den Zweikampf überlassen. Der Zweikampf wurde in diesem Falle gerichtlich angeordnet und vor dem weltlichen Richter abgehalten; der erliegende Theil wurde für schuldig erachtet. War ein einzelner Ankläger nicht vorhanden, so foderte wol der Beklagte öffentlich Jeden zum Zweikampfe auf, der es wagen wollte, an seiner Gerechtigkeit zu zweifeln, um im Kampfe mit ihm seine Unschuld darzuthun. Bei kampfunfähigen Personen, namentlich bei Weibern, ließ wol auch das Gericht einen Aufruf ergehen, ob sich ein Streiter für die Unschuld derselben zum Kampf mit dem Kläger stellen wollte. Fand sich kein solcher Kämpfer, so bewies schon dieses die Schuld der Angeklagten. Bei den Gottesgerichten im strengern Wortsinne wurde jedoch nicht, wie bei den Zweikämpfen, der Körperkraft und Tapferkeit des Angeklagten ein Einfluß gestattet. Bei der Wasserprobe warf man den Angeklagten gewöhnlich in Gegenwart eines Priesters mit gebundenen Armen und Beinen in ein tiefes Wasser (Probe des kalten Wassers) und erklärte ihn für schuldig, wenn er untersank. Von Hexen glaubte man, daß sie leichter als Wasser wären, oder durch die Hülfe des Teufels schwämmen, und verurtheilte sie daher, wenn sie, ins Wasser geworfen, nicht untersanken. Bei der Probe des heißen Wassers mußte der Beklagte seine Arme, ohne verletzt zu werden, in heißes Wasser tauchen können. Bei der Feuerprobe mußte der Angeklagte ein glühendes Eisen in die Hand nehmen, über glühende Pflugschaare oder glühende Kohlen hinweggehen, oder angethan mit einem in Wachs getauchten Hemde zwischen brennenden Holzstößen hindurchgehen. Der geweihte Bissen wurde dem Verdächtigen von einem Priester gereicht und man glaubte, ein Schuldiger werde denselben nicht herunterzuschlucken vermögen oder von dem Genuß desselben erkranken. Die Probe des heiligen Abendmahls beruhte auf dem Glauben, daß der Schuldige am Genusse der geweihten Hostie sterben müsse. Beim Scheingehen mußte Der, welcher eines Mordes verdächtig war, die Hand der Leiche des Ermordeten fassen, beim Bahrrecht die Wunde des Ermordeten berühren und war schuldig, wenn Blut zu fließen begann oder die Leiche sonst ein ungewöhnliches Zeichen gab. Hexen pflegte man auch zu wiegen und zu verurtheilen, wenn sie zu leicht gefunden wurden. Zwischen Kläger und Beklagten suchte man auch den Schuldigen durch das Kreuzgericht zu entdecken. Man stellte Beide unter ein Kreuz und ließ sie die Arme kreuzweise ausstrecken; wer zuerst die Hände sinken ließ, war schuldig. Auch ließ man sie Würfel aus einem Beutel ziehen, von denen der eine mit einem Kreuz bezeichnet war und die Unschuld anzeigte.

Obgleich man auch bei vorchristlichen und noch jetzt bei nichtchristlichen Völkern Gottesgerichte findet, so kamen solche doch vornehmlich im Mittelalter in Gebrauch, so lange man noch keine vollkommener ausgebildeten Criminalgesetzgebungen hatte. Eine misverstandene Frömmigkeit lag denselben zum Grunde und man sieht leicht ein, wie durch dieselben das Leben eines unschuldig Angeklagten einem gefährlichen Zufall preisgegeben wurde und sehr leicht auch sich Betrug einmischen konnte, um den Schuldigen zu erretten, den Unschuldigen zu verderben. Indeß läßt sich nicht leugnen, daß wol auch die Gottesgerichte in einzelnen Fällen ihren Zweck erfüllen mochten, indem das Bewußtsein der Unschuld dem Menschen eine ungewöhnliche Kraft gibt und ebenso das Bewußtsein der Schuld die geistige und dadurch auch die körperliche Kraft des Missethäters vernichtet. Schon im Mittelalter sahen jedoch die aufgeklärtern Kaiser, sowie mehre Päpste die Widersinnigkeit der Gottesgerichte ein und erließen wiederholt strenge Verordnungen gegen dieselben. Aber erst mit der zunehmenden Bildung wurden sie im 14. und 15. Jahrh. seltener, kommen jedoch noch bis ins 18. Jahrh. hinein vor. An die Stelle der Gottesgerichte wurde durch das kanonische Recht der Reinigungseid gesetzt, doch kam durch die allgemeine Einführung des röm. Rechts in der Folter (s. d.) ein Gerichtsverfahren auf, welches das menschliche Gefühl nicht weniger als die Gottesgerichte empört.

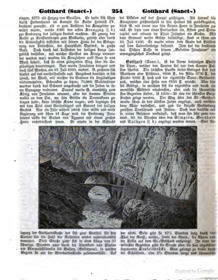
**Gotteslästerung** oder Blasphemie, die verächtliche Herabwürdigung der Gottheit, ist, da Gott vermöge seiner Würde durch Menschen nicht beleidigt werden kann, nicht als ein eigentliches Verbrechen, sondern als eine gemeinschädliche, Religiosität und Sittlichkeit untergrabende Handlung zu betrachten und eben deshalb nur aus policeilichen Rücksichten, d. h. im Interesse des allgemeinen Staatswohls, zu bestrafen. Die Strafe selbst kann und muß in dem Grade schwerer sein, je gefährlicher der Einfluß ist, welchen eine Herabsetzung des Heiligsten auf die Grundpfeiler der staatlichen Rechtsordnung: auf Religiosität und Sittlichkeit, hat oder haben kann. Man theilt die Gotteslästerung in eine unmittelbare, welche durch Schmähungen der Gottheit selbst, in ihren drei Personen nach christlichem Lehrbegriffe begangen wird, indem man dieselbe durch Ableugnung ihr zukommender oder durch Beilegung ihr nicht zukommender, entwürdigender Eigenschaften herabsetzt, und in eine mittelbare, die sich in Schmähungen anderer Gegenstände religiöser Verehrung kund gibt. Zu diesen gehören nach den Lehrsätzen der katholischen Kirche außer den Engeln und der Mutter Gottes die sämmtlichen Heiligen; bei den Protestanten die Bibel, das Evangelium und die Sacramente. Die Gotteslästerung wurde in frühern Zeiten, weil man in ihr eine wirkliche Beleidigung des höchsten Wesens erblickte, sehr streng und zwar gewöhnlich mit dem Tode bestraft. Die Mosaischen Gesetze (3. Buch Mos., Cap. 24, V. 16) befehlen, daß Jeder, „welcher des Herrn Namen lästert“ und zwar der Fremdling, wie der Einheimische, gesteinigt werden soll. Das Justinianische Recht, die deutschen Reichsgesetze des 16. Jahrh. und die ältern sächs. Criminalgesetze wollen die unmittelbare Gotteslästerung gleichfalls mit dem Tode bestraft wissen. Gegenwärtig begnügt man sich fast durchgängig mit Freiheits- (Gefängniß- oder Zuchthaus-) Strafen.

**Gottfried von Bouillon**, der Eroberer Jerusalems, war geboren in der Mitte des 11. Jahrh. und folgte seinem Oheim Gottfried dem Buckligen, Herzog von Niederloth-

Digitized by Google

ringen, 1076 als Herzog von Bouillon. Er hatte sich schon durch Heldenthaten im Kampfe für Kaiser Heinrich IV. berühmt gemacht, als er zum Anführer der Kreuzritter gewählt wurde, welche 1096 den ersten **Kreuzzug** (s. d.) zur Eroberung des heiligen Landes machten. Er zwang den Kaiser zu Konstantinopel zum Beistande, gerieth aber durch die Treulosigkeit desselben mit seinem Heere bei der Belagerung von Antiochien, der Hauptstadt Syriens, in große Noth. Doch durch das Auffinden der heiligen Lanze (angeblich derselben, mit welcher Christus am Kreuze verwundet worden war) wurden die Kreuzfahrer aufs Neue so von Muth beseelt, daß sie einen glänzenden Sieg über die Ungläubigen davontrugen. Nun wurde Jerusalem belagert und nach fünf Wochen, am 19. Juli 1099, erobert. G. zeichnete sich hierbei auf das vortheilhafteste aus. Vergebens bemühte er sich jedoch, der Wuth, mit welcher die Eroberer die Ungläubigen niedermetzelten, Schranken zu setzen; 70,000 Muselmänner wurden durch das Schwert umgebracht und die Juden in ihrer Synagoge verbrannt. Darauf wurde G. einmüthig zum König von Jerusalem ernannt, aber der fromme Streiter wollte an dem Ort, wo sein Erlöser die Dornenkrone getragen hatte, keine irdische Krone tragen, und begnügte sich mit dem Titel eines Vertheidigers und Barons des heiligen Grabes. Nur ein Jahr währte jedoch seine milde und weise Regierung und schon 14 Tage nach der Eroberung Jerusalems rückte der Sultan von Ägypten mit einem großen Heere rachedürstend heran. Er wurde in der Schlacht bei Askalon auf das Haupt geschlagen. Als hierauf die Kreuzfahrer größtentheils in ihre Heimat sich zurückbegaben, blieb G. mit einem nur sehr kleinen Heere in Jerusalem zurück. Er setzte nun einen Patriarchen ein, stiftete zwei Domcapitel und erbaute im Thale Josaphat ein Kloster. Mit dem Entwurf weiser Gesetze beschäftigt, starb er schon am 18. Juli 1100. Er wurde neben dem Grabe des Erlösers auf dem Calvarienberge bestattet. Ihm hat der berühmte ital. Dichter Tasso in seinem „Befreiten Jerusalem" ein unvergängliches Denkmal gesetzt.

**Gotthard** (Sanct-), ist der Name desjenigen Theils der Alpen, welcher den Canton Uri von dem Canton Tessino scheidet. Die höchsten Punkte dieses Gebirges sind das Mutthorn oder Pischiora, 9800 F., der Fibia 9730 F., der Fieudo 8586 F. hoch und der eigentliche Sanct-Gotthardspaß, welcher eine Höhe von 6650 F. erreicht. Über dieses Gebirge, in welchem sich die reizendsten und durch romantische Wildheit erhabensten, aber auch die schauerlichsten Gegenden finden, ist 1820—30 eine der schönsten Bergstraßen gelegt worden. Der Weg über den St.-Gotthard wurde schon in den ältesten Zeiten angelegt, auch verschiedene Male verbessert, und gab die kürzeste Verbindung zwischen Deutschland und Italien. Doch war derselbe mit so vielen Gefahren verknüpft, daß man ihn sehr gern vermied, seit die Straßen über den **Simplon**, **Bernhard** und **Splügen** (s. d.) angelegt worden waren. Seit An-



legung der Gotthardsstraße hat sich zum Vortheil für den Canton Uri die Zahl der Reisenden wieder außerordentlich vermehrt. Diese Straße zieht sich in einer Länge von 22 schweizer Stunden quer durch die Alpenkette von Fluelen am Vierwaldstädtersee bis Bellenz (Bellinzona), in welcher Gegend sie mit der Bernhardinstraße zusammenfällt. Auf der nördl. Seite geht sie 12½ Stunden lang durch das Thal der Reuß, welche, sowie der Rhein, die Rhone und der Tessin auf dem St.-Gotthard entspringt. In einer der wildesten Gegenden geht die Straße über die hier abgebildete sogenannte **Teufelsbrücke**. Man gelangt zu dieser durch die Schöllinen, eine 1½ Stunden lange und schauerliche

Digitized by Google

Felsenkluft, durch welche die Reuß sich stürzt. Die Abbildung zeigt zwei Brücken, nämlich die alte und die neue Teufelsbrücke, welche letztere einen Bogen von 55 F. im Durchmesser bildet und in der Mitte 95 F. über die Wasserfläche der Reuß erhaben ist. Die Straße zieht sich auf ungeheuren Mauern, dicht neben dem 100 F. hohen Wasserfall der Reuß. Bald nachher gelangt man zu dem Urseler- oder Urnerloch, einem 200 F. langen, 8—9 F. hohen und 8 F. breiten Durchgang durch einen Granitfelsen. Auf dem höchsten Punkte der Straße lag früher ein 1618 erbautes Capucinerkloster, dessen Mönche, wie die im Hospital des St.-**Bernhard** (s. d.) die Bewirthung der Reisenden und die Rettung Verunglückter sich zur Pflicht machten. In dem Revolutionskriege ist das Kloster zerstört worden und dasselbe wird gegenwärtig nur mangelhaft durch ein im Sommer bewohntes Wirthshaus ersetzt. Auf der ital. Seite liegt das Val di Tremola, d. h. Thal des Schreckens, der gefährlichste Theil der Straße, weil er häufig den Lavinen ausgesetzt ist.

**Göttingen**, die Hauptstadt des gleichnamigen Fürstenthums, welche zum Königreich Hanover gehört und in der Landdrostei Hildesheim liegt, in einem fruchtbaren Thale an der schiffbaren Leine. Durch die Stadt geht ein Kanal, die neue Leine genannt. Am bekanntesten ist G. durch seine von Georg II., König von England und Hanover, gestiftete und 1737 eingeweihte Universität, welcher ein schönes Gebäude gewidmet ist und die eine 1816 vollendete Sternwarte besitzt. Sie zählt gegenwärtig ungefähr 800 Studirende, hat eine Bibliothek von mehr als 300,000 Bänden und ausgezeichnete Sammlungen. Zu den übrigen Bildungsanstalten gehört eine 1785 gestiftete ausgezeichnete Industrieschule und ein Gymnasium. Berühmt ist die 1751 errichtete und 1770 zweckmäßiger eingerichtete kön. Societät der Wissenschaften. Die Stadt zählt ungefähr 11,000 Einw., welche besonders Tuchfabrikation, Gerberei, Wollenweberei u. s. w. betreiben. Stark ist auch der Handel mit Leinwand und Mettwürsten. Die Stadt, namentlich die Universität, hat manche nachtheilige Folgen von dem 1831 hier stattgehabten Aufstande erlitten. (S. **Hanover**.)

**Gottsched** (Joh. Christoph), geb. 1700 in der Nähe von Königsberg in Preußen, bezog in einem Alter von 14 Jahren bereits die Universität Königsberg und kam 1724 nach Leipzig, wo er anfangs als Hauslehrer lebte, bald aber mit Glück als akademischer Lehrer auftrat und Beförderung fand, indem er 1734 ordentlicher Professor der Philosophie wurde. Er hat sich unleugbare Verdienste um die Ausbildung der deutschen Literatur erworben, indem er als Muster das Studium der alten Schriftsteller und der Franzosen empfahl und gegen manche Geschmacklosigkeit kräftig zu Felde zog. Doch schlug er selbst eine höchst einseitige Richtung ein und verfolgte diese mit der schwerfälligsten Pedanterie und lächerlichem Hochmuth, sodaß ihm, nachdem er einige Zeit den Alleinherrscher im Gebiete des guten Geschmacks gespielt, die junge kräftig aufstrebende deutsche Literatur über den Kopf wuchs. Er selbst war in seinen Schriften höchst schwerfällig, ohne alle Poesie und langweilig-nüchtern, und um so leichter wurde es seinen Gegnern, ihn in der Achtung des Publicums herabzusetzen, sodaß sein Name fast sprüchwörtlich zur Bezeichnung eines hochmüthigen und geschmacklosen Pedanten geworden ist. Seine Gattin, die Tochter des kön. poln. Leibarztes Kulmus, mit der er sich 1735 vermählt hatte, war eine ausgezeichnet gebildete, ja gelehrte Frau und schrieb anziehender als ihr Mann. Sie starb 1762 und bald darauf, 1766, auch ihr Gemahl.

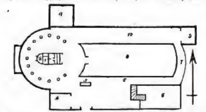
**Götze** (ein) ist jeder irdische Gegenstand, dem der Mensch eine Verehrung zollt, wie er sie nur gegen den wahren Gott hegen soll. Die heidnischen Völker knüpfen ihre religiösen Empfindungen an sinnliche Gegenstände, weil sie noch zu wenig gebildeten Geistes sind, um sich die Gottheit anders als im Bilde vorstellen zu können. Je ungebildeter ein Volk noch ist, desto roher sind die Bilder, die Götzen, unter denen es sich das Göttliche vorstellt, und es gibt daher so verschiedenartige Götzen, als es Culturstufen gibt. Man hat den scheußlichsten Abbildungen göttliche Verehrung erwiesen und wenn man solche auch noch bei Völkern findet, welche bereits einen gewissen Grad von Bildung erlangt haben, so ist der Grund nur darin zu suchen, daß dieselben an den überlieferten Heiligthümern um so fester zu hangen pflegen, aus je älterer Zeit dieselben stammen. Die schönsten und edelsten Götzenbilder sind die Darstellungen der Griechen von ihren Göttern, welche wir noch jetzt als die vorzüglichsten Leistungen der bildenden Kunst in Museen aufbewahren. Der freie griech. Geist machte sich von allen alterthümlichen Vorstellungen los und während würdigere Ansichten über das Wesen der Gottheit durch die tiefsinnigen Philosophen Griechenlands sich verbreiteten, wurden die alten, das Göttliche menschlich darstellenden Vorstellungen Gegenstände der Kunst, welche es wagen durfte, dieselben nach den Gesetzen der Schönheit abweichend vom Alterthümlichen darzustellen. Nur bei Griechen und Römern finden wir schöne Götzenbilder, alle übrigen heidnischen Völker haben nur Misgestalten verehrt. Schon die Mosaische Religion hob den Götzendienst durch das Verbot auf, sich ein Bild von Gott zu machen, noch mehr aber die christliche Religion durch die in ihr enthaltenen würdigen Vorstellungen vom Wesen der Gottheit. Der christliche Bilderdienst ist zwar durch die mangelhafte Bildung der Bekenner des Christenthums oft fast in Götzendienst ausgeartet, die Religion aber, welche lehrt, Gott wohne nicht in Tempeln von Menschenhänden gemacht und Gott sei ein Geist und wolle in Geist und Wahrheit angebetet sein, hat solches Misverständniß nie gebilligt. Nicht minder als die Anbetung eines Bildes von Holz oder Stein ist es Götzendienst, wenn der Mensch sein Herz also an irdische Dinge, wie an Ehre, Geld oder an einen andern Menschen, hängt, daß er im Dienste für diese, seine Götzen, die Sorge für sein Seelenheil vergißt, ja wol gar gegen sein Gewissen handelt, um seinen Götzen zu fröhnen. Solcher noch jetzt häufig genug gepflegte Götzendienst ist die vollständigste Sünde, während der des Heiden meistens nur Thorheit und Hülfsbedürftigkeit nach göttlicher Offenbarung anzeigt. (Vgl. **Abgötterei**, **Bilderdienst** und **Götter**.)

**Gouverneur**, so viel wie Regierender, Leitender, ist ein Titel, der namentlich den militairischen Befehlshabern in Festungen, in manchen Ländern auch Denen ertheilt wird, welchen die oberste Leitung einer Provinz, die dann **Gouvernement** heißt, anvertraut ist. Steht nur die Militaireinrichtung unter seinem Befehl, so heißt er **Militairgouverneur**, dagegen **Civilgouverneur**, wenn die Ci-

vilbehörden unter seiner Oberaufsicht stehen. Häufig werden auch die Führer junger Personen vornehmen Standes **Gouverneurs** genannt. Dieselben haben die Aufsicht über Erziehung und Unterricht der ihnen anvertrauten Jünglinge. Entsprechend ist der Titel **Gouvernante**, den man gebildeten Frauen gibt, welche sich die Erziehung der weiblichen Jugend zur Lebensaufgabe machen und daher in die Häuser vornehmer und reicher Leute aufgenommen werden. Einen niedrigern Rang nehmen die sogenannten **Bonnen** ein, welche in der Regel weniger die Pflichten einer Erzieherin als einer Wärterin zu erfüllen und daher weniger Kenntnisse nöthig haben. In der franz. Schweiz gibt es eigne Erziehungsanstalten, in welchen Mädchen zu dem Berufe der Bonnen und Gouvernanten vorbereitet werden.

**Grab** (das heilige) wird ursprünglich die Gruft genannt, in welcher Jesus, nachdem er vom Kreuze abgenommen worden, beigesetzt wurde. Bekanntlich war es Joseph von Arimathia, „ein ehrbarer Rathsherr, welcher auch auf das Reich Gottes wartete", der es wagte, den Pilatus um den Leichnam des Gekreuzigten zu bitten. Nachdem er die Erlaubniß erhalten, nahm er den Leichnam vom Kreuze, wickelte ihn in eine Leinwand und legte ihn in sein eignes neues Grab, das er hatte in einen Felsen hauen lassen. Vor die Thüre des Grabes wälzte er einen großen Stein. Das Grab lag in einem Garten. Nachdem das Christenthum vom Kaiser Konstantin dem Großen zur Staatsreligion des großen röm. Weltreichs erhoben worden war, wurden die Orte, an denen Christus für das Heil der Menschheit gelitten hatte, alsbald Gegenstände religiöser Verehrung. Helena, die Mutter des genannten Kaisers, erbaute über diesen Orten im 4. Jahrh. eine Kirche, die hier abgebildete **Kirche des h. Grabes**, welche seitdem von Millionen Christen besucht worden ist und noch jetzt von unzähligen Andächtigen aufgesucht wird. (Vergl. **Calvarienberg**.) Bei der Eroberung Jerusalems durch die Sarazenen wurde diese Kirche zerstört, nachmals aber wiederher-

gestellt, als die Christen in den Kreuzzügen Jerusalem wiedererobert hatten. Zwar haben dann die Türken sich aufs Neue in Besitz der Stadt gesetzt und in derselben sich behauptet, aber die Heiligthümer der Christen sind geschont worden, theils weil die Mohammedaner selbst Jesum als einen Propheten anerkennen, theils weil sie von dem Zoll, welchen alle nach Jerusalem wallfahrtenden christlichen Pilger zahlen müssen, einen nicht unbedeutenden Gewinn ziehen. Im Jahre 1809 brannte die Kuppel der Rotunda, unter welcher das h. Grab sich befindet, ab, wurde aber bald wiederhergestellt, und als 1834 ein Theil der Kirche durch ein Erdbeben zerstört worden war, ertheilte der jetzige Beherrscher Jerusalems, Ibrahim Pascha, die Erlaubniß, denselben wiederherzustellen. Der Boden, auf welchem das große Gebäude steht, ist ungleich, weil man den h. Ort nicht hat verletzen wollen, und es umfaßt dasselbe nicht nur das Grab, sondern auch den Calvarienberg, der sich um etwa 18 F. über den Boden der Kirche erhebt. Das ganze Gebäude besteht eigentlich aus drei Kirchen, der eigentlichen Kirche des h. Grabes, der Calvarienkirche und der Kreuzerfindungskirche. Die griech. Christen haben das Schiff der Kirche inne, doch sind den röm.-katholischen und den koptischen und abyssinischen Christen eigne Kapellen eingeräumt worden. Die Einrichtung der Kirche des h. Grabes wird durch den nachstehenden Grundriß derselben deutlich werden.




Am Eingange in die Kirche muß man an eine türk. Wache eine Abgabe bezahlen; die türk. Zolleinnehmer haben das mit 4 bezeichnete Gemach inne. In der Nähe des Eingangs bezeichnet eine Marmorplatte (bei 3) den Platz, wo der Leichnam des Heilands gesalbt und in die Leinwand gehüllt wurde. Hierauf kommt man links in die große unten abgebildete Rotunda, durch deren Kuppel das Licht einfällt. In der Mitte steht frei das h. Grab, das aus einem röthlichen, feinkörnigen Steine besteht. Das Innere der Gruft ist mit Marmor und mit himmelblauer Seide bekleidet. Man zeigt auch eine steinerne Tafel, auf welcher der Leichnam des Heilands gelegen haben soll. Über dem Grabe hängen 27 große silberne, immer brennende Lampen, und ein Priester sprengt auf die nahenden Gläubigen aus einem silbernen Gefäße Weihwasser. Auf dem untenstehenden Grundriß bezeichnet 1 den Ort des h. Grabes, 2 eine kleine, den koptischen und abyssinischen Christen gehörige Kapelle; 6, 7 und 10 sind Kreuzgänge, 8 ist das Schiff der Kirche. Die der h. Helena geweihte Kirche bei 9 ist der Ort, wo dieselbe das Kreuz Christi in einer Cisterne, die man noch zeigt, gefunden haben soll. Nach dem Calvarienberge bei 5 führen 21 Stufen empor. Marmorsäulen stützen die Decke und trennen zwei Abtheilungen, von denen die

Digitized by Google

eine den Griechen, die andere den Katholiken gehört. Ein Loch in dem Felsen vor dem griech. Altar ist mit einem silbernen Rande eingefaßt und bezeichnet die Stelle, wo das Kreuz gestanden hat. Der griech. Altar wird von 50 immer brennenden Lampen beleuchtet. In der Nähe hat der Felsen einen tief hinabgehenden Spalt, der bei dem Erdbeben, welches nach Christi Kreuzigung erfolgte, entstanden sein soll. Bei 11 ist eine Kapelle der Katholiken. Überdies sind in der Kirche eine Menge einzelner Zellen angebracht, in denen sich Mönche aufzuhalten pflegen. Außer den erwähnten zeigt man an verschiedenen Stellen im Innern der Kirche noch mancherlei heilige Orte und Gegenstände, z. B. eine marmorne Säule, an welcher Christus gegeißelt worden; die Stelle, wo Christus der Magdalena erschienen; die sogenannte Säule der Schmach, auf die Jesus sich hat setzen müssen, als man ihm die Dornenkrone aufsetzte. — Da die Reise nach Palästina mit vielen Mühseligkeiten und Gefahren verknüpft ist, und besonders durch die türk. Herrschaft in Palästina ungemein erschwert wird, so kam schon im 15. Jahrh. ein reicher Bürger, nachmals Bürgermeister zu Görlitz in der Lausitz, Georg Emerich (1422—1507), auf den Gedanken, in einer Nachbildung der h. Orte, diese den Christen zu versinnlichen. Derselbe reiste zweimal, 1465 und 1476, nach Jerusalem, nahm alle Maße genau nach den dortigen Angaben und führte nun bei Görlitz, mit Erlaubniß des Bischofs von Meißen, seinen Plan aus. Eine kleine Kirche, zum h. Kreuz, und die Nachahmung des h. Grabes selbst sind die wichtigsten Gegenstände; die Entfernungen der h. Orte sind gehörig nach Schritten abgemessen und diese Orte selbst auf verschiedene Weise bezeichnet. Gegenwärtig erscheint die ganze Anlage als eine kleinliche und ärmliche Spielerei, aber man muß den frommen Sinn des Stifters anerkennen.

**Gracchus** (Tiberius Sempronius und Cajus), zwei ausgezeichnete Römer aus einem der edelsten Geschlechter der röm. Republik. Ihre Mutter, die durch ihre Frauentugenden berühmte Cornelia, eine Tochter des ältern Scipio, erzog ihre Söhne, in denen sie ihren schönsten Schmuck und Stolz erblickte, auf das sorgfältigste. Tiberius Sempronius, ungefähr neun Jahre älter als sein Bruder, hatte sich als Krieger bereits vortheilhaft ausgezeichnet und verschiedene höchst ehrenvolle Staatsämter bekleidet, als er, ergriffen von der Noth, in welcher die ärmere Volksclasse schmachtete, und um der Sittenlosigkeit zu steuern, welche die Folge jener Noth war und dem Staate selbst Verderben drohte, sich um die Stelle eines Volkstribuns bewarb. Mit dieser Würde war Unverletzlichkeit der Person verbunden und so konnte es G. wagen, nachdem er jene 133 v. Chr. erlangt hatte, die Erneuerung eines alten vergessenen Gesetzes in Vorschlag zu bringen, nach welchem kein Bürger Roms mehr als 500 Acker von dem Gemeinlande des Staats besitzen sollte. Vergebens wandten die Reichen und Vornehmen alle Mittel an, um die Absichten G.'s zu hintertreiben; mit Muth, Kraft und Klugheit wußte dieser alle Hindernisse zu besiegen; das Gesetz ging durch. Noch heftiger wurden die Vornehmen durch einen neuen Gesetzvorschlag G.'s erbittert, nach welchem das Volk Geld zur Anschaffung von Ackergeräthen erhalten sollte. Es bildete sich eine starke Partei gegen G. und als dessen Tribunat abgelaufen war und er sich auch für das nächste Jahr wieder um dasselbe bewarb, kam es zu einem Auflauf, bei welchem er mit 300 seiner Anhänger erschlagen ward. Der Anführer der angreifenden Partei, Scipio Nasica, von dem Senate zu Rom selbst begünstigt, entging der Strafe. In die Fußtapfen seines Bruders trat Cajus G., als er 123 v. Chr. Tribun geworden war. Er schlug eine Anzahl von Gesetzen vor, welche sämmtlich den Zweck hatten, gegen das Interesse der Vornehmen die ärmern Volksclassen zu heben. Er ging noch viel weiter als sein Bruder, und da seine Vorschläge zum Theil von wirklich gefährlicher Art für das Bestehen des Staats waren, auch unkluge und unredliche Volksaufwiegler, durch der Gracchen Beispiel ermuntert, eine Pöbelherrschaft herbeizuführen bestrebt waren, so verließen die edelsten und weisesten Römer, welche auf der Seite des ältern G. gestanden hatten, den jüngern, obschon dieser an glänzenden Eigenschaften, besonders an Beredtsamkeit, jenen noch übertraf. Das Volk hatte auch 122 den G. zum Tribun erwählt, aber im dritten Jahre wurde er nicht gewählt. Einer von der Partei G.'s tödtete von ungefähr einen Lictor, und der Consul Opimius, ein eifriger Gegner der Volkspartei, benutzte sogleich die Gelegenheit, die Vornehmen und deren Anhänger gegen die Freunde des G. zu bewaffnen. Mit 3000 röm. Bürgern wurde Cajus G. selbst umgebracht und der Consul Opimius errichtete der Eintracht einen Tempel.

**Grad** ist ein Maß, welches nur durch sein Verhältniß zu dem von ihm gemessenen Ganzen bestimmt ist. So z. B. theilt man jeden Kreisumfang, derselbe mag klein oder groß sein, in 360 Theile, nennt jeden solchen 360. Theil des Kreisumfangs einen Grad und bestimmt die Größe jedes Kreisbogens nach diesen Graden. Da die Winkel am Mittelpunkte eines Kreises sich ebenso der Größe nach verhalten, wie die zwischen ihren Schenkeln liegenden Bogen des Kreises, so pflegt man auch die Winkel nach Graden zu messen und sagt z. B., der rechte Winkel habe 90°, weil zwei am Mittelpunkte eines Kreises sich rechtwinklig schneidende Linien vier rechte Winkel bilden, welchen vier gleiche Theile des ganzen Kreisumfangs, also jeder = $^{360}/_{4}$ = 90 Grad, entsprechen. — Grade werden ferner auch bei verschiedenen physikalischen Instrumenten nach andern, nur auf Uebereinkunft beruhenden Grundsätzen bestimmt. Am gebräuchlichsten sind die Grade des Thermometers. Hier nämlich bestimmt man den Punkt, bei welchem das Quecksilber des Thermometers (s. d.) im siedenden Wasser und den, bei welchem es im schmelzenden Eise steht, und theilt den Abstand zwischen beiden Punkten, den sogenannten Fundamentalabstand, in 80 Grad nach Réaumur oder in 100 Grad nach Celsius u. s. w. Jeder 80. Theil des Fundamentalabstands, welcher bei verschiedenen Instrumenten sehr verschiedene Längen haben kann, heißt ein Grad Réaumur. — Man pflegt die Grade so zu bezeichnen, daß man eine kleine Null rechts oben neben die Ziffer, welche die Anzahl der Grade angibt, setzt, also z. B. vier Grad werden geschrieben 4°. Jeder Grad des Kreises wird in 60 Minuten ('), jede Minute in 60 Secunden ("), jede Secunde in 60 Tertien (''') eingetheilt.

Bekanntlich stellt man sich die Erde, um Ortsbestim-

fort und sie konnten nur in gewissen gesetzlich bestimmten Fällen derselben verlustig werden. Sie standen eigentlich nur unter dem Könige, denn kein weltlicher Richter konnte sie ohne ausdrückliche kön. Bevollmächtigung zur Rechenschaft ziehen. Im Range standen sie zwischen den hohen Prälaten und den Titulados, d. h. den mit Titeln (wie Herzöge, Grafen) versehenen hohen Adeligen. Der König ertheilte ihnen die Erlaubniß, in seiner Gegenwart das Haupt zu bedecken. Kaiser Karl V. bestimmte näher die Ehrenrechte der Grandes, doch wurden diese allmälig durch die Politik der span. Könige zu einem von der Krone durchaus abhängigen Hofadel. Man unterschied drei Classen der Grandes, die erste erhielt vom König die Erlaubniß, sich zu bedecken, ehe sie ihn angeredet, die zweite, nachdem sie ihn angeredet, aber ehe er geantwortet, und die dritte, nachdem er geantwortet. Einige ähnliche Ehrenvorrechte, z. B. der Titel Excellenz, waren endlich der Überrest der ehemaligen Größe. Joseph Napoleon schaffte als König von Spanien die Grandes ab, dieselben wurden aber von Ferdinand VII. wieder in ihre Rechte eingesetzt und nach dem Estatuto real von 1834 wurden die Mitglieder der ersten Classe der Cortes, die Proceres, aus ihnen erwählt. (S. Spanien.)

**Granit**, eine aus Feldspath, Quarz und Glimmer bestehende, zu den Urgebirgen gehörige Felsart, kommt in sehr vielen Gegenden, in Deutschland namentlich im Schwarzwalde, Harz, Fichtelgebirge, Erzgebirge, Riesengebirge, in den Alpen u. s. w. vor und bildet schroffe Berge mit spitzen und zackigen Gipfeln. Die Masse des Gesteins zeichnet sich durch ungemeine Festigkeit aus und nimmt eine sehr schöne Politur an. Er gibt einen vortrefflichen Baustein und wird auch seit den ältesten Zeiten zu Bildhauerarbeit und in ausgewählten Stücken zur Herstellung von Tischplatten, Dosen, Reibschalen u. dgl. benutzt. Vorzüglich benutzt man ihn auch zum Straßenbau. Es gibt sehr verschiedene Arten, die sich durch größere oder geringere Feinheit des Korns unterscheiden. Der bedeutendste Antheil des Granits ist Feldspath. Ein eigenthümliches Ansehen bietet der Schriftgranit dar, der sich in Sibirien und Schlesien findet und bei welchem unausgebildete Quarzkrystalle einzeln oder in gleichlaufenden Linien im Feldspath liegen.

**Gras** nennt man gewöhnlich alle Arten von Gewächsen, welche die Wiesen bedecken und unter denen ein großer Theil allerdings wirkliche Gräser sind. Zu dieser Pflanzenfamilie, lat. Gramineae, gehört eine große Anzahl meist sehr nutzbarer Gewächse, namentlich alle Getreidearten, das Zuckerrohr, verschiedene Gewürz- und Futterkräuter und viele andere. Im Allgemeinen zeichnen sich die Gräser durch runde, gewöhnlich hohle Stengel und Halme aus, welche einzelne Knoten haben, durch die sie in Gelenke getheilt werden, ferner durch schmale, lange, unten scheidenförmige Blätter, und durch Rispen oder Ähren, in denen die Samenkörner enthalten sind. Es gibt nur eine schädliche Grasart, den Taumelloch (s. d.). Die Gräser kommen auf der ganzen Erde vor und bilden den zwanzigsten Theil aller bekannten Gewächse.

**Grasmücke** (die) ist der Name, der verschiedenen Arten von Singvögeln gegeben wird, welche man zum Theil ihres angenehmen Gesanges wegen im Zimmer hält. Die gemeine Grasmücke, auch Waldsänger, Nachtsänger, Spottvogel, Heckenschwätzer, Dornreich u. s. w. genannt, hat einen aschgrauen Oberleib und weißlichen Unterleib. Das Weibchen ist etwas kleiner als das Männchen und hat keine so schöne weiße Kehle wie dieses. Man findet diesen Vogel in ganz Deutschland. Er hält sich in niedrigem Gebüsch und im Grase auf und zieht im Winter in wärmere Gegenden. Er hat einen hübschen Gesang und läßt sich leicht zähmen. Die geschwätzige Grasmücke, auch Müllerchen, Klappergrasmücke, Weißkehlchen u. s. w. genannt, ist etwas kleiner als die vorige und oben rothgrau, übrigens ihr aber sehr ähnlich. Sie hat einen sehr leisen aber langen Gesang, hält sich in Hecken, am liebsten in der Nähe bewohnter Orte auf, ist aber weniger leicht zu zähmen, als die gemeine Grasmücke. Seltener ist die gesperberte oder span. Grasmücke, auch großer Fliegenfresser, große Weißkehle genannt. Sie gleicht an Farbe dem Sperber, an Größe der Goldammer. Sie wird im Bauer gehalten und ihr Gesang soll zuweilen dem der Nachtigall ähneln. Die graue, welsche oder weiße Grasmücke, Spottvogel, hat einen röthlichgrauen Oberleib, weißen Bauch, graubraune Flügel und einen eben solchen Schwanz, singt am schönsten unter den Grasmücken und bildet sich nach der Nachtigall, wenn sie in der Nähe derselben hängt. Die schwarzköpfige Grasmücke oder der Mönch hat auf dem Scheitel einen runden Fleck, der beim Männchen schwarz, beim Weibchen braun ist. Der Obertheil ist dunkelgrau, der Untertheil hellgrau. Dabei hat er einen dunkelbraunen Schwanz und Schwanzfedern, braunblaue Beine und einem ebenso gefärbten Schnabel. Man findet ihn sehr häufig in Laubhölzern. Er zeichnet sich durch seinen angenehmen Gesang aus und wird daher sehr häufig im Zimmer gehalten.

**Graubündten** oder Bündten, nach Bern der größte Canton der schweiz. Eidgenossenschaft, der von den Cantonen St.-Gallen, Glarus, Uri und Tessino begrenzt wird und überdies an Liechtenstein, die Lombardei und Tirol stößt, enthält auf 121 □M. 102,000 Einw., von denen der größte Theil die romanische, ein kleinerer die deutsche und der kleinste die ital. Sprache redet und von denen ungefähr zwei Drittel Protestanten, die übrigen Katholiken sind. Das Land wird von den mächtigsten Alpenketten durchzogen. Im S. ziehen sich die rhätischen Alpen hin, von denen sich mehre Arme nach N. erstrecken. Zwischen diesen Gebirgen sind herrliche Thäler, von zahlreichen Flüssen bewässert. Hier entsteht der Rhein aus dem Zusammenfluß des Vorder- und Hinterrheins, der Inn, welcher aus dem Silsersee kommt, und durch das stark bevölkerte Engadinthal fließt, die Lanquart, der Glenner, welche in den Rhein sich ergießen, und verschiedene andere. Die höchsten, über 10,000 F. hohen Bergspitzen sind das Moschelhorn, der Bernhardin, der Vogelberg, der Splügen, und nicht viel niedriger sind die Berge Oro, Septimer, Maloja u. a. Die Natur des Landes bringt es mit sich, daß die verschiedenartigsten Klimate in den verschiedenen Gegenden dieses Landes herrschen. Von Bergen, die in ewigem Eise starren, steigt man herab in üppige Thäler, in denen man das herrlichste Obst und den vortrefflichsten Wein findet Man sieht in G. vortreffliches Rindvieh, denn die Viehzucht ist eine Hauptbeschäftigung der Einwohner; in den rauhern Gegenden hausen Bäre, Wölfe

Digitized by Google

und Luchse, und auf den Alpen macht man auf Gemsen Jagd. Der einst hier hausende Steinbock ist ausgestorben. Aus den Gebirgen werden Mühlsteine, Kalk, Marmor, Alabaster, Steinkohlen, Blei, Zink und Eisen gewonnen; auch gibt es hier Mineralquellen. Außer mit Viehzucht und Landbau beschäftigen sich die Bewohner auch mit Handel und Gewerben. Viele treten in fremde Kriegsdienste, und eine nicht unbedeutende Anzahl lebt in Europa zerstreut als sogenannte Schweizerbäcker; doch kehren sie gern mit dem Erwerb in die Heimat zurück.

Zu der Römer Zeiten machte G. einen Theil der Provinz Rhätia aus und davon haben noch jetzt die rhätischen Alpen und das alte Schloß Rhäzins am Rhein, oberhalb Chur, in einer wildromantischen Gegend, den Namen. Später kam es durch den Vertrag von Verdun, 843 (s. Deutschland), zu Deutschland. Mit der Zeit verarmten der vorher mächtige Adel und die Klöster, und die Gemeinden, welche dadurch Freiheiten gewannen, traten in drei Bünde zusammen, den obern oder grauen Bund (1424), den Gotteshausbund (1425) und den Bund der Zehngerichte (1434), welche sich 1471 vereinigten, sich später als zugewandter Ort an die schweiz. Eidgenossenschaft anschlossen und endlich 1799 als eigner Canton aufgenommen wurden. G. hat gegenwärtig eine 1814 eingeführte und 1820 verbesserte demokratische Verfassung. Ein großer Rath von 65 Mitgliedern bildet in Verwaltungs- und landespoliceilichen Angelegenheiten die oberste Behörde, während die eigentlichen Regierungsangelegenheiten dem jährlich erneuerten kleinen Rathe, der aus drei Mitgliedern besteht, überlassen sind. Der Canton stellt zum Bundesheer 1600 M. und bezahlt 12,000 Francs. Noch jetzt wird er in die drei Bünde eingetheilt, von denen der graue Bund acht, der Gotteshausbund 10½ und der Zehngerichtenbund sieben Hochgerichte (Provinzen) enthält. Die Hauptstadt des ganzen Cantons und des Gotteshausbundes ist Chur (romanisch Coira) mit 3400 Einw., in einem schönen Thale, an dem Flusse Plessur, welchen Kanäle durch die Stadt leiten und der bald darauf in den von hier an für kleine Schiffe fahrbaren Rhein mündet. Chur ist der Sitz eines Bischofs, eines philosophischen Collegiums, einer ökonomischen und einer Bergbaugesellschaft. Unter den Gebäuden zeichnen sich die alte Domkirche und die dazu gehörige Dompropstei, die reformirte Kirche St.-Martin und die protestantische Cantonsschule aus. Chur leitet seinen Ursprung noch aus der Römerzeit ab und enthält noch Überbleibsel der Baukunst aus jener Zeit. — Zum grauen Bunde gehört der Bundesort Ilanz mit 500 Einw.; das Dorf Disentis mit einer Benedictinerabtei, deren bedeutende literarische Schätze 1799 von den Franzosen zerstört wurden, und der Niederlagsort Thusis, wo sich die Straßen über den Splügen und den Bernhardin theilen. Im Zehngerichtenbund liegen der Ort Davos und das Städtchen Maienfeld am Rhein. Chur, Ilanz und Maienfeld sind die einzigen Städte in G.

**Graupen** nennt man eine beliebte Speise, welche aus den Körnern des Weizens, des Dinkels und der Gerste gewonnen wird, indem auf eigenen Graupenmühlen die Hülse von den Körnern abgetrennt wird. Man unterscheidet die feiner schmeckenden Weizengraupe von der minder wohlschmeckenden Gerstengraupe, und überdies verschiedene Arten nach der Größe der Körner. Von der gröbern Graupe ist nur die äußerste Schale abgenommen, wogegen die Perlgraupe regelmäßiger abgerundete, reinere und kleinere Körner hat. Die Graupe wird in vielen Gegenden in großer Menge fabricirt und im Handel weit verführt. In Deutschland liefern sie namentlich Nürnberg, Ulm, Wien und Frankfurt am Main. Auch das beim Bereiten der Graupe Abspringende wird als Graupensprung verkauft und verspeist.

**Gravitation** oder allgemeine Schwere bezeichnet die allgemeine Anziehung, welche alle Naturkörper nach Maßgabe ihrer Masse und ihrer Entfernungen voneinander, namentlich die Weltkörper gegeneinander ausüben. Der Naturforscher Newton (s. d.) war es, welcher die Gesetze auf das genaueste bestimmte, nach denen diese Anziehungskraft wirkt, aus seinen Entdeckungen die wichtigsten Resultate für die Erklärung der Bewegung der Himmelskörper ableitete, und dadurch nicht nur der Astronomie, sondern allen Naturwissenschaften eine neue seitdem verfolgte Richtung gab. Man erzählt die Anekdote, daß Newton durch den Fall eines Apfels auf die Frage geleitet worden sei, warum nicht auch der Mond, ähnlich wie der Apfel, vom Himmel auf die Erde fiele, denn daß diese auf den Mond wirken müßte, wußte man bereits, weil der Mond in seinem Laufe durch die Erde bestimmt wird. Newton hat nun bewiesen und berechnet, daß nicht allein der Mond um die Erde, sondern auch die Planeten um die Sonne deshalb sich in kreisähnlichen Bahnen bewegen, weil sie 1) ursprünglich eine gewaltige Stoßkraft erhalten und 2) von den im Mittelpunkt ihrer Bahn liegenden größern Körpern angezogen werden. (S. Fall der Körper.) Auch aufeinander wirken aber die Planeten vermöge der allgemeinen Schwere, und hieraus erklären sich gewisse von den Astronomen beobachtete Störungen in ihrem Laufe auf das Genaueste. Die allgemeinen Gesetze der Gravitation sind: 1) daß die Körper auf einander im graden Verhältnisse ihrer Massen wirken, d. h. ein Körper A wird von zwei andern, B und C, welche gleichweit von A abstehen, aber von denen B noch einmal so viel Masse als C hat, in dem Verhältnisse angezogen, daß B noch einmal so stark als C wirkt; 2) daß die Körper im umgekehrten Verhältniß der Quadrate ihrer Entfernungen einander anziehen, d. h. wenn in dem angegebenen Beispiel B ebenso viel Masse als C hat, aber B noch einmal soweit als C von A entfernt ist, so wirkt C mit viermal so großer Kraft, als B gegen A, und ein Körper E, der dreimal so weit als C von A abstände, mit C aber auch gleiche Masse hätte, würde nur ⅑ der Kraft gegen A ausüben, welche C ausübt. — Auch Erscheinungen, welche auf der Erde selbst vorkommen, erklären sich aus der Anziehung, welche die Himmelskörper gegen die Erde ausüben, z. B. Ebbe und Flut (s. d.). (Vgl. Anziehungskraft.)

**Gray** (Johanna), eine durch ihr trauriges Schicksal berühmt gewordene Königin von England, wurde 1537 geboren und war eine Urenkelin Heinrich VII. Sie zeichnete sich durch Schönheit, Tugend, sanftes und anspruchloses Wesen und außerordentliche, sogar gelehrte Bildung aus und hat nie die ehrgeizigen Pläne gehegt oder begünstigt, zu welchen ihr Name gemisbraucht wurde. Sie hatte sich nämlich mit dem Lord Guilford vermählt und dieser war der Sohn des unter dem schwachen König Eduard VI. allmächtigen

Digitized by Google

sogleich mit den strengsten Verboten gegen Simonie und Priesterehe auf; Jeden, der seinen Verboten zuwiderhandelte, traf der Bannfluch. Bald darauf wurde die Investitur, d. h. die Bekleidung eines Geistlichen mit einem Amte von

einem Weltlichen (Laien), bei Bann, sowol den Geistlichen sie anzunehmen, als den Laien sie zu ertheilen, verboten. Dadurch wurde die Besetzung aller geistlichen Ämter vom Papste abhängig. G. that alsbald fünf Bischöfe und mehre kais. Räthe, die sich des Verbrechens der Simonie schuldig gemacht, in den Bann. Kaiser Heinrich IV. (s. d.) aber kümmerte sich um diese Anordnungen nicht, behielt die gebannten Räthe in seinen Diensten und schützte die Bischöfe in ihren Ämtern. Bald aber mußte der Kaiser die Gewalt der Kirche auf das schmerzlichste empfinden. G. VII. lud ihn 1076 zur Verantwortung vor eine Synode nach Rom, und als Heinrich hiernach auf einer Synode zu Worms den Papst für abgesetzt erklären ließ, sprach dieser über ihn den Bannfluch aus, indem er zugleich alle Unterthanen des Kaisers vom Eide der Treue und Unterthanenpflicht lossprach. Sogleich erhoben sich alle öffentlichen und heimlichen Gegner des Kaisers; ja die deutschen Fürsten, welche sich zu Oppenheim versammelt hatten, faßten sogar den Beschluß, daß, um die Ruhe und Ordnung im Reiche herzustellen, ein neuer Kaiser gewählt werden sollte. Heinrich sah sich nun gezwungen, allen Foderungen G.'s nachzugeben, ja er ging, nur von seiner Gemahlin und einem treuen Diener begleitet, im Winter über die Alpen und erschien vor dem Papste als Büßender und Bittender. G. war auf dem Schlosse Canossa, und hier wurde Heinrich endlich, in ein härenes Gewand gekleidet, mit nackten Füßen, nachdem er drei Tage lang im Hofe des Schlosses geharrt hatte, vor den Papst gelassen und vom Banne losgesprochen. In Deutschland wurde indeß der Herzog Rudolf von Schwaben zum Kaiser gewählt. Es kam zu einem Kampfe um die Oberherrschaft, welchen G. benutzte, sein Ansehen immer fester zu begründen. Er erklärte sich nach langem Zaudern endlich für Rudolf, worauf Heinrich 1080 in Brixen ein Concil versammelte, auf dem G. nochmals abgesetzt und der im Bann lebende Erzbischof von Ravenna, als Clemens III., zum Papst erwählt wurde. Das Glück wurde Heinrich günstiger, der Gegenkaiser besiegt und G. selbst drei Jahre in der Engelsburg belagert. Robert Guiscard, der Herzog von Apulien, befreite endlich G., aber die Römer selbst empörten sich gegen ihn und er begab sich nach Salerno, wo er 1085 starb.

**Gregor XVI.**, seit dem 2. Febr. 1831 regierender Papst, hieß vor seiner Erhebung auf den päpstl. Stuhl Mauro Capellari und wurde am 18. Sept. 1765 zu Belluno, im Gebiete von Venedig, geboren. Als Camaldulensermönch zeigte er in seinen Schriften für Aufrechthaltung der Größe und Macht des Papstthums eine ausgebreitete und gründliche Gelehrsamkeit. Er kam 1795 nach Rom und wurde hier Generalprocurator, später Generalvicar seines Ordens. Papst Leo XII. ernannte ihn zum Präfecten der Propaganda (welche die Bekehrung der Heiden und die Ausrottung der Ketzerei in der christlichen Kirche zum Zweck hat) und erhob ihn 1825 zum Cardinal. Papst Pius VIII. starb im Nov. 1830, und von den im Conclave versammelten Cardinälen ward Capellari zum Papst erwählt, als welcher er den Namen G. zum Andenken an G. XV., den Stifter der Propaganda, annahm. Die Unterthanen des Kirchenstaats waren jedoch unzufrieden, daß ein nicht im Kirchenstaat geborener Mönch zu der hohen Würde gelangt war, und es entstanden an mehren Orten, sogar in Rom selbst, Unruhen, welche durch die östr. Waffen nicht völlig unterdrückt wurden. G. erließ 1832 eine Bulle, welche durch Androhung des Bannes einen ruhigern Zustand herbeizuführen beab-

sichtigte. Da er den Wunsch nach Neuerungen und Verbesserungen im Staats- und Volksleben von der um sich greifenden Aufklärung ableitete, so suchte G. diese durch Beschränkung des Unterrichts zu hemmen. Nicht nur im Kirchenstaat trat der Papst dem sich in allen Ländern regenden Geist des Unfriedens entgegen; er erließ 1832 ein Kreisschreiben an alle Bischöfe, in dem er sich auf das kräftigste über den Mangel an Ehrfurcht vor der Kirche, die verderblichen Früchte eines schamlosen Wissens und einer

Digitized by Google

unbeschränkten Zügellosigkeit aussprach, und zum Festhalten am Alterthümlichen, zum Abwehren jeder Neuerung auffodert. In demselben Geiste hatte G. schon früher den poln. Bischöfen empfohlen, den Gehorsam zu predigen, und erklärte sich später gegen die überall mit einem wenig Gutes weissagenden Beifall aufgenommenen Schriften Lamennais' (s. d.) in einem Kreisschreiben an die Bischöfe. (Vgl. Kirchenstaat.)

**Gregoriusfest** ist ein veraltetes, jetzt nur noch in wenigen Gegenden Deutschlands auf dem Lande unter dem Namen Gregoriussingen gebräuchliches Fest, bei welchem die Schuljugend mit Kränzchen und Fähnchen geschmückt unter Leitung des Lehrers von Haus zu Haus singend zieht und zuweilen mit Backwerk erfreut wird, während der Lehrer eine Geldgabe erhält. Ehemals gingen die Kinder verkleidet, als Jäger, Hirten, Bergleute u. dgl. und sagten Sprüche her, die zu ihren Rollen paßten. Es stellte sogar ein Knabe den Bischof vor und zwei andere Knaben machten seine Kapläne; man zog in die Kirche und der kleine Bischof hielt eine einstudirte Rede. Das Fest wurde 828 vom Papst Gregor IV. zu Ehren des Papstes Gregor I. gestiftet, welcher zu Rom die ersten Singschulen eingerichtet hatte, wurde um Ostern gefeiert und trat an die Stelle der Panathenäen, eines Freudenfestes, welches von den heidnischen Griechen und Römern gefeiert worden war und von dem sich Spuren bis tief in die christliche Zeit erhalten hatten.

**Greifen** waren nach der Fabellehre der Griechen eine wunderbare, dem Bacchus heilige Thierart, welche im fernen Indien hausen sollte. Sie hatten den Kopf und die Flügel eines Adlers, den Leib, die Füße und die Klauen eines Löwen, einen Kamm von Fischflossen und Pferdeohren.

Brust und Rücken waren mit verschieden gefärbten Federn besetzt. Die Phantasie der Dichter schmückte diese Thiere jedoch sehr verschieden aus, nur wurden sie stets als eine Zusammensetzung von Löwe und Adler dargestellt. Es wurde ihnen eine außerordentliche Stärke zugeschrieben. Aus dem Golde der Gebirge baut der Greif sein Nest, und mit eifersüchtiger Tapferkeit bewacht er dasselbe. Auch in das Land der Hyperboreer jenseit der Pyrenäen und Alpen, bis zu denen die geographischen Kenntnisse der ältesten Griechen reichten, wurden die goldbewachenden Greifen verlegt und hier sollten sie mit dem Volk der einäugigen Arimaspen, welche auf den Gebirgen Erze gruben und schmiedeten, im steten Kriege leben. Die griech. Städte Abdera und Teos hatten den Greif zum Symbol. Noch gegenwärtig kommt derselbe in der Heraldik als Symbol der Aufmerksamkeit und Weisheit vor.

**Grenadiere** hieß ursprünglich die Truppengattung, welche mit dem Werfen der Granaten (s. d.) aus der

Hand beauftragt war. Man nahm unter sie eine Auswahl alter, gedienter Soldaten auf, weil man besondere Unerschrockenheit zu ihrem gefährlichen Dienste für nöthig hielt, und ertheilte ihnen demgemäß einen erhöhten Sold. Gegenwärtig ist das Werfen der Granaten aus der Hand in allen Heeren abgekommen, aber der Name Grenadiere hat sich noch in fast allen Armeen erhalten und dient als Auszeichnung für einzelne Abtheilungen. Beim russ. und preuß. Heere stehen die Grenadierregimenter zwischen den Garden und der Linieninfanterie, und bei den Franzosen heißen die Soldaten der ersten Compagnie jedes Bataillons Grenadiere. Ehemals zeichneten sich die Grenadiere durch eine eigne Kopfbedeckung, Grenadiermützen, aus, die entweder aus Bärenfell (wie noch jetzt bei der franz. Armee und den sächs. Garden) oder aus Tuch mit Blech beschlagen bestand. Die vorstehende Abbildung zeigt einen alten mit Granate und Lunte und einen neuen mit der Muskete bewaffneten franz. Grenadier.

**Gretnagreen** oder Graitneygreen ist ein Ort in Schottland ohnweit der engl. Grenze, welcher dadurch bekannt geworden ist, daß noch bis in die neueste Zeit sich daselbst viele Paare ehelich verbinden lassen, welche wegen mangelnder Einwilligung der Ältern oder aus andern Gründen nach den engl. Gesetzen nicht getraut werden dürfen. Nach schot. Gesetzen wird nämlich die Ehe nur als bürgerlicher Vertrag betrachtet, und es genügt zu einer rechtlich gültigen



Digitized by Google

Ehe, daß ein Friedensrichter das liebende Paar zusammengibt, welches nur zu betheuern hat, daß es ledig und nicht in einem Grade verwandt sei, bei dem die Gesetze die eheliche Verbindung verbieten. Weder Aufgebot noch Einwilligung der Ältern, noch eine kirchliche Handlung sind bei einer solchen Trauung nöthig. In G. war bis 1827 ein Grobschmied Friedensrichter und sehr bereit, Ehen zu schließen, wodurch er sich eine bedeutende Einnahme verschaffte. Man rechnet, daß ehemals jährlich im Durchschnitt 65 Ehen in G. geschlossen wurden, und jede brachte dem Friedensrichter 15 Guineen ein. In Folge neuerer engl. Gesetze gegen alle heimliche Verehelichungen, die mit Verbannung bestraft werden, kommen solche Ehen in G. nicht oft mehr vor.

**Griechenland** (das alte) ist die Wiege der europ. Bildung und als solche unter allen Ländern des Alterthums das wichtigste und interessanteste. Alle Künste und Wissenschaften, welche unser Leben verschönern und vergeistigen, stammen aus G. Die berühmten Gegenden und Städte dieses Landes werden noch jetzt von den Schriftstellern aller Nationen gepriesen, seine Dichter und Philosophen noch jetzt als Muster und Beförderer wahrer Bildung eifrig gelesen und die großen Männer seiner Geschichte als Heldenvorbilder gefeiert. Die Götterlehre des heidnischen G.'s ist zwar durch die siegreiche Religion der Wahrheit verdrängt worden, aber sie ist so sehr eine Schöpfung des reinsten und lebhaftesten Gefühls für das Schöne, daß sie bis heute in den Dichterwerken aller europ. Nationen fortgelebt hat. Wie es jedem Gebildeten mit Recht zur Schande gerechnet werden würde, wenn er keine Kenntniß seiner leiblichen Heimat hätte, so muß er auch über G., die geistige Heimat, sich Kenntniß zu verschaffen suchen.

G. wurde anfangs von mehren kleinen Volksstämmen bewohnt, welche erst nach und nach zu Einem Volke zusammenschmolzen. Volk und Land erhielten dann nach verschiedenen von jenen einzelnen Stämmen verschiedene Namen. Im Allgemeinen nannte sich das Volk selbst das Volk der Hellenen und sein Land Hellas, während es namentlich von den Römern Griechen und das Land G. (lat. Graeci und Graecia) genannt wurde. Nachdem die Römer G. unterjocht hatten, nannten sie es Achaja. Die Griechen bauten sich schon in frühen Jahrhunderten auch in andern Gegenden an, namentlich in Unteritalien und an der kleinasiat. Küste, und solche Gegenden wurden dann auch G., Unteritalien Großgriechenland, die kleinasiat. Küste das asiat. G. genannt.

Das eigentliche G. oder Hellas wurde im N. von Macedonien und Illyrien begrenzt, übrigens aber vom mittelländ. Meere umgeben und enthielt einen Flächenraum von ungefähr 1800 □M., sodaß es also bedeutend größer als das jetzige Königreich G. war. Der östl. Theil des mittelländ. Meeres hieß das ägäische, der westl. das ionische Meer. Die ausgedehnten Küstenstriche, größer als bei irgend einem Lande von gleichem Flächenraume, haben viel dazu beigetragen, die Griechen frühzeitig in Verkehr mit andern Völkern zu bringen. Der unterste Theil dieses Landes, jetzt die Halbinsel Morea genannt, hieß ehemals der Peloponnes. Darüber lag das eigentliche Hellas, welches noch von Nordgriechenland abgeschieden wurde. Außerdem gehörten zu G. noch die vielen zu beiden Seiten des Festlandes liegenden Inseln. Der Peloponnes hängt nur durch die schmale Landenge von Korinth, den Isthmus, mit Hellas zusammen und wurde von demselben westl. durch den korinthischen, östl. durch den saronischen Meerbusen getrennt. Die Mitte dieser Halbinsel nahm das viel besungene Arkadien ein, das reich an herrlichen Viehweiden und hohen Bergen ist. In ihm lag Megalopolis, die von Epaminondas (s. d.) erbauete Hauptstadt; Mantinea, bei der Epaminondas den Tod in der Schlacht fand, und Stymphalus an dem durch die stymphalidischen Vögel bekannten See. Die Arkadier waren ein an alter Sitte und Treue festhaltendes Hirtenvolk und traten häufig als Söldlinge bei andern griech. Völkerschaften in Kriegsdienste. — Der unterste Theil des Peloponnes war Lacedämon oder Lakonia mit der weltberühmten Hauptstadt Sparta, das man, so lange die alte Kraft des Staats bestand, ohne Mauern ließ, weil man meinte, die besten Mauern der Stadt wären die tapfern Spartaner. (S. Sparta.) Zu ihm gehörte das unterjochte Helos, von welchem alle Sklaven der Spartaner Heloten hießen. — Auch die westl. gelegene Landschaft Messenia wurde später von den Spartanern erobert. Hier lag das von Epaminondas angelegte Messene und Methone, das noch jetzt berühmte Modon. Am ionischen Meere lag ferner auch Elis mit der Hauptstadt Pisa und dem durch die olympischen Spiele berühmten Olympia (s. d.). Am ägäischen Meere zog sich die Landschaft Achaja, früher Jonia genannt, hin mit zwölf Städten. Auch die Gebiete von Sicyon und Korinth wurden zu Achaja gerechnet. Sicyon und Korinth (s. d.) waren durch Üppigkeit und Reichthum berühmt. Zwischen dem argolischen und saronischen Meerbusen lag endlich die Halbinsel Argolis mit dem alten Mycene, dem ehemaligen Wohnsitz des Agamemnon; Nemea, wo Hercules den Löwen tödtete und die nemeischen Spiele gefeiert wurden; Lerna, bekannt durch die lerneische Schlange und endlich der Hauptstadt Argos mit einem berühmten Tempel der Here. (S. Juno.) Über die Landenge Isthmus, auf welcher die isthmischen Spiele gefeiert wurden, gelangte man von Korinth aus nach dem eigentlichen Hellas, jetzt Livadien genannt. — Die berühmteste Landschaft von Hellas war die Halbinsel Attika am saronischen Meerbusen, mit der Hauptstadt Athen (s. d.). Sie war nur ungefähr 40 □M. groß und lief in das Vorgebirge Sunium aus. Hier lagen der durch seinen Marmor berühmte Berg Pentelikus und der trefflichen Honig liefernde Hymettus; das Land war reich an Oliven, Wein, Honig und Feigen. Feigen nach Athen bringen, war sprüchwörtlich so viel, wie einen Tropfen ins Meer gießen. Außer Athen sind berühmt die Orte Eleusis mit dem Tempel der Ceres und den eleusinischen Mysterien; ferner Marathon, wo die berühmte Schlacht geschlagen wurde, und Eleusis gegenüber die Insel Salamis, wo Themistokles siegte. Das kleine Land Megaris mit der Hauptstadt Megara war den Athenern verhaßt. Die Landschaft Böotia enthielt viele in der Geschichte merkwürdige Orte, wie Aulis, Platää, Leuktra, Koronea, Chäronea und Andere. Seine Bewohner waren aber bei den Athenern nicht sehr beliebt; diese machten ihnen den Vorwurf, daß sie wohlgemästete, aber einfältige Menschen wären. Sie redeten von böotischen Schweinen. Die Hauptstadt Theben, das siebenthorige, sollte schon von

Digitized by Google

Digitized by Google

Kadmus erbaut worden sein. In Böotien lagen auch die berühmten Quellen Hippokrene und Aganippe am Berge Helikon, welcher dem Bacchus, dem Apoll und den Musen heilig war, Lethe und Mnemosyne, sowie Dirce, nach welcher Pindar (s. d.) genannt wird. Phocis am Gebirge Oeta, auf welchem sich Hercules verbrannte und mit dem Berge Parnassus, welcher dem Apollo heilig war und an welchem die begeisternde Quelle Kastalia lag, enthielt das heilige Delphi mit dem reich beschenkten Tempel des Apollo und dem berühmten Orakel Pytho; Thermopylä, wo die Amphiktyonen (s. d.) zusammenkamen. — Die übrigen Landschaften des eigentlichen Hellas waren: Doris, Lokris mit den Thermopylen, bei welchen Leonidas fiel; Ätolien mit der Stadt Kalydon (woher der kalydonische Eber), und Akarnanien, zu welchem das Vorgebirge Actium gehörte, bei welchem Augustus siegte, sowie die Insel Leukadia mit dem Vorgebirge Leukate, von welchen Liebeskranke nach dem Beispiel der Sappho (s. d.) ins Meer sprangen. — In Nordgriechenland lagen die beiden Länder Thessalien und Epirus; jenes hatte die Grenzgebirge Pelion, Ossa und Pindus. Das Thal Tempe wird noch jetzt wegen seiner Schönheit gepriesen. Historisch merkwürdig sind die thessalischen Städte Lamia, Jolkos (s. Argonauten), Pharsalus, wo Cäsar über Pompejus siegte. In Epirus befand sich das älteste Orakel des Zeus in Dodona. Hier lagen auch die fabelhaften Flüsse Acheron und Kocytus.

Die beiden größten der zu G. gehörigen Inseln sind Euböa, jetzt Negroponte genannt, und Kreta, welches jetzt Kandia heißt. Euböa war durch eine Brücke mit dem Festlande in Verbindung gesetzt. Es lief nördl. in das Vorgebirge Artemisium aus. Auf Kreta lagen die bekannten Berge Diktäus und Ida. Zu der Inselgruppe der Cykladen gehört das dem Bacchus geweihte Naxos; das durch seinen Marmor berühmte Paros; Delos, wo Apollon und Diana geboren wurden. Die wichtigsten unter den Sporaden waren Samos, einst von Polykrates beherrscht; Kos, die Vaterstadt des Malers Apelles und des Arztes Hippokrates; Rhodus mit dem großen Koloß. Im ägäischen Meere lag das geheimnißvolle Samothrace, berühmt durch seine Mysterien; ferner das an schönen Jungfrauen reiche Lesbos, wo Alcäus und Sappho geboren waren; Chios mit herrlichem Wein, Salamis, Ägina und Cythera. Im ionischen Meere ist Kephalonia zu erwähnen, welche ehemals zu der kleinen Insel Ithaka, dem Reiche des Ulysses, gehörte, sowie Korcyra, jetzt Korfu, wo nach Homer die Phäaken hausten.

Die früheste Geschichte G.'s ist durchaus in Sagen gehüllt. Eine solche Sage leitete alle griech. Stämme von einem Stammvater ab. Der Menschenbildner Prometheus (s. d.) soll der Vater des Deukalion (s. d.) gewesen sein, dessen Sohn Hellen dann den Äolus, Dorus und Xuthus zeugte. Des letztern Söhne hießen Achäus und Jon. Von diesen Namen wurden die griech. Stämme der Äolier, Dorier, Achäer und Jonier abgeleitet. Die Sage erzählt aber auch von fremden Einwanderungen. Cekrops (s. Athen) und Danaus (s. Danaiden) sollen aus Ägypten, Kadmus, der Gründer Thebens, aus Phönizien, Pelops aus Lydien eingewandert sein. Die ersten gemeinschaftlichen Unternehmungen der Griechen sind der Zug der Argonauten (s. d.) und später der trojanische Krieg. (S. Troja.) Die eigentliche griech. Geschichte beginnt mit dem Zuge der Dorier um 1100 v. Chr., welcher, von andern Volkswanderungen veranlaßt, mit den Völkerwanderungen zu vergleichen ist, durch die auf den Trümmern des Alterthums die jetzigen europ. Völker sich erhoben haben. Die Heerführer der Dorier rühmten sich, Nachkommen des Hercules zu sein und wurden daher Herakliden genannt. Sie drangen, von Athen durch den Heldentod des Kodrus verscheucht, bis in den Peloponnes, in welchen sie sich theilten. Diese Völkerzüge wurden die Veranlassung, daß sich zuerst Griechen an der kleinasiat. Küste und auf den Inseln anbauten. Auf diese Weise wurden die ionischen Städte in Kleinasien gegründet, unter denen Milet die wichtigste war und welche bald zu einer Blüte und Bildung sich erhoben, welcher wir die ersten griech. Dichter, Geschichtschreiber und Philosophen verdanken. Homer, Herodot, Thales (s. d.) waren Jonier. Bei den ältesten Griechen war die Staatsverfassung überall ein Königthum, welches sich aus dem patriarchalischen Zustande gebildet hatte. In der Folge aber strebten alle griech. Staaten nach einer mehr oder weniger freien Volksherrschaft, welche nur auf wenige Jahre hier und da gestürzt und zur Herrschaft eines Einzelnen umgewandelt werden konnte. Nur in Sparta erhielten sich Könige aus dem Stamme der Herakliden, doch waren dieselben durch die Einrichtungen des Lykurg (s. d.) sehr beschränkt und mit dem Königthum eine mehr republikanische Regierungsform gemischt worden. Einzelne, welche sich zu Alleinherrschern machten, nachdem die ursprünglichen Königsfamilien ausgestorben waren, wurden Tyrannen genannt, und obgleich sie zum Theil vortreffliche Männer waren, so haßte man doch allgemein ihre Herrschaft und suchte dieselbe auf jede Weise zu stürzen. Dieser Sinn nach Freiheit, welcher die Griechen charakterisirt und der als der innere Trieb zu allem Großen und Schönen, was sie geleistet, zu betrachten ist, war jedoch mit der innigsten Anhänglichkeit an die väterliche Sitte und an die aus derselben geflossene Gesetzgebung geknüpft. Daher finden wir auch in jener Zeit, wo sich die republikanische Regierungsform auszubilden begann, weise Gesetzgeber, wie Solon (s. d.) in Athen und Lykurg in Sparta auftreten, welchen auf eine bewundernswürdige Weise Anerkennung und Gehorsam geleistet wurde. Athen und Sparta nahmen unter den kleinen griech. Staaten, besonders nachdem die kleinasiat. Griechen ihre Selbständigkeit verloren hatten, bald den ersten Rang ein; jenes, indem es sich durch reges Volksleben, große Dichter, Philosophen und Künstler auszeichnete, dieses, indem ihm die Tapferkeit seiner Bürger Ruhm und Einfluß verschaffte, und indem es den übrigen Staaten zur Abschaffung der Tyrannen behülflich war. So war das Übergewicht Athens mehr intellectueller, das von Sparta mehr politischer Art, bis nach den Perserkriegen Athen zur See ein ebenso großes politisches Übergewicht erlangte, als Sparta zu Lande behauptete, und endlich die Eifersucht beider Staaten gegeneinander den ganzen G.'s Verderben nach sich zog.

Zu einer innigern Verbindung der griech. Staaten untereinander trug nicht allein Verwandtschaft der Sitten, der Sprache und der Religion bei, sondern dieselbe wurde auch



Digitized by Google

noch fortwährend unterhalten durch die Amphiktyonen (s. d.), die gemeinschaftlichen Orakel (s. d.) und die Festspiele, besonders die olympischen Spiele. (S. Olympia.) Überdies hingen die griech. Staaten auch schon durch den Umstand auf das innigste zusammen, daß sie gegen ihre gemeinschaftlichen Feinde sich Beistand leisten mußten. Dabei kamen die kleinern zu den größern in ein Abhängigkeitsverhältniß, welches nur dadurch nicht zu einer völligen Unterwerfung wurde, daß die mächtigern Staaten selbst mit Eifersucht übereinander wachten und bald dem kleinern Staate Schutz gewährten, wenn ein größerer seiner Freiheit allzu nahe zu treten schien.

Die ersten Kriege der Spartaner, nachdem diesen Lykurg um 888 v. Chr. jene Gesetze gegeben, durch welche sie zu einem Volke von Helden gemacht wurden, waren die mit Messenien. Ungerechtigkeiten, welche von beiden Seiten vorgefallen waren, veranlaßten den ersten messenischen Krieg (743—724). Die Messenier wurden geschlagen, Land und Städte verwüstet. Sie zogen sich in die Bergfeste Ithome zurück und hier opferte Aristodemus, der König von Messenien, seine eigne Tochter, um einem Orakelspruch zu genügen und seinen Kriegern neuen Muth einzuflößen. Aber endlich verzweifelte Aristodemus selbst an der Rettung des Vaterlandes; er tödtete sich selbst auf dem Grabe seiner Tochter und die Spartaner nahmen Ithome ein. Die Messenier flohen zum Theil und die Zurückbleibenden mußten den Siegern geloben, ihnen jährlich die Hälfte der Früchte ihres Landes übergeben zu wollen. Als in Messenien ein neues Geschlecht herangewachsen war, wurde von diesem ein Versuch gemacht, dem Vaterlande die verlorene Freiheit wieder zu erobern und so entstand der zweite messenische Krieg (685—668). Die Messenier hatten an ihrer Spitze den Aristomenes, der, aus kön. Familie entsprossen, einer der größten Helden war, von denen die griech. Geschichte erzählt. Auch wurden sie von mehren griech. Völkerschaften unterstützt und so gelang es ihnen, die Spartaner zu schlagen und so zu demüthigen, daß das stolze Sparta, einem Orakelspruch Folge leistend, von Athen einen Heerführer sich erbat. Vielleicht zum Spott schickten die Athener den hinkenden Tyrtäus. Aber obschon dieser bisher nur als gemeiner Soldat gedient hatte, so wußte er doch durch begeisternde Gesänge, die er gedichtet, den Muth der Spartaner so zu entflammen, daß sie die Messenier schlugen, welche sich nun in die Bergfeste Ira zurückzogen. Hier sollen sie sich zehn Jahre gehalten haben und sogar in siegreichen Ausfällen mehrmals bis auf das spart. Gebiet vorgedrungen sein. Bei einem solchen ward Aristomenes gefangen und von den Spartanern in einen Abgrund gestürzt; aber wie durch ein Wunder entkam er und würde vielleicht noch den Sieg errungen haben, wenn nicht Ira endlich durch Verrath gefallen wäre. Aristomenes bahnte sich mit den Waffen den Weg nach Arkadien und hier empfing ihn das Volk mit Begeisterung und wollte ihm und dem Reste des messen. Heers in einem Überfalle Sparta's Beistand leisten; aber der König der Arkadier wurde zum Verräther. Die Arkadier steinigten ihn und schafften die Königswürde ab; Aristomenes aber ging nach Rhodus und endlich nach Sardes, wo er starb. Die Messenier schifften zum Theil nach Sicilien, wo sie die noch jetzt nach ihnen genannte Stadt Messene (Messina) bewohnten. Sparta war nun der mächtigste Staat in G.

In Athen war seit des Kodrus Tode der Königsname abgeschafft worden, und es herrschten erst lebenslängliche, dann zehnjährige, endlich jährige Archonten; Drakon gab übermäßig strenge Gesetze, welche bald durch mildere von Solon (594) ersetzt wurden. (S. Athen.) Diese Gesetze blieben in Kraft, obschon sich Pisistratus gegen den Willen des Solon (560) zum Tyrannen von Athen machte. Zweimal mußte aber Pisistratus fliehen, und erst von 540 an regierte er in Frieden, als ein weiser Regent, Ackerbau, Künste und Wissenschaften fördernd. Seine Söhne Hippias und Hipparch regierten in dem Geiste ihres Vaters; aber bei einem Feste wurde Hipparch, der einen Athener und dessen Schwester beleidigt, ermordet und Hippias wurde vier Jahre nachher (510) von einer mächtig gewordenen Partei gezwungen, Athen zu verlassen. Er ging zum pers. Statthalter (Satrapen) nach Sardes und regte die Perser zum Kriege gegen Athen an. Vergebens suchten die Spartaner in Athen eine neue Alleinherrschaft zu begründen, dieses erhielt durch Klisthenes demokratische Staatsform.

Die kleinasiat. Griechen, seit Cyrus unter der Herrschaft oder doch unter dem Einfluß der Perser stehend, machten 503 einen Versuch, sich zu befreien und wurden dabei von den europ. Griechen unterstützt. Aber die Perser siegten, unterwarfen sich die kleinasiat. Städte, und der Perserkönig Darius dachte auf Züchtigung der europ. Griechen. Er schickte Gesandte, welche als Zeichen der Unterwerfung Erde und Wasser foderten; die Athener warfen sie in Brunnen und Gruben, da könnten sie Beides sich holen. Dieses wurde die Veranlassung zu den pers. Kriegen, welche alle Knospen griech. Lebens zur schönsten Blüte zeitigten. Der pers. Satrap Mardonius sollte G. unterjochen, aber seine Flotte scheiterte und sein Landheer wurde in Thracien geschlagen. Nun kamen Datis und Artaphernes mit einem großen Heere und mit Ketten für die Gefangenen. Sie drangen bis Attika und hier, auf dem Felde von Marathon, wurde 490 die ewig denkwürdige Schlacht geschlagen, in welcher der Athener Miltiades mit 10,000 Griechen 100,000 Perser auf das vollkommenste besiegte. Xerxes, der als Perserkönig dem Darius gefolgt war, kam, um die erlittene Schmach zu rächen, mit einem ungeheuren Heere, wie griech. Schriftsteller erzählen, von 5 Mill., und einer mächtigen Flotte. Sieben Tage und Nächte marschirte das Landheer über die Brücke, die über den Hellespont geschlagen worden war. Die Griechen hatten sich zwar zum gemeinsamen Widerstande gegen den mächtigen Feind vereinigt, aber Viele stellten keine Mannschaft, weil sie die Rache der Perser fürchteten. Es wurden 10,000 M. den Persern entgegengeschickt, um sie an den Grenzgebirgen aufzuhalten, aber sie kehrten zurück, weil sie sich für zu schwach hielten. Nur der Spartanerkönig Leonidas blieb bei Thermopylä mit 300 Spartanern und 4000 andern Griechen, um nicht die Schmach des Rückzugs zu erleben. Ein verrätherischer Grieche führte die Perser auf einem Gebirgspfade zum Theil dem Leonidas in den Rücken, dieser entließ die Bundesgenossen und starb mit 1400 M. den Heldentod, obschon ihm Xerxes Leben, Freiheit, ja ein Königreich versprochen, wenn er sich ergebe. Aber auch 20,000 Perser waren gefallen. Bei Artemisium war der pers. Flotte ein Treffen geliefert worden, welches sich nicht zum Vortheil der Perser entschied. Den Athenern hatte das Orakel Rettung verheißen, wenn sie sich hinter hölzernen

Digitized by Google

Mauern vertheidigten; das deutete Themistokles, der die Athener schon vorher zu Errichtung einer Flotte veranlaßt hatte, auf die Schiffe. Man gab die Stadt bloß und brachte Alles auf die Schiffe. Themistokles führte durch List bei Salamis (480) eine Seeschlacht herbei, weil sich die Spartaner und alle Peloponnesier aus Furcht zurückziehen wollten und schlug die Perser so völlig, daß auch das Landheer der Perser, sowie ihre Flotte floh. Xerres mußte in der Eile der Flucht auf einem Schifferkahn über den Hellespont fliehen. Nur Mardonius blieb mit 30,000 Persern in Macedonien, doch wurden auch diese 479 bei Platää gänzlich geschlagen und Mardonius selbst getödtet. Der Rest der pers. Flotte wurde an demselben Tage beim Vorgebirge Mykale vernichtet. Nun dachte man auch an Befreiung der asiat. Griechen. Die Sieger von Platää, der Spartanerkönig Pausanias und der Athener Aristides (s. d.), befehligten die Flotte. Sie waren glücklich, aber Pausanias ließ sich von pers. Gelde bestechen und Aristides allein erhielt den Oberbefehl, und Athen dadurch und durch den Umstand, daß zu Athen die von allen Griechen zum Kriege gegen die Perser beigesteuerten Gelder niedergelegt wurden, ein Ansehen, welches die Eifersucht der Spartaner reizte. Sie wußten den Stifter von Athens Obermacht, Themistokles, so zu verdächtigen, daß ihn die Athener verbannten. Er mußte zu den Persern fliehen, wurde hier ehrenvoll aufgenommen, gab sich aber, um nicht gegen sein Vaterland kämpfen zu müssen, selbst den Tod. Der Krieg gegen die Perser dauerte fort und am Eurymedon schlug Cimon, der Sohn des Miltiades, dieselben in einer glänzenden Doppelschlacht zu Land und zu Wasser. Athen bereicherte sich durch seine Siege, und den Bundesgenossen war es bequem, statt Schiffe und Mannschaft künftighin nur Geld an Athen zu geben. Dadurch aber wurden sie allmälig den Athenern zinsbar und die Eifersucht der Spartaner wurde gesteigert; doch konnten diese noch nicht gegen Athen auftreten. Bei einem Erdbeben (469) waren 20,000 Menschen in Lakedämon umgekommen; die Heloten benutzten die Verwirrung zu einem Aufstande, dem sich die Messenier anschlossen, und so mußte Sparta den dritten messen. Krieg kämpfen. Geschlagen zogen sich die Empörer nach der Bergfeste Ithome. Die Athener kamen den Spartanern zu Hülfe, aber Sparta schickte sie zurück. Dadurch wurde die Spannung zwischen Athen und Sparta noch größer. Athen verbannte sogar den für Sparta sprechenden Cimon und nahm die Flüchtlinge aus Ithome auf, nachdem dieses die Spartaner (459) erobert hatten.

In Athen verschaffte sich der beredte und kluge Perikles (s. d.) eine Gewalt, welche er benutzte, den höchsten Glanz, aber auch das Verderben Athens herbeizuführen. Der Krieg mit den Persern währte noch fort; Athen schickte den Ägyptern, welche sich gegen die pers. Herrschaft empört hatten, Hülfe. Die Athener waren anfangs siegreich, aber der Krieg nahm einen unglücklichen Ausgang. Nun entspannen sich Streitigkeiten in G. selbst, zu denen Zwistigkeiten zwischen Athen und Korinth die Veranlassung gaben. Der größte Theil des Peloponnes war feindlich gegen Athen gesinnt und mit Sparta verbündet. Argos war den Athenern aus Eifersucht gegen Sparta geneigt und Theben, eifersüchtig auf Athen, hielt es mit den Spartanern. Es fielen mehre Kämpfe der Parteien vor, ohne daß es noch zu einem bedeutendern Kriege kam. Cimon beredete, aus der Verbannung zurückgerufen, noch einmal die Griechen zum Kriege gegen die Perser, das beste Mittel, Einigkeit zu bewirken. Er besiegte die Perser zu Wasser und zu Lande an der phöniz. Küste und schloß mit dem König Artaxerres (449) einen glorreichen Frieden, der aber nur von einigen Schriftstellern erwähnt wird. Bald darauf starb er.

Das Zeitalter des Perikles, um 444, ist das glänzendste des griech., namentlich des atheniens. Lebens. Die größten Bildhauer, wie Phidias (s. d.), Dichter, wie Sophokles (s. d.), Philosophen, wie Anaxagoras, die Sophisten (s. d.), nachher Sokrates (s. d.), Ärzte, wie Hippokrates (s. d.), Geschichtschreiber, wie Thucydides (s. d.), lebten in demselben; der Handel blühte, die Griechen beherrschten die ihr Land umgebenden Meere, ausländische Nationen schickten Gesandte und Geschenke, in Athen herrschte der üppigste Luxus, prachtvolle Gebäude, herrliche Statuen wurden errichtet. Aber auch die Sittenverderbniß nahm überhand, sogar spartan. Heerführer ließen sich von pers. und athen. Gelde bestechen und Perikles durfte wagen, so verwendetes Geld öffentlich in Anrechnung zu bringen. Geistreiche Frauen, wie Aspasia (s. d.), trugen dazu bei, den Reiz des gesellschaftlichen Lebens zu erhöhen, aber auch dazu, die edle Sitteneinfalt, welche das schönste Glück im Familienleben suchte, zu verderben. So weit kam es, daß sogar die edelsten Schriftsteller sich nicht scheuten, die gesetzmäßige Liebe des Mannes zum Weibe als einem edlen Menschen wenig ziemend und die Erzeugung von Kindern nur als eine Pflicht gegen den Staat zu bezeichnen. Dagegen hielt man es für edler, die Liebe schöner Knaben und Jünglinge zu suchen, und dieser Umgang artete oft genug in die schmachvollste Unsittlichkeit aus. Eine Zwistigkeit zwischen Korinth und der von ihr gegründeten Stadt Korcyra, gab endlich Veranlassung zum völligen Ausbruch des Kriegs der griech. Staaten untereinander, in welchem Athen und Sparta an der Spitze der Parteien standen. Unwillig über den Übermuth der Athener standen die meisten freien griech. Staaten auf Seite der Spartaner; aber Athen war an Reichthum, Seemacht und Kriegskunst seinen Gegnern überlegen. Dieser peloponnes. Krieg währte mit einigen Unterbrechungen und sehr wechselndem Kriegsglück von 431—404 und endete mit der völligen Niederlage Athens. Die Spartaner machten wiederholte Einfälle in Attika, und die Athener plünderten dagegen an den lacedämon. Küsten. Eine furchtbare Pest wüthete 430 in Athen. Vergeblich bat Athen um Frieden. Auch Perikles wurde 429 von der Pest hingerafft. An seine Stelle trat Kleon, früher ein Gerber, ein unverschämter, prahlerischer Schreier, der durch Aufregung niedriger Leidenschaften in der Volksgunst sich erhielt. Dagegen erhielten die Spartaner einen ebenso klugen als tapfern Feldherrn in ihrem Könige Brasidas, der als Befreier G.'s von dem Sklavenjoche der Athener auftrat. Die ausgezeichneten athen. Feldherren Demosthenes und Nikias würden dennoch einen den Athenern vortheilhaften Frieden erzwungen haben, wenn nicht Kleon den Frieden verhindert hätte, den Sparta wiederholt nachsuchte. Bei Amphipolis (423) fielen Kleon und Brasidas in einer für Sparta siegreichen Schlacht. Nun endlich kam es (422) zu einem Frieden zwischen Sparta und Athen, der Alles in den frühern Zustand wieder einsetzen sollte, aber die übrigen griech. Staa-

Digitized by Google

ten erkannten denselben nicht an und Alcibiades, der durch seine Schönheit und Gewandtheit, sowie durch seinen Übermuth und sein Glück berühmte Athener, bewirkte den Wiederausbruch der Feindseligkeiten gegen Sparta. Alcibiades beredete 415 die Athener auch zur Einmischung in die politischen Angelegenheiten Siciliens und hier erlitten die Athener, nachdem den Siciliern eine spartan. Flotte zu Hülfe gekommen war, eine der blutigsten Niederlagen. Alcibiades war schon zu Anfang dieses Krieges von Sicilien zurückberufen worden, um sich wegen eines Frevels gegen Heiligthümer zur Rechenschaft zu stellen, den er im trunkenen Übermuth begangen. Er floh zu den Spartanern und führte diese siegreich gegen sein eignes Vaterland. Aber auch in Sparta machte sich Alcibiades durch seine Sittenlosigkeit Feinde und man wollte ihn heimlich tödten lassen. Aber er floh zu den Persern und unterhandelte von hier aus mit Athen, das sich in großer Noth befand, den zum Tode Verurtheilten wieder aufnahm und ihn sogar zum Feldherrn machte. Er rettete Athen durch Vernichtung der peloponnes. Flotte bei Cyzikus 410. Sparta bat nun um Frieden, aber die schon wieder übermüthigen Sieger verweigerten ihn. In Alcibiades Abwesenheit wurde aber die athen. Flotte geschlagen und im Unwillen jener vom Volke entsetzt. Der spartan. Feldherr Lysander schlägt 405 nochmals die athen. Flotte, sodaß von 180 Schiffen nur acht entkommen, darauf wird Athen zu Land und Wasser belagert und muß sich endlich 404 auf die schmachvollen Bedingungen ergeben: die Befestigungswerke niederzureißen, alle Schiffe bis auf zwölf auszuliefern, die auswärtigen Besitzungen aufzugeben und spartan. Staatsverfassung anzunehmen.

Von den Spartanern wurde in Athen die Regierung 30 Männern übergeben, denen eine spartan. Besatzung und 3000 bewaffnete Athener zu Diensten standen. Unterstützt von dieser Macht, wütheten die 30 Tyrannen gegen alle demokratisch und patriotisch gesinnten Bürger Athens, welche theils zum Tode, theils zur Verbannung verurtheilt wurden. Die Willkür, mit der aber Sparta gegen alle unter seinem Einfluß stehenden griech. Städte verfuhr, machte bald ihre alten Verbündeten eifersüchtig und Theben, Argos und Megara nahmen die verwiesenen Athener auf. Der Athener Thrasybul stellt sich an die Spitze der Vertriebenen, die Dreißig sind zu schwach, Widerstand zu leisten und müssen Athen verlassen. Nach einer kurzen Zwischenregierung von zehn gleichfalls spartan. gesinnten Männern gelang es endlich (403), begünstigt durch Zwistigkeiten, die unter den Spartanern selbst ausgebrochen waren, in Athen wieder eine demokratische Verfassung herzustellen, welche jedoch häufig in eine Pöbelherrschaft ausartete, die Athen dem Untergange immer näher brachte.

Sparta hatte nicht nur mehre griech. Staaten, sondern auch den Perserkönig gegen sich aufgebracht. In seinem großen Könige Agesilaus II., einem kleinen und lahmen, aber klugen und tapfern Manne, erhielt es jedoch einen siegreichen Feldherrn, der die Perser in Asien selbst angriff, wiederholt schlug und sogar mit dem kühnen Plane umging, den Perserkönig zu entthronen. Persisches Geld brachte jedoch mehre griech. Staaten in die Waffen gegen Sparta, und als Lysander 394 in Böotien besiegt und getödtet worden, stand fast ganz G. gegen Sparta auf. Agesilaus mußte aus Asien nach G. zurückkehren. Er siegte bei Koronea und besetzte nachher Korinth. Indeß wurde Konon, ein nach der Schlacht von Aegospotamos nicht in seine Vaterstadt zurückgekehrter Athener, Anführer der pers. Flotte, besiegte die Spartaner in einer Seeschlacht, plünderte die Küsten von Lakonien und baute mit pers. Gelde Athen neue Mauern. Durch den Spartaner Antalcidas wurden nun Friedensunterhandlungen mit dem Perserkönige angeknüpft und auf seinen Betrieb Konon, der als athen. Gesandter kam, in Persien getödtet. Es kam 387 ein Friede zwischen Persien und Sparta zu Stande, welcher unter beider Staaten Obhut die kleinasiat. Griechen den Persern unterwarf, Athen beschränkte und die Freiheit der übrigen griech. Staaten sicherte.

Sparta fuhr fort, den griech. Staaten seine Übermacht empfinden zu lassen. So mischte es sich auch in die Angelegenheiten Thebens, indem es der aristokratischen Partei über die demokratische den Sieg verschaffte und die Kadmea, die Burg von Theben, besetzte. Aber die entflohenen Demokraten, an deren Spitze Pelopidas stand, kamen durch List und Hülfe der Athener wieder in Besitz Thebens. Athen kämpfte siegreich gegen Sparta, aber Theben ging darauf aus, sich zum einflußreichsten Staate G.'s zu machen. Sparta und Athen machten einen von den Persern vermittelten Frieden. Die Thebaner unter Epaminondas (s. d.) schlugen bei Leuktra 371 die Spartaner. Die Athener blieben neutral, aber der Peloponnes trat gegen Sparta auf. Pelopidas und Epaminondas führten ein theb. Heer nach dem Peloponnes, da kamen Athen, Korinth und andere griech. Staaten endlich den Spartanern zu Hülfe und zwangen die Thebaner zum Rückzug. Der Krieg wurde matt fortgeführt; auch ein Bündniß Persiens mit Theben war von wenig Einfluß geblieben, die Arkadier strebten nach der Oberherrschaft im Peloponnes; Pelopidas war in einer siegreichen Schlacht gegen den Tyrannen Pherä in Thessalien gefallen. Nochmals kam Epaminondas mit einem großen Heere nach dem Peloponnes; Athen eilt Sparta zu Hülfe und Epaminondas siegt und fällt bei Mantinea 363. Der Perserkönig will den Frieden vermitteln, die Spartaner sollen Messenien freigeben, da macht sich der alte König Agesilaus nochmals nach Ägypten zum Perserkriege auf, schlägt die Perser, stirbt aber auf der Rückreise 361.

Die Streitigkeiten der griech. Staaten untereinander dauerten fort; die größern Staaten suchten sich in Besitz der Oberherrschaft zu setzen, waren aber durch die langen Kriege geschwächt und in sich nicht einig; die kleinern suchten sich von den größern unabhängig zu machen. Diese Verwirrungen benutzte der schlaue Philipp, König von Macedonien, sich einen Einfluß in die griech. Angelegenheiten zu verschaffen, gegen den der griech. Redner Demosthenes (s. d.) mit seiner hinreißenden Beredtsamkeit vergeblich den Muth der Athener aufrief. Sie machten nur schwache Versuche, die Ausbreitung der Macht Philipp's zu hemmen, und ließen sich endlich durch bestochene Redner zum Bündniß mit ihm bereden. Philipp weiß alle griech. Staaten zu hintergehen, verheert Phocis, angeblich Tempelräuberei rächend, macht Argos, Messenien und Arkadien unabhängig von Sparta und nimmt Besitz von athen. Bundesstädten. Nun endlich ergreift Athen, von Demosthenes begeistert, mit Nachdruck die Waffen. Als Philipp in G. landet, treten mehre griech. Staaten auf Seiten Athens und

by Google

auch Theben wird von Demosthenes zum Beitritt bewogen. In der Schlacht von Chäronea werden aber die verbündeten Griechen geschlagen, der junge Alexander (s. d.) thut seine ersten glänzenden Waffenthaten und G.'s Untergang war entschieden, als 337 Philipp bei einer allgemeinen Versammlung der Griechen zu Korinth zum Oberfeldherrn derselben gegen Persien ernannt wurde. Zwar starb Philipp schon im folgenden Jahre, aber Alexander der Große, der ihm folgte, wußte bald durch Geist- und Waffengewalt das Ansehen seines Vaters bei den Griechen auf sich überzutragen. Auf das Gerücht seines Todes, das sich verbreitete, als er beschäftigt war, im Norden seine Macht zu befestigen, erhoben sich die Griechen, um ihre Freiheit nochmals zu behaupten, aber Alexander zeigte bald durch die Zerstörung Thebens, bei der nur das Haus des großen Dichters Pindar verschont wurde, daß er noch lebe, um G. zu beherrschen. G.'s Geschichte und Schicksale waren von nun an mit denen Macedoniens verbunden. Nach Alexander's Tode strebte es vergeblich wiederholt nach Freiheit; es wurde ein Spielball der Politik verschiedener Eroberer, die bald es zu unterjochen, bald mit dem Scheine es zu befreien auftraten. In Athen kam auf diese Weise (307) Demetrius Poliorcetes zur Herrschaft, welcher die demokratische Verfassung Athens wenigstens zum Theil wiederherstellte. Nur noch einmal schien der Geist des alten Griechenthums wieder zu erwachen, als nämlich die nochmals vereinigten Griechen (279) den celtischen Raubhorden, welche unter Brennus verheerend einbrachen, heldenmüthigen Widerstand leisteten. G. wäre vielleicht noch zu retten gewesen, wenn zwischen den Staatenvereinen des achäischen und ätolischen Bundes, die sich um das Ende des 3. Jahrh. v. Chr. bildeten, nicht dieselbe unglückliche Eifersucht ausgebrochen wäre, welche früher Sparta und Athen gegeneinander trieb. Auch die einzelnen Staaten, namentlich Sparta, konnten die Erinnerung an die alte Macht nicht vergessen, und so arbeiteten die griech. Staaten fortwährend an ihrem gemeinschaftlichen Verderben. Die Macedonier und später die Römer wurden von den Parteien zu Hülfe gerufen, und diese gleich schlimmen Bundesgenossen der Griechen hatten leider auch dieselben Absichten auf die Unterjochung derselben. Vergebens wurde in Sparta ein Versuch gemacht, die alten Sitten und Gesetze wieder in Kraft zu bringen, umsonst erhoben sich an der Spitze des achäischen Bundes ausgezeichnete Feldherren, wie Aratus aus Sicyon und Philopömen aus Megalopolis; Rom wußte in den Untergang, den es dem macedon. Reiche bereitete, auch G. hinabzustürzen. Die Griechen halfen den Römern die Macedonier in der Schlacht bei Kynoskephale, 196 v. Chr., besiegen, aber es war fast nur Spott, als der Sieger T. Qu. Flaminius bei den isthmischen Spielen die Freiheit G.'s verkünden ließ. Dieses fühlte bald die röm. Fesseln und als es den Feinden Roms beistand, raubte Rom, indem es eine besiegte, G. den letzten Schein von Freiheit. Der ätolische Bund wurde 189, der achäische 146 v. Chr. vernichtet. In diesem Jahre eroberte und zerstörte Mummius Korinth und G. ward unter dem Namen Achaja röm. Provinz.

Während das übrige G. unter der röm. Herrschaft so in der Beziehung herabsank, daß die Griechen wegen ihrer Feigheit und Sittenlosigkeit in Rom sprüchwörtlich wurden, behauptete nur Athen einen Überrest der frühern Größe, wurde von den Römern, welche sich griech. Bildung in Wissenschaft und Kunst zu eigen zu machen strebten, vielfach begünstigt und erhielt noch bis in das 3. Jahrh. n Chr. den Ruhm, Pflegerin des griech. Geistes zu sein. Aber trotz der Pflege und Aufmunterung, welche die bessern Kaiser und reiche Privatleute der Kunst und Wissenschaft angedeihen ließen, sanken beide doch immer tiefer und es trat kein Grieche mehr auf, dessen Name denen eines Platon oder Phidias an die Seite gesetzt zu werden verdiente. Nicht das Festhalten an dem alten Geiste, sondern nur die Sittenlosigkeit G.'s, welche in dem Heidenthum eine Beschönigung fand, war der Grund, daß sich hier die heidnische Religion am längsten erhielt, obschon zu Athen und Korinth der Apostel Paulus selbst das Christenthum gepredigt hatte. Nachdem sich aber dieses als Staatsreligion des röm. Reichs befestigt hatte, wurde allmälig das Heidenthum auch in G. ausgerottet; doch blieben z. B. die Mainotten (die Nachkommen der alten Spartaner) noch bis in das 9. Jahrh. den alten Göttern zugethan. Schon im 3. Jahrh. n. Chr. war G. durch Einfälle der Gothen verheert worden; noch mehr aber litt es gegen Anfang des 5. Jahrh., als Alarich (s. d.) es verwüstete. Von größerm Einfluß auf die völlige Umgestaltung G.'s waren die Slawenschwärme, welche seit der Mitte des 6. Jahrh., besonders aber in der Mitte des 8. Jahrh. einbrachen, großentheils feste Wohnsitze in den entvölkerten Gegenden nahmen und sich allmälig mit der alten Bevölkerung vermischten, besonders nachdem sie im 9. Jahrh. zum Christenthum bekehrt worden waren. Obgleich Araber, Bulgaren, Normannen nacheinander über G. herfielen, so begann dieses, von seiner vortheilhaften geogr. Lage begünstigt, sich doch wieder, als Theil des byzant. Reichs, zu heben und mehre Städte trieben einen blühenden Handel. Die Kreuzzüge wurden aber Veranlassung, daß sich die Franken des Peloponnes, welcher schon den Namen Morea erhalten hatte und eines Theils von Hellas (Livadien) bemächtigten. Die Inseln des griech. Archipels kamen im 13. Jahrh. großentheils unter die Herrschaft der Venetianer. Allmälig setzten sich die Türken in Besitz von G., besonders nachdem sie (1453) dem byzant. Reiche ein Ende gemacht hatten, und nur auf kurze Zeit kam der größte Theil G.'s unter die Herrschaft der Venetianer.

Nur durch drei Umstände wurde es möglich, daß nicht jede Spur des griech. Lebens unter der Herrschaft der barbarischen Türken verloren ging. Mit dem wärmsten Glaubenseifer hingen nämlich die Griechen an der griech.-katholischen Religion, von welcher bei Ausübung des Gottesdienstes die griech. Sprache festgehalten wurde, und die griech. Geistlichkeit übte um so mehr Gewalt über das Volk aus, als dieses auch in Rechtsstreitigkeiten, wenigstens so weit diese Angelegenheiten der Griechen untereinander betrafen, von der Geistlichkeit abhing, da es bei den weltlichen türk. Richtern als gebornen Feinden und Unterdrückern kein Recht gefunden hätte. Der zweite Umstand war die gänzliche Verschiedenheit des Volkscharakters der Türken von dem der Griechen, und die Hartnäckigkeit, mit welcher die Türken an dem ihren festhielten. Die Türken verachteten die Griechen schon aus religiösen Rücksichten, aber auch, weil sie dieselben für sittenlos und betrügerisch hielten, wozu sie allerdings nicht ohne Grund waren, denn ein Volk, welches durch sittliche Entwürdigung untergegangen und seit Jahrhunderten aus einer Knechtschaft in die andere

Digitized by Google

gegangen war, mußte nothwendig tief gesunken sein. Der dritte Umstand, welcher eine einstige Wiedergeburt G.'s möglich machte, war der, daß sich in G. selbst einzelne Stämme und eine große Anzahl als Klephten (d. h. Räuber) lebender Griechen in Freiheit von dem türk. Joche erhielten, auch die griech. Inseln, wenn sie auch Tribut zahlen mußten, doch stets einen Schimmer von Freiheit behielten. Alles dieses war eine Folge der Trägheit und der Regierungsverfassung der Türken, welche sich begnügten, Vortheile aus den eroberten Ländern zu ziehen, wie sie sich am nächsten darboten, aber niemals darauf bedacht waren, das eroberte Land in geistiger Beziehung sich zu eigen zu machen, und in ihrem Staate ein in allen Einzelnheiten, als in seinen lebendigen Organen, auftretendes Ganzes darzustellen. Die betriebsamen, fleißigen Griechen zogen allmälig allen Handel und damit alle aus demselben fließenden Reichthümer an sich, während die Türken in Trägheit blieben. Namentlich machten in dieser Beziehung die Inseln große Fortschritte. Ein Streben nach Freiheit, welches jedoch bald wieder unterdrückt wurde, regte sich zuerst in den Kriegen, welche 1768 und 1788 die Russen mit der Türkei führten. Die Russen und später die Franzosen (als Napoleon mit den Türken Krieg führte) suchten die Griechen immer in Aufregung zu erhalten, weil sie von denselben eine mächtige Hülfe gegen die Türken hofften, wenn es zu einem entscheidenden Kampfe mit diesen käme. Mehr aber als diese von außen kommenden Mahnungen an die Freiheit bewirkte die wieder zunehmende Bildung der Griechen, eine Folge des Verkehrs mit der europ. Welt, in den ihre Handelsthätigkeit sie brachte. Es wurden an verschiedenen Orten heimlich, weil die Türken es nicht gestatteten, Schulen errichtet, und unter den Griechen selbst standen wissenschaftlich gebildete Männer als Schriftsteller auf, man suchte das alte G. in seinen unsterblichen Schriftwerken auf und immer Mehre begeisterten sich an diesen zum bevorstehenden Kampfe für die Befreiung eines so herrlichen Vaterlandes aus zweitausendjähriger Schmach und Knechtschaft.

Nachdem bereits bei allen edlern Griechen der Gedanke an die Befreiung von dem türk. Joche lebendig geworden war, trat zuerst der durch Genialität und wissenschaftliche Bildung gleich ausgezeichnete Konstantinos Rigas mit dem kühnen Plane auf, unter dem Namen Hetairia eine geheime Verbindung zu stiften, mit dem Zwecke, G. von der türk. Herrschaft zu befreien. Während er in dieser Absicht mit einer großen Anzahl gebildeter Griechen, sowie einflußreicher Fremder in schriftliche Verbindung trat, suchte er auf das griech. Volk durch begeisterte Lieder in der Volkssprache zu wirken, in denen er Liebe zum Vaterlande, Sehnsucht nach Freiheit und Haß gegen die Tyrannen mit aller Kraft hinreißender Poesie aussprach. Zwar wurde Rigas 1798 von den Türken auf östr. Gebiet gefangen und in Belgrad hingerichtet, aber die Hetairia, deren Mitglieder Rigas nicht verrathen hatte, gewann durch den Tod dieses Märtyrers der Freiheit nur an Begeisterung für die Freiheit. Zwar mußten die Pläne derselben noch unausgeführt bleiben, besonders weil man noch nicht auf die große Masse des völlig ungebildeten griech. Volks rechnen konnte, aber nachdem durch Zeitumstände begünstigt und durch die Thätigkeit der gebildeten Griechen gefördert, auch bei den gemeinen Griechen sittliche Kraft und Vaterlandsliebe einen höhern Aufschwung genommen hatten, beschäftigte sich eine neue Hetairia angelegentlich mit Befreiungsplänen. Durch Zeitverhältnisse, besonders durch den Umstand, daß Ali Pascha von Janina mit der Pforte in offenen Kampf getreten war, wurde der Aufstand der Griechen eher herbeigeführt, als ursprünglich in den Plänen der Hetairia lag. Der Aufstand begann 1821 nach dem plötzlichen Tode des Hospodars der Walachei, indem Theodor Wladimiresko in der Walachei das Landvolk zu den Waffen rief, um die türk. Herrschaft abzuschütteln und Alexander Ypsilantis, der bisher in russ. Diensten gestanden hatte, in der Moldau an die Spitze der Unzufriedenen trat und von Jassy aus die Griechen zum Freiheitskampfe aufrief. Man hatte auf Unterstützung Rußlands gerechnet; dieses aber erklärte öffentlich seine Misbilligung des unternommenen Aufstandes, und da überdies Wladimiresko mehr seinen eignen Vortheil als die Sache der Freiheit in den Augen hatte, die in der Eile aufgerafften kleinen Heere ohne militairische Disciplin waren und, zum Theil nicht ohne Ypsilantis Schuld, die getheilte Streitmacht der Hetairisten auch an den nöthigsten Kriegs- und Lebensbedürfnissen Mangel litt, so nahm der Aufstand ein beklagenswerthes Ende. Wladimiresko trat mit den walach. Bojaren in Unterhandlung und rückte mit seinen Truppen gegen die Hetairisten, die ihn aber gefangen nahmen und zu Tergowist hinrichten ließen. Gegen Ypsilantis aber rückte nun die Hauptmacht der Türken unter dem Pascha von Widdin an, und am 19. Juni 1821 kam es beim Kloster Drageschan zu einer blutigen Schlacht, in welcher, ungeachtet heldenmüthiger Gegenwehr von Seiten der Hetairisten, diese von dem ihnen an Zahl beiweitem überlegenen Feinde völlig geschlagen und entweder niedergemacht wurden oder sich zerstreuten. Ein ähnliches Schicksal hatte der Aufstand in der Moldau. Ypsilantis, der selbst an der Schlacht nicht Theil genommen, sah sich bald darauf genöthigt, die Grenze des östr. Kaiserstaats zu überschreiten. Die Behörden behandelten ihn als Staatsgefangenen und hielten ihn als solchen anfangs auf dem ungar. Felsenschlosse Munkatsch, dann in der Festung Theresienstadt in engem Verwahrsam bis zum Jahre 1827, in welchem er freigelassen ward, aber bald nachher starb.

Während so im nördl. Theile des türk. Reichs die Sache der Freiheit hoffnungslos verloren war, schöpften die Freunde derselben im eigentlichen G. neue Hoffnungen. Durch das anfängliche Zaudern der Pforte, gegen die Hetairisten in den Fürstenthümern kräftige Maßregeln zu ergreifen, gewannen die Griechen Vertrauen zu sich selbst und traten namentlich im Peloponnes immer muthiger auf. Schon vorher, im Monat Febr., hatten sie es gewagt, dem ausdrücklichen Verbote der Türken zuwider, bewaffnet zu gehen, worüber es in Patras zu Unruhen kam, welche als das Vorspiel jener langen Reihe von blutigen Ereignissen betrachtet werden können, die zehn Jahre lang ohne wesentliche Unterbrechung aufeinander folgten. Denn alle Gemüther waren gereizt und gespannt, und die Gährung nahm noch zu, als man unmittelbar nachher, im Laufe des März, die Nachricht von dem Aufstande in der Moldau und Walachei erhielt. In vielen Stadt- und Landgemeinden bewaffneten sich die Griechen, deren Muth dadurch, daß der Erzbischof von Patras sich öffentlich für ihre Sache erklärte, eine bedeutende moralische Kraft erhielt. Die türk. Besatzung wurde aus mehren festen Plätzen

Digitized by Google

vertrieben und bald stand ganz Morea in Waffen. Schon im Apr. trat zu Kalamata in Messenien die erste griech. Nationalversammlung zusammen, um die Leitung der gesammten Angelegenheiten zu übernehmen. Nachdem die Griechen einige glänzende Siege über die Türken erfochten hatten, ward der Congreß von Kalamata nach dem Kloster Kaltezzi verlegt und Peter Mauromichalis zum Präsidenten ernannt. Inzwischen hatten auch die ihres Reichthums, ihrer thätigen, im Seedienste vortrefflich geübten Bevölkerung und ihrer zahlreichen Marine wegen so wichtigen Inseln, unter denen Hydra, Spezzia und Psara als die wichtigsten erschienen, sich der Sache ihrer Landsleute angeschlossen und eine Flotte ausgesandt, die den Türken unberechenbaren Schaden zufügte. Während die nördl. Provinzen Thessalien, Akarnanien und Ätolien, weil sie hart an der türk. Grenze lagen, noch ruhig bleiben mußten, stellten die östl. Provinzen Phocis, Böotien, Attika zahlreiche Heerhaufen ins Feld und vertrieben die Türken aus Theben und Athen. In dieser letztern Stadt hielten sich jedoch die Türken in der Citadelle Akropolis. Als die Nachricht von dem günstigen Erfolge der Insurgenten nach Konstantinopel gelangte und man hier zu derselben Zeit eine Verschwörung entdeckte, deren Plan war, die Flotte und das Arsenal in Brand zu stecken und den Sultan zu ermorden, setzte das Volk seiner Wuth gegen die Christen keine Schranken mehr und richtete unter ihnen ein furchtbares Blutbad an. In vielen andern Städten ward das Beispiel der Hauptstadt nachgeahmt, z. B. in Smyrna, Adrianopel, Salonichi, und mehr als 30,000 Griechen wurden binnen drei Monaten ermordet. Da die türk. Regierung diese Greuel ungestraft duldete, so entstand zwischen der Pforte und den christlichen Mächten, namentlich mit Rußland, eine Spannung, welche dadurch, daß russ. Handelsfahrzeuge von Seiten der Türken allerlei lästigen Beschränkungen unterworfen wurden und durch andere Unbilden, beinahe zu einem förmlichen Bruch zwischen beiden Mächten führten. Den Griechen brachten diese Verhältnisse übrigens schon insofern Nutzen, als die Pforte sich genöthigt sah, den größten Theil ihrer Streitmacht im Norden aufzustellen, weil dort, im Fall eines Krieges mit Rußland, die Gefahr am größten war. Dadurch wurde es den Griechen möglich, sich freier zu regen, und ihr Vertrauen auf ihre eigne Kraft wuchs, als ihre Flotte über die türk. bei Mitylene einen Sieg davongetragen hatte, in Folge dessen Ätolien und Akarnanien sich der griech. Sache anschlossen. Auch die Sulioten regten sich; doch behielten im Norden die Türken im Allgemeinen die Oberhand, während sie in der Mitte dieses Jahres in Morea, wohin Alexander Ypsilantis' Bruder, Demetrius, sich begeben hatte, nur noch neun feste Plätze besaßen, von denen bald darauf mehre, namentlich Tripolizza, von den Griechen genommen wurden. Während diesen solchergestalt das Kriegsglück im Allgemeinen ziemlich günstig war, beschäftigte sich ein zu Epidauros versammelter Congreß mit dem Entwurfe einer Verfassung für G., welche unter dem Titel: „Organisches Gesetz für Hellas" im Anfange des Jahres 1822 bekannt gemacht wurde. Zum Präsidenten wurde Maurokordatos ernannt, und nun ward Korinth auf einige Zeit Sitz der Regierung.

In ganz Europa folgte man den Kriegsereignissen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, und das Wiedererwachen des Unabhängigkeitssinns in einem einst so edlen und großsinnigen Volke, welches seit Jahrhunderten unter dem Druck asiat. Eroberer kaum ein Lebenszeichen von sich gegeben hatte, ward von allen Seiten mit lautem Jubel begrüßt. Die Regierungen aber, durch gleichzeitige Revolutionen im westl. Europa bedenklich geworden, misbilligten den Aufstand der Griechen und versagten diesen nicht nur ihre Unterstützung, sondern traten ihnen selbst hemmend und hindernd entgegen, namentlich England auf den ion. Inseln. Doch aus allen Ländern eilten Freunde der hellen. Sache nach G., um dasselbe mit Rath und That zu unterstützen, und zwar in so großer Anzahl, daß diese Philhellenen (d. h. Griechenfreunde) eigne Truppencorps bildeten, die in der Folge wichtige Dienste geleistet und zum Theil ihr Leben für die Freiheit G.'s geopfert haben. Zu den angesehensten Griechenfreunden gehörten der deutsche Gelehrte Thiersch, der genfer Bankier Eynard, dem die Griechen große Summen verdanken, und der große engl. Dichter Lord Byron. In Deutschland und der Schweiz, in Frankreich und in England wurden Vereine zur Unterstützung der Griechen gebildet, die bald eine große Ausdehnung gewannen; in London kam für sie eine Anleihe von 800,000 Pf. St. zu Stande und von allen Seiten her sandte man den Hülfsbedürftigen Geld und Waffen zu. Diese außerordentliche Theilnahme wurde jedoch einigermaßen durch die Treulosigkeiten, welche die Griechen sich mehrfach gegen die Türken zu Schulden kommen ließen, sowie durch die Uneinigkeiten geschwächt, welche unter den Oberhäuptern der Hellenen ausbrachen. Diese geriethen endlich untereinander in Kampf, lieferten sich gegenseitig Schlachten und vergeudeten auf diese Weise nutzlos ihre besten Kräfte. Der zu Verona versammelte Congreß erklärte in Folge dieser fast hoffnungslosen Lage ausdrücklich, daß G. nicht in die Reihe selbständiger Staaten gehöre. Der Krieg war inzwischen mit wechselndem Glück, aber meist zu Gunsten der Hellenen geführt worden. Da verlangte die Pforte von dem Vicekönig von Ägypten, Mohammed Ali, Beistand und dieser sandte seinen zum Pascha von Morea ernannten Sohn Ibrahim mit einer bedeutenden Flotte und 22,000 M. Landtruppen nach G. ab. Der türk. Admiral (der Kapudan Pascha) verband sich mit dem ägypt. Geschwader, nachdem er die Insel Psara gänzlich verwüstet hatte. Im Febr. 1825 landeten ägypt. Truppen bei Modon, nahmen Navarino ein und hauseten furchtbar in Morea; Westgriechenland ward von Albanesen und Arabern ausgeplündert und Missolunghi von Redschid Pascha mit 30,000 M. belagert. Nach heldenmüthigem Widerstande ward diese Festung am 22. Apr. 1826 eingenommen und gänzlich zerstört.

Die Sache der Griechen schien jetzt ohne Rettung verloren. Da trat im entscheidenden Augenblicke eine für sie günstige, von Niemand vorhergesehene, Wendung ein. England, das sich früher dem Aufstande so abgeneigt gezeigt hatte, nahm in Bezug auf denselben grade jetzt ein ganz anderes System an. In Rußland nämlich war Kaiser Alexander gestorben und Nikolaus hatte den Thron bestiegen. Die Unruhen, welche sich bald nach dessen Regierung ereignet hatten, zeugten von einer Gährung in den Gemüthern, welche England befürchten ließ, Rußland möge sich vielleicht veranlaßt fühlen, die Sympathie seiner Unterthanen mit den Griechen, als dessen Religionsver-



Digitized by Google

wandten, zu seinem Vortheile zu benutzen. Daher ward der Herzog von Wellington im Febr. 1826 nach Petersburg geschickt, um mit dem russ. Cabinet über die griech. Angelegenheiten zu unterhandeln, und schon am 4. Apr. unterzeichneten beide Mächte ein Protokoll, in welchem gesagt ward, daß England den Kaiser von Rußland um seine Vermittelung in der griech. Angelegenheit ersucht habe und daß man übereingekommen sei, G. solle fortan einen der Pforte zinspflichtigen Staat bilden, der sich vollständiger Gewissens- und Handelsfreiheit zu erfreuen haben werde, dessen Fürsten aber stets die Pforte ernennen solle. Dieses Protokoll ward den drei andern europ. Großmächten zugesandt und von Frankreich auch angenommen, während Östreich und Preußen alle Theilnahme ablehnten. In G. selbst hatten jetzt die Türken und Ägypter fast überall die Oberhand behalten, da die unselige Uneinigkeit unter den Griechen ihnen leichtes Spiel gab, bis endlich wieder mehr Ordnung in das Ganze gebracht wurde, als 1827 Lord Cochrane zum Oberbefehlshaber der griech. Marine und Graf Antonio **Kapodistrias** (s. d.) am 14. Apr. auf sieben Jahre zum Gouverneur des griech. Freistaats ernannt ward. Dennoch ging im Juni Athen an die Feinde verloren, ganz Nordgriechenland war in ihrer Gewalt und Morea ward von den Ägyptern, die stets neue Verstärkungen erhielten, nach allen Richtungen durchzogen, ohne daß sich irgendwo erfolgreicher und kräftiger Widerstand gezeigt hätte. In der höchsten Bedrängniß kam abermals Hülfe. Die drei Mächte nämlich hatten das oben erwähnte Protokoll der Pforte zur Annahme mitgetheilt. Als dasselbe von ihr zurückgewiesen wurde und sie ausdrücklich erklärte, sich auf Vorschläge solcher Art durchaus nicht einlassen zu können, ward am 6. Juli 1827 von England, Rußland und Frankreich der londoner Vertrag unterzeichnet, dem G. es zu verdanken hat, daß es selbständig und in die Reihe der unabhängigen europ. Staaten eingeführt ward, denn in dem Vertrage war ausgesprochen, daß die Mächte, falls von Seiten der Pforte zu dem Protokolle nicht binnen kürzester Frist eine Zustimmung erfolge, mit G. in unmittelbaren Verkehr treten und durch ihre Flotten einen Waffenstillstand zwischen den streitenden Parteien zu erzwingen suchen wollten; auch sollten keine neuen ägypt. Truppen den griech. Boden fernerhin betreten und Ibrahim's Flotte entweder nach den Dardanellen oder zurück nach Alexandria segeln. Ibrahim weigerte sich entschieden, seine im Hafen von Navarino liegende Flotte zurückzusenden. Da kam es zwischen derselben und der vereinigten Seemacht der drei Mächte am 20. Oct. 1827 zu der berühmten Seeschlacht von **Navarino**, in welcher die ganze türk. Flotte vernichtet wurde.

So sehr nun auch ein solcher Verlust die Pforte schmerzen mußte, so wenig Nachgiebigkeit zeigte sie; die Vorstellungen der drei Cabinete wurden nach wie vor unbeachtet gelassen, und Ibrahim ließ ganze Schiffsladungen griech. Gefangenen nach Ägypten in die Sklaverei abführen. Da endlich brachen die Gesandten von England, Rußland und Frankreich alle Verbindung mit den Türken ab und verließen im Dec. 1827 Konstantinopel. Im nächsten Jan. landete der zum Präsidenten von G. ernannte Graf Kapodistrias zu Napoli di Romania und erhielt gleich nachher aus den Händen der zu Ägina versammelten Regierungscommission die vollziehende Gewalt. Sein Hauptbestreben ging dahin, in das zerrüttete Staatswesen Ordnung zu bringen. Daher ward das Panhellenion als höchste ihm zur Seite stehende Staatsbehörde eingesetzt; er bemühte sich, ein europ. disciplinirtes Heer zu schaffen, den Credit G.'s zu begründen und von den drei Mächten Geld zu erhalten. Durch Eynard's Vermittelung ließen sich denn auch Rußland und Frankreich bewegen, jedes monatlich eine Million Francs zu geben, und so war es möglich, wenigstens die allernothwendigsten Bedürfnisse einigermaßen zu befriedigen. Noch immer stand Ibrahim Pascha in Morea und leistete den vielfachen Auffoderungen der Mächte, nach Ägypten zurückzukehren, erst dann Folge, als im Aug. 1828 General Maison mit 14,000 Franzosen den Griechen zu Hülfe kam, mehre feste Plätze einnahm und Ibrahim zum Abzuge zwang. Von den franz. Truppen sollten 50 00 M. so lange zurückbleiben, bis die griech. Zustände mehr Festigkeit gewonnen haben würden. Zugleich nahmen die drei Mächte den Peloponnes und die Inseln unter ihre Garantie und es begannen Unterhandlungen über die Grenzen des Staats. Nun ward es auch möglich, einige Schulen zu gründen, welche bald auf die in den langen Kriegen verwilderte Jugend einen wohlthätigen Einfluß äußerten. In der Mitte des Jahres 1829 trat die Nationalversammlung zu Argos zusammen und setzte an die Stelle des bisherigen Panhellenion einen Senat. Um dieselbe Zeit aber begann schon hier und da eine große Unzufriedenheit mit der Verwaltung des Präsidenten sich zu äußern, dem man Herrschsucht und Willkür vorwarf. Am 14. Sept. 1829 ward zwischen Rußland und der Pforte der Friede zu Adrianopel geschlossen und in demselben erklärte die letztere, durch den Drang der Umstände dazu gezwungen, ihren Beitritt zum londoner Vertrage. Im Anfange des Jahres 1830 ward dann weiter beliebt, daß G. ein gänzlich tributfreier und durchaus unabhängiger Staat unter einem eignen Monarchen sein sollte. Die Krone ward dem Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg angetragen und von diesem auch bedingungsweise angenommen; bald aber, als er in den Grenzbestimmungen, welche für G. nachtheilig waren, keine Abänderung erwirken konnte, wieder aufgegeben. Die zahlreichen Gegner des bisherigen Präsidenten griffen ihn, der allerdings vielfache Blößen gab, seitdem um so heftiger und schonungsloser an; die republikanische Partei in Morea und die Mainoten erregten Unruhen gegen ihn. Die Erhöhung und gewaltsame Beitreibung der Abgaben vermehrten den Unwillen und erregten überall Misvergnügen, zumal da die Nachricht von den inhaltschweren Ereignissen im übrigen Europa, namentlich von der franz. Julirevolution, alle Gemüther aufs äußerste gespannt hielten. Dazu kam eine drückende Geldnoth, welche weder erhöhete Zölle, noch die Geldsendungen des Philhellenen Eynard zu heben vermochten. Auch mit der Art und Weise, wie Kapodistrias die Rechtspflege ausüben ließ, war Jedermann unzufrieden; nicht minder mit der geringen Beachtung, welche er gegen die Municipalfreiheiten zeigte, die doch selbst von den Türken respectirt worden waren. Die große Masse des Volks hegte gegen die Regierung des Präsidenten entschiedene Feindseligkeit und namentlich sagten sich die Inseln Hydra und Psara, deren Beispiel mehre andere folgten, von derselben gänzlich los. Dasselbe thaten auch die kräftigen Mainoten, welche ein Heer gegen Kapodistrias ins Feld stellten, während sich zu derselben Zeit auch die rumeliot. Truppen gegen ihn empörten, der Admiral Miaulis mit hydriot. Schif-

Digitized by Google

fen gegen die Flotille der Regierung kämpfte und sogar 28 seiner eignen Fahrzeuge bei Poros verbrannte. Überall herrschte Verwirrung, als am 9. Oct. der Präsident, da er eben zur Kirche gehen wollte, von Konstantin und Georg Mauromichalis, deren Familie er aufs bitterste gekränkt und beleidigt hatte, ermordet ward. Nach diesem blutigen Ereignisse waren die Inseln geneigt, sich mit dem Senate, der zu Nauplia seinen Sitz, und gleich nach des Präsidenten Tode dessen Bruder Augustin, Theodor Kolokotronis und Kolettis zu Mitgliedern einer provisorischen Regierung ernannt hatte, wieder auszusöhnen und Maurokordatos und Miaulis thaten von Seite der Hydrioten in dieser Hinsicht die geeigneten Schritte. Aber es kam zu keiner Versöhnung, da die Regierung ganz in der willkürlichen Weise des Präsidenten forthandelte. Nun entstand Bürgerkrieg; die Bewohner der Inseln, die Mainoten und Rumelioten drangen auf eine von jedem ungebührlichen Einflusse unabhängige neue Nationalversammlung und auf Entwerfung einer die Rechte jedes Einzelnen sicherstellenden Verfassungsurkunde. Auf alles Das erklärte die Regierung des Augustin Kapodistrias sich nicht einlassen zu können, und es kam daher nochmals zu blutigen Fehden, während die Rumelioten eine eigene Nationalversammlung wählten und Argos besetzten.

Da langte zur rechten Zeit ein Protokoll der Mächte vom 7. März 1832 an, worin den Griechen angezeigt ward, daß der Prinz Otto (s. d.) von Baiern zu ihrem Souverain ernannt worden sei; eine Nachricht, die von den Rumelioten mit hoher Freude, von der Kapodistrianischen Partei dagegen mit tiefer Betrübniß vernommen ward. Augustin Kapodistrias gab unmittelbar nachher seine Entlassung und schiffte sich nach Korfu ein. Aber noch längere Zeit dauerten die Fehden und Uneinigkeiten, welche meist durch die Kapodistrianer und ihren einflußreichsten Anhänger Kolokotronis entstanden, namentlich im Peloponnes fort. Die drei Mächte hatten indessen bestimmt, daß bis zur Volljährigkeit des Königs Otto, welche am 1. Juni 1835 eintrat, eine Regentschaft die Leitung der griech. Staatsangelegenheiten übernehmen sollte. Diese, aus dem Grafen von Armannsperg (s. d.), dem Obersten von Heidegger und dem Staatsrath von Abel bestehend, ward im Oct. ernannt und in demselben Monat langte eine griech. Deputation, mit Miaulis an der Spitze, in München an und leistete dem König den Huldigungseid. Im Anfange des December, nachdem bestimmt worden war, daß ein Corps bair. Truppen nach G. abgehen sollte und eine in drei Serien zahlbare Anleihe von 60 Mill. Francs von Seiten der drei Mächte garantirt worden war, reiste der junge König von München ab, landete zu Ende Jan. 1833 auf griech. Boden und hielt am 6. Febr.. in Nauplia seinen feierlichen Einzug.

Die Regentschaft, welche dem jungen Könige zu Seite stand, hatte eine schwierige Aufgabe zu lösen. Sie sollte ein von mehr als zehnjährigem Kriege erschöpftes, zum großen Theil gänzlich verwüstetes, von erbitterten, einander bis auf den Tod bekämpfenden Parteien zerrüttetes Land beruhigen, das Amt der Vermittlerin und Versöhnerin übernehmen und den Wohlstand heben. Sie hat von Anfang an Hindernisse gefunden, hat mit den mannichfachsten Schwierigkeiten zu kämpfen und Rücksichten nach allen Seiten zu nehmen gehabt. Daß Misgriffe und Fehler in Menge begangen worden sind, wird von vielen Seiten behauptet, kann aber nicht befremden, wenn man bedenkt, daß es Ausländer waren, denen die Leitung der griech. Angelegenheiten anvertraut wurde, daß sie daher mit vielen innern Verhältnissen unmöglich genau bekannt sein konnten. Daher ist die Verwaltung des Grafen Armannsperg häufig sehr scharf getadelt worden; so viel aber ist gewiß und kann von keiner Seite geleugnet werden, daß unter seiner Verwaltung Handel und Ackerbau sich gehoben haben, Landstraßen zu bauen angefangen, Colonien von Chioten und Psarioten im Lande gegründet wurden; ferner ward das Münzwesen neu regulirt, eine Gensdarmerie errichtet, für die Schulen Manches gethan, eine regelmäßige Postenverbindung im Innern und mit dem Auslande organisirt, der Versuch zur Errichtung einer Bank gemacht, für die Aufbewahrung der Alterthümer gesorgt, die ganz im Argen liegende Rechtspflege geordnet und ein regelmäßiger diplomatischer Verkehr mit den europ. Mächten unterhalten. Dank ist der Regentschaft für ihre Verwaltung aber von keiner Seite her geworden, und Graf Armannsperg hat im Anfange des Jahres 1837 G. verlassen. Im Jahre 1836 machte König Otto, welcher bereits im März 1834 den Grundstein zu seinem Residenzschlosse in Athen, das jetzt Hauptstadt G.'s ist, gelegt hatte, eine Reise durch Deutschland, vermählte sich mit einer oldenburg. Prinzessin und kehrte dann nach G. zurück, begleitet von dem als Abgeordneten zur bair. Ständeversammlung bekannten Herrn von Rudhardt (s. d.), der ihm fortan als Rathgeber zur Seite stehen wird und dem das allerdings schwierige Geschäft überlassen bleibt, die verschiedenen, G. noch immer theilenden Interessen zu befriedigen und auszugleichen, die Ruhe dauernd zu begründen und die Verfassung zu entwerfen, welche ein großer Theil der Griechen als den Schlußstein des neuen Staatsgebäudes ansieht.

Solchergestalt ist nun wenigstens ein Theil des alten G.'s, nachdem es länger als 300 Jahre unter dem Sklavenjoche von Eroberern geseufzt, welche nicht einmal die Religion mit ihm gemein haben, ein selbständiges Königreich geworden. Das neue G. besteht aus dem vormaligen türk. Paschalik Morea, dem Sandschak Livadien, der Insel Egribos (Euböa), einem Theile von Karlilli und Lepanto, den Kykladen und mehren Sporaden, zusammen etwa 800 □M. mit etwa 700,000 Einw., die sich meistens zur griech. Kirche bekennen. Es zerfällt geographisch in drei Haupttheile: das alte Hellas nämlich oder Livadien, Morea oder den Peloponnes und die Inseln. Das ganze Land hat ein mildes, heiteres Klima, ist zumeist fruchtbar und hat großen Productenreichthum, der ihm bei sorgfältigem Anbaue einen bedeutenden Handel sichern würde, selbst wenn seine Lage zu einem solchen weniger geeignet wäre. Im Süden, besonders in Attika, gedeiht der Ölbaum vortrefflich; der Honig ist schon seit den Zeiten des Alterthums berühmt, die Rosinen und Korinthen liefern einen nicht unwichtigen Ausfuhrartikel und die Wolle wird gesucht sein, wenn die Schafherden erst mehr veredelt sind. Auch Getreide, Baumwolle, Taback und Südfrüchte sind vortrefflich. Im Allgemeinen ist das Land gebirgig, erhebt sich aber nicht einmal im Taygetus in Morea bis zur Schneegrenze. Die wichtigsten Ströme sind der Aspropotamos im N., der Rufia (Alpheus) und der Iri (Eurotas) im Süden. Die Gebirge enthalten Eisen, Blei, Zink, Quecksilber, Ko-



Digitized by Google

balt, Kupfer, Stein- und Braunkohlen und werden, sobald der Bergbau, dem Plane der Regierung zufolge, erst schwunghafter betrieben werden kann, reichen Ertrag, besonders an Eisen und Blei, liefern. — Gegenwärtig ist G. in zehn Nomen oder Kreise getheilt, an deren Spitze ein Nomarch steht; die Nomen zerfallen in Eparchien oder Bezirke (mit einem Eparchen) und diese in Demoi, Gemeinden, (mit einem Demogeronten.) Hauptstadt und Residenz ist Athen (s. d.). Die Nomen sind: Argolis mit der Hauptstadt Nauplia; Achaja und Elis, wo Patras; Messenien, wo Arkadia; Arkadien, wo Tripolizza; Lakonien, wo Mistra; Akarnanien und Ätolien, wo Wrachori; Locris und Phocis, wo Salona; Attika und Böotien, wo Athen; Negroponte und die Kykladen. Euböa oder Negroponte ist durch den Euripus vom Festlande getrennt, etwa 60 □M. groß, ungemein fruchtbar und hat etwa 60,000 Einw. Die Insel Psara oder Ipsara, welche sich im Befreiungskampfe so heldenmüthig bewies, ist in der Gewalt der Türken geblieben; Syra dagegen mit der blühenden Handelsstadt Hermopolis gehört zu G. Auf dem Festlande liegen die meisten Städte im ehemaligen Hellas; am wichtigsten und volkreichsten sind: Nauplia, mit 10,000 Einw.; Tripolizza mit 5000, Modon in Messenien mit 7000 und Koron mit 5000 Einw.

**Griechische** oder **griechisch-katholische** und **apostolische Kirche** heißt die vorzüglich in Griechenland und Rußland herrschende christliche Kirche, welche an den altchristlichen Dogmen festhält, die nach der allgemeinen Anerkennung des Christenthums im röm. Kaiserthum durch mehre Kirchenversammlungen festgesetzt wurden und im 5. Jahrh. eine eigenthümliche Ausbildung erhielten, in deren Folge die griech. von der röm.-katholischen Kirche sich trennte. Zu ihr gehörten bis ins 7. Jahrh. Ostillyrien, das eigentliche Griechenland nebst den griech. Inseln, Syrien mit Palästina, Arabien, Ägypten und viele christliche Gemeinden in Mesopotamien und Persien. Später erst kamen slawische Völkerschaften, unter ihnen die Russen, dazu, nachdem fast alle Provinzen in Asien und Afrika allmälig durch die Mohammedaner entrissen worden waren. Die Trennung der griech. Kirche von der röm. wurde bedingt durch den Unterschied des Morgenlandes von dem Abendlande in Sitten und Sprache, besonders begünstigt aber durch die politische Trennung des röm. Weltreichs in das morgenländische und abendländische Reich. Es machten nun nämlich beide Städte, Konstantinopel und Rom, gleiche Ansprüche darauf, für die ersten Städte der Welt zu gelten, und gleichermaßen machten die geistlichen Oberhäupter in Rom und Konstantinopel Ansprüche auf den ersten Rang unter den Bischöfen der Christenheit. Anfänglich stellten sich den Anmaßungen des röm. Bischofs die Patriarchen von Konstantinopel, Alexandrien, Antiochien und Jerusalem nur gemeinschaftlich entgegen, bald aber verketzerten die beiden kirchlichen Parteien einander gegenseitig und die Bischöfe derselben fanden Unterstützung in den Regierungen ihrer Länder. Der Bischof zu Konstantinopel war auf zwei Kirchenversammlungen, zu Konstantinopel 381 und zu Chalcedon 451, als zweiter Bischof der Christenheit neben dem röm. anerkannt worden. Wegen einiger scheinbaren Abweichungen von den Bestimmungen der Kirchenversammlung zu Chalcedon sprach der röm. Bischof Felix II. 484 über die Patriarchen zu Konstantinopel und Alexandrien den Bann aus. Nun war die Trennung beider Kirchen entschieden, obschon wiederholte Versuche gemacht wurden, sie wieder zu vereinigen. Der Bilderstreit (s. Bilderdienst) bei den Griechen, das Cölibat bei den Lateinern und eine Menge abweichender Glaubensartikel, machten die Spaltung immer größer. Vergebens bemühten sich selbst mehre griech. Kaiser um die Hülfe des Abendlandes gegen die immer drängender anstürmenden Türken zu erhalten, die Kirchengemeinschaft mit Aufgebung der Eigenthümlichkeiten der griech. Kirche herzustellen. Das griech. Kaiserreich fiel endlich, verlassen von den abendländischen Christen, unter die siegende Macht der Türken. Unter der türk. Oberherrschaft beobachtete die griech. Kirche zwar gewissermaßen ihre Selbständigkeit und mit ihr die der Nation, aber ein großer Übelstand war die Verkäuflichkeit der geistlichen Stellen. In Ungarn, Siebenbürgen und Polen wurden die griech. Gemeinden zur Aussöhnung mit der röm. Kirche bewogen und hießen nun unirte Griechen. Für junge Griechen wurde vom Papst Gregor XIII. ein Collegium zu Rom 1566 gestiftet. Auch die Protestanten machten Versuche, ihren Ansichten Eingang bei den Griechen zu verschaffen. Der Patriarch Cyrillus Lukaris wurde in Folge der Calvinischen Richtung, die er in seinem Glaubensbekenntnisse aussprach, entsetzt und endlich sogar 1638 getödtet. In Moskau wurde 1587 der Bischof Hiob zum selbständigen Patriarchen ernannt. Einen festen Haltpunkt erhielt die griech. Kirche durch das Glaubensbuch, welches der Metropolit in Kiew, Petrus Mogilas, verfaßte und das 1643 durch die Unterschriften der Patriarchen von Konstantinopel, Alexandria, Antiochia, Jerusalem und anderer angesehener Geistlichen zum allgemein gültigen Glaubensbekenntniß der griech. Kirche wurde. In Rußland wurden von dem Kaiser Peter dem Großen verschiedene Kirchenverbesserungen durchgesetzt, indem er an die Stelle eines obersten Patriarchen über Rußland 1721 die heilige Synode zu Moskau setzte und sich selbst zum Schutzherrn der Kirche erklärte. Die griech. Kirche nimmt als Quellen der Glaubenslehre die heilige Schrift und die Beschlüsse der sieben ökumenischen (d. h. allgemeinen) Concilien zu Nicäa 325, Konstantinopel 381, Ephesus 431, Chalcedon 451, Konstantinopel 553, 680, und Nicäa 787 und mehre Kirchenväter an. Sie erkennt überhaupt die Unfehlbarkeit der in einer Synode repräsentirten Kirche an, sowie eine solche Synode auch das Recht hat, den Bann auszusprechen. Dagegen verwirft sie die Vorstellung eines sichtbaren Stellvertreters Christi auf Erden, und der oberste Patriarch nimmt daher bei den Griechen keineswegs die Stelle ein, welche der Papst in der röm.-katholischen Kirche behauptet. Die Hauptunterschiede der morgenländischen von der abendländischen Kirche sind folgende: Der heilige Geist geht nicht, wie der Papst lehrt, vom Vater und Sohn, sondern allein von dem Vater aus; die Apokryphen sind den kanonischen Büchern der Bibel nicht gleichzuachten; es gibt kein Fegfeuer, keine überverdienstlichen guten Werke, keinen Ablaß im Sinne der Katholiken; jeder Priester kann die Firmung ertheilen; bei der Taufe werden die Kinder dreimal ganz untergetaucht; das Abendmahl wird in beiderlei Gestalt ausgetheilt und zwar so, daß den Laien ein Brocken ungesäuerten Brotes in einem Löffel voll mit Wasser gemischten Weines über

Digitized by Google

dem Altar oder einem Altartuche gereicht wird, nur Geistliche trinken aus dem Kelche; das Abendmahl wird auch Kindern gereicht; die niedern Geistlichen dürfen heirathen, aber nur eine Jungfrau und nur einmal in ihrem Leben, daher sie als Witwer gewöhnlich in den Mönchsstand treten; Laien dürfen keine vierte Ehe eingehen; Ehescheidungen sind gestattet; nur gemalte Bilder Christi und der Heiligen dürfen verehrt werden, keine erhaben gearbeiteten Bildwerke; die Ölung wird als Heilmittel bei Krankheiten angewendet u. m. a. Streng ist das Fasten der Griechen, bei dem nur der Genuß von Früchten, Kräutern, Brot und Fischen gestattet ist. Sie fasten Mittwochs und Freitags in jeder Woche, nicht Sonnabends, wie die Katholiken. Überdies sind Fastenzeiten: die großen Fasten während der 40 Tage vor Ostern; das Muttergottesfasten, vom 1.—15. Aug.; das Apostel-Petersfasten nach Trinitatis; das Apostel Philippsfasten vom 15. Nov. bis 24. Dec.; endlich die Tage der Kreuzerhöhung und der Enthauptung Johannis. Die Griechen haben die hohen Fest- und Feiertage (s. d.) der übrigen Christen. Eigenthümlich sind ihnen nur das Fest der Wasserweihe, welches am 6. Jan. gefeiert wird zur Erinnerung an die Taufe Jesu im Jordan, und der orthodoxe Sonntag zur Ehre der griech. Kirche. Bei der Wasserweihe wird eine Öffnung in das Eis des nächsten Flusses gemacht und mit grünen Nadelholzzweigen geschmückt, mit Heiligenbildern umstellt u. s. w. In feierlichem Zuge kommt die Geistlichkeit mit der Gemeinde zu dem Orte, das Wasser, welches durch die Öffnung strömt, wird geweiht, stellt nun den Jordan vor und wird für besonders wunderbar wirksam gehalten. Mit ihm besprengt der vornehmste der anwesenden Geistlichen das Volk, man füllt Flaschen und andere Gefäße mit diesem Wasser und taucht Kinder in ihm unter. Am orthodoxen Sonntage werden die Beschützer, Prälaten und Märtyrer der Kirche gepriesen und die Ketzer verflucht. Kreuze, Reliquien, Gräber sind den Griechen sehr heilig und sie bedienen sich, wie die Katholiken, der Zeichen des Kreuzes und der Anrufung der Heiligen. Ja in der Verehrung der Heiligen gehen sie fast noch weiter als jene. In der Kirche dulden sie keine Instrumentalmusik, sondern nur Gesang, auch haben sie keine Sitzplätze. Die Messe macht den Haupttheil des öffentlichen Gottesdienstes aus, es werden Schriftstellen vorgelesen, desgleichen Legenden von Heiligen und Gebete, Sprüche und Glaubensbekenntnisse hergesagt, die der Priester oder Liturg anstimmt, die Gemeinde aber zu Ende spricht. Bei den Russen wird zuweilen auch gepredigt. Kirchensprache ist bei den eigentlichen Griechen das alte Griechisch, in welchem das neue Testament geschrieben und in welches das alte Testament übersetzt ist; bei den Russen und andern slaw. Völkerschaften die altslawische und bei den Georgiern die altgeorgische Sprache. Es wird eine höhere (Archiereis) und eine niedere Geistlichkeit unterschieden. Zu jener gehören die Patriarchen, Metropoliten, Erzbischöfe und Bischöfe; diese besteht theils aus Weltgeistlichen, theils aus Klostergeistlichen. Die höhere Geistlichkeit lebt im ehelosen Stande und geht aus der Klostergeistlichkeit (den Mönchen, Monachi) hervor, welche auch die schwarze Geistlichkeit genannt wird und aus gemeinen Brüdern, ordinirten Mönchen (Hierodiakonen oder Hieromonachi), Prioren (Higumenen) und Äbten (Archimandriten) besteht. Die Weltgeistlichkeit oder weiße Geistlichkeit besteht aus Liturgen, Vorstehern, Sängern, Hypo- (Unter-) Diakonen und Diakonen, und aus Priestern, Popen und Protopopen. Die Mönchsklöster und die wenigen Nonnenklöster haben alle die Regel des heil. Basilius (s. d.). Zwar gibt es noch gegenwärtig Patriarchen von Konstantinopel, Alexandrien, Antiochien und Jerusalem, aber die drei letztgenannten haben nur noch sehr kleine Gemeinden. Der ökumenische Patriarch von Konstantinopel hat auf der Synode, die aus den vornehmsten Geistlichen besteht, den Vorsitz und in seinen Händen lag ehemals auch ein großer Theil der weltlichen Gerichtsbarkeit über die Griechen, die im türk. Reiche zerstreut lebten. Gegenwärtig ist die letztere im neuen Königreiche Griechenland natürlich in die Hände der weltlichen Regierung übergegangen. Auch aus der griech. Kirche haben sich, wie aus der latein., mehre Sekten ausgeschieden, welche als ketzerisch betrachtet werden. Die orthodoxen (rechtgläubigen) Griechen nennen sich, im Gegensatz gegen die Sektirer: Melchiten (d. h. Königliche). Die Roskolniken (d. h. Schismatiker, Sektirer) nennen sich selbst Altgläubige (Starowerzi) oder Auserwählte (Isbraniki) und haben sich um 1666 gebildet, als der Patriarch Nikon in Rußland mehre Verbesserungen durchsetzte. Sie wurden anfangs sehr verfolgt, erhielten aber nachmals durch die Kaiserin Katharina II. Religionsfreiheit. Zu ihnen gehören ein großer Theil der Bewohner Sibiriens und die Kosacken. Die Philipponen, ein Zweig der Roskolniken, von ihrem Stifter, Philipp Pastoswiät (gegen Ende des 17. Jahrh.) genannt, haben keine Popen. Sie gingen vom Kloster Pomor im Gouvernement Olonez aus und wurden anfangs so hart verfolgt, daß sie ihre letzte Rettung mehrmals zur Selbstverbrennung nahmen. Um 1700 retteten sich viele Philipponen nach dem poln. Lithauen und ein Theil derselben in das jetzige Ostpreußen. Sie leben hier in großer Unwissenheit, ohne Schulen, aber als arbeitsame, fleißige Unterthanen, thun keine Kriegsdienste, leisten keinen Eid, halten die Ehe für kein Sacrament und haben keine Priester. Statt dieser ist in jeder Gemeine ein Ältester (Starik), der sich seit seiner Taufe starker Getränke enthalten haben muß und welcher die Geschäfte eines Geistlichen verwaltet, aber keine Absolution ertheilt, die sie nur von Gott zu erhalten glauben. Sie kennen weder Trauung, noch Confirmation, noch Firmelung. Die Duchoborzy nehmen nur die Evangelien als Glaubensquelle an, haben weder Kirchen noch Priester, leisten keinen Eid und keine Kriegsdienste und erkennen die Dreieinigkeit nicht an. Es gibt endlich noch unpopische Russen oder sogenannte russ. Juden im Gouvernement Archangel und Katharinoslaw, welche keine Taufe, keine Kirche, keine Priester haben, und weder Christus noch die Heiligen verehren.

**Griechische Sprache und Literatur.** Von allen Sprachen des Alterthums ist die griechische nächst der lateinischen die wichtigste, und wird wie diese gegenwärtig auf allen gelehrten Schulen gelehrt, weil man von der Überzeugung ausgeht, daß jeder höher gebildete Mensch diejenige Sprache kennen solle, in welcher die Meisterwerke in Poesie und Prosa geschrieben sind, die aller Folgezeit für immer als unübertreffliche Muster dienen werden. Während die lat. Sprache ihre Wichtigkeit dem großen politischen Einfluß der Römer zu verdanken hat, indem diese sie mit ihren Waffen

Digitized by Google

und Siegen über den ganzen früher bekannten Erdkreis trugen, sodaß noch, nachdem längst die Römerherrschaft ihr Ende erreicht hatte, alle wissenschaftlichen Schriften in dieser Weltsprache verfaßt wurden, hat sich die griech. Sprache durch ihre eigenthümliche Schönheit und die Vortrefflichkeit der in ihr geschriebenen, aus der Blütezeit Griechenlands selbst stammenden Werke Geltung verschafft. Vor der lat. und allen neuern Sprachen zeichnet sich die griechische durch einen ungemeinen Reichthum an Formen und an Wörtern und durch Bildsamkeit aus, sodaß schon die Römer und ebenso auch alle neuern Völker fast stets, wo es darauf ankam, neue Namen für neue Gegenstände zu erfinden, zur griech. Sprache ihre Zuflucht nahmen. Auf diese Weise sind ursprünglich griech. Worte in unzähliger Menge in die neuern Sprachen, besonders Kunstausdrücke in Künsten und Wissenschaften, übergegangen. Eine andere Eigenthümlichkeit der griech. Sprache ist die, daß es mehre bedeutend voneinander abweichende Dialekte (Mundarten) in ihr gibt, von denen während der schönsten Blütezeit der griech. Cultur keiner als alleinige Schriftsprache galt. Diese Dialekte beruhten ursprünglich auf der Verschiedenheit der griech. Stämme, denen sie angehörten, wurden aber später so in die Schriftsprache aufgenommen, daß gewisse Dichtungen vorzüglich in gewissen Dialekten verfaßt wurden, nämlich in denen, welche ihrem Charakter am angemessensten schienen. Erst in späterer Zeit, als Athen sich entschieden als Mittelpunkt des griech. Lebens durch Schriftsteller, wie Äschylus, Sophokles, Euripides, Aristophanes, Thucydides, Xenophon, Platon, Demosthenes und Andere hervorgethan hatte, wurde der **attische** Dialekt allmälig allgemeine Schriftsprache. Älter als der attische waren der weiche **ionische** Dialekt, welcher in den ionischen Pflanzstädten Kleinasiens und auf den Inseln des Archipels gesprochen wurde und in dem die ältesten Dichtungen von Homer, Hesiod, sowie die prosaischen Werke von Herodot und Hippokrates geschrieben worden; ferner der harte **dorische** Dialekt, dessen sich alle Peloponnesier, Doris und die dorischen Colonien in Italien und Sicilien bedienten, und in dem namentlich die Gesänge von Pindar, Theokrit, Bion und Moschos gedichtet sind; endlich der **äolische** Dialekt, der mit Ausnahme von Attika, Megara und Doris in ganz Griechenland oberhalb des Isthmus geredet wurde und in welchem die Gedichte des Alkäos und der Sappho geschrieben waren. In den spätern Zeiten, nachdem Griechenland seine politische Größe verloren hatte, griech. Bildung aber auf das röm. Weltreich überging, wurde die griech. Sprache in attischem Dialekt zur Sprache der Gebildeten, namentlich in Rom und in Alexandria, doch wich allmälig dieses hier gesprochene und geschriebene Griechisch von demjenigen merklich ab, welches die großen Dichter, Philosophen, Redner und Geschichtschreiber Athens geschrieben hatten, und man unterschied daher zwischen dem echt attischen und dem **gemein griechischen** oder **hellenischen** Dialekt. Aristoteles, Polybius, Plutarch, Lucian und Andere bedienten sich dieser, der echt attischen zum Theil sehr nahe kommenden Schriftsprache. Nach einer alten Sage soll **Kadmus** (s. d.) die Buchstabenschrift zuerst aus Phönizien nach Griechenland gebracht haben, und obschon es gewiß ist, daß mehre Buchstaben erst spätern Ursprungs sind und die gegenwärtig noch gebräuchlichen griech. Buchstaben mit den phönizischen in ihrer Gestalt wenig Ähnlichkeit darbieten, so gibt es doch auch mehre Spuren, welche für die angegebene Abstammung der griech. Schriftsprachen sprechen, namentlich die Ähnlichkeit der Namen der griech. Buchstaben mit denen der Phönizier. Die Griechen sollen indeß erst um die Mitte des 6. Jahrh. v. Chr. angefangen haben zu schreiben. Anfänglich schrieb man, wie die Phönizier und die diesen verwandten Juden, von der Rechten zur Linken, später bediente man sich der Bustrophedonschrift, d. h. einer Schrift, welche abwechselnd von links nach rechts und von rechts nach links ging, und endlich kam die noch jetzt gebräuchliche Schrift von links nach rechts auf.

Wie bei allen ursprünglichen Völkern, so bildete sich auch bei den Griechen die Poesie früher aus als die Prosa. Schon in den ältesten Zeiten gab es Sänger, deren Gedichte sich von Mund zu Munde fortpflanzten und von deren wunderbarer Gesangeskraft in spätern Zeiten mancherlei Fabeln erzählt wurden. Mit der Gabe des Gesanges verbanden sie die Kunst der Musik. (S. **Amphion**, **Orpheus**.) Der älteste griech. Dichter, dessen wahrhaft unsterbliche Gesänge uns aufbewahrt worden, ist **Homer** (s. d.), welcher den Ruhm der griech. Helden sang, die zur Eroberung Trojas ausgezogen waren. In der Art der homerischen Gesänge wurden in der Folge eine große Anzahl epischer Gedichte verfaßt, welche die Heldenthaten der ältesten Griechen, namentlich die Thaten der Heroen, zum Gegenstand hatten. Den größten Ruhm nach Homer hatte bei den Griechen **Hesiod** (s. d.). Die Werke dieser Dichter wurden nicht niedergeschrieben, sondern einzelne Männer machten ein Gewerbe daraus, die auswendig gelernten Gedichte dem Volke vorzutragen; man nannte sie **Rhapsoden**. Erst später wurden die Gesänge sorgfältig gesammelt und in der Art zusammengestellt, wie wir sie noch gegenwärtig besitzen. Während der Zeit, wo in den kleinen griech. Staaten die alte Königsherrschaft in die republikanische Verfassung überging und sich hier und da auf kurze Zeit Tyrannen der Obergewalt bemächtigten, bildete sich die lyrische Poesie aus. Die ersten Anfänge der Philosophie waren kurze sinnreiche Sprüche, Gnomen genannt, in denen Lebensklugheit und Sittengesetze niedergelegt waren, und später wurden größere philosophische Lehrgedichte verfaßt. Die Fabeln **Äsop's** (s. d.) gehören zu den ältesten und ansprechendsten Lehrgedichten. Unter den lyrischen Dichtern sind namentlich der Athenienser Tyrtäus, welcher die Spartaner im zweiten messenischen Kriege anführte (s. **Griechenland**), **Arion**, Alcäus und **Sappho**, **Anakreon** (s. d.) zu erwähnen. Die sogenannten sieben Weisen Griechenlands werden als die ersten Philosophen betrachtet. Doch verdient diesen Namen nur **Thales** (s. d.), die übrigen waren staats- und lebenskluge Männer, die ihre Erfahrungen und Lebensregeln in Gnomen aussprachen. Auch der Gesetzgeber **Solon** (s. d.) wurde zu den sieben Weisen gerechnet. Von Thales an wurde die Philosophie selbständig unter den Griechen weiter gebildet, und während sich die Nachfolger des Thales, die **ionische** Schule (Anaximenes, Heraklit, Leucipp, Demokrit, Anaxagoras und Andere) bemühten, die Mannichfaltigkeit der Natur und die in dieser vor sich gehenden Veränderungen auf die einfachsten Principe zurückzuführen, entstanden in den griech. Städten Unteritaliens zwei andere Richtungen, welche mehr auf Erfas-

Digitized by Google

fung des Alls im Gedanken ausgingen, nämlich die Pythagoräer und die Eleaten. Zu den letztern gehörten namentlich Parmenides und Zeno, welche zu beweisen suchten, daß die Bewegung, welche wir wahrnehmen, sowie die Vielheit und Mannichfaltigkeit der Dinge nur Schein wären, keine Wahrheit hätten. Stifter der Pythagoräischen Schule, welche in der Zahl das eigentliche Wesen der Dinge suchte, war der räthselhafte Pythagoras (s. d.). Zur Zeit des Perikles wurde Athen der Hauptsitz aller griech. Bildung, und namentlich auch der Philosophie. Die Sophisten breiteten als öffentliche Lehrer die Bildung in größern Kreisen aus, machten aber zugleich die altväterliche Sitte, auf welcher die Familien- und Staatseinrichtungen Griechenlands beruheten, wankend. Nichts war ihnen zu heilig, das sie nicht durch die Kunst trügerischer Reden anzugreifen und herabzusetzen gewußt hätten, ohne daß sie etwas Höheres und Besseres an die Stelle gesetzt hätten. Sie rühmten sich, durch scheinbare und überzeugende Gründe Alles, was man wollte, als Recht oder als Unrecht, wahr oder falsch darthun zu können und machten auf diese Weise die zügelloseste Willkür und den schmählichsten Egoismus zum Princip alles Handelns. Die Zeit des Sittenverfalls war zugleich die glanzvollste Zeit griech. Bildung, welches nicht Folge eines bloßen Zufalls war. Indem nämlich Künste und Wissenschaften, ein schönes Zeichen für die großartige Fortbildung des Menschengeschlechts, emporblühten, mußte ein Volksleben erliegen, welches in einer frühern Entwickelungsstufe der Menschheit wurzelte. Perikles, ein Schüler griech. Philosophie, ein durchaus edler Mensch, der aber nationale Vorurtheile wenig achtete, ein Freund der Künste, wendete die Reichthümer, welche nach Athen strömten, seit dieses die Perser besiegt und die kleinern griech. Staaten großentheils sich zinspflichtig gemacht hatte, an, um durch die ausgezeichnetsten Baukünstler, Bildner und Maler Athen zur herrlichsten Stadt zu machen. Die großen Trauerspieldichter Sophokles und Euripides (s. d.) waren würdige Nachfolger des vor ihnen lebenden Äschylus (s. d.); Aristophanes (s. d.), der witzigste Lustspieldichter aller Zeiten, wagte die größten Männer seiner Zeit auf der Bühne dem Gelächter der Athener preiszugeben; der Astronom Meton bestimmte die Länge des Jahres mit bewunderungswürdiger Genauigkeit nach genauen Beobachtungen des Sonnenlaufs; neben Perikles, dem Unübertrefflichen, glänzten Redner, wie Lysias, Antiphon u. a.; Thucydides (s. d.) bildete sich in Athen zu dem großen Geschichtschreiber, als welchen er sich nachmals unsterblich machte, wie vor ihm der Jonier Herodot (s. d.); der bald nach ihm der beredte Athener Xenophon (s. d.); der Maler Polygnotus war der Erste, der Bewegung und Leben in Gesichter und Gestalten brachte, die Figuren auf seinen Gemälden so anordnete, daß sie ein harmonisches Ganze darstellten und die Gewänder nach leichtem, freiem Faltenwurf ordnete; Parrhasius und Zeuxis wetteiferten in ihren berühmten Gemälden um den Preis der Schönheit und häuften Ehren und Reichthümer, sodaß jener im übermüthigen Künstlerstolz sich für einen Nachkommen des Apollo ausgab, dieser zuletzt seine Gemälde verschenkte, „weil Niemand im Stande sei, sie zu bezahlen". Der Meisel des Phidias (s. d.) schuf Meisterwerke, welche noch jetzt für unübertroffen gelten, und Alkamenes war des Phidias nicht unwürdiger Nebenbuhler. Während der Pest, die im Laufe des peloponnes. Krieges zu Athen wüthete, erwarb sich der große Arzt Hippokrates (s. d.) unsterbliche Verdienste. Ihm verdankt die Medicin ihre erste wissenschaftliche Begründung. Unter den oben erwähnten Sophisten, welche durch alle griech. Länder sich ausbreiteten, zeichneten sich vornehmlich Protagoras, Gorgias, Hippias und Prodikus aus. Gegen sie trat mit Nachdruck der tugendhafte Sokrates (s. d.) auf, welcher emsig bemüht war, aus der Haltungslosigkeit, in welche durch die Sophisten das ganze sittliche Leben hingerissen wurde, dadurch zu retten, daß er darauf drang, in Allem das wahrhaft Gute und Schöne aufzusuchen. Die ausgezeichnetsten Geister bildeten sich im Umgange mit Sokrates und suchten, angeregt von dem weisen Lehrer, jeder in seiner Art, das höchste Gut zu bestimmen, indem sie zugleich zahlreiche und berühmte Philosophenschulen stifteten. Der Athener Antisthenes wurde Stifter der Cyniker (s. d.), welche in der Bedürfnißlosigkeit das höchste Glück suchten und durch Diogenes (s. d.) am berühmtesten oder vielmehr berüchtigtsten wurden; dagegen strebte der feine Weltmann Aristipp aus Cyrene, Stifter der cyrenaischen Schule, nach leidenschaftlosem Lebensgenuß in allen Verhältnissen des wandelbaren Geschicks, ohne Schmerz über Verlorenes und Sehnsucht nach Unerreichbarem, das sich darbietende Angenehme behaglich genießend; Pyrrho aus Elis lehrte, daß nur die Tugend Werth habe, alles Wissen aber eitler Wahn sei, und noch weiter als er selbst in der Bekämpfung alles Wissens ging sein Genosse Timon aus Phlius; Euklides aus Megara kam mit Lebensgefahr nach Athen, um den Sokrates zu hören (denn bei Todesstrafe war den Bewohnern von Megara der Eintritt nach Athen untersagt), und stiftete nach des Sokrates gewaltsamem Tode die megarische Schule in seiner Vaterstadt, deren Anhänger den Satz, daß es nur Ein Gutes gäbe, mit sophistischer Gewandtheit gegen alle andere Richtungen der Philosophie hartnäckig vertheidigten und daher auch die Streitsüchtigen (Eristiker) genannt wurden. Ähnliche Richtung hatten die von Phädon aus Elis gestiftete elische und die von Menedemus aus Eretria gestiftete eretrische Schule. Der größte Schüler des Sokrates war aber Platon (s. d.), durch welchen der größte Fortschritt der wissenschaftlichen Philosophie begründet wurde. Den höchsten Gipfelpunkt erreichte endlich die griech. Philosophie in Aristoteles (s. d.), dem großen Lehrer des Welteroberers Alexander. Die durch beide große Philosophen gegebenen Richtungen pflanzten sich durch die folgenden Jahrhunderte, ja bis tief ins Mittelalter, unter mancherlei veränderter Gestalt fort. Die Anhänger des Platon hießen Akademiker, die des Aristoteles Peripatetiker. Auch die Neuplatoniker, welche im 3. Jahrh. n. Chr. zu Alexandria in Ägypten sich bildeten, und deren Häupter Plotinus, Porphyrius und Jamblichus waren, sind als Nachfolger des Platon zu betrachten, obschon sie der alten Philosophie mit christlichen Ideen eine mystische Tiefe gaben, welche nicht im Geiste des Platon lag. Eine nicht viel geringere Ausbreitung als die akademische und peripatetische Schule gewannen die von Epikur (s. d.) aus Attika gestiftete epikuräische, und die von Zeno aus Cypern gestiftete Schule der Stoiker (s. d.).

Athen war durch den peloponnes. Krieg um seine politische Kraft gebracht worden und ging seinem Verderben mit schnellen Schritten entgegen. Der ausgezeichnete Redner Äschines stand im Solde des Feindes seines Vaterlandes,

Digitized by Google

Philipp's von Macedonien, und der noch größere Redner Demosthenes (s. d.) vermochte nicht Athen zu retten. Von Athen ging allmälig der Ruhm, Mittelpunkt der Bildung zu sein, auf Alexandria (s. d.) in Ägypten über. In den Schulen zu Alexandria, Rhodus und Pergamus machten die mathematischen Wissenschaften, namentlich die Astronomie, große Fortschritte. Euklides, Archimedes (s. d.) und Eratosthenes sind vorzugsweise zu nennen. Der Letztere machte sich, sowie Hipparch, besonders durch mathematische Begründung der Geographie verdient. Ptolemäus (s. d.) wurde auf eine Reihe von Jahrhunderten Lehrer der Astronomie. In Altgriechenland sind in der Zeit des Verfalls desselben der Geschichtschreiber Polybius (s. d.) und die Idyllendichter Theokrit, Moschus und Bion erfreuliche Erscheinungen. Strabo (geb. 60 v. Chr.) aus Kappadocien machte große Reisen und schrieb ausgezeichnete geographische Werke. Unter den noch Spätern haben nur der geistreiche Schriftsteller Lucian (s. d.), der Geschichtsschreiber Dio Cassius (geb. 150 n. Chr.), der Arzt Galenus (s. d.), der vielschreibende Plutarch (s. d.) und wenige Andere bleibenden Ruhm sich erworben. Die (historischen) griech. Schriftsteller, von 400 n. Chr. bis zum Untergange des oström. Reichs, werden unter den Namen der Byzantiner (s. d.) zusammengefaßt.

Bis zur Eroberung Konstantinopels durch die Türken hatte sich unter den Gebildeten die alte griech. Sprache in ziemlicher Reinheit erhalten, während der gemeine Volksdialekt durch die vielen Fremden, welche durch die Einbrüche deutscher und slawischer Völkerschaften, sowie nachher in Folge der Kreuzzüge nach Griechenland kamen, sich schon bedeutend umgestaltet, mit fremden Worten vermischt und viel von der ursprünglichen Schönheit und dem frühern Reichthum, Klang und Formen verloren hatte. Als die Türken Herren Griechenlands wurden, flohen die gebildeten Griechen theils ins Abendland, theils wurden sie ermordet, theils Diener der neuen Herrschaft. So kam es, daß bald das alte Griechisch ganz aufhörte eine lebende Sprache zu sein. Auch der gemeine Dialekt wurde noch mehr unter der türk. Herrschaft umgestaltet und würde sich vielleicht gänzlich verloren haben, wenn nicht mit der Religion auch eine Erinnerung an die alte Landessprache sich erhalten hätte. Die Schriften des Alten und Neuen Testaments und der Kirchenväter besaß das Volk in altgriech. Sprache und konnte so wenigstens die eigne Sprache noch einigermaßen in Zusammenhang mit der des alten Griechenlands erhalten. Als späterhin bei dem zunehmenden Wohlstande der Griechen, auf Betrieb gebildeter Männer, theils aus ihrem eignen Volke, theils aus fremden christlichen Völkern, griech. Schulen in verschiedenen Gegenden der europ. Türkei gestiftet wurden, führte man, um zugleich den eingeschlummerten Heldengeist des griech. Volks wieder zu erwecken, die altgriech. Schriftsteller ein, lehrte sie verstehen und würdigen. Die neugriechische Sprache zeichnet sich von der altgriech. namentlich dadurch aus, daß sie alle Eigenthümlichkeiten der modernen Sprachen (Einheitsartikel, Hülfsverben u. s. w.) angenommen und dagegen den Formenreichthum, welcher die alte griech. Sprache auszeichnete, abgelegt hat. Es sind seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine große Anzahl von Sprachlehren und Wörterbüchern der neugriech. Sprache erschienen, welche den Zweck verfolgen, diesen in den verschiedenen Gegenden der europ. Türkei mannichfaltig abweichenden Dialekt auf bestimmte, allgemein gültige Regeln zurückzuführen. Das größte lexikalische Unternehmen war das Wörterbuch, welches der Patriarch in Konstantinopel, Gregorius, unternahm und bis zum zweiten Foliobande fortsetzte. Inmitten seiner gelehrten und verdienstlichen Arbeit wurde der griech. Patriarch in Konstantinopel von den Türken ermordet. Die ausgezeichnetsten Verdienste um neugriech., sowie auch um altgriech. Sprache und Literatur hat sich der Grieche Korais erworben, welcher an der geistigen Befreiung seines Vaterlandes rastlos arbeitete, während durch den blutigen Krieg die ersten Blüten der aufwachenden griech. Cultur in Griechenland selbst wieder unterzugehen drohten. Besonders hat sich unter den Neugriechen die poetische Literatur kräftig emporgehoben; so anerkennungswürdig aber auch die patriotischen Gedichte des im Artikel Griechenland nach seiner politischen Thätigkeit erwähnten Rigas und die zierlichen Liebeslieder von Christopulos sind, sowie die Bestrebungen vieler Neuern, vaterländischen Sinn in allen Gattungen der Poesie auszudrücken und zu fördern, durch Übersetzungen ausländischer Meisterwerke den Griechen europ. Cultur zugänglich zu machen; so werden doch den Preis der Poesie noch lange die wahrhaft poetischen Nationallieder davontragen, welche sich großentheils noch aus den vorhergehenden Jahrhunderten im Munde des Volks erhalten haben und die der deutsche Dichter Wilh. Müller zum Theil in einer trefflichen Übersetzung wiedergegeben hat. Die Regierung des neuen griech. Königreichs ist bis jetzt eifrig bemüht gewesen, die Bildung zu fördern. Die Journale, welche in Griechenland selbst erscheinen, sind leider öfter im Parteiinteresse als in dem des ganzen Vaterlandes thätig gewesen; aber die Anlegung von Schulen, Universitäten, die Errichtung von Buchdruckereien, Bibliotheken u. s. w. muß endlich die segensreichsten Früchte tragen.

**Griechisches Feuer** war ein Material, dessen Bereitungsart man gegenwärtig nicht mehr kennt, welches aber mehre Jahrhunderte vor Erfindung des Schießpulvers im Kriege zu großem Schrecken und Schaden der Feinde angewendet wurde. Einmal entzündet, brannte es mit unzähmbarer Heftigkeit fort, sogar unter dem Wasser, wie erzählt wird. Es wurde in belagerte Städte, auf Schiffe u. s. w. in Gestalt brennender Klumpen aus Wurfmaschinen geschleudert, oder in flüssiger Gestalt von den Mauern den Belagerern auf die Köpfe geschüttet oder mit einer Art von Spritzen den Feinden entgegengeschleudert. Der Grieche Zonaras Kallinikos soll die Zusammensetzung dieses Materials von den Sarazenen erfahren haben.

**Gries** heißt gemahlenes Getreide, das hinsichtlich der Feinheit mitteninne zwischen Mehl und Grütze steht, welche letztere aber auch häufig Gries genannt wird. Der beste Weizengries wird in Oberöstreich bereitet und kommt als Wienergries in den Handel. Auch aus Reis wird Gries bereitet. Wird der Weizengries nochmals gemahlen, so erhält man das Griesmehl, welches sich durch seine Feinheit vor allem andern Mehl auszeichnet. Die Grütze ist Gerstengrütze, Buchweizengrütze oder Hafergrütze.

**Gries**, **Harngries**, **Harnsand** sind gleichbedeutende Benennungen für eine Ansammlung von kleinen weißlichen oder röthlichen Körnern im Urine, die meistens ohne

Digitized by Google

Schmerzen oder doch nur unter geringem Brennen mit dem Urine zugleich abgehen und als die frühesten Vorboten der Entstehung von Harnsteinen betrachtet werden müssen, obgleich es zur Ausbildung der letztern nicht immer kommt. Chemischen Untersuchungen zufolge sollen die weißlichen Körner aus phosphorsauren, die röthlichen dagegen aus harnsauren oder steinsauren Salzen bestehen. Die Bildung von Harngries hängt zunächst immer von einer widernatürlichen Mischungsveränderung des Urins ab, diese aber wieder von dem öftern Genusse mancher Trinkwasser, mancher Biere und Weine, des Käses, Thees, zu vielen Fleisches, von einer sitzenden Lebensweise u. s. w. Nicht selten beruht die Entstehung von Harngries und Harnsteinen auf erblicher Anlage. In Tropenländern ist diese Krankheit wenig oder gar nicht bekannt; überhaupt ist sie in einigen Ländern und Gegenden (z. B. in Holland und Frankreich) häufiger als in andern. Reichliches Trinken, besonders wässeriger Getränke, ist zur Verhütung der Entstehung von Harngries ganz besonders zu empfehlen, ebenso längere Zeit fortgesetztes Baden in lauwarmem Wasser, ausschließlicher oder vorzugsweiser Genuß von Pflanzenkost mit möglichster Vermeidung geistiger Getränke u. s. w. (Vergl. Steinkrankheit.)

**Grille** oder Gryllе ist ein Insekt mit borstenförmigen, langen und vielgliedrigen Fühlhörnern, welche in Spitzen ausgehen. Die Hinterbeine derselben sind zum Springen eingerichtet. An dem innern Rande der Flügeldecken haben diese Thierchen eine häutige Stelle, vermöge deren sie durch Aneinanderreiben einen Ton, das eigenthümliche Zirpen, hervorbringen. Am bekanntesten ist die Hausgrille oder das Heimchen, das ungefähr einen Zoll lang wird, sehr lange Hinterbeine und weißbraune Farbe hat. Die Flügel haben einen spitzigen schmalen Fortsatz und sind länger als die Decken. Man findet diese Thierchen in den Häusern an warmen Orten, wo sie sich durch fortwährendes Zirpen und durch große Gefräßigkeit verrathen. Größer als die ebenerwähnte ist die Feldgrille. Sie zeichnet sich durch einen großen Kopf, glänzend schwarze Farbe, unten rothe Hinterschenkel und kürzere Flügel aus, lebt in Erdhöhlen auf sonnigen Bergwiesen und nährt sich von andern Insekten. — Sehr schädlich ist die Maulwurfsgrille oder der Erdkrebs,

der in Wiesen und Äckern lebt und die Wurzeln der Gewächse abfrißt. An der Brust hat dieses Insekt eine harte Schale, während der Hinterleib weich ist. Eigenthümlich sind die gezähnten, breiten, handförmigen Vorderbeine. Die Decken verbergen die Flügel nur zur Hälfte, welche nur halb so lang als breit sind. Sie graben sich Gänge in die Erde und legen 200 und mehr Eier. Da sie den Pferdemist sehr lieben, so pflegt man, um sie auszurotten, in den Gärten und auf den Feldern Gruben, mit Pferdemist gefüllt, anzulegen. In diese ziehen sich im Winter die Maulwurfsgrillen und können dann im Frühjahre getödtet werden.

**Grind** bezeichnet eine Krankheit der Haut, von welcher sich zwei Hauptarten unterscheiden lassen, der Kopfgrind nämlich, der den behaarten Theil des Kopfs zu befallen pflegt, und der Gesichtsgrind. Nachdem ein Gefühl von Jucken, Spannung und Hitze in dem behaarten Kopftheile, ferner Kopfschmerz, Anschwellung und Schmerzhaftigkeit der am Hinterkopfe und Halse gelegenen Drüsen vorausgegangen sind, beginnt der Kopfgrind selbst damit, daß balgartige, erbsenförmige, juckende Pusteln oder kleine Blattern zum Vorschein kommen, die bald bersten und dann eine klebrige, übelriechende Flüssigkeit ergießen, welche in eine Kruste gerinnt. Hierzu gesellt sich sehr bald ein höchst lästiges Nebenübel, die Entwickelung von Läusen in großer Menge. Leiden die kleinen Kranken — denn vorzüglich Kinder sind es, die von dem Kopfgrinde befallen werden — an Skrofeln oder an der sogenannten engl. Krankheit, oder haben sie gar von den Ältern oder der Amme venerisches Gift überkommen, so wird der Grind noch bösartiger und zerstört nicht nur die Haut und die Haare sammt ihren angeschwollenen Zwiebeln, sondern greift endlich auch die Beinhaut der Knochen und diese selbst an. Diese Art Grind wird der böse oder der Erbgrind genannt. Eine ganz besondere Anlage, von ihm befallen zu werden, zeigen vollsaftige, verschleimte, skrofulöse Kinder mit dicken Bäuchen, was zum Theil aus dem in dem Kindesalter vermehrten Triebe der Säfte nach dem Kopfe erklärlich ist. Die Entstehung des Kopfgrindes wird vorzüglich begünstigt durch zu warmes Verhalten des Kopfs, Unreinlichkeit, besonders bei dichtem Haarwuchse, öftere Kopfschweiße und vieles Ungeziefer, durch eine zu reichliche, zu nahrhafte und zu fette Kost, zu geringe Hautausdünstung und Harnabsonderung, Unterdrückung anderer durch längere Dauer dem Körper bereits zur Gewohnheit gewordener Ausleerungen, so z. B. durch Unterdrückung von Ausflüssen aus der Nase, den Ohren, von seit langer Zeit bestehenden Kopf-, Achsel- oder Fußschweißen, endlich durch Übertragung eines eignen Ansteckungsstoffs. Der Kopfgrind ist immer ein langwieriges, oft Jahre lang dauerndes, mehr lästiges als gefährliches Leiden. Heilsam wird er zuweilen für vollsaftige, mit einer feinen und zarten Haut begabte, übrigens gesunde Kinder, wenn er hartnäckige Augenentzündungen, Ausflüsse aus den Ohren u. s. w. hebt; aber die fast allgemein verbreitete Meinung, als sei der Kopfgrind ein Zeichen von Gesundheit, ist durchaus irrig. Nicht selten widersteht er hartnäckig jeder ärztlichen Behandlung, bis er etwa zur Zeit der beginnenden Geschlechtsreife von selbst verschwindet. Plötzliche Unterdrückung desselben hat oft die gefährlichsten Folgen. — Der Gesichtsgrind (der Milchschorf, Milchgrind, Ansprung, Vierziger, Freisam, die Milchborke), die zweite Hauptart des Grindes, ist ebenfalls ein langwieriger, ansteckender Hautausschlag, der in der Regel nur Kinder befällt und aus kleinen, auf rothen, leicht entzündeten Hautstellen an den Wangen, der Stirne und den Schläfen sich gruppenweise erhebenden Pusteln besteht, welche jucken, nach einigen Tagen aufbrechen und eine zähe Flüssigkeit von sich geben, die zu einem Schorf



Digitized by Google

verhärtet. Dieser Ausschlag verbreitet sich zuweilen über den größten Theil des Antlitzes. Bei großer Ausbreitung des Ausschlages wird das Jucken so beträchtlich, daß es den Schlaf stört, die Eßlust mindert, die Verdauung schwächt und die Kräfte herunterbringt. Dennoch endet die Krankheit fast immer mit Gesundheit, indem nach einer kürzern oder längern Dauer derselben die Borken abfallen, ohne daß ein neuer Ausbruch erfolgt oder auch nur Narben zurückbleiben. Nur in außerordentlich seltenen Fällen entwickelt sich ein schleichendes Fieber welches unter beständiger Zunahme der Abmagerung und unter nicht zu stopfenden Durchfällen zum Tode führt. Bei ererbter Anlage nimmt der Milchgrind mitunter eine bösartigere Gestalt an, gleicht mehr einer wirklichen Flechte und heißt dann räudiger Ansprung. Im Allgemeinen ist jedoch die Milchborke eine leichte Krankheit, die zuweilen nach dem Entwöhnen oder nach dem Durchbruche der ersten Zähne von selbst aufhört und am häufigsten in Gemeinschaft mit Skrofelsucht beobachtet wird. Als nächste Veranlassung zu ihrer Entstehung beschuldigt man ebenfalls einen besondern Ansteckungsstoff, zu alte und dicke Mutter- oder Ammenmilch, Überfütterung und Alles, was den Kindern Säure machen kann.

**Grönland**, das den nordöstlichsten Theil Amerikas bildende Polarland, ward etwa 100 Jahre später als Island, entweder im Jahre 932 oder 982, von den Normannen entdeckt. Mit Erik Rauda (dem Rothen), einem Isländer, der sich 986 dort niederließ, beginnt die eigentliche Colonisirung. Die Ansiedler wählten ihre Wohnsitze an der Westküste, wo das Klima zwar streng, aber nicht unerträglich ist und wo sie auf ergiebigen Fischfang hoffen durften, hatten Schafe und Hornvieh und trieben mit den wenigen Schiffen, welche von Zeit zu Zeit G. besuchten, Tauschhandel. Die Reise dorthin, obwol man heutzutage von der Nordspitze Schottlands bis zum Cap Farewell, dem südlichsten Punkte G.'s, bei günstigem Winde in etwa 6—8 Tagen fährt, dauerte in jenen Zeiten, wo die Schiffahrtskunde noch auf einer niedrigern Stufe stand, immer sehr lange und galt für höchst gefahrvoll. Wie gering der Verkehr G.'s mit Europa war, beweist die Thatsache, daß man das Ableben des grönländ. Bischofs, der 1383 gestorben war, erst sechs Jahre später in Norwegen erfuhr. G. galt für eine Region der Wunder, von welcher die abenteuerlichsten Fabeln erzählt wurden. Nicht lange nach der Colonisirung schickte der norweg. König Olaf Tryggveson mehre Priester nach dem neuentdeckten Lande, welche dort das Christenthum mit entschiedenem Erfolge predigten. Es wurden Kirchen und sogar einige Klöster gebauet, und man theilte das Land in zwei Bezirke, den westl. und den östl. Dieser östl. Bezirk lag jedoch nicht, wie man lange geglaubt hat, auf der Ostküste G.'s, der Insel Island gegenüber, sondern, wie gegenwärtig erwiesen ist, ebenfalls auf der Westküste. Im Jahre 1386 erklärte die Königin Margarethe, welche die Kronen der drei skandinav. Reiche auf ihrem Haupte vereinigte, die Grönländer für ihre Unterthanen. Bis zum Anfange des 15. Jahrh. lebten dann die Colonisten in Ruhe und Frieden, obwol die furchtbare Pest, welche in der Mitte des 14. Jahrh. unter dem Namen des schwarzen Todes ganz Europa verheerend durchzog, auch nach G. drang und hier viele Menschen hinraffte. Kaum hatte sich die Colonie von diesem Schlage einigermaßen wieder erhoben, als 1418 eine wahrscheinlich von einem fries. Fürsten angeführte Flotte landete und Alles mit Feuer und Schwert verwüstete. Seitdem dachte in dem durch neue Unruhen zerrütteten Skandinavien Niemand mehr an G.; es blieb vergessen, bis im Jahre 1576 der engl. Seefahrer Frobisher es wieder auffand. Hierauf sandten dann auch die Dänen wieder Schiffe dorthin, um zu erfahren, was aus den alten Niederlassungen geworden sei. Allein dieselben waren verschwunden, und von den 190 Ortschaften, die noch zu Anfang des 15. Jahrh. in G. vorhanden gewesen sein sollen, fand man keine Spuren. Also blieb G. unbeachtet, bis im Jahre 1721 ein norweg. Prediger, Johann Egede, in der löblichen Absicht, die heidnischen Bewohner im Christenthum zu unterrichten, mit seiner Familie dorthin segelte, die Niederlassung Goodshaab (Gottes Hoffnung) gründete, mit Dänemark und Norwegen einen Handelsverkehr anknüpfte und 15 Jahre im Lande blieb. Ihm folgten mehre Ansiedler: 1742 ward die Niederlassung Frederikshaab, 1775 Julianenhaab angelegt. Schon 1733 und 1758 hatten fromme Herrnhuter Neuherrnhut und Lichtenfels gegründet. Die Dänen erklären ganz G. für ihre Besitzung und ihre Ansprüche bestreitet Niemand.

Bis vor nicht gar langer Zeit war man der Meinung, G. sei eine große Halbinsel, die sich ohne Unterbrechung von etwa 59½° nördl. Breite bis zum Pole erstrecke. Jetzt weiß man, daß es aus einer Anzahl großer und kleiner Inseln besteht, von denen die meisten nur durch ewiges Eis miteinander in Verbindung stehen. Bis zum 83° nördl. Breite ist G., welches vom Polarmeere, dem Baffinsmeere, der Lancaster- und Davisstraße umgeben ist, auf der Westküste bekannt; die Ostküste nur bis 76°; die Nordwestgrenze ist nicht zu bestimmen. Es ist etwa 300 M. lang, eine Region ewiger Nebel und furchtbarer Stürme; gewaltige Gletscher, die sich unfern der Küste erheben, reichen an vielen Stellen bis ins Meer hinab; eine Gebirgskette, die den bekannten Theil durchzieht, soll sich in den sogenannten Hirschgeweihen bis zu nahe an 8000 F. über die Meeresfläche erheben. Das Klima, nur im südwestl. Theile einigermaßen erträglich, ist in dem fast gar nicht bekannten Innern und an der Ostküste furchtbar kalt; an dieser letztern steigt selbst Ende Jun. das hunderttheilige Thermometer selten über 12 Grad. Unterm 70° Breite dauert die längste Nacht schon acht Wochen, sie wird aber durch den Mond, den Glanz des Schnees und die Nordlichter einigermaßen erhellt. Ein Land mit solchem Klima kann unmöglich Reichthum an Producten haben; auf dem nördl. Theile der West- und an der ganzen Ostküste sieht man nur spärlich Moos und hier und da einen Beeren tragenden Strauch; im südl. Theile der Westküste erreichen Zwergbirken, Erlen und Weiden eine Höhe von kaum 18 Zoll. An geschützten Stellen gedeihen einige Gemüsearten, namentlich Rüben und Kohl; auch ist Hafer, den man zu bauen versuchte, einigemal reif geworden. Die bedeutendsten Thiere sind: Polarhasen, Rennthiere, weiße Bären, Füchse, die schätzbares Pelzwerk liefern; an den Küsten leben zahllose Schwärme von Wasservögeln, die wegen ihrer Federn geschätzt werden, und Seehunde; das Meer ist reich an Walfischen, Narwalen, Heringen, Stockfischen u. s. w. Auf der vor der Westküste liegenden Insel Disko sind ergiebige Steinkohlenlager gefun-

Digitized by Google

den worden; in G. selbst kommen Krystalle, Tropfstein, Asbest u. s. w. vor. Daß hier auch vulkanische Kräfte thätig sind, beweisen, abgesehen von dem Ausbruche eines feuerspeienden Berges, welcher 1783 sich durch dichte Gletschermassen Luft machte, auch das Vorhandensein dreier warmen Quellen und vielen Schwefels.

Die Bewohner, deren Gesammtzahl auf 21,000 angegeben wird, sind mit Ausnahme der wenigen Europäer, welche hier leben, Eskimos (s. d.). Viele Eskimos wohnen in der Nähe der dän. Niederlassungen, Logen genannt, deren etwa 20 vorhanden sein mögen. Sie bestehen mehrentheils aus der Wohnung des Pfarrers, der Kirche, einigen Factoreigebäuden und etwa 40—50 Hütten der Eskimos. Die dän. Regierung hat G., welches einen Flächeninhalt von mehr als 20,000 □M. einnimmt, in zwei Bezirke getheilt, das Nordinspectorat und das Südinspectorat. In diesem letztern liegen Julianenhaab, die bedeutendste Niederlassung, mit 1000—1200 Einw.; Holstenborg, seit 1834 mit einer öffentlichen Bibliothek; sodann die von Herrnhutern gegründeten Ortschaften: Lichtenfels, Lichtenau, die südlichste, unter etwa 60½° Breite, und Neuherrnhut; im Nordinspectorate ist Upernawik unter 72½° die nördlichste Niederlassung. Die dän. Beamten sind zugleich Kaufleute; etwaige Streitigkeiten unter den Eskimos werden stets von den Missionaren geschlichtet.

Die grönländ. Gewässer werden alljährlich von zahlreichen Schiffen aus Europa, des Walfisch- und Robbenfangs wegen, besucht. Der Riese des Meers, nachdem er in den südlichern Breiten allzu stark verfolgt worden ist, hat sich nach den Polargegenden hinaufgezogen und ist hier immer noch so zahlreich, daß im Sommer 1836 die Mannschaft eines hamburger Schiffes fünf Walfische und 4000 Seehunde erlegte. Die Hauptausfuhr G.'s besteht in Walfisch- und Seehundsthran, Fischbein, Barten, Narwalhörnern, Spermaceti, Eiderdunen, Seehundsfellen und Pelzwerk; im Ganzen für einige hunderttausend Thlr.; die Einfuhr europ. Waaren beträgt dagegen kaum die Hälfte jenes Werthes.

**Groschen** ist der Name einer kleinen Silbermünze, von der man gewöhnlich 24 auf den Thaler und 16 auf den Gulden rechnet; doch finden hiervon viele Abweichungen statt. In Preußen werden jetzt Silbergroschen geschlagen, deren 30 auf den preuß. Thaler gehen. In mehren kleinen deutschen Ländern werden die sogenannten leichten Groschen geprägt, welche etwas geringer als die sächs. Groschen sind. Der Gulden wird in Polen zu 30 Groschen gerechnet, welche aber von Kupfer sind.

**Gross-Beeren** ist ein Dorf im potsdamer Regierungsbezirk in der preuß. Provinz Brandenburg, bei welchem am 23. Aug. 1813 zwischen den Franzosen und den gegen sie verbündeten Mächten eine Schlacht geschlagen wurde, welche die an Mannschaft überlegenen Franzosen verloren, indem sie 30 Kanonen und 9000 M. an Todten, Verwundeten und Gefangenen einbüßten und zum Rückzuge gezwungen wurden. Der franz. Obergeneral war Oudinot, welchem die Generale Victor, Regnier und Bertrand zur Seite standen und mit den Franzosen waren bair., würtemberg., darmstädt. und sächs. Truppen vereinigt. Den Oberbefehl über das aus Preußen, Russen und Schweden bestehende Heer führte der Kronprinz von Schweden und unter ihm die Generale Woronzow, Winzingerode, Czernitschef, Tauentzien, Bülow, Borstell und Andere. Schon waren die Franzosen bis G., ungefähr zwei M. von Berlin, welches einzunehmen die Absicht derselben war, vorgedrungen, als es zu dem entscheidenden Schlage kam. Die Witterung war so regnig, daß bald kein Gewehr mehr abgeschossen werden konnte und der Kampf mit dem Kolben und dem Bayonnet geführt werden mußte. Besonders zeichnete sich Bülow aus. Zum Andenken an den denkwürdigen Sieg hat der König von Preußen auf dem Schlachtfelde einen 18 F. hohen eisernen Obelisken errichten lassen, dessen Spitze das eiserne Kreuz ziert.

**Grossbritannien und Irland.** Die Vereinigung der beiden brit. Inseln zu Anfang des 19. Jahrh. unter dem Namen des vereinigten Königreichs (united kingdom) war ein Ereigniß, dessen Folgen sich nicht sogleich entwickeln konnten, da der zerrüttete gesellschaftliche Zustand, in welchen Irland (s. d.) versunken war, eine Umwandlung foderte, die in einer stürmischen Zeit und von den politischen Grundsätzen und Vorurtheilen der herrschenden Partei in England (s. d.) sich nicht erwarten ließ. Die Irländer hatten mit der Aufopferung eines eignen Parlaments sich nur durch die Hoffnung versöhnt, daß die Katholiken, die drei Viertel der Bevölkerung von Irland bilden, die Rechtsgleichheit mit den zur Staatskirche sich Bekennenden erlangen würden, welche ihnen seit 1793 nur mit wesentlichen Beschränkungen zu Theil geworden war; aber noch eine lange Zeit sollte vergehen, ehe man anfing, die alte Schuld des Unrechts zu tilgen. Im Innern ruhiger, war das brit. Reich den großen Anstrengungen mehr gewachsen, welche der Kampf gegen Frankreichs Übermacht noch kostete. Die Briten hatten, während sie in Europa mit verhältnißmäßig geringen Streitkräften kämpften, seit 1799 ihre Macht in Ostindien (s. d.) unermeßlich ausgedehnt und verfolgten in den ersten Jahren des 19. Jahrh. mit Glück den Plan, die ganze ind. Halbinsel ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Nach dem Frieden von Luneville (Febr. 1801) standen sie allein auf dem Kampfplatze gegen Frankreich. Ihre Gewaltthätigkeiten gegen die Schiffahrt der neutralen Staaten veranlaßten den nord. Bund zwischen Rußland, Dänemark, Schweden und Preußen, zur Beschützung der Rechte der Neutralen, den aber Paul I. Tod auflöste, ohne daß der Hauptgegenstand des Streits entschieden wurde. Die veränderten Verhältnisse auf dem europ. Festlande, die einer neuen Verbindung gegen Frankreich sich entgegenstellten, und die Volksstimmung in England führten 1801 zu Unterhandlungen mit Frankreich und im März 1802 wurde der Friede zu Amiens geschlossen, der Frankreich die verlorenen Colonien zurückgab und den Briten von ihren Eroberungen nur die span. Insel Trinidad und den holländ. Antheil von Ceylon zusprach. Die Unzufriedenheit des brit. Volks mit den Friedensbedingungen und neue Zwiste zwischen Frankreich und G., welche durch die von den Briten verweigerte Räumung der Insel Malta vermehrt wurden, entzündeten indessen im März 1803 einen neuen Krieg. Es gelang endlich 1805 den brit. Machthabern, an deren Spitze Pitt nun wieder stand, einen neuen



Digitized by Google

Bund zwischen Östreich und Rußland zu stiften, der aber durch Napoleon's Siege bei Ulm und Austerlitz aufgelöst ward, ehe aus ihm ein allgemeiner Krieg auf dem Festlande hervorgehen konnte, während die Briten durch den Sieg bei Trafalgar gegen die franz. und span. Seemacht (s. Nelson) ihre Meerherrschaft von Neuem befestigten. G. nahm an dem Kriege Preußens und Rußlands gegen Frankreich (1806—7) nur geringen Antheil, und erst nach der Eröffnung der Unterhandlungen zu Tilsit erschien eine brit. Flotte in der Ostsee, welche sich nun gegen Dänemark wendete, einen Theil von Kopenhagen verbrannte und die dän. Schiffe nach England führte. Kräftig unterstützten die Briten seit 1808 die Portugiesen und Spanier durch Geld, Kriegsvorräthe und Hülfsvölker gegen Frankreich, eroberten mehre franz. Colonien in Westindien und den größten Theil der ion. Inseln, aber an dem großen Kampfe Östreichs gegen Frankreich (1809) nahmen sie nur durch den Seezug gegen Walcheren Antheil, der unrühmlich endigte. Die Gemüthskrankheit des Königs führte 1811 zur Einsetzung einer Regentschaft, welche das Parlament dem Prinzen von Wales übertrug. Während die Briten auf der pyren. Halbinsel tapfer und oft glücklich gegen Frankreich kämpften, erweckte der 1812 ausgebrochene Krieg gegen Rußland die Hoffnung, den Zweck ihrer Anstrengungen gegen Frankreichs Übermacht zu erreichen; aber sie nahmen an dem neuen Bunde, der sich 1813 auf dem Festlande bildete, nur durch Hülfsgelder wirksamen Antheil. Der gleichzeitig durch Handelseifersucht entzündete Krieg gegen die Vereinigten Staaten von Nordamerika, welcher der brit. Seemacht empfindliche Verluste zuzog und durch die Verbrennung von Washington einen dunkeln Fleck auf den Kriegsruhm der Briten warf, hinderte nicht die Anstrengungen auf dem Festlande, und während die Verbündeten über den Rhein gegen Paris zogen, drangen die Briten unter Wellington in Frankreich ein und schlossen den gemeinschaftlichen Frieden, in welchem sie Frankreich nach der Wiederherstellung des Hauses Bourbon fast alle Colonien zurückgaben und nur das Vorgebirge der guten Hoffnung, einige holl. Colonien in Amerika, die Insel Malta und die Schutzherrschaft über die ion. Inseln erhielten; aber zu gleicher Zeit verstärkten sie durch die Eroberung der ganzen Insel Ceylon ihre Macht in Asien, die in den nächsten Jahren so sehr erweitert wurde, daß das brit. Reich auf der ind. Halbinsel bis an den Indus und die Grenzen Tibets reichte, und ohne die Bevölkerung der Bundesstaaten gegen 80 Mill. Einwohner zählte. Nach dem Siege bei Waterloo, den die Briten nur durch die kräftige Unterstützung des preuß. Heeres erkämpften, ergab sich ihnen Napoleon, im Vertrauen auf brit. Großmuth, im Jul. 1815. Er starb als brit. Gefangener auf St.-Helena. Auch mit Amerika hatte G. 1814 zu Gent Frieden geschlossen. Es trat aus dem langen Kampfe mit einer Schuldenlast, welche mehr als die Summe vierzigjähriger Einkünfte betrug.

Nach dem Frieden wurde Sparsamkeit im Staatshaushalte und eine friedliche Politik gegen das Ausland Grundsatz der Verwaltung, um den Wohlstand des Volks wiederherzustellen. Dennoch entstand, sobald die übrigen europ. Staaten wieder an dem Welthandel Antheil nahmen und auch im Innern derselben alle Gewerbszweige einen kräftigen Aufschwung nahmen, eine Stockung in dem brit. Gewerbbetriebe, welche die Fabrikarbeiter in große Bedrängnisse versetzte. Misernten steigerten die Noth, und die Mängel des Besteuerungssystems traten grell hervor, als die 1816 von dem Parlament gegen die Absichten der Regierung durchgesetzte Aufhebung der Einkommensteuer die Last fast ausschließend auf die arbeitende Volksclasse und den Verbrauch der ersten Lebensbedürfnisse legte. In mehren Fabrikbezirken Englands entstanden im Jahre 1819 drohende Unruhen, welche von den Radicalen (den heftigern Anhängern der politischen Partei, die schon lange auf eine verbesserte Einrichtung der Parlamentswahlen gedrungen hatte), zur Aufregung des Volks benutzt ward. Es wurden Versammlungen gehalten, die so weit gingen, Mitglieder für ein neues Parlament zu wählen, und in Manchester kam es zu gefährlichen Bewegungen, gegen welche die Regierung die Waffengewalt mit einer Strenge anwendete, die ihr den Vorwurf einer Verletzung der gesetzlichen Formen zuzog. Diese Aufregung bewog die Machthaber, deren Seele damals Castlereagh (s. Londonderry) war, dem Parlament 1819 einige außerordentliche Maßregeln vorzuschlagen, welche auf fünf Jahre als gesetzliche Verfügungen angenommen wurden. Heimliche Waffenübungen und selbst der Besitz von Waffen wurden verboten, die Freiheit Volksversammlungen zu halten ward Beschränkungen unterworfen, die dieses alte Recht der Briten fast aufhoben, auf kleine Flugschriften der drückende Zeitungsstempel gelegt, die Strafdrohung gegen Schmähschriften und die Verbreitung aufrührischer Schriften geschärft und das herkömmliche gerichtliche Verfahren bei geringern Vergehungen durch Aufhebung einiger schützenden gesetzlichen Formen beschleunigt. Die Gefahren aber, die weniger aus einem revolutionnairen Gährungsstoffe als aus dem drückenden Mangel hervorgegangen waren, verschwanden, als die Abgabenlast etwas erleichtert und durch vermehrten Absatz der Manufacturwaaren in das Ausland, besonders nach dem span. Amerika, die Lage der Fabrikarbeiter verbessert ward. Als nach dem Tode Georg III. sein Sohn Georg IV. im Jahre 1820 den Thron bestiegen hatte, kam seine von ihm getrennt lebende Gemahlin nach England zurück, um ihre Rechte als Königin in Anspruch zu nehmen, und Misgriffe und Leidenschaftlichkeit auf beiden Seiten führten zu dem Ärgernisse einer öffentlichen Anklage der Königin, durch welche alle Rücksichten gegen fürstl. und Frauenehre schmählich verletzt wurden und die Unzufriedenen einen neuen Vereinigungspunkt erhielten. Die Volksstimmung wurde so lebhaft aufgeregt, daß die Minister die Anklage fallen ließen. Der plötzliche Tod der Königin (1821) löste die Verwickelung. Es traten aber immer mehr die Zeichen einer Zerrüttung in den innern Verhältnissen des Staats hervor. Die große Masse des Volks war in den brit. Inseln aus allem Antheil an dem Grundeigenthume verdrängt worden. Dieses war durch die Begünstigung, die das engl. Gesetz bei der Vererbung des Grundeigenthums dem ältesten Sohne gewährt, und besonders durch den Druck der Kriegslasten in verhältnißmäßig sehr wenige Hände gekommen. Es gibt in England, außer der Geistlichkeit und den Gemeinden, welche sich in ungefähr 10,000 geschlossene Güter theilen, nur 20,000 Grundeigenthümer und fast gar keinen selbständigen Bauernstand, sondern nur Zeitpachter, deren ein einziger reicher Grundherr mehr als 500 hat; doch hat man in neuern Zeiten dem Übel durch Einführung langer Pachtungen entgegengewirkt, von deren Vortheilen man sich in Niederschottland so sehr über-

Digitized by Google

zeugt hat, daß es dort fast gar keine Pachtungen auf Kündigung gibt. In Schottland (s. d.) war das ursprünglich gemeinschaftliche Besitzthum der Stammgenossen seit der Aufhebung der alten Clanverfassung (1748) immer mehr auf das Haupt des Stammes übergegangen, in Irland aber trat das Misverhältniß noch auffallender hervor, da man im 16. und 17. Jahrh. die durch Druck und Treulosigkeit erregten Aufstände mit der Verdrängung der alten Besitzer bestraft und ihr Grundeigenthum unter einige engl. Familien vertheilt hatte. Man mußte dort selbst Zeitpachtern das Stimmrecht bei den Parlamentswahlen geben, um Wahlberechtigte zu finden. In England und Irland erhob überdies die Geistlichkeit der bischöflichen Kirche den Zehnten von dem Ertrage fast alles Grundeigenthums. Bei diesem Misverhältnisse brachte das Sinken der Getreidepreise und der erhöhte Geldwerth, den die 1820 aufgehobene Beschränkung der Baarzahlung der Banken bewirkt hatte, die Zeitpachter in England und Irland dem Verderben nahe, da sie nicht mehr im Stande waren, ihre Pachtbedingungen zu erfüllen. In Irland entstand nach einer Misernte Hungersnoth. Im schot. Hochlande vertrieben mehre Grundherren im Jahre 1820 viele Urbewohner aus ihren Wohnsitzen, um den Boden als Schaftriften zu benutzen. Die Lage der Ackerbauer erweckte lebhafte Besorgnisse, aber das Übergewicht der Grundherren war zu mächtig, als daß man in einer gerechten Vertheilung der Abgaben die Abhülfe des Übels gesucht hätte; Niemand wagte es, das nahe liegende Mittel, eine Herabsetzung des Pachtzinses in Verhältniß zu dem erhöhten Geldwerthe, vorzuschlagen, sondern indem man durch Einfuhrzölle auf fremde Zufuhr die Getreidepreise hinauftrieb, walzte man die Last auf den zweiten Haupttheil der Volksmasse, die Fabrikarbeiter, die das Brot theurer bezahlen mußten, damit die Pachter ihre Zinsen bezahlen konnten, und nur einige Grundherren setzten freiwillig den Pachtzins herab. Die Bedrängnisse der Pachter wurden durch diese Mittel erleichtert; aber in Irland, wo die Anbauer des vielfach getheilten Bodens den größten Theil der Volksmasse bilden, dauerte die Noth fort; immer war eine oder die andere Gegend der Insel in Aufstand und rohe Banden führten einen blutigen Krieg gegen Grundherren, Zwischenpachter und Friedensrichter.

Während die Briten mit ihren innern Angelegenheiten beschäftigt waren, brachen in mehren Ländern Europas neue Aufstände aus und die Mächte des Festlandes verabredeten Maßregeln, um diese Bewegungen zu unterdrücken. Die brit. Regierung leugnete im Allgemeinen das von andern Mächten behauptete Recht, sich in die innern Angelegenheiten selbständiger Staaten einzumischen und blieb parteilos; nur an den Bewegungen in Portugal (s. d.) nahm sie 1826 durch ein Hülfsheer einen nähern Antheil, um die neue Verfassung zu schützen, und zur Beruhigung Griechenlands (s. d.) schloß sie am 6. Jul. 1827 mit Frankreich und Rußland einen Vertrag, in Folge dessen die Befreiung Griechenlands endlich herbeigeführt wurde. Die Briten schlossen mit den von der span. Herrschaft abgefallenen südamerik. Staaten, deren Unabhängigkeit sie 1825 förmlich anerkannten, Verträge und Bündnisse, die den brit. Handel und den Weltverkehr überhaupt erweiterten und ihnen einen vorherrschenden Einfluß auf die Verhältnisse jener Staaten gaben. Gleichzeitig entstand eine wesentliche Veränderung in dem brit. Handelssystem, indem die alten strengen Gesetze gegen den Handel der Ausländer nach den brit. Inseln durch die Aufhebung mehrer drückender Abgaben gemildert wurden und der erste Schritt zu einer allgemeinen Handelsfreiheit geschah. Vergebens aber suchte Canning (s. d.), der diese wohlthätigen Umwandlungen leitete, durch eine im Geiste der Handelsfreiheit entworfene Milderung der Gesetze über die Getreideeinfuhr die Lage der Fabrikarbeiter sicherzustellen. Zwar geschah Manches zur Abhülfe einiger anerkannten Mängel der Verwaltung, wozu besonders die seit 1822 durch Peel (s. d.) begonnene Vereinfachung einiger Theile der Strafgesetzgebung gehörte; aber immer lauter wurde das Verlangen nach einer gründlichen Tilgung alter Misbräuche, welchem die 1828 unter dem Herzog von Wellington (s. d.) an das Ruder gekommenen Tories um so weniger zu widerstehen vermochten, je mehr es ihrer Verwaltung gleich anfangs an Kraft und Einheit gebrach. Drohend foderten die Katholiken in Irland, die in der durch O'Connell (s. d.) geleiteten, über die ganze Insel zerstreuten katholischen Association entschlossene Wortführer hatten, die lange verweigerte Rechtsgleichheit. Die Tories sahen sich durch diese Bewegungen zu Zugeständnissen gedrängt. Die alten Gesetze, welche die Zulassung zu Staats- und Gemeindeämtern an einen Glaubenseid banden (s. England), wurden 1828 aufgehoben, und 1829 gelang es Wellington und Peel, gegen den Widerstand der starren Tories, den Katholiken in G. und Irland das volle Staatsbürgerrecht und die Aufhebung aller politischen Beschränkungen, durch welche sie noch von mehren Staatsämtern und von dem Parlament ausgeschlossen waren, zu verschaffen.

Endlich ward auch die seit einem halben Jahrhundert so oft erfolglos verlangte Verbesserung der alten Wahlgesetze im Unterhause in Antrag gebracht, welche die Tories vergebens zu verhindern suchten. Als nun 1830 Wilhelm IV. den Thron bestiegen hatte, wurde das Verlangen nach Verbesserungen der Verfassung und Verwaltung immer lauter, und die großen Bewegungen auf dem europ. Festlande blieben auf den brit. Inseln nicht ohne Einfluß. Wie in Irland ward in England die Volksmasse aufgeregt und der Pöbel verübte Gewaltthätigkeiten, die das Eigenthum bedrohten; besonders erregten die Brandstiftungen in der Grafschaft Kent große Besorgnisse. Graf Grey trat 1830 an die Spitze der Verwaltung, die aus den einflußreichsten Gliedern der Whigpartei bestand, welche Ersparung in allen Zweigen des Staatshaushalts und Verbesserung der Wahlformen als das erste Ziel ihrer Bestrebungen ankündigten. Die Hauptmängel des alten, im Laufe der Zeit durch eingeschlichene und beharrlich geschützte Misbräuche dem ursprünglichen Geiste der Verfassung entfremdeten Wahlsystems bestanden darin, daß die Vertheilung der 658 Mitglieder des Unterhauses, von welchen 513 von England und Wales, 45 in Schottland und 100 in Irland gewählt wurden, sowol in Hinsicht auf das Verhältniß der Bevölkerung der Grafschaften und der Städte, als auch auf das Grundeigenthum sehr ungleich war. Ursprünglich ruhte das Stimmrecht bei den Parlamentswahlen auf dem Grundeigenthum. Jeder Freisasse, der von seinem Lohn einen jährlichen Ertrag von 40 Schillingen zog, konnte an den Wahlen Theil nehmen. Die Zahl der Wähler aber war in den Grafschaften, deren jede zwei Abgeordnete in das Unterhaus schickte, sehr verschieden und in einigen das Grundeigenthum einzelner Familien so ansehnlich, daß sie allein ei-

Digitized by Google

nen und oft beide Abgeordneten ernannten und so war es allmälig dahin gekommen, daß etwa 11,000 Personen die Hälfte aller Abgeordneten für England und Wales wählten. Noch greller erschien das Misverhältniß in Schottland, wo die 30 Abgeordneten der Grafschaften von ungefähr 2770 Grundbesitzern gewählt wurden, da hier nur die wenigen unmittelbaren Lehnleute der Krone stimmberechtigt waren, und überdies konnte bei dem Verkaufe von Gütern das Stimmrecht von dem wirklichen Besitze des Landeigenthums getrennt werden. Die Abgeordneten der Hauptstädte der Provinzen Englands und der mit städtischer Freiheit begabten Orte (boroughs) waren ursprünglich die Vertreter der gewerblichen Interessen, und in frühern Zeiten war es ein Recht des Königs, sie in das Parlament zu berufen. Viele dieser Orte aber verloren durch Nichtgebrauch ihr Recht, das sie als eine kostspielige Last betrachteten, wogegen selbst viele verfallene und verödete Orte (rotten boroughs) fortdauernd berufen wurden. Selbst in mehren größern Städten war die Zahl der Wähler sehr gering und diese Wenigen standen unter dem Einflusse einzelner aristokratischer Familien, sodaß zwölf Familien allein über 100 Sitze im Parlament zu verfügen hatten. Mehre große, erst in neuern Zeiten durch Gewerbsamkeit emporgekommene Städte mit mehr als 100,000 Einwohnern, wie Manchester, Leeds, Birmingham, und viele mit 10—40,000 Einwohnern waren ohne allen Antheil an der Repräsentation. Mit den wenigen, von unabhängigen Wählern besetzten Parlamentsstellen wurde gewöhnlich, trotz aller Verbote, ein schmählicher Handel getrieben, und wenn solche Gesetzwidrigkeiten entdeckt wurden, fanden sie leicht Schutz bei der herrschenden Aristokratie, welche Misbräuche nicht gern antasten ließ, die ihr einen überwiegenden Einfluß auf die Verwaltung sicherten. Daher der heftige Widerstand der Torypartei gegen die Parlamentsreform, die aber endlich nach einigen Veränderungen des ursprünglichen Entwurfs durch die Beharrlichkeit der neuen Machthaber und die unerschütterliche Haltung der Mehrheit des Unterhauses am 7. Jun. 1832 als Staatsgesetz verkündigt wurde, welchem bald ähnliche Wahlgesetze für Schottland und Irland folgten. Diese große Maßregel brachte die Wahlen mehr als früher in die Hände der Mittelclasse des Volks, indem sie die Zahl der Wähler vermehrte, den verödeten Orten ihr Wahlrecht nahm und es den größern, nicht vertretenen Städten verlieh, die Repräsentation der größern Grafschaften verstärkte und die frühere Ungleichheit der Wahlberechtigung in den Städten aufhob.

Das nach dem neuen Wahlgesetze ernannte Parlament ward im Febr. 1833 eröffnet, und wichtige Angelegenheiten nahmen seine Thätigkeit in Anspruch. Der Freibrief der ostind. Handelsgesellschaft (s. Ostindien), der im Jahre 1814 mit einigen Beschränkungen ihres Alleinhandels war erneuert worden, erlosch im Jahre 1834 und das Parlament entschied, daß der Theehandel mit China nicht mehr Monopol der Handelsgesellschaft sein, sondern allen Briten freigegeben werden sollte und aus allen Häfen ostwärts von dem Vorgebirge der guten Hoffnung Thee nach den brit. Inseln eingeführt werden dürfte. Die Herrschaft der Handelsgesellschaft in Ostindien aber soll unter der Oberaufsicht der brit. Regierung bis 1854 fortdauern, und sollte ihr dann die Verwaltung des ostind. Gebiets genommen werden, so sind die Actieninhaber berechtigt, die Auszahlung ihres Capitals zu fodern oder die Dividende noch 20 Jahre lang von der Regierung zu beziehen, die nach Ablauf jener Zeit die Rente ablösen kann. Nicht minder wichtig war für das brit. Colonialsystem die bedingte Freilassung der Negersklaven in den amerik. Colonien, eine nothwendige Folge der seit 1807 von dem Parlament entschiedenen Abschaffung des Negerhandels, welche die brit. Regierung seitdem durch Unterhandlungen zu einer allgemeinen europ. Maßregel zu machen bemüht war. Nach dem im Jun. 1833 gegebenen Gesetze erhielten vom 1. Aug. 1834 an alle Sklaven in Westindien ihre Freiheit und den Eigenthümern der Pflanzungen ward eine Gesammtentschädigung von 20 Mill. Pf. St. bewilligt. Größere Schwierigkeiten begleiteten die Aufgabe, den zerrütteten Zustand Irlands zu heilen, wo es immer mehr hervortrat, daß die Emancipation der Katholiken allein die Wurzel des Übels, an welchem das Land litt, nicht hatte ausrotten können. Katholiken und Protestanten verweigerten die Zehnten, und die Aufhebung der Union zwischen G. und Irland wurde von einer Partei verlangt, der O'Connell die Unterstützung seines mächtigen Einflusses lieh, um wenigstens die Abhülfe gerechter Beschwerden zu erlangen. Nach der Absicht der Regierung sollte der Zehnten in eine Grundsteuer verwandelt und die Zahl der Bischöfe vermindert werden; als aber die Nothwendigkeit einer eingreifenden Veränderung der kirchlichen Verhältnisse Irlands immer mehr hervortrat, entstand über die Verwendung des für die Bedürfnisse der protestantischen Kirche überflüssigen Kirchenguts zu allgemeinen Bildungszwecken ein Zwiespalt unter den Ministern, welcher die Ausscheidung einiger Mitglieder der Verwaltung im Jun. 1834 zur Folge hatte, wodurch das Ministerium bedeutend geschwächt wurde. Im nächsten Monat legte auch Lord Grey das Ruder nieder, das Lord Melbourne erhielt, der aber bei den fortdauernden Verhandlungen über die Angelegenheiten der irländ. Kirche den heftigsten Widerstand der Tories erfuhr, welche die Interessen des Protestantismus gegen die Minister aufzuregen suchten. Eigennützige Beweggründe leiteten ihre Schritte, da die mächtigen Grundherren in Irland wie in England in den reich begabten Kirchenpfründen eine Versorgung für ihre jüngern Söhne finden. Es gelang dem Einflusse dieser Partei im Nov. 1834, die Minister zu verdrängen und es ward eine neue, aus heftigen und gemäßigten Tories gemischte Verwaltung gebildet, an deren Spitze Peel und Wellington standen, die aber gleich nach der Eröffnung des Parlaments im Febr. 1835 entschlossene Gegner fand, und als die Mehrheit des Unterhauses den Grundsatz angenommen hatte, der dem Parlamente das Verfügungsrecht über das Kirchengut zusprach, legten die Tories ihre Stellen nieder, und im Mai ernannte der König ein neues Ministerium unter Lord Melbourne und Lord John Russell. Die Regierung, durch die Radicalen verstärkt, ging auf dem Wege der Reformen fort und eine ihrer nächsten wichtigen Aufgaben war die Verbesserung der Gemeindeverfassung in den Städten Englands und Schottlands, um den Bürgern den thätigen Antheil an der Verwaltung des städtischen Vermögens, der ihnen im Laufe der Zeit von den sich selbst ergänzenden Gemeinderäthen war entrissen worden, und das Wahlrecht zurückzugeben. Trotz dem Widerstande der Tories wurde der Gesetzentwurf der Minister mit einigen Veränderungen durchgesetzt; heftiger aber entzündete sich der Kampf, als 1836 ein ähnliches Ge-

setz auch für die Städte Irlands gegeben werden sollte. Der von dem Unterhause angenommene Gesetzentwurf wurde von der überwiegenden Mehrheit des Oberhauses in seinen Grundsätzen völlig umgewandelt, und das Haus der Gemeinen wies die verlangten Veränderungen im Jun. 1836 zurück. Diese Angelegenheit und ein Plan zur bessern Anordnung der Zehnten in England wurden in der Sitzung im Jahre 1837 von der Regierung wieder vor das Parlament gebracht, fanden jedoch abermals im Oberhause Widerstand. Immer mehr trat nun der längst vorbereitete Zwiespalt zwischen beiden Parlamentshäusern hervor, der durch einen Vergleich über diese Streitfrage wol einstweilen gestillt, aber nicht geschlichtet werden kann, und schon wurden mehre Stimmen laut, die das Heilmittel nur in einer Reform des Oberhauses fanden. Am 20. Jun. 1837 starb König Wilhelm IV. und ihm folgte auf dem Throne von England Alexandrine Victoria (s. d.), die Tochter des 1820 verstorbenen Herzogs von Kent, welcher der vierte Sohn König Georg III. war. Der wichtigste, diese Thronveränderung begleitende Umstand ist die Abtrennung des Königreichs Hanover (s. d.) von der Krone Englands.

Das Königreich England hat auf 2400 □M. über 13 Mill. Einw., bestand in alten Zeiten aus sieben kleinen Königreichen und zerfällt in 40 Grafschaften (Shires). Zum Königreich Essex gehören die Grafschaften Middlesex und Essex. In der ersten liegt die Haupt- und Residenzstadt London (s. d.), ferner Chelsea, ein Dorf dicht bei London, mit 32,000 Einw., einem Militairhospital für die Invaliden, einem Militairwaisenhause, einer Wasserkunst für London, einem botanischen Garten und einer Anstalt zur Bildung junger Seeleute. In Essex liegt die Stadt Colchester mit 16,000 Einw. und einem Hafen, sowie Harwich mit 14,000 Einw., ein Flecken mit einem Hafen, aus dem regelmäßig Dampfboote nach Holland und Deutschland abgehen. Das alte Königreich Kent bildet gegenwärtig die Grafschaft Kent. In dieser liegt Canterbury (s. d.); das durch seinen 800 F. langen Hafendamm und seine Bäder bekannte Ramsgate auf der Insel Thanet; Rochester mit 12,000 Einw. am bis hierher für Linienschiffe fahrbaren Fluß Medway und mit der Themse durch einen Kanal verbunden; Deptford in der Nähe von London, mit 24,000 Einw. und bedeutenden Schiffswerften, durch eine Häuserreihe mit Greenwich (s. d.) verbunden. Das alte Königreich Sussex zerfällt in die Grafschaften Sussex und Surrey. In jener liegt Chichester mit 8000 Einw., welches einen Hafen und Nähnadelfabriken hat; Brighton, ein stark besuchter Badeort mit einem kön. Palast; Hastings mit 10,000 Einw., wo 1066 die Schlacht geschlagen wurde, welche Wilhelm den Eroberer zum König von England machte. In Surrey liegen Southwark und Surrey, beide Stadtviertel von London. Das alte Königreich Westsex besteht aus sieben Grafschaften. In Hampshire oder Southampton liegen Winchester, das einen prachtvollen Dom und 9000 Einw. hat; Southampton, an einem Arme des Meeres, mit 20,000 Einw. und einem Hafen, in einer reizenden Gegend, dem Garten Englands; Portsmouth (s. d.). Zu Dorset gehören mehre kleinere Orte; zu Devon die Hafenstadt Exeter mit 28,000 Einw., einem großen Dom und vielen Fabriken; Plymouth (s. d.), in dessen Nähe der Leuchtthurm von Eddystone (s. d.). Zu Cornwall gehören die Scillyinseln und die Stadt Falmouth mit 11,000 Einw. an einem Hafen, aus dem regelmäßig Packetboote nach Spanien, Portugal und Amerika abgehen. Somerset enthält außer Taunton mit 9000 Einw. die große Handelsstadt Bristol am Einfluß des Avon in die Mündung des Severn. Es hat über 100,000 Einw., Fabriken aller Art und reiche Kohlenbergwerke. Die erste Anlage der Stadt fällt in die ältesten Zeiten, ja es ist behauptet worden, daß der Ort schon 400 Jahre v. Chr. Geburt bestanden haben soll. Im 11. Jahrh. wurde zu Bristol ein Markt für den Sklavenhandel gehalten; seine größte Blüte verdankt es aber der Schiffbarmachung des Avon im Anfang des vorigen Jahrhunderts. Es hat verschiedene ausgezeichnete Gebäude, unter denen die Gerichtshalle, das neue Kaufhaus, der Bazar und das Rathhaus zu nennen. Eine schöne Hängebrücke gehört zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt. Gleichfalls am Avon liegt in einer reizenden Gegend das schöngebaute Bath, mit stark besuchten, ehemals schon von den Römern benutzten heißen Quellen und 38,000 Einw. In Wiltshire liegt Salisbury oder New-Sarum am Avon mit 10,000 Einw. und einem Dome, den der höchste Thurm in England ziert; in Berkshire Reading mit 15,000 Einw. und bedeutenden Fabriken, sowie Windsor an der Themse, das nur 5000 Einw., aber mehre ansehnliche Gebäude, namentlich ein kön. Schloß hat. Das alte Königreich Ostangeln zerfällt in die Grafschaften Suffolk, Norfolk und Cambridge. Zu der ersten gehört Ipswich mit 20,000 Einw., einem Hafen, Schiffswerften und starkem Getreide- und Viehhandel; zu der zweiten die von 60,000 Einw. bevölkerte Stadt Norwich, welche einen schönen Dom und ausgezeichnete Baumwollenwebereien hat, sowie die durch Seebäder und Handel wichtige Hafenstadt Yarmouth mit 21,000 Einw.; zu der dritten endlich die Universitätsstadt Cambridge (s. d.). Das Königreich Mercia bilden 19 Grafschaften. Gloucester, in der gleichnamigen Grafschaft, hat 12,000 Einw. und sehr bedeutende Stecknadelfabriken. In der Grafschaft Oxford liegt die berühmte Universitätsstadt Oxford (s. d.), in Buckingham, außer der gleichnamigen Stadt, der durch seine Schulanstalten berühmte Flecken Eaton. In den Grafschaften Hertford, Bedford, Huntingdon, Lincoln, Nottingham, Derby, Hereford, Monmouth, Worcester, Stafford, Leicester, Northampton, Warwick liegen die Städte gleichen Namens. Die Stadt Nottingham hat 50,000 Einw. und die wichtigsten Strumpffabriken; Derby 23,000 Einw. und ausgezeichnete Seidenmühlen. Leicester mit 36,000 Einw. ist der Mittelpunkt der in der Grafschaft stark gepflegten Strumpfwirkerei. In der Grafschaft Warwick liegt auch Birmingham (s. d.). Chester in Chestershire hat 20,000 Einw., einen Hafen, lebhaften Handel und starken Verkehr mit Irland. In der Umgegend von Stockport mit 26,000 Einw. sind 50,000 Webstühle in Thätigkeit. Macclesfield mit 24,000 Einw. ist Mittelpunkt der Seidenfabrikation und hat überdies bedeutende Fabriken von Metallwaaren. In Shrop- oder Salopshire liegt am Severn Shrewsbury mit 22,000 Einw. und Fabriken von Flanell und wollenen Tüchern. In der Grafschaft Stafford sind 60,000 Menschen mit Fabrikation von Steingutwaaren beschäftigt, deren Mittelpunkt Burslem mit 12,000 Einw ist. Hauptstadt von Rutlandshire ist das kleine Oakham. Das Königreich Northumberland besteht aus sechs Graf-

Digitized by Google

schaften. Die Stadt York (s. d.) in Yorkshire gilt als die zweite Stadt Englands. In derselben Grafschaft liegt auch Hull mit 50,000 Einw., die wichtigste Handelsstadt im nördl. England, welche besonders mit Hamburg in lebhaftem Verkehr steht, sowie Leeds mit 90,000 Einw., eine ungemein thätige Fabrikstadt, Hauptsitz der engl. Tuchfabrikation. Zu Durham gehört außer der Stadt gleichen Namens der Mittelpunkt des Steinkohlenhandels: Sunderland mit 35,000 Einw. In der Grafschaft Northumberland zeichnet sich aus Newcastle mit 50,000 Einw., weil es nach London und Liverpool den bedeutendsten Handelshafen hat. In den nahegelegenen Steinkohlengruben sind über 36,000 Menschen beschäftigt und werden jährlich über 40 Mill. Ctr. Kohlen gewonnen. Bedeutende Städte in Cumberland sind Carlisle mit 20,000 Einw. und berühmten röm. Alterthümern, und Whitehaven mit 17,000 Einw. an der irischen See. Die Kohlenwerke bei dieser Stadt sind die bedeutendsten, welche es gibt. In dem gebirgigen Westmoreland ist nur Kendal mit 10,000 Einw. und verschiedenen Fabriken von Bedeutung. Reich an ansehnlichen und gewerbthätigen Städten ist dagegen Lancashire. Außer dem durch seinen Handel nach Westindien wichtigen Lancaster mit 12,000 Einw., außer Manchester und Liverpool (s. d.) sind Preston mit 30,000, Wigan mit 20,000, Bolton mit 28,000, Oldham mit 32,000, Blackburn mit 27,000, Rochdale mit 15,000 Einw., unter andern als wichtige Fabrikstädte, besonders für Baumwollenwaaren, zu nennen.

In dem durchaus gebirgigen Fürstenthume Wales leben auf 350 □M. ungefähr 800,000 Menschen. Es besteht aus den Grafschaften: Flintshire, Denbighshire, Lanwrest, Caernarvonshire, Merionetshire, Cardiganshire, Pembrokeshire, Caermarthenshire, Glamorganshire, Brecknockshire, Radnorshire und Montgomeryshire. Von Städten sind nur zu erwähnen: Pembroke mit 5000 Einw., welches die Hauptstadt von ganz Wales ist, und an dem 1000 Schiffe fassenden schönen Milfordhafen liegt, von dem aus lebhafter Handel getrieben wird; sowie Caermarthen mit 9000 Einw., der Hauptort von Südwales, in welchem viele Eisen- und Seilerwaaren verfertigt werden; endlich Swansea mit 13,000 Einw. und einem Hafen, von dem aus die Ergebnisse der Kohlen- und Eisengruben versandt werden.

Das Königreich Schottland enthält 1460 □M. und ungefähr 2,400,000 Einw. Es wird in das Niederland und das Hochland oder in Süd-, Mittel- und Hochschottland getheilt, welche zusammen 33 Grafschaften oder Stewartries umfassen. Die Namen derselben sind in Südschottland: Midlothian, Westlothian oder Linlithgow, Eastlothian oder Haddington, Berwick oder Merse, Teviotdale oder Roxburgh, Selkirkshire, Tweeddale oder Peeblesshire, Dumfries, East-Galloway oder Kirkcudbright, West-Galloway oder Wigtown, Ayrshire, Lanark oder Clydesdale, Renfrew, Stirling, Klackmannanshire, Fife, Kinroß, Dumbarton oder Lennoxshire, Buteshire; in Mittelschottland: Inverary oder Argyle mit der Halbinsel Kantyre, Perthshire, Angus oder Forfarshire, Mearns oder Kinkardineshire, Aberdeen, Banff, Elgin oder Murrayshire, Nairn; in Nordschottland: Inverneß, Roß, Cromartyshire, Sutherland, Caithneß und die Orkneys. Edinburg (s. d.), die Hauptstadt von Schottland, liegt in Midlothian; ebendaselbst das lebhafte Leith mit 27,000 Einw., nur eine Viertelstunde von Edinburg, deren Hafenplatz es bildet. In Dumfries liegt das bekannte Gretnagreen (s. d.). Eine gewerbthätige Stadt mit 18,000 Einw. ist Kilmarnock in Ayrshire. Zu Lanark gehört das große Glasgow (s. d.). Paisley in Renfrew hat 31,000 Einw. und eine reich bevölkerte Umgebung, sowie ungemein thätige Fabriken. In derselben Grafschaft liegt die Hafenstadt Greenock mit 27,000 Einw. und vielen Fabriken, die Hauptstation für Dampfschiffe. Bedeutende Damastfabriken hat Dunfermline mit 17,000 Einw. in Fife. Eine gleichfalls sehr gewerbthätige Stadt ist die alte Residenz der schot. Könige: Perth mit 20,000 Einw. in Perthshire; ferner Dundee mit 32,000 Einw. und einem Hafen in Angus, und Aberdeen mit 32,000 Einw. in der gleichnamigen Grafschaft, eine Universitäts- und bedeutende Handelsstadt. Inverneß, die Hauptstadt der Hochlande, zählt 15,000 Einw., hat einen befestigten Hafen und starken Handel. Aus den Seestädten Schottlands gehen jährlich eine große Anzahl von Schiffen auf den Herings- und andere auf den Walfischfang.

Das Königreich Irland zählt 1300 □M. und gegen 7,800,000 Einw. Die vier Provinzen desselben zerfallen wieder in 32 Grafschaften. In der Provinz Leinster liegen die Grafschaften Dublin, Wicklow, Werford, Kilkenny, Carlow oder Catherlagh, Kildare, Queenscounty oder Grafschaft der Königin, Kingscounty oder Grafschaft des Königs, East-Meath, West-Meath, Longford, Louth; in der Provinz Ulster: Cavan, Monaghan, Armagh, Down, Antrim, Londonderry, Donegal oder Tyrconnel, Tyrone, Fermanagh; in der Provinz Connaught: Leitrim, Sligo, Mayo, Roscommon, Galway; in der Provinz Munster: Clare, Tipperary, Waterford, Limerick, Kerry, Cork. Die volkreichsten Städte sind: Die Hauptstadt Dublin (s. d.), Kilkenny mit 28,000 Einw., Drogheda in Louth mit 20,000 Einw. an dem nach ihr benannten Kanale, die Hafenstädte Galway mit 32,000 Einw., Waterford mit 34,000 Einw. und bedeutenden Fabriken, Limerick mit 70,000 Einw. Die zweite Stadt in Irland ist das gut gebaute Cork mit 115,000 Einw., zahlreichen Fabriken und bedeutendem Handel, nebst einem ausgezeichnet schönen Hafen.

Unter den kleinern Inseln, die am zahlreichsten an der westl. Küste Englands und Schottlands vertheilt sind, zeichnen sich aus: a) die Gruppe der meist unbewohnten Scillyinseln, die berühmten Zinninseln oder Cassiteriden der Alten; b) die Insel Wight (9 □M.) an der Südküste Englands, mit einem milden Klima und vortrefflichem Getreide; c) die Gruppe der Orcaden oder Orkneys (s. d.); d) die Shetlandinseln (s. d.); e) die Hebriden (s. d.) an der Westküste Schottlands; f) die Inseln Arran und Bute vor der Mündung des Clyde; g) die Insel Man (s. d.) im irischen Meere; h) die Insel Anglesea (vor Zeiten Mona), durch den Menaykanal, über welchen eine Hängebrücke (s. Brücken) führt, von Wales getrennt, dicht bewaldet, mit reichen Kupferminen und vielen Druidendenkmalen aus der Vorzeit; i) die an der Küste der Bretagne liegenden normannischen Inseln Guernsey, Jersey (s. d.), Sarke und Alderney. Die europ. Nebenländer des brit. Reichs sind: a) die

Digitized by Google

1814 von Dänemark an England abgetretene Insel Helgoland (s. d.) in der Nordsee; b) die Inseln Malta (s. d.), Gozzo und Comino (8 □M.) mit 120,000 Einw., eine Hauptstation für die brit. Schiffe im mittelländ. Meere mit vortrefflichen Häfen, seit 1800 von den Engländern besetzt; c) das Vorgebirge Gibraltar (s. d.) mit der berühmten Festung an der Südspitze Spaniens (¼ □M.). Die außereurop. Besitzungen Britanniens sind a) in Nordamerika: die Inseln an der Hudsonsbai, die Inseln Neufundland, Neuschottland, Cap Breton, Neubraunschweig, Ober- und Untercanada, Albion und die Bermudasinseln; b) in Westindien (s. d.) mehre bedeutende Colonien, unter welchen Jamaica, Trinidad und die Bahamainseln die wichtigsten sind; c) in Südamerika das brit. Guiana (s. d.) und die 1834 von den Briten besetzten Falklandsinseln; d) in Asien die bedeutenden, meist seit der Mitte des 18. Jahrh. erworbenen Besitzungen der ostind. Compagnie (s. Ostindien), theils unmittelbar unterworfene Gebiete, theils Schutzstaaten; ein Flächenraum von 50,000 □M. und die Insel Ceylon (s. d.); e) in Afrika Senegambien, mehre Punkte der Küste Guinea, die Insel St.-Helena (s. d.), die ehemals franz. Insel Mauritius (Isle de France) (s. d.), und seit 1806 das Vorgebirge der guten Hoffnung (s. Cap); f) in Australien seit 1787 große Theile von Neuholland, die Vandiemensinsel und andere Eilande, zusammen gegen 7000 □M. Unter brit. Schutze steht seit 1814 die ionische Republik und der brit. Lord Obercommissar ist Anführer der Kriegsmacht und Präsident des Senats.

Der Boden der brit. Hauptinseln ist überall, wo nicht Sümpfe oder Gebirge vorherrschend sind, fruchtbar, das Klima feucht und die Luft nebliger als auf dem europ. Festlande; aber der Winter beiweitem nicht so kalt als in vielen südlichern Ländern; nur im schot. Hochlande ist das Klima rauh, die Luft aber sehr rein. Zu den wichtigsten Erzeugnissen der Inseln gehören Getreide (vorzüglich in England und Schottland), trefflicher Hopfen, Farbekräuter, Obst, zu Cyder benutzt, Rindvieh in trefflichen Racen, Schafe, sowol Merinos als feine langwollige, Pferde von trefflichem, sehr veredeltem Stamme, vorzüglich in England, Fische, besonders Heringe bei den nördl. Inseln und Lachse in Schottland, Austern (an der Küste von England), Eisen, besonders in Wales, feines Zinn, besonders in Cornwall und Devonshire, Kupfer, Steinkohlen und Salz.

Das Englische ist die auf den Inseln vorherrschende Sprache, welche, seit auch in Irland und Schottland die Schulen sich vervielfältigt haben, sich unter allen Volksclassen immer mehr verbreitet. In Wales ist die Volkssprache ein Überrest der alten brit., im schot. Hochlande und auf den Hebriden galisch, im schot. Niederlande ein aus dem angelsächs. entstandener, durch Verkehr mit Engländern vielfach veränderter Dialekt, in Irland das Irische; auf den Shetlandinseln herrscht die norsische Mundart, und die Bewohner der norman. Inseln sprechen ein verdorbenes Französisch. In England und Irland ist die herrschende Kirche die engl. (s. d.), obgleich die Mehrzahl der Irländer Katholiken sind. Auch in England gibt es viele Katholiken, besonders in den Landschaften Lancaster, York, Stafford und Northumberland. In Schottland ist die presbyterianische Kirche, welcher 900,000 Bewohner des Landes angehören, seit dem 17. Jahrh. nach einem langen Kampfe die herrschende geworden und steht unter einer selbständigen Verwaltung. (S. Schottland.) Alle nicht zur engl. Kirche gehörenden protestantischen Parteien werden unter dem Namen Dissenters begriffen. Die zahlreichsten unter ihnen sind die Baptisten, die Methodisten, die Mennoniten, die Independenten, die Unitarier. Die meisten engl. Missionen, die sich über die ganze Erde verbreiten, sind von den Dissenters ausgegangen, und erst in neuern Zeiten hat auch die anglicanische Kirche thätigen Antheil an denselben genommen. Die Einkünfte der anglicanischen Kirche in England und Irland sind sehr bedeutend, und belaufen sich allein in England und Wales auf 50 Mill. Thlr., wogegen die gesammte schot. Geistlichkeit nur etwas über 300,000 Thlr. bezieht.

Obgleich die Pflege der Wissenschaften den Briten sehr viel verdankt, so sind doch die höhern Unterrichtsanstalten noch nicht frei von vielen Mängeln und Gebrechen. In England sind neben den beiden alten reichbegabten Universitäten Oxford und Cambridge, welche bei vielen Überresten mittelalterlicher Einrichtungen für eine allgemeine wissenschaftliche Bildung bisher nicht vollkommen wirksam sein konnten, in der neuesten Zeit zwei höhere Lehranstalten in London von Privatpersonen gestiftet worden, von welchen eine, die London University, besonders dazu bestimmt war, den in Oxford und Cambridge geltenden Beschränkungen entgegenzuwirken, nach welchen nur Anhänger der bischöflichen Kirche Antheil an den Stiftungen haben. Die vier schot. Universitäten, Edinburg, Glasgow, St.-Andrews und Aberdeen haben eine freisinnigere, der auf deutschen Hochschulen ähnliche Einrichtung, und haben für die Pflege der Wissenschaften bedeutend gewirkt. Irland hat nur eine reich ausgestattete Universität, Dublin, die unter dem ausschließenden Einflusse der herrschenden anglicanischen Kirche steht. Eine höhere Lehranstalt zur Bildung der irländ. Katholiken ist das von der Regierung gestiftete Collegium zu Maynooth. Außer den Universitäten gibt es noch eine große Anzahl von Collegien, besonders in England, welche die Vorbildung zu den Hochschulen geben, aber hinsichtlich der Lehrweise den ähnlichen deutschen Anstalten weit nachstehen. Für die meisten Zweige der Wissenschaften gibt es eigne Anstalten, besonders für die Arzneiwissenschaft. Lehranstalten zur Bildung von Seeleuten gibt es in Portsmouth und Plymouth; eine vorzügliche Kriegsschule ist in Woolwich. Für die Bildung der Beamten der ostind. Compagnie wird durch das 1806 errichtete East India College gesorgt. Auf die Verbesserung der Volksschulen hat man in England erst in neuerer Zeit mehr Aufmerksamkeit, besonders durch Einführung des wechselseitigen Unterrichts gewendet, wogegen sie in Schottland schon im 17. Jahrh. weit besser eingerichtet waren und auf die Volksbildung wohlthätig wirkten. In Irland ist der Volksunterricht am meisten zurückgeblieben, und erst in der neuesten Zeit hat die Regierung sich bemüht, denselben zu heben. Es gibt zahlreiche Gelehrtenvereine aller Art auf den brit. Inseln, welche für die Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse bedeutend gewirkt haben. Eine wohlthätige Frucht der neuern Zeit sind die zahlreichen Privatvereine, die den Zweck haben, die gewerbtreibende Classe mit den für ihren Beruf wichtigen Ergebnissen wissenschaft-



Digitized by Google

licher Forschung bekannt zu machen und sie im Allgemeinen auf eine höhere geistige Stufe zu erheben.

In England, und so auch in Irland und Schottland, gibt es drei Stände, hoher Adel (nobility), niederer Adel (gentry) und Bürgerstand; wiewol nach engl. Gesetzen eigentlich nur zwei Stände bestehen, der Adel, unter welchem blos der hohe Adel oder der Herrenstand verstanden wird, und die Gemeinen, zu welchen auch der niedere Adel gehört. Der Adel ist unter den Briten nicht so scharf von den übrigen Ständen geschieden, als in andern Ländern, wo ihm Geburt und Ahnen Vorzüge geben. Es gibt nicht viel alte Familien unter dem Adel und ein großer Theil desselben ist aus dem Bürgerstande hervorgegangen. Die eigenthümliche Stellung des engl. Adels beruht darauf, daß die Adelswürde eines Geschlechts mit dem Stammgut immer nur auf den ältesten Sohn oder in Ermangelung männlicher Erben auf die älteste Tochter übergeht, oder nach Erlöschung der geraden Linie auf männliche oder weibliche Seitenverwandte. Die nachgeborenen Söhne treten in Beziehung auf ihre staatsbürgerlichen Verhältnisse in den Bürgerstand und führen daher auch den ursprünglichen Familiennamen ihres Geschlechts, wenn sie nicht einen besondern Titel erhalten. Die Titel und Würden des hohen Adels sind: Herzog, Marquis, Graf (Earl), Viscount (Vicomte), Baron, die sämmtlich Lord (Herr) genannt werden. Der Grafentitel ist der älteste in England. Herzoge gab es erst seit Eduard III. im 14. Jahrh. und sie gelten für die erste Adelswürde im brit. Reiche. Der Titel Marquis entstand unter Richard II., Viscount unter Heinrich VI. Früher war der Titel Baron allgemein unter dem hohen Adel und jeder hatte neben einem höhern Range auch eine Baronie; später aber wurden beide Titel trennbar. Der älteste Sohn, der Erbe der Adelswürde, führt bei des Vaters Lebzeiten den eigentlichen Geschlechtsnamen des Hauses, sowie die nachgeborenen Söhne und Töchter, wiewol er im gemeinen Leben Lord genannt wird. Nur wenn das Haupt der Familie außer der ersten noch eine andere Adelswürde hat, z. B. der Herzog Marquis oder Viscount ist, erhält der Erbe während des Vaters Lebzeit diesen zweiten Titel. In Schottland und Irland gibt es dieselben Würden des hohen Adels, wo er, als beide Länder noch Parlamente besaßen, dieselben politischen Rechte genoß, die dem engl. hohen Adel zustehen. Seit der Vereinigung beider Reiche mit England haben sich diese Verhältnisse geändert. Den hohen Adelswürden folgte zunächst der Titel Baronet und Ritter, welche zu dem niedern Adel gerechnet werden; beide haben die Auszeichnung, daß sie das Wort Sir vor den Tauf- und Geschlechtsnamen, nicht aber blos vor den Geschlechtsnamen setzen, z. B. Sir Walter Scott, und sie werden wol auch blos mit dem Taufnamen, z. B. Sir Walter, bezeichnet. Die im J. 1611 eingeführte Baronetswürde ist nach dem Rechte der Erstgeburt erblich. Der niedere Adel besteht übrigens nach der Bedeutung des Wortes im gemeinen Leben aus Allen, welche nicht von gemeinem Gewerbe leben. Zu dem Bürgerstande gehören eigentlich alle Landeigenthümer, deren Gut einen gewissen jährlichen Ertrag gewährt, alle Handwerker und Tagelöhner. Die Zahl der mittlern freien Grundeigenthümer ist verhältnißmäßig gering, und der Landbesitz drängt sich immer mehr in wenige Hände zusammen. Aus dem Stande der ehemaligen freien Grundbesitzer welche ihre Güter selbständig innehatten, mochten sie davon Kriegs- oder Hofdienste zu leisten haben, sind die jetzigen Freisassen (freeholders) entstanden; im 17. Jahrh. aber wurden alle Dienste, mit Ausnahme der kirchlichen und der Hofdienste, abgeschafft. Aus den frohnpflichtigen Gutsunterthanen sind die jetzigen Zinsbauern (copyholders) entstanden.

Die oberste Staatsgewalt ist zwischen dem König und dem Parlament getheilt. Die kön. Gewalt hat noch die Zeichen ihres Ursprungs aus der altdeutschen Volksverfassung. Die Krone wird vererbt nach dem Rechte der Erstgeburt auf die Söhne und in deren Ermangelung auf die Töchter, welche den männlichen Seitenverwandten des letzten Königs vorgehen. Bei gänzlicher Ermangelung einer Nachkommenschaft gelangen die Seitenverwandten des letzten Königs zur Thronfolge, wobei die weiblichen Verwandten der ältern Linie den männlichen der jüngern vorgehen, aber unter Geschwistern kommen immer die Söhne zuerst zum Thron. Der König ist mit dem 18. Jahre volljährig. Die Regentschaft während der Minderjährigkeit ordnet der König in seinem Testamente an, oder wenn dies nicht geschehen ist, so wird über sie vom Parlamente verfügt. Der Thronerbe führt den Titel Prinz von Wales. Die dem König besonders bewilligten Einkünfte bilden die Civilliste. Der König ist nach den brit. Gesetzen unverletzlich und über persönliche Verantwortlichkeit erhaben; daher es einer der Grundsätze des brit. Staatsrechts ist, daß der König kein Unrecht thun kann, und die Verantwortlichkeit ruht allein auf seinen verfassungsmäßigen Rathgebern, den Ministern. Die kön. Gewalt ist vielfach durch das Parlament beschränkt, das seine erste Grundlage schon in der Zeit der Angelsachsen erhielt. Im 14. Jahrh. wurde die Trennung der Stände in zwei Häuser, das Haus der Lords und das Unterhaus oder das Haus der Gemeinen, zu einer bleibenden Einrichtung. Die hohe Geistlichkeit vereinigte sich mit dem weltlichen Herrenstande, den Lords, und die Ritterschaft mit den Städten. Das Haus der Lords oder das Oberhaus besteht gegenwärtig aus den kön. Prinzen, aus den engl. Erzbischöfen und Bischöfen und vier irländ. Bischöfen, aus den Peers (Pairs) des vereinigten Königreichs, welche mit dem 21. Jahre vermöge ihrer Geburt zur Reichsstandschaft gelangen, und aus 16 schot. und 28 irländ. Lords, welche aus dem hohen Adel dieser Länder gewählt werden, überhaupt aus ungefähr 420 Mitgliedern. Die schot. Pairs werden für jedes Parlament, die irländ. aber auf Lebenszeit gewählt. Die Zahl der weltlichen Lords ist nicht beschränkt und der König hat das Recht, sie zu jeder Zeit beliebig zu vermehren. Das Unterhaus besteht seit der Reformbill von 1832 aus 658 Mitgliedern und zwar 500 Abgeordneten für England und Wales, 53 für Schottland und 105 für Irland. Die Abgeordneten werden seit Anfang des 18. Jahrh. auf sieben Jahre gewählt. Sowol die Stimmberechtigung als die Wahlfähigkeit wird durch bestimmte Einkünfte bedingt. Richter, Geistliche, gewisse Kronbeamten oder Pensionsempfänger sind nicht wahlfähig, auch die Verwaltungsbeamten der Grafschaften (Sheriffs) und die Vorsteher der Stadtgemeinden (Mayors) nicht in ihrem Amtsbezirke. Die Wahlart ist ziemlich gleich in Grafschaften und Städten. Am Wahltage dürfen in der Nähe des Wahlorts, im Umkreise von zwei Meilen, keine Truppen sich befinden. Die Bewerber um die erledigte Stelle treten auf und werden in Gegenwart des Wahlbeam-

Digitized by Google

ten genannt. Sind Nebenbuhler da, so wird durch Handaufheben gestimmt; doch kann jeder Freund eines Bewerbers einzelne Abstimmung (poll) fodern, wenn jene ihm nicht genügt. Grafschaften und Städte sind in Bezirke getheilt, mit besondern Pollplätzen, und der Poll darf nur zwei Tage dauern. Nach dem Schlusse des Polls verkündigt der Wahlbeamte das Ergebniß der Wahl. Der Gewählte ist Repräsentant der Gemeinen des vereinigten Königreichs G. und Irland, nicht der Abgeordnete des besondern Orts, für welchen er seinen Sitz hat. Der König hat das Recht, das Parlament zu berufen, zu vertagen und vor Ablauf der verfassungsmäßigen siebenjährigen Dauer aufzulösen. Die kön. Minister haben nicht als solche das Recht, im Parlament zu sitzen, wenn sie nicht entweder Pairs sind oder als Abgeordnete in das Unterhaus gewählt werden. Jedes Mitglied hat das Recht, Vorschläge zu machen und alle Verhandlungen beruhen auf einem Antrage, der gewöhnlich vorher von Demjenigen angekündigt wird, der ihn machen will. Wer nicht zugegen ist, verliert im Unterhause seine Stimme, die Mitglieder des Oberhauses aber können durch Bevollmächtigte stimmen. Die Öffentlichkeit der Parlamentsverhandlungen ist Herkommen, nicht Gesetz. Die Geschäfte des Parlaments bestehen in einer umfassenden Vorsorge für alle Bedürfnisse des Staats. Das Parlament kann Gesetze erlassen, verändern oder verbessern. Die Verhandlungen können in dem einen oder dem andern Hause anfangen, nur müssen alle Finanzangelegenheiten zuerst vor das Unterhaus gebracht werden. Ohne Bewilligung des Parlaments können keine Steuern erhoben werden. Eine jährliche Bewilligung des Hauses der Gemeinen ist nöthig, um die Land- und Seemacht in der Stärke zu erhalten, die für jedes Jahr bestimmt ist, und durch dieses und andere Rechte des Parlaments ist die jährliche Sitzung desselben nothwendig geworden. Es gilt als Regel, daß kein Minister im Amte bleiben kann, der nicht die Mehrheit im Parlamente hat. Sind beide Häuser des Parlaments über einen Beschluß einig geworden, so wird der Gesetzvorschlag oder die Bill dem König vorgelegt, der ihn entweder durch die altherkömmliche Formel: „Der König will es“ genehmigt oder mit den Worten: „Der König wird sich bedenken“ ablehnt; doch hat der König seit der Revolution (1688) von dem Verwerfungsrecht nie Gebrauch gemacht, weil die Minister, so lange sie die Mehrheit haben, die der Regierung misfälligen Beschlüsse zu verhüten wissen. - Das Oberhaus ist zugleich der oberste Gerichtshof des Landes, und in bürgerlichen Streitsachen gehen an dasselbe Nichtigkeitsklagen gegen die Aussprüche der obern Gerichte von England, Schottland und Irland. Tritt das Unterhaus als Ankläger gegen Personen, z. B. Staatsbeamte auf, so steht dem Oberhause die Entscheidung zu und es werden dabei alle Formen des Criminalprocesses beobachtet. Es kann aber auch jedes Haus im Wege der Gesetzgebung jede Art von Strafen beschließen; nur muß ein solcher Beschluß von beiden Häusern angenommen werden und die Zustimmung des Königs erhalten.

Die oberste berathende Behörde ist der geheime Rath, welcher aus den vom König in beliebiger Anzahl ernannten Personen besteht, doch versammeln sich die Mitglieder nur auf besondere Einladung. In den meisten Sachen ist der geheime Rath nur berathend, in den Angelegenheiten der Colonien aber bildet er die höchste richterliche Behörde. Die eigentliche Regierung ist in den Händen des Cabinets oder des Ministeriums. Zum Cabinet gehören gewöhnlich außer andern Beamten die Staatssecretaire für das Innere, für die auswärtigen Angelegenheiten, für das Kriegs- und Colonialwesen, und der Kanzler der Schatzkammer als Finanzminister. Die Zahl und die Wahl der Mitglieder des Cabinets ist allein vom König abhängig. Das Amt des Oberschatzmeisters wird jetzt von fünf Lords versehen, unter welchen einer, der erste Lord der Schatzkammer, als erster Minister betrachtet wird. Die Staatseinnahme belief sich für 1836 auf 48,453,000 Pf. St. und es ward ein Überschuß für 1837 über die Ausgaben von 385,000 Pf. St. berechnet. Ein großer Theil der Einnahme wird für die Zinsen der Staatsschuld verwendet, welche durch die Kriege im 18. und 19. Jahrh. zu einer Summe von mehr als 780 Mill. Pf. St. angewachsen ist. Der beiweitem größte Theil der Staatsgläubiger sind Briten und nur ein sehr kleiner Theil der Staatsschuldscheine ist in den Händen von Ausländern.

Es ist eine aus der frühern Zeit übergegangene Eigenheit der britischen Verfassung, daß ein großer Theil der Verwaltungsangelegenheiten in den Händen der Gemeinden selbst ist und die Staatsregierung weit weniger leitend und bevormundend eingreift, als in andern Ländern. In den Grafschaften steht der Sheriff an der Spitze der Verwaltung. Er leitet die Parlamentswahlen und läßt die Beschlüsse der Gerichte vollziehen. In den Städten leiten die Angelegenheiten der Gemeinde der Mayor und die ihm zugeordneten Aldermen oder Ältesten. Die Policeigewalt und mehre bedeutende Zweige der Verwaltung liegen in den Händen der vom König ernannten Friedensrichter. (S. Friedensgerichte.) Für die Rechtspflege bestehen drei Oberbehörden, das Oberlandgericht (Court of common pleas) für die Rechtsstreitigkeiten der Unterthanen untereinander, das Oberhofgericht (Court of king's bench), welches Friedensbrüche und größere Vergehungen richtet, und der Lehnshof (Court of exchequer) für kön. Kammer- und Lehnsgefälle. Jedes dieser Gerichte hat einen Oberrichter und drei Räthe. Neben ihnen besteht noch die Reichskanzlei (Court of chancery), an welche verschiedene Rechtssachen, z. B. Vormundschaftssachen, Concurse u. s. w. ausschließend gewiesen sind. Die zwölf Mitglieder der Obergerichte reisen jährlich zweimal durch alle Grafschaften, um über peinliche und bürgerliche Rechtssachen zu entscheiden. Eine Eigenthümlichkeit der brit. Rechtspflege sind die Geschworenengerichte (s. d.).

Die brit. Landmacht beträgt über 90,000 M., worunter 74,000 M. Fußvolk sind, und die Ausgaben für das Heer, die Artillerie und die Seemacht belaufen sich jährlich auf mehr als 12 Mill. Pf. St. Das stehende Heer wird durch Werbungen ergänzt. Die Offizierstellen sind käuflich, doch sind in neuern Zeiten mehre wohlthätige Beschränkungen dieses Misbrauchs eingetreten. Außer dem Heere gibt es in dem brit. Reiche eine Miliz, die zur Zeit des Kriegs zur Vertheidigung des Landes aufgeboten wird. Die Seemacht besteht aus 557 Kriegsschiffen mit 17,000 Matrosen und 9000 Seesoldaten. Die Matrosen werden geworben, im Nothfall aber auch zum Dienst gezwungen. Matrosen, die zum Dienen unfähig geworden sind, werden in dem prächtigen Hospital zu Greenwich (s. d.) verpflegt. Die Flagge



Digitized by Google

des vereinigten Königreichs besteht aus drei Kreuzen, roth, weiß und blau.

Kein europ. Land steht auf einer so hohen Stufe der Betriebsamkeit als das brit. Reich. Die wichtigsten Industriezweige sind: Baumwollenfabriken, die vorzüglich in England und Schottland blühen; Leinwandmanufactur in Irland; Wollenfabriken vorzüglich in England, aber auch in Schottland; Seidenmanufacturen besonders in England; Eisen- und Stahlwaaren von hoher Vortrefflichkeit in England, vorzüglich in Sheffield und Birmingham und in den Eisenwerken am Carron in Schottland; Bijouteriewaaren in England; Töpferwaaren besonders in der engl. Grafschaft Stafford, wo sie durch Wedgwood (s. d.) vervollkommnet wurden; vortreffliche Krystallwaaren in England; Lederwaaren in England und zum Theil in Schottland und Irland. Der brit. Handel ist im Innern des Landes durch keine Hemmung beschränkt. In keinem Lande gibt es einen so bedeutenden Umsatz von Rohstoffen für den innern Verkehr. Die Ausfuhr brit. Erzeugnisse geht nach allen Ländern der Welt, und zu dem hohen Schwung, den der Handel genommen hat, trägt vorzüglich die günstige Lage der zahlreichen brit. Colonien bei. Die Handelsmarine wird zu mehr als 24,000 Fahrzeugen mit 160,000 Seeleuten gerechnet und der Gesammtwerth derselben auf 26 Mill. Pf. St. angeschlagen. Die Ausfuhr einheimischer Erzeugnisse wird auf 50—60 Mill. Pf. St. berechnet, und sowol bei dem Einfuhr- wie bei dem Ausfuhrhandel sind weit mehr brit. als fremde Schiffe beschäftigt. Unter den Handelsgesellschaften ist die ostind. die wichtigste, ungeachtet der Beschränkungen, die sie in neuern Zeiten erfahren hat. Unter den übrigen Handelsvereinen sind auszuzeichnen die Südseegesellschaft, die Hudsonsbaigesellschaft, die westind. und afrikan. Gesellschaft. Zur Belebung und Förderung des Handels tragen besonders auch die Banken bei, deren es außer der großen londoner Bank mehre in Irland und Schottland gibt. Der Binnenhandel wird sowol durch vortreffliche Heerstraßen, als durch ein ausgedehntes Kanalsystem, Dampfschiffahrt und Eisenbahnen befördert. Kein Land hat so viele und schöne Kanäle als E. und fast alle sind Meisterstücke der Wasserbaukunst. Alle Hauptkanäle, zu welchen der Bridgewaterkanal, der Grand-Trunk-, der Regentkanal, Grand-Junction-Kanal gehören, sind untereinander verbunden und setzen die wichtigsten Handelsstädte, London, Liverpool, Manchester, Hull, Bristol, in Verbindung. Unter den schot. Kanälen ist der caledonische der bedeutendste, welcher den Murraybusen an der Ostküste durch eine Reihe von Seen mit dem atlant. Meere verbindet. Zu den bedeutendsten Kanälen in Irland gehören diejenigen, welche Dublin mit dem Hauptfluß der Insel, dem Shannon, verbinden. Unter den engl. Eisenbahnen ist die großartigste die Bahn zwischen Liverpool und Manchester; eine neue, die London, Birmingham und Bristol verbindet, ist der Vollendung nahe. Auch in Schottland und Irland sind in neuester Zeit mehre Eisenbahnen entworfen und angefangen worden.

**Grösse** ist eine relative Eigenschaft der Körper, d. h. eine solche, die ihnen nur in Vergleich mit andern Körpern zukommt. Es hat ein Körper mehr Größe (ist größer) als ein anderer, wenn er diesen an Rauminhalt übertrifft. Man bedient sich des Ausdrucks Größe aber auch in übertragener Bedeutung (z. B. Größe einer Kraft, Seelengröße), sodaß er irgend ein Mehr, das einem Gegenstande der Betrachtung vor einem andern zukommt, bezeichnet. In der Mathematik oder Größenlehre unterscheidet man Zahlengrößen und Raumgrößen. Hier heißt jedes eine Größe, was Größe hat, oder was gemessen werden kann. Man unterscheidet drei Arten von Raumgrößen: Linien, Flächen und Körper. Von den Zahlengrößen handelt die Arithmetik, von den Raumgrößen die Geometrie und zwar die Longimetrie von den Linien, die Epipedometrie oder Planimetrie von den Ebenen und die Stereometrie von den Körpern. Die Raumgrößen unterscheiden sich dadurch von den Zahlengrößen, daß ihre Theile zusammen ein zusammenhängendes, stetig (d. h. ununterbrochen) fortlaufendes Ganze bilden, während die Zahlengrößen aus Einzelnen bestehen, die untereinander nicht stetig zusammenhängen; man nennt daher jene auch stetige, zusammenhängende oder (lat.) continuirliche Größen, diese auch unstetige, getrennte oder (lat.) discrete Größen.

**Grübel** (Joh. Konr.) ist der Name eines Dichters, der meistens über Gegenstände des bürgerlichen und bäuerlichen Lebens in nürnberger Mundart geschrieben, auch mancherlei künstliche mechanische Arbeiten verfertigt hat und 1736 in Nürnberg geboren wurde, wo er als Flaschner lebte und 1809 starb.

**Grund** ist das zu unterst Befindliche an irgend einem Gegenstande; so namentlich bei einem Gebäude das Gemäuer, welches in der Erde aufgeführt wird, und auf dem dann die Wände des Gebäudes ruhen. Ohne den Grund würde es dem Gebäude an der nöthigen Festigkeit fehlen. Bei Anlegung dieses Grundes muß Rücksicht genommen werden auf die Last, welche der Boden zu tragen hat, und auf die Beschaffenheit des Bodens. Ist dieser sehr weich und nachgiebig, so müssen zu seiner Befestigung auch besondere Vorkehrungen getroffen werden, z. B. Roste gelegt, d. h. Unterlagen von Stämmen oder Bohlen. Man macht die Grundmauern bis zur Oberfläche der Erde gewöhnlich auf jeder Seite einen halben Fuß stärker als die Mauern, welche auf sie zu stehen kommen. — Bei Gewässern (Meeren, Flüssen, Seen) ist Grund der Boden, über welchem dieselben stehen, sodaß die Entfernung des Grundes von der Oberfläche des Gewässers die Tiefe des letztern bestimmt. — Bei gemusterten Zeuchen ist der Grund der nicht erhabene Theil, bei gedruckten diejenige Färbung, auf welche die übrigen Farben aufgedruckt worden sind u. s. w. — Bei Gemälden unterscheidet man einen Vordergrund, Mittelgrund und Hintergrund, deren nähere Bedingungen aus der Perspective (s. d.), welche das Gemalte dem Auge des Beschauers darbieten muß, sich ergeben. Grund heißt in der Malerei aber auch der erste Farbenüberzug, welcher der Leinwand, dem Papier, Holz u. s. w. gegeben wird. Man nennt das Auftragen dieses Überzugs, sowie überhaupt die ersten Vorarbeiten beim Malen und Kupferstechen, das Grundiren. — Gründe werden ferner tiefliegende Gegenden der Erdoberfläche genannt. — Grundeigenthum ist im Allgemeinen alles unbewegliche Eigenthum, das, wie man sagt, in Grund und Boden besteht oder darauf beruht. Der auf solchem haftende Zins ist Grundzins, und der ein Grundeigenthum oder Grundstück Besitzende heißt der

Digitized by Google

Grundherr desselben, und insofern ihm die Gerichtsbarkeit über die Bewohner desselben zusteht, die Grundobrigkeit. Grundsteuer ist eine nach Grund und Eigenthum der Steuerpflichtigen angeordnete Steuer (s. d.). — Grund heißt endlich auch jeder Gedanke in Bezug auf einen andern, auf dem die Wahrheit dieses letztern beruht, welcher die Folge heißt. Der Grund verhält sich zur Folge, wie die Ursache zur Wirkung; Grund und Folge sind aber Gedanken, während Ursache und Wirkung materiell zu nehmen sind; doch werden Grund und Ursache oft gleichbedeutend gebraucht. Jede Wahrheit ist nur dadurch wahr, daß sie einen Grund hat, und wenn man daher auf die Erforschung der Wahrheit als solcher ausgeht, welches in der Philosophie geschieht, so sucht man die letzten Gründe von Dem, was wahr ist, auf. Man hat daher die Philosophie auch die Wissenschaft von den letzten Gründen genannt. Wer zu Allem, was er unternimmt, Gründe hat, nichts grundlos thut, und wer bei Allem, was ihm entgegentritt, die Gründe (eigentlich die Ursachen) aufsucht, ist gründlich, und die Gründlichkeit ist daher im Allgemeinen Zeichen eines besonnenen Geistes, unabläßliche Bedingung aber für alles wissenschaftliche Treiben. — Grundstoffe werden die Elemente (s. d.) genannt. — Grundriß, s. Aufriß.

**Grundeis** heißt das in schiefrigen Flocken erscheinende, vom Wasser durchzogene, schmuzige und daher graue Eis, welches sich bei eintretendem gelinden Frostwetter auf dem Boden fließender Gewässer bildet, dann in die Höhe steigt und auf der Oberfläche der Flüsse fortschwimmt, sodaß diese oft wie mit einem geronnenen Überzuge, fast wie Froschlaich, bedeckt erscheinen. Trifft es feste Körper, so setzt es sich an diese an und erstarrt dann, wenn die Luft nicht wärmer wird, zu festerm Eise. Da das Eis stets leichter als Wasser ist, so hat man lange, obgleich der Volksglaube längst von Grundeis sprach, doch an der Möglichkeit desselben gezweifelt, in neuerer Zeit sich jedoch durch directe Versuche und zahlreiche Beobachtungen von dem Vorhandensein desselben überzeugt, auch den Grund seiner Bildung entdeckt. Das Wasser kann nämlich bis unter den Eispunkt (s. Eis) erkalten, ohne in Eisform überzugehen; berührt man es aber sodann mit einem spitzigen Körper, so erstarrt es augenblicklich. Herrscht nun eine Temperatur von einigen Grad unter dem Gefrierpunkte, so erkaltet das Wasser an der Oberfläche der Flüsse, und dieses Wasser wird durch die Bewegung des Fließens zum Theil nach dem Boden des Wassers herabgetrieben; hier trifft es in Menge vorragende Spitzen, an welche es sich als Eis ansetzt und einige Zeit festhält, bis es an Umfang so zugenommen hat, daß sein Bestreben, vermöge seiner größern Leichtigkeit emporzusteigen, die Kraft, mit der es an den Gegenständen festhält, überwiegt oder auch diese selbst mit emporträgt. Eins der merkwürdigsten Beispiele von der Bildung des Grundeises ereignete sich bei Pillau (dem Hafen von Königsberg am Ausfluß des Pregel) am 9. Febr. 1806. Es kamen nämlich vor längerer Zeit verloren gegangene eiserne Hafenketten von sechs Klaftern Länge, mit Grundeis überzogen, an die Oberfläche des Wassers. Versunkene Fahrzeuge, große Steine u. s. w. sind auf diese Weise vom Grundeis emporgehoben worden. In stehenden Wassern kommt das Grundeis niemals vor, denn hier dringt das kältere Wasser der Oberfläche niemals bis zum Grunde, vielmehr nimmt stets die Temperatur des Wassers mit der Tiefe zu. Im Meere mag die Bildung des Grundeises dadurch möglich werden, daß durch den Wellenschlag das obere Wasser in die Tiefe getrieben wird.

**Grundsatz** heißt jeder Satz, welcher unabänderlich feststeht. Es sind daher Grundsätze ebensowol die unbezweifelten Sätze, welche verschiedenen Wissenschaften, namentlich der Mathematik, zu Grunde gelegt werden, sodaß diese selbst nur als Aus- und Fortbildungen derselben erscheinen; als diejenigen Lebensregeln oder Maximen des Handelns, welche ein Mensch sich selbst vorgeschrieben hat, um an ihnen unter allen Bedingungen festzuhalten. Die letzte Art von Grundsätzen ist es, welche vorzüglich einen festen und seiner selbst bewußten Charakter bilden, und ein Mann von Grundsätzen wird daher häufig als gleichbedeutend mit einem zuverlässigen Mann genommen. So ehrenwerth Grundsätze sind, welche der Ausdruck unwandelbar rechtlicher Gesinnung und der wahren Vernunft gemäß sind, so thöricht, ja lächerlich können Grundsätze werden, wenn sich dieselben auf Äußerlichkeiten beziehen und mit pedantischer Strenge festgehalten werden.

**Grüner Donnerstag** wird der Donnerstag in der Woche vor Ostern genannt; da er dem Charfreitag vorangeht, so wird an ihm seit dem Ende des 7. Jahrh. das Erinnerungsfest an die Einsetzung des h. Abendmahls begangen und hiermit in katholischen Ländern noch die Ceremonie des Fußwaschens (s. d.) verbunden.

**Grünspan**, Kupfergrün oder Spangrün ist eine grüne oder bläuliche chemische Verbindung von Kupfer, Sauerstoff und Essigsäure, welche als Farbematerial verbraucht wird. Doch nennt man im gemeinen Leben alle die grünen erdigen Verbindungen des Kupfers mit Säuren Grünspan, welche an kupfernen oder kupferhaltigen Geräthen sich leicht bilden und an denselben als ein Überzug festsitzen. Der Grünspan wird im Großen gewonnen, indem man erwärmte Kupferplatten zwischen gährende Weintrebern legt; sie überziehen sich dann mit der grünen erdigen Masse. Bekanntlich ist der Grünspan, sowie überhaupt alle Verbindungen des Kupfers mit Säuren, sehr giftig, und man muß daher beim Gebrauch kupferner Gefäße sehr vorsichtig sein. (S. Kupfer.) Der meiste Grünspan wird im südl. Frankreich bereitet und kommt entweder in Gestalt von Pulver oder in langen Broten von 25 Pfd. und mehr Gewicht, welche mit Häuten umgeben sind, in den Handel. Man wendet den Grünspan (ehemals mehr als jetzt) als Beize in der Färberei an, zur Herstellung vieler Farben und in der Medicin. — Der krystallisirte oder destillirte Grünspan ist neutrales essigsaures Kupferoxyd. Es wird bei der Bereitung desselben gewöhnlicher Grünspan in Essig aufgelöst und dann krystallisirt; doch gibt es auch noch eine andere Bereitungsart. Er ist noch giftiger als der gewöhnliche Grünspan und bildet schöne dunkelgrüne Krystalle, die aber an der Luft etwas verwittern. Erhitzt man den krystallisirten Grünspan an der Luft, so entzündet er sich und brennt mit lebhafter grüner Flamme. Der Rückstand ist braunes Kupferoxyd. Man bedient sich des destillirten weniger als des gemeinen Grünspans.

**Gryphius** (Andr.), eigentlich Greif, ist einer der ausgezeichnetern ältern deutschen Dichter, welcher 1616 zu Groß-

glogau in Schlesien geboren wurde. Er hatte sich den Rechtsstudien gewidmet und wurde 1636 Lehrer im Hause des kais. Pfalzgrafen Georg von Schönborn, durch den er zum Dichter gekrönt und mit einem Adelsdiplom beschenkt wurde. Von dem letztern machten er und seine Nachkommen jedoch keinen Gebrauch. G. mußte nach dem Tode seines Gönners, wegen Glaubenssachen verketzert und der Regierung verdächtigt, sein Vaterland verlassen. Er war zehn Jahre lang auf Reisen, namentlich in Holland, kehrte dann zurück, ließ sich in Fraustadt nieder und nahm 1650 nach Ablehnung mehrer Aufforderungen, ein Universitätslehramt zu übernehmen, das Amt eines Landsyndicus im Fürstenthum Glogau an, welches er mit Eifer und Fleiß bis 1664 verwaltete, wo er in der Mitte der versammelten Landstände, vom Schlage getroffen, starb. G. ist der Schöpfer des neuen deutschen Schauspiels. Er hat mehre Trauerspiele und Lustspiele geschrieben, die durch würdevolle Sprache und dramatische Durchführung sich auszeichnen. Unter seinen übrigen Gedichten zeichnen sich vortheilhaft seine Sonette aus. Es spricht sich in seinen Liedern ein mildes, inniges, etwas zur Schwermuth hinneigendes Gemüth aus.

**Guajakbaum**, auch **Franzosenholz**-, **Pock**- oder **Bockholzbaum**, Guajacum officinale Lin., ist ein auf den Antillen einheimischer sehr großer Baum, mit gabelförmig getheilten, gegliederten Ästen und immergrünen Blättern, die aus zwei Paar Blättchen fiederförmig zusammengesetzt sind. Die blauen Blüten haben die Größe der Blüten unseres sauern Kirschbaums und stehen büschelförmig vereinigt an der Spitze der jungen Zweige. Das Guajakholz ist so schwer, daß es im Wasser zu Boden sinkt und so hart, daß es mit Vortheil zu dauerhaften Geräthschaften, sogar zu Mörsern und dazu gehörigen Kolben, sowie zu Kegelkugeln verarbeitet wird. Es hat eine dunkelgrünliche, braune oder blaue Farbe mit einem schwachen Fettglanze, schmeckt reizend bitterlich und riecht gerieben oder angezündet angenehm gewürzhaft. Setzt man es gerafpelt dem Sonnenlichte aus, so färbt es sich grün. Härte, Dichtigkeit, Schwere, Geschmack und Geruch erhält dieses Holz, wie die Rinde desselben, von einem Harze, das als Arzneimittel angewendet wird. Dieses Harz fließt entweder von selbst aus der Rinde, oder man legt der Länge nach durchbohrte Stämme an dem einen Ende ins Feuer, worauf das Harz in reichlicherer Menge am entgegengesetzten Ende herausfließt und in untergesetzten Kürbisschalen (Kalebassen) aufgefangen wird. Auch durch Auskochung der Holzspähne mit Wasser und Kochsalz oder durch Ausziehen mittelst Weingeist kann man es erhalten. Bringt man Guajakharz in gläsernen Gefäßen ins Sonnenlicht, so wird es auf der beleuchteten Seite **grün**; knetet man aber gepulvertes Guajakharz mit Mehlkleister oder mischt man Guajaktinctur mit ungekochter Milch, so entsteht eine **blaue** Farbe. Schon seit sehr langer Zeit sind Guajakholz, Rinde und Harz als schweißtreibende Mittel, besonders bei der Lustseuche, in Anwendung. Kurz nachdem die Syphilis zum ersten Male auf Hispaniola aufgetreten war, gelangte das Franzosenholz von da 1508 nach Spanien und wurde seit dieser Zeit als das kräftigste Mittel gegen diese Krankheit angesehen, bis der geordnete Gebrauch des Quecksilbers sich noch zuverlässiger erwies.

**Guericke** (Otto von), der berühmte Erfinder der **Luftpumpe** (s. d.), wurde 1602 zu Magdeburg geboren. Er studirte auf mehren Universitäten Rechtswissenschaft, Mathematik und Naturlehre und wurde 1627 Rathsherr zu Magdeburg, 1646 Bürgermeister seiner Vaterstadt und brandenburgischer Rath. Die Erfindung der Luftpumpe wurde allgemein bekannt, als G. auf dem Reichstage von Regensburg 1654 vor dem Kaiser und den versammelten Fürsten und Herren seine merkwürdigen Versuche angestellt hatte. Das meiste Aufsehen erregte der Versuch mit den sogenannten **Guericke'schen** oder **magdeburger Halbkugeln**. Die Gestalt, welche man ihnen gegenwärtig häufig zu geben pflegt, ist die nebenstehende. Es sind zwei hohle Halbkugeln von Metall, welche glattgeschliffene und etwas breite Ränder haben, mit denen sie genau aneinander gelegt werden können. Jede Halbkugel hat in der Mitte eine Handhabe und die eine dieser Handhaben sitzt auf einer ins Innere der Halbkugel führenden Röhre, von welcher sie abgeschraubt werden kann. Ein Hahn an der Röhre dient dazu, nach Belieben die Röhre zu öffnen oder zu schließen. Setzt man nun beide Halbkugeln aufeinander, sodaß sie zusammen eine Kugel bilden, schraubt die eine Handhabe ab und pumpt mittels der Luftpumpe die Luft durch die Röhre aus der Kugel, schließt dann den Hahn und schraubt die erwähnte Handhabe wieder auf, so gehört eine sehr bedeutende Kraft dazu, den äußern Luftdruck, durch welchen die Halbkugeln aneinander angedrückt werden, zu überwältigen und die Halbkugeln voneinander zu trennen, welches sehr leicht bewerkstelligt werden kann, nachdem man durch den Hahn wiederum Luft in das Innere der Kugel gelassen hat. Die Halbkugeln, deren sich G. bediente, hatten eine magdeburger Elle im Durchmesser und konnten nur auseinander gerissen werden, wenn an jede Handhabe 15 Pferde angespannt wurden. G. machte noch mehre andere, namentlich auf die Lehre vom Luftdruck sich beziehende Erfindungen, unter Anderm die sogenannten **Guericke'schen Wettermännchen**. G. legte 1681 seine Ämter nieder und begab sich zu seinem Sohne nach Hamburg, wo er 1686 starb.

**Guernsey** und **Jersey** bilden nebst den kleinern Eilanden **Alderney** und **Sark** die sogenannten **normannischen Inseln**, welche zwar der engl. Krone gehören, aber keinen Bestandtheil Großbritanniens bilden, und daher auch keine Mitglieder ins Parlament senden, sondern von einem Statthalter regiert werden. Sie liegen wenige Meilen von der Küste der Normandie im Kanale und erfreuen sich eines so milden, angenehmen Klimas, daß Melonen und Feigen gut fortkommen. Der Boden ist überall fruchtbar; auf den üppigen Wiesen weiden ausgezeichnete Rindvieh- und zahlreiche Schafheerden; an Brenn- und Nutzholz, sowie an Getreide fehlt es, dafür aber sind die Inseln mit Apfelbäumen gleichsam bedeckt. Der Obstwein von Jersey gilt für den besten in Europa und wird stark ausgeführt. Guernsey hat etwa 6 □M. mit mehr als 20,000 Einw., von denen etwa 13,000 auf die Hauptstadt **St.-Pierre** (Sanct-Peter) kommen. Die nebenstehende Abbildung gibt eine Ansicht der Hauptstraße von St.-Pierre. Im Hintergrunde erblickt man die St.-Peterskirche mit ihrem Hauptthurme. In dieser Kirche wird

Digitized by Google

der Gottesdienst in franz. und in engl. Sprache gehalten. Jersey ist etwas kleiner, aber stärker bevölkert; es hat 36,000 Einw., von denen 10,000 in der wichtigen Handels- und Hafenstadt St.-Helier leben, welche, gleich den übrigen Ort-

schaften, ihre Blüte den Kriegen zwischen England und Napoleon verdankt. Damals, als die Briten hier und auf mehren andern Punkten Festungswerke und Marinedepots anlegten, hob sich das bisher unbedeutende, nur durch seine

Austern bekannte Dorf von Jahr zu Jahr, und ist auch nach dem Frieden Mittelpunkt eines ausgedehnten Handels geblieben. Die Bewohner der normannischen Inseln sind theils brit. Abkunft, theils stammen sie aus der Normandie, und diese letztern reden ein franz. Patois.

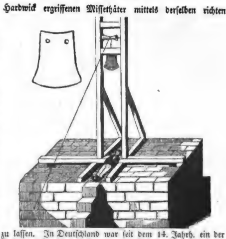
**Guerrillas** (die) sind eine Eigenthümlichkeit Spaniens, welche sich im Laufe der Kriege mit Spanien und der wiederholten blutigen Bürgerkriege ausgebildet hat. Das span. Heer, im 16. Jahrh. das beste, war im Laufe der Jahrhunderte zu einem der schlechtesten herabgesunken. Es gebot den Fremden keine Achtung mehr; der ritterliche Geist, von welchem beseelt, es einst so große Thaten vollbracht, war verschwunden. Im Kriege mit Napoleon wurden daher die Spanier, wenn sie es wagten, in offener Schlacht den Franzosen sich gegenüber zu stellen, geschlagen. Die pyren. Halbinsel wird von zahlreichen Gebirgsketten durchzogen, die für jeden mit dem Lande und den Örtlichkeiten nicht hinlänglich Vertrauten unzugänglich sind, dem Eingeborenen aber eine sichere Freistätte gewähren. Hier fanden auch die geschlagenen Heerhaufen sichere Zufluchtsstätten und hier organisirten sie sich, von den Landleuten und den Mönchen unterstützt, aufs Neue. Von einem regelmäßigen Kriege konnte keine Rede sein; jeder zersprengte Haufe, sobald er sich in Sicherheit wußte, wählte den Tapfersten und Umsichtigsten aus seinen Reihen zum Befehlshaber und führte nun den Krieg gegen den Feind auf eigene Hand und in einer eigenen Weise. Der Hauptzweck war, den Franzosen so vielen Schaden als möglich zu thun. Die Guerrillas, so hießen diese Haufen bewaffneter Spanier, von dem Worte guerra, Krieg, überfielen einzelne Detaschements, fingen Transporte und Depeschen auf, beunruhigten den Feind auf allen Seiten und stoben wie Spreu auseinander, sobald sie auf überlegene Kräfte stießen, um sich bald aufs Neue zu sammeln. Es gab solcher Guerrillasbanden, besonders seit der denkwürdigen Belagerung von Saragossa, 1808, eine große Anzahl. Mehrentheils bestanden sie aus 50—100 Mann, doch sind auch solche aufgetreten, die bis zu 800 Mann und darüber stark waren. Der Schade, welchen sie den Franzosen im Laufe des span. Krieges, besonders seitdem ihnen auf Romana's Befehl Juan Martin Diaz, gewöhnlich der Empecinado genannt, eine zweckmäßige Organisation gab und sie gleichsam mit Einem Geiste beseelte, ist nicht zu berechnen. Von beiden Seiten wurde dieser kleine Krieg mit unerhörter Grausamkeit geführt. Als die Engländer in Spanien einrückten, fanden sie an den Guerrillas die treuesten und nützlichsten Verbündeten, die bis zum Ende des Kampfes sich ununterbrochen thätig bewiesen. Schon damals zeichnete sich unter andern Guerrillaführern der späterhin so berüchtigt gewordene Pfarrer Merino (s. d.) aus. Als im Jahre 1820 die Constitution von 1812 wieder proclamirt ward und die Cortes abermals zusammentraten, wurden von den in ihren Interessen gekränkten Anhängern des unbeschränkten Königthums und den Priestern in manchen Gegenden Spaniens die Bauern fanatisch aufgeregt und bildeten sogenannte royalistische und apostolische Guerrillas, die für Herstellung der absoluten Gewalt König Ferdinand VII. fochten. Ihnen traten constitutionnelle Guerrillas gegenüber, bis im J. 1823 durch die Occupation Spaniens von Seiten der Franzosen dem Kampfe ein Ende gemacht ward. Seit 1834 sehen wir ähnliche Erscheinungen, wie von 1820—23; Gomez, der „Unerreichbare", ist ein karlistischer Guerrillaführer, der seine Sache ins Große getrieben hat. (Vgl. Spanien.)

**Guiāna** oder **Guayana** heißt die große Landstrecke im nordöstl. Südamerika zwischen dem Amazonenstrome, dem Rio negro, dem Orinoco und dem atlant. Oceane, deren Küstenlänge mehr als 200 deutsche M. beträgt. Das Innere, welches zum großen Theile noch wenig erforscht ist, wird von der Sierra Parime durchzogen. Dorthin verlegte man früher das Goldland (s. Eldorado), von welchem so viel gefabelt wurde und zu dessen Aufsuchung seit 1545 häufig Expeditionen unternommen wurden. Erst 1635 gründeten Franzosen die erste Niederlassung in G.; bald nachher siedelten sich auf einem andern Punkte der Küste Engländer an, denen später Holländer folgten. G. hat überall flache Küsten und ist noch jetzt zumeist mit Urwäldern bedeckt, oder besteht aus Savannen mit dem üppigsten Pflanzenwuchse. Das Klima ist heiß, feucht und ungesund. Ein großer Theil des Landes wird alljährlich zu gewissen Jahreszeiten fast ganz unter Wasser gesetzt. Das Land hat eine große Productenfülle: alle Südfrüchte, besonders Granatäpfel, Feigen und Limonien gedeihen vortrefflich, nicht weniger Reis, Zucker und Kaffee, welche die Hauptausfuhr bilden; die von den Molukken hierher verpflanzten Gewürze kommen gleichfalls gut fort; der Cacao wächst wild, Vanille und Indigo sind einheimisch; vortreffliche Holzarten sind im Überflusse vorhanden; desgleichen Cocos, Bananen, Pataten, Maniok und Ananas; aber auch an giftigen Pflanzen fehlt es nicht. Von Insekten und Amphibien, unter denen eine auf den Bäumen lebende Eidechsenart, die Iguana, für einen Leckerbissen gilt, wimmelt G.; besonders zahlreich sind die Schlangen- und Krokodilarten; von vierfüßigen Thieren nennen wir nur den Jaguar, Kuguar, viele Affenarten und den Aguti. Diese große geographische Region ist unter fünf verschiedene Mächte vertheilt. Was zwischen den Flüssen Essequebo und Orinoco liegt, gehört zur colomb. Republik Venezuela und bildet das Departement Orinoco. Die Strecke zwischen dem innern Gebirge und dem Fluß Oyapoc nördl. und dem Amazonenstrome südl., ist ein Theil des Kaiserthums Brasilien. Den Küstensaum zwischen dem Oyapoc, dem Gebirge und dem Essequebo haben Europäer inne; bebaut ist aber auch dieser letztere nur an der Küste und an den Stromufern. Im Innern haben entlaufene Sklaven drei im Jahre 18.. von den Europäern als unabhängig anerkannte Negerrepubliken: Auka, Sarameca und Cottica gegründet. — Das brit. G., ein etwa 50 M. langer Küstenstrich vom Fluß Corentyn bis nordöstl. vom Essequebo, hat etwa 150,000 Einw., unter diesen nur 15,000 Weiße, und zerfällt in die beiden Statthalterschaften Essequebo-Demerara und Berbice. Hauptstadt ist Georgetown oder Stabroek, eine blühende Handelsstadt mit etwa 10,000 Einw.; Neu-Amsterdam, ebenfalls engl., ist in holländ. Geschmacke erbaut. — Niederländ. G. mit etwa 70,000 Einw. bildet den schönsten Theil und ist von den Holländern mehrfach mit Kanälen durchzogen. Von den engl. Besitzungen wird es durch den Corentyn, von den franz. durch den Maroni getrennt. Sitz des Statthalters ist Paramaribo, unweit der Mündung des Surinam, eine der schönsten Städte in Südamerika, hat breite Straßen, die mit Orangen-, Citronen- und

Digitized by Google

Tamarindenbäumen besetzt sind; der Hafen wird durch das Fort Zeelandia gedeckt, und der Handel ist sehr beträchtlich. — Franz. G., mit etwa 25—30,000 Einw., liegt zwischen den Flüssen Maroni und Oyapoc; Hauptstadt ist Cayenne auf einer Insel, mit etwas über 3000 Einw.; es werden von hier, außer andern Landesproducten, besonders Gewürznelken und Cayennepfeffer ausgeführt.

**Guillotine** ist eine Maschine zum Köpfen der Missethäter, welche in mehren Staaten an die Stelle des Scharfrichterschwerts oder Beils getreten ist. Dieselbe besteht aus zwei Säulen, die oben mit einem Querholz verbunden sind und zwischen denen in Fugen ein scharfes und schweres Fallbeil hängt, welches mittels eines Seiles heraufgezogen werden kann. Der Verurtheilte wird auf ein Bret gebunden, welches oben, wo der Kopf hinkommt, einen Ausschnitt hat und umgeschlagen werden kann, sodaß der Verbrecher mit dem Halse gerade unter das Beil zu liegen kommt. Sowie das Seil, welches das Beil hält, nachgelassen wird, fällt dieses herab und schlägt den Kopf ab, ohne jemals zu fehlen oder nicht durchzudringen, welches dem Scharfrichter bei Handhabung einer freien Waffe zuweilen begegnet und dann zur Qual des Verurtheilten Veranlassung gibt. Die Guillotine hat ihren Namen von dem franz. Arzte Guillotin, welcher Mitglied der Nationalversammlung in der franz. Revolution 1789 war und der Versammlung statt der bisherigen qualvollen Hinrichtungsart durch den Strang die Köpfmaschine vorschlug. Sie wurde gewählt und mit ihr wurden während der franz. Revolution die meisten der unzähligen Hinrichtungen ausgeführt, welche die Fanatiker der Freiheit anordneten, um alle Freunde des Königthums auszurotten. Auf dem Grèveplatz zu Paris stand die Guillotine, welcher während der Revolution unzählige Schlachtopfer zugeschleppt wurden. Sie wurde am 25. Apr. 1792 zuerst in Anwendung gebracht. Man hatte aber, um schneller in dem blutigen Geschäfte verfahren zu können, nicht nur feststehende Guillotinen, sondern auch solche, welche auf vierrädigen Gerüsten standen, mit denen sie herumgefahren werden konnten, wandernde Guillotinen, ja sogar tragbare, welche den Verurtheilten in die Zimmer gebracht werden konnten. Guillotin (geb. 1738, gest. 1814), ein Mann von sanftem und wohlwollendem Charakter, war jedoch keineswegs Erfinder des schrecklichen Instruments, sondern schlug dieses nur vor, um den Verurtheilten unnütze Martern zu ersparen, und verbesserte die schon früher bekannte Köpfmaschine dadurch, daß er darauf antrug (was auch eingeführt worden ist), das Beil so einzurichten, daß seine Schneide eine schiefe Linie bildete, damit der Kopf nicht sowol abgestoßen, als mit der größten Schnelligkeit abgeschnitten würde. Die Guillotine ist, außer in den Ländern, in denen franz. Recht gilt, in neuerer Zeit auch in Griechenland und in Hanover eingeführt worden. — Die Köpfmaschine hatte man früher schon in Italien, wo sie Mannya (Mannaja) oder die welsche Falle hieß. Konradin von Schwaben (s. d.) wurde mit einer derartigen Maschine hingerichtet. In England und Schottland hieß die Köpfmaschine Gibbet oder Jungfer. Eine solche, wie sie nachstehend abgebildet ist, stand z. B. bis ins 17. Jahrh. zu Halifax, und der Lord des Bezirks hatte das Recht, jeden in dem Forste von Hardwick ergriffenen Missethäter mittels derselben richten



zu lassen. In Deutschland war seit dem 14. Jahrh. ein der Guillotine ähnliches Instrument, die Diele, bei Hinrichtungen in Gebrauch. Sie bestand aus einem Stück eichenen Holzes mit einem scharfen Eisen. Auch die Holländer, Polen und Russen haben schon früher Köpfmaschinen besessen.

**Guinea**, ein großes Küstenland in Westafrika, welches sich im S. von Senegambien bis zum Cap Frio erstreckt, mit unbestimmter Begrenzung im Innern. Es zerfällt in das nördl. oder Ober-Guinea und das südl. oder Unter-Guinea. Ober-Guinea hat eine Länge von etwa 400 Meilen, von der Sierra-Leonaküste bis zum Vorgebirge Lopez Gonsalvo, etwa 2° südl. vom Äquator. Die dorthin handelnden Europäer haben den einzelnen Theilen der Küste verschiedene Namen gegeben. So heißt die 80 M. lange Strecke von der Südgrenze Senegambiens bis zum Cap Mesurado Sierra-Leonaküste; die bis zum Cap Palmas Malaguetta oder Pfefferküste, 60 M. lang; jene bis zum Vorgebirge der drei Spitzen 60 M., Elfenbein- oder Zahnküste; jene bis zum Rio Volta Goldküste, etwa 75 M.; bis zum Rio Formosa Sklavenküste; dann folgen die Beninküste bis zur Biafrabai und die Küsten Kalabar und Gabon. Das Innere von G. ist noch wenig bekannt, doch wissen wir, daß in demselben hohe Gebirge (Sierra Leona und Kong) mit mannichfachen Verzweigungen vorhanden sind, auf denen eine große Anzahl wasserreicher Ströme ihren Ursprung nehmen. Dahin gehört vor allen der so viel besprochene Dscholiba oder Niger (s. d.) auf der Ostabdachung; ferner der Sierra Leona oder Rokelle, der Mesurado, der Ankobra, der Rio Volta mit vielen Wasserfällen. Der Benin, der Nun und der Kalabar sind Arme, welche das Delta des Nigers bilden. Sie fließen alle in den Meerbusen von G. und die meisten führen Goldsand mit sich. Das Land gehört zu den heißesten der Erde; der deutsche Wundarzt Isert beobachtete an der Goldküste eine Hitze



Digitized by Google

von mehr als 28° im Zimmer, während der Thermometer in der freien Luft über 45° Réaumur zeigte. Zu dieser Hitze kommt während mehrer Monate des Jahres noch eine große Feuchtigkeit, die das Klima besonders für den Europäer höchst ungesund macht, allein den Pflanzenwuchs ungemein begünstigt. G. ist die Heimat des Affenbrotbaums (s. d.). Ein großer Theil des Landes ist mit dichtem Urwalde bedeckt; es wachsen Palmen aller Art, Mangobäume, Tamarinden, Cocos, Bananen, Citronen, Orangen, Granatäpfel u. s. w.; der Kurbaril, dem die Neger ein erfrischendes Getränk abzugewinnen wissen; ferner die Malaguetta oder der Guineapfeffer, spanischer Pfeffer, Ingwer, vortreffliche Baumwolle, Indigo, Mahagoni, Ebenholz und viele Gummiarten; dann Reis, Mais, mehre Arten von Durrah und Taback; Zuckerrohr wächst wild und das Guineagras erreicht nicht selten eine Höhe von 15 F. Wälder und Wiesen wimmeln gleichsam von Elefanten, Affen, Gazellen; Flußpferde trifft man in allen Strömen, dagegen ist das Rhinoceros selten; auch die Giraffe gehört mehr Inner- und Ostafrika an, dagegen gibt es Panther, Leoparden, Schakals, Hyänen, Zebras und Affen aller Art in großer Menge, ebenso Antilopen, wilde Schweine, Papagaien und Bienen; die Termiten oder weißen Ameisen sind eine wahre Landplage und Krokodile an den Niederungen der großen Ströme außerordentlich zahlreich. Das wichtigste Product des Mineralreichs ist Gold, das eine blässere Farbe als unser europ. hat. Die Gebirge Afrikas bergen sicherlich einen großen Reichthum an edeln Metallen, sind aber noch nicht ausgebeutet worden. — Die Bewohner des Landes sind Neger, die meist Ackerbau treiben; nur wenige führen eine Art Nomadenleben. Sie sind der Mehrzahl nach beiweitem nicht so wild und roh, als man insgemein zu glauben pflegt; an der Küste, wo der Einfluß der Europäer im Allgemeinen keineswegs wohlthätig eingewirkt hat, sind sie am verderbtesten. Die Naluben am Rio Nuñez verstehen sich vortrefflich auf den Baumwollen- und Indigobau und weben sehr feine Tücher, die sie sauber und gut zu färben wissen. Vor der Sierra-Leonaküste liegt die Insel Scherbro; auf dieser und dem gegenüberliegenden Festlande ist von den Engländern eine freie Negercolonie angelegt worden. Im J. 1826 lebten etwa 20,000 Schwarze in mehr als zwölf Dörfern, und es waren Poststraßen, Schulen und Gasthöfe vorhanden. Der Hauptort ist **Freetown** oder Freistadt, auf dem Festlande, am Sierra-Leonaflusse, mit etwa 5000 Einw., einem Theater, einer Caserne und fünf Schulen. Regentstown hat bereits mehr als 2000 Einw. Dem von den Briten gegebenen Beispiele folgten die Nordamerikaner: sie gründeten 1821 östl. vom Cap Mesurado ebenfalls eine freie Negercolonie, welche sie **Liberia** nannten und die ebenfalls von Jahr zu Jahr herrlicher gedeiht. Unter der großen Anzahl von Negerstaaten in G. ist das Reich der **Aschantis** (s. d.) am mächtigsten. Auf der Sklavenküste liegt das mächtige Reich **Dahomey**, in welchem der schauderhafteste Despotismus herrscht. Wer mit dem König zu sprechen hat, darf sich ihm nur kriechend nahen; die zu Ehren eines verstorbenen Monarchen errichteten Tempel werden aus einem mit Menschenblute angefeuchteten Kitte erbaut und die nachgelassenen Weiber des Todten müssen einander gegenseitig umbringen unter lautem Beifallsjubel des Volks. Überhaupt sind die Dahomeys die wildesten und grausamsten aller Neger und behandeln ihre Weiber abscheulich. Die Hauptstadt ist Abomey mit 24,000 Einw. Das vormals mächtige Reich **Whida** oder Judah ist jetzt von Dahomey abhängig. Am untern Laufe des Benins oder Rio Formosa, also im Delta des Nigers, liegt das Reich **Benin**, dessen Herrscher 100,000 M. ins Feld stellen kann; die gleichnamige Stadt hat etwa 15,000 Einw. Dort residirt der König, der wie ein Gott verehrt wird und von dem das Volk glaubt, daß er gar keine Nahrung zu sich nehme. Auch hier sind Menschenopfer häufig. Die Europäer haben der Küste entlang eine Anzahl von Handelslogen und Forts gegründet, um Landesproducte gegen europ. Erzeugnisse einzutauschen. Diese letztern bestehen hauptsächlich aus Schießgewehren, Pulver, Kugeln, Flintensteinen, Messern, Eisen, Blei, Säbeln, Kattun, seidenen Zeuchen, rothem Tuche, wollenen Mützen, Korallen, Taback, Rum und Branntwein, die erstern aus Elfenbein, Gold u. s. w., früher besonders aus Sklaven. — Die Hauptniederlassung der Engländer ist zu Cape Coast Castle auf der Goldküste; sie hat 8000 Einw. und ist Sitz des Generalgouverneurs; ferner das Fort Annimaboe mit 4000 Einw. Auch besitzen sie die Insel Fernando Po im Guineabusen. — Die Niederländer besitzen mehre Forts im Lande der Aschantis, mit etwa 15,000 Einw.; Fort del Mina oder Elmina ist das wichtigste. Die Dänen haben ebenfalls einige kleine Niederlassungen an der Gold- und Sklavenküste, namentlich am Rio Volta. — **Unter-Guinea**, ein Küstenstrich von etwa 300 M. Länge, erstreckt sich vom Cap Lopez Gonsalvo bis zum Cap Frio und ist im Allgemeinen nur sehr wenig bekannt. Das Klima ist ziemlich dasselbe wie in Ober-G., nur daß dieselben Jahreszeiten in ganz andere Monate fallen. Von den Verzweigungen der Gebirge und dem Laufe, welchen die Ströme nehmen, wissen wir wenig. Der Koanza ist an seiner Mündung beinahe eine Meile breit, ebenso der Zaire oder Kongo, dessen Tiefe an manchen Stellen 900 F. beträgt; der Avongo mündet am Cap Lopez. Die Producte des Thier- und Pflanzenreichs sind im Allgemeinen jene von Ober-G., das Mineralreich liefert außerdem vortreffliches Eisen. Die Bewohner sind überall Neger. Nieder-G. zerfällt in die vier Abtheilungen: Loango, Kongo, Angola und Benguela, ist zum Theil unabhängig, zum Theil den Portugiesen unterworfen. Die wichtigsten Reiche sind: **Loango** mit etwa einer halben Million Einw.; Hauptstadt Banza-Loango mit 15,000 Einw., wo noch immer ein großer Sklavenmarkt. Das Königreich **Kongo** zwischen Loango und Angola; Hauptstadt San-Salvador oder Banza-Kongo, gut gebaut, in gesunder Lage, mit 24,000 Einw. Das Reich **Malembe**, und andere. Der südl. Theil von Unter-G. gehört den Portugiesen, welche auch im Innern mehre Handelslogen haben. Sie theilen ihre Besitzungen in zwei Theile, nämlich in die Königreiche Angola und Benguela. In Angola liegt die Stadt San-Paolo de Loanda an der Mündung des Bengastroms, mit 5000 Einw., ist Sitz des Generalgouverneurs, gut gebaut und hat einen lebhaften Handelshafen. Auch der Hafen von San-Felipe de Benguela ist sehr besucht, die Stadt liegt aber sehr ungesund und ist zugleich ein Deportationsort.

**Guise**, eine berühmte herzogl. Familie in Frankreich, deren Stifter **Claude von G.**, der zweite Sohn des Her-

Google

zogs Renatus von Lothringen, geb. 1496, war. Derselbe war mit Antoinette von Bourbon, einer franz. Prinzessin, vermählt, wurde 1527 Herzog von G. und starb 1550 allgemein hochgeachtet wegen seiner Tapferkeit und seines ritterlichen Sinnes. Noch höhern Ruhm errang aber sein Sohn Franz G., geb. 1519, le Balafré (d. h. der Benarbte) zubenannt, von einer Wunde im Gesicht, die er 1545 bei der Belagerung von Boulogne erhalten und die ihm eine Narbe zurückgelassen. Er war ein tapferer und immer siegreicher Feldherr im Kampf gegen den deutschen Kaiser Karl V.; auch gegen die Engländer und gegen die franz. Protestanten zeichnete er sich glorreich aus. Die letztern hatten eine Verschwörung gegen ihn gemacht, die er zerstörte, worauf ihn das Parlament mit dem Titel eines Retters des Vaterlandes ehrte. Durch seine Siege und als Gemahl der Schwester des franz. Königs Heinrich II. war G. unter diesem und dem folgenden Könige Franz II. von dem größten Einfluß auf die Regierung Frankreichs. Er war ein eifriger Feind der Protestanten und verfolgte sie mit dem Schwert, wodurch Frankreich in einen blutigen Bürgerkrieg verwickelt wurde. Auf der Seite der Gegner stand namentlich der Prinz Condé, den G. jedoch in der für ihn siegreichen Schlacht bei Dreux 1562 gefangen nahm. Bei der Belagerung von Orleans, welches die Protestanten inne hatten, wurde aber der tapfere Herzog 1563 erschossen. — Der Haß gegen die Protestanten erbte auf seinen Sohn Heinrich, Herzog von G., geb. 1550, fort. Derselbe veranlaßte und leitete die Schrecken der berüchtigten pariser Bluthochzeit (s. d.). Doch stand derselbe auch in dem Rufe großer Tapferkeit und wurde mit seinem Oheim, dem Cardinal von Lothringen, 1576 Stifter der heiligen Ligue, einer Verbindung, welche als ihren Zweck Vertheidigung der Religion, der Freiheit des Staats und des Königs angab, aber von dem Herzog benutzt wurde, um seine eignen ehrgeizigen Pläne zu verfolgen. Er trat endlich in offenem Widerstand gegen die Befehle des Königs Heinrich III. auf und schrieb ihm Gesetze vor. Dieser entledigte sich des gefährlichen Mannes, indem er ihn bei Gelegenheit des Reichstags zu Blois 1588, als er eben das kön. Cabinet betreten wollte, ermorden ließ. Am folgenden Tage wurde auch sein Bruder, der Cardinal Ludwig II. von Lothringen, ermordet. Das berühmte Geschlecht der G. ist 1696 mit Joseph Ludwig von Lothringen, Herzog von G., erloschen.

**Guitarre** ist ein Saiteninstrument, ungefähr von der Form einer großen Violine mit sechs Saiten, die mit den Fingern der rechten Hand gerissen werden, während die linke Hand auf dem Griffbrete die Saiten andrückt und dadurch eine größere Mannichfaltigkeit der Töne möglich macht. Die sechs Saiten sind auf die Töne E, A, d, g, h, e gestimmt. Man bedient sich dieses Instruments gewöhnlich nur beim Gesange zur Begleitung; es haben aber einzelne Virtuosen im Guitarrenspiel eine große Vollkommenheit erreicht. Die sogenannte Pianoforteguitarre ist mit einem Tastenwerk versehen, welches die Saiten wie die Tasten eines Claviers anschlägt, hat aber wenig Verbreitung gefunden.

**Gulden** oder Gülden ist eine noch jetzt gebräuchliche Münze, welche anfangs von Gold gearbeitet und danach benannt wurde. Sie heißt auch Floren, von Florenz, wo sie seit 1252 geprägt wurde. Diese alten Floren galten ungefähr so viel wie ein Dukaten und hatten auf der einen Seite das Bild des Täufers Johannes, auf der andern eine Lilie. Als später die silbernen kleinen Gulden aufkamen, welche die rheinischen Kurfürsten seit 1551 prägten, nannte man zum Unterschied die goldenen Goldgulden oder Goldgülden. Gegenwärtig ist der Werth der Gulden sehr verschieden. Während die danziger Gulden nur zu sechs, die poln. zu vier und die genfer gar nur zu zwei Groschen gerechnet werden, hat man noch jetzt alte lübische Gulden zu 2 Thlr. 21 Gr. Im Allgemeinen sind aber die in Deutschland gebräuchlichen Gulden theils nach dem Zwanzigguldenfuß ausgeprägt (d. h. es gehen 20 auf eine feine Mark Silber), theils nach dem Vierundzwanzigguldenfuß (24 auf eine feine Mark Silber). Die erstern, die sogenannten Reichs- oder Conventionsgulden, sind üblich in Östreich, im Königreich Sachsen und in Augsburg. Die zweiten, die sogenannten rheinischen Gulden, in Baden, Baiern, Nassau, Würtemberg, Meiningen, Darmstadt, Hildburghausen und andern Orten. Sechs Gulden vom Vierundzwanzigguldenfuß gehen auf fünf vom Zwanzigguldenfuß. Beide Arten Gulden werden zu 60 Kreuzern, der Kreuzer zu vier Pfennigen gerechnet. In Sachsen rechnet man den Gulden zu 16 Groschen, sodaß also ein rheinischer Gulden $13^1/_3$ Groschen gilt. — Noch bedient man sich des sogenannten meißnischen Güldens in Sachsen im Abgabenwesen und einigen andern Fällen. Man rechnet acht solcher Gülden auf sieben Conventionsthaler.

**Gummi** heißen im Allgemeinen verschiedene aus Bäumen ausfließende und dann an der Luft erhärtende Pflanzensäfte, eigentlich aber nur solche derartige Erzeugnisse, die sich ganz in Wasser, aber nicht in Weingeist auflösen. Diejenigen, welche sich theilweise in Wasser und theilweise in Weingeist auflösen, werden Gummiharze genannt. Zu den wirklichen Gummiarten gehört das gemeine oder arab. Gummi, welches aus mehren Acacienarten und Mimosen in Oberägypten, in der libyschen Wüste und in Arabien ausschwitzt. Es bildet eine feste, spröde, im reinsten Zustande farblos durchsichtige Masse von muschligem Bruch. Es hat einen faden, etwas süßlichen Geschmack und ist aufgelöst sehr klebrig, daher man es wegen dieser seiner Eigenschaft in den Gewerben und in der Medicin vielfach anwendet. — Gummigutt (eigentlich lateinisch gummi guttae, d. h. Gummitropfen) ist Gummiharz, welches von einem Baume, Cambogia gutta, gewonnen wird, der auf der Küste Malabar, in Siam, Cochinchina und auf der Insel Ceylon wächst. Dasselbe ist gelbroth, äußerlich dunkler als inwendig, zerbrechlich und etwas durchsichtig. Es brennt am Licht mit weißer, rußiger, funkensprühender Flamme und hinterläßt eine graue Asche. Man bedient sich desselben als Farbe und als Arznei, namentlich zur Vertreibung des Bandwurms. Es hat giftige Eigenschaften und man darf es daher nicht zum Gelbfärben von Backwerk, Zucker oder Getränken anwenden. — Über Gummi elasticum s. Federharzbaum; über Gummilack s. Lack.

**Günther** (Friedrich), regierender Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt, geb. am 6. Nov. 1793, folgte seinem Vater am 28. Apr. 1807. Die Vormundschaft über-

nahmen bis 1814 seine Mutter Karoline Luise, eine geborene Prinzessin von Hessen-Homburg, und sein Oheim, der Prinz Karl Günther. Der junge Fürst wurde zu Rudolstadt erzogen und kam 1810 auf eine Lehranstalt nach Genf, auf welcher er jedoch nur ein Jahr blieb. Unter Leitung des Prinzen Philipp von Hessen-Homburg, östr. Feldmarschalllieutenants, machte er dann den Feldzug gegen Frankreich 1813 mit. Er hielt sich nur kurze Zeit in Paris auf und kehrte nach Deutschland zurück, um die Regierung zu übernehmen. Er vermählte sich 1816 mit Auguste, Prinzessin von Anhalt-Dessau. Schon die Regentschaft hatte zum Vortheil des Landes gewirkt und der Fürst benutzte seine freiere Stellung, um noch mehre im Geiste der Zeit liegende segensreiche Verbesserungen einzuführen, wofür ihm die allgemeine Verehrung und Liebe seiner Unterthanen zu Theil wurde. Er gab 1816 eine landständische

Verfassung, glich durch Übereinkunft die bisher bestandenen lästigen Lehnsverhältnisse zum Königreich Sachsen, zu Sachsen-Koburg und Sachsen-Gotha aus, schloß mit Preußen einen Vertrag wegen der Zollabgaben, wirkte zu Verminderung der Kriegsschulden, gab eine als trefflich bewährte Gemeindeordnung, desgleichen ein die Gewerbeverhältnisse ordnendes Innungsgesetz und verbesserte das Volksschulwesen. (Vergl. Schwarzburg-Rudolstadt.)

**Günther** (Friedrich Karl), regierender Fürst von Schwarzburg-Sondershausen seit dem 19. Aug. 1835, geb. am 24. Sept. 1801. Nachdem sich sein 1837 verstorbener Vater schon 1806 von seiner Gemahlin getrennt hatte, blieb der Prinz bei seiner Mutter Wilhelmine, geborenen Prinzessin von Schwarzburg-Rudolstadt, einer durch die vortrefflichen Eigenschaften ihres Geistes und Herzens und durch Bildung gleich ausgezeichneten Frau, welche seine Erziehung leitete und seit 1816 mit dem Prinzen in Arnstadt lebte. Bei dem Greisenalter und der Kränklichkeit seines Vaters hatten sich manche Misbräuche eingeschlichen und da das Vertrauen, welches derselbe einem Unwürdigen schenkte, gemisbraucht wurde, so kam es im Aug. 1835 zu einer Äußerung des Volksunwillens, durch welche der regierende Fürst bewogen wurde, die Regierung in den Händen seines Sohnes zu übergeben, welcher das vom Fürsten und vom Volke in ihn gesetzte Vertrauen auf das glänzendste rechtfertigte. Er hat seit seinem Regierungsantritt durch eine Reihe ebenso zeitgemäßer als schon in der Art ihrer Abfassung den hu-

manen und hochgebildeten Geist des Fürsten bekundender Verordnungen sich die Liebe und das Vertrauen seiner Unterthanen ebenso, wie die Bewunderung aller Derer erworben, zu deren Kenntniß dieselben gelangt sind. Nachdem seine erste Ehe mit einer Prinzessin von Schwarzburg-Rudolstadt 1833 durch den Tod getrennt worden war, vermählte er sich am 29. Mai 1835 mit der Prinzessin Mathilde von Hohenlohe-Öhringen. (Vergl. Schwarzburg-Sondershausen.)

**Gurke**, lat. Cucumis, ist der Name eines Pflanzengeschlechts, in dem am wichtigsten die gemeine Gurke, auch Kukumer oder Kümmerling genannt, ist. Dieselbe ist eine einjährige Pflanze mit hellgelben Blüten, die in den Winkeln der Blätter zum Vorschein kommen und mit länglichen Früchten, welche gleichfalls Gurken genannt werden. Unter den bei uns angebauten gemeinen Gurken gibt es verschiedene Spielarten. Die gelbe Gurke hat Früchte von 4—9 Zoll Länge, welche zuerst grün sind, mit zunehmender Reife sich aber immer mehr gelb färben. Die Früchte der weißen Gurke sind anfangs grünlichweiß und fangen erst bei Überreife an gelblich zu werden; sie sind größer und wohlschmeckender als die grünen Gurken. Die frühe grüne Trauben- oder Bouquetgurke hat mehr büschelförmig beisammensitzende Blüten und Früchte, welche letztern selten über vier Zoll lang werden und vorzüglich zum Einmachen sich eignen. Andere Gurkenarten sind die schwarze, die lange glatte, die Arabagurke mit sehr kleinen, nur zum Einmachen brauchbaren Früchten, und andere. Eine eigenthümliche Art ist die türk. oder Schlangengurke, mit langen, gebogenen und sehr rauhen Früchten. — Die

Digitized by Google

Gurke ist, wenn sie gut gedeihen soll, eine nicht leicht zu behandelnde Gartenpflanze, weil sie weder Nässe, noch Kälte, noch auch große Trockenheit vertragen kann. Da man sie gern schon so zeitig als möglich im Jahre hat und sie zu dieser Zeit auch am besten bezahlt werden, so zieht man sie häufig in Mistbeeten. Im Freien können die Gurken erst von Mitte Mai an gebaut werden, wenn die Witterung nicht ganz besonders günstig ist. Der Same wird aus überreifen Früchten, den sogenannten **Samengurken**, wenn sie bereits ganz welk geworden sind, genommen und ist am besten, wenn er bereits zwei bis drei Jahre gelegen hat. Die Gurken sind eine sehr beliebte, aber keineswegs leicht zu verdauende Speise und sind die einzige Gartenfrucht, welche gewöhnlich nur unreif genossen wird. Die eingemachten Gurken sind leichter verdaulich als die frischen, welche man als Salat mit Essig und Öl genießt. Die sauren oder **Salzgurken** sind mit Dill in einen Topf oder Faß geschichtete und mit Salzwasser übergossene und der Gährung unterworfene Gurken. Mit Fenchelkraut und verschiedenen Gewürzen in Salz eingelegte Gurken geben die **Fenchelgurken**. Zu den **Pfeffer-** oder **Essiggurken** nimmt man nur kleine, etwa einen Finger lange Gurken; sie müssen eine grüne Farbe behalten, welche man ihnen aber ja nicht durch einen Zusatz von Kupfer ertheilen darf, durch den die Gurken vergiftet werden, indem sich Grünspan erzeugt. Zu den **Senfgurken** nimmt man reife oder fast reife Gurken, welche geschält, der Länge nach zerschnitten und von den Kernen befreit, dann in Salzwasser gelegt, abgetrocknet, mit trockenen Senfkörnern inwendig belegt und endlich mit Essig übergossen werden. Der aus den grünen Gurken ausgepreßte Saft ist als heilsam gegen die Lungenschwindsucht empfohlen worden und aus den Gurkenkernen bereitete man früher zum Gebrauch in Krankheiten eine kühlende Milch.

**Gustav** ist der Name mehrer Könige von Schweden. Der erste unter ihnen ist der gewöhnlich **Gustav Wasa** genannte, welcher sein Vaterland von der Herrschaft Dänemarks befreite. Derselbe war ein Nachkomme der alten kön. Familie, ein Sohn des Reichsraths Erik Wase von Gripsholm, geb. 1496. Er ging bereits mit dem Gedanken an die Befreiung Schwedens um, als ihn der mistrauische König von Dänemark, Christian II., mit noch sechs andern vornehmen Schweden nach Kopenhagen bringen ließ, um sich seiner Person zu vergewissern. Aber 1519 entfloh G. aus dem Gefängnisse und kam, als Ochsenhändler verkleidet, nach Lübeck, wo er offen auftrat und Beifall zu seinem Vorhaben fand. Er setzte nun zu Schiffe nach Schweden über und hielt sich, nach einem vergeblichen Versuche, die Besatzung der noch nicht von den Dänen eroberten Festung Kalmar auf seine Seite zu bringen, in der Landschaft Dalekarlien auf und bewog die zu einem Fest versammelten Bauern, für ihn die Waffen gegen den verhaßten dän. König zu ergreifen. G. schuf ein Heer, mit dem er siegte und wurde 1521 von den Ständen zum Reichsverweser und 1523 zum Könige ernannt. Nachdem er auf diese Weise äußerlich die Freiheit Schwedens begründet hatte, suchte er auch auf geistige Befreiung desselben hinzuwirken. Er begünstigte heimlich den Protestantismus und drückte die katholische Geistlichkeit, und nachdem bereits mehr als die Hälfte seiner Unterthanen zu der neuen Kirche übergetreten war, bekannte auch er sich öffentlich zu derselben, und die augsburgische Confession wurde 1530 von einem Nationalconcilium als Glaubensregel angenommen. So hatte G., wie er selbst sich ausdrückte, sein Reich zum zweiten Mal erobert Wie sehr ihm seine Unterthanen zugethan waren, ging unter Anderm auch daraus hervor, daß 1540 und 1544 durch Gesetze über die Erbfolge seinen Kindern der Thron Schwedens gesichert wurde. Auf alle Weise war G. bemüht, sein Vaterland zu heben. Er wendete Alles an, um das Volk zu bilden, die Wissenschaften zu fördern, den Handel und die Gewerbe blühend zu machen und die Gesetze zu vervollkommnen. Er starb 1560. — Noch berühmter hat sich sein Enkel

**Gustav II. Adolf** gemacht, welcher zu Stockholm 1594 geboren wurde und ein Sohn des Königs Karl IX. war. Er machte Schweden zu einem gefürchteten und geachteten Staat, trug zur Befreiung des protestantischen Deutschlands von den Fesseln bei, welche ihm die katholischen Mächte auf zulegen suchten und erwarb sich durch seine glorreichen Siege und seinen Heldentod unsterblichen Ruhm. Als sein

Vater 1611 starb, war G. 17 Jahre alt und nach dem Gesetz noch unmündig, aber die Reichsstände, welche die Gefahren, die eine Regentschaft dem Lande unter den drohenden Zeitumständen bringen könnte, wohl einsahen, erklärten den jungen Prinzen für volljährig und für ihren König. Rußland, Polen und Dänemark lagen mit Schweden im Kriege, der junge König bot Alles auf, um den Frieden herzustellen. Dänemark wurde durch eine Million Thaler zur Rückgabe aller Eroberungen und zum Frieden bestimmt. Mit desto größerm Nachdruck trug aber G. die Waffen gegen Rußland und Polen. Jenes wurde zu einem mit starken Verlusten verbundenen Frieden, dieses zu einem sechsjährigen Waffenstillstand genöthigt. Ein mächtigerer Feind aber zeigte sich für Schweden in dem deutschen Kaiser Ferdinand II., dessen Absichten, wie sich nur allzu deutlich zeigte, Ausrottung des Protestantismus und für die Folge Demüthigung auch der politischen Macht Schwedens war. In Deutschland war der **dreißigjährige Krieg** (s. d.) entbrannt; mächtige und kluge Feldherren, zahlreiche Armeen und bedeutende Geldmittel standen auf Seiten der Katholi-

ken, die Protestanten waren dem Unterliegen nahe. Da machte sich G. auf, um die Freiheit des Glaubensbekenntnisses, dem er mit ganzer Seele in aufrichtiger Frömmigkeit anhing, zu retten und für künftige Zeiten Schweden vor der Eifersucht Östreichs sicherzustellen. Vor dem Scheiden stellte er noch seine Tochter Christina (s. d.) den Reichsständen als Thronerbin vor. Er trug glänzende Siege in Deutschland davon, aber mußte im Kampfe für die Sache der Glaubensfreiheit am 6. Nov. 1632 in der Schlacht bei Lützen sein Leben opfern. Es ist ungewiß geblieben, ob er durch die feindlichen Kugeln oder durch die Hand eines gedungenen Mörders gefallen ist. Sein Leichnam wurde einbalsamirt und nach Schweden gebracht, sein Herz aber in der Kirche zu Meuchen beigesetzt. An der Landstraße, welche von Leipzig nach Lützen führt, liegt ein großer Stein, der Schwedenstein genannt; in der Nähe desselben war es, wo der große König fiel.

**Gustav III.**, König von Schweden, 1771—92, geb. 1746, war ein persönlich sehr liebenswürdiger, dabei aber ehrgeiziger Fürst, dessen Hauptbestrebungen dahin gerichtet waren, die kön. Gewalt, welche in Schweden sehr eingeschränkt war, zu erweitern. Er versicherte sich nach seiner Thronbesteigung des Militairs und bewirkte dann mit Hülfe seiner Vertrauten eine Revolution, bei welcher er durch die bewaffnete Macht die versammelten Reichsstände 1772 zwang, eine ihnen vorgelegte Verfassungsurkunde anzuerkennen und zu beschwören. Obgleich nun G. bemüht war, auf alle Weise zur Beglückung seines Reichs beizutragen, wozu es ihm nicht an Mitteln fehlte, da er ein sehr gebildeter und geistvoller Mann war, so konnte ihm doch namentlich der Adel nicht vergeben, daß er die Macht desselben beschränkt hatte. Die Reichsstände widersetzten sich ihm und als G. den Krieg an Rußland erklärte, um einem alten Bündnisse mit der Türkei nachzukommen, welche mit Rußland in Krieg gerathen war, so brach sogar in dem schwed. Heere eine Empörung aus. Um den Widersetzlichkeiten des Adels ein Ende zu machen, ließ G. die Häupter desselben gefangen setzen und erzwang 1789 die Annahme einer Urkunde, durch welche das kön. Ansehen noch mehr erweitert wurde. G. ging mit dem Plane um, die Revolution in Frankreich zu unterdrücken und das Ansehen des Königs Ludwig XVI. aufrecht zu erhalten. In dieser Absicht schloß er einen Vertrag mit der russ. Kaiserin Katharina und berief im Jan. 1792 einen Reichstag nach Gefle. Mehre vom hohen Adel hatten sich verschworen, den König zu ermorden, wodurch sie den Adel zu rächen und bei der darauf folgenden Verwirrung zur Herstellung des alten Ansehens desselben Gelegenheit zu finden hofften. In Gefle kam der Anschlag nicht zur Ausführung, aber in Ankarström (s. d.) fand sich ein Mörder, durch den G. 1792 fiel.

**Gut** nennt man im Allgemeinen Das, was seinem Zwecke entspricht, während Alles, was demselben nicht gemäß oder entgegen ist, schlecht oder böse heißt. In Bezug auf das geistige Dasein des Menschen, d. h. in moralischer Bedeutung, bedient man sich der Ausdrücke gut und böse ebenfalls in derselben Weise, nur daß man bestimmter den Zweck des Menschen im Auge hat, ein vernünftiges, geistbegabtes Wesen zu sein, welches frei ist, d. h. die Macht hat, in seinen Handlungen als vernünftiges Wesen sich zu bethätigen. Hiernach fallen gut, frei und vernünftig in Eins zusammen. Die Religion, welche in Gott den völlig banden- und mangellosen Geist anerkennt, spricht den Zweck oder die Bestimmung des Menschen als Gottähnlichkeit aus, sodaß in der höchsten Vollendung (der Heiligung) des Menschen der menschliche Wille mit dem göttlichen Willen Eins wird, und da nach solcher Vereinigung mit Gott jeder Mensch streben soll, so nennt sie gut, was dem Willen Gottes gemäß, böse, was demselben zuwider ist. Das wahrhaft Böse ist Das, was sich gegen den Willen Gottes (den wahrhaft vernünftigen und freien) auflehnt, daher die Religion das Princip des Bösen in der Person des Teufels, des Widersachers, des Bösen, des stets verneinenden Geistes darstellt, dessen Macht aber durch die Menschwerdung Gottes, durch die Erlösung gebrochen ist, indem das Werk der Erlösung eben jene Vereinigung des Menschen mit Gott ist. — Im gemeinen Sprachgebrauch bezeichnet man mit gut Alles, was überhaupt nützlich, förderlich, angenehm ist, namentlich heißen Güter alle Besitzthümer des Menschen, und wie dieser sowol ewiger als irdischer Natur ist, unterscheidet man ewige und irdische Güter.

**Gutenberg** (Johann oder Henne), genannt Gensfleisch, ist mit Recht als Erfinder der Buchdruckerkunst (s. d.) anerkannt worden. Er wurde um 1400 zu Mainz

in einer Patrizierfamilie geboren, welche zwei Grundstücke, Gutenberg und Gensfleisch, besaß, nach denen sie genannt wurde. G. muß sich jedoch nie in glänzenden Vermögensumständen befunden oder schon früh sein Vermögen verloren haben, denn es wird erzählt, daß er von 1424 an in Straßburg lebte und hier 1436 mit mehren Andern einen Vertrag einging, nach welchem er versprach, denselben seine geheimen und wunderbaren Künste mitzutheilen und dieselben zu ihrem gemeinsamen Vortheile anzuwenden. Wahrscheinlich fehlte es ihm an Geld, um seine Pläne, welche sicher schon auf die Buchdruckerei sich bezogen, in Ausführung zu bringen. Es ist gewiß, daß sich G. schon um 1438 beweglicher Schriftzeichen von Holz bediente. Die Gesellschaft ging

Google

durch den Tod eines Mitgliedes, durch den G. überdies noch persönlich in unangenehme Streitigkeiten verwickelt wurde, auseinander und G. begab sich um 1443 nach seiner Vaterstadt zurück. Hier fand er endlich 1450 in dem Goldschmied Joh. Fust einen Mann, der ihm Geld zur Ausführung seiner kühnen Pläne, die er mit der größten Begeisterung und Beharrlichkeit verfolgte, vorschoß. Das erste Werk, eine Bibel, kam zu Stande; aber wie schlecht es G. auch mit seinem Gefährten Fust ging, ist im Artikel Buchdruckerkunst bereits gesagt worden. Fust brachte G.'s Werkstatt an sich und setzte mit seinem Schwiegersohn Peter Schöffer die Arbeiten in derselben fort. Ein Rathsherr zu Mainz, Konrad Hummer, setzte aber G. in Stand, alsbald eine neue Werkstatt für sich zu errichten, aus welcher bald mehre Bücher hervorgingen, unter andern 1457 eine ausgezeichnet schöne Ausgabe der Psalmen. G. gelangte zu hohen Ehren, die er durch so lange angestrengte Thätigkeit und seinen erfinderischen Verstand wol verdient hatte. Seine Druckerei bestand bis 1465, er selbst wurde um diese Zeit in den Adelstand erhoben und beschloß sein für alle Zukunft unberechenbar erfolgreiches Leben am 24. Febr. 1468. Seit 1831 ist zu Herstellung eines Denkmals für ihn gesammelt worden, welches von dem berühmten Bildhauer Thorwaldsen ausgeführt und im Aug. 1837 zu Mainz aufgerichtet worden ist.

**Gütergemeinschaft** (lat. communio bonorum) ist das zwischen Eheleuten durch Vertrag oder allgemein gültige Gesetze eines Ortes oder Landes stattfindende Verhältniß, nach welchem sie gegenseitig an denjenigen Besitzthümern (Gütern), die ihnen persönlich zugehören, Antheil haben. Das röm. Recht wußte von einer solchen Gütergemeinschaft nichts, indem das Vermögen des Mannes von demjenigen der Frau stets als gesondert betrachtet wurde, obschon während der Ehe dem Manne die Nutznießung des zugebrachten Vermögens der Frau zustand. Es waren sogar Schenkungen der Ehegatten untereinander, sowie Bürgschaften der Frau für den Mann verboten und die Gläubiger des Mannes durften sich nicht aus dem Vermögen der Frau entschädigen. Jedenfalls ging aus der höhern Auffassung der Ehe durch das Christenthum, welches Mann und Weib als zu Einem untrennbaren Ganzen in der Ehe verbunden darstellt, der Begriff der Gütergemeinschaft hervor, obgleich sich dieser wegen des fortwährend in Anwendung kommenden röm. Rechts niemals bei allen christlichen Völkern zum allein und vollständig geltenden Rechtsverhältnisse erheben konnte. Von der Gütergemeinschaft blieben die Lehngüter stets und die Stammgüter in den meisten Fällen ausgeschlossen; bald werden in sie alle ererbten und erworbenen Güter begriffen (allgemeine Gütergemeinschaft), bald nur die während der Ehe erworbenen (partielle, d. h. theilweise Gütergemeinschaft), bald tritt dieselbe unmittelbar mit Schließung der Ehe ein, bald erst nachdem dieselbe Jahr und Tag bestanden hat, bald endlich nur dann, wenn Kinder aus derselben hervorgegangen sind. Mit der Gütergemeinschaft hängt dann auch das gegenseitige Erbrecht der Eheleute zusammen. Die der Gütergemeinschaft entgegenstehende Anordnung der Vermögensangelegenheiten der Eheleute nach dem röm. Recht wird Dotalsystem (von dos, die Mitgift) genannt.

**Gymnasium** bezeichnet gegenwärtig eine Schule, in welcher Knaben und Jünglinge eine wissenschaftliche Vorbildung erhalten, welche vorzüglich den Zweck hat, dieselben zum Besuche der Universität vorzubereiten. Im griech. Alterthum aber hießen Gymnasien die Orte, an denen sich die männliche Jugend nackend (griechisch Gymnos, daher der Name) in allerlei Leibesübungen, als Ringen, Laufen, Werfen mit Lanze und Wurfscheibe, Faustkampf, übte. Bald kamen hier nicht nur die Knaben und Jünglinge mit den die Aufsicht führenden Lehrern zusammen, sondern auch die Freunde der Jugend fanden sich ein und besonders die, welche sich angelegen sein ließen, dieselbe geistig zu erziehen, namentlich die Philosophen mit ihren ältern und jüngern Schülern. Um nämlich im Alterthum zu den höhern Wissenschaften zu gelangen, mußte man sich, da es keine von Staatswegen angestellte Lehrer gab, an einen ausgezeichneten Philosophen (die Philosophie begriff zugleich fast alle übrigen Wissenschaften in sich) persönlich anzuschließen suchen. Auch die Örtlichkeit dieser Gymnasien war zu solchen Zusammenkünften sehr geeignet. Anfangs nämlich bestanden dieselben zwar nur aus offenen, einfach eingezäunten Plätzen, mit verschiedenen Abtheilungen für die verschiedenen Arten der Kampfspiele, als aber die Bildung, der Reichthum und die Prachtliebe der Griechen, namentlich der Athener, zunahmen, wurden diese Plätze erst mit schattenspendenden Bäumen bepflanzt, dann mit Säulengängen umgeben und endlich zu prachtvollen, weitläufigen, mehre Tausende von Menschen fassenden Gebäuden umgewandelt. Hermes (Mercur) und Herakles (Hercules) waren die Schutzgötter der Gymnasien, ihnen wurden daher Altäre und Statuen errichtet, und andere Verzierungen bildeten Darstellungen berühmter Helden, sowie Gemälde- und Bildnerarbeiten, welche Gegenstände aus der Geschichte und Mythologie darstellten. Solcher Gymnasien gab es in Athen fünf, unter ihnen die Akademie (s. d.), wo Platon, und das Lyceum (s. d.), wo Aristoteles lehrte. Auch diese beiden Namen sind später zur Bezeichnung gelehrter Bildungsanstalten gebraucht worden. Die griech. Gymnasien wurden zur Kaiserzeit auch in Rom nachgeahmt.

Von den Übungen in den alten Gymnasien ist die Gymnastik benannt worden, die Kunst der Leibesbewegungen. Sie wurde bei den Griechen von frühester Kindheit an geübt, um dem Körper Gewandtheit, Kraft und Schönheit zu verschaffen, und galt für den wesentlichsten Theil der Erziehung. Jeder freie Mann mußte in der gymnastischen Kunst geübt sein, auch wenn er nicht vorzüglich dem Kriegerstande angehören wollte; doch war jeder Bürger einer griech. Stadt auch Vertheidiger derselben und Streiter für sie. Am strengsten waren in der Gymnastik die Spartaner, am meisten künstlerisch ausgebildet die Athener. In Sparta wurden auch die Mädchen zu gymnastischen Übungen angehalten. Nicht jedoch nur als Gegenstand der Erziehung wurde in Griechenland die Gymnastik betrachtet, sondern es gab auch Menschen, Athleten (s. d.) genannt, welche derselben vorzugsweise ihr ganzes Leben widmeten, sodaß von ihnen dieselbe als eine freie Kunst geübt wurde. Hierzu gaben Veranlassung und Gelegenheit die öffentlichen Spiele, zu denen die Griechen an bestimmten Zeiten und Orten von nah und fern zusammenströmten. Hier wurden Kämpfe im Ringen, Laufen u. s. w. angestellt, und der Sieger genoß der größten Ehre, sein Name wurde in ganz Griechenland

Digitized by Google

genannt und die Stadt, welche ihn hervorgebracht, pries sich glücklich. Die Athleten übten sich namentlich im Faustkampf und zwar in einer eignen Abtheilung des Gymnasiums, Palästra genannt. Dieses Wort ist jedoch, besonders später, oft gleichbedeutend mit Gymnasium gebraucht worden. Da man die Gymnastik nicht allein als eine Vorübung zum Kriegsdienste, sondern auch als bestes Erziehungsmittel, endlich als wirkliche von den Athleten geübte Kunst betrachtete, so unterschied man demgemäß auch drei verschiedene Arten der Gymnastik: die kriegerische, die diätetische (die auf das körperliche Wohlverhalten berechnete), und die athletische. Laufen, Reiten, Fahren, Ringen, Springen, Bogenschießen, Werfen, Fechten waren Gegenstände der kriegerischen Gymnastik um so mehr, da es bei der Kriegführung der Alten mehr auf Kraft und Gewandtheit des Einzelnen ankam, als gegenwärtig, wo die Schlachten durch die Bewegungen der Massen entschieden werden. Die diätetische Gymnastik hatte auch noch Ballspiel, Tanz, Bäder und Salbungen zum Gegenstande. Über die athletische Gymnastik, Athletik, Gymnik oder Agonistik s. Athleten.

In der christlichen Welt sah man mehr darauf, den Geist, als den Körper zu bilden, und sowie sich die Wissenschaften immer mehr ausbildeten, sank im gleichen Maße die Beschäftigung mit Leibesübungen. Zur Zeit des Ritterthums galt es noch für die des freien Mannes am meisten anständige Bildung, in Handhabung der Waffen geschickt und durch Kraft und Gewandtheit ausgezeichnet zu sein. Seit aber die ritterlichen Übungen in festlichen Spielen und der Gebrauch der Waffen, um sich Mann gegen Mann Recht zu verschaffen, immer mehr abkamen, die Feder mächtiger wurde als das Schwert, und Söldner an die Stelle der alten Volksbewaffnung traten, kamen die Leibesübungen ab. Reiten, Fechten mit Hieb- und Stoßwaffen, und Tanzen waren fast noch die einzigen Künste, welche zur Ausbildung körperlicher Gewandtheit betrieben wurden; aber auch sie waren keineswegs wesentliche Gegenstände der Erziehung, sondern wurden nur von den Wohlhabendern in den spätern Jünglingsjahren als Gegenstände des Vergnügens betrieben. Die Militairschulen und die Ritterakademien waren die einzigen Orte, wo diese sogenannten ritterlichen Künste noch in den Erziehungsplan aufgenommen waren. Auf den Universitäten erhielten sich mit den Duellen die Fechtböden. Als aber die Deutschen durch die Siege und Eroberungen Napoleon's aufgerüttelt wurden und durch harte Schicksale erfahren mußten, daß der Mensch zur Sicherheit seiner Freiheit mit dem Kopfe nicht allein ausreiche, als die Söldner einem begeisterten Feinde gegenüber sich als unbrauchbar bewiesen hatten und endlich, zum Sturz des mächtigen übermüthigen Feindes, der Gelehrte das Studirzimmer, der Bauer den Pflug und der Handwerker die Werkstatt verließ und für des Vaterlandes Ehre und Freiheit die Waffen ergriff, da lernte man die Vorzüge eines kräftigen, gewandten und geübten Leibes wieder schätzen. Nicht allein wurden seitdem die Bürger des Staats als die einzigen natürlichen und würdigen Vertheidiger desselben wieder anerkannt, sondern man machte auch wiederholte Versuche, in die Jugenderziehung die Gymnastik allgemein wieder einzuführen. Von Deutschland ging dieses Bestreben aus und fand auch bald in andern europ. Ländern Beifall. Wiederum bildete sich bei Verfolgung des pädagogischen Zwecks die Gymnastik systematisch aus, und man nannte die auf deutschem Boden selbständig neu erwachsene Kunst mit einem deutschen Worte: Turnkunst (s. d.). Diese wurde jedoch aufgehoben, weil sich politische Bestrebungen mit ihr vereinigt hatten, welche die Regierungen nicht gutheißen konnten. Wie sehr aber das Wiederaufleben der Gymnastik im Geiste der Zeit liege, hat sich dadurch dargethan, daß sich in neuester Zeit an vielen Orten, namentlich in Berlin, Dresden und Leipzig, neue Institute gebildet haben, welche die gefährlichen Nebentendenzen mit dem anrüchig gewordenen Namen der Turnkunst abgelegt und nur an der einfachen Aufgabe: Übungen zur Förderung der Gewandtheit, Kraft und Gesundheit des Körpers festhaltend allgemeinen Beifall gefunden haben. Es ist zu hoffen, daß sich ähnliche gymnastische Institute nach und nach mit allen Erziehungs- und Schulanstalten verbinden werden, damit man auf umfassende Weise auf den Zweck aller Erziehung hinarbeite: daß ein gesunder Geist in einem gesunden Leibe wohne.

**Gymnosophisten**, d. h. nackte Weise, wurden bei den alten Griechen die im Rufe hoher Weisheit stehenden ind. Weisen genannt. Es ging die Sage, daß dieselben stets unbekleidet gingen, wahrscheinlich aber bezieht sich ihr Name nur auf gewisse Bußübungen, welche dieselben mit entblößtem Körper vornahmen. Es bestanden nämlich die Handlungen der Frömmigkeit, durch welche sich die ind. Priester in den Ruf der Heiligkeit setzten, großentheils aus allen Arten von Qualen und Martern, denen sie sich unterwarfen. Ihre Selbstverleugnung ging öfters so weit, daß sie sich einem qualvollen Tode aussetzten, z. B. sich selbst auf einem Scheiterhaufen verbrannten. Außerdem führten sie ein nur der Selbstbetrachtung, oder vielmehr dem unthätigen Versinken in die Betrachtung der Natur gewidmetes Leben. Aus den Gymnosophisten sind im Verlaufe der Zeit wahrscheinlich die jetzigen ostind. Fakirs (s. d.) hervorgegangen.

**Gyps** oder schwefelsaurer Kalk ist ein Mineral, welches in verschiedenen Arten vorkommt, die sich durch ihr Gefüge von einander unterscheiden. Der spathige Gyps, auch Fraueneis, Frauenglas oder Marienglas genannt, findet sich in krystallinischen Massen von blättrigem Gefüge oder in Gestalt von Krystallen, welche schiefgeschobene Säulen bilden. Er läßt sich leicht in dünne Blätter spalten, die dann grau werden, farblos durchsichtig sind und einen starken Perlemutterglanz besitzen. Man findet ihn häufig in Sachsen, Baiern, Frankreich, der Schweiz u. s. w. Der körnige Gyps ist derb und von mehr dichtem Gefüge, weniger durchscheinend. Seine Farbe geht vom Schneeweißen ins Röthliche, Graue, Blaue oder Gelbe. Die Arten, welche am feinsten und reinsten sind, werden Alabaster (s. d.) genannt. Oft geht das Gefüge dieser Gypsart in das Schuppige, und dann nennt man den Gyps, wenn er zugleich schneeweiß und von geringem Zusammenhange ist, Schaumgyps. Der Fasergyps hat ein faseriges Gefüge und bildet einzelne Stängel. Die Goldschläger bedienen sich desselben, nachdem er gepulvert worden, zum Bestreuen der Goldschlägerhäutchen. — Der reinste Gyps wird als Alabaster zu Bildwerken u. dgl. benutzt. Die unreinern Sorten werden gebrannt, wie Kalk, dann gemahlen

Digitized by Google

und so als gebrannter Gyps oder Sparkalk in den Handel gebracht. Der Gyps enthält nämlich im natürlichen Zustande sehr viel Wasser, welches durch das Brennen in Dampf verwandelt und ausgetrieben wird. Der gebrannte Gyps löst sich aber sehr leicht im Wasser auf, und indem er sich mit demselben zu einem festen Körper verbindet, erstarrt er alsbald wieder. Auf dieser Eigenschaft beruhen sehr viele Anwendungsarten des Gypses. Man bedient sich desselben als Mörtels, zu Stuck und überhaupt zum Überzuge für Decken in Zimmern, auch zum Ausgießen der Fußböden. Sehr brauchbar ist der Gyps zum Abformen lebloser und wol auch belebter Gegenstände. Der in Wasser aufgelöste Gyps wird über den abzuformenden Gegenstand gegossen; er dringt in alle Vertiefungen ein und ist in kurzer Zeit erstarrt. Nimmt man nun die festgewordene Masse ab, so hat man einen ganz genauen Abguß, den man wieder zu neuen Abgüssen benutzen kann. Beim Bereiten der Stereotypen z. B. wird jede Seite eines Buchs erst aus den einzelnen metallenen Buchstaben zusammengesetzt, dann ein Gypsabdruck in angegebener Weise von derselben genommen und in die auf diese leicht und schnell gewonnene Form geschmolzenes Metall gegossen, welches nach dem Erstarren eine Platte gibt, die zum Druck benutzt wird. Auch von Münzen, Bildwerken, von Leichen u. s. w. nimmt man in ähnlicher Weise Abgüsse, um sie wieder zu Formen für zweite Abgüsse (Gypsfiguren) zu benutzen, welche den Originalwerken genau entsprechen. Sogar von den Gesichtern lebender Personen kann man Gypsabgüsse nehmen. Die Verfertigung von Gypsfiguren wird besonders in Italien, Böhmen und in vielen Gegenden Deutschlands stark betrieben. Die herumziehenden Gypsfigurenhändler, welche man in ganz Europa und sogar in andern Welttheilen findet, kommen fast alle aus Lucca. In den Gebirgen von Lucca beschäftigen sich gegen 2000 Menschen mit Anfertigung solcher Figuren, und der größere Theil wandert umher. Mit sehr gutem Erfolg hat man sich, namentlich in England und in der Schweiz, des Gypses zum Düngen, vorzüglich des Wiesenlandes und der Kleefelder, bedient.

# H.

**Haag** oder der Haag, eigentlich s'Gravenhage, franz. la Haye, die Hauptstadt der Provinz Südholland im Königreiche der Niederlande und Residenzstadt des Königs der Niederlande, liegt unfern von den Dünen, welche hier die Nordsee bildet, und gehört zu den wenigen Ortschaften in Holland, wo der Boden trocken, die Luft rein und gesund, das Wasser ziemlich gut ist. Sie hat etwa 56,000 Einw. und kann in Hinsicht ihrer Bauart für eine der schönsten Städte in Europa gelten. Die Straßen, unter denen sich die Prinzengracht auszeichnet, sind sehr regelmäßig, zum Theil mit farbigen gebrannten Steinen vortrefflich gepflastert und zu beiden Seiten mit Bäumen bepflanzt. Die vorzüglichsten Gebäude sind: das Haus, in welchem sich die Generalstaaten der Monarchie versammeln; der Palast des Königs; das Rathhaus; die große Kirche mit einem hohen sechseckigen Thurme; der neue Tempel, die Getreidebörse und mehre andere, Privatleuten zugehörende Paläste. Handel und Gewerbe der Stadt sind von keiner bedeutenden Ausdehnung; dagegen gibt es vortreffliche Anstalten und Sammlungen zur Beförderung der Wissenschaften und Künste, von denen wir die Bibliothek und das Münzcabinet des Königs, die höhere Lehranstalt und mehre gelehrte Gesellschaften anführen. Im Palaste des Prinzen Moritz von Nassau befinden sich eine Sammlung von Gemälden, besonders alter holländ. und flämischer Meister, ein Cabinet chines. und japan. Merkwürdigkeiten und manche andere Seltenheiten. Die Umgebungen des Haag sind ausgezeichnet anmuthig. Auf der einen Seite der Stadt ist ein stets belebter Kanal, auf der andern der sogenannte Busch, ein für Holland ansehnlicher Wald, in welchem das Haus im Busch, ein kön. Lustschloß, liegt. Wiesen und Gärten, geziert mit anmuthigen Landhäusern, schmücken die andern Seiten der Stadt. Ein hübscher Weg führt nach dem kaum eine Stunde entfernten Fischerdorfe Scheveningen, dessen Seebäder stark besucht werden. Im Südosten vom Haag liegt das Schloß Ryswijk, bekannt durch den Frieden, welcher hier im J. 1697 zwischen dem deutschen Kaiser, Spanien, England, Holland und Frankreich abgeschlossen wurde. Zum Andenken an denselben ist ein Obelisk errichtet worden.

**Haare** sind die elastischen, dünnen, fadenartigen, in großer Menge dicht beieinander stehenden Körper, welche den meisten Säugthieren zur Bedeckung entweder des ganzen Körpers oder einzelner Theile desselben dienen. Sie haben, wie die Nägel, die Eigenschaft, daß sie, namentlich wenn man sie vorher abgeschnitten, wieder wachsen und kommen von sehr verschiedener Länge, Stärke und Farbe vor. Auch ihre Form ist verschieden, insofern sie entweder wollig, lockig, schlicht oder struppig sind. Beim Menschen sind es namentlich der obere und hintere Theil des Kopfs, die Geschlechtstheile und die Achselhöhlen welche behaart sind, und beim Mann überdies noch der hintere Theil der Wangen, das Kinn und die Oberlippe. Die Haare an diesen Theilen, die Barthaare, unterscheiden sich von den Haupthaaren besonders durch größere Härte und Dicke, welches jedoch hauptsächlich eine Folge des häufigen Abschneidens derselben sein mag. (S. Bart.) Jedes Haar bildet einen von unten nach oben spitz zulaufenden Körper, und hat am untern Theile ein kleines Säckchen, das aus verschiedenen übereinanderliegenden Blättchen besteht und mit dem es in der Haut festsitzt. Betrachtet man ein Haupthaar mit Hülfe eines stark vergrößernden Mikroskops, so erscheinen die Ränder desselben dunkler als die Mitte, und man hat hieraus geschlossen, daß jedes Haar eine Röhre bilde. Die Elasticität der Haare sieht man nicht allein daraus, daß sie gebogen wieder in ihre vorige Lage zurückkehren (worauf die Benutzung der stärkern Thierhaare zu Bürsten beruht), sondern auch aus dem Umstande, daß man die Haare um eine ansehnliche Länge ausziehen kann und daß dieselben losgelassen wieder zusammenfahren. Auch durch die Feuchtigkeit verlängern sich die Haare und verkürzen sich wieder beim Trocknen, weswegen man sich derselben zur Herstellung von Hygrometern (s. d.) bedient hat. Jedes Haar hat einen ölartigen

Überzug, welcher es auch nach dem Abtrennen vom Körper oder nach dem Tode noch sehr lange vor dem Verderben sichert. Man sagt sogar, daß an Leichen die Haare, sowie die Nägel, noch längere Zeit fortwachsen sollen. Was die Farbe des Haupthaars der Menschen betrifft, so findet man im Allgemeinen bei den in wärmern Gegenden wohnenden Menschen schwarzes, bei den in kalten Gegenden lebenden blondes Haar. Da das Haupthaar des Menschen eine der schönsten Zierden desselben ist, welches, im Fall es ausfällt, nur mangelhaft durch Perücken und Haartouren ersetzt werden kann, so ist es räthlich, auf die Pflege desselben sorgfältig Acht zu haben. Reinlichkeit ist die wichtigste Bedingung für das Gedeihen des Haars, und dieselbe wird vorzüglich durch häufiges Kämmen befördert. Häufiges, wol gar täglich wiederholtes Waschen des Kopfs mit Wasser ist nur dann anzurathen, wenn das Haar eher zu viel als zu wenig Fettigkeit hat. Leidet das Haar an Trockenheit, so kann man sich eines unschädlichen Öls oder einfacher Pomade bedienen, um es geschmeidiger zu machen. Der Haarwuchs wird durch häufiges Abschneiden befördert, und bei langen Haaren soll man alle 3—4 Wochen die Spitzen abschneiden, weil dann die Haare weiter wachsen, welche im entgegengesetzten Falle häufig sich spalten und nach einiger Zeit ausfallen. Frauen dürfen das Haupthaar nicht zu fest binden, sich keiner wollenen Bänder beim Binden bedienen, müssen das Haar vorm Schlafengehen auflösen u. s. w. Das Brennen der Haare ist stets nachtheilig und darf wenigstens nur selten und nicht mit zu heißem Eisen angewendet werden. Waschen mit Weinessig soll das Haar kraus machen und das Wachsthum desselben befördern. Fällt nach einer heftigen Krankheit das Haar stark aus, so kann man dem gänzlichen Verluste desselben dadurch vorbeugen, daß man das Haar glatt abschneidet und einige Zeit lang häufig abrasiren läßt. Ein bedeutendes Förderungsmittel des Haarwuchses ist auch, den Kopf so viel als möglich bloß zu tragen. Besonders muß man sich vor zu warmer Kopfbedeckung hüten. Der wenig zuverlässigen Mittel, das Ausfallen der Haare zu verhindern und an kahlgewordenen Stellen neue Haare zu erzeugen, sind sehr viele, namentlich haben verschiedene Haaröle große Anpreisung erfahren. Ist der Grund des Ausfallens der Haare allgemeine Körperschwäche, so wird schwerlich irgend ein örtlich angewendetes Mittel von Wirkung sein. Zu den unschädlichsten Mitteln gehört jeden Abend wiederholtes Waschen des Kopfs mit gut gehopftem Biere und Einreiben der Kopfhaut mit Rindsmark. Um allzu helle, namentlich rothe Haare, dunkel zu färben, hat man gleichfalls viele Mittel, welche jedoch zum Theil den Haaren, zum Theil auch der Gesundheit überhaupt nachtheilig sind. Ein wirksames Mittel ist, die Haupthaare täglich mit einem bleiernen Kamme zu kämmen, und um das Blei schneller auflöslich zu machen, kann man den Kamm mit Essig befeuchten.

Das Haar ist von jeher als eine große Zierde des Körpers betrachtet worden, und Völker, welche dem Haupthaar keine Achtung schenken, wie die Türken, die dasselbe kahl abschneiden, pflegen desto größere Sorgfalt auf die Erhaltung des Bartes zu verwenden. Bei den alten Hebräern galt „Kahlkopf" für ein arges Schimpfwort. Die alten Völker trugen sämmtlich das Haar lang, und langes Haar galt für das Zeichen eines freien Mannes, während man den Sklaven das Haar kurz abschnitt. Auch war das Haarabschneiden eine Strafe für Verbrecher. Die Griechen und Römer verschnitten das Haar später so weit, daß es durch seine Länge nicht unbequem war. Sie wendeten große Sorgfalt auf das Kräuseln des Haares und die Frauen trugen langes Haar in zierlichen Flechten und Locken. Auch falsches und gefärbtes Haar wurde bei diesen Völkern schon getragen, sie hatten Friseurs, und bei den Römern galt namentlich röthliches Haar für eine Schönheit. Sie ließen daher Haare von den blonden Deutschen kommen, und die reichen Römerinnen brachten Goldstaub in ihre Haare. Bei den Franken trugen vorzugsweise die zum kön. Geschlecht Gehörigen langes fliegendes Haar, später wurde diese Tracht ein Vorrecht aller Edeln. Die Frauen haben fast zu allen Zeiten und bei allen Völkern langes Haar getragen; die Männer mußten es aber häufig verkürzen, weil es ihnen beim Kriegsdienste beschwerlich fiel. Auch das Christenthum wurde eine Veranlassung, daß die langen Haare mehr und mehr abkamen, denn man erblickte in dem langen Haar ein Zeichen weltlicher Eitelkeit. Die Geistlichen schoren daher das Haar zum Theil ganz ab (s. Tonsur); auch wurde das Abscheren des Haupthaares ein Zeichen der Buße. Unter König Franz I. von Frankreich kam am franz. Hofe die Mode auf, kurzes Haar zu tragen, und als unter Ludwig XIII. die langen Haare wieder Mode wurden, setzte man Perücken (s. d.) auf, welche, bis zur höchsten Unnatur ausgebildet, nur darum in ganz Europa Aufnahme fanden und sich lange Zeit erhielten, weil sie bequemer waren als eigne lange Haare. Jetzt sind die Perücken, die Zöpfe und Haarbeutel abgekommen und man trägt das Haar wieder einfach, ähnlich wie die Griechen, nur daß es im Nacken, unserer modernen Kleidung entsprechend, kurz geschoren wird.

Die Haare werden vielfach angewendet. Aus den Menschenhaaren macht man allerlei zierliche Arbeiten, Ringe, Bänder u. dgl. und setzt sogar Gemälde aus denselben zusammen. Vorzüglich werden dieselben aber zur Herstellung von Perücken, Haartouren (zur Bedeckung einzelner kahlen Stellen, Glatzen, auf dem Kopfe), Locken, Flechten u. dgl. gebraucht. In neuerer Zeit hat man die Haare sehr geschickt aus Seide nachgemacht. Die Haare der Thiere, namentlich der Schweine, Pferde, Rinder, Kälber, Ziegen, Rehe, Hasen und Biber, werden vielfach verwendet: zu Bürsten, Polstern, Filz, Pinseln, Decken, Zeuchen, Haarsohlen, Violinbogen, Stricken u. s. w. Haardecken oder Haartuch bereitet man aus sehr verschiedenen Arten von Haaren, theils mit, theils ohne einen Zusatz von Wollen- oder Leinengarn oder Seide. Diese Stoffe sind demnach auch von sehr verschiedener Güte und dienen theils zu Teppichen, Möbelüberzügen, Regenmänteln, theils zu Pferdedecken, Preßtüchern in Ölstampfen u. s. w. Mehre strenge Mönchsorden haben härene Gewänder als Ordenskleidung.

**Haarseil** nennt man ein leinenes Band oder eine aus seidenen oder baumwollenen Fäden bestehende Wieke, welche durch die äußere Haut gezogen wird, um in ähnlicher Art und zu demselben Zwecke zu dienen, wie die Fontanelle (s. d.). Zu der Benennung mag wol Veranlassung gegeben haben, daß sich die Alten zu gleichem Zweck der Pferdehaare bedienten. Der gleichsam unter einer Hautbrücke durchgezogene leinene Streifen, der höchstens ei-

Digitized by Google

nen Zoll breit sein darf, aber gegen zwei Fuß lang sein muß, wird durch einen angemessenen Verband befestigt. Ist die Eiterung eingetreten, so wird der Verband täglich einmal oder öfter erneuert und bei der jedesmaligen Erneuerung das den eiternden Wundkanal grade ausfüllende und aus diesem hervorgezogene Stück des leinenen Streifen abgeschnitten, dieser aber nachgezogen und abermals befestigt u. s. w. Je nach dem Sitze des Übels, gegen welches man das Haarseil anbringt, wählt man verschiedene Gegenden des Körpers zur Anlegung. Am häufigsten bringt man es im Nacken an, außerdem aber auch an der Brust, in der Leber- und Magengegend, am Unterleibe, an den Oberschenkeln u. s. w. Es findet in einer großen Anzahl, namentlich langwieriger, Krankheitszustände Anwendung und ist mitunter von ausgezeichneter Heilwirkung. So hat man es bei manchen Gehirnleiden empfohlen; ganz vorzüglich aber bei hartnäckigen Augen- und Ohrenentzündungen, bei Ausflüssen aus den Ohren, Lungenschwindsucht u. s. w. Häufiger noch ist seine Anwendung in der Thierheilkunst.

**Habeas-Corpus-Acte** (die) ist eins der wichtigsten Grundgesetze der engl. Verfassung. Sie wurde dem Könige Karl II., welcher dieselben Principien der Willkürherrschaft befolgte, welche seinem Vater Leben und Thron gekostet hatten, von dem Parlamente 1679 abgedrungen. Ihr nächster Zweck war Vervollständigung der Freiheit der Unterthanen und Verhütung der Einkerkerung, außer in Fällen, wo das Gesetz dieselbe ausdrücklich befiehlt. Schon durch die Magna charta und die ihr folgenden, im Laufe der Zeit den ebenso schwachen als böswilligen Herrschern abgerungenen Grundgesetze waren die Rechte und Freiheiten des Volks im vollsten Umfange anerkannt; allein diese Gesetze waren keineswegs stets heilig gehalten, im Gegentheil sehr häufig von den Regenten, wenn ihnen ein günstiger Moment die Macht dazu verlieh, verletzt worden. Das Bestreben, sie mit neuen Schutzwehren zu umgeben, war sehr natürlich. Die Habeas-Corpus-Acte wurde daher vorzüglich dazu benutzt, um Mittel und Wege an die Hand zu geben, solche willkürliche Verletzungen der Gesetze und Eingriffe in die Volksrechte zu verhindern und die Schuldigen zur Strafe zu ziehen; sie enthält die Strafen der willkürlichen Verhaftung und bezeichnet die Richter, welche man anzugehen hat, um seine Freilassung zu erlangen.

**Habsburg**, ursprünglich so viel wie Habichtsburg, heißt die Stammfeste des berühmten Hauses der Habsburger, welches mit Rudolf von Habsburg (s. d.) auf den deutschen Kaiserthron gelangte, mit Kaiser Karl VI. im Jahre 1740 im Mannsstamme ausstarb, aber durch die Tochter dieses Kaisers, Maria Theresia (s. d.), im habsburglothringischen Hause fortblühte, und noch gegenwärtig im Besitze der Kaiserkrone Östreichs und der Königskronen von Ungarn und Böhmen ist. Die Stammfeste Habsburg ist noch jetzt in einigen Überresten erhalten und liegt auf dem Wülpelsberge, am rechten Ufer der Aar im Canton Aargau. Sie wurde im 11. Jahrh. vom Bischof Werner zu Strasburg erbaut. Zuerst führte den Namen eines Grafen von Habsburg Werner II., welcher 1096 starb und alle Besitzthümer seiner schon vor ihm reichbegüterten Familie unter sich vereinigte. Die Macht der Familie vergrößerte sich durch kais. Schenkungen und vortheilhafte Heirathen und bald wurden die Grafen von Abteien, Vogteien und verschiedenen Schweizercantonen zu Beschützern gewählt. Albrecht III., ein Enkel Werner II., besaß auch in Schwaben, im Aargau und im Elsaß ansehnliche Güter, nannte sich Landgraf von Oberelsaß und erhielt fürstl. Würde. Allmälig hatten die Habsburger ein Ansehen gewonnen, welches, verbunden mit den persönlichen Vorzügen Rudolf IV. von Habsburg, bewirkte, daß 1273 auf diesen die Kaiserwahl fiel, deren Einstimmigkeit von der allgemeinen Achtung, die man gegen denselben hegte, das beste Zeugniß ablegt.

**Hackebret** oder **Cimbal** ist ein früher häufiger als jetzt gebräuchliches Instrument, welches aus einem viereckigen Kasten mit einem Resonanzboden besteht. Über demselben sind Drahtsaiten gespannt, paarweise oder dreifach, welche von hölzernen gedrehten Stegen (Docken) gehalten werden. Dieses Instrument wird mit Hülfe zweier kleinen Hämmerchen oder Klöppelchen von Holz gespielt, indem man mit den mit Tuch umwundenen Enden derselben auf die Saiten schlägt oder hackt. Es hat einen rauschenden Ton und eignet sich daher nicht übel zu Tanzmusik.

**Hafen** nennt man eine natürliche oder künstlich angelegte Einbeugung am Ufer eines Meeres, großen Sees oder Flusses, in welche Schiffe bequem einfahren können und in der sie vor Stürmen und feindlichen Angriffen sicher sind. Es werden zu diesem Zwecke Dämme und Befestigungswerke angelegt und nach der größern oder geringern Stärke dieser letztern unterscheidet man Kriegshäfen und Handelshäfen. Leuchtthürme werden aufgerichtet, um die Schiffe des Nachts in die Häfen zu leiten, Speicher zur Aufnahme der Waaren, Werfte zum Neubau und zum Ausbau der Schiffe angelegt u. s. w. Die Häfen sind überdies so eingerichtet und bewacht, daß nur diejenigen Schiffe ein- und ausfahren können, welche man passiren lassen will. Für alle die Vortheile, welche den Schiffen im Hafen gewährt werden, müssen diese eine gewisse Abgabe, Hafen- oder Tonnengelder, entrichten. Nur die Freihäfen (s. d.) machen in dieser Beziehung eine Ausnahme.

**Hafer** (lat. avena) ist eine sehr nützliche Getreideart, welche Rispen und länglich zugespitzte Körner trägt und vor den andern Getreidearten sich besonders dadurch auszeichnet, daß sie auch noch in geringem und wenig bearbeitetem Boden und in den verschiedensten Klimaten gut fortkommt. Er wird in der Regel nur als Sommerfrucht (s. Getreide) gebaut. Man braucht den Hafer vorzüglich zum Viehfutter, sowol das Stroh als die Körner; namentlich geben die letztern ausgezeichnetes Pferdefutter. Auch bereitet man aus dem Samen die Hafergrütze und in getreidearmen, besonders in Gebirgsgegenden, nimmt man ihn auch zum Brot und zum Bier. Es gibt viele Arten des Hafers. Der gewöhnliche glatte weiße oder gemeine Hafer kommt am leichtesten fort und wird am häufigsten angebaut. Größer und stärker in Blättern und Körnern ist der schwere engl. Hafer, besonders für Gebirgsgegenden geeignet der weiße frühzeitige Augusthafer, für Niederungen dagegen der glatte schwarze Hafer, dessen mehlreiche Körner ein treffliches Pferdefutter geben und von schwarzbrauner Farbe sind. Der nackte Hafer auch ta-



Digitized by Google

tarischer Grütz-, Sand- oder Spinnhafer genannt, wird schnell reif und kommt ziemlich leicht fort, gibt aber nicht bedeutenden Ertrag. Seine nackten Körner (ohne Grannen) eignen sich am besten zur Bereitung von Grütze. Fahnenartige gedrängte Rispen bildet der Fahnen-, Säbel-, Kamm- oder Tannenhafer, auch oriental., türk. u. s. w. Hafer genannt. Er zeichnet sich durch reichlichen Ertrag aus und wird vorzüglich in Ungarn gebaut, verlangt aber einen guten Boden. Eine auch wild wachsende Abart des gemeinen Hafers ist der Sand-, Rauh-, Pur-, Grau- oder gestreifte Barthafer mit starkgegrannten, dickschaligen, schwärzlichen Körnern, welcher leicht auch unter den ungünstigsten Bedingungen für den Getreidebau fortkommt, aber schlecht ist. Außer den genannten gibt es noch viele andere mehr oder weniger gute Haferarten. Zu ihnen kommen noch eine gleichfalls große Anzahl wild wachsender Haferarten. Ein lästiges Unkraut ist der Wild- oder Flughafer, nützlicher und einen sehr nahrhaften Bestandtheil des Heus ausmachend der Goldhafer.

**Haff**, ein altes Wort für Meer, wird noch gegenwärtig zur Bezeichnung dreier großer Meerbusen der Ostsee gebraucht, welche zu Preußen gehören. Das kurische Haff ist 15 M. lang und über 4 M. breit, steht mit dem Meere durch eine schmale Mündung in Verbindung und ist von demselben übrigens durch die nur etwa eine Stunde breite kurische Nehrung (d. h. Niederung) getrennt. An ihm liegt die Festung Memel, und in dasselbe ergießt sich der Fluß Memel oder Niemen durch zwei Arme, Russe und Gilge. Ähnlich gestaltet ist das südlicher gelegene frische Haff, an dessen nördlicher Spitze, wo der Pregel in dasselbe mündet, Königsberg liegt, während sich unterhalb die Nogat und die neue Weichsel in dasselbe ergießen. Die frische Nehrung scheidet es vom Meere. Es ist 13 M. lang und an einigen Orten gegen 2 M. breit. Das pommersche oder stettiner Haff ist 7 M. lang, während seine größte Breite 3 M. beträgt. Es liegt oberhalb Stettin, nimmt die Oder auf und wird durch die Inseln Usedom und Wollin vom Meere geschieden, mit dem es durch die drei Mündungen Peene, Swine und Diwenow in Verbindung steht. Der östl. Theil desselben heißt das große, der westl. das kleine Haff.

**Haft**, lat. Captur, bezeichnet jede Art von Einkerkerung oder Gefängnißstrafe. Man unterscheidet engere und weitere Haft, je nachdem die Freiheit des Verhafteten in einen engern oder weitern Raum beschränkt ist. Nicht immer nämlich wird derselbe in das eigens zur Verhaftung bestimmte Gefängniß eingeschlossen, sondern oft nur durch Wache, oder gegen gestellte Caution oder Bürgschaft, oder endlich auf gegebenes Ehrenwort, auf sein Zimmer, sein Haus, die Stadt, das Land beschränkt. Die letztern Arten von Haft kommen namentlich bei Solchen in Anwendung, welche wegen einer gegen sie erhobenen Anklage in Untersuchung stehen, ehe das Urtheil gefällt ist. Außerdem erhält die Strafe der Haft in besondern Ständen noch besondere Benennung. So nennt man auf Universitäten den Ort, in welchen die Studirenden wegen leichterer Vergehungen eingekerkert werden, Carcer und diese Art von Gefängnißstrafe selbst Carcerstrafe. Beim Militair heißt die Gefängnißstrafe und das Gefängniß selbst Arrest. Dieses Wort wird jedoch auch in allgemeinerer Bedeutung, sowie die Ausdrücke Beschlag Verkümmerung, überhaupt für Haft, Verhaftung gebraucht. Der Arrest kann in bürgerlichen Rechtssachen gegen Personen (Personalarrest) wie gegen Sachen (Realarrest) erhoben werden, und ist dann eine Verwahrung, daß durch Entfernung der Person des Schuldners oder einer Sache, an welche sich der Gläubiger zur Befriedigung seiner Foderung hält, dem letztern die Möglichkeit, zu seinem Recht zu gelangen, nicht entzogen werde. Die Sache wird beim Arrest in Beschlag genommen, die Person des Schuldners gefänglich eingezogen. Die Person, welche der Arrest trifft, heißt Arrestat, diejenige, auf deren Anregung der Arrest geschieht, der Arrestant. Richter und Arrestant sind in Bezug auf die Gültigkeit der Foderung wegen des Arrestes verantwortlich. (Vgl. Gefängniß.)

**Hagebutten**, Hainbutten, sind die zu rothen birnförmigen Früchten gereiften Kelche des gemeinen wilden Rosenstrauchs oder der Hundsrose, des Apfelrosenstrauchs und anderer verwandter Rosenarten. Die glatten und kahlen Hagebutten der Hundsrose, die sich auf Rainen, in Gebüschen, Zäunen und ähnlichen Stellen überall in ganz Deutschland findet, werden nicht so groß, weniger fleischig und wohlschmeckend als die sogenannten Rosenäpfel des Apfelrosenstrauchs. Es sind die letztern noch überdies von rundlicher Gestalt und mit ziemlich langen, weichen, borstenartigen Krautstacheln besetzt; sie werden schon im August weich und erlangen eine schmuzig purpurrothe und etwas violette Färbung. Der Apfelrosenstrauch findet sich zwar an gleichen Stellen, wie die Hundsrose, aber weit seltener und wird deshalb, und wegen der größern Güte seiner Früchte in vielen Gegenden in Gärten, und vorzüglich gern zu Hecken und Zäunen angepflanzt, wo er auch durch seine Stacheln nützlich wird. Die Hagebutten finden eine mehrfache Anwendung, indem man sie zu Mus oder Brei kocht, in Zucker einmacht, sie trocknet und zur Bereitung von Brühen und Suppen aufbewahrt, oder auf verschiedene Weise zu kühlenden und selbst heilkräftigen Getränken und zu Confituren benutzt. Allen diesen Benutzungen muß aber die Entleerung der Hagebutten von den Nüssen oder Früchtchen und von den diese umgebenden kleinen Borsten vorangehen. Man schneidet sie auf und entleert sie mittels kleiner Löffel oder dergl., wobei man wohlthut, Handschuhe anzuziehen, denn die Borstchen verursachen ein unerträgliches Jucken und selbst heftige Schmerzen und Entzündung, wenn sie in die zartere Haut, besonders in die, welche sich zwischen den Fingern befindet, einstechen. Um die bereits entleerten Hagebutten ganz und vollständig zu reinigen, wirft man sie in Gefäße mit Wasser und rührt sie darin umher, wodurch die Borstchen an die Oberfläche des Wassers aufsteigen, welches man abgießt und darauf die Hagebutten, in dünnen Schichten auf Löschpapier oder auf Horden ausgebreitet, entweder auf heißen Ofen oder an freier Luft trocknet. Bei den Rosenäpfeln, die unter allen Hagebuttensorten in ökonomischer und medicinischer Hinsicht am vorzüglichsten sind, muß man darauf achten, sie nicht zu weich werden zu lassen, weil dann sowol das Entleeren als auch das Befreien von den äußern Krautstacheln sehr schwer vorzunehmen ist. Gegen Spulwürmer oder Askariden im Darmkanale kleiner Kinder sind die unentleerten Hagebutten ein Volksmittel; die kleinen Borstchen wirken mechanisch auf die Würmer.

**Hagedorn** (Friedr. von), ein zu seiner Zeit sehr beliebter Dichter, welcher 1708 zu Hamburg geboren wurde, in Jena Rechtswissenschaften studirte, dann als Privatsecretair des dän. Gesandten nach London ging und endlich 1733 als Secretair des engl. Court, einer Handelsgesellschaft zu Hamburg, angestellt wurde. Diese Stelle gewährte ihm ein reichliches Einkommen und ließ ihm noch Muße zu schriftstellerischen Arbeiten. Im Genuß der Liebe und Verehrung seiner Zeitgenossen starb er 1754. Er hat das Verdienst, einer der Ersten gewesen zu sein, welche in die neuere deutsche Poesie eine Leichtigkeit, Gefälligkeit und Natürlichkeit brachten, die den Dichtern der vorhergehenden Periode abging. Im scherzhaften Liede und in der Erzählung von Fabeln hat er sich vorzüglich ausgezeichnet. Überdies ist seine Sprache rein und der Versbau seiner Gedichte untadelhaft. Nur an schlagendem Witz und an dem Schwunge höherer Begeisterung gebricht es ihm. Noch 1825 ist in Hamburg eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke in fünf Bänden erschienen.

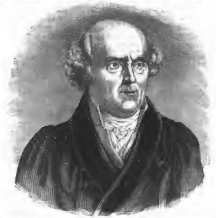
**Hagel, Schloßen, Graupel** bezeichnen dieselbe Naturerscheinung, daß Eiskörper statt des Regens vom Himmel fallen, und unterscheiden sich nur durch die Größe dieser Eiskörper. Die Hagelkörner oder Schloßen sind größer als die Graupeln. Im Innern derselben ist stets ein Schneekern, wogegen die äußere Hülle klares und durchsichtiges Eis ist. Die Ursache der Hagelbildung ist die, daß in höhern Regionen oberhalb der Erdoberfläche sich Regentropfen bilden, welche während des Falles durch kältere Regionen dringen, innerhalb deren sie zu Eis gefrieren. Die Hagelkörner und Graupeln sind daher in Wahrheit gefrorene Regentropfen, während der Schnee sich so bildet, daß die dunstförmig in der Luft enthaltenen Wassertheilchen sogleich in Gestalt äußerst feiner Eiskrystalle zusammenschießen; daher ist der Schnee flockig, während die Schloßen fest und hart sind. Die Größe dieser Eiskörper ist ungemein verschieden; am größten werden sie, wenn während des Falles mehre Hagelkörner sich vereinigen, aneinanderfrieren und auf diese Weise eine Art von Eisball bilden. Man hat Schloßen beobachtet, welche die Größe einer geballten Faust hatten und nicht selten solche von der Größe der Hühnereier. Ins Unglaubliche gehen Nachrichten, wie die, daß 1802 in Ungarn während eines Hagelwetters ein viereckiger Eisklumpen herabgefallen sei, welcher 3 F. lang, 3 F. breit und 2 F. hoch war und den acht Männer nicht aufzuheben vermochten. Nicht weniger merkwürdig ist es, daß man zuweilen Hagelkörner beobachtet hat, welche fremdartige Körper eingeschlossen enthielten, z. B. Spreu, Asche, Sand, Schwefelkies. Gewöhnlich hegt man die Meinung, der Hagel falle stets nur bei Tage, niemals des Nachts; allein eine Menge von Beispielen beweisen die Unrichtigkeit dieser Annahme. Die meisten Hagelwetter kommen in Deutschland im Frühjahre vor, die wenigsten im Winter, wo sie zu den Seltenheiten gehören, weil sie sich vermöge der atmosphärischen Bedingungen im Winter nur selten auszubilden vermögen. In manchen Gegenden ist der Hagel ungemein selten, in andern wiederum sehr häufig, welches größtentheils eine Folge der Lage solcher Orte ist. Man hat die Bemerkung gemacht, daß in Gebirgsgegenden, in denen die Kretins vorkommen und wo Kröpfe häufig sind, die Hagelwetter sehr selten sind. Flachen in der Nähe hoher Gebirge sind dem Hagel dagegen sehr ausgesetzt. Die Gegenden in der Nähe des Äquator kennen den Hagel fast gar nicht und auch im hohen Norden ist der Hagel, wenigstens der großkörnige, selten. Dem Ausbruche eines Hagelwetters geht häufig ein eigenthümliches Geräusch voraus, das theils eine Folge der aneinander schlagenden Hagelkörner, theils der jedes Hagelwetter begleitenden starken Luftströmungen sein mag. Die Hagel tritt gewöhnlich mit Gewittern auf und zwar oft mit sehr heftigen. Von andern Gewitterwolken unterscheiden sich die Hagelwolken durch große Dichte und eine eigenthümliche Färbung und Gestalt. Sie sind an den Rändern zerzaust und haben auf der Oberfläche gleichsam Auswüchse, wie wenn sie geschwollen wären. Das Hagelwetter selbst tritt gewöhnlich nach einem heftigen Donner mit dem Herabfallen sehr großer Regentropfen ein, denen bald Schloßen folgen, die in einzelnen, kurz anhaltenden Schauern fallen. Durch die dicken Wolken entsteht eine ungewöhnliche Dunkelheit; heftige Blitze werden von furchtbaren Donnerschlägen begleitet. Je stärker der Wind ist, mit desto größerer Gewalt fällt der Hagel herab. Wie gegen die Gewitter, so hat man auch gegen die Hagelwetter Ableiter angelegt und zwar auch eine Art von Blitzableitern, weil man der Meinung war, die Elektricität wäre wenigstens großentheils Ursache des Hagels. Da aber vielmehr die Elektricität, welche in den begleitenden Gewittern auftritt, die Folge der Reibung der Schloßen an der Luft ist, so bewirken jene Ableiter wol, daß der Blitz keinen Schaden anrichtet, verhindern aber nicht die Bildung des Hagels. Von wohlthätigern Folgen sind die **Hagelversicherungsanstalten** oder **Hagelassecuranzen** gewesen. Diese bestehen nämlich aus einer ungeschlossenen Gesellschaft von Grundbesitzern, welche untereinander übereingekommen sind, den einen oder einige von ihnen treffenden, durch Sachverständige taxirten Hagelschaden gemeinschaftlich zu tragen. Die jährlichen Beiträge richten sich bei diesen Gesellschaften nach der Größe des gesammten durch Hagelwetter auf den versicherten Grundstücken angerichteten Schadens, und dieselben werden nach der verhältnißmäßigen Größe jener Grundstücke vertheilt. Der Beschädigte erhält nach Taxe Entschädigung in Geld. Eine andere Art von Hagelassecuranzen sind die, bei denen einige Capitalisten die Entschädigungen gegen Einzahlung eines gewissen jährlichen Beitrags, der sich nur nach der Größe und Beschaffenheit des zu versichernden Grundstücks richtet, übernehmen. Die erste Hagelassecuranz wurde 1797 zu Neu-Strelitz errichtet. Seit dieser Zeit haben sich noch viele andere, z. B. in Hamburg, Leipzig, Halberstadt, Berlin und an andern Orten gebildet.

**Hagestolz** nennt man einen Mann, welcher keine Frau nimmt, obschon er im Stande wäre, eine Familie zu ernähren. Da der Grund und die Folge solches unverheiratheten Lebens sehr oft Sittenlosigkeit ist und es dem Staate daran liegen muß, daß seine Bürger eine kräftige und zahlreiche Nachkommenschaft hinterlassen, so sind die Hagestolze nicht allein in der Volksmeinung von jeher misachtet, sondern auch zum Theil von den Gesetzen verfolgt worden. Bei den Spartanern waren die Hagestolze Gegenstände der heftigsten Verachtung, und auch die röm. Gesetze setzten sie gegen andere Bürger des Staats, namentlich in Bezug auf

Digitized by Google

Erbfähigkeit, in Nachtheil. Auch in einigen deutschen Ländern gab es Gesetze gegen die muthwilligen Ehelosen.

**Hahnemann** (Samuel Christian Friedr.), Doctor der Medicin und herzogl. anhalt-köthenscher Hofrath, bekannt als Urheber eines neuen Heilsystems, welches sehr viele Gegner, aber auch weitverbreitete Freunde und Bekenner gefunden hat, der Sohn eines Porzellanmalers zu Meißen, geb. ebendaselbst am 10. Apr. 1755, erhielt eine sorgfältige Erziehung und die erste gelehrte Schulbildung auf der Fürstenschule zu St.-Afra, studirte trotz seiner drückenden äußern Verhältnisse zuerst auf der Universität zu Leipzig und später in Wien Medicin. Hier wurde er dem Statthalter von



Siebenbürgen, dem Baron von Brückenthal, oerannt, oer ihn zu seinem Hausarzt, Bibliothekar und Ordner seines Münzcabinets erwählte und mit nach Hermannstadt nahm, wo sich ihm mannichfache Gelegenheit zur ärztlichen Praxis darbot. Indeß kehrte er schon nach einigen Jahren nach Deutschland zurück, ging zunächst nach Erlangen, besuchte dort noch ein Jahr lang medicinische Vorlesungen, erwarb sich ebendaselbst 1779 die medicinische Doctorwürde und prakticirte darauf als Arzt zuerst im Mansfeldischen, dann in Dessau. Nach einiger Zeit übernahm er zwar das Physikat zu Gommern bei Magdeburg, gab aber aus Mismuth über die Unzuverlässigkeit der Heilkunde die ärztliche Praxis fast ganz auf und widmete sich von nun an vorzugsweise chemischen Studien und schriftstellerischen Arbeiten, bis er später in Leipzig bei Übersetzung eines von dem Engländer Cullen herausgegebenen Werks über Arzneimittellehre auf sein unter dem Namen Homöopathie (s. d.) allgemein bekannt gewordenes System der Heilkunde kam. Im Vertrauen auf die wichtigen Entdeckungen, welche er gemacht zu haben glaubte, entschloß er sich wieder zur ärztlichen Praxis und übte diese seinen neuen Ansichten gemäß zuerst in dem Heilinstitute für Wahnsinnige zu Georgenthal, später zu Braunschweig, Königslutter, Hamburg, nach seiner Rückkehr nach Sachsen aber zu Eilenburg und Torgau. Von Leipzig, wohin er sich von Torgau aus gewendet hatte, vertrieb ihn ein Rescript der sächs. Regierung, welches ihm die Verabreichung selbstbereiteter Arzneien verbot, insofern als ihm seiner Ansicht nach dadurch die Ausübung seiner neuen Heilmethode unmöglich gemacht wurde, und so nahm er denn bereitwillig einen Ruf des Herzogs Ferdinand zu Anhalt-Köthen an, der ihn zum Hofrath und Leibarzt ernannte, und ging im Sommer 1821 nach Köthen, wo er Einheimische und Auswärtige ohne fernere Behinderung homöopathisch behandelte und im Jahre 1829 sein Doctorjubiläum feierte, dem seine Schüler eine Denkmünze geweiht haben. Vielfach gepriesen, geschmäht und befehdet hat er aber endlich in hohem Alter sein deutsches Vaterland ganz verlassen und lebt gegenwärtig zu Paris, wo er durch eine besondere Ordonnanz des Königs zur ärztlichen Praxis berechtigt worden ist. Von den zahlreichen größern und kleinern Schriften, die er im Verlaufe seines vielbewegten Lebens geschrieben, sind, um sein neues System der Heilkunde kennen zu lernen, die wichtigsten sein „Organon der Heilkunst", welches zuerst 1810 erschien; seine „Reine Arzneimittellehre" und seine „Chronischen Krankheiten".

**Hahnenfuss** oder Ranunkel, von dem lat. Namen ranunculus, ist eine Pflanzengattung, welche in verschiedenen Arten, die sich durch ihre gelbe Blüte kenntlich machen, wild wächst. Sie enthält eine Schärfe, welche nach dem Genuß giftige Wirkungen, Magen- und Darmentzündung bewirkt. Als Gegengift genieße man in bedeutender Menge laues Wasser und Öl. Bringt man ihn zerquetscht auf die Haut, so entstehen Blasen und oft schwer heilbare, tiefgehende Geschwüre. Da diese Schärfe flüchtiger Natur ist, so verschwinden die giftigen Eigenschaften des Hahnenfußes nach dem Trocknen. Auch dem Vieh ist der grüne Hahnenfuß, besonders die Samenbehälter, schädlich. Der asiat. Hahnenfuß, vorzugsweise Ranunkel genannt, wird bei uns wegen seiner in den verschiedensten Farben prangenden Blüten in Gärten gezogen. Die schönsten Arten kommen aus Holland. Er hat als Wurzel kleine längliche Knollen, Pfoten oder Krallen genannt, durch die man ihn fortpflanzt.

**Hahnengefechte** waren schon bei den Griechen und Römern eine Volksbelustigung und dienen noch jetzt in den Niederlanden und Italien, vorzüglich aber in England, zu einem Vergnügen, an welchem besonders der gemeine Haufe den lebhaftesten Antheil nimmt. Die Wettlust der Engländer findet in diesen Kämpfen Gelegenheit, sich zu zeigen. Die Streitlust der Hähne ist bekannt, um aber ihre Kampfbegierde und ihre Streitbarkeit zu erhöhen, gibt man den sorgfältig ausgewählten Hähnen eine eigne Erziehung und Vorbereitung. Man sieht vorzüglich darauf, daß die Beine der Hähne stark und mit langen, scharfen, nach innen gekehrten Sporen versehen sind; man verschneidet ihnen den Kamm, die Federn am Halse, den Schwanz, und spitzt die Federn an den Flügeln, damit sie nebst den Sporen zur Verletzung des Gegners dienen. Zuweilen werden ihnen auch noch scharfe und lange eiserne Sporen zum Gefecht angeschnallt. Jeder Kampfhahn wird abgesondert aufgefüttert und erhält einige Tage vor dem Kampfspiel in starkes Bier getauchtes Brot zu fressen. Hogarth, der berühmte engl. Sittenmaler, hat ein Hahnengefecht dargestellt, welches in nachstehender Abbildung wiedergegeben ist und das nicht allein

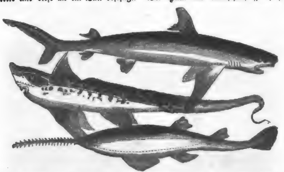
zed by Google

die Hähne in ihrem kampfgerechten Zustande zeigt, sondern überdies reich an witzigen und beißenden Anspielungen auf alle Leidenschaften des gemeinen Haufens ist, welche bei solcher Gelegenheit zum Vorschein kommen. Es wird gewettet, gestohlen, geschimpft, geschrieen, geprügelt und auch an Betrunkenen fehlt es nicht. Hogarth's Witz erstreckt sich noch über das Bild hinaus, denn der Schatten, welcher auf den Kampfplatz fällt, gehört einem Korbe an, der an die Decke hinaufgezogen und in welchem ein Mann sitzt, weil er gewettet, ohne seine Wette bezahlen zu können, eine ehemals beim Hahnenkampfe übliche Strafe. Man erräth aus dem Schatten, daß der Verurtheilte seine Uhr herabhält, um sich mit derselben aus seiner Gefangenschaft zu lösen.

**Hai** ist der Name einer Gattung Seefische, zu welcher die gefräßigsten und größten Raubfische gehören. Sie bringen theils lebendige Junge auf die Welt, theils legen sie Eier, welche fadenförmige Fortsätze haben, mit denen sie sich anschlingen. Der Körper dieser Fische ist walzenförmig; an der Seite haben sie 5—7 Kiemenöffnungen, und ihr weiter Rachen, dessen Oberkiefer über den Unterkiefer vorsteht, ist mit einer großen Anzahl spitzer Zähne versehen. Einige Arten haben Spritzlöcher hinter den Augen, durch welche sie das eingesogene Wasser wieder entfernen. Sie fressen alle todten und lebendigen Thierkörper, deren sie im Meere habhaft werden können. Der gefährlichste Hai ist der Menschenfresser, welcher sich in allen Meeren um Europa findet. Nur in der Ostsee findet man ihn selten. Er ist der oberste der umstehend abgebildeten Haifische. Zuweilen erlangt derselbe eine Länge von 30 F., einen Umfang von 10 F. und ein Gewicht von mehr als 3000 Pf. Er pflegt, zuweilen in Scharen, die Schiffe zu verfolgen, um Alles zu verschlingen, was über Bord geworfen wird. Besonders folgt er den Sklavenschiffen, weil auf diesen viele der unglücklichen Schwarzen sterben und dann ins Meer geworfen werden. Seine runzliche oder vielmehr gekörnte Haut ist oben graubraun, unten weiß. In seinem Rachen hat er mehre Reihen zwei Zoll langer, sehr scharfer und zum Theil

Digitized by Google

beweglicher Zähne. Man fängt die Haifische mit riesigen Angeln, indem man mittels eines großen Angelhakens ein Stück Fleisch an eine Kette und diese an ein Tau befestigt. Nicht allein ist ihr Fleisch genießbar, sondern sie enthalten auch eine Leber, die zuweilen drei Tonnen Thran gibt. Die Haut des Menschenfressers, sowie anderer Arten des



Hais, kommt, gewöhnlich unter dem Namen Fischhaut oder Seehundshaut, in den Handel und wird zum Abreiben und Poliren des Holzes, wie zu verschiedenen Täschner- und Futteralarbeiten benutzt. Auch die Fischmagen, welche in China als Leckerbissen verzehrt werden und mit denen daher in dieses Land ein starker Handel getrieben wird, kommen größtentheils von Haifischen. Von sehr auffallender Gestalt ist der Hammerhaifisch. Während nämlich sein Leib mit dem der andern Haifische ganz übereinstimmt, breitet sich sein Kopf zu beiden Seiten zur Gestalt eines unförmlichen Hammers aus. Von demselben ist im Artikel Fische eine Abbildung gegeben worden. An den beiden Enden des hammerförmigen Kopfs stehen die Augen, und unten in der Mitte liegt der Rachen. Der Hammerhai ist ebenfalls sehr gefräßig, findet sich fast in allen Meeren und wird gegen 500 Pfd. schwer. Nicht weniger merkwürdig ist der ebenfalls zum Geschlecht der Haifische gehörige Sägefisch, dessen Schnauze sich schwertförmig verlängert und auf beiden Seiten mit spitzen Knochenstacheln bewaffnet ist, sodaß sie eine Art Säge bildet. Er ist mit dieser oft 4 F. langen Waffe ein gefährlicher Feind des Walfisches, dem er geschickt den Bauch aufzureißen versteht. Der in der Mitte abgebildete Meerengel zeichnet sich durch breite Brustflossen aus und richtet sich im Wässer häufig mit dem Oberkörper empor, wodurch er vielleicht Veranlassung zu den Sagen von Meermenschen gegeben hat.

**Haiti**, eine der vier großen Antillen, liegt unterm 18° bis 20° nördl. Breite zwischen dem atlant. Oceane und dem Antillenmeere, und ward am 5. Dec. 1492 von Christoph Colombo entdeckt, der diese Insel, die erste größere, welche ihm zu Gesichte kam, Española oder Hispaniola nannte. Einige Jahre später gründeten die Spanier im südl. Theile die Stadt San-Domingo, ein Name, welcher seitdem zur Bezeichnung der ganzen Insel gebraucht wurde, bis nach der Unabhängigkeitserklärung die ursprüngliche Benennung H. wieder zu Ehren kam. Die Spanier, welche, von Golddurst und Glaubensfanatismus getrieben, sich überall in den neuentdeckten Ländern die größten Grausamkeiten zu Schulden kommen ließen, verübten auch auf Hispaniola Greuel aller Art gegen die Urbewohner der Insel, die Karaiben, und wütheten dermaßen, daß dieselbe binnen Kurzem in eine menschenleere Wüste umgewandelt war. Es fehlte an den nöthigen Händen zur Betreibung des Berg- und Ackerbaus, und es wurden daher afrik. Sklaven eingeführt, die sich rasch vermehrten. Als aber die Bergwerke von Mexico und Peru eine reichere Ausbeute zu geben anfingen, ward St.-Domingo dergestalt vernachlässigt, daß es jenen Freibeutern — den Boucanieren (s. Flibustier) — gelang, sich auf der Westküste festzusetzen. Frankreich begünstigte dieselben und brachte es endlich dahin, daß ihm 1697 der westl. Theil der Insel, etwa ein Drittel des Flächeninhalts, abgetreten wurde. Die franz. Colonie, welche anfangs unter dem Einflusse einer bevorrechteten Gesellschaft stand, blühte bald, nachdem der Handel frei geworden war, so herrlich auf, daß sie allein mehr Producte in den Handel brachte, als das ganze übrige span. Westindien, und 1795 trat Spanien im baseler Frieden auch den östl. Theil der Insel an Frankreich ab.

Bald nach dem Ausbruche der franz. Revolution gewannen die Dinge auf H. eine ganz neue Gestalt. Schon 1791 zeigten sich Spuren von Widerstand gegen die übermüthigen Pflanzer und die Unzufriedenheit ward noch vermehrt, als der Nationalconvent, der im Mai 1792 den Mulatten größere Rechte eingeräumt hatte, diese auf Vorstellung der Weißen noch in demselben Jahre wieder zurücknahm. Und doch standen die Mulatten zum großen Theile jenen weder an Thätigkeit noch an geistiger Ausbildung nach. Daher steigerte sich die Erbitterung bald so, daß Neger und Mulatten sich vereinigten und den Kampf gegen Frankreich und die Weißen begannen, der mit der völligen Unabhängigkeit der Insel endigte. Schon 1793 nahmen die Insurgenten die Stadt Cap Français und führten den Krieg mit günstigem Erfolge fort. Der Nationalconvent sah sich gezwungen, 1794 sämmtliche Neger in den franz. Colonien für frei zu erklären. Damit aber waren wieder die weißen Pflanzer nicht zufrieden, von denen viele der franz. Republik den Gehorsam aufkündigten und für die royalistische Sache das Schwert zogen. Neue Unruhen und neues Blutvergießen war die

Digitized by Google

Folge. Während dieser Verwirrung gelang es dem Neger Toussaint l'Ouverture, große Gewalt zu erlangen; er bestätigte die Abschaffung der Sklaverei, machte eine Verfassung bekannt, ernannte sich auf Lebenszeit zum Statthalter der Insel und vermehrte die Streitkräfte seiner Partei. Damals sandte der erste Consul Bonaparte den General Leclerc mit 25,000 M. nach S.-Domingo, um dasselbe wieder zu unterwerfen. Toussaint l'Ouverture, wirksam unterstützt von Pétion, Dessalines und Henri Christoph, leistete längere Zeit glücklichen Widerstand, bis er, durch Verrath gestürzt, nach Frankreich abgeführt ward, wo er 1803 starb. Vielleicht wäre es den Franzosen, wären sie mild und verständig zu Werke gegangen, immer noch möglich gewesen, S.-Domingo wieder zu unterwerfen; allein die Pflanzerpartei drang auf Wiederherstellung der Sklaverei, die nicht mehr möglich war. Die franz. Truppen mußten sich 1803 in Cap Français an die Engländer ergeben. Am Neujahrstage 1804 erklärten dann die versammelten Volksvertreter der Neger und Mulatten ihre Unabhängigkeit vom Mutterlande. Während des Krieges hatte sich Jakob Dessalines, ein Neger, durch stürmische Tapferkeit und glühenden Haß gegen die Weißen hervorgethan; ihn riefen im Oct. 1804 die Haitier als Jakob I. zum Kaiser aus. Doch misbrauchte er seine Gewalt so tyrannisch, daß man seiner bald überdrüssig wurde; durch eine von Pétion angezettelte Verschwörung verlor er im Oct. 1806 sein Leben. Nun ward die Leitung einem andern Neger, Henri Christoph, übertragen, der 1767 als Sklave auf Grenada, einer der kleinen Antillen, geboren war, schon früh Kriegsdienste genommen, sich im nordamerik. Unabhängigkeitskriege ausgezeichnet und den Grad eines Obersten erworben hatte. Dieser kräftige Mann befand sich seit 1790 auf S.-Domingo und war, wie auch früher in Nordamerika, einer der eifrigsten Vertheidiger der Freiheit gewesen. Zwar lenkte er muthig und gewandt das Ruder des jungen Staats, vermochte aber nicht die Entstehung eines neuen Bürgerkriegs zu verhindern. Schon 1806 hatte sich im Süden die Republik H. gebildet, an deren Spitze Pétion stand. Im nördl. Theile wurde Christoph im März 1811 als Heinrich I. zum erblichen Könige ausgerufen. Er fuhr fort, mit Kraft und Klugheit zu herrschen, beleidigte aber die nicht schwache republikanisch gesinnte Partei, besonders dadurch, daß er große Schätze sammelte, sich mit monarchischem Pompe umgab, einen Hofstaat einrichtete, der dem des Kaisers Napoleon nachgeahmt war und einen Orden, des heiligen Heinrich, stiftete. Das von ihm bekannt gemachte Gesetzbuch enthielt sehr gute und zweckmäßige Bestimmungen. Die misvergnügten Mulatten verschworen sich gegen ihn und lieferten seine Flotte an Pétion aus. Es entstand zwischen beiden Staaten ein Krieg, der länger gedauert haben würde, hätte nicht von Frankreich her wieder Gefahr gedroht. Als 1813 Pétion starb, machte Christoph den Versuch, die Republik mit seinem Königreiche zu vereinigen, allein die Bürger derselben betrachteten ihn als einen blutdürstigen Tyrannen, wählten Pierre Boyer zu ihrem Präsidenten und blieben selbständig. Christoph, durch das Mislingen seiner Plane erbittert, überall Ränke und Verrath ahnend, wurde immer härter und erregte endlich durch Grausamkeiten so allgemeinen Unwillen, daß seine vielen vortrefflichen Eigenschaften ganz in den Hintergrund traten. Als er sich 1820 gegen einen geachteten Obersten Ungerechtigkeiten zu Schulden kommen ließ, empörten sich die Truppen am 7. Oct.; der König schickte seine Leibwache gegen sie aus; auch diese ward ihm, dem krank zu Sanssouci Daniederliegenden, abtrünnig. Es war Alles für ihn verloren und in Verzweiflung erschoß er sich am 8. Oct. 1820. Zehn Tage später wurden der Kronprinz und mehre Minister ermordet und die Unruhen dauerten fort, bis der Präsident Boyer mit einem starken Heere einrückte, nachdem die meisten Soldaten Christoph's sich ihm angeschlossen hatten, die Ruhe herstellte und schon im Nov. das bisherige Königreich mit der Republik vereinigte. Bald nachher gelang es ihm, auch den seit 1808 wieder von den Spaniern innegehaltenen östl. Antheil der Insel seinem Staate einzuverleiben. In demselben hatte nämlich eine Partei den Plan gefaßt, sich der Republik Colombia anzuschließen, was Boyer den Interessen seines Landes zuwider hielt. Er rückte also auch gegen diese Partei mit bewaffneter Macht aus und hielt als Sieger im Febr. 1822 seinen Einzug in die Stadt S.-Domingo. Solchergestalt war nun ganz H. zu Einem Staate vereinigt, den später hin Frankreich im Apr. 1825 gegen eine Entschädigung von 150 Mill. Francs für die vertriebenen Pflanzer und einige Handelsvortheile, als unabhängig und selbständig anerkannte.

Die Verfassung der Republik H. ist vom 2. Juni 1816. Ihr zufolge steht an der Spitze des Staats ein Präsident auf Lebenszeit, jetzt Pierre Boyer, ein Mulatte, geb. 1785, ein kräftiger, einsichtsvoller Mann; er erhält jährlich 75,000 Gldn. Besoldung. Sitz der Regierung ist Port au Prince; hier versammeln sich Senat und Repräsentanten, welche das Volk vertreten und jährlich vom 1. April an auf drei Monate lang Sitzungen halten. Der Präsident darf seinen Nachfolger dem Senate vorschlagen, doch kann dieser denselben verwerfen; jeder Cultus ist erlaubt, die katholische Kirche aber die des Staats; es herrscht Preßfreiheit; über Vergehen richten Geschworene; dem Gesetzbuche liegt der Code Napoleon zum Grunde. Die Einkünfte der Republik betragen etwa 15, die Schulden 150 Mill. Francs, die Armee, ohne Nationalgarden, 45,000 M. So sehen wir denn auf H. einen wohlgeordneten Staat von Negern und Mulatten, einer Menschenrace, welcher man eine Zeit lang jede Fähigkeit, eine Civilisation höhern Grades erringen zu können, beharrlich abgesprochen hat.

Die Insel H. hat mit einigen zu ihr gehörenden kleinen Inseln 1385 □M. Flächeninhalt und gewiß 900,000 Einw., sämmtlich, mit Ausnahme von etwa 30,000 Weißen, Neger und Mulatten. Im östl. Theile der Insel, die von mehren zum Theil schiffbaren Strömen bewässert wird, erhebt sich das 6—8000 F. hohe goldreiche Cibaogebirge; sonst ist überall anmuthiges Hügelland mit fruchtbaren Thalebenen. Das Klima ist im Innern mild und gesund, dagegen an den Küsten Europäern sehr gefährlich. Orkane sind selten heftig; Erdbeben kommen häufiger vor. Ein Hauptreichthum der Insel besteht in den dichten Wäldern von Cedern, Eichen, Färbeholz, Mahagoni u. s. w. Besonders Mahagoni bildet einen wichtigen Ausfuhrartikel. Es gedeihen hier alle tropischen Producte; stark gebaut werden Baumwolle, Zucker, Kaffee und Cacao. Von Metallen sind besonders



Digitized by Google

Gold, Silber, Kupfer und Eisen vorhanden, doch ist der Bergbau unbedeutend, während der Ackerbau von Jahr zu Jahr sich hebt. H. zerfällt in administrativer Hinsicht in sechs Departements: West, Süd, Artibonite, Nord, Südost, Nordost; Hauptstadt ist Port au Prince, im Westen, mit einem guten Hafen, ungesundem Klima, 30,000 Einw., mehren gelehrten Anstalten und Zeitungen. Les Cayes im S. ist als Handelsstadt, im N. Cap Haitien (früher Cap Français) mit 10,000 Einw. als die schönste Stadt der Insel zu bemerken. In der Nähe liegen Sanssouci, ein von Christoph erbautes Schloß und die Citadelle Henri auf einem Berge, wo dieser König einen Schatz von 10 Mill. Francs aufbewahrte. S.=Domingo, die älteste Stadt der Insel, war Sitz des span. Statthalters, ist gut gebaut und hat 10,000 Einw. In der Kathedrale ruhten bis 1796 die Gebeine des Colombo (s. d.).

**Halbmond** (der) wird von den Türken als Verzierung überall, wo es thunlich ist, angebracht, weil sie in demselben das sinnbildliche Zeichen der immer im Wachsen begriffenen Macht der türk. Herrschaft erblicken. Mit Unrecht hat man ihn jedoch für das Wappen des türk. Staats angesehen. Er ist den Türken ungefähr Dasselbe, was den Christen als Abzeichen das Kreuz ist. Der türk. Sultan Selim III. überschickte dem engl. Admiral Nelson nach dessen glorreichem Siege bei Abukir (1799) einen kostbaren, mit Diamanten besetzten Halbmond. Dieser trug ihn und nannte sich Ritter des halben Mondes, wodurch der Sultan bewogen wurde, 1801 wirklich einen Orden des Halbmondes zu stiften. Derselbe wird aber nur an ausgezeichnete Ausländer nichtmohammedanischer Religion vergeben, weil den Mohammedanern durch eine Stelle des Korans das Tragen derartiger äußerer Ehrenzeichen verboten ist.

**Haleb** oder Aleppo ist die Hauptstadt des gleichnamigen Paschalik in der türk. Provinz Syrien in Asien. Das Paschalik hat auf 461 □M. etwa 500,000 Einw., wird vom Orontes, der jetzt Aasi oder Al Maklub heißt, durchströmt und ist ein vom Gebirge Libanon durchzogenes Hochland. Die Stadt H., am Flusse Koik, zeichnet sich vor allen türk. Städten durch Reinlichkeit und Freundlichkeit aus. Sie liegt in einer schönen und fruchtbaren Ebene, hat drei deutsche M. im Umfange, über 100,000 Einw., 100 Moscheen und vier christliche Kirchen. Der von den Abendländern (Franken genannt) bewohnte Stadttheil zeichnet sich vortheilhaft aus. Das älteste, schon von des röm. Kaisers Konstantin Mutter angelegte und 1218 wiederhergestellte Bauwerk sind die Wasserleitungen zu H. In der Mitte

der Stadt, auf einem Hügel, liegt das Schloß. Es residirt in H. ein Pascha von drei Roßschweifen, auch ist dasselbe der Sitz eines griech. Patriarchen, eines armen. Bischofs und eines maronitischen und jakobitischen Kirchenvorstehers. Wichtig ist H. vorzüglich als Handelsstadt, denn aus allen Theilen des Morgenlandes kommen Karavanen mit reichen Waaren hierher, welche von hier nach den Häfen des mittelländ. Meeres gehen. In den Jahren 1822 und 1823 hat H. ungemein durch Erdbeben gelitten, bei denen 8000 Menschen, nach andern Nachrichten sogar zwei Drittheile der gesammten Einwohnerzahl, umgekommen sein sollen.

**Hall** ist der Name mehrer Ortschaften, in denen sich Salzwerke befinden. Am bedeutendsten ist schwäb. Hall, eine Stadt im würtemberg. Jaxtkreise, die Hauptstadt eines Oberamts, am Kocher, mit 6700 Einw. Ehemals war es eine freie Reichsstadt, bis es 1802 an Würtemberg kam. Hier sind zuerst die nach ihr benannten Häller oder Heller geschlagen worden. Unter den sieben Kirchen der Stadt zeichnet sich die Michaeliskirche aus. Die Saline zu schwäb. H. liefert jährlich 95,000 Centner Salz. — Im innsbrucker Kreise in Tirol, am Inn, liegt die Stadt Hall mit 5000 Einw., welche ebenfalls sehr bedeutende Salzwerke hat.

**Halle**, wegen Ähnlichkeit des Namens mit mehren andern Städten H. in Sachsen, an der Saale oder im Magdeburgischen genannt, ist eine Kreisstadt im Regierungsbezirk Merseburg der preuß. Provinz Sachsen, am rechten Ufer der Saale mit etwa 25,000 Einw. Es besitzt

eigentlich aus drei Städten: Halle, Glaucha und Neumarkt, und ist berühmt durch seine alte Universität, durch die Francke'schen Stiftungen (s. Francke) und durch seine ergiebigen Salzwerke. Die letztern haben der Stadt jedenfalls den Namen gegeben, wie man schon daraus sieht, daß auch die andern ähnlich benannten Städte, wie Hall (s. d.) und Hallein sämmtlich Salzwerke haben. H. ist schlecht gebaut und in Folge der allgemein eingeführten Heizung mit Braunkohlen schmuzig, aber einzelne Gebäude zeichnen sich durch alterthümlich schöne Bauart aus. Als solche sind die Marienkirche, der in der Nähe derselben auf dem Marktplatz stehende rothe Thurm, der Dom, die Ulrichskirche, die Moritzkirche und das Rathhaus zu nennen. Die Moritzburg steht nur noch in Ruinen da, seit sie im dreißigjährigen Kriege zerstört worden ist. Ein erst vor wenigen Jahren vollendetes schönes Gebäude ist das auf einer kleinen Anhöhe liegende Universitätsgebäude. Die Salzwerke in H. gehören theils der Regierung, theils einer Privatgesellschaft, Pfännerschaft genannt. Die letztere besitzt zwei große Siedehäuser, welche in der Stadt auf einem ziemlich großen Platze, die Halle genannt, liegen, während die kön. Saline außerhalb der Stadt liegt. Die Salinen liefern jährlich 462,000 Scheffel Salz und könnten noch beiweitem mehr geben; sie sind die ergiebigsten in ganz Deutschland. In ihnen arbeiten die Halloren, ein eigenthümlicher wendischer Menschenschlag, die sich durch Gesichtsbildung, Sitten und Kleidung merkwürdig auszeichnen und noch im Besitz einiger Privilegien sind, welche aber früher viel weiter ausgedehnt waren, sodaß sie sogar ehemals eigne Gerichtsbarkeit hatten. Außer mit der Salzbereitung beschäftigen sich die Halloren vorzüglich mit Vogelfang und Fischfang und sind als ausgezeichnete Schwimmer berühmt. Viele gehen als Schwimmlehrer in auswärtige Orte. Die Universität zu H. wurde von Friedrich I., König von Preußen, 1694 gestiftet, wozu die nächste Veranlassung die Auswanderung des berühmten Rechtsgelehrten Thomasius aus Leipzig war. Durch die berühmten Männer, welche an dieser Universität die Wissenschaften lehrten, erlangte dieselbe eine hohe Berühmtheit. Durch Napoleon wurde sie aber 1806 aufgehoben, unter der westfäl. Regierung zwar wiederhergestellt, 1813 aber zum zweiten Male von Napoleon aufgelöst. Als aber bald nachher mit dem Ende der franz. Herrschaft H. an Preußen zurückfiel, wurde die Universität nochmals wiederhergestellt und 1815 mit ihr noch die im Kriege auseinandergegangene wittenberger Universität vereinigt und ihr der Name „Vereinigte Friedrichsuniversität Halle-Wittenberg" ertheilt. Mit der Universität stehen viele wissenschaftliche Bildungsanstalten in Verbindung. — H. ist ein sehr alter Ort, denn schon zu Anfange des 9. Jahrh. wird seiner Erwähnung gethan, und 981 bekam er von Kaiser Otto II. Stadtrechte. Im westfäl. Frieden kam H. an Preußen, von dem es nur während der kurzen Dauer des Königreichs Westfalen, 1806—13, getrennt wurde. Der einst blühende Wohlstand der Stadt ist durch den dreißigjährigen und siebenjährigen Krieg vernichtet worden. Gegenwärtig ist die Stärkefabrikation der blühendste Erwerbszweig. — Halle oder gewöhnlicher Hallein heißt auch eine Stadt in Salzburg an der Salza, mit 5000 Einw. und sehr bedeutenden Salzwerken, welche jährlich gegen 450,000 Ctr. Salz liefern. Ansehnliche Erwerbsquellen sind auch eine bedeutende Baumwollen- und eine große Stecknadelfabrik.

**Hallelúja**, ein hebr. Wort, welches „Lobet den Herrn" bedeutet und in den Psalmen häufig vorkommt, seines feierlichen Klanges wegen aber in den Übersetzungen beibehalten und auch in den Kirchengesang aufgenommen worden ist. Da man es als einen Ausdruck der religiösen Freude ansah, so wurde es seit dem 15. Jahrh. in der abendländ. Kirche während der Fastenzeit im Kirchengesange weggelassen und erst am Feste der Auferstehung wieder angestimmt. — Das große Halleluja nennen die Juden den 113.—117. Psalm, in denen die besondern Wohlthaten Gottes gegen das jüdische Volk gepriesen werden. Sie singen dasselbe am Passah- und Laubhüttenfeste in den Synagogen. Durch Weglassung einiger Stellen in den genannten Psalmen entsteht das kleine Halleluja. — Da der Kuckuksklee oder Buchampfer um die Osterzeit zu blühen pflegt, so hat man diesen in manchen Gegenden Halleluja genannt.

**Haller** (Albrecht von), welcher der Große zubenannt worden, ist ein als Dichter und Gelehrter ausgezeichneter und um die Wissenschaften in mehr als einer Beziehung hochverdienter Mann. Er wurde 1708 zu Bern im Schoos einer altpatrizischen Familie geboren, zeichnete sich schon in seiner Jugend durch ungemeine Lernbegierde aus und besuchte erst die Universität Tübingen, dann Leyden, wo er von dem berühmten Boerhaave in den medicinischen Wissenschaften unterrichtet wurde. Nachdem er 1726 Doctor der Medicin geworden, machte er eine Reise nach London und Paris und trat mit den ausgezeichnetsten Ärzten in persönlichen Umgang. Nach der Schweiz zurückgekehrt, studirte H. zu Basel unter des berühmten Mathematikers Joh. Bernouilli Leitung die höhere Mathematik, unternahm zur Kräftigung seiner Gesundheit eine Alpenreise, auf welcher er Pflanzen sammelte, und hielt Vorlesungen über Anatomie. Eine ausgezeichnete Beschreibung der Schweizerpflanzen und ein berühmtes Lehrgedicht: „Die Alpen" waren die Frucht der erwähnten Alpenreise. Nachdem sich H. 1729 in seiner Vaterstadt als praktischer Arzt niedergelassen hatte, kam er bald durch seine Gelehrsamkeit und die öffentlichen Vorlesungen, welche er über Anatomie hielt, in Ruf; doch waren ihm die von ihm 1732 herausgegebenen „Schweizerischen Gedichte" in Bezug auf eine öffentliche Anstellung mehr nachtheilig als förderlich. Er nahm daher 1736 einen Ruf an die neugestiftete Universität in Göttingen zum Professor der Anatomie und Botanik an. Hier blieb er 17 Jahre und arbeitete mit ungemeinem Fleiß und seltenem Scharfsinn eine große Anzahl botanischer, anatomischer und physiologischer Werke aus, die seinen Ruhm über die ganze gebildete Welt ausbreiteten und zur Folge hatten, daß gelehrte Gesellschaften und Fürsten in Anerkennung seiner Verdienste wetteiferten. Kaiser Franz I. erhob ihn mit seiner Nachkommenschaft 1749 in den Reichsadelstand, der König von England und Hanover ernannte ihn zum Staatsrath, in seiner Vaterstadt Bern nahm man ihn in den großen Rath als Mitglied auf. Noch erwarb sich H. in Göttingen besondere Verdienste durch thätigen Antheil an der Stiftung (1751) der dortigen kön. Gesellschaft der Wissenschaften, zu deren immerwährendem Präsidenten er ernannt wurde. Bei



Digitized by Google

den hohen Ehren, die H. genoß, machte ihm in Göttingen doch auch die Misgunst unangenehme Stunden, und dies war der Grund, daß er 1753 seine Entlassung nahm und nach Bern zurückkehrte, wo man ihn zum Amman erwählte. Als solcher wirkte er höchst segensreich und war zugleich als Schriftsteller noch ebenso thätig, wie früher. Umgeben von einer zahlreichen Familie starb H. gegen Ende des Jahres 1777. — Sein Sohn Gottlieb Emanuel von H. trat als Geschichtschreiber auf; berühmter aber wurde der Enkel Karl Ludw. von H., geb. zu Bern 1768. Derselbe hat im Interesse des Aristokratismus und Katholicismus mit Geist und Scharfsinn eine „Restauration (Wiederherstellung) der Staatswissenschaften" geschrieben, und ist, nicht zu seinem Vortheil, auch dadurch bekannt geworden, daß er von der reformirten zur katholischen Kirche übergetreten ist, diesen Schritt aber noch geraume Zeit geheim gehalten, und als Mitglied des Raths zu Bern sogar noch den Amtseid, für Aufrechthaltung der protestantischen Lehre wachen zu wollen, geschworen hat. Er hielt sich nach dem 1821 erfolgten öffentlichen Bekenntnisse seines Übertritts abwechselnd in Paris und Solothurn auf und ist in der letzten Stadt 1834 in den kleinen Rath aufgenommen worden.

**Halley** (Edmund), ein berühmter engl. Naturforscher, geb. bei London 1656, zeichnete sich früh durch mathematische Kenntnisse aus und wurde schon 1676 von der engl. Regierung zu einer wissenschaftlichen Sendung nach der Insel St.-Helena gebraucht, in deren Folge er ein genaues Verzeichniß der von ihm beobachteten Sterne der südl. Halbkugel herausgab und damit seinen Ruf begründete.

Als Secretair der kön. Gesellschaft der Wissenschaften zu London machte er verschiedene Reisen nach Deutschland, Frankreich und Italien in wissenschaftlichen Zwecken und eine Seereise von 1698—1702, worauf er Professor zu Orford und 1720 kön. Astronom bei der Sternwarte zu Greenwich wurde, als welcher er 1742 starb. Er hat eine große Anzahl wissenschaftlicher Entdeckungen und Erfindungen gemacht und sich die größten Verdienste durch seine erst nach seinem Tode erschienenen „Astronomischen Tafeln" erworben, denen die Schiffahrt große Erleichterungen verdankt. Am bekanntesten ist sein Name durch die Entdeckung geworden, daß der Komet von 1682 derselbe sei, welcher schon 1456, 1531 und 1607 erschienen war. Unter 24 Kometen berechnete H. auch die Bahn des eben bezeichneten und bestimmte seine Umlaufszeit auf 76 Jahre und 8 Monate. Er sagte voraus, daß derselbe 1759 wieder erscheinen würde, welches auch eintraf. Man nannte den schönen Kometen nach dem Namen des großen Astronomen, und derselbe ist bekanntlich 1835 wieder beobachtet worden.

**Hals** nennt man denjenigen Theil des Körpers, welcher den Kopf mit dem Rumpfe verbindet, aus Knochen, Knorpeln, Muskeln und Bändern zusammengesetzt, mit sehr großen Puls- und Blutadern, einer Menge von Saugadern, Nerven und Drüsen versehen ist, einen Theil der Speicheldrüsen, den Schlund, den Anfang der Speiseröhre, den Kehlkopf nebst der Schilddrüse, den obern Theil der Luftröhre und einen Theil des Rückenmarks enthält und unter der äußern, stellenweise mit vielem Zell- und Fettgewebe ausgepolsterten Haut noch von einer besondern sehnigen Umhüllung umgeben wird. Er hat eine längliche, mehr oder weniger abgerundete, nach dem Alter, Geschlecht u. s. w. etwas verschiedene Gestalt, indem er z. B. nach dem Eintritte der Mannbarkeit bei Männern im Allgemeinen dicker, kürzer und so zu sagen eckiger, bei Frauen und Mädchen dagegen länger, schlanker und doch dabei abgerundeter erscheint, und bietet eine vordere und hintere Fläche dar. Die vordere wird nach vorn und oben durch den Umriß der untern Kinnlade, nach unten durch das Brustbein und die Schlüsselbeine begrenzt, die hintere in ihrem obern Theil, welcher der Nacken heißt, von dem Hinterkopfe, nach unten von dem Rücken und den Schultern, in welche sie fast unmerklich übergeht. An der vordern Fläche unterscheidet man durch die Haut hindurch, die hier weißer, zarter und weicher zu sein pflegt als an der hintern, mit Querfurchen versehen und bei dem erwachsenen Manne mit Haaren besetzt ist, welche einen Theil des Bartes ausmachen, von oben nach unten zuerst das Zungenbein, dann den Schildknorpel, einen Bestandtheil des Kehlkopfs, der bei Männern einen mehr oder weniger beträchtlichen eckigen Vorsprung, den sogenannten Adamsapfel, bildet, den Ringknorpel, die Luftröhre, die Schilddrüse, welche bei Erwachsenen weiblichen Geschlechts in der Regel von beträchtlicherm Umfange ist und durch ihre Vergrößerung zu einem Kropfe ausarten kann, und die sogenannte Kehle, eine an der untern Grenze der vordern Fläche des Halses befindliche Vertiefung. Die hintere Fläche des Halses bietet nach oben in der Mitte eine Vertiefung und auf jeder Seite derselben einen Vorsprung dar, der durch die Streckmuskeln des Kopfes gebildet wird. Die Haut ist hier nicht so weiß und zart, aber dicker als an der vordern Fläche, in ihrer obern Partie ebenfalls mit Furchen versehen und wie die Kopfhaut mit Haaren bedeckt. Seine Festigkeit und seinen Halt verdankt der Hals hauptsächlich den Halswirbeln, dem Theile der Wirbelsäule, der gleich einem Stiele von der Brust emporsteigt und den Kopf trägt. — Unter Halskrankheiten versteht man solche, welche ihren wesentlichen Sitz in irgend einem Gebilde des Halses haben. Dahin gehören namentlich die verschiedenartigen, mit dem Namen Bräune (s. d.) belegten Entzündungen einzelner Theile des Halses, so z. B.

der Mandeln, des Schlundes und der Speiseröhre, des Kehlkopfs, der Luftröhre, Geschwüre im Schlunde, im Kehlkopfe und in der Luftröhre, welche letztere Halsschwindsucht veranlassen, verschiedenartige Gefäßvereiterungen und Geschwülste, die widernatürliche Vergrößerung der Schilddrüse, der Kropf, die Schiefheit des ganzen Halses, die Anschwellung der verschiedenen in und am Halse gelegenen Drüsen u. s. w. Halskrankheiten sind immer mehr oder weniger bedenklich, oft lebensgefährlich, nie zu vernachlässigen oder leicht zu nehmen.

**Halseisen** ist ein eiserner, in einer Mauer oder an einem Pfahle (Straf- oder Schandpfahl) befestigter eiserner Ring, welcher dem zu der Strafe des Schandpfahles oder Prangers verurtheilten Verbrecher um den Hals gelegt wird. Die Strafe des Halseisens gehört zu den beschimpfenden Ehrenstrafen und war in frühern Zeiten so gebräuchlich, daß fast in jedem Orte an einem öffentlichen Platze ein Schandpfahl aufgerichtet stand. In manchen Gegenden sieht man auch noch die Halseisen neben der Thür des Gerichtshauses. Die Strafe des Halseisens ist jedoch aus den meisten neuern Criminalgesetzbüchern verschwunden.

**Halsgericht** (das hochnothpeinliche), ist ein feierlicher Act, welcher der Hinrichtung eines Verbrechers vorhergeht und im Wesentlichen darin besteht, daß demselben unter gewissen Feierlichkeiten das Urtheil verkündet und der Stab über ihn gebrochen wird. Der Verbrecher muß sein Geständniß vor diesem Gerichte wiederholen, widerruft er es aber, so kann die Hinrichtung nicht stattfinden, und es ist ihm eine anderweite Vertheidigung zu gestatten. Die feierliche Hegung dieses Gerichts ist als eine leere Formalität in den meisten Ländern abgeschafft.

**Halsgerichtsordnung.** Durch die Errichtung des Reichskammergerichts im Jahre 1495, bei welchem die Beschwerden über Rechtsverletzungen in letzter Instanz anzubringen waren, wurde der traurige Zustand, in welchem sich die Rechtspflege in Deutschland, namentlich in Betreff peinlicher Sachen befand, immer offenkundiger, und man fing an, ernstlich an eine Abstellung der vielen, zum Theil unglaublichen Misbräuche der Criminaljustiz zu denken. Allein obwol dieser Gegenstand auf mehren Reichstagen zur Sprache kam und die Abfassung eines gleichförmigen peinlichen Gesetzbuches wiederholt beschlossen wurde, so konnten sich doch die Reichsfürsten nicht darüber einigen. Mittlerweile hatte ein edler und wissenschaftlich gebildeter Mann nach besten Kräften einen Entwurf zu einem Criminalgesetzbuche aus eignem Antriebe ausgearbeitet. Es war dies der bambergische Minister, Freiherr von Schwarzenberg. Dies Gesetzbuch (die sogenannte Bambergensis) wurde auf seinen Antrieb 1507 in dem Hochstifte Bamberg und 1510 auch in den Landen des Markgrafen von Brandenburg, in dessen Dienste Schwarzenberg später getreten war, gesetzlich eingeführt. Die Arbeit Schwarzenberg's wurde nun dem Projecte zum Grunde gelegt, welches auf verschiedenen Reichstagen (1521, 1524 und 1529) ohne Resultat vorgelegt und berathen, endlich aber mit einigen Verbesserungen auf dem Reichstage zu Augsburg, mit einziger Ausnahme Sachsens, welches dagegen protestirte, 1532 als ein allgemeines Reichsgesetz angenommen und vom Kaiser Karl V. unter dem Namen der **peinlichen Gerichtsordnung Karl V.** (Carolina, Constitutio criminalis Carolina, daher das abgekürzte Citat C. C. C.) bestätigt. Wenngleich dieses Gesetzbuch für die damaligen rohen Zeiten, in welchen eine beispiellose Verwirrung der Rechtsbegriffe herrschte, eine große Wohlthat war, so leidet es doch an großer Härte der Strafen, an Dunkelheiten und Widersprüchen. Nichtsdestoweniger ist es noch bis auf den heutigen Tag in den meisten, namentlich den kleinern Staaten Deutschlands, gültig. Die Zerrissenheit unsers Vaterlandes hat bisjetzt das Zustandekommen eines mit den Fortschritten der Civilisation in Einklang stehenden allgemeinen deutschen Strafgesetzbuchs verhindert und nur einzelne Staaten erfreuen sich zeitgemäßer Criminalgesetzbücher.

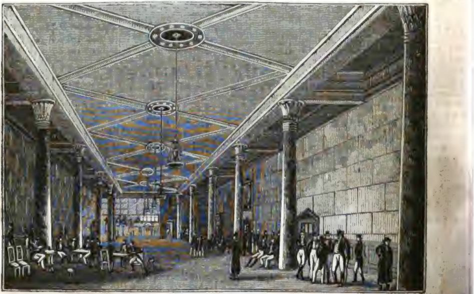
**Haman** war, wie im Buche Esther erzählt wird, ein Minister des Perserkönigs Ahasverus zur Zeit der babylonischen Gefangenschaft, welcher alle Juden in den Landen des Königs zu verderben suchte, besonders aber den Mardachai, einen Juden zu Susa, dessen Pflegetochter Esther von Ahasverus wegen ihrer Schönheit zur Königin erwählt worden war. Esther bat bei dem Könige für ihr Volk und brachte es dahin, daß Haman selbst an demselben hohen Galgen erhenkt wurde, den er für Mardachai hatte aufrichten lassen. Dieser aber kam zu hohen Ehren und erließ im Namen des Königs einen Befehl, welcher den Juden erlaubte, an einem gewissen Tage ihre Feinde zu tödten. Es heißt, sie hätten 75,000 umgebracht. Zum Andenken an die erwähnte Begebenheit feiern die Juden am 14. und 15. des Monats Adar das Hamansfest oder Purim. (Vergl. Kalender.)

**Hamann** (Joh. Georg), der Magus aus Norden, wie er sich selbst auf dem Titel einiger seiner Schriften nannte, war ein tiefsinniger Schriftsteller, der im Laufe seines Lebens, nicht ganz ohne eigne Schuld, sehr wenig vom Glück begünstigt wurde und daher in widrigen Verhältnissen die schönste Kraft seines Geistes unbenutzt liegen lassen mußte. Er war 1730 zu Königsberg in Preußen geboren. Sein Vater war ein wohlhabender Bader, der wünschte, sein Sohn möge sich der Theologie widmen. Dieser glaubte aber zur Theologie nicht befähigt zu sein und beschäftigte sich mit freien Studien, wie sie seinem regen Geiste zusagten. Nach Beendigung der Universitätsjahre hielt sich H. in verschiedenen Familien als Hauslehrer auf, lebte auch abwechselnd bei Freunden und beschäftigte sich mit politischen und Handlungswissenschaften. In Angelegenheiten eines Handelshauses zu Riga ging er 1756 nach England, machte schlechte Geschäfte und stürzte sich aus Mismuth in Zerstreuungen und Ausschweifungen, aus denen ihn nur das Lesen der Bibel rettete. Ein tiefreligiöser Geist kam nun über ihn, der ihn durch sein ganzes Leben begleitete und der sich in seinen Schriften aussprach, welche in abgerissener, oft dunkler Sprache tiefe Gedankenblitze bergen. Aber noch längere Zeit mußte H. sein unstätes Leben fortführen, bis seine Stellung einigermaßen Sicherheit erlangte, indem ihm 1767 ein kleiner Posten bei der Accisedirection zu Königsberg und 1777 die Stelle eines Packhofverwalters übertragen wurde. Freundlicher wurde ihm das Geschick, als ihm ein edler Unbekannter 1784 ein ansehnliches Capital vermachte, das ihn in Stand setzte, seine Stelle 1787 aufzugeben und eine Reise nach Deutschland zu unternehmen, auf welcher er 1788 zu Münster starb. Seine Schriften wurden lange verkannt und

Digitized by Google

erst nachdem die ausgezeichnetsten deutschen Schriftsteller wiederholt auf sie aufmerksam gemacht hatten, durch eine 1825 vollendete Ausgabe der Vergessenheit wieder entrissen.

**Hamburg**, eine freie Stadt und die größte Handelsstadt Deutschlands, umfaßt mit Einschluß des Amtes Bergedorf, welches H. mit Lübeck gemeinschaftlich besitzt, ein Gebiet von 7 □ M., auf dem etwa 150,000 Menschen in zwei Städten, einem Flecken, 47 Dörfern und verschiedenen einzelnen Höfen wohnen. Der größte Theil dieses von Hanover, Lauenburg und Holstein begrenzten Gebiets liegt auf der rechten Seite der Elbe und besteht aus fruchtbarem Marschlande, während das Amt Ritzebüttel auf dem linken Elbufer sandigen Boden hat. Die Stadt H. selbst liegt auf dem rechten Elbufer in einer schönen Ebene, da, wo sich die Alster in dieselbe ergießt, 18 M. von der Mündung der Elbe in die Nordsee. Drei Stunden von der Stadt theilt sich die bis Hamburg für Seeschiffe fahrbare Elbe in zwei Arme, die Süderelbe und die Norderelbe, welche sich wieder in verschiedene kleinere Arme spalten. Die Norderelbe geht an der Südseite von H. hin und steht mit einer Menge von Kanälen, Fleete genannt, in Verbindung, von denen der untere Stadttheil in verschiedenen Richtungen durchschnitten wird. Während die verschiedenen Arme, welche die Stadt bewässern, sich im Oberhafen vereinigen, bildet der Hauptstrom der Norderelbe selbst den Niederhafen. In jenem liegen die Flußschiffe, welche die Elbe herabgekommen sind, in diesem, dem Rummelhafen, die auf der Elbe heraufgekommenen Seeschiffe. Die aus Holstein kommende Alster bildet im Norden der Stadt ein großes Becken, mit dem ein kleineres innerhalb der Stadt zusammenhängt. Schleusenwerke und Mühlgraben setzen die Alster mit der Elbe in Verbindung. Die Elbarme bilden mehre Inseln, auf denen die Altstadt H. liegt und welche durch Brücken miteinander verbunden werden. Die Neustadt liegt auf dem Westufer der Alster. Zwei Vorstädte, nordwestl. der hamburger Berg und östl. St.-Georg, gehören zu H., dessen ehemalige Festungswerke in anmuthige Spaziergänge umgewandelt worden sind. Von den 115,000 Einw. H.'s sind 14,000 Juden, 4000 Reformirte, 3000 Katholiken, 500 Herrnhuter und Mennoniten, die übrigen Protestanten. Die Altstadt hat enge und krumme Gassen, besser gebaut ist die Neustadt; die schönsten Stadttheile aber sind der Jungfernstieg an der Alster, die Esplanade, eine 165 F. breite Straße mit vier Reihen Ulmen in der Mitte, die Gröningerstraße und die Admiralitätsstraße. Eine in ihrer Art einzige Anstalt ist die 1804 eröffnete, hier abgebildete Börsenhalle, ein Privatunternehmen. Drei große



Säle mit Säulengängen im Erdgeschoß dienen allen Fremden, namentlich allen mit dem Handel in Verbindung stehenden, zum Vereinigungspunkte. Alle für diese interessanten und wichtigen Bekanntmachungen sind hier angeschlagen, die wichtigern Zeitschriften aller Nationen liegen auf, und ebenso alle übrigen interessanten literarischen Neuigkeiten, Kupferwerke u. s. w. Mit dieser Börsenhalle steht eine große Druckerei in Verbindung, in welcher die Zeitschriften, welche die Börsenhalle selbst herausgibt, gedruckt werden. Von den fünf Hauptkirchen ist die Petrikirche die älteste, die Michaeliskirche mit einem 456 F. hohen Thurme die schönste. Ausgezeichnete Gebäude sind ferner das vorläufige Stadthaus, das Rathhaus, welches 21 steinerne Bildsäulen röm. Kaiser zieren und gegenüber das auf [illegible] Doppelpfeilern ruhende Börsengebäude, welches in der nachstehenden Abbildung dargestellt ist. Unter den Schulan-

# HAMBURG.

Ansicht von Hamburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

stalten zeichnet sich das Johanneum aus, welches 1528 gegründet wurde, und aus einer höhern Bürgerschule und einer Gelehrtenschule besteht. Auf dem 1613 eröffneten Gymnasium werden die Schüler weiter bis zur Universität vorbereitet. Andere Bildungsanstalten sind die Navigationsschule zur Bildung tüchtiger Steuermänner, die

pharmaceutische Lehranstalt, das akademische Handelscomtoir zur Ausbildung junger Kaufleute, die 1830 vom Verein für vaterländisches Schul- und Erziehungswesen gestiftete Unterrichtsanstalt für Schulgehülfen, die Zeichnenschule der Gesellschaft für Kunst und nützliche Gewerbe, eine Akademie der zeichnenden Künste u. s. w. Seit 1826 besteht zu H. eine Sternwarte; der botanische Garten hat einen großen Reichthum von seltenen Pflanzen; das Röding'sche Museum enthält schöne Naturalien, eine naturgeschichtliche Bibliothek, Kupferstichsammlungen und Geräthschaften ausländischer Völker. Die Stadtbibliothek besitzt viele Handschriften und seltene Druckwerke, und die 1735 gestiftete Commerzbibliothek eine ansehnliche Sammlung von den Kaufmann und Seefahrer interessirenden Schriften, sowie von Landkarten. H. hat viele Stiftungen zu wohlthätigen Zwecken. Das aus dem 16. Jahrh. stammende Waisenhaus erzieht mehr als 700 Kinder. Nicht minder nützlich sind das Taubstummeninstitut, die Kleinkinderschulen (Warteschulen), das allgemeine Krankenhaus, welches Raum für 1200 Kranke hat, das Magdalenenstift zur Besserung sittenloser Mädchen. Die allgemeine Armenanstalt H.'s ist vortrefflich eingerichtet. Außer ihr gibt es noch ein Armenhaus für Seefahrer und andere Verpflegungsanstalten, in welche sich alte Leute für geringe Kosten einkaufen können. Zum Empfang der Reisenden stehen mehre ausgezeichnet eingerichtete Gasthöfe offen, unter ihnen das Baumhaus mit einer herrlichen Aussicht auf den Hafen.

Die Verfassung des Freistaats ist demokratisch, aber die Zahl der bevorrechtigten (der erbgesessenen) Bürger gegen die Gesammtzahl der Bewohner ist sehr gering. Der Se-

Digitized by Google

nat, in dessen Händen die vollziehende Gewalt liegt, besteht aus vier Bürgermeistern und 24 Rathsherren. Von diesen müssen drei Bürgermeister und elf Rathsherren Doctoren der Rechte, die übrigen Kaufleute sein. Die erbgesessenen Bürger wählen in jedem der fünf Kirchspiele 36 Bürger, welche Mitglieder des Collegiums der Hundertachtziger oder des großen Ausschusses sind, und aus denen wieder das Collegium der Sechsziger gewählt wird. Die ältesten Bürger des letztgenannten bilden das Collegium der 15 Oberalten. Diese und die Mitglieder des Raths erhalten Besoldungen. Die von dem Rathe vorgeschlagenen Gesetze treten durch die Bestimmung der erwähnten Collegien in Kraft. Eine eigne Commission von Bürgern hat die Verwaltung der Einnahmen und Ausgaben und legt dem Rathe Rechenschaft ab. Jene sollen ungefähr 2 Mill. Conventionsgulden jährlich betragen. Die Policeiverwaltung wird von zwei damit beauftragten Senatoren verwaltet. Mit der Rechtspflege beschäftigen sich verschiedene Gerichtshöfe; die letzte Instanz aber bildet das Oberappellationsgericht der deutschen freien Städte zu Lübeck. H. hat auf dem deutschen Bunde in dem engern Rathe mit den übrigen freien Städten gemeinschaftlich Eine, in dem weitern Rathe aber für sich allein Eine Stimme. Es hat zum Bundesheer 1298 M. zu stellen. Zum Bürgermilitair gehört alle waffenfähige Mannschaft von 22—45 Jahren und dieselbe besteht aus 8 Bataillonen Infanterie, 1 Jägerbataillon, 2 Compagnien Artillerie und 1 Schwadron Reiter. Außerdem hat H. noch eine eigne Besatzung, welche aus 1 Infanteriebataillon, 2 Compagnien Artillerie und 1 Schwadron Reiter besteht.

Der bedeutendste Erwerbszweig H.'s ist der Handel, dessen Lebhaftigkeit man schon daraus ersieht, daß H. 800 Mäkler nöthig hat. Über H. wird ein großer Theil aller überseeischen Waaren bezogen, die in Norddeutschland verbraucht werden. Hauptgegenstand der Ausfuhr ist die Leinwand. Die 1619 gegründete Bank wirkt mächtig zur Förderung des Handels. Nach Hull, London, Amsterdam, Havre gehen regelmäßig Dampfboote ab. Von Fabriken blühen besonders die Tabacksfabriken, die Zuckersiedereien, die Wachsbleichen, Segeltuchmanufacturen und Blechwaarenfabriken. In dem Hafen von H. laufen jährlich über 2000 Seeschiffe ein und aus. Es ist in Absicht, von H. aus Eisenbahnen nach den wichtigen Handelsplätzen im Innern von Norddeutschland zu führen.

Die Entstehung H.'s soll schon in die Zeiten Karl's des Großen fallen. Um eine von diesem Kaiser gebaute Burg und eine Kirche sollen sich allmälig immer mehr Menschen angesiedelt haben. Es war schon eine ansehnliche Stadt, als sie Kaiser Otto IV. 1215 zur freien Reichsstadt erhob; aber ihr Wohlstand wurde erst bedeutend, nachdem die Hansa (s. d.), zu deren Entstehung H. wesentlich beitrug, mächtig geworden war und dem Handel Freiheit und Sicherheit verschafft hatte. Gleichzeitig bildete sich auch die Verfassung der Stadt aus, welche bisher mancherlei Wechseln unterworfen gewesen war. Die reichen und betriebsamen Bewohner H.'s vermehrten sich durch Einwanderungen aus Antwerpen, Lissabon und andern Orten, wo Religions- und Handelsbeschränkungen stattfanden, während H. zeitig in beiden Beziehungen eine größere Freiheit weise gestattete, die nur selten durch den Eigennutz der Bürger und den Religionseifer der Geistlichkeit einige Störungen erfuhr. Großen Vortheil brachte es der Stadt, daß sie vom dreißigjährigen Kriege nicht unmittelbar getroffen wurde. Im Kriege gegen Napoleon mußte aber H. desto mehr leiden und verlor sogar auf einige Zeit seine Selbständigkeit. Schon 1806 wurde es von den Franzosen besetzt und 1810 dem franz. Reiche einverleibt. Die Franzosen verließen es 1813 und alsbald errichteten die Einwohner eine hanseatische Legion, welche an dem Kampfe der Deutschen gegen die übermüthigen Eroberer theilnehmen sollte. Aber die Franzosen kehrten noch in demselben Jahre zurück und H. mußte nun für seine Erhebung gegen das Joch der Ausländer schwere Bedrückungen und Gewaltthätigkeiten leiden, bis es endlich 1814 von den Russen besetzt wurde. Die alte Verfassung wurde 1815 wiederhergestellt und H. als freie Stadt in den deutschen Bund aufgenommen. Seitdem hat sich H.'s Handel wieder mächtig gehoben und am 29. Sept. 1828 wurde das 300jährige Jubelfest der bürgerschaftlichen Verbindung H.'s feierlich begangen.

**Hameln** ist eine gegenwärtig ziemlich unbedeutende Stadt an der Hamel und Weser im Fürstenthum Kalenberg in der hanöv. Landdrostei Hanover, mit etwa 5000 Einw., welche von Fischfang, Schiffahrt, Fabrikbetrieb und Ackerbau leben. Bedeutend ist der Lachsfang. In der Nähe ist in der Weser das hameler Loch, eine ehemals mehr als jetzt für die Schiffahrt gefährliche Stelle. Bis 1806 war H. eine nicht unbedeutende Festung; in dem genannten Jahre nahmen aber die Franzosen die Stadt in Besitz und zerstörten nachher die Festungswerke gänzlich. H. soll im 8. Jahrh. von einem Grafen von Engern erbaut worden sein. Anfangs gehörte es dem Abte von Fulda und 1259 kam es durch Kauf an den Bischof von Minden. Es entstand jedoch eine heftige Fehde, welche endlich H. an Braunschweig brachte. Aus demselben Jahrhundert ist die merkwürdige Sage vom hameler Rattenfänger. Es soll nämlich ein Rattenfänger den Hamelern gegen einen gewissen Lohn versprochen haben, sie von allen Ratten zu befreien. Am 26. Aug. 1284 pfiff er nun eine Weise, davon alle Ratten zusammenliefen und ihm folgten. Er führte sie allesammt in die Weser, kehrte zurück und foderte seinen Lohn. Den verweigerten ihm die Bürger, und um sich zu rächen, kam nun am nächsten Sonntag, indeß die Bürger und ihre Frauen in der Kirche waren, der Pfeifer und blies eine andere Weise. Sogleich kamen alle Kinder aus den Häusern und liefen ihm nach, wie vorher die Ratten. Er aber ging mit ihnen dem nahegelegenen Kuppelberg zu, der that sich auf und der Pfeifer sammt den Kindern spazirte hinein. Als sich der Berg wieder schloß, blieb nur ein einziges Kind, das sich verspätet hatte, draußen und erzählte den Hamelern, wo ihre Kinder hingekommen wären. Der Rattenfänger aber, heißt es, kam mit den Kindern in Siebenbürgen zum Vorschein und bildete eine Colonie. Den historischen Grund der Sage hat man nicht erkunden können, aber gewiß ist, daß sich Deutsche in Siebenbürgen angesiedelt haben. (S. Siebenbürgen.)

**Hammerwerke** sind Werkstätten, auf denen unter Einwirkung des Feuers von großen, durch ein Wassermühlenwerk in Bewegung gesetzten Hämmern Eisen, Stahl, Kupfer oder Messing bearbeitet wird, demgemäß man Eisen-,

Digitized by Google

Stahl-, Kupfer- und Messinghammerwerke unterscheidet. Je nachdem das Metall zu Stangen und Stäben oder zu Platten und Blechen verarbeitet wird, unterscheidet man Zain- oder Stabhämmer und Blechhämmer. Ehe das Metall unter die Hämmer kommt, wird es durch Glühen geschmeidig gemacht. Dies geschieht auf einem Herde, in dessen Nähe zu Erzeugung eines heftigen Hitzegrades Gebläse angebracht sind. Die Hämmer selbst sind oftmals gegen 100 Ctr. schwer.

**Hämorrhoiden**, Hämorrhoidalkrankheit, goldene Ader, Goldader, ein jetzt sehr verbreitetes Übel, welches auf einer krankhaften Anhäufung von Blut im Unterleibe mit Stockung und Andrang desselben nach den Gefäßen des Mastdarms beruht, gewöhnlich aber auch mit einer fehlerhaften Mischung der ganzen Blutmasse verbunden ist. Diese Krankheit gelangt nicht immer zu ihrer vollständigen Ausbildung, sondern verharrt oft auf einer gewissen Entwickelungsstufe, die sich durch sehr mannichfaltige Erscheinungen kundgibt, welche man mit der Benennung: Hämorrhoidalbeschwerden oder Hämorrhoidalzufälle zu bezeichnen pflegt. Dergleichen sind: Schwere und Schmerz in der Lenden- und Kreuzgegend, ein Gefühl von Vollsein, Schwere und Spannung im Unterleibe, Störungen der regelmäßigen Leibesöffnung, indem bald Durchfall, bald und zwar beiweitem öfter Verstopfung statt hat, mit Schneiden im Leibe, Stuhlzwang, Gefühl von Brennen im Mastdarm, von Zeit zu Zeit eintretenden Kopfschmerzen, fliegender Hitze nach dem Gesicht, Schwindel, Ohrensausen u. s. w. Diese Zufälle nehmen an Zahl und Heftigkeit zu, wechseln zu verschiedenen Zeiten miteinander ab, verschlimmern sich namentlich bei anhaltendem Sitzen, nach reichlichen und erhitzenden Mahlzeiten, nach lange anhaltender Verstopfung und niederdrückenden Gemüthsbewegungen, können sich aber noch bei einer angemessen veränderten Lebensweise und unter zweckmäßiger ärztlicher Behandlung verlieren. Geschieht dies jedoch nicht, so zeigen sich bald an der äußern Öffnung des Mastdarms oder auch an der innern Oberfläche desselben Anschwellungen der Blutadern, die sogenannten Hämorrhoidalknoten, Mastkörner oder Zacken, welche ein bläuliches, schwärzliches oder röthliches Ansehen haben, zuweilen anschwellen und oft beträchtliche Schmerzen verursachen, auch wol gar sich entzünden und vereitern. Diesen Zustand bezeichnet man als blinde Hämorrhoiden. Sie verschlimmern sich ebenfalls periodisch, meist mit Erleichterung der Kreuz- und Leibschmerzen und des Gefühls von Schwere im Unterleibe. Verharrt die Krankheit nicht bei diesem Grade, so stellt sich eine widernatürlich vermehrte Absonderung von Schleim aus dem Mastdarme und am After ein (Schleimhämorrhoiden), oder mit bemerkbarer Erleichterung der allgemeinern Beschwerden ein mehr oder weniger reichlicher Erguß von wirklichem Blute aus den Blutgefäßen des Mastdarms (Goldaderblutfluß). Beiderlei Zustände begreift man unter dem gemeinschaftlichen Namen: fließende Hämorrhoiden, Goldaderfluß. Sind die blutigen Hämorrhoiden einmal in Gang gekommen, so pflegen sie meist zu gewissen Zeiten wiederzukehren (wie bei dem weiblichen Geschlecht der Monatsfluß) und werden dem Körper bald zu einem Bedürfnisse, sodaß eine Störung oder gänzliche Unterdrückung derselben durch Erkältung der Füße, kaltes Baden, Gemüthsbewegungen u. s. w. oft die nachtheiligsten Folgen nach sich zieht. Bei ältern Männern und solchen, deren Urinwerkzeuge geschwächt sind, wird zuweilen nicht der Mastdarm, sondern die Urinblase der Hauptsitz der Krankheit, die dann Blasenhämorrhoiden genannt wird. Unter solchen Umständen wird dann die Entleerung des Urins schwierig und schmerzhaft, es stellt sich Abgang von Schleim und Blut aus der Blase und Harnröhre ein — Zufälle, die wo möglich noch beschwerlicher und peinlicher sind, als die zuvor genannten. Vorherrschende Anlage zur Hämorrhoidalkrankheit findet sich beiweitem häufiger bei dem männlichen als bei dem weiblichen Geschlecht und ist nicht selten ererbt, öfter indeß erworben. Pflegt sich die Krankheit gleich erst im mittlern Lebensalter zu entwickeln, so wird der Grund zu ihr doch oft schon in der Jugend gelegt durch Verweichlichung mannichfacher Art, durch eine allzu reiche, zu stark nährende und erhitzende Kost, zu spärliches Trinken von Wasser oder im Gegentheil durch allzu häufigen Genuß erhitzender Getränke, so namentlich schwerer Rothweine, starker Biere, auch der warmen erschlaffenden Getränke, wie des Kaffees, der ganz besonders als eine der gewöhnlichsten Ursachen der so allgemein verbreiteten Hämorrhoidalbeschwerden erwähnt werden muß, des Thees, durch sitzende Lebensweise oder auch fortwährendes Stehen, wie dies manche Gewerbe erfodern, durch den Misbrauch von Klystiren, erhitzenden (drastischen) Abführungsmitteln, heißen Fußbädern, Aderlassen am Fuße, überhaupt aber durch Alles, was besonders den untern Theil des Darmkanals schwächt. Wird die Hämorrhoidalkrankheit nicht falsch behandelt, namentlich in ihren verschiedenen Entwickelungsstufen gewaltsam gestört, so nimmt sie nur selten eine gefährliche Wendung. Am meisten ist plötzliche Unterdrückung der fließenden Hämorrhoiden durch Erkältung zu fürchten, in welchem Falle die Krankheit zuweilen durch Blutschlagfluß tödtlich endet. Eine angemessen eingerichtete Lebensweise trägt am meisten zur Minderung der Hämorrhoidalbeschwerden bei.

**Hamster** (der) ist eine Gattung der Nagethiere, die sich durch zwei lange, scharf zugespitzte Vorderzähne, Mangel der Eckzähne und breite Backenzähne auszeichnen. Die untern Vorderzähne der Hamster sind meiselförmig, und Backenzähne haben sie unten und oben auf jeder Seite nur zwei. Sie haben einen dicken Kopf mit kurzer Schnauze, eine gespaltene

Oberlippe, abgerundete Ohren, kleine schwarze Augen und in den Backen eigne Säcke oder Backentaschen, in welche sie Getreidekörner sammeln, um dieselben nach ihrem Bau zu bringen. An den Zehen stehen lange Nägel, mit denen



Digitized by Google

sie sich geschickt in die Erde einzugraben verstehen. Ihr Fell ist von verschiedener Färbung, gewöhnlich aber oben rothbraun und unten schwarz; die Beine sind weißlich und an der Seite nach dem Halse hin stehen drei weißliche Flecken. Der Schwanz ist kurz und fast ganz unbehaart. Man findet den Hamster, der oft über 1 F. lang wird, beinahe in allen Gegenden Deutschlands, sowie auch im südl. Rußland und Sibirien. Seine Wohnung legt er sich in der Erde 5—10 F. tief unter der Oberfläche an. Dieselbe hat verschiedene Abtheilungen, eine zum gewöhnlichen Aufenthalt, eine zweite für den Unrath und mehre andere zu Vorrathskammern. In dieser Wohnung lebt er, außer während der Paarungszeit, ganz allein. Zwei Ausgänge führen ins Freie, wo er seine Nahrung sucht, die aus Wurzeln, Kräutern und Feldfrüchten besteht. Auch kleinerer Thiere soll er sich bemächtigen. Im Herbst wird er den Getreidefeldern sehr nachtheilig, denn in seinen Backentaschen trägt er große Massen der besten Körner in seine Vorrathskammern. Jede seiner Backentaschen kann gegen drei Loth fassen und oft hat sie das Thier so vollgepfropft, daß es sich nur mit Mühe fortbewegen kann. Während der strengen Wintermonate verstopft der Hamster seine Wohnung und verfällt in Winterschlaf. In den Gegenden, wo diese Thiere sich, wie z. B. in Thüringen, sehr häufig finden, verfolgt man dieselben. Besonders suchen die armen Leute im Winter die Behausungen der Hamster auf und graben die Vorrathskammern, in denen sich zuweilen gegen 1 Ctr. Körner finden, auf. Der Pelz des Hamsters steht nicht hoch im Werthe. Beim Einfangen der Hamster muß man auf seiner Hut sein, denn sie sind ungemein boshaft und können mit ihrem scharfen Gebiß gefährliche Wunden beibringen.

**Hanau** ist gegenwärtig eine Provinz des Kurfürstenthums Hessen (s. d.) und war ehedem eine selbständige Grafschaft, welche nach dem Aussterben des Mannsstammes der Reichsgrafen von H. an Hessen kam und 1803 zum Fürstenthum erhoben wurde. Nachdem die Franzosen das Kurfürstenthum Hessen in Besitz genommen, kam H. 1809 größtentheils zum Großherzogthum Frankfurt, bis es 1813 an Hessen-Kassel zurückgegeben wurde. Die Hauptstadt H., mit fast 14,000 Einw., liegt an der Kinzig und ist mit dem Main durch einen Kanal in Verbindung gesetzt. Sie besteht aus der alterthümlichen Altstadt und aus der schön gebauten Neustadt, hat zahlreiche Fabriken und Handel mit Holzwaaren, Gemüse, Obst und Wein. Unmittelbar bei der Stadt liegt ein kurfürstl. Schloß und in der Nähe sind die kurfürstl. Schlösser zu Rumpenheim und zu Philippsruh. Der Badeort Wilhelmsbad hat gleichfalls ein Schloß und mancherlei Anlagen, und steht mit H. durch eine Kunststraße in Verbindung. — Bei H. wurde von Napoleon am 30. Oct. 1813 die letzte Schlacht in Deutschland geschlagen. Napoleon eilte mit seinem flüchtigen Heere nach der Schlacht bei Leipzig Frankreich zu und bereits am 8. Oct. war Baiern der deutschen Sache beigetreten. Der bair. General Wrede, unterstützt von östr., würtemberg. und russ. Truppen, warf sich den Franzosen bei H. entgegen, um ihn aufzuhalten. Von beiden Seiten wurde mit großer Tapferkeit gekämpft, und obgleich sich Napoleon Bahn brach, so hatte er doch einen Verlust von 15,000 M. an Verwundeten und Todten und 10,000 M. an Gefangenen, während die Verbündeten nur 9000 M. einbüßten. Die Stadt H. wurde anfangs von den Baiern besetzt, nachher von den Franzosen genommen und zuletzt wieder von den Verbündeten im Sturm erobert, wobei General Wrede selbst schwer verwundet wurde.

**Hand** (die) ist ein dem Menschen eigenthümliches höchst kunstvolles Organ, durch welches derselbe die meisten seiner Thaten verrichtet, weil es Beweglichkeit, Geschicklichkeit und Kraft in sich vereinigt. Von den zwei Händen des Menschen ist gewöhnlich die rechte Hand die kraftvollste und geschickteste, welches wol nicht blos eine Folge der größern Übung ist, sondern schon durch Naturanlagen begründet sein mag, da wir den vorzugsweisen Gebrauch der rechten Hand bei allen Völkern alter und neuer Zeit finden. Kein Thier hat Hände und nur von den Affen pflegt man zu sagen, daß er vier Hände besitze, weil seine zum Klettern eingerichteten Füße ähnlich wie Hände sind; doch sind sie weit entfernt von der Geschicklichkeit der menschlichen Hand. Weil der Mensch seine meisten Thaten mit der Hand verrichtet, so hat man alles Thun desselben als Handeln, Handlung bezeichnet. Die Hand ist aber überdies auch das Hauptorgan des Fassens, Anpackens und des Tastens oder Fühlens. In den Fingerspitzen hat der Mensch das feinste Gefühl. Die Hand ist aus 27 Knochen zusammengesetzt, welche durch zahlreiche Bänder untereinander in Verbindung stehen und von 19 Muskeln in die verschiedenste Bewegung gesetzt werden. Man unterscheidet an der Hand die gewölbte Rückenfläche, den Handrücken und die gehöhlte innere Fläche, die hohle Hand. Überdies besteht die Hand aus drei wesentlichen Theilen: der Handwurzel, mittels deren sie in den Unterarm eingelenkt ist, der Mittelhand oder dem Handteller und den fünf Fingern, unter denen der Daumen der stärkste und wichtigste ist, weil er mit jedem der vier übrigen Finger in mannichfache Berührung gebracht werden kann, auch hauptsächlich bei allem Fassen von Gegenständen in Anwendung gebracht wird. Wesentlich trägt es zur Geschicklichkeit der Hand bei, daß die Fingerspitzen auf der innern Seite das feinste Gefühl haben, weil hier die zartesten und zahlreichsten Nervenspitzen ausgehen, und dabei auf der Rückseite durch die Nägel wie von Schildern geschützt und befestigt werden, sodaß sie trotz ihrer Empfindlichkeit doch zum festesten Anpacken ebenso geschickt sind, wie zur zartesten Berührung. Durch anhaltende allzu schwere Arbeiten mit der Hand geht jedoch das feine Gefühl derselben allmälig verloren, indem die Oberhaut schwielig und hornartig wird. Im Innern der Hand bemerkt man durch die Lage der Muskeln bedingte mannichfach verschiedene Erhöhungen und Furchen oder Linien. Fast bei jedem einzelnen Menschen pflegen diese eine eigenthümliche Anordnung und Gestalt zu haben, und schon im zartesten Kindesalter sind sie in ihrer, später nur mehr hervortretenden Weise vorhanden. Man hat daher im Alterthum die Meinung gehegt, diese äußern Merkmale müßten mit der innern (geistigen) Beschaffenheit des Menschen, ja mit seinem Schicksale in Beziehung stehen, und so hat sich die abergläubische Kunst des Weissagens aus dem Anblick der Hände gebildet. (S. Chiromantie.) Auch für den Arzt ist die Hand ein wichtiger Gegenstand der Beobachtung, indem sich ihre Temperatur und Färbung nach dem Gesammtbefinden des Menschen richtet. Auf dieser Beziehung beruht auch die zu

Digitized by Google

Spielereien (s. Temperament) benutzte Annahme, daß das Temperament des Menschen oder auch seine augenblickliche Gemüthsverfassung aus der Beschaffenheit seiner Hand, namentlich aus deren Temperatur sich erkennen lasse. — Die Hand wird als das Organ der Thätigkeit auch zu symbolischen Handlungen benutzt, welche nur zum Ausdruck geistiger Verhältnisse dienen. Dieses ist so natürlich, daß der Mensch beim Sprechen fortwährend, je lebhafter aufgeregt er ist, desto mehr die Hand auf die mannichfachste Weise bewegt. Die Geberdensprache (s. Geberde) beruht großentheils auf Handbewegungen. Gewisse Geberden haben eine allgemein angenommene feierliche Würde erlangt. Solche sind das Handaufheben, Emporheben der Hand beim Schwure, der Handschlag als Zeichen der Wahrhaftigkeit der Gesinnung, das Darreichen der Hand zum Zeichen der Versöhnung, der Handdruck als Zeichen herzlicher Zuneigung, das Händefalten als Äußerung der Frömmigkeit, das Auflegen der Hand auf die Brust, als Betheuerung, die Vereinigung der Hände zweier Personen zum Zeichen unauflöslicher Verbindung. Verträge, Wetten u. dgl. werden geschlossen, indem man der Gegenpart die Hand gibt und ein Zeuge die Hände durchschlägt, als Zeichen, solche Vereinigung solle nicht anders, denn durch Gewalt gebrochen werden können. Durch Händeklatschen gibt man seinen Beifall zu erkennen. Die Hand, der man sich demüthig unterwirft, küßt man; beim Segnen legt der Segnende die Hand auf das Haupt des Gesegneten (Handauflegen), daß so die Hand Gottes über ihm ruhen, d. h. ihn beschützen möge. Indem man die Hand auf einen Gegenstand legt, zeigt man ferner an, daß man ihn für sein Eigenthum erkläre u. s. w. Das Handgelöbniß ist ein mit weniger Feierlichkeit abgelegter Eid. Der Schwörende gibt dem Richter die Hand und spricht ihm dabei die Worte nach: „So wahr mir Gott helfe.“ — Handgeld empfängt der Soldat, der sich freiwillig zum Kriegsdienst anwerben läßt. Durch Annahme des Handgeldes verpflichtet er sich zum Eintritt in den Dienst. — Handfeste ist ein eigenhändig schriftlich ausgestelltes Versprechen, womit man sich statt Handschlags verpflichtet. — Todte Hand (manus mortua) ist ein rechtlicher Begriff, einen Besitzer, der niemals sterben kann, bezeichnend, wie Kirchen und Stiftungen. (S. Amortisiren.) Gesammte Hand, s. Lehnswesen. — Viele Gegenstände werden durch Vorsetzung des Wortes Hand als solche bezeichnet, die sich bequem, mit Leichtigkeit benutzen lassen (die handlich sind, sich leicht handhaben lassen, zum Handgebrauch dienen), z. B. Handbuch, Handlexikon, Handmörser und verschiedene andere. Wer mit seiner Hände Arbeit sich seinen Lebensunterhalt erwirbt, ist ein Handarbeiter, im Gegensatz gegen Die, von denen die Thätigkeit des Verstandes (des Kopfes) vorzugsweise in Anspruch genommen wird. Man unterscheidet die Handarbeiter in solche, welche mehr kunstreiche, eine größere Übung und Fertigkeit erfodernde Arbeiten verrichten, die Handwerker (s. Handwerk), und solche, die nur Körperkraft zu ihrer Arbeit ohne besondere Geschicklichkeit nöthig haben, Handlanger. — Da sich der Mensch beim Schreiben der Hand vorzugsweise bedient und die Schrift oft die Hand vertreten muß (um etwas zu bewirken), so nennt man die eigenthümliche Schrift eines Menschen häufig seine Hand und spricht von guter und schlechter Hand für gute und schlechte Schrift. Die Hand ist das Zeichen der Macht und so sagt man Hand an Jemand legen für ihm Gewalt anthun, etwas oder Jemand in seiner Hand haben für in seiner Macht haben u. dgl.

**Handel** (der) ist ein Gewerbe, welches aus dem Ein- und Verkauf von Gegenständen irgend welcher Art (Waaren) Gewinn erstrebt. Die sich mit ihm Befassenden werden Händler oder Kaufleute genannt. Der Handel selbst wird häufig als Handlung bezeichnet und mit demselben Worte benennt man wol auch, aber nicht richtig, den Ort, wo Waaren feilgehalten werden, den Laden. Wer ihm angehörige Sachen verkauft, ohne solchen Verkauf wiederholt als Erwerbsquelle zu benutzen, ist ebenso wenig Händler, wie Derjenige, welcher die Natur- oder Kunstproducte verkauft, die Ergebnisse seines Fleißes sind. Der letztere liefert allerdings die Waaren in den Handel, d. h. der Händler kauft sie ihm ab, um sie wieder und zwar zu höhern Preisen zu verkaufen, aber man unterscheidet ihn als Producent von dem Kaufmann. Der Handel hat für die Menschen zunächst einen doppelten Nutzen, welchem er seine Entstehung verdankt, und um dessenwillen man dem Händler gern den Gewinn gönnt, welcher ihm zu Theil wird, indem er für die Waaren mehr sich bezahlen läßt, als er selbst bezahlt. Zunächst nämlich macht der Handel unter den in einem Staate zusammenlebenden Menschen eine Gewerbsthätigkeit möglich, durch welche die Einzelnen zu einer vollkommenern Befriedigung ihrer Bedürfnisse, zu einem höhern Wohlstande und allmälig zu allen den unschätzbaren Vorzügen gelangen, welche das Leben gebildeter Völker vor dem rohen Naturzustande der noch der Thierheit nahestehenden Völker auszeichnen. In dieser Beziehung ist der Handel in der That die Mutter aller Bildung. So lange nämlich jeder einzelne Mensch oder höchstens jede einzelne Familie für sich selbst Nahrung, Kleidung und was sonst zum Leben erfoderlich ist, sich bereiten muß, findet nicht allein eine Beschränkung auf Benutzung der in der nächsten Umgebung sich darbietenden Naturproducte statt, sondern überdies wird der Mensch, weil er allzu vielfach thätig sein muß, in keiner Art von Thätigkeit es zu einiger Vollkommenheit zu bringen vermögen und mit den meisten seiner Bedürfnisse bei der Einfachheit der Natürlichkeit stehen bleiben. Wer das Wild selbst jagen muß, mit dem er sich nähren soll, hat keine Zeit, es künstlich zuzubereiten, zumal wenn er auch noch selbst seine Kleider machen und sein Land bestellen soll. Der erste Schritt zu Verbesserung des Zustandes ist, daß die Einzelnen in die Arbeit sich theilen, ein Anderer die Kleider macht, ein Anderer auf die Jagd geht, ein Anderer das Feld bestellt, und daß Alle von ihren Erwerbnissen oder Erzeugnissen einander mittheilen; Jeder wird es dann in dem Erwerbzweige, auf den er alle Kräfte und Fleiß verwendet, so weit bringen, daß er mehr gewinnt als er selbst braucht, und daß er davon dem Andern ablassen kann gegen solches, was wieder dieser zu viel und er selbst zu wenig hat. Lebendigkeit aber kommt in diesen Verkehr erst dann, wenn es sich Menschen zur Beschäftigung machen, denselben zu vermitteln, Jedem Das abzunehmen, was er zu viel hat und ihm dagegen Das zuzuführen, was ihm fehlt.



Digitized by Google

Diese sind die Händler. Der Handel geht aber bald über die engen Grenzen hinaus, innerhalb welcher das Volk lebt, denn er ist seinem Wesen nach an das Volksinteresse nicht gebunden. Wie die einzelnen Menschen nicht im Stande sind, alle ihre Bedürfnisse zugleich angenehm und reichlich zu befriedigen, so auch nicht die einzelnen Völker, wenn mit der zunehmenden Bildung und Wohlhabenheit auch die Bedürfnisse sich gesteigert haben. Der Handel bringt nun, und dies ist sein zweiter Vortheil, die Völker der ganzen Erde miteinander in Verbindung und Alles, was die entlegensten Gegenden Bestes hervorbringen, führt er zum Genuß für Denjenigen herbei, der begütert genug ist, es sich anzuschaffen. Die großen Entdeckungen entlegener Länder sind fast sämmtlich nur in Handelsinteressen gemacht und benutzt worden, wir verdanken daher dem Handel mittelbar auch die Ausbildung der geographischen und naturwissenschaftlichen Kenntnisse; sowie es auch ausgebreitete Länderstrecken, ganze Welttheile gibt, welche den Handelsverbindungen mit den gebildeten Ländern Europas und Asiens ihre eigne Erhebung aus dem Zustande thierischer Roheit verdanken. Die Vortheile, welche der Handel in dieser Weise gebracht hat, sind in der That unberechenbar. Um aber zu derjenigen Blüte zu gelangen, welche er gegenwärtig erlangt hat und durch deren Ausbildung ihm allein seine großartigen Leistungen möglich wurden, mußten sich noch eigenthümliche Beförderungsmittel desselben ausbilden. Ein solches ist das Geld. So lange der Kaufmann noch Waare gegen Waare nehmen und geben muß, kann seine Thätigkeit nur eine sehr beschränkte sein, der Handel ist Tauschhandel (Barattohandel). Erst mit dem Gelde (s. d.) war eine Waare erfunden, die Jeder gern für seine feilgebotene Waare nimmt, weil er weiß, daß er für jenes niemals in seinem Besitz verderbende Eigenthum jederzeit jede andere Waare erlangen kann. Ein zweites Beförderungsmittel des Handels, welches sich frühzeitig herausstellte, ist der Credit (s. d.), der nicht allein dem Kaufmann die Mittel in die Hände gibt, größere Geschäfte zu unternehmen, sondern auch den Abschluß der Geschäfte selbst ungemein erleichtert und dadurch zugleich eine größere Wohlfeilheit der Waaren bewirkt, sodaß er gleich vortheilhaft für Verkäufer und Käufer ist. Auf dem Credit beruht dann auch die Erfindung der Anweisungen und Wechsel (s. d.), welche dem Handel eine ganz neue vervollkommnete Gestalt gegeben hat. Durch die Vervollkommnung der Schiffahrtskunde, welche mit der Zunahme unserer astronomischen, physikalischen und mathematischen Kenntnisse Hand in Hand gegangen ist, hat der Handel an Ausbreitung gewonnen. Wesentlichen Vortheil hat derselbe aber auch aus der Vervollkommnung des Fabrikwesens, sowie der Beförderungsmittel für Waaren, durch die Herstellung von Straßen und Kanälen und aus der öffentlichen Sicherheit in den verschiedenen Ländern gegen Straßenraub und unverschuldete Unglücksfälle gewonnen. In letzter Beziehung haben besonders auch die Versicherungsanstalten Verdienste, welche die bei ihnen nach ihrem Werth durch Einzahlung einer gewissen Summe versicherte Waare garantiren, indem sie jeden Schaden ersetzen, welcher während des Transports den Eigenthümer unverschuldeterweise trifft. Die Vortheile des Handels sind, auch abgesehen von seiner Wirksamkeit, als allgemeines Bildungsmittel so unendlich zahlreich und groß, daß wir sie eben darum fast ganz übersehen, wie wir auch die Wunder der Natur nicht mehr erblicken, weil sie uns zu nahe liegen. Der ärmste Mann kleidet sich bei uns in ausländische Stoffe (Baumwolle) und genießt aus andern Welttheilen eingeführte Waaren (Kaffee, Taback). Ja eine der nützlichsten und gewöhnlichsten Speisen, die Kartoffeln, ist ursprünglich auf dem Handelswege bei uns eingeführt worden. Der Handel ist der Beweis, daß in Wahrheit der Mensch der Herr der Erde ist.

Da durch die Meere die entlegensten Länder miteinander in Verbindung gesetzt sind, so sind die Seestädte diejenigen Plätze, in denen im Allgemeinen der Handel am blühendsten ist. Im Innern der Länder zieht er sich namentlich an solche Orte hin, welche eine günstige Lage, entweder zum Verkauf oder zum Transport der Waaren, haben. Städte an schiffbaren Flüssen zeichnen sich in dieser Beziehung aus. Privilegien und Freiheiten, einzelnen Städten vorzugsweise ertheilt, haben nach diesen, besonders in frühern Zeiten, den Handel hingezogen. Ehemals, als die Schiffahrt noch theils wegen Mangelhaftigkeit der Schiffahrtskunde, theils wegen Unsicherheit der Meere durch Seeräuber, theils endlich wegen mangelhafter geographischer Kenntnisse, sich fast nur auf Küstenfahrt beschränkte, mußten die Waaren meist zu Lande von einem Volke zum andern transportirt werden, und da auch die Länder keine sichern Straßen darboten, so schlossen sich meist größere Gesellschaften von Kaufleuten mit ihren Waaren einander an und machten ihre Reisen in Gemeinschaft, gewöhnlich noch unter militairischer Bedeckung. Ein solcher Handelszug wurde eine Karavane genannt, und diese Art des Handels selbst Karavanenhandel. Er ging von einer großen Handelsstadt zur andern und die Richtungen, welche hierbei verfolgt wurden, und theils von der gegenseitigen Lage dieser Orte, theils von der Örtlichkeit der zu durchziehenden Gegenden abhängig waren, wurden Handelswege genannt. Mit diesem Namen hat man indeß auch die Richtungen benannt, welche die im Seehandel dienenden Schiffe einzuschlagen pflegen. Neue Handelsstraßen werden sich ausbilden, wenn, wie zu erwarten steht, die Eisenbahnen mit Dampfwagen in Europa eine größere Ausdehnung gewinnen und dasselbe wie ein Netz überziehen werden.

Da zum Betreiben des Handels, besonders wenn derselbe in ferne, vielleicht wenig äußere Sicherheit darbietende Gegenden und auf kostbare Waaren gerichtet ist, große Geldsummen erfoderlich sind, so vereinigen sich sehr häufig mehre vermögende Kaufleute zu demselben Zwecke. Solche Vereine heißen Handelsgesellschaften oder Handelscompagnien. Die Gesellschaft pflegt Directoren einzusetzen, denen die Leitung ihrer Angelegenheiten anvertraut wird. Die Vortheile, welche durch den gemeinsamen Handel erworben werden, pflegen nach Maßgabe der gemachten Zuschüsse getheilt zu werden; die Privilegien u. dgl., welche die Compagnie genießt, erstrecken sich nur auf die Geschäfte, welche in aller Mitglieder Interesse vor sich gehen, und für die Schulden der Gesellschaft haften alle Mitglieder mit ihrem gesammten Vermögen. Stille Gesellschafter sind solche, welche zu dem Gesellschaftscapital eine bestimmte Summe zuschießen, unter der Bedingung, daß ihnen dieses Geld ebenso verinteressirt werde, wie den wirklichen Mitgliedern ihr zugeschossenes Geld. Indem sich diese stillen Gesellschafter des Rechts, bei der Leitung der Angelegenheiten der Compagnie mitzusprechen, begeben, übernehmen sie auch nicht die

Digitized by Google

Verantwortlichkeit derselben, und können bei Verlusten höchstens das beigesteuerte Capital einbüßen. Zu den bedeutendsten Handelsgesellschaften gehörten die verschiedenen ostind. Compagnien (s. Ostindien); aber auch alle die neuerdings so häufig gewordenen Actiengesellschaften (s. Actie) zur Herstellung von Eisenbahnen, Kanälen u. dgl. sind wenigstens in gewisser Beziehung hierher zu rechnen. Handelsgesellschaft wird jedoch auch die Innung oder der Verein aller Kaufleute einer Stadt genannt, der den Zweck hat, für alles Dasjenige zu sorgen, was im Interesse des gesammten Handelsstandes an gemeinnützigen Einrichtungen oder Anstalten (z. B. Börse, Waarenhäuser u. dgl.) unternommen wird. Endlich führen denselben Namen auch diejenigen Gesellschaften, welche den Genuß gewisser Privilegien oder Verbindlichkeiten theilen, von denen aber jeder auf eigne Hand sein Geschäft führt und in deren Zahl jeder unter gewissen Bedingungen eintreten kann.

Da mit dem Gedeihen des Handels das Wohl der Staaten so eng verknüpft ist, so haben die Regierungen, seitdem dieselben die Sorge für das Wohl der Staatsbürger in jeder Beziehung zu wachen sich angelegen sein lassen, auch dem Handel eine vorzügliche Aufmerksamkeit gewidmet. Im Allgemeinen ist es gewiß, daß es einem Lande vortheilhafter ist, wenn die Ausfuhr desselben stärker als die Einfuhr ist, denn jene führt Geld ein, diese aus, ja wenn ein allzu großes Misverhältniß zwischen Einfuhr und Ausfuhr stattfindet, so muß dieses nothwendig Verarmung zur Folge haben. Um den Staat in der eben angegebenen Rücksicht beurtheilen zu können, haben die Regierungen Ausfuhr und Einfuhr in der sogenannten Handelsbilanz miteinander verglichen. Diese Berechnung kann stets nur sehr unsicher sein, schon darum, weil die Regierungen nie die Einkaufspreise der Waaren in Erfahrung bringen können, und daher lassen sich auch alle auf sie gestützten Maßregeln in ihren Folgen nicht streng berechnen. Die Erfahrung hat dagegen im Allgemeinen den Beweis geliefert, daß der Handel bei völliger Handelsfreiheit am meisten blüht und am ehesten eine dem allgemeinen Wohl nützliche Richtung nimmt. Dies liegt insofern auch in der Natur der Sache, als sich Ausfuhr und Einfuhr, Einkauf und Verkauf von selbst reguliren, denn wo es keine Menschen gibt, welche Geld erwerben, da gibt es auch keine Käufer, und nach dem Erwerb richtet sich überhaupt im Allgemeinen der Verbrauch. Gewiß ist es, daß die Beschränkung der Handelsfreiheit in Bezug auf Einfuhr ausländischer Fabrikate, wenigstens auf eine gewisse Zeit, dem Aufschwung der inländischen Gewerbe höchst vortheilhaft werden kann. Indeß steigert sich bei einem thätigen Volke grade durch die Concurrenz die Industrie am meisten. Die Staaten haben nun zur Förderung des Handels und zur Aufhebung bisher stattgefundener Hemmungen untereinander mancherlei Verträge geschlossen, sogenannte Handelsverträge. Um den Bedürfnissen des Volkes abzuhelfen oder der Betriebsamkeit desselben einen höhern Aufschwung zu geben, haben die Regierungen zuweilen Handelsprämien, d. h. Belohnungen an Diejenigen ertheilt, welche nachweisen konnten, daß sie gewisse Waaren in größern Quantitäten entweder eingeführt oder ausgeführt hatten. Doch hat sich dieses Verfahren im Allgemeinen nicht als zweckmäßig erwiesen. Förderlich, ja zum Gedeihen des Handels durchaus nothwendig ist es, daß der Staat den Handel in Bezug auf die eigenthümlichen, in ihm sich ausbildenden Rechtsverhältnisse in Schutz und Obhut nimmt. Die für den Handel speciell geltenden Rechtsgrundsätze, namentlich auch die dem Handel gestatteten Vorrechte, sowie die in einem Staate geltenden Einschränkungen desselben, machen in ihrer Gesammtheit das Handelsrecht aus. Zuweilen nennt man so auch das einer Person ertheilte Recht, Handel zu treiben. Die den Handel betreffenden Rechtsangelegenheiten erfodern, besonders in großen Handelsstaaten, eine schleunige Abmachung; auch kommt es bei denselben auf Sachkenntniß in Bezug auf die Handelsverhältnisse vorzugsweise an. Aus diesen Gründen sind in den meisten größern Handelsstädten eigne Handelsgerichte eingesetzt, welche, mit den nöthigen Vollmachten versehen, alle auf den Handel bezüglichen Rechtsangelegenheiten zu versehen haben. Außer Juristen sind auch eine gewisse Anzahl von Kaufleuten Beisitzer dieses Gerichts. Um ferner das Interesse des Handels im Großen wahrzunehmen, bestehen in einigen Staaten an verschiedenen für den Handel wichtigen Orten Vereinigungen von Kaufleuten unter dem Namen von Handelskammern, Handelscollegien oder Commerzkammern. Um endlich gewisse, unter Umständen gefährliche Waaren zu beaufsichtigen, daß aus ihnen nicht ein Nachtheil für das Volk erwachsen könne, ist in allen gebildeten Staaten eine eigne Handelspolicei eingesetzt. Dieselbe hat zu wachen, daß aus Gegenden, in denen pestartige, ansteckende Krankheiten herrschen, keine Waaren eingeführt werden, daß Schiffe, die aus solchen Gegenden kommen, die gehörige Quarantaine halten, daß mit leicht entzündlichen und giftigen Waaren vorsichtig umgegangen werde, daß im Buchhandel verbotene Schriften nicht ins Publicum gebracht werden und dergleichen. — In allen Rechtsangelegenheiten, welche sich auf den Handel beziehen, wird den Handlungsbüchern der Kaufleute ein besonderes Zutrauen geschenkt. Um die erfoderliche Ordnung im Geschäft zu erhalten, müssen nämlich verschiedene Bücher (s. Buchhalterei) geführt werden, welche sich gegenseitig controliren und in denen sowol aus diesem Grunde, als weil sie ununterbrochen fortgeführt werden, Verfälschungen nicht wohl vorkommen können. Man legt ihnen daher besonders bei Geldstreitigkeiten unter Kaufleuten einen hohen Grad von Beweiskraft bei, wie solche die Rechnungsbücher von Privatpersonen nicht haben. Die Gesetze der verschiedenen Staaten enthalten jedoch in dieser Beziehung verschiedene Bestimmungen, und vor Allem ist nöthig, daß sich solche Bücher in der vollkommensten Ordnung befinden.

Der tüchtige Kaufmann bedarf zu erfolgreicher Betreibung seines Geschäfts einer nicht unbedeutenden Menge von Kenntnissen, welche theils allgemeiner Art sind, theils auf einzelne Handelsgegenstände sich beziehen. Die Gesammtheit aller dieser Kenntnisse faßt man unter dem Namen der Handelswissenschaft zusammen. Buchhaltung, Waarenkunde, Kenntniß der Münzsorten und ihrer Curse, der Staatspapiere, des Wechselrechts, der Geographie, der Rechenkunst u. s. w. gehören zu dieser Wissenschaft. Da der gewöhnliche Gang, in dem die Handlung erlernt werden muß, der ist, daß der junge, zum Handelsstande bestimmte Mensch bei einem Kaufmann als Lehrling eintreten und später als Commis in irgend einem Handelshause serviren (dienen) muß, so hat er wenig Gelegenheit sich anders

Digitized by Google

als practisch auszubilden, und es ist dem Zufall überlassen, welcher Geschäftszweig sich ihm auf diese Weise vorzüglich zur Erlernung darbietet. Aus diesem Grunde hat man in neuerer Zeit in verschiedenen Handelsstädten eigne Handelsschulen errichtet, welche dem Jünglinge Gelegenheit bieten, sich umfassender und vollständiger auszubilden. Hier wird er auch angehalten, bisher versäumte Vorkenntnisse sich anzueignen. Die älteste derartige Anstalt ist die 1767 zu Hamburg gestiftete Handelsakademie. Später wurden auch zu Lübeck, Düsseldorf, Paris, Berlin, Magdeburg, Karlsruhe, Gotha, Leipzig und an vielen andern Orten des In- und Auslandes Handelsschulen errichtet, welche, wie sie verdienen, großen Beifall erworben und nicht wenig zur gegenwärtigen Blüte des Handels beigetragen haben.

Von dem reellen und soliden Handel, von dem bisher gesprochen wurde und welcher wirklich Waaren ein- und ausführt, unterscheidet sich der Scheinhandel, bei dem nur Geld- oder Geldeswerth aus einer Hand in die andere geht, ohne daß eine dem Werth entsprechende Waare dafür eingetauscht wird. Solcher Scheinhandel besteht meist in einem bloßen Wetten, z. B. auf das Steigen oder Fallen von Staatspapieren, Actien u. dgl. Auch an wirkliche Gegenstände schließt sich der Scheinhandel an, so z. B. im 17. und 18. Jahrh. an den Blumenhandel. (S. Blume). Nicht weniger unsolid ist der Schleichhandel, welcher im heimlichen Einführen solcher Waaren in ein Land besteht, deren Einfuhr entweder gänzlich untersagt, oder doch mit einem hohen Zoll belegt ist, weil aus der Entdeckung solcher Einfuhr allemal ein unersetzbarer Schade für Käufer oder Verkäufer entsteht. Solcher Handel ist überdies für die Sittlichkeit Derer, welche ihn betreiben, vom nachtheiligsten Einfluß, weil er stets ein Betrug gegen den Staat und ein Übervortheilen seiner Mitbürger ist, welche sich nicht dem unehrenhaften Gewerbe unterziehen mögen, und weil endlich an den Grenzen durch ihn eine Art von Kriegszustand zwischen den vom Staat angeordneten Aufsichtspersonal und den Schleichhändlern erhalten wird, der schon oft zu den entsetzlichsten Verbrechen Veranlassung gegeben hat. Von Seiten der Sittlichkeit zu verdammen sind alle Zweige des Handels, welche der Menschheit keinen wahren Nutzen bringen, sondern gereichen derselben zur Entwürdigung. Der Handel mit unsittlichen Schriften und Bildern, besonders aber der Sklavenhandel, sind solche in tiefster Bedeutung verächtliche Handelszweige. — Da nun der Verkauf im Kleinen und Einzelnen viele Zeit kostet, welche der Einkäufer großer Massen nicht abwarten kann, so haben sich zwei wesentlich verschiedene Handelszweige ausgebildet: der Großhandel und der Kleinhandel. Der Großhändler bezieht die Waaren aus fernen Gegenden, aus Fabriken u. dgl. und verkauft sie an die Kleinhändler oder Kramer auch noch in ansehnlichen Partien; diese endlich verkaufen sie in beliebig großen Theilen an Diejenigen, welche sie verbrauchen. In vielen Städten steht nur den Kramern frei, einen offenen Verkaufsladen zu halten, und die Kramer werden hiernach von den Kaufleuten, den Großhändlern, unterschieden. — In Bezug auf das Land oder den Staat, in welchem der Kaufmann einheimisch ist, unterscheidet man den im Innern des Landes betriebenen Binnenhandel von dem Handel ins Ausland; ferner den Handel, welcher Waaren einführt, die im Lande selbst verbraucht (consumirt werden), den Consumtionshandel von dem Transito-, d. h. Durchfuhrhandel, der Waaren aus einem fremden Lande bezieht, um sie wieder in ein anderes fremdes Land zu verkaufen. Bezieht Derjenige, welcher die Waaren braucht, sie unmittelbar von Demjenigen, der sie herstellt, so ist der Handel direct, liegt dagegen der Handel in den Händen von Mittelspersonen, so findet Zwischenhandel statt. Der letzte ergibt sich von selbst unter Ländern, welche ihrer geographischen Lage oder politischer Verhältnisse wegen nicht wol in directer Handelsverbindung stehen können; ist aber zuweilen auch ein durch gesetzliche Handelsbeschränkungen künstlich herbeigeführter Zustand, der wol dem Lande, in dessen Händen der Zwischenhandel liegt, selten aber den Gegenden Vortheil bringt, welchen ein directer Handel verwehrt ist. Die Engländer haben Versuche gemacht, sich ganz Europa zu Zwischenhändlern aufzudringen, und den engl. Colonien ist es durch Gesetz verboten, einen directen Handel mit dem Auslande zu treiben. Eigenthümliche Arten des Zwischenhandels sind der Commissionshandel, welcher im Ankauf und Verkauf von Waaren in Auftrag und auf Rechnung eines Andern besteht, und der Speditionshandel, welcher fremde Waaren da, wo eine Umpackung derselben, z. B. der in Schiffen angekommenen auf Frachtfuhrwerk, nöthig, oder irgend ein anderes Geschäft mit denselben vorzunehmen ist, ehe dieselben in die Hände des eigentlichen Käufers gelangen können, alles Nöthige in Ausführung bringt. Beide letzterwähnten Handelsarten nehmen an etwaigen Verlusten der Käufer oder Verkäufer nicht Theil und am Gewinn nur insofern, als sie für ihre Mühwaltung eine gewisse Entschädigung erhalten. Activhandel heißt endlich derjenige Handel, den eine Nation durch ihre eignen Kaufleute im Auslande betreibt, entgegengesetzt dem Passivhandel, welcher im Lande von fremden Kaufleuten betrieben wird.

Händel (Georg Friedr.) war einer der ausgezeichnetsten, talentvollsten und fleißigsten Componisten. Er wurde 1684 zu Halle in Sachsen geboren und zeigte schon in früher Jugend große musikalische Anlagen, obgleich sein erster Unterricht keineswegs ausgezeichnet war. Er ließ sich als Knabe vor dem Herzoge von Sachsen-Weißenfels auf der Orgel hören und dieser bewog nun seinen Vater, einen Arzt, der ihn zum Rechtsgelehrten bestimmt hatte, ihn ganz der Musik zu widmen. Bald war er seinem Lehrer in Halle entwachsen und nachdem er noch einige Zeit in Berlin Musik studirt hatte, begab er sich erst nach Halle zurück und dann nach seines Vaters Tode nach Hamburg, wo er Director des Orchesters wurde und kaum 20 Jahre alt seine ersten Oper zur Aufführung brachte. Er ersparte sich ein kleines Capital und benutzte es zu einer Reise nach Italien. Hier machte er ungemeines Aufsehen; verschiedene von ihm componirte Werke fanden den lautesten Beifall. Er kehrte nach Deutschland zurück, um die Stelle eines Kapellmeisters des Kurfürsten von Hanover anzutreten. Als er 1710 und 1712 Reisen nach England unternahm, fand er auch hier die verdiente Anerkennung. Er ließ sich bewegen, ein Tedeum auf den Frieden von Utrecht zu componiren, welcher dem Kurfürsten von Hanover nachtheilig gewesen war. Da er hierdurch die Gunst desselben verscherzt hatte, so blieb er in

Digitized by Google

England und bezog von der Königin Anna einen Jahrgehalt von 200 Pf. Der ehemalige Kurfürst von Hanover wurde aber 1714 als Georg I. König von England. Er verzieh großmüthig dem großen Künstler und erhöhete seinen Gehalt sogar auf 600 Pf. mit dem Auftrage, den Prinzessinnen Unterricht in der Musik zu ertheilen. Von Jahr zu

Jahr stieg H.'s Ruhm durch die großartigen Compositionen, welche er bekannt machte, besonders durch seine Opern. Vergebens suchten Nebenbuhler ihn zu verdunkeln. Mit Buononcini trat H. öffentlich im Wettkampf auf. Sie componirten zusammen eine Oper, jeder einen Act, und H. gewann den Preis. Er leitete die kön. Akademie der Musik, welche auf dem Haymarket-Theater ausgezeichnete Opern möglichst vollkommen zur Aufführung brachte. Eine Streitigkeit mit einem Sänger, welcher der Liebling des Publicums war und den H. entließ, brachte diesen auf einige Zeit um die öffentliche Gunst. Er mußte endlich das Haymarket-Theater aufgeben, welches die Italiener in Besitz nahmen. Eine Folge verschiedener Kränkungen und unverdienter Zurücksetzungen zerrüttete H.'s Geistes- und Körperkräfte. Nachdem er sich aber in Aachen durch Gebrauch der dortigen Bäder hergestellt hatte, trat er mit neuer Kraft und neuem Glück wieder auf. Er brachte mehre neue Opern auf dem Theater zu Coventgarden zur Aufführung. Endlich wendete er sich aber vom Theater ganz ab und componirte nun die berühmten Oratorien, in denen er allen folgenden Zeiten ein unübertreffliches Muster bleiben wird. Sein „Messias", „Samson" und andere werden noch jetzt als die herrlichsten Musikwerke zur Aufführung gebracht und sind stets von der gewaltigsten Wirkung auf die Zuhörer. Obgleich H. 1751 durch den schwarzen Staar das Gesicht verlor, arbeitete er an seinen musikalischen Schöpfungen doch rastlos fort bis kurz vor seinem Tode, der 1759 erfolgte. Sein Leichnam wurde in der Westminsterabtei zu London beigesetzt und ihm daselbst ein schönes Denkmal errichtet.

**Handschrift**, im juristischen Sinne, nennt man eine schriftlich ausgestellte Urkunde, in welcher sich der Aussteller zu etwas bekennt oder verpflichtet. Da das Wort Handschrift streng genommen nur die Schriftzüge oder den Namenszug des Schreibers bezeichnet, so ist der Ausdruck Urkunde, Document oder Schuldverschreibung als die gewöhnlichste Art dieser schriftlichen Versicherungen richtiger und deutlicher. Eine solche Urkunde kann von dem Aussteller selbst geschrieben oder blos unterschrieben sein; sie ist in beiden Fällen gleich verbindlich. Bevor indeß der Aussteller zur Leistung des Versprochenen gerichtlich angehalten werden kann, ist es nothwendig, daß er seine Unterschrift vor Gericht anerkennt. Es wird ihm zu diesem Zwecke die Urkunde in einem besonders dazu anberaumten Termine zur Anerkennung oder eidlichen Ableugnung vorgelegt. (S. Diffession.) Vom Augenblicke der Anerkennung an ist die Urkunde ein gemeinschaftliches Beweismittel, sodaß auch der Gegner sie zu seinen Gunsten gebrauchen kann; im Allgemeinen aber gilt die Regel, daß eine Urkunde für den Schreiber derselben nichts beweisen kann. Von dem Gegner im Processe kann man auch die Herausgabe (Edition) einer Urkunde verlangen, wenn man sein Interesse an ihr beweisen kann. Auf die Beschaffenheit der Urkunde kommt es an, was für eine Proceßart bei Einklagung der aus ihr entspringenden Verbindlichkeit gewählt werden darf. Die Formalitäten, welche die Gesetze bei Abfassung einer Urkunde vorschreiben, wenn durch sie eine schnellere Procedur als gewöhnlich gerechtfertigt werden soll, sind in den einzelnen deutschen Ländern verschieden. Eine Urkunde, welche den Executivproceß zuläßt, nennt man ein documentum guarentigiatum, d. i. ein solches Document, aus welchem sofort Alles erhellt, was zur Begründung der Klage und zur Verurtheilung des Beklagten erfoderlich ist. Zu den am häufigsten vorkommenden Urkunden in privatrechtlicher Beziehung gehören die Schuldverschreibungen. (S. Darlehn.)

Mehr der ursprünglichen Bedeutung des Wortes gemäß bezeichnet man mit Handschrift oder (lat.) Manuscript (auch Codex, Mehrzahl Codices) jedes größere oder kleinere Schriftwerk, wie es von der Hand des ersten Schreibers oder eines Abschreibers gekommen ist. Jedes gedruckte Werk muß daher einst als Handschrift existirt haben und vor Erfindung der Buchdruckerkunst existirten die Bücher nur als Handschriften. Da die später geschehenen Drucke dieser Bücher nach jenen Handschriften gemacht sind, sich bei dieser Gelegenheit Druckfehler eingeschlichen haben können, endlich die alten Handschriften desselben Werks selbst je nach der Sorgfalt und Bildung der Abschreiber mehr oder weniger voneinander abzuweichen pflegen, so müssen sorgfältige Herausgeber älterer Schriftsteller stets auf die Handschriften zurückgehen und aus der Vergleichung der verschiedenen Handschriften den Text, d. h. die ursprünglichen Worte des Schriftstellers mit möglichster Treue wiederherzustellen suchen. Ein solches Verfahren, unterstützt durch genaue Sprach- und Sachkenntniß, ist besonders bei den in einer fremden Sprache geschriebenen Werken nöthig. Aus dem Gesagten geht zugleich hervor, daß die alten und guten Handschriften für die Wissenschaften einen großen Werth haben, indem sie

Digitized by Google

keineswegs durch Druckschriften entbehrlich gemacht werden; man sammelt sie in Bibliotheken oft mit bedeutenden Kosten. Interessant und namentlich in historischer und rechtlicher Beziehung wichtig sind endlich auch alle diejenigen Handschriften, welche entweder von berühmten Männern herrühren (s. Facsimile) oder Bestimmungen über geschichtliche Verhältnisse und dergl. enthalten. Hierbei kommt es viel darauf an, das Alter der Handschrift aus dem Anblick derselben erkennen zu können, weil ausdrückliche Angaben der Zeit der Abfassung nicht immer vorhanden sind, und wo sie sich finden, nur dann Zutrauen verdienen, wenn die angegebene Zeit der Art und Weise, wie man damals Schriften abzufassen pflegte, entspricht. Man sieht hierbei auf den Stoff, dessen sich der Schreiber bedient hat, auf die Beschaffenheit der Tinte, die Form der Buchstaben, die angebrachten Abkürzungen, die Interpunction (welche in frühern Zeiten ganz fehlte), die Trennung der Worte, die Eintheilung in Capitel (welche ebenfalls erst später eingeführt wurden) und dergl. Besondere Berücksichtigung verdienen noch im Text selbst vorkommende Andeutungen, aus welchen sich Zeitbestimmungen entnehmen lassen. (Vgl. Diplom.) Die ältesten Handschriften sind diejenigen, welche man in der wiederaufgegrabenen altital. Stadt Herculanum (s. d.) gefunden hat. Sie gehören dem 1. Jahrh. n. Chr. an.

**Handschuhe** sind ein bekanntes Kleidungsstück, welches gegenwärtig vorzüglich zum Schmuck und zum Schutz der Hand gegen Kälte, Sonnenschein, Regen, Schmuz u. s. w. getragen wird, ehemals aber vorzugsweise als Waffenstück der Krieger betrachtet wurde. Daher trugen im Mittelalter namentlich nur die Ritter Handschuhe, und galt außerdem das Tragen derselben, insofern sie keinen Theil der Bewaffnung ausmachten, als ein Vorrecht der Könige und der hohen Geistlichkeit. Der Handschuh wurde häufig auch in symbolischer Bedeutung genommen. Als Zeichen der Herausfoderung zum Zweikampf warf der Ritter dem Gegner seinen Handschuh hin, Dasselbe that bei ehrenrührigen Beschuldigungen der Angeklagte, indem er Jeden zum Kampf auffoderte, der jene Beschuldigung für wahr halte; wer den Handschuh aufhob, nahm den Zweikampf an. Auch wurde die Fehde durch Übersendung eines Handschuhs (daher Fehdehandschuh) angekündigt. Schenkungen, Privilegien, Bewilligungen von Seiten der Fürsten (namentlich zur Anlegung einer Stadt, des Münzrechts, der Marktfreiheit) wurden sinnbildlich durch Übergebung von einem oder von ein Paar Handschuhen bestätigt. Gegenwärtig, wo die Handschuhe einen der allgemein gebrauchtesten Luxusartikel ausmachen, bilden sie einen bedeutenden Gegenstand des Handels und der Fabrikation. Sie werden theils von Handschuhmachern oder Beutlern, theils in großen Fabriken verfertigt. Man verfertigt sie aus Leder, Pelzwerk, Seide, Wolle oder Baumwolle. Die Pelzhandschuhe macht der Kürschner, die seidenen, wollenen und baumwollenen werden nach Art der Strümpfe verfertigt. Am gebräuchlichsten sind die Lederhandschuhe, und man unterscheidet dieselben theils nach der Form in lange (welche einen Theil des Arms mitbedecken) und kurze, in Fingerhandschuhe, Fausthandschuhe (bei denen nur der Daumen ein besonderes, die übrigen Finger ein gemeinschaftliches Behältniß haben), sogenannte Theehandschuhe (welche nur die Mittelhand bedecken), Klappenhandschuhe u. s. w., theils nach Geschlecht und Alter der Personen, für welche sie bestimmt sind (Manns-, Frauen-, Kinderhandschuhe), theils endlich nach der Beschaffenheit des Leders, aus dem sie gearbeitet sind: Wasch- und Glacéhandschuhe. Jene sind aus sogenanntem Sämischleder bereitet und lassen sich bequem waschen; die besten und feinsten sind aus Gemsleder oder aus Damhirschleder; die von Reh- und Hirschleder zeichnen sich durch Festigkeit aus. Die Glacéhandschuhe, auch glanzlederne, glasirte, erlanger oder romanische Handschuhe genannt, zeichnen sich durch schönes Ansehen aus. Zu den besten nimmt man die Felle von jungen Lämmern und Ziegen, welche auf besondere (franz.) Weise zubereitet, geglättet und zum Theil mit einem eignen Firniß überzogen werden. Die sogenannten dänischen Handschuhe werden gleichfalls aus Lämmerfellen gemacht und erhalten ihren eigenthümlichen Geruch und ihre bräunliche Farbe durch die Rinde der Söhlweide, welche bei der Bearbeitung des Leders angewendet wird. Von der Feinheit des Leders und der Sauberkeit der Nähterei hängt der Werth der Handschuhe ab. Die bedeutendste Handschuhfabrikation in Deutschland, welches gegenwärtig keinem andern Lande hierin nachsteht, ist in Wien, Prag, Erlangen, Kassel, Dresden, Tirol u. s. w. Die nach franz. Art verfertigten werden allgemein für franz. Handschuhe ausgegeben. In Tirol werden besonders schöne waschlederne Handschuhe verfertigt und von den Tirolern weithin auf die Märkte getragen. Unter den franz. Handschuhen sind besonders die in Blois verfertigten Gands de Canepin oder de peau de poule (d. h. von Hühnerleder, sie bestehen aber aus zartem Lammleder) berühmt, von denen man ein Paar in eine Nußschale soll drängen können. Auch aus Italien kommen schöne, besonders parfumirte Handschuhe. Die dänischen Handschuhe wurden ehemals besonders in der Gegend von Randers verfertigt und heißen daher auch randersche Handschuhe, werden aber gegenwärtig besonders in und um Odense fabricirt. Auch England liefert sehr viele und schöne Lederhandschuhe, namentlich sind die Hühnerlederhandschuhe von Limerick in Irland so fein, daß ein Paar durch einen Fingerring gezogen werden kann.

**Handwerk** heißt jedes Gewerbe, welches sich mit Verarbeitung der Natur- und Kunstproducte zur Benutzung des Menschen beschäftigt, und das nach gewissen herkömmlich überlieferten Regeln, die sich bei der fortwährenden Beschäftigung als zweckmäßig bestätigt haben, geübt wird. Durch das Haften am Hergebrachten unterscheidet sich das Handwerk von der Kunst, welche freier nach Kenntniß und Talent des sie Ausübenden gepflegt wird, obschon auch jeder Kunst etwas Handwerksmäßiges anhaftet. Wesentlicher unterscheidet sich das Handwerk von der Kunst dadurch, daß es mehr auf Befriedigung der wirklichen Lebensbedürfnisse des Menschen ausgeht, während die Kunst den vorwaltenden Zweck hat, mit ihren Erzeugnissen dem Menschen zum geistigen Genuß zu dienen. Hierdurch ist nicht ausgeschlossen, daß nicht auch das Handwerk mit sinnreicher Überlegung getrieben werden könne, es wird vielmehr der denkende Handwerker dem gedankenlosen stets mit seiner Arbeit den Preis abgewinnen; aber die große Masse der Handwerker ist ohne höhere Vorbildung und hält sich an Das, was ihr

nen handgreiflich beigebracht wird. Für Solche ist es dann besonders zweckmäßig, zu reisen und in fernen Städten in Arbeit zu treten, denn vieles Förderliche und Gute, was anderswo in das Handwerk übergegangen, werden sie so erlernen und besonders in Werkstätten, die von denkenden Männern geleitet werden, nützliche Kenntnisse einsammeln. Die Erlernung des Handwerks geschieht nicht durch fortgesetzten Unterricht, sondern durch praktische Übung, indem dem Lehrling oder Lehrburschen vom Lehrmeister immer schwierigere Arbeiten übertragen werden, sowie er durch die Übung zu größerer Fertigung gelangt. Nach einer gewissen Reihe von Jahren, welche länger dauert, wenn der Lehrling kein Lehrgeld bezahlt hat und während welcher derselbe keinen Lohn empfängt, wird er freigesprochen und heißt nun Gesell. Dieser tritt, bei welchem Meister sich ihm Gelegenheit darbietet, in Arbeit, wandert von einem Orte zum andern und wird, nachdem er eine gewisse Anzahl von Jahren in der Fremde sich aufgehalten, unter bestimmten Bedingungen, unter denen das der Innung vorzulegende Meisterstück das Wesentlichste, Meister. Die Handwerke haben sich als Beschäftigung freier Menschen erst im Mittelalter ausgebildet, indem man früher die Herbeischaffung Dessen, was man zur Bequemlichkeit des Lebens bedurfte, den Frauen und Sklaven überließ. Auf der Ausbildung der Handwerke beruht größtentheils die äußere Wohlfahrt, deren wir uns gegenwärtig zu erfreuen haben, denn nicht allein haben Millionen von Menschen in den Handwerken eine ergiebige und achtungswerthe Erwerbsquelle gefunden, sondern indem Alle für Alle arbeiten und Jeder in seiner Arbeit Ausgezeichnetes liefert, lebt Jeder zugleich billiger und besser. Das Emporblühen der Handwerke ist wesentlich eine Folge des im Mittelalter dem Geiste desselben gemäß sich ausbildenden Zunftwesens (s. d.). In der neuern Zeit sind die Beschäftigungen verschiedener Handwerke wenigstens theilweise von Fabriken und Manufacturen übernommen worden, und Vieles, welches sonst Menschenhände Stück für Stück arbeiteten, stellen jetzt Maschinen massenweise her. Durch diesen Umstand haben allerdings einzelne Handwerke Schaden gelitten, indeß haben sich mit zunehmender Bildung auch die Bedürfnisse des Menschen gesteigert, und das Sprüchwort wird innerhalb gewisser Grenzen stets wahr bleiben, daß das Handwerk einen goldenen Boden habe. Deutschland steht an der Spitze der Staaten, welche einen ehrenwerthen und wohlhabenden Handwerksstand besitzen, und es ist Zeichen eines sehr mangelhaften Culturzustandes, wo die Handwerke noch gänzlich darniederliegen oder wo dieselben heruntergekommen sind.

**Hanf** (der) ist eine in mehrfacher Hinsicht höchst wichtige und nützliche Pflanze, welche ursprünglich in Persien und Südasien einheimisch gewesen ist, aber schon seit den ältesten Zeiten in Europa und jetzt in den meisten Feldbau treibenden Gegenden angebaut wird und sich auch hier und da verwildert findet. Die beiden Geschlechter lassen sich sehr leicht unterscheiden. Die männlichen Hanfpflanzen haben ihre blos Staubgefäße enthaltenden Blüten in ansehnlichen, einfachen oder zusammengesetzten Trauben stehen. Die weiblichen Pflanzen sind höher, robuster und haben größere und dunklere Blätter; die unansehnlichen Blüten sitzen gehäuft in den Achseln



der obern Blätter. Gewöhnlich erreicht der Hanf eine Höhe von 4—8 F.; in gutem Boden wird er aber noch höher

und in Indien findet sich eine Abart, Riesenhanf, der bis 15 F. und drüber hoch wird. Die Blütezeit fällt in Deutschland in die erste Hälfte des August, und kurz nach derselben müssen die männlichen Hanfpflanzen, die sonst verwelken und unbrauchbar werden würden, vorsichtig, ohne dabei die weiblichen zu beschädigen, ausgezogen werden. Man nennt dies das Femeln oder Fümeln, weil der männliche Hanf Femel genannt wird. Dieser Name rührt wahrscheinlich von dem röm. Femella, Weib bedeutend, her, sowie der Name Mastel oder Bastel, womit man den weiblichen Hanf belegt, von dem röm. Mas, Mann, abzuleiten ist. Die Römer hielten nämlich die stärkern, kräftigern, samentragenden Pflanzen für männliche und die schwächern für weibliche Individuen. Nach dem Femeln haben die weiblichen Pflanzen mehr Raum und breiten sich, noch sechs Wochen lang fortwachsend, aus, worauf auch sie entweder ausgezogen oder am Grunde abgeschnitten werden. Die Gewinnung der Hanffäden aus den Stengeln findet auf ähnliche Weise, wie die des Flachses (s. d.) aus den Stengeln des Leins statt. Den meisten Handel mit Hanf treibt Rußland, und mehr als die Hälfte von diesem Hanf wird über Petersburg, der übrige größtentheils über Riga und nur wenig über Narwa und Archangel verschifft. Über Petersburg werden etwa jährlich im Durchschnitt über 2 Mill. Pud, also über 80 Mill. Pf. Hanf ausgeführt. Nach Rußland erzeugt besonders Polen und Preußen viel Hanf. Es ist hinreichend bekannt, daß man aus dem Hanfgarn nicht nur sehr dauerhafte, feinere und gröbere Zeuche, Segeltuch u. dgl., sondern auch Stricke, Taue und viele andere Gegenstände verfertigt. Die Blätter und Stengelspitzen haben einen so starken, unangenehmen und betäubenden Geruch, daß man, ohne Kopfschmerzen zu bekommen, nicht lange, besonders nicht gegen Abend, in der Nähe von Hanfpflan-



Digitized by Google

zungen verweilen kann. Ihr Geschmack ist bitter. Auf ihren Genuß folgen ähnliche Wirkungen, wie auf den des Opiums. In den warmen und heißen Ländern besitzen sie ausgezeichnet berauschende Eigenschaften und werden deshalb im Oriente auf verschiedene Weise und durch Zusätze von Gewürzen und andern Dingen, z. B. Opium, Moschus und dergl., zur Bereitung berauschender Getränke verwendet. Die Orientalen verfertigen auch Pillen aus Hanf, indem sie die Blätter und blühenden Spitzen weiblicher Pflanzen trocknen, zu Pulver reiben und Honig, Arekanüsse, Gewürz, selbst Nieswurz und dergl. beimischen. Sie nennen dieselben Fröhlichkeitspillen und verschlucken sie stückweise. Auch wird der Hanf für das berühmte Nepenthes der Alten, ein die Traurigkeit verscheuchendes Kraut und daraus bereitetes Getränk, gehalten. In Indien bedient man sich seiner nicht selten als eines Arzneimittels und in Persien zu Fußbädern, um die Müdigkeit aus den Füßen zu vertreiben. In Europa werden vornehmlich nur die Früchte als Samenmilch oder Emulsionen bei entzündlichen Krankheiten angewendet, doch bereiten die Homöopathen einen weingeistigen Auszug des Krauts gegen mancherlei Nervenleiden. — Aus den Früchten, dem sogenannten Hanfsamen, erhält man durch Schlagen oder Auspressen das Hanföl, welches eine gelbliche oder blaßgrüne Farbe hat, leicht trocknet und zum Brennen, zur Bereitung der grünen und schwarzen Seife, zu Wagenschmiere und wol auch bei der Bereitung von Speisen verwendet wird.

**Hänfling**, gemeiner oder grauer Hänfling, Bluthänfling, auch Flachs- oder Hanffink genannt, ist ein zur Gattung der Finken gehöriger Singvogel, den man häufig im Zimmer hält. Hals und Nacken sind aschgrau, Kehle und Vorderhals weiß, mit bräunlichen Flecken, die Unterbrust braunroth, die Schwung- und Schwanzfedern schwarz. Beim Männchen sind Scheitel, Stirn und Brust roth, beim Weibchen nußbraun mit dunklern Flecken. Es kommen verschieden gefärbte Spielarten vor. Alle Hänflinge aber werden, wenn man sie längere Zeit in der Gefangenschaft hält, allmälig grau; auch bekommen die in der Gefangenschaft aufgezogenen niemals rothe Flecken. Sie lassen sich leicht zähmen, lernen Melodien und Gesänge anderer Vögel nachahmen, auch einzelne Worte sprechen. Nur die Männchen singen, und man pflegt daher nur solche in Bauern zu halten. Der natürliche Gesang des Männchens ist mannichfaltig, laut und angenehm.

**Hangematten** (die) bilden auf den Schiffen die Schlafstellen der Matrosen und Seesoldaten und bestehen aus etwa 6 F. langen und 3 F. breiten Stücken Segeltuchs, welche an den schmalen Enden durch Querhölzer oder durch Tauenden befestigt sind und mittels dieser Befestigung unter dem Verdeck angebracht werden. Die Offiziere pflegen hängende viereckige Körbe (cotts) statt der Hangematten zu haben. Bei Seetreffen wird mit den zusammengelegten Hangematten auf dem Verdeck eine Art von Brustwehr zum Schutz gegen die feindlichen Kugeln gebildet. Man bedient sich der Hangematten in wärmern Ländern, namentlich in Ost- und Westindien, auch auf dem Lande, indem man sie an Baumäste oder Pfähle befestigt. Sie sind für die Reisenden die bequemste Bettstelle, weil sie leicht zu transportiren sind und wegen ihrer freischwebenden Stellung vor kriechendem Ungeziefer und wol auch vor wilden Thieren sichern. Die vornehmen Ostindier bedienen sich auch einer Art Hangematten wie wir der Sänften.

**Hängewerk** nennt man in der Baukunst jedes Bauwerk aus Balken, welches zum Theil von oben getragen und nicht durch untergesetzte Pfeiler hinreichend unterstützt wird. Die Anhängung der Balken, welche mit beiden Enden aufliegen, aber bei einiger Länge, wenn sie weiter nicht unterstützt wären, sich beugen und endlich brechen würden, geschieht durch Hängeeisen (eiserne Klammern), mit denen sie an einer oder mehren senkrecht herabreichenden Hängesäulen befestigt sind. Die Hängesäulen werden in ihrer schwebenden Stellung durch Streben (schiefgehende Balken) gehalten, welche sich gegeneinander und auf die seitwärts angebrachten Unterlagen stützen. Sind mehre Hängesäulen angebracht, so stehen diese untereinander durch horizontale Balken, Spannriegel, in Verbindung. Die Hängewerke unterscheiden sich von den Sprengwerken, bei denen die Unterstützung der Balken unterwärts durch Streben geschieht. Sehr häufig werden beide Bauarten zum Hänge- und Sprengwerke miteinander verbunden. Man wendet die Hängewerke besonders bei Brücken, Dächern und Boden an, wo es darauf ankommt, eine Decke von größerer Ausdehnung ohne nach unten gehende Unterstützung herzustellen.

**Hannibal**, einer der größten Feldherren, welche jemals gelebt haben, dem, an der Spitze der punischen Macht stehend, fast gelungen wäre, Rom um seine Ansprüche auf die Weltherrschaft zu bringen. Er wurde zu Karthago (s. d.), der mächtigsten Nebenbuhlerin des schon mächtigen Roms, 247 v. Chr. geboren und im Haß gegen die Römer von seinem Vater Hamilkar Barkas erzogen. Die Punier machten ihn 221 zu ihrem Oberfeldherrn in Hispanien (dem alten Spanien), wo er über die Römer mehre bedeutende Siege davontrug. Aber er wollte seine Feinde in ihrer Heimat angreifen, um sie wo möglich ganz zu vernichten. Mit einem Heere von mehr als 100,000 M. und mit 40 Elefanten machte er sich auf den Weg und ging über die Alpen, welche rings den Norden Italiens umkränzen. Dieser ewig denkwürdige Zug geschah zu einer Zeit, in der man Heerstraßen in diesen riesigen Gebirgen noch gar nicht kannte, in der alle Mittel des Transports noch höchst unvollkommen waren, ja in der man sogar nur noch höchst unvollkommene geographische Kenntnisse besaß, endlich mit einem Heere von Menschen, welche wol an die Hitze des Südens, aber keineswegs an die Eiseskälte der Hochgebirge gewöhnt waren. Über 70,000 Menschen kamen auf dem Zuge um, und dennoch siegte mit dem Rest seines Heers H. über ein röm. Heer, das unter dem Oberbefehl eines berühmten Feldherrn für die Freiheit Roms gegen ihn kämpfte. Ein zweites röm. Heer vernichtete er in einer zweiten blutigen Schlacht. Nachdem auch noch ein drittes Heer geschlagen worden, ernannten die Römer in Angst und Bestürzung den Fabius zum Dictator, welcher durch sein Zaudern den wie eine schwere Gewitterwolke gegen Rom heranziehenden H. aufhielt. (S. Fabius Cunctator.) Im nächsten Jahre (216) brachte H. den röm. Consuln bei Cannä eine furchtbare Niederlage bei; ein Heer von 86,000 M. wurde vernichtet. Doch auch den H. hatten seine Siege allzu viel gekostet, als daß er den günstigsten Moment zur Einnahme Roms hätte benutzen

Digitized by Google

# HANNOVER.

DIE NORD SEE
MECKLENBURG
NIEDERLANDE
WESTPHALEN
PREUSSEN
SACHSEN
OLDENBURG
Die Lüneburger Heide
HANNOVER
HAMBURG
Emden
Aurich
Oldenburg
Bremen
Stade
Harburg
Lüneburg
Celle
Osnabrück
Minden
Hameln
Hildesheim
Braunschweig
Magdeburg
Quedlinburg
Goslar
Kassel
Münster
Paderborn
Bielefeld
Lemgo
Warburg
Soest
Hamm
Lippstadt
Dortmund
Borken
Dorsten
Meschede
Schwerin
Uelzen
Salzwedel
Wittingen
Gifhorn
Brocken
10 Deutsche Meilen 15 auf 1 Grad

können. Karthago ließ seinen großen Feldherrn ohne Truppensendungen, und dieser mußte unthätig zu Capua (s. d.) in Campanien, der üppigsten Provinz Italiens, bleiben. Seine Krieger ergaben sich Ausschweifungen aller Art, um sich für die Strapazen des Krieges schadlos zu halten. Dennoch hielt sich H. noch mehre Jahre in Italien, aber im Frühjahre 205 wurde er nach Karthago zurückberufen, denn dieses wurde von dem berühmten P. Cornelius Scipio bedroht. H. kam mit einem Heere, angeknüpfte Unterhandlungen führten zu keinem Ziele, und er wurde zum ersten Mal bei Zama geschlagen. Diese Schlacht raubte 20,000 Karthagern das Leben, ebenso vielen die Freiheit und entschied das Schicksal Karthagos. H. blieb nach dem Frieden in Karthago, mußte aber, weil die Römer seine Auslieferung verlangten, flüchtig werden. Er begab sich zu Antiochus, König von Syrien, und bewog ihn zum Kriege gegen Rom. Treulosigkeit gegen H. vereitelte den Sieg. Abermals mußte er fliehen, um nicht seinen Todfeinden überliefert zu werden. Prusias, König von Bithynien, nahm ihn auf und H. führte ein Heer siegreich gegen Roms Bundesgenossen an. Abgeordnete des allgefürchteten Roms erschienen bei Prusias, verlangten den H. und hätten ihn von dem schwachen Könige erhalten, wenn nicht H. dem Verrath zuvorgekommen wäre. Er tödtete sich selbst 183 v. Chr. mit Gift, welches er stets in einem Ringe bei sich zu tragen pflegte.

**Hanover** oder **Hannover** (das Königreich) besteht, abgesehen von mehren kleinern, getrennt liegenden Gebietstheilen, aus drei Hauptmassen: einer südlichen, welche die Fürstenthümer Göttingen, Grubenhagen und den Harz umfaßt und von dem Haupttheile durch braunschweig. Gebiet getrennt ist; einer östlichen, welche die Fürstenthümer Hildesheim, Kalenberg, Lüneburg, die Herzogthümer Bremen und Verden mit dem Lande Hadeln, die Grafschaften Hoya und Diepholz begreift, und einer westlichen. Diese hängt mit der vorigen durch einen schmalen, nur drei Stunden breiten Landstrich zusammen und besteht aus dem Fürstenthume Osnabrück, den Grafschaften Lingen und Bentheim, dem Herzogthume Aremberg-Meppen und dem Fürstenthume Ostfriesland. Diese sämmtlichen Lande, welche einen Flächeninhalt von 695 □M. einnehmen, liegen im vormaligen niedersächs. und westfäl. Kreise, und ihre Bevölkerung gehört dem sassischen oder niederdeutschen Stamme an, welcher die sogenannte plattdeutsche, durch Wohlklang, Weichheit und Fülle sich vor dem Hochdeutschen vortheilhaft auszeichnende Mundart redet; nur in den Städten wird von dem gebildetern Theile der Bevölkerung hochdeutsch gesprochen. Diese Gegenden sind das Vaterland der Longobarden, Angeln, Brukterer, Cherusker und anderer in der alten deutschen Geschichte berühmter Völker. Während der sogenannten großen Völkerwanderung drangen Wenden bis über das linke Ufer der Elbe vor und setzten sich besonders im Lüneburgischen fest, wo sie Polaben, d. h. Elbanwohner (Laba, d. i. Elbe) hießen. Im Laufe der Jahrhunderte aber haben sie sich dergestalt mit den Deutschen vermischt, daß jetzt keine Spur mehr von ihnen übrig ist. Die jetzt das Königreich H. bildenden Länder wurden von Karl dem Großen, als er die sie bewohnenden Saxen besiegte, erobert. Später wurden einzelne geistliche und weltliche Herren, sowie einzelne Städte mächtig. Die ältere Regentengeschichte fällt mit der von Braunschweig (s. d.) zusammen. Die durch Wilhelm, den Sohn Herzog Ernst's des Bekenners (st. 1546) gestiftete braunschweig-lüneburgische Linie vergrößerte ihr Gebiet, welches ursprünglich nur aus dem südl. Theile des Fürstenthums Lüneburg und dem Fürstenthume Celle bestand, allmälig mit mehren andern Landen, z. B. mit Hoya 1572, Diepholz 1586, mit Grubenhagen 1617, Kalenberg und Göttingen 1634, das übrige Lüneburg 1642 und 1670. Alle diese und noch einige andere Besitzungen wurden 1698 und 1705 durch Georg Ludwig, den Sohn Herzog Ernst August's, welcher 1692 vom Kaiser die Kurwürde erhalten hatte, vereinigt. Georg Ludwig ward 1714 nach dem Tode der Königin Anna, deren nächster protestantischer Erbe er war, auch König von Großbritannien, sodaß beide Länder seitdem 123 Jahre lang dieselben Beherrscher hatten. Während dieser Zeit erwarb H. noch mehre bedeutende Landstriche: 1715, nach Beendigung des großen nordischen Krieges, Bremen und Verden, 1731 das Land Hadeln, 1753 die Grafschaft Bentheim und nach dem letzten franz. Kriege Osnabrück, Hildesheim, Ostfriesland, Goslar, Meppen, Lingen u. s. w.

In den Landen, welche gegenwärtig das Königreich H. bilden, entstanden im Mittelalter schon ziemlich früh eine Anzahl von Städten, die sich nach und nach zu hoher Bedeutung emporhoben und große Rechte erwarben. Viele von ihnen gehörten der Hanse an und trieben einen ausgebreiteten Handel, besonders Lüneburg. Mit der Hanse (s. d.) sank auch der Wohlstand und die Macht dieser Städte, welche eine nach der andern ihre Reichsunmittelbarkeit verloren und den Fürsten unterthan wurden. Als die Reformation, bald nach Luther's Auftreten, sich auch in diese Gegenden verbreitete, wurde die lutherische Kirche, ungeachtet Herzog Heinrich der Jüngere alle seine Macht und seinen Einfluß aufbot, sie zu unterdrücken, dennoch durch die Bemühungen der Herzoge Ernst des Bekenners und Karl Julius herrschend. Während des dreißigjährigen Krieges, an welchem das Land lebhaften Antheil nahm, wurden viele Strecken furchtbar verheert, doch erholte es sich ziemlich schnell wieder und befand sich bald nachher, namentlich unter Georg's Regierung, in einem höchst gedeihlichen Zustande. Besonders waren die Finanzen in trefflicher Ordnung; Schulden waren nicht vorhanden und um den Ackerbau stand es so gut, wie es in einem Lande nur der Fall sein konnte, in welchem sich bis auf die jüngste Zeit herab mehr drückende Trümmer des Feudalwesens erhalten haben, als in irgend einem andern. Ein beträchtlicher Theil der Fonds, welche durch Aufhebung der geistlichen Güter disponibel geworden, wurden zur Gründung und Dotirung von Unterrichtsanstalten verwendet, unter denen die 1737 eingeweihte Universität zu Göttingen besonders bemerkt zu werden verdient. Bis dahin war Helmstedt Landesakademie gewesen. Dieser befriedigende Zustand dauerte indessen nicht fort, weil H. durch seine Verbindung mit England in manche Kriege dieser Macht verwickelt wurde, z. B. in den siebenjährigen, dessen üble Folgen jedoch bald verschmerzt wurden, weil der stets an Umfang gewinnende Handel der Städte Hamburg, Bremen und Altona den Hanoveranern manche wichtige Nahrungs- und Finanzquelle eröffnete. So befand sich denn das Land erträglich bis zum Jahre 1803, denn wiewol H.



Digitized by Google

schon 1793 am Kriege gegen Frankreich Theil genommen hatte, so blieb es doch von feindlichen Truppen verschont, bis es 1801, zwar nur auf kurze Zeit, von den Preußen besetzt wurde. Als aber nach kurzem Frieden zwischen England und Frankreich abermals Krieg ausbrach, rückten die Franzosen, welche den deutschen Staaten des Königs von Großbritannien keine Neutralität zugestehen wollten, unter Mortier, dem nachmaligen Herzoge von Treviso, ins Land und schlugen die Hanoveraner, welche sich auf das rechte Elbufer zurückziehen und im Jul. 1803, nachdem sie alle Waffen und Kriegsgeräthschaften dem Feinde abgeliefert hatten, auseinandergehen mußten. Im J. 1805, als England, Östreich, Rußland und Schweden eine Coalition gegen Napoleon geschlossen hatten, hofften die Hanoveraner wieder in eine günstigere Lage versetzt zu werden. Aber der Kaiser der Franzosen siegte in der Schlacht bei Austerlitz und schloß mit Preußen, welches an dem Bunde gegen ihn nicht Theil genommen hatte, einen Vertrag, demgemäß der Sieger für Neufchatel, Kleve und Anspach dem Könige von Preußen H. abtrat. Dieser nahm das Land in Besitz und behauptete es, bis er im folgenden Jahre mit Napoleon in Krieg gerieth, die Schlacht bei Jena verlor, den tilsiter Frieden schließen und H. räumen mußte. Dieses letztere ward sodann theils zum neugeschaffenen Königreiche Westfalen geschlagen, theils Frankreich einverleibt. Bis zum J. 1813, wo die Russen erschienen, blieb es der Fremdherrschaft unterworfen. Während dieser Zeit hatte es manche Drangsale zu erdulden, erfreute sich aber auch der Einführung vieler zweckmäßigen Einrichtungen, besonders in der Rechtspflege und der Verwaltung, die indeß im J. 1814 sämmtlich wieder den alten Institutionen weichen mußten. Nach der Schlacht an der Görde, am 16. Sept. 1813, räumten die Franzosen das Land, der König von Großbritannien trat die Regierung wieder an, H. ward zum Königreiche erhoben und trat in den deutschen Bund. Auf dem wiener Congresse wurden ihm Hildesheim, Goslar, die niedere Grafschaft Lingen und ein Theil des Eichsfeldes einverleibt, wofür es das Lauenburgische abtreten mußte; auch erhielt Preußen mehre Ämter und Oldenburg einen District mit 6000 Seelen.

Als solchergestalt H. von der Fremdherrschaft befreit war, trat 1814 eine provisorische Ständeversammlung zusammen, die aus Abgeordneten der Ritterschaft, Staatsdienern und einigen städtischen Beamten bestand; sie beschäftigte sich nur mit finanziellen Angelegenheiten. Nachdem im J. 1816 der Herzog Adolf Friedrich von Cambridge zum Generalstatthalter des Königreichs ernannt worden war, erhielt H. 1819 eine ständische Verfassung, die aber den Bedürfnissen und Wünschen des Volks keineswegs entsprach, weil nicht letzteres in seiner Gesammtheit vertreten wurde, sondern nur die einzelnen Stände ihre Abgeordneten sandten, auch nicht allgemeine Interessen, sondern Standesinteressen vorwiegend berücksichtigt wurden und zwar besonders jene des Adels und der Beamten. Zudem wurde das System zweier Kammern eingeführt. Bis zur franz. Invasion hatten die einzelnen Provinzen ihre Stände, welche aus Prälaten, Deputirten der Ritterschaft und der Städte zusammengesetzt waren; jede Provinz hatte ihr eignes Verwaltungs- und Finanzsystem, ihre eignen Schulden und von Gleichartigkeit war keine Spur vorhanden. Diese Provinzialstände traten 1814 wieder in ihre alten Rechte und blieben auch 1819, wo ihre Organisation einige Verbesserungen erfuhr. Um die allgemeinen Landstände kümmerte sich Niemand, weil sie sich und ihre Verhandlungen in geheimnißvolles Dunkel hüllten und nirgend verlautete, daß ihrerseits die Verwaltung vereinfacht worden oder sonst etwas Heilbringendes geschehen wäre. Die mancherlei drückenden, nicht mehr zeitgemäßen Misbräuche hatten im Volke eine düstere Stimmung hervorgebracht und bald nach der franz. Juliusrevolution äußerte sich das Misvergnügen über das herrschende System auf das Allerunzweideutigste. Als im Nachbarlande Braunschweig in Folge des Septemberaufruhrs 1830 eine große Gährung entstanden war, theilte sich dieselbe 1831 auch dem angrenzenden H. mit und kam zuerst in der Stadt Osterode am Harze zum Ausbruche. Bedeutender noch war ein gleichzeitiger Aufstand in Göttingen, der durch militairische Gewalt unterdrückt wurde. Die Erbitterung war gegen das herrschende Ministerium gerichtet und es war eine Bittschrift an den König um Verbesserung der Verfassung abgefaßt worden.

Die göttinger Unruhen waren von wichtigen Folgen für das gesammte Königreich begleitet. Seitdem nämlich wurden überall die Zustände und die Lage des Landes mit einer lebhaftern Theilnahme besprochen und es liefen aus allen Gegenden Bittschriften, Vorstellungen, Beschwerden in der Hauptstadt ein, die größere Öffentlichkeit, einfachere, wohlfeilere, zweckmäßigere Verwaltung, freie Presse verlangten. Der Minister Münster wurde am 12. Febr. vom Könige seines Amtes entlassen. Der Herzog von Cambridge wurde zum Vicekönig ernannt und auf den 9. März eine allgemeine Ständeversammlung einberufen. Nachdem diese eröffnet worden war, trat die zweite Kammer sehr freimüthig auf und foderte eine Menge nothwendiger Verbesserungen, denen die erste Kammer sich zum Theil widersetzte. Eine neue Ständeversammlung trat am 3. Mai 1832 zusammen. Die zweite Kammer hielt ihre Sitzungen öffentlich. Am 26. Sept. 1833 ward endlich das neue Staatsgrundgesetz für das Königreich publicirt. Es ist ihm zufolge jeder Hanoveraner ohne Ausnahme, also auch der bis dahin bevorzugte Adel, zum Kriegsdienste und zum Mittragen der Staatslasten verpflichtet; Jeder darf, was früher nicht erlaubt war, Petitionen an den König oder an die Stände schicken und Beschwerde führen, wenn er sich beeinträchtigt glaubt; die Städte wählen ihre Magistrate und Gemeindebeamten selbst und alle Gemeinden verwalten ihr Vermögen. Auch fernerhin bestehen, um die Interessen der Provinzen zu berathen, Provinziallandschaften, die wenigstens alle drei Jahre einen Landtag abhalten. Die allgemeine Ständeversammlung hat eine Dauer von sechs Jahren und versammelt sich alljährlich. Die Einkünfte des Kronguts sollen zum Besten des Landes verwandt, alle vom Könige erlassenen Verfügungen von einem verantwortlichen Minister gegengezeichnet werden u. s. w. Während des Zeitraums, in welchem diese neue Verfassung wirksam gewesen ist, wurde in H. Mehres für das Beste des Landes gethan, obgleich nicht zu leugnen ist, daß mit derselben nicht allen Bedürfnissen des Landes abgeholfen war. Als am 20. Juni 1837 König Wilhelm IV. gestorben war, ging die Krone H.'s auf dessen Bruder Ernst August, Herzog von Cumberland, über. Derselbe ist, geb. am 5. Jun. 1771, ein Sohn König Georg III. von England, der jüngere Bruder des letztverstorbenen Königs von England, sowie des Herzogs

Digitized by Google

von Kent, Vaters der jetztregierenden Königin von Großbritannien, der ältere Bruder des Herzogs von Cambridge, bisherigen Vicekönigs von Hanover. Er studirte in Göttingen und lebte dann in England, bis er 1813 nach Deutschland kam und hier die Prinzessin Friederike von Mecklenburg-Strelitz, die Witwe des Prinzen Ludwig von Preußen und des Fürsten von Solms-Braunfels, kennen lernte und sich 1815 mit derselben vermählte. Mishelligkeiten mit seiner Mutter bewogen den Herzog, England zu verlassen und seinen Wohnsitz in Berlin zu nehmen, von wo er jedoch während der letzten Regierungsjahre des Königs Georg IV. nach England zurückkehrte und an den Parlamentsverhandlungen über die Emancipation der Katholiken (s. Großbritannien) lebhaften Antheil nahm. Er trat als entschiedener Tory sowol bei dieser als bei andern Gelegenheiten auf und genoß daher wenig Volksgunst. Als er zur Erziehung seines Sohnes einen jährlichen Zuschuß vom Parlament verlangte, erhielt er diesen unter der Bedingung, daß der Prinz in England erzogen werde. Der Herzog kehrte nun nach England zurück. Er verließ es, um die Regierung von H. anzutreten, welche ihm als nächsten männlichen Erben des Königs Wilhelm IV. zusteht, während in England die Krone auf näherstehende weibliche Erben übergeht. (S. Großbritannien.) So war nun H. von der langen Verbindung mit England frei und wieder ein rein deutsches Königreich. Die Freude über dieses Ereigniß, das sehr folgenreich werden kann, war groß; doch wurde das hanöv. Volk in bange Ungewißheit durch den Umstand versetzt, daß der König die Regierung mit der Erklärung antrat, daß er die bestehende Verfassung als für ihn nicht verbindlich anerkenne. Auch in andern deutschen Staaten erregte dieser Schritt Besorgnisse, welche zum Theil unter den versammelten Landständen laut wurden. Indeß hat sich der König von H. durch großmüthiges und herablassendes Benehmen die Herzen eines großen Theils seiner Unterthanen bereits so gewonnen, daß man im Allgemeinen nur mit Vertrauen und Hoffnung einer neuen oder abgeänderten Verfassung entgegensieht.

Das Königreich H. hat in der deutschen Bundesversammlung die fünfte Stelle, gibt im Plenum vier Stimmen ab und stellt zur Bundesarmee ein Contingent von 13,054 M., wovon 1865 M. Reiterei und 1071 Artilleristen und Pioniere; seine Staatseinnahme beträgt im Durchschnitte etwas über 6 Mill. Thlr.; die Schulden belaufen sich auf mehr als 5 Mill. Thlr. Begrenzt wird es, als ein Ganzes betrachtet, in welchem Oldenburg eingeschlossen liegt, im N. vom deutschen Meere, das in Ostfriesland eine tiefe Bucht, den Dollart bildet, in welchen die Ems mündet, von Holstein, Hamburg, Lauenburg und Mecklenburg-Schwerin, im S. von Preußen, Kurhessen und Lippe, im W. von den Niederlanden und der preuß. Provinz Westfalen. Der ganze Norden des Königreichs gehört dem großen nordeurop. Flachlande an, das am untern Laufe der großen Ströme aus fruchtbarem Marschlande besteht, welches gegen den Andrang der Fluten häufig durch Dämme und Deiche geschützt worden ist; ein großer Theil dieser Gegend besteht außer großen Mooren, z. B. dem bourtanger Moore an der holl. Grenze, dem Teufelsmoore im Bremischen, aus Haideland, von welchem der größte Theil von Haidekraut, beerentragendem Gesträuche und Nadelwaldungen bedeckt wird. Der Boden desselben ist entweder sandig oder morastig. Bekannt ist die lüneburger Haide, die gleich im Norden der braunschweig. Grenze beginnt und sich bis in die Nähe von Harburg erstreckt. Man hat sie nicht mit Unrecht das deutsche Arabien genannt. Auch in Meppen und in Verden liegen ausgedehnte Haidestrecken. Südlich von diesem unergiebigen Landstriche liegt ein anderer, auf dem sich Hügel erheben und der, je näher man dem Harze kommt, immer mehr und mehr ansteigt. Er ist zumeist sehr fruchtbar, besonders im Hildesheimischen, Kalenberg und Grubenhagen. Der Harz (s. d.) selbst ist zum großen Theile hanov.; er liefert eine bedeutende Ausbeute an Mineralien, z. B. etwas Gold, 44,000 Mark Silber, Eisen, Kupfer, Schwefel, Vitriol, Glätte, Blei u. s. w. Das Klima H.'s ist im Allgemeinen gemäßigt zu nennen; auf dem Harze ist es, der hohen Lage wegen, rauh und kalt; der Frühling tritt hier immer 4—6 Wochen später ein, als im Flachlande; in den Haiden herrscht im Sommer oft eine tropische Hitze; die Marschen sind der feuchten Dünste wegen ungesund. Seen hat H. nur wenige; die größten sind der Dümersee und das sogenannte steinhuder Meer; letzteres an der lippe-schauenburg. Grenze. Hauptflüsse sind die Elbe, mit Jeetze und Ilmenau, die Weser, welche sich bei Münden aus dem Zusammenflusse der Werra und Fulda bildet, und die Aller mit Oker, Leine, Wümme, Delme, Hunte aufnimmt; die Ems und die Vechte. Es sind viele Kanäle vorhanden, durch welche Moore trocken gelegt wurden; einige andere im Bremischen und in Ostfriesland sind auch schiffbar. H. ist ein vorzugsweise Viehzucht und Ackerbau treibendes Land; es hat Getreide über den Bedarf, führt viel Vieh aus, besonders Rindvieh und Pferde, hat in Hildesheim, Westfalen und im Lüneburgischen vortrefflichen Flachs (die Garnspinnerei, Hauptgewerbe auf dem platten Lande, hat sich während der letzten Jahre sehr vervollkommnet), hat Reichthum an Holz und Torf und die Haide treibt mit Buchweizen und Heidelbeeren einen Handel, der sich jährlich auf 100,000 Gulden beläuft. Kein deutsches Land hat eine so bedeutende Bienenzucht wie H. Die hanöv. Salzwerke sind sehr ergiebig; Steinkohlen werden im Deister, einem Waldgebirge südwestl. von der Hauptstadt H., im Süntel und im Osnabrückischen gegraben. Sehr wichtige Industriezweige sind die Leinwand- und Tabacksfabrikation; ausgeführt werden ferner Wachslichte, Leder, Cichorien, und von Emden gehen Schiffe auf den Herings- und Walfischfang. Der Handel ist meist Transito- und Speditionshandel. Die Schiffahrt auf den drei großen Strömen und der Nordsee ist nicht unbeträchtlich. Den wichtigsten Seehandel treiben Emden und Weener in Ostfriesland, Papenburg in Meppen; Lüneburg, Harburg und Stade haben den Elbhandel; sodann werden viele Waaren von Celle aus auf der Aller und von Hanover aus auf der Leine verschickt. An der Weser liegt außer Münden kein Handelsplatz von Bedeutung. — Die Mehrzahl der Einwohner bekennt sich zur lutherischen Kirche, etwa 1,300,000; 150,000 sind Reformirte, 200,000 Katholiken (im Osnabrückischen, Hildesheim und dem Eichsfelde), etwa 12,000 Juden und 1000 Mennoniten, sodaß die Gesammtbevölkerung sich auf ungefähr 1,663,000 Seelen beliefe. Für Wissenschaften und Unterricht ist in neuern Zeiten viel gethan worden; die Stände haben die Lage der Landschullehrer verbessert; die Gymnasien sind, gleich der Landesuniversität, sehr gut fundirt und die höhere Gewerbschule in H. erfreut sich eines vortheilhaften Rufes.

Digitized by Google

Das Königreich hat nur einen Orden, den Guelfenorden in drei Classen, gestiftet 1815, und zerfällt in administrativer Hinsicht in sechs Landdrosteien und den Harz. Höchste Behörde des Landes ist das Cabinetsministerium. — Die Landdrostei Hanover begreift Kalenberg, ein von den Gebirgen Deister, Süntel und Ihdt durchzogenes Hügelland, von der Leine bewässert und die Grafschaften Hoya und Diepholz, wo die Weser, abwechselnd Sand-, Moor- und Marschland. Aus diesen letztern Gegenden begeben sich alljährlich im Sommer viele Leute nach Holland, um dort die Wiesen zu mähen und die Ernte zu besorgen. Hauptstadt des Landes und Residenz des Königs ist Hanover, an der schiffbaren Leine, mit 28,000 Einw. Sie ist im Allgemeinen nicht hübsch gebaut, hat aber eine gesunde Lage und zerfällt in die Altstadt, in die Kalenberger- und die Ägidien-Neustadt. Die Wälle sind in angenehme Spaziergänge verwandelt worden; der kön. Palast, das Theater, das Ständehaus und das Archiv sind die bemerkenswerthesten Gebäude. H. ist der Sitz der obersten Behörden des Landes, hat ein Gymnasium, eine Militair- und polytechnische Schule, eine chirurgische Lehranstalt, zwei Bibliotheken und einen ziemlich bedeutenden Handel. Dem Philosophen Leibnitz ist hier ein Denkmal gesetzt und zur Erinnerung an die Schlacht von Waterloo ist die mit einer Victoria geschmückte 162 F. hohe Waterloosäule errichtet worden. H. ist der Geburtsort des großen Astronomen Herschel. In der Nähe der Stadt liegt Herrnhausen, mit einem schönen Garten und berühmten Springbrunnen. Historisch wichtig ist Hameln (s. d.). In der Grafschaft Hoya liegt Nienburg an der Weser mit 4300 Einw., und in der Grafschaft Diepholz die gleichnamige Stadt mit 1900 Einw. In beiden letztern sind bedeutende Garnspinnereien, Leinwandweberei und Gänsezucht. — Die Landdrostei Hildesheim bildet den am besten angebauten und durch Fruchtbarkeit ausgezeichnetsten Theil des Landes und umfaßt die Fürstenthümer Hildesheim, Göttingen, Grubenhagen, das hanöv. Eichsfeld und einen Theil der Grafschaft Hohenstein am Harze. Nicht unbedeutend ist der Handel mit Flachs, Garn und Oel. Hildesheim an der Innerste, mit 14,000 Einw., wovon ein Drittheil Katholiken, eine sehr alte, unregelmäßig gebaute Stadt, ist Sitz eines Bischofs und hat viele wohlthätige Anstalten, zwei Gymnasien und ein katholisches Priesterseminarium. Der berühmte Dom ward schon 818 erbaut; in ihm wird eine angebliche Irmensäule (s. d.) aufbewahrt. Goslar und Göttingen (s. d.) im gleichnamigen Fürstenthume sind bemerkenswerth. Im Fürstenthume Grubenhagen liegt Eimbeck an der Ilme mit 5100 Einw., im Mittelalter Hansestadt und ihres Bieres wegen in ganz Deutschland berühmt, mit Woll- und Leinwandweberei. Osterode am Harz mit 5000 Einw., die einzige eigentliche Fabrikstadt in H., hat Woll- und Baumwollspinnereien, Webereien, Hutfabriken und Gerbereien. Getrennt liegt das Amt Elbingerode an der Bode. Auf dem Eichsfelde liegt Duderstadt an der Hahle und Brehme mit 4500 Einw., Wollwebereien, Hopfen- und Tabacksbau. Die Grafschaft Hohenstein am Südabhange des Harzes hat Viehzucht und Eisengruben. Hier liegt der Flecken Ilefeld mit einem berühmten Gymnasium. — Der Harz ist Gebirgsland, reich an Metallen und Holz; Hauptgewerbe sind Viehzucht und Hüttenbetrieb. Er gehört zu Grubenhagen, bildet aber eine besondere Berghauptmannschaft, deren Hauptstadt Klausthal, 1750 F. über dem Meere, ist. Sie liegt am Zellerbach, ist Sitz der Behörden, regelmäßig gebauet, hat 8600 Einw., Gymnasium, Forst- und Bergschule, wichtige Silbergruben, Nagel- und Blankschmieden. Andere Bergstädte sind: Zellerfeld mit 4100 Einw., in der unmittelbaren Nähe von Klausthal; Andreasberg mit dem Samsonsschachte, einem der tiefsten auf Erden, 1900 F. unter Tage. Der 22,000 F. lange rehberger Graben führt aus dem großen Oberteiche vielen Hüttenwerken das nöthige Wasser zu. — Die Landdrostei Lüneburg enthält meist flaches, an den Flußufern fruchtbares Haideland, mit anmuthigen Oasen und wird von der Elbe mit der Aland, Jeetze, Ilmenau, Seeve und von der Weser mit der Aller bewässert; hat Pferde, Rindvieh, Bienen, Fische und Wild. Lüneburg, an der schiffbaren Ilmenau, eine alte, unregelmäßig gebaute Stadt mit 13,000 Einw., hat eine Ritterakademie, ein Gymnasium mit Bibliothek, ein bedeutendes Salzwerk, Zuckerraffinerien und bedeutenden Speditions- und Transitohandel. Ülzen an der Ilmenau, mit 3000 Einw., hat Flachs-, Taback- und großen Pferdehandel und war Hansestadt. Celle oder Zelle an der Fuhse und der Aller, welche hier schiffbar wird, eine wohlgebauete Stadt mit 10,000 Einw., ist Sitz des Oberappellationsgerichts, hat ein Gymnasium, eine Bibliothek, Irrenanstalt, Wachsbleichen, Wachslichtfabriken und starken Speditionshandel. Harburg an der Elbe, in welche hier die Seeve fällt, liegt Hamburg gegenüber, hat 4200 Einw., Zuckerraffinerien und Segeltuchfabriken. — Die Landdrostei Stade ist am Ufer der Flüsse Marschland, im Innern zum Theil urbar gemachte Haide (Geest) und bildet den nördlichsten Theil des Landes zwischen Weser und Elbe. Im Herzogthume Verden liegt Verden an der Aller mit 4000 Einw., einem Dom und Gymnasium; im Herzogthum Bremen: Stade an der Schwinge, die etwa eine halbe Stunde von hier in die Elbe fällt, mit 5300 Einw., einem Gymnasium, Schiffahrt und Schiffbau. Zum Herzogthume gehören: das alte Land an der Elbe, von Schwinge, Este und Lühe durchflossen, und das Land Kehdingen an der Elbe, zwischen Schwinge und Oste. Zwischen den Mündungen der Elbe und Weser liegt das Land Hadeln, wo Otterndorf und Altenbruch, und am rechten Ufer der Wesermündung das von Friesen bewohnte Land Wursten, gleich dem vorigen aus dem fruchtbarsten Marschlande bestehend. — Die Bewohner der Landdrostei Osnabrück beschäftigen sich mit Ackerbau, Garnspinnerei und Leinweberei. Auch aus dieser Gegend gehen alljährlich viele rüstige Männer nach den Niederlanden. Das Fürstenthum Osnabrück treibt starke Schweinezucht. Osnabrück, eine alte Stadt an der Hase mit 12,000 Einw., ist Bischofssitz, hat ein katholisches und ein protestantisches Gymnasium und treibt starken Handel mit Tuch, Leinwand, Taback, Papier, Leder, Seife und Schinken. Auf dem Rathhause, das außer dem Dome das bemerkenswertheste Gebäude der Stadt ist, ward am 24. Oct. 1648 der westfäl. Friede geschlossen. Dem hier geborenen berühmten Staatsmanne Justus Möser soll ein Denkmal errichtet werden. In der niedern Grafschaft Lingen, einer holzarmen Gegend, liegt Lingen an der Ems mit 2200 Einw., in der Grafschaft Bentheim die gleichnamige Stadt mit 1800 Einw., im Herzogthume Aremberg-Meppen, einem fast ganz aus

Digitized by Google

Haide und Morast bestehenden Lande, in welchem das bourtanger Moor und der Hümling liegen, liegt Meppen an der Hase und Ems mit 2500 Einw. und einem Gymnasium. Die Moorcolonie Papenburg mit 4000 Einw. hat wichtigen Torfhandel, Schiffbau, Segel- und Tuchfabriken. — Das Fürstenthum **Ostfriesland** oder die Landdrostei **Aurich** enthält im Innern Haide und Moor, übrigens Marschland, an Dollart, Nordsee, Ems und Leda. Die Einwohner leben meist von Viehzucht, Seehandel, Rhederei, Ackerbau, Torf- und Ziegelsteinhandel. Die wichtigern Städte Ostfrieslands außer **Emden** (s. d.) sind: Aurich, Sitz der Provinzialbehörden mit 3400 Einw., steht durch einen Kanal mit Emden in Verbindung, hat ein Gymnasium, die Erbbegräbnisse der fries. Fürsten und starke Pferdemärkte. Leer an der Ems mit 6500 Einw., treibt Schiffbau, Rhederei und Handel mit Landesproducten. Weener an der Ems mit 2300 Einw., ist Hauptplatz für den ostfries. Pferdehandel. Unter den Inseln vor der Küste wird Norderney wegen des dortigen Seebades stark besucht.

**Hanse**, auch **Hansa** (ein altes deutsches Wort, welches einen Bund zu gegenseitiger Beschützung bedeutet) oder **hanseatischer Bund** war ein im Mittelalter sehr mächtiger Bund einer Anzahl größtentheils deutscher Handelsstädte, welcher den allgemeinen Zweck hatte, den Handel dieser Städte auf jede mögliche Art zu schützen, zu befestigen und zu fördern. Es gehörten zum Bunde zur Zeit seiner höchsten Blüte folgende 85 Städte: Andernach, Anklam, Aschersleben, Bergen in Norwegen, Berlin, Bielefeld, Bolsward in Friesland, Brandenburg, Braunsberg, Braunschweig, Bremen, Burtehude im Stifte Bremen, Campen in Oberyssel, Danzig, Demmin in Pommern, Deventer, Dorpat, Dortmund, Duisburg, Eimbeck am Harz, Elbing, Elburg in Geldern, Emmerich in Kleve, Frankfurt a. d. O., Golnow in Pommern, Goslar, Göttingen, Greifswald, Gröningen, Halberstadt, Halle an der Saale, Hamburg, Hameln, Hamm in Westfalen, Hanover, Harderwyk in Geldern, Helmstedt, Hervorden in Westfalen, Hildesheim, Kiel, Koesfeld in Münster, Kolberg, Köln am Rhein, Königsberg in Preußen, Krakau in Polen, Kulm in Preußen, Lemgo in Westfalen, Lirheim im Lothringischen, Lübeck, Lüneburg, Magdeburg, Minden im Hanöverischen, Münster, Nimwegen in Geldern, Nordheim, Osnabrück, Osterburg in der Altmark, Paderborn, Quedlinburg, Reval, Riga, Rostock, Rügenwalde, Ruremonde in Geldern, Salzwedel, Seehausen in der Mark Brandenburg, Soest in Westfalen, Stade in Bremen, Stargard, Stavern in Friesland, Stendal, Stettin, Stolpe, Stralsund, Thorn, Venlo in Geldern, Ülzen im Lüneburgischen, Unna in Westfalen, Warberg in Schweden, Werben in der Altmark, Wesel, Wisby auf Gothland, Wismar, Zütphen und Zwoll in Geldern. — Die Hansa bildete sich in Folge der Zeitumstände nur allmälig aus, sodaß die große Ausdehnung und Macht, welche sie nach und nach gewann, eine Folge der Zeitumstände, nicht als eine bei der ersten Errichtung des Bundes gehegte Absicht zu betrachten ist. Es gab im frühern Mittelalter nicht, wie jetzt, öffentliche Sicherheit. Nur mit den Waffen in der Hand durfte man sich ohne Gefahr auf die Heerstraßen wagen. Nachdem die Städte und der Handel blühend zu werden angefangen hatten, mußte dieser Uebelstand besonders fühlbar werden, denn der Handel kann nur bei einem ausgebreiteten Verkehr bestehen. Zu den gemeinen Räubern gesellten sich auf den Heerstraßen noch die Raubritter, welche Wegelagerung als ein einträgliches und nicht unehrenhaftes Geschäft betrieben. Anfänglich suchten sich die Kaufleute, welche ihr Geschäft nöthigte, mit Gut und Geld von Ort zu Ort zu reisen, dadurch zu helfen, daß sie in größere Gesellschaften sich vereinigten und bewaffnete Leute zur Bedeckung mit sich nahmen; auch traten bereits mehre Städte, ihr gemeinsames Interesse im Gegensatz gegen das der stets nur im großen oder kleinen Kriege lebenden Ritter erkennend, zu Bündnissen für gemeinschaftlichen Schutz zusammen. An die Stelle der eignen Bewaffnung trat bei den reisenden Bürgern bald das Geleit, welches sie wol zuerst von den regierenden Herren selbst nachsuchten und gern bezahlten, das sie aber bald zu nehmen gesetzlich genöthigt wurden. Es wurde den Bürgern verboten, sich selbst der Waffen und bewaffneter Leute zu bedienen, und bald foderte man von ihnen nur das Geld für das Geleit ab, ohne ihnen dasselbe wirklich zu gewähren und ohne daß es den Königen und Fürsten gelang, eine öffentliche Sicherheit herzustellen, wie sie solche allerdings zu begründen eifrig bemüht waren. Eine noch näher liegende Ursache zum ersten Entstehen der Hanse waren aber die besondern Verhältnisse der mächtigen Handelsstädte, aus deren Verbindung dieselbe hervorging. Diese Städte waren Hamburg und Lübeck, welche beide ihre bedeutendsten Waarensendungen aus der Nord- und Ostsee erhielten, und denen daher auch vorzüglich an der Sicherheit der Schiffahrt auf diesen Meeren gelegen sein mußte. Am Könige von Dänemark hatten Hamburg und Lübeck den gefährlichsten Feind und mit ihm lagen sie verschiedene Male, namentlich Hamburg, in offner Fehde. Zuerst traten 1241 die genannten Städte in ein Schutz- und Trutzbündniß und seit 1247, nachdem sich das für den Landhandel als Stapelplatz wichtige Braunschweig diesem Bündnisse angeschlossen hatte, kann man die Entstehung der Hanse rechnen. Bald nämlich traten noch mehre Städte bei und schon 1260 wurde der erste Bundestag zu Lübeck gehalten, das man als Haupt des Bundes betrachtete. Hier war das Archiv des Bundes und hier wurden aller drei Jahre, um Pfingsten, die Bundesversammlungen gehalten; auch hatte Lübeck das Recht, außerordentliche Bundestage auszuschreiben. Noch mehr befestigt wurde der schon blühende Verein durch die 1364 zu Köln abgefaßte Bundesacte. Der ganze Bund zerfiel in vier Abtheilungen oder Quartiere mit besondern Haupt- oder Quartierstädten: Lübeck war die Quartierstadt der wendischen und überwendischen Städte; Köln die Quartierstadt der märkischen, westfälischen und klevischen, sowie der vier niederländ. Städte; Braunschweig die Quartierstadt der sächs. und markbrandenburg. Städte; Danzig endlich die Quartierstadt der preuß. und liefländ. Städte. Bald ging die Hanse darauf aus, nicht nur durch ihr imponirendes Ansehen Sicherheit für ihren Handel zu begründen, sondern auch den Handel immer mehr gänzlich in ihre Hände zu bekommen, vortheilhafte Verträge mit ausländischen Mächten zu schließen und wichtige Privilegien zu erlangen. Dieses gelang ihr, weil die regierenden Herren ebenso wenig wie der gesammte Ritterstand ein Interesse am Handel nahmen und daher, wenn sie auch die wachsende Macht der Städte nicht gern sahen, doch selbst nicht daran dachten, ihre eigne Macht

Digitized by Google

zu Handelsunternehmungen zu benutzen. So hoch wuchs die Macht der Hanse, daß sie Fürsten und Königen mehr als einmal den Krieg erklärte und ihn siegreich bestand, daß sie mehrmals Flotten von 200 und mehr Schiffen ausrüstete. Ein Bürgermeister von Danzig erklärte dem Könige von Schweden den Krieg. Die Hanse beherrschte die nördl. Meere, legte Kanäle an, hatte Factoreien in allen wichtigen Handelsplätzen und vier große Comptoire oder Niederlagen zu London, Brügge, Nowogrod und Bergen. Die Hansa übte an den Versammlungstagen, zu denen die Städte Abgeordnete sendeten, auch eine innere Gerichtsbarkeit aus, welche sich namentlich auf Handelsangelegenheiten bezog. Sie hatte einen kleinen und einen großen Bann, mit welchem sie Schuldige belegte, welches **verhansen** hieß; zu den gemeinsamen kriegerischen Unternehmungen mußten die Städte Schiffe und Mannschaft oder Geld stellen. Die Hanse verlor an Macht und Ansehen, als sich die politischen Verhältnisse in Europa allmälig umgestalteten. Die Landstraßen wurden sicher, die Regierungen nahmen sich des Handels an und entzogen ihn der Gewalt der Städte; überdies waren sie eifersüchtig auf den mächtigen Bund und strebten seine Macht zu brechen. Die kleinern Städte sahen ein, daß sie von den großen Seestädten nur zu dieser eignem Vortheil benutzt wurden; die Entdeckung von Amerika gab dem ganzen Handel eine neue unvorhergesehene Richtung. Die letzte Versammlung wurde 1630 zu Lübeck gehalten und hier erklärten die einzelnen Städte den Austritt aus dem Bunde. In ein neues Bündniß traten jedoch Hamburg, Lübeck und Bremen und demselben trat Danzig in einzelnen Fällen bei. Noch jetzt werden jene drei Städte zuweilen unter dem Namen der **Hansestädte** zusammenbegriffen und 1826 hat Großbritannien, 1828 Preußen mit denselben einen Handels- und Schiffahrtsvertrag abgeschlossen.

**Hanswurst** ist eine komische Figur des ältern deutschen Lust- und Schauspiels, welche mit ihren derben Spässen zur Ergötzung des Publicums niemals fehlen durfte und ihren Namen von **Hans**, dem mit seiner Nebenbedeutung allbekannten deutschen Namen, und **Wurst**, einer alten Lieblingsspeise der Deutschen, hat. Fast jedes Land hat seinen stehenden komischen Charakter, in welchem die eigne Nationalität mit keckem Humor persiflirt ist, und fast stets wird dieser Charakter nach dem Lieblingsgerichte des Volks benannt. Der Jack Pudding der Engländer, der Jean Potage der Franzosen, der Pickelhäring der Holländer, der Maccaroni der Italiener legen hiervon Zeugniß ab. Hanswurst ist ein Erzfresser und Erzsäufer, mit einem aufgeschwemmten Leibe, etwas dumm und tölpelhaft, aber doch den Schalk im Nacken tragend, gutmüthig, faul, in seinen Bewegungen lächerlich, ungeschickt. Er verträgt viele Prügel und theilt sie auch aus. Der eigentliche Ursprung desselben läßt sich nicht ermitteln, aber schon 1541 schrieb Luther ein Buch unter dem Titel: „Wider Hanswurst" und das Lustspiel Peter Probst's: „Vom kranken Bauer und einem Doctor" (1553) ist das erste geschriebene Stück, in welchem der Hanswurst auftritt. Sein Ursprung ist jedoch wahrscheinlich viel älter, indem er zuerst in den aus dem Stegreif gesprochenen Spielen auftrat. Er war die Verkappung eines lustigen Gesellen, der in dieser Maske darauf ausging die Schwächen und Verkehrtheiten seiner Zeit zu geißeln, indem er sie dem Gelächter preisgab. In der ersten Hälfte des 18. Jahrh. feierte Hanswurst seine Triumphe auf der Bühne, besonders als ausgezeichnete Schauspieler sich seiner annahmen. Berühmt wurde in dieser Rolle Stranitzky, ein geborener Schlesier, Schauspieler zu Wien, welcher den Hanswurst als einen possirlichen, etwas einfältigen salzburgischen Bauer gab. Allerdings war der Hanswurst nicht mehr im Zeitgeschmack, das deutsche Publicum war theils zu ernst, theils zu gebildet, um an seinen derben Spässen noch länger Geschmack zu finden, als in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts namentlich Gottsched ihm den Krieg erklärte. Dem steifen Pedanten besonders war die lustige Figur mit ihren Unanständigkeiten ein Greuel und es gelang jenem, den Hanswurst gänzlich zu besiegen, obschon sich ausgezeichnete Schriftsteller, wie Lessing, desselben annahmen.

**Harald** ist der Name verschiedener Könige in den nördl. Reichen Europas, unter denen **Harald I.**, welcher 863—933 Norwegen beherrschte, am berühmtesten ist. Das Land war damals noch in viele kleine Districte zertheilt, welche selbständige Herrscher hatten. Einer von ihnen war H., welcher sich um Gida, die Tochter eines Nachbarherrschers, bewarb und von dieser den Bescheid erhielt, daß sie nur dann sein Gemahl werden wolle, wenn er sich zum Herrn von ganz Norwegen gemacht haben würde. H. schwur, er werde sein Haupthaar nicht eher wieder abschneiden lassen, bis er Gida's Wunsch erfüllt hätte. So eroberte er denn in 20 Jahren Norwegen und erhielt von seinem schönen Haar den Namen Haarfager, d. h. Schönhaar. Die vertriebenen Herrscher bevölkerten mehre bisher unbewohnte Inseln und griffen H. immer aufs Neue feindlich an. Endlich empörten sich seine eignen Söhne und H. mußte ihnen die Regierung einzelner Theile des Reichs überlassen, behielt aber selbst die Oberhoheit.

**Hardenberg** (Karl Aug., Fürst von), ein Staatsmann, welcher sich um Preußen die bleibendsten Verdienste erworben hat, wurde in Hanover 1750 geboren, studirte zu Leipzig und Göttingen und trat dann erst in hanöverische, später in braunschweigische Staatsdienste. Er wurde verschiedene Mal mit Geschäften am preuß. Hofe beauftragt und wurde so mit dem Könige Friedrich Wilhelm II. bekannt, auf dessen Empfehlung ihm 1790 die Stelle eines Ministers von Anspach und Baireuth anvertraut wurde. Als diese Länder bald darauf an Preußen fielen, wurde H. in seiner Würde bestätigt und überdies zum geheimen Staats- und dirigirenden Minister und dann zum Cabinetsminister ernannt. Schon unter Friedrich Wilhelm II. erwarb sich H. bedeutende Verdienste, namentlich war er es, der 1795 zu Basel den Frieden mit der franz. Republik abschloß. König Friedrich Wilhelm III. berief nach Antritt seiner Regierung H. nach Berlin. Die Lenkung der auswärtigen Angelegenheiten kam 1804 in seine Hände und 1805 brachte er die potsdamer Convention zwischen Rußland und Preußen zu Stande. Aber Napoleons Waffen und Politik siegten über H.'s Absichten, und dieser trat von seiner Stellung zurück. Erst nachdem Preußen 1806 in Krieg mit Frankreich gerathen war und den harten Schlag der Schlacht bei Jena erlitten hatte, kam 1807 H. wieder in Wirksamkeit, aus der er nach dem Frieden zu Tilsit abermals heraustrat. Seine großartige, unun-

Google

terbrochen bis an seinen Tod fortgeführte Wirksamkeit begann 1810, wo ihn der König von Preußen zum Staatskanzler ernannte. Die Erkräftigung und Befreiung Preußens von dem franz. Einflusse waren sein Werk; er leitete alle Verhandlungen, denen Preußen seine jetzige politische Größe verdankt und arbeitete an der innern Entwickelung des Staats. Der König hatte ihn 1814 in den Fürstenstand erhoben und ihn freigebig für seine großen Verdienste belohnt. Auf einer Reise in Norditalien starb H. 1822 zu Genua. Auf Befehl des Königs wurde im Versammlungssaale des Staatsraths seine Büste aufgestellt. H. hinterließ handschriftliche Memoiren über die wichtige Zeit von 1801 bis zum tilsiter Frieden, welche der König von Preußen mit dem kön. Wappen versiegelt im Staatsarchiv niedergelegt hat. Vor 1850 darf dieses Werk nicht eröffnet werden.

**Hardenberg** (Friedr. von), ein unter dem angenommenen Namen Novalis bekannter deutscher Dichter, welcher nur erst die erfreulichsten Proben seines tiefen Gemüths und poetischen Sinnes abgelegt hatte, als er durch einen frühen Tod dahingerafft wurde. Er wurde 1772 auf seinem Familiengute Wiederstedt im Mansfeldischen geboren, besuchte das Gymnasium in Eisleben und nachher die Universitäten Jena, Leipzig und Wittenberg, und erwarb sich ausgezeichnete Kenntnisse in mehren Wissensfächern. Seit 1795 als Auditor bei den Salinen zu Weißenfels angestellt, besuchte er, um sich die zu seiner Beförderung nöthigen Kenntnisse zu erwerben, 1797 die Bergakademie zu Freiberg und wurde 1799 Assessor beim Salinendirectorium zu Weißenfels. Der Tod einer liebenswürdigen Braut hatte H.'s ernstsinnige Richtung begünstigt und in gleichem Sinne wirkte sein freundschaftlicher Umgang mit den Dichtern L. Tieck und Fr. Schlegel. Die Liebe zu einer zweiten Braut knüpfte H. indeß noch mächtig ans Leben, als er zum Amtshauptmann in Thüringen ernannt und lebhaft mit dem Plane zu seiner Vermählung beschäftigt, von einer Brustkrankheit 1801 hingerafft wurde. Unter H.'s allerdings von einer Hinneigung zu kränklicher Schwärmerei nicht ganz freizusprechenden, aber gedanken- und gemüthvollen tiefsinnigen Schriften zeichnen sich besonders die „Hymnen an die Nacht" und die geistlichen Lieder aus. Der großartig angelegte Roman „Heinrich von Ofterdingen", sowie die meisten Werke H.'s sind unvollendet geblieben.

**Harem** (d. h. das Unverletzliche, ein arab. Wort) bezeichnet bei den Mohammedanern das Gemach oder Gebäude, in welchem ihre Frauen wohnen. Es ist dem Mohammedaner gesetzlich erlaubt, vier rechtmäßige Frauen und so viele Beischläferinnen, als er will, zu haben, doch machen von dieser Erlaubniß nur die Reichsten und Vornehmsten Gebrauch, schon darum, weil die Haltung eines vierfachen Harems mit großen Kosten verknüpft ist, denn jede rechtmäßige Gattin muß ihre eignen Gemächer und ihre eigne Dienerschaft haben. Diese besteht theils aus Sklavinnen, theils aus Verschnittenen, welchen letztern namentlich die Bewachung des Harems obliegt. Es ist nämlich nicht nur die Furcht des Eheherrn vor Untreue seiner Gattin, welche solche strenge Bewachung nöthig macht, sondern es gilt bei den Mohammedanern im Allgemeinen für die größte Sittenlosigkeit, wenn ein anständiges Frauenzimmer irgendwie mit dem öffentlichen Leben selbständig in Berührung tritt. Dieses geht so weit, daß ein solches niemals unverschleiert und unbegleitet ausgehen und noch weniger in ihrer Wohnung Besuche von Mannspersonen annehmen darf. Der Harem pflegt daher gewöhnlich auch gänzlich abgeschlossen zu sein und nur mit einem von hohen Mauern eingeschlossenen Garten in Verbindung zu stehen, in welchem es den Frauen erlaubt ist, sich zu erholen.

**Harfe**, ein sehr altes und ehemals noch mehr als jetzt gebräuchliches und geachtetes Saiteninstrument, mit eigenthümlichem, besonders zur Begleitung des Gesangs sich eignendem Klange. Es gibt verschiedene Arten der Harfe, unter denen die sogenannte Davidsharfe am gewöhnlichsten ist. Ihre dreieckige Gestalt, die Art, wie der Resonanzboden an der einen Seite des Dreiecks angebracht ist, und die Art, wie dieselbe gespielt wird, sind bekannt. Die Saiten sind Darmsaiten und reichen in der Regel vom C bis zum dreigestrichenen c oder d. Sie hat die Unvollkommenheit, daß sie jedesmal nach dem Hauptto ne des vorzutragenden Musikstücks gestimmt werden muß und daß während des Spiels aus einer andern Tonart vorkommende Töne nur dadurch hervorgebracht werden können, daß die betreffende Saite mit Hülfe des auf die Wirbel passenden Harfenschlüssels schnell umgestimmt oder der Daumennagel an das obere Ende der Saite auf geeignete Weise fest angedrückt wird. Viele Musikstücke sind in Folge dieser Unvollkommenheit für die Davidsharfe ganz unausführbar und es ist daher die angeblich von Hochbrucker oder Velter im Anfang des 18. Jahrh. erfundene Pedalharfe eine sehr nützliche Erfindung. Bei dieser ist nämlich ein Pedal von sechs oder sieben Tritten angebracht, von denen jeder einzelne alle Octaven eines Tons um einen halben Ton erhöht. Diese Harfe muß in Es-dur gestimmt sein, um die B-Töne hervorbringen zu können. Der Umfang derselben geht vom Contra-F bis zum viergestrichenen d. Neuere Verbesserungen an der Harfe haben dieselbe allzu sehr zusammengesetzt gemacht. Ehemals war die Spitzharfe oder italienische Harfe viel in Gebrauch, welche mit Drahtsaiten bezogen ist und mit den Fingernägeln angeschlagen wird. Sie hat einen doppelten Resonanzboden und auf der einen Seite (gelbe) Baßsaiten, auf der andern (weiße) Discantsaiten, und ist wegen ihrer Unvollkommenheit außer Gebrauch gekommen.

**Harlekin**, ital. Arlechino, ist eine noch immer mit Glück auftretende komische Figur des ital. Theaters, ein Vetter des deutschen Hanswurst (s. d.), aber doch gänzlich von ihm verschieden. Er frißt auch gern und viel, aber es setzt bei ihm nicht an, er bleibt dünn und geschmeidig. Dabei ist er gewandt, geübt besonders im Springen, Tanzen und in Körperverdrehungen, schadenfroh, unverschämt, Verwirrung anrichtend, wo er kann, und neckend. An Gemeinheit in Manieren und Reden gibt er dem Hanswurst nichts nach, sondern übertrifft ihn wol noch, weil er mehr thut und schwatzt. Später trat er meist als Bedienter auf, der seinem Herrn treu ist, aber dabei alle möglichen Schelmstreiche, Possen und Spitzbübereien treibt. Feigheit, Furchtsamkeit und Eigennutz sind wesentliche Bestandtheile seines Charakters. Sein Witz ist oft bei den Haaren herbeigezogen, gemein und boshaft



Digitized by Google

und man merkt, daß er im Grunde doch ein einfältiger Tropf ist. Er hat den Untergang des deutschen Hanswurst nicht getheilt und spielt besonders noch im Ballet eine bedeutende Rolle. Ein echter Harlekin muß seine Rolle nicht auswendig gelernt und einstudirt haben, sondern so von ihr durchdrungen sein, daß er mit ihr scheinbar sich selbst, wie es der Augenblick bringt, spielt. Die Franzosen haben aus ihm den geschmeidigen, gewandten, glatten, galanten, sogar gratiösen Harlekin gemacht, der seine größte Vollendung durch Carlin oder Carlino erhielt. Dieser hieß eigentlich Carlo Antonio Bertinazzi und war 1713 zu Turin geboren. Er war der Liebling der Pariser, vor denen er in der ital. Komödie auftrat und deren Gunst er sich durch eine seltene Vereinigung von komischem Talent, gratiöser Gewandtheit, Bildung und Tüchtigkeit der Gesinnung erworben hatte. Im spätern Alter verfiel er in tiefe Melancholie, welche aber auf der Bühne durch seine frühere Heiterkeit überwunden wurde. Er spielte die Rolle des Harlekin bis an seinen Tod 1783.

**Harlem** oder Haarlem, die Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks in der niederländ. Provinz Nordholland, liegt unweit des sogenannten harlemer Meeres, eines Binnensees, welcher bei geringer Tiefe eine Fläche von 33,000 Morgen Landes bedeckt und durch den Meerbusen Y mit dem Zuidersee verbunden ist, steht durch Kanäle mit Amsterdam und Leyden in Verbindung und zeichnet sich durch Reinlichkeit und nette Bauart aus. Es hat verschiedene ansehnliche Straßen, welche zum Theil von Kanälen durchschnitten werden und zierlich mit Bäumen besetzt sind. Die 22,000 Einw. der Stadt betreiben viele Fabriken in Seidenwaaren, Leinwand, Zwirn u. s. w. Ehemals gab es hier weitberühmte Leinwand- und Zwirnbleichen. Ein sehr wichtiger Erwerbszweig ist noch immer die Gärtnerei und der Blumenhandel, welcher im 17. Jahrh. eine ungeheure Höhe erreicht hatte. (Vgl. Blume.) Noch jetzt werden von H. aus ungemein viele Blumenzwiebeln nach allen Gegenden Europas verschickt. Unter den neun katholischen und sechs protestantischen Kirchen der Stadt zeichnet sich besonders die „Große Kirche" oder St.-Baroniuskirche aus. Sie hat einen sehr hohen Thurm und eine der größten Orgeln, welche es gibt. Diese Orgel hat 8000 Pfeifen und 60 Register oder Stimmen und ist 1738 von dem amsterdamer Orgelbauer Müller erbaut worden. Auf dem Markte zu H. steht eine Bildsäule des Lorenz Janszoon Koster, welcher, wie die Holländer sagen, 1424 die Buchdruckerkunst zu H. erfunden haben soll. (S. Buchdruckerkunst.) Unter vielen andern wissenschaftlichen und Wohlthätigkeitsanstalten zu H. zeichnen sich die Teyler'schen Stiftungen aus, zu welchen eine Armenanstalt, eine Gesellschaft für Theologie und Naturkunde, eine Sternwarte und ansehnliche Sammlungen gehören. Die Gesellschaft der Wissenschaften zu H. hat eine reiche naturhistorische Sammlung. Das harlemer Holz ist ein schöner Hain in der Nähe von H. mit herrlichen Bäumen, in welchem die reichen Bewohner H.'s zum Theil prachtvolle Landhäuser angelegt haben. Hier hat man auch dem schon erwähnten Koster 1824 bei Gelegenheit der Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst ein Denkmal errichtet.

**Harmonica** ist ein verschiedenen musikalischen Instrumenten mit eigenthümlichem ergreifenden Klange ertheilter Name. Vorzugsweise heißt so die von Benj. Franklin erfundene oder wol nur verbesserte Glasharmonica. Dieselbe besteht aus einer Anzahl von Glasglocken von verschiedener Größe und verschiedenem Tone, welche in der Mitte durchbohrt und mit einer Korkfütterung versehen sind, durch welche sie auf eine eiserne Stange geschoben und befestigt werden. Hier sind sie nach ihrer Größe geordnet, sodaß jede kleinere unter der nächst größern mit dem Rande vorragt. Der Stab mit den Glocken liegt in einem Kasten, welcher oben offen ist und mit einer Scheibe in Verbindung steht, durch welche der Stab sammt den Glocken in drehende Bewegung gesetzt wird. Die Scheibe wird mittels eines Fußtritts nach Art eines Spinnrades umgedreht. Vor dem Spiel werden die Glocken mit einem feuchten Schwamm benetzt, und das Spiel geschieht, indem der Spieler die trockenen Fingerspitzen an die in Umschwung gesetzten Glocken anlegt. Durch die größere oder geringere Schnelligkeit der Umdrehung der Glocken und durch das mehr oder weniger starke Anpressen der Finger wird der Ton modificirt. Der Klang dieses Instruments ist ungemein eindringend und gewissermaßen schneidend, ergreift die Nerven der Hörer sowol wie des Spielers. Namentlich sollen auch durch das Anlegen der Fingerspitzen die Nerven angegriffen werden und man hat daher mehrfache Versuche gemacht, Tasten statt der Finger zur Erzeugung des Tons anzubringen, wodurch indeß der ungemeinen Zartheit des Instruments, welche auf der Weise der Berührung beruht, Eintrag gethan wird. Die Harmonica eignet sich nur zum Vortrag langsam einherschreitender und sanfte Empfindungen ausdrückender Musik. Eine nur als Spielerei dienende Glasharmonica hat man aus Glasstreifen von verschiedener Länge hergestellt, welche über einem Resonanzboden elastisch befestigt sind und mit Hämmerchen angeschlagen werden. Eine andere Spielerei ist die jetzt sehr Mode gewordene Mundharmonica, in der mehre aus dünnen Metallstäbchen bestehende Zungen angebracht sind, welche durch Durchblasen oder Durchziehen der Luft in schwingende und mithin tönende Bewegung gesetzt werden. Statt das Instrument mit dem Munde zu blasen, hat man auch Blasebälge angebracht, welche die Metallzungen blasen und Tasten dienen, der Luft den Zutritt zu den Zungen zu öffnen. Auch hat man die verbesserte Maultrommel (gewöhnlich Brummeisen genannt) Mundharmonica genannt. Von mehr theoretischem Interesse (zur Erklärung der Bildung des Tons) als praktischem ist die Nagelharmonica. Auf einem halbrunden Resonanzboden stehen rings herum Stabstäbchen von verschiedener Länge, welche mit einem Violinbogen, der mit Pferdehaaren bezogen und stark mit Colophonium gerieben ist, gestrichen werden. Eine Verbesserung dieses Instruments ist die Stahlharmonica. — Die sogenannte chemische Harmonica ist kein musikalisches Instrument, sondern nur ein eigenthümliches Klingen oder Tönen, welches man auf verschiedene Weise erzeugen kann. Läßt man nämlich Wasserstoffgas aus einer engen Röhre strömen, zündet dasselbe vor der Mündung dieser Röhre an und senkt die Flamme in ein gläsernes Gefäß, in eine weite Glasröhre oder in den Hals einer Retorte, so entsteht ein eigenthümliches harmonicaartiges Klingen, welches eine Wirkung der Erschütterungen ist, die das Glas in regelmäßiger und schneller Folge durch das verbrennende Gas erhält, denn das Brennen des Gases besteht in schnell aufeinander folgenden

Digitized by Google

kleinen Explosionen. An eine willkürliche Modification des Tons in Bezug auf Steigen und Fallen, Schwächung und Verstärkung ist nicht zu denken. — Verschiedene Instrumente, welche einen der Harmonica ähnlichen Ton erzeugen, von denen aber keins einen ausgedehntern Gebrauch gefunden hat, sind nach der Harmonica benannt worden, so das **Harmonikon**, das **Harmonicello** und das **Harmonichord**.

**Harmonie** ist der Zusammenklang mehrer musikalischer Töne, die nach denjenigen Regeln verbunden sind, welche sich aus der Natur des Tons ergeben. Die Lehre von der Harmonie, die **Harmonik**, macht daher einen sehr wesentlichen Theil der Tonkunst aus, indem nach ihren Gesetzen allein es möglich ist, wohlklingende mehrstimmige Musikstücke zu setzen. Anfangs wendete man in der mehrstimmigen Musik nur Consonanzen an, später aber auch Dissonanzen, und es ergab sich hieraus für die Harmonie die Aufgabe, die Auflösung der Dissonanzen zu bewirken. In einem ganz beschränkten Sinne hat man eine nur für Blasinstrumente gesetzte Musik **Harmoniemusik** genannt. Da die Griechen und Römer mehrstimmige Musik nicht hatten, so kannten sie auch die Harmonie in der angegebenen Bedeutung nicht, sondern bezeichneten mit diesem Worte jede Art von Übereinstimmung unter den Tönen, durch welche sich diese zum schönen, musikalischen Ganzen verbinden lassen. Da nun Pythagoras ähnliche Zahlenverhältnisse, wie zwischen den Tönen der Tonleiter stattfinden, auch in der Weltordnung aufzeigen zu können glaubte, so sprachen er und nach ihm seine Schüler viel von einer **Harmonie der Sphären** (d. h. Weltkugeln). Das Ohr der Sterblichen sollte nur zu schwach sein, diese Musik des sich bewegenden Weltalls zu vernehmen. Das Wort Harmonie ist endlich in alle Künste und in das gemeine Leben übergegangen, indem es in jenen die eigenthümliche Übereinstimmung (der Gestalten in ihrer Anordnung, der Farben u. s. w.) bezeichnet, auf denen das Wesen der Schönheit beruht, in diesem jede Übereinstimmung, z. B. auch zu dem gemeinsamen Zweck des Vergnügens, in welchem Sinne man manchen gesellschaftlichen Verein Harmonie genannt hat. — Speciellere Bedeutung haben die Worte Harmonie und harmonisch in einzelnen Wissenschaften, namentlich in der Mathematik. So z. B. sagt man, eine Linie sei **harmonisch** getheilt, wenn sie aus drei ungleichen Theilen besteht, von denen sich der mittelste zu einem äußern, wie der andere zur ganzen Linie verhält.

**Harn** oder **Urin** ist eine eigenthümliche Flüssigkeit, welche der Mensch und die rothblutigen Thiere aus dem Blute absondern und ausscheiden. Beim Menschen und bei den Säugthieren bildet sich der Harn in den Nieren und wird dann durch zwei **Harnleiter** tropfenweise nach der **Harnblase** geführt, einem eigenthümlichen häutigen Behälter von eiförmiger Gestalt, aus welchem er nach hinreichender Ansammlung durch die **Harnröhre**, die in die Geschlechtstheile ausgeht, aus dem Körper geführt wird. Die Vögel haben keine Harnblase, sondern bei ihnen münden die Harnleiter sogleich in das untere Ende des Darmkanals, wo sich der Harn mit dem Koth vermengt. Bei dem Straus und dem Kasuar geschieht jedoch die Ausleerung des Harns und des Unraths zu verschiedenen Zeiten. Die Beschaffenheit in der Zusammensetzung, die Menge, das Ansehen und der Geruch des Harns sind nicht allein bei den verschiedenen Thiergattungen, sondern auch bei einzelnen Thieren derselben Gattung, ja sogar bei demselben Individuum ungemein verschieden, indem sowol die genossenen Nahrungsmittel und Getränke, als auch das Alter und das körperliche Wohlbefinden von ungemeinem Einfluß auf die Harnbildung sind. Nach dem Genuß gewisser Getränke, sowie aller in großer Menge genossener, ist die Absonderung besonders stark und erfolgt so schnell, daß man unmöglich annehmen kann, das eben erst genossene Getränk sei erst durch das Blut den Harnbereitungsorganen zugeführt worden. Die Bestandtheile des Harns sind größtentheils Wasser, ein eigner Harnstoff und verschiedene Salze. Wegen der mannichfachen Wechsel, welchen in Krankheitszuständen die Zusammensetzung und schon die äußere Erscheinung des Harns ausgesetzt sind, hat man ihn in der Medicin beobachtet, um den Zustand des Patienten zu erkennen; doch hat man diesen Beobachtungen häufig einen viel zu hohen Werth beigelegt und Quacksalber haben damit vielen Unfug getrieben. Die Krankheiten, welchen die Harnwerkzeuge ausgesetzt sind, sind zahlreich und größtentheils gefährlich, sodaß sie stets unausgesetzter ärztlicher Sorgfalt bedürfen; doch gibt es auch verschiedene von selbst schnell vorübergehende Harnbeschwerden, sowie solche, welche die begleitenden Erscheinungen und Folgen anderer Krankheiten oder natürlicher Zustände (z. B. der Schwangerschaft) sind. Eins der beschwerlichsten Leiden entsteht, wenn die im Harn enthaltenen Stoffe zu steinartigen Körpern im Innern der Harnwerkzeuge erstarren. (S. **Gries** und **Steinkrankheit**.)

**Harnisch** oder **Panzer** hieß im Mittelalter die ganze **Rüstung** des zum Kampfe fertigen Ritters, und die einzelnen Stücke, aus denen sie bestand, wurden die **Waffen** genannt, während Lanze und Schwert, überhaupt alle **Angriffswaffen**, **Gewehre** hießen. Die Hauptbestandtheile des Harnisch waren: der Helm, der Brustharnisch, das Schild, die Arm- und Beinschienen und die Handschuhe, welche untereinander durch kleinere Waffenstücke in Verbindung gesetzt waren. Zur Verbindung der einzelnen Stücke dienten Schnallen oder Haken, Knöpfe und Ösen. Das Haupt bedeckte der oft reich verzierte, gewöhnlich mit einem Visir versehene Helm; er schloß sich an die Halsberge, welche den Hals und den obern Theil der Brust schützte und mit dem Brustharnisch oder dem Küraß in Verbindung stand. Dieser bedeckte die Brust und einen Theil des Leibes und war durch Schnallen mit dem Rückenstück verbunden. Gleichfalls mit der Halsberge durch die Schulterblätter verbunden waren die Armschienen, und wenn der Krieger den Arm erhob, so schützten ihn die Achselschildchen vor Verwundung. Handschuhe mit Gliedern für die Fingergelenke und Stulpen deckten Hand und Handgelenke. Auf ähnliche Weise, wie die Arme und Hände, waren auch die Beine und Füße gewappnet. Alle diese Waffentheile bestanden meistens aus Eisenblech, der Brustharnisch gewöhnlich aus einem Stück starken geschmiedeten Eisens. Zur Bedeckung des untern Leibes und der Gegend um die Schamtheile diente häufig noch der Blechschurz, welcher aus auf Leder genäheten Eisenschienen bestand. Mit der Verfertigung der oft



Digitized by Google

sehr künstlich und schön gearbeiteten Harnische beschäftigten sich die Harnischmacher oder Plattner. Eine besondere Sorgfalt mußte darauf verwendet werden, daß die Waffen den Körper des Kriegers nicht drückten oder rieben, und zu Erreichung dieses Zweckes fütterte man dieselben mit Leder, Filz, Tuch u. dgl. Zuweilen wurden ganze Harnische aus Schuppen von Eisen oder aus ineinander greifenden Eisenringen zusammengesetzt und nur die Brust mit einem massiven Küraß geschützt. Die einzelnen Waffenstücke wurden zuweilen zierlich mit Gold und Silber ausgelegt oder auch ganz vergoldet oder versilbert, von angelaufenem Stahl gearbeitet u. dgl. Man hat jedoch auch leichtere Harnische aus Leinwand oder flächsenem und hänfenem Garn bereitet, denen man durch Vervielfältigung und Ineinanderflechten einen hohen Grad von Festigkeit zu ertheilen verstand. Reiche und vornehme Ritter, sowie Fürsten trugen über dem Harnisch bis an die Knie reichende, kostbare Waffenröcke. (Vgl. Helm und Schild.) Der Harnisch diente nur zum Schutz gegen Hieb und Stoß, und als daher die Schießwaffen bei der Kriegführung allgemeiner wurden, mußten sich die Harnische als unnütz erweisen, und da sie überdem höchst lästig waren, so kamen sie nach und nach überall ab. Nur den Helm und den Küraß (s. d.) hat man, aber in veränderter Gestalt, namentlich bei der schweren Reiterei, beibehalten.

**Harpune** (die) ist ein Wurfspieß, der aus einem 4—5 F. langen Schaft mit einer ½ F. langen dreischneidigen, scharfen und mit Widerhaken versehenen eisernen Spitze besteht. Mittels eines Öhrs wird dieser Wurfspieß an eine Leine befestigt und so beim Walfischfang benutzt. Der Harpunier schleudert die Harpune gegen den Walfisch, der, wenn jene einmal in ihn eingedrungen, seinen Verfolgern nicht mehr entgehen kann. (S. Walfisch.)

**Harpyien**, d. h. die Raffenden, hießen bei den alten Griechen gewisse räuberische Wesen, Sturmgöttinnen, über deren Anzahl, Abstammung, Namen und Gestalt von den alten Dichtern sehr voneinander abweichende Nachrichten gegeben wurden. Homer läßt sie mit den Erinnyen (s. Furien) am Okeanos wohnen und sagt von Solchen, welche spurlos von der Erde verschwunden: die Harpyien hätten sie hinweggerafft. Hesiod schildert sie als menschlich gestaltete Jungfrauen. Spätere Dichter konnten sie nicht scheußlich genug schildern, worin ihnen die Bildner jedoch nicht nachfolgten. Es hieß, sie seien Ungeheuer mit Jungfrauengesichtern, schönen Haaren, Geierflügeln und -Leibern, Bärenohren, Händen mit Krallen; auch erzählte man, wie die Argonauten den Phineus von ihnen befreit hätten. Sie galten später für bildliche Darstellungen der Wasserhosen und Wirbelwinde. (S. Argonauten.) — Harpyie nennt man auch einen der größten und stärksten Raubvögel, welcher in Südamerika lebt, dessen Naturgeschichte aber noch wenig bekannt ist. Er gehört zur Gattung der Adler und wird auch der grausame Habicht genannt. Sein Schnabel ist so stark, daß er mit demselben sogar einen Menschenkopf zu spalten im Stande sein soll. Ebenso gewaltig sind seine Klauen und Beine. Er hat am Hinterkopf einen Federbusch, den er im Zorn, sowie die Backenfedern, aufrichtet. Kopf und Hals sind aschgrau, der Rücken und die Seiten der Brust schwarzbraun, Brust und Bauch grauweiß, die obern Beine, soweit sie befiedert, weiß und braun gestreift. Der Schwanz ist schwarzbraun und blau gestreift, an der

Spitze hellgrau. Die Länge der größten Harpyien soll über 3 F. betragen. Sie machen besonders auf Faulthiere Jagd.

**Härte** ist eine relative Eigenschaft der Körper, d. h. eine solche, die ihnen nur beziehungsweise, im Vergleich miteinander, zukommt. Sie hat ihren Grund in dem mehr oder weniger festen Zusammenhange der Bestandtheilchen der Körper. Man nennt denjenigen Körper härter als einen andern, welcher, ohne selbst eine Veränderung in der Anordnung seiner Theilchen zu erleiden, eine solche in dem andern hervorzubringen vermag, z. B. welcher den andern Körper mit einer scharfen Kante zu ritzen vermag. Der härteste aller bekannten Körper ist der Diamant. Entgegengesetzt ist der Härte die Weiche, durch deren verschiedene an Härte immer mehr abnehmende Grade die festen Körper endlich in den Zustand der Flüssigkeit übergehen. Bemerkenswerth ist, daß man mit einem in sehr schneller Bewegung befindlichen Körper einen ruhenden Körper selbst dann angreifen (ritzen) kann, wenn der letztere beiweitem härter als jener ist. Hierauf beruht die Kunst des Glasschleifens. (S. Glas.)

**Harz** (der) ist ein Gebirge Deutschlands, welches durch das Eichsfeld, eine hohe Ebene mit tief und steil eingeschnittenen Thälern, aber ohne Berghöhen, mit dem süd-

Digitized by

chen gelegenen Thüringerwalde gewissermaßen in Verbindung gesetzt wird und bei einer Länge von 13 M. und einer Breite von 4—5 M. über mehr als 60 □M. mit 56,000 Einw. sich ausbreitet. Er ist das nördlichste Gebirge Deutschlands, denn von ihm ab senkt sich das Land nach Norden in einer nur durch unbedeutende Hügel selten unterbrochenen Ebene gegen das Meer zu. Der größte Theil desselben gehört zu Braunschweig, ein nicht viel kleinerer zu Hanover und das Übrige zu Preußen und Anhalt. Der höchste Berg im Harz ist der **Brocken** (s. d.), um welchen sich nach allen Seiten Berge erheben, sodaß dieselben nicht eine fortlaufende Kette (einen Kamm) bilden, sondern in einer regellosen Masse zusammengehäuft erscheinen. Durch den Brocken wird das ganze Gebirge in zwei Hälften geschieden, von denen die westl. gelegene der **Oberharz**, die östl. gelegene der **Unterharz** heißt. Der Oberharz ist mit Nadelholz bedeckt und höher als der Unterharz, dieser aber zeichnet sich durch romantisch wilde und rauhe Felsenpartien aus und ist mit Laubholz bewachsen. Die bedeutendsten Höhen sind außer dem Brocken: die 3168 F. hohe Heinrichshöhe, der über 3000 F. hohe Bruchberg, die nicht viel niedrigere Achtermannshöhe, der Winterberg, die Feuersteine, der Wormberg, der 2150 F. hohe Kahlenberg und der nicht ganz 2000 F. hohe Rammelsberg. Der Harz wird wegen der schönen und wildromantischen Gegenden, welche er in Menge darbietet, häufig von Reisenden besucht. Auch verdienen die in ihm entdeckten Höhlen in hohem Grade die Aufmerksamkeit derselben. (S. **Baumannshöhle**.) Ein reizendes Thal ist das **Selkethal**, in welchem **Alexisbad** mit einem reichhaltigen Eisenbrunnen liegt. Dasselbe hat ausgezeichnete Anlagen zur Benutzung für die Badegäste und äußerst romantische Spaziergänge, unter Anderm nach dem **Mägdesprung**. So heißt nämlich ein Felsen, von welchem aus einst ein Mädchen, um den Verfolgungen eines Ritters zu entgehen, über eine ziemlich breite Schlucht gesprungen sein soll. Man zeigt noch die Spur, welche des Mädchens Fuß hinterlassen haben soll. In der Nähe steht ein Hüttenwerk und ein schöner, 58 F. hoher Obelisk aus Gußeisen, dem Andenken des 1796 verstorbenen Fürsten von Anhalt-Bernburg, Friedrich Albert, geweiht. Die Victorshöhe, gleichfalls in der Nähe von Alexisbad, bietet von einem auf dem Berge errichteten Gerüste eine reizende Ansicht über den Unterharz und auf der platten Bergkuppe sieht man die Reste der sogenannten Teufelsmühle. Eine gleichfalls sehr schöne Partie des Harzes ist die **Roßtrappe**, eine Meile südwestl. von Quedlinburg. An einem von der Bode durchbrausten Abgrunde erhebt sich ein Fels und auf ihm sieht man in einer Felsplatte eine hufeisenförmige Vertiefung. Gegenüber steht der Tanzplatzfelsen. — Der Harz ist reich an Wild, an Waldung, an würzigen Kräutern, Waldbeeren, Trüffeln und isländischem Moos und hat herrliche Weiden, auf denen im Sommer zahlreiche Heerden Nahrung finden, sein größter Reichthum aber besteht in Mineralien, welche durch bergmännischen Betrieb gewonnen werden. Man baut auf Silber, Kupfer, Eisen, Blei, Zink, Arsenik, Vitriol, Granit, Marmor u. s. w. und findet im Rammelsberge sogar etwas Gold. Für Besucher des Harzes ist noch immer Gottschalk's „Taschenbuch für Reisende in den Harz" zu empfehlen.

**Harze** heißen verschiedene Substanzen, welche aus verschiedenen Pflanzen, namentlich aus deren Holz, Knospen und Wurzeln gewonnen werden, an der Luft erstarren und dann eine durchscheinende, auf dem Bruche glänzende Masse bilden, welche in der Hitze flüssig werden und sich im Weingeist, aber nicht im Wasser auflösen. Durch den letzterwähnten Umstand unterscheiden sich die Harze von den Gummiarten. Auch in Äther, ätherischen und fetten Ölen sind sie löslich und werden durch Gummi, Zucker und dergl. auch in Wasser löslich. Da gewöhnlich in dem Harze ein eigenthümliches ätherisches Öl enthalten ist, so haben dieselben sehr oft den Geruch der Pflanze, von welcher sie herrühren. Sie fließen theils von selbst aus den Pflanzen aus, theils werden sie mit Weingeist ausgezogen. Man unterscheidet die **harten** oder **eigentlichen** Harze von den **Weichharzen**, welche in der Hitze dünnflüssiger als jene und in gewöhnlicher Temperatur schmierig sind. Zu den letztern gehört unter andern der Vogelleim, zu den erstern Fichtenharz, Colophonium, Mastix, Sandarak, Benzoe, Storax, Copal, Bernstein, Judenpech und andere. Das Fichtenharz, auch **gemeines** Harz genannt, wird aus Fichten und Tannen durch das **Harzen** oder **Harzscharren** gewonnen. Man schält nämlich an den ältern Bäumen zwei Fuß über der Erde mehre 4—5 F. lange Streifen ab und kratzt das hervorquellende Harz ab, entweder so lange es noch flüssig ist, welches das Flußscharren ist, oder nachdem es hart geworden, alle Jahre oder besser ein Jahr um das andere. Nach einigen Jahren werden jedoch alle so benutzten Stämme faul.

**Hase** (der), ein bekanntes Säugthier, welches zur Gattung der Nager gerechnet wird, in Deutschland überall und in sehr großer Menge vorkommt, und gleich gesucht wegen seines schmackhaften Fleisches wie wegen seines brauchbaren Felles ist. Der **gemeine** Hase, auch Berg-, Feld-, Stein- oder Holzhase genannt, zeichnet sich durch seine langen Hinterbeine, vermöge welcher er sehr gut bergan laufen kann, seine langen Ohren und seine große Furchtsamkeit aus.

Er nährt sich nur von Pflanzen und legt sein Lager auf dem Felde in die Erde an. Die Vermehrung dieser Thiere ist ungemein stark, jährlich bringen sie drei- bis viermal 1—5 Junge zur Welt. Man findet sie in ganz Europa und auch in Asien, Afrika und Nordamerika. Besonders im Norden findet man weiße Hasen, außerdem aber auch gefleckte,

Digitized by Google

schwarze und röthliche. Die Hasenjagd, welche nur vom September bis zum Februar erlaubt und gebräuchlich ist, weil im Sommer die Hasen sich fortpflanzen, auch unschmackhaft und mit schlechtem Pelz versehen sind, wird auf verschiedene Weise betrieben, aber in der Regel stets mit Schießgewehren, nicht mit Schlingen. Die Hasenfelle oder Hasenbälge werden theils als Pelzwerk verbraucht, theils nimmt man die Haare von ihnen ab und benutzt dieselben, besonders zur Bereitung des Filzes, auch wol zu Handschuhen, Strümpfen, Mützen u. dgl. Es wird in Rußland, Polen und Deutschland ein sehr starker Handel mit Hasenfellen getrieben, auch kommen die Haare für sich allein in den Handel. — Zu den Hasen gehören auch die Kaninchen (s. d.).

**Haselnuss** heißt die Frucht des bekannten Haselstrauchs, der in den Wäldern, Hainen und Gebüschen von ganz Europa und Nordasien häufig angetroffen wird. Wegen des Wohlgeschmacks der Nußkerne und wegen deren Benutzung auf Öl, dessen sie mehr enthalten, als die Hälfte ihres Gewichts beträgt, werden sie häufig in den Obstgärten und hier und da auch im Großen und zwar in mehren Abänderungen gezogen. Unter diesen Abänderungen zeichnet sich besonders die große span. oder provenzer Haselnuß aus, welche nicht selten gegen zwei Zoll lang und einen Zoll dick wird, dabei aber eckig, weißlich und im frischen Zustande, wie die wilde, nur an ihrem untern Theile von dem grünen Nußkelche umgeben und oben unbedeckt ist. Auch die Zellernüsse, welche ihren Namen vom Kloster Zell bei Würzburg haben sollen, dessen Mönche sich mit der Cultur derselben beschäftigten, stammen von dem gemeinen Haselstrauche ab. Man unterscheidet unter ihnen wiederum mehre Arten, die sich durch die rundliche und gegen die Spitze mehr verdickte Form und durch besonders wohlschmeckende Kerne auszeichnen. Die Lampertsnuß gehört einem als Art verschiedenen Haselstrauche an, der mehr in den südlichern Gegenden Europas und Deutschlands einheimisch ist und in den nördlichern sich nur cultivirt findet. Die Nuß ist länglich, gegen die Spitze hin verschmälert und gänzlich von dem grünen Nußkelche umgeben, der gleichsam noch wie ein Bart über dieselbe hervorragt, weshalb Einige annehmen, daß sie Langbartsnuß heißen müsse; Andere dagegen glauben, sie heiße Lombardsnuß und habe ihren Namen von der Lombardei, aus welcher sie häufig in nördl. Länder gebracht wird; noch Andere endlich nennen sie Lampertsnuß, weil sie um die Zeit des Lampertustags reif wird. Man kennt davon zwei Abänderungen, die gewöhnlichere weiße Lampertsnuß, deren Kern von einer blassen oder weißlichen dünnen Haut umgeben, und die seltenere rothe Lampertsnuß oder Blutnuß, deren Kern mit einer kirschrothen dünnen Haut überzogen ist. — Mit den großen und wohlschmeckenden Sorten, die vorzüglich in südlichern Gegenden erzeugt werden, treibt man einen nicht unbedeutenden Handel. Dahin gehören die span., welche über Barcelona und Bilbao, die sicil., die über Genua, Marseille, Livorno, Venedig und Triest, die franz., welche über Air, Grasse, Beziers, Cette und Montpellier versendet werden. Auch aus der Levante, namentlich von Smyrna, erhält Europa vortreffliche Nüsse. — Das durch Auspressen der Kerne reichlich zu erhaltende Öl ist dickflüssig, sehr blaßgelb, geruchlos und von angenehmem Geschmack. Es kann dem Mandelöl an die Seite gesetzt und vorzüglich gut an die Speisen gebraucht werden. Wegen seiner Güte, Reinheit und Geruchlosigkeit, so lange es nämlich nicht ranzig geworden ist, wendet man es zur Bereitung wohlriechender Öle an, indem man z. B. Jasminblüten schichtweise zwischen mit Haselnußöl getränkte wollene Tücher bringt, wodurch das Öl, nachdem man mehrmals frische Blüten aufgeschüttet hat, den Geruch derselben annimmt und aus den Tüchern herausgerungen wird.

**Hasenscharte** ist ein angeborener Bildungsfehler, welcher in einer widernatürlichen Spaltung der Oberlippe (sehr selten der Unterlippe) besteht. Den Namen hat diese Misbildung von ihrer Ähnlichkeit mit der naturgemäßen Beschaffenheit des Hasenmauls erhalten. Befindet sich zwischen den Rändern der Spalte noch ein Mittelstück, so heißt sie doppelte Hasenscharte. Zuweilen ist mit der Spaltung der weichen Theile eine widernatürliche Trennung des Gaumens verbunden, welcher Bildungsfehler Wolfsrachen genannt wird. Die Hasenscharte bewirkt immer eine sehr unangenehme Entstellung, hindert, besonders wenn sie gleichzeitig mit einem Wolfsrachen verbunden ist, bei Kindern das Saugen und macht bei Erwachsenen die Sprache undeutlich. Sie kann nur durch Operation geheilt werden, indem die Ränder der gespaltenen Lippe abgeschnitten und durch einen zweckgemäßen Verband so lange miteinander vereinigt gehalten werden, bis sie zusammengewachsen sind.

**Hatto** ist der Name zweier übelberüchtigter Erzbischöfe von Mainz, von denen der älteste 891—913 regierte und durch hinterlistigen Verrath den fränk. Grafen Adelbert in die Hand des ihm feindlich gesinnten Kaisers brachte, auch dem Herzog Heinrich von Sachsen nach dem Leben gestanden haben soll. Noch Schlimmeres erzählt die Sage von Hatto II., welcher im 10. Jahrh. lebte. Als einst eine Hungersnoth ausgebrochen war, schrieen die Armen um Brot zu dem reichen Erzbischof, mochten ihn auch wol selbst seines Wohllebens wegen anfeinden. Er nun ließ im Zorn eine große Menge derselben in eine Scheuer sperren und diese anzünden; als aber die Verbrennenden und Erstickenden jämmerlich schrieen, sagte er zu seinen Begleitern: „Höret, wie meine Kornmäuse piepen." Alsbald sollen nun aus den Trümmern unzählige Mäuse hervorgekommen und den gottlosen Bischof verfolgt, endlich aus seinem Schloß vertrieben haben. Er suchte Rettung auf einem Thurm, der bei Bingen mitten im Rhein stand. Aber vergebens! Die Mäuse schwammen ihm nach und fraßen endlich den bösen Bischof lebendigen Leibes auf. Der wahre Grund der Sage läßt sich nicht mehr ermitteln, aber von dem Mäusethurm, den die Schweden 1635 zerstörten, sind noch die Trümmer zu sehen.

**Hauptton** oder Grundton heißt in Bezug auf ein Musikstück derjenige Ton, dessen Tonleiter dem Stücke bei der Composition zu Grunde gelegt ist und dessen Dreiklang gewöhnlich zu Anfang und am Schlusse jedes Tonstücks angegeben wird. Der Grundton trägt wesentlich zur Bestimmung des Charakters eines Tonstücks bei.

**Haus** wird nicht allein jedes zur Wohnung oder zum vorübergehenden Aufenthalt des Menschen errichtetes Gebäude genannt, sondern auch in übertragener Bedeutung jede Ge-

sammtheit der Menschen, welche von der Natur auf einen gemeinsamen Wohnort hingewiesen oder aus ihm hervorgegangen ist; also die Familie, das Geschlecht, der Stamm, oder auch in engerer Bedeutung der Zweig eines (adeligen) Geschlechts. Nach der Natur gehört in das Haus kein Fremder, sondern zunächst sind Hausgenossen: Mann und Weib, dann Kinder, höheres und niederes Gesinde. Der Familienvater ist der Hausherr, er erwirbt, hält auf Recht im Hause selbst und vertritt das Recht und Eigenthum der Familie nach außen. Mehr nach innen wirkt die tüchtige Hausfrau, erhaltend, vorsorgend und auf Sitte und Zucht unter den Hausgenossen bedacht, daher sie richtig und schön von Rittern und Bürgern im Mittelalter als Hausehre bezeichnet wurde. Der Mann gehört mehr der Welt als dem Hause an, er hat in diesem nur den sichern Grund und Boden, auf welchem fußend er sich dem Allgemeinen nützlich zu machen strebt und den er sich erhält, indem er die Früchte seiner Thätigkeit selbst wieder ihm zuwendet; die Frau dagegen gehört mehr dem Hause als der Welt an, ihr liegt daher ob, den Erwerb des Mannes zum Wohle des Hauses zu benutzen und mit Klugheit auszutheilen, damit nicht ein Bedürfniß im Übermaß befriedigt werde, während in Bezug auf ein anderes Mangel eintritt, das Geschäft der Haushaltung und Hauswirthschaft. Alles Dasjenige, was sich auf die innere Wohlfahrt des Hauses bezieht, steht hiernach mehr der Frau zu, während der Mann für die äußere Wohlfahrt desselben zu sorgen hat. Die Wohlfahrt ist theils leiblich, theils geistig und so ist es der Hausfrau wohl angemessen, nicht nur für Essen, Trinken, Kleidungsstücke und Erhaltung des Wohngebäudes selbst und alles zu seiner Ausstattung Gehörige zu sorgen, sondern auch für die Pflege der Hausgenossen in leichten und schweren Krankheitsfällen Sorge zu tragen. Sie soll also auch die ohne Gefahr und in vielen Fällen anwendbaren Arzneimittel, die sogenannten Hausmittel kennen und in Bereitschaft halten, ohne jedoch durch Quacksalberei den Arzt ersetzen zu wollen. Am besten ist es, sich dieser Mittel, wenn es irgend sein kann, nur unter Anleitung und Berathung des Arztes zu bedienen. Die Gesammtheit der Hausmittel bildet die kleine, oft, besonders auf dem Lande, höchst nützliche Hausapotheke. Dagegen steht es dem Manne zu, das Hausrecht (s. d.), wo es noth thut, zu üben, alle Vermögens- und Erwerbsangelegenheiten zu besorgen, auf die Beobachtung der Hausverträge (s. Familie) zu halten u. s. w. In Allem werden aber Hausherr und Hausfrau sich theilnehmend und berathend zur Seite stehen und ein besonders beide gleich sehr interessirendes Geschäft wird die Erziehung der Kinder und die Anleitung des Gesindes zur Erfüllung seiner Pflicht, zur Rechtschaffenheit und Frömmigkeit sein.

**Haus der Liebe**, auch Familie der Liebe, Familisten, nannte sich eine von Heinrich Nicolai von Münster im 16. Jahrh. gestiftete religiöse Sekte, welche alle Wissenschaft und Gelehrsamkeit verachtete und nur durch die Liebe die menschliche Gesellschaft zusammengehalten wissen wollte. Für einen Wiedertäufer gehalten und verfolgt ging der genannte Schwärmer nach Holland und England und fand zahlreiche Anhänger, deren Glaubensbekenntniß 1575 gedruckt wurde, die aber seitdem allmälig erloschen sind.

**Hausen** (der), ist der größte bekannte, zum Geschlecht der Störe gehörige Flußfisch, der zuweilen 25 F. lang und 15 Ctr. schwer wird. Er geht aus den Meeren in den größern Flüssen hinauf und hat eine glatte, weißliche und schuppenlose Haut, ist mit einer Lunge versehen und hat auf jeder Seite ein Luftloch. Statt des Rückgraths hat er einen großen hohlen Knorpel und nur im Kopfe Knochen. Man fängt ihn am häufigsten in Rußland und Ungarn. In dieses Land kommt er bis gegen 500 M. weit aus dem schwarzen Meere die Donau hinauf. Man genießt das Fleisch sowol frisch als gesalzen und es hat gebraten einen dem Kalbfleische ähnlichen Geschmack. Die stärkste Hausenfischerei ist in Rußland die im Ural durch die uralschen Kosacken. Aus dem Rogen der Hausen und Störe wird der Caviar (s. d.) verfertigt. Die Blase des Hausen und einiger anderer Störarten gibt die bekannte Hausenblase, von welcher die beste Sorte aus Ungarn kommt. Sie zeichnet sich durch Reinheit und Klarheit aus und löst sich ohne Geruch im siedenden Wasser vollständig auf. Zur schlechten Hausenblase werden die Gedärme des Hausen genommen. Man bedient sich der Hausenblase zur Bereitung feiner Leimfarben, zur Appretur verschiedener feiner Stoffe, namentlich der Seidenzeuche, zum Klären trüber Weine, zur Bereitung des Mundleims, der Pflaster, zum Abguß von Münzen und dergl., in England und Frankreich auch zur Bereitung von Gelée und Gallerte, unter Zusatz verschiedener wohlschmeckender und duftender Stoffe. Die aus Rußland kommende sogenannte gekochte Hausenblase ist so klar wie Bernstein und dient besonders als Mundleim. Der Haut des Hausen bedienen sich in Rußland die ärmern Leute statt der Fensterscheiben, weil sie durchleuchtend ist. Das ausgesottene Fett des Hausen wird wie Brennöl oder Butter verkauft.

**Hauser** (Kaspar) ist der Name eines Menschen, über dessen Leben ein so räthselhaftes Dunkel schwebt, daß er die Aufmerksamkeit aller Zeitgenossen im höchsten Grade auf sich gezogen hat. Die durch Verstand, Scharfsinn und Einfluß ausgezeichnetsten Personen haben sich vergebens bemüht, jenes Räthsel zu lösen, und vergebens sind hohe Preise auf Enthüllung desselben ausgesetzt worden. Ein Bürger zu Nürnberg erblickte 1828 ohnweit seiner Wohnung einen bäuerlich gekleideten jungen Menschen, der ihm durch seine sonderbare Haltung auffällt. Derselbe reicht ihm einen Brief hin, welcher an einen Rittmeister von der zu Nürnberg einquartirten leichten Reiterei gerichtet ist. In dem Briefe steht: der Briefsteller sei ein armer Tagelöhner, welcher zehn Kinder habe und dem der Überbringer Dieses 1812 als neugeborenes Kind vor die Thür gelegt worden sei. Da er hiervon keine Anzeige beim Landgericht gemacht, so nenne er seinen Namen nicht, den auch der junge Bursche so wenig, wie seinen Wohnort anzugeben wisse. Übrigens habe er den Knaben, den Sohn eines armen Mädchens, christlich erzogen, auch lesen und schreiben gelehrt und derselbe wolle ein Reiter werden, wie sein Vater gewesen. Ein noch beiliegender Zettel, angeblich von der Mutter des Knaben, als sie ihn ausgesetzt, geschrieben, war offenbar erst später betrüglich angefertigt worden. Der Knabe wußte über nichts Auskunft zu geben, zeigte Unkenntniß aller, auch der gewöhnlichsten Dinge und schrieb nur den Namen Kaspar Hau-

Digitized by Google

ser auf einen Zettel, welchen Namen man ihm von nun an gab. Einzelne Worte im altbair. Dialekt waren Alles, was man aus ihm herauszubringen vermochte. Der Rittmeister, zu dem ihn jener Bürger gebracht, hatte ihn der Policei übergeben und diese hatte ihn in Verwahrung gebracht und fruchtlose Versuche mit ihm und ebenso vergebliche Untersuchungen über seine Herkunft angestellt. Indeß glaubte man aus den gemachten Beobachtungen so viel schließen zu können, daß H. seit seiner Kindheit in einem engen Gefängniß gehalten sein müßte und hier abgesondert von jeder andern menschlichen Gesellschaft, als der seines Wärters, nur mit Wasser und Brot genährt worden sei. Dieses schloß man aus der Beschaffenheit seines Körpers, namentlich aus der Zartheit und Weichheit seiner Füße, sowie aus seinem Abscheu vor allen künstlichen Speisen. Er zeigte überhaupt eine ungemeine Reizbarkeit der Nerven, beiweitem größer als bei irgend einem in der Natur und der Gesellschaft aufgewachsenen Menschen. Man erschöpfte sich in Vermuthungen. Bald sollte H. das Opfer einer schändlichen Erbschleicherei geworden, bald der Sohn einer vornehmen Dame, entsprossen aus verbotener Liebe, bald ein grausames Opfer der Politik sein. H., der große Empfänglichkeit für jede Art von Bildung zeigte, war indeß in das Haus eines gebildeten Mannes zu Nürnberg gebracht worden, und hier war es, wo nach seiner Aussage ein Mordversuch gegen ihn von einem verhüllten Mann gemacht wurde. Man fand ihn mit einer unbedeutenden Schnittwunde in der Stirn im Keller, wohin er sich verkrochen hatte. Vergebens stellten die Behörden neuerdings die emsigsten Nachforschungen nach jenem Unbekannten an. Lord Stanhope, welcher sich für das Schicksal H.'s interessirte, nahm sich nachmals seiner an und brachte ihn nach Anspach, wo er im Bureau des Appellationsgerichts arbeiten sollte. Hier zeichnete er sich eben nicht vortheilhaft aus. Das Publicum fing an, den ihm vorher so interessanten Menschen zu vergessen, als sein unerwarteter, gewaltsamer und von ihn selbst verdächtigenden Umständen begleiteter Tod plötzlich wieder Aller Augen auf ihn richtete. Ein Fremder hatte H., angeblich um ihm Nachrichten vom Lord Stanhope, auch um ihm Aufschlüsse über seine Herkunft zu geben, eingeladen, im Schloßgarten mit ihm zusammenzutreffen. Als H. kommt, übergibt ihm der Fremde Papiere, welche er lesen soll und versetzt ihm zugleich einen Dolchstich in die linke Seite. H. taumelt nach Hause, erzählt noch die Umstände seiner Ermordung und stirbt am 17. Dec. 1833. Man hat den Mörder noch nicht zu entdecken vermocht, wol aber hat man auf H. den Verdacht des Selbstmords, sowie auf seine ganze Erscheinung den einer schlau angelegten und ausgeführten Betrügerei geworfen. Zu solchem Verdachte gab unter Anderm der Umstand Veranlassung, daß man am Orte der Mordthat keine Spur vom Dagewesensein einer zweiten Person bemerkte. Aber bewiesen ist auch dieses so wenig worden, wie irgend etwas von den dunkeln Schicksalen des Unglücklichen.

**Hausiren** heißt von Haus zu Haus gehen, namentlich um Waaren zu verkaufen. Da auf diese Weise nur geringe Quantitäten Waare abgesetzt werden können, so ist der Hausirhandel eine Art des Kleinhandels. Er ist für die Bewohner der Dörfer sehr bequem, weil diese sonst, um ihre Bedürfnisse sich zu erstehen häufig erst die Städte aufsuchen müssen, und dient zur Vermehrung des kaufmännischen Betriebes. Doch hat man ihn in neuerer Zeit sehr beschränkt, nicht nur weil man glaubt, daß die Städte durch denselben beeinträchtigt würden, sondern besonders darum, weil er sehr häufig zu Betrug und von liederlichem Gesindel zu einem Vorwande benutzt worden ist, sich in die Häuser zu schleichen, um sich nach der Gelegenheit zu Diebereien und dergl. umzusehen. In manchen Staaten ist der Hausirhandel besonders den Juden ganz verboten oder doch nur zur Zeit von Messen und Jahrmärkten erlaubt.

**Hausrecht** nennt man das Recht des Hausherrn, sich gegen Kränkungen und ungerechte Angriffe in seinem eignen Hause durch Selbsthülfe zu schützen. Der Begriff des Hausfriedens oder der Sicherheit und Ruhe, welche das Haus seinen Bewohnern gewähren soll, liegt tief in der menschlichen Natur und findet sich in größerer oder geringerer Ausdehnung fast bei allen Völkern. Je höher die Achtung vor der persönlichen Freiheit in einem Lande ist, um desto heiliger wird auch der Schutz gehalten, den das Haus gewähren muß, sodaß dasselbe in einigen Ländern, z. B. in England, sogar in manchen Fällen gegen gerichtliche Verfolgungen schützt. Diese Ausdehnung des Hausfriedens findet zwar in Deutschland nicht statt, doch wirft man auch bei uns den ungehobelten Gast zur Thür hinaus und Vergehen, welche gegen Jemanden in seinem eignen Hause begangen werden, bedrohen die Gesetze mit geschärften Strafen. Ein solcher strafbarer Hausfriedensbruch kann indeß nicht blos von Seiten des Besuchenden, sondern auch von Seiten des Hausherrn begangen werden, wenn dieser Jemanden, der ihn in erlaubter Absicht und ohne ihn zu kränken, besucht, mishandelt.

**Haussuchung** ist ein Mittel, welches bei Criminaluntersuchungen häufig zur Anwendung gebracht wird, entweder um einen flüchtigen Verbrecher oder nähere Spuren und Anzeichen eines begangenen Verbrechens aufzufinden. Sie ist entweder eine allgemeine, wenn sie sich auf ganze Ortschaften oder bestimmte Districte erstreckt, oder eine besondere, wenn sie nur in gewissen, Verdacht erregenden Wohnungen vorgenommen wird. Da durch eine Haussuchung letzterer Art ein bestimmter Verdacht ausgesprochen wird und folglich etwas Ehrenkränkendes in derselben liegt, so darf sie nie ohne gegründete Veranlassung, und nur mit Vorbedacht und nach reiflicher Überlegung vorgenommen werden; auch ist nur der Richter selbst oder der gehörig legitimirte Stellvertreter desselben zu ihrer Vornahme befugt. Diesem aber muß auch unweigerlich das Haus und jeder Verschluß, dessen Öffnung ihm nothwendig erscheint, geöffnet werden und jede Widersetzlichkeit gegen die mit der Vollziehung beauftragten obrigkeitlichen Personen ist strafbar.

**Haut** wird das Organ genannt, welches die ganze Oberfläche des menschlichen Körpers überzieht. Sie ist nirgend unterbrochen, sondern geht an den natürlichen Öffnungen des Körpers in die Schleimhaut über, die als ihre Fortsetzung in das Innere des Körpers betrachtet werden muß. Ihre äußere Fläche ist in der Regel glatt, stellenweise mit Haaren bewachsen, in Folge der beständig stattfindenden Absonderung von tropfbarflüssigen oder gasförmigen Stoffen feucht, je nach den verschiedenen Racen der Menschen, sowie nach der besondern Körperbeschaffenheit eines Jeden ver-

Digitized by Google

schieden gefärbt und bietet eine Menge von Falten und Furchen, zwischen denen sich kleine Hügel erheben, die aneinandergereiht hervorspringende Linien bilden und vorzüglich deutlich an den Spitzen der Finger und Zehen wahrnehmbar sind, außerdem aber noch eine unendliche Anzahl kleiner, runder Öffnungen dar, die sämmtlich Mündungen der in der Haut befindlichen Talgdrüsen sind oder die Wurzeln der Haare beherbergen. Die innere Fläche der Haut hängt mit den Theilen, welche sie bedeckt, vermittels eines Zellgewebes zusammen, in welchem sich eine außerordentliche Menge von blutführenden und aufsaugenden Gefäßen, sowie von Nervenfäden verzweigen. Hier findet sich zugleich im gesundheitsgemäßen Zustande eine Anhäufung von Fett, welches eine Art von Polster bildet, das an den Wangen, an den Brüsten, am Unterleibe, an den Hinterbacken, Schenkeln und Armen am dicksten ist. Die Haut besteht aus zwei, sehr deutlich voneinander geschiedenen Lagen, einer untern und einer oberflächlichen. Die erstere, die beinahe allein die ganze Dicke der Haut einnimmt, ist die sogenannte Lederhaut, ein dichtes, festes, weißes und je nach der Menge des in seinen Gefäßen enthaltenen Blutes mehr oder weniger röthliches Gewebe, welches an seiner Oberfläche eine Menge kleiner Hervorragungen, das sogenannte Warzengewebe, wahrnehmen läßt, welches wieder von einer sehr dünnen Lage flüssigen Zellgewebes, eines schleimigen, gallertartigen Stoffes, bedeckt wird, der Schleimnetz oder Gefäßgewebe heißt und der eigentliche Sitz der Hautfärbung ist. Die oberflächliche Lage der Haut, die **Oberhaut** oder Epidermis, ist so zu sagen ein trockener und schützender Firniß, der die ganze Oberfläche der Haut überzieht, besitzt weder Gefäße noch Nerven, ist daher auch empfindungslos, besteht aus einem sehr dünnen, ebenen, zusammenhängenden, durchsichtigen, graulich gefärbten Häutchen, das nur an den Körperstellen, welche wiederholten Reibungen ausgesetzt sind, dicker und aus mehren Lagen zusammengesetzt zu sein pflegt. Sie erzeugt sich immer von Neuem wieder, sobald sie in Folge von Hautkrankheiten abstirbt, verletzt oder zerstört wird und läßt Alles, was der Körper durch die Haut ausstößt oder aus der Außenwelt in sich aufnimmt, durch sich hindurchgehen. Was die Verrichtungen der Haut betrifft, so vermittelt sie zunächst die Entfernung vieler sowol für die Erhaltung des Körpers unnütz und unbrauchbar gewordener, als auch erst durch Krankheit in ihm entstandener, schädlicher Stoffe, die bald in luftförmiger, bald in tropfbarflüssiger Gestalt aus dem Körper geschafft werden; zweitens dient sie aber auch zur Aufnahme verschiedener Stoffe (allgemein bekannt ist es, daß Nahrungsmittel, Arzneien, Gifte, Ansteckungsstoffe durch die Haut aufgenommen werden); drittens ist sie das Organ des allgemeinen Gefühls und des Tastsinns, und viertens endlich gewährt sie den Theilen, welche sie bedeckt, einen schützenden Überzug. Die krankhaften Veränderungen der Haut sind außerordentlich zahlreich, außerdem bietet sie, wie andere Organe, ebenfalls ursprüngliche Bildungsfehler dar: widernatürliche Färbungen, zufällige, hornartige und andere Erzeugnisse. Über die **Nägel** und **Haare**, die als natürliche Anhänge der Haut betrachtet werden müssen, siehe die betreffenden Artikel.

Die Zahl der **Hautkrankheiten** ist außerordentlich groß, indem die Haut theils durch Erkrankung der innern mit ihr zusammenhängenden Theile, theils von außen krankhaft erregt werden kann. Diesem Ursprunge gemäß sind auch die Krankheitserscheinungen verschieden. Bald ändert sie ihre Farbe, wird roth, bleich, gelb, blau, schwärzlich, bald wird ihre naturgemäße Absonderungsthätigkeit unterdrückt oder krankhaft abgeändert und äußert sich dann als widernatürlich vermehrter, riechender, gefärbter, warmer oder kalter Schweiß, oder sie wird von Krampf zusammengezogen, kalt und trocken, oder der Sitz von Wunden, Geschwüren, Geschwülsten u. s. w. Am häufigsten jedoch wird sie der Sitz von **Ausschlägen**, unter denen man mehre selbständige Krankheiten der Haut mit Entstehung neuer krankhafter Gebilde von sichtbarer und fühlbarer Beschaffenheit in und auf derselben versteht. Die Beschaffenheit dieser Ausschläge ist ebenso verschieden wie ihr Entstehungsgrund. Die wichtigern unter ihnen sind in eignen Artikeln behandelt. Manche Hautausschläge sind stets ansteckend, manche nur bei sehr arger Ausbreitung und Ausbildung, andere wieder nie. Die Ansteckung selbst wird bald durch einen flüchtigen in der Luft verbreiteten Ansteckungsstoff vermittelt, bald nur durch unmittelbare Berührung und Einimpfung, oft auch auf beiderlei Art zugleich. Die allgemeinen Ursachen der Hautausschläge sind theils äußerlich, theils innerlich. Zu erstern gehören scharfe und giftige Stoffe, die Einwirkungen, denen die Haut bei Metallarbeitern, Wollarbeitern und andern Gewerben ausgesetzt ist, der Gebrauch gewisser Bäder, verschiedene Ansteckungsstoffe, Verzärtelung der Haut, Unreinlichkeit, große Hitze u. s. w. Unter denjenigen Ursachen, welche Hautausschläge von innen heraus erzeugen, verdienen namentlich Erwähnung gewisse Speisen und Getränke, von denen einige bei manchen Personen sogleich den Ausbruch derselben veranlassen, wie z. B. manche Fischarten, Austern, Krebse, Erdbeeren u. s. w., andere erst nach häufigem Genusse die Mischung der ganzen Säftemasse des Körpers in der Art verändern und verschlechtern, daß Hautkrankheiten als Folge des Bestrebens der Naturheilkraft entstehen, sich durch die Haut der krankhaften Stoffe zu entledigen. Hierher gehört z. B. der öftere Genuß fetter, stark gesalzener, sehr gewürzter Speisen, fetter Fische, fetten Schweinefleisches, des Käses, des Branntweins, mancher Weine u. s. w. Außerdem geben nicht selten zur Entstehung von Hautkrankheiten Krankheitszustände mancher Unterleibseingeweide Veranlassung, ohne diese aber auch blos eine von den Ältern ererbte Anlage. Eine vorzügliche Geneigtheit, an Hautausschlägen zu erkranken, scheinen das kindliche und das Greisenalter zu begründen; auch scheint ihnen das weibliche Geschlecht mehr ausgesetzt zu sein als das männliche.

**Havana** (St.-Christoval de la), die Hauptstadt aller Besitzungen, welche den Spaniern in Amerika übrig geblieben sind, der Sitz des Generalcapitains und der übrigen Oberbehörden, liegt auf der Nordküste der Insel Cuba (s. **Antillen**) und gewährt, vom Meere aus gesehen, mit ihrem von Dörfern umkränzten und von Schiffen belebten Hafenbecken und den auf steilen Felsen sich erhebenden Befestigungswerken einen herrlichen Anblick. Die Stadt selbst ist sehr schlecht gebaut und unreinlich. Nur wenige öffentliche und Privatgebäude zeichnen sich durch ihre Bauart vortheilhaft aus; das Theater, welches stark besucht wird, ist we-



Digitized by Google

nigstens geräumig. In einer der Kirchen sind die Gebeine des Colombo (s. d.) beigesetzt. Die Havana ist wichtig durch ihre Lage, indem sie den mexicanischen Meerbusen beherrscht; wegen ihres Hafens, der für den besten in ganz Amerika gilt und mehr als tausend Schiffe fassen kann; durch starke Festungswerke, deren Aufführung ungeheure Summen kostete, und durch ihren Handel, der einen immer größern Umfang gewinnt, weil die Insel besonders seit den letzten zehn Jahren immer volkreicher und besser angebaut wird. Am bedeutendsten ist die Ausfuhr von Tabacк und Cigarren. Die H. hat ein Arsenal, bedeutende Schiffswerfte und viele wissenschaftliche Anstalten. Die Anzahl der Einwohner belief sich 1827 auf 112,000 Seelen; sie ist seitdem aber immer im Wachsen gewesen; 22,800 waren Sklaven. Im Durchschnitt laufen jährlich 11—1200 Schiffe in den Hafen ein; die Ausfuhr beträgt ungefähr 28—30, die Einfuhr 42—44 Mill. Gulden. Das Klima ist besonders für alle neuen Ankömmlinge sehr gefährlich.

**Haverei** oder Avarie bezeichnet die Verluste oder Kosten, welche ein Schiff und dessen Ladung während einer Seereise von der Zeit des Ladens bis zum Löschen (Ausladen) der Ladung treffen. In der Regel ist sowol das Schiff als die Ladung versichert und es muß daher jeder außerordentliche und unverschuldet treffende Schade ersetzt werden. Besondere gesetzliche Bestimmungen (Havereiordnungen) entscheiden aber nach vorhergegangener Untersuchung, ob der Schiffsbesitzer oder Der, welchem die Ladung gehört, den Schaden zu tragen hat. Die kleine Haverei, welche aus den unvermeidlichen, bei jeder Seefahrt vorkommenden Beschädigungen des Schiffs, aus den Ausgaben für Lootsen, Quarantainegeldern u. dgl. erwächst, wird gewöhnlich vom Schiffer allein getragen, insofern schon bei Bestimmung der Fracht auf diese Verluste Rücksicht genommen zu werden pflegt. Die große Haverei dagegen, zu der alle Schiff und Ladung zugleich treffende Verluste gehören, z. B. wenn Waaren, um bei einem gefährlichen Sturme das Schiff zu retten, ausgeworfen worden sind, wenn Kaper Geld erhalten haben, um das Schiff zu verschonen u. dergl. m., wird nach Verhältniß des Werths, welchen das Schiff und die Waaren haben, von dem Schiffsbesitzer und dem Eigner der Waaren gemeinschaftlich getragen. Die einfache oder particulaire Haverei endlich begreift die entweder einseitig das Schiff oder die Ladung treffenden Kosten und wird auch von den Besitzern beider einzeln getragen.

**Haydn** (Joseph), einer der ausgezeichnetsten und fleißigsten deutschen Componisten, wurde als der Sohn eines armen Wagners, der sich nebenbei durch Harfenspielen Sonntags einiges Geld zu verdienen suchte, zu Rohrau, einem Dorfe auf der ungarisch-östr. Grenze, 1732 geboren. Ein Schulmeister aus dem Städtchen Haimburg nahm sich des von allem Unterricht entblößten Knaben an, lehrte ihn Lesen, Schreiben und die ersten Anfangsgründe in der Musik, namentlich im Gesange. Bald zeichnete sich der Knabe so vortheilhaft aus, daß er, acht Jahre alt, durch Empfehlung des Dechanten von Haimburg als Chorknabe an die Stephanskirche nach Wien kam. Ohne besondern Unterricht bildete sich der junge H. hier mit dem emsigsten Fleiße, trotz der bedrängten Lage, in welcher er sich befand, aus. Im 16. Jahre verlor er seine schöne Sopranstimme, wurde aus dem Chor entlassen und suchte nun durch Privatstunden in der Musik und Spielen im Orchester ein ärmliches Auskommen sich zu verschaffen. Etwas besser wurde die Lage H.'s, als ihm der berühmte Dichter Metastasio übertrug, eine junge Dame im Gesang und Clavierspiel zu unterrichten und ihm dafür freie Wohnung und freien Tisch gab. Nachdem diese Dame Wien verlassen, kam H. abermals in große Noth, doch hatte ein im 18. Jahre von ihm geschriebenes Quartett zwar manchen Tadel, aber auch so großen Beifall gefunden, daß H. bald edle Gönner und endlich eine Anstellung als Organist bei den Karmelitern in der Leopoldvorstadt fand. Der Fürst Esterhazy machte H. 1760 zu seinem Kapellmeister und verschaffte ihm auf diese Weise eine Stellung, in welcher sich ihm Muße und Gelegenheit zu Studien und eignen Tonschöpfungen darbot. Während der 30 Jahre, welche H. in dieser Stellung zubrachte, schrieb er eine große Anzahl ausgezeichneter Compositionen, namentlich seine so berühmt gewordenen Symphonien; doch gelangte er erst zu einer seinen Talenten angemessenen Anerkennung, als er 1799 eine Reise nach England unternahm. Man nahm ihn mit Begeisterung auf und von England aus verbreitete sich sein Ruhm über Europa. Zurückgekehrt aus England, kaufte sich H. ein Häuschen mit einem kleinen Garten in der Vorstadt von Wien und schuf hier sein noch jetzt zur begeisterten Bewunderung jeden Hörer hinreißendes Oratorium: „Die Schöpfung". Ein durch die Last der Jahre gebeugter Greis starb H. 1809. Man erzählt, daß er einige Jahre vor seinem Tode bei der Aufführung seiner „Schöpfung" selbst so von der Macht der von ihm geschaffenen Harmonien hingerissen worden sei, daß er bei der herrlichen Stelle: „Es ward Licht!" in Thränen ausbrechend, mit gen Himmel erhobenen Händen ausgerufen: „Nicht von mir, von dort kommt Alles!" Man mußte den unter der Macht des Gefühls erliegenden Greis hinwegtragen. — Als Kirchencomponist seinen Bruder fast noch übertreffend und ein ebenso tiefer Kenner der Musik, aber vom Glücke minder begünstigt war Michael Haydn, welcher 1737 geboren, in Wien gebildet wurde, dann 1757 Kapellmeister zu Großwardein, 1762 Concertmeister, endlich Domorganist zu Salzburg wurde und 1806 starb.

**Hayducken** waren ursprünglich eine Art leichten Fußvolks in Ungarn, welches mit Aufrechthaltung der Sicherheit im Innern des Landes beauftragt war und für seine Verdienste eigne Ländereien und eine eigne Verfassung erhielt, welche über das Leben im Kriegsdienste sich hinaus erstreckte. Obschon in der Mitte des 17. Jahrh. diese Hayducken aufgelöst wurden, so erhielt sich ihr Andenken doch in dem Hayduckendistrict, einer Landesabtheilung Ungarns von mehr als 17 □M., dessen Bewohner noch im Besitz verschiedener Vorrechte sind. — Wie die Schweizer, so wurden auch die Hayducken zu Leibwächtern und zu Lakeien an Höfen verwendet, indem man zu diesem Dienste große und starke Leute auswählte, denen man ungar. Bekleidung und Bewaffnung gab.

**Hazard**, ein franz. Wort, bezeichnet das glückliche Ungefähr, und es werden daher Hazard- oder Glücksspiele diejenigen Spiele um Geld oder Geldeswerth genannt, bei denen die Entscheidung, wer der gewinnende Theil sei, allein vom Zufall abhängt, nicht irgendwie Geschicklichkeit und Überlegung einen Einfluß auf jene Entscheidung üben.

Sie sind theils Kartenspiele, theils Würfelspiele, theils Spiele mit Kugeln oder Nummern. Die gewöhnliche Art, in welcher die meisten abgehalten werden, ist, daß Einer (der Bankier) Bank hält, d. h. eine gewisse Summe Geldes niederlegt, gegen welche die übrigen Mitspieler (die Pointeurs) spielen, sodaß alle ihre Verluste in die Bank fließen und alle ihre Gewinne aus der Bank bezahlt werden. Die Bank ist gesprengt, wenn sie gänzlich ausgeleert ist. Fast alle Hazardspiele sind aber so eingerichtet, daß die Bankier gegen die Pointeurs im Vortheil ist, d. h. daß die Wahrscheinlichkeit, die Bank werde gewinnen, größer ist, als die, daß die Pointeurs gewinnen werden, und schon aus diesem Grunde sind bei dem Hazardspiele die Pointeurs stets im Nachtheil. Hierzu kommt noch, daß die Bankiers gewöhnlich geübte Spieler sind, welche alle Vortheile wahrzunehmen wissen und oft genug ihre Gewandtheit zu Betrügereien gegen die Pointeurs benutzen. Diese dagegen gerathen durch Gewinn und Verlust gleichermaßen in immer höhere Aufregung und hieraus ist zu erklären, wie sich häufig auch sonst gewissenhafte Männer so weit haben verführen lassen, nicht nur ihr eignes Vermögen, von dem vielleicht das Wohl einer ganzen Familie abhing, sondern selbst fremde ihnen anvertraute Gelder aufs Spiel zu setzen. Verzweiflung und Selbstmord sind häufig der Ausgang der Spielwuth, welche die Hazardspiele entzünden und nähren. Aus diesem Grunde sind in allen gebildeten Staaten die öffentlichen Hazardspiele entweder ganz verboten oder doch unter polizeiliche Aufsicht gestellt worden; auch ist die Haltung von Spielhäusern mit hohen Abgaben belegt oder verpachtet worden. In andern Ländern sind die Hazardspiele nur für gewisse Orte und in gewissen Zeiten bewilligt oder geduldet, z. B. auf Messen und Jahrmärkten, in Badeorten während der Badezeit u. s. w. Unerlaubte Hazardspiele werden nicht nur mit Confiscation der Bank, sondern auch mit Geldstrafen belegt, welche Den treffen, welcher den Ort eingeräumt, an dem diese Spiele abgehalten werden. Das berühmteste Hazardspiel ist das Faro, welches mit Karten gespielt wird, andere sind: Rouge et noir (Schwarz und Roth), Bassette, Schnitt, Lanzknecht, Grobhaus, Paschen, Roulette u. s. w. Auch die Lotterie und das Lotto sind nichts Anderes als Hazardspiele, aber solche, welche in der Regel unter Aufsicht des Staats gespielt werden, wodurch wenigstens der Mitspielende vor Betrug gesichert ist.

**Hebamme**, Kindmutter, Wehmutter wird eine Frau genannt, welche den Beruf hat, Schwangern auf Verlangen diejenigen Verhaltungsregeln zu ertheilen, bei deren Beobachtung sie hoffen dürfen, sich und ihre Leibesfrüchte gesund und am Leben zu erhalten, Gebärenden die unumgänglich nöthigen Hülfeleistungen zu gewähren, in bedenklichen Fällen aber die Herbeiholung eines Geburtshelfers zu veranlassen. Auch die erste Pflege der neugeborenen Kinder pflegen die Hebammen zu übernehmen. Aus dem Angeführten ergibt sich die hohe Wichtigkeit der Hebammenkunst, zugleich aber auch, daß sich nicht jede Frau zu Ausübung derselben eignet. Wenn sie sich derselben widmen will, muß sie vor Allem, um zu derselben zugelassen werden zu können, gewisse Eigenschaften des Körpers und Geistes besitzen. Sie darf nicht zu alt sein, weil sich im Alter nur schwer noch Kenntnisse aneignen lassen, muß einen kräftigen, in anhaltender Anstrengung ausdauernden Körper und natürliche Geschicklichkeit besitzen, darf auch nicht durch harte Arbeit das Gefühl in den Händen abgestumpft haben. In geistiger Hinsicht sei dieselbe mit einem gesunden Verstande, einem richtigen Urtheile und einem guten Gedächtnisse begabt und besitze Gegenwart des Geistes und Entschlossenheit, sei rechtschaffen, gewissenhaft, sanft, theilnehmend und geduldig, dienstfertig, verschwiegen, nüchtern, ehrbar in ihrem Wandel und verträglich. Besitzt sie aber alle diese Eigenschaften und hat sie sich die nöthigen Kenntnisse und Fertigkeiten in hinreichendem Grade erworben, dann wird auch der Segen Gottes und der Menschen mit ihr sein und sie Das werden, wozu ihr wichtiger Beruf sie machen kann, ein Schutzengel für die ihr sich anvertrauenden Frauen und Kinder. Eine ihrem Berufe nicht gewachsene Hebamme kann unsägliches Unheil anrichten und daher haben sich in neuerer Zeit die Regierungen fast aller gebildeter Staaten veranlaßt gesehen, durch Einrichtung besonderer Hebammenschulen oder Hebammeninstitute für die Bildung guter Hebammen mehr Sorge zu tragen als früher geschehen ist. In diesen erhalten sie den nöthigen Unterricht theils durch mündliche Vorträge, theils durch praktische Übungen unter Anleitung kenntnißreicher und erfahrener Geburtshelfer, werden nur erst nach gut bestandenen Prüfungen zur Ausübung der Hebammenkunst zugelassen und bleiben beständig unter Aufsicht der ihnen vorgesetzten Ärzte und Geburtshelfer.

**Hebe**, bei den Griechen die selbst in ewiger Schönheit und Jugend blühende Göttin der Jugend, welche im Olymp den Göttern den Nektar credenzt und den Adler des Jupiter mit Ambrosia füttert. Sie war eine Tochter des

Jupiter und der Juno und wurde dem Hercules bei seiner Aufnahme im Olymp, ein würdiger Lohn seiner Heldenthaten, zur Gemahlin gegeben. Das Mundschenkenamt soll



Digitized by Google

sie an Ganymed (s. d.) verloren haben, als sie einst vor den versammelten Göttern unanständig gefallen war. Die Römer nannten sie Juventas. Dargestellt wurde sie entweder als schwebende, jugendliche, schöne Frauengestalt mit Schwingen, Nektargefäße tragend oder den Adler des Zeus liebkosend.

**Hebel** (der) ist die wichtigste der sogenannten einfachen Maschinen in der Mechanik, weil auf ihm die wichtigsten Theile aller Maschinen beruhen; er dient theils zur Fortpflanzung der Bewegung auf eine bequeme und zweckdienliche Weise, theils um Zeit und Kraft auf eine eigenthümliche, sogleich näher zu erörternde Weise gegeneinander auszugleichen. Alle Räderwerke, Zangen, Scheeren, Meisel, Schlüssel, Rollen, Flaschenzüge, Wagen u. s. w. beruhen auf einer mehr oder weniger complicirten Anwendung des Hebels. Um die Lehre vom Hebel auf das Einfachste zu erörtern, stelle man sich vor, man hätte z. B. einen Draht, welcher durchgängig dieselbe Dichtigkeit und dabei eine solche Steifigkeit besäße, daß ihn keine Kraft zu krümmen im Stande wäre. Allerdings gibt es keinen derartigen Körper, allein es kann auch ein Körper nur insoweit nach Art eines Hebels wirken, als er jene Bedingungen erfüllt, d. h. es gibt keinen vollkommenen Hebel; je mehr sich aber ein Stab, Balken u. dgl. dem angenommenen Drahte nähert, desto mehr wird er sich auch einem vollkommenen Hebel nähern. Stellen wir uns nun ferner vor, der angenommene Draht liege mit seiner Mitte auf einer Kante auf, oder sei in seiner Mitte mit einer Schnur umwunden und mittels derselben an einem Nagel oder dgl. aufgehängt, so übersieht man bald, daß der Balken, auf beiden Seiten gleichviel wiegend, mit keinem Ende tiefer herabsinken könne, als mit dem andern. Dieselbe horizontale oder wagerechte Lage wird er auch noch behalten, wenn man an beiden Enden in gleichen Entfernungen vom Punkte in der Mitte gleiche Gewichte anhängt. In der gegebenen Vorstellung hat man einen einfachen Hebel, an welchem der unterstützte Punkt der Unterstützungspunkt oder Drehpunkt, auch (griech.) Hypomochlion heißt; die Punkte, an welchen die Gewichte hängen, welche letztere durch jede andere in derselben Weise wie sie wirkende Kraft ersetzt werden können, die Angriffspunkte, und endlich die Entfernungen der Angriffspunkte von dem Unterstützungspunkte die Arme des Hebels genannt werden. Es ist ferner klar, daß, wenn man das eine Ende des Hebels stärker belastet als das andere, das stärker belastete herabsinken und dadurch das andere emporgehoben werden muß. Eine ähnliche Wirkung muß sich ergeben, wenn man den Unterstützungspunkt des auf beiden Seiten gleich belasteten Hebels verrückt, es wird dann nämlich diejenige Seite, welcher der längere Arm entspricht, schwerer als die andere, und jene muß sinken, diese steigen. Vermehrt man nun das gegen den kürzern Arm wirkende Gewicht um so viel, daß das Misverhältniß, welches durch die Veränderung der Hebelarme hervorgebracht wurde, wieder aufgehoben wird, so geht der Hebel in die horizontale Stellung zurück. Man kann sowol mathematisch beweisen, als auch durch Versuche darthun, daß der Hebel stets eine horizontale Stellung annimmt, oder, wie man sich ausdrückt, im Gleichgewicht ist, wenn das gegen den einen Arm wirkende Gewicht multiplicirt mit der Länge dieses Arms gleich ist dem gegen den andern Arm wirkenden Gewicht multiplicirt mit der Länge des andern Arms, oder, was Dasselbe, wenn die Kräfte im umgekehrten Verhältnisse gegen die Entfernungen der Angriffspunkte von dem Unterstützungspunkte stehen. Hat man also z. B. einen Hebel, dessen eines Gewicht A ist während das andere B nur den dritten Theil von jenem wiegt, so wird Gleichgewicht stattfinden, wenn der Arm, an welchem B hängt, dreimal so lang ist als der Arm, gegen welchen A wirkt, denn dann ist die angegebene Gleichgewichtsbedingung erfüllt. Wird das gegen den einen Arm wirkende Gewicht durch eine irgendwie angebrachte Kraft ersetzt, so muß diese Kraft, um das Gleichgewicht zu erhalten; offenbar ebenso viel leisten, wie das von ihr zu ersetzende Gewicht. Ist daher F der Unterstützungspunkt, der so angebracht ist, daß der eine Hebelarm dreimal so lang als der andere ist, so muß eine am langen Hebelarm ziehende Hand, damit der Hebel in horizontaler Lage bleibt, eine Kraft anwenden, welche im Stande ist, ein Gewicht zu ersetzen, welches dem dritten Theile von R gleichkommt. Wirkt die Hand nur etwas stärker, so wird sie R in die Höhe heben. Man sieht, wie man mit jeder Kraft eine beliebige vielmal stärkere Last zu bewältigen im Stande ist, wenn man sich eines Hebels bedient, dessen einer Arm ebenso viel mal länger als der andere ist. Hat man einen Überschuß an Kraft, so tritt Bewegung ein und da diese um das Hypomochlion als um einen Drehpunkt geschieht, so beschreiben die beiden Angriffspunkte des Hebels Kreisbogen. Sinkt z. B. B nach D, so steigt A nach E, oder steigt B nach F, so sinkt A nach C. Hierbei beschreibt jedesmal B eine längere Linie als A und im Allgemeinen muß sich bei der Drehung eines Hebels der Angriffspunkt des längern Arms schneller bewegen, als der Angriffspunkt des kürzern Arms. Ein schnell bewegter Punkt braucht zur Zurücklegung eines gewissen Wegs kürzere Zeit als ein langsamer bewegter Punkt. Bei genauerer Untersuchung findet man, daß man beim Hebel durch Verlängerung desjenigen Hebelarms, gegen welchen die Kraft wirkt, ebenso viel an Kraft gewinnt, als man an Zeit verliert, d. h. daß, um die auf dem kürzern Hebelarme ruhende Last um eine gewisse Höhe zu heben, der Angriffspunkt des längern Hebelarms einen so viel mal größern Weg zurückzulegen hat, wie vielmal der längere Hebelarm den kürzern an Länge übertrifft. Außer dem erwähnten Hebel, welcher der zweiarmige genannt wird, gibt es noch einen andern, den einarmigen. Bei diesem ist der Unterstützungspunkt an einem Ende, z. B. bei F, angebracht, und die Angriffspunkte liegen in verschiedenen Abständen von F. Um den Hebel in horizontaler

Lage zu erhalten, dürfen hier die beiden Kräfte nicht in demselben Sinne wirken, wie dieses beim zweiarmigen He-

Digitized by Google

bel der Fall war, sondern wenn die eine nach unten zieht, muß die andere nach oben stehen, wie die vorstehenden Figuren dieses erläutern. Auch bei dieser Art von Hebeln wird aber das Gleichgewicht hergestellt, wenn die Kräfte im umgekehrten Verhältnisse gegen die Entfernungen der Angriffspunkte von dem Unterstützungspunkte stehen. Eine bloße Abart des zweiarmigen Hebels ist der sogenannte Winkelhebel, für welchen die oben schon angegebenen Gesetze gelten. Die Arme desselben treffen am Unterstützungspunkte in einem Winkel zusammen. Minder wirksam sind die Kräfte, wenn sie nicht, wie bisher immer angenommen wurde, senkrecht, sondern schief gegen die Hebel gerichtet sind.

Eine der einfachsten und häufigsten Anwendungen des Hebels ist der gewöhnliche Hebebaum und das Brecheisen, eine einfache Stange von Holz oder Eisen. Man bedient sich desselben zum Heben großer Lasten. Wird der Hebebaum mit der Spitze unter die Last gelegt, dann ein Stein oder irgend ein anderer fester Körper untergelegt und das andere Ende herabgedrückt, so hat man einen zweiarmigen Hebel, dagegen einen einarmigen, wenn der Hebe-

baum unter die Last geschoben und das entgegengesetzte Ende emporgehoben wird. Zusammengesetzter ist schon die sogenannte Heblade, bei welcher eine Vorrichtung angebracht ist, um den Unterstützungspunkt des einen zweiarmigen Hebelarm bildenden Hebebaums allmälig immer höher zu legen. Man kann mittels derselben Lasten auf eine größere Höhe bringen und bedient sich derselben z. B., um Bäume auf die Wagen zu bringen, auf denen sie transportirt werden sollen. Die Scheere, wie die Zange, besteht aus zwei Hebeln, deren gemeinschaftlicher Unterstützungspunkt die Niete bildet. Bei einem Schlüssel ist der Bart der eine Hebelarm, der Griff der andere längere Arm, und beide Arme sind durch die Stange fest verbunden und in diese Stange fällt der Unterstützungspunkt des Hebels. Es würde viel zu weitläufig sein, alle Instrumente, welche auf den Hebel sich zurückführen lassen, anzugeben, es sind dieses die meisten, bei deren Anwendung mit einer verhältnißmäßig geringen Kraft eine große Last bewältigt wird.

**Hebel** (Joh. Pet.), ein deutscher Volksdichter, dessen durch Sinnigkeit und Gemüthlichkeit ausgezeichnete, in einem schwäb. Dialekt geschriebene und von ihm selbst als „alemannische" bezeichnete Gedichte ihm eine hohe Stelle unter den Dichtern des deutschen Vaterlands anweisen. Er ward 1760 zu Hausen bei Schopfheim im Badischen geboren, studirte später in Erlangen und widmete sich endlich vorzüglich dem Schulfache. Er bekleidete seit 1805 die Stelle eines Kirchenraths und wurde 1808 Director des jetzigen Lyceums zu Karlsruhe, 1819 Prälat und starb 1826 auf einer Reise zu Schwetzingen. Seine Gedichte erschienen zuerst 1808 und wurden bald von mehren Bearbeitern ins Hochdeutsche übersetzt. Außer ihnen hat H. noch verschiedene ebenso lehrreiche als anziehende Volksbücher geschrieben, namentlich den „Rheinländischen Hausfreund", das „Schatzkästlein des rheinl. Hausfreundes" und die „Biblischen Geschichten".

**Heber** ist ein einfaches Instrument, dessen eigenthümliche Wirksamkeit im Allgemeinen auf dem Druck der atmosphärischen Luft beruht. Es gibt jedoch verschiedene zu verschiedenen Zwecken dienende Instrumente, welche den Namen des Hebers führen. Sehr einfach ist der Stechheber. Er besteht, wie die Abbildung zeigt, aus einer kegelförmig (dütenförmig) zulaufenden Röhre, gewöhnlich von Glas, welche oben und unten offen und zum bessern Fassen mit einem Henkel versehen ist. Der obere weitere Theil bildet gewöhnlich ein bauchförmig ausgeschweiftes Gefäß. Die Öffnung bei B ist so klein, daß man sie bequem mit dem Daumen zudrücken kann. Senkt man diese Röhre mit dem untern Ende A, während die Öffnung bei B unbedeckt ist, in ein Gefäß mit Flüssigkeit, z. B. durch das Spundloch in ein Weinfaß, so steigt in dem Stechheber durch A die Flüssigkeit ebenso hoch, wie sie in dem Gefäße steht. Legt man nun den Daumen auf B und zieht den Stechheber heraus, so läuft die in ihm enthaltene Flüssigkeit nicht aus, sondern bleibt gleichsam hängen, obschon die Mündung A offen und nach unten gekehrt ist. Will man eine noch größere Quantität Flüssigkeit haben, so braucht man nur nach dem Einsenken der Spitze A den Mund auf B zu setzen und die Luft aus dem Stechheber einzusaugen. Allmälig steigt dann die Flüssigkeit empor, bis sie den ganzen Stechheber anfüllt. Verschließt man hierauf schnell mit dem Daumen (oder statt dessen mit einem zu diesem Zwecke angebrachten Hahne) die Öffnung B, so kann man die ganze Flüssigkeitsmasse im Heber forttragen. Sie läuft sogleich aus, wenn man B öffnet. Daß sie vorher in ihm hängen bleibt, davon ist der Grund der, daß die Luft gegen die Mündung A drückt und daß dieser Luftdruck stark genug ist, die Schwere der Flüssigkeit zu überwältigen, welcher gemäß dieselbe auslaufen müßte. Öffnet man aber B, so drückt die Luft ebenso stark von oben wie von unten, und die Flüssigkeit, nur der Schwere gehorchend, fällt aus dem Stechheber.

Der gekrümmte Heber besteht aus einer einfachen Röhre, welche so umgebogen ist, daß sie einen Winkel bildet, dessen einer Schenkel etwas länger als der andere ist. Man bedient sich dieses Instruments zum Abziehen von Flüssigkeiten. Senkt man den kürzern Schenkel in das eine Flüssigkeit enthaltende Gefäß, z. B. in ein Faß, wie die Abbildung zeigt, und saugt am Ende B des längern Schenkels, so läuft endlich die Flüssigkeit durch diese Öffnung aus, und überläßt man den so hergestellten Apparat sich selbst, so ergießt sich allmälig so viel Flüssigkeit aus dem Gefäße, bis der Spiegel derselben unter die Mündung des kürzern Schenkels getreten ist. Um das Ansaugen des Hebers bequemer bewerkstelligen zu können, ist in der Abbildung ein Saugröhrchen angebracht, welches von dem untern Ende B in die Höhe geht. Man schließt dann, um den Heber in Gang zu bringen, erst B mit dem Finger und saugt am Saugrohre, bis die Flüssigkeit im Begriff ist, in dieses aufzusteigen, dann zieht man Mund und Finger zurück.

Der sogenannte **würtembergische Heber** hat zwei gleich lange, unten etwas umgebogene Schenkel. Ist er einmal gefüllt (durch Ansaugen), so kann man ihn mit einer der beiden Mündungen eintauchen, dann beginnt die andere zu fließen und wenn das Niveau der Flüssigkeit so tief gesunken ist, daß dieser Heber zu fließen aufhört, so bleibt er doch gefüllt. Das Wesen des Hebers erklärt sich daraus, daß, wenn in dem einen Schenkel die Flüssigkeit ausläuft, über ihr alsbald ein leerer Raum entstehen würde, wenn nicht durch den andern Schenkel neue Flüssigkeit nachdrängte. Einen solchen leeren Raum läßt der Luftdruck gegen die Oberfläche der Flüssigkeit nicht entstehen, sondern derselbe treibt die Flüssigkeit nach, ganz in derselben Weise, wie dieses bei den Saugpumpen (s. Pumpen) der Fall ist.

Ein mehr interessantes als nützliches Instrument ist der sogenannte **anatomische Heber**. Er beruht auf dem bekannten Satze, daß in zwei miteinander in Verbindung stehenden Gefäßen jede in sie gegossene Flüssigkeit sich in gleiche Höhe zu stellen bestrebt. Ein weites niedriges Gefäß steht, wie die Figur zeigt, mit einer ziemlich langen, oben trichterförmig erweiterten Röhre in Verbindung. Der unten angebrachte Hahn ist für gewöhnlich verschlossen und wird nur nach dem Versuch geöffnet, um die Flüssigkeit abzulassen. Überbindet man nun das weite Gefäß mit einer Blase und gießt in die Röhre Wasser, bis es in der Gegend des Trichters steht, so wird die Blase gewaltig aufgetrieben und man kann ein bedeutendes Gewicht, z. B. den eignen Körper auf die Blase stellen, ohne daß diese eingedrückt würde. Die Kraft des Wassers in dem weitern Gefäße ist eine Folge seines Bestrebens, mit dem Wasser in der Röhre gleiche Höhe anzunehmen, und daher so groß, wie das Gewicht eines Wassercylinders von der Höhe der Röhre und dem Durchmesser des weitern Gefäßes. Da bei der angegebenen Vorrichtung die Blase sehr ausgedehnt wird, und dadurch alle ihre Häute und Gefäße sehr sichtbar werden, sich leicht anatomiren (zerlegen) lassen, so hat man dem Instrumente den angeführten Namen gegeben.

Endlich verdient noch der sogenannte **Stoßheber** oder **hydraulische Widder**, welchen der Erfinder des Luftballons, Montgolfier, zuerst hergestellt hat, Erwähnung. A ist ein

Wasserbehälter, B eine Röhre, welche bei C verschlossen ist, bei D und E aber Öffnungen hat. Von diesen schließt sich die erste, wenn der Stoß des Wassers eine hohle, nicht zu schwere Metallkugel D, die für gewöhnlich von einem Drahtgitter vor dem gänzlichen Herunterfallen geschützt wird, andrückt, während auf der andern Öffnung eine aufliegende Klappe durch denselben Druck sich öffnet und Wasser über sich in das Gefäß F, aber nicht aus diesem zurücktreten läßt. G ist eine in das Gefäß F reichende beiderseits offene Röhre. Das Wasser fällt aus A durch B, stößt gegen D, drückt die Kugel an, öffnet E und tritt in gewisser Quantität über E. Dieser Vorgang wiederholt sich in einzelnen kurzen Stößen (daher der Name des Instruments), bald steht das Wasser in F über der untern Mündung der Röhre G und nun wird die Luft über dem Wasserspiegel im Gefäße F eingeschlossen und zusammengepreßt. Nach dem Grade dieser Zusammenpressung strebt aber auch die elastische Luft sich auszudehnen und so treibt sie das Wasser in das Rohr G empor, welches eine ziemlich bedeutende Länge haben muß, wenn das Wasser nicht wie bei einem Springbrunnen aus ihm emporschießen soll. Man hat diesem Instrumente eine nützliche Anwendung zu geben gesucht, der Umstand aber, daß durch das Stoßventil D immer eine ziemlich bedeutende Quantität Wasser verloren geht, welches sich auf lästige Weise anhäuft, macht das Instrument ziemlich unbrauchbar.

**Hébert** (Jacq. René), der schmachvollste unter den Schreckensmännern der franz. Revolution, ward 1755 zu Alençon geboren und kam dann nach Paris, wo er ein liederliches und schändliches Leben führte, kurze Zeit bei einem kleinen Theater als Billeteur angestellt war, diese Stelle aber wegen begangener Unredlichkeiten verlor und endlich durch die Herausgabe eines Journals unter dem Titel „Père Duchêne" den Beifall des pariser Pöbels sich erwarb, der ihm in Zeiten des Umsturzes aller bürgerlichen Ordnung eine Bedeutung gab, welche er ohnedies nie erlangt haben würde. In jenem Journal überhäufte er die kön. Familie mit den gemeinsten Schmähungen und Verleumdungen. Als er wegen einer Verschwörung gefänglich eingezogen worden war, befreiete ihn der unwiderstehlich gewordene Pöbel. H. klagte die Königin der schändlichsten Verbrechen an und verhörte die Kinder derselben, indem er denselben Zeugnisse gegen ihre Mutter in den Mund legte, welche sogar Robespierre empörten. H. war es namentlich, welcher die Abschaffung des Christenthums und die Einführung des Gottesdienstes der Vernunft betrieb, die wahnsinnigste und verruchteste That der Revolution; er war es, der die edler denkenden Girondisten stürzen half und sogar Danton der Verletzung der Freiheit und der Menschenrechte anklagte. Danton und Robespierre ließen ihn endlich verhaften, sowie mehre seiner Anhänger, **Hébertisten** genannt, und 1794 wurde er, bald darauf auch sein Weib, eine ehemalige Nonne, hingerichtet. Ein Zeugniß für die Nichtswürdigkeit seines Charakters legte die erbärmliche Feigheit ab, mit welcher er sich bei Besteigung des Blutgerüstes benahm.

**Hebräer** oder **Ebräer**, d. h. die von Jenseits, war der gemeinschaftliche Name aller Nachkommen Abraham's, welcher von jenseit des Euphrat aus dem Lande Mesopotamien nach Palästina einwanderte. Dieses Land wurde nach den Schriften des A. T. durch göttliche Verheißung den Nachkommen des Abraham als Wohnung und Eigenthum zugesagt und hieß daher das Land der Verheißung oder das gelobte Land. Abraham verehrte den alleinigen Gott, der sich ihm offenbart hatte, und dieser Glaube ging auf seine Nachkommen über, welche sich von den heidnischen Völkern, unter denen sie lebten, noch durch ein äußerliches Zeichen, nämlich durch die von Abraham eingeführte Beschneidung, unterschieden. Abraham hatte einen Sohn Isaak und die-

ſer einen Sohn Jakob, der mit ſeinen beiden Frauen Lea und Rahel und deren Mägden zwölf Söhne zeugte: Ruben, Simeon, Levi, Juda, Dan, Naphtali, Gad, Aſſer, Iſſachar, Sebulon, Joſeph, Benjamin. Nach dieſen nannten ſich die Stämme der Hebräer, nur daß zwei Stämme: Ephraim und Manaſſe, nach den Söhnen Joſeph's benannt wurden. Von ſeinen Brüdern an reiſende Kaufleute verkauft, kam Joſeph nach Ägypten. Seine Tugend brachte ihn ins Gefängniß, ſeine Klugheit aus dieſem in die Nähe des Throns. Er wurde vornehm und mächtig und zog ſeinen Vater mit 70 Kindern, Enkeln und Urenkeln nach dem fruchtbaren Lande Goſen in Ägypten. Hier blieben die Hebräer 430 Jahre und mehrten ſich zu einem Volke von 2½ Millionen. Die ägypt. Könige fürchteten die zahlreichen Fremdlinge, drückten ſie und gaben ſogar, um die weitere Vermehrung derſelben zu verhindern, das grauſame Geſetz, daß alle männlichen neugeborenen Kinder getödtet werden ſollten. Da trat Moſes, durch Zufall errettet und am kön. Hofe erzogen, ein gottbegeiſterter Mann, unter den Hebräern auf und befreite ſein Volk aus der ägypt. Knechtſchaft. Er führte ſie durch das rothe Meer dem gelobten Lande zu. Den Zug ſchützten 600,000 ſtreitbare Männer. In der Knechtſchaft war das Volk ſittenlos geworden und Moſes ſah ein, daß es vor Allem durch den Glauben an den Einen wahren Gott und durch eine auf dieſen Glauben ſich gründende Geſetzgebung gebeſſert werden müſſe, ehe es in dem Lande der Verheißung nach Beſiegung der heidniſchen Bewohner deſſelben feſte Wohnſitze faſſen dürfe. Darum gab Moſes dem Volke Religion und Geſetze und führte es 40 Jahre in der Wüſte umher, ſodaß Diejenigen, welche endlich das heilige Land betraten, einem neuen, in beſſerer Zucht und Sitte erwachſenem Geſchlecht angehörten. Moſes ſelbſt erreichte das gelobte Land nur mit ſeinen Augen, er ſtarb im Anblick deſſelben, nachdem er Joſua zum Führer der Hebräer ernannt hatte. Dieſer eroberte Paläſtina und das Land ward an die Stämme vertheilt. Der dem Gottesdienſt geweihete Stamm Levi lebte in 48 Städten unter die übrigen Stämme vertheilt. Noch längere Zeit hatten die Hebräer gegen die theils vertriebenen, theils unterdrückten bisherigen Einwohner Paläſtinas zu kämpfen und auch untereinander geriethen ſie in Händel, welche mehrmals zu blutigen Entſcheidungen führten. Oft ſogar verließ das Volk den Glauben an Gott und trieb Abgötterei. Der Zuſammenhang der Stämme untereinander war mehr religiöſer als politiſcher Art, denn nur durch die Prieſterclaſſe wurden alle zuſammengehalten und der Hoheprieſter bildete das Oberhaupt. Derſelbe war aus der Familie des Aaron, Moſes' Bruder, und regierte im Namen Gottes, Jehovah's, als deſſen bevorzugtes Volk ſich die Hebräer betrachteten. Zur Zeit der Gefahr thaten ſich Helden hervor, welche an die Spitze der Kriegsheere traten und auch im Frieden auf Recht hielten. Sie werden Richter genannt, und man rechnet zu ihnen namentlich Gideon, Jephta, Simſon und das heldenmüthige Weib Debora. Samuel, ein wahrer Prophet, war zuletzt Richter, denn als er alt war und ſeine von ihm zu Richtern beſtellten Söhne ſich habſüchtig und ungerecht zeigten, foderte das Volk von ihm einen König. Samuel gab ungern nach und ſalbte um 1080 v. Chr. den Saul (d. h. der Verlangte) zum Könige. Er war ein Sohn Kis aus dem Stamme Benjamin, durch Körperſtärke ausgezeichnet, aber von unbedeutender Herkunft. Er beſiegte die Feinde ſeines Volks und ſchaffte ſich allgemeine Anerkennung, wurde aber durch ſelbſtändige Eingriffe dem Samuel misfällig, der auf Geheiß Jehovah's David (ſ. d.), den Sohn Iſai's, aus dem Stamme Juda, zum Könige ſalbte. Dieſer regierte 1055—15 v. Chr. ruhmvoll und weiſe, ſchloß Handelsverbindungen, verbeſſerte die Verfaſſung des Staats und der Gottesverehrung und hob ſein Volk auf eine höhere Bildungsſtufe. In ſeinem Geiſte regierte anfangs auch ſein Sohn Salomo (ſ. d.) 1015—975 v. Chr., welcher den prachtvollen Tempel zu Jeruſalem erbaute. Das hebr. Volk gelangte unter dieſem Könige zu einer Blüte, welche es nie zuvor erreicht hatte. Salomo war aber prachtliebend und verſchwenderiſch und neigte ſich ausländiſchen Sitten zu, und als nach ſeinem Tode ſein Sohn Rehabeam die Stämme, welche um Milderung der drückenden Abgaben baten, mit den übermüthigen Worten zurückwies: „Mein Vater hat euch mit Ruthen gegeißelt, ich aber werde euch mit Skorpionen peitſchen", trennten ſich zehn Stämme ab, bildeten das Reich Iſrael und wählten den Jerobeam zum Könige, ſodaß Rehabeam nur in den Stämmen Juda und Benjamin, welche von nun an zuſammen das Reich Juda hießen, König blieb. Iſrael, in welchem Samaria Hauptſtadt war, ergab ſich bald dem Götzendienſte und 19 Könige aus verſchiedenen Geſchlechtern herrſchten nacheinander unter entſetzlichen Greuelthaten, ſodaß das Reich ſchon 722 v. Chr. eine Beute der Aſſyrer wurde, deren König Salmanaſſar die Iſraeliten in die mediſchen Gebirge verpflanzte. Juda mit der Hauptſtadt Jeruſalem und dem Salomoniſchen Tempel hielt feſter am Glauben der Väter, doch griff unter ſchlechten Königen auch hier die Abgötterei um ſich und der Mangel an Zuſammenhalt zwiſchen den feindlichen Reichen Iſrael und Juda wurde Urſache, daß ſie ihren gemeinſchaftlichen Feinden nicht gemeinſamen kräftigen Widerſtand leiſteten. Wie Iſrael untergegangen war, ſo fiel endlich auch Juda, nachdem noch 20 Nachkommen David's regiert hatten, unter denen einige im Sinne dieſes Königs zur Erhaltung bei der wahren Religion thätig geweſen waren, 586 v. Chr. in die Hand Nebukadnezar's, Königs von Babylon, welcher Jeruſalem eroberte, den Tempel plünderte und verbrannte und die Angeſehenen aus dem jüd. Volke nach Babylon bringen ließ. Dadurch, daß die alte Hauptſtadt Jeruſalem mit dem Tempel und den Heiligthümern beim Reiche Juda geblieben war, ſowie durch den Umſtand, daß ſich dieſes Reich länger als das Reich Iſrael hielt, und endlich darum, weil nach Beendigung der babylon. Gefangenſchaft die Wiedererſtehung des Volks vom Wiederaufbau des Tempels zu Jeruſalem ausging, trat in der Folge der Name der Juden an die Stelle der alterthümlichen Bezeichnung Hebräer, und die weitere Geſchichte dieſes Volks iſt daher in dem Art. Juden mitzutheilen.

**Hebräiſche Sprache und Literatur.** Die hebr. Sprache wird zu den ſogenannten ſemitiſchen Sprachen gerechnet, einer Claſſe von Sprachen, welche zunächſt diejenigen Völker geredet haben, deren Urſprung man nach alter Überlieferung von Sem, dem Sohne Noah's, ableitete. Unter dieſen verwandten Sprachen zeichnet ſich die hebr. durch Wohllaut, Kraft, Reichthum und Ausbildung aus. Ihre größte Wichtigkeit erhält dieſelbe durch die in ihr geſchriebenen Bü-

Google

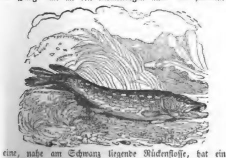
cher des A. T., welche sich, auch abgesehen von der religiösen Wichtigkeit, welche dieselben für Juden und Christen bis auf diesen Tag behalten haben, durch poetische Schönheit auf das vortheilhafteste auszeichnen. Vergleicht man die hebr. Sprache mit den uns bekanntesten, der griech., lat. und den neuern, Sprachen, so fallen eine Menge wesentlicher Unterschiede auf, von denen wir nur einige der zunächst sich darbietenden berühren wollen. Eigenthümlich ist zunächst die Form der Buchstaben und die Schreibart. Man nennt die hebr. Schrift eine Quadratschrift, weil sich die Buchstaben sämmtlich der Quadratform annähern und sich durch Eckigkeit auszeichnen. Das Hebräische wird ferner noch jetzt von der rechten Hand nach der linken zu geschrieben, sodaß ein nach moderner Weise gebundenes hebr. Buch anfängt, wo gewöhnlich die Bücher enden. Die hebr. Schrift hat ferner nur Consonanten, keine Vocale, und obgleich diese von jeher mitgesprochen worden sind, so hat man sie doch erst in spätern Zeiten geschrieben, indem man sie nach Art von Accenten unter oder über die Consonanten setzte. Die hebr. Sprache kennt nur drei Redetheile: Zeitwörter, Substantiven und Partikeln, von denen die Zeitwörter die Stammwörter der übrigen sind, und zwar besteht jedes Zeitwort nur aus drei Buchstaben (Consonanten). Die höchste Ausbildung erreichte die Sprache zur Zeit der Könige David und Salomo und bis zur Zeit der Gefangenschaft blieb sie lebende Volkssprache. Nach der Rückkehr aus dem Exil hatten die Sprachen der Völker, unter denen die Hebräer gelebt, mit der alten Landessprache sich vermischt, und wenn die althebr. Sprache noch längere Zeit als Schriftsprache der Gebildeten sich erhielt, so war dieses nur eine Folge des Umstandes, daß die mit religiöser Ehrfurcht betrachteten ältern Schriften, welche man sammelte und ordnete, in ihr geschrieben und beim Gottesdienste gebraucht wurden.

Die in der Bibel enthaltenen althebr. Schriftwerke sind, wie aus neuern gelehrten Forschungen mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit sich ergeben hat, in ihrer gegenwärtigen Form erst zur Zeit David's und nach derselben abgefaßt worden; doch geht aus ihrer Beschaffenheit zugleich auf das bestimmteste hervor, daß die Verfasser derselben ältere Quellen, theils schriftliche (kürzere), theils mündliche Überlieferungen benutzten, und ältere Urkunden auch wol ganz in sich aufnahmen. Es ist gewiß, daß schon zu Moses' Zeiten die Schreibkunst den Hebräern bekannt gewesen sein muß, aber man bediente sich derselben wol nur, um in Stein, Holz oder Metall gewisse besonders wichtige Nachrichten einzugraben. Die gewöhnlichen Überschriften der Bücher im A. T.: fünf Bücher Mose, Buch Josua, Buch der Richter, Buch Ruth, zwei Bücher Samuelis u. s. w. zeigen den Hauptgegenstand der Darstellung, nicht den Verfasser an. Die jüngsten althebr. Bücher sind ungefähr 900 Jahre nach den ältesten abgefaßt worden, zur Zeit der Makkabäer. In allen spricht sich eine hohe Begeisterung für die wahre Religion, Stolz auf die Ehre, das auserwählte Volk Gottes zu sein, und Liebe zum Vaterlande aus. Wie aber die Schicksale des hebr. Volks wechselten, so gestaltete sich auch der Charakter in den Schriftwerken desselben verschieden. Das hohe Bewußtsein von Größe und Macht weicht zunächst, als im Volk und auf dem Thron Verderbniß der Sitten und der Religion einbrach, dem Bangen und der Warnung vor nahem Fall, und nachdem dieser erfolgt, spricht sich Schmerz und Ermahnung zum Festhalten am Glauben aus, von welchem, sowie von dem erwarteten Messias (s. d.) allein die Rettung abhängig gemacht wird. (Vergl. Bibel.)

**Hebriden**, eigentlich Häbuden, heißt eine Inselgruppe, die aus etwa 300 größern und kleinern, zusammen unge-

führ 160 □M. enthaltenden Eilanden besteht und vor der Westküste Schottlands liegt. Sie sind alle rauh und gebirgig, haben viele kleine Seen, große Moore und ein nebliges, feuchtes Klima. Der Ackerbau ist unbedeutend, doch wird auf den 80 bewohnten Inseln hier und da Gerste, Hafer und selbst Weizen gebaut; wichtiger sind die Schafzucht und der Fischfang; auch werden viele Eiderdunen gesammelt und es wird Eisen, Blei, Kobalt und etwas Quecksilber gewonnen. Noch gegenwärtig herrscht hier das Clanverhältniß (s. Hochland) unter den 80,000 meist katholischen Bewohnern, und die alten schot. Sitten haben sich hier reiner erhalten als in Schottland selbst. Die größten unter den Hebriden sind Lewis, Isla, Skye und Mull; die beiden letztern sind entschieden vulkanischer Natur und erheben sich bis zu 3000 F. über die Meeresfläche. Auf Mull wird viel Soda gebrannt; westl. von derselben liegen die kleinen Eilande Staffa mit der berühmten Fingalsgrotte (s. Basalt) und Jona, wo im 6. Jahrh. der heilige Columban ein Mönchskloster gründete, von welchem aus das Christenthum und die Wissenschaften im Norden ausgebreitet wurden. Die Trümmer des alten Doms sind noch zu sehen und in vorstehender Abbildung dargestellt. Neben dem Dome stehen die Überreste einer alten Grabstätte und man zeigt 60 einfache Grabsteine, unter denen 48 schot., 8 norweg. und 4 irländ. Könige oder wenigstens Häuptlinge begraben liegen sollen. Entfernter im Oceane, von der übrigen Welt gänzlich getrennt, erhebt sich das kleine unzugängliche Eiland St.-Kilda, dessen Bewohner, 110 an der Zahl, ein genügsames, patriarchalisches Leben führen, das zur Bezeichnung einer glücklichen Zurückgezogenheit in ganz Großbritannien sprüchwörtlich geworden ist.

**Hecht** (der) ist ein bekannter Raubfisch in Flüssen, Seen und Teichen Europas und Nordamerikas und zeichnet sich durch einen walzenförmigen, etwas zusammengedrückten, mit großen Schuppen bedeckten Leib, länglichen, stumpfen und niedergedrückten Kopf, kleine spitzige Zähne im Unterkiefer und kleine hechelförmige Zähne im Gaumen, an der Zunge und an den Kiemenbögen aus. Er hat nur



eine, nahe am Schwanz liegende Rückenflosse, hat ein zähes Leben und wird zuweilen sehr alt und groß, bis drei Fuß lang. Der Hecht gehört zu den gefräßigsten Raubfischen, er nährt sich von allerlei kleinern Fischen, Fröschen, Ratten u. dgl., und wenn es ihm an Nahrung fehlt, so frißt er seine eigne Brut. Da er ein sehr wohlschmeckendes Fleisch hat, so hält man ihn häufig in Teichen. Er gedeiht am besten in klarem kalten Wasser über festem kiesigen Grunde. Man muß ihn in eignen Teichen halten, weil er sonst durch seine Gefräßigkeit großen Schaden anrichten würde, namentlich wenn man ihn in Karpfenteiche bringen wollte. In diese setzt man sie nur in sehr geringer Menge, um die kleinern Fische wegzufressen, welche sonst den Karpfen das Futter entziehen würden. Man unterscheidet Haupthechte (die größten), Mittel- oder Schüsselhechte und kleine oder Grashechte. In großer Menge werden sie in Schlesien, Böhmen, Ungarn und in manchen Gegenden Brandenburgs gefangen. Hier werden sie von den sogenannten Hechtreißern eingesalzen und verschickt. An der Ostsee trocknet man auch Hechte an der Luft und bringt dieselben in den Handel. Der Rogen gibt einen gut aussehenden, aber dem russ. an Geschmack nachstehenden Kaviar.

**Heer** oder (franz.) Armée heißt jede größere, gehörig gegliederte, unter einem gemeinsamen Oberbefehl stehende Gesammtheit von Kriegsleuten, im weitesten Umfange die gesammte Kriegsmacht eines Staats. Ursprünglich sind alle kampffähige freie Männer jedes Staats zum Kriegsdienste verpflichtet und bilden das Heer desselben. Nachdem sich jedoch ein höherer Culturzustand ausgebildet und einestheils die Bedürfnisse der Staaten sich so gesteigert hatten, daß man weder zur Zeit eines Krieges durch allgemeine Bewaffnung alle Gewerbthätigkeit unterbrechen wollte und konnte, noch in Friedenszeiten geneigt war, die Übung in den Waffen fortzusetzen, anderntheils die Kriegskunst selbst eine höhere, viele Übung erfordernde Ausbildung erlangt hatte, bildete sich bald ein neuer Zustand der Heere aus. Wie sich Einzelne nämlich andern Gewerben widmeten, so gab es auch Menschen in großer Anzahl, welche Neigung zum Kriegerleben bestimmte, sich diesem zu widmen. Sie machten aus dem Kriegerstande ein Gewerbe und so kamen die Söldner, Soldaten auf, welche anfangs nur zu Kriegszeiten in Dienst genommen, bald aber, um dem Staate zu allen Zeiten Sicherheit nach außen zu erhalten, für immer gehalten und im Kriege nur verstärkt wurden. Auf diese Weise entstanden die stehenden Heere. Allerdings kann man Spuren solcher stehenden Heere schon in den ältesten asiat. Staaten finden, in Indien, Ägypten und andern, insofern es hier Kasten (s. d.) und unter diesen eine Kriegerkaste gab, d. h. einen abgeschlossenen Stand, welcher allein der Waffenführung gewidmet war. Doch war die Kriegerkaste, welcher nur durch geistige Überlegenheit die übrigens eng mit ihr verbundene Priesterkaste vorstand, ursprünglich das erobernde Volk, welches sich die untern Kasten unterworfen hatte und war daher nichts Anderes als Volksbewaffnung. Auf ähnliche Weise sehen wir auch im Mittelalter den Stand der Herren und Ritter das Waffenrecht in Anspruch nehmen und den Kern des Heers, welches Volksbewaffnung war, bilden. Als die ersten stehenden Heere werden gewöhnlich die röm. Legionen zur Zeit der Kaiser angegeben; doch auch diese waren Volksbewaffnung. Das röm. Reich war so ausgedehnt und wurde so einzig durch Gewalt der Waffen zusammengehalten, daß Rom selbst in einem fortwährenden Kriegszu-



by Google

stande sich befand. So konnten denn auch seine Bürger die Waffen niemals niederlegen, und da die Zahl der Bürger gegen den Umfang des Reichs zu klein war, so drängte sich die Nothwendigkeit auf, auch Fremde in die Legionen aufzunehmen. Bei den alten deutschen Völkerschaften traten in Kriegszeiten alle Freien bewaffnet zusammen, und wie sich allmälig das Lehnswesen (s. d.) ausbildete, wurde die Kriegspflicht der vorzüglichste Gegenstand des Vasallendienstes. Der Lehnsherr erließ bei einem bevorstehenden Kriege ein Aufgebot an alle seine Vasallen oder Dienstleute, welches Heerbann hieß, und diese erschienen an dem bestimmten Sammelplatz gerüstet und auf gewisse Zeit mit Lebensmitteln versehen, um ihren Lehnsherrn in den Krieg zu begleiten, Heeresfolge zu leisten. Die Geistlichen, welche Lehen hatten, waren zwar von der Heeresfolge ausgeschlossen, mußten aber Stellvertreter schicken. Nach der Größe des Lehns war die Zahl der zu stellenden Mannschaften verschieden; mehre ärmere Landeigenthümer rüsteten zuweilen gemeinschaftlich Einen Krieger aus. Als die Bewaffnung schwieriger und die Kriegsführung kunstreicher wurde, mußte allmälig der Adel die Stellung des Heerbanns allein übernehmen; er hielt Leute, welche in den Waffen geübt wurden und bezog dafür von den Landeigenthümern, welche auf diese Weise ihrer Kriegspflicht überhoben wurden, eine Entschädigung, welche bald zur regelmäßigen Abgabe wurde und Heersteuer hieß. So kam es, daß die Waffenführung ein Vorrecht des Adels wurde. Der Adel verfolgte zu sehr seine eignen Interessen, wurde selbständig und selbstsüchtig und schützte mehr sich selbst, als Fürst und Volk, und so sahen sich die Fürsten und die im Mittelalter emporblühenden Städte genöthigt, Söldner anzuwerben, welche hinzogen, wo es Händel gab und man sie gut bezahlte. Im Frieden pflegte man sie wieder zu entlassen und dann trieben sie sich wol als lästiges Gesindel umher, wenn sie nicht bald neue Dienste fanden. (Vgl. Condottieri.) Die ersten eigentlichen stehenden Heere bildeten sich aus Söldnern, welche die Fürsten erst als Leibwachen und allmälig in immer größerer Anzahl, um des übermüthigen Adels Herr zu werden und ihre Reiche nach außen zu stützen, anwarben. Karl VII., König von Frankreich, war der Erste, welcher für immer bewaffnete, regelmäßig eingetheilte und geübte Leute in Dienst nahm. Er errichtete fünf Compagnien, von denen jede aus 100 Rittern bestand, und jedem Ritter waren drei Schützen, ein Knappe und ein Diener beigesellt. Jede Compagnie zeichnete sich durch Waffenröcke von gleicher Farbe aus, welche über dem Harnisch getragen wurden. König Ludwig XI. fügte zu diesen noch 6000 Schweizer und 10,000 franz. Fußsoldaten. Von Frankreich aus ging die Einrichtung stehender Heere allmälig, namentlich in Folge des dreißigjährigen Krieges, auf alle europ. Staaten über. Anfangs geschah die Ergänzung dieser Truppen nur durch freie Werbung, als aber das Bewußtsein erwachte, daß diese Heere nicht sowol im Einzelinteresse der Fürsten, als vielmehr im Gesammtinteresse des Volks gehalten würden, führten die Regierungen die Conscription (s. Recrutirung) ein. Die Größe der Heeresmacht ist in den verschiedenen Staaten je nach den Zeitumständen sehr verschieden gewesen. So war das franz. Heer von Ludwig XIV. bis zur Revolution in Friedenszeiten ungefähr 130—150,000 M. stark, wurde aber in Kriegszeiten beinahe verdreifacht. Die allseitigen Angriffe, welche Frankreich während der Revolution zu bestehen hatte, machten außerordentliche Anstrengungen nöthig und so hatte es 1794 ein Heer von 1,169,000 M. Auch unter Napoleon hatte das franz. Heer eine ungewöhnliche Stärke. Derselbe führte 1812 eine Armee von 555,000 M. nach Rußland. Friedrich der Große führte den siebenjährigen Krieg mit einem Heere, welches zuweilen kaum den dritten Theil so stark wie das seiner Feinde war. Beim Antritt seiner Regierung fand er ein Heer von 80,000 M. und als er starb, zählte die preuß. Armee 180,000 M. In der Schlacht bei Leipzig stießen zwei der mächtigsten Heere zusammen; das franz. Heer hatte 340,000 M., das der Verbündeten 380,000 M. und überhaupt zählte das gesammte active Heer der Verbündeten 544,433 M., wozu noch östr. Armeen in Italien und an der bair. Grenze, sowie 102,200 M., welche die Festungen blockirten, kamen. Gegenwärtig ist die Stärke der stehenden Heere der vornehmsten Staaten Europas ungefähr folgende:

| | |
|---|---|
| Das deutsche Bundesheer besteht aus | 303,484 M. |
| Großbritannien hat eine Armee von ungefähr | 90—100,000 — |
| Frankreich » » » » » | 250,000 — |
| Spanien » » » » » | 100,000 — |
| Portugal » » » » » | 30—40,000 — |
| Östreich » » » » » | 270,000 — |
| Preußen » » » » » | 122,000 — |
| Rußland » » » » » | 612,000 — |

Seit dem Kriege mit Frankreich oder eigentlich schon seit der franz. Revolution haben sich die Heere der europ. Staaten wieder dem Urzustande allgemeiner Volksbewaffnung genähert. Man hat allgemein wieder anerkannt, daß die Bürger des Staats die geborenen und einzig würdigen Vertheidiger desselben sind, und nicht nur hat man die stehenden Heere aus den Bürgern des Staats hergestellt und diesen Heeren selbst eine innere, ihrer erhöhten Würde mehr entsprechende Einrichtung gegeben, sondern überdies auch alle Bürger in den meisten Staaten in größerm oder geringerm Umfange zum Waffendienst verpflichtet. (Vgl. Landwehr.)

**Heeren** (Arnold Herm. Ludw.), einer der ausgezeichnetsten jetzt lebenden Geschichtsschreiber und Kenner des Alterthums, wurde 1760 zu Arbergen bei Bremen, wo sein Vater damals Prediger war, geboren. Er bildete sich nachher auf der Domschule zu Bremen und auf der Universität zu Göttingen wissenschaftlich aus. Nachdem H. Italien, die Niederlande und Frankreich bereist hatte, wurde er 1787 außerordentlicher Professor zu Göttingen, 1794 ordentlicher Professor der Philosophie, 1801 Professor der Geschichte und erhielt nachmals den Hofrathstitel. Schon seit 1789 ist er Mitglied der Societät der Wissenschaften zu Göttingen. Unter den vielen ausgezeichneten Schriften dieses Gelehrten sind besonders seine „Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der alten Welt“ (zuerst Gött. 1793—96), „Geschichte der Staaten des Alterthums“ (5. Aufl., Gött. 1826) und „Handbuch der Geschichte des europ. Staatensystems und seiner Colonien“ (4. Aufl., Gött. 1822) zu erwähnen. H.'s historische Werke sind in einer Gesammtausgabe von 15 Bänden erschienen und auch in fremde Sprachen übersetzt worden.

**Heergeräth** nannte man im deutschen Rechte denjenigen Theil des Nachlasses, der in den Waffenrüstungen und Feldgeräthschaften des Erblassers bestand. Nur die nächsten männlichen Verwandten, die Schwertmagen, konnten desselben

Digitized by Google

den theilhaftig werden; wogegen ein Theil des weiblichen Nachlasses unter dem Namen Gerade (s. d.) allein den Erben weiblichen Geschlechts zufiel.

**Hegel** (Georg Wilh. Friedr.) ist unter den neuern Philosophen Derjenige, welcher durch das von ihm aufgestellte System der Wissenschaft das meiste Aufsehen gemacht hat, indem er ebenso begeisterte, zum Theil ihn selbst und die Wissenschaft überschätzende Freunde und Anhänger, als eifrige und zum Theil in den ärgsten Misverständnissen befangene Gegner gefunden hat. H. wurde 1770 zu Stuttgart geboren und studirte dann zu Tübingen Philosophie, Theologie, Mathematik und Naturwissenschaften. Schon während dieser Zeit hatte er an Schelling (s. d.) einen gleich eifrigen Genossen in den wissenschaftlichen Arbeiten, und nachdem H. einige Zeit Hauslehrer gewesen war, traf er mit Schelling in Jena wieder zusammen. Dieser war bereits Professor und H. vereinigte sich, nachdem er ebenfalls das Recht, an der Universität Vorlesungen zu halten, erworben hatte, mit ihm zur Herausgabe eines kritischen Journals. Die Einigkeit mit Schelling war eine Folge des tiefen Blicks, welchen beide Philosophen, sich gegenseitig fördernd, in ihre Zeit gethan hatten, aber schon in seiner 1807 erschienenen „Phänomenologie des Geistes" trat H. selbständig neben Schelling auf. Er war 1806 außerordentlicher Professor geworden, ging aber noch in demselben Jahre nach Bamberg und blieb hier, ohne ein Amt zu bekleiden, bis er 1808 Rector des Gymnasiums zu Nürnberg und Professor wurde. Sein Ruf wurde durch seine philosophischen Schriften immer fester begründet und 1816 wurde er als Professor der Philosophie nach Heidelberg und von hier 1818 nach Berlin berufen, wo er eine große Anzahl von Zuhörern um sich versammelte und bis an seinen Tod an der Universität thätig war. Er starb 1831 an der Cholera. Seine Werke, in welche auch die Vorlesungen aufgenommen worden sind, gibt eine Gesellschaft von Schülern und Freunden H.'s heraus. H.'s Philosophie ist eine consequente Fortbildung der frühern Lehren, welche den Vorzug hat, jede jemals aufgetretene wahre Philosophie als eine Entwickelungsstufe der Wissenschaft zu begreifen, und nach H. selbst ist seine Lehre nichts Anderes als eine Entwickelung der Gedankenwelt, welche genau derjenigen Entwickelung entspricht, die der Geist in der Geschichte durchgemacht hat.

**Hegemonie** hieß bei den alten Griechen das Recht, welches dem angesehensten unter den vielen kleinen griech. Staaten zuerkannt wurde, in gemeinschaftlich unternommenen Kriegen, namentlich gegen die Perser, den Oberfeldherrn über das gesammte griech. Heer zu ernennen. Anfangs hatte Sparta die Hegemonie, nachmals Athen, nach dessen Eroberung in Folge des peloponnesischen Krieges wieder Sparta und nachher auf kurze Zeit Theben. Endlich brachten es Philipp von Macedonien und sein Sohn Alexander der Große dahin, daß sie von den Griechen als Oberfeldherren anerkannt wurden, wodurch Griechenland um seine Selbständigkeit kam. (Vgl. Griechenland.)

**Hegira** oder Hedschra bedeutet die Flucht oder richtiger die Auswanderung, und bezeichnet bei den Mohammedanern denjenigen Zeitpunkt, von welchem aus sie ihre Jahre (Mondjahre zu 354 Tagen) zählen. Dieser Zeitpunkt ist derjenige, an welchem Mohammed vor seinen Gegnern in seiner Vaterstadt Mekka nach Jatreb (jetzt Medina al Nabi, d. h. die Stadt des Propheten) floh und fällt auf den 15. oder 16. Juli 622 n. Chr. Geb. Da ungefähr 33 Mondjahre auf 32 Sonnenjahre gehen, so verwandelt man Angaben nach moham. Zeitrechnung in Zeitbestimmungen nach christlicher Zeitrechnung, wenn man die moham. Jahrszahl mit 32 multiplicirt, das Product mit 33 dividirt und zu dem Quotienten 622 hinzuaddirt. Auf diese Weise findet man z. B., daß das Jahr 1253 der Hegira ungefähr dem Jahre 1837 n. Chr. Geb. entspricht.

**Heher** (der) ist ein rabenartiger Vogel mit geradem, stumpfem, vorn etwas gebogenem Schnabel, seidenartigen, weichen Stirnfedern und buntem Gefieder. Er ist etwas kleiner als eine Krähe. In den gemäßigten Gegenden Europas und Afrikas findet man häufig den Holz- oder Eichelheher, einen durch die Schönheit seines Gefieders sich auszeichnenden Vogel. Er kommt auch im Norden vor, verläßt diesen aber im Herbst und kommt zu uns. Man findet diese Vögel in kleinen Truppen an Orten, wo sie Eicheln, Bucheckern u. dgl. finden. Doch fressen sie auch Insekten, Würmer, junge Vögel, Eier, Mäuse u. dgl. Die Hauptfarbe des Holzhehers ist weinroth, die Kehle weiß, der Schwanz und die Schwungfedern sind schwarz, die Deckfedern der Flügel weiß mit schönen blauen Bändern, die Deckfedern des Schwanzes und der After dunkel fleischfarben. Auf dem Scheitel sind die Federn, welche er aufrichten kann, weiß mit einem schwarzen Flecke. Am Unterschnabel hat er einen schwarzen Streif. Der Holzheher hat ein wohlschmeckendes Fleisch und lernt pfeifen und Worte nachsprechen. Seine Federn werden zum Putz gebraucht. Er läßt sich schwer schießen, weil er sehr scheu ist, und wird in manchen Gegenden auf der Heherhütte gefangen, welche in einer Hütte von Laubholz besteht, die um einen mit Leimruthen besteckten Baum aufgerichtet ist. Durch einen Lockvogel (Uhu oder dgl.) zieht man die Heher und andere Vögel herbei, welche an den Leimruthen hängen bleiben.

**Heidekraut** oder Haidekraut (das), ein bekanntes Gewächs, welches in sandigen, unfruchtbaren Gegenden, Heiden genannt, ganze große Strecken bedeckt und hier das Aufkommen anderer Pflanzen unmöglich macht, indem es mit seinen weit ausgebreiteten Wurzeln den ohnehin nur spärliche Nahrung bietenden Boden aussaugt. Auch in Waldungen findet es sich und ist hier dem Anwuchs jungen Holzes hinderlich. In angebauten Ländereien findet man es dagegen selten. Es bildet ein niedriges, immergrünes Gesträuch. Stängel und Wurzel sind sehr hart und zäh und von braunrother Farbe. Jener breitet sich in viele Zweige aus, welche mit feinen, dunkelgrünen, schuppenweise und dicht übereinanderliegenden paarweisen Blättern bedeckt sind, die an den Spitzen noch kreuzweise abwechseln und darum hier noch dichter erscheinen. Die purpurrothen, weißen oder fleischfarbenen Blüten erscheinen im Spätsommer und erhalten sich den ganzen Herbst über. Das Heidekraut wird in weidearmen Gegenden als Viehfutter benutzt, wie denn namentlich in der lüneburger Heide die Heidschnucken, eine Art Schafe, davon sich nähren. Für die Bienen geben die Blüten eine vortreffliche Ausbeute und daher pflegt in Hei-



Digitized by Google

begegenden die Bienenzucht vorzugsweise betrieben zu werden. Man macht ferner aus dem Heidekraut Besen, die

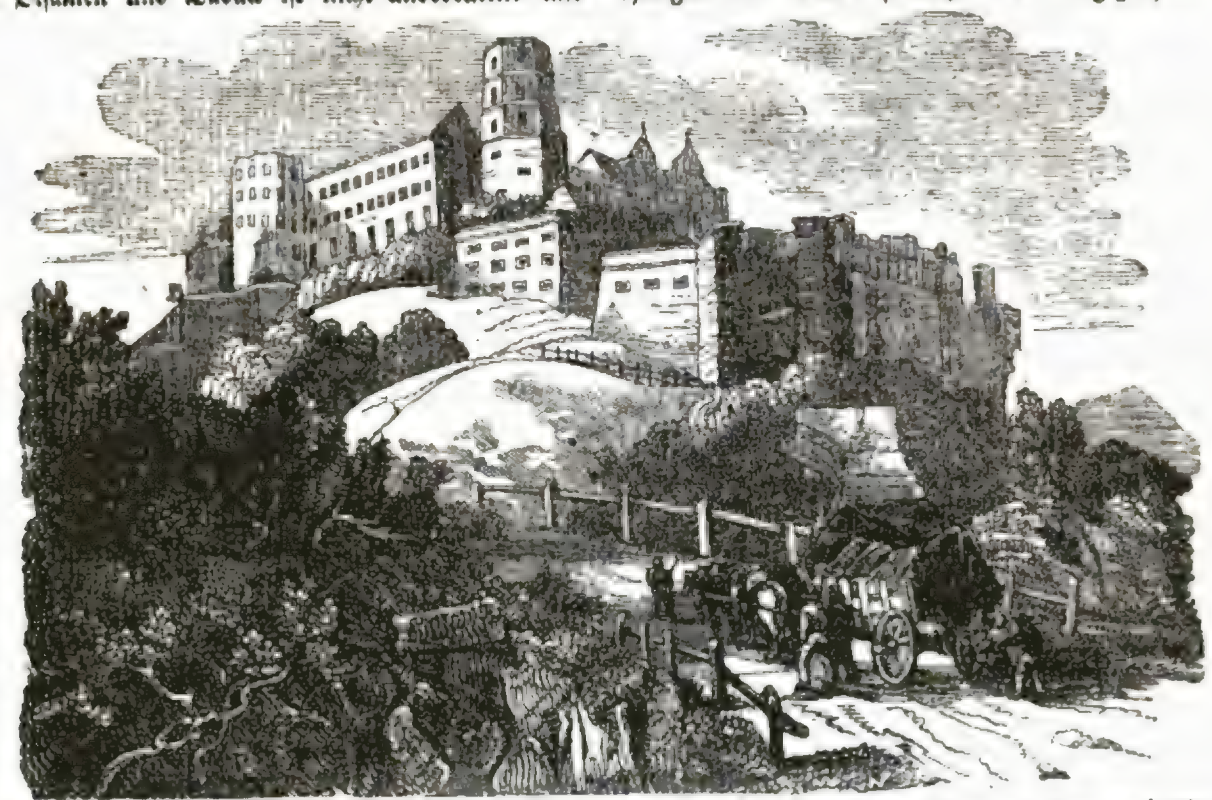
sogenannten Heidebesen, und soll sich desselben statt der Eichenrinde zum Gerben des Leders bedienen können.

**Heidelbeeren, Blaubeeren, Besinge** werden die erbsengroßen schwarzblauen, hellblau bereiften Früchte eines kleinen, kaum mehr als fußhohen Strauchs genannt, der sich in Wäldern und auf Heiden im mittlern und nördl. Europa und in Vorderasien, oft bedeutende Strecken überziehend, findet. Die Beeren haben einen säuerlichsüßen, schwachherben Geschmack und enthalten außer Schleimzucker, etwas Äpfel- und Citronensäure nebst Gerbestoff, besonders einen violetten Färbestoff. Sie werden häufig roh oder zubereitet genossen und deshalb mittels besonders eingerichteter großer hölzerner Kämme eingesammelt. Als Nahrungsmittel sind sie wegen ihrer gelind zusammenziehenden Eigenschaften besonders bei Durchfällen sehr vortheilhaft zu genießen, aber Leuten, die eine sitzende Lebensart führen, nicht zu empfehlen. Getrocknete Beeren haben die zusammenziehende Kraft in höherm Grade und sind ein nicht selten angewendetes Volksmittel in Diarrhöen, wo schon wenige derselben die erwünschte Wirkung hervorbringen, dürfen aber bei entzündlichem Zustande des Kranken, vornehmlich bei entzündlichen Ruhren, nicht angewendet werden, da sie in diesen Fällen eher schaden als nützen. An vielen Orten, vorzüglich aber auf dem Schwarzwalde, bereitet man aus ihnen einen Branntwein, der als Heidelbeergeist in einigen Gegenden Deutschlands sehr geschätzt ist und theuer bezahlt wird. Häufig bedient man sich der Heidelbeeren, um rothe Weine zu färben und aus weißen Franzweinen einen künstlichen Pontak zu machen. Auch zur Woll- und Papierfärberei werden die Heidelbeeren angewendet und geben durch geeignete Zusätze eine dauerhafte violette, blaue oder schwarzblaue Farbe.

**Heidelberg**, eine im Unterrheinkreise des Großherzogthums Baden am linken Ufer des Neckars liegende Stadt mit etwa 12,000 Einw. Die Umgegend von H. ist überaus reizend. Die Stadt zieht sich zwischen dem Fluß und den hinter ihr liegenden Bergen hin und bildet eine fast eine halbe Stunde lange Straße mit wenigen Nebengassen. Die Berge in Mitternacht und Morgen schützen die Stadt vor den rauhen Nord- und Ostwinden, und daher tritt die schöne Jahrszeit in H. zeitiger ein, als in andern Orten von gleicher geographischer Lage. Die Berge sind oberwärts mit herrlichen Laubwaldungen bedeckt und unterwärts mit Wein bepflanzt. Auf einem dicht hinter der Stadt sich erhebenden Berge liegt das prachtvolle heidelberger Schloß, welches die nachstehende Abbildung darstellt. Dasselbe wurde 1689 von den Franzosen verwüstet und ist unbewohnbar geworden, als es 1764 vom Blitz getroffen wurde. Die ausgebreiteten Ruinen, welche noch übrig geblieben, zeugen von der ehemaligen Ausdehnung und Pracht dieses herrlichen Fürstensitzes. Besonders zeichnet sich der dicke Thurm aus, welcher von 16 F. dickem Mauerwerk umschlossen ist und einen großen Rittersaal mit den Bildnissen der alten Kurfürsten und Pfalzgrafen am Rhein enthält. Man hat in neuerer Zeit diese schönen Ruinen vom Schutt gereinigt und in Anlagen umgewandelt. Im Keller des Schlosses liegt das bekannte große heidelberger Faß (s. d.). Südlich von der Stadt liegt der Königs- oder (seit ihn 1815 Kaiser Franz bestiegen hat) Kaiserstuhl, welcher eine herrliche Aussicht darbietet und jetzt mit einem hohen Thurme ausgestattet ist. Der auf dem rechten Ufer des Neckar liegende Heiligenberg trägt die Ruinen eines Klosters. Über den Neckar führt eine 702 F. lange Brücke. Am bedeutendsten ist H. durch seine Universität, nach Prag die älteste in Deutschland. Sie wurde vom Kurfürsten Ruprecht II. 1386 gestiftet und zeichnete sich durch berühmte Lehrer, sowie durch eine seltene Bibliothek auf das vortheilhafteste aus. Im dreißigjährigen Kriege (1622) plünderte Tilly die Stadt und die berühmte Bibliothek wurde vom Herzog Maximilian von Baiern dem Papste geschenkt und bildete nun in Rom eine Abtheilung der vaticanischen Bibliothek unter dem Namen der Bibliotheca palatina (pfälzische Bibliothek). Eine neue Bibliothek wurde 1703 zu H. gegründet und 1815 gab der Papst aus der Bibliotheca palatina alle für deutsche Literatur und Geschichte wichtigen sehr zahlreichen Handschriften zurück. Gegenwärtig zählt die heidelberger Bibliothek wieder 120,000 Bände und ist in einem eignen Gebäude zweckmäßig aufgestellt. Die Anzahl der Studirenden zu H. beträgt gegenwärtig 5—600. Andere Lehranstalten sind ein Gymnasium und verschiedene Privatunterrichtsanstalten. Eine ausgezeichnete Einrichtung ist ein zur geselligen Unterhaltung 1827 errichtetes Gebäude, welches mit einem Lesecabinet verbunden ist, in dem über 200 Zeitschriften gehalten werden. Alle gebildeten Einwohner können an diesem Institut gegen einen

Digitized by Google

mäßigen Beitrag Theil nehmen. Der Handel, namentlich mit Öl, Ölsamen und Taback ist nicht unbedeutend und wird durch die Lage der Stadt begünstigt. Die Gewerbthätigkeit der Stadt ist nicht eben ausgezeichnet. H. soll



seinen Ursprung von einem röm. Castell ableiten. Im Mittelalter wurde es die Residenz der Kurfürsten und Pfalzgrafen am Rhein, bis 1720 die Residenz nach Manheim verlegt wurde. H. wurde 1802 von Pfalzbaiern an Baden abgetreten.

**Heiden** (ursprünglich Haiden, d. h. Landbewohner), Ungläubige, werden alle diejenigen Menschen in religiöser Beziehung genannt, welche nicht den wahren Gott, welcher sich durch Moses und Christus der Menschheit offenbart hat, verehren. Der Name hat, wie der lat. Ausdruck pagani, daher seinen Ursprung, daß die Landbewohner noch lange an dem Glauben an die alten Götter hingen, nachdem sich in den Städten das Christenthum schon ausgebreitet hatte. Landbewohner und Bekenner falscher Götter wurden daher von den Stadtbewohnern mit demselben Namen Heiden bezeichnet. Ehemals rechnete man auch die Mohammedaner zu den Heiden und lehrte, daß die Heiden an der göttlichen Gnade keinen Theil haben könnten, weil die falschen Götter für Teufel und Teufelswerk angesehen wurden. Gegenwärtig dagegen, wo man eingesehen, daß die mohammedanische Religion eine durch Mohammed der jüdischen und christlichen nachgebildete Lehre enthält, erklärt man dieselbe zwar für verfälscht, aber nicht für heidnisch, und übrigens ist man überzeugt, daß Gott auch die Heiden begnadigen werde, wenn ihre Abgötterei nur Folge ihrer Unwissenheit ist und wenn sie dem göttlichen Gebote nachfolgen, welches Gott auch ihnen wie allen Menschen ins Herz geschrieben hat.

**Heiland** heißt Christus in Beziehung auf das von ihm vollbrachte Erlösungswerk, durch welches er die von Gott entfremdeten Menschen wieder zu ihm zurückführt und sie durch den Glauben aus der Knechtschaft unter Sünde und Tod zur wahren Freiheit bringt, sodaß sie für dieses wie für jenes Leben die freudige Zuversicht der Seligkeit genießen. Hinsichtlich der erlösenden Thätigkeit wird Christus in der christlichen Glaubenslehre das dreifache Amt eines Propheten, Hohenpriesters und Königs zuertheilt. Gleich einem von Gottes Geiste beseelten Propheten verkündigte er durch Lehre und Beispiel den Willen Gottes, opferte als Hoherpriester sich selbst dem Wohle der Menschheit und fährt auch nach seinem Hingange zum Vater fort, seiner Gemeinde, als ihr unsichtbares Oberhaupt, mit der Kraft seines Geistes beizustehen. So wird Christus Heiland der Menschen, Quelle der Wahrheit, des Trostes und der Freude, die für Den um so reichlicher fließt, der sich vertrauensvoll an ihn schließt und ihn zum Führer durchs Leben nimmt.

**Heilig** ist das Merkmal eines unendlich guten Wesens, wie es Gott vermöge seiner Natur, die das Böse nicht kennt, zukommt, das aber auch im beschränktern Sinne dem Menschen beigelegt wird, wenn er sein ganzes Streben auf Heiligung, d. h. Gottähnlichkeit richtet und seinem Thun und Handeln die reine Liebe zum Guten zu Grunde legt. Da der gute Mensch bei seinen Handlungen sich nach den Aussprüchen seines Gewissens, als eines göttlichen Gebots, richtet, so ist ihm nicht nur dieses, sondern es sind ihm auch alle daraus hervorgehenden Verbindlichkeiten gegen Gott und seine Nebenmenschen heilig, weshalb man von heiligen Pflichten gegen Gott, gegen Ältern, Geschwister, Verwandte und Freunde u. s. w. spricht. Wessen Leben keine Spuren der Pflicht und Religion verräth, dessen Vernunft

hat sich entweder noch nicht bis zu dem Gedanken Gottes erhoben oder er verstattet demselben bei seinen Handlungen absichtlich keinen Einfluß, sodaß er entweder in dem Zustande thierischer Roheit oder in dem Zustande gänzlicher Entartung und sündlicher Verwilderung lebt. Leblose Gegenstände, wie Gebäude, Geräthe, Kleider u. s. w. werden darum heilig genannt, weil sie dem Dienste der Religion gewidmet sind und den Menschen an Gott, das vollkommenste Wesen, erinnern.

Da nur die Religion das Heilige in dem Menschenleben vermittelt, das Christenthum aber den Grund aller Religion, den Gedanken Gottes, in den Herzen der Menschen befestigte und derselbe namentlich bei den ersten Christen auch den lebendigen Glauben und Eifer, nach dem Willen Gottes zu leben, hervorbrachte, so werden dieselben auch gewöhnlich von den Aposteln, im Gegensatz gegen Juden und Heiden, Heilige genannt. Als jedoch später dieser Eifer erkaltete und ein großer Theil der Christen die Quelle des christlichen Lebens, Gottes heiligen Geist, verloren hatte, so erhielten nur fromme Bischöfe und diejenigen Christen diesen Ehrennamen, die in den Verfolgungen standhafte Bekenner und Märtyrer des christlichen Glaubens geworden waren. Wie aber die freiwillige Aufopferung für höhere Rücksichten des Lebens zu jeder Zeit Beifall und Bewunderung gefunden hat, so wurden diese den christlichen Märtyrern noch in einem ungleich höhern Grade zu Theil, da sie Gut und Blut für die Religion zu einer Zeit hingaben, wo man den Trost der Religion am meisten entbehrte, aber auch am meisten bedurfte. Man erneuerte und verehrte deshalb nicht nur ihr Andenken, indem man auf ihren Gräbern gottesdienstliche Versammlungen hielt und den Tag ihres Märtyrerthums als ihren wahren Geburtstag zum ewigen Leben mit froher Erinnerung, und um sich zur Nachahmung ihrer Standhaftigkeit im Bekenntnisse des christlichen Glaubens zu ermuntern, feierte, sondern man glaubte auch, daß sie, die ihr Leben für den Glauben dahingegeben, für die noch im Kampfe Begriffenen beteten; aber man glaubte nicht, daß man sie anrufen müsse, um durch ihr Gebet Hülfe und Gnade bei Gott zu erlangen. Erst im 4. Jahrh. fing man an, sie als Heilige förmlich anzureden und sich an sie persönlich im Gebete zu wenden. Zwar billigten dies besonnene Männer, wie Chrysostomus, Ambrosius und Augustin, keineswegs und verwarfen die Anrufung der Heiligen als einen heidnischen Aberglauben; nachdem aber im 6. Jahrh. Papst Gregor der Große die Anrufung der Maria und einiger Heiligen in die Litaneien aufgenommen und da es allerdings dem kindliche Vorstellungen vom Wesen Gottes hegenden Volke genehm war, in den Heiligen sich mit menschlicher Schwäche bekannte und nachsichtige Fürsprecher vor Gottes heiligem Antlitz vorzustellen, so wurde die Verehrung der Heiligen bald allgemein. Zu den frühern Heiligen, welche aus den Märtyrern hervorgegangen, gesellten sich neue, indem der religiöse Sinn des Mittelalters in den Entsagungen und Qualen, welche sich Einsiedler und Mönche auferlegten, besonders verdienstliche Werke erblickte, und hierzu kamen noch solche Menschen, die durch echt christliche Gesinnung und gute Werke bei ihren Umgebungen in eine religiöse Verehrung sich gesetzt hatten, welche bis über ihr Grab fortdauerte. Der Glaube an die Wunderkräftigkeit solcher wahrhaft gläubigen Personen erhöhete ihr Ansehen. Der Glaube an die Heiligen und die Anbetung derselben wurde allmälig zu einem Unwesen, dem die Kirche unter Karl dem Großen auf mehren Synoden, wiewol vergeblich, abzuhelfen suchte. Damit aber wenigstens kein Unwürdiger zur Ehre eines Heiligen gelange, was bisher kaum zu vermeiden war, da das Recht, heilig zu sprechen, von jedem Bischof in seinem Sprengel ausgeübt werden konnte, so wurde dieses Recht von Alexander III. 1170 dem päpstl. Stuhle ausschließlich vorbehalten, nachdem schon Johann XV. 993 das erste Beispiel einer päpstl. Heiligsprechung gegeben hatte. Für Haupterfodernisse bei dieser Handlung, die die Kirche Kanonisation genannt hat, weil die neuen Heiligen in dem Kanon oder die Litanei der Heiligen in der Messe mitgenannt werden, galten eine ausgezeichnete, besonders mönchische Frömmigkeit, an der man noch das besondere und in außerordentlichen Thaten sich zeigende Wohlgefallen Gottes wahrnehmen konnte. Sind jedoch diese Eigenschaften bei dem als Heiliger empfohlenen Frommen nur in einem niedern Grade vorhanden, so kann nur die Beatification (Seligsprechung) mit ihm vorgenommen werden, durch welche ihm ein seliges Leben beigelegt wird. Die Beatification geht der Kanonisation stets, oft Jahre lang voraus. Das Leben und die Thaten Jedes, der heilig gesprochen werden soll, werden einer strengen Prüfung unterworfen, sogar ein eigner sogenannter Advocatus diaboli (d. h. Vertreter des Teufels) beauftragt, alles Mögliche gegen die Kanonisation vorzubringen. Die von der Kirche für heilig erklärten Personen gehörten zwar größtentheils den Mönchsorden und der Classe der Kirchendiener an, doch gelangten auch niedere und höhere Weltleute zu dieser Ehre. So wurden die Könige Wladimir der Große (der heil. Basilius) von Rußland, Knut von Dänemark, Olaf von Norwegen, Stephan von Ungarn wegen Einführung und Beförderung des Christenthums in ihren Reichen, Karl der Große und Kaiser Heinrich II. wegen ihrer Verdienste um die Vergrößerung der Kirchengewalt unter die Heiligen versetzt. Dagegen wurden von den Päpsten, außer den aus den ersten Jahrhunderten als Märtyrer bekannten, nur Leo und Gregor der Große und fast 1000 Jahre später erst wieder Pius V. 1712 heilig gesprochen, obgleich alle den Titel Heiligkeit führen. Die letzte Heiligsprechung geschah 1830 über Clara Gambacorti, welche 1419 gestorben ist und ein Kloster der Schwestern des h. Dominicus zu Pisa gestiftet hat. — Einzelne pflegen besonders denjenigen Heiligen als ihren Schutzpatron zu verehren, dessen Namen sie bei der Taufe oder bei der Firmung erhalten. Einen größern Kreis von Verehrern haben dagegen die Schutzheiligen der Länder und Städte, denen, wie der Rosalia in Palermo, dem Januar in Neapel, dem Nepomuk in Prag, dem Dionys in Frankreich, dem Stephan in Ungarn, dem Nikolaus und Andreas in Rußland an ihrem Jahrestage glänzende Feste verordnet sind.

Nach den von der katholischen Kirche seit dem 6. Jahrh. festgehaltenen und von dem tridentiner Concil aufs Neue bestätigten Grundsätzen haben die Heiligen sich in diesem irdischen Leben ein Verdienst erworben, durch welches sie nicht allein völlig gerecht, vollkommen und wirklich heilig vor Gott geschätzt werden, sondern auch Gott so angenehm sind, daß er um ihretwillen, wenn sie sich für die Christen verwenden, diesen nicht nur allerlei leiblichen Segen gibt (wie denn sogar

Digitized by Google

die Banditen in Italien noch jetzt zu ihrem Schutzheiligen um Segen zu ihren Unternehmungen beten), sondern auch den Gläubigen die überfließenden Verdienste der Heiligen zurechnet und um dieserwillen Strafen erläßt. Es ist daher, lehrt die katholische Kirche, gut und nützlich, sie demüthig anzurufen und zu ihrer Fürbitte, ihrem Beistande und ihrer Hülfe seine Zuflucht zu nehmen. Hiermit stimmt auch die griech. Kirche überein, nur daß sie seit ihrer Trennung von der röm. noch ihre besondern Schutzheiligen hat. Die Reformatoren lehrten, daß man zwar die Heiligen im Andenken behalten und sich ihrer Tugenden dankbar erinnern, dadurch seinen Glauben stärken und ein Jeder in seinem Berufe an ihren guten Werken sich ein Beispiel nehmen solle, verwarfen aber ihre Anrufung als Fürbitter als schriftwidrig, da diese nur Christus, dem alleinigen wahren Mittler, gebühre.

**Heilkunst** wird die Kunst genannt, Krankheitszustände des menschlichen oder thierischen Körpers zur Gesundheit zurückzuführen. Die Lösung dieser Aufgabe kommt dem Arzte zu, der in seinen Bestrebungen nur dann glücklich sein wird, wenn er im Besitz der nöthigen Kenntniß von dem Menschen im gesunden und krankhaften Zustande und von den Mitteln, letzterem abzuhelfen, sich befindet. Dazu bedarf es aber eines langjährigen Studiums, einer glücklichen Beobachtungsgabe, richtigen Urtheils und in Fällen, wo schnelle Hülfe Noth thut, Entschlossenheit und Gegenwart des Geistes. (S. Arzt und Medicin.)

**Heilquellen**, Mineralquellen, Gesundbrunnen werden Wasserquellen genannt, die je nach der Verschiedenheit ihrer Bestandtheile, ihrer Temperatur und ihrer Gebrauchsweise eine zwar verschiedene, aber in der Regel heilsame Wirkung auf den erkrankten menschlichen Körper ausüben. Ihre Geschichte verliert sich in die Fabelwelt, denn schon in sehr frühen Zeiten scheint man dergleichen heilspendende Quellen gekannt und verehrt zu haben. So besaß z. B. der Brunnen des Äskulap zu Pergamus einen grossen Ruf, desgleichen die in dem Tempel der Demeter zu Patrá befindliche Wunderquelle, zu welcher ganze Scharen von Kranken wallfahrteten. Die alten Celten und Germanen (Deutschen) hatten ihre geheiligten Wasserquellen, deren sie sich nur zu gewissen Zeiten und zum Baden von Kranken bedienten. Später, als die Römer ihre Herrschaft und Sitten über den größern Theil des damals bekannten Erdkreises ausbreiteten, wurde der Gebrauch von Bädern überhaupt, namentlich aber der von warmen Heilquellen, immer allgemeiner, wozu im Mittelalter die Vorliebe Karl's des Großen für die heißen Bäder von Aachen nicht wenig beigetragen haben mag. Schon die Römer kannten und benutzten zum Theil die Heilquellen von Air, Acqui, Pisa in Italien, die von Aachen, Baden-Baden, Baden bei Wien, Gastein, Wiesbaden, Ems, Kissingen u. s. w. in Deutschland, die von Air, Neris, Barèges in Frankreich. Erst in neuester Zeit jedoch hat man die Heilkräfte der einzelnen Heilquellen in hinreichendem Grade erforscht, um dieselben mit begründeter Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg Kranken zum Gebrauche empfehlen zu können. In manchen Gegenden finden sich solche Quellen in großer Anzahl und gewöhnlich liegen mehre derselben nicht weit voneinander, der Lage und Richtung gewisser Gebirgszüge folgend. Im Allgemeinen kommen dieselben weit seltener in flachen, aus Schuttgerölle zusammengesetzten oder aus angeschwemmtem Erdreiche bestehenden Landstrichen vor als in Ur- und Flötzgebirgen und in Gebirgen vulkanischen Ursprungs. Die Schweiz, der Centralpunkt der europ. Gebirge, das eigentliche Hochland Europas, ist reich an kräftigen Gesundbrunnen, deren Mischungsverhältnisse im Allgemeinen dem nicht vulkanischen Charakter der Gebirge dieses Landes entsprechen. Italiens zahlreiche Mineralquellen entspringen in den Thälern oder am Fuße der mannichfaltigen vulkanischen Gebirgsverzweigungen, die dieses Land in allen Richtungen, aber vorzugsweise von Nordwest nach Südost, durchstreichen. Die Urgebirge Norwegens und Schwedens bieten zwar viele kalte Mineralwässer mit nur wenig festen Bestandtheilen, aber durchaus keine heißen dar. Großbritannien besitzt ebenfalls nur wenige heiße Gesundbrunnen, desto mehr aber kalte Eisen- und Schwefelquellen, die im Norden mit den basaltreichen Gebirgen Schottlands, südlicher mit den reichen Steinkohlenlagern Englands in einem offenbaren Wechselverhältnisse stehen. Rußland ist in seinem Norden arm an kräftigen Heilquellen, desto reicher aber an dergleichen in seinem Süden. Frankreich enthält in seinem nördl. und namentlich nordwestl. Theile nur wenige und unbedeutende Mineralquellen, desto mehre und wirksamere jedoch in dem Süden. Bekanntlich sind schon die Vogesen, Sevennen und die vulkanischen Gebirge von Auvergne mit kräftigen kalten und heißen Heilquellen reichlich ausgestattet, werden aber hierin noch beiweitem durch die Pyrenäen übertroffen. Zählt doch allein der Frankreich zugewendete und diesem angehörende Abhang des ebengenannten Gebirges mehr denn 30 verschiedene heiße Quellen. Deutschland hat zwar in seinem Norden, in den flachen Uferstaaten der Nord- und Ostsee, mit Ausnahme einiger Sool- und Salzquellen, keine einer besondern Erwähnung würdige Mineralbrunnen, ist aber in seinem gebirgigen mittlern und südl. Theile desto reichlicher damit gesegnet. Was nun die Entstehung der Mineralquellen im Allgemeinen anlangt, so ist dieselbe seit den ältesten Zeiten Gegenstand der verschiedenartigsten Nachforschungen gewesen. Zuweilen mit großer Ausdauer fortgesetzte Nachgrabungen haben keine Ergebnisse geliefert. Mehr Aufschluß, wenngleich noch nicht völlige Aufklärung, haben in neuester Zeit Chemie und Geognosie gewährt. Jede Heilquelle ist als ein Gesammtproduct aller derjenigen Stoffe zu betrachten, welche mit dem Wasser, das in der Quelle sich ergießt, auf irgend eine Weise in Verbindung gekommen sind. Durch diese Stoffe und die mit ihnen zugleich auftretenden, durch jener Zusammentreffen aufgeregten Naturkräfte sind chemische Verbindungen und Veränderungen unberechenbarer Art eingegangen und veranlaßt worden. Wie bei allem Natürlichen wirken auch hier unzählbare Kräfte zusammen, um die Erscheinung so herzustellen, wie sie auftritt. Die Mineralwasser gehören ohne Widerrede zu den mächtigsten Heilmitteln, welche dem Arzte zu Gebote stehen. Man bedient sich ihrer zum Trinken und Baden, als Douche, in Gestalt von Gas- und Dampfbädern, endlich ihres Schlamms zu Umschlägen, Einreibungen und zu den sogenannten Schlammbädern. Die verschiedene Art und Weise, wie man Heilquellen ärztlich zu benutzen pflegt, wird nach der chemischen Kenntniß ihrer Bestandtheile und Mischungsverhältnisse, sowie nach ihren durch die Erfahrung bestätigten Wirkungen angeordnet. Bei dem innerlichen Gebrauche der Heilquellen

Digitized by Google

bestimmen hauptsächlich ihr Gehalt, das Verhältniß der flüchtigen und festen Bestandtheile und der Grad der Temperatur ihre Wirkung. Je reicher an flüchtigen, je ärmer an festen Bestandtheilen ein Mineralwasser ist, um so leichter wird es innerlich vertragen, zumal wenn es gleichzeitig eine erhöhte Temperatur hat. Was die Bäder von Mineralwasser anlangt, die entweder mit Andern gemeinschaftlich oder in abgesonderten Badecabineten genommen werden, so hängt die Art und der Grad ihrer Wirksamkeit zunächst ebenfalls von der Beschaffenheit ihrer Mischung und ihrer höhern oder niedern Temperatur, aber auch von der Dauer ihrer Einwirkung ab. Bei der Anwendung der Heilquellen in Form der Douche kommt zwar die Temperatur und Beschaffenheit des Wassers auch in Betracht, fast noch mehr aber die mechanische Gewalt seiner Einwirkung, die Stärke und der Durchmesser des Wasserstrahls. Die Gewalt wird der Douche entweder durch einen hohen Fall oder durch einen mechanischen Druck mittelst einer eigens hierzu eingerichteten Douchemaschine verschafft. Die in Gestalt von Gas- und Dampfbädern gebrauchten Heilquellen äußern eine ungemein flüchtige, aber eindringende und kräftige Wirksamkeit. Dasselbe gilt von den Mineralschlammbädern, nur mit dem Unterschiede, daß bei diesen die Wirkung länger anhält. Die Wirksamkeit der Mineralwässer ist übrigens ein Grund, sich derselben nicht ohne ärztliche Berathung, besonders wenn man einen leidenden Körper hat, zu bedienen. Sie können, zu unrechter Zeit angewendet, wie jedes Heilmittel, ebenso sehr schaden als nützen. Eine besondere Vorsicht erheischt während des Gebrauchs einer Heilquelle die Lebensweise, besonders in Bezug auf Nahrungsmittel, und man hat sich in dieser Beziehung nach den Vorschriften des Arztes, welchem die specielle Aufsicht über die zu benutzende Heilquelle anvertraut ist, zu richten. Einer Anführung und Beschreibung einzelner Heilquellen können wir uns überheben, indem die wichtigern derselben in eignen Artikeln behandelt sind. (Vergl. Bäder und Quellen.)

**Heilsordnung** (die) ist die unter Gottes Beistande herbeigeführte stufenweise Vervollkommnung des christlichen Lebens. Wie nämlich das äußere Glück des Menschen, so ist auch seine geistige Wohlfahrt als ein Geschenk der göttlichen Gnade anzusehen; denn die ihm angeborene Kraft zum Guten wird unter der besondern Fürsorge Gottes gepflegt und entwickelt, und ihr glückliches Gedeihen hängt ausschließlich von der Erfüllung der Bedingung ab, die Gott bei der Erziehung des Menschen zur Glückseligkeit verordnet hat. Zuerst nämlich wird der Christ von dem h. Geiste zur Glückseligkeit berufen, was geschieht, wenn er nach der richtigen Einsicht in die Grundwahrheiten des Christenthums, wie sie ihm durch das älterliche Haus, Schule und Kirche, Schrift und Beispiel zu Theil geworden ist, sich geneigt fühlt, dieselben zur Richtschnur seines Lebens zu machen. Gelangt er hierauf bei einer sorgfältigen Prüfung seiner selbst zur Erkenntniß seiner Sünden und durch diese zu der Überzeugung von der Nothwendigkeit der Buße und des Glaubens an Christus, als den Vermittler der sündenvergebenden Gnade Gottes, so ist er von dem h. Geiste erleuchtet, da es ihm jetzt an nichts fehlt, was ihn zu einem gottgefälligen Leben geschickt machen kann. Hat Scham und Reue über seine Sünde ihn vor Gott tief gebeugt, aber auch die hohe Zuversicht auf seine Gnade ihn wieder freudig erhoben, so tritt er in den Zustand der Rechtfertigung, in welchem er vor Gott nicht mehr strafwürdig erscheint, sondern in guten Werken die Früchte seiner gottgefälligen Gesinnung zeigt und anstatt der Furcht vor den Strafen der Sünde den Frieden Gottes in seinem Herzen trägt. Je tiefer von nun an in dem Gemüthe der Abscheu gegen die Sünde festgewurzelt ist, um so eifriger ist es der Erfüllung der Pflichten zugewandt, bis zuletzt jede böse Neigung, jeder unerlaubte Gedanke aus demselben verschwindet. Hiermit erreicht der Christ die höchste und letzte Stufe des christlichen Glaubens, die der Heiligung (s. Heilig), auf welcher er sich im Besitz eines reinen und von dem Elend der Sünde ungetrübten Lebens befindet. Ein Rückfall von ihr zur Sünde, was man selbst für unmöglich gehalten hat, bringt wenigstens die Sittlichkeit Dessen, bei dem er stattfindet, in die größte Gefahr, da der Unglückliche häufiger verzweifelt, als aufs Neue vor dem Richterstuhle Gottes sich demüthigt.

**Heimat** nennt man das Land, wo man geboren ist. Jeder Mensch fühlt in seiner Brust ein mächtiges Gefühl, welches ihn zu dem Lande hinzieht, in welchem er seine Kindheit und Jugendzeit verlebte. Dieses Gefühl ist bei einzelnen Menschen und unter einzelnen Völkern, namentlich Gebirgsbewohnern, zuweilen so stark, daß aus der unbefriedigten Sehnsucht nach dem theuern Heimatslande ein krankhafter Zustand entsteht, den man Heimweh nennt. Diese Liebe zur Heimat, welche sich auch bei den rohesten Völkern findet, wird bei dem gebildeten und mündigen Staatsbürger zur Vaterlandsliebe, welche sich nicht blos auf ein dunkles Gefühl stützt, sondern auf eine bestimmte Überzeugung von der Tüchtigkeit vaterländischer Einrichtungen und von der Möglichkeit, mittels derselben seine Zwecke als vernünftiger Mensch und als Staatsbürger erreichen zu können. In rechtlicher und staatswirthschaftlicher Beziehung wird der Begriff der Heimat besonders dadurch wichtig, weil aus ihm für die Angehörigen derselben gewisse Rechte und Verbindlichkeiten erwachsen. Die überhandnehmende Armuth und das Verfallen mancher in frühern Zeiten bestandener wohlthätiger Institute macht eine Norm und einen Begriff dringend nothwendig, aus welchem sich die Verpflichtung, nahrungslose und arme Staatsangehörige zu ernähren, herleiten läßt. Nächst der Familie scheint nun hierzu die Heimat des Verarmten die meiste Verbindlichkeit zu haben, und diese Verbindlichkeit ist deshalb auch in den meisten Ländern gesetzlich ausgesprochen und die Gemeinde, welcher der Hülfsbedürftige durch Geburt oder ausdrückliche Aufnahme angehört, als derjenige Verband, welcher für seine Ernährung nöthigenfalls zu sorgen hat, bezeichnet worden. Den Inbegriff der Rechte und Verbindlichkeiten, welche für eine Person aus der Heimatsangehörigkeit erwachsen, nennt man das Heimatsrecht. Vermöge desselben hat der Heimatsangehörige nicht blos das Recht, im Verarmungsfalle Unterstützung von der Gemeinde zu verlangen, sondern auch das Recht, in derselben sich aufzuhalten, Grundbesitz zu erwerben und Gewerbe zu betreiben; wogegen ihm aber auch die Verpflichtung obliegt, zu den Lasten der Gemeinde beizutragen. Der aus der Ertheilung des Heimatsrechts für die Gemeinde erwachsenden Verbindlichkeiten wegen pflegt man mit der Aufnahme in den Gemeindeverband sehr vorsichtig zu Werke zu

ized by Google

gehen, auch sind in den meisten Staaten in neuern Zeiten eigne Heimatsgesetze erschienen, welche die Bedingungen der Aufnahme und die aus ihr erwachsenden Rechte näher feststellen. Allein alle Gesetze der Art werden stets zwischen den beiden Klippen schwanken: entweder die Freizügigkeit und Erwerbsthätigkeit zum Nachtheil des Ganzen und des Einzelnen zu sehr zu beschränken oder die Verarmenden später an Orte zu verweisen, zu denen sie nicht ihr eignes Interesse zieht und in denen sie sehr ungern gesehen werden. Das beste Mittel, diesen Übelständen abzuhelfen, dürfte vielleicht sein, wenn der Staat die Kosten der Armenpflege über sich nähme und nach der Einwohnerzahl jedes Orts die nothwendigen Beiträge selbst erhöbe.

**Heimfallsrecht** heißt eigentlich das Recht, demgemäß ein Gut, welches von einer Person an eine andere unter gewissen Bedingungen verliehen worden, nach dem Erlöschen jener Bedingungen an den Verleiher zurückfällt. So z. B. fällt ein Lehn an den Lehnsherrn heim, wenn der Stamm des Beliehenen ausgestorben ist. Uneigentlich nennt man Heimfallsrecht aber auch das ehemals geltende Recht des landesherrlichen Fiscus, sich die Verlassenschaft, welche ein im Lande verstorbener Fremder mit sich führte, anzueignen, selbst mit Ausschluß aller etwaigen vertragsmäßigen, gesetzlichen oder testamentarischen Erben. Dieses aus Eigennutz und engherzigen Ansichten über das Verhältniß der Einheimischen zu den Fremden entstandene Recht bestand in frühern Zeiten in allen europ. Staaten. Mit dem Fortschreiten der Civilisation und der Verbreitung geläuterter und humanerer Begriffe über die Rechte der Fremden mußte indeß auch dieses Recht zusammenfallen. Der einzige Gesichtspunkt, aus welchem sich die Ausübung dieses Rechts auch heutiges Tages noch bei uns rechtfertigen läßt, ist der der Wiedervergeltung, in welchem Falle es gegen den Unterthan eines solchen Staats geübt wird, der es noch nicht abgeschafft hat.

**Heine** (Heinr.), ein gewandter und vielgelesener deutscher Schriftsteller, wurde von jüdischen Ältern 1797 zu Düsseldorf geboren und trat später durch die Taufe zum Christenthum über. Er widmete sich auf den Universitäten Bonn, Berlin und Göttingen dem Studium der Rechtswissenschaften, erwarb die juristische Doctorwürde und trat zuerst 1822 öffentlich als Dichter auf. Sein Ruf wurde bedeutender, als er 1826—31 seine „Reisebilder" herausgab. In den schimmerndsten Farben spielt in diesen der gewandte Geist des Dichters. Sie fanden mit der ungebundenen Mannichfaltigkeit und keine Verhältnisse achtenden Rücksichtslosigkeit, die in ihnen herrschen, mit ihrer pikanten, kurzen, schlagenden, in lebendigen Vorstellungen sich regenden Sprache, viele Leser und Bewunderer. H. begab sich 1830 nach Paris und die politische Aufregung seiner Zeit benutzend, schrieb er Bücher, in denen er Staat, Religion, Wissenschaft, Literatur und Sittlichkeit ohne tiefere Kenntnisse ebenso interessant leichtsinnig mishandelte, wie in seinen lyrischen Gedichten sein eignes Herz. Der Beifall, den H. fand, erweckte ihm Nachahmer, und diese traten bald als eine eigne Schule als „junges Deutschland" auf. Von ihnen hatte keiner H.'s Gewandtheit und Talent, und was man von diesem in seiner die Leichtfertigkeit an der Stirn tragenden Weise gern hinnahm, erregte im Publicum den lautesten Unwillen, als es von den Jüngern ungeschickt und schwerfällig, im Gewande ernster Tendenzen vorgetragen wurde. Durch policeiliche Maßregeln wurde das junge Deutschland vernichtet, welches nicht möglich gewesen wäre, wenn diese Richtung in der Literatur mehr gewesen wäre als eine willkürliche Speculation auf die Gunst des Publicums, bei dem man eine ernste Sittlichkeit nicht voraussetzte.

**Heinrich I.**, genannt der Vogler oder der Finkler, König von Deutschland 919—36, der erste aus dem sächs. Regentenhause, geb. 876, war ein Sohn des sächs. Herzogs Otto des Erlauchten. Nachdem er nach dem Tode seines Vaters Herzog von Sachsen und Thüringen geworden war, gerieth er in Fehde mit dem deutschen Könige Konrad I., welcher ihm sein Erbtheil schmälern wollte. Konrad lernte des Herzogs Macht und Geistesgröße so, obschon zu seinem eignen Nachtheil, kennen, daß er bei seinem Tode keinen Würdigern zu seinem Nachfolger zu empfehlen wußte. Als König trat H. kräftig auf, beruhigte Deutschland im Innern und nach außen, verbesserte das deutsche Kriegswesen, besonders die Reiterei, vervollkommnete die Befestigungen der Städte und legte eine Menge neuer fester Städte an. Von den freien Landbewohnern und Edelleuten mußte der neunte Mann nach den Städten ziehen, welche gewisse Vorrechte erhielten, und so wurde der Grund zu dem Bürgerstande gelegt, dem Deutschland seine fernere Bildung zu verdanken hat. Er erweiterte die Grenzen Deutschlands und demüthigte dessen Feinde, namentlich die Normänner und Sachsen. Im Begriff, nach Rom zu ziehen und sich zum Kaiser krönen zu lassen, starb er 936 zu Memleben und ward im Stifte zu Quedlinburg, welches er selbst errichtet hatte, begraben. (Vergl. Deutschland.)

**Heinrich IV.**, röm.-deutscher Kaiser von 1056—1106, war ein Sohn Kaiser Heinrich III. (reg. 1039—56) und wurde schon drei Jahre vor dem Tode seines Vaters zum Nachfolger auf dem Kaiserthrone erwählt. Er war 1050 geboren und mithin beim Tode seines Vaters kaum sechs Jahre alt. Der Erzbischof von Köln, Anno (s. d.), entführte den anfangs unter der Vormundschaft seiner Mutter Agnes stehenden jungen Fürsten bei Gelegenheit einer Lustfahrt auf dem Rhein und leitete als Erzieher desselben auch die deutschen Staatsangelegenheiten. Mit ihm theilte Macht und Einfluß Adalbert, Erzbischof von Bremen und Hamburg, und die Verschiedenheit der Charaktere dieser beiden Männer mußte auf H. von dem nachtheiligsten Einflusse sein. Während der strenge und ernste Anno den Knaben fast klösterlich erzog, war der verschlagene Adalbert, um sich bei ihm bleibend in Gunst zu setzen, gegen ihn mehr als billig nachsichtig. Nachdem 1065 H. auf dem Reichstage zu Goslar selbst die Regierung angetreten hatte, war Adalbert bis an seinen Tod 1072 unumschränkter Herr, und nur auf kurze Zeit gelang es den deutschen Fürsten, denselben durch gewaltsame Entfernung um seinen Einfluß zu bringen. Es ist unter Deutschland (s. d.) und Gregor VII. (s. d.) erzählt worden, wie H. mit seinen eignen Unterthanen und mit dem Papste in Streit gerieth. Der Papst fand zuerst durch H. selbst Gelegenheit, sich in die deutschen Angelegenheiten zu mischen. Die aufrührischen Sachsen hatten näm-

lich den Kaiser mit Gewalt der Waffen zu einem Vergleich genöthigt, demgemäß die zur Bewachung des Landes vom Kaiser errichteten Schlösser, unter ihnen auch die Harzburg, zerstört werden sollten. Bei der letztern sollten jedoch gewisse zu ihr gehörige Gebäude und die Kirche verschont werden. Die Sachsen zerstörten jedoch auch diese und H. beschwerte sich über sie beim Papste als über Kirchenschänder. Zugleich aber kam H., obgleich sich die Sachsen zu Genugthuung erboten, mit einem mächtigen Heere, schlug sie und behandelte sie auf das härteste. Die Sachsen wendeten sich nun auch klagend gegen den Kaiser an den Papst. So kam es, daß Gregor VII. den Kaiser 1076 vor seinen Richterstuhl foderte und ihn, als er sich weder um diese noch um andere päpstliche Foderungen kümmerte, in den Bann that. Nach der Demüthigung zu Canossa besiegte H. zwar den Gegenkönig Rudolf von Schwaben, hielt sich siegreich gegen die neuen Gegner Hermann von Luxemburg und Markgraf Egbert von Thüringen, belagerte sogar Gregor VII. in Rom, nachdem er dessen Absetzung durchgesetzt, und ließ sich durch den von ihm zum Papst erhobenen Clemens III. zu Rom krönen, erlebte aber noch tiefen Kummer, als sein eigner Sohn Konrad, und nachdem dieser entwaffnet, auch sein zweiter Sohn Heinrich sich gegen ihn empörte. Der Letztere war auf H.'s eignen Betrieb 1097 zu seinem Nachfolger ernannt worden. Er trat an die Spitze der zahlreichen Unzufriedenen, bemächtigte sich 1105 seines Vaters und nöthigte ihn, zu Ingelheim die Regierung niederzulegen. Vergebens versuchte H. nochmals die Macht an sich zu reißen, er starb arm, verlassen und noch im Banne 1106 zu Lüttich und erst fünf Jahre später durfte sein Leichnam, mit Bewilligung des Papstes, zu Speier feierlich begraben werden.

**Heinrich VI.**, röm.-deutscher Kaiser von 1190—97, der älteste Sohn Friedrich I., ist insonderheit durch seine Aussöhnung mit Heinrich dem Löwen (s. d.) und durch die Erwerbung der Herrschaft von Neapel und Sicilien, welche als Erbtheil seiner Gemahlin Constantia zufielen, wichtig. Er war es auch, der den ritterlichen König von England, Richard Löwenherz (s. d.), gefangen hielt. Seine Herrschaft in Sicilien befestigte er durch blutige Grausamkeiten. H. starb plötzlich in seinem 33. Jahre 1197 in Sicilien. Nach seinem Tode brachen durch die Wahl zweier Gegenkönige neue Zwistigkeiten zwischen Welfen und Hohenstaufen aus, welche erst nach Friedrich II. Erhebung auf den Kaiserthron beendet wurden. (Vergl. Deutschland.)

**Heinrich IV.**, König von Frankreich (1589—1610), der erste aus dem Hause Bourbon, folgte Heinrich III., dem letzten aus dem Hause Valois, nachdem dieser 1589 ermordet worden war. H. war ein Sohn Anton's von Bourbon, Herzogs von Vendome, und wurde 1553 zu Pau in Bearn im Departement Niederpyrenäen geboren. Seine Mutter, eine Tochter des Königs von Navarra, erklärte sich mit ihrem Sohne für die Partei der Hugenotten und nahm am Kampfe derselben gegen die katholische Partei thätigen Antheil. Der junge Prinz genoß eine ausgezeichnete Erziehung und befestigte seinen edlen Charakter in den mannichfachen Drangsalen des Bürgerkriegs, in welchem er 1568 von seiner Mutter zum Anführer der Hugenotten gemacht worden war. Da faßte die schändliche Katharina von Medici mit ihren Anhängern den Plan, nach Friedensvorspiegelungen alle Protestanten durch Mord zu vernichten, welcher in der Bartholomäusnacht (s. Bluthochzeit) vom 24.—25. Aug. 1572 zur Ausführung kam. H. war mit Margaretha von Valois am 18. Aug. vermählt worden, nachdem kurz vorher seine Mutter, wahrscheinlich vergiftet, gestorben war und er den Titel eines Königs von Navarra angenommen hatte. Um in der Bartholomäusnacht sein Leben zu retten, mußte er zur katholischen Kirche übertreten. Nachdem Katharina vergebens versucht, die Ehe mit Margaretha zu trennen, wußte sie H. zu mancherlei unsittlichen Vergnügungen zu verleiten. Aber es gelang ihr nicht, ihn zu verderben, er entfloh 1576 vom Hofe, stellte sich wieder an die Spitze der Hugenotten und bekannte sich zu ihren Religionsgrundsätzen. Nachdem aber auf Katharina's Betrieb 1576 mit den Hugenotten ein Friede geschlossen worden war, demgemäß sie freie Übung ihrer Religionsgebräuche haben sollten, bildete sich 1587 unter Herzog Heinrich von Guise (s. d.) die bekannte Ligue, deren Heer H. 1587 bei Coutras schlug, und nachdem König Heinrich III. selbst mit der Ligue in Kampf gerathen und sogar des Throns für verlustig erklärt worden war, stand ihm H. gegen die gemeinsamen Feinde bei. Als der ermordete König starb, erklärte er selbst H. als seinen rechtmäßigen Nachfolger. Aber man wollte den protestantischen Fürsten nicht anerkennen. Spanien stand mit einem mächtigen Heere der Ligue bei und obgleich Sieger in mehren Schlachten gegen seine Feinde, sah sich H. doch genöthigt, nachdem er in der katholischen Religion sich hatte unterrichten lassen, zu dieser öffentlich 1593 in der Kirche zu St.-Denis überzutreten. Er wurde 1594 zu Chartres zum Könige von Frankreich gesalbt, hielt seinen Einzug in Paris, beruhigte die Parteien und erzwang endlich 1598 von Spanien einen vortheilhaften Frieden. In demselben Jahre sicherte er den Hugenotten durch das Edict von Nantes Religionsfreiheit und Sicherheit zu. Unablässig war er nun bemüht, das Glück und den Wohlstand seiner Unterthanen zu fördern, in welchen Bemühungen ihn sein Minister Sully unterstützte. Seiner weisen Sparsamkeit gelang es, 330 Mill. Livres Staatsschulden zu tilgen und noch 40 Mill. im Staatsschatz zu sammeln. Seine wohlwollende Gesinnung erstreckte sich noch über Frankreich hinaus. Die Klagen der Protestanten über die Bedrückungen Östreichs und Spaniens mochten ein Hauptgrund sein, daß er den großartigen Plan zu einer allgemeinen europ. Republik faßte, an welcher 15 an Macht und Ansehen gleiche Staaten Theil nehmen sollten. Ein ewiger Friede sollte das schöne Ziel dieser Vereinigung sein. Im Begriff, an die Ausführung dieses Plans zu gehen, wurde H. am 14. Mai 1610 in seinem Wagen von dem berüchtigten Ravaillac ermordet. Frankreich verlor seinen besten König, dessen Andenken noch jetzt gesegnet wird. Gern übersah man, daß der große Mann einer allzu großen Schwäche gegen schöne Frauen sich schuldig machte: er mußte seine unsittlichen Leidenschaften durch harte Erfahrungen in seinem Familienleben büßen. Nachdem er mit päpstl. Zustimmung von seiner ersten Gemahlin sich getrennt hatte, gewann er durch seine zweite Gemahlin Maria von Medici zwar einen Thronerben, aber auch eine schwere Last, denn dieselbe verbitterte ihm durch mancherlei Untugenden das Leben. Endlich mußte H. auch noch erleben, daß mehre seiner ältesten Freunde, sogar eine seiner Geliebten, ihn zu stürzen bemüht waren.

Digitized by Google

In seiner Henriade hat Voltaire das Andenken des durch Herzensgüte, Tapferkeit, Edelmuth und Klugheit ausgezeichneten Fürsten verewigt.

**Heinrich VIII.**, König von England 1509—47, war ein leidenschaftlicher, dabei strenger, eifriger, oft sogar grausamer Fürst, der sich durch Aufhebung der katholischen Kirche in England besonders wichtig gemacht hat. Er war 1492 geboren und fand, als er seinem Vater Heinrich VII. folgte, das Heer und die Finanzen im besten Zustande. Als Luther in Deutschland aufgetreten war, schrieb H. 1521 gegen die neue Lehre eine Vertheidigung des Ablasses und der sieben Sacramente, wofür ihm der Papst den Titel eines Beschützers des Glaubens ertheilte, Luther ihn aber derb abfertigte. Als nachher der Papst gegen H.'s Scheidung von seiner ersten Gemahlin war, sagte sich dieser, der schon mit seiner zweiten Gemahlin heimlich verbunden war, vom Papste los und führte mit Gewalt den Suprematseid ein, durch welchen er selbst als Oberhaupt der engl. Kirche anerkannt wurde. Sechs Artikel, welche übrigens von der Lehre der katholischen Kirche nicht wesentlich abwichen, wurden als Glaubenssätze eingeführt, eine engl. Übersetzung der Bibel ward dem Volke in die Hände gegeben, die Klöster wurden aufgehoben, hohe und niedere Personen, welche den Suprematseid weigerten, als Empörer, welche die Messe und die sieben Sacramente nicht anerkennen wollten, als Ketzer bestraft und sogár zum Tode verurtheilt. Bekannt ist, daß H. sechs Gemahlinnen gehabt hat. Die erste, Katharina, eine Tochter des Königs von Aragonien und Castilien und Witwe des ältern Bruder H.'s, Mutter der später zur Regierung gekommenen sogenannten katholischen Maria, wurde durch den Erzbischof Cranmer (s. d.), dem Manne, welcher am meisten zur Abtrennung der engl. Kirche von der röm. beitrug, von H. geschieden; die zweite, Anna Boleyn (s. d.), die Mutter der nachmaligen Königin Elisabeth, ward 1536 hingerichtet; die dritte, Johanna Seymour, starb 1537 nach der Geburt eines Sohnes, des nach H. regierenden Eduard VI.; die vierte, Anna von Kleve, wurde, weil sie dem Könige misfiel, verstoßen; die fünfte, Katharina Howard, ward des Ehebruchs angeklagt und obgleich nicht überwiesen, 1542 hingerichtet; die sechste, Katharina Parr, Witwe des Lords Latimer, entging dem Tode, der ihr, als Ketzerin verleumdet, drohte, durch ihre Klugheit. Nachdem H. schon mehre Jahre durch einen unheilbaren Schaden am Beine und durch immer zunehmende Fettigkeit gelitten, starb er 1547.

**Heinrich der Löwe**, Herzog in Sachsen, 1139—95, geb. 1129, war ein Sohn des Herzogs Heinrich des Stolzen und durch seine Mutter ein Enkel des deutschen Königs Lothar, ein mächtiger, trotziger, kluger und großmüthiger Fürst, der von dem größten Einfluß auf die Geschichte Deutschlands gewesen ist. Den Beinamen des Löwen, den er durch seine Tapferkeit gerechtfertigt, soll er erhalten haben, weil er das Bild des kön. Thieres zum Sinnbilde genommen und daher z. B. vor seiner Burg in Braunschweig einen ehernen Löwen aufgestellt hatte. Andere haben erzählt, er habe in Palästina einen Löwen aus der Gewalt einer Schlange gerettet und derselbe sei ihm dann stets treu gefolgt. Während seiner Minderjährigkeit verwalteten sein Erbtheil seine Mutter und Großmutter und sein Oheim Welf. Die deutschen Fürsten benutzten diese Zeit, die Macht des mit eifersüchtigen Augen betrachteten Hauses der Welfen zu schmälern. Nachdem aber H. 1146 selbst die Regierung angetreten, war er alsbald bedacht, Ansehen und Macht seiner Familie auf das vollkommenste wiederherzustellen. Durch Gewalt der Waffen machte er sich seinen Feinden furchtbar, und zugleich förderte er den Wohlstand seiner Staaten auf das kräftigste. Er hatte einen Theil von Meklenburg und Pommern erobert und zog aus Deutschland, Brabant und Flandern gewerbthätige Einwohner in diese noch rohen Gegenden. Er ließ Wälder ausrotten, Sümpfe austrocknen, legte Stifter und Bisthümer an und erbaute Städte. Nachdem ihm Kaiser Friedrich I., dem er bei seinem Zuge nach Italien die wichtigsten Dienste geleistet, ja sogar das Leben gerettet hatte, 1154 zum Herzog von Baiern ernannt hatte, erstreckten sich seine Besitzungen durch ganz Deutschland von der Ost- und Nordsee bis zum adriat. Meere. Auch hatten ihm 1154 die Vasallen auf den welfischen Stammgütern in Italien huldigen müssen. Macht und Glück erregten H. Neider und Feinde und schon 1166 vereinigten sich mehre Fürsten und Bischöfe unter Hartwig, Erzbischof von Bremen, gegen ihn. Er aber kam ihren Plänen zuvor, nahm Bremen, verheerte die Besitzungen seiner Feinde und demüthigte diese. Hierauf unternahm H. einen Zug nach Palästina, nachdem er zuvor von seiner ersten Gemahlin sich getrennt und eine engl. Prinzessin geehelicht hatte. Wieder in Deutschland angelangt, wurde er vom Kaiser Friedrich I. aufgefodert, ihn auf einem neuen Zuge nach Italien gegen die aufsätigen lombard. Städte zu begleiten. Zwar gehorchte H. anfangs, aber eine geheime Eifersucht mochte Ursache sein, daß er den Kaiser plötzlich bei der Belagerung von Alessandria verließ. Vergebens soll ihn Friedrich sogar fußfällig gebeten haben, mit seiner bedeutenden Heeresmacht bei ihm zu bleiben. Die Folge dieser Treulosigkeit war einerseits, daß der Kaiser in der blutigen Schlacht bei Legnano von den Lombarden geschlagen wurde, andererseits, daß H., gegen den man von allen Seiten Beschwerden erhoben, vor einen Reichstag zur Verantwortung geladen wurde, und als er auf wiederholte Foderung nicht erschien, vom Kaiser 1180 in die Acht und aller seiner Lehen verlustig erklärt wurde. Seine Besitzungen wurden unter die ihm feindlich gesinnten Fürsten und Bischöfe vertheilt. Indeß vermochten diese nichts gegen H., der nur erst, als Friedrich I. selbst gegen ihn ins Feld rückte, sich gezwungen sah, sich zu unterwerfen und zu demüthigen. Er bat 1182 fußfällig den Kaiser um Gnade, dieser vergab ihm wenigstens so weit, daß er ihm den Besitz seiner Erbländer Braunschweig und Lüneburg zusicherte, indeß mußte er die Bedingung erfüllen, drei Jahre außerhalb Deutschlands bei seinem Schwiegervater, dem Könige von England, zuzubringen. Ebendahin mußte er nochmals 1188 gehen, als Friedrich I. nach Palästina zog. Da er aber nach dem Tode seiner Gemahlin erfuhr, daß seine Gegner seine Besitzungen noch mehr zu vermindern strebten, kehrte er 1189 zurück, griff mit altem Muth und alter Tapferkeit seine Feinde an, schlug sie mehre Male, erlitt aber endlich selbst eine Niederlage. Ein Vergleich 1190 hatte wenig Dauer und erst als mit H.'s Einwilligung sein Sohn Heinrich eine Brudertochter Friedrich I. zur Gemahlin ge-



Digitized by Google

nommen hatte, wurde unter Kaiser Heinrich VI. der Friede 1194 hergestellt. Aber schon im folgenden Jahre starb H. zu Braunschweig und ein Denkmal in dem dortigen Dome zeigt noch jetzt die Grabstätte des großen Fürsten.

**Heinrich**, Prinz von Preußen, war, geboren zu Berlin 1726, ein Bruder des preuß. Königs Friedrich II. und ein ebenso großer Feldherr wie dieser. Nachdem er schon im ersten und zweiten schles. Kriege sich ausgezeichnet, beschäftigte er sich in Potsdam eifrig mit dem Studium der Kriegswissenschaften und trat nun im siebenjährigen Kriege als ein ebenso kluger wie tapferer und besonnener General auf. Ihm vorzugsweise hatte Friedrich der Große den glücklichen Ausgang dieses Kriegs zu verdanken (s. Siebenjähriger Krieg), der für Preußen verderbendrohend war. Nach dem Frieden kehrte der Prinz nach dem Schlosse Rheinsberg zurück, welches sammt der dazu gehörigen Domaine der König schon vor dem Kriege ihm geschenkt hatte, um nur den Wissenschaften und Künsten zu leben. Er trennte sich von seiner seit 1752 mit ihm vermählten Gemahlin, einer Prinzessin von Hessen-Kassel, machte 1770 eine Reise nach Petersburg, wo wegen der Theilung Polens verhandelt wurde, und betrat 1778 nochmals den Kriegsschauplatz im bair. Erbfolgekriege, der jedoch beendigt wurde, ehe es zu einem entscheidenden Schlage gekommen war. Von König Friedrich Wilhelm II. von den Staatsgeschäften ausgeschlossen, wollte H. nach Frankreich gehen, wurde jedoch durch die Revolution an der Ausführung dieses Plans gehindert. Er nahm am Kriege gegen Frankreich, den er nicht billigte, keinen Theil und starb 1802 zu Rheinsberg.

**Heinrich**, regierender Herzog von Anhalt-Köthen, wurde am 30. Jul. 1778 geboren. Seine Ältern waren der Fürst Friedrich Erdmann von Anhalt-Pleß und Luise Ferdinande, eine geborene Gräfin von Stolberg-Wernigerode. Jener

war der zweite Sohn des 1755 gestorbenen Herzogs August Ludwig von Anhalt-Köthen und hatte die Standesherrschaft Pleß, ein Gebiet von 19 □M. mit 50,000 Einw. geerbt, welche 1798 nach seinem Tode an seinen ältern Sohn Ferdinand Friedrich fiel. Als aber dieser nach dem Tode seines Vetters, des unmündigen Herzogs Ludwig von Köthen, 1818 zur Regierung des Herzogthums Anhalt-Köthen gekommen war, erhielt sein Bruder H. die Standesherrschaft Pleß. Herzog Ferdinand war mit seiner Gemahlin 1825 in Paris feierlich zur katholischen Kirche übergetreten und hatte darauf auch in seinem Herzogthume verschiedene Schritte gethan, welche seine Unterthanen in bange Besorgnisse für die evangelische Kirche, der sie mit voller Überzeugung anhingen, setzte. Der Funken der Unzufriedenheit drohte in helle Flammen auszubrechen, als der Herzog Ferdinand am 23. Aug. 1830 starb. Er hinterließ keine Kinder und mit Freuden begrüßte daher das Land den neuen, echt protestantisch gesinnten Herzog H. Friede und Sicherheit kehrten in die Gemüther zurück und zugleich verschwanden die Spuren des in dem protestantischen Lande eingeführten Katholicismus. Herzog H. ist seit 1819 mit Auguste Friederike Esperance, Prinzessin von Reuß-Köstritz, vermählt. Das Fürstenthum Pleß ist an Ludwig, den Bruder des Herzogs, übergegangen.

**Heinrich XX.**, regierender Fürst Reuß zu Greiz, ein Sohn des am 29. Jan. 1817 verstorbenen Fürsten Hein-

rich XIII. zu Greiz und dessen Gemahlin Wilhelmine Luise einer Prinzessin von Nassau-Weilburg, folgte seinem Bruder, dem Fürsten Heinrich XIX., der seinem Vater in der Regierung gefolgt war, nach dessen Ableben am 31. Oct 1836. Er ist geb. am 29. Jun. 1794 und hat sich am 25. Nov. 1834 mit Sophie Marie Therese, Prinzessin von Löwenstein-Wertheim-Rosenberg, geb. am 18. Sept. 1809 vermählt. Seine Ehe ist bis jetzt noch nicht durch Nachkommen gesegnet und auch sein verstorbener Bruder hat keine Söhne hinterlassen.

**Heinrich LXII.**, regierender Fürst Reuß zu Schleiz und Gera, geboren am 31. Mai 1785, ein Sohn des Fürsten

Digitized by Google

Heinrich XLII. zu Reuß-Schleiz und dessen Gemahlin, einer Prinzessin von Hohenlohe-Kirchberg, folgte seinem Vater 1818 in der Regierung zu Schleiz und in dem mit den Fürsten Reuß zu Lobenstein und Ebersdorf gemeinschaftlich besessenen Gera. Durch eine sorgfältige Erziehung und nachher auf den Universitäten zu Würzburg und Erlangen, sowie durch einen längern Aufenthalt in Dresden gebildet, von den wohlwollendsten Gesinnungen belebt, war der Fürst seit seinem Regierungsantritt bemüht, namentlich das Schulwesen zu verbessern und auch sonst auf jede ihm mögliche Weise die Bildung seiner Unterthanen zu heben und auf Verschönerung seines Landes, besonders der nach Schleiz führenden Kunststraßen, bedacht. Die Feuersbrunst, welche die Stadt Schleiz 1837 verheerte, hat besonders den Fürsten schwer betroffen. Er ist unvermählt

und da auch der Fürst Reuß zu Greiz, sowie der Fürst Reuß zu Lobenstein und Ebersdorf keine Söhne haben, so beruht die Erhaltung des regierenden reuß. Stammes auf den Söhnen Heinrich LXVIII., Bruders des regierenden Fürsten Reuß zu Schleiz.

**Heinrich LXXII.**, regierender Fürst Reuß zu Lobenstein und Ebersdorf, geb. am 27. März 1797, ein Sohn des Fürsten Heinrich LI. Reuß zu Ebersdorf und dessen Gemahlin, einer Gräfin von Hoym. Nach Vollendung seiner Erziehung begab er sich 1816 nach Bern, wo er mit den politischen Ansichten Haller's (s. d.), des Verfassers der „Restauration der Staatswissenschaften", näher bekannt wurde; er besuchte nachher Göttingen und ging endlich 1818 auf ein Jahr nach Dresden. Nach dem Tode seines Vaters übernahm er 1822 die Regierung von Ebersdorf und begab sich 1823 auf eine Reise nach Frankreich und England. Während derselben starb sein Vetter, Fürst Reuß zu Lobenstein, 1824 und Fürst H. folgte demselben. Nach seiner Rückkehr sorgte der Fürst für Verbesserung des Schulwesens und der Landstraßen, legte große Baumschulen an, um den Obstbau zu heben und war auf Abschaffung mancher Misbräuche bedacht. Die etwas übereilte Einführung einer Classensteuer und die Verordnung, daß alle Gebäude im Lande bei der magdeburger Feuerversicherungsanstalt versichert werden sollten, wozu noch viele ältere drückende Einrichtungen kamen, bewirkten

schon 1826 Unruhen, welche zwar unterdrückt wurden, aber keine Beruhigung der Gemüther zur Folge hatten, worauf sich neue Aufstände 1830, 1831 und 1834 zeigten. (Vgl. Reuß.) Einen Zuwachs erhielten die Besitzungen des Fürsten 1835 durch Zufall der Herrschaft Dronßig im weißenfelser Kreise der preuß. Provinz Sachsen, welche aus 24 Dörfern besteht.

**Heirath** ist die wirkliche Eingehung der Ehe (s. d.). — **Heirathsgut** heißt Dasjenige an Geld und Geldeswerth, was ein Mädchen Behufs ihrer Verehelichung erhält. Gebräuche und Gesetze sind in dieser Beziehung bei den verschiedenen Völkern verschieden. Nach röm. Rechte erhielt die Frau von den Ihrigen bei der Verheirathung eine Mitgift (lat. dos), deren Ertrag der Mann während der Ehe mitgenoß, sowie auch die Frau am Genuß seines Erwerbs theilnahm. Dazu kam noch, was die Frau durch Erbschaft während der Ehe gewann und welches dieselbe entweder zu dem gemeinsamen Vermögen schlagen oder zurückbehalten konnte. Bei einer Trennung der Ehe durch Tod oder Willkür erhielt die Frau ihr zugebrachtes Vermögen zurück. Ganz anders waren die ältern deutschen Sitten. Hier hatten die Frauen kein Erbrecht und erhielten auch keine Mitgift, sondern der Mann mußte vielmehr der Frau eine Sicherstellung wegen ihres Unterhalts im etwaigen Witwenstande ertheilen, die aber auch lat. dos oder doarium genannt wurde. Statt der eigentlichen Mitgift erhielt sie jedoch eine Aussteuer oder Brautschatz an Kleidern, Hausgeräth und Schmuck. Später wurde den Frauen statt des Erbantheils eine Abfindungssumme gegeben, und das röm. Recht ist namentlich unter dem Bürgerstande in den Städten Brauch geworden. (Vgl. Gütergemeinschaft und Mitgift.)

Digitized by Google

**Heiserkeit** bezeichnet diejenige Veränderung der Stimme, bei welcher dieselbe ihre Reinheit verliert und tiefer, gewissermaßen umflort wird. Sie kann in sehr verschiedenem Grade stattfinden, von einer kaum bemerkbaren Rauhigkeit bis zu fast gänzlicher Stimmlosigkeit, und ist in der großen Mehrzahl der Fälle eine begleitende Krankheitserscheinung, nicht aber eine selbständige Krankheit. Am häufigsten kommt sie im Gefolge katarrhalischer Beschwerden vor; namentlich aber pflegt sie Reizungs- und Entzündungszustände des Kehlkopfs, der Luftröhre und des Schlundes zu begleiten, mit deren Beseitigung sie aber auch wieder verschwindet. Hält sie längere Zeit an, währt sie Monate, ja halbe und ganze Jahre lang, so ist sie immer ein mehr oder weniger bedenkliches Zeichen und deutet dann meist auf ein schon organisch gewordenes Leiden der den Kehlkopf, die Luftröhre und deren Verzweigungen auskleidenden Schleimhaut. Sie ist daher ein fast beständiges Symptom der Kehlkopfs- und Luftröhrenschwindsucht, kommt aber auch, wenngleich seltener, bei Krankheiten der Lungen und des Herzens vor. Im Allgemeinen zeigt sich ein warmes Verhalten, insbesondere des Halses, am meisten zuträglich zu baldigen Beseitigung der Heiserkeit; wo sie jedoch ein Symptom von Halsschwindsucht ist, trotzt sie in der Regel, wie die ihr zu Grunde liegende Krankheit, jeder ärztlichen Behandlung.

**Heisshunger** wird ein meist plötzlich eintretendes, mit dem Gefühle allgemeiner Mattigkeit verbundenes, unwiderstehliches Verlangen nach Speisen genannt, das, wenn es nicht schnell befriedigt wird, selbst Ohnmachten herbeiführen kann. Dennoch reicht in den meisten Fällen schon eine geringe Menge von Speisen hin, es zu beschwichtigen. Der Heißhunger ist zwar mitunter in einer fehlerhaften Bildung mancher zur Verdauung wesentlich beitragenden Organe begründet, weit öfter aber nur ein Zeichen von gestörter Verdauungsthätigkeit, die dann gewöhnlich wieder von einer krankhaft gesteigerten Reizbarkeit des Magens und Darmkanals abhängt, und befällt am gewöhnlichsten schwangere, an Bleichsucht oder Hysterie leidende Frauenzimmer; ferner Personen, die mit Würmern, namentlich mit dem Bandwurme, behaftet sind, sich in der Wiedergenesung von schweren, fieberhaften Krankheiten befinden, sich häufig körperlichen Anstrengungen aussetzen müssen u. s. w. Öfter an Heißhunger leidende Menschen sind gewöhnlich mager, verdauen sehr mangelhaft, brechen häufig einen Theil der genossenen Speisen wieder aus, entleeren sie theilweise unverdaut und leiden nicht selten an Durchfall. Meist verschwindet der Heißhunger zugleich mit den Ursachen, welche ihn hervorbringen. Beruht er jedoch auf einer fehlerhaften Bildung mancher, bei der Verdauung beschäftigter Organe, so kehrt er immer von Zeit zu Zeit zurück. In letzterm Falle ist es rathsam, sich nur solcher Nahrungsmittel zu bedienen, welche ein festes Gewebe haben und deshalb den Verdauungsorganen länger Widerstand leisten.

**Heizung** (die) besteht in der künstlichen Erwärmung eingeschlossener Räume und geschieht auf zwei wesentlich verschiedene Arten, entweder indem man Stoffe verbrennt, sodaß die bei der Verbrennung (s. d.) sich entwickelnde Wärme benutzt wird, oder indem man bereits künstlich oder natürlich erwärmte Stoffe in den zu erwärmenden Raum bringt, in welchem Falle die warmen Stoffe an die kältere Luft im eingeschlossenen Raume Wärme abgeben. Die erste Art der Heizung geschieht auf Herden, in Öfen- oder Kaminen und man bedient sich zu derselben namentlich des Holzes, der Kohlen und des Torfs, außerdem aber gelegentlich noch vieler anderer Brennmaterialien. Die zum Verbrennen bestimmten Holzarten werden in weiche und harte unterschieden, jene brennen im Allgemeinen leichter und schneller, diese schwerer und langsamer. Da aber die harten Hölzer verhältnißmäßig in einem kleinern Raume mehr Brennstoff enthalten, so geben sie auch eine um so größere Wärme und man braucht von ihnen zur Heizung verhältnißmäßig geringere Quantitäten, als von den weichen Hölzern. Besonders leicht brennen harzige Hölzer, die meist weiche Holzarten sind. Das Flößholz hat durch den längern Aufenthalt im Wasser einen großen Theil seiner Harze verloren, da es nun zugleich weiches Holz zu sein pflegt, so brennt es zwar schnell, aber gibt verhältnißmäßig nur sehr wenig Wärme. Wie das Holz, so sind auch die Holzkohlen verschieden, und überdies kommt bei diesen noch ihr größerer oder geringerer Feuchtigkeitszustand in Betracht. Trockene Kohlen glühen nur, etwas feuchte haben eine kleine bläuliche Farbe und solche, welche zu viel Wasser eingesogen und die man daher „ersoffene" Kohlen nennt, brennen gar nicht. Man muß sie erst austrocknen. Die Holzkohlen geben eine sehr gleichmäßige und starke Hitze, sind jedoch zur gewöhnlichen Zimmerheizung zu kostspielig. Mit wenig Flamme brennen auch die Steinkohlen, welche man in harzige (Schwarz- und Braunkohlen) und in harzlose (Glanzkohlen, Anthracit) eintheilt. Die sogenannte Kandlekohle ist harzig und brennt mit sehr heller Flamme ohne Rückstand. Da den Kohlen erdige und thonige Stoffe in verschiedenen Quantitäten beigemengt zu sein pflegen, so ist ihre Nutzbarkeit als Brennmaterial sehr verschieden. Ein ausgezeichnetes Brennmaterial sind die Koaks oder gebackenen Steinkohlen, welche in verschlossenen Räumen ausgeglühte und zusammengeschmolzene Steinkohlen sind. Sie sind leichter als Steinkohlen, brennen schneller bei geringerm Luftzuge und geben verhältnißmäßig eine stärkere Glut. Beiweitem weniger Hitze gibt der Torf, der jedoch langsam und gleichmäßig verbrennt, und mehr als gewöhnliche Steinkohle leistet Torfkohle, welche man durch Verkohlung des Torfs in verschlossenen Räumen gewinnt. Da die Heizung eins der nothwendigsten und zugleich, besonders in manchen Gegenden, kostbarsten Lebensbedürfnisse der Menschen ist, so hat man ein besonderes Augenmerk auf mögliche Ersparung bei derselben, d. h. auf Vermeidung jeder unnützen Verschwendung an Brennmaterial und an erzeugter Wärme gerichtet. Brennmaterial wird unnütz namentlich dann verschwendet, wenn die Verbrennung mangelhaft geschieht und im Rauche viele noch unverbrannte Bestandtheile fortgeführt werden. Man muß daher besorgt sein, daß hinlänglich Luft dem Feuer zuzieht, denn diese ist es, welche die Verbrennung allein möglich macht, und je stärker der Luftzug ist, desto gewaltsamer und vollständiger geschieht die Verbrennung. Ein allzu starker Zug treibt aber auch die am Feuer erwärmte Luft schnell mit dem Rauche fort, noch ehe eine Verbreitung der Wärme in dem zu heizenden Raume geschehen, und man leidet also in diesem Falle Verlust an Wärme. Ein solcher findet auch statt, wenn die zu heizenden Räume schlecht verwahrt sind und daher die kältere

Google

äußere Luft Zutritt hat, in welchem Falle die erzeugte Wärme sich sehr schnell vermindert, indem fortwährend kalte Luft eintritt und erwärmte abzieht. Die Anlegung der Öfen beruht namentlich auf dem Geschick, eine solche Einrichtung hervorzubringen, bei welcher die Schnelligkeit der Verbrennung hinreichend geschehe und doch mit der unvermeidlichen Wärmeableitung in möglichst günstigen Verhältnissen stehe.

Zu der zweiten der oben angeführten Arten der Heizung gehört vorzüglich die Luftheizung, welche darin besteht, daß durch Röhren erwärmte Luft in die zu heizenden Räume eingeführt wird, welche sich in diesen ausbreitet und der schon in ihr enthaltenen kältern Luft theils von ihrer Wärme mittheilt, theils dieselbe austreibt. Schon bei den alten Römern und auch im Mittelalter war diese Art von Heizung bekannt, doch hat dieselbe ausgedehntere Anwendung erst in neuerer Zeit wieder gewonnen. Man wendet dieselbe besonders zur Heizung ganzer Gebäude an. Es wird nämlich ein nicht zu großer feuerfester und durchaus wohlverwahrter Raum, dessen Wände so eingerichtet sind, daß sie so wenig als möglich Wärme nach außen ableiten, durch einen großen, mitten in ihm stehenden, gewöhnlich gußeisernen Ofen sehr stark geheizt. Aus diesem Raume, der Heizkammer, gehen nun nach allen Seiten Kanäle ab, welche in die zu erwärmenden Zimmer u. dgl. führen. Sie bestehen aus Röhren, oder im Mauerwerk ausgesparten Kanälen, in denen sich die erwärmte Luft fortbewegt, weil sie durch die Wärme selbst ausgedehnt wird. Da auf diese Weise fortwährend Luft aus dem Heizraume abgeleitet wird, so muß er auch Zutritt von neuer kälterer Luft haben, und ebenso müssen in den zu erwärmenden Zimmern Kanäle angebracht sein, welche die kältere Luft abführen, damit für die eintretende warme Luft Platz werde. Man sucht nun, um an Brennmaterial zur Erhitzung der Luft im Heizraume zu sparen, eine derartige Circulation der Zimmerluft herzustellen, daß die Luft aus den Zimmern, nachdem sie sich an den Wänden allmälig abgekühlt, in den Heizraum geführt, hier erwärmt und nun abermals in die Zimmer geleitet werde. Es sind daher in den Zimmern, welche durch Luft geheizt werden, gewöhnlich drei Öffnungen, welche, um die Temperatur reguliren zu können, mit Schiebern verschließbar sind. Eine dieser Öffnungen führt warme Luft ein, eine andere führt kalte Luft nach der Heizkammer zurück und eine dritte setzt die Luft im Zimmer mit der äußern Luft in Verbindung. In der Heizkammer kommen alle Kanäle zusammen, und überdies ist auch sie durch eine verschließbare Öffnung mit der atmosphärischen Luft in Verbindung.

Sehr ähnlich der Luftheizung ist die Dampfheizung. In einem großen Kessel wird Dampf erzeugt und durch Kanäle durch die zu heizenden Zimmer geführt. Diese Kanäle dürfen sich jedoch nicht in den Zimmern öffnen. Bei der Abkühlung nämlich verwandelt sich der Dampf in Wasser und wird in die Dampfkessel zurückgeleitet. Die Luft der Zimmer erwärmt sich an den heißen Dampfröhren, welche noch überdies in metallene wohlverwahrte Öfen in den Zimmern geleitet werden können. Die Dampfheizung eignet sich vorzugsweise zur Heizung von Gewächshäusern, Badestuben und dergl. Hier kann es auch von Nutzen sein, zu Zeiten den Dampf selbst auszulassen und es müssen zu diesem Zwecke verschließbare Öffnungen angebracht sein. Bei der Dampfheizung ist, wenn anders der Apparat, in welchem der Dampfkessel geheizt wird, gut verwahrt ist, alle Feuersgefahr vermieden. Dagegen kann in dem Falle, daß man sich Dampfes von starker Spannung (s. Dampf) bedient, leicht eine gefährliche Explosion stattfinden; solches Dampfes pflegt man sich aber zu bedienen, weil die Dämpfe bei größerm Drucke eine höhere Temperatur annehmen.

Mit Vortheil hat man sich statt der Dampfheizung in neuester Zeit einer Heizung mit warmem Wasser bedient. Da in einem über einem Feuer stehenden Gefäß voll Wassers das am stärksten erwärmte Wasser stets nach oben steigt, so ist die Einrichtung eines derartigen Heizapparats sehr einfach. Aus dem mit Wasser gefüllten Kessel, unter dem das Feuer angemacht wird, gehen zwei Röhren in verschiedener Höhe durch den zu heizenden Raum in horizontaler Richtung und münden in ein oben offenes oder nur leicht verschlossenes Gefäß. Wird nun das Wasser im Kessel erwärmt, so fließt das warme Wasser durch die obere Röhre nach jenem Gefäß, während das erkaltete Wasser aus dem Gefäß durch die untere Röhre in den Kessel zurückfließt, um hier aufs Neue erwärmt zu werden.

Eine eigenthümliche, unstreitig die billigste Art von Heizung hat man in neuerer Zeit in Sälen, wo Fabrikarbeiter thätig sind, u. dgl. angewendet, indem man das aus Bohrbrunnen gewonnene Wasser, welches Sommer und Winter eine sich gleichbleibende Temperatur von ungefähr 10° R. behält, durch sie in offenen Röhren hingeleitet hat. Dasselbe theilt der Luft in diesen Räumen eine hinreichende Wärme mit.

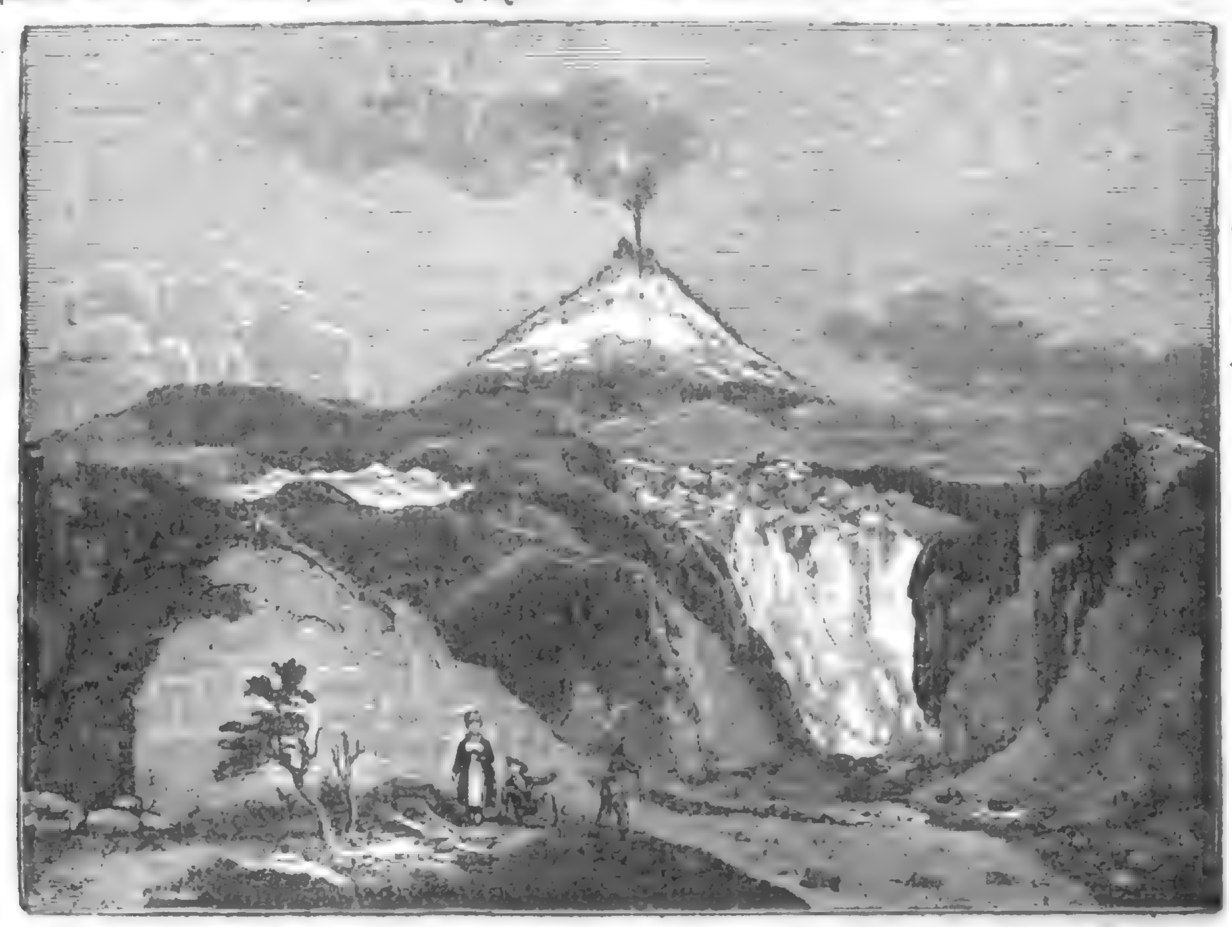
**Hekate** hieß die griech. und röm. Göttin Diana (s. d.), insofern dieselbe als Göttin der Unterwelt verehrt wurde; doch herrschten über ihren Ursprung und ihr Wesen die verschiedensten Sagen. Sie war eine unterirdische Göttin der Zauberei, der man geheimnißvolle Verehrung zollte, schwarze Hunde auf Kreuzwegen opferte, ebendahin Speisen setzte, welche die Armen verzehrten u. dgl. Man brachte sie mit dem ebenfalls in der Zauberei von jeher eine große Rolle spielenden Monde in Verbindung und sagte daher, im Himmel heiße die Göttin lat. Luna, griech. Selene (d. h. Mond), auf Erden lat. Diana, griech. Artemis und in der Unterwelt Hekate. Auf ihre dreifache Gewalt bezogen sich die drei Köpfe oder drei Leiber, welche man ihr beilegte, auf ihr geheimnißvolles Walten ihre Attribute: Fackeln, Dolche, Schlangen u. dgl. Auch führte sie die Schlüssel der Unterwelt.

**Hekatombe,** ein griech. Wort, bezeichnete anfangs ein Opfer von hundert Stieren, später jedes größere Opfer, bei welchem namentlich mehre Thiere derselben Gattung geschlachtet wurden.

**Hekla** (der), der bekannteste Vulkan auf der Insel Island (s. d.), welcher besonders in frühern Zeiten durch heftige Ausbrüche sich furchtbar gemacht hat und dessen noch im Innern fortdauernde Thätigkeit man aus der Wärme erkennt, welche sich dicht unter der Oberfläche des Bodens zeigt. Er liegt auf dem südl. Theile der Insel unweit der Küste, ist etwa 5000 F. hoch und besteht aus drei mit Schnee und Eis bedeckten Spitzen. Die mittelste ist die höchste und diese hat etwas seitwärts eine etwa 100 F. tiefe

Digitized by Google

Höhlung, den Hauptkrater des Berges. Die letzten Ausbrüche fanden 1772 und 1818 statt. An Heftigkeit und Anzahl der vulkanischen Ausbrüche steht der Hekla dem Ätna und Vesuv beiweitem nach.



**Hektisch** pflegt man einen Menschen zu nennen, der in Folge einer im Innern seines Körpers stattfindenden oder tief eingreifenden Vereiterung oder auch nur Reizung an einem langsam verlaufenden, schleichenden, mit auffallender Abmagerung und Kräfteabnahme verbundenen Fieber leidet, das nur selten und dann sehr allmälig in Gesundheit übergeht, weit öfter dagegen durch Erschöpfung, Zerstörung eines edlen Organs oder Wasserergießung mit dem Tode endet. Kranke der eben angegebenen Art verrathen sich schon auf den ersten Anblick durch ihr Äußeres, namentlich durch ein ungewöhnlich schlaffes, abgemagertes, blasses Ansehen, eine eigenthümliche begrenzte Röthe der Wangen und tiefliegende, glänzende und feuchte Augen. Am gewöhnlichsten bald nach Tische oder auch in den Abendstunden stellt sich ein gelindes Frösteln ein mit nachfolgender trockener Hitze, Andrang des Bluts nach dem Gesicht, Rötherwerden der Wangen und Brennen in den Handtellern und Fußsohlen, bis um Mitternacht oder gegen Morgen ein abmattender, oft übelriechender Schweiß der fieberhaften Bewegung ein Ende macht. Gleichzeitig nimmt der Urin eine eigenthümliche Beschaffenheit an. Er hat eine hochrothe Farbe, zeigt auf seiner Oberfläche ein schillerndes Häutchen und riecht nach Veilchen. Der Schlaf erquickt nicht. Dabei bleiben jedoch Appetit und Verdauung lange Zeit gut, die Geisteskräfte ungetrübt. Merkwürdig sind in diesem Zustande die oft zuversichtlichen Hoffnungen, welche der Kranke über den glücklichen Ausgang seiner Krankheit hegt, während ihn der Tod vielleicht schon nach wenigen Stunden ereilt. Dieser erfolgt, nachdem sich kürzere oder längere Zeit zuvor zu den bereits genannten Erscheinungen noch erschöpfende Durchfälle gesellt haben, mitunter unerwartet schnell und sanft. Wie schon oben bemerkt, geben Vereiterungen oder Verschwärungen innerer Organe, so namentlich Lungen- und Halsschwindsucht, am häufigsten Veranlassung zur Entwickelung eines hektischen oder Zehrfiebers, aber auch schleichende, langwierige Entzündungen und Reizungen der verschiedenartigsten Organe, so z. B. weit verbreitete, mit fortwährendem Jucken verbundene Hautausschläge, übertriebene Geschlechtsaufregungen, die Harnruhr, Ausschweifungen mannichfacher Art u. s. w. können ein Zehrfieber herbeiführen, dessen glücklicher oder unglücklicher Ausgang hauptsächlich davon abhängt, ob die Ursache desselben der Kunst zugänglich ist oder nicht.

**Hektor**, des Priamus und der Hekuba Sohn, war der erste der trojanischen Helden, welche die Stadt gegen die vereinigten Griechen vertheidigten. Er war es, wie Homer erzählt, der den Freund des Achilles erschlug, den Patroklus, dessen Tod Jener blutig rächte. H. geht zum Kampf mit dem starken Achilles, nimmt von seiner Gemahlin Andromache Abschied und wird, ermattet vom langen Kampf und von der Minerva selbst hintergangen, von seinem Gegner

erschlagen, an den Streitwagen gebunden, um die Stadt geschleift und endlich dem bittend nahenden Priamus noch gegen ein Lösegeld zur Bestattung überlassen.

**Hëlämis** (der), auch nur der Springhase oder kapische Springer genannt, ist ein auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung lebendes, wegen seines eigenthümlichen Baues höchst merkwürdiges Säugthier. Er ist etwas kleiner als ein Hase und während sein Vordertheil außerordentlich fein gebaut ist und die kurzen Vorderbeine mit einer Art von Händen versehen sind, sind die hintern Gliedmaßen, Beine und Schwanz ungemein lang und stark. Der langohrige Kopf gleicht dem des Hasen. Der gelbbraune Pelz ist am Kopfe, am Rücken und Hintertheile und an den Seiten grau schattirt; Kehle, Brust und Bauch sind weiß. Seiner langen und starken Hintergliedmaßen bedient

sich der Helamis zum Springen, welches die gewöhnliche Art ist, in der er sich fortbewegt. Er macht Sätze von 8—10 F. Weite. Der kleinen Vorderfüße bedient er sich in der Regel nur beim Fressen. Seinen unterirdischen Bau verläßt das scheue Thier nur des Nachts, um seine aus Körnern und dergl. bestehende Nahrung zu suchen.

**Heldenbuch** heißt eine Sammlung altdeutscher Gedichte von verschiedenen Verfassern und aus verschiedener Zeit, doch in ihrer jetzigen Gestalt sämmtlich der Ritterpoesie angehörig, in denen die alten Sagen des deutschen Volks aus der Zeit Attila's und der Völkerwanderung niedergelegt sind. Diese Gedichte waren allmälig in ihrer Sprache veraltet und noch ehe Kaspar von Roan 1472 eine poetische Umarbeitung derselben vornahm, wurden sie als prosaische Bearbeitungen in das Volk gebracht. Hagen hat 1811 den Anfang einer modernisirten Bearbeitung des Heldenbuchs bekannt gemacht und mit Primisser 1820—24 das Werk in der Ursprache

herausgegeben. Sinnige und gemüthvolle Darstellungen wechseln mit abenteuerlichen, zuweilen grauenhaften, und Gegenstand derselben sind die Thaten und Abenteuer des Kaisers Otnit und des Zwerges Elberich, Königs Giebich's von Worms, Dietrich's von Bern, Königs Laurin, der Hörnensiegfried, der Rosengarten zu Worms u. s. w.

**Heldengedicht** (das) ist eine Art der epischen Poesie (s. Episch), welche ausführlich die Persönlichkeit und die Thaten eines Helden darstellt, also eines Menschen, der durch Macht, Gewaltigkeit, überhaupt durch Größe im Handeln oder auch im Dulden sich auszeichnet. Mit Epos und Epopee ist das Wort Heldengedicht häufig als gleichbedeutend genommen worden, doch ist dem Worte gemäß dem Heldengedichte eigenthümlich, daß es namentlich zur Verherrlichung eines Helden gedichtet ist. Von der Romanze und Ballade (andere epische Dichtungsarten) unterscheidet es sich durch den Umstand, daß in ihm nicht die einzelne That, die einzelne Begebenheit, sondern die durch eine Reihe von Begebenheiten sich hindurch zu einem bestimmten Ziele tragende Persönlichkeit, das Schicksal des Helden geschildert wird. Aus den angegebenen Eigenthümlichkeiten ergeben sich die äußern unterscheidenden, aber mehr zufälligen als nothwendigen Eigenthümlichkeiten des Heldengedichts. Es wird lang sein, weil es Reihen von Begebenheiten darstellt, es wird seinen Helden erheben, ja ihm übernatürliche Eigenschaften beilegen, die födernden und hemmenden Schicksalsmächte in götterhaften Persönlichkeiten auftreten lassen, die erhabenen Thaten in erhabenen Worten schildern, wo möglich einen Helden wählen, dessen Persönlichkeit und dessen Thaten als bedeutend bereits im Bewußtsein der Menschen stehen — alles Dieses um der Aufmerksamkeit der Leser versichert zu sein. Das Heldengedicht braucht jedoch nicht immer ernst zu sein, es kann auch komisch sein, und der komische Effect wird in ihm besonders dadurch hervorgebracht, daß mit Gewandtheit alle die großartigen Mittel in Sprache und Darstellung, deren sich das ernste Heldengedicht zu bedienen pflegt, in Bewegung gesetzt werden, um die kleinen Schicksale eines kleinen Menschen mit lächerlichen Eigenthümlichkeiten darzustellen.

**Hĕlēna** (griech. die Fackel), hieß die Frau, deren wunderbare Schönheit die Veranlassung zum trojan. Kriege wurde. Eine Sage erzählt, daß ihre Mutter, die Gemahlin des spartan. Königs Tyndareus, mit welcher Jupiter in Gestalt eines Schwans Umgang gehabt hatte, zwei Eier gebar, aus denen Kastor und Pollux (s. d.), H. und Klytämnestra hervorgingen. Pollux und H. waren himmlischer, Kastor und Klytämnestra irdischer Abkunft. Schon in ihrem zehnten Jahre war H. von so bezaubernder Schönheit, daß Theseus und Pirithous sie entführten. Ihre Brüder befreiten sie und bald versammelten sich nun alle jungen griech. Fürsten um sie als Freier. Tyndareus ließ die Freier schwören, daß sie Demjenigen gegen jede Feindseligkeit beistehen wollten, den H. erwählen würde, und diese ertheilte dem Menelaus den Vorzug vor Allen. Paris (s. d.), dem die Venus das schönste Weib auf Erden versprochen hatte, entführte die H. unter Beihülfe der Göttin und ging mit ihr nach Troja, worauf Menelaus die Hülfe aller Griechen in Anspruch nahm und mit ihnen vor Troja zog. Nach des Paris Tode vermählte sich H. mit dessen tapferern Bruder Deiphobus. Troja fiel und H. wurde von Menelaus, der sich durch ihre Schönheit und ihre Liebkosungen versöhnen ließ, nach Griechenland zurückgeführt. Die Sagen über ihre sonstigen Schicksale und ihren Tod sind sehr verschieden. Es knüpfte sich nämlich an ihren Namen die Vorstellung der unheilbringenden Schönheit und namentlich des herrlichen, aber verderblichen himmlischen Feuers, und zwar der meteorischen Erscheinung, welche wir jetzt Feuerkugel oder fliegender Drache nennen.

**Helena** (die Heilige) war die Gemahlin des Kaisers Konstantius Chlorus und Mutter des Kaisers Konstantin's des Großen (s. d.). Sie war wahrscheinlich in dem Flecken Drepanum in Bithynien, welchen Konstantin der Große später zur Stadt erhob und ihr zu Ehren Helenopolis nannte, geboren und hatte von den dortigen zahlreichen Christen die erste Kenntniß des Christenthums erhalten. Ihr Gemahl verstieß sie; nachdem aber Konstantin Kaiser geworden, ertheilte er ihr im Reiche ein hohes Ansehen und viele beträchtliche Einkünfte, deren sie sich zur Mildthätigkeit gegen Arme und Unglückliche, besonders aber zur Stiftung und Beschenkung von Kirchen bediente. Auf einer der Angabe nach in Folge göttlicher Eingebung von ihr unternommenen Reise nach Palästina empfing sie 326 im Jordan die Taufe. Es gelang ihr die Auffindung des Kreuzes und des Grabes Christi unter einem Venustempel, den sie niederreißen und an dessen Stelle sie eine Kirche aufbauen ließ. Hier fand sie auch das Bret auf, welches mit der Inschrift: „Der Juden König" auf des Pilatus Befehl an das Kreuz Christi war angeheftet worden, desgleichen die Nägel, mit denen Christus ans Kreuz geschlagen worden. Diese heiligen Gegenstände sendete sie dem Kaiser, ihrem Sohne, zu, nur das Kreuz Christi ließ sie in Gold eingefaßt in der neugebauten Kirche aufbewahren. Zwei andere von ihr erbaute Kirchen in Palästina waren die eine in Bethlehem über der Höhle, wo Christus geboren, die andere auf dem Berge, wo er gen Himmel gefahren. Unter allerlei frommen Verrichtungen und Handlungen beschloß sie im 80. Jahre (360 n. Chr.) ihr Leben in dem heiligen Lande. Ihr Leichnam wurde nach Konstantinopel gebracht und in dem kais. Begräbnisse beigesetzt.

**Helgōland** ist eine kleine Insel in der Nordsee, etwa sechs M. von der Elbmündung entfernt. Diese, sowie die Mündungen der Weser und der Eider, werden von ihr gewissermaßen beherrscht; sie ist 2200 Schritte lang, 650 breit und zerfällt in das Ober- und Unterland. Beide sind fast ganz baumlos, nur einige Dutzend Äpfelbäume, die aber ein kränkelndes Ansehen haben, sieht man an geschützten Stellen. Außer einigen Haidschnucken und Ziegen ist kein Nutzvieh auf der Insel vorhanden; auch Ackerbau fehlt; man pflanzt nur etwas Rüben, Kohl und Kartoffeln. Die Insel gehörte früher zu Ostfriesland, darauf zu Holstein, dann zu Dänemark und kam 1807 unter engl. Oberherrschaft, welche 1814 im Frieden zu Kiel anerkannt wurde. Die 2200 Bewohner H.'s sind fries. Stammes und reden die fries. und die sassisch-niederdeutsche Mundart, zeichnen sich durch Biederkeit und Muth aus und regieren sich selbst nach alten schleswig-holsteinschen Gesetzen. England fodert von ihnen keine Abgaben. Ein auf der Insel wohnender engl. Gouverneur bildete bisher das Oberhaupt; gegenwärtig wird derselbe aber, nachdem das engl. Militair 1821 zurückgezogen worden, von einer Magistratsperson vertreten. Die Helgolander

Digitized by Google

gelten für die keckſten Schiffer und Lootſen in der Nordſee. Ihren Lebensunterhalt erwerben ſie durch Fiſcherei, Schiffahrt und durch das einträgliche Lootſenweſen. Eine Hauptnahrungsquelle iſt ſeit einigen Jahren das Seebad geworden, welches ſich auf der etwa eine Viertelſtunde vom Eilande entfernt liegenden, im Winter unbewohnten Düne befindet und gegenwärtig ſehr ſtark beſucht wird. Das Oberland, auf deſſen nördlichſtem Punkte ſich ein Leuchtthurm erhebt, beſteht aus rothem, verhärtetem Thone, das Unterland iſt vom Meere angeſchwemmt und erhebt ſich nur wenig über den Spiegel deſſelben. Es iſt mit jenem, auf welchem die meiſten Häuſer ſtehen, durch eine aus etwa 150 Stufen beſtehende Treppe verbunden und war zur Zeit der Continentalſperre ein wichtiger Punkt, an welchem ſtets für mehre Millionen engl. Waaren aufgeſpeichert lagen, die von hier aus nach Deutſchland eingeſchmuggelt wurden. Mehre Sandinſeln, Dünen, Klippen und Riffe gehören noch zu H.

**Hellebarte**, ein altes Gewehr, welches beſonders von den Schweizern geführt wurde und aus einer etwa acht F. langen, mit Nägeln beſchlagenen und dadurch vor dem Zerhauen geſicherten Stange beſtand, auf welcher ein ſcharfes Beil ſaß, das nach hinten in eine Spitze oder einen Haken und oberwärts in einen einen Fuß langen zweiſchneidigen Spieß ausging. Der Haken diente, die Reiter von den Pferden zu reißen.

**Heller**, eigentlich Häller, auch Händelpfennig genannt, eine kleine Scheidemünze, welche ihren Namen von Hall (ſ. d.) in Schwaben hat, wo ſie um 1224 zuerſt geprägt wurde. Sie war urſprünglich eine Silbermünze von einem Pfennig Werth, ſank aber ſpäter auf $\frac{1}{2}$ Pfennig Werth herab und wurde Kupfermünze. Man pflegte die Heller zu wiegen, weil ſie ſelten vollwichtig waren, und ſo hatte man als Normalgewicht das Hellergewicht, ſo viel als $\frac{1}{512}$ von einer Mark.

**Hellespont** iſt der altgriech. Name der jetzigen Straße der Dardanellen, welcher von der in dieſer Meerenge ertrunkenen Helle abgeleitet wird. (S. Argonauten.) Der Hellespont hat eine ſo geringe Breite, daß Xerxes, als er auszog, Griechenland (ſ. d.) zu erobern, an zwei Stellen Brücken über ihn ſchlagen ließ, um ſein Heer überzuſetzen. Als das ungeſtüme Meer die Brücke nicht leiden wollte, ließ es der übermüthige Perſerkönig mit Ruthen ſchlagen, damit es gehorche. Auch ſchwamm Leander zu ſeiner geliebten Hero über den Hellespont. Dieſe war eine Prieſterin der Venus, und um mit dem geliebten, jenſeit des Meeres wohnenden Jüngling allnächtlich zuſammenzukommen, hing ſie am Thurm im Meere, wo ſie ſich trafen, eine Leuchte aus, welche dem kühnen Schwimmer durch die Fluten leuchtete. Einſt löſchte der Sturm die Leuchte, Hero wartete vergebens auf den Geliebten, der Morgen zeigte ihr den von den Wellen angeſpülten Leichnam und Hero ſtürzte ſich ſelbſt in das treuloſe Meer. Mehre Dichter haben die Liebe und das Ende Hero's und Leander's beſungen, unter ihnen auch Schiller.

**Helm** iſt ein altes, gegenwärtig nur noch bei einigen Truppengattungen gebräuchliches Waffenſtück zur Beſchützung des Kopfs gegen Stoß und Schlag. Schon im höchſten Alterthum kommen Helme vor. Die der Griechen und Römer waren von Leder oder Erz, bedeckten das Haupt und ſchirmten das Geſicht nur durch eine kleine, über die Stirn vorragende Decke und bei den Römern die Backen durch Seitenblätter. Ein Buſch von Federn oder Roßhaaren diente zum Schmuck des Helms. Ähnlich den alten Helmen waren die Sturmhauben, welche die Fußkrieger im Mittelalter trugen, während die Helme der Ritter eine neue Geſtalt erhielten. Dieſelben beſtanden ganz aus Metall, gewöhnlich aus Stahl und wurden mit einem Hals-, Rücken- und Bruſtſtück und zum Schutze des Geſichts mit einem Viſir verſehen. Dieſes beſtand aus Klappen, die aufgeſchlagen und herabgedrückt werden konnten. Bei geſchloſſenem Viſir konnte der Ritter nur durch die in daſſelbe eingeſchlagenen kleinen Öffnungen ſehen. Unter dem Viſir war noch ein Gitter oder ein einfacher Bügel zum Schutz des Geſichts bei offnem Viſir angebracht. Indeß hatte man auch ganz geſchloſſene Helme, auch Stechhelme genannt, ſowie Helme ohne Viſir, nur mit Bügel, offene oder Turnierhelme. Bei den Turnieren trug man zur ſymboliſchen Verzierung allerlei Figuren auf den Helmen, die ſogenannten Helmkleinodien. Die Ritter pflegten dieſe ſchweren Helme gewöhnlich nur im Kampfe aufzuſetzen und ſie ſonſt von ihren Knappen tragen zu laſſen. Der Helm mit ſeinen Helmkleinodien, ſowie den Helmdecken wurden, namentlich in Deutſchland, auch in die Wappen aufgenommen. Helmdecken ſind die nur auf den Wappen zur Ausſchmückung angebrachten Zierathen (Laubwerk oder Tücher, ſogenannte Helmmäntel u. dgl.). Bürgerliche ſollen ſich nach den Regeln der Heraldik nur des Stechhelms bedienen, indem der Turnierhelm ein Vorrecht des Adels iſt. Die ganz offenen (ohne Gitter) heißen königliche Helme. — Gegenwärtig ſind Helme, welche ſich mehr der antiken Form annähern und kein Viſir, Hals-, Rücken- und Bruſtſtück haben, nur noch bei der Reiterei, namentlich bei Küraſſieren und Dragonern, in Gebrauch. Sie beſtehen gewöhnlich aus lackirtem Sohlenleder und ſind meiſt mit Helmbüſchen von Haaren geziert. — Über den Helm als Theil eines Deſtillirapparats ſ. Deſtilliren und Branntwein.

**Henneberg** iſt eine alte, ſeit 1310 gefürſtete Grafſchaft, welche im ehemaligen fränk. Kreiſe zwiſchen Würzburg, Fulda, Thüringen und Heſſen lag und den Grafen von Henneberg gehörte, welche 1583 ausſtarben. Die ſächſ. Fürſten beſaßen nun H. gemeinſchaftlich, bis es 1660 getheilt wurde, wobei ein Theil an Heſſen-Kaſſel abgetreten ward. Der Antheil, welchen das Kurhaus Sachſen erhalten, wurde 1815 Preußen überlaſſen. Die alte Burg der Grafen von Henneberg wurde im Bauernkriege 1525 zerſtört und ihre Trümmer ſind noch bei dem Dorfe Maßfeld zu ſehen.

**Hennegau** oder Hainaut iſt gegenwärtig eine Provinz des Königreichs Belgien, zwiſchen Flandern, Südbrabant, Namur und Frankreich, hat auf 67 □M. etwa 600,000 Einw. und iſt im Südweſten Hügelland der Ardennen; der übrige Theil iſt flach und wird von der Henne, von der das Land den Namen hat, von der Sambre und Schelde bewäſſert. Es iſt im Allgemeinen ſehr fruchtbar, reich an Hopfen, Getreide, Vieh; hat Fabriken in Wolle, Leinwand, Baumwolle, Wald- und Hüttengewerbe und gibt eine reiche Ausbeute an Steinkohlen. Das jetzige H. war zu den Zeiten



Digitized by Google

der Römer von Nerviern bewohnt, hatte im frühern Mittelalter eigne Grafen, fiel nachher an Flandern, an Burgund, 1477 an Östreich, 1556 an Spanien und theilweise der Süden an Frankreich, dann abermals an Östreich, 1797 ganz an Frankreich, 1814 an das Königreich der Niederlande und gehört bis auf den südl. Theil, der fortwährend französisch geblieben ist, seit 1830 zu Belgien (s. d.).

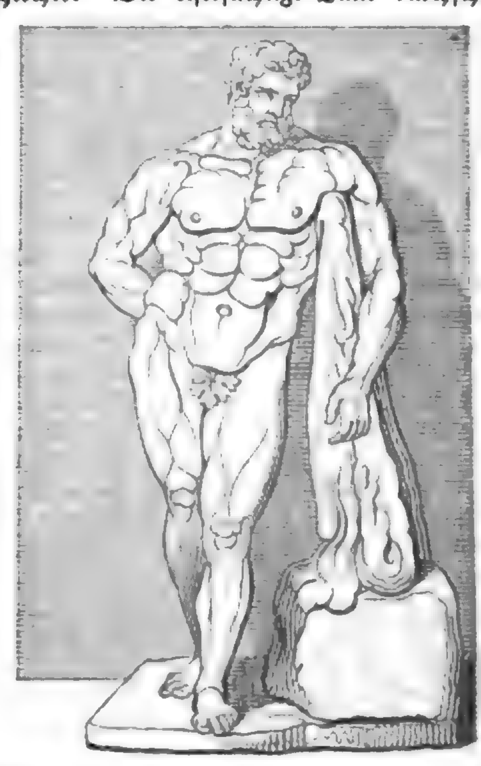
**Heräklit**, ein durch seinen Tiefsinn berühmter und wegen der Schwerverständlichkeit seiner Schriften „der Dunkle" genannter Philosoph, wurde zu Ephesus geboren und lebte um 500 v. Chr. Er zog sich von Staatsgeschäften zurück, machte weite Reisen und schrieb ein Buch: „Die Musen oder über die Natur", welches er im Tempel der Diana zu Ephesus niederlegte. Sein Ernst und Tiefsinn, die Bitterkeit, mit welcher er seine Zeitgenossen tadelte, hat zu der Sage Veranlassung gegeben, H. habe die Unvollkommenheit der Welt beweint, welche Demokrit (s. d.) verlacht habe. Von seiner Lehre sind namentlich zwei Sätze berühmt geworden, nämlich daß „Alles im Fluß sei", d. h. daß Alles fortwährend sich verändere, und daß „der Krieg der Vater von Allem", d. h. daß Alles, wie das Werden selbst (welches in dem Übergange von Sein in Nichtsein besteht), aus dem Zusammentreffen des Entgegengesetzten hervorgehe. Im Feuer erblickte H. Dasjenige, das in der fortwährenden Veränderlichkeit der Dinge das Zugrundeliegende sei.

**Heraldik** oder Wappenkunde heißt die Wissenschaft von den Regeln, nach denen Wappen (s. d.) eingerichtet sein müssen, woran sich Betrachtungen über Geschichte, Bedeutung und Rechte der Wappen schließen. Die Wappen und die Heraldik haben ihren Ursprung von den im Mittelalter üblichen Turnieren, bei denen die Ritter durch die von ihnen auf den Schilden getragenen symbolischen Zeichen, aus denen dann die Wappen entstanden, sich auszeichneten. Der Ritter erschien beim Turnier mit geschlossenem Helm und der Herold mußte sein Wappen deuten, und wenn er den Ritter als turnierfähig erkannte, blasen, welches man das Ausblasen der Wappen nannte. Nach den Herolden, welche ihre Wissenschaft geheim hielten, erhielt die Wappenkunde den Namen Heraldik und von dem Ausblasen wurde sie im Französischen blason genannt, welches Wort dann auch in die engl., ital. und span. Sprache übergegangen ist. Die Franzosen haben die Heraldik zuerst wissenschaftlich bearbeitet, aber dieselbe ist deutschen Ursprungs. Sie hat große Wichtigkeit als Hülfswissenschaft der Geschichte und Genealogie. Nicht selten führen heraldische Bemerkungen zu unerwarteten geschichtlichen Aufschlüssen.

**Herculänum**, Pompeji und Stabiä sind die Namen dreier Städte in Italien ohnweit vom Vesuv, welche 79 n. Chr. bei Gelegenheit eines Ausbruchs dieses Vulkans so mit Asche gleichsam eingepulvert wurden, daß jede Spur, wo sie gestanden, verschwand. Die Asche, welche diese Städte begraben, wurde allmälig fest, und im Laufe der Jahrhunderte siedelten sich auf ihr wiederum Menschen an. Mit den genannten Städten hatten auch Oplontia und Teglanum ein gleiches Schicksal gehabt. In neuerer Zeit sind nun die einst begrabenen Städte wieder aufgesucht und zum Theil wieder ausgegraben worden, und man kann dieses eine der interessantesten Entdeckungen nennen, die jemals gemacht worden. Was unmöglich scheint, hat sich ereignet. Wir sehen in diesen Städten die Vergangenheit des gewaltigsten Volks der Geschichte nach allen Einzelheiten des bürgerlichen Lebens auferstehen, so daß wir uns von derselben ein

Bild entwerfen können, wie es uns auch der genaueste und geistreichste Berichterstatter zu geben nicht vermocht hätte. Die Asche hat die Gegenstände nicht zerstört, sondern nur eingehüllt, und indem sie die äußere Luft von ihnen abhielt, hat sie die Erhaltung derselben durch länger als ein und ein halbes Jahrtausend möglich gemacht. Schon 1689 hatte man in dem Dorfe Portici, welches sich über dem alten Herculanum erhoben hat, Nachgrabungen angestellt. Sie waren vergessen worden und Nachgrabungen, welche nach 1711 der Prinz Elbeuf anstellen ließ, wurden policeilich untersagt. In dem angegebenen Jahre waren bei Grabung eines Brunnens drei bekleidete weibliche Statuen aufgefunden worden, welche sich gegenwärtig im Museum zu Dresden befinden. Nachdem der span. König Karl Neapel in Besitz genommen hatte, wurden 1738 die Nachgrabungen wieder aufgenommen. Man stieß zunächst auf das Theater. Seit 1750 stellte man auch in Pompeji und Stabiä Nachgrabungen an. Seitdem sind dieselben mit einzelnen Unterbrechungen bis auf die Gegenwart fortgesetzt worden. Ein Theil des Ausgegrabenen, namentlich in Herculanum, ist, nachdem man Alles, was man Aufbewahrenswerthes gefunden, hinweggenommen hatte, wieder zugeschüttet worden. Von Pompeji ist ungefähr der fünfte Theil ausgegraben worden und in diesem hat man viele ausgezeichnete öffentliche Gebäude gefunden. Die vorstehende Abbildung zeigt den Gesammtumfang der Stadt und den bis jetzt ausgegrabenen Theil derselben. Man hat von öffentlichen Gebäuden namentlich ein Amphitheater, zwei Theater, acht Tempel, zwei mit Porticus (Säulengängen) umgebene Plätze, ein Forum, eine Basilica, Thermen (warme Bäder) u. s. w. entdeckt. Die Privathäuser sind beiweitem weniger schön, sie sind klein und stehen in engen Gassen. Besonders merkwürdig sind die einzelnen Geräthschaften und Kunstschätze, die man gefunden und die man sorgfältig gesammelt hat. So hat man namentlich ausgezeichnete Mauergemälde entdeckt und dieselben sammt der Mauer abgelöst und im Museum zu Neapel aufgestellt. Sie haben sich außerordentlich frisch erhalten. Sehr viel versprechend waren die Handschriften, welche man (über 1756) aufgefunden. Sie bestehen aus Rollen und sind im Laufe der Jahrhunderte morsch geworden, verkohlt. Man hat sich alle mögliche Mühe gegeben, sie aufzurollen und lesbar zu machen, ohne bis jetzt zu einem befriedigenden Resultate gekommen zu sein. Bei dem Nachgraben findet man natürlich auch menschliche Gerippe und mitunter in merkwürdigen Stellungen. So fand man ein Gerippe, welches noch in der einen Hand einen Schlüssel, in der andern einen Beutel mit Münzen und Kameen hielt; ferner einen röm. Soldaten, der noch ganz bewaffnet auf seinem Wachposten stand u. dgl. mehr. Vielfache Beschreibungen und Abbildungen der aufgefundenen Alterthümer sind erschienen, z. B. von Zahn: „Die Ornamente und merkwürdigsten Gemälde aus Herculanum, Pompeji und Stabiä" (Berl. 1828 fg.).

**Hercules** (griech. Herakles), der berühmteste Heros des griech. Alterthums, war ein Sohn des Jupiter und der Alkmene, einer Sterblichen, welche an den Amphitryon, König von Theben, Enkel des Perseus und Sohn des Alcäus, verheirathet war. Nach dem Letztgenannten wurde dem H. der Beiname der Alcide gegeben. Jupiter hatte sich der Alkmene in der angenommenen Gestalt des Amphitryon genaht und nachmals gebar dieselbe Zwillinge, den H., welcher ein Sohn des Jupiter, und den Iphiclus, welcher ein Sohn des Amphitryon war. Kurz vor der Geburt des H. erklärte Jupiter in der Versammlung der Götter: der Nächstgeborne aus dem Stamme des Perseus solle Herr sein über alle übrigen seines Geschlechts. Die eifersüchtige Juno durchschaute indeß



die Absichten des Jupiter und wußte zu bewirken, daß noch vor H. Eurystheus, gleichfalls ein Enkel des Perseus, durch Frühgeburt zur Welt kam. So wurde H. durch den Eid des Jupiter dem Eurystheus unterthänig. Schon in der Wiege bezeugte H. seine göttliche Abstammung. Juno nämlich schickte zwei Schlangen, ihn zu verderben, er aber faßte sie bei den Köpfen und erwürgte sie. Eine Sage erzählt auch, Minerva habe durch List die Juno bewogen, den ihr unbekannten Knaben an die Brust zu legen; mit der Milch der Göttin habe er Unsterblichkeit getrunken, aber so heftig habe er angesogen, daß, als ihn die Juno schnell wieder weggelegt, aus der dabei vergossenen Milch nach Einigen die Milchstraße, nach Andern die Lilien auf der Erde entstanden wären. H. hatte ausgezeichnete Lehrer, den Linus aber, welcher ihn in den Wissenschaften und Künsten unterrichtete, erschlug er, als er ihm beim Lyraspiel einen allzu harten Verweis ertheilte. Er hütete nachmals bis zum 18. Jahre die Heerden des Amphitryon, und hier war es, wo ihm zwei überirdische Gestalten erschienen, von denen ihn eine jede ihr zu folgen auffoderte. Die eine war von verführerischen Reizen, üppig gekleidet und versprach dem H. ein müheloses, an Genüssen reiches Leben; ihre Freunde, sagte sie, nennten sie Glückseligkeit, ihre Feinde Laster. Die zweite Gestalt war die Tugend; edel und sittsam war ihr Äußeres und ihr Versprechen: H. werde, ihr nachfolgend, in allem Edlen und Großen ein tüchtiger Meister werden und durch Anstrengung das wahrhaft Beste erlangen, welches die Götter nur nach Mühe und Arbeit als Preis gäben. H. folgte

Digitized by Google

der Tugend und wurde ein leuchtendes Vorbild mannhaften Heldenthums für alle Zeiten. Noch jetzt ist der „Hercules am Scheidewege" sprüchwörtlich. Zuerst zeichnete sich H. aus durch die Erlegung eines Löwen am Berge Kithäron und dadurch, daß er seine Vaterstadt Theben nicht nur von einem Tribut befreite, welchen es an Orchomenus hatte zahlen müssen, sondern auch diese Stadt zwang, künftig den Thebanern Tribut zu geben. Kreon, der König von Theben, gab dem H. für diese That seine Tochter Megara zur Gemahlin, welche ihm mehre Kinder gebar. Jetzt aber war die Zeit gekommen, wo Eurystheus, König von Mycene, den H. in seinen Dienst berief. Vergebens wendete sich dieser an das Orakel zu Delphi; dasselbe entschied: er habe zwölf Abenteuer zu bestehen, die ihm Eurystheus auferlegen würde. So tief ergriff den Helden der Gedanke der Erniedrigung unter den schwächern Mann, daß er in Raserei gerieth und in dieser seine eignen Kinder umbrachte. Aber er kam wieder zu sich, bereuete seine schwere That, sühnte die Blutschuld und ging hin, den Willen der Götter zu erfüllen. Juno soll dem Eurystheus die zwölf ungeheuren Arbeiten eingegeben haben, welche dieser dem H. auferlegte und welche H. als Sieger bestand. Er mußte 1) mit dem nemëischen Löwen kämpfen, welchen keine Waffe zu verwunden vermochte. Er griff ihn erst mit seiner Keule an, die er aus einem Olivenstamm vom Berge Helikon sich gefertigt hatte, und erwürgte ihn dann mit den Händen. Das Fell dieses Löwen diente dem H. von nun an zur Bedeckung. Noch anstrengender war 2) der Kampf mit der lernäischen Schlange, denn diesem Ungeheuer mit 50 Köpfen wuchsen stets, wenn ein Haupt heruntergeschlagen war, zwei neue. Da ließ H. durch seinen Gefährten Jolaus einen Wald in Brand stecken und indem er die gehauenen Wunden ausbrannte, verhinderte er das Nachwachsen der Köpfe. Der mittelste Kopf war unsterblich und diesen vergrub H. in die Erde und bedeckte ihn mit einem Felsen. In das giftige Blut der Schlange tauchte H. die Spitzen seiner Pfeile. Während des Kampfs hatte Juno der Schlange einen gewaltigen Krebs zu Hülfe geschickt; auch diesen tödtete H. 3) Eine Hindin der Diana mit goldenen Hörnern und ehernen Füßen jagte er müde und fing sie lebendig. 4) Er fing den erymanthischen Eber, welcher Arkadien verwüstete, und brachte ihn lebendig zum Eurystheus, der sich aus Furcht in ein ehernes Faß verkroch. 5) Des Augias Ställe, in welchen 3000 Stiere seit langer Zeit standen, reinigte er in Einem Tage von Mist, indem er den Fluß Peneus durch ihn leitete. 6) Die am See Stymphalus in Arkadien hausenden stymphalischen Vögel, welche von Menschenfleisch lebten, verjagte H. mit einer von der Minerva ihm geschenkten ehernen Klapper. 7) Auch den Stier auf Kreta welchen Neptun aus dem Meere hatte aufsteigen lassen, der Feuer schnaubte und gräßliche Verheerungen anrichtete, brachte H. lebendig zum Eurystheus. 8) Die Menschenfleisch fressenden, Feuer sprühenden Rosse des thracischen Königs Diomedes eroberte H. und brachte sie nach Mycene. 9) Die Amazonenkönigin Hippolyta war wegen ihrer Tapferkeit hochberühmt; H. besiegte sie im Zweikampfe und brachte ihr Wehrgehenk, welches Eurystheus für seine Tochter Admete begehrt hatte. 10) Die Rinder des Geryon, eines Riesen mit drei Leibern, welcher eine Insel in der Nähe des jetzigen Spaniens beherrschte, holte H. und hatte dabei nicht nur mit Geryon, sondern auch mit dem Wächter der Rinder, dem Riesen Eurytion und dessen zweiköpfigem Hunde Orthros, sowie mit einem siebenköpfigen Drachen zu kämpfen. 11) Die goldenen Äpfel der **Hesperiden** (s. d.), welche ein immer wacher funfzigköpfiger Drache bewachte, holte H., nachdem er den Drachen erschlagen. Auch heißt es, **Atlas** (s. d.) habe dem H. die köstlichen Früchte geholt und indeß habe H. die Axen der Welt getragen. Die gewaltigste Arbeit des H. aber war die, daß er 12) den Cerberus aus der Unterwelt herauf und wieder in dieselbe hinabbrachte. Cerberus war der vielköpfige Hund, welcher die Pforten der Unterwelt bewachte, der auf dem Rücken statt der Haare Schlangen und statt des Schwanzes einen Drachen hatte. Pluto, der Herrscher der Unterwelt, erlaubte dem H., den Cerberus zu fangen, aber ohne Waffen. Durch solche übermenschliche Thaten entzog sich H. der Dienstbarkeit und versöhnte die ihm zürnende Juno. H. durchzog, seine Thaten vollbringend, den ganzen (den Griechen bekannten) Erdkreis. Er kam bis zu der Meerenge, durch welche das Mittelmeer einströmt, dem jetzigen Vorgebirge von **Gibraltar** (s. d.), und errichtete sich hier in den Felsen Calpe und Abyla, in Afrika und Europa, zwei Denksäulen, die **Säulen des Hercules**. Außer den berühmten zwölf Arbeiten des H. werden aber noch eine große Anzahl anderer, sogenannte Nebenwerke desselben, angeführt, welche zum Theil nicht minder abenteuerlich und schwierig als die angegebenen sind. So soll er den **Prometheus** (s. d.) befreit, die Alcestis, welche, um ihrem Gemahl Admet das Leben zu retten, für ihn gestorben, aus der Unterwelt heraufgeholt, den Dreifuß aus dem delphischen Heiligthume genommen und wegen desselben mit dem Apollo gerungen, an dem Argonautenzuge Theil genommen haben u. s. w. Den Dreifuß des Apollo raubte H., weil ihm das Orakel die Heilung von seiner zu Zeiten wiederkehrenden Raserei versagt hatte. Er erhielt endlich das Versprechen, geheilt zu werden, wenn er sich auf drei Jahre als Sklave verkaufen ließ. Mercur verkaufte ihn nun an Omphale, die Königin der Lydier, zu welcher H. eine so innige Liebe faßte, daß er willig Keule und Löwenhaut weglegte und am Spinnrocken Frauenarbeit verrichtete. Der große Held hatte indeß wenig Glück in der Liebe; diese wurde endlich die Ursache seines Todes. Durch Tapferkeit hatte er die schöne Dejanira, des Königs von Kalydon Oeneus Tochter, zur Gemahlin gewonnen. Als er mit ihr über den Fluß Evenus setzte, trug sie der Centaur Nessus und erlaubte sich Unziemlichkeiten, welche den H. so erbitterten, daß er den Nessus mit einem seiner vergifteten Pfeile niederschoß. Der Sterbende dachte noch an Rache und rieth der Dejanira, ein Gewand in sein Blut zu tauchen und dieses Gewand dem H. zu geben, wenn sie für seine Liebe zu fürchten hätte, das Herz des H. würde sich ihr dann wieder zuwenden. Die Unglückliche folgte seinem Rathe. Nachdem H. an Eurytus, König von Öchalia, welcher ihm einst seine Tochter Jole verweigert hatte, als er sie zur Ehe begehrte, Rache genommen, den König selbst und seine Söhne getödtet, die Jole aber gefangen weggeführt, und, um dem Jupiter feierlich zu opfern, an Dejanira nach einem Festkleide gesendet hatte, schickte ihm diese das Gewand mit dem Blute des Nessus. Kaum hatte es H. angelegt, so fraß das Gift, welches sich von dem Pfeile des H. dem Blute des Nessus mitgetheilt hatte, in sein Fleisch ein und er riß dieses mit dem Gewande ab. Deja-

Digitized by Google

nira erfuhr, was sie gethan, und erhing sich; H. aber begab sich auf den Oeta, errichtete einen Holzstoß, gab dem Philoktet, seinem Waffengefährten, Bogen und Pfeile und verbrannte sich. Sein Schatten ging in die Unterwelt, sein Unsterbliches aber trug unter Donnergetöse eine Wolke empor. Mercur und Iris brachten ihn in den Olymp, wo ihn die Götter empfingen und die versöhnte Juno ihm ihre Tochter Hebe, die Göttin ewiger Jugend, zur Gemahlin gab. Auf Erden hinterließ H. viele Nachkommen, die berühmten Herakliden, welche aus dem Peloponnes vertrieben wurden, aber, nachdem sie mehrmals zurückgeschlagen, endlich (im dritten Geschlecht) denselben eroberten und sich in denselben theilten. Von ihnen stammten die spartan. Könige. (Vgl. Griechenland.)

H. wurde im Alterthum vielfach verehrt, Tempel und Bildsäulen wurden ihm errichtet, Feste gefeiert und seine Thaten in festlichen Gesängen, sogenannten Herakleen, besungen. Nicht nur in Griechenland, sondern auch in Oberägypten, Phönizien u. s. w. wurde H. verehrt. Die Erklärer unterschieden daher später verschiedene Gottheiten dieses Namens, doch wurden alle Mythen auf den griech. und theban. H. bezogen. Bei den Ägyptern stand er im höchsten Ansehen, und da die ältesten Religionen sämmtlich aus Naturanschauung hervorgegangen, so ist nicht unwahrscheinlich, daß H. und seine zwölf großen Thaten ursprünglich nichts Anderes vorstellen, als die Sonne im Durchgang durch die zwölf Zeichen des Thierkreises. Auch andere Sagen schließen sich dieser symbolischen Deutung an. Nach dem kraftvollen Göttersohne (oder nach der Stadt Heraklea) wurde auch der wundersam kräftige Magnetstein im Alterthume der herakleische Stein genannt. Die Alten haben den H. in unzähligen Bildwerken in den verschiedensten auf seine Thaten und Schicksale bezüglichen Situationen dargestellt. Keule und Löwenhaut sind seine charakteristischen Attribute. Er ist ein Musterbild der Mannskraft; kräftiger Nacken und die gewölbte löwenartige Stirn zeichnen ihn aus.

**Herder** (Joh. Gottfried von), einer der vielseitigst gebildeten und geachtetsten deutschen Schriftsteller, wurde am 25. Aug. 1744 zu Mohrungen in Ostpreußen geboren, wo sein Vater Cantor und Mädchenschullehrer war. Unter den ungünstigsten Umständen entwickelte sich sein Geist, sodaß H. bald Gönner fand, durch deren Unterstützung es ihm möglich wurde, eine höhere Ausbildung sich zu verschaffen. Zunächst nahm sich ein Prediger in seiner Vaterstadt seiner an, indem er ihm erlaubte, an dem Unterrichte Theil zu nehmen, welchen er seinen Söhnen in den alten Sprachen ertheilte. H. machte schnelle Fortschritte, und als ihn ein russ. Wundarzt im Hause jenes Predigers kennen lernte, gefiel diesem des Jünglings aufgewecktes Wesen und anständige Haltung so wohl, daß er sich erbot, ihn in Königsberg und später in Petersburg Wundarzneikunst studiren zu lassen. H. begab sich nun 1762 nach Königsberg, konnte aber hier den chirurgischen und medicinischen Studien so wenig Geschmack abgewinnen, daß er sich entschloß, dieselben aufzugeben, um sich der Theologie zu widmen. Er hatte sich auch in Königsberg bald wohlwollende Freunde erworben, und diese verschafften ihm eine kleine Anstellung im Friedrichscollegium. Es wurde ihm nämlich die Aufsicht über einige Kostgänger übertragen, und einige Zeit nachher erhielt er eine Lehrerstelle. In dem Amte, welches seine Existenz sicherte, behielt H. noch Zeit genug, mit angestrengtestem Eifer den Wissenschaften sich widmen zu können. Er beschäftigte sich nicht nur mit Theologie, sondern auch mit Philosophie, Sprachen, Literatur, Naturwissenschaften und Geschichte. Er benutzte eifrig die akademischen Vorträge des großen Kant (s. d.) und schloß sich mit freundschaftlicher Zuneigung an Hamann (s. d.) an. Schon 1764 erhielt er eine Anstellung als Collaborator an der Domschule zu Riga und mußte neben der Verwaltung dieses Amts auch predigen. Seine Schul- und Kanzelvorträge fanden so großen Beifall, daß ihm 1767 die russ. Regierung eine bedeutendere Stellung in Petersburg anbot. Er aber schlug nicht allein diesen Ruf

aus, sondern legte auch in Riga seine Stelle nieder, um sich in die Welt zu begeben, die er kennen zu lernen und welcher nützlich zu werden er sich sehnte. In Frankreich ward er Begleiter des Prinzen von Holstein-Eutin und sollte diesem auf einer Reise durch Frankreich und Italien Gesellschaft leisten. Ein Augenübel, welches ihn schon in seiner Jugend heimgesucht hatte, nahm indeß einen bedenklichen Charakter an und zwang ihn, in Strasburg zurückzubleiben. Hier lernte er Göthe (s. d.), der in Strasburg seine juristischen Studien vollendete, kennen und beide große Geister traten einander bald näher. H.'s allseitig gebildete Kenntniß der Menschen und der Literatur blieb nicht ohne Einfluß auf die Ausbildung Göthe's. H. war bereits als kritischer Schriftsteller aufgetreten, und die Gewandtheit und Mächtigkeit seines Geistes hatte öffentliche Anerkennung gefunden. Eine Folge derselben war, daß er als Superintendent und Consistorialrath nach Bückeburg berufen wurde, welche Stelle er 1771 antrat. Er trat nun auch als theologischer Schriftsteller mit Erfolg auf und war im Begriff, eine Berufung als Professor der Theologie nach Göttingen anzunehmen, ließ sich aber durch Schwierigkeiten, welche ihm in den Weg gelegt wurden, bestimmen, die Stelle eines Hofpredigers, Generalsuperintendenten und Oberconsistorialraths in Weimar, wo sich damals die ausgezeichnetsten Schriftsteller der deutschen Nation zusammenfanden, vorzuziehen. Er kam 1776 hierher, wo er bis an seinen am 18. Dec. 1803 erfolg-

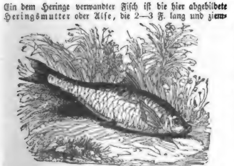
Digitized by Google

ten Tod, verehrt von dem ganzen deutschen Volke, von seinem Fürsten geschätzt, geliebt und mit Gunstbezeugungen überhäuft, blieb und mit Wieland, Göthe und Schiller zum Ruhme des kleinen Staats, der so viele geistige Größe beherbergte, beitrug. Segensreich war seine Wirksamkeit nicht nur durch seine Schriften für die ganze Mit- und Nachwelt, sondern auch im engern Kreise, in seiner amtlichen Stellung, indem ihm 1793 die Stelle eines Vicepräsidenten und 1801 die eines Präsidenten des Oberconsistoriums anvertraut wurde. In Anerkennung seiner Verdienste wurde H. von dem Kurfürsten von Baiern in den Adelstand erhoben. Der Großherzog von Sachsen-Weimar, der während des Lebens sein Beschützer und Gönner gewesen war, ließ ihm 1819 eine Gedächtnißtafel von Gußeisen mit der einfachen Inschrift: „Licht, Liebe, Leben" auf das Grab legen. Das herrlichste Denkmal H.'s sind aber seine vielseitigen Schriften, welche 1806—20 in 45 und 1827 in 60 Bänden erschienen sind und in drei Abtheilungen zerfallen: Schriften zur schönen Kunst und Literatur, Schriften zur Religion und Theologie und Schriften zur Philosophie und Geschichte. Als Dichter hat sich H. besonders durch seine Balladen vom Cid, seine Legenden und seine Volkslieder ausgezeichnet, am meisten aber wirkte er auf die Ausbildung seiner Zeit durch seine belehrenden Schriften, in denen er, die Richtung seines ganzen Strebens und seines eignen Wesens aussprechend, auf harmonische Ausbildung des im edelsten Sinne rein Menschlichen, auf Förderung wahrer Humanität, ausging. In dieser Beziehung sind als sein vollendetstes und erhabenstes Werk seine „Ideen zur Geschichte der Menschheit" anzuerkennen. „Erinnerungen an H.'s Leben" erschienen von seiner 1750 geborenen und 1815 gestorbenen Gattin, Marie Karoline, geb. Flachsland. — Herder (Siegmund Aug. Wolfg., Freiherr v.), sächs. Oberberghauptmann, ist der Sohn des ebenerwähnten großen Dichters und wurde 1776 zu Bückeburg geboren. Nach einer vortrefflichen Erziehung und ausgezeichneten Vorbildung in allen den Bergbau betreffenden Wissenschaften trat er 1802 in sächs. Dienste, in denen er bald einen hohen Rang einnahm. Er hat sich nicht allein um den sächs., sondern um den Bergbau überhaupt, sowie auch als Gelehrter und Staatsmann außerordentliche Verdienste erworben. Die sächs. Silberausbringung wurde durch seine weisen Maßregeln von 47,300 auf 60,000 Mark jährlich gehoben. Auch um den poln. Bergbau machte sich H. 1809 und in den folgenden Jahren verdient und seine geographisch-bergmännischen Reisen nach Schweden und Norwegen 1818 und 1836—37 auf den Wunsch des Fürsten Milosch nach Serbien sind sowol für die Wissenschaft als für jene Länder von großem Vortheil gewesen. Die Fürsten der Länder, um welche sich H. Verdienste erworben, haben ihm ihre Erkenntlichkeit durch Ertheilung von Orden und andern Ehrenbezeigungen an den Tag gelegt und der König von Sachsen hat ihn in den Freiherrnstand erhoben.

**Hering** oder **Häring** (der) ist der bekannteste Seefisch, welcher alljährlich große Züge macht, auf diesen eingefangen, eingesalzen oder geräuchert und weithin verschickt wird. Die Gestalt dieses Fisches ist allgemein bekannt. Er findet sich in den nördl. Meeren und kommt aus diesen in ungeheuren Zügen in die Nord- und Ostsee. In der letztern wird er eigentlich Strömling genannt und ist kleiner als der Nordseehering. Es ist gegenwärtig gewiß, daß das Auftreten der Heringe eine Folge des Umstandes ist, daß sich diese Fische in die Gegenden der Küsten begeben, um hier zu laichen. Ehemals glaubte man, ihre eigentliche Heimat seien die Polargegenden, aus denen sie sich nur fortbegäben, weil sie sich in zu großer Menge vermehrt hätten. Die meisten Heringe erscheinen um Johannis und nach dieser Zeit an den schot. Küsten und dann an den engl. und irländ. Wie ungeheuer die Vermehrung dieses Fisches sein müsse, kann man nicht nur aus der großen Anzahl, welche jährlich gefangen werden, sondern auch aus den vielen Erzählungen entnehmen, daß Küstengegenden bei heftigen Sturmfluten mit Heringen überschüttet worden sind. So wurde vor einigen Jahren bei einem Sturme eine mehre Meilen lange Strecke der schot. Küste mehre Fuß hoch mit diesen Fischen überschüttet. Die Heringsfischerei, einer der ansehnlichsten Erwerbszweige aller Küstenvölker der Nord- und Ostsee, war ehemals vorzüglich in den Händen der Holländer, und noch gegenwärtig gelten die holl. Heringe für die besten. Sie beginnen die Heringsfischerei erst mit dem Tage nach Johannis und setzen sie bis zum 25. Jan. fort, bedienen sich nur solcher Netze, welche hinreichend große Maschen haben, damit die kleinern Heringe entweichen können, sortiren die Heringe vor dem letzten Verpacken sorgfältig und packen sie nur in Tonnen von hartem Holze, weil weiches, harziges Holz ihnen einen schlechten Beigeschmack gibt, wie dieses bei den übrigens sehr schönen norweg. und den großen schot. Heringen der Fall ist. Nächst den holländ. sind besonders die embdener Heringe geschätzt, weniger die engl. Die schwed. Heringe sind klein und mager, aber wohlfeil. Da die neuen Heringe, d. h. diejenigen, welche zuerst gefangen werden, sehr beliebt sind, so werden die Schiffe, welche auf den Heringsfang gehen, Buysen genannt, von Jachten begleitet, welche die Heringe, gleich nachdem sie eingefangen und eingesalzen, nach den Häfen bringen. Man nennt diese Heringe daher auch Jachtheringe. Der eingesalzene Hering heißt Böckel- oder Pöckelhering, von Wilh. Bökel (s. d.) dem Erfinder des Einsalzens der Heringe. Man unterscheidet die Heringe vorzüglich in zwei Sorten, nämlich die kleinere Sorte der Hohlheringe, welche bereits gelaicht und daher keinen Rogen und keine Milch mehr haben, und die größere fettere Sorte der Vollheringe. Die besten zuerst gefangenen Heringe heißen Maiken oder Majeken. Die schlechten Ausschußsorten heißen Wrack, Wrackwrack und Stankheringe. Der gute Hering muß weißes Fleisch und einen breiten, fetten und fleischigen Rücken haben. Außerdem, daß der Hering mit Seesalz eingesalzen wird, pflegt man auch große Mengen derselben zu räuchern und sie dann Bücklinge zu nennen. Mit besonderer Sorgfalt räuchert man die sich durch Fettigkeit auszeichnenden Heringe, welche die Speckbücklinge geben. Besonders zu Gothenburg in Schweden und zu Bergen in Norwegen verfertigt man aus den Heringen einen durch Klarheit und beim Brennen durch wenig Rauch sich auszeichnenden Thran. In den Gegenden, wo er gefangen wird, genießt man den Hering auch frisch. Solche sogenannte grüne Heringe sind wohlschmeckend, halten sich aber nicht lange. Bekannt sind die marinirten Heringe, welche mit Essig und mancherlei Gewürz eingelegt sind. Ehemals waren die Heringe seltener als gegenwärtig und galten für eine kostbare Leckerei.

Digitized by Google

Ein dem Heringe verwandter Fisch ist die hier abgebildete Heringsmutter oder Alse, die 2—3 F. lang und ziem-



lich breit wird, aber außerordentlich dünn ist. Auf dem Rücken ist sie gelbgrünlich, an der Seite weiß. Der Oberkiefer des kleinen Kopfes steht etwas hinter dem Unterkiefer zurück und ist mit kleinen Zähnen versehen. Die Alse kommt in die Mündungen der Flüsse, um zu laichen, und hat ein wohlschmeckendes Fleisch.

**Herman**, von den Römern Arminius genannt, wird mit Recht noch jetzt als der Befreier Deutschlands vom Joche der Römer gefeiert. Er bekämpfte und besiegte die Römer und befreite dadurch sein Vaterland, wie dieses einer der berühmtesten röm. Geschichtsschreiber, Tacitus, bezeugt. Dies geschah zu einer Zeit, wo das röm. Reich noch in der größten Kraft und Blüte bestand, zur Zeit des Kaisers Augustus. Die Römer hatten sich bereits fast des ganzen westl. Theils von Deutschland bemächtigt und waren bemüht, ihre Gewalt immer weiter, nicht nur mit den Waffen, sondern auch durch das allerdings sicherer wirkende Mittel der Verbreitung röm. Bildung, röm. Gesetze und röm. Sitten auszudehnen und immer fester zu begründen. Wie viele andere Jünglinge aus vornehmen Geschlechtern der Deutschen, so wurde auch H., geb. 18 v. Chr., ein Sohn des Cheruskerfürsten Sigimar oder Sigmar, nach Rom gebracht und dort erzogen. Später nahm ihn Kaiser Augustus in sein Heer auf und ertheilte ihm zugleich die Würde eines röm. Ritters. Aber H. ließ sich durch den Glanz des Römerthums nicht verblenden, er dachte im Stillen an die Befreiung seines theuern, in schmählicher Knechtschaft erliegenden Vaterlandes. Er hatte den röm. Feldherrn Varus nach Deutschland begleitet, welcher die Einführung röm. Gesetze und Sitten zum Hauptgegenstande seiner Bestrebungen machte. H., wohl einsehend, daß sich die ungebildeten Deutschen mit den krieggeübten Römern in einer offenen Schlacht nicht messen könnten, nahm gegen Varus die Maske freundschaftlicher Ergebenheit an, während er im Stillen mit den deutschen Fürsten Pläne zur Vernichtung des feindlichen Heers entwarf, deren Folge die 9 n. Chr. im teutoburger Walde erfolgte Niederlage der Römer war. (S. Deutschland.) Nun zerstörte H. die röm. Festungen an der Elbe, an der Weser und am Rhein und war bemüht, die Deutschen, welche bisher nur nach Art roher Völker in regellosen und planlosen Schwärmen in der Schlacht gekämpft hatten, an eine der röm. entsprechende Kriegführung zu gewöhnen. Bald brach ein Krieg der Deutschen untereinander aus, der den Römern Gelegenheit verschaffte, wieder in Deutschland festen Fuß zu fassen. H. hatte nämlich die Thusnelda, die Tochter eines mächtigen deutschen Fürsten, Segestes, entführt und zur Gemahlin genommen. Es entbrannte ein Krieg; H. belagerte den Segestes und dieser rief die Römer zu Hülfe, welche unter dem trefflichen Feldherrn, welcher von seinen Siegen in Deutschland den Beinamen Germanicus (s. d.) erhielt, kamen. Germanicus siegte und nahm sogar die Thusnelda gefangen. Aber wiederholt stellte sich H. den Römern entgegen und hielt sich mit seinen Deutschen so tapfer, daß er, wenn auch von dem großen Germanicus besiegt, doch die Römer verhinderte, sich in Deutschland zu befestigen. Auch dem deutschen Fürsten Marbod, König der Sueven und Stifter des markomannischen Reichs, welcher nach der Herrschaft über alle deutschen Stämme strebte, trat H. 17 n. Chr. kräftig entgegen. Er besiegte ihn, obgleich sein eigner Oheim, Inguiomar, der ihm gegen die Römer Beistand geleistet, von ihm abfiel. Aber auch H. selbst kam in den Verdacht, nach königl. Ansehen zu streben und wurde 19 n. Chr. von seinen Verwandten vergiftet. Kurze Zeit vorher hatte der Fürst der Kelten dem röm. Senate das Anerbieten gemacht, den H. ermorden zu wollen, war aber zurückgewiesen worden.

**Hermandad**, ein span. Wort, welches Verbrüderung bedeutet, hieß ein unter Genehmigung des Königs 1486 in Castilien, 1488 auch in Aragonien eingerichteter Bund der Städte zu gemeinsamem Schutze gegen alle Bedrückungen und Gefährdungen des Adels. Schon vorher, namentlich 1295 in Castilien und Leon, waren ähnliche Verbrüderungen von den Städten eingegangen worden, doch während diese frühern Bündnisse mehr den Charakter persönlicher Rache hatten und eine Willkür der Städte gegen die Willkür der Ritter waren, hatte die spätere Hermandad gesetzliche Begründung. Die Gemeinden der Städte hielten Krieger in Sold und setzten Richter nieder, jene fingen Jeden, welcher den Landfrieden brach und diese sprachen nach den Gesetzen über den Übelthäter die Strafe aus. Da weder Rang noch Stand den Verbrecher vor den Verfolgungen der Hermandad schützte und diese, um jenen zu greifen, sogar in die Kirchen eindringen durfte, so war dem Adel die Hermandad sehr zuwider; aber der König beschützte sie, denn indem sie den Übermuth des Adels dämpfte, befestigte sie zugleich das königl. Ansehen, und da sie den Landfrieden sicherte, so gediehen unter ihrem Schutze Handel und Gewerbe. Überdies hatte der König in den Truppen, welche die Städte auf ihre Kosten erhielten, ein Heer, bereit, sobald die Sicherheit des Staats gefährdet war, in den Kampf zu gehen. Als die öffentliche Sicherheit allmälig mit der erstarkten Macht des Königs und der Gesetze sich befestigt hatte, ging die alte Hermandad ein; an ihre Stelle trat aber im 16. Jahrh. die heilige Hermandad, welche aus einer Abtheilung von Policeisoldaten bestand, die für die Sicherheit auf den Landstraßen zu sorgen hatte, aber den Verbrecher nur erst nach begangener That verfolgen und festnehmen, auch innerhalb der Städte ihre Macht nicht aus-

üben durfte. Sie stand unter dem Rathe von Castilien und war in die verschiedenen Städte dieses Königreichs vertheilt. Man hat sie mit Unrecht zuweilen mit der Inquisition verwechselt, mit der sie wenigstens in einem bestimmt ausgesprochenen Zusammenhange niemals gestanden hat.

**Hermaphrodit**, ein Name, der aus der Vereinigung der Namen des jugendlichen Gottes Hermes (Mercur) und der Schönheitsgöttin Aphrodite (Venus) entstanden ist und ein Phantasiegebilde bezeichnet, welches eine Vereinigung weiblicher und männlicher Schönheit darstellt. Berühmte griech. und röm. Künstler haben in den mannichfachsten Stellungen dieses Zwitterwesen dargestellt. Eine Sage erzählte dann, Hermaphroditos, der Sohn des Hermes und der Aphrodite, habe sich im Quell der Nymphe Salmakis in Karien gebadet. Die Nymphe habe seine Schönheit bewundert, ihm Liebe geboten, aber nicht Gegenliebe gefunden, und sei nun auf ihr Flehen von den Göttern mit dem schönen Jüngling in Einen Leib vereinigt worden.

**Hermelin** (der) oder das große Wiesel ist ein zum Geschlecht der Iltisse gehöriges Säugthier, welches wegen seines ausgezeichneten Pelzwerks geschätzt ist und in den nördl. und gemäßigten Gegenden Europas und Asiens lebt, wo es sich gewöhnlich im Freien aufhält, seine Wohnung aber in hohlen Bäumen und in Erdlöchern hat. Im Winter zieht es sich in Scheuern, Ställe und andere Wohngebäude. Es ist von hellrother Farbe, auf dem Bauche und an den Vorderfüßen weiß und an der Spitze des Schwanzes schwarz. In kalten Gegenden wird es während des Winters ganz weiß und nur die Schwanzspitze bleibt schwarz. Es ist dem Iltis ähnlich und wird mit dem 4—5 Zoll langen Schwanz 1½ F. lang bei einer Höhe von 2½ Zoll. Es hat einen sehr schlanken Körper, kurze Beine, einen langen Hals und dicken Kopf mit kurzen Ohren, eine quikende Stimme, ist äußerst behend und gewandt im Klettern und Schwimmen, sehr raubgierig und bissig und lebt von kleinern Thieren, Eiern und dergl. Der weiße Winterpelz ist sehr gesucht, man bedient sich seiner zu Verbrämungen, indem man die schwarzen Schwanzspitzen vorragen läßt. Besonders fürstliche Personen tragen Hermelinmäntel. Der schönste Hermelin kommt von Archangel und Petersburg nach Europa und der kasansche Hermelin gilt für den besten.

**Hermen** hießen bei den Alten viereckige, oben breiter werdende, nicht zu hohe Pfeiler, auf denen ein Kopf stand und welche dem Hermes (s. Mercur), dem Gotte des öffentlichen Verkehrs, gewidmet waren. Sie standen in Athen in großer Anzahl auf öffentlichen Plätzen, an den Straßen, vor den Häusern und waren zum Theil mit Inschriften versehen. Später bildete man in ähnlicher Weise nicht nur den Mercur, sondern auch andere Götter und selbst Menschen ab. Da Herma im Griechischen eine Stütze, einen Pfeiler bedeutet, so hat man das Wort Hermes von Herma abgeleitet, mit der Annahme, daß die spätern Hermen nur eine Verzierung der an den Straßen stehenden großen Steine (der Eck- und Prellsteine) gewesen seien, zugleich eine Andeutung, daß jene Steine dem Gotte des öffentlichen Verkehrs gewidmet seien.

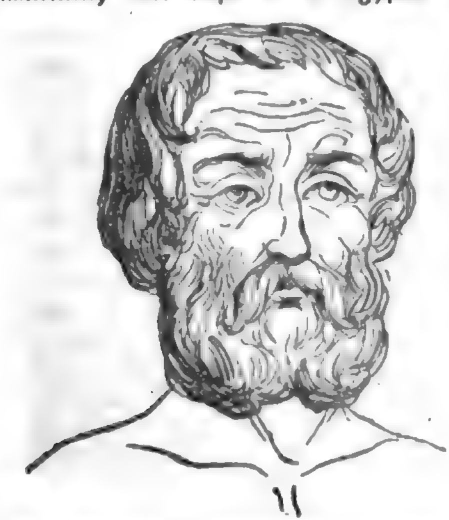
**Hermes** ist der griech. Name des Mercur (s. d.); Hermes Trismegistus, d. h. der dreimal größte Hermes nannten aber die Griechen den Thaut oder Theut, den zuerst von den Ägyptern und Phöniziern vergötterten Erfinder der Buchstabenschrift und aller nützlichen Kenntnisse und Wissenschaften. Alle geheime Wissenschaft wurde später auf ihn bezogen und so erhielt das Wort hermetisch überhaupt die Bedeutung von geheimnißvoll, geheim, uneindringlich. (S. Alchemie.) Hermetisch versiegelt oder verschlossen nennt man namentlich ein Gefäß dann, wenn es so verschlossen ist, daß keine Luft in dasselbe eindringen kann. Um eine Glasflasche hermetisch zu verschließen, schmilzt man die Mündung derselben zu. Auch das Wort Hermeneutik, welches die Auslegekunst, namentlich der heil. Schrift, bezeichnet, ist von Hermes abzuleiten.

**Herödes** ist der Name verschiedener jüd. Fürsten, unter denen Herodes der Große von 38 v. Chr. bis 2 n. Chr. als König von Judäa herrschte. Er war 62 v. Chr. zu Askalon geboren und gelangte durch die Gunst des Antonius (s. d.), welche er sich zu erschleichen gewußt hatte, zur Regierung. Durch Klugheit wußte er sich die Gunst jedes Siegers unter den verschiedenen im röm. Reiche kämpfenden Parteien zu verschaffen und sich in der Regierung zu erhalten. Den Beinamen des Großen erhielt er angeblich darum, weil er bei einer Hungersnoth 25 v. Chr. sogar seine Kostbarkeiten verkauft haben soll, um Getreide für seine Unterthanen zu kaufen. Übrigens war er ein grausamer, heuchlerischer und rachsüchtiger Mann, der seine Gemahlin und deren Verwandten, sowie seine eignen Kinder umbringen ließ. Bekannt ist er besonders dadurch, daß unter seiner Regierung Jesus geboren wurde und daß er, nachdem er die drei Könige aus Morgenland ausgefragt, um den vermeintlichen König der Juden sicher ermorden zu lassen, den bethlehemitischen Kindermord beging. Er blieb ein Wüthrich bis an seinen Tod. — Herodes Philippus, sein Sohn, war bis zu seinem Tode 34 n. Chr. Tetrarch und hatte die Herodias, seine Nichte, zur Gemahlin, welche ihm von seinem Bruder, Herodes Antipas, entführt wurde. Dieser, seit seines Vaters Tode Tetrarch von Galiläa, ließ auf Betrieb der Herodias, eines so rachsüchtigen wie sittenlosen Weibes, Johannes den Täufer im Gefängniß enthaupten. Als Jesus vor seinen Richtstuhl gebracht wurde, konnte er kein Fehl an ihm finden. Durch den Kaiser Caligula wurde er, aufrührischer Absicht verdächtig, abgesetzt. Er starb in Spanien. — Herodes Agrippa, Enkel des großen H., dem vom Kaiser Claudius die Verwaltung des ganzen jüd. Staats anvertraut worden war, regierte als König von Judäa bis 44 n. Chr., wo er starb.

**Heródot**, mit Recht der Vater der Geschichte genannt, weil er der älteste wahre Geschichtschreiber ist, dessen Werk wir besitzen, verdient zugleich den Ruhm eines der größten Gelehrten und gewandtesten Darstellers, zu welchen glänzenden Eigenschaften noch die der Wahrhaftigkeit kommt, ohne welche zwar ein großer Schriftsteller, aber kein großer Geschichtschreiber möglich ist. H., ein kleinasiat. Grieche, wurde zu Halikarnaß in Karien 484 v. Chr. geboren. In Kleinasien, wo griech. Pflanzer sich niedergelassen und Städte gebaut hatten, erwachte zuerst jene geistige Regsamkeit, welche Griechenland für alle Zeiten groß gemacht hat. Die ersten und größten Dichter, zu denen auch Panyasis, ein Oheim des H., gehörte, dessen Gesänge verloren gegangen sind,

Digitized by Google

waren hier aufgetreten, und auch schon in der Geschichtschreibekunst hatten sich Mehre versucht, als sich H., mit Vorkenntnissen wohl ausgestattet, unterstützt von einem ansehnlichen Vermögen und von den ausgebreiteten Handelsverbindungen seines Vaterlandes, auf eine Reise begab, deren Resultate in seinem Geschichtswerke aufbewahrt sind. Er besuchte fast alle Gegenden der damals bekannten, mit den Griechen in nähere oder entferntere Beziehung gekommene Länder; namentlich aber reiste er in Ägypten und machte



hier die interessantesten Beobachtungen, deren Mittheilung noch jetzt die wichtigste Quelle unserer Kenntnisse von jenem räthselvollen Lande ist. Wahrscheinlich kehrte er verschiedene Male nach Griechenland, welches er gleichfalls in den verschiedensten Richtungen bereiste, zurück und arbeitete hier sein Werk aus, las dasselbe wol auch in den einzelnen Städten theilweise vor. So wird erzählt, daß er einst zu Olympia eine Vorlesung gehalten, bei welcher der nachmals berühmte Thucydides (s. d.) zugegen war. Dieser, noch ein Knabe, soll bei der Vorlesung in Thränen ausgebrochen sein und H. ihn als den einstigen großen Geschichtschreiber vorherverkündet haben. Später (444 v. Chr.) las H. sein Werk zu Athen beim Feste der Panathenäen vor und wurde dafür von der Stadt mit einem Geschenke von zehn Talenten (etwa 13,500 Thlr.) belohnt. Übrigens ist von den Lebensumständen des H. wenig bekannt. Er soll noch vor Antritt seiner Reisen aus seiner Vaterstadt vor einem sie beherrschenden Tyrannen nach Samos geflohen, später aber mit andern Vertriebenen zurückgekehrt sein und den Tyrannen gestürzt haben. An die Stelle des Tyrannen trat nun aber eine noch lästigere Aristokratie und H. verließ daher Halikarnaß für immer. Später hielt er sich wahrscheinlich in Athen auf, folgte 441 v. Chr. aber einer von Athen ausgehenden Colonie, welche Thurium in Italien gründete. Auch von hier aus unternahm er noch Reisen, beschäftigte sich aber vorzüglich mit der letzten Ausarbeitung und Überarbeitung seines Werks. Obgleich seine Geschichtsbeschreibung nur bis zu der Zerstörung der pers. Macht in Griechenland und an den kleinasiat. Küsten reicht, so verrathen doch einzelne Angaben, daß er auch noch spätere Zeiten erlebt und wahrscheinlich über 77 Jahre alt geworden ist. H.'s Werk, aus neun Büchern bestehend, welche man nach den neun Musen benannt hat, umfaßt die Geschichte eines Zeitraums von 220 Jahren und schildert insonderheit den glorreichen Kampf der Griechen mit den Persern. In ihm ist aber nicht allein die Beschreibung der Gegenden, welche H. auf seinen Reisen besucht hat, eingeflochten, sondern auch alles Dasjenige, was er über Sitten, Religion und Sagen der sie bewohnenden Völker erkundet hat. Seine Schreibart ist einfach und durch Lebendigkeit und ungesuchte Beredtsamkeit anziehend, doch etwas über die Grenzen echter Prosa hinausgehend. Spätere Griechen haben die Wahrhaftigkeit des H. zu verdächtigen gesucht, aber schon der Inhalt und die Form seiner Bücher selbst zeugen für das Gegentheil, und in neuester Zeit ist die Hochachtung vor seinem Charakter wie vor seinem Verstande um so höher gestiegen, als die neuesten Forschungen in den von H. geschilderten Gegenden mit seinen Angaben übereinstimmende Resultate gegeben haben.

**Heroen** (Mehrzahl von **Heros**), **Halbgötter**, hießen bei den Griechen die göttlich verehrten Männer ihrer Sagengeschichte, deren Ursprung von den Göttern abgeleitet wurde und von denen man glaubte, daß sie in Folge ihrer übermenschlichen Thaten nach dem Tode in den Olymp aufgenommen worden seien. Die vornehmsten Familien unter den Griechen leiteten von solchen Heroen ihre Abstammung her. Man bezeichnete indeß wol auch die gesammten, durch Kraft und Mannhaftigkeit ausgezeichneten Vorfahren des griech. Volks als Heroen. Die Zeit dieser Vorfahren, das **heroische Zeitalter**, war es, an welche sich alle volksthümlichen Sagen und daher auch die Poesie vorzugsweise anschlossen. Da der Charakter der Heroen sich durch Großartigkeit und Erhabenheit auszeichnet, so hat man einen solchen Charakter überhaupt **Heroismus**, etwa soviel wie Heldensinn, genannt. Ein großer Theil der Sagen aus dem heroischen Zeitalter bezieht sich auf die Liebesverhältnisse der Heroen, und der lat. Dichter Ovid schrieb daher unter dem Titel **Heroiden** eine Sammlung poetischer Briefe, welche die Helden und Heldinnen der Vorzeit gewechselt haben sollten. Da die Heroen in ihrer Liebe nicht eben sehr treu waren, so enthalten die Heroiden großentheils Klagen über Treulosigkeit und verkannte Liebe. Man hat ähnliche Gedichte auch in späterer Zeit, namentlich in Frankreich, gedichtet, so daß die Heroiden zu einer eignen Dichtungsart geworden sind. — Unter den alten Heroen sind namentlich zu erwähnen: **Perseus** (s. d.), **Bellerophon** (s. **Chimära** und **Pegasus**), **Hercules** (s. d.), **Theseus** (s. d.), die **Argonauten** (s. d.), **Ödipus** (s. d.) und seine Nachkommen, die Helden vor **Troja** (s. d.), **Prometheus** (s. d.).

**Herold** ist ein für unverletzlich gehaltener Abgeordneter, wie solche zur Unterhandlung mit feindlichen Mächten, sowie zur Verkündigung des Willens der Machthaber zu allen Zeiten gebraucht wurden. Schon im griech. und röm. Alterthume kamen daher Herolde vor und in Athen und Sparta war das Heroldsamt in gewissen Familien erblich. Man bediente sich derselben sowol bei Friedensunterhandlungen, als um Krieg anzusagen. Gegenwärtig werden sie durch die Parlamentairs ersetzt. Die Römer hatten Herolde obrigkeitlicher Behörden, welche praecones hießen. Besondere Sinnbilder, wie der Schlangenstab (caduceus), Zweige mit Wolle umwunden, gewisse geweihte Kräuter, welche der He-

rold in der Hand trug und dergl. waren die Abzeichen des heiligen Amts. Im Mittelalter hatten die Herolde insonderheit bei den Turnieren über Erhaltung der ritterlichen Formen, Gewohnheiten und Rechte zu wachen, sowie das Schiedsrichteramt zu bekleiden. Auch andere fürstliche und ritterliche Feierlichkeiten ordneten sie an. Sie waren stets von adeliger Familie und bildeten eine eigne Zunft, in welcher sie ihre Wissenschaft (s. Heraldik) als Geheimniß forterbten. In Frankreich hieß der erste Herold der Wappenkönig, der zweite nannte sich nach dem Feldgeschrei König Dagobert's: Montjoye St.-Denis. Noch gegenwärtig haben die meisten Ritterorden einen den Titel Herold führenden Beamten. Bei fürstl. Festen erscheinen als Ordner und Leiter feierlicher Aufzüge und dergl. noch jetzt Herolde in ihren eigenthümlichen Wappenröcken, in denen auf Brust und Rücken das Wappen ihrer Fürsten eingestickt ist.

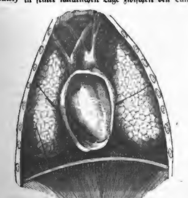
**Herr** ist eine Anrede, deren man sich in neuern Zeiten gegen die größte Anzahl der Staatsbürger bedient, während dieselbe sonst nur sehr wenigen durch Geburt und sonstige Verhältnisse hochgestellten Personen zugestanden wurde; namentlich machte der Adel, im Gegensatze zu dem Bürgerstande, auf diese Bezeichnung Anspruch. So gab es bei den höchsten Reichsgerichten, den meisten Obergerichten einzelner Länder und den Spruchcollegien oder Schöppenstühlen zwei verschiedene Bänke oder Seiten, die Herrenbank und die Gelehrtenbank, welche erstere von den Räthen adeligen und die zweite von denen bürgerlichen Standes eingenommen wurde. Auch bei der ständischen Repräsentation finden wir in einigen Ländern noch ähnliche Sonderungen und Bezeichnungen.

**Herschel** (Friedr. Wilh.), einer der ausgezeichnetsten Naturforscher, der sich namentlich um die Astronomie und um die Vervollkommnung astronomischer Instrumente unsterbliche Verdienste erworben hat. Er wurde 1738 zu Hanover als Sohn eines Musikus geboren und von seinem Vater ebenfalls zum Musiker erzogen. Er diente als Hautboist in einem hanöv. Regimente und begab sich 1757 nach England, wo er sich zum geschickten Musiker ausbildete und endlich 1766 als Organist in Bath angestellt wurde. Seinem ihm von der Natur verliehenen Talente folgend, hatte er indeß alle seine Freistunden benutzt, um sich in der Mathematik und in den Naturwissenschaften zu belehren, und da er sich sehnte, selbst den Himmel durch ein Fernrohr beobachten zu können, seine beschränkten Mittel ihm aber nicht erlaubten, ein so kostbares Instrument sich anzuschaffen, so unternahm er selbst den Bau eines solchen und brachte es 1774 glücklich zu Stande. Bald machte er nun mit diesem Instrumente, dessen Herstellung und weise Benutzung eine Frucht seines emsigen Studiums und seines Genies war, Entdeckungen, welche die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn lenkten und ihn bald zu einem Gegenstande der Bewunderung machten. Zugleich stellte er auch immer vollkommenere Instrumente her und 1785 vollendete er das berühmt gewordene 40füßige Riesenteleskop, welches mit dem 2178 Pf. schweren Metallspiegel gegen 4000 Pf. wiegt und dennoch mittels eines sinnreichen Mechanismus mit Leichtigkeit sich bewegen läßt. Schon 1780 hatte H. eine Berechnung der Höhe der Mondsgebirge bekannt gemacht und 1781 hatte er den Planeten Uranus entdeckt, welchen er zu Ehren des Königs Georg III. von England „Georgsgestirn" nannte. Der König belohnte ihn großmüthig, indem er ihn in eine Lage versetzte, in der er fortan ungestört nur der Wissenschaft leben konnte. Er lebte von nun an zu Slough bei Windsor auf dem Lande. Die Resultate seiner fernern Arbeiten waren die überraschendsten Entdeckungen an den Nebelsternen, durch welche der Forschung eine neue unerwartete Aussicht in das Weltgebäude eröffnet wurde, die Entdeckung von Nebenplaneten des Uranus und Saturn, die Bestimmung der Größenverhältnisse der neuentdeckten Planeten Ceres, Pallas, Vesta und Juno, die Zeit der Umdrehung des Saturn, die Stellung dieses Planeten auf seiner Bahn und verschiedene andere. Auch über die Natur des Lichts machte H. höchst wichtige Entdeckungen. Fast alle gelehrten Gesellschaften Europas erkannten H.'s Verdienste dadurch an, daß sie ihn zum Mitgliede ernannten, und die Universität Oxford ertheilte ihm 1786 die Würde eines Doctors der Rechte, welche in England als eine der größten Auszeichnungen gilt. H. starb, ohne durch Abnahme seiner Geisteskräfte in seinen Arbeiten gestört worden zu sein, auf seinem Landsitze zu Slough 1822 und wurde zu Upton in Berkshire begraben. — Seine Schwester Karoline, geboren zu Hanover 1743, war ihrem Bruder nach England gefolgt und hatte ihm in seinen wissenschaftlichen Forschungen beigestanden, sich auch selbst durch Entdeckung mehrer Kometen ausgezeichnet. Sie pflegte ihren Bruder bis an seinen Tod und kehrte nachher nach Hanover zurück, wo sie vor einigen Jahren gestorben ist. — Ein Erbe des Namens und des Ruhms seines großen Vaters ist Sir John Frederik William H., geboren um 1790, Professor an der Universität zu Cambridge. Er ist gleich ausgezeichnet als Mathematiker, Astronom und Physiker und hat namentlich um die Ausbildung der Lehre vom Licht sich verdient gemacht. Er hat 1834 eine Reise nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung angestellt, um, ausgerüstet mit vortrefflichen Instrumenten, hier astronomische Beobachtungen anzustellen, mit welchen er sich schon seit einer langen Reihe von Jahren mit dem ausgezeichnetsten Erfolge beschäftigt hatte.

**Herz** wird ein hohles, muskulöses, in verschiedene Abtheilungen getrenntes Eingeweide von kegelförmiger Gestalt und der Größe einer Faust genannt, welches in der Brust und zwar so gelegen ist, daß es sich mehr in der linken Hälfte der Brusthöhle, in der Mitte zwischen beiden Lungen befindet, von denen es zum Theil bedeckt wird. Übrigens hat dasselbe eine in doppelter Hinsicht schiefe Lage, einmal von links nach rechts und sodann von hinten nach vorn. Mit seiner Grundfläche oder Basis nämlich liegt es nach oben, hinten und rechts hinter dem Brustbeine, mit seinem spitzen Ende nach links und unten gegen die Knorpel der fünften und sechsten Rippe, da, wo diese Knorpel mit ihren Rippen verbunden sind. Seine vordere gewölbte Fläche ist nach aufwärts gerichtet, seine untere ebene Fläche ruht zum Theil auf dem Zwerchfelle, einem Muskel, den die Brusthöhle von der Bauchhöhle trennt. Das ganze Organ ist mit einer eigenthümlichen Hülle versehen, einem häutigen, in sich selbst zurückgeschlagenen Sacke, dem sogenannten Herzbeutel, der es mit Ausnahme weniger Stellen überall überzieht. Wie schon bemerkt, besteht das Herz aus verschiedenen Abtheilungen und zwar aus zwei seitlichen Hälf-

Digitized by Google

ten, die bei dem Erwachsenen keine Gemeinschaft miteinander haben, sondern überall durch eine häutige Scheidewand voneinander getrennt sind und von denen jede wieder in zwei Höhlen geschieden ist, in eine obere und eine untere. Die untere größere heißt Herzkammer und steht mit der obern kleinern, dem Vorhofe, durch eine mit Klappen versehene Öffnung in Verbindung. So verhält es sich auf beiden Seiten, in der rechten und linken Hälfte des Herzens. In den rechten Vorhof münden durch die beiden großen Hohlvenen sämmtliche Blutadern des Körpers und bringen auf diese Weise alles Blut, nachdem es den Körper durchströmt hat, nach dem Herzen zurück. Aus dem rechten Vorhofe ergießt sich das Blut in die rechte Herzkammer und diese treibt es durch ihre Zusammenziehungen in die sogenannte Lungenschlagader, welche es in die Lungen bringt, wo es die für die Erhaltung und Ernährung des Körpers nothwendige Umwandlung in rothes Blut erleidet. So verändert wird das Blut durch die sogenannten Lungenblutadern nach dem linken Vorhofe gebracht, dessen Zusammenziehungen es in die linke Herzkammer treiben, aus welcher es, während diese sich ebenfalls zusammenzieht, was gewöhnlich mit vieler Kraft geschieht, die, Aorta genannte, große Pulsader aufnimmt, um es in den ganzen Körper zu verbreiten. Auf diese Weise bildet das Herz den Mittelpunkt des Blutumlaufs im Körper. Nachstehende Abbildung zeigt das Herz, entblößt vom Herzbeutel, in seiner natürlichen Lage zwischen den Lungen.



Bei dem noch ungeborenen Menschen zeigt das Herz eine von der spätern abweichende Organisation. Vor der Geburt nämlich stehen die beiden später gänzlich voneinander getrennten Vorhöfe durch eine in ihrer gemeinschaftlichen Scheidewand befindliche Öffnung miteinander in Verbindung, sodaß das Blut, welches in den rechten Vorhof gelangt, unmittelbar aus diesem in den linken Vorhof überströmt, ohne, wie später nach der Geburt, in die rechte Herzkammer und aus dieser durch die Lungen getrieben zu werden. Schließt sich die erwähnte Öffnung nach der Geburt nicht, so ist die Folge davon eine Krankheit, die, unter dem Namen der Blausucht bekannt, durch die Kunst unheilbar ist und zu einem frühen Tode Veranlassung wird. Fast alle Thiere haben ein Herz, doch bietet dieses je nach den Classen der Thiere hinsichtlich der Gestalt, der Lage, des Umfangs und der innern Zusammensetzung viele Verschiedenheiten dar. Die Krankheiten, von denen das Herz befallen werden kann, sind sehr zahlreich, und, was noch weit schlimmer ist, schwer zu erkennen und zu heilen. Außerdem kommen, jedoch ziemlich selten, Fehler der ersten Bildung vor, die sich auf sein Dasein, seine Lage, Gestalt, Zahl seiner Höhlen u. s. w. beziehen. Zu den Krankheiten, deren Sitz das Herz sein kann, gehören die Entzündung desselben mit ihren Folgeübeln, die Vergrößerung, Erweiterung des ganzen Organs oder nur einzelner seiner Theile mit oder ohne gleichzeitige Verdickung der Wandungen, ferner Verkümmerung, Verhärtung und Erweichung des Herzens, fettige, knorpelige und knöcherne Entartungen einzelner Partien desselben, die schon genannte Blausucht, ferner Wassersucht des Herzbeutels, Polypenbildung, widernatürliche, zuweilen sackförmige Ausdehnungen der großen, mit dem Herzen in unmittelbarer Verbindung stehenden Gefäßstämme, das Herzklopfen, Herzzittern (die Krampfsucht des Herzens), die Herzbräune u. s. w. — In übertragener Bedeutung nennt man Herz das Gefühl des Menschen, sowie man den Muth auf das Herz bezieht, und im Allgemeinen die eigenthümliche, nicht durch Bildung, sondern von Natur dem Menschen eigne geistige Beschaffenheit als sein Herz bezeichnet.

**Herzog** bedeutet ursprünglich, wie das lat. dux und das franz. duc, einen Heerführer. Nachdem die alte Bedeutung dieses Titels allmälig immer mehr verloren gegangen ist (vgl. Fürst), führen ihn in Deutschland gegenwärtig die Häupter der regierenden Häuser von Anhalt, Braunschweig-Wolfenbüttel, Nassau und die der Sachsen-Ernestinischen Linie, mit Ausnahme Weimars. Die souverainen Fürsten von Lucca, Modena und Parma nennen sich ebenfalls Herzöge, und denselben Titel führen auch mehre nicht regierende Prinzen von Baiern, Frankreich, Holland, Savoyen und Würtemberg. Alle Prinzen des Königsstammes von England und Sachsen heißen Herzöge, wogegen die Prinzen des Hauses Östreich Erzherzöge heißen. Mitten inne zwischen König und Herzog steht bei regierenden Fürsten der Titel Großherzog, welchen zuerst Cosmus I. von Florenz 1569 vom Papste erhielt. Gegenwärtig sind Hessen-Darmstadt, Baden, Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz, Sachsen-Weimar und Oldenburg Großherzogthümer, und der König der Niederlande führt wegen des zum deutschen Bunde gehörigen Luxemburg ebenfalls den Titel eines Großherzogs.

**Hesiod** ist nächst Homer der älteste griech. Dichter, dessen Werke uns zum Theil erhalten sind, wenn nicht die Zweifel, welche gegen ihre Echtheit erhoben worden, gegründet sind. Einige setzen H. früher, die Meisten später als Homer, und gewiß ist, daß die ihm zugeschriebenen Gedichte an poetischem Werthe den Homerischen nachstehen. Er soll zu Kymä im äolischen Kleinasien geboren, nachmals aber von seinem Vater mit nach Askra in Böotien genommen worden sein, wo dieser sich niederließ. Er stand in priesterlichem Ansehen und soll von Lokriern, die ihn fälschlich im Verdacht hatten, mit ihrer Schwester sträflichen Umgang gehabt zu haben, ermordet worden sein. Delphine brachten seinen Leichnam, den die Mörder ins Meer geworfen hatten, ans Ufer; die Mörder wurden bestraft und H. feierlich be-

stattet. Die drei noch vorhandenen, ihm zugeschriebenen Werke sind die „Theogonie", in welcher die ältesten Sagen über Ursprung und Thaten der Götter und über Weltentstehung mitgetheilt werden; „Der Schild des Hercules" und „Werke und Tage", welches Lehren der Lebensklugheit, der Haus- und Landwirthschaft, der Tagewahl u. dgl. enthält. Schon im Alterthume wurde nur das letztgenannte Werk für echt gehalten.

**Hesperiden** (die drei) waren Nymphen, von denen die griech. Sage erzählte, daß sie in der Nähe des Atlas (s. d.) oder auf einer Insel im westl. Ocean in den herrlichen Gärten der Juno den Baum mit den goldenen Früchten bewachten, welchen einst die Erde der Juno zum Brautgeschenk hervorgebracht hatte. Die Früchte der Hesperiden, wie sie genannt werden, raubte Hercules (s. d. und Atlas), nachdem er den Vertheidiger derselben, den Drachen Ladon, erschlagen hatte.

**Hessen**, das alte Land eines der berühmtesten deutschen Volksstämme, der Katten nämlich, gehörte bis zur Auflösung des deutschen Reichs zum oberrhein. Kreise und zerfiel in Ober- und Niederhessen. Das letztere begriff die Lande an der Weser, Werra, Fulda, Diemel und Schwalm, das erstere, südlichere, jene an der Lahn. Der Name der Katten verliert sich schon in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung und verschwindet in dem größern Völkerbunde der Thüringer und Franken. H. war in Gaue getheilt, ward schon früh von Winfried oder Bonifacius zum Christenthume bekehrt und hatte bereits im J. 902 Grafen, welche unter den sächs. Herzogen standen. Eine Linie dieser hess. Grafen kam in den Besitz der Landgrafschaft Thüringen, und der Stamm dieser thüringer Landgrafen starb um 1249 mit Heinrich Raspe aus. Dieser hatte als Erbin eine Nichte hinterlassen, Sophie, vermählt mit Heinrich, Herzog von Brabant, und diese hatte einen Sohn, Heinrich das Kind, von welchem alle spätern hess. Landgrafen abstammen. Sophie, als Vormünderin, wollte sich in den Besitz der gesammten Hinterlassenschaft Raspe's setzen; allein da des genannten Schwester Jutta an Markgraf Dietrich von Meißen vermählt war, so hatte Kaiser Friedrich II. dem in dieser Ehe erzeugten Sohn Heinrich dem Erlauchten die Anwartschaft auf Thüringen ertheilt und Sophie mußte sich nach einem für ihre Sache nicht durchaus glücklichen Kriege mit H. und der Grafschaft an der Werra begnügen, während Thüringen an Meißen fiel. Heinrich nahm seine Residenz zu Kassel und theilte das Land 1308 unter seine Söhne; Otto bekam Oberhessen mit Marburg, Johann Niederhessen mit Kassel. Aber schon 1328 ward unter Landgraf Heinrich dem Eisernen ganz H. wieder vereinigt. Nachdem in der folgenden Zeit das Land wieder mehrfach getheilt worden war, kam es im J. 1500 wieder unter Einen Fürsten, Wilhelm II., dessen Sohn der als standhafter Vertheidiger der Reformation so berühmte Philipp der Großmüthige ist. Er regierte von 1509—67, stiftete schon 1527 die Universität Marburg, kämpfte gegen Franz von Sickingen und die Bauern, ward 1547 nach der Schlacht bei Mühlberg gefangen und theilte das Land unter seine vier Söhne, von denen jedoch zwei bald starben, sodaß zu Ende des 16. und am Anfange des 17. Jahrh. nur zwei Linien bestanden, die von Hessen-Kassel unter Wilhelm IV. und die von Hessen-Darmstadt unter Georg I.

Der Gründer der Linie Hessen-Kassel, Wilhelm IV., vergrößerte seine Besitzungen; sein Sohn Moritz dagegen, der 1592 zur Regierung gelangte und die reformirte Kirche in seinem Lande zur herrschenden machte, mußte das Marburgische an Darmstadt abgeben, und als sein Sohn Wilhelm V. sich gegen ihn empörte, 1627 abdanken. Im Namen des ihm folgenden Wilhelm VI. regierte anfangs die Mutter, Amalie Elisabeth, denn der Vater war schon 1637 in der Acht gestorben, nachdem er das Erstgeburtsrecht festgesetzt hatte, um für die Zukunft alle Zersplitterung seiner Besitzungen zu verhindern. Sie erwarb im dreißigjährigen Kriege Marburg und einen Theil von der Grafschaft Schauenburg und die Abtei Hersfeld. Die nachfolgenden Landgrafen waren Wilhelm VII und Karl, dessen Sohn Friedrich I. Eleonore Ulrike, Prinzessin von Schweden, 1720 heirathete und 1730 seinen Bruder Wilhelm VIII. zum Statthalter ernannte, welcher nach dem Ableben Friedrich's, der kinderlos starb, diesem in der Regierung folgte und sehr lebhaften Antheil am siebenjährigen Kriege nahm. Er starb 1760. Im J. 1736 war auch Hanau an H. gekommen. Wilhelm VIII., Sohn Friedrich II., der katholisch geworden war, hielt einen dem franz. nachgeahmten, glänzenden Hofstaat und verkaufte, um seine Prunksucht befriedigen zu können, die trefflich eingeübten hess. Truppen, welche sich von jeher durch Tapferkeit ausgezeichnet haben, an die Engländer, mit denen sie gegen die Vereinigten Staaten von Nordamerika kämpften. Übrigens hob sich unter ihm, wenn auch nicht grade der Wohlstand des Landes, doch Kunst und Wissenschaft, und von der mehr als 21 Mill. Thlr. betragenden Summe, welche er für die verborgten Soldaten binnen acht Jahren einnahm, hinterließ er bei seinem Tode 1785 noch einige Millionen im Staatsschatze. Wilhelm IX., sein Nachfolger, führte ein System strenger Sparsamkeit ein, nahm, als Verbündeter Preußens, Theil am Kriege gegen die franz. Republik, erhielt im Anfange des Jahres 1803 die kurfürstl. Würde und nannte sich Wilhelm I. Als zwischen Napoleon und dem Könige von Preußen 1806 Krieg ausbrach, blieb der Kurfürst neutral, ward aber von den Franzosen einer Parteilichkeit gegen seinen alten Bundesgenossen beschuldigt. Der Kaiser ließ daher schon im Nov. 1806 das Land besetzen und es 1807 nach dem tilsiter Frieden größtentheils dem neuerrichteten Königreiche Westfalen einverleiben, dessen Hauptstadt Kassel wurde. Es bildete die Departements der Werra und der Fulda, und ein Theil ward mit dem Dep. des Harzes vereinigt. Der Kurfürst hatte seine Staaten verlassen und kehrte erst nach der leipziger Schlacht in dieselben zurück, trat in den deutschen Bund und erklärte Alles, was die westfäl. Regierung angeordnet hatte, für ungültig. Auf ihn folgte 1821 sein Sohn Wilhelm II. (s. d.). Im Anfange des Septembers 1830 machte sich die Unzufriedenheit in einem Aufstande, der zu Kassel ausbrach, Luft; auch in andern Gegenden des Landes entstanden Unruhen; allgemein verlangte das Volk die Einberufung der Landstände, und am 24. Mai 1831 ward eine neue, den Zeitbedürfnissen angemessene Verfassung gegeben. Der Kurfürst übertrug die Regierung seinem Sohne, dem Kurprinzen Friedrich Wilhelm (s. d.), als Mitregenten. So kehrte denn allmälig Ruhe zurück, indessen hat zwischen den Ständen und dem in der Mitte des Jahres 1837 entlassenen Minister Hassenpflug, welchem Hinneigung zu Willkür vorgeworfen wurde, häufig kein rechtes Einverständniß geherrscht.

Digitized by Google

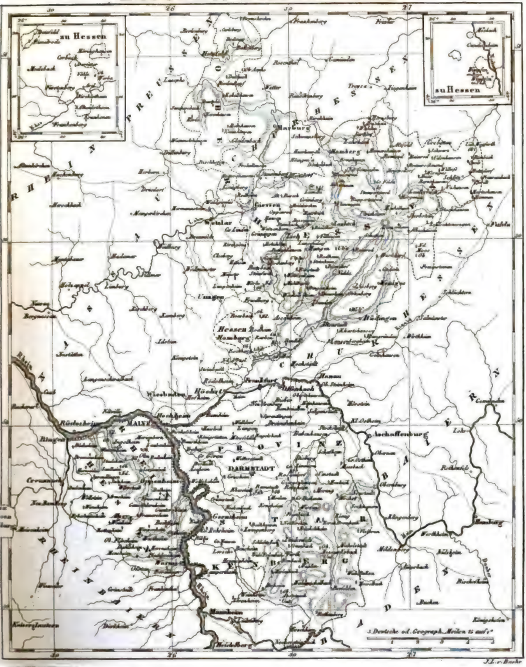
# HESSEN-KASSEL.

3 Deutsche Meilen 15 auf 1 Grad

Digitized by Google

Digitized by Google

# HESSEN-DARMSTADT.



Digitized by Google

Das Kurfürstenthum Hessen-Kassel besteht aus drei voneinander getrennt liegenden Theilen: 1) der Grafschaft Schauenburg, an der Weser, zwischen dem preuß. Regierungsbezirke Minden, den lippischen Fürstenthümern und Hanover; 2) der Herrschaft Schmalkalden in Franken zwischen dem Weimarischen, Gothaischen und dem preuß. Antheile von Henneberg, und 3) aus der Hauptmasse, die im N. von Hanover, im W. von der preuß. Provinz Westfalen, Waldeck und Hessen-Darmstadt, im S. von diesem letztern und Frankfurt, im SO. vom bair. Untermainkreise, im O. von Sachsen-Weimar und dem preuß. Regierungsbezirke Erfurt begrenzt wird. Es hat einen Flächeninhalt von beinahe 209 □M. mit etwa 650,000 Einw., welche bis auf ungefähr 100,000 Katholiken, 150,000 Lutheraner und 9000 Juden sich zur reformirten Kirche bekennen. Der Boden ist zumeist gebirgig oder hügelig; im Südosten sind Zweige und Äste des Rhöngebirges und die fuldaischen Höhenzüge, im S. Ausläufer des Spessart und des Vogelsgebirges, im O. der Thüringerwald (Inselsberg an der Grenze von Schmalkalden), im Innern an der Lahn die Lahnberge, im N. der Rheinhardtswald, der Habichtswald, der Meißner, in Schauenburg der Süntel. Der Hauptstrom ist die Weser mit ihren beiden Quellflüssen, der schiffbaren Fulda, welche von der Rhön kommt und die Goldsand führende Eder aufnimmt, und der ebenfalls schiffbaren Werra; im NW. fließt die Diemel, in Oberhessen die Lahn, welche dem Rheine zufällt, und im Hanauischen die Kinzig und der Main. Das Land liefert Kupfer, Eisen, Alaun, Kobalt, verschiedene nützliche Thonarten, viel Salz, Steinkohlen, und hat Mineralquellen, Holz, Getreide, Obst, viel Flachs und Cichorien. Das Klima ist überall gesund, im Hanauischen, wo Wein gebaut wird, am mildesten; die Hauptgewerbszweige sind Garnspinnerei und Leinwandweberei, Wollenweberei, Verfertigung von Töpferwaaren, Galanterie- und Bijouteriewaarenfabrikation, welche in Hanau sehr bedeutend ist; in Schmalkalden Eisen- und Stahlfabrikation; in mehren Gegenden Lederbereitung. Die Ausfuhr von Erzeugnissen des Bodens und der Fabriken ist nicht unbeträchtlich; am wichtigsten ist aber der Durchfuhrhandel, der seit dem Anschlusse Kurhessens an den deutschen Zollverein lebhafter geworden ist; Kassel hat eine Messe und einen Handels- und Gewerbverein. Für Unterrichtsanstalten ist gut gesorgt; die Landesuniversität ist Marburg; die Regierung ist constitutionell-monarchisch, erblich im Mannsstamme. Die Verfassungsurkunde, welche eine Menge vortrefflicher Bestimmungen enthält, setzt fest, daß das Volk durch die Landstände vertreten werden soll, die nur eine Kammer bilden, ihre Sitzungen öffentlich halten und wenn sie auseinandergehen, einen Ausschuß wählen, der sie ihrerseits vertritt. Kurhessen, dessen Bewohner einen der tüchtigsten und kräftigsten deutschen Stämme bilden, hat sich in militairischer Hinsicht stets rühmlich ausgezeichnet; es stellt zum deutschen Bundesheere 5679 M., hat außerdem eine bedeutende Reserve und trefflich eingeübte Bürgergarden in Stadt- und Landgemeinden; die Staatseinkünfte belaufen sich auf nahe an drei Millionen Thaler. Das Kurfürstenthum zerfällt in vier Provinzen. Niederhessen, an der Weser, Werra, Fulda, Diemel, Eder und Schwalm, enthält die Hauptstadt des Landes, Kassel (s. d.). Andere Orte sind Karlshafen, ein lebhafter Platz an der Mündung der Diemel in die Weser, mit 2000 Einw.; Hofgeismar mit 3200 Einw. und mit Gesundbrunnen; Allendorf am Fuße des Meißner, an der schiffbaren Werra, mit 3900 Einw. und einem sehr ergiebigen Salzwerke. In der sogenannten rothenburg. Quart, die bis vor einigen Jahren eine besondere Standesherrschaft bildete, jetzt aber dem Staate anheimgefallen ist, liegt Eschwege an der Werra mit 5000 Einw.; in der Umgegend wird stark Taback gebaut, und bei Witzenhausen an der Werra mit 2500 Einw. wächst viel Wein, aus dem ein guter Essig fabricirt wird. Die Stadt Rothenburg an der Fulda hat über 3000 Einw. In der Grafschaft Schauenburg liegt Rinteln an der Weser mit 3200 Einw., das von 1601—1809 eine Universität hatte, und der Badeort Renndorf. — In der Provinz Oberhessen liegt Marburg an der Lahn, die Hauptstadt von Oberhessen, mit etwa 7600 Einw. Hier ist eine 1527 gestiftete Universität mit wissenschaftlichen Sammlungen und Fabriken in Wolle, Taback und Leder; in der Elisabethkirche befindet sich ein Denkmal der heiligen Elisabeth; in der Frauenkirche liegen mehre hess. Fürsten begraben, und auf dem Schlosse hielten 1529 Luther und Zwingli ein Religionsgespräch. Ziegenhain an der Schwalm mit 1600 Einw. ist etwas befestigt. — In der Provinz Fulda liegt die gleichnamige Stadt an der Fulda mit 10,000 Einw. Sie ist Sitz eines katholischen Bischofs, hat einen herrlichen Dom, in welchem Winfried oder Bonifacius, der Apostel des nördl. Deutschlands, begraben liegt, eine Forstschule, Gymnasium und Bibliothek. Im Fürstenthume Hersfeld liegt die gleichnamige Stadt, vormals Reichsabtei mit 6400 Einw.; Schmalkalden an der Schmalkalde mit 5000 Einw., hat ein Gymnasium, Eisen-, Blech-, Stahl-, Nägel-, Feilenfabriken, liefert auch Barchent- und Wollenwaaren, hat eine Saline und ist bekannt durch den schmalkaldischen Bund, den 1531 die protestantischen Kirchen schlossen, und die schmalkalder Artikel 1537. — Die Provinz Hanau ist fruchtbar an Obst, Wein, Getreide und Flachs, liegt am Main, an der Nidda und Kinzig. Außer der Hauptstadt Hanau (s. d.) ist merkwürdig das Salzwerk Nauheim und die vormalige Reichsstadt Gelnhausen mit den Trümmern einer vom Kaiser Friedrich Rothbart erbauten Pfalz.

Die Linie, welche Hessen-Darmstadt, das jetzige Großherzogthum, regiert, ist von Georg I. dem Frommen, Philipp's des Großmüthigen jüngstem Sohne, gestiftet worden; dieser erhielt 1567 aus dem väterlichen Nachlasse die obere Grafschaft Katzenelnbogen und nahm seine Residenz in Darmstadt. Er erwarb durch Erbschaft noch mehre andere Besitzungen; nach seinem Tode wurden sie unter die drei nachgelassenen Söhne getheilt, welche, um weitern Zersplitterungen vorzubeugen, 1606 das Recht der Erstgeburt einführten. Philipp erhielt Butzbach, starb aber kinderlos; Friedrich stiftete die hessen-homburgische Linie, und die Landgrafschaft Hessen-Darmstadt erhielt Ludwig V., unter dessen Sohne Georg II. das Land während des dreißigjährigen Kriegs furchtbar verheert ward. Unter den folgenden Landgrafen zeichnete sich besonders Ludwig IX., von 1768—98, durch seine Liebe zu Kunst und Wissenschaften aus. Sein Nachfolger, Ludwig X., der bis 1830 regierte, verlor zwar im luneviller Frieden alle seine Besitzungen auf dem linken und einige auf dem rechten Rheinufer, erhielt aber als Entschädigung das Herzogthum Westfalen, mehre kurmainzische und pfälzische Ämter, die Reichsstadt Friedberg und noch mehres

Andere, sodaß er 65 □M. mit 120,000 Einw. bei dem Tausche gewann. Er trat 1806 dem Rheinbunde bei, nahm noch in demselben Jahre die großherzogl. Würde an, nannte sich von jetzt an Ludwig I., ließ 1813 seine Truppen zu den Alliirten stoßen und erhielt 1815 für das Herzogthum Westfalen, welches er an Preußen und mehre Ämter, die er an Baiern und Kassel abtrat, sowie für den Verlust von Hessen-Homburg, den größten Theil der jetzigen Provinz Rheinhessen und noch andere Besitzungen. Ludwig gab am 21. Dec. 1820 seinem Lande eine ständische Verfassung und genoß bis zu seinem Tode die Verehrung aller seiner Unterthanen. Unter seinem Nachfolger Ludwig II. (s. d.) entstanden Mishelligkeiten mit den Ständen, besonders weil diese sich weigerten, zwei Millionen Gulden Privatschulden des Großherzogs zu bezahlen und die Thatsache geltend machten, daß Darmstadt eins der verhältnißmäßig am meisten verschuldeten Länder in Europa sei.

Das Großherzogthum Hessen-Darmstadt hat einen Flächeninhalt von beinahe 153 □Meilen und zerfällt in zwei größere voneinander getrennt liegende Hauptmassen und mehre kleine Parcellen, z. B. den Bezirk Wimpfen am Neckar zwischen Baden und Würtemberg, den Bezirk Vöhl zwischen Waldeck und Kurhessen, und andere. Die beiden größern Theile sind durch kurhess. und frankfurter Gebiet voneinander getrennt, grenzen aber, als ein Gesammtes betrachtet, im N. an Nassau und Kurhessen, im O. an Kurhessen und den bair. Untermainkreis, gegen S. an Baden und den bair. Rheinkreis, gegen W. an Preußen und Nassau. Das Ganze besteht aus 44 Besitzungen ehemaliger Reichsstände, von denen manche mediatisirt worden sind, z. B. die Fürsten und Grafen von Isenburg, die Grafen Erbach, der Fürst von Löwenstein-Wertheim, die Fürsten und Grafen von Solms, die Freiherren von Riedesel, der Graf von Alt-Leiningen u. s. w. Das Land ist im Allgemeinen bergig, nur Rheinhessen ist Hügelland. Den ganzen Osten der Provinz Starkenburg bedeckt der Odenwald, an dessen westl. Fuße die berühmte Bergstraße hinläuft. In Oberhessen verzweigt sich das Vogelsgebirge, welches sich bis 2400 F. erhebt und hier die Wasserscheide zwischen Weser und Rhein bildet. Im westl. Oberhessen liegt ein Theil des Taunus, und zwischen diesem und dem Vogelsgebirge die fruchtbare, 18 □M. große Wetterau. Hauptstrom des Landes ist der Rhein, der die Provinz Rheinhessen und Starkenburg, sowie die erstere von Nassau trennt; er nimmt den Main und die Nahe auf. Einen Theil der Südgrenze von Starkenburg bildet der Neckar; in Oberhessen fließen Wetter, Lahn und Fulda. Mit Ausnahme des östl. Theils von Starkenburg ist das übrige Land sehr fruchtbar und vortrefflich angebaut; es hat in den Thälern und Niederungen ein sehr mildes Klima, liefert viel Holz, Getreide, Wein am Neckar, Rhein und Main, Obst, Kastanien, Hanf und Flachs. Das Mineralreich gibt Kupfer, Braunkohlen und Salz. Hauptnahrungszweig ist die Landwirthschaft, doch sind auch Wolltuch-, Tabacks-, Leinewand-, Wagen- und Lederfabriken von Bedeutung. Der Handel ist sehr wichtig, und die Landstraßen in sehr gutem Stande. Die Bevölkerung beläuft sich auf etwa 740,000 Menschen, von denen mehr als eine halbe Million der protestantischen oder evangelischen Kirche angehören; die übrigen sind außer 24,000 Juden und einigen Mennoniten, Katholiken. Für den Unterricht ist gut gesorgt; die Landesuniversität befindet sich zu Gießen. Die Verfassung ist ständisch, mit zwei Kammern; die oberste Leitung der Staatsverwaltung geht vom Ministerium aus. Die Rheinprovinz hat in Bezug auf die Gerechtigkeitspflege öffentliches, mündliches Verfahren und Geschworenengerichte. Hessen-Darmstadt hat als Mitglied des deutschen Bundes im engern Rathe die neunte Stelle, im Plenum drei Stimmen, stellt 6195 M. Truppen zum Bundesheere, hat jährlich etwa 6,400,000 Gulden Einkünfte und mehr als zwölf Millionen Gulden Staatsschuld. Es zerfällt in drei Provinzen: Starkenburg zwischen Main, Rhein und Neckar reich an Holz und Wein, begreift die obere Grafschaft Katzenelnbogen und Theile vom ehemaligen Kurmainz, Kurpfalz, Worms u. s. w. Hauptstadt ist Darmstadt (s. d.) in Katzenelnbogen. Heppenheim mit 3700 Einw., an der Bergstraße, liegt am Fuße der jetzt in Trümmern liegenden Starkenburg. Unfern vom Städtchen Bensheim an der Bergstraße liegt der 1546 F. hohe Felsberg, auf welchem die 61,000 Pf. schwere Riesensäule und der Riesenaltar. Zu Seligenstadt am Main, mit 2600 Einw., liegen in der Abteikirche Emma und Eginhard (s. d.) begraben. Die ehemalige freie Reichsstadt Wimpfen, wo 1622 die Vierhundert von Pforzheim (s. d.) den Heldentod starben, liegt am linken Ufer des Neckars und hat 2200 Einw. Hierher gehören großentheils die Standesherrschaften der Fürsten und Grafen von Isenburg. Offenbach am Main in Isenburg-Birstein, mit beinahe 8000 Einw., hat seit 1829 zwei Messen, die jedoch, seitdem auch Frankfurt sich dem deutschen Zollvereine angeschlossen hat, an Bedeutung sehr verloren haben. Erbach im Odenwalde mit 2000 Einw., gehört dem Grafen von Erbach. Im Schlosse ist ein berühmter Rittersaal, mit Rüstungen Gustav Adolf's, Wallenstein's, Berlichingen's und anderer berühmter Männer. — Die Provinz Rheinhessen liegt zwischen Rhein, Nahe und den Vorhöhen des Donnersberges, enthält fruchtbares Hügelland und besteht aus Theilen von Worms, der Pfalz, Kurmainz, Leiningen u. s. w. Die größte Stadt der Provinz ist die Bundesfestung Mainz (s. d.). Bingen, an der Mündung der Nahe in den Rhein, dem durch seinen vortrefflichen Wein bekannten nass. Orte Rüdesheim gegenüber, hat 4400 Einw. und lebhaften Handel. Im Rhein steht der in der Sage berühmte Mäusethurm; das sogenannte binger Loch ist der Schiffahrt nicht mehr gefährlich. Worms, eine der ältesten deutschen Städte und im Mittelalter, wo sie 60,000 Einw. hatte, sehr blühend, hat seit der Verwüstung durch die Franzosen 1689 nur 8000 Einw.; der herrliche Dom ist 470 F. lang. In Worms wurden viele Reichstage gehalten; 1521 erschien Luther vor demselben. Worms hat jetzt einige Fabriken, ist aber sonst von keiner großen Bedeutung. In den Weinbergen, welche in der Nähe der Frauenkirche liegen, wächst der unter dem Namen Liebfrauenmilch bekannte Wein. In der Pfalz liegen: Oppenheim am Rhein mit 2400 Einw., Nierstein, Bodenheim, Ober- und Nieder-Ingelheim, bekannt durch die guten Weine, die in der Nähe dieser kleinen Städte wachsen. Alzey mit 4200 Einw., in dessen Umgegend oft röm. Alterthümer gefunden werden, ist eine uralte Stadt. — Die Provinz Oberhessen ist ein zum großen Theile fruchtbares, von Lahn, Eder, Fulda und Wetter bewässertes, meist gebirgiges Land, hat viele Leinwand- und

Digitized by Google

Tuchwebereien und liefert auch Strümpfe in den Handel. Zu demselben gehören: der Bezirk Itter, zwischen Waldeck und Kurhessen, ein rauhes Gebirgsland; der biedenkopfer Kreis oder das sogenannte Hinterland, zwischen Preußen, Kurhessen und Nassau. — Friedberg in der Wetterau mit 3200 Einw., war vormals freie Reichsstadt. Hauptort der Provinz ist Gießen an der Lahn mit 8000 Einw. und einer 1607 gestifteten Universität. Hierher gehört das Gebiet der mediatisirten Fürsten und Grafen von Solms und das Gebiet der Freiherren von Riedesel mit der gewerbsamen Stadt Lauterbach am Fuße des Vogelsgebirges, mit 3400 Einw.

Die Landgrafschaft Hessen-Homburg gehörte in frühern Zeiten zu Darmstadt. Die regierende Linie wurde von Georg I. Sohn, Friedrich, 1626 gestiftet. Landgraf Friedrich Ludwig von 1751—1820 ward in Folge der Stiftung des Rheinbundes 1806 Unterthan des Großherzogs von Darmstadt, 1815 aber wieder selbständig, ist seitdem Mitglied des deutschen Bundes, nimmt in dem engern Rathe an der neunten Stelle Theil und hat im Plenum eine Stimme. Die Landgrafschaft, gegenwärtig vom Landgraf Ludwig Wilhelm Friedrich (s. d.) beherrscht, besteht aus zwei voneinander getrennt liegenden Theilen: der von Nassau und Hessen-Darmstadt umschlossenen Herrschaft Homburg, 2¾ □M. mit 8500 Einw. und der Grafschaft Meisenheim auf dem linken Rheinufer, zwischen dem bair. Rheinkreise, der preuß. Rheinprovinz und dem oldenburg. Fürstenthume Birkenfeld, mit 5¼ □M. und 13,200 Einw., die meist evangelisch sind. Die erstere liefert Getreide, die letztere Holz, Wein, Steinkohlen und Eisen. Hessen-Homburg hat keine ständische Verfassung, 110,000 Gulden Einkünfte und 500,000 Gulden Staatsschuld. Zum Bundesheere stellt es 200 M. Hauptstadt ist der gewerbsame Ort Homburg vor der Höhe, an der Eschbach, drei Stunden von Frankfurt entfernt, mit 3000 Einw. Meisenheim an der Glan hat 2000 Einw., Steinkohlengruben, Glashütten und Eisenhämmer in der Umgegend. In der Kirche liegen die alten Pfalzgrafen von Zweibrücken begraben.

Die ältere Nebenlinie des Hauses Hessen-Kassel, Hessen-Rothenburg, ist vor einigen Jahren ausgestorben. Die jüngere Nebenlinie ist Hessen-Philippsthal, die 1685 entstand und sich in die beiden Zweige Hessen-Philippsthal und Hessen-Philippsthal-Barchfeld theilt. Der jetzige Landgraf von Hessen-Philippsthal ist Ernst Konstantin, geb. am 8. Aug. 1771, welcher zu Philippsthal in Niederhessen, einem Flecken an der Werra, residirt. Der jetzige Landgraf von Hessen-Philippsthal-Barchfeld ist August Ludwig Philipp Karl, geb. am 27. Jun. 1784, der zu Barchfeld an der Werra in der Provinz Fulda residirt.

**Hetairen** oder Hetären, d. h. Freundinnen, hießen bei den alten Griechen Frauen, welche, gewöhnlich Ausländerinnen, in den griech. Städten ein freies Leben führten, dabei größtentheils durch Anmuth, Schönheit und Bildung sich auszeichneten und die angesehensten Staatsmänner, Philosophen, Künstler u. s. w. um sich versammelten. Sie waren zwar größtentheils Buhlerinnen, standen aber durch Bildung und öffentliche Meinung weit über der verworfenen Classe der Freudenmädchen unserer Zeit. Sie haben zum Theil eine hohe Berühmtheit erlangt, wie Aspasia (s. d.), Phryne, Lais, Leontium und Andere, und wurden von den berühmtesten Bildhauern und Schriftstellern verewigt. In Athen wurde wahrscheinlich jede weder einheimische noch als Sklavin dienende Frau Hetaire genannt.

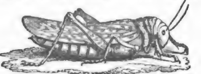
**Hetrurien** oder Etrurien, der alte Name des heutigen Toscanas (s. d.), welches in seinen Grenzen nur wenig von denen des alten Hetruriens, das auch Thuscien genannt wurde, abweicht. Das Volk, welches dieses schöne Land schon vor den Zeiten der Römer bewohnte und eine eigenthümliche, anfänglich sogar die griech. übertreffende Bildung besaß, ist von ungewisser Abstammung und wurde von den Römern Etrusker oder Thusker und von den Griechen Tyrrhener genannt, während es sich selbst den Namen der Rasener gab. Es zeichnete sich frühzeitig durch große Kunstfertigkeit aus und trieb einen bedeutenden Handel mit seinen Kunstproducten. Die Römer entnahmen von ihm ihre ersten, einen Culturzustand ausdrückenden und begünstigenden Einrichtungen, und erst später verdrängte die griech. die hetrur. Bildung. Man hat besonders in neuerer Zeit diesem höchst merkwürdigen Volke wieder größere Aufmerksamkeit gewidmet, nachdem sich eine Menge Überreste hetrur. Alterthümer aufgefunden haben, welche von der Bildung des uralten Volks das günstigste Zeugniß ablegen. Die zwölf Hauptstädte des alten H.'s waren ebenso viele einzelne Republiken und an der Spitze einer jeden stand ein Oberhaupt, welches den Titel Lucumo führte. Der hetr. Lucumo Porsenna war es, welcher Rom 508 v. Chr. fast dem Untergange nahe brachte. (S. Rom.) In den hetrur. Städten war eine Priester- und Kriegerkaste, und die Lucumonen waren zugleich Oberpriester und Feldherren. Allgemeine Landesangelegenheiten wurden von den Lucumonen beim Tempel der Voltumna berathen. Die Römer brachten die Hetrusker später unter ihre Botmäßigkeit, indem sie ihnen jedoch noch gewisse Freiheiten zugestanden. H. theilte das Schicksal des röm. Reichs und trat in der Geschichte nachmals unter dem Namen Toscana (s. d.) auf. Nur 1801—7 gab es noch einmal ein Königreich Hetrurien; der alte Name wurde im luneviller Frieden hergestellt und das neue Königreich dem Erbprinzen Ludwig von Parma zuerkannt, dessen Witwe, Marie Luise, anfangs die Regierung im Namen ihres unmündigen Sohnes Karl Ludwig führte, nachher aber in Folge eines zwischen Frankreich und Spanien geschlossenen Vertrags niederlegte. Das Königreich wurde als Departement vom Arno, vom mittelländ. Meere und vom Ombrone franz. Provinz.

**Heu** bezeichnet im Allgemeinen getrocknete Gewächse, deren man sich auch im grünen Zustande zur Viehfütterung bedient, namentlich aber getrocknetes Gras. Es wird vorzüglich von den Wiesen gewonnen und man pflegt die Gräser auf diesen des Jahrs zwei- bis dreimal zu hauen, um Heu zu machen. Das zuerst gewonnene Heu wird von den Landwirthen vorzugsweise Heu genannt, während man das zweite als Grummet oder wenn noch ein dritter Schnitt erfolgt, als Nachheu, und das dritte als Nachgrummet oder Grummet bezeichnet. Die Gewächse werden am besten gehauen, wenn sie eben in die Blüte treten, und das Heu gewährt eins der ausgezeichnetsten, dem Landwirthe fast unentbehrlichen Fütterungsmittel.



Digitized by Google

**Heuschrecke** (die) ist eine Gattung Insekten, welche in vielen Arten vorkommt, die sich im Allgemeinen durch lange zum Hüpfen dienende Hinterbeine, steife, aderige und lederartige Flügeldecken und der Länge nach einfach gefaltete Flügel auszeichnen. Das Weibchen hat einen säbelförmigen, zweiklappigen Legestachel. Bei uns ist die größte Art das bekannte, durch seine schöne grüne Farbe sich auszeichnende **Graspferd**. Wegen der Verheerungen, die sie zuweilen anrichtet, ist die hier abgebildete **Wander- oder Zug-**



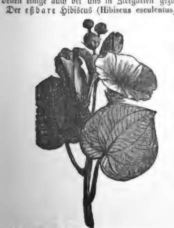
**heuschrecke** berüchtigt. Dieselbe lebt in Kleinasien, Ägypten und Ungarn und kommt nur selten nach Deutschland. Sie erreicht eine Länge von 2½ Zoll und zeichnet sich durch einen erhabenen Kamm auf der Brust aus. Die Flügel sind braun geadert, die Flügeldecken grün, im Herbste braun, und schwarz gefleckt. Hinterleib und Füße sind von röthlicher Farbe, der Brustschild ist mit einer röthlichen Linie eingefaßt. Übrigens ist sie grün. Die Züge, in welchen diese Thiere zuweilen ankommen, sind ungeheuer. Sie werfen sich dann auf Felder und Wiesen, welche sie zuweilen mehre Fuß hoch bedecken, und fressen sie kahl ab. So kam 1763 ein Heuschreckenzug nach Frankreich, der in der Gegend von Arles 15,000 Morgen Landes kahl machte. Schwärme von Vögeln, namentlich Staare, verminderten sie endlich und doch sammelte man noch so viele Eier, daß nach einer ungefähren Berechnung 6000 Millionen Heuschrecken aus denselben entstanden wären. Große Züge verdunkeln die Sonne wie Wolken und können durch Kanonenschüsse nicht zerstreut werden. Kalte Winde und Regen sind die kräftigsten Vertilgungsmittel. Die arab. **Kammheuschrecke** soll gegen fünf Zoll lang werden und wird auf mannichfache Weise zubereitet gegessen. Sie soll ähnlich wie Taubenfleisch schmecken.

**Hexe** bezeichnet nach den abergläubischen Vorstellungen der vergangenen Jahrhunderte ein Weib, welches mit dem Teufel im Bunde steht, sodaß es von demselben Reichthümer und die Macht, auf eine übernatürliche Weise Andern Böses zuzufügen, empfängt, wogegen es sich ihm zum Dienst verpflichtet. Personen männlichen Geschlechts, welche mit dem Teufel ein ähnliches Bündniß eingegangen haben sollten, wurden **Hexenmeister** genannt. Man glaubte namentlich, daß die Hexen im Stande seien, Menschen und Vieh krank, Männer unfähig zur Zeugung, Weiber unfruchtbar zu machen, Ungeziefer hervorzubringen, Gewitter und Hagelwetter zu erzeugen, sich in Katzen und andere Thiere zu verwandeln und dergl. Besonders hatte man alte Weiber wegen ihres oft häßlichen Äußern und wegen ihres menschenscheuen Wesens im Verdacht der Hexerei. Rothe triefige Augen galten für ein Kennzeichen einer Hexe. Es hieß, die Hexen kämen an gewissen schauerlichen Orten, an Kreuzwegen und dergl., wo man auch sonst den Einfluß böser Geister für am mächtigsten hielt, mit dem Teufel zusammen, hätten schändlichen Umgang mit ihm, und in der Walpurgisnacht sollten sich die Hexen nackend auf Besen, Ofengabeln, Schweinen, Böcken reitend auf dem Blocksberge versammeln, um dem Teufel ein großes Huldigungsfest zu feiern, wobei derselbe persönlich gegenwärtig wäre und alle Arten von Unflätereien begangen würden. Aus Leichnamen ungetaufter Kinder, hieß es, bereiteten sie eine **Hexensalbe**, welche zum Ritt auf den Blocksberg geschickt machte. Der Glaube an all diesen Unsinn war so verbreitet und haftete so fest, daß viele in der That halb wahnsinnige Menschen, die wahrscheinlich auch zu Zeiten durch künstliche Mittel ihre irregeleitete Phantasie in einen Zustand heftiger Aufregung versetzten, sich einbildeten, wirklich zu erleben, womit ihr Gemüth erfüllt war und daher selbst gestanden, daß sie Hexen wären und ausführliche Beschreibungen ihres Umgangs mit den höllischen Geistern gaben. Unter diesen Umständen kann man sich nicht wundern, daß die **Hexenprocesse** aufkamen und eine schaudererregende Ausbreitung gewannen. Durch den Papst Innocenz VIII. wurden sie 1484 in Deutschland förmlich eingeführt und bald erschien unter dem Titel Malleus maleficarum, d. h. der Hexenhammer, ein Buch, welches das Verfahren bei diesen Processen genau ordnete. Wie man das Hexenwesen als das Abscheulichste anerkannte, so waren auch die Mittel, welche man anwendete, um die für Hexen Gehaltenen zum Geständniß zu bringen, abscheulich, um so mehr, als man glaubte, mit den verstocktesten, durch die Hülfe des Satans unterstützten Personen zu thun zu haben. Auf die nichtswürdigsten Anzeichen wurden oft diese Processe eingeleitet und durch die gräßlichsten Martern zwang man die Unglücklichen zum Geständniß alles Unsinns, den man ihnen abfragte. Starben sie unter den Qualen, dann hieß es, der Teufel habe sie erwürgt, damit sie ihn nicht verriethen, und überlebten sie die Martern ohne Geständniß, so griff man oft noch zu dem letzten Mittel der **Hexenprobe**, einer Art Wasserprobe. (S. **Gottesgerichte**.) Man hat berechnet, daß in 1100 Jahren 9,442,994 Hexen und Zauberer hingerichtet worden seien. Die gewöhnliche Art der Strafe war der Feuertod. Ist auch jene Zahl wahrscheinlich übertrieben, so muß man es doch als einen der erfreulichsten Fortschritte des Menschengeschlechts freudig anerkennen, daß man allgemein zu der Überzeugung gekommen ist, daß der Glaube an Hexerei ebenso unsinnig als irreligiös ist. Die Lehre des Christenthums ist ihm ebenso wie die gesunde Vernunft entgegen, denn das Christenthum lehrt, daß Christus die Macht des Teufels über den Menschen gebrochen habe, und die Vernunft weiß, daß das Böse niemals zu einem selbständigen Dasein gegen den göttlichen Willen, welcher das Gute ist, gelangen könne. Geistvolle und gebildete Männer traten schon im 16. Jahrh. gegen den Glauben an Hexerei kräftig auf, dennoch wurde noch 1780 zu Glarus in der katholischen Schweiz eine Hexe hingerichtet und selbst in der neuesten Zeit sind noch einzelne Fälle vorgekommen, welche leider gezeigt haben, daß noch hier und da die Volksbildung so zurück ist, daß man an die Möglichkeit von Hexerei glaubt. Wenn sogar einzelne scheinbar gebildete Männer ähnlichen Aberglauben wieder aufzufrischen gesucht haben, so kann man sie nur wegen der an Wahnsinn grenzenden Verwirrung ihres Verstandes bedauern.

Digitized by Google

**Heyne** (Christ. Gottlob), einer der ausgezeichnetsten Kenner des griech. und röm. Alterthums, hat sich durch Abfassung in jenes Alterthum einführender Schriften, durch sorgfältige und mit den geist- und kenntnißreichsten Anmerkungen ausgestattete Ausgaben röm. und griech. Schriftsteller, sowie durch seine Thätigkeit als akademischer Lehrer hohe Verdienste und bleibenden Ruhm erworben. Er war 1729 geboren, der Sohn eines armen, aus Schlesien nach Chemnitz in Sachsen eingewanderten Leinewebers, und widmete sich mit dem unsaglichsten Fleiße unter den drückendsten Vermögensumständen den Wissenschaften. Auf der Universität zu Leipzig und nachher als Privatgelehrter zu Dresden hatte er mit der bittersten Armuth zu kämpfen. Kleine Anstellungen, welche ihm zu Theil wurden, wie die eines Copisten bei der Bibliothek des Grafen Brühl (1753) und die eines Hofmeisters bei einem jungen, die Universität Wittenberg besuchenden Adeligen (1759) verlor er durch die Verwirrungen, welche der damalige Kriegszustand herbeiführte. Indeß hatte er sich bereits einen Namen als Schriftsteller erworben und 1763 wurde er daher als Professor der Beredtsamkeit an die Universität zu Göttingen berufen. Man konnte ihn nur mit Mühe auffinden, denn das Elend hatte ihn in die Verborgenheit zurückgedrängt. In seiner neuen Stellung erwarb er sich bald die größten Verdienste, namentlich auch um die göttinger Universitätsbibliothek, zu deren erstem Bibliothekar er 1764 ernannt wurde. Sein Ruhm verbreitete sich über die ganze gebildete Welt, und die Liebenswürdigkeit und Rechtschaffenheit seines Charakters trugen ebenso sehr wie seine Verdienste dazu bei, daß man ihm von allen Seiten Anerkennung zu bezeugen bemüht war und ihn mit den wichtigsten und ehrenvollsten Aufträgen überhäufte. Er starb 1812, bis an seinen Tod segensreich thätig.

**Hibiscus** ist ein den Malven (s. d.) verwandtes ausländisches Gewächs, welches in sehr vielen Arten vorkommt, von denen einige auch bei uns in Ziergärten gezogen werden. Der eßbare Hibiscus (Hibiscus esculentus) wird in beiden Indien als Küchenkraut gezogen, indem die unreifen, sehr schleimigen und nahrhaften Früchte, nachdem sie vorher getrocknet worden, eine wohlschmeckende Speise geben. Am merkwürdigsten ist der vorstehend abgebildete lindenblätterige Hibiscus (H. tiliacus), welcher in Ostindien wächst und eine Höhe von 18 F. erreicht. Es hat schöne rothe Blüten, welche sehr angenehm von den grünen, sammetartigen, sechs Zoll langen Blättern abstechen und sich beinahe das ganze Jahr hindurch immer wieder erneuern. Man pflanzt ihn zu Lauben, Hecken und dergl. an, benutzt den Bast zu Stricken u. s. w. und schreibt dem Holze und besonders der schleimreichen Wurzel arzneiliche Wirkungen zu. Die schön roth blühenden sogenannten chines. Rosen (H. rosa sinensis), die Stundenblume (H. trionum) und andere sind in unsern Gärten wachsende Hibiscusarten.



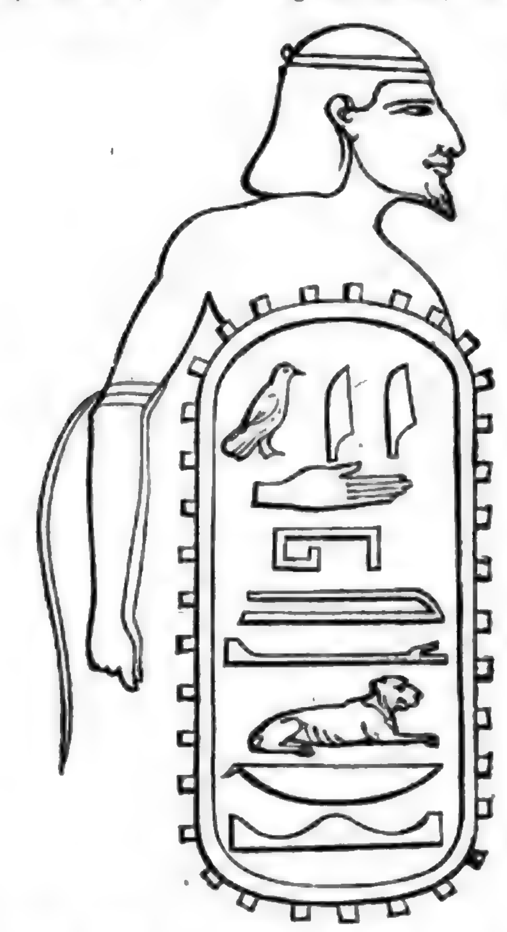
**Hierarchie** ist ein griech. Wort, welches Herrschaft des Heiligen und in übergetragener Bedeutung Priesterherrschaft bedeutet. Eine Hierarchie war namentlich der Staat der Hebräer (s. d.), so lange der Hohepriester im Namen Gottes als höchstes Oberhaupt herrschte. Später ist die Herrschaft der christlichen Kirche als Hierarchie aufgetreten (s. Kirche), und namentlich war es die über alles weltliche Ansehen sich erhebende Macht des Papstes, der als Stellvertreter Christi und somit als Haupt der Christenheit auftrat, welche als Hierarchie bezeichnet wurde.

**Hieroglyphen**, d. h. heilige Schriftzüge, nennt man die Bilderschrift der alten Ägypter, deren Kenntniß ein vorzugsweises Besitzthum der Priesterkaste war und welche man noch jetzt auf vielen alten Denkmalen, wie Obelisken und Pyramiden, auf Tempelwänden, in Grabmälern, auf Papyrusrollen u. s. w. in Ägypten findet und um deren Enträthselung sich schon viele Gelehrte die größte Mühe gegeben haben, ohne zu einem völlig genügenden Resultate gekommen zu sein. Man erblickt solche Hieroglyphen auf den Obelisken von Luxor, deren Abbildung im Artikel Ägypten (s. d.) mitgetheilt ist, sowie in größerer Form auf der umstehenden Abbildung. Es sind diese Schriftzeichen, wie man sieht, Bilder von allerlei Gegenständen, wie Natur und Kunst sie erzeugen. Außer dieser echten Hieroglyphenschrift gibt es noch andere altägyptische Schriftarten, welche wahrscheinlich durch Abkürzung und theilweise Abänderung jener ältesten Hieroglyphenschrift entstanden sind. Die größten Verdienste um Entzifferung der Hieroglyphen haben sich der Engländer Young und der Franzose Champollion erworben. Aus der Vergleichung gleichlautender griech. und ägypt. Inschriften, welche sich auf verschiedenen Denkmälern nebeneinander finden, hat man entdeckt, daß keineswegs überall, wie man früher annahm, jede Hieroglyphe nur denjenigen Gegenstand bedeute, den sie als Abbildung oder Zeichen darstellt, sodaß jedes Zeichen ein ganzes Wort wäre, sondern daß wenigstens im Namen die einzelnen Zeichen einzelne Buchstaben bezeichnen. Dieselben Zeichen kehren mit derselben Bedeutung wieder. Für eine derartige Auffassung der Hieroglyphen spricht auch der Umstand, daß die alte phönizische und die aus ihr hervorgegangene hebr. und griech. Buchstabenschrift ebenfalls dadurch entstanden sind, daß man die Abbildung eines gewissen Gegenstandes als Zeichen für den Buchstaben genommen hat, mit



Digitized by Google

welchem sich der Name jenes Gegenstandes anfängt. Auf der Mauer eines alten ägypt. Palastes fand man einen Triumphzug abgebildet; die Fürsten von 30 besiegten Völkern werden aufgeführt und unter ihnen erscheint auch der unten abgebildete. Champollion liest die Inschrift auf seinem Schilde „Jondaha Malek", d. h. König der Juden, eine Entzifferung, welche durch den offenbar jüd. Charakter des Gesichts bestätigt wird. Nach der Geschichte muß dieses Bild den Rehabeam vorstellen. Bei der Wichtigkeit der alten Ägypter und bei der großen Anzahl von Inschriften auf den großartigen Denkmälern, welche sich jenes Volk schon in den ältesten Zeiten gesetzt, liegt es am Tage, welch ein Gewinn für die Geschichte es wäre, wenn man in den Stand gesetzt würde, die Hieroglyphenschrift völlig zu enträthseln.



**Hieronymus** (der Heilige), ein durch seine Sprachkenntnisse und seine Begeisterung für die christliche Kirche höchst ausgezeichneter alter Kirchenlehrer. Geboren 331 n. Chr. zu Stridon in Dalmatien, kam er frühzeitig nach Rom und erhielt hier einen vortrefflichen Unterricht. Er war noch Heide, und das üppige Leben der Hauptstadt verlockte ihn zu mancher Ausschweifung; aber schon in Rom und noch mehr auf Reisen am Rhein und in Gallien lernte er die christliche Religion näher kennen und vor seinem 40. Jahre ließ er zu Rom sich taufen. Er faßte nun eine große Vorliebe für ein strenges, nur der Buße und religiösen Betrachtungen geweihetes Leben. Die weltlichen Freuden verachtete er und die Ehe hielt er für ein nothwendiges Übel, welches nur das Gute habe, daß Mönche und Nonnen aus ihr hervorgingen. Er begab sich selbst 374 in die Wüste von Chalcis und lebte unter strengen Bußübungen vier Jahre daselbst. Er wurde hierauf zum Presbyter zu Antiochien geweiht, doch trieb ihn Wissensdrang nach Konstantinopel, um dort von dem gelehrten Erzbischof Gregor von Nazianz sich unterrichten zu lassen. Als er 383 zu Rom als Lehrer auftrat, fand er besonders bei den vornehmen Frauen Beifall und viele von ihnen wurden durch seine begeisterten Reden bewogen, dem Glanze des Lebens zu entsagen und die Einsamkeit aufzusuchen. Eine dieser Frauen, Paula, begleitete ihn nach Palästina, wo H. von dem Vermögen derselben ein Kloster stiftete, in dem er bis zu seinem 420 erfolgten Tode blieb. H. hat viele gelehrte, namentlich theologische, Streitschriften verfaßt, auch das A. T. aus dem Hebräischen ins Lateinische übertragen, welche Übersetzung der Vulgata (s. **Bibel**) zu Grunde liegt.

**Hieronymus von Prag** war der kühne, gelehrte und treue Gehülfe Huß's bei dem Reformationsversuche, welcher beiden Männern das Leben kostete, aber die Reformation Luther's vorbereitete. H. hieß eigentlich **Faulfisch** und hatte zu Prag, wo er geboren, zu Paris, Köln und Heidelberg studirt, als er 1399 Magister der freien Künste und Baccalaureus der Theologie wurde. Seine Gelehrsamkeit brachte ihn in Ruf und daher zog ihn 1410 Wladislaw II. bei Stiftung der krakauer Universität zu Rathe. Schon früher hatte er auf einer Reise in England die Lehre **Wiclef's** (s. d.) kennen gelernt, und als er vor König Sigismund von Ungarn zu Ofen predigte, brachte er Wiclef'sche Ansichten vor, worauf er zu Wien eingezogen, auf Verwenden der prager Universität aber bald wieder losgegeben wurde. Hierauf trat er nun zu Prag mit Huß gegen die Misbräuche der katholischen Kirche mit einer Begeisterung auf, welche ihn zu dem kühnsten, oft zu einem allzu weit gehenden Eifer hinriß. Er trat die Reliquien, denen man göttliche Verehrung zollte, mit Füßen, verbrannte 1411 öffentlich die päpstl. Ablaßbriefe und die Kreuzbulle wider König Ladislaw von Neapel, ließ Mönche, welche seinen Verbesserungen Widerstand leisteten, einziehen und einen sogar in die Moldau werfen. Als Huß (s. d.) zu Konstanz gefangen gesetzt worden war, eilte H. zu seiner Vertheidigung. Er suchte von Überlingen aus bei der Kirchenversammlung, welche zu Konstanz abgehalten wurde, um freies Geleit nach, erhielt aber keine befriedigende Antwort und wollte nun nach Prag zurückkehren, als ihn der Herzog von Sulzbach in Hirsau festnehmen und gefesselt nach Konstanz bringen ließ. Im Kerker erfuhr er das unglückliche Schicksal seines Mitkämpfers für die Sache der Wahrheit, und erschreckt durch dasselbe, ermattet durch ein halbjähriges schweres Gefängniß, beging er die Schwachheit, Alles, was man ihm als seine und Huß's Ketzereien vorwarf, zu widerrufen. Dennoch behielt man ihn in der Gefangenschaft und bald ermannte sich sein Geist wieder, er sprach vor Denen, die sich ihm zu Richtern aufgeworfen, muthig aus, daß er seinen Widerruf zurücknehme, der die größte seiner Sünden sei und daß er fest an der Überzeugung hange, die er und Huß ausgesprochen hätten. Vier Tage darauf, am 30. Mai 1416, ließ ihn die Kirchenversammlung verbrennen. Er bestieg unter Absingung des apostolischen Glaubensbekenntnisses und geistlicher Lieder getro-

Digitized by Google

sten Muthes den Scheiterhaufen und verschied unter lautem Gebet. Seine Asche ward in den Rhein gestreut.

**Himalâja** (d. h. Ort des Schnees), ein Gebirge in Asien, welches die Scheidewand zwischen dem ind. Tieflande und der tibetanischen Hochebene bildet, trennt namentlich die Thäler von Kaschmir und Nepal von Butan und Tibet. In ihm liegen die höchsten Bodenerhebungen auf Erden, denn der Tschamulari an den Grenzen von Butan hat eine Höhe von 26,400, der Dhawalagiri oder weiße Berg an jener von Nepal von 26,140 und der Dwaja-giri von 24,156 F.; sie sind also um 4—6000 F. höher als der Chimborazo in Amerika, den man lange für den höchsten Berg auf Erden hielt. Die allgemeine Richtung des Gebirgszuges ist von Nordwest nach Südost. Wenn man die Himalajakette in ihrer weitesten Ausdehnung verfolgt, so begrenzt sie nach O. zu Assam im N. und enthält hier die Quellen des Brahmaputra, geht durch den nördl. Theil von Awa, bringt in die chines. Provinz Yünnan, wo sie noch hohe, eisbedeckte Gipfel hat und zieht, immer niedriger werdend, durch China, bis sie an den Gestaden des stillen Weltmeers ausläuft. Auch der lange Gebirgszug, welcher als Yomadarng und Anapectomiu Hinterindien bis zum Cap Negrais durchzieht, gehört zum Himalajasysteme. Der westl. Theil desselben ist bekannt unter dem Namen Hindukoh oder Hindukusch; er zieht durch Kabul und Khorassan, wo er in die Höhenzüge auszulaufen scheint, welche dieses Hochland durchstreichen und sich bis Adserbeidschan, einer pers. Provinz am kasp. See, erstrecken. Man kann also dieses Gebirgssystem, dessen östl. und westl. Ende vulkanisch sind, in einer Ausdehnung von mehr als 70 Graden, oder der halben Länge der Cordillera de los Andes, welche die Gräte Amerikas bildet, verfolgen. Der Himalaja im engern Sinne, nämlich der zwischen dem Indus und Brahmaputra liegende Theil, nimmt einen Flächenraum von mehr als 12,000 □M. ein und hat 11 Pässe, die nach Tibet und in die chines. Tatarei führen. Sie liegen 12—14,000 F. über der Meeresfläche. Der Südabhang, von welchem der Ganges, die Dschumna und andere Flüsse herabfallen, wird von den Hindus, die in großer Anzahl hierher pilgern, als ein heiliges Land betrachtet. Der Fuß des Gebirges ist mit dichtem Urwalde, in welchem Elefanten, Nashörner und Tiger hausen, umsäumt, und diese Gegend ist in ihren niedrigern Theilen sehr ungesund; weiter hinauf liegt eine Ackerbauregion, wo Baumwolle, Reis und Getreide wachsen. Diese ist ungemein gesund, wird von den Europäern, welche in dem heißen, erschlaffenden Tieflande ungesund geworden sind, häufig besucht, und vor einigen Jahren haben daher die Engländer in einer Höhe von 9000 F. zu Dargiling eine Genesungsanstalt gegründet. Die Linie des ewigen Schnees beginnt im Himalaja unter etwa 30° nördl. Breite am Südwestabhange mit 12,000 F., auf der Nordwestseite mit 15,000 F., und hier liegt in Tibet das Dorf Daba, 14,500 F. über dem Meere; der höchste Platz, bis wohin überhaupt auf Erden Menschen wohnen. Übrigens ist der Himalaja erst seit dem Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts, und zwar durch die Bemühungen der Engländer, näher bekannt geworden.

**Himmel** nennt man den Luftraum, der sich scheinbar als ein Kugelgewölbe über den Gesichtskreis erhebt. Im weitern Sinne erhält auch der unermeßliche Weltraum mit allen in ihm befindlichen Himmelskörpern diesen Namen. Die Farbe des Himmels ist blau und zwar ein um so schöneres Blau, je weniger die Luft mit Dünsten erfüllt ist, daher auch auf hohen Bergen und in Klimaten, welche weniger als die unsern Wetterveränderungen ausgesetzt sind, der Himmel ein schöneres Blau zeigt. Als Bild eines ungetrübten Glücks und seliger Freuden wird der Himmel deshalb gebraucht, weil der Mensch sich das Göttliche und Geistige als ein Überirdisches, ein über die Erde wie der Himmel Erhabenes vorstellt. Über den Wolken und Sternen sucht er seine bleibende Heimat, dahin folgt seine Liebe den theuern Abgeschiedenen, dort denkt er sich den lichtglänzenden Wohnsitz Gottes und seiner Engel, in den der verklärte Christus einging und wo er den Seinen die Wohnungen bereitet. So sinnlich auch diese Vorstellungsart der Geisterwelt erscheint, so kann sich doch ihrer auch der Gebildete nicht entäußern, da das Übersinnliche von dem Menschen nur als ein Räumliches und über das Irdische Erhabenes vorgestellt werden kann.

**Himmel** (Friedr. Heinr.), ein durch die Zartheit und Anmuth seiner Melodien beliebt gewordener Componist, wurde 1765 zu Treuenbrietzen in der Mark Brandenburg geboren und studirte Theologie. Dabei hatte er sich, durch Talent unterstützt, eine große Gewandtheit im Clavierspiel erworben. Er kam nach Potsdam, um sich zur Übernahme einer Feldpredigerstelle examiniren zu lassen, da hörte der König Friedrich Wilhelm II. von seiner Kunstfertigkeit und ließ sich von ihm mehremal auf dem Clavier vorspielen, und so sehr wußte sich H. bei dieser Gelegenheit den Beifall des Königs zu erwerben, daß dieser ihn zu seinem Kapellmeister ernannte und ihn auf Reisen schickte. Er blieb, jeden Ruf ins Ausland ausschlagend, in dankbarer Liebe dem preuß. Königshause zugethan, in Berlin bis an seinen 1814 erfolgten Tod. H. zeichnete sich besonders als Liedercomponist aus und componirte auch Opern oder vielmehr Liederspiele, unter denen „Fanchon" noch mit Beifall gehört wird.

**Himmelfahrt** (die) ist die Begebenheit im Leben Jesu, mit welcher seine irdische Wirksamkeit sich schließt und sein verklärter Zustand im Himmel beginnt. Der Erinnerung an dieselbe wurde seit dem 4. Jahrh. das immer 40 Tage nach Ostern fallende Himmelfahrtsfest gewidmet, das in der alten Kirche mit einer der Feier des Osterfestes nahekommenden Pracht begangen wurde. In der katholischen Kirche wird die Festbegebenheit durch das Auslöschen der Osterkerze versinnlicht. Mehrfache Versuche, dieses Fest auf den nächsten Sonntag zu verlegen, sind nicht gelungen; vielmehr wird es fast überall als ein für die ganze Christenheit bedeutungsvolles Fest gefeiert.

**Himmelreich** (das) ist ein in den Schriften des N. T. häufig vorkommender Ausdruck, unter dem sich die Juden vor und zur Zeit Christi den höchst glücklichen Zustand ihres durch die Erscheinung des Messias zum Mittelpunkt aller Nationen der Erde erhobenen Volks dachten. Indem Christus von dieser zu seiner Zeit allgemein herrschenden Vorstellung, die nachmals zu den chiliastischen Schwärmereien (s. Chiliasmus) Veranlassung gab, das rein Geistige eines durch die Religion verherrlichten Zustandes der gesammten Menschheit hervorhob, gründete er das Himmelreich oder die Gemeine der durch Religion und Tugend vereinigten

Christen. Der Glaube an Gott, als Schöpfer und Regierer der Welt, demüthige Unterwerfung unter die Gebote seiner Weisheit und Liebe, zuversichtliches Hoffen auf seine Gnade, die den Menschen in einen auch nach dem Tode dauernden Zustand der Glückseligkeit versetzen will, dies sind die Grundzüge eines Reichs, das zwar durch die Anstalt der Kirche erhalten und gefördert wird, aber unsichtbar nur in den Herzen frommer Christen besteht.

**Hinken** bezeichnet eine Unregelmäßigkeit des Ganges, welche durch ein Misverhältniß in der Brauchbarkeit der beiden untern Gliedmaßen bedingt wird. Die Störung betrifft nicht beide Gliedmaßen gleichmäßig, sondern entweder überhaupt eine oder doch vorzugsweise nur eine derselben. Die dem Hinken zum Grunde liegenden Fehler können angeboren oder erworben sein. Zu den angeborenen gehören Misstaltungen der untern Gliedmaßen, das Fehlen einzelner Theile derselben, fehlerhafte Bildung des Beckens; zu den erworbenen Veranlassungen Narben von beträchtlicher Ausdehnung, die nach großen Wunden entstanden sind, schmerzhafte Übel, wie z. B. Rheumatismen, das sogenannte Hüftweh, langwieriger Krampf in den Muskeln der untern Gliedmaßen, Brüche des Schenkelhalses und Schenkelknochens oder Verrenkungen desselben, die übel behandelt wurden oder nicht ohne Verkürzung geheilt werden konnten. Das Hinken ist immer nur ein Krankheitszeichen, nicht eine für sich selbständig bestehende Krankheit, so ist es z. B. oft das Hauptzeichen eines eigenthümlichen Hüftleidens, welches eben deshalb die Benennung: freiwilliges Hinken erhalten hat. Passender belegt man mit diesem Namen das Hinken der Kinder, welches vorzüglich bei Mädchen beobachtet wird, in manchen Familien erblich und wahrscheinlich ein Fehler der ersten Bildung, seltener Folge des zu frühen Gebrauchs der Füße ist. Der eine Schenkel ist gleich anfangs kürzer, aber weder schwächer noch magerer als der andere, auch nicht gelähmt, und läßt sich zwar ohne Schmerz und Knarren zur natürlichen Länge ausdehnen, verkürzt sich aber beim Nachlaß der Ausdehnung sogleich wieder. Übrigens haben Ober- und Unterschenkel ihre natürliche Richtung. Auch treten die auf diese Weise leidenden Kinder mit der ganzen Fußsohle auf. An Heilung ist nicht zu denken. Eine andere Art von Hinken der Kinder, welche ebenfalls nicht eher wahrgenommen wird, als bis sie anfangen, die untern Gliedmaßen zu gebrauchen, soll von einer im zartesten Alter erlittenen äußern Gewalt herrühren, durch welche die Bänder des Hüftgelenks gezerrt, geschwächt und zerrissen worden, sodaß sie den Kopf des Schenkelknochens nicht mehr gehörig in der Pfanne zu befestigen vermögen. Das Hinken scheint übrigens keinen wesentlich nachtheiligen Einfluß auf die übrige Gesundheit auszuüben, indem sich der Körper daran gewöhnt, doch ermüdet das Gehen Hinkende leichter als Gesunde und Brüche sollen bei ihnen nicht nur bedenklicher sein, sondern überhaupt auch häufiger vorkommen. Das Heilverfahren, welches man zur Beseitigung des Hinkens etwa einschlagen kann, muß vor allen Dingen die Ursache desselben zu heben suchen, in den meisten Fällen wird das Übel jedoch unheilbar sein und dann bleibt nichts übrig, als den Gang wo möglich durch mechanische Mittel zu verbessern, was bei Verkürzung des Fußes zuweilen schon durch einen hohen Absatz unter dem Schuhe oder auch eine ganze Sohle von entsprechender Höhe, in andern Fällen durch Krücken und künstliche Glieder erreicht wird.

**Hintersassen** nannte man im Mittelalter diejenigen Leute, welchen von einem Gutsherrn einzelne Theile seines Guts zum Bebauen übergeben waren, wofür sie ihn als Schutzherrn anerkennen und gewisse Dienste leisten mußten. Sie waren zwar nicht freie Eigenthümer, aber auch keine Leibeigne. Unter den unter einem Herrn verbundenen Hintersassen fand immer eine Verbindung in der Art statt, daß alle auf das Gut bezügliche Streitigkeiten von den aus gleichem Stande gewählten Schöppen entschieden wurden. Noch heute finden wir in manchen Ländern die Bezeichnung Hintersassen für gewisse Classen von Bauern; so heißen in Sachsen die Besitzer kleinerer Bauerngüter Hintersassen oder Gärtner.

**Hiob**, der Name eines biblischen Buchs, den es von der gleichbenannten Hauptperson desselben führt. Obwol gewöhnlich für ein Lehrgedicht gehalten, gehört es doch keiner Gattung der Poesie ausschließend an. Außer dem Reichthum weiser Lehren ist ihm auch die Erhabenheit der Ode und die lebendige Handlung des Trauerspiels eigen. Dem Inhalte nach ist das Gedicht eine Theodicee oder eine Rechtfertigung der göttlichen Vorsehung. Dem Menschen als einem ohnmächtigen Wesen steht nur die Unterwerfung unter Gottes erhabenen Rath zu, so sehr sich auch bei dem Bewußtsein der Unschuld die Natur des Leidenden dagegen sträuben mag. Das Beispiel H.'s, der bei seiner Rechtschaffenheit und Frömmigkeit dennoch die ganze Bitterkeit des Misgeschicks erfuhr, und seine Gespräche mit seinen Freunden Eliphas, Bildad, Zophar und Elihu dienen dazu, diese Wahrheit in das hellste Licht zu setzen. Letztere läßt der Dichter die unbescheidenen Gedanken der Menschen bei Beurtheilung des Unglücks, das den Menschen trifft, aussprechen. Die endliche Entscheidung des Gesprächs ist Gott zuertheilt, der auf eine erhabene Weise aus einer Gewitterwolke den Streitenden die gesuchte Wahrheit verkündigt. Der durch das Ganze herrschende Ton ist erhaben. Eine begeisterte, kühne, prächtige und kraftvolle Sprache herrscht in diesem Gedichte, welches geläuterte Vorstellungen über Religion und Sittlichkeit enthält, indem z. B. die sittlichen Grundsätze Gottesvertrauen und allgemeine Menschenliebe athmen. Ist der Verfasser dieses Gedichts seinem Namen nach auch unbekannt, so ist es doch nicht der fromme Sinn und der hohe Geist, der aus seinen Worten spricht. De Wette und Umbreit haben vortreffliche Übersetzungen dieses Gedichts geliefert.

**Hippel** (Theodor Gottlieb von), ein geistreicher, besonders als Humorist ausgezeichneter deutscher Schriftsteller, wurde 1741 zu Gerdauen, einem Städtchen in Ostpreußen, geboren. Sein Vater, der Schulrector war, gab ihm die erste Erziehung, und von seinem 16. Jahre an widmete sich H. auf der Universität zu Königsberg dem Studium der Theologie. Zurückgekehrt von einer 1760 nach Petersburg unternommenen Reise, auf der ihn ein Freund in die höhern Kreise der Gesellschaft eingeführt hatte, wurde H. Hauslehrer in Königsberg. Hier aber faßte er den Entschluß, um zu einer Stellung zu gelangen, welche ihm Ehre und ein glänzenderes Einkommen gewährte, sein theologisches Studium aufzugeben und sich den Rechtswissenschaften zu widmen. Mit Fleiß und Glück verfolgte er seine Pläne; er

Digitized by Google

wurde 1780 endlich dirigirender Bürgermeister zu Königsberg und Policeidirector, erhielt den Titel eines geheimen Kriegsraths und Stadtpräsidenten und ließ sich, weil er noch höher zu steigen hoffte, in den Adelstand erheben. Seine Pläne wurden jedoch vereitelt. Er hinterließ bei seinem 1796 erfolgten Tode ein Vermögen von 140,000 Thlrn. Seine Schriften, welche sich durch Witz, Phantasie, klaren Verstand, Menschenkenntniß und lebendigen Wahrheitssinn auszeichnen, gab er nicht unter seinem Namen heraus. Sie erschienen 1830 in einer Sammlung von zwölf Bänden. Besonders sind seine Schriften „Über die Ehe", „Über die bürgerliche Verbesserung der Weiber", „Über weibliche Bildung", „Lebensläufe in aufsteigender Linie" berühmt geworden. H. vereinigte in seinem Wesen einen ebenso scharfen als gebildeten Verstand mit einem zuweilen an Schwärmerei grenzenden religiösen Sinn, und die Liebenswürdigkeit des feinsten Gesellschafters mit dem Ernst und der Strenge eines Policeidirectors. Seine Pläne verfolgte er mit eiserner Consequenz und gelangte dadurch zu einem Ziele, welches Unzähligen unerreichbar gewesen wäre.

**Hippokrätes**, der Urheber der wissenschaftlichen Behandlung der Medicin, war ein berühmter griech. Arzt aus der von Äskulap ihren Ursprung herleitenden ärztlichen Familie der Asklepiaden, auf der Insel Kos, 450 v. Chr. geboren, unter dessen Namen wir noch eine Sammlung von Schriften besitzen, die jedoch höchst wahrscheinlich nur zum Theil von ihm herrühren. Er war auch ein ausgezeichneter Mathematiker, lebte, um sich in seiner Kunst als Arzt zu vervollkommnen, in verschiedenen griech. Städten, machte bedeutende Reisen und starb 370 v. Chr. Vor seiner Zeit war die Heilkunst ein Geheimniß der Priester gewesen, H. legte sie ohne Geheimnißkrämerei den Blicken Aller dar und öffnete Jedem zu ihr den Zutritt. Dabei machte er selbst die schärfsten, durch keine vorgefaßte Meinung verunstalteten Beobachtungen über den Verlauf der Krankheiten, bemerkte, daß dieselben gewisse Perioden haben, in denen ihre Heftigkeit wechselt, daß gewisse Tage vorkommen, an denen die Krankheit sich zu entscheiden pflegt (s. Krisis), und empfahl vor allen andern Heilmitteln eine passende Diät.

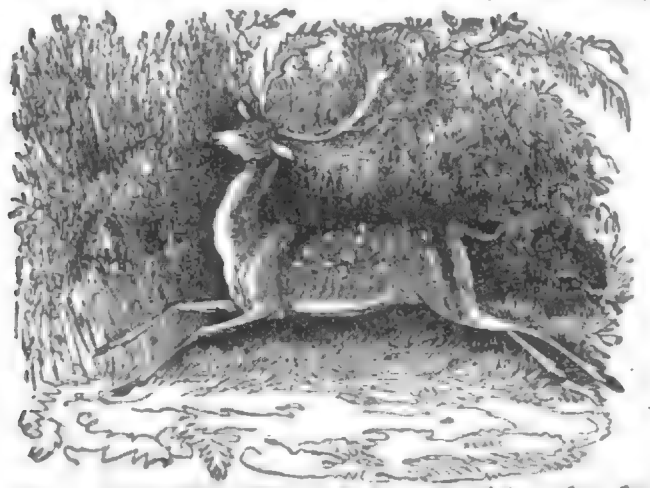
**Hirsch** (der) ist eine zahlreiche Gattung der Säugthiere, welche sich durch Zierlichkeit des Körperbaus, ästige Hörner, Geweih genannt, welche jedoch die Weibchen in der Regel nicht haben, und Thränengruben unter den Augen auszeichnet. Die Hörner werden alljährlich abgeworfen und durch neue ersetzt; der Schwanz ist kurz, der Leib schlank, die Beine sind hoch und dünn und haben gespaltene Hufe. Die Hirsche sind scheu und flüchtig und nur einige werden während der Brunstzeit muthig und wild. Sie leben von Gras, Baumknospen u. dgl. und sind ein beliebtes Jagdwild. Am bekanntesten ist der nachstehend abgebildete gemeine oder Edelhirsch, auch Rothwild genannt. Der männliche Hirsch heißt der Hirschbock, das Weibchen Hirschkuh, Thier oder Hindin. Jener ist größer und stärker als diese und wird bis 6 F. lang, 3—400 Pf. schwer. Der Hals ist lang und zottig, der Kopf klein mit großen Augen. Im Sommer sind die Hirsche gelb oder braunroth, im Winter aber werden sie graubraun; der Unterleib ist weißlich. Der junge Hirsch heißt Hirschkalb, das junge Thier Wildkalb und, wenn es schon größer ist, aber noch kein Junges geworfen hat, Schmalthier. Die Thränengruben unter den Augen sind einen Zoll tief und enthalten eine weiche, mit Haaren untermischte schmierige Masse, welche allmälig verhärtet und durch Reiben vom Hirsche entfernt wird. Man schrieb ihr sonst unter dem

Namen Hirschbezoar heilsame Kräfte zu. Die Hörner des Hirsches sitzen auf zwei aus der Stirn als Fortsetzungen des Stirnbeins hervorragenden, in einen knorrigen Ring ausgehenden Knochen, den sogenannten Rosenstöcken. An den Ringen, den Rosen, lösen sich im Frühjahre die Geweihe ab, aber bald wächst ein neues Geweih, welches größer und zackiger als das abgefallene wird. Anfangs ist es ein weicher Knorpel und von einer haarigen Haut überzogen, und in dieser Gestalt wird es als Sallat geschnitten und verspeist. Bald aber wird es fester Knochen und verliert durch Reiben an Bäumen den haarigen Überzug. Beim Kolbenhirsch ist das Geweih noch jung und mit der Haut überzogen. Das Hirschkalb bekommt nach dem ersten Jahre zwei Spieße ohne Enden (Zacken) und heißt Spießer, nach dem zweiten Jahre hat das Geweih zwei Enden und der Hirsch heißt Gabelhirsch. Von nun an bekommt der Hirsch im Durchschnitt jährlich zwei Enden mehr und heißt Sechsender, Achtender u. s. w. Mehr als 16—18 Enden kommen aber in der Regel nicht vor, obwol man z. B. zu Moritzburg in Sachsen ein Geweih mit 66 Enden hat. Das Geschrei des Hirsches, welches Orgeln genannt wird, gleicht einigermaßen dem Brüllen des Ochsen. Man findet die Hirsche außer der Begattungszeit in Rudeln. Während der Begattungszeit, welche von Anfang September sechs Wochen dauert, wird der männliche Hirsch wild, und treffen zwei männliche Hirsche zusammen, so geht es selten ohne Kampf ab, der zuweilen mit dem Tode des einen oder beider Gegner endet. Die Hirschkuh wirft nach 40 Wochen gewöhnlich nur Ein Junges. In den gemäßigten Klimaten der ganzen alten Welt und Amerikas, besonders aber in Europa und in Nordamerika, findet sich dieses edle Wild in den Gegenden, welche dichte Waldungen haben. Die Hirschjagd gilt für die edelste Art der Jagd und ist am kunstvollsten ausgebildet. Man fängt den Hirsch ent-

Digitized by Google

weder in Netzen oder schießt ihn mit der Kugel aus der Büchse. Das Fleisch desselben gibt ein wohlschmeckendes und gesundes Wildpret; aus der Haut macht man Pelze und Müffe, vorzüglich aber Sämischleder, aus welchem Handschuhe, Beinkleider, Decken, Degenkuppeln u. s. w. verfertigt werden. Die Hirschhaare werden zum Polstern und zu Haardecken verwendet. Das Hirschgeweih oder **Hirschhorn** wird zu vielerlei Drechslerarbeit, besonders zu Messergriffen, und die beim Drechsler abfallenden Späne, das **geraspelte Hirschhorn**, werden als Klärungsmittel des Weins, Biers und dergl., sowie zur Bereitung nahrhafter Gallerte verwendet. Aus dem Geweih, sowie aus den Knochen und Knorpeln der Hirsche und anderer Thiere bereitet man **Hirschhorngeist**, **Hirschhornöl** und **Hirschhorntalg**, welche, weil sie ein trockenes, flüchtiges Salz und ein übelriechendes, brenzliches Öl enthalten, in der Medicin angewendet werden. Das **gebrannte Hirschhorn** oder **Beinschwarz**, dessen sich die Gold- und Silberarbeiter zum Poliren bedienen, wird aus in Stücken zersägten Geweihen bereitet und ist kohlschwarz, wird jedoch durch Brennen im freien Feuer weiß. Das **Hirschtalg** wird zu Salben und Pflastern verwendet.

Zum Geschlecht der Hirsche gehören noch das **Reh** (s. d.), das **Rennthier** (s. d.), das **Elendthier** (s. d.) und der **Damhirsch**. Der letztere ist etwas kleiner als der Edelhirsch und hat ein dünneres und platteres Geweih, welches



in lange, breite Schaufeln ausgeht und viele, aber kurze Ecken hat. Im Sommer ist die Haut dieses Hirsches glänzend rothbraun, mit kleinen weißen Flecken auf Rücken, Keulen und Schultern. Ein weißer Streifen geht vom Blatte horizontal bis zu den Keulen, senkt sich dann in einem Winkel etwas herab und läuft bis zum Schwanze hin. Im Winter untermischen sich die Haare mit dunkelbraunen und grauen. Es kommen zuweilen auch ganz weiße, sowie ganz schwarze Damhirsche vor. Dieser Hirsch liebt mehr die wärmern Gegenden der gemäßigten Klimate und wird in Deutschland nur an einigen Orten in Thiergärten gehalten. Fleisch, Haut und Talg der Damhirsche wird dem der Edelhirsche vorgezogen. Auch läßt sich der Damhirsch noch leichter als der Edelhirsch zähmen, weil er von Natur weniger wild ist.

**Hirse** (der) (lat. Panicum miliaceum), ist eine zum Geschlecht der Gräser gehörige Feldfrucht, welche besonders in Schlesien, Böhmen, Mähren und Inneröstreich angebaut wird, aus Ostindien stammt und schilfartige, 2—3 F. hohe Stengel und ausgebreitete Rispen hat. Die kleinen, runden, glänzenden, weißlichen, gelben oder schwarzen Körner enthalten ein weißes Mehl, werden auf Stampfen von der sie umgebenden spröden Schale befreit und geben eine nahrhafte und gesunde Speise. In Frankreich bäckt man auch Brot aus Hirsemehl, welches jedoch nicht leicht zu verdauen ist. Der Abgang vom Mehl und das Stroh wird zu Viehfutter verwendet.

**Hirtenbrief** wird das Kreisschreiben eines katholischen Bischofs genannt, das er an die ihm untergebene Geistlichkeit alsdann ergehen läßt, wenn sie in besondern kirchlichen Angelegenheiten seiner Erinnerung oder Belehrung bedarf.

**Hochamt** ist die feierliche Messe, welche in katholischen Kirchen an Sonn- und Festtagen, sowie bei besondern Festlichkeiten vor dem Hochaltar bei dem Hauptgottesdienste gehalten wird. Während der Handlung wird von dem Chore eine ernste Kirchenmusik aufgeführt. Am feierlichsten ist das von einem Bischof und noch mehr das vom Papst gehaltene Hochamt.

**Hoche** (Lazare), einer der ausgezeichnetsten Generale der franz. Republik, war 1768 als der Sohn eines Aufsehers der Jagdhunde des Königs zu Versailles geboren und wurde, kaum 16 Jahre alt, Soldat. Zugleich war er eifrig bemüht, sich zu bilden. Als die Revolution ausbrach, schloß er sich sogleich der Volkspartei an und begann bald zu steigen. Die tapfere Vertheidigung von Dünkirchen machte ihn zum General, und dem erst 24 Jahre alten Jünglinge ward das Commando der Moselarmee übertragen. Nachdem er bei Kaiserslautern (1793) Verluste erlitten hatte, drang er gegen die am Unterrhein stehenden Östreicher siegreich vor. Seine Freimüthigkeit erregte das Misfallen der Schreckensmänner zu Paris und H. wurde verhaftet, durch die neue Staatsumwälzung, welche Robespierre stürzte, aber gerettet. Der Convent übergab ihm den Oberbefehl über die Küstenarmee von Brest. Er war siegreich gegen die franz. königlich gesinnten Auswanderer, welche 1795 einen Einfall in Frankreich wagten; als ihm aber vom Convent aufgetragen wurde, jene sämmtlich tödten zu lassen, zog er sich von der Ausführung des Blutbefehls zurück. Unter der Regierung des Directoriums ward ihm die Unterwerfung der immer noch im Aufstande begriffenen Vendée übertragen. Hier, sowie in Anjou und Bretagne, stellte er ebenso sehr durch sein kluges Benehmen, wie durch seine Siege die Ruhe her, und seine Verdienste um das Vaterland wurden öffentlich anerkannt. H. ging mit dem kühnen Gedanken um, England auf seinem eignen Boden anzugreifen; er ging am 15. Dec. 1796 zu Schiffe, um in Irland zu landen, aber ein Sturm zerstreute seine Flotte. Hierauf commandirte H. die Maas und Sambrearmee, setzte 1797 Angesichts der Feinde über den Rhein, legte in vier Tagen mit seinem Heere 35 Meilen zurück, siegte dabei in drei Schlachten und fünf Treffen und nahm Wetzlar, als seinem kühnen Vordringen der in Italien abgeschlossene Waffenstillstand ein Ziel setzte. Auch seinem Leben war das Ziel schon gesetzt; er starb, wahrscheinlich an Gift, welches ihm das Directorium hatte beibringen lassen, zu Wetzlar am 15. Sept. 1797.

**Hochgericht** nennt man die Stätte, wo Galgen und Rad aufgerichtet ist, um zum Tode verurtheilte Verbrecher mittels derselben hinzurichten. In den Staaten, in denen diese Hinrichtungsarten aufgehoben worden, sind auch die Hochgerichte verschwunden.

**Hochkirchen**, ein sächs. Dorf in der Oberlausitz auf einer Anhöhe, an der Straße zwischen Bautzen und Löbau, ist durch zwei in und bei ihm gelieferte Schlachten bekannt. Der östr. General Daun stand 1758 mit 50,000 M. in einem festen Lager bei Löbau, und König Friedrich II. hatte die Gegend um H. mit 28,000 M. besetzt, als jener in den ersten Morgenstunden des 14. Oct. das preuß. Heer, welches er von allen Seiten eingeschlossen hatte, überfiel. Dichter Nebel begünstigte das Unternehmen der Östreicher; trotz der verzweifeltsten Gegenwehr wurden die Preußen vollständig geschlagen, denn die Verwirrung der aus dem Schlafe Aufgeschreckten und die Dunkelheit machten jede Ordnung unter ihnen unmöglich. Auf der Höhe von Dresa gelang es dennoch dem Könige, bei dem ersten Tageslichte sein Heer in Schlachtordnung zu stellen. Er zog sich nun in möglichster Ordnung zurück; aber mehr als 100 Kanonen blieben in den Händen der Östreicher, und 9000 Preußen waren theils gefallen, theils verwundet. Unter den Gefallenen waren Friedrich's Jugendfreund, der General Keith, und ein Prinz von Braunschweig, unter den Verwundeten fast alle Generale. Der König selbst hatte sich den drohendsten Gefahren ausgesetzt. Die zweite Schlacht, von der H. Zeuge war, ist die Schlacht bei Bautzen (s. d.).

**Hochland** heißt der nördl. Theil Schottlands, der durch die Grampianberge von dem Niederlande getrennt wird, das meist aus fruchtbarem Hügellande besteht. Jenes Grenzgebirge ist durch viele Thäler und Schluchten gespalten, von welchen die größten die Betten der Flüsse Leven, Earn, Tay und Dee sind. Mehre andere Eingänge vom Niederlande her aber waren ursprünglich so wild und enge, daß sie fast unzugänglich waren, ehe sie durch Kunst geöffnet wurden. Diese natürliche Grenzscheide, die selbst die erobernden Römer nicht überschritten, ist eine der Hauptursachen, daß die Hochländer Jahrhunderte lang in ihren Sitten und gesellschaftlichen Einrichtungen von den Bewohnern des Niederlandes verschieden geblieben sind. In der Grampiankette erheben sich mehre ansehnliche Gipfel, die, von Wolken bedeckt oder in Nebel eingehüllt, oft kaum erkennbar sind, während ihr ödes Ansehen und die tiefen felsigen Rinnen, von denen sie zerrissen sind, Spuren zerstörender Naturgewalt zeigen. Nur an den tiefern Abhängen findet man eine dünne Erddecke, wo Haidekraut wuchert und Raubvögel, weiße Hasen und Schneehühner wohnen; weiter abwärts aber sieht man Weiden mit zahlreichen Schafheerden. Am Fuße der Gebirge öffnen sich reizende Thäler, von Bergströmen gewässert und mit schönen Seen bedeckt, zuweilen auch bewaldet oder zum Getreidebau benutzt. Die Bewohner des Hochlandes gehören zum Stamm der Kelten. Sie selbst nennen ihr Land Gaelbach (Galenland) oder Albanich. Während nach der Vereinigung der Reiche der Picten und Scoten (s. Schottland) im 9. Jahrh. die Bewohner des Niederlands durch den Verkehr mit England allmälig zu höherer Gesittung gelangten, wurden die gesellschaftlichen Verhältnisse der Hochländer auf der Grundlage, die der Zustand der keltischen Urbewohner darbot, eigenthümlich ausgebildet. Sie vertheidigten in ihren Bergen gegen die allmälig vordringende Übermacht der Bewohner des Niederlands ihre Unabhängigkeit. Die Abtheilung des Landes in Thäler, Schluchten und Inseln führte zur Bildung kleiner Volksvereine, und Männer von ansehnlichem Vermögen oder ausgezeichneten Geistesgaben erhoben sich zu Häuptlingen. Jedes Thal wurde das Eigenthum eines Stammes, der Waffen zu seiner Vertheidigung, Weide für sein Vieh, sein Jagdgebiet, Holz zu jeglichem Bedarf hatte, und selten sich versucht fühlte, seinen Wohnsitz zu verändern, Fremde zu sich zu locken und einen allgemeinen Verkehr mit Nachbarn zu unterhalten. So bildete sich in jedem Stamm oder Clan eine patriarchalische Verfassung unter seinem Häuptlinge, die mehr durch Gewohnheit gegründet und durch allgemeine Einwilligung bestätigt, als durch Gesetze geordnet war. Jeder Stamm ehrte in seinem Häuptlinge den Abkömmling eines Ahnherrn, von welchem die Überlieferung die Herkunft des ganzen Stammes ableitete, und bewies ihm kindliche Ergebenheit, wie denn selbst der Name Clan von dem galischen Worte Klaan (d. h. Kinder) stammt. Jeder Stamm schloß meist nur unter sich Ehen und viele Glieder eines Clans führten mit dem Stammhause gleichen Namen. Gegen Alle stand der Häuptling in dem Verhältnisse eines Gutsherrn, Anführers und Richters. Die jungen Leute waren sein Gefolge auf der Jagd und im Kriege. Die ganze Clanverfassung aber beruhte wesentlich auf der Gewalt, die der Häuptling kraft seines Erstgeburtsrechts besaß und die durch Lehnsgerechtsame oder gutsherrliche Richtergewalt, die ihr zuweilen ein gesetzliches Ansehen gaben, nicht erweitert werden konnte. Die Pflichttreue der Glieder eines Clans gegen ihren Häuptling war unvergänglich und kein Verhältniß, keine Verpflichtung, wodurch sie sonst gebunden werden konnten, durfte dem Dienste vorgezogen werden, den das Stammhaupt foderte. Der Häuptling war gewöhnlich Obereigenthümer des gesammten Stammgebiets oder des größten Theils desselben, doch nicht mit unbeschränktem Eigenthumsrechte, da er nur die Verwaltung des Gemeindeguts leitete. Einen Theil des besten Landeigenthums, der ihm besonders zugewiesen war, ließ er zu seinem Vortheil anbauen, der übrige Theil des Gesammteigenthums aber ward unter die nahen Verwandten des Stammhauptes oder die Abkömmlinge eines gemeinschaftlichen Stammvaters auf längere oder kürzere Zeit verliehen. Diese Landesantheile gaben den Lehnleuten ihren Unterhalt, wurden aber nach einigen Geschlechtsfolgen zurückgenommen, um nähere Verwandte zu belehnen, worauf die Abkömmlinge des ursprünglichen Besitzers unter die Gemeinen zurücktraten. Zuweilen erhielten aber auch jüngere Verwandte des Häuptlings einen Antheil auf ewige Zeiten oder ererbten, erheiratheten oder erwarben sich selbst ein Besitzthum. Sie behielten dann ihren angestammten Rang und standen gewöhnlich an der Spitze einer Unterabtheilung des Stammes, wiewol immer von dem Stammhaupte abhängig und meist ihm zinsbar. Die Lehnleute, die dem Stammhaupte zunächst standen, bildeten den Clanadel, und eine Feder auf der Mütze bezeichnete ihren Rang. Sie zerstückelten ihre Antheile in kleinere Pachtungen, welche sie gegen geringen

Zins an Gemeine gaben, die in der strengsten Abhängigkeit von ihnen standen. Als es bei der zunehmenden Bevölkerung in den engen Thälern bald an Mitteln zum Unterhalte fehlte, zogen die jungen Söhne des Clanadels, die friedliche Beschäftigungen verachteten, die tapfersten Jünglinge an sich, um Raubzüge gegen das Niederland oder feindliche Stämme zu machen. Gewöhnlich wurde das Vieh der Feinde weggetrieben. Es gab eine eigne Classe verwegener Abenteurer, die man zu den gefährlichsten Unternehmungen gebrauchte, und in spätern Zeiten ward es gewöhnlich, sich von den Nachbarn eine Abgabe für den Schutz gegen Plünderungen geben zu lassen. Häufig gingen die jüngern Verwandten der Stammhäupter, um ihren Unterhalt zu suchen, in fremde Kriegsdienste, besonders nach Spanien und Frankreich. So blieben die Hochländer stets mit dem Kriege bekannt, und kriegerischen Sinn und Verachtung der Arbeit fand man selbst bei den Geringsten im Volke. Die Feldarbeit wurde den Alten und den Weibern überlassen. Der Schmied, welcher Waffen verfertigte, war der angesehenste Handwerker und gehörte zu dem Hausstande jedes Stammhauptes. Der Häuptling unterschied sich von seinen Stammgenossen nicht durch Glanz im Anzuge oder im Hauswesen, sondern nur durch zahlreiches Gefolge und Gastfreiheit. Jeder Stammhäuptling hatte seinen Barden, der die Thaten des Geschlechts und einzelner Mitglieder desselben besingen mußte. Der Sänger stand in hohem Ansehen. Das Lieblingsinstrument der Hochländer war die Sackpfeife, deren Töne auch im Kriege die Kampflust weckten. Muth und Freiheitsliebe, Anhänglichkeit an Heimat und häusliche Bande, Gastfreiheit und Hang zu froher Geselligkeit, unverbrüchliche Treue gegen bewiesenes Vertrauen waren stets Charakterzüge des Hochländers und sind bei allen Umwandlungen in den Sitten ein Erbtheil des Volks geblieben. Nur unter den Vornehmen, die zum Theil im Auslande ihre Bildung erhielten, waren gelehrte Kenntnisse verbreitet; aber Vaterlandsgeschichte, Dichtkunst und Musik waren Lieblingsunterhaltungen selbst des gemeinen Volks. Wie in ihren Sitten unterschieden sich die Hochländer von andern Völkern auch durch eine Tracht von altkeltischem Ursprung, welche, die freie Bewegung begünstigend, für Krieger, Jäger und Hirten die bequemste war. Der Stoff der hochländischen Tracht ist seit Jahrhunderten derselbe geblieben, ein wollenes Zeuch, zuweilen mit baumwollenem Einschlag, immer gewürfelt in bunten Farben, in frühern Zeiten gewöhnlich dunkelfarbig, in spätern oft grell bunt, der sogenannte Tartan. Jeder Stamm hatte gewöhnlich seine eigne Farbenmischung in dem Tartanmuster. Der Haupttheil der Kleidung war das Kilt, ein faltiger Schurz, der bis auf das Knie herabging. Reiter und alte Leute trugen zuweilen eine Beinbekleidung, eine Art von Strumpfhosen, Truis genannt. Der kurze Rock und die Weste waren gestickt oder mit Tressen besetzt. Das Oberkleid war ein zwei Ellen breites und vier Ellen langes Stück Tartan, das den Leib in breiten Falten umgab, durch einen Gürtel festgehalten ward, unten herabhing und um die linke Schulter gezogen, den rechten Arm freiließ. Bei Regen diente er als Mantel und wenn beide Arme frei sein sollten, ward er auf der Brust mit einer silbernen Spange befestigt. Vorn hing eine große Tasche von Dachs- oder Ziegenfell. Ein Dolch nebst Messer und Gabel steckten in einer an der Seite hängenden Scheide. Die Mütze gehörte nothwendig zum hochländischen Anzuge, und statt der Federn, dem Putz der Vornehmen, trugen Geringere einen Straus von Heidekraut oder einen Zweig von Stechpalmen. Die Schuhe bestanden aus dicken Lederstücken, die mit Riemen befestigt waren. Zu den Waffen des Hochlandes gehörten ein Schwert, ein kurzer Dolch, eine Flinte, ein Paar Pistolen und ein Schild, oder in Ermangelung der Flinte eine lange Lanze zum Hauen und Stechen, die Lochaberart. In den frühesten Zeiten gehorchten die hochländ. Stammhäupter einheimischen Fürsten, den mächtigen Herren der Inseln, die über alle westl. Inseln und einen großen Theil des Hochlandes herrschten, bis zu Anfange des 15. Jahrh. dieses Inselreich von den Königen Schottlands abhängig wurde. Die Gewalt der schot. Könige im Hochlande wurde jedoch dadurch wenig befestigt und die Unruhen, die Schottland zerrütteten, waren der Unabhängigkeit der hochländ. Häuptlinge so günstig, daß sie, während im Niederlande der kriegerische Geist verfiel, im 17. Jahrh. eine entschiedene Überlegenheit gewannen. Endlich wurden sie von Cromwell hart gezüchtigt, und während dieser das Gebirge von Heerhaufen durchziehen ließ, die Schlösser der Häuptlinge verheerte und Besatzungen in mehre Örter legte, zwang er die Clans, die Waffen niederzulegen. Nach der Wiederherstellung des Hauses Stuart, zu der die Treue der Hochländer viel beigetragen hatte, wurde den Stammhäuptern das von Cromwell aufgelegte Joch wieder abgenommen und die erschütterte Clanverfassung befestigte sich wieder. Als aber ihre Treue gegen das vertriebene Königshaus die Hochländer 1715 zum Aufstande verleitete, wurden strenge Maßregeln ergriffen, die Gewalt der Stammhäupter über ihre Lehnsleute zu beschränken. Die Ablieferung aller Waffen wurde befohlen, durch Anlegung von Landstraßen in den Gebirgen das Hochland mit dem Niederlande verbunden, und so den Fortschritten der Gesittung die Bahn gebrochen. Die Erbitterung, welche die Maßregeln der Regierung erregten, machte die Hochländer desto empfänglicher für die Aufreizungen, die der verbannte Königsstamm nicht sparte, und sie sammelten sich willig unter den Fahnen des Hauses Stuart, als Karl Eduard (s. d.) 1745 landete. Nach dem unglücklichen Ausgange des Kampfs hob die Regierung 1747 die Clanverfassung auf, ließ die Entwaffnung der Hochländer mit Strenge vollziehen und verbot selbst die alte Volkstracht, die erst 1782 förmlich wieder erlaubt wurde. Seitdem hat sich diese Tracht allmälig verloren und ist nur noch in einigen Gegenden, jedoch vermischt mit der Tracht der Niederschottländer, und nur unter dem niedern Volke noch üblich. Lange nach der Aufhebung der Clanverfassung dauerte die Ergebenheit des Volks gegen die Stammhäupter noch fort, aber allmälig hat sich, besonders seit dem Ende des 18. Jahrh., eine große Veränderung in der Sinnesart des Hochländers gebildet, die sich in der Umgestaltung der alten Sitten äußerte.

**Hochverrath** (lat. perduellio oder crimen majestatis ex primo capite) ist dasjenige Staatsverbrechen, welches von einem Unterthan des Staats in der Absicht begangen wird, den Staat, das Oberhaupt oder wesentliche Einrichtungen desselben zu vernichten. Wenngleich man den Hochverrath im Allgemeinen zu den Majestätsverbrechen zu zählen pflegt, so ist er doch von dem Majestätsverbrechen im en-

gern Sinne wol zu unterscheiden, indem dieses blos die Beleidigungen der Herrscherwürde in sich begreift. Der Hochverrath aber kann zum Gegenstande haben: 1) Das Dasein des Staats selbst, wenn die rechtswidrige Handlung auf Aufhebung des Zwecks jeder bürgerlichen Vereinigung durch Erregung von Bürgerkriegen und Anstiften von Aufruhr oder auf Zerreißung eines bestimmten Staats und Unterwerfung einzelner Theile unter eine fremde Herrschaft, auf Anstiften feindlicher Überfälle und Unterstützung der Feinde (Landesverrätherei) gerichtet ist. Das Auswandern der Unterthanen und die Auffoderung dazu ist kein Hochverrath, ebenso wenig das Verkaufen von Waaren an den Feind, wenn es gleich unter Umständen strafbar werden kann. 2) Das Staatsoberhaupt, wenn die mit der höchsten Gewalt im Staate bekleidete Person als solche vernichtet oder ihre Vernichtung versucht wird, welches durch Tödtung, durch Entthronung oder durch eine andere Handlung geschehen kann, die ihr die Ausübung ihrer Gewalt unmöglich macht, z. B. durch Entführung, Gefangenhalten u. s. w. 3) Die Verfassung, wenn die Grundgesetze des Staats oder einzelner Bestimmungen derselben auf gewaltsamem Wege aufgehoben werden. Von dieser Art, die Verfassung eines Staats umzugestalten, welche man Revolution nennt, ist die Reform wohl zu unterscheiden, durch welche die Grundgesetze des Staats ebenfalls umgestaltet werden können, jedoch auf dem vom Gesetze selbst vorgeschriebenen Wege. Eine durchaus unstatthafte Ausdehnung des Begriffs von Hochverrath ist es, wenn man die Aufstellung von Theorien oder Meinungen, die von der Tendenz und dem System der Regierung abweichen, oder einen freimüthigen Tadel bestehender Verhältnisse oder einzelner Regierungshandlungen zum Hochverrath zu stempeln sucht; selbst eine gewaltsame Widersetzung gegen einzelne Regierungsacte ist kein Hochverrath, sondern begründet erst das Verbrechen des Aufstandes und Tumults. Nur gegen die Person des Herrschers kann Hochverrath begangen werden, nicht aber gegen andere Glieder seiner Familie, es sei denn, daß z. B. durch Tödtung des einzigen Nachfolgers die Absicht der gänzlichen Umstürzung der Regierungsform klar am Tage liegt. Verbrechen gegen Minister oder andere Diener des Staatsoberhaupts fallen nicht unter den Begriff des Hochverraths. Auch kann derselbe nur von einem Angehörigen des Staats, gegen welchen das Verbrechen gerichtet ist, nicht aber von einem Fremden, welcher indeß deshalb nicht straflos ist, begangen werden. Das Verbrechen des Bürgers, welcher dem Staate Treue und Gehorsam geschworen hat, ist natürlich strafbarer als das eines Fremden, welcher keine Verpflichtungen gegen den Staat hat. Eine rechtswidrige, auf Vernichtung wesentlicher Bestandtheile des Staats gerichtete Absicht wird zwar zum Verbrechen des Hochverraths ausdrücklich erfodert, allein darauf, ob der Verbrecher seinen Zweck ganz oder theilweise erreicht hat, kommt bei dem Begriff des Hochverraths nichts an, wenngleich sich der Grad der Strafbarkeit danach bestimmt. Auch beim Hochverrath ist der bloße Versuch nicht so strafbar als das vollendete Verbrechen. Das röm. Recht ist insofern milder als die heutige Praxis, als es da keine Strafe verhängt, wo durchaus alle Mittel zur Erreichung der verbrecherischen Absicht fehlen. Nach gemeinem Rechte ist mit dem Zusammenfallen des deutschen Reichs auch der Begriff des Reichshochverraths weggefallen; allein man hat in neuern Zeiten in verschiedene Gesetzbücher dafür das Verbrechen des Hochverraths gegen den deutschen Bund aufgenommen. Die Strafe des Hochverraths nach röm. Rechte (die lex Julia majestatis ist das bekannteste Gesetz darüber), welches die Carolina (s. Halsgerichtsordnung) bestätigt hat, ist die Todesstrafe, Confiscation sämmtlicher Güter, Verfluchung des Namens und Ehrlosigkeit der Söhne des Hochverräthers. Die neuern Gesetzbücher kennen indeß nur noch die Todesstrafe, die übrigen Strafen, welche auch schon seit längerer Zeit außer Übung gekommen waren, sind von aufgeklärten und humanen Regierungen abgeschafft worden. Ebenso wenig pflegt auch heutiges Tages noch auf die volle Strafe erkannt zu werden bei einem ganz entfernten Versuche oder bei der bloßen Verschweigung und unterlassenen Verhinderung des Verbrechens. Auch ist die Ehrlosigkeit, welche auf die bloße Verwendung für den Verbrecher gesetzt war (weshalb der gerichtliche Vertheidiger eines Hochverräthers stets erst um besondere Erlaubniß nachsuchen mußte), weggefallen, wogegen indeß dem Theilnehmer einer Verschwörung, wenn er dieselbe zeitig genug anzeigt, in der Regel Straflosigkeit und selbst Belohnungen zugesichert sind. Zu den sogenannten Besonderheiten bei den Staatsverbrechen gehört noch, daß in Nothfällen ein schnelleres Verfahren, außerordentliche Gerichte, Exceptions- und Kriegsgesetze, Standrecht u. s. w. eintreten können. Daß aber der Staat im Zustande höchster Noth wider seine innern Feinde ohne alle gerichtliche Untersuchung sogleich mit der Bestrafung verfahren dürfe, ist eine Behauptung, welche alle Rechtssicherheit aufhebt.

**Hochzeit** (die) begreift die Festlichkeiten, welche bei Verheirathung eines liebenden Paars gebräuchlich sind. Fast bei allen Völkern ist es üblich, den Act, welcher zwei Menschen in die nächste Verbindung, in der Regel fürs Leben bringt, festlich zu begehen. Die Art der bei den verschiedenen Völkern bei dieser Gelegenheit üblichen Festlichkeiten ist jedoch nach den Ansichten, welche dieselben von der Ehe und von dem Verhältniß des Weibes zum Manne hegen, sehr verschieden. Alterthümlich ist im Allgemeinen die Vorstellung, daß der Mann in seinem Weibe eine nützliche Dienerin besitze, und hierauf gründet sich der bei vielen Völkern auch jetzt noch herrschende Gebrauch, daß der Mann an die Ältern der Frau für diese eine gewisse Summe zahlen, oder wol auch, wie z. B. Jakob that, um des Laban Tochter zu erhalten, für die Frau dem Vater derselben eine Zeit lang dienen muß. Bei den gebildeten Völkern kam dagegen die würdigere Ansicht auf, daß die Ehe eine aus gegenseitiger Liebe eingegangene Verbindung sei, und indem man das Weib für gleichberechtigt wie den Mann ansah, gaben die Ältern der Frau vielmehr wo möglich eine Mitgift mit, damit sie durch dieselbe auf den Erwerb des Mannes einen gegründeten Anspruch gewinne. Höchst eigenthümlich war die Sitte der Assyrer, nach welcher die schönen Mädchen öffentlich an den Meistbietenden versteigert wurden und das auf diese Weise gelöste Geld angewendet wurde, um die häßlichen Mädchen mit einer Aussteuer an den mindestfodernden Mann zu bringen. — Besonders festlich begingen die alten Griechen, namentlich die Athener, ihre Hochzeiten. Die Be-



Digitized by Google

werbung um ein Mädchen geschah bei den Ältern derselben unter Überreichung von Geschenken. Am Tage vor der Vermählung schnitt sich das Brautpaar eine Locke ab und weihete dieselbe den Göttern, deren Schutz Neuvermählte empfohlen waren. Es wurden Opferthiere geschlachtet, deren Galle man sorgfältig entfernte und aus deren Eingeweiden die Zukunft des Paars prophezeit ward. In feierlichem Fackelzuge wurde die Braut, welche dem Manne eine Mitgift zubrachte, in das Haus des Bräutigams gebracht und hier streute man Blumen und Kornähren auf das Brautpaar, damit es fruchtbar sei, und verbrannte die Achse des Wagens, auf welchem die Braut gekommen war, denn diese sollte das Haus nicht wieder verlassen. Es folgte ein Festmahl, und darauf wurde das Paar in das Brautgemach gebracht, wo ein Knabe die Füße der Braut mit Wasser aus dem Quell Kallirrhoe (d. h. Schönbrunn) wusch und Braut und Bräutigam einen Granatapfel oder eine Quitte speisten. Die Mutter übergibt die Braut dem Lager, der Bräutigam löst ihr den Gürtel und draußen singen Knaben und Mädchen Hochzeitlieder. — Bei den Spartanern war die alterthümliche Sitte, die Frau zu rauben, der Form nach beibehalten worden, und erst nachdem sich der Jüngling wiederholt heimlich aus dem mit den Altersgenossen gemeinsamen Schlafgemach fortgeschlichen und seine Geliebte besucht hatte, wurde die feierliche Heimführung vorgenommen. — Bei den alten Römern lag der ehelichen Gemeinschaft eine Übereinkunft zwischen dem Manne und dem Vater der Braut zu Grunde, welche niedergeschrieben wurde. Zugleich wurde die Mitgift festgesetzt, und die Braut wechselte mit dem Bräutigam Ringe, worauf die Verlobung gefeiert wurde. Man unterschied drei Arten von Verheirathung, indem die Ehe auch dann schon als eine gültige angesehen wurde, wenn die Frau nur über ein Jahr im Hause des Mannes gelebt hatte oder wenn der letztere dem Vater der Braut diese durch Übergabe eines Geldstücks gleichsam abgekauft hatte. Beiweitem feierlicher war die dritte Art der Verheirathung. Es wurden festliche Opfer gebracht, die Haare der Braut wurden zur Erinnerung an den Raub der Sabinerinnen mit einer Lanze nach Matronenart getheilt. Man wählte gewissenhaft einen Tag zur Heimführung aus, an welchem keine böse Vorbedeutung Unheil verkündete. Drei Knaben, deren beide Ältern noch am Leben waren, führten Abends bei Fackelschein die Braut, welche eine Stirnbinde mit einem Blumenkranz trug und mit einem feuerfarbenen Schleier verhüllt wurde, aus dem älterlichen Hause in das des Bräutigams. Hier erhielt sie die Schlüssel des Hauses nebst einem Spinnrocken und berührte mit dem Bräutigam Feuer und Wasser. Hierauf wurde zum Gastmahl geschritten und während die Matronen die Neuvermählten ins Brautgemach führten, sangen die Jungfrauen Hochzeitgesänge und die Knaben stimmten leichtfertige Lieder an. Die Hochzeitgäste erhielten kleine Geschenke und am folgenden Tage wurde noch ein Nachfest gehalten.

Bei den alten Hebräern hatte die Ehe zwar durch die Worte Gottes: „Seid fruchtbar und mehret euch" eine religiöse Weihe erhalten, doch scheint das Hochzeitfest nur weltlicher Art gewesen zu sein. Die Braut wurde feierlich eingeholt und dann wurden mehre Tage hintereinander Gastmahle im Hause der Neuvermählten gehalten. Dabei erschienen die jungen Eheleute bekränzt. Nach dem Mahle wurden dieselben feierlich ins Brautgemach geleitet. Bei den Hebräern, wie bei fast allen Orientalen, wurde eine hohe Wichtigkeit darauf gelegt, daß die Braut als Jungfrau dem Bräutigam übergeben wurde. Die jetzigen Juden heirathen so jung als möglich. Nach der feierlichen Verlobung erhält die Braut der Regel nach vom Bräutigam eine Morgengabe. Die Hochzeit wird gewöhnlich Mittwochs oder Freitags abgehalten. Am Vorabende wird die Braut von ihren Freundinnen gebadet und am Hochzeittage sitzen Braut und Bräutigam unter einem Thronhimmel, von einem großen schwarzen Schleier umgeben und den Kopf mit einem schwarzen Tuche bedeckt. Sie trinken aus einer Schale Wein, der ihnen unter Lobpreisung Gottes gereicht wird; der Bräutigam steckt der Braut vor Zeugen einen Ring an, der Ehecontract wird verlesen und gelobt, es werden Gebete gesprochen, worauf die Eheleute nochmals Wein trinken und der Becher dann an der Erde zerschmettert wird. Gastmahl, Tanz und Abführung der Braut in das Brautgemach beschließen das Fest.

Die Mohammedaner haben zwar die Erlaubniß, vier rechtmäßige Frauen heirathen zu dürfen, doch hat selten ein Mann mehr als eine, wegen der Kostspieligkeit mehrer Frauen. Eine religiöse Feier ist mit den Hochzeitfestlichkeiten nicht verknüpft. Bei den Türken wird die Ehe noch durch Kauf abgeschlossen, gewöhnlich in Folge eines zwischen den Verwandten der Brautleute eingegangenen Vertrags. Auf einem Pferde wird die Braut verschleiert in das Haus des Bräutigams gebracht. Hier herrscht Freude, eine Gesellschaft von Männern und Frauen, welche jedoch voneinander abgesondert sind, wird bewirthet, während im Hause der Ältern der Braut Trauer und Klage wie um eine Verstorbene ist. Während der Türke seine Braut vor der Hochzeit selten oder gar nicht zu sehen bekommt, sucht der Araber dieselbe unter Begünstigung ihrer Verwandten, ehe er um sie wirbt, entschleiert zu belauschen. Nachher wird der Kaufcontract geschlossen, und am Hochzeittage werden Braut und Bräutigam gebadet und geschmückt; Männer und Frauen versammeln sich, jedes Geschlecht für sich, zu Schmausereien. Abends endlich führen Matronen die Braut in das Zelt des Bräutigams, schweigend empfängt dieser die Braut, welche sich vor ihm neigt. Er drückt ihr ein Geldstück auf die Stirn und trägt sie, nachdem diese Ceremonie sich dreimal wiederholt hat, endlich in das innere Zelt. Bei den Beduinen raubt der Bräutigam die Braut in Begleitung seiner Freunde, welche sämmtlich mit Stöcken bewaffnet sind, während die Gespielinnen der Braut diese vergeblich zu vertheidigen suchen. — Bei den Brahmanen in Indien wird zwischen den Brautleuten als Sinnbild der Liebe ein Feuer angezündet, sodann werden Beide mit einer seidenen Schnur umwunden, als Zeichen der Unzertrennlichkeit, und zwischen ihnen liegt ein zusammengefaltetes Tuch, als Sinnbild, daß vor der ehelichen Verbindung keine Gemeinschaft unter ihnen stattfinden dürfe. — In China kennt der Bräutigam die Braut vor der Hochzeit nur aus den Beschreibungen, welche ihm die Verwandten von ihr gegeben haben. Er kauft sie ihren Ältern ab und sie wird ihm dann unter festlichem Prunk bei Fackelschein und Zimbelklang in einem verschlossenen Tragsessel zugeführt. Noch ist sie vermummt und erst, nachdem das Mahl vorüber, enthüllt sie der Bräutigam allein in einem Zimmer. Bald aber werden nun auch alle

Gäste eingeladen, die Braut in Augenschein zu nehmen und diese sprechen laut und ungenirt Lob und Tadel über die junge Braut aus. In dieser peinlichen Stunde zeigt unsere Abbildung die chines. Braut, der große Hut und der

Schleier, welche sie versteckten, liegen am Boden, und der Bräutigam horcht auf die Complimente, die seiner Braut eben gesagt werden. — In sehr hohem Ansehen steht die Ehe bei den Parsen oder Feueranbetern. Reinigungen und Festgelage gehen der Trauung voraus, welche durch den Priester vollzogen wird, und bei der zum Zeichen der Fruchtbarkeit das junge Paar mit Reis bestreut wird. Ein festlicher Zug, bei Fackeln und Musik, unter Geleitung der jubelnden Freunde, beschließt das Fest. — Die Hochzeitfeierlichkeiten der rohen, sogenannten wilden Völker sind ebenso mannichfaltig, wie diese Völker selbst, und im Allgemeinen kann man aus der Wichtigkeit, welche dieselben auf diese Festlichkeiten legen, auf die Höhe des Culturzustandes, welchen sie einnehmen, schließen.

Bei den Christen ist die wesentliche Bedingung einer gesetzlichen Ehe die förmliche Trauung (s. d.), und unter Hochzeit versteht man häufig nur die willkürlichen, oft aber durch Herkommen geregelten weltlichen Vergnügungen, die man mit der Trauung zu verbinden pflegt.

**Hof** (als Meteor) heißt ein heller, zuweilen farbiger Ring, welcher unter gewissen Verhältnissen um die Sonne oder den Mond erscheint. Oft sind auch mehre solche Ringe vorhanden und man hat dieselben von allen Größen beobachtet. Sie erscheinen nur dann, wenn die Atmosphäre mit dünnen, gleichförmig vertheilten Dünsten erfüllt ist, denn die also verdünnten Dünste sind die Ursache der ganzen Erscheinung. Hiervon kann man sich sogleich überzeugen, wenn man eine reine Glasscheibe leicht anhaucht und dann durch dieselbe ein Licht betrachtet. Es legen sich durch das Anhauchen feine Dunstbläschen an die Glasscheibe und das Licht erscheint, durch dieselbe betrachtet, mit einem farbigen Hofe umgeben. Da wir durch die Atmosphäre die leuchtende Sonne sehen, so wird bei dieser eine entsprechende Erscheinung auftreten müssen, sobald seine, gleichmäßig vertheilte Dunstbläschen jene erfüllen. Man unterscheidet von den kleinen Höfen die großen, welche häufig aus mehren einander durchschneidenden Kreisen bestehen und von der Erscheinung von Nebensonnen oder Nebenmonden begleitet zu sein pflegen. Diese Nebensonnen treten da auf, wo zwei der erwähnten Kreise sich schneiden. Man leitet die großen Höfe von den zu kleinen Eisnadeln gefrorenen, die Luft erfüllenden Dünsten ab. Die Höfe um den Mond pflegen unscheinbarer zu sein als die Höfe um die Sonne. Auch um die Venus hat man farbige Höfe beobachtet.

**Hof** bezeichnet ursprünglich jeden umfriedigten Platz, namentlich einen solchen, der sich bei Gebäuden befindet und gleichsam eine Erweiterung derselben bildet. In übertragener Bedeutung hat man dann die Gesammtheit alles Dessen, was mit einem solchen Hofe in näherer oder entfernterer Beziehung steht, Hof genannt. So z. B. heißen die Frohndienste, welche auf dem Herrenhofe von den Bauern zu leisten sind, Hofedienste, das Verzeichniß derselben

und der Hörigen, welche sie zu leisten haben, Hofbuch, das Inventarium eines Bauernhofs Hofbuch u. s. w. Vorzugsweise heißt Hof aber die gesammte Umgebung eines regierenden Fürsten und der Mitglieder seiner Familie, sowie man die zu demselben gehörigen Personen als Gesammtheit den Hofstaat nennt. Alle Einzelne dieser Personen werden durch Beisetzung des Wortes Hof zu ihrem Amts- oder Ehrentitel ausgezeichnet. Auch oft in gar keiner directen Verbindung mit dem Hofe stehenden Anstalten, Künstlern und Handwerkern wird das Wort Hof als ehrende Bezeichnung zugegeben, z. B. Hofapotheke, Hofsattler u. s. w. Die Gesammtheit der Regeln, welche bestimmen, was bei Hoffesten und überhaupt bei allem Auftreten bei Hofe für anständig gilt, sowol in Bezug auf Kleidung (Hofkleidung) als Benehmen, und auf deren Beobachtung streng gehalten wird, heißt die Hofetikette, das Hofceremoniel. Die Hofetikette war ehemals, wo man auf das Äußere mehr gab als gegenwärtig, noch viel strenger als jetzt und wurde mitunter, wie z. B. am span. Hofe, sowol für die Fürsten wie für alle sich ihnen Nahende zum lästigsten Zwange. Die feinen, nicht grade gefoderten, aber stillschweigend eingeführten, bei Hofe üblichen Regeln für das Benehmen bilden den Hofton, die Hofsitte. Eine Zeit lang bediente man sich an den Höfen zur Conversation lieber einer ausländischen Sprache als der vaterländischen, namentlich war bei den meisten Höfen die franz. Sprache auf diese Weise als Hofsprache eingeführt. Noch jetzt gilt es im Allgemeinen an den meisten Höfen als Regel, daß zu den ehrenvollern Stellungen im Hofstaate nur Adelige zugelassen werden. Die Ursache hiervon war ursprünglich, daß früher die Adeligen allerdings vorzüglich durch gesellschaftliche Bildung sich auszeichneten, sowie im Besitz eines hinreichenden Vermögens und freier Zeit waren, um sich dem Hofleben, welches Beides erfodert, widmen zu können. Auch ging man von der Ansicht aus, daß es der Würde des Fürsten gemäß sei, nur von Denen umgeben und bedient zu werden, welche als die Vornehmsten im Volke anerkannt waren. Alle Diejenigen, welche nach ihrem Range in der bürgerlichen Gesellschaft berechtigt sind, bei Hofe zu erscheinen, werden hoffähig genannt. Außer den Adeligen gehören zu den hoffähigen Personen die höhern Geistlichen, alle Offiziere, die vornehmen fürstlichen Beamten und ausgezeichnete Gelehrte und Künstler, die letztern jedoch nur ausnahmsweise. An verschiedenen Höfen herrschen hierüber verschiedene Regeln, welche in der Hofordnung, wo auch die Rangfolge der hoffähigen Personen festgesetzt ist, angegeben sind. In Rußland wird das Recht, bei Hofe zu erscheinen, nur durch den Rang, nicht aber durch die Geburt ertheilt. Zu den Hoffesten, welche sehr verschiedener Art sind, gehören namentlich die Couren, in denen der Fürst, von seinem Hofstaate umgeben, sich Fremde vorstellen läßt, Gratulationen annimmt u. s. w. Der Ort, wo sich der Fürst mit seinem Hofe aufhält, wird mit einem veralteten Worte das Hoflager genannt.

Was nun die innere Einrichtung des Hofstaates, die Bezeichnung und Vertheilung der Hofämter betrifft, so herrschen bei den verschiedenen Höfen sehr verschiedene Einrichtungen. Die angesehensten der Hofbeamten sind: der Oberhofmeister, welcher die Hoffeste anordnet, auf Beobachtung der Hofetikette hält und dem Hofstaate des Fürsten ebenso vorsteht, wie die Oberhofmeisterin dem Hofstaate der Fürstin; der Oberkämmerer, welcher den Dienst um die Person des Fürsten beaufsichtigt; der Oberhofmarschall, welcher die Oberaufsicht über die Ökonomie, das Hauswesen, Küche, Keller u. s. w. hat; der Oberstallmeister, der Oberhofjägermeister u. a. Zur Gesellschaft der Fürstin dienen die Hofdamen, Ehrendamen, Hoffräuleins. Die Kammerherren, welche sich durch zwei goldene Knöpfe über dem rechten Rockschoße auszeichnen, an welche sie im Dienst eine Schleife mit einem goldenen Schlüssel befestigen, sind die vornehmsten Diener und zugleich die Gesellschafter des Fürsten. Der Titel Kammerherr wird jedoch auch als bloßer Ehrentitel ertheilt. Kammerjunker, Hofjunker und Pagen (s. d.) sind auf die Kammerherren folgende adelige Diener des Fürsten. Für die niedrigern Dienstleistungen sind (bürgerliche) Kammerdiener, Kammerfrauen, Hoflakaien u. s. w. angestellt. Die vornehmsten Hofämter sind in neuerer Zeit ähnlich wie ehemals die Erbämter (s. d.) des deutschen Reiches, von verschiedenen Fürsten an einzelne angesehene Familien als Lehn übertragen worden, und es gibt auf diese Weise Erboberhofmeister, Erbmarschälle u. s. w., doch verrichten dieselben den Dienst in der Regel nicht, sondern neben ihnen gibt es noch wirkliche Oberhofmeister u. s. w. — Hofgerichte heißen in einigen Staaten die obern Landesgerichte. — Hof- und Staatskanzler ist der Titel, welchen in Östreich der erste, das ganze Ministerium leitende Minister führt. In Preußen führte der Fürst Hardenberg (s. d.) diesen Titel. — Hofrath, Reichshofrath hieß sonst ein Collegium zur Berathung der Regierungsangelegenheiten. Solche Collegien wurden seit dem 16. Jahrh. in Deutschland eingeführt und gestalteten sich allmälig zu obern Gerichten um. Hofrath ist auch ein Ehrentitel, der verdienten Beamten und Gelehrten ertheilt wird und der in den verschiedenen Staaten in verschiedenem Ansehen steht.

**Hofer** (Andreas), genannt der Sandwirth, war der brave Tiroler, welcher seine Landsleute in dem Aufstande 1809 anführte, zu den dieselben sich aus Anhänglichkeit an das östr. Kaiserhaus und zur Behauptung ihrer Freiheit erhoben hatten. H. war 1767 in einem Wirthshause, der Sand genannt, zu St.-Leonard im Passeyerthale geboren worden und hatte nachmals die Wirthschaft selbst übernommen. Schon in den frühern Kämpfen gegen die Franzosen hatte sich H. durch Patriotismus ausgezeichnet. Seit 1805 war Tirol (s. d.) an Baiern abgetreten, aber mit treuer Liebe hingen die Tiroler und namentlich auch H. an Östreich, und als sich 1808 Aussicht zu neuem Kampfe Östreichs mit Frankreich darbot, kam eine Anzahl tiroler Abgeordneten, unter ihnen H., nach Wien, um mit dem Erzherzoge Johann wegen eines Aufstandes in Tirol für die Sache Östreichs zu verhandeln. Wirklich wurde auch ein östr. Staatsbeamter beauftragt, den Aufstand zu leiten. Der Krieg brach aus, Tirol war so gut wie frei, als, während die Franzosen gegen Wien vordrangen, die Baiern in Tirol einfielen, es verheerten und die östr. Truppen sammt den Kriegern Tirols nach dem Brenner drängten. Hier erschien auch H. und stellte sich an die Spitze neuer Unternehmungen, bei denen ihn die Begeisterung seiner Landsleute um-

terstützte. Die Baiern wurden wiederholt geschlagen und mußten Tirol räumen; da wurden die Tiroler im besten Siegeslauf durch die Nachricht gehemmt, daß nach einem abgeschlossenen Waffenstillstande Tirol von den noch in ihm

stehenden östr. Truppen verlassen werden sollte. Das Land, von Östreich verlassen, fiel in die Hände seiner Feinde. Alles schien verloren und H. verbarg sich, um den Verfolgern zu entgehen, in eine Höhle des Passeyerthales. Als aber die Lage des Vaterlandes, der sich Männer wie Speckbacher, Peter Mayer und der Kapuziner Joachim Haspinger begeistert annahmen, durch mehre den Feinden beigebrachte Niederlagen wieder Hoffnungen Raum gab, trat auch H. wieder auf und übernahm nun den Oberbefehl. Er besiegte die Franzosen, vertrieb den Marschall Lefèbvre mit seinem Heere aus Tirol und leitete die Angelegenheiten desselben bis zum wiener Frieden. Jetzt aller Hülfe entbehrend und von den mächtigen Feinden von allen Seiten umdrängt, mußte der kühne Mann Anfangs Nov. 1809 die Erklärung seiner Unterwerfung an den Vicekönig von Italien abgeben. Er verschmähte die Flucht nach Östreich und hielt sich in einer Alpenhütte im Passeyr verborgen. Leider ließ er sich im Nov. durch falsche, übertriebene Nachrichten verleiten, nochmals die Waffen zu ergreifen; er wurde nun als Hochverräther betrachtet und die Franzosen suchten seiner habhaft zu werden. Von einem treulosen Freunde verrathen, kam er am 20. Jan. 1810 in die Hände derselben. Er ward nach Mantua gebracht, vor ein Kriegsgericht gestellt, zum Tode verurtheilt und am 20. Febr. 1810 zu Mantua erschossen. Der östr. Kaiser hatte ihn nicht retten können, aber er ehrte sein Andenken, indem er 1819 H.'s Familie in den Adelstand erhob, ihr die verlorenen Güter ersetzte und 1834 eine Marmorbildsäule des heldenmüthigen Mannes, wie vorstehende Abbildung zeigt, zu Innsbruck in der Franziskanerkirche neben dem Grabmal Kaiser Maximilian I. aufrichten ließ.

**Hoffmann** (Friedr.), ein berühmter Arzt, wurde 1660 zu Halle a. d. Saale geboren, studirte zu Jena und Erfurt, zeichnete sich als praktischer Arzt und als Chemiker aus und wurde bei Errichtung der Universität Halle 1693 erster Professor derselben. Hierher kehrte er auch zurück, nachdem er 1709—12 die Stelle eines kön. Leibarztes in Berlin bekleidet hatte, und lehrte mit großem Beifall bis an seinen Tod 1742. Er schrieb mehre ausgezeichnete Werke und erfand die Zusammensetzung verschiedener Medicamente, unter denen die Hoffmann'schen Tropfen und der Hoffmann'sche Lebensbalsam einen großen Ruf erhalten haben. Dabei hegte er die Überzeugung, daß einfache Lebensart und in vorkommenden Fällen die gehörige Anwendung sogenannter Hausmittel am wirksamsten zur Erhaltung der Gesundheit dienten; pflegte wohl auch zu sagen: „Wenn man gesund bleiben will, muß man Medicin und Ärzte meiden!“

**Hoffmann** (Ernst Theodor Amadeus, eigentlich Ernst Theod. Wilh.), ein beliebter deutscher Schriftsteller, wird häufig Callot-H. genannt, weil er 1814 „Phantasiestücke in Callot's Manier“ herausgab, in denen er Figuren auftreten ließ, welche Ähnlichkeit mit den fratzenhaft komischen Figuren des Malers Callot hatten. H., geb. zu Königsberg in Preußen 1776, war ein Mann von den vielseitigsten Talenten; er war nicht nur Schriftsteller, sondern auch Zeichner, ausgezeichneter Musiker und Componist, sowie tüchtiger Jurist. Nachdem er in Königsberg die Rechtswissenschaften studirt hatte, trat er in Staatsdienste und wurde 1802 Regierungsrath in Plock und 1803 in Warschau, verlor aber diese Anstellung durch den 1806 erfolgten Einmarsch der Franzosen. Hierauf war er erst in Bamberg, dann in Dresden und Leipzig Musikdirector beim Theater, gerieth aber abwechselnd in die traurigsten Lagen. Endlich kam er wieder zu einer gesicherten Stellung, indem er 1816 als Rath beim Kammergericht in Berlin angestellt wurde, wo er 1822 an einer höchst schmerzhaften Krankheit, aber bis zum letzten Augenblick eine bewunderungswürdige Geisteskraft bewährend, starb. Er erfüllte treu die Pflichten seines Berufs und fand dabei noch Muße zu einer großen Anzahl von Schriften. Seine Lebensart war höchst unregelmäßig. Von Natur mit dem lebhaftesten Geiste ausgestattet, regte er sich noch gewaltsam durch Wein auf. In seinen Schriften herrscht eine wüste, grelle und üppig reiche Phantasie; eigenthümlich sind ihm die gespensterhaft-phantastischen Gestalten, durch welche

Digitized by Google

er seine Leser zu spannen und aufzuregen weiß. Zur ruhigen, wahrhaft schönen Darstellung hat er es niemals gebracht. Ausgaben seiner Schriften sind zu Berlin und Stuttgart (1829 fg.) erschienen.

**Hofnarren** waren Spaßmacher, welche nach den Kreuzzügen an den Höfen der Fürsten und von reichen und vornehmen Herren gehalten wurden. Sie wurden auch **lustige** oder **kurzweilige Räthe**, **Tischräthe**, **Schalksnarren** genannt und waren von sehr verschiedener Beschaffenheit. Theils nämlich nahm man verkrüppelte, misgestaltete Menschen, Zwerge, Bucklige und dergl. zu Hofnarren, welche man lächerlich aufputzte, theils bekleideten diese Stelle Possenreißer der gröbsten Art, welche durch Grimassen, Zoten und plumpe Späße ergötzten, theils halb wahnsinnige, aber gutmüthige Menschen, welche mit sich spaßen ließen, aber alle Verhältnisse von ihrem verrückten Standpunkte aus ansahen und beschwatzten, theils endlich wirklich geistreiche und witzige Köpfe, welche die Narrenmiene nur annahmen, um lauter, ungenirter, beißender die Wahrheit sagen zu dürfen. Die Narren hatten das Privilegium, Alles zu reden, was ihnen einfiel, und nicht selten benutzten sie dasselbe, um ihren Herren auf witzige Weise Wahrheiten zu sagen, die jeder Andere nicht wagte auszusprechen. Doch wurden sie auch viel mit Worten gepeinigt und ihr Herr behandelte sie ganz als Leibeigne, ließ sie wol auch, wenn sie gar zu unverschämt wurden, auspeitschen. Auf dem geschorenen Kopfe trugen die Hofnarren eine eigenthümliche Kappe, die

Thevenin.

Cailette.

**Narrenkappe**, auch **Kogel**, **Gugel** genannt von dem lat. cucullus, d. h. Kukuk. Diese runde Kopfbedeckung war ehemals allgemein Sitte und zum Abzeichen wurden den Narren Eselsohren und ein Hahnenkamm an dieselbe gesetzt. Früher waren auch die Schellen an den Kleidern allgemein getragen worden, welche die Narren später als eigenthümlichen Putz trugen. Die Kappe, der große Halskragen der Hofnarren und andere Theile ihrer Kleidung wurden mit Schellen besetzt. Die Waffe des Hofnarren bildete der **Narrenkolben** (franz. marotte), zu dem vielleicht ursprünglich die noch jetzt unter dem Namen Narrenkolben, Narrenscepter oder Rohrkolben bekannte Sumpfpflanze mit dicken Kolben genommen wurde, bis sie später aus Leder in Gestalt einer Herculeskeule gemacht wurden. Auch machte man zierlich geschnitzte Narrenscepter in kolbenförmiger Gestalt, welche oben mit einem Narrenkopfe geziert wurden. — Unsere Abbildungen zeigen den zu seiner Zeit berühmten **Thevenin**, den Hofnarren des großen Kaisers Karl V., und **Cailette**, den Hofnarren des franz. Königs Ludwig XII. Ein nicht weniger berühmter Hofnarr war **Klaus Narr** oder Klaus von Ranstädt am Hofe des sächs. Kurfürsten Friedrich des Weisen, dessen Schwänke durch den Druck bekannt gemacht wurden. Gegen das Unwesen, welches mit den Hofnarren getrieben wurde, indem sogar vie-

Digitized by Google

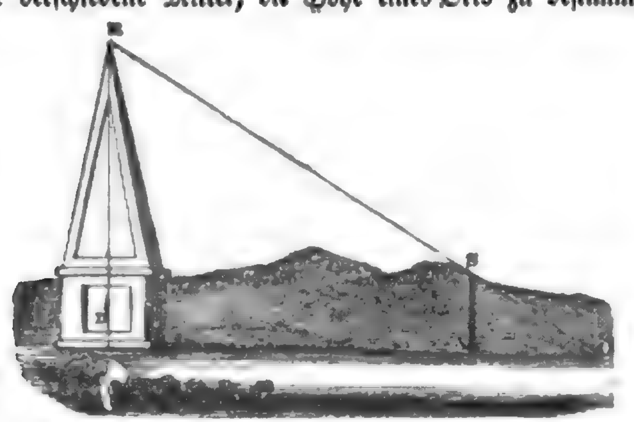
les schlechte Gesindel von der Narrheit gleichsam Profession machte, eiferten mehrmals die Reichstage. Mit Zunahme der Bildung gegen Anfang des 18. Jahrh. kamen die Hofnarren allmälig von selbst ab.

**Hogarth** (William), der durch seine witzigen Zeichnungen berühmt gewordene engl. Maler und Kupferstecher, wurde 1698 zu London als der Sohn eines armen Schullehrers geboren. Nachdem er seine Lehrzeit bei einem Silberarbeiter überstanden, beschäftigte er sich eifrig mit Zeichnen, zu welchem er schon in frühester Jugend ungewöhnliche Anlagen verrathen hatte. Zugleich suchte er sich durch Stechen von Wappen, Titelkupfer zu Büchern und durch Portraitmalen sein Brot zu verdienen. Er verheira-

Digitized by Google

thete sich 1730 und trat von nun an mit selbständigen Schöpfungen auf. Er stellte sich die Aufgabe durch Bilder, in denen die mannichfaltigsten Gruppen auftreten und in denen auch die kleinsten, scheinbar geringfügigsten Züge voller Witz und tiefer Bedeutung sind, die Laster und Schwächen der Menschen theils lächerlich zu machen, theils in ihrer Verabscheuungswürdigkeit darzustellen. Er gab auch ganze Reihen von Bildern, welche die verschiedenen Stufen des Elends darstellen, in welche Thorheit oder Lasterhaftigkeit den Menschen stürzen. In dieser Weise stellte er z. B. den Lebensweg einer Buhlerin, den Weg des Liederlichen, Fleiß und Faulheit u. dergl. vor. Einzelne ausgezeichnete Blätter sind: der Hahnenkampf (s. d.), die Schauspieler in der Scheune, der erzürnte Musikus und andere. Auch als Historienmaler trat H., aber mit geringerm Erfolg, auf, und 1753 erschien von ihm ein Buch: „Zergliederung der Schönheit“, in welchem er die Schlangenlinie als Schönheitslinie darstellte. Auf der Palette im umstehenden Bilde ist daher diese Linie angegeben. H. starb 1764 auf seinem Landgute zu Chiswick bei London und wurde daselbst begraben. Zu seinem Denkmal schrieb der berühmte Garrick (s. d.), H.'s vertrauter Freund, die Inschrift. Die Hogarth'schen Kupferstiche sind wiederholt herausgegeben und in eignen Büchern erklärt worden. Das beste deutsche Werk der Art sind Lichtenberg's „Erklärungen der Hogarth'schen Kupferstiche mit verkleinerten Copien derselben von Riepenhausen“ (12 Lieferungen, Göttingen 1794—1816, Fol.).

**Höhe** (die) eines Punktes über einer Ebene heißt die Länge der senkrechten Linie, welche vom Punkte auf die Ebene herabgelassen wird, oder, was Dasselbe, die Entfernung des Punktes von der Ebene. Bei einem Körper nennt man die Höhe die größte Entfernung, um welche irgend ein Punkt an der Oberfläche des Körpers von derjenigen Ebene absteht, welche als die Grundfläche des Körpers angenommen worden ist. Da auf der Erde, wenn man dieselbe als eine Kugel betrachtet, das Wasser aller großen Meere sich so vertheilen muß, daß es überall gleichweit von dem Mittelpunkte der Erde absteht, so pflegt man die Höhen der Punkte auf der Erdoberfläche, z. B. der Spitzen der Berge, nach der Erhebung derselben über die Meeresoberfläche (das Niveau oder den Spiegel des Meeres) zu bestimmen. Indeß wird häufig auch die Höhe eines Gegenstandes über einer andern Ebene, z. B. eines Thurmes über der Fläche, auf welcher er steht, gesucht. Man hat nun sehr verschiedene Mittel, die Höhe eines Orts zu bestimmen,



Höhenmessungen anzustellen. Eins der einfachsten, aber auch nicht weit ausreichenden dieser Mittel ist der Schatten des zu messenden Gegenstands. Gesetzt, es wäre die Höhe des Obelisken DE zu messen, dessen Schatten längs DO falle, so stelle man einen Stecken AS von bekannter Länge so auf, daß sein Schatten mit dem des Obelisken zusammenfällt und die Spitze desselben ebenfalls auf O trifft. In diesem Falle verhält sich die Entfernung OA zur Länge des Steckens AS, wie die Länge des Schattens des Obelisken OD zur Höhe desselben DE, oder es ist $DE = \frac{AS \times OD}{OA}$. Wäre nun z. B. AS=3 F., OA=5 F. und OD=50 F., so muß die Höhe $DE = \frac{3 \times 50}{5} = 30$ F. betragen. Das gebräuchlichste Instrument zum Messen von Höhen, namentlich von Berghöhen, ist der durch den Barometer (s. d.) angezeigte Luftdruck, welcher um so schwächer wird, je mehr man sich über die Meeresoberfläche erhebt. Da von dem Luftdrucke auch der Hitzegrad abhängt, bei welchem das Wasser siedet, d. h. sich in Dampf umwandelt, so kann man auch aus Thermometerbeobachtungen Höhenmessungen ableiten. Das Sieden des Wassers erfolgt nämlich bei einer um so geringern Temperatur, je geringer der Luftdruck ist, welcher der Verwandlung desselben in Dampf hinderlich ist. Daher erlangt auch das Wasser, ehe es sich in Dampf verwandelt, auf hohen Bergen keinen so hohen Hitzegrad, als dieses in der Ebene der Fall ist, und man braucht mithin nur mittels eines Thermometers zu beobachten, wie heiß das siedende Wasser auf der Spitze eines Berges ist, um dessen Höhe über der Meeresoberfläche berechnen zu können. Eine eigenthümliche Art des Messens, welche man bei niedrigern Orten anwendet, um ihren Höhenunterschied kennen zu lernen, ist das Nivelliren (s. d.).

In der Astronomie nennt man die Höhe eines Sternes die Erhebung desselben über den Horizont, welche, wenn man sich den Himmel als eine Halbkugel und den Horizont als die Ebene vorstellt, auf welcher jene Halbkugel ruht, durch den Bogen zwischen Stern und Horizont eines Kreises gemessen wird, der durch den Stern geht und senkrecht auf dem Horizont steht. Da der durch den Polarstern angedeutete Nordpol des Himmels um so näher am Horizont erscheint, je weiter man sich vom Nordpol der Erde entfernt, so nennt man die Höhe des Polarsterns über dem Horizont eines Orts die Polhöhe dieses Orts und bestimmt nach derselben die geographische Lage des Orts. Die Schiffer sagen für Polhöhe kurz Höhe, und hiernach bedeutet in der Schiffersprache: „Auf der Höhe eines Orts“ sich befinden, so viel als an einen Ort im Meere gelangt sein, welcher gleiche Polhöhe mit dem angegebenen Orte hat.

**Hoheit** nennt man im Staatsrecht den aus den materiellen Rechten der Staatsgewalt fließenden Wirkungskreis des Herrschers. Der Hoheit in diesem Sinne wird die Verwaltung entgegengesetzt, als der Wirkungskreis der mit der Ausübung eines staatsgewaltlichen Rechts vom Herrscher oder vom Volke Beauftragten. Die Hoheit faßt wesentlich in sich das Recht der Organisation, der obersten Leitung, der Verfügung und höchsten Entscheidung in allen Zweigen der Staatsregierung mit einziger Ausnahme der Rechtspflege, bei welcher in gebildeten Staaten die letzte Entscheidung

Digitized by Google

unabhängigen Gerichten zusteht. Da aber auch die Rechte der Hoheit nicht von dem Herrscher allein, sondern unter Mitwirkung verantwortlicher Minister ausgeübt werden sollen, und in Bezug auf die einzelnen Provinzen des Staats ihre Ausübung den Provinzialbeamten und Behörden übertragen werden muß, so erscheint auch die Hoheit wieder als ein besonderer Verwaltungszweig, und somit die ganze Staatsregierung in ihrer Wirklichkeit als Staatsverwaltung, welche eigentlich in drei Hauptzweige zerfällt, in die Verwaltung der Gesetzgebung, der Rechtspflege und der Regierung. Nach den einzelnen Gegenständen des hoheitlichen Wirkungskreises spricht man auch von einer Policei-, Kirchen- und Schulen-, Finanz-, äußerer und Kriegshoheit. Auch bezeichnet man oft einzelne der Staatsgewalt zustehende Rechte, die sogenannten Regalien (s. d.) mit dem Namen Hoheitsrechte, wie denn überhaupt nicht blos im gemeinen Leben, sondern auch bei den Staatsrechtslehrern das Wort Hoheit in sehr verschiedenem Sinne gebraucht wird.

**Hohenlohe**, ein deutsches Fürstenthum mit 31 □M. und 90,000 Einw., welches 1806 mediatisirt worden ist und zum größten Theile unter würtemberg. Hoheit steht. Der größere Theil desselben liegt nämlich im würtemberg. Donaukreise, der kleinere im bair. Rezatkreise. Es zeichnet sich durch Fruchtbarkeit, vorzüglichen Weinbau und Mineralien aus. Das alte fränk. Grafengeschlecht von H. wurde 1734 und 1764 in den Fürstenstand erhoben. Gegenwärtig bestehen noch die beiden Hauptzweige H.-Neuenstein, welches protestantischer, und H.-Waldenburg, welches katholischer Religion ist. Zu dem ersten gehören die drei Zweige: H.-Langenburg, dessen Standesherr der Fürst Ernst von H., geb. 1794; H.-Öhringen, sonst Ingelfingen, dessen Standesherr der Fürst August, geb. 1784; H.-Kirchberg, dessen Standesherr der Fürst Karl, geb. 1780. Zu der Linie Hohenlohe-Waldenburg gehören die drei Zweige: H.-Bartenstein, dessen Standesherr der Fürst Karl August, geb. 1788; H.-Bartenstein-Jaxtberg, dessen Standesherr der Fürst Karl, geb. 1766; endlich H.-Schillingsfürst, dessen Standesherr der Fürst Karl Albrecht, geb. 1776.

**Höhenrauch**, auch Heerrauch, Haarrauch, Landrauch, Heiderauch, Sonnenrauch heißt eine Art trockener Nebel, welcher bald kürzer, bald länger über größern oder kleinern Landstrecken schwebt, die Luft verdunkelt und aus sehr fein vertheilten festen Bestandtheilchen besteht. Zuweilen kehrt der Höhenrauch in gewissen Zeitläufen anhaltend wieder und ist von großer Hitze und Trockenheit begleitet. Das Sonnenbild wird durch ihn weiß, gelb, braun oder roth gefärbt und nicht selten verbreitet sich mit ihm ein eigenthümlicher schwefeliger Geruch. Zuweilen greift er auch die Pflanzen an, daß sie verwelken, reizt zum Husten, färbt das Regenwasser u. s. w. Man hat seine Entstehung von Erdbränden, vom Moorbrennen, vulkanischen Ausbrüchen und dergl. abgeleitet, wofür der Umstand spricht, daß man ihn besonders in gewissen Gegenden und in solchen Jahren beobachtet hat, welche sich durch vulkanische Ausbrüche auszeichneten.

**Hohenstaufen**, das berühmte, durch Bildung und ritterliche Gesinnung ausgezeichnete Geschlecht aus Schwaben, welchem das deutsche Reich mehre seiner größten Kaiser verdankt, das aber auch die Veranlassung zu unzähligen blutigen Fehden wurde und bald nach seiner schönsten Blüte ein trauriges Ende nahm, entlehnte seinen Namen von dem Berge Hohenstaufen im Königreich Würtemberg, auf welchem die alte Stammfeste des Geschlechts stand, die 1525 im Bauernkriege zerstört wurde und von der man gegenwärtig nur noch wenige Ruinen erblickt. Der Ritter Friedrich von Staufen, Herr zu Hohenstaufen, zeichnete sich in der Schlacht bei Merseburg 1030 so durch seine Tapferkeit aus, daß ihn Kaiser Heinrich IV. mit seiner Tochter Agnes vermählte und mit dem Herzogthum Schwaben belehnte. Von seinen beiden Söhnen wurde Friedrich Herzog von Schwaben und Konrad erhielt vom Kaiser Heinrich V. das Herzogthum Franken. Als Heinrich V. gestorben war, wurde nicht allein, wie wohl Viele erwartet hatten, keiner der H. zum Kaiser erwählt, sondern der neue Kaiser Lothar II., früher Herzog von Sachsen, foderte sogar, unterstützt von dem Herzog von Sachsen und Baiern, Heinrich dem Stolzen aus dem mächtigen Hause der Welfen, von den H. die Besitzungen zurück, welche sie unter dem verstorbenen Kaiser erworben hatten. Eifersucht der Welfen gegen die Macht der H. entzündete so den berühmten langwierigen Kampf der H., oder, wie sie auch von ihrem Erbgut Waiblingen in Würtemberg genannt wurden, Waiblinger (ital. Ghibellinen) und Welfen (ital. Guelfen), an welchen sich damals alle Privatinteressen einzelner Staaten und Städte anschlossen. Im Frieden von Mühlhausen, 1135, befestigte sich die Macht der H. und als Lothar gestorben war, wurde Konrad, Herzog von Franken, 1138 zum Kaiser erwählt, indem man ihn dem Welfen Heinrich dem Stolzen vorzog. Die deutsche Verfassung verbot, daß ein Fürst mehr als ein Herzogthum besitze, und hierauf gründete Kaiser Konrad III. die Foderung, daß Heinrich der Stolze das Herzogthum Sachsen und noch andere Besitzungen abtreten solle. Heinrich weigerte sich und wurde dafür in die Acht und aller seiner Lehne verlustig erklärt. Die Feindschaft zwischen Welfen und H. wurde hierdurch genährt. Nach Konrad III. Tode ward Friedrich (s. d.), der Rothbart genannt, ein Sohn des oben genannten Friedrich's, Herzogs von Schwaben, und nach diesem erst Heinrich VI. (s. d.), dann Friedrich II. (s. d.) Kaiser. Die Freisinnigkeit dieser Kaiser und ihre wachsende Macht, welche die Oberherrschaft des Papstes nicht anerkennen wollte, war der Grund zu der Feindschaft der Päpste, welche dem stolzen Hause der H. verderblich wurde, indem sie ihnen Gegner von allen Seiten aufregte. Friedrich II. hatte mehre Söhne, aber sein ältester Sohn Heinrich starb im Kerker, in den ihn sein Vater als Empörer hatte setzen lassen, der zweite Sohn Konrad IV. folgte zwar seinem Vater 1250 als Kaiser, wurde aber gleichfalls vom Papste angefeindet und starb schon 1254, wahrscheinlich an Gift. Noch hatte Friedrich zwei natürliche Söhne hinterlassen, den schönen Enzius (s. d.), welcher im Kerker der Balogneser starb, und den edlen Manfred, welcher sich noch einige Zeit als König von Neapel und Sicilien hielt, aber endlich gegen Karl von Anjou fiel, den der Papst 1266 zum Könige von Neapel gekrönt hatte. Nun war von dem Hause der H. nur noch Konradin, der einzige Sohn des verstorbenen Kaisers Konrad IV., übrig.



Digitized by Google

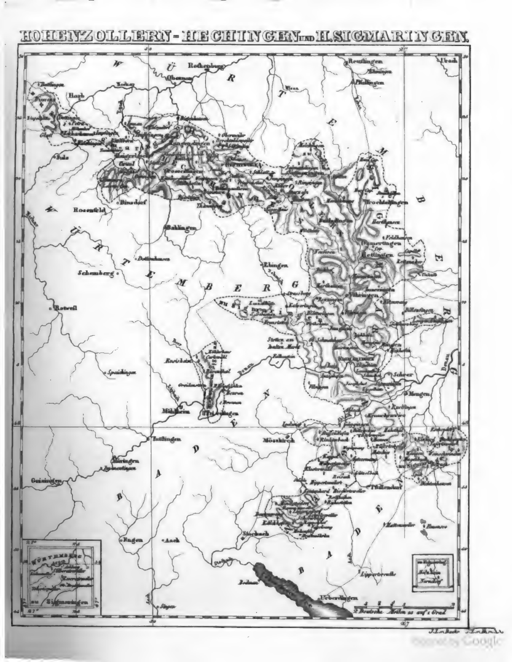
Er wurde auf einem Zuge nach Italien, den er zur Wiedereroberung seines Erbtheils unternommen, gefangen und 1268 am 29. Oct. zu Neapel hingerichtet. (S. Konradin.) Baiern, Baden und Würtemberg erhielten die Besitzungen der H. in Deutschland. Raumer hat eine treffliche „Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit" (6 Bde., Leipz. 1823—25) geschrieben.

**Hohenzollern**, ein fürstl. Geschlecht, welches seinen Namen von der Stammfeste desselben, Zollern oder Hohenzollern in Schwaben, hat, und dessen ältester bekannter Ahnherr der Graf Thassilo von Zollern war, welcher um 800 starb. Von ihm stammte in gerader Linie und in der neunten Generation Robert II., Graf von Zollern, der 1165 lebte und zwei Söhne hinterließ: Friedrich IV., welcher das Stammland erbte und Konrad, welcher Burggraf von Nürnberg wurde. In gerader Linie von dem Erstgenannten stammte Eitel Friedrich IV., welcher 1507 vom Kaiser Maximilian mit dem Reichserbkämmereramte beliehen wurde, und dessen Enkel Karl I. 1529 die Grafschaften Sigmaringen und Böhringen erhielt. Dieses Karl Söhne waren Eitel Friedrich VI. und Karl II. Jener erhielt Hohenzollern und baute das Schloß Hechingen, von dem seine Linie Hohenzollern-Hechingen genannt wird, während Karl II. Sigmaringen und Böhringen erhielt und Stifter der Linie Hohenzollern-Sigmaringen wurde. Dem jedesmaligen Chef beider Linien wurde 1623 der Reichsfürstenstand verliehen und 1692 wurde dieser auf alle Glieder beider Häuser ausgedehnt. Ein Urenkel des oben erwähnten Konrad, jüngern Sohnes Robert II. und ersten Burggrafen von Nürnberg, war Friedrich III., der 1273 die fürstl. Würde und das Burggrafenthum Nürnberg als erbliches Lehen erhielt. Burggraf Friedrich VI. wurde 1415 vom Kaiser Sigismund mit der Mark Brandenburg (s. d.) belehnt und erhielt als Reichserzkämmerer die Kurwürde. Nachdem Preußen (s. d.) 1525 an das brandenburgische Haus gekommen war, nahm Friedrich I. (s. d.) 1701 den Titel eines Königs von Preußen an. Von ihm stammen die jetzigen Könige von Preußen. Der jedesmalige König von Preußen ist das Haupt des Gesammthauses Hohenzollern, und unter dessen Bestätigung sind die alten Erbverträge von 1575, 1695 und 1707 durch das sigmaring. Familienstatut vom 24. Jan. 1821 erneuert worden. Nach diesem Statut fallen beim Erlöschen einer Familie im Mannsstamme deren Besitzungen an die überlebende Linie, und wenn beide Linien sowol in männlicher als in weiblicher Linie aussterben, so fallen ihre Lande an das Haus Brandenburg. Die Fürstenthümer H.-Hechingen und H.-Sigmaringen sind dem deutschen Zollverbande beigetreten, und der oberste Gerichtshof für alle hohenzoll. Lande ist seit 1820 das würtemberg. Obertribunal. Die Fürsten von H.-Hechingen und H.-Sigmaringen bekennen sich zur kathol. Kirche, während das preuß. Haus evangelischer Confession ist.

Hohenzollern-Hechingen, gegenwärtig regiert vom Fürsten Friedrich Hermann Otto (s. d.), nimmt einen Flächeninhalt von 6½ □M. ein. Es ist ein vom Neckar durchflossenes, gebirgiges Land und liegt an und auf der schwäb. Alp. Die Thäler sind fruchtbar und haben treffliche Weidegründe, daher sind auch Ackerbau und Viehzucht nebst Garnspinnerei die Hauptbeschäftigungen der Einwohner, deren etwa 20,000 sind; sie bekennen sich fast ohne Ausnahme zur katholischen Kirche. H.-Hechingen hat eine ständische Verfassung, stellt 145 M. zum Bundesheere, hat in der Bundesversammlung im Plenum eine, in der engern Berathung mit den übrigen deutschen Fürstenthümern eine gemeinschaftliche Stimme und etwa 70,000 Gulden Einkünfte. Der Fürst zieht aber auch noch etwa 60,000 Gulden aus seinen mittelbaren Besitzungen. Die Hauptstadt und Residenz Hechingen, an der Starzel, mit etwa 3000 Einw., ist schlecht gebaut, hat aber ein hübsches Schloß und ein Gymnasium. Eine halbe Stunde entfernt liegen auf dem Zollerberge die Trümmer der Burg Hohenzollern, neben denen der jetzige Kronprinz von Preußen einen runden Thurm bauen ließ, von welchem herab man eine herrliche Aussicht hat.

Hohenzollern-Sigmaringen, gegenwärtig regiert vom Fürsten Karl Anton Friedrich (s. d.), wird von der Donau durchströmt und hat ein Areal von 18½ □M. mit 46,000 Einw., die gleich jenen in H.-Hechingen Katholiken sind. Es ist im Allgemeinen fruchtbar und liefert Getreide, Obst, Flachs, Rindvieh, Schafe und Eisen. Die Gewerbe sind dieselben, wie in H.-Hechingen. Auch H.-Sigmaringen hat eine ständische Verfassung, stellt 370 M. zur Bundesarmee, und der Fürst hat im Ganzen etwa 300,000 Gulden Einkünfte. Das Land zerfällt in das Oberland, mit der Hauptstadt und Residenz Sigmaringen an der Donau, welche 1400 Einw., ein Schloß und eine Bibliothek hat, und das Unterland, wo Haigerloch an der Eiach mit 1400 Einw. und Trochtelfingen mit 2300 Einw. — Der Fürst von Thurn und Taxis und der Freiherr von Speth haben mittelbare Besitzungen in Sigmaringen.

**Hohe Priester** (der) behauptete in der jüdischen Religions- und Staatsverfassung den doppelten Rang eines geistlichen und weltlichen Oberhaupts der Juden, obwol er als letzteres dem Ansehen des Königs und früher des Richters untergeordnet war. Seine auf Lebenszeit dauernde Würde war von Moses der Familie Aaron's als ein Vorrecht einverleibt, und in ihr erbte sie auch bis zu den Zeiten des Verfalls des jüd. Staats in ununterbrochener Reihenfolge fort. Der Hohepriester redete und befahl im Namen Jehova's, weshalb bei crimineller Ahndung ihm Niemand Gehorsam verweigern durfte. Außer den hohen religiös-bürgerlichen Amtsverrichtungen war ihm auch die Aufsicht über die Nationalheiligthümer der Juden anvertraut. Zu seinem Amte, das ihm die größte Reinheit zur Pflicht machte und nur eine unberührte Jungfrau zu heirathen verstattete, wurde er auf das feierlichste durch Waschungen, Salbungen und Opfer eingeweiht. Seine eigenthümliche, sehr kostbare und glänzende Amtstracht diente dazu, ihm in den Augen des Volks ein Ehrfurcht gebietendes Ansehen zu geben. Merkwürdig an derselben ist das aus einem Goldblech bestehende Urim und Thummim, nach Luther das Schildlein des Rechts und des Lichts. Auf ihm waren in zwölf Edelsteinen die Namen der zwölf Stämme eingegraben und er bediente sich desselben als eines Orakels beim Befragen Jehova's. Die wichtigste und feierlichste Handlung des Hohenpriesters war die Entsündigung des ganzen jüd. Volks, die er einmal im Jahre, am großen Versöhnungstage, gleichsam als Mittler zwischen Jehova und der Nation, durch Gebet und Opfer vollbrachte, welche Handlung nachmals zur Lehre von dem versöhnenden Opfertode Christi Veranlassung gegeben hat.



HOHENZOLLERN-HECHINGEN UND H. SIGMARINGEN.
Rothenburg
Reutlingen
Urach
Pfullingen
Horb
Hechingen
Balingen
Rosenfeld
Schemberg
Rotweil
Ebingen
Trochtelfingen
Gammertingen
Veringen
Sigmaringen
Scheer
Mengen
Mühlheim
Tuttlingen
Möskirch
Pfullendorf
Stockach
Ueberlingen
Engen
Aach
Geisingen
Spaichingen
Straßberg
Stetten am kalten Markt
Riedlingen
Bodensee
W Ü R T E M B E R G
B A D E N
Donau
Neckar
Deutsche Meilen 15 auf 1 Grad

Nach Zerstörung des jüd. Staats erneuerte sich die hohepriesterliche Würde im Papstthum. Vergl. Papst und Hierarchie.

**Hohes Lied** oder das Lied der Lieder, ist ein duftiger Straus biblischer Liebeslieder oder Wettgesänge der Liebe, die nach Einigen dem Jugendalter des Salomo angehören, von Andern als Product mehrer und vorzüglich späterer Dichter angesehen werden. Obschon keiner Gattung der Poesie ausschließend angehörend, nähern sie sich doch der Idylle durch schüchterne Unschuld, Einfalt, Natur und den lachenden Himmel eines ungetrübten Glücks. Ihr durchgängiger Inhalt ist Liebe. „Liebe", sagt Herder von ihnen, „ist hier gesungen, wie sie gesungen werden muß, einfältig, süß, zart, natürlich. Jetzt feurig und wallend, jetzt sehnend und hebend, im Genuß und im Schimmer, in Pracht und Landeinfalt. Es ist fast keine Situation und Wendung, keine Tages- und Jahreszeit, keine Abwechselung und Einkleidung, die nicht in diesem Liede, wenigstens als Knospe und Keim, vorkäme. Die Liebe des Mannes und Weibes, Jünglings und Mädchens, vom ersten Kuß und Seufzer, bis zur reifen ehelichen Freude — Alles findet hier Ort und Stelle. Vom Schuh des Mädchens bis zu seinem Kopfputz, vom Turban des Jünglings bis zu seinem Fußschmucke, Gestalt des Körpers und Kleidung, Palast und Hütte, Garten und Feld, Gassen der Stadt und Einöde, Armuth und Reichthum, Tanz und Kriegszug, Alles ist erschöpft und genossen." Man hat jedoch in diesen Liebesliedern einen tiefern mystisch-religiösen Inhalt zu finden gesucht. Man sah in dem innigen und zärtlichen Verhältnisse der Braut und des Bräutigams die geheimnißvolle Vereinigung Christi mit der Kirche oder Gottes mit der gläubigen Seele, und bemühete sich, dem ganzen Buche eine bildliche prophetische Beziehung auf Christus zu geben. So erklärte man das Girren der Turteltaube für die Stimme des kommenden Messias; die hervorbrechende Morgenröthe zeigte die durch ihn zu vollbringende Erlösung an; die kleinen Füchse, die die Weinberge verwüsten, hielt man für die Ketzer der Kirche u. s. w. Ein so zärtliches Buch, worin man in jeder Zeile die nackte Unschuld sehen kann, wollten die Rabbinen von keinem Juden unter dem 30. Jahre gelesen wissen, und auch Luther empfahl bei dem kirchlichen Gebrauch desselben feinen Takt und Vorsicht.

**Höhlen** sind hohle Räume im Innern der Berge oder in der Tiefe der Erde, welche ihren Ursprung theils vulkanischen Ereignissen, wie Erdbränden, Ausbrüchen von Vulkanen, theils Ausspülungen durch das Wasser zu verdanken haben mögen. Einige enthalten sehr merkwürdige Gebilde, während andere durch besondere Eigenthümlichkeiten sich auszeichnen. In einigen finden sich höchst auffallende Tropfsteingebilde (Tropfsteinhöhlen), in andern in großer Menge Knochen (Knochenhöhlen), in andern merkwürdige Eisbildungen (Eishöhlen), noch andere enthalten Dampf (Dampfhöhlen) oder Wasser (Wasserhöhlen), und aus einigen bläst ein eigenthümlicher Wind (Windhöhlen), der zuweilen merkwürdige Temperaturabwechselungen zeigt (Temperaturhöhlen). Der Tropfstein, welcher in sehr vielen Höhlen vorkommt, z. B. auch in der Baumannshöhle und Bielshöhle (s. Baumannshöhle), wird durch das Wasser gebildet, welches durch die Decken sickert und Kalkerde aufgelöst enthält. Beim Verdunsten des Wassers bildet sich ein fester Niederschlag, welcher zwar nur sehr unbedeutend ist, aber im Verlaufe der Jahrhunderte Zapfen, Säulen und allerlei wunderlich geformte Gebilde hervorzubringen vermag. Das Wasser ist zuweilen durch in ihm aufgelöste Stoffe gefärbt, und diese Färbung theilt sich dann auch den Tropfsteinen mit, und wenn die Färbestoffe sich von Zeit zu Zeit verändern, so entstehen marmorirte Tropfsteine. Die Thierknochen, welche man in manchen Höhlen findet und welche zum Theil Thieren angehören, die es jetzt gar nicht mehr oder doch wenigstens nicht in den Gegenden gibt, in welchen die Höhlen liegen, sind entweder dadurch in dieselben gekommen, daß die Höhlen früher zum Aufenthalt reißender Thiere gedient haben, welche ihre Beute in ihnen verzehrten, oder daß sich diese Thiere heerdenweise bei großen Überschwemmungen in jene Höhlen geflüchtet haben und in ihnen umgekommen sind. Durch die vielen in ihnen enthaltenen Überreste urweltlicher Thiere zeichnen sich besonders die Höhlen bei Muggendorf im Baireuthischen aus. Am merkwürdigsten ist die gailenreuther Höhle. Die Gerippe bilden den Boden und zum Theil auch die Wandungen der aus sechs Abtheilungen bestehenden Höhle. In den hintern Abtheilungen herrscht ein aashafter Geruch und die Knochen sind von einer fetten Modererde bedeckt, welche aus den verwesten Thierkörpern entstanden ist. Die sämmtlichen hier aufgefundenen Thiere gehören nicht mehr existirenden Arten an und sind zum Theil so groß, daß man nicht begreift, wie sie durch die engen Eingänge der Höhlen haben eindringen können. Man hat Überreste eines Eisbären gefunden, der wenigstens 18 F. lang gewesen sein muß. — Eine der merkwürdigsten Höhlen ist die Krystallhöhle im Zinkenberge im Canton Bern, welche aus einer geräumigen Grotte voll der schönsten Bergkrystalle besteht, die zum Theil mächtige Säulen bilden und einen bedeutenden Werth haben. — Eine der größten bekannten Höhlen ist die adelsberger, sechs Meilen von Triest, in welcher man schon mehre Meilen zurückgelegt hat, ohne ihr Ende erreicht zu haben. Sie ist nicht nur eine Tropfsteinhöhle, sondern auch eine Wasserhöhle, denn mehre Flüsse, unter ihnen der Fluß Piuka, dringen in sie ein, und der letzte bildet sogar mehre Wasserfälle, die ein donnerähnliches Getöse verbreiten. Die Natur hat über diese Flüsse mehre Felsenbrücken geschaffen, und in den Flüssen hat man sogar lebende Fische gefangen. Schon den Alten bekannt war die Höhle auf Antiparos, welche aber erst seit dem Besuche des franz. Gesandten am türk. Hofe, Nointel, 1663 näher bekannt geworden ist. (S. Cykladen.) — Eigenthümlich sind die Schwefelhöhlen in Siebenbürgen in dem Berge Büdösch. Dicker, erstickender Schwefeldampf, der von unterirdisch brennendem Schwefel herrührt, zieht sich am Boden hin und soll große Heilkräfte besitzen. Viele Kranke bedienen sich dieser Schwefelbäder in den Höhlen. — Die Windhöhle im Äolsberge bei Terni im Kirchenstaate stößt fortwährend Wind aus, der während der größten Sommerhitze am kühlsten ist und den einige in der Nähe wohnende Landbesitzer durch Röhren in ihre Wohnzimmer geleitet haben, um hier eine angenehme Kühle zu verbreiten. Im Winter strömt die Luft nicht aus der Höhle heraus, sondern in sie hinein. — Die Fingalshöhle auf Staffa ist im Art. Basalt beschrieben worden. — Einen wunderbar herrlichen

Digitized by Google

Anblick bieten die Eishöhlen dar, wie sich solche z. B. am Brandsteine in der sogenannten Gems in Steiermark, bei Szilicze, zu Besançon, am Rothhorn im Canton Bern (das Schafloch) u. s. w. finden. Man glaubt in einem Zauberlande zu sein, wenn ebenso mannichfaltig, wie sonst die Tropfsteingebilde, sind hier die Eismassen. Höchst merkwürdig ist es, daß diese Höhlen gewöhnlich im Sommer das meiste Eis enthalten und am kältesten sind, während wenigstens in einigen des Winters das Eis schmilzt und die Höhle endlich sogar trocken und warm wird. Die Ursache dieser Erscheinung ist, daß die Kälte in den Höhlen durch die Verdunstung erzeugt wird, welche im Sommer, wo die äußere Luft trocken und warm ist, am schnellsten vor sich geht und daher die größte Kälte in der feuchten Höhle hervorbringt. Im Winter hört die Verdunstung auf und die Höhle nimmt ihre natürliche Wärme an, welche um so größer ist, je tiefer die Höhle liegt.

Es würde viel zu weit führen, wenn man auch nur die merkwürdigsten Höhlen der Erde, soweit sie bekannt sind, anführen wollte, und es ist gewiß, daß man nur erst noch den allergeringsten Theil derselben kennt. In einigen Höhlen hat man unermeßliche Abgründe gefunden, welche vermuthen lassen, daß auch noch tief nach dem Innern der Erde hin die Höhlenbildung sich fortsetzt. Bei Friedrichshall in Norwegen finden sich drei runde Löcher, von denen das eine unergründlich ist. Man erzählt, daß, wenn ein Stein in dieses Loch geworfen wird, es zwei Minuten währe, ehe man ihn auffallen höre. Hiernach müßte die Höhle, in welche das Loch führt, eine Tiefe von gegen 60,000 F. haben oder etwa dreimal so tief sein, als der Chimborazo hoch ist.

**Holbein** (Hans) ist nach Dürer (s. d.) der ausgezeichnetste alte deutsche Maler, und erlangte überdies auch als Formenschneider und Architekt hohen Ruhm. Er war zu Grünstadt, Basel oder Augsburg 1495 oder 1498 geboren und kam mit seinem Vater, der ihn in der Malerei unterrichtet hatte, nach Basel, wo er mit dem berühmten Desiderius Erasmus bekannt wurde. Er arbeitete mehre Portraits desselben und verfertigte Holzschnitte zu einer seiner Schriften. Hierauf ging er 1526, ausgestattet mit Empfehlungen an den Kanzler Morus, nach England, und nachdem er für diesen gegen drei Jahre gearbeitet hatte, wurde er von demselben zugleich mit seinen Werken dem Könige Heinrich VIII. vorgestellt, welcher ihn alsbald in seine Dienste nahm und ihn so hoch schätzte, daß er einst über ihn äußerte: „Aus sieben Bauern kann ich sieben Lords machen, aber keinen Maler Holbein.“ H. starb zu London 1554 an der Pest. Als Maler war er, besonders im Portraitiren, ausgezeichnet. Seine Gemälde zeichnen sich durch lebhaftes Colorit aus und zeigen wenig von der Härte und Trockenheit, welche sonst der altdeutschen Malerschule eigenthümlich ist. Die berühmtesten derselben befinden sich in Basel, Dresden und London. Seine Holzschnitte sind vortrefflich, aber man hat in neuerer Zeit behauptet, dieselben seien nur nach seinen Zeichnungen von Hans Lützelburger verfertigt worden. Berühmt ist sein Todtentanz (s. d.).

**Holland**, ein Theil des Königreichs der Niederlande, hat einen Flächeninhalt von 94 □M. und etwa 860,000 Einw., die sich größtentheils zur reformirten Kirche bekennen. Es wird im W. und N. von der Nordsee, im O. von der Zuydersee, Utrecht und Geldern, im S. von Nordbrabant und den Stromarmen der Maas begrenzt und ist eine durchaus flache, aber reich bewässerte und so tief liegende Gegend, daß sie nur durch Dämme und Deiche gegen den Andrang der Meereswellen geschützt ist. Man kann den größten Theil mit einer einzigen, üppigen Wiese vergleichen, die nur von ausgedehnten Gärten und Wasserstrecken unterbrochen wird, wohin z. B. das harlemer Meer gehört, welches durch das Y (sprich Ei) mit der Zuydersee in Verbindung steht. Die bedeutendsten Flüsse sind der Rhein und die Maas. Die Nordspitze von H., welche nur durch einen schmalen Meeresarm von der Insel Texel getrennt wird, ist durchaus sandig und dabei so dürr und unfruchtbar, daß man sie im Lande selbst das holländ. Sibirien nennt. Das Klima ist feucht und nebelig und für den Ausländer, der zugleich den Mangel an gutem Trinkwasser unangenehm empfindet, sehr ungesund. Die Hauptbeschäftigung der sehr fleißigen und betriebsamen Bewohner, Nachkommen der alten Bataver, besteht außer der Schiffahrt, Fischerei und dem Handel, worauf das Meer sie hinweist, besonders in Viehzucht, Gartenbau und Blumencultur, die hier auf einen hohen Grad der Vollendung gebracht worden ist. H. zerfällt in zwei Provinzen, Nord- und Südholland. In jenem ist Amsterdam (s. d.), in diesem der Haag (s. d.) die Hauptstadt. (Vergl. Niederlande.)

Den Norden von H. bewohnten zu den Zeiten der Römer die Friesen, während die Bataver den südl. Theil inne hatten. Die letztern verschwinden im Kampfe mit den Franken im 5. Jahrh. n. Chr. in der Geschichte, die Friesen (s. d.) aber behaupteten ihre Selbständigkeit noch lange Zeit. Mächtig und selbständig wurden allmälig die Grafen, welche sich in den Besitz von H. theilten, und 1247 wurde Wilhelm, Graf von H., zum deutschen Kaiser gewählt. Als 1299 der letzte Graf von Holland, Johann I., gestorben war, wurde der Graf von Hennegau, Johann von Avesnes, mit H. belehnt, und durch die Tochter des Grafen Ludwig VI., Jakoba, wurden die Besitzungen dieser Familie 1430 an Philipp den Guten, Herzog von Burgund, abgetreten. (Vgl. Burgund und Niederlande.) — Der Name Holland wird häufig auch in allgemeinerer Bedeutung gebraucht. Man hat mit demselben nicht allein die ehemaligen sieben vereinigten Provinzen (s. Niederlande) bezeichnet, sondern wol auch das ganze Königreich der Niederlande, und im Allgemeinen das Land westl. vom ehemaligen westfäl. Kreise und nördl. vom Rhein.

**Holländer** (der fliegende) ist ein Seegespenst, von dem Schiffersagen erzählen. Oftmals erscheint er bei Sturm und Unwetter als ein Unglück weissagendes Vorzeichen auf seinem alle Spuren der Zerstörung an sich tragenden Schiffe rückwärts, mit dem Steuer voraus, gegen den Sturm in reißender Geschwindigkeit segelnd.

**Holle** (Frau, auch Holde oder Hulde) ist ein Gespenst, von dem die Landleute in Thüringen und im Voigtlande sagen, daß es die Mägde necke, welche vor Weihnachten den Rocken nicht abspinnen, daß es sein Bett ausschütte, wenn es schneit, und daß es besonders vor Weihnachten sich zeige und dem wüthenden Heere vorausziehe.

**Hölle** ist ein aus Höhle gebildetes Wort und bezeichnet im Allgemeinen einen dunkeln, verborgenen Ort, so z. B.

Digitized by Google

nennen die Landleute in vielen Gegenden Hölle den Raum zwischen dem Ofen und der nächsten Wand; auch hat man früher wol Hölle und Grab gleichbedeutend gebraucht. Genauer stellte man sich aber unter Hölle den Ort vor, an dem sich die Seelen der (des Lichts beraubten) Todten versammelten, und bald setzte man mit dieser Vorstellung auch die in Verbindung, daß die Verstorbenen Lohn oder Strafe für ihre Thaten empfangen müßten. Nachdem sich besonders durch das Christenthum die Vorstellungen über den Zustand des Menschen nach dem Tode geläutert hatten, sah man ein, daß der tugendhafte und der Gnade Gottes theilhafte Mensch Gott näher treten, der Böse dagegen weiter von ihm entfernt werden müsse, und man stellte daher Himmel und Hölle, jenen als den Ort der Seligen, diese als den Ort der Verdammten einander entgegen. In der Hölle befinden sich hiernach auch die von Gott abgefallenen und von ihm verdammten Engel, die Teufel, und eben das Zusammensein mit diesen macht die größte Strafe der Gottlosen aus. Die Phantasie hat sich erschöpft, Bilder des Schreckens und Entsetzens in der Hölle aufzustellen, von dem ewigen Feuer geredet, in dem die Verurtheilten brennen und von den Qualen, mit denen die Teufel sie ängstigen. Die Theologen haben sich gestritten, ob die Höllenstrafen ewig oder nur zeitlich seien, doch hat sich die Kirche stets für die Ewigkeit der Höllenstrafen erklärt, indem man annahm, daß dieselben erst nach dem Urtheilsspruch der Gottheit selbst einträten, eine Abänderung solches Urtheils aber gegen die göttliche Würde sei. In neuerer Zeit hat man die veralteten Vorstellungen mehr oder weniger verlassen, nimmt aber in Wahrheit nichtsdestoweniger Dasselbe an, was durch die Hölle und die ewige Höllenstrafe angedeutet wurde, wenn man die Überzeugung ausspricht: daß der böse und sündige Mensch immer weiter von Gott sich entferne, immer tiefer daher in einen Zustand der Unseligkeit versinke, und wenn er sein Herz so gegen die Reue verhärtet hat, daß ihm eine Rückkehr zu Gott unmöglich ist, er auch aus jenem Zustande der Unseligkeit nicht errettet werden könne. — Wenn es von Christus heißt, er sei „niedergefahren zur Hölle“, so bezeichneten die ältesten Kirchenlehrer damit nur, daß er in Tod und Grab eingegangen sei, wie solches die h. Schrift lehrte. Später erst bildete sich das Dogma von der Höllenfahrt Christi aus, nach welchem er, während sein Leichnam im Grabe ruhte, in die Hölle herabgestiegen, über die verdammten Geister, deren Macht er durch seinen Opfertod gebrochen, triumphirt und die Verdammten von ihrer Schuld überführt haben, oder den Verstorbenen das Evangelium und damit die Errettung aus der Hand des Todes verkündet haben soll.

**Höllenmaschine** wird eine von dem Italiener Federico Giambelli zuerst 1584 zur Vertheidigung von Antwerpen gegen die Spanier in Anwendung gebrachte Art Brander genannt. Sie ist eine Maschine von der Gestalt eines Schiffes, mit Pulver, Bomben u. dgl. gefüllt, welche man gegen die feindlichen Fahrzeuge, Brücken u. dgl. antreiben läßt und die sich, sobald sie an einen festen Gegenstand stößt, durch Selbstschüsse entzündet und unter fürchterlicher Explosion auffliegt. Da diese Maschinen, weil man sie dem Zufall überlassen muß, leicht auch für Diejenigen gefährlich werden können, welche sie abschicken, so sind sie außer Gebrauch gekommen. — Auch andere Maschinen, welche zu dem Zweck angefertigt waren, durch Explosionen Verderben anzurichten, sind Höllenmaschinen genannt worden; so namentlich diejenige, mit welcher Anhänger der kön. gesinnten Partei in Frankreich am 24. Dec. 1800 den ersten Consul Bonaparte in die Luft sprengen wollten. Ein Karren, mit Pulver, Kartätschen und Brandkugeln gefüllt, war so aufgestellt worden, daß er Bonaparte, wenn er durch die Straße St.-Nicaire nach dem Theater fuhr, den Weg versperren und bald darauf in die Luft springen sollte. Doch die Geschwindigkeit und Verwegenheit, mit welcher Bonaparte's Kutscher zufuhr, ohne sich von dem Karren verhindern zu lassen, rettete dem ersten Consul das Leben, denn kaum war Bonaparte's Wagen einige Schritte hinter der Höllenmaschine, so explodirte diese. Der Wagen des Consuls wurde noch durch den Luftstoß gehoben, die Fenster in demselben zertrümmert, aber Bonaparte selbst nicht beschädigt. Die beiden Häuser, bei denen zunächst der Karren gestanden hatte, waren fast gänzlich zerstört und 44 andere Häuser hatten Beschädigungen erlitten; acht Menschen waren getödtet und 18 bedeutend verwundet worden. Die eigentlichen Urheber dieses Verbrechens sind niemals genau bekannt geworden, obschon mehre Menschen als Mitwisser um dasselbe hingerichtet wurden. — Auch die Vorrichtung, mit welcher in neuerer Zeit Fieschi den franz. König Ludwig Philipp (s. d.) zu ermorden unternahm, hat man Höllenmaschine genannt. Sie unterscheidet sich aber von den sonst mit diesem Namen bezeichneten Vorrichtungen wesentlich dadurch, daß sie nicht zum Explodiren in einem vorher berechneten Augenblick bestimmt war, sondern wie jedes Feuergewehr nach Willkür losgedrückt werden konnte.

**Höllenstein** oder Silberätzstein ist eine chemische Zusammensetzung aus Salpetersäure und Silber, welche außerordentliche ätzende Eigenschaften besitzt und daher von den Chirurgen zum Wegbeizen des sogenannten wilden Fleisches, der Warzen u. dgl. in Anwendung gebracht wird. Er färbt die Haut und andere organische Theile, mit denen er in Berührung gebracht wird, schwarz und wird daher auch zum dauerhaften Bezeichnen der Wäsche benutzt. Zu diesem Zweck wird die zu beschreibende Stelle vorher mit Kaliauflösung und Gummi bestrichen und geglättet und dann erst mit der Auflösung des Höllensteins beschrieben. Man pflegt den Höllenstein in eignen Formen in Gestalt von dünnen Stängelchen zu gießen. Diese sind lichtgrau, werden aber am Lichte schwärzlich und zeigen auf dem Bruch ein strahliges, krystallinisches Gefüge. Der Höllenstein löst sich im Wasser auf und wenn das Silber, aus dem er bereitet worden, einen Kupferzusatz hatte, so sieht er grünlich aus und zerfließt leicht an der Luft.

**Holstein**, ein zum deutschen Staatenbunde gehörendes Herzogthum, dessen Souverain der König von Dänemark ist, liegt im N. des untern Laufs der Elbe und erstreckt sich bis zur Eider, welche die Grenze gegen Schleswig bildet. Im SO. grenzt es an hamburger und lübecker Gebiet und an Lauenburg; im O. an die Ostsee und im W. an die Nordsee. Bis ins 8. Jahrh. ist die Geschichte dieses Landes in Dunkel gehüllt und erst zur Zeit Karl's des Großen tritt sie aus demselben hervor. Die Bewohner, ein kräftiger Volksstamm von sassisch-niederdeutscher Abkunft, zeichneten sich

Digitized by Google

als kühne Seefahrer, sowie durch Tapferkeit aus und leisteten Karl's Heeren verzweifelten Widerstand; sie erlagen aber endlich und eine bedeutende Anzahl von ihnen wurde in die Niederlande abgeführt. Im Anfange des 9. Jahrh. wurde die Eider Nordgrenze des deutschen Reichs, das Land zwischen diesem Strome und der Elbe, das nun einen Theil desselben bildete, Nordalbingien genannt und als Grenzmark betrachtet, die später unter den sächs. Herzogen stand und deren größter Theil 1106 zur Grafschaft H. wurde, welche Graf Adolf von Schauenburg zu Lehen erhielt. Die Schauenburger regierten H. bis 1459, wo sie ausstarben; das Land fiel durch Wahl der Stände an Christian I. von Dänemark, wurde 1474 von Kaiser Friedrich III. zum Herzogthume erhoben und behielt sich das Recht vor, unter Christian's Nachkommen den jedesmaligen Herzog zu wählen, welches auch bis 1597 behauptet ward. Christian's Enkel, König Christian III. und Herzog Adolf, stifteten die beiden holstein. Hauptlinien, der Erstere die kön., mit mehren Nebenlinien, von denen nur noch die Linien Holstein-Sonderburg-Augustenburg und Holstein-Sonderburg-Glücksburg (vormals Beck) bestehen, und der Andere die herzogl. oder H.-Gottorp. Adolf's Enkel, Friedrich III., ward 1658 auch Herzog von Schleswig. In dem großen nordischen Kriege, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, kamen sämmtliche gottorpische Lande unter die Gewalt Dänemarks, und der schlesw. Antheil verblieb demselben im Frieden von 1720. Karl Friedrich's von Gottorp Sohn ward als Peter III. Kaiser von Rußland, und dessen Sohn Paul überließ seinen auf ihn vererbten Antheil 1773 dem Könige Christian IV. von Dänemark gegen Oldenburg und Delmenhorst, die der jüngern gottorp'schen Linie überlassen wurden und seit 1777 das Herzogthum Oldenburg bilden. Seit 1773 ist H. bei Dänemark geblieben und wurde 1806, nach Auflösung des deutschen Reichs, von welchem es bis dahin stets einen Theil gebildet, gänzlich mit Dänemark vereinigt; aber 1815 mit Lauenburg wieder ein Staat des deutschen Bundes. Als Souverain desselben hat der König im weitern Rathe der Bundesversammlung drei Stimmen, im engern eine und stellt 3900 M. zur Bundesarmee; die Einkünfte des Landes belaufen sich auf mehr als 2 Mill. Gulden.

H. hat einen Flächeninhalt von 153 □M. und 436,000 Bewohner, sämmtlich Deutsche, deren Sprache das Sassisch-Niederdeutsche ist. Hochdeutsch wird nur theilweise in den Städten geredet. Das Land wird von S. nach N. von einer sandigen Hügelkette durchzogen, welche die Wasserscheide zwischen Nord- und Ostsee bildet. Im Innern besteht H. zum Theil aus Haide und Moor; der östl. Theil, in dem sich herrliche Gegenden befinden, besteht aus fruchtbarem Lehmboden, im W. ist treffliches Marschland, das durch Deiche gegen den Andrang der Wellen geschützt ist. Kein anderes deutsches Land ist besser bewässert und hat üppigere Wiesen, als das „grüne" H.; unter den Seen ist der plöner der größte, und außer Elbe und Eider nennen wir von Flüssen noch: Stör, Wilster, Alster und Bille. Nord- und Ostsee sind durch den kieler Kanal verbunden, der von 1777—84 gebaut wurde. Er ist beinahe sechs M. lang und führt aus dem kieler Hafen in die Eider. Die Hauptproducte dieses vorzugsweise Ackerbau und Viehzucht treibenden Landes sind Getreide, Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Flachs, Ölpflanzen, Holz, Schweine, besonders aber vortreffliches Rindvieh und ausgezeichnete Pferde. Der Butter- und Käsehandel ist sehr beträchtlich; Fabriken gibt es nur wenige. Gegenwärtig ist H. in Ämter getheilt; nach der alten historischen Eintheilung aber zerfällt es in: Dithmarsen, Stormarn, Wagrien, Holstein, die Grafschaft Ranzau und die Herrschaft Pinneberg. (Vergl. Dänemark.)

**Hölty** (Ludw. Heinr. Christoph), ein gefühlvoller Dichter, war geb. am 21. Dec. 1748, der Sohn eines Predigers zu Mariensee bei Hanover und studirte seit 1769 auf der Universität zu Göttingen Theologie. Dabei beschäftigte er sich aber auch ununterbrochen mit dem Lesen älterer und neuerer Dichter und wurde von seinen ihm näherstehenden Freunden trotz seines eben nicht den ausgezeichneten Menschen ankündigenden Äußern erkannt und gewürdigt. Er schloß sich eng an den göttinger Dichterverein an, welchem die deutsche Poesie so viel verdankt und zu dem auch die Brüder Stolberg, Boje, Bürger, Miller, Voß und Leisewitz gehörten. Sein Hang zur sanften Schwärmerei, wie sie sich in seinen Gedichten ausspricht, unter denen die elegischen und idyllischen die besten und in ihrer Art ausgezeichnet sind, wurde genährt durch eine nicht glückliche Liebe und durch seine überhandnehmende Kränklichkeit. H. begab sich 1775 nach Leipzig und von da nach Hanover, wo er am 1. Sept. 1776 starb. Voß und Stolberg besorgten die Herausgabe seiner Gedichte (Hamb. 1783, vermehrte Ausg. Hamb. 1804).

**Holyrood**, d. h. heiliges Kreuz, ist der Name des alten Königspalastes zu Edinburg, dem gegenüber Holyroodhouse liegt, ein Kloster, das der schot. König David gestiftet haben soll und von dem nur noch Trümmer übrig sind. Ein Engel soll dem König David, als er einst an der Stelle jagte, wo nachmals das Kloster errichtet wurde, ein silbernes Kreuz gebracht haben, nach welchem die Stiftung benannt wurde. Jetzt heißt Holyroodhouse gewöhnlich nur „die Abtei". Nachdem diese, sowie das Schloß, 1544 von den Engländern niedergebrannt worden war, wurde der Palast wieder aufgebaut, in welchem die unglückliche Königin Maria Stuart (s. d.) residirte. Auch Jakob VI. wohnte zu H., bis er 1603 als Jakob I. König von England wurde. Noch jetzt zeigt man die Zimmer, welche die Königin Maria Stuart bewohnte, in ihrer alten Einrichtung. Der größte Theil des Palastes wurde jedoch durch die Soldaten Cromwell's (s. d.) zerstört und blieb bis 1670 als Ruine liegen, wo Karl II. das Gebäude nach einem Plane von Will. Bruce in seiner jetzigen Gestalt herstellen ließ. Die Ansicht stellt die westl. Fronte desselben dar. Er besteht überhaupt aus vier Gebäudereihen; an den vier Ecken sind Thürme angebracht und im Innern führt eine von Pfeilern getragene Halle rund herum. Jede Seite hat eine Länge von ungefähr 240 F. und das größte Gemach ist eine 145 F. lange, 25 F. breite und über 18 F. hohe Galerie mit den Bildnissen von 114 schott. Königen, welche sämmtlich der niederländ. Maler de Witt gemalt hat. Der nordwestl. Theil enthält die Gemächer der Maria Stuart. Hier wohnte 1745 der Prätendent Karl Eduard (s. d.) aus dem Geschlecht der Stuarts und wenige Monate darauf, nach der Schlacht bei Culloden, in welcher Eduard's Heer vernichtet wurde, der Sieger, der Herzog von Cumberland. Als der nachmalige König Karl X. von Frankreich noch Graf von Artois war, hielt er sich 1795—99 zu H. auf und

Digitized by Google

dahin kehrte er 1830—32 mit seiner Familie zurück, nachdem er vom franz. Throne vertrieben worden war. Die engl. Regierung hat in neuerer Zeit viel zur Herstellung und Erhaltung des ehrwürdigen Baues gethan.

**Holz** (das) ist der bedeutendste Bestandtheil der Bäume ınd Sträucher. Daher werden diese oft auch mit allen ihren brigen Bestandtheilen als Holz bezeichnet, sowie man auch Strecken, auf denen Bäume und Sträucher in größerer Anahl wachsen, Hölzer oder Gehölze nennt. Das eigentche Holz liegt zwischen der Borke und dem Mark. iene besteht aus Bast, Rinde und Oberhaut, doch eht die letzte im Alter häufig verloren. Das Mark beeht aus einem Zellgewebe, welches jedoch schon nach dem sten Jahre nach seiner Entstehung abstirbt. Das Holz lbst hat ein faseriges Gefüge und ist aus Längenfasern und Markfasern zusammengesetzt; in jedem Jahre setzt sich unter em Baste eine neue Schicht an, welche sich noch einige eit durch geringere Festigkeit und Blässe von dem ältern, ehr nach dem Mark zu liegenden sogenannten Kernholze nterscheidet und Splint genannt wird. Bei den meisten olzarten sind diese jährlich sich erneuernden Schichten deutch zu erkennen, indem sie, wenn man einen Stamm quer archschneidet, in Gestalt von Ringen erscheinen. Da man un aus der Anzahl dieser Ringe das Alter des Baums ntnehmen kann, so werden dieselben Jahrringe oder auch os Jahre genannt. Die Anwendung des Holzes ist sehr elfach und man unterscheidet hiernach verschiedene Arten r Hölzer. Das Bau- oder Zimmerholz, zu dem vorglich das Tannen-, Fichten-, Erlen- und Eichenholz gert, wird zu Latten, Bohlen, Schwellen, Balken u. s. w. verarbeitet. Die vorzüglichsten Nutzhölzer, aus denen Tischler, Drechsler, Wagner und andere Handwerker allerlei Geräthschaften, namentlich auch Möbeln, verfertigen, sind Cedern-, Mahagoni-, Pflaumen-, Birnen-, Äpfel-, Ahorn-, Buchen-, Eichenholz und andere. Als Brennholz dienen alle Hölzer, welche in größern Massen vorkommen, aber mit sehr verschiedenem Erfolg. (Vgl. Heizung.) Blauholz, Brasilien- und Sapan-, Roth-, Gelb-, Caliaturholz und andere sind Farbehölzer; Guajak-, Santal-, Culibaban-, Aloe-, Kampher-, Schlangenholz und andere Arzneihölzer. Das Holz wird auch in hartes und weiches, je nach dem Grade seiner Festigkeit, unterschieden und selbst das Holz in den verschiedenen Theilen desselben Gewächses ist von verschiedener Güte und Brauchbarkeit. So kommt das schönste Maserholz aus den Wurzelstöcken, übrigens aber gibt der Stamm das beste Holz. Die Böttcher können das Kernholz nicht brauchen, weil es zu spröde ist. — Wegen der Nutzbarkeit des Holzes muß man besonders in holzarmen Gegenden große Sorgfalt auf den Holzbau, d. h. auf den Anbau und die Pflege der Hölzer verwenden. Die Beschaffenheit des Bodens und das Bedürfniß entscheiden, welche Art von Hölzern man anbauen soll. Am häufigsten geschieht die Fortpflanzung durch Samen, und der Boden muß je nach seiner Beschaffenheit mehr oder weniger zur Aufnahme des Samens vorbereitet werden. Die Holzanbaue stehen unter dem Schutze des Staats, indem alle Ver-



Digitized by Google

letzungen derselben als **Holzfrevel** bestraft werden. Ursprünglich waren in Deutschland alle Waldungen Gemeingut der german. Stämme; sowie aber allmälig der freie Besitz der Ländereien unterging, wurden die Waldungen und mit ihnen die Jagdgerechtigkeit in den meisten Gegenden Eigenthum der höhern und niedern Grundherren. Überreste des ehemaligen Gemeinbesitzes sind noch das in manchen Gegenden den Gemeinden zustehende Recht, sich Feuerholz zu holen, das Recht der Hutung im Walde, das Recht, Bauholz gegen ein bloßes Anweisegeld zu erhalten und andere. — Der **Holzhandel** ist in manchen Gegenden sehr einträglich, steht aber in der Regel unter der speciellen Aufsicht des Staats, damit nicht durch zu starke Holzausfuhr ein Holzmangel im eignen Lande herbeigeführt werde. Rußland, Polen, Norwegen, Schweden und in Deutschland die Schwarzwaldgegenden treiben starken Holzhandel, die erstern besonders nach England, die letztern nach Holland. Auch aus Amerika und Ostindien ist in neuerer Zeit viel Holz ausgeführt worden. (Vgl. **Flöße**.)

**Holzschneidekunst** oder (griech.) **Xylographie**. Die Anwendung des Holzes zu allerlei künstlichen Arbeiten führte darauf, auch Bilder in Holz zu schneiden, und nach und nach kam man darauf, um diese Bilder durch Abdruck vervielfältigen zu können, sie so in Holz zu schneiden, daß alle Linien, welche in der Zeichnung hervortreten sollten, erhaben herausgearbeitet wurden. Es wird auf eine ebene und glatte Platte von einem feinfaserigen Holze (in der Regel Buchsbaum) eine Zeichnung gemacht, und darauf schneidet der Künstler das Holz mit verschiedenen scharfen Instrumenten so aus, daß nur die durch die Striche der Zeichnung bezeichneten Stellen stehen bleiben. Bestreicht man dann eine solche Platte mit einer Ölfarbe und druckt sie auf ein Blatt Papier ab, so erhält man eine Zeichnung, welche der ersten auf dem Holze entworfenen genau gleicht. Sowol die Platte als die Abdrücke werden **Holzschnitte** genannt. Die Holzschneidekunst ist älter als die Buchdruckerkunst und hat zur Erfindung dieser Veranlassung gegeben. (Vgl. **Buchdruckerkunst**.) Ausgezeichnete Künstler, wie Hieron. Resch, Albrecht Dürer, Luk. von Leyden, Hans Baldung gen. Grün, Hans Holbein, Hans Frank gen. Lützelburger, auch Kaiser Maximilian und verschiedene Andere haben die Holzschneidekunst zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht, und erst nachdem die Kupferstechkunst zu einem höhern Grade der Ausbildung gelangt war, wendeten sich die Künstler von der Holzschneidekunst allmälig ab. In neuerer Zeit hat man jedoch eingesehen, daß die Holzschnitte vor den Kupferstichen eigenthümliche Vorzüge besitzen, namentlich daß sie von diesen in der Kraft der Darstellung niemals erreicht werden können. Überdies haben die Holzschnitte vor den Kupferstichen auch noch den Vorzug, daß man von ihnen ungleich mehr Abdrücke machen kann, ja, daß sich die Druckplatten selbst durch Abklatschen oder Abgießen vervielfältigen lassen. (Vgl. **Stereotypen**.) In neuerer Zeit haben sich wieder einzelne Künstler auf das vortheilhafteste in der Holzschneidekunst hervorgethan. Der Engländer Thom. Bewick (geb. 1753, gest. 1829), die Gebrüder Unger, Gubitz und Unzelmann in Berlin, Blasius Höfel in Wien, Neuer in München und Andere haben die Kunst wieder zu einer hohen Stufe gehoben. Namentlich den Engländern verdanken wir manche Verbesserungen in der Holzschneidekunst. Eine eigenthümliche Art der Holzschnitte, welche gleichfalls schon in früherer Zeit in Anwendung war und in neuerer Zeit durch den Grafen Zanetti wieder aufgenommen worden ist, ist das sogenannte Helldunkel (ital. chiaroscuro, franz. camaïeu), bei welchem mehre einander genau entsprechende Platten zur Herstellung Eines Bildes benutzt werden. Die erste Platte enthält die Umrisse, die zweite die starken Schatten, die dritte und vierte die Mitteltinten. Diese Platten werden nacheinander auf dasselbe Blatt gedruckt und es kommt darauf an, daß sie genau aufgesetzt werden.

Nahe verwandt ist mit der eigentlichen Holzschneidekunst die **Modelstecherei**, welche jedoch weniger den Charakter einer schönen Kunst hat. Man pflegt nämlich die Muster, mit denen Kattune, Wachsleinewand, Papiertapeten, Spielkarten u. dgl. bedruckt werden sollen, in Holz zu schneiden und die so erhaltenen **Modeln** oder **Formen** zum Bedrucken der genannten Gegenstände, nachdem man sie mit den gehörigen Farben bestrichen, zu benutzen. Auch hier werden mehre zueinander passende Modeln angewendet, indem ein vielfarbiges Muster zu jeder Farbe ein eignes Model nöthig macht. Modelstecherei und Holzschneidekunst werden häufig unter dem Namen **Formschneidekunst** zusammengefaßt.

**Homer**, der älteste Dichter der Griechen, dessen Gesänge wir noch zum Theil besitzen und einer der größten Sänger

aller Zeiten, war ein kleinasiat. Grieche und lebte wahrscheinlich im 9. Jahrh. v. Chr. Sieben und mehre Städte stritten im Alterthume um die Ehre, seine Vaterstadt zu sein, am meisten aber hat die Nachricht für sich, daß er in der Nähe von Smyrna am Flusse Meles, nach welchem er **Melesigenes** (d. h. der Melesgeborene) beigenannt wurde, geboren worden. Es heißt, er sei ein Kind der Liebe gewesen und als sein Vater wird Mäon, als seine Mutter

Digitized by Google

rithets genannt. Nach Jenem hieß er der Mäonide. Es (w)erden auch noch andere Abstammungen desselben angege(b)en, indem man ihn z. B. einen Sohn des Apollon und (d)er Muse Kalliope genannt hat. Sein Name Homeros, (d). h. der Blinde, hat zu der Sage Veranlassung gegeben, (d)aß er durch den Stich einer Biene oder durch eine Krank(h)eit erblindet sei. Ebenso abweichend, wie die Nachrichten (ü)ber seine Geburt, sind auch die über seinen Tod, doch (ze)igte man auf der Insel Jos, welche jetzt Nio heißt, sein (G)rab und seine Grabschrift. Seine Gedichte standen bei (d)en Griechen in ungemein hohem Ansehen und zwar nicht (al)lein wegen ihrer allgemein bewunderten poetischen Schön(h)eit, sondern auch wegen der in ihnen enthaltenen Götter(le)hren und Weltanschauung. Sie waren in dieser Bezie(h)ung die heiligen Bücher der Griechen und hatten religiöses (A)nsehen. Früher waren sie nur in Kleinasien und auf den (I)nseln verbreitet, bis Lykurg, der berühmte Gesetzgeber der (S)partaner, die ersten Nachrichten von ihnen nach dem griech. (M)utterlande brachte. Erst 300 Jahre später stellten Pisi(s)tratus und seine Söhne, die kunstliebenden Tyrannen von (A)then, Sammlungen Homerischer Gesänge an und trafen die (E)inrichtung, daß sie von den Rhapsoden (s. d.) alljähr(li)ch am Feste der Panathenäen öffentlich vorgetragen wur(d)en. Solche Rhapsoden waren vielleicht auch die sogenann(t)en Homeriden, unter denen man jedoch auch Nachahmer (u)nd Nachfolger des H. verstehen kann. Zu des H. Zei(t)en war die Schrift noch nicht erfunden, oder doch noch (n)icht ausgebildet, und es müssen sich daher die Homerischen (G)esänge von Mund zu Munde fortgepflanzt haben. In (d)iesem Falle ist es aber nicht nur wahrscheinlich, sondern (g)ar nothwendig, daß sich Manches von den ursprünglichen (G)esängen im Munde der Rhapsoden verändert habe, ja (d)aß Neues dem Alten hinzugefügt und mit ihm verschmol(ze)n wurde. Höchst wahrscheinlich wurden sogar ganze län(g)ere Gesänge unter dem Namen des H. neu erfunden. (S)chon im Alterthume zweifelte man an diesen Thatsachen (n)icht und war wiederholt bemüht, das echt Homerische von (D)emjenigen, was dem großen Dichter fälschlich zugeschrie(b)en wurde, zu scheiden. Erst in neuester Zeit aber haben (G)elehrte, besonders der berühmte Philolog F. A. Wolf, die (A)nsicht geltend zu machen gesucht, daß auch die beiden (g)rößten, bisher immer für echt angesehenen Werke H.'s (n)icht die Schöpfung Eines Dichters seien, sondern von ver(sc)hiedenen Dichtern (Homeriden) herrührten und erst später, (s)wie sie noch vorliegen, zusammergesetzt und zu einem (G)anzen verarbeitet worden seien. Zugleich hat man sich be(m)üht, eine solche Zusammensetzung in jenen Gedichten selbst (a)ufzuzeigen, sowol in Bezug auf den Inhalt, als auf die (S)prache und Versform. Sogar daran hat man gezweifelt, (o)b jemals eine Person H. existirt habe und ob nicht viel(m)ehr die Vorstellung einer solchen erst nachmals sich ausge(bi)ldet habe. Die beiden vorzüglichsten dem H. zugeschriebe(n)en und zugleich größten Gedichte sind die Ilias und (di)e Odyssee, beide Epopeen, welche sich durch einfach(e) (re)ine Sprache, sowie durch unverbesserliche Wahrheit der (N)aturanschauung auszeichnen und das Muster für spä(te)re Epopeen geworden sind. Die Ilias enthält eine Schil(d)erung der Unternehmungen der Griechen vor Troja (s. d.), während die Odyssee die Irrfahrten des heimkeh-renden Odysseus (s. d.) schildert. Beide Gedichte sind in Herametern geschrieben, welche Versform später für die meisten Heldengedichte beibehalten und daher das heroische, wol auch das Homerische Versmaß genannt worden ist. Außerdem werden dem H. noch mehre Hymnen, Epigramme und die Batrachomyomachie, d. h. der Frosch- und Mäusekrieg, zugeschrieben. Das letztgenannte Gedicht ist nichts Anderes, als eine Travestie der Ilias und Odyssee und gehört jedenfalls einer spätern Zeit an. Nicht allein sind die Gedichte des H. sehr häufig herausgegeben worden, sondern man hat dieselben auch in fast alle Sprachen gebildeter Völker übersetzt. Die beste deutsche Übersetzung ist von Joh. Heinr. Voß. Außerdem sind eine große Anzahl zur Erläuterung der Homerischen Gedichte dienender Schriften, sowie viele Scenen aus denselben darstellende Abbildungen erschienen. Die ausgezeichnetsten Maler haben Stellen der Ilias und Odyssee zu ihren Gemälden benutzt.

**Homöopathie** bezeichnet das von Sam. Hahnemann (s. d.) erfundene Heilsystem, welches sich von allen bisherigen Verfahrungsarten in der Heilkunde seinen Grundsätzen nach wesentlich unterscheidet. Das Wort Homöopathie ist nach dem Griechischen gebildet und bezeichnet ein Heilverfahren, bei welchem zur Heilung der Krankheiten solche Mittel angewendet werden, welche im gesunden Körper einen ähnlichen Zustand herzustellen vermögen, wie derjenige ist, an welchem der Kranke leidet. Außer von der auf diese Weise der Homöopathie zu Grunde liegenden Überzeugung, welche auch durch den lat. Satz similia similibus curantur (d. h. Ähnliches wird durch Ähnliches geheilt) ausgedrückt wird, gehen die Homöopathen auch noch von dem Grundsatze aus, daß nur einfache Arzneimittel in der Medicin in Anwendung zu bringen seien und daß diese bei einer strengen Diät des Kranken nur bei sehr kleinen Gaben die gewünschte Heilwirkung hervorzubringen vermögen. Die homöopathische Diät besteht in einer Enthaltung von allen denjenigen Nahrungsmitteln, die selbst auf den gesunden Menschen eine Wirkung hervorzubringen vermögen, welche der eines Heilmittels gleicht. Die Wahl des Heilmittels in einem besondern Krankheitsfalle bestimmt nicht ein einzelnes Symptom der Krankheit, sondern die Gesammtheit aller auch der scheinbar geringfügigsten Symptome. Daher hat der homöopathische Arzt, ehe er ein Mittel gibt, den Zustand des Kranken auf das Allseitigste zu prüfen, hierbei auch auf die bisherige Lebensweise, auf die früher ihn betroffenen Krankheitsfälle u. s. w. genau einzugehen. Es ist endlich ein Grundsatz der Homöopathen, die Wirkung eines Heilmittels erst vollkommen abzuwarten und zu beobachten, ehe sie zur Wahl eines andern Mittels oder zur Wiederholung der frühern Gabe schreiten; bei heftigen und schnell zur Entscheidung führenden Krankheiten pflegen sie jedoch das Mittel, von dessen Anwendbarkeit sie überzeugt sind, auch in kürzern Zeiträumen zu wiederholen.

Die Homöopathie hat sehr viele Gegner gefunden, aber auch viele begeisterte Anhänger. Die letztern sind, wie dieses bei einer noch so jugendlichen Wissenschaft auch nicht anders möglich war, in manchen Punkten von der strengen Lehre Hahnemann's mehr oder weniger abgewichen, und Hahnemann selbst hat manche seiner Annahmen im Ver-



Digitized by Google

laufe der Zeit verändert. Die Gegner der Homöopathie haben wenigstens so viel eingestehen müssen, daß in gewissen Fällen der Grundsatz, auf welchem Hahnemann's Lehre beruht, Anwendung finde und daß jedenfalls Vereinfachung der Arzneimittel, Verminderung der Quantität, in welcher sie dem Kranken zu reichen, und endlich eine strenge Diät zeitgemäße Verbesserungen in der Medicin seien.

**Honig** ist der süße Saft, welchen die Bienen aus den Blumen und Früchten verschiedener Pflanzen ziehen, in ihrem Körper wahrscheinlich einigermaßen verarbeiten und endlich in den Wachszellen absetzen. Je nach den Jahreszeiten, der Beschaffenheit der Bienen, der Örtlichkeit des Aufenthaltsorts und vorzüglich der Pflanzen, welche sich den Bienen darbieten, fällt der Honig sehr verschieden aus. Sowol seine Farbe, als sein Flüssigkeitszustand, sein Geruch und Geschmack sind demgemäß verschieden. Der hellfarbige Honig wird dem dunkeln vorgezogen und der aus Lindenblüten bereitete zeichnet sich durch angenehmen Geruch aus. In den warmen Ländern ist der Honig besser als in den kältern. Besonders berühmt ist der Honig vom Berge Hybla in Sicilien und der vom Berge Hymettus in Attika. Der Honig kann von den Pflanzen, aus denen ihn die Bienen bereiten, auch giftige Eigenschaften annehmen, in welchem Falle sein Genuß Schwindel, Taumel, Wuth und sogar den Tod zur Folge haben kann. Der Honig, welcher aus den Waben bei gelinder Wärme von selbst ausfließt, von heller Farbe, körnig und von angenehmem, etwas scharfem Geschmack ist, wird als Jungfernhonig von dem gemeinen Honig unterschieden, der die angegebenen Eigenschaften nicht besitzt. Der noch nicht von den Waben geschiedene Honig heißt gezeidelter, Roos- oder Rosenhonig, Scheibenhonig, wogegen der geseimte oder abgelassene Honig vom Wachs bereits getrennt ist, und Stein- oder Zuckerhonig den alten in den Waben verhärteten Honig bezeichnet. Abgeschäumter Honig, wie ihn die Apotheken haben, wird durch Kochen des Honigs mit Wasser, Abschäumen und Filtriren gewonnen. Die wilden Bienen geben den Wald- oder wilden Honig. Außerdem benennt man den Honig auch nach den Pflanzen, von denen er gewonnen und nach den Jahreszeiten, in denen er eingetragen worden ist. Der Honig läßt sich unter Anwendung der gehörigen Vorsicht Jahre lang aufbewahren. Er muß zu diesem Zweck so rein als möglich sein, an einem kühlen und trocknen Orte stehen und wohl verwahrt, namentlich vor Mäusen, Bienen und Ameisen gesichert sein. Die Ameisen werden durch einen Streif Asche rings um den Honigtopf von diesem abgehalten. Den bedeutendsten Handel mit Honig treiben Rußland, Polen, Frankreich, Spanien und die Insel Malta.

**Honigkukuk** oder Honigvogel (der) ist ein dem Kukuk verwandter Vogel, welcher im südl. Afrika gefunden

wird und unter lautem Geschrei die Nester der wilden Bienen aufsucht, um sich ihres Honigs zu bemächtigen. Hierbei soll er sich oft der Hülfe des Baumspechts bedienen, welcher ihm mit seinem harten und langen Schnabel vorarbeitet. Beide Vögel sind auf umstehender Abbildung dargestellt. Die Eingeborenen pflegen dem Honigvogel nachzugehen, der ihnen durch sein Geschrei die Bienennester anzeigt und daher auch lat. indicator, d. h. der Anzeiger, heißt. Der Honigvogel hat einen kurzen kegelförmigen Schnabel und ist ungefähr so groß wie ein Sperling.

**Honigthau** nennt man diejenige Krankheit der Pflanzen, bei welcher auf der Oberfläche der Blätter eine honigartige, süßliche und klebrige Substanz sich ausscheidet und dieselben überzieht. Durch diesen Überzug und durch die Unreinigkeiten, welche an ihm sich ansetzen, werden die Spaltöffnungen verstopft, wodurch die Gewächse ein kränkelndes Ansehen erhalten. Zugleich finden sich verschiedene Insekten, vornehmlich Blattläuse, ein, denen man irrigerweise die Erzeugung des Honigthaus Schuld gegeben hat. Man hat beobachtet, daß Honigthau besonders dann sich zu erzeugen pflegt, wenn auf anhaltend trockene und warme Witterung schnell Kälte oder vorübergehende leichte Regen, besonders Sommerregen, eintreten, wodurch eine plötzliche Stockung der Säfte in der Oberfläche der Blätter hervorgebracht wird. Die besten Mittel sind Reinigung der Blätter von dem klebrigen Stoffe und anhaftendem Unrathe durch Waschungen mit reinem Wasser, welches im Großen durch den Regen geschieht.

**Honneurs** (franz.), d. h. Ehren, Ehrenbezeugungen, nennt man diejenigen Aufmerksamkeiten, welche nach dem in der Gesellschaft üblichen Herkommen jeder Wirth oder die Wirthin ihren Gästen schuldig ist. Dahin gehört der förmliche Empfang geladener Gäste, das Vorstellen der Gäste untereinander, die Sorge für deren Unterhaltung, die Auffoderung, sich der dargebotenen Genüsse zu bedienen u. dergl. Vorzugsweise heißen aber Honneurs die streng geregelten Ehrenbezeugungen, welche von Militairpersonen ihren Vorgesetzten zu erweisen sind. Die Beschaffenheit dieser Ehrenbezeugungen ist bei den verschiedenen Armeen verschieden, und es richten sich dieselben im Allgemeinen nach dem Range der Personen, welchen sie erwiesen werden. Außer dem Dienste grüßt der Soldat nur durch Anlegen der Hand an die Kopfbedeckung und durch Annahme militairischer Haltung; strenger sind die Honneurs, wenn der Soldat unter den Waffen, namentlich wenn er auf Wache steht. Schultern des Gewehrs, Präsentiren desselben, Rühren des Spiels, Schlagen des Fahnenmarsches, Neigung des Degens, Senken der Fahnen, Herausrufen der Wachtmannschaft sind die hier gebräuchlichen Honneurs. Fürstliche Personen und hochgestellte Militairpersonen pflegen Ehrenwachen zu erhalten, deren Anzahl und Obliegenheiten sich nach dem Range jener Personen richtet. Ebenso wird der Leiche eines jeden Kriegers bei deren Bestattung eine Ehrenwache mitgegeben, deren Stärke nach Rang und Verdienst verschieden ist. Hat der Verstorbene einen Feldzug mitgemacht, so pflegt über seinem Grabe gefeuert zu werden. Die Tambours, welche den Leichenzug begleiten, pflegen ihre Trommeln zu dämpfen, nach der Bestattung aber kehren die Krieger mit lauter kriegerischer Musik zurück.

**Hopfen** heißt eine bekannte, durch ganz Europa, Nordasien und Nordamerika an Zäunen, Hecken, Flußufern und Waldrändern sich häufig findende Schlingpflanze, welche ihrer Anwendung wegen in mehren Ländern angebaut wird. Die männlichen und weiblichen Pflanzen unterscheiden sich nur durch die verschiedenen Blüten. Die männlichen, fünf Staubgefäße enthaltenden Blüten stehen in großen, sparrigen Rispen; die weiblichen dagegen in einem kugelrunden Kätzchen hinter kleinen Schuppen gepaart. Diese dünnen blattartigen Schuppen wachsen nach der Blütezeit fort und bilden nußgroße Zapfen, welche als Hopfen beim Brauen verschiedener Biere gebraucht werden und einen bedeutenden Handelsartikel mancher Länder abgeben. In Deutschland ist vorzüglich der in Böhmen, in Baiern, aber auch der in einigen Gegenden Sachsens und im Braunschweigischen gebaute Hopfen geschätzt und wird in beträchtlicher Menge ausgeführt. Von dem im Auslande gewonnenen Hopfen steht der engl. allem andern voran. Die Güte des Hopfens hängt von der größern oder geringern Menge des Hopfenmehls, Hopfenstaubs oder Lupulins ab, welches die Hopfenzapfen enthalten. Dieses Hopfenmehl findet sich am Grunde der blatthäutigen Schuppen, welche den Zapfen bilden, als kleine, runde, gelbe, glänzende Körnchen und hat einen stark gewürzhaften, etwas betäubenden Geruch und einen sehr bittern, etwas erwärmenden Geschmack. Es macht etwa den zehnten Theil des ganzen Hopfenzapfens aus und ist, zwischen den Fingern gerieben, klebrig. Dieses Hopfenmehl gibt dem Biere nicht allein einen angenehm bittern, gewürzhaften Geschmack, sondern macht es auch zum Aufbewahren für lange Zeit geschickt. Diese Eigenschaften besitzen die Schuppen der Zapfen nicht, und man hat deshalb mehrfache Versuche angestellt, das Mehl von den Schuppen abzusondern. Um dies zu können, muß man die Hopfenzapfen recht trocken werden lassen und sie dann gleichsam ausdreschen, indem man sie mit dünnen Stöcken schlägt und mittels einer Art vervollkommneten Beutels ausbeutelt. Dies Verfahren ist aber nicht gut im Großen auszuführen, und man beschränkt es daher auf die Gewinnung so kleiner Quantitäten, als man zum medicinischen Gebrauch nöthig hat. In manchen Krankheiten, welche stärkende und gewürzhafte Mittel nöthig machen und bei denen zugleich Schlaflosigkeit die Kranken immer mehr ermattet, hat sich das Lupulin sehr wirksam gezeigt. In England bereitet man aus dem Hopfen einen Extract, den man mit etwas Hausenblase versetzt und dadurch zu einer festen Consistenz bringt. Dieser soll sich mehre Jahre aufbewahren lassen, weit kräftiger als der ganze Hopfen wirken, wenn er der Würze des Biers zugesetzt wird, und das Bier zugleich heller machen. Es hat sich bis jetzt noch kein Ersatzmittel des Hopfens auffinden lassen, so viele dergleichen auch von Brauern versucht worden sind, das von gleicher Wirksamkeit und ohne Nachtheil für die Gesundheit wäre. Häufig wendet man, besonders in England und jetzt auch in Baiern, die röm. Kamillen, die zwischen den Fingern gerieben, einen dem Hopfen ganz ähnlichen Geruch geben, zum Bierbrauen an. — Die jungen, aus der Erde hervorkommenden Triebe, die in den Hopfengärten zum Vortheil der Pflanzen zum Theil weggeschnitten werden müssen, werden als Hopfenkeime wie Spargel genossen. Aus dem Baste der Stengel bereitet man, wie aus dem Hanfe und Lein, Fasern, welche sich

Digitized by Google

spinnen und weben lassen, aber nur grobe Zeuche geben. Der sogenannte span. Hopfen ist eine dem Majoran ähnliche Pflanze Südeuropas, deren mit Deckblättern bedeckte Blütenähren Ähnlichkeit mit Hopfenzapfen haben.

**Horätier** (die) waren ein berühmtes Geschlecht zu Rom, dem die Drillingsbrüder angehörten, welche zur Zeit des Königs Tullus für Rom siegreich den Kampf mit den Curiatiern kämpften. Auch diese waren Drillingsbrüder und gehörten dem albanischen Volke an. Rom nämlich führte mit Alba, einer mächtigen ital. Stadt, Krieg; die Heere standen gegeneinander und man kam überein, um Blut zu schonen, sollte der Kampf zwischen den Horatiern und Curiatiern entscheiden. Die siegende Partei sollte Herr der besiegten werden. Der Kampf begann und näherte sich anfangs zu Gunsten der Albaner. Schon zwei Horatier waren gefallen. Aber der dritte war unverletzt und alle drei Curiatier hatten Wunden erhalten; dennoch hätte jener dem dreifachen Angriff nicht Widerstand leisten können. Er floh, und die Curiatier folgten ihm so schnell, als jedem seine Wunden es erlaubten. Bald hatten sie sich auf diese Weise vereinzelt und einzeln konnte sie der Römer anfallen und hinrichten. So wurde Rom die Herrin Albas. Begleitet vom Heere, geschmückt mit den Waffen der Erschlagenen, umjubelt von der Menge, zog der Horatier in Rom ein. Da erblickt er seine Schwester, die Verlobte eines der erschlagenen Curiatier. Sie wehklagt über den Erschlagenen, statt sich des Siegs und Lebens ihres Bruders zu freuen und dieser — ermordet sie. Roms Gerechtigkeit war streng; obgleich der gefeierte Held seines Volks, wurde der Horatier als Schwestermörder zum Tode verurtheilt. Auf des Königs Tullus Rath appellirte der Verurtheilte an das Volk. Vor dieses trat der greise Vater der drei Brüder und der gemordeten Schwester. Von allen seinen Kindern, sagte er, sei nur noch dieser eine Sohn übrig, dieser Eine, der Rom von der Knechtschaft errettet, der es zum Herrn über Alba gemacht habe! Das Volk wurde gerührt und verzieh, aber es wurde wegen des Mordes ein Sühnopfer gebracht und der Horatier mit verhülltem Haupt unter einem Balken, der ein Joch, das Zeichen der Knechtschaft, vorstellte, weggeführt.

**Horatius**, mit dem Beinamen **Cocles**, welcher „der Einäugige" bedeuten soll, war ein berühmter röm. Held. Nachdem die Römer den König Tarquinius und dessen Söhne vertrieben und Rom zur Republik erklärt hatten (s. Rom), kam, aufgerufen von den Vertriebenen, der hetrurische König Porsenna 508 v. Chr. vor die Stadt, schlug die Römer und würde alsbald Rom eingenommen haben, wenn es ihm gelungen wäre, der Tiberbrücke sich zu bemächtigen. Aber hier hielt Ein Mann das vordringende Heer der Feinde auf, und dieser war H. So lange kämpfte er unüberwindlich gegen die Feinde, bis die Römer hinter ihm die Brücke abgebrochen hatten, und dann stürzte er sich in den Strom und kam, obschon mit Wunden bedeckt und mit Verlust eines Auges, lebend an das befreundete Ufer. Die Römer begrüßten ihn als Retter des Vaterlandes und erhielten sein Andenken durch eine Ehrensäule.

**Horatius** (Quintus) **Flaccus**, ein berühmter röm. Dichter, dessen Gedichte uns größtentheils erhalten sind, wurde zu Venusium in Apulien 65 v. Chr. geboren. Sein Vater war ein Freigelassener und besaß ein kleines Grundstück, welches er jedoch verkaufte und nach Rom zog, um seinem Sohne, an dem er ungewöhnliche Talente bemerkt hatte, eine gute Erziehung geben zu können. Trefflich vorgebildet ging der Jüngling in seinem 20. Jahre nach Athen, welches damals als Hochschule der wissenschaftlichen und geistschaftlichen Bildung galt. In Rom wurde bald nachher der große Imperator Julius Cäsar ermordet, weil man fürchtete, er möge sein Ansehen benutzen, die Republik zu stürzen, und die Mörder desselben, Brutus und Cassius, kamen nach Athen, wo sie Alles an sich zogen, was für die Sache der röm. Freiheit gegen die Rächer des Cäsar die Waffen ergreifen wollte. Auch H. trat in ihr Heer und wurde Anführer einer Legion. Bei Philippi in Macedonien kam es zu der bekannten Schlacht, in welcher die röm. Republik unterging, Brutus und Cassius fielen und H. nur durch die Flucht sein Leben rettete. Nachdem die neuen Machthaber den Besiegten die Rückkehr nach Rom bewilligt hatten, kam auch H. dahin zurück, aber sein kleines Vermögen war eingezogen worden und er konnte sich nur mit Mühe in einer kleinen Anstellung sein Brot erwerben. Eine politische Laufbahn wollte und konnte er unter den bestehenden Verhältnissen nicht machen; aber bald that sich sein gebildeter und gewandter Geist in anderer Weise hervor. Er trat öffentlich mit seinen Dichtungen heraus, die durch ihre leichte Form, durch den in ihnen herrschenden treffenden Witz, verbunden mit einer feingebildeten, heitern und doch sittlichen Lebensanschauung, bald die Aufmerksamkeit seiner ausgezeichnetsten Zeitgenossen auf ihn zogen. Virgil wurde sein Freund und machte ihn mit Mäcenas, dem reichen Beschützer der Wissenschaften und Künste, bekannt, der ihn wohlwollend aufnahm und das Glück seines Lebens dadurch begründete, daß er ihm ein kleines Landgut, das sabinische genannt, schenkte. Theils hier, theils in Rom lebte H. heiter und zufrieden, dankbar seinem Wohlthäter, aber es verschmähend, durch niedrige Schmeicheleien die Gunst der Gewalthaber sich zu erbetteln. Augustus, der ausgeführt hatte, was man von Cäsar nur befürchtet, trug dem H. eine Anstellung in seiner nächsten Umgebung an; aber dieser lehnte sie unter dem Vorwande, daß seine Gesundheit zu schwächlich sei, ab. Bald nach Mäcenas starb H. im J. 9 v. Chr. und wurde neben seines Gönners Grabmal auf dem Esquilin beigesetzt. Seine Gedichte sind Oden, Episteln und Satiren. In jenen ahmte er griech. Muster nach, erwarb sich jedoch das Verdienst, die lat. Sprache zuerst zu einem höhern Grade metrischer Ausbildung gebracht zu haben. Originell trat H. in seinen Satiren, denen auch seine Episteln verwandt sind, auf. Mit einer unübertrefflichen Leichtigkeit und Gewandtheit, die sich gleichermaßen in Form und Inhalt ausspricht, stellt er die Laster und Schwächen seiner Zeitgenossen als lächerliche Thorheiten dar, und indem er den Ernst eines Sittenpredigers vermeidet, trifft er auf diese Weise die Schlechtigkeit nur um so empfindlicher. Seine Werke sind vielfach herausgegeben und übersetzt worden. Große Verdienste hat sich Wieland um den H. erworben, indem er nicht allein dessen Satiren und Briefe in einer den Geist des Dichters glücklich abspiegelnden Übersetzung bekannt, sondern auch durch geistvolle Einleitungen und Anmerkungen dem jetzigen Publicum verständlich machte.

Digitized by Google

**Horeb**, eine Bergspitze im nordwestl. Arabien, auf der Halbinsel, welche von zwei Busen des rothen Meeres, den von Suez und Ailah, gebildet wird. Der Horeb liegt westl. vom Sinai und erhebt sich, gleich diesem, in dem Gebirge, welches die Araber Dschebel Musa nennen. Auf dem Horeb erschien, der Bibel zufolge, Jehovah dem Moses und befahl ihm, die Israeliten aus der ägypt. Knechtschaft zu befreien. Er ist nicht so hoch als der Sinai. Im Anfange des 15. Jahrh. nannte ein Theil der Hussiten einen Berg in Böhmen, der ihnen zum Versammlungsorte diente, Horeb und legte sich den Namen Horebiten bei.

**Horen** sind die von den Griechen geehrten Göttinnen ursprünglich der Luft, dann der wie die Luft hinströmenden Zeit und endlich der bürgerlichen Ordnung. Homer nennt sie die Thürhüterinnen des Himmels, die Dienerinnen der Juno und Minerva, die Herrscherinnen der Wolken. Die Zahl der Horen wurde sehr verschieden angegeben. Ursprünglich kennt man nur zwei, Thallo (d. h. Blüte), die Göttin des Frühlings, und Karpo (d. h. Frucht), die Göttin des Herbstes. Später kam noch eine Hora hinzu, der Winter aber erhielt keine und erst die Römer stellten die vier Jahreszeiten in Gestalt männlicher Genien dar. Später bezeichneten die Griechen die drei Horen als Eunomia (die Beschützerin der Gesetze), Dike (die Beschützerin der Gerechtigkeit) und Eirene (die Beschützerin des Friedens) und diese galten als Töchter des Zeus und der Themis. In Athen wurde den Horen das Fest der Horäa gefeiert.

**Hörigkeit** ist ein im deutschen Mittelalter häufig vorkommendes Schutz- und Abhängigkeitsverhältniß zwischen einem Gutsherrn und seinen Bauern. Sie kam in verschiedenen Formen vor und wurde, je nachdem der Schutzherr geistlichen oder weltlichen Standes war, Altar- oder Hofhörigkeit genannt. Das Hörigkeitsverhältniß war oft so streng, daß es sich von der Leibeigenschaft (s. d.) durch nichts unterschied, obschon es in der Regel nur in gewissen Verbindlichkeiten für den Hörigen besteht, welche neben der Freiheit seiner Person bestehen können. Die Stätte oder der Grundbesitz, welcher dem Hörigen vom Gutsherrn verliehen war, vererbte sich nach einer bestimmten Ordnung, vermöge welcher der Name der Stätte oder des Hofs auf den jedesmaligen Anerben überging. Der Anerbe war nach den verschiedenen Rechten verschiedener Länder bald der jüngste, bald der älteste Sohn; oft auch hatte sich der Gutsherr das Recht vorbehalten, denselben zu bestimmen. Dieses Hörigkeitsverhältniß, welches besonders in Westfalen sehr verbreitet war, hat sich bis auf wenige Überbleibsel in neuern Zeiten verloren.

**Horizont** (von einem griech. Worte, welches „begrenzen" bedeutet) oder Gesichtskreis heißt die scheinbare Grenze zwischen Himmel und Erde, welche sich dem Auge des Beobachters überall darbietet, wenn er auf einem mehr oder weniger freien Standpunkte über die Erdoberfläche rings umherschaut. Ist der Horizont frei, nicht beschränkt, d. h. ist die Aussicht des Beobachters nicht durch Erhebungen über die Erdoberfläche unterbrochen, so zeigt sich der Horizont stets als eine kreisförmige Linie. Einen derartigen freien Horizont erblickt man nur in weiten Ebenen und am vollkommensten auf der Oberfläche des Meeres. Die Gestalt dieses Horizonts ist ein Beweis für die Kugelgestalt der Erde, denn genauere Überlegung lehrt, daß man nur auf einem kugelförmigen Körper von jedem Punkte aus eine kreisförmige Fläche überschauen könne. Die Ebene, welche vom Horizont begrenzt wird, heißt die Ebene des Horizonts. Die Astronomen unterscheiden den eben beschriebenen scheinbaren Horizont von dem wahren, welcher letztere nicht wie jener eine wirklich sichtbare, sondern eine nur eingebildete Linie ist. Stellt man sich nämlich die Erde als eine Kugel vor, welche ringsum von der Himmelskugel so umgeben wird, daß beider Kugeln Mittelpunkte zusammenfallen; so heißt der wahre Horizont für einen Punkt der Erdoberfläche diejenige kreisförmige Linie, welche am Himmelsgewölbe durch eine Ebene bezeichnet wird, welche mit der Ebene des scheinbaren Horizonts für denselben Punkt der Erdoberfläche parallel ist, aber nicht durch jenen Punkt selbst, sondern durch den gemeinschaftlichen Mittelpunkt von Erd- und Himmelskugel gelegt ist. Der wahre und scheinbare Horizont stehen hiernach um die Länge des Erdhalbmessers voneinander ab. Sowie sich bei der scheinbaren Umdrehung des Himmelsgewölbes die Gestirne über den Horizont erheben, gehen dieselben auf, und wenn sie unter den Horizont sinken, so gehen sie unter.

**Horn** nennt man vorzugsweise die Substanz, aus welcher die knochigen Auswüchse, welche viele Thiere an der Stirn tragen, bestehen, doch allgemeiner auch die ähnliche Substanz der Nägel, Hufe, Klauen bei vielen Thieren. Schildpatt, Haare und Federn bestehen gleichfalls aus einer Hornsubstanz. Die Hörner, welche verschiedene (gehörnte) Thiere an der Stirn tragen und die gewöhnlich paarweise vorkommen, dienen zur Schutz- und Angriffswaffe. Bei den meisten Thieren treten sie erst zur Zeit der Mannbarkeit heraus und bei einigen Gattungen haben nur die Männchen Hörner, oder doch stärkere und ausgebildetere als die Weibchen. Man bedient sich des Horns zur Verfertigung von allerlei Gegenständen und Geräthschaften, als Kämmen, Knöpfen, Dosen, Pfeifenspitzen, Pfeifenröhren, Pulverhörnern u. dgl. Ehemals benutzte man die Hörner vorzüglich zu Trinkgeschirren, gab auch wohl solchen Geräthschaften, welche aus andern Stoffen bereitet wurden, die Gestalt von Hörnern und nannte sie Trinkhörner. Die Anwendung des Horns ist größer geworden, seit man gelernt hat, es auf mannichfaltige Weise zu verarbeiten. Man zerschneidet, drechselt, preßt, löthet und biegt es. Sogar aus den Abgängen, Hornspänen, macht man jetzt kunstvolle Geräthschaften, indem man sie mit heißem Wasserdampfe erweicht, in Formen preßt und wieder verhärten läßt. Die Hornspäne geben angefeuchtet auch einen ausgezeichneten Dünger. Der Handel mit Hörnern ist bedeutend. Am geschätztesten zu Hornarbeiten sind die Hörner der engl. Ochsen, welche sich durch Größe, Festigkeit, Weiße und Durchsichtigkeit auszeichnen. Die aus ihnen gedrehten und polirten Gegenstände kommen an Durchsichtigkeit dem Glase nahe. Sehr groß und fest sind die brasil. Hörner, aber, wie alles amerik. Horn, schwarz. Die ungar. Ochsenhörner sind nach den engl. die besten; auch das franz. Horn ist gut; aber das deutsche sehr ungleich und das poln. schlecht. Die Hörner nehmen mit dem Alter nicht nur an Größe, sondern auch an Dichtigkeit und Festigkeit zu. Man erkennt ihr Alter an den Jahrringen, welche sie auf ähnliche Weise wie das Holz zeigen.

Digitized by Google

Die Alten sahen in den Hörnern ein Zeichen der Kraft und Majestät und bildeten mehre ihrer Götter mit Hörnern ab. In neuerer Zeit haben die Hörner eine weniger ehrenhafte symbolische Bedeutung erhalten, indem man sie bekanntlich zum Abzeichen der Hahnreie gemacht hat.

**Horn** (das) oder **Waldhorn** ist ein musikalisches Instrument, welches seinen Namen seiner eigenthümlichen Gestalt verdankt, indem es gewöhnlich aus einem gewundenen, oben am Mundstück engen und nach unten immer weiter werdenden Rohre besteht. Das Mundstück ist aus Metall und die ganze Röhre gleichfalls, gewöhnlich aus Messingblech. Dieses Instrument zeichnet sich durch milden, sanften, besonders schwermüthige und sanftheitere Gefühle ausdrückenden Klang und großen Umfang aus. Man hat demselben eine noch größere Anwendbarkeit zu geben gesucht, indem man seine Gestalt mannichfaltig abgeändert und es mit Klappen und Ventilen ausgestattet hat. Die Musiker, welche es blasen, werden **Hornisten** genannt; vorzüglich erhalten diesen Namen aber die Hornbläser, welche zum Angeben der Signale auf den Signalhörnern, sowie zur Aufführung der Feldmusik bei dem Militair angestellt sind und die den Tambours gleich geachtet werden. Einige Waldhornisten haben als Künstler sich großen Beifall erworben. Namentlich gilt dieses von den Deutschen Gugel und Gebrüdern Schunke, sowie von dem Italiener Punto. (Vgl. **Posthorn**.)

**Hörrohr** oder **Hörmaschine** heißt ein Instrument, welches dazu dienen soll, Schwerhörigen das Hören zu erleichtern, indem es den Schall verstärkt. Man hat solche Instrumente von sehr verschiedener Gestalt angefertigt, ohne bis jetzt eine Construction gefunden zu haben, welche ihrem Zwecke auf eine völlig genügende Weise entspräche. Man gibt ihnen entweder eine hohle, gewölbte Form, damit sie, ähnlich wie ein Hohlspiegel die Lichtstrahlen auffängt und in Einen Punkt, den Brennpunkt, vereinigt, ebenso die Schallstrahlen auffangen und vereinigen. Ein engeres Ende des Rohrs dient dann, das Instrument an das Ohr anzusetzen und die gesammelten Schallstrahlen diesem zuzuführen. Andern Hörrohren hat man eine schneckenförmig gewundene Gestalt gegeben, indem man auf diese Weise die Form des innern Ohres nachzuahmen suchte. Ferner hat man in den Hörrohren gespannte Häute angebracht, welche das Trommelfell nachahmen und durch den Schall in schwingende Bewegung gesetzt werden. Auch wirkliche Schneckengehäuse (von den Schrauben-, Trompeten- und Kegelschnecken) hat man zu Hörrohren benutzt. Sehr empfohlen hat man in neuerer Zeit eine Art Hörmaschine, welche die Gestalt eines hohlen, blechernen Bügels hat, welcher um die Stirn greift und mit seinen Endröhren in die Öffnungen der Ohren paßt. Vorn an der Stirn befindet sich eine große Öffnung, durch welche der Schall nach den Ohren fortgeleitet werden soll. Schwerhörige Damen können diesen Apparat unter der Haube verbergen. Auch die von Bernard in London erfundenen, muschelförmigen, zum Theil aus Kautschuck gearbeiteten Ohrschnecken sollen schwerhörigen Personen gute Dienste leisten.

**Hosen**, **Beinkleider**, (franz.) **Pantalons**, sind ein jetzt bei den gebildeten Völkern allgemein gebräuchliches Kleidungsstück, welches jedoch die alten Völker nicht kannten. Griechen und Römer trugen keine Hosen, und nur erst in den spätern Zeiten kamen dieselben wahrscheinlich aus Gallien nach Rom. Daß in Gallien die Beinkleider schon Sitte waren, als die Römer in das Land kamen, sieht man daraus, daß ein Theil Galliens von ihnen Gallia braccata, d. h. das behoste Gallien, genannt wurde. Die ursprüngliche Gestalt der Hosen war gewiß die enge und lange, sodaß die Hosen zugleich die Stelle der Strümpfe vertraten. Erst später sonderten sich die letztern als besonderes Kleidungsstück ab und man trug Beinkleider, welche nur bis zum Knie reichten. Die Moden haben häufig gewechselt. Im Mittelalter waren eine Zeit lang ungeheuer weite, sogenannte **Pluderhosen**, Mode, welche zuweilen mehre hundert Ellen Zeuch erfoderten und nicht selten noch mit Betten, Kleie u. dgl. ausgestopft wurden. So arg wurde der Unfug mit diesen Hosen getrieben, daß sich Geistliche, Gesetzgeber und Schriftsteller gegen denselben zu eifern veranlaßt fühlten. Osiander schrieb gegen sie im „Hoffahrtsteufel", Musculus im „Hosenteufel" und Joachim II., Kurfürst von Brandenburg, erließ ein Verbot derselben. Erst seit Ludwig XIV., König von Frankreich, ist die noch jetzt gebräuchliche Hosentracht aufgekommen, aber die langen halbweiten Beinkleider gelten noch jetzt nicht überall als die anständigste Tracht, sondern um in vornehmen Gesellschaften, namentlich bei Hofe und bei festlichen Gelegenheiten erscheinen zu dürfen, sind enge und nur bis über die Knie reichende Beinkleider erfoderlich. Ehemals befestigte man die Beinkleider nur durch den Gurt über den Hüften, jetzt aber trägt man sie gewöhnlich weiter herauf, über den Hüften nicht eng anschließend und bedient sich zur Befestigung derselben über die Schultern gehender Tragbänder, **Hosenträger** genannt. Auch bei den Frauen wird die anständige und der Gesundheit förderliche Sitte, Beinkleider zu tragen, immer allgemeiner.

**Hosenbandorden** (engl. order of garter) ist der vornehmste engl. Orden, der von dem Könige Eduard III. von England 1350 gestiftet worden ist. Er verdankt seinen Namen dem Umstande, daß die Ritter desselben am linken Beine unter dem Knie ein Knieband von dunkelblauem Sammt mit goldener Einfassung tragen. Dasselbe wird durch eine goldene Schnalle gehalten und trägt das Motto Honny soit qui mal y pense (Schande Dem, der Arges hierbei denkt). Die Königin trägt dieses Band am Arme. Außerdem tragen die Ritter ein breites dunkelblaues Band über die linke Schulter nach der rechten Hüfte zu gehend, an dem ein goldener, mit Brillanten gezierter Schild hängt. Der Rand des Schildes trägt gleichfalls den erwähnten Sinnspruch und die Mitte desselben zeigt den Ritter St.-Georg mit dem Lindwurm. Endlich tragen die Ritter noch einen in Silber gestickten Stern mit acht Strahlen, der gleichfalls den Sinnspruch, sowie das rothe Kreuz des heiligen Georg zeigt. Zu Ehren Gottes, der heiligen Jungfrau und des heil. Märtyrers Georg ist der Orden gestiftet. Derselbe besteht aus 26 Mitgliedern, zu denen noch die Prinzen des kön. Hauses und die auswärtigen Mitglieder kommen. Nur geborene Engländer von hohem Adel und regierende Fürsten können den Orden erhalten. Der König hat aber das Recht, 26 sogenannte arme Ritter von Windsor (hier hält der Orden das Capitel) zu ernennen, von denen jeder eine Pension von 300 Pf. St. jährlich erhält. Über die Veranlassung zur Stiftung des Ordens werden verschiedene Nachrichten angegeben. Es wird unter Andern

Digitized by Google

erzählt, der König Eduard III. habe auf einem Balle seiner Geliebten, der Gräfin von Salisbury, das Strumpfband aufgehoben, welches sie verloren, und dabei ihr Kleid mitgefaßt und etwas verschoben. Dies soll den Umstehenden zu Bemerkungen Gelegenheit gegeben haben, von welchen die Gräfin sich beleidigt fühlte. König Eduard rief: „Honny soit qui mal y pense" und meinte, die Spötter sollten noch nach der Ehre geizen, dieses Band tragen zu dürfen. Bald nachher, heißt es, stiftete er den Hosenbandorden.

**Hosianna** ist ein hebr. Wort, welches „Hilf uns" bedeutet und das die alten Hebräer ihren Helden und Königen zuzurufen pflegten, ungefähr wie wir Vivat rufen.

**Hospize** werden fromme Stiftungen genannt, welche von Mönchen auf den unwirthlichen Höhen der besuchtesten Alpenpässe angelegt sind, um die Reisenden aufzunehmen und Verunglückten zu Hülfe zu eilen. Das älteste Hospiz ist das auf dem großen St.=Bernhardsberge (s. d.) und auch auf dem St.=Gotthard (s. d.) befand sich ehemals ein Hospiz.

**Hospodar** (ein slawisches Wort) ist der Titel der Fürsten von der Moldau und Walachei und bedeutet Herr.

**Hottentotten**, ein Volk im südlichsten Theile Afrikas bis zur Capcolonie. Sie sind die Urbewohner dieser Gegend und unterscheiden sich von den Negern sowol als von ihren Nachbarn, den Kaffern, sehr wesentlich. Ihre Farbe ist ein ins Dunkle hinüberspielendes Gelbbraun, ihr Kopf klein, oben breit, nach unten spitz zulaufend; sie haben weit vorstehende Backenknochen, tiefliegende Augen, platte Nasen, dicke Lippen, kleine Hände und Füße, wolliges, zottiges Haar und schwachen Bart. Die weniger mit den europ. Colonisten in Berührung Kommenden kleiden sich gewöhnlich in Schaf=, Löwen= oder Antilopenfelle und tragen Keulen, wissen aber auch mit Pfeil und Bogen vortrefflich umzugehen. Der Hottentotte ist gutmüthig und gastfrei, aber träge und unreinlich. Er reibt seinen Körper mit Butter oder Thierfett ein, sodaß derselbe mit einer schmuzigen Kruste bedeckt ist, die aber gegen Hautkrankheiten schützen soll. Die Culturstufe, auf welcher dieses Volk steht, ist niedrig; indessen hat es zweckmäßig gebaute Wohnungen und führt zum Theil, da Viehzucht die Hauptbeschäftigung ist, ein Nomadenleben. Die Dörfer sind bekannt unter dem Namen Kraals. Die in Verkehr mit den Weißen kommenden Hottentotten haben dem Wanderleben entsagt und stehen zum großen Theil als Tagelöhner im Dienste der Colonisten; die Unabhängigen sind vortreffliche Jäger, wissen zum Theil Metalle, namentlich Kupfer, zu bearbeiten und Häute zu gerben. Auch von diesen, nicht unter europ. Herrschaft stehenden, sind manche bereits zum Christenthume bekehrt und auf eine höhere Culturstufe gehoben worden. Seitdem Missionäre unter ihnen leben, haben sich mehre Stämme an ein ansässiges Leben und feste Wohnsitze gewöhnt, bauen den Acker und besuchen Kirchen und Schulen. Die Hottentotten zeichnen sich im Allgemeinen durch Keuschheit aus und selbst die, welche noch Heiden sind, dulden keine Vielweiberei; eine Witwe, die sich wieder verheirathen will, muß sich ein Glied am Finger abnehmen lassen. Sie haben eine schnalzende Sprache, die unangenehm klingt, theilen sich in Colonial=Hottentotten oder solche, die im Gebiete der Capcolonie leben, und unabhängige oder Schakals=Hottentotten. Seitdem die Engländer die Capcolonie besitzen, leben sie in erträglichem Zustande; aber während der langjährigen Herrschaft der Holländer, von denen sie aufs härteste und abscheulichste behandelt wurden, hat sich ihre Anzahl bedeutend vermindert; dieselbe soll jetzt im Ganzen noch etwa 32,000 Seelen betragen. Die gefährlichsten Feinde der Hottentotten sowol als der Weißen sind die Buschmänner (s. d.).

**Hubertsburg** ist ein kön. Jagdschloß im leipziger Kreise des Königreichs Sachsen, welches durch den hubertsburger Frieden, der am 15. Febr. 1763 hier zwischen Preußen, Sachsen und Östreich abgeschlossen wurde, denkwürdig ist. (Vgl. Siebenjähriger Krieg.) Jetzt wird das Jagdschloß, welches im siebenjährigen Kriege zerstört, nachher aber wieder hergestellt wurde, nur noch als Kornmagazin benutzt und einige Zimmer dienen zur Aufnahme von Gästen. Seit 1774 besteht zu H. eine, bis 1834 königl., Steingutfabrik.

**Hudsonsbai** (die) oder richtiger das Hudsonsmeer ist eine der großen Einbuchtungen, welche das atlant. Meer, mit dem sie durch die Hudsonsstraße in Verbindung steht, an der Ostküste Nordamerikas bildet. Sie hat einen Flächeninhalt von mehr als 14,000 □M. und liegt zwischen Ostmaine (der Westküste von Labrador) im O. und Neu=Nordwales und Neu=Südwales im W. Die bedeutendsten Busen sind: im S. die große Jamesbai, im O. die Moskitosbai, im NW. die Chesterfield=, Wager= und Repulsebai. Die Hudsonsbai ist von N. nach S. etwa 400 Stunden lang, von O. nach W. 200 breit und hat in der Mitte eine Tiefe von 150 Faden. Die Küsten sind steil und felsig, das Wasser ist volle acht Monate und darüber mit Eis bedeckt, obwol der südl. Theil mit dem nördl. Deutschland unter derselben Breite liegt. Auch in den Sommermonaten verschwindet dasselbe nicht ganz, sondern treibt in Gestalt von Inseln umher und wird den Schiffen gefährlich. Es münden in dieses große Binnenmeer manche Ströme, unter denen einige einen beträchtlich langen Lauf haben. In die Jamesbai fallen der Rupertsfluß, der Moose mit dem Abitibbe und der Albany; weiter nördl. der Churchill oder Missinipi, welcher Neu=Südwales durchströmt, und der Nelson oder Bourbon, der aus der Vereinigung der Arme des Saskatschewan entsteht und dem großen Winipegsee zum Abflusse dient. Unter den vielen Inseln, mit denen die an Untiefen überreiche Hudsonsbai gleichsam besäet ist, nennen wir Agomisca in der Jamesbai, im N. Mansfield und Southampton; letztere liegt zwischen dem Forkanale und der Welcomestraße; in der Hudsonsstraße liegen die Savageinseln.

Die Hudsonsbai ist zuerst von einem Dänen, Ansköld, entdeckt worden, aber erst seit den Reisen des berühmten engl. Seefahrers Heinr. Hudson näher bekannt. Derselbe wurde im Frühjahre 1611, nachdem er hier überwintert, von seiner meuterischen Schiffsmannschaft ausgesetzt, und nie hat man späterhin erfahren, was aus ihm geworden ist. Von den Meuterern kamen nur wenige nach Europa, die übrigen wurden von Eskimos erschlagen. 1612 segelte Bulton nach der Hudsonsbai, um wo möglich Hudson wieder aufzufinden und eine nordwestl. Durchfahrt in den großen Ocean zu suchen. Beides schlug fehl; daß aber die letztere



Digitized by Google

möglich sei, glaubte man noch bis 1742. — Das Land im O. der Hudsonsbai, Labrador, hat einen Flächeninhalt von mehr als 20,000 □M. und ein sehr strenges Klima, wenigstens an der Küste, an welcher Eskimos umherstreifen. Im Innern leben einige Indianerstämme und an der atlant. Küste haben die Herrnhuter einige Niederlassungen gegründet, an jener der Hudsonsbai befinden sich keine europ. Factoreien. Das Land auf der Westseite erstreckt sich unbegrenzt ins Innere und ist den Engländern, welche hier einen bedeutenden Pelzhandel treiben, sehr wichtig. Diese kalte, jedes Anbaus unfähige Gegend mit ihren furchtbar strengen Wintern ist reich an Moschus- oder Bisamthieren, Elendthieren, Damhirschen, besonders aber an Pelz tragenden Thieren, z. B. Bibern, Wölfen, Füchsen, Luchsen, Bären, Ottern, Mardern, Moschusratten und Eichhörnchen, welche sich in den Fichten-, Birken- und Weidenwäldern und in deren Nähe aufhalten. Schon 1669 bildete sich in London die sogenannte Hudsonsbai-Compagnie, um in jenen Gegenden den Pelzhandel zu betreiben, und gründete deshalb im Laufe der Zeit mehre Factoreien, unter denen die wichtigsten sind: Fort York an der Nelsonmündung, Fort Churchill am Missinipi, Fort Albany an der West-, und Fort Maine an der Ostseite der Jamesbay, Fort Chipewyan am Athabaskasee und andere. Diese Compagnie erhielt im vorigen Jahrhundert einen Nebenbuhler an der Nordwest-Compagnie, welche zu Montreal in Canada ihren Sitz hatte, und diese Rivalität hatte blutige Zänkereien in ihrem Gefolge. Erst vor einigen Jahren haben sich beide vereinigt. Die Compagnie hat ihre Agenten, die meist Europäer sind, ferner viele Indianer im Solde und sendet Jäger einerseits an die Gestade des großen Weltmeers, andererseits bis zu den Ufern des atlant. Oceans. Im J. 1832 betrug der Werth des bei ihr abgelieferten Pelzwerks mehr als 750,000 Thlr.; es waren 406,000 Stück, worunter nicht weniger als 331,000 Moschusrattenfelle. Die Zahl der hier lebenden Europäer beläuft sich auf etwa 200; die Eskimos streifen an den Küsten umher, besuchen die Factoreien selten, und die Agenten müssen sich zu ihnen begeben, um ihnen ihre Vorräthe abzukaufen; ins Innere wagen sie sich nie, da sie in ununterbrochenem Kriege mit den Indianern leben. Von diesen sind am bedeutendsten: die Tschippewayѕ, zwischen dem Sklaven- und Athabaskasee bis zum Felsengebirge und den Quellen des Missouri. Sie sind der zahlreichste Stamm in diesen Gegenden, aber doch nur 10,000 Köpfe stark; verwandt mit ihnen sind die Schlangenindianer und die nördl. Indianer. Diese letztern durchstreifen das Land zwischen dem Kupferminenstrome und der Hudsonsbai bis zum Churchill. Alle drei Stämme glauben von einem Hunde abzustammen, der das erste Weib auf Erden zärtlich liebte und sich während der Nacht in einen schönen Jüngling verwandelte. Am Winipegsee wohnen die Assiniboins, etwa 400, rüstige Jäger, und die Knistenos, im S. des Gebirgssees bis zur Grenze von Canada, und von der Hudsonsbai bis zum Winipeg. Die Weiber dieses Stammes sind sehr hübsch von Gesicht und Gestalt und von ziemlich heller Hautfarbe; die Männer gastfrei und gut; Keuschheit ist aber unbekannt. Alle diese Indianerstämme vermindern sich reißend schnell, die Europäer brachten ihnen zwei Gifte, Branntwein und Pocken, und diese haben sich dermaßen verderblich gezeigt, daß auch in diesen Gegenden, wie in den Vereinigten Staaten, manche Stämme bereits gänzlich ausgestorben sind.

**Hufeland** (Christoph Wilh.), einer der berühmtesten und ausgezeichnetsten neuern Ärzte, wurde 1762 zu Langensalza geboren, widmete sich dem Studium der Medicin, wurde 1783 zu Göttingen Doctor und 1793 Professor und Rath zu Jena, welches er 1801 verließ, um einem Ruf als Leib-

arzt des Königs von Preußen zu folgen. Er erhielt den Titel eines Geheimen Rathes, wurde später Professor bei der Universität, Staatsrath und Mitglied des Ministeriums. Er hatte 1810 eine medicinisch-chirurgische Gesellschaft gestiftet, welche von dem Könige den Namen der Hufeland'schen erhielt. Nachdem H. 1833 sein 50jähriges Doctorjubiläum unter allgemeiner ehrender Anerkennung seiner Verdienste gefeiert hatte, starb er am 25. Aug. 1836. Nicht nur durch seine ärztliche Thätigkeit und durch seine akademischen Vorträge hat sich H. große Verdienste erworben, sondern durch seine zum Theil auf echt populaire Weise abgefaßten Schriften hat er in einem noch größern Kreise sein Wissen und seinen Namen ausgebreitet. Seine „Makrobiotik oder Kunst, das menschliche Leben zu verlängern" (5. Aufl., Berl. 1825) hat große Theilnahme gefunden und die einfachen Lebensregeln, welche dieselbe mittheilt, haben an Vielen segensreiche Früchte getragen. Nicht mindere Beachtung verdienen sein „Guter Rath an Mütter über die wichtigsten Punkte der physischen Erziehung" (4. Aufl., Basel 1836), seine „Geschichte der Gesundheit" (Berl. 1812), seine „Praktische Übersicht der vorzüglichsten Heilquellen Deutschlands" (2. Aufl., Berl. 1829) und endlich seine Bearbeitung von Darwin's „Anleitung zur physischen und moralischen Erziehung des weiblichen Geschlechts" (Leipz. 1822). Als Vermächtniß seiner Erfahrungen hinterließ er sein „Enchiridion medicum" (Berlin 1836), von welchem bis Ende 1837 vier Auflagen in sechs Abdrücken erschienen sind.

**Huflattich** ist eine auf thonigem Boden, an Gräben, Bächen und andern feuchten Stellen wachsende Pflanze, die leicht zu einem schwer zu vertilgenden Unkraute wird. Ihre

Digitized by Google

Blumen, die denen des Löwenzahns oder der Hundeblume sehr ähnlich sind, erscheinen im März und April, lange bevor die Blätter hervorkommen. Später findet man gezahnte Blätter von der Größe und Gestalt eines Pferdehufs, die auf ihrer Unterseite mit einem weißen Filz bedeckt sind. Sie haben einen bitterlich schleimigen Geschmack und wurden sonst als Brustmittel bei Lungenkatarrhen häufig angewendet. Als Hausmittel und als Bestandtheil des Brustthees, sowie äußerlich zu erweichenden Breiumschlägen bei Geschwülsten und Abscessen werden sie, obwol jetzt seltener als sonst, besonders von den Landleuten gebraucht. Die Wurzeln des großen **Huflattichs**, dessen Blätter zuweilen 1½—2 F. im Durchmesser groß werden und gegen 3 F. lange Stiele haben, standen sonst in sehr großem Ansehen bei verschiedenen Krankheiten und wurden sogar gegen Pest gepriesen; jetzt aber wendet man sie kaum noch hier und da bei Viehseuchen an.

**Hüfte** heißt die seitliche Partie des Beckens, die sich mit dem Oberschenkel, wie die Schulter mit dem Oberarme verbindet, nach hinten in das Gesäß übergeht und nach vorn und innen einen Theil des Bauchs, der Beckenhöhle und der Leistengegend bilden hilft. — **Hüftweh** wird ein heftiger Schmerz in der Gegend des Hüftgelenks genannt, der die Bewegungen des Oberschenkels außerordentlich erschwert oder auch ganz unmöglich macht, bald von Fieber begleitet wird, bald fieberlos ist und zuweilen mit Verkürzung und Lähmung des Schenkels endet. Dieser Schmerz ist zwar meist von einem Rheumatismus abhängig, wird jedoch zuweilen auch durch eine schleichende Entzündung bedingt, und beschränkt sich dann auf das Gelenk allein, oder er ist schon rein nervös geworden. Dann pflegt er dem Laufe des Hüft- oder Schenkelnerven zu folgen, also entweder an der äußern und hintern Seite des Beins oder von der Leistengegend aus längs der innern Seite des Schenkels bis zur Wade zu verlaufen, äußerst heftig zu sein, ebenso plötzlich zu kommen als zu verschwinden, periodisch zu erscheinen und sehr hartnäckig zu sein.

**Hugo Capet** ist der Stammvater des als Capetinger bekannten Königshauses, welches von 987—1328 in der Hauptlinie, von da bis 1589 in der Nebenlinie Valois, und endlich von da bis zur Gegenwart in der Nebenlinie Bourbon über Frankreich geherrscht hat. H. war der Sohn Hugo's des Großen, der, ein mächtiger Herzog, seine Residenz zu Paris genommen hatte. Sein Sohn soll den Namen Capet (d. h. Breitkopf) von der Breite seines Kopfes erhalten haben. Andere erzählen, der Beiname Capetinger sei dem Hause gegeben worden, weil die ersten Capetinger als Kanonici von St.-Martin de Tours das Recht, eine cappa (d. h. Chorrock) zu tragen, gehabt hätten. Die schwachen Karolinger hatten fast alle Macht und alle Güter verloren und als Ludwig der Faule gestorben war, bemächtigte sich der mächtige Herzog Hugo des Throns, auf den nur noch der Herzog Karl von Niederlothringen Ansprüche zu machen hatte. Diesen, der sein Recht mit den Waffen vertheidigte, nahm H. gefangen. Paris, H.'s Residenz, wurde nun Hauptstadt von Frankreich. H.'s Brüder, Otto und Heinrich, bekamen das Herzogthum Burgund, welches in ihren Nachkommen forterbte.

**Hugo** (Victor Marie, gewöhnlich nur Victor Hugo genannt), ein franz. Dichter, das Haupt der romantischen Schule (s. Franz. Kunst, Literatur und Wissenschaft), wurde am 26. Febr. 1802 zu Besançon geboren. Sein Vater war der General Graf Jean Louis H., der sich besonders in Spanien hervorthat. Die Jugend des Dichters war eine stürmisch bewegte, doch sehr zeitig schon entwickelte sich das poetische Talent desselben. Er schrieb 1817 ein Gedicht, mit dem er sich um den von der Akademie ausgesetzten Preis für das beste poetische Product bewarb, und er soll den Preis nur deshalb nicht erhalten haben, weil die Kunstrichter die Meinung hegten, der Verfasser des Gedichts wolle sie mit seiner Angabe, daß er erst 15 Jahre alt sei, verspotten. Durch seine Mutter war H. eine entschiedene Abneigung gegen die Revolution und gegen Napoleon eingeflößt worden und diese Richtung sprach sich auch in seinen frühern poetischen Leistungen aus. Er erhielt vom König Ludwig XVIII. eine Pension als Belohnung für den Edelmuth, mit welchem er sich eines von den Gerichten verfolgten Jugendfreundes angenommen hatte, und diese Pension setzte ihn in Stand, mit einer Jugendgeliebten sich 1823 ehelich zu verbinden. Mehrmals hatte sich H. schon mit Glück um Preise für Dichtwerke beworben, aber die erste Sammlung seiner Gedichte, welche er 1822 erscheinen ließ, machte doch wenig Aufsehen. Erst nachdem H. seine Gesinnung völlig geändert hatte und nun mit Begeisterung die Ideen aussprach, welche eine zeitgemäße Revolution in der franz. Literatur hervorbrachten, fand er den entschiedensten Beifall. Seine Ode an die Säule auf dem Vendomeplatze machte großes Aufsehen und in seinen spätern Werken bezauberte er die Franzosen ebenso sehr durch seine wahrhaft ausgezeichneten Eigenschaften, wie durch seine nicht minder hervorstechenden Fehler. H. ist in Bezug auf Gewalt der Sprache, Kühnheit der Phantasie, dramatische Wirkung einer der größten dramatischen Dichter, aber seine Neigung das Grausenhafte, ja Abscheuliche herbeizuziehen, um seine Leser und Hörer zu erschüttern, raubt seinen Werken die Würde und Besonnenheit, welcher das wahre Kunstwerk niemals entbehren soll. „Hernani" und „Marie Tudor" sind die ausgezeichnetsten seiner dramatischen Werke und ein nicht minder ausgezeichnetes Werk ist sein Roman „Notre Dame de Paris", welcher ein Sittengemälde von Paris im Jahre 1482 gibt.

**Huhn** (das) ist eine Gattung des sehr ausgebreiteten Geschlechts der hühnerartigen Vögel, welche selbst wieder eine große Anzahl von Arten enthält, die dadurch entstanden sind, daß die Hühner, ähnlich wie der Hund, schon im höchsten Alterthume zu Hausthieren und durch die Zucht auf eine vielfache Weise umgebildet wurden. In Ostindien gibt es sowol zahme als auch wilde Hühner, welche beide mit unsern Haushühnern viele Ähnlichkeit haben. Es liegt daher die Vermuthung nahe, daß von jenen wilden Hühnern die zahmen ursprünglich abstammen. Bei allen Hühnerarten heißt der männliche Vogel der Hahn, der weibliche vorzugsweise das Huhn oder die Henne. Die Jungen pflegt man Küchen oder Küchlein zu nennen. Namentlich hat man die verschiedenen Hühnerarten von dem Bankivahuhn, welches auch vorzugsweise das wilde



Digitized by Google

Huhn genannt wird, und von dem **Riesenhuhn** oder **Jagohuhn** abgeleitet. Das erstgenannte ist in nachstehender Abbildung dargestellt. Es ist, namentlich die Henne, etwas kleiner als das Haushuhn. Der Hahn ist schön gezeichnet. Er hat einen Fleischkamm und Kehllappen, lange Hals- und Bürzelfedern von hochgelber Farbe, mit dunkeln orangengelben Schattirungen, dunkeln, goldlackbraunen Rücken und dunkele, braungrün schillernde Schwanzfedern; doch ist

der Schwanz weniger in die Höhe gerichtet und weniger voll als beim Haushahn. Die Hennen haben auch Fleischkämme und sind grauschwarzbraun und gelbbraun gefärbt mit einer Zeichnung von vielen hellern Zickzacks. Von diesem Huhne sollen abstammen: das allgemein bekannte **gemeine Haushuhn**; das **Haubenhuhn**, welches sich durch Größe, durch einen Federbusch, welcher den Kamm fast ganz verbirgt und durch einen dicken Federbart statt der Kehllappen auszeichnet; das **engl. Huhn** mit langen Füßen und einem Federstraus auf dem Kopfe; das **türk. Huhn** von weißer Grundfarbe, schwarzem Bauch und Flügeln, schwarzgrünlich am Schwanze und einem farbig gezeichneten Leibe; das **Kluthuhn**, auch pers., virgin. Huhn, Kaularsch genannt, ohne Schwanzfedern; das **Zwerghuhn**, auch Kriechhuhn, Cenishühnchen, franz. Rauchfuß u. s. w. genannt, welches nur halb so groß wie das gewöhnliche Huhn wird und kurze, befiederte Füße hat; das **Strupphuhn**, auch ostfriesländ. Huhn, Straub-, Krullhuhn u. s. w. genannt, welches kleiner als das gemeine Haushuhn ist, lange Sporen, einen hohen Kamm, weiche, halbbogenförmige, nach vorn gekrümmte, gleichsam frisirte Federn hat und zuweilen des Schwanzes entbehrt, und verschiedene **vielzehige** Racen. Alle diese Arten enthalten wieder, je nach gewissen Eigenthümlichkeiten, eine große Anzahl von Spielarten. — Die zweite der oben erwähnten wahrscheinlich ursprünglichen Hühnerarten, das **Jagohuhn**, ist weniger bekannt, soll aber von der Größe eines Truthahns sein und lebt in Java und Sumatra. Von ihm werden abgeleitet: das **paduanische Huhn** (der große welsche Hahn, der Hahn von Caur), welches die Größe eines Auerhahns erreicht und bisweilen 8—10 Pfd. schwer ist, einen kronen- oder wulstartigen doppelten Kamm und eine tiefe rauhe Stimme hat; das **tranquebarische Huhn** von nicht viel geringerer Größe als das vorige, mit hohen und starken Beinen, und das **astrachanische Huhn** mit kurzem Schnabel und langen Füßen, welches zuweilen zwei F. hoch wird und große Eier legt. — Die Hühner gehören zu den nutzbarsten Hausthieren. Ihre Eier werden zu unzähligen Speisen benutzt, ihr Fleisch gibt eine wohlschmeckende Speise und die Federn des Hahnes werden von den Federschmückern verbraucht. In dieser Nutzbarkeit und in der Leichtigkeit, mit der sich die Hühner aufziehen lassen, liegt der Grund, daß dieselben in so großer Anzahl in allen, selbst noch in den kleinsten Landwirthschaften, gehalten werden. Wegen der großen Verbreitung der Hühner auf dem Lande war es namentlich in frühern Zeiten Sitte, die Abgabe oder den Zins, welchen die Landleute an die Grundherrschaft zu entrichten hatten, nach Hühnern zu bestimmen, und man nannte solche Hühner **Zinshühner**. Nach der Gerechtsame, für welche das Huhn entrichtet wurde, hieß es eine Waldhenne, Heerdhenne, Heuhenne, Rauchhenne u. s. w. und

nach der Zeit, in welcher es abgeliefert wurde, eine Walpurgishenne, Pfingsthenne, Weihnachtshenne u. s. w. In manchen Gegenden mußten die unverheiratheten Burschen eine Bubenhenne geben, auch mußten sich wol die Mädchen die Erlaubniß zur Heirath mit einer Henne erstehen. Bekannt ist es, daß die Henne vor dem Eierlegen gackert und daß der Hahn besonders am frühen Morgen kräht. Der Hahn ist daher wegen seiner Wachsamkeit bekannt und ebenso wegen seines Stolzes und wegen seiner Tapferkeit. Die Hahnengefechte (s. d.) beruhen auf diesen Eigenschaften. Gute Hennen legen jährlich gegen 100 Eier und darüber, von denen man nur eine kleine Anzahl ausbrüten läßt. (Vergl. Brüten.) Der gemeine Haushahn wird gegen 20 Jahre alt, ist aber zur Zucht nur bis zum achten Jahre brauchbar, während die Hennen nur etwa zehn Jahre alt werden und nur bis zum fünften Jahre brauchbar sind. Sehr alte Hennen werden zuweilen Hähnen ähnlich und bekommen eine Stimme, welche der des Hahnes ähnelt.

**Hühnengräber** nennt man die in vielen von german. Völkern bewohnten Gegenden, zahlreich aber besonders in Holland aufgefundenen großen Gräber, in denen man außer den Aschenkrügen der Verstorbenen allerlei Geräthschaften findet, welche einer uralten Zeit angehören. Hühne bedeutet einen Riesen, ist aber ursprünglich dasselbe wie Hunne. Die Hunnen verbreiteten auf ihren Raubzügen allgemeines Schrecken und man beschrieb sie als schrecklich anzuschauende riesige Menschen. Die Größe der später aufgefundenen alten Gräber gab zu der Vermuthung Veranlassung, daß Riesen, Hühnen, von denen Deutschland einst bevölkert gewesen sein sollte, in ihnen begraben lägen, und so entstand der Namen Hühnengräber. Die Größe dieser Gräber hat jedoch ihren Grund darin, daß nicht Einer, sondern Mehre in ihnen beigesetzt sind, und zwar nicht die Leichname selbst, sondern deren Asche, und daß man Waffen und allerlei andere Geräthschaften der Verstorbenen mit begrub, wohl auch die Überreste der ihnen zu Ehren geschlachteten Opferthiere. Die Hühnengräber in Holstein erscheinen äußerlich als runde Hügel von 10—16 F. Höhe und 100—300 F. Umfang und enthalten einen 3—4 F. ins Geviert haltenden, mit Granitsteinen befestigten hohlen Raum, der die angeführten Gegenstände enthält. Auch im nordwestl. Theile des Königreichs der Niederlande hat man Hühnengräber gefunden, die dort Hunnenbetten heißen.

**Huissier** ist der Titel gewisser Gerichtsbeamten in Frankreich, welche wenigstens in den größern Städten in nicht unbedeutendem Ansehen stehen und ansehnliche Einkünfte beziehen. Die Obliegenheiten der Huissiers sind, an die streitenden Parteien alle vom Gericht an sie ausgehenden Bekanntmachungen gelangen zu lassen, bei den Gerichten selbst auf Ordnung und Ruhe zu halten und in kleinern Orten wohl auch die Versteigerung der Mobilien.

**Huldigung** heißt vorzugsweise die feierliche Gelobung der Treue und des Gehorsams, welche Unterthanen dem Landesfürsten bei Antritt seiner Regierung leisten und welche nur als ein feierlicher Act der Anerkennung vorgenommen wird, indem auch dann, wenn keine Huldigung vorgenommen worden ist, die Verbindlichkeiten der Unterthanen gegen den Landesherrn dieselben sind. Bei feierlichen Huldigungen pflegen die höchsten Militair- und Civilbeamten den Eid in die Hände des Fürsten selbst abzulegen, während die niedern Beamten in die Hände ihrer Vorgesetzten und das Volk in Masse öffentlich schwören.

**Human** ist ein ursprünglich lat. Wort und bedeutet „menschlich, menschenwürdig". Da es allerdings des Menschen eigenthümlichstes Merkmal und sein größter Vorzug ist, daß er eine über die thierische Roheit zur Herrschaft gelangende Bildung sich zu erwerben im Stande ist, so hat man dann unter Humanität eine solche, echt menschliche, also nicht einseitige, sondern alle Anlagen und Kräfte des Menschen umfassende Bildung verstanden. Zur Bildung gehört wesentlich die Beherrschung der Leidenschaften, aber jedenfalls ist 'es unrichtig, wenn man die Humanität in der Leutseligkeit für alle Schwächen und Schlechtigkeiten sucht, eine selbst unhumane Verwirrung, wenn man meint, durch Gleichgültigkeit, gleichviel ob wahre oder scheinbare, gegen alles Dasjenige, was den edlen Menschen zur Begeisterung für oder wider sich entzündet, Humanität an den Tag zu legen. Die alten Griechen und Römer waren in vielen Beziehungen hochgebildete Menschen, und nach dem Untergange jener Nationen kam die Weltherrschaft in die Hände roher Völker, welche erst im Verlaufe der Jahrhunderte zu einer höhern Bildung sich emporgeschwungen haben. Sowie das Bedürfniß nach Bildung unter den german. Völkern erwachte, suchten sie dieselbe mit Recht zunächst in dem griech. und röm. Alterthume, und dieses wurde so die Mutter aller Künste und Wissenschaften der neuern Zeit. Besonders die Schriftwerke jenes Alterthums waren es, mit deren Studium sich alle Diejenigen emsig beschäftigten, welche nach einer höhern Bildung strebten, und auf diese Weise kam es, daß man vorzugsweise das Studium der griech. und latein. Sprache und die mit diesem zusammenhängenden Studien als Humaniora bezeichnete, und die auf dieses Studium sich gründende Erziehung Humanismus, die Lehrer und Bekenner desselben Humanisten nannte. Statt nun aber, gebildet durch den Geist des Alterthums, der eignen Gegenwart in Künsten und Wissenschaften sich förderlich zuzuwenden, wurden sehr häufig jene Studien, das Mittel zum Zweck, selbst zum Hauptzweck gemacht, und es kam mitunter sogar dahin, daß zwar Griechisch und Lateinisch gelernt und gelehrt, die wahre Bildung aber gänzlich vernachlässigt wurde. Noch jetzt gibt es viele Gelehrte, welche zwar der alten Sprachen Meister sind, aber in der eignen Muttersprache sich nur unbehülflich auszudrücken vermögen, welche zwar genau die Geschichte Griechenlands und Roms herzuerzählen verstehen, aber von Dem, was in der eignen Gegenwart vorgeht, wenig oder nichts wissen und die in gesellschaftlichen Leben keineswegs als gebildete Menschen aufzutreten im Stande sind. Aus diesem Grunde ist man vielfach gegen den Humanismus aufgetreten und namentlich haben einzelne Männer demselben den Philanthropismus und Realismus entgegengesetzt, Erziehungssysteme, nach denen man die Erlernung der alten Sprachen nicht zur Hauptsache machen, sondern an ihre Stelle die Mittheilung solcher Kenntnisse setzen soll, welche dem der Gegenwart angehörigen Menschen im Leben wahrhaft nützlich werden können. Es ist nicht zu leugnen, daß man auch bei diesem Erziehungssysteme vielfach zu weit gegangen ist, indem man übersah, daß die wahre menschliche Bildung nicht sowol durch

Digitized by Google

nützliche Kenntnisse gefördert werde, als vielmehr durch solche, welche ein freies Interesse des Geistes an ihm selbst, am Geistigen, hervorrufen. Dieses echt menschlich geistige Interesse herrscht in den griech. und röm. Schriftwerken auf eine so wahrhaft schöne und erhebende Weise vor, daß dieselben niemals aufhören werden, vorzügliche Bildungsmittel zu sein.

**Humboldt** ist der Name zweier um den Staat und die Wissenschaften hochverdienter Männer. Der älteste der beiden Brüder, Karl Wilhelm, Freiherr von H., wurde 1767 zu Potsdam geboren und trat, nachdem er eine ausgezeichnete wissenschaftliche Vorbildung sich erworben, 1802 in preuß. Staatsdienste. Er wurde zunächst Resident und später bevollmächtigter Gesandter zu Rom. Nachdem er 1808 geheimer Staatsrath geworden war, ging er 1810 als Staatsminister und Gesandter nach Wien. Später war er bei den Friedensunterhandlungen Preußens mit Frankreich und Sachsen und bei den Unterhandlungen über den Länderbesitz Preußens segensreich thätig. Fürstlich belohnt von seinem Könige und allgemein geachtet übernahm er auch ferner wichtige Zweige der Staatsverwaltung, zog sich jedoch 1819 von den Geschäften zurück, bis er 1830 wieder an den Sitzungen des Staatsraths Theil nahm. Er starb auf seinem Landsitze Tegel bei Berlin 1835. Außer als Staatsmann hat sich H. aber auch durch seine wissenschaftlichen Leistungen ausgezeichnet. Vorzugsweise waren es Sprachstudien, mit denen er sich beschäftigte und in denen er bisher noch nicht angebaute Gebiete beleuchtete. Er schrieb über die baskische Sprache, lieferte eine metrische Übersetzung des „Agamemnon" von dem griech. Dichter Äschylus und Berichtigungen und Zusätze zu Adelung's (s. d.) „Mithridates". Ein geistreiches Werk ist auch seine Schrift über Goethe's „Hermann und Dorothea". Auch hat der Briefwechsel zwischen Schiller und H., den der Letztere mit einem Vorwort über „Schiller und den Gang seiner Geistesentwickelung" eingeleitet, viele Theilnahme gefunden. — Einen noch ausgebreitetern Ruhm erwarb sich der jüngere Bruder Friedr. Heinr. Alexander, Freiherr von H., der 1769 zu Berlin geboren wurde, in Göttingen und Frankfurt a. d. O. studirte und sich nachher noch auf der Handelsschule zu Hamburg und auf der Bergakademie zu Freiberg bildete. Er erhielt eine Anstellung als Oberbergmeister in Baireuth, verließ aber diese Stellung 1795, um seiner Neigung zu wissenschaftlichen Reisen zu folgen. Schon 1790 hatte er Holland und England besucht, jetzt begab er sich zunächst nach Italien und nach der Schweiz und ging endlich 1797 nach Paris. Schon längere Zeit hatte sich H. angelegentlich mit dem Plane beschäftigt, eine Reise nach dem mittlern Amerika zu unternehmen. In Paris lernte er den gelehrten und zu kühnen Unternehmungen geneigten Naturforscher Aimé Bonpland kennen und mit diesem begab sich H. 1799 auf die Reise, nachdem er sich zu Madrid die Erlaubniß geholt hatte, die span. Colonien in Amerika zu bereisen. Erst 1804 kehrten die beiden Naturforscher von ihrer Reise zurück, auf welcher sie, oft unter den beschwerlichsten Verhältnissen, die großartigsten Entdeckungen und die wichtigsten Beobachtungen gemacht hatten. Sie hatten allein 6300 neue Pflanzenarten entdeckt und die wichtigsten Beobachtungen über die geographische Lage der von ihnen bereisten Länder, sowie über deren physische Beschaffenheit gemacht. Niemals hat eine Reise zahlreichere und glänzendere Resultate für die Wissenschaft gehabt, als die von H. Ein Prachtwerk, welches in franz. Sprache zu Paris unter dem Titel: „Reise von H. und Bonpland nach den Äquinoctialgegenden des neuen Continents u. s. w." erschienen, brachte diese Entdeckungen in das Publicum. Von seiner Reise zurückgekehrt, hielt sich H. bis 1826 in Paris auf und unternahm nur kleinere Reisen in Europa, wie er denn 1822 den König von Preußen auf einer Reise durch Italien begleitete. Fortwährend war er mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt. Nach Berlin endlich zurückgekehrt, hielt er im Winter 1827—28 Vorlesungen vor einem ausgewählten zahlreichen Publicum über physische Weltbeschreibung und machte 1829, begleitet von den Naturforschern Ehrenberg und G. Rose, eine Reise nach Sibirien und dem kasp. Meere. Auch von dieser Reise wird in einem größern wissenschaftlichen Werke Rechenschaft gegeben werden, und wieviel man sich von demselben zu versprechen habe, davon zeugen die bereits erschienenen „Fragmente der asiat. Geologie und Klimatologie". Eins der neuesten Verdienste, welches sich H. um die Wissenschaft erworben, ist, daß er seinen Einfluß und seinen ausgebreiteten Ruhm benutzt hat, um eine über den ganzen bewohnten Erdkreis sich ausdehnende gleichzeitige Beobachtung der Schwankungen der Magnetnadel zu Stande zu bringen.

**Hume** (David), ein ausgezeichneter Philosoph und berühmter Geschichtschreiber Englands, stammte aus einem gräflichen Geschlechte und wurde 1711 in Edinburg geboren. Nachdem er sich eine ausgezeichnete wissenschaftliche Vorbildung erworben hatte, ging er nach Frankreich und hielt sich hier auf dem Lande bei Rheims auf. Sein 1738—40 von ihm herausgegebenes Werk: „Über die menschliche Natur", gelangte später zu großer Berühmtheit, machte aber bei seinem Erscheinen wenig Aufsehen. In den Jahren 1745—47 war er Aufseher eines jungen vornehmen Engländers und nachher Begleiter des General Sinclair auf dessen Gesandt-

Digitized by Google

sch. ftsreise nach Wien und Turin. Seine Bemühungen um ne Professur an der Universität zu Edinburg schlugen fehl, eil die Geistlichkeit seine philosophischen Überzeugungen mis- lligte. Nachdem er 1748 seine Abhandlung: „Über den enschlichen Verstand" herausgegeben und im folgenden ahre nach Schottland zurückgekehrt war, setzte er seine on früher begonnenen politischen Abhandlungen fort, de- m er zunächst die Berühmtheit seines Namens verdankte. uch seine „Untersuchungen über die Principe der Moral" den einen großen Kreis von Lesern, noch mehr aber die torischen Schriften, welche er von 1754 an herausgab. war indeß Aufseher der Advocatenbibliothek zu Edinburg vorden und fand besonders in dieser Stellung die Auf- erung zu historischen Untersuchungen. Die Gegner, lche H. als Philosoph und Geschichtschreiber fand, dien- nur zur Ausbreitung seines Ruhms. In seinem großen Werke über die Geschichte Englands, welches von Smollet mit geringerm Erfolge fortgesetzt wurde, ist besonders der Theil ausgezeichnet, welcher die Geschichte der Regenten aus dem Hause Stuart behandelt. Noch 1763 ging H. als Gesandtschaftssecretair nach Paris und wurde hier mit großer Auszeichnung empfangen. Bald übernahm er allein die Angelegenheiten eines engl. Geschäftsträgers und kehrte 1766 nach England zurück. Nachdem er 1767—69 das Amt eines Unterstaatssecretairs verwaltet hatte, ging er endlich nach Edinburg zurück und starb hier 1776. Nach seinem Tode erschien seine von ihm selbst verfaßte Lebensbeschreibung und ein Werk „Gespräche über die natürliche Religion". Seine Werke sind sämmtlich ins Deutsche übersetzt worden. Sie zeichnen sich durch scharfen Verstand und klare Besonnenheit, seine historischen Werke durch Unparteilichkeit aus. Als Philosoph war H. ein Skeptiker, indem er alle höhere Erkenntniß der Wahrheit für unzugänglich für den Menschen hielt und diesem nur ein Urtheil nach Erfahrung zuerkannte. Er wurde die nächste Veranlassung zu den streng wissenschaftlichen Untersuchungen Kant's (s. d.), durch welche bekanntlich die großartigste Fortbildung der Philosophie als Wissenschaft bewirkt wurde.

**Hummel** (die) ist ein der Biene nahe verwandtes Insekt, welches sich aber von dieser durch einen unförmlich dicken und stark behaarten Leib unterscheidet. Die Gesellschaften, in welchen diese Thiere zusammenleben, sind minder zahlreich als die der Bienen, und ihre Behausungen minder kunstreich angelegt, indem die Zellen unregelmäßig untereinander liegen. Beim Fliegen machen die Hummeln ein starkes summendes Geräusch. Die hier abgebildete Erdhummel ist schwarz, sehr haarig und auf der Brust mit einer gelben Binde, vorn am Hinterleibe mit einer weißlichen Binde gezeichnet. Auch der After ist weißhaarig. Das Nest der Erdhummeln ist mit Moos bedeckt und mit einer wachsartigen Masse befestigt. Es enthält braune knollige Klumpen, in denen die Larven leben, bis sie sich in Zellen einspinnen, zwischen denen becherartige Honiggefäße liegen. Die meisten Hummeln sterben im Herbst und nur einige Weibchen bleiben übrig, die gegen den Sommer den Bau erneuern und bevölkern. Es leben mehre Weibchen in demselben Schwarme. Die Hummeln stechen selten und werden innerlich von Eingeweidewürmern, äußerlich von Läusen geplagt.

**Humor** wird im gemeinen Leben häufig für heitere Laune, Aufgeräumtheit gesagt und ist ursprünglich ein lat. Wort, humor, welches Feuchtigkeit bedeutet. Die übertragene Bedeutung ist durch die Art entstanden, in welcher die ältern Naturforscher die verschiedenen Temperamente der Menschen auf die unterschiedene Mischung von vier elementarischen Feuchtigkeiten im Menschen zurückführten. — Eine bestimmtere Bedeutung hat das Wort Humor in der Ästhetik erhalten, indem man darunter eine zwischen der komischen und tragischen mitten inne liegende Auffassung und Darstellung in der Poesie versteht. Im Menschenleben, dem wichtigsten Gegenstande poetischer Darstellung, sind die geistigen ewigen und erhabenen Interessen fortwährend mit den irdischen kleinlichen und endlichen Interessen verknüpft. Während der tragische Dichter den Menschen nur in seiner Beziehung auf jene hohen geistigen Interessen darstellt, zeigt ihn der Komiker dagegen mitten in dem endlichen Treiben, welches sich vergebens zu der Würde des Geistes aufzublähen sucht. Der Humorist steht, wie gesagt, zwischen Tragiker und Komiker, indem er jenes Ineinanderspielen des Endlichen und Ewigen darstellt; er nähert sich dem Komiker, wenn er zeigt, wie die ewigen Interessen des Menschen durch das thörichte endliche Treiben bedingt werden, wie auch der größte, die gewaltigsten Thaten des Geistes vollbringende Mensch doch von allen Erbärmlichkeiten des irdischen Daseins sich nicht loszumachen vermag; — und er tritt dem Tragiker näher, wenn er zeigt, wie in allen Kleinlichkeiten des Menschenlebens doch auch wieder der unsterbliche Geist sich regt und somit das scheinbar Nichtige zum tief Bedeutungsvollen macht. Die größten humoristischen Schriftsteller sind die Engländer Swift und Sterne und die Deutschen Hippel und Jean Paul.

**Humus**, auch Dammerde oder Gewächserde, heißt der erdige Rückstand verwester Pflanzentheile und thierischer Stoffe, welcher in größerer oder geringerer Menge dem Boden beigemischt ist und die Fruchtbarkeit desselben bedingt. Wie nämlich diese erdige Masse aus organischen Substanzen sich gebildet hat, so dient sie auch wieder wesentlich zur Ernährung der in ihr wurzelnden Pflanzen und durch diese vermittelt auch zur Ernährung der auf ihr lebenden Thiere. Der Humus zeichnet sich im Allgemeinen durch eine schwarze oder braune Farbe aus und ist je nach dem Grade der Verwesung der ihn bildenden Substanzen und nach der Beschaffenheit dieser Substanzen im Ansehen sowol, als auch an chemischer Zusammensetzung sehr verschieden. Nicht alle Humusarten sind übrigens fruchtbar, sondern dieses gilt namentlich nur von dem sogenannten milden Humus. Derselbe ist braun, pulverig, zieht sehr begierig Wasser an, verglimmt nur (brennt nicht) in der Flamme und riecht wie fruchtbare Gartenerde. Durch das Wachsthum der Pflanzen wird Humus verzehrt und um den Boden in seiner Fruchtbarkeit zu erhalten, muß man ihm daher neuen Humus zuführen, welches durch verschiedene Düngmittel (s. d.) geschieht.

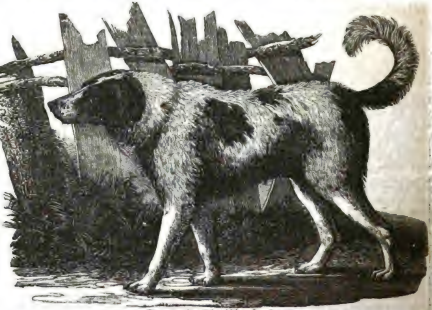
**Hund** (der), das bekannte Hausthier, enthält eine sehr große Anzahl verschiedener voneinander in Gestalt und Größe abweichender Arten und zeigt eine Verwandtschaft mit dem Wolf, Schakal und Fuchs, welche sich besonders dadurch

Digitized by Google

ausspricht, daß er sich mit diesen Thieren begattet und welche Veranlassung geworden ist, daß man die in neuerer Zeit wieder in Zweifel gezogene Behauptung aufgestellt hat, der Hund stamme von den genannten Raubthieren ursprünglich ab und die verschiedenen Arten haben sich erst nach der Zähmung durch die Cultur und durch das Klima gebildet. Einen wilden Hund, der als Stammvater des ganzen ausgebreiteten Hundegeschlechts angesehen werden könnte, hat man nicht gefunden, auch wird in der Geschichte niemals einer Zeit Erwähnung gethan, in welcher man angefangen hätte, die wilden Hunde zu zähmen; vielmehr erscheint der Hund schon in den ältesten Zeiten als treuer Begleiter und Diener des Menschen. Die Alten haben jedoch beiweitem weniger Racen gekannt, woraus man sieht, daß zur Vermehrung derselben in neuerer Zeit der Umstand wesentlich beigetragen hat, daß man die Hundezucht methodisch betrieben hat und darauf ausgegangen ist, durch Paarung unterschiedener Arten neue, durch gewisse Vorzüge ausgezeichnete, herzustellen. Die Vorzüge aller Hunde, welche sich jedoch bei den verschiedenen Racen in verschieden hohem Grade ausgebildet zeigen, sind Treue und Gehorsam gegen seinen Herrn, Wachsamkeit, Klugheit, Behendigkeit, Unermüdlichkeit und die größte Fähigkeit, sich zu allerlei unterhaltenden und nützlichen Fertigkeiten abrichten zu lassen. Die Hunde zeigen zu-

Der sibirische Hund.

Hund vom St.-Bernhard.



Der neufundländische Hund.

Digitized by Google

weilen einen Überlegung verrathenden Verstand und es scheint gewiß zu sein, daß die Hunde durch den steten Umgang mit Menschen selbst eine oft das Thierische überwiegende Ausbildung erlangt haben, vielleicht ganz in derselben Art, wie man die Bemerkung machen kann, daß der nur mit Thieren verkehrende Mensch etwas von thierischer Roheit annimmt.

Die zahlreichen Varietäten der Hunde hat man, um zu einiger Übersicht über sie zu gelangen, in verschiedene Racen abgetheilt. Zur ersten dieser Racen gehören die Spitzhunde, deren unterscheidendes Kennzeichen aufrecht stehende Ohren sind. Sie zeichnen sich durch Wachsamkeit und Gelehrigkeit aus, sind aber sehr bissig und werden leicht toll. Der große Spitz oder Pommer hat kleine spitze Ohren, eine lange Schnauze, lange Haare und einen aufwärts nach links gekrümmten Schwanz. Eine Varietät desselben, der sibir. Hund, ist oben abgebildet. Hierher gehört auch der zottige Schäferhund mit kleinen, halb aufrecht stehenden Ohren, langer, dicker Schnauze, dicken, struppigen, graumelirten Haaren, der sehr verständig und muthig ist. Auch der Zigeuner- oder Heidenhund, welchen die Zigeuner mit sich führen und der zu allerlei Künsten, besonders zum Tanzen, abgerichtet wird, glatte, fahle Haare, eine kurze, breite Schnauze und eine breite Brust hat, gehört, sowie der isländ. Hund mit langen, glatten Haaren, kurzen Beinen, kurzer, spitzer Schnauze und an der Spitze herabhängenden Ohren, zu den Spitzen. Die zweite Classe bilden die Seiden- und Pudelhunde, deren charakteristische Abzeichen hängende Ohren, zottiges Fell, rundlicher Schädel und kurze Schnauze sind. Ihre vorzüglichste Tugend ist Treue und Anhänglichkeit, daher besonders die kleinern Arten, wie das Bologneserhündchen, welches zuweilen nur die Größe eines Eichhörnchens erreicht, und das nicht größere Löwenhündchen als Schoßhunde gepflegt werden. Größer als die genannten und durch sein schönes, langes, seidenartiges Haar, seine schön behangene, herabhängende, unten umgekrümmte Ruthe und glatte längliche Schnauze ausgezeichnet ist der engl. Pudelwachtelhund. Der eigentliche Pudel ist das gelehrigste Thier, hat ein krauseres Haar, eine kurze, langbehaarte Schnauze und einen fast geraden, kürzern Schwanz. Die dritte Classe bilden die Wind- und Bluthunde mit hängenden Ohren, langer, kegelförmiger Schnauze und länglichem Schädel. Der eigentliche Windhund oder das Windspiel zeichnet sich durch seinen langen Kopf, dünnen, eingezogenen Leib, seine langen dünnen Beine und seinen langen herabhängenden Schwanz aus. Er ist feig und treulos, hat aber äußerst scharfes Gesicht und Gehör und läuft so schnell, daß er einen Hasen einzuholen vermag. Man unterscheidet große und kleine, glatte und zottige Windspiele. Verwandt ist ihnen der Fleischerhund mit seinen verschiedenen Abarten, der wegen seiner Größe und Stärke, sowie wegen seines Muthes und seiner Gelehrigkeit als Wacht- und Jagdhund benutzt wird. Sein Kopf ist lang und mager, die Ohren sind halb hängend, das Haar anliegend. Die ausgezeichnetsten Arten sind die große dänische Dogge, der Schweinsrüde, der Saufinder, der Hetzhund u. a. Zu der vierten Classe der Wild- oder Jagdhunde mit herabhängenden Ohren und Lippen, stumpfer Schnauze und rundlichem Schädel gehört zunächst der Dachs, der theils klein und krummbeinig, theils größer und geradbeinig ist. Von der letztern Art ist der glatte Pinscher. Auch der auf der Jagd so überaus nützliche bekannte Hühnerhund, der entweder feinhaarig oder rauchhaarig ist, gehört hierher. Der glatthaarige oder Bluthund ist gewöhnlich etwas kleiner als der rauchhaarige Vorsteh- oder Wasserhund. Die merkwürdigsten unter den zu dieser Classe gehörigen Hunden sind die Bullen- oder Bärenbeißer, welche zum Theil von kolossaler Größe sind und einen dicken, breiten Kopf mit platter Stirn, immer geifernde Wangen, kurzen, dicken Hals und glatte, kurze Haare haben. Sie zeichnen sich durch Treue gegen ihren Herrn, ungemeinen Muth, gewaltige Stärke und zum Theil durch seltene Klugheit aus. Ein Theil derselben hat Schwimmhäute zwischen den Füßen und nicht selten eine gespaltene Nase (Doppelnase). Zu ihnen gehört die engl. Dogge, der Bernhardshund und der neufundländische Hund. Die engl. Dogge hat einen kurzen Kopf und sehr lang herabhängende Oberlippen; die Nasenlöcher sind durch eine tiefe Furche getrennt; an den Hinterfüßen tritt zuweilen noch eine fünfte Zehe auf. Übrigens ist dieser Hund träge, schwerfällig und dumm. Desto klüger ist der St.-Bernhardshund oder Alpenhund (s. Bernhardsberg), der oben abgebildet ist, jetzt aber ausgestorben sein soll. Er hat die Größe eines Kalbes, ist zottig, braun und gelbgefleckt. Der oben dargestellte neufundländ. Hund ist auch von beträchtlicher Größe, hat eine dicke Schnauze, lange, zottige, seidenartige Haare, schönen Schwanz und zwischen den Zehen eine große Schwimmhaut. Er kommt besonders in Neufundland vor und ist zur Wasserjagd überaus brauchbar, weil er wie ein Wasserthier schwimmen und sogar untertauchen kann. Auch zur Bewachung der Viehheerden wird er benutzt, indem er selbst den Wolf nicht fürchtet. Eine kleine Abart der Dogge ist der Mops, dem man die Ohren zu stutzen und die schon von Natur aufgeworfene Schnauze noch mehr nach oben zu drücken pflegt.

Man benutzt die Hunde nicht nur zur Bewachung der Gebäude, Gärten, Heerden, zur Jagd und zum Ziehen von Schlitten, Wagen u. dergl., sondern richtet sie zuweilen noch zu besondern Zwecken ab. So werden die großen und starken Hunde zum Packen und Stellen der Menschen abgerichtet, damit sie bei räuberischen Überfällen dem Reisenden Schutz gewähren. Ehemals nahm man die Hunde sogar in den Krieg mit, wie denn namentlich die Spanier Heerden von solchen Hunden gegen die amerikan. Wilden, mit denen sie zu kämpfen hatten, losließen. In England hat man die Hunde auch zum Aufsuchen der Diebe und Mörder abgerichtet, indem man sie gewöhnt, der Spur eines Menschen zu folgen, welche sie durch den Geruch erkennen. Man bringt sie an den Ort, wo das Verbrechen begangen worden ist und wo der Verbrecher also gestanden hat; sie verfolgen die Spur desselben mit untrüglicher Gewißheit, wenn nicht schon eine zu lange Zeit seit dem Verbrechen vergangen ist. In Holland hat man die Hunde zum Buttermachen, in Frankreich zum Bratenwenden abgerichtet. Man läßt sie zu diesem Zwecke in einem Tretrade (vgl. Göpel) gehen, welches an dem Spieße angebracht ist. In einigen Gegenden (z. B. in den ital. Städten Casal nuovo und Lecce und auf den Südseeinseln) ißt man das Hundefleisch als eine wohlschme-



Google

ckende Speise; das Fett hat man Lungenschwindsüchtigen empfohlen. Die Haut wird zu Schuhen und Handschuhen verwendet, auch als Pelzwerk; die Haare werden zu Hüten, Strümpfen, Saalleisten verarbeitet. Viele Theile der Hunde, namentlich der weiße Koth (als weißer Enzian) galten ehemals als Heilmittel. Der Hund ist vielen Krankheiten ausgesetzt, von denen die **Hundswuth** (s. d.) die, selbst für Menschen, gefährlichste ist. Da man glaubt, daß sie durch das Vorhandensein zu vieler schlecht abgewarteter Hunde begünstigt wird, so hat man die Hunde an vielen Orten unter policeiliche Aufsicht gestellt, und damit die Menge der Hunde nicht überhand nehme, eine eigne **Hundesteuer** eingeführt. Zu gewissen, von der Policei angeordneten Zeiten (**Hundeschlag**) müssen alle Hunde mit einem Zeichen am Halsbande versehen werden und der Abdecker (**Hundevogt**) hat den Auftrag, alle nicht bezeichneten, also wahrscheinlich herrenlosen Hunde, aufzufangen und zu tödten.

**Hundsrück** (der), auch wol der **Hunsrück**, ist ein deutsches Gebirge in den preuß. Regierungsbezirken Koblenz und Trier, welches eine Fortsetzung der Vogesen bildet und eine nur geringe Höhe, bis zu ungefähr 2000 F. erreicht. Es besteht aus Kalkschiefer. Theile desselben sind der **Hochwald** und der **Sohnwald**; Haupterzeugnisse Hanf, Flachs, Kleesamen und Wild. Den Namen leiten Einige von **Hunnen** ab, welche sich einst hier niedergelassen haben sollen.

**Hundstage** heißt die Zeit vom 24. Jul. bis zum 24. Aug., während welcher der Sirius oder Hundsstern zugleich mit der Sonne aufgeht und in welche gewöhnlich die heißeste Jahreszeit fällt. Auf den meisten Schulen werden auf die Hundstage die Ferien (daher **Hundstagsferien**) verlegt, weil diese Zeit wegen der herrschenden Wärme am wenigsten zu anhaltenden geistigen Beschäftigungen geeignet ist.

**Hundswuth**, **Tollwuth**, **Wuth**, **Wuthkrankheit**, **Wasserscheu**, ist jene fürchterliche Krankheit, die sich nur bei dem Hundegeschlecht ursprünglich und selbständig entwickelt, bei andern Thieren aber und beim Menschen nur nach stattgefundener Ansteckung durch unmittelbare Berührung mit dem Speichel oder Geifer tollwüthiger Thiere entsteht, zuweilen verhütet, selten geheilt werden kann und sich durch einzelne Anfälle von schrecklichen Zuckungen mit Tobsucht, Brustkrämpfen, krampfhafter Zusammenschnürung des Schlundes, Bewußtlosigkeit, Beißwuth und häufig unüberwindlichem Abscheu vor Flüssigkeiten äußert — Zufälle, die meist sehr schnell zum Tode führen. In vielen Fällen erfolgt der Ausbruch der Krankheit erst längere Zeit nach dem Stattfinden der Ansteckung. Oft ist die von einem tollen Hunde beigebrachte Verletzung längst vollkommen verheilt, ehe die Krankheit zum Ausbruche kommt, was theils von selbst ohne alle äußere Veranlassung, theils nach zufälligen körperlichen oder geistigen Einwirkungen geschieht. Zuerst zeigt sich eine Veränderung an der Bißstelle. Ist die Wunde noch offen, so lockert sie sich auf und sondert schlechtern Eiter und Jauche ab, ist sie bereits vernarbt, so fängt sie wieder an zu schmerzen, erhebt sich, färbt sich bläulichroth, wird heiß und bricht auf. Ziehende, drückende oder stechende Schmerzen verbreiten sich von ihr aus längs der Nerven des verletzten Theils bis zum Rückgrathe, die nahegelegenen Lymphdrüsen entzünden sich und schwellen an. Gleichzeitig klagt der Kranke über allgemeine Mattigkeit und Zerschlagenheitsgefühl im ganzen Körper, Ziehen im Nacken und Rücken und Übelkeiten, ist niedergeschlagen, verdrüßlich oder auch im Gegentheil ungewöhnlich heiter, hat leichtes Zucken in den Muskeln, einen veränderten Blick, fühlt sich beim Sprechen und Schlucken etwas behindert, einige Beklemmung in der Brust, schläft unruhig, träumt ängstlich, läßt unter Drängen einen blassen, wässerigen Urin u. s. w. Nach und nach steigert sich nun die Behinderung beim Schlucken zur gänzlichen Unfähigkeit. Trotz des heftigsten Verlangens nach Getränk ist der Kranke doch außer Stande zu trinken, denn bei jedem Versuche dazu wird er sogleich von krampfhafter Beengung des Athemholens, entsetzlicher Angst, Zusammenschnürung des Schlundes, Zuckungen der Hals-, Nacken- und Gesichtsmuskeln mit gewaltsamen Bewegungen des Kopfs, Verzerrung des Antlitzes und Beben des ganzen Körpers befallen. Noch weiter hin verursacht schon der bloße Anblick des Wassers und glänzender Flächen, wie z. B. der eines Spiegels, das Geräusch, welches Wasser veranlaßt, indem es fließt oder ausgeschüttet wird, ja selbst die bloße Vorstellung des Wassers dieselben Zufälle. Endlich vermag der Kranke selbst den eignen Speichel nicht mehr zu verschlucken. Doch ist Wasserscheu, wenigstens in solchem Grade, nicht immer nothwendig vorhanden und kommt auch in andern Krankheiten, namentlich in Nervenfiebern, bei manchen Entzündungen, besonders der des Herzens und Zwerchfelles, nach heftigem Zorn und Schrecken u. s. w. vor. Ähnliche Erscheinungen, wie der Versuch zu trinken, oder der Anblick von Flüssigkeiten u. dgl. führt zuweilen schon ein unbedeutender Luftzug oder auch nur die Berührung durch die frische, freie Luft herbei, sodaß ein Kranker der Art zugleich an wirklicher Luftscheu leidet. Derselbe beginnt sich zu würgen und zu geifern, bekommt Krämpfe aller Art, wirft sich unruhig hin und her, springt auf, schreit, zerstört Alles, was er erreichen kann, bemüht sich, Andere zu beißen u. s. w. Nach einem solchen Wuthanfalle, der 10, 20 und 30 Minuten oder auch länger dauern kann, kehren Ruhe und Bewußtsein zurück. Der Kranke fühlt sich äußerst erschöpft, ist sehr traurig und niedergeschlagen, mitunter an einzelnen Theilen gelähmt, weint bitterlich, beklagt sein entsetzliches Geschick und bittet seine Umgebungen, sich gegen seine während der Wuthanfälle zu befürchtenden Gewaltthätigkeiten möglichst zu schützen. Die Anfälle kehren in einem kurzen Zwischenraume und immer heftiger wieder und führen endlich am zweiten, dritten oder vierten Tage den Tod durch Schlagfluß, gänzliche Erschöpfung oder Lähmung herbei. Aus dem Gesagten erhellt, daß, wer von einem tollen Hunde gebissen oder auch auf andere Weise durch den Speichel eines solchen angesteckt wird (das Wuthgift haftet auch an den Kleidern des Gebissenen und an andern Mittelkörpern so fest, daß es noch nach langer Zeit auf einen verletzten oder auch mit einer sehr zarten Oberhaut bedeckten Theil gebracht die furchtbare Krankheit erzeugen kann), immer in Lebensgefahr ist. Um so unerläßlicher ist es daher für die Medicinalpolicei, durch Verminderung der Hundezahl und möglichste Beaufsichtigung derselben zur Verhütung der fürchterlichen Krankheit mitzuwirken und durch Bekanntmachung der Erscheinungen, an denen die Wuth bei Hunden und Katzen, den gewöhnlichsten Verbreitern derselben, zu erkennen ist, im Voraus vor der Gefahr zu warnen. Bei den Hunden scheint die besondere Anlage zur Entstehung der Wuth

Digitized by Google

durch das widernatürliche Auffüttern mit Leckereien und Gewürzen, durch das Einsperren, Verzärteln und Liebkosen, wie überhaupt durch den zu nahen Umgang derselben mit Menschen, durch die Unmöglichkeit oder wenigstens Schwierigkeit, ihren Geschlechtstrieb hinreichend zu befriedigen, begründet, die Krankheit selbst aber am häufigsten durch große Hitze oder Kälte zum Ausbruche gebracht zu werden. Letzterer verräth sich durch eine auffallende Veränderung in dem ganzen Benehmen des Thieres. Es wird traurig und träge, frißt und säuft wenig oder gar nicht, verkriecht sich, knurrt selbst bei Annäherung seines Herrn, verweigert diesem den Gehorsam, setzt sich zur Wehre, wenn es gezüchtigt werden soll, läuft mit offenem, geiferndem Maule, eingezogenem Schwanze und struppigem Haar scheu und unstät herum, verscheucht durch seinen bloßen Anblick alle übrigen Hunde, welche ängstlich vor ihm fliehen, beißt nach Allem, was ihm in den Weg kommt, verfolgt wüthend seines Gleichen, noch mehr aber die Katzen, stürzt von Zeit zu Zeit erschöpft zusammen, rafft sich wieder auf, verfällt in Convulsionen und stirbt plötzlich. Die Katzen, bei denen die Wuth jedoch nie ursprünglich, sondern immer erst nach Verwundung durch ein anderes wüthendes Thier entsteht, bieten im Allgemeinen ähnliche Erscheinungen dar, sind aber, wenn sie toll werden, womöglich noch gefährlicher als die Hunde, weil ihnen schwerer beizukommen ist. Wie schon erwähnt, kommt bei einem Menschen, bei welchem man eine Ansteckung durch Wuthgift vermuthen darf, Alles darauf an, den Ausbruch der Krankheit zu verhüten. Dies erreicht man am sichersten durch möglichst schnelle und vollständige Zerstörung des Gifts an dem Orte der Anbringung selbst, außerdem, jedoch schon weniger zuverlässig, durch Umstimmung des Nervensystems und Anregung der Heilkraft der Natur zu dem Zwecke, daß sie das bereits in die Säftemasse aufgenommene Gift unschädlich mache und aus dem Körper schaffe. Die Behandlung eines solchen Unglücklichen zerfällt also in eine örtliche und eine allgemeine. Die örtliche und wichtigere besteht darin, daß man die Wunde möglichst schnell mit kaltem oder lauem Wasser, Salz- oder Seifenwasser, Urin, Essig, Auflösungen ätzender Alkalien, des Höllensteins u. dgl. auswäscht, reichlich ausbluten läßt, zu welchem Behufe man zuweilen einen trockenen Schröpfkopf auf sie setzt, noch zweckgemäßer aber, sie ohne Weiteres in ihrem ganzen Umfange ausschneidet, mit dem Glüheisen ausbrennt, mit Höllenstein oder andern ätzenden Dingen bis auf den Grund ätzt oder gradezu, wenn die Verletzung ein zu entbehrendes Glied, einen Finger, eine Zehe, betroffen hat, dieses auf der Stelle durch Amputation von dem übrigen Körper trennt, darauf zu größerer Sicherheit die Wunde noch durch Aufstreuen von span. Fliegenpulver oder Auflegen von dergleichen Salbe in Eiterung setzt, Monate lang eiternd erhält und später in eine Fontanelle verwandelt. Die innerliche Behandlung überlasse man jedenfalls dem schleunigst herbeizuholenden Arzt, da es mit ihr eher Zeit hat, glaube aber ja nicht, daß sie jemals die örtliche überflüssig machen könne. Die meisten oder fast alle der gegen die Hundswuth gepriesenen Geheimmittel, von denen einige auch wirklich in vielen Fällen gute Dienste geleistet haben, bewirken einen sehr starken Schweiß, reichlichen, mit Beschwerden verbundenen Urinabgang und werden gemeinhin nur dadurch schädlich, daß zuweilen aus allzu großem Vertrauen auf dieselben die örtliche Behandlung unterlassen wird. Sie bestehen hauptsächlich aus Honig, Maiwürmern (Maikäfern) und andern die Urin- und Darmabsonderung vermehrenden Mitteln. Ist nun aber die Krankheit wirklich zum Ausbruche gekommen, so bringe man den unglücklichen Kranken vor allen Dingen in eine solche Lage und umgebe ihn dergestalt mit Wächtern, daß er weder sich noch Andern Schaden zufügen kann, wende aber dabei so wenig eigentliche Zwangsmaßregeln an als möglich, vermeide Alles, was ihn reizen und erzürnen könnte, so namentlich die für ihn qualvolle Zumuthung zu trinken, reiche ihm allenfalls zur Stillung seines fürchterlichen Durstes das Getränk dunkel gefärbt und in irdenen Gefäßen und suche ihn durch freundlichen Zuspruch so viel als möglich zu beruhigen.

**Hunger** ist das zur schmerzhaften Empfindung gesteigerte Verlangen nach Nahrung, welches, wenn es nicht befriedigt wird, Krankheitserscheinungen und Tod nach sich zieht. Der eigentliche Sitz des Hungers sind die Nerven des Magens, welche alsbald ein eigenthümliches Gefühl erzeugen, wenn die Nahrungsmittel fehlen, deren der Magen bedarf, um seine Thätigkeit an ihnen zu äußern. So lange dieses Gefühl nicht schmerzhaft ist, heißt es noch nicht Hunger, sondern Appetit oder Eßlust. Bei einer krankhaften Körperbeschaffenheit geht der Appetit oft sehr schnell in Hunger über und ein noch bedenklicheres Krankheitszeichen ist es, wenn die schmerzhafte Empfindung auch nach dem sonst hinreichenden Genuß von gesunden Nahrungsmitteln nicht nachläßt. Je größer die Lebensthätigkeit des Menschen überhaupt ist, je jünger, gesunder und körperlich thätiger derselbe also ist, desto eher stellt sich nach Befriedigung des Hungers die Eßlust wieder ein. Wenn der Hunger nicht gestillt wird, so nimmt er fortwährend an Schmerzhaftigkeit zu, allmälig verändert auch das Blut, welches keine Erneuerung durch Absonderungen aus den Nahrungsmitteln erfährt, seine Beschaffenheit; der Körper wird immer hinfälliger und schwächer, das Blut fließt aus allen Theilen des Körpers, dessen Nerven sich im Zustande fürchterlicher Aufregung befinden; endlich erfolgt unter Schmerzen im ganzen Körper, Schlaflosigkeit, Zuckungen, Wahnsinn und Raserei der Tod. Der Mensch kann den Hunger je nach Beschaffenheit seiner Körperconstitution 6—12 Tage ertragen, ehe er stirbt; in einzelnen Fällen, namentlich bei gewissen Krankheiten, aber auch viel länger. Wird der Hunger nur theilweise gestillt, so kommt es zwar nicht so schnell zu den erwähnten heftigen Zuständen, aber der Körper magert ab und die Säfte desselben ersetzen sich langsam und sparsam. Bei gewissen hartnäckigen Krankheiten, namentlich bei veralteter Syphilis, hat man eine solche Kraftentziehung durch den nur theilweise befriedigten Hunger mit Erfolg als Heilmittel angewendet und eine solche Cur, die häufig noch mit Anwendung anderer Mittel, z. B. Quecksilbereinreibungen, verbunden ist, Hungercur genannt. Während dieser Cur darf der Kranke nur sehr wenige und ganz einfache und unschädliche Nahrungsmittel genießen.

**Hunnen** ist der Name eines gegenwärtig nicht mehr existirenden asiat. Volks, welches in der Geschichte eine große Berühmtheit erlangt hat, indem es zu der großen Völker-



Digitized by Google

wanderung Veranlassung gab und diese selbst gleichsam anführte, durch welche die alte Welt in Trümmer sank und eine neue Welt vorbereitet wurde. Die Hunnen waren ein mächtiges Volk, welches seine Herrschaft von den Grenzen des chines. Reichs über die Mongolei und den größten Theil Nordasiens bis an das kaspische Meer und die Grenzen Tibets ausdehnte. Es lebte mit den Chinesen in Streit und nachdem diese in den langen Kämpfen Sieger geblieben waren, wanderte ein großer Theil aus. Im Laufe von Jahrhunderten drängte diese Völkerschaft immer mehr nach Europa zu, stieß zunächst auf die Alanen, mit denen sie sich nach einem blutigen Kampfe vereinigte, drängte dann gegen die Gothen und so wurde das Jahr 376 der Anfang der für Europa verhängnißvollen Völkerwanderung. Bald machten sich die Hunnen auch den Römern furchtbar, welche ihnen einen Tribut zahlen mußten, mehre Mal aber auch mit ihnen in Kampf geriethen und dann wieder einzelne Schwärme in Dienst nahmen. Als Attila (s. d.) König der Hunnen geworden war, erreichte die Macht derselben den höchsten Gipfel, aber bald nach seinem Tode löste sich das Hunnenreich auf, und obschon noch lange nördl. von der Donau einzelne hunn. Horden sich erhielten, verschwand doch allmälig der Name dieses Volks aus der Geschichte. Hiervon mag die Ursache besonders in dem Umstande zu suchen sein, daß man zur Zeit der Völkerwanderung zu den Hunnen im Allgemeinen alle die Völkerschaften rechnete, welche sich den Zügen derselben angeschlossen hatten oder von ihnen mit fortgerissen worden waren. Später nahmen diese Völker ihre besondern Namen wieder an.

**Hunyades** (Joh. Corvinus), in Siebenbürgen geboren, wurde, nachdem er sich in Italien ausgezeichnet hatte, von dem ungar. Könige Wladislaus I. zum Feldherrn und zum Woiwoden von Siebenbürgen ernannt. Er kämpfte glorreich gegen die Türken und übernahm, nachdem der König 1444 in der unglücklichen Schlacht bei Varna den Tod gefunden hatte, die Verwaltung des Königreichs Ungarn, welches er gegen die Einfälle der Türken vertheidigte. Zwar wurde er 1448 von diesen geschlagen, aber die heldenmüthige Vertheidigung Belgrads gegen den Sultan Mohammed II. stellte seinen Feldherrnruhm wieder her. Nach seinem 1456 erfolgten Tode wurde sein Sohn Matthias Corvinus 1458 zum Könige von Ungarn gewählt.

**Huris** sind nach dem Glauben der Mohammedaner schöne, in unsterblicher Jungfräulichkeit blühende Weiber, welche die Gläubigen im Paradiese erwarten, um ihnen durch ihre Liebe das höchste Entzücken zu bereiten. Die üppige Phantasie der Orientalen hat sich in Beschreibung des Liebreizes dieser überirdischen Wesen und der Wollüste, welche in ihren Armen den Gläubigen erwarten, erschöpft.

**Huronen** (die), ein Indianerstamm in Nordamerika, am Huronsee, der von ihnen den Namen hat, und in Canada, waren in frühern Zeiten ein mächtiges Volk, das aber in langjährigen Kriegen mit den Irokesen bis auf etwa 1500 Köpfe zusammengeschmolzen ist, die zum Theil am westl. Ufer des Eriesees leben. Eine Anzahl von ihnen hat sich, um den Verfolgungen der Feinde zu entgehen, schon im vorigen Jahrhundert in das damals franz. Canada geflüchtet, das Christenthum angenommen, sich zum Ackerbau bequemt und wohnt in dem ein Paar Meilen von Quebec entfernten Dorfe Loretto. Im Ganzen haben die Huronen, welche sich selbst Yendat nennen, sich der Civilisation möglichst genähert und sich in etwa 32 Flecken oder Dörfern niedergelassen. Dessenungeachtet nehmen sie von Jahr zu Jahr an Zahl ab.

**Husaren** sind eine gegenwärtig in den meisten Armeen eingeführte Art leichter Reiterei, welche ursprünglich dem ungar. Heere eigenthümlich war. Bei seiner Thronbesteigung 1458 nämlich befahl der ungar. König Matthias I., die Prälaten und Edelleute mit ihren Reitern sollten sich stellen und von 20 Häusern solle immer ein Mann gestellt werden. Die so zusammengebrachten Soldaten hießen nun Husaren oder Huszaren, denn in der ungar. Sprache bedeutet „husz" zwanzig und „ar" Sold. Die auszeichnende Tracht der Husaren ist eine kurze, mit Pelz und Schnuren besetzte Jacke, der Pelz genannt, und unter dieser noch eine zweite, ebenfalls reich mit Schnuren besetzte Jacke, der Dollman. Der Pelz wird im Sommer ausgezogen und an einer Schnur hangend über der linken Schulter getragen. Neben dem krummen Säbel hat der Husar eine lederne Säbeltasche hängen, welche ihm die übrigens seinem Anzuge gänzlich fehlenden Taschen ersetzt. Pistolen und zuweilen noch ein Karabiner vervollständigen seine Bewaffnung. Gegenwärtig tragen die Husaren Czacko's und in den meisten Armeen lange, über die Stiefeln gehende Reitbeinkleider; früher dagegen hatten sie eigne hohe und spitzige Husarenmützen, an denen ein Flügel abgeknöpft werden konnte, der herabhängend Kopf und Nacken gegen Säbelhiebe deckte, sowie enge Hosen und enge ungar. Überziehstiefeln.

**Huss** (Johannes) oder Joh. von Hussinecz, der berühmte Reformator, hatte seinen Namen von dem Orte Hussinecz bei Prachaticz in Böhmen angenommen, wo er 1373 geboren worden. Sich früh durch Talent und Fleiß auszeichnend, fand er in seinem Grundherrn und in andern wohlhabenden Männern Gönner, durch deren Unterstützung es ihm möglich wurde, 1389 die Universität Prag zu beziehen, um sich dem Studium der Theologie und Philosophie zu widmen. Nachdem er Magister geworden war, hielt er seit 1398 Vorlesungen an der prager Universität, und noch umfangsreicher wurde sein Einfluß, nachdem er 1402 böhm. Prediger an der Bethlehemskapelle zu Prag und nachher Beichtvater der Königin Sophie geworden war. In der scholastischen Philosophie hatte sich allmälig ein scharfer Gegensatz zwischen den sogenannten Nominalisten und den Realisten (s. Scholastiker) ausgebildet, und auf der prager Universität schloß sich an diesen wissenschaftlichen noch ein nationaler Gegensatz an. Es waren nämlich in Prag sowol von Lehrern als von Studirenden eine große Anzahl Fremde, namentlich Deutsche und Polen, und diese genossen gewisse Vorrechte, welche ihnen die Böhmen, zu denen auch H. gehörte, streitig machten. Hieraus entstanden heftige Zwistigkeiten, welche der böhm. König Wenzel zu Gunsten der Böhmen entschied, und hierauf verließen gegen 5000 ausländische Professoren und Studenten Prag und begaben sich nach Leipzig, Erfurt, Ingolstadt, Rostock und Krakau, indem sie theils die schon vorhandenen Universitäten verstärkten, theils neue stifteten. In Böhmen selbst hatte die päpstliche Gewalt seit längerer Zeit bedeutend an Ansehen verloren, wozu besonders die seit längerer Zeit schon bestehende Uneinigkeit über die Papstwahl (das große von 1378—1417

Digitized by Google

während Schisma, (s. d.) Veranlassung gegeben hatte. König Wenzel war zu schwach, um in die religiösen Meinungen durch seinen Einfluß Halt und Festigkeit zu bringen, und so hatte sich im Volke überall das Bewußtsein von den Mängeln der bestehenden Kirchenverfassung ausgebreitet. H. hatte schon um die Zeit seiner Berufung zum Beichtvater der Königin die Schriften Wiclef's kennen gelernt und aus ihnen die bestimmte Überzeugung von den der h. Schrift zuwiderlaufenden Irrungen und Misbräuchen der röm.-kathol. Kirche gewonnen. Gegen dieselben trat er nun in seinen Predigten, Vorlesungen und bald auch in Schriften auf und fand einen in jeder Hinsicht tüchtigen Gehülfen in Hieronymus von Prag (s. d.). Papst Alexander V. und später Papst Johann XXIII. hatten H. zur Verantwortung nach Rom gefodert, aber dieser war nicht erschienen und hatte sich ebenso wenig den Verordnungen des prager Erzbischofs Sbynko gefügt, der 1410 gegen 200 Bände Wiclef'scher Schriften in seinem Palast verbrennen ließ und das böhm. Predigen in der Bethlehemskirche untersagte. H. appellirte an ein allgemeines Concilium, auf welchem er seine Lehre offen bekennen wollte und die Wahrheit derselben auf überzeugende Weise darzuthun hoffte. Noch heftiger wurde der Zwiespalt mit Rom, als der Papst gegen Ladislaw von Neapel den Kreuzzug predigen ließ, denn H. und Hieronymus traten laut gegen denselben auf und der Letztere wagte sogar Gewaltschritte, welche zur Folge hatten, daß der Papst H. mit dem Kirchenbanne und Prag, so lange H. in ihm wäre, mit dem Interdict belegte. H. begab sich unter den Schutz des Grundherrn seines Geburtsorts, Nicolaus von Hussinecz, eines aufgeklärten und der Sache der von ihm erkannten Wahrheit eifrig zugethanen Mannes. H. predigte nun im Freien gegen die vom Papste ausgegangenen Misverhältnisse und schrieb „von den sechs Irrthümern und von der Kirche". Er leugnete die Verwandlung der Hostie in den wirklichen Leib Christi, verwarf den Glauben an die Unfehlbarkeit des Papstes und an die Heiligen, leugnete, daß auch ein lasterhafter Priester eine gültige Absolution (Freisprechung von den Sünden) ertheilen könne, verwarf die unbedingte Unterwürfigkeit (Obedienz) unter irdische Vorgesetzte, indem man nur Gott und dem göttlichen Worte unbedingt treu sein solle, kämpfte gegen Simonie (s. d.) und erkannte in allen Glaubenssachen einzig die h. Schrift als Richterin an. H. fand einen großen Anhang und glaubte mit der Wahrheit seiner Lehre auch die auf dem Concilium zu Konstanz versammelten Priester und Fürsten überzeugen zu können. Mit freudigem Muthe kam er am 4. Nov. 1414 zu Konstanz an, geleitet von dem Grafen Chlam und zwei andern böhm. Adeligen, welche König Wenzel ihm mitgegeben hatte, und durch einen Geleitsbrief vom Kaiser Sigismund vor persönlicher Gefahr sichergestellt. Auch Papst Johann XXIII. gab ihm das Versprechen persönlicher Sicherheit. Aber einem Ketzer meinte man nicht Wort halten zu dürfen und als solchen behandelte man ihn, ohne seine Gründe zu hören, oder sie gehörten in Erwägung zu ziehen. Schon am 28. Nov. wurde H. verhaftet und als er am 5. Jun. 1415 in das öffentliche Verhör gebracht wurde, konnte er vor den lärmenden Schmähungen, mit welchen ihn die Väter des Conciliums überhäuften, nicht zu Worte kommen. Am 7. und 8. Jun. sprach H. zwar im Beisein des Kaisers ausführlich zu seiner Vertheidigung, aber statt ihm zu antworten, foderte man von ihm nur unbedingten Widerruf seiner Ketzereien. H. weigerte sich, die Wahrheit abzuschwören, und so wurde er in dem letzten Verhör am 6. Jul. 1415 zum Feuertode verurtheilt. Zwar wagte es H., den Kaiser an seinen Geleitsbrief zu erinnern, aber vergebens. Man verbrannte ihn noch an demselben Tage und streute seine Asche in den Rhein. Als er beim Hingange zum Scheiterhaufen sah, wie man seine Schriften verbrannte, lächelte er, denn er wußte wohl, daß dies ein vergebliches Beginnen seiner Feinde war, und als er selbst auf dem Scheiterhaufen stand, verschied er unter freudigen Gebeten. Eine alte Sage erzählt, als H. auf dem Scheiterhaufen stand, habe er gesagt: „Jetzt bratet ihr eine Gans (welche im Böhmischen Huß heißt), aber in 100 Jahren wird ein Schwan kommen, den werdet ihr ungebraten lassen." Man hat diesen Ausruf für eine Vorherverkündigung Luther's angesehen, welcher das von H. begonnene Werk der Kirchenreformation siegreich ausführte.

**Hussiten** (die), die Anhänger des Reformators Huß (s. d.) in Böhmen, rächten den Tod ihres Lehrers auf eine furchtbare Art. Zunächst schlossen sie sich enger aneinander und König Wenzel mußte ihnen 1417 mehre Kirchen einräumen, in denen ihre Priester das Abendmahl in beiderlei Gestalt austheilten, nicht wie die Katholischen den Laien den Kelch vorenthielten. Nach dem 1419 erfolgten Tode Wenzel's brach der Aufstand in vollen Flammen aus, denn die Hussiten wollten den Erben der böhm. Krone, den treulosen Kaiser Sigismund, nicht als ihren König anerkennen. Die Verfolgungen, mit denen Rom den Hussiten nachstellte, empörten die Gemüther noch mehr. Sechzehn Jahre währte der blutige Hussitenkrieg. Er begann mit Zerstörung der Klöster und Kirchen, Ermordung der Mönche und Priester in Böhmen; bald aber machten die fanatischen Heerhaufen auch verheerende Einbrüche in die benachbarten Länder. Es bildeten sich indeß unter den Hussiten selbst Spaltungen, welche endlich ihren Untergang herbeiführten. Die eifrigste Partei war die der Taboriten, an deren Spitze ein böhm. Ritter, Ziska von Troczнow, stand. Dieser hatte ein großes Kriegsheer um sich versammelt, welches bald durch seine Begeisterung für die ergriffene Sache und durch seine Übung in den Waffen als unüberwindlich dastand. Ziska erbaute auf einem Berge im bechiner Kreise, auf welchem H. gepredigt hatte, eine feste Stadt und nannte sie Tabor; von ihr erhielten seine Anhänger den Namen. Unter Ziska befehligte bis 1420, wo er starb, Nicolaus von Hussinecz, der sich zuerst an die Spitze der Hussiten gestellt und 1420 ein kais. Heer vor Tabor zurückschlug. Besonnener und ruhiger war die Partei der Prager oder Calixtiner, welche besonders in Prag viele Anhänger zählte und die sich zufrieden zu stellen bereit war, nachdem sie es errungen hatte, daß neben dem Brod auch der Kelch (lat. calix) im Abendmahl gereicht werde. Diese Calixtiner wählten einen König, welchen die Taboriten nicht anerkannten, und so kam es unter den Hussiten selbst zu blutigen Fehden. Ziska, obgleich erblindet, wurde doch vom Glücke nicht verlassen und hinterließ bei seinem 1424 erfolgten Tode in Procopius den Taboriten einen würdigen Nachfolger als Feldherrn. Derselbe schlug die mächtigen Kreuzheere, welche das katholische Deutschland gegen die Hussiten

Digitized by Google

ausgerüstet hatte. Sachsen, die Lausitz, Schlesien, Franken, Östreich und das katholisch gebliebene Böhmen wurden furchtbar von ihm verwüstet. Die Kirchenversammlung zu Basel bot endlich durch Kaiser Sigismund, des Königs Wenzel Erben, den Hussiten einen Vergleich, auf welchen die Gemäßigtern unter diesen eingingen, und so kamen am 20. Nov. 1433 die sogenannten prager Compactaten zu Stande. Die Calixtiner vereinigten nun ihre Streitmacht mit der katholischen und besiegten die Gegenpartei 1434 bei Böhmischbrod. Sigismund wurde, nachdem er 1436 zu Iglau die Compactaten beschworen hatte, als König von Böhmen anerkannt. Die Taboriten schlossen sich den Katholiken nicht an; Beschränkungen und Verfolgungen verminderten aber ihre Zahl immer mehr und aus den Überreste bildete sich um die Mitte des 15. Jahrh. die Religionsgesellschaft der böhm. oder Mährischen Brüder (s. d.).

**Husten** ist ein Krankheitssymptom, welches durch Alles, was die Luftwege und Organe des Athemholens reizt, erzeugt werden kann und eine Menge sehr verschiedenartiger Krankheitszustände begleitet. An sich bietet der Husten mannichfache Verschiedenheiten dar, er kann nämlich sehr häufig oder selten, anstrengend oder leicht, trocken oder mit schleimigem, wässerigem, blutigem, eiterartigem Auswurfe verbunden sein, einen besondern charakteristischen Ton haben, wie dies z. B. bei der häutigen Bräune, dem Keuchhusten der Fall ist u. s. w. Am wenigsten zu bedeuten hat in der Regel der Husten, der sich im Gefolge eines Katarrhs, d. h. eines Reizungszustandes der die Luftwege auskleidenden Schleimhaut, einstellt, mit geringen oder gar keinen Schmerzen verbunden, im Anfange trocken, später von schleimigem Auswurfe begleitet ist und immer durch Erkältung entsteht. Aber auch dieser Husten erheischt Vorsicht, wenn er lange anhält, sehr oft wiederkehrt, insbesondere aber, wenn er junge Leute von 18—30 Jahren befällt, die vielleicht schon eine Anlage zu Brustleiden haben. Ihm an Gefahrlosigkeit zunächst steht der Gewohnheitshusten älterer Leute, der auf Schlaffheit und Verschleimung der Luftwege beruht und Jahre lang ohne Beeinträchtigung der übrigen Gesundheit andauern kann. Bedenklicher dagegen ist der Husten, welcher sich mit der Lungen- und Brustfellentzündung, der häutigen Bräune u. s. w. einfindet; am schlimmsten aber der, welcher in Gemeinschaft mit den übrigen Krankheitserscheinungen auf Hals- oder Lungenschwindsucht, Brustwassersucht schließen läßt. Bei der Behandlung jedes Hustens kommt es darauf an, daß der ihm zum Grunde liegende Krankheitszustand gehoben werde. In diätetischer Hinsicht haben sich Personen, welche an Husten leiden, vor jeder Erkältung, ganz besonders aber vor dem Kalt- und Naßwerden der Füße zu hüten, ferner vor jeder Anstrengung der Brustorgane, also vor anhaltendem, lautem Reden, Singen, Gehen und Reiten gegen den Wind, überhaupt vor allen anstrengenden Körperbewegungen, vor dem Genusse geistiger Getränke, fetter, scharfer, saurer, stark gewürzter, mit brauner Butter angemachter Speisen u. s. w. Zu den gefahrlosen Hausmitteln zur Milderung und Beschwichtigung eines sehr rauhen und angreifenden, wenig lösenden Hustens gehören Althäsaft, Candiszucker, Möhrenzucker, Zucker mit Eidotter, Regliße, Süßholzsaft, Abkochungen von Leinsamen mit Süßholzwurzel, von Hafergrütze, Königskerzen, Althäwurzel und dergl. Die Anwendung eingreifenderer Mittel überlasse man jedoch dem Arzte.

**Hüte, die bekannte Kopfbedeckung, welche schon im Alterthume getragen wurde. Das gewöhnlichste Material,** aus welchem man sie zu verfertigen pflegt, ist Filz, doch hat man auch Hüte von Seide, Bast, Stroh, Holz, Kork, Leder, Fischbein u. s. w. Die Frauenhüte sind gewöhnlich von seidenem oder baumwollenem Zeuche oder von Stroh oder Bast. Kein Theil der männlichen und weiblichen Kleidung ist so vielfach dem Wechsel der Mode ausgesetzt, als der Hut. Seine beiden wesentlichen Bestandtheile sind die Kappe und der Rand oder die Krempe. Jene dient zur Bedeckung des Hauptes, dieser zum Schutz des Gesichts, besonders der Augen gegen Sonnenstrahlen, Staub u. s. w. Die Form der Kappe und die Stellung des Randes gegen dieselbe sind es, woran die Mode ihre Willkür geltend macht. Als Urform kann man den Hut mit halbkugelförmiger Kappe und breitem Rande annehmen. An diesem schlug man bald den vordern Theil des Randes in die Höhe, dann klappte man den vordern und hintern Theil auf, die Kappe wurde dabei mehr zusammengedrückt und es entstand der Klapphut. Wurde der Rand des Huts in drei Theilen emporgeschlagen, so hatte man den Dreistutzer. Später kamen die Hüte mit schmalem Rande und cylinderförmiger Kappe auf, aber auch an dieser Art von Hüten wurden unzählige Abänderungen in Bezug auf Form des Randes und der Kappe angebracht. Das bisher Gesagte gilt von den Mannshüten, noch vielgestaltiger ist die Mode in Bezug auf die Frauenhüte, welche im Allgemeinen einen größern, besonders noch vorn über das Gesicht sich ausdehnenden Rand haben. Auch die Art und Weise, wie man die Hüte ausgeschmückt hat, ist im Laufe der Zeit sehr vielfach abgeändert worden. Namentlich hat man sich der Federn (Federbüsche und Besätze mit Federn) zur Verzierung der Hüte bedient und in dieser Beziehung, besonders früher, unglaublichen Aufwand getrieben. Von König Heinrich VIII. von England wird erzählt, daß er beim Einzuge in Boulogne einen Federbusch aus acht indischen Vogelfedern trug, von denen jede 4½ F. lang war und deren Werth man für hinreichend hielt, falls der König in Gefangenschaft gerathen wäre, für ihn als Lösegeld zu dienen. Auch Liebespfänder, Baumzweige, Tressen, Blumen, Bänder und in neuerer Zeit Cocarden sind als Hutschmuck getragen worden. Zur Bereitung der Filzhüte nimmt man bekanntlich Haare. (S. Filz.) Die Strohhüte werden in vielen Gegenden, am schönsten aber in Toscana, gearbeitet. Das Stroh wird gewaschen und durch Schwefeldämpfe gebleicht, mit Hülfe eines eingeschobenen Drahtes gespalten, im Wasser erweicht, in Bänder geflochten und endlich zu Hüten zusammengenäht.

Statt des Helms oder der Krone kommen Hüte häufig in Wappen vor. Die geistlichen Hüte sind rund mit breitem Rande. Der Cardinalshut ist roth und auf jeder Seite mit 15 herabhängenden Quasten geschmückt; der erzbischöfliche Hut ist grün und hat zehn Quasten auf jeder Seite; ebenso gefärbt ist der Bischofshut, der jedoch nur sechs Quasten hat, während die päpstlichen Pronotarien schwarze Hüte mit drei Quasten haben. Weltliche Hüte sind die Fürstenhüte, rothe Mützen mit breiter Hermelineinfassung. Obenauf steht ein Reichsapfel, ein Kreuz oder auch nur ein

Digitized by Google

Hermelinschwanz. Zuweilen sind auch Reifen oder Bogen wie bei Königskronen angebracht. Die Erzherzöge von Östreich zeichnen sich durch eine eckige Verbrämung und durch einen mit Perlen besetzten Bogen aus, auf welchem der Reichsapfel ruht. Die schweiz. Eidgenossenschaft hat im Wappen der vereinigten Cantone einen großen runden Hut als Symbol der Freiheit. Diese Bedeutung des Huts ist alt, denn schon in Rom war es den Sklaven verboten, Hüte zu tragen, und nur am Feste der Saturnalien, wo sich die Ordnung der Dinge umkehrte, der Diener den Herrn spielte, durften sie das Haupt mit dem Hute bedecken.

**Hutungsrecht** ist die mit dem Besitze eines Landgrundstücks verbundene Befugniß, sein Vieh auf den Ländereien eines Andern hüten zu dürfen. Die Verbindlichkeit, dieses zu leiden, gehört zu den Dienstbarkeiten oder Servituten, mit welchen ein Grundstück belastet sein kann. In den meisten deutschen Ländern sind über diesen Gegenstand besondere Gesetze erlassen, weil derselbe für die Landwirthschaft von hoher Wichtigkeit ist und Streitigkeiten über Hutungsgerechtsame zu den häufigsten, verwickeltsten und langwierigsten gehören, welche vor Gericht vorkommen. Schon deswegen und weil die Hutungsgerechtsame so häufig eine vortheilhaftere und bessere Bewirthschaftung der Felder hindern und der Forstcultur, wenn sie in Waldungen ausgeübt werden, oft sehr schaden können, ist man in neuern Zeiten vielfach auf ihre Beschränkung und wo möglich gänzliche Aufhebung durch Ablösung bedacht gewesen, und es sind auch in dieser Beziehung in den meisten, mit der Zeit fortschreitenden Staaten gesetzliche Bestimmungen erlassen worden.

**Hutten** (Ulrich von), einer der am freimüthigsten, muthvollsten und am wirksamsten im 16. Jahrh. gegen die Misbräuche der katholischen Kirche auftretenden Schriftsteller, stammte aus einem alten Geschlecht, wurde 1488 zu Steckelberg bei Fulda auf dem Stammschlosse seiner Familie geboren und nachher in das Stift zu Fulda gebracht, wo er wissenschaftliche Bildung erhielt, aber 1504 entfloh, um nicht Mönch werden zu müssen. In Erfurt wurde er von der Syphilis angesteckt, welche damals als eine Seuche Europa verwüstete und nicht blos, wie gegenwärtig, durch Unkeuschheit sich fortpflanzte. Er litt an dieser Krankheit, die immer von Neuem ausbrach, bis an seinen Tod. Er hielt sich nun nacheinander in Köln, Frankfurt a. d. O., Greifswald, Rostock und Wittenberg auf, immer emsig an seiner weitern Bildung arbeitend und durch seine Talente, besonders für Poesie, willkommene Aufnahme findend. Endlich begab er sich nach Pavia, um dadurch, daß er sich dem Studium der Rechtswissenschaft widmete, die Gunst seines Vaters wieder zu erwerben. Bei der Eroberung Pavias wurde H. völlig ausgeplündert und mußte nach einem kurzen Aufenthalte in Bologna 1513 Kriegsdienste im kaiserl. Heere nehmen. Schon im nächsten Jahre verließ er den Kriegerstand wieder und machte nun zuerst allgemeines Aufsehen durch sein freimüthiges Auftreten gegen den Herzog Ulrich von Würtemberg, welcher einen Vetter von H. ermordet hatte, und dadurch, daß er sich öffentlich des vielfach verfolgten Reuchlin (s. d.) annahm. Nach einem zweiten Aufenthalt in Italien kehrte H. nach Deutschland zurück und wurde zu Augsburg von der schönen Constantia, der Tochter des durch seine Verdienste um die Wissenschaften und um seine Vaterstadt Augsburg berühmten Peutinger, als Dichter mit dem Lorber gekrönt und vom Kaiser Maximilian zum Ritter geschlagen. H. hatte das Mönchsleben in Italien in seiner tiefsten Entsittlichung kennen gelernt und trat von nun an in muthigen und scharfen Schriften gegen dasselbe, sowie gegen die übrigen Misbräuche der katholischen Kirche auf. Seit 1518 stand er bei dem Erzbischof von Mainz in Diensten, der ihn zu mehren Sendungen benutzte, und im folgenden Jahre bekriegte er im Verein mit dem schwäb. Bunde den Herzog Ulrich von Würtemberg und wurde der Freund des Franz von Sickingen. Hierauf lebte er einige Zeit auf seinem Stammschlosse und erließ heftige Schriften, durch welche er die Gunst des Erzbischofs von Mainz einbüßte, aber sich dem von Luther begonnenen Reformationswerke näher anschloß. Von Rom aus, sogar durch gedungene Mörder, verfolgt, fand H. bei Franz von Sickingen eine Zufluchtsstätte, bis Sickingen in der Fehde mit dem Erzbischof von Trier besiegt wurde. Unstät irrte nun H. umher, in der Schweiz vergebens eine Zufluchtsstätte suchend, und erlag endlich 1523, erst 36 Jahre alt, auf der Insel Ufnau im Zürchersee, seiner wieder ausgebrochenen Krankheit. H. hat durch seine Schriften wesentlich zur Förderung der Reformation beigetragen. Er trat mit edler Unerschrockenheit allen Mängeln und Schlechtigkeiten seiner Zeit entgegen und hegte gegen den ihm durch seine Kühnheit und redliche Gesinnung nahe verwandten Luther eine große Achtung, obgleich er ihn nicht persönlich kennen lernte. Eine Sammlung seiner Schriften ist in fünf Bänden (Berl. 1821—25) erschienen.

**Hüttenwesen** (das) bezeichnet die Gesammtheit alles Dessen, was sich auf Hüttenbau und Hüttenkunde bezieht. Die verschiedenen mineralischen Stoffe kommen in der Natur nicht rein vor, sondern theils mit andern Stoffen gemengt, theils mit solchen chemisch verbunden. Die Erze (s. d.), welche der Bergmann zu Tage fördert, erfodern daher eine theils mechanische Sonderung, theils chemische Scheidung bezweckende Behandlung, damit man aus ihnen die gereinigten Stoffe erhalte, welche dann zur weitern Verarbeitung den Künsten und Handwerken übergeben werden. Die Erzstufen werden zerkleinert, ausgelesen, zuweilen zur leichtern Zerbröckelung geröstet, auf Pochwerken zu einem klaren Schlamm, Schlich genannt, geschlagen, gewaschen und endlich geschmolzen. Hierbei müssen ihnen gewisse Zusätze gegeben werden, um den mit ihnen vorzunehmenden Reinigungsproceß zu erleichtern, welches Geschäft das Beschicken genannt wird. Der Hüttenbau ist es nun, welcher diese Behandlung der Erze übernimmt, und außerdem rechnet man zu demselben noch die Verarbeitung verschiedener Metalle auf Hammerwerken, Blech- und Gießhütten. Die Verfahrungsarten, welche man in jedem besondern Falle, je nach Beschaffenheit der Erze und der zu gewinnenden oder zu verarbeitenden Producte wählen muß, sind sehr verschieden und erfodern nicht nur genaue chemische, physikalische, mineralogische, mathematische und mechanische Kenntnisse, sondern auch eine specielle Kunde von der Beschaffenheit, Behandlungsweise und Anlegung der verschiedenen Öfen, Pochwerke, Wäschen u. dgl. Man kann schon hieraus entnehmen, daß die Hüttenkunde und Hüttenkunst eine ebenso schwierige als nützliche Wissenschaft sei und nur durch eifriges Studium, verbunden mit lang-

Digitized by Google

jähriger praktischer Übung, in gehöriger Vollkommenheit erlernt werden könne. In den Bergakademien und auf den Bergschulen (s. **Bergbau**) sind das Hüttenwesen und die zu demselben gehörigen Wissenschaften Hauptgegenstände des Unterrichts.

**Hyacinthe** (die) ist eine der beliebtesten, durch ihr schönes Ansehen und ihren angenehmen Duft ausgezeichnete, bekannte Zierblume, welche vorzugsweise in Harlem in Holland gezogen und von hier aus in unglaublicher Menge versendet wird. Indeß zieht man jetzt auch in Deutschland, besonders in Berlin, viele Hyacinthen, welche an Schönheit den holländ. nicht bedeutend nachstehen und in Bezug auf Dauerhaftigkeit den Vorzug verdienen. Es gibt außerordentlich viele, theils gefüllte, theils ungefüllte Arten, welche sich durch Farbe und Gestalt unterscheiden. Die Holländer zählen an 2000 Sorten. Nicht die schönsten, sondern die neuesten Sorten sind die kostbarsten. Nur um neue Arten zu erlangen, pflegt man Hyacinthen aus dem Samen zu ziehen, welche mehre Jahre alt werden, ehe sie zur Blüte gelangen. Die gewöhnliche Art der Vervielfältigung geschieht durch die Zwiebeln. Es setzen sich nämlich an die ältern Zwiebeln kleinere an, welche abgelöst und für sich gepflanzt werden, bis sie eine hinreichende Größe erlangt haben, um in den Handel zu kommen. Die Stärke des Stengels, die Anzahl und regelmäßige Anordnung der glockenähnlichen Blüten, die Farbe und der Duft derselben bedingen die Schönheit der Blume. Die Behandlung der Hyacinthen erfodert große Sorgfalt. Man muß für einen guten lockern Boden, eine sonnige Lage und Schutz vor Frost sorgen. Die Zwiebeln werden im Herbst gepflanzt und kommen im Frühjahre zur Blüte. Man pflegt sie in Gärten truppweise nebeneinander zu pflanzen, und nach dem Abblühen und Welkwerden der Blätter nimmt man die Zwiebeln aus der Erde, säubert und trocknet sie und bewahrt sie so bis zur nächsten Pflanzzeit auf.

**Hyacinthus** war ein schöner spartan. Jüngling, den Apollo liebte und tödtete. Auch Zephir, der Windgott, liebte nämlich den Jüngling und als einst Apollo und H. mit dem Werfen des Diskus (einer schweren metallenen Wurfscheibe) sich unterhielten, blies der eifersüchtige Zephir die von Apollo geworfene Scheibe zurück, daß sie den Jüngling tödtete. Apollo klagte laut und verwandelte den Geliebten in eine schöne Blume, auf deren Blättern die Buchstaben A I als Weheruf des klagenden Gottes zu lesen waren. In der spartan. Stadt Amyklä feierte man ein dreitägiges Fest zum Andenken an den H.

**Hyäden** ist der alterthümliche Name eines Gestirns, welches im Kopfe des Sternbildes Stier steht und die Gestalt eines V hat. Die Zeit der Sichtbarkeit dieses Gestirns fällt in die regnerische Jahreszeit, und der Name Hyaden ist daher wahrscheinlich von einem griech. Worte hyein, welches regnen bedeutet, abzuleiten. Die Fabel erzählt aber, die Hyaden seien Töchter des Atlas oder des Kadmus und hätten über den Tod ihres Bruders Hyas, den auf der Jagd ein Löwe zerrissen, so viele Thränen vergossen, daß die mitleidigen Götter ihnen endlich eine Stelle am Sternenhimmel gegeben hätten, wo sie denn noch immer weinten. — Man hat sie zuweilen mit den **Pleiaden** (s. **Atlas**) verwechselt.

**Hyälith** ist eine sehr schöne, vom Grafen von Buquoy in Böhmen erfundene, glasartige Masse, aus welcher die schönsten und haltbarsten Geschirre verfertigt werden. Die Masse zeichnet sich durch Festigkeit und Härte, sodaß sie am Stahl Funken gibt, schönen Glanz und Durchsichtigkeit aus. Sie kann in allen Farben bereitet werden, und die aus ihr gefertigten Gefäße vertragen die schnellste Abwechselung von Hitze und Kälte, ohne zu zerspringen.

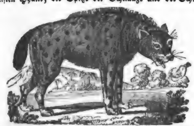
**Hyäne** (die) ist ein in zwei bekannten Arten vorkommendes Raubthier, welches sich durch ein eigenthümliches Gebiß, vierzehige Füße und einen Drüsenbeutel unter dem Schwanze auszeichnet. Sie hat einen dicken Kopf, der aber in eine spitze Schnauze ausgeht, eine rauhe Zunge, rauhe Haare und einen ziemlich kurzen Schwanz. Die Beine sind ziemlich hoch, doch pflegen die Hyänen die Hinterbeine einzuknicken, sodaß es den Anschein hat, als ob diese kürzer als die Vorderbeine wären. Die Fußsohlen der Hyänen sind behaart, und an den vier Zehen haben sie scharfe hakenförmige Klauen, welche sie nicht (wie die Katzen) einziehen können. Da ihre Zähne scharf und fest, ihre Hals- und Kinnbackenmuskeln sehr stark sind, so vermögen sie die Knochen der größten Thiere zu zerbeißen und ihre Beute, auch wenn sie ziemlich schwer ist, fortzutragen. An Größe gleichen sie ungefähr einem Fleischerhunde. Sie leben in Höhlen und gehen des Nachts auf Raub aus. So beschaffen würde die Hyäne eines der gefährlichsten Thiere sein, wenn sie nicht feig und furchtsam wäre und das Fleisch todter und halbverwester Menschen und Thiere dem von frisch getödteten vorzöge. In Asien und im östl. Afrika findet man die **gestreifte Hyäne**. Sie ist graugelblich mit unregelmäßi-

gen braunen oder schwarzen Querstreifen. Über Nacken und Rücken läuft eine Mähne, welche sich im Zorne sträubt. Ihre Stimme ähnelt dem krampfhaften Lachen eines fieberkranken Menschen. Sie geräth leicht in Zorn und hat mit ihren funkelnden, unsicher um sich blickenden Augen ein heimtückisches Ansehen. In einigen Gegenden, namentlich in Abyssinien, soll man diese Thiere schaarenweise finden. Sie verfolgen in den Wüsten die Karavanen, um Alles, was von Thieren oder Menschen stirbt und liegen bleibt, heißhungerig zu verschlingen. Lange Zeit glaubte man, die Hyäne sei so wild, daß sie sich auf keine Weise zähmen lasse; Beispiele haben jedoch das Gegentheil bewiesen.

Die **gefleckte Hyäne**, auch **Tigerwolf** genannt, welche in den Gegenden am Cap der guten Hoffnung lebt, ist von röthlich, zuweilen auch weißlich grauer Farbe mit

Digitized by Google

schwarzen Flecken. Ihre Mähne ist kürzer als die der gestreiften Hyäne; die Spitze der Schnauze und der Schwanz



sind schwarz. Auch in Deutschland, Frankreich und England muß es in einer vorhistorischen Zeit eine Art von Hyänen gegeben haben, welche jedoch um ein Drittheil größer als die jetzt noch lebenden Arten war. Hiervon zeugen die Knochenüberreste, welche man in vielen Höhlen in den genannten Ländern gefunden hat und welche theils den hier einst hausenden Hyänen, theils andern Thieren angehörten, welche von jenen erbeutet wurden.

**Hydra** ist eine kleine, zum Königreiche Griechenland gehörende, im Archipel liegende Insel von etwa 2 □M. Flächenraum, mit über 40,000 Einw., Hydrioten genannt, welche albanes. Ursprungs sind und wesentlich zur Befreiung Griechenlands beigetragen haben. Die Insel liegt südöstl. vom Peloponnes, drei Stunden von dem Festlande und wird durch natürliche und künstliche Befestigung vor feindlichen Überfällen geschützt. Ackerbau und Viehzucht können nur in beschränktem Maße betrieben werden, weil die felsige Insel wenig fruchtbares Land darbietet. Die Hydrioten zeichneten sich schon längst als kühne und geschickte Seefahrer aus und trieben vor dem Aufstande der Griechen sehr ausgebreiteten Handel, wodurch Reichthümer auf der Insel zusammenflossen, welche sie anwendeten, um Volksschulen und eine Akademie für die alte classische Literatur und für die neuern Sprachen zu errichten. Sie ließen auch ausländische Werke ins Griechische übersetzen, und auf ausländischen Schulen und Universitäten fand man junge Hydrioten, welche sich in den Wissenschaften unterrichteten. Bei dem griech. Aufstande (s. Griechenland) waren sie überaus eifrig und heldenmüthig, obschon derselbe den Handel und den Reichthum der Insel vernichtete. Der Stadt Hydra, welche sich amphitheatralisch über den Hafen erhebt, sieht man noch die ehemalige Wohlhabenheit ihrer Bürger an. Sie hat ein Gymnasium und eine Schiffahrtsschule.

**Hydraulik** oder Hydrodynamik heißt die Lehre von den Gesetzen, nach denen die Bewegungen tropfbarer Flüssigkeiten erfolgen; doch hat man Hydraulik auch vorzugsweise die technische Anwendung jener Lehre genannt. Nahe verwandt mit diesen Wissenschaften ist die Hydrostatik oder die Lehre von den Bedingungen, unter denen Gleichgewicht (Bewegungslosigkeit) bei Flüssigkeiten und bei einer Verbindung von Flüssigkeiten und festen Körpern stattfindet. Springbrunnen, Wasserhebewerke, Wassermühlen u. dergl. sind Gegenstände der Hydraulik im engern Sinne; die Erscheinungen, welche beim Ausfluß der Flüssigkeiten aus Öffnungen auftreten, das Fließen des Wassers in Röhren, in Kanälen u. dergl. betrachtet die Hydrodynamik, und die Hydrostatik lehrt z. B. die Bedingungen des Schwimmens fester Körper auf Flüssigkeiten, die Methode, nach welcher das specifische Gewicht der Körper zu finden u. dgl.

**Hydrographie** (Wasserbeschreibung) ist gewissermaßen der Geographie (Landbeschreibung) entgegengesetzt, denn wie die letztere vorzüglich mit dem Lande sich zu thun macht und alle auf ihm vorkommende Berge, Wälder, Städte u. s. w. schildert, das Meer aber nur insofern in Betracht zieht, als es die Grenze des Landes bildet, ebenso beschäftigt sich die Hydrographie vorzüglich mit dem Meere, schildert dessen Untiefen, Sandbänke, Klippen, Strömungen u. s. w., das Land nur als Begrenzung des Meeres berücksichtigend. Der Reisende auf dem Meere bedarf, wie man wohl sieht, der Hydrographie noch nothwendiger als der Reisende auf dem Lande der Geographie, denn jener besitzt in seinen hydrographischen Kenntnissen und seinem Compaß die einzigen Führer durch den äußerlich keine bleibenden Verschiedenheiten darbietenden Ocean.

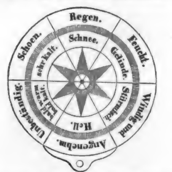
**Hygiea** nannten die Griechen die als eine Göttin vorgestellte Gesundheit, die eine Tochter oder Gemahlin des Äskulap (s. d.) genannt wurde. Sie wurde als eine jugendlich schöne Gestalt, eine Schlange (das Symbol des Lebens) fütternd, dargestellt, und Flehende weiheten ihr das Haupthaar.

**Hygrometer**, d. h. Feuchtigkeitsmesser, auch Hygroskop, nennt man verschiedene Instrumente, welche man benutzt, um den Feuchtigkeitszustand der atmosphärischen Luft kennen zu lernen, von welchem zum Theil das Wetter, das eben herrschende und das demnächst zu erwartende, abhängt. Es gibt eine große Anzahl von Stoffen (sogenannte hygroskopische Substanzen), welche durch die größere oder geringere Feuchtigkeit mehr oder weniger verändert werden, und diese Stoffe sind es namentlich, deren man sich zur Herstellung von Hygrometern bedient hat. Bekannt sind die sogenannten holländ. Hygrometer, welche aus einem kleinen Häuschen von Pappe bestehen, in dem ein Stück Darmsaite senkrecht herabhängt und eine runde Pappenscheibe trägt. Auf dieser stehen zwei Puppen, eine männliche mit einem Regenschirm und eine weibliche mit einem Fächer, welche so gestellt sind, daß bei feuchter Luft, wo also Regen zu erwarten steht, in Folge der Aufdrehung der Saite durch die Feuchtigkeit, die männliche Puppe aus der ihr entsprechenden Thüröffnung des Häuschens tritt, während bei trockener Luft die Dame erscheint. Diese und ähnliche Vorrichtungen werden jetzt nur als Spielereien betrachtet, denn man verlangt gegenwärtig von einem Hygrometer, daß er nicht nur im Allgemeinen, sondern genau den Grad des Feuchtigkeitszustandes der Atmosphäre angebe. Ein schon besseres, aber immer auch noch sehr ungefähres Hygrometer ist dasjenige, welches man aus der Frucht von Geranium gruinum (s. Geranien) verfertigt. Diese Frucht, welche sich desto mehr spiralförmig zusammenzieht, je trockener die umgebende Luft ist, wird im Mittelpunkte eines, wie die nachstehende Abbildung zeigt, eingetheilten Kreises befestigt. Kunstvoller und genauer sind das von Saussure mittels eines gespann-



Digitized by Google

ten, ausgelaugten Menschenhaares sorgfältig hergestellte und das von Deluc aus einem feinen Fischbeinstreifen verfer-




tigte Hygrometer. In neuerer Zeit hat man jedoch alle Hygrometer verworfen, bei denen das Verhalten einer hygroskopischen Substanz beobachtet wird, weil man gefunden hat, daß alle diese Substanzen mit der Zeit ihre Empfindlichkeit immer mehr verlieren, und daß die Einwirkung der Feuchtigkeit auf sie nicht in dem Verhältnisse zunimmt, in welchem sie selbst wächst. Daniell hat daher ein Hygrometer angegeben, dessen Beobachtung zwar minder bequem als die der bisher gebräuchlichen Hygroskope ist, welches aber durch Genauigkeit sich auszeichnet. Das Princip, auf welchem dasselbe beruht, ist dies, daß der Feuchtigkeitszustand der Atmosphäre aus der Temperatur eines Gefäßes bestimmt wird, welche dieses in dem Augenblicke hat, wo sich die wässerigen Dünste der Luft in flüssiger Gestalt an ihm niederschlagen. Es ist eine bekannte Sache, daß kalte Gefäße sogleich beschlagen, wenn sie in eine wärmere Luft gebracht werden, und man kann sehr genau aus dem Kältegrade, welchen das Gefäß haben muß, damit ein solches Beschlagen nur eben eintreten kann, den Dunstgehalt, d. h. den Feuchtigkeitszustand der Atmosphäre, berechnen. Noch genauer und zur Beobachtung bequemer ist das von August erfundene Hygrometer, auch Psychrometer genannt. Bei diesem Instrumente schließt man aus der Menge des Wasserdampfs, den die Luft bei der herrschenden Temperatur noch aufnimmt, auf die Menge des bereits in ihr enthaltenen.

**Hymen** oder Hymenäos, ein dem Eros oder Amor verwandter Liebesgott, der Brautführer, welcher zum hochzeitlichen Lager geleitet und daher bei dieser Gelegenheit angerufen wurde. Man hat ihn später überhaupt als den Gott, welcher den Hochzeiten vorsteht, bezeichnet. Er trägt eine Fackel und wol auch ein Taubenpaar als Symbole der Liebe und der ehelichen Treue.

**Hymne** bezeichnet ursprünglich einen Festgesang, welcher zu Ehren eines Gottes oder Halbgottes gesungen wird und den die Griechen mit Musik, wol auch mit Tanz begleiteten. In ihm schilderten sie die Thaten der Götter und erst später vorzugsweise die Gefühle Derjenigen, welche den Gesang anstimmten. Auch im A. T. kommen Festgesänge vor, in denen sich die Gefühle der Anbetung, des Dankes, der Bewunderung auf eine wahrhaft poetisch erhabene Weise aussprechen, und man kann dieselben als Hymnen bezeichnen. Endlich sind die Hymnen auch in die christlich religiöse Poesie übergegangen.

**Hyperbel** ist eine Redefigur (s. Figur), bei welcher man eine Übertreibung anbringt, um die Aufmerksamkeit des Hörers lebhafter zu erregen. Hyperbolisch bezeichnet daher überhaupt so viel als übertrieben. — Hyperbel ist auch der Name eines Kegelschnitts. (S. Kegel.)

**Hyperboräer** nannten die Griechen ein fabelhaftes Volk, welches im fernen W. und N. in ungestörter Glückseligkeit und Jugend unter einem ewig heitern Himmel, verschont von dem kalten Nordwinde (Boreas) lebte. Je weiter sich die geographischen Kenntnisse ausdehnten, desto weiter nach N. wurden die Hyperboräer verdrängt und desto mehr verschwand der Wahn von dem glücklichen Zustande, in dem sie leben sollten.

**Hypochondrie**, Milzsucht, Milzkrankheit wird ein langwieriges, vorzugsweise Männer von mittlerm Alter und melancholischem oder cholerischem Temperament heimsuchendes Übel genannt, welches am häufigsten von den Werkzeugen der Verdauung und des Blutumlaufs im Unterleibe ausgeht, bald jedoch auch Geist und Gemüth in seinen Bereich zieht, dadurch den eigentlichen Seelenstörungen sehr nahe verwandt wird, die meiste Ähnlichkeit aber mit der dem weiblichen Geschlecht eignen Hysterie (s. d.) hat. Sie verräth sich zuerst durch eine traurige, ärgerliche Gemüthsstimmung, Liebe zur Einsamkeit, Trägheit, Störungen der Verdauung, mangelnde oder übermäßige Eßlust, Sodbrennen, Gefühl von Schwere und Spannung im Unterleibe, Hartleibigkeit. Weiterhin macht die eben beschriebene Gemüthsstimmung einer eigenthümlichen Selbstsucht Platz, die sich dadurch zu erkennen gibt, daß der Kranke an den Angelegenheiten Anderer, überhaupt an Dem, was um ihn vorgeht, gar keinen Antheil nimmt, sondern sich immer und ausschließlich mit seinem Gesundheitszustande beschäftigt, fortwährend über denselben nachgrübelt und sich Ansichten von ihm bildet, gegen die er keinen Widerspruch verträgt. Insbesondere klagt er über herumziehende Schmerzen in fast allen Theilen des Körpers, namentlich über halbseitigen Kopfschmerz, allerhand Sinnestäuschungen, Ohrensausen, Schwindel und Verdauungsbeschwerden. Dennoch sieht er eben nicht abgefallen und elend aus, sondern unterscheidet sich im Äußern von einem Gesunden nur durch eine ungewöhnlich dunkele, erdfahle Gesichtsfarbe und einen eigenthümlich furchtsamen und scheuen Blick. Die Hypochondrie kann Jahre lang ohne Gefahr andauern und nimmt nur ausnahmsweise durch Übergang in Melancholie, Wassersucht u. s. w. einen tödtlichen Ausgang, vergiftet aber im eigentlichen Sinne jeden Genuß, den das Leben bietet. Sie beruht zuweilen auf einer ererbten Anlage und steht dann gewöhnlich mit Hämorrhoidalleiden in Verbindung, wird aber auch durch Alles herbeigeführt, was die Unterleibseingeweide zu schwächen im Stande ist, durch eine sitzende, mit Geistesanstrengung und Nachtwachen verbundene Lebensweise, niederdrückende Gemüthsbewegungen, frühzeitige Geschlechtsausschweifungen, Misbrauch von Klystieren und Abführungsmitteln, eine reizlose, schwer verdauliche Kost, namentlich öftern Genuß mehliger, fetter

Digitized by Google

Speisen, langen Aufenthalt in einer ungesunden Wohnung u. s. w. Eben deshalb ist aber auch grade bei dieser Krankheit die zweckgemäße Umänderung der ganzen Lebensweise fast noch wichtiger und einflußreicher als die Anwendung von Arzneien; denn die tägliche Erfahrung lehrt, daß eine den Kräften und Wünschen des Kranken angemessene nützliche Beschäftigung, freundlicher Zuspruch, vorsichtiges Ablenken desselben von dem Gegenstande seiner beständigen Besorgnisse, Reisen, Veränderung des Wohnorts, hinreichende körperliche Bewegung und strenge Diät oft mehr zur baldigen und dauerhaften Herstellung des Kranken vermögen, als die Hülfsmittel, welche die Apotheke darbietet.

**Hypothēse** ist eine Voraussetzung, welche zur Erklärung gewisser Erscheinungen gemacht wird. Die Hypothesen treten besonders in den Naturwissenschaften auf. Man macht z. B. aus gewissen Lichterscheinungen eine Voraussetzung über die Natur des Lichts und sucht nun aus dieser Annahme alle andern Lichtphänomene zu erklären. Die Hypothesen geben daher nicht sowol das Wesen und die Wahrheit des Gegenstandes, als vielmehr den Zustand unserer Kenntniß von jener Wahrheit an, und wenn sich daher die Kenntnisse erweitern, müssen sich die Hypothesen ändern und vervollkommnen.

**Hystērie, Mutterplage, Mutterstaupe** sind gleichbedeutende Benennungen für eine ausschließlich dem weiblichen Geschlecht zukommende Krankheit, die in den eigenthümlichen Geschlechtsverhältnissen desselben gewissermaßen ihre Wurzel hat, sich hauptsächlich durch eine widernatürliche gesteigerte Empfindlichkeit der Nerven und große Veränderlichkeit sämmtlicher Krankheitserscheinungen auszeichnet und den Krampfkrankheiten nahe verwandt ist. Das Übel entwickelt sich immer erst mit dem Eintritte der Mannbarkeit oder später bis etwa zum 45. Jahre und verräth sich zuerst durch eine auffallende Veränderlichkeit des körperlichen Befindens und der Gemüthsstimmung, sowie durch eine ungewöhnliche Empfindlichkeit gegen äußere Eindrücke. Die Kranke ist sehr zum Frösteln geneigt und empfindet die geringste Witterungsveränderung, kann oft schon durch ein helles Licht, durch einen mäßig lauten Schall beunruhigt und belästigt werden und unterliegt mannichfachen Sinnestäuschungen, namentlich was Geruch und Geschmack anlangt. Endlich artet die krankhafte Reizbarkeit in wirkliches Krampfleiden aus. Die Kranke leidet nun förmliche (sogenannte hysterische) Anfälle, die sich von Zeit zu Zeit, anfangs seltener, später immer öfter und meist ohne alle äußere Veranlassung wiederholen. Nachdem einige Augenblicke lang Gähnen, Recken der Glieder, ziehende Schmerzen in denselben, Gefühl von Kälte im Hinterkopfe, Druck in der Magengegend, Magenkrampf, Beklemmung in der Brust, große Angst vorausgegangen sind, verliert sich das Bewußtsein oder auch nur die Fähigkeit zu sprechen, und es treten die mannichfaltigsten und sonderbarsten Zuckungen und Krämpfe ein mit unwillkürlichem Lachen, Weinen und Schreien. Diese Krämpfe halten fünf bis dreißig Minuten an und hören dann unter Poltern im Unterleibe wieder auf. Bleiben nun auch manche Kranke frei von solchen heftigen Anfällen, so werden sie dafür von Zeit zu Zeit von unerträglicher Angst und Athmungsbeschwerden befallen oder beklagen sich über das Gefühl einer aus dem Unterleibe durch die Brust bis in den Hals aufsteigenden Kugel mit krampfhafter Zusammenschnürung im Schlunde, über einen eigenthümlichen, auf eine sehr kleine Stelle beschränkten Kopfschmerz, den sie so beschreiben, als werde ihnen ein Nagel in den Kopf getrieben, oder sie leiden an kolikartigen Schmerzen im Unterleibe mit der Empfindung, als bewege sich ein lebendes Thier in demselben, an Ekel, Würgen und Erbrechen wässeriger Flüssigkeit und der genossenen Speisen u. s. w. Dabei ist meist die Verdauung gestört, der Stuhlgang selten, die Menstruation oft übermäßig, unordentlich, mitunter jedoch auch ganz regelmäßig. Die Hysterie scheint in manchen Familien erblich zu sein und entwickelt sich dann mit dem Eintritte der Mannbarkeit von selbst, oder sie ist Folge einer fehlerhaften Erziehung, insbesondere einer zu frühen, auf Unkosten des Körpers erzwungenen Ausbildung des Geistes, einer krankhaften, durch Lesen von Romanen genährten Empfindelei, des Müßiggangs, der Selbstbefleckung, unbefriedigter Liebe, der Ehelosigkeit oder einer unglücklichen, gezwungenen, kinderlosen Ehe oder auch allzu häufiger Wochenbetten, zu langen Stillens, anhaltenden Kummers und Grams, der Bleichsucht, des Veitstanzes und anderer Nervenkrankheiten. Übrigens ist die Krankheit gewöhnlich von langer Dauer, zumal wenn unabänderliche Lebensverhältnisse ihrer Heilung wesentliche Hindernisse in den Weg legen, oft wird sie jedoch durch eine glückliche Ehe, Schwangerschaft, Wochenbette, das naturgemäße Verschwinden des Monatsflusses u. s. w. gehoben, kann aber freilich auch in dauernde Nerven- und Geisteskrankheiten übergehen.

**Hystĕron Protĕron** ist der Fehler, welchen sich der Redende oder Schreibende zu Schulden kommen läßt, wenn er bei Schlüssen und Darstellungen das Erste dem sachgemäß Folgenden nachsetzt: das Letzte zum Ersten macht.

# I.

**Ibis** heißt ein Geschlecht der reiherartigen Vögel, welches aus mehren Arten besteht, die sich sämmtlich durch einen langen, dünnen, gebogenen Schnabel und nackten Kopf auszeichnen und sich in der Nähe von Flüssen und Seen aufhalten, indem sie sich von Wasserthieren nähren. Der merkwürdigste ist der von den alten Ägyptern abgöttisch verehrte umstehend abgebildete geheiligte Ibis. Er lebt in Unterägypten, Nubien, Äthiopien und Senegambien und kommt zur Zeit der Nilüberschwemmung nach Oberägypten. Die Ägyptier sahen in ihm einen Boten der segensreichen Nilüberschwemmung, von welcher die Fruchtbarkeit ihres Landes abhing, und aus diesem Grunde wahrscheinlich zollten sie ihm so hohe Verehrung. Es wurden Ibisse in den Tempeln auferzogen und gepflegt und nach dem Tode wurden die Leichname einbalsamirt und in eignen Grabmälern beigesetzt, welche noch jetzt unter dem Namen „Vogelbrunnen" gezeigt werden. Wer einen Ibis tödtete, der war des Todes schuldig. Der Schnabel, der nackte Kopf und Hals und die gleichfalls nackten Beine dieses Ibis



Digitized by Google

sind schwarz und übrigens ist sein Gefieder weiß, mit Ausnahme der Spitzen der Schwungfedern und der Enden der

langen Schulterfedern, welche schwarz sind; er wird 1 F. 9 Zoll lang. — Der grüne Ibis, welcher an den Flußmündungen des schwarzen und kaspischen Meeres lebt, zuweilen aber auch bis nach Deutschland kommt, hat einen kastanienbraunen Kopf, Hals und Oberkörper, während er übrigens stahlgrün und violettschimmernd ist. Seine Länge beträgt gegen 2 F.

**Ibrâhim Pascha**, der älteste Sohn des Vicekönigs von Ägypten, Mohammed Ali (s. d.), ist Statthalter von Syrien und Pachtinhaber von Adana. Er wurde 1786 geboren und zeichnete sich nachmals besonders im Kampfe gegen die Wahabis (s. d.) aus, welchen er 1818 eine entscheidende Niederlage beibrachte. Während des griech. Unabhängigkeitskrieges verwüstete er von 1825 an Morea, mußte jedoch, durch den Einfluß der christlichen Mächte genöthigt, Europa 1828 wieder verlassen. (S. Griechenland.) Sein Feldzug nach Syrien, welchen er 1831 unternahm, hatte zur Folge, daß die Pforte 1833 Syrien und den Bezirk von Adana an J. gegen einen jährlichen Tribut abtrat. Fortwährend hat J., der das Land mit vieler Strenge und Härte behandelt, mit Empörungen zu kämpfen gehabt, welche ihn zu keinem ruhigen Besitze kommen lassen und die Verwüstung des Landes zur Folge haben.

**Ichneumon**, von den Ägyptern Nems, von den in Ägypten wohnenden Europäern Pharaonsratze genannt, ist ein in Ägypten einheimisches Thier, welches bei den alten Ägyptern in religiösem Ansehen stand, weil man es für den Vertilger der Krokodile hielt. Der Ichneumon lebt nämlich von Vögeln, kleinen Säugthieren und Amphibien und von den Eiern der am Boden nistenden Vögel und

der Amphibien. Er zerstört daher eine große Anzahl von Krokodileiern; eine Fabel aber ist es, wenn ehemals erzählt wurde, daß er dem schlafenden Krokodil in den Rachen krieche und sich durch sein Inneres hindurchfresse, wovon dasselbe sterbe. Er ähnelt an Gestalt einem Marder oder Iltis, wird aber zu den Zibetthieren gerechnet, weil er in der Nähe des Afters einen Drüsensack hat. An den fünfzehigen Füßen hat er eine halbe Schwimmhaut. Der etwa 1½ F. lange und nur etwa 7 Zoll hohe Körper des Ichneumon ist mit langen, groben, braungelblichen, an der Spitze weißlichen Haaren bedeckt. Der haarige Schwanz hat die Länge des Körpers und am Ende einen langen Haarbüschel. Die Ohren sind kurz und abgerundet, der Körper schlank, die Beine kurz. Es ist äußerst behend, hat scharfe Sinne und gleicht an Vorsicht und Behutsamkeit der Katze. Er läßt sich leicht zähmen und wurde besonders früher von den Ägyptern als Hausthier gehalten. Seine Stimme gleicht einem dumpfen Murren.

**ICtus** ist eine altherkömmliche Abkürzung für das lat. Juris Consultus, welches Rechtsgelehrter bedeutet.

**Ida** hieß das Gebirge, in dessen Nähe die berühmte Stadt Troja lag. Hier war es, wo Jupiter in Gestalt eines Adlers den Ganymed (s. d.) entführte und wo Paris (s. d.) das verhängnißvolle Urtheil über die Schönheit der drei mächtigsten Göttinnen sprach. Nicht minder berühmt war im Alterthume das Gebirge Ida, welches auf der Insel Kreta (jetzt Kandia) lag, denn auf ihm war Jupiter geboren worden.

**Idee** ist ein ursprünglich griech. Wort, welches durch den berühmten griech. Philosophen Platon bleibend in die Philosophie eingeführt worden und dessen Bedeutung ebenso vielen Umgestaltungen ausgesetzt gewesen ist, wie die Philosophie selbst. Ursprünglich bedeutet Idee den Gedanken, insofern er eine höhere und der Wahrheit gemäßere Wirklichkeit hat, als das Gebiet des sinnlich Wahrnehmbaren, welches dem Gedanken gewöhnlich als ein von ihm verschiedenes Gebiet des Wirklichen entgegengesetzt zu werden pflegt. In diesem Sinne hat man von einer höhern Wirklichkeit der Idee und von einer gemeinen oder schlechten Wirklichkeit der sinnlichen Dinge gesprochen, welche letztere schon durch ihre Vergänglichkeit beweisen, daß ihre Wirklichkeit nur ein Schein sei. Indeß haben die sinnlichen Dinge doch auch ein Verhältniß zu der höhern Wirklichkeit, indem sie kein bloßer, leerer Schein, sondern Erscheinungen des Gedankens sind, wie man daraus ersieht, daß jeglichem endlichen Dinge ein unvergänglicher Begriff zu Grunde liegt. Eine solche Auffassung der Idee war es, welche Platon in dem schönen Gleichnisse ausdrückte: die Menschen glichen Gefangenen in einer Höhle, welche, mit dem Rücken gegen den Eingang gewendet, von der wahren Welt der Ideen draußen nichts sähen, wol aber die Schattenbilder, welche aus jener Welt in das Innere der Höhle fielen, schauten. Die Philosophen nun wären nach Platon Diejenigen, welchen es gelungen wäre, sich umzuwenden, die Welt der Wahrheit zu erschauen, und die nun auch im Stande wären, die Schatten in der Höhle den übrigen Menschen am richtigsten zu erklären. In späterer Zeit hat man sich gestritten, ob die echte Wirklichkeit den endlichen Dingen oder den wahren Gedanken, den Ideen zuzuerkennen sei. Die eine Richtung, die der Idealisten, verwarf die sinnliche Welt als einen bloßen Schein und schrieb dagegen der Idee alle Wahrheit und Wirklichkeit ausschließlich zu. Die Richtung aber, welche die Wirklichkeit der sinnlichen Dinge anerkannte und deren Anhänger Realisten genannt wurden, mußte die höhere Wirklichkeit der Ideen als eine Täuschung, eine bloße Einbildung der Dichter und Philosophen verrufen. So ist es dahin gekommen, daß man die Ideen für bloße Vorstellungen ausgegeben hat und daß man, weil ohne die Annahme einer höhern unwandelbaren Wirklichkeit gar keine Poesie und Kunst möglich ist, nur den Dichtern gestattet, ein Reich der Ideale, d. h. der in Gestalten verwirklichten Ideen, anzunehmen, welche aber stets nur Träume der Künstler blieben. Aber auch eine Wissenschaft ist ohne Ideen nicht möglich, denn nur das Ewige, nicht das Vergängliche, kann erkannt werden, und man mußte daher annehmen, die Idee sei Dasjenige, welches, wenn es existirte, das Vortrefflichste wäre und nach dessen Verwirklichung, wenn sie auch nimmermehr möglich ist, der Mensch doch unablässig streben müsse. Die neuere (Hegel'sche) Philosophie hat endlich die oben angegebene echte Bedeutung der Idee wieder aufgenommen und dieselbe gegen die mit ihr getriebenen Misverständnisse in Schutz genommen. Sie hat gezeigt, daß der Unterschied einer höhern und gemeinen Wirklichkeit nur in den Menschen falle, welcher sich die Erkenntniß zur Aufgabe gestellt, aber diese Aufgabe noch nicht gelöst habe, denn es komme nur darauf an, die endlichen Dinge recht zu erkennen, um in ihnen selbst ein Dasein, eine Offenbarung des Gedankens, d. h. eben die Idee selbst, zu finden. So wäre denn hiernach die Welt des Dichters und des Philosophen nicht eine erträumte, sondern vielmehr dieselbe uns überall umgebende Welt der Wirklichkeit, aber diese befreit von dem Scheine der Vergänglichkeit. Keine jener erwähnten Richtungen: Realismus und Idealismus, hätte hiernach unbedingt recht, beide wären einseitig und die Wahrheit läge in ihrer Vereinigung, in der Idealität des Reellen, d. h. Gedankenwahrheit des Wirklichen und in der Realität des Ideellen, d. h. Wirklichkeit des wahren Gedankens.

**Identität** bedeutet Einerleiheit oder Dieselbigkeit und wird nicht sowol auf die Form, die Erscheinungsweise, als auf das Wesen, den Inhalt bezogen. Zwei Dinge sind in Identität, oder identisch, wenn sie Verschiedene nur zu sein scheinen, aber in Wahrheit Dasselbe sind. Man unterscheidet relative und absolute Identität, je nachdem nämlich Einerleiheit nur in gewisser Beziehung oder nach jeder Beziehung stattfindet.

**Idiom** (ein dem Griechischen entlehntes Wort) bezeichnet so viel wie Sprachweise oder Mundart, und Idiotismus die einer Sprache oder einem Dialekt derselben eigenthümliche Ausdrucksweise. Ein Wörterbuch, welches die gewissen Dialekten eigenthümlichen Worte und Redewendungen zusammenstellt, ist ein Idiotikon genannt worden.

**Idiosynkrasie** (ein griech. Wort) wird eine einzelnen Menschen eigenthümliche Empfindlichkeit für gewisse Gegenstände genannt, welche auf den gewöhnlichen Menschen unter denselben Umständen keinen ähnlichen Reiz ausüben. So gibt es Menschen, welche einen unwiderstehlichen Widerwillen gegen gewisse Thiere, z. B Katzen Spinnen u. a. haben,

Digitized by Google

sodaß schon der Anblick oder gar die nicht durch die Sinne wahrgenommene Nähe dieser Thiere sie in höchstem Grade krankhaft aufregt.

**Idylle**, auch **Ekloge** oder **bukolisches Gedicht**, wird eine Gattung poetischer Darstellungen genannt, in welcher das Stillleben einfacher und durch keine Cultur überbildeter Menschen geschildert wird. Da gemäß dem Bildungsgange des Menschengeschlechts die dem Naturzustande noch am nächsten stehende und doch schon über die Roheit des Wilden hinausgegangene Lebensweise die des Hirten ist, so pflegt man häufig Hirten nach ihren einfachen Lebensverhältnissen in der Idylle darzustellen und diese selbst daher wol auch **Hirtengedicht**, **Schäfergedicht** zu nennen. Der griech. Dichter Theokrit kann als Schöpfer der idyllischen Poesie betrachtet werden. Ihm folgten die Griechen Moschus und Bion und der Römer Virgil. Aber schon in der Poesie der ältesten Völker finden sich idyllische Anklänge. Unter den Deutschen ist namentlich Geßner als Idyllendichter berühmt geworden, doch enthalten seine Schilderungen wenig poetische Wahrheit und eine oft zur Empfindelei ausartende Empfindsamkeit. Voß's „Luise" und Goethe's „Hermann und Dorothea" sind, namentlich das letztere Gedicht, die durch Wahrheit und poetischen Gehalt ausgezeichnetsten deutschen Idyllen.

**Iffland** (Aug. Wilh.), ein ausgezeichneter Schauspieler und früher sehr beliebter dramatischer Schriftsteller, war 1759 zu Hanover geboren worden. Er faßte schon in früher Ju-

gend eine große Vorliebe für das Theater und widmete sich demselben gegen den Wunsch seiner Ältern, nachdem er heimlich seine Vaterstadt verlassen hatte. In seinem 18. Jahre trat er in Gotha zum ersten Male auf, und 1779 wurde er an das Theater zu Manheim berufen. Sein Ruf breitete sich bald aus und in Folge desselben erhielt er 1796 die Berufung zum Director des königl. Nationaltheaters zu Berlin und wurde 1811 zum Generaldirector aller königl. Schauspiele ernannt. Allgemein geachtet und verehrt starb er 1814. Als Schauspieler zeichnete er sich besonders im Conversationsstück und im Lustspiel aus. Er faßte die von ihm darzustellenden Charaktere geistreich auf und führte sie als ein in allen Theilen vollendetes Ganze sorgfältig durch. In seinen dramatischen Werken herrscht zum Theil die Sentimentalität und moralisirende Betrachtungsweise vor, welche zu seiner Zeit Mode war, wodurch sie jetzt zum Theil breit, unwahr und langweilig erscheinen; doch sind sie mit vieler dramatischer und Menschenkenntniß, sowie Laune und Gewandtheit in der Charakterzeichnung geschrieben. Noch jetzt werden manche von ihnen mit Glück aufgeführt. Eine Auswahl von ihnen erschien in elf Bändchen (Leipz. 1827—28). Sie bewegen sich im Kreise des gewöhnlichen Familienlebens, erheben sich aber nie zu höherer, poetisch freier Darstellung.

**Igel** (der) ist ein Säugthier, welches zu den Raubthieren gerechnet wird, weil es sich größtentheils von andern Thieren nährt. Er zeichnet sich vornehmlich durch seine mit Stacheln besetzte Haut aus, welche ihn ganz bedeckt und gegen die Angriffe seiner Feinde sichert, sobald er sich zusammenrollt und dabei Kopf, Beine und Schwanz verbirgt.

Die Stacheln des **gemeinen Igels** beginnen oberhalb der Stirn und gehen über den ganzen Oberleib bis zu dem kurzen Schwanze. Der Untertheil seines Körpers ist mit borstenartigen, gelblichen und schwarzgefleckten Haaren besetzt. Schnauze und Füße sind schwarz, der Kopf ist gerunzelt und an den Nasenlöchern ragt ein kammförmiger Rand hervor. Er erreicht eine Länge von höchstens einem Fuße und wird nicht ganz halb so hoch. Im Winter schläft er, im Sommer hält er sich bei Tage verborgen und geht des Nachts auf Raub aus. Er frißt Mäuse, Maulwürfe, Kröten, Frösche, Schlangen und andere kleinere Thiere, aber auch Obst, Wurzeln, Beeren u. dergl. Man findet ihn in der ganzen alten Welt und zuweilen wird er von gemeinen Leuten in Zimmern gehalten, um die Mäuse wegzufangen. Bei den Kalmücken und Tataren sollen die Igel förmlich Hausthiere sein. Die in Thüringen übliche Eintheilung der Igel in **Hundigel** und **Schweinigel** beruht auf keinem durch die Natur begründeten Gattungsunterschiede.

**Ignātius**, der Heilige, einer der ersten Kirchenlehrer, war ein Schüler des Apostels Johannes und verwaltete unter dem Kaiser Trajan das Bischofsamt zu Antiochien, unter dessen Regierung er auch zu Rom den Märtyrertod erlitt. Er soll in einer persönlichen Unterredung mit dem Kaiser über das Christenthum dessen Unwillen erregt haben. Nach einer andern Nachricht soll er von heidnischen Priestern als Ursache eines von den Göttern aus Zorn über

den Fortgang des Christenthums erregten Erdbebens angeklagt worden sein. Er wurde im Amphitheater zu Rom zur Belustigung des Volkes von Löwen zerrissen. Die Kirche feiert sein Andenken am 15. Dec. Noch sind an verschiedene Gemeinden Kleinasiens und einen andern Schüler des Johannes, den Polykarpus, gerichtete Briefe vorhanden, die J. auf seiner Reise nach Rom abgefaßt haben soll, welche aber wenigstens zum Theil von Vielen für unecht gehalten werden.

**Illuminatenorden** (der) war eine geheime Gesellschaft, welche sich die Ausbildung der Menschheit zu wahrer Sittlichkeit zum Gegenstande ihrer Bestrebungen gemacht hatte und 1776 von Adam Weishaupt, Professor des kanonischen Rechts zu Ingolstadt, gestiftet worden war. Sie fand bald große Verbreitung, erlosch aber, nachdem die bair. Regierung den Orden für staatsgefährlich erklärt, aufgehoben und 1785 mehre Mitglieder entdeckt und mit schwerer Strafe belegt hatte.

**Illusion**, ein lat. Wort, bedeutet überhaupt Täuschung, falscher Schein, daher z. B. ein illusorischer Vertrag ein solcher ist, der nur zum Schein eingegangen wird. Vorzugsweise bedient man sich aber des Ausdrucks Illusion zur Bezeichnung jener den Zweck jedes Kunstwerks ausmachenden Täuschung, welcher gemäß es dem Beschauer unter dem Scheine vollendeter Wirklichkeit entgegentritt. Die Natur der Sache bringt es mit sich, daß besonders Malerei und Schauspielkunst darauf ausgehen, auch den äußern Sinnen eine scheinbare Wirklichkeit darzubieten, während die Poesie sich begnügt, auf den innern Sinn, auf die Phantasie, zu wirken und die Macht der poetischen Illusion sich darin äußert, daß der Leser eines poetischen Werks in die von dem Dichter angeregte Stimmung, in lebendige Theilnahme mit den von dem Dichter dargestellten Charakteren versetzt wird.

**Illyrien**, das Königreich, bildet jetzt einen Bestandtheil des Kaiserthums Östreich. Zu den Zeiten der Römer begriff Illyrien alle Länder in sich, die von Rhätien und Italien aus östl. im Süden der Donau lagen, und die Griechen nannten J. alles ihnen nordwestl. liegende Gebirgsland. Die Bewohner waren theils celtischen, theils illyrischen Stammes, wie noch heutzutage die dem letztern angehörenden Albaneser oder Arnauten, ein sehr kriegerischer und schwer zu bändigender Menschenschlag. König Philipp von Macedonien unterwarf die südl. Illyrier, deren Land seitdem das griech. J. genannt wurde; mit dem nördl. J. kamen die Römer in feindliche Berührung, sie besiegten endlich die Königin Teuta und machten 228 v. Chr. das Land zur röm. Provinz. Doch nur ungern trugen die Illyrier das Joch, sie benutzten jede Gelegenheit, den Römern Schaden zu thun und erst unter Tiberius wurden sie gänzlich bezwungen. Bei der Theilung des röm. Reichs kam ein Theil von J. an die Kaiser von Konstantinopel, und nach 476 wurde das ganze Land dem byzantinischen Reiche einverleibt. Im 6. Jahrh. drangen slawische Völker ein und gründeten unabhängige Reiche, wie Kroatien und Dalmatien. Späterhin eroberten die Venetianer, Ungarn und endlich die Türken Theile von J., die letztern namentlich Bosnien und Servien und J. selbst, der Name des Landes, war verschwunden, bis Napoleon ihn zu Anfange unseres Jahrhunderts wieder erweckte. Als demselben von Östreich Krain, Friaul, Istrien, Kroatien südl. von der Sawe, ein Theil von Dalmatien und Tirol abgetreten wurde, vereinigte er diese Länder als illyrische Provinzen mit dem franz. Kaiserthume. Diese kamen 1814 wieder an Östreich, welches aus Kärnten, Krain, dem Gebiete von Triest, einem Theile von Kroatien und Friaul, dem venet. und östr. Istrien, einem Theile des ungar. Litorale und theilweis der Grafschaft Agram das neue Königreich J. bildete; die beiden letztgenannten Landstriche aber wurden 1822 wieder mit Ungarn vereinigt. J. hat einen Flächeninhalt von 516 □M. mit 1,190,000 meist katholischen Einw., von denen die Mehrzahl Slawen und Italiener sind; Deutsche leben etwa 300,000 in diesen Provinzen. Es liegt zwischen Östreich, Steiermark, Kroatien, Dalmatien, dem Venetianischen und dem adriatischen Meere, ist überall gebirgig und wird von den norischen, julischen und karnischen Alpen durchzogen. Die Kalkgebirge sind reich an Grotten und Höhlen, unter denen die bei Adelsberg in Krain die berühmteste ist, und unter den Seen ist der zirknitzer zu erwähnen. Die bedeutendsten Flüsse sind die Drawe, Sawe und Kulpa. Das Klima ist im Allgemeinen warm und mild, nur im Hochgebirge rauh, das Land theilweise sehr fruchtbar, zum Theil aber auch durchaus unfruchtbar, wie der berüchtigte Karst in der Nähe von Triest. Es gedeihen fast überall Südfrüchte und Wein, es wird viel Korn und Flachs gebaut; die Viehzucht und der Fischfang sind bedeutend und die Ausbeute, welche die Bergwerke an Eisen, Blei, Quecksilber, Zinnober, Vitriol und Schwefel geben, sehr beträchtlich. Die Gewerbsamkeit beschränkt sich auf Verarbeitung dieser Producte des Mineralreichs, auf Tuch- und Leinwandfabrikation, Ackerbau und die sehr erhebliche Seidenzucht. J., das nur theilweise zum deutschen Bunde gehört, zerfällt in zwei Gubernien: 1) Das laibacher Gubernium, welches Kärnten und Krain begreift. Im Herzogthume Kärnten, das seine eignen Landstände hat, sind die bedeutendsten Städte: Klagenfurt, die Hauptstadt, in der Nähe eines Sees, mit etwa 12,000 Einw.; sie ist Sitz des Fürstbischofs von Gurk und hübsch gebaut, hat mehre höhere Lehranstalten, Fabriken in Seide, Tuch, chemischen Waaren und treibt bedeutenden Transitohandel. Etwa eine Meile entfernt liegt der alte kärntensche Herzogsstuhl, ein altes Schloß, und beim Dorfe Kappel das sehr ergiebige Quecksilberbergwerk Neu-Idria. In Oberkärnten, das reich an Bleigruben ist, liegt Villach mit 5000 Einw. Im Herzogthume Krain, das ebenfalls Landstände hat, liegen: die Hauptstadt von J., Laibach, am gleichnamigen Flusse mit 12,000 Einw.; sie ist gut gebaut, hat eine schöne Domkirche, viele höhere Lehranstalten, ein Theater, Porzellanfabriken, Gerbereien und bedeutenden Handel. In Unterkrain leben die Uskoken, ein halbcivilisirter slavischer Stamm, und in Innerkrain liegt die durch ihre Quecksilberbergwerke berühmte Bergstadt Idria mit 4200 Einw. — 2) Das küstenländische oder triester Gubernium. Hauptstadt desselben ist Triest (s. d.). Im alten Friaul liegt Görz am Isonzo mit 9000 Einw., welches ein Gymnasium, wichtige Seidenfabriken, Leder- und Zuckerbereitung hat. Aglar oder Aquileja, eine Lieblingsstadt des Kaisers Augustus und anderer Cäsaren, das ohne Sklaven und Kinder 130,000 Bewohner hatte, aber 452 von den Hunnen zerstört ward, ist jetzt ein armseliger Flecken, hat nur 1400 Einw. und gegenwärtig, da die benachbarten Sümpfe nicht ausgetrocknet werden, eine sehr ungesunde Lage; man findet hier viele

Digitized by Google

röm. Alterthümer. Die ins adriatische Meer sich hineinerstreckende Halbinsel Istrien, 104 □M. mit mehr als 200,000 Einw. umfassend, ist gebirgig und liefert viel Wein und Südfrüchte, Austern, Seesalz und Fische. Capodistria, am Busen von Triest, liegt auf einer Felseninsel, welche mit dem festen Lande durch eine Brücke verbunden ist; sie hat 5700 Einw., bedeutenden Handel und war Hauptstadt des venetian. Istrien. Pirano mit 6000 Einw. hat einen guten Hafen und bedeutende Seesalzschlämmereien. Rovigno mit 9600 Einw. ist eine wichtige Hafenstadt. Zu I. gehören in administrativer Hinsicht auch die Quarnero-Inseln, deren Bewohner, Nachkommen der alten Liburner, sich mit Schifffahrt, Fischfang, Seiden- und Pferdezucht beschäftigen.

**Iltis** (der) ist ein bekanntes Raubsäugthier, welches mit den Mardern und Wieseln in eine Familie gehört. Er steht dem Marder an Gewandtheit, List und Raubsucht nur wenig nach, nährt sich auch, wie dieser, von Geflügel, Eiern, Kaninchen, Mäusen, Ratten, Fröschen u. dergl. und findet sich im gemäßigten Europa in Feldern und Wäldern, sowie in den Wohnhäusern der Menschen. Er hat einen dicken Kopf mit spitzer Schnauze, großen Augen und kurzen, abgerundeten Ohren, fünf kurze getrennte Zehen, einen langen, dicken Hals und einen geraden, dickbehaarten Schwanz. Am After befinden sich zwei Drüsen, welche eine sehr übelriechende Feuchtigkeit enthalten. Auch sein Fell hat denselben übeln Geruch und wird daher als Pelzwerk weniger geschätzt. Dasselbe ist mit kurzen, dichten, wolligen, hellgelben Haaren besetzt, über welche längere und stärkere, unten grau, oben dunkelkastanienbraun gefärbte Haare hervorragen, welche jedoch im Sommer zum Theil ausfallen. Aus den längern Haaren verfertigt man gute Malerpinsel. Der Iltis wird ungefähr 10 Jahre alt und gegen 18 Zoll lang. Wegen seiner Schädlichkeit stellt man ihm mit dem Schießgewehr, mit Fallen und Netzen nach.

**Imam**, ein arab. Wort, welches Vorsteher bedeutet, ist der Titel der eigentlichen Priester und Seelsorger der Türken, welche zu der Geistlichkeit, Ulema, gehören. Sie unterscheiden sich durch einen über die gewöhnliche Höhe etwas hinausgehenden Turban. Auch der Sultan nennt sich Imam, weil er nicht nur weltlicher, sondern auch geistliches Oberhaupt der Gläubigen ist. — Iman bedeutet Glauben.

**Imperator**, ein lat. Wort, welches ursprünglich Befehlshaber bedeutet, war zu den Zeiten der röm. Republik ein Ehrentitel, mit welchem nach einem großen Siege die Krieger ihren Feldherrn begrüßten und welchen das Volk in Rom bestätigte. Diesen Titel behielt der Feldherr bis nach seinem feierlichen Triumph (s. d.) in Rom. Nachdem sich Augustus zum Herrn des röm. Reichs gemacht hatte, nahm er nach dem seit Tarquinius Superbus den Römern verhaßten Titel rex, d. h. König, an, sondern nannte sich als Befehlshaber aller röm. Feldherren Imperator; auch die folgenden röm. Kaiser behielten diesen Titel, und so wurde er endlich gleichbedeutend mit Kaiser. Aber auch noch zur Kaiserzeit wurden siegreiche Feldherren als Imperatoren begrüßt. Das franz. empereur, Kaiser, ist die Umbildung von imperator. — Gewisse Kaisermünzen hat man Imperialen genannt. So wurden in den ehemaligen östr. Niederlanden Imperiale von vier Thlr. Goldwerth geschlagen und in Rußland gibt es noch solche Münzen von 10 Rubeln aus 22karätigem Golde, von denen die ältern aus den Jahren 1745—89 einen Goldwerth von 12 Thlr. 19½ Gr., die neuern aber nur von 10 Thlr. haben. Es gibt auch halbe Imperiale, welche mit unsern Louisdor gleichen Werth haben.

**Impfen**, Einimpfen, lat. Inoculiren, bezeichnet im Allgemeinen die absichtliche und künstliche Übertragung eines Ansteckungsstoffes von einem thierischen Körper auf den andern. Vorzugsweise nennt man aber Impfen die künstliche Ansteckung mit Kuhpocken- oder Schutzpockenlymphe, welche in der Absicht unternommen wird, durch sie vor der Ansteckung durch das Menschenblatterngift zu schützen. In früherer Zeit, bevor die segensreiche Entdeckung, daß die Kuhpocke gegen die Menschenblattern schütze, gemacht war, verimpfte man den Ansteckungsstoff der echten Menschenblatter selbst, weil künstlich angesteckte Personen die echten Menschenpocken in geringerm Grade bekamen und leichter überstanden als Andere — ein Verfahren, welches zuerst durch die Lady Montague (eine Engländerin) aus dem Orient nach Europa gebracht wurde, gegenwärtig aber durch die Kuhpockenimpfung ganz verdrängt worden ist. Bei dieser bedient man sich entweder frischer Lymphe (vom Euter der Kuh oder von Arm zu Arm), oder angetrockneter Lymphe oder auch in seltenern Fällen des Schorfes. Die Impfung mit frischer Lymphe ist die vorzüglichste, die der noch ganz wasserhellen Lymphe, welche man entweder von dem Euter einer Kuh oder dem Arme eines mit Kuhpockenlymphe Geimpften zwischen dem 6.—9. Tage (von dem Tage der Impfung an gerechnet) entnimmt, wird mittels einer besondern Impfnadel, Lanzette oder eines Bistouri (eines Messers) übertragen, indem man dem zu Impfenden (dem Impflinge), nachdem man sich vorher von seiner Gesundheit überzeugt hat, eine gewisse Anzahl kleiner Stich- oder Schnittwunden auf den Oberarm beibringt, die jedoch nur die Oberhaut verletzen, also nicht zu tief eindringen und gar nicht oder nur sehr unbedeutend bluten dürfen. Kann man keine frische Lymphe erhalten, so muß man sich eingetrockneter bedienen, welche sich aus der zu diesem Zwecke gesammelten und aufbewahrten Lymphe gebildet hat. Nachdem man die trockene Lymphe etwas angefeuchtet hat, bedient man sich ihrer ebenso wie der frischen. Den aufbewahrten Schorf der Blatter wendet man auf gleiche Weise an. Nicht immer gelingt die Impfung, indem zuweilen entweder gar keine Pockenpusteln zum Vorschein kommen oder die sich entwickelnden Pocken unecht sind und unregelmäßig verlaufen. In beiden Fällen gewährt die Impfung keinen Schutz gegen die Menschenblattern und muß mit besserer Lymphe, sorgfältiger und unter günstigern Gesundheitsumständen des Impflings wiederholt werden. Zu größerm Schutze hat man auch eine zweckdienliche Wiederholung der Impfung vorgeschlagen. Wie den Ansteckungsstoff der Pocken, so hat man auch den des Masern- und Scharlachausschlags auf Gesunde überzutragen gesucht, in der Absicht, durch künstliche Erzeugung dieser Krankheiten einen mildern Verlauf derselben herbeizuführen und zu diesem Zwecke das aus kleinen in die Masern- und Scharlachflecke gemachten Einschnitten hervortretende Blut benutzt, doch scheint dieses Verfahren nur, wenn bösartige Masern- oder Scharlachepidemieen grassiren, empfehlenswerth. (Vgl. Jenner und Kuhpocken.)

Digitized by Google

**Impromptu** ist ein ursprünglich lat. Ausdruck, welcher etwa so viel wie „leicht bei der Hand" bedeutet und mit dem man ein bei sich darbietender Gelegenheit erfundenes treffendes Witzwort oder eine gefällige, angenehm überraschende, unvorbereitete Rede, einen geistreichen, geschickt in Versen oder in Prosa vorgebrachten Einfall bezeichnet. Man erzählt solche Impromptus als Anekdoten von geistreichen Personen, und viele leicht hingeworfene, besonders Zeitinteressen treffend berührende kleinere Gedichte gehören in die Classe der Impromptus.

**Improvisatören** heißen, ursprünglich in Italien, die Dichter, welche so große Gewandtheit in poetischer Auffassung und in Beherrschung der Sprache besitzen, daß sie jeden ihnen aufgegebenen Gegenstand sofort in einem Gedicht zu behandeln und darzustellen vermögen. Bei den noch auf einer geringen Stufe der Verstandesbildung stehenden Völkern pflegt im Allgemeinen poetischer Sinn und poetische Darstellung heimisch zu sein, und bei ihnen findet man daher auch vorzugsweise improvisirende Dichter. Von den neuern europ. Völkern sind es vorzüglich die Italiener, bei welchen bereits seit mehren Jahrhunderten ausgezeichnete Improvisatoren aufgetreten sind. Unter den übrigen europ. Völkern hat es verhältnißmäßig nur sehr wenige solcher Stegreifdichter gegeben. Man hat den Grund dieser Erscheinung zuweilen in dem Wohlklange und in der Biegsamkeit der ital. Sprache gesucht, allein die ältern ital. Improvisatoren bedienten sich sämmtlich nicht der ital., sondern der latein. Sprache, also einer Sprache, die sich durch Härte und Unfügigkeit auszeichnet. Die Italiener haben, sowol die Gebildeten als die niedere Volksclasse, einen ungemein lebendigen Sinn für Poesie, und die Improvisatoren finden daher stets ein hörlustiges, sie durch Theilnahme und Bewunderung aufmunterndes Publicum und Gönner, welche ihr Talent reichlich belohnen. Hierin mag der Hauptgrund liegen, warum Italien so viele und ausgezeichnete Improvisatoren hervorgebracht hat. Unter den ältern ital. Improvisatoren sind namentlich Bernardo Accolti, Christoforo, der Cardinal Silvio Antoniano, dann Perfetti (1680—1747), der auf dem Capitol zu Rom mit dem Lorber gekrönt wurde, und Andere. In der neuesten Zeit haben sich Tommaso Sgricci, Cicconi und Bindocci hervorgethan. In älterer und neuerer Zeit sind aber nicht nur Männer, sondern auch Frauen, sogenannte Improvisatricen, als Stegreifdichter in Italien aufgetreten. Maddalena Morelli Fernandez, genannt Corilla Olimpica, die 1776 zu Rom öffentlich gekrönt wurde, gelangte zu hohem Ruhme, und auch Teresa Bandettini, Mazzei geb. Lanti und Rosa Taddei haben sich ausgezeichnet. In neuerer Zeit sind auch außerhalb Italiens Improvisatoren öffentlich aufgetreten, in Deutschland O. L. B. Wolff, jetzt Professor in Jena, und Langenschwarz. — Die improvisirten Gedichte, welche zum Theil von bedeutender Länge sind, und nicht nur lyrische Ergüsse, sondern auch epische und dramatische Schilderungen enthalten, stehen natürlich den sorgfältig ausgearbeiteten und wohl überlegten Gedichten an Inhalt und Form nach, aber sie wirken mächtig auf die Zuhörer durch den eigenthümlichen Reiz der Ursprünglichkeit und durch das Leben, welches ihnen der mündliche Vortrag einhaucht. Manche Improvisatoren haben ihre Gedichte singend, zum Theil auch unter musikalischer Begleitung vorgetragen.

**Incunābeln** (von dem lat. incunabula, Wiege), oder Paläotypen (alte Drucke) werden die ersten Druckwerke genannt, diejenigen, welche von der Erfindung der Buchdruckerkunst bis etwa 1500 erschienen sind. Bücherliebhaber und Bibliotheken sammeln diese Incunabeln in sehr verschiedenen Absichten. Nicht allein die Geschichte der Buchdruckerkunst, der Holzschneide- und Kupferstechkunst (insofern man Bilder zur Ausstattung der Bücher gab) werden durch diese Werke erläutert, sondern es finden sich unter ihnen auch seltene, später nicht wieder gedruckte Schriftwerke, und besonders die ersten Ausgaben (lat. editiones principes) der griech. und röm. Classiker kommen an Werth den Handschriften nahe und werden bei neuern Ausgaben noch immer verglichen. Einzelne Incunabeln bieten besondere Merkwürdigkeiten dar. So ist das Psalterium von 1457 das erste mit einer ausdrücklichen Jahreszahl versehene Werk, die zu Mailand 1476 gedruckte griech. Grammatik von Laskaris das erste griech. Druckwerk, das 1470 zu Köln gedruckte Buch: „Sermo ad populum praedicabilis" das erste, dessen Blätter mit Zahlen versehen sind, Antonio's da Siena: „Monte santo di Dio" (Florenz 1477, Fol.) das erste mit Kupferstichen ausgestattete Druckwerk u. s. w.

**Independenten** (d. h. Unabhängige) oder Puritaner, welcher Name jedoch in späterer Zeit abgekommen ist, heißt eine christlich-protestantische Sekte, welche kein bestimmtes Glaubensbekenntniß festhält, sondern nur an das Evangelium glaubt und zu ihren Geistlichen nur durch Frömmigkeit und Redlichkeit sich auszeichnende Männer wählt, ohne daß dieselben besonders ordinirt sein müssen. Diese Sekte findet sich in England und Holland und verdankt ihren Ursprung einem gewissen Robert Browne, welcher 1580 gegen die engl. bischöfliche Kirche in Bezug auf deren äußerliche Einrichtungen heftig auftrat und in Verbindung mit Richard Harrison, einem Dorfschullehrer, eine eigne Gemeinde, die Brownianer, stiftete. Die Gemeinden vermehrten sich, ohne in einem nähern Zusammenhange unter einander zu stehen. Browne wurde gefangen genommen, aber wieder entlassen und aus dem Lande gewiesen. Er ging nach Seeland und stiftete auch hier, sowie in Leyden und Amsterdam, mehre Gemeinden. Nachher kehrte er nach England zurück, führte ein unstätes Leben und unterwarf sich endlich ohne eigentlichen Widerruf seiner Lehren der herrschenden Kirche. Man gab ihm eine Pfründe, aber er setzte auch noch ferner sein ausschweifendes Leben fort und kam endlich, weil er sich an einer Gerichtsperson vergriffen hatte, noch in seinem 80. Jahre ins Gefängniß nach Northampton, wo er 1630 starb. Seine Anhänger wurden vielfach verfolgt, bestanden aber als Congregationalisten, bis John Robinson christliche Milde und Liebe predigte und ihnen eine bessere Richtung gab. Diesen betrachteten nun die Gemeinden, welche sich Independenten nannten, als ihren zweiten Stifter. Als Cromwell (s. d.), welcher der puritanischen Lehre zugethan war, in England zu immer größerer Macht gelangte, bildeten die Independenten eine mächtige politische Partei, welche jedoch ihr Ansehen mit der Wiedereinsetzung der königl. Familie wieder verlor.



Digitized by Google

**Index** bedeutet überhaupt ein Verzeichniß, **Index librorum prohibitorum** (Verzeichniß der verbotenen Bücher) oder kurz **Index** heißt aber vorzugsweise das Verzeichniß der von der röm.-katholischen Kirche als der Religion und Sittlichkeit für gefährlich erachteten und darum bei Strafe des Bannes verbotenen Bücher. Solche Verbote wurden schon in den ersten Jahrhunderten, erst gegen heidnische, dann gegen ketzerische Bücher erlassen, und bald wurden auch Sammlungen der Titel dieser Werke angelegt. Der neueste Index ist 1819 herausgegeben und nachmals noch vielfach vermehrt worden.

**Indien** hieß bei den Alten das Land jenseit des Ganges, von welchem sie erst durch Alexander's Feldzug zu sicherer Kunde gelangten. Nach der Entdeckung von Amerika erhielten die Inseln im mexicanischen Meerbusen den Namen **Westindien** (s. d.) und das alte Indien wurde nun zum Unterschiede **Ostindien** (s. d.) genannt. Australien endlich ist **Südindien** genannt worden.

**Indifferentismus** bezeichnet im Allgemeinen den Zustand der Gleichgültigkeit und Unempfindlichkeit. Er bezieht sich theils auf sinnliche Gegenstände, — Gleichgültigkeit gegen Lust und Schmerz — theils auf geistige Gegenstände. In der letztern Beziehung ist er die entweder erzwungene und dann zuweilen klug berechnete, nur scheinbare Gleichgültigkeit gegen gewisse geistige Interessen, welche die Mehrzahl der Menschen, auf dem Gebiete der Politik, der Religion, der Wissenschaft, der Kunst u. s. w. zu Parteimeinungen und Leidenschaften aufregt. Da der Mensch durch die Bildung zu einem höhern Standpunkte erhoben wird, von welchem aus er Vieles als wohlgeordnetes Ganze erkennt, welches, von einem niedrigern Standpunkt betrachtet, verwirrt und widerspruchsvoll erscheint, auch seinem Geiste sich erhabenere Interessen erschließen, als die des großen Haufens sind, so ist häufig den Gebildeten von den geistig niedriger Stehenden mit Unrecht der Vorwurf des Indifferentismus gemacht worden. Wenn jedoch die großartigen Interessen des Geistes in Wahrheit den Menschen unberührt lassen und er ohne Theilnahme für religiöses, politisches und wissenschaftliches Leben nur den sinnlichen Genüssen nachgeht, so verdient er allerdings den Vorwurf der Niederträchtigkeit und Gemeinheit. — Am Magnet nennt man **Indifferenzpunkt** denjenigen Punkt, in welchem keine Art von magnetischer Wirksamkeit austritt. (Vgl. **Magnet**.)

**Indig** oder **Indigo** ist ein ausgezeichnet schöner Farbestoff, der aus einer großen Anzahl von Pflanzen gewonnen werden kann und der schon im Alterthume in Ostindien, wahrscheinlich aber auch den Griechen und Römern bekannt war. Erst seit dem 16. Jahrh. ist er aber durch die Holländer aus Ostindien eingeführt und in Europa vorzüglich in Gebrauch gekommen. Den Indigo enthalten theils die verschiedenen Arten Indigofera (tinctoria, anil, argentea u. a.), theils andere Pflanzen. Auch der Waid (Isatis tinctoria) enthält Indig, doch in zu geringer Menge, als daß man ihn im Großen zur Indigbereitung benutzen könnte. Die Bereitung des Indig geschieht in Ost- und Westindien so, daß man die blühenden Indigpflanzen in Trögen mit Wasser überschüttet, mit Bretern bedeckt und mit Gewichten beschwert. Schon nach einigen Stunden tritt Gährung ein, und wenn sich auf der Oberfläche blaue und kupferfarbene Blasen zeigen, läßt man das Wasser in einen Bottich ab. In diesem wird es (zuweilen mit einem Zusatz von Kalkwasser) so lange geschlagen, bis es grünlichblau wird und der Indig sich körnt. Er setzt sich allmälig zu Boden und wird mit Wasser gewaschen und endlich getrocknet. Eine andere zweckmäßige Behandlung ist die, daß man die Ausziehung nicht durch Gährung, sondern durch Übergießung mit heißem Wasser bewirkt. Der Indig ist ein dunkelblaues Pulver, oder, wie er gewöhnlich im Handel vorkommt, eine leichte (zuweilen auf dem Wasser schwimmende) dunkelblaue Masse von geringer Festigkeit, welche mit dem Nagel gerieben Metallglanz annimmt. Er ist im Wasser nicht auflösbar, geruch- und geschmacklos.

Der reinste Indig ist ein dunkelblaues, ins Kupferrothe gehendes Pulver, welches sich bei etwas raschem Feuer in purpurrothen Dämpfen verflüchtigen läßt, die sich dann an kalten Orten als nadelartige, glänzende, purpurrothe Krystalle ansetzen. Diese heißen **sublimirter Indig** oder **Isatin**. In wasserfreier Schwefelsäure löst sich der Indig mit schön purpurrother Farbe, welche bei der Verdünnung mit Wasser in Blau übergeht. Gewöhnlich bedient man sich der rauchenden oder höchst concentrirten engl. Schwefelsäure zur Auflösung des Indig und verdünnt hierauf die Lösung bis zum 700fachen, um in ihr Zeuche und andere Stoffe zu färben, wobei verschiedene Methoden in Anwendung kommen. Aus der Verbindung mit Schwefelsäure gewinnt man den **blauen Karmin**, eine ausgezeichnete Malerfarbe. Man unterscheidet sehr viele Indigoarten, von denen die besten aus Ostindien (Bengalen) und aus Ägypten kommen. Die gemeine, am häufigsten angebaute Indigopflanze ist oben abgebildet. Dieselbe wird einige Fuß hoch und hat gefiederte Blätter, trauben-

Digitized by Google

ðrmig beisammenstehende Blüten, welche rundliche Schoten ragen. Man baut dieselbe an vor Winden geschützten Or-en an und umgibt die Anpflanzungen zu diesem Zwecke wol uch mit Hecken. Wenige Wochen nach der Aussaat gehen ie Pflanzen auf und beginnen nach etwa acht Wochen zu lühen. Jetzt schneidet man dieselben mit der Sichel ab, velches alle zehn bis zwölf Wochen, während welcher die Pflanze noch wächst, wiederholt werden kann, bis eine neue lussaat nöthig geworden ist. — Man hat den Indig auch us blauen Tuchlappen wiederhergestellt, wobei man einen Indig erhält, der an Brauchbarkeit nichts verloren hat.

**Indigenat** bezeichnet die Gesammtheit der Rechte und Pflichten, welche dem Bürger eines Staats als Eingebore-em zustehen und welche einem Fremden nur dann zu Theil wird, nachdem ihm ausdrücklich das Indigenat ertheilt wor-en. (Vergl. Naturalisation.)

**Individuum** ist ein in sich als Ganzes bestimmter und ls solches sich darstellender einzelner Gegenstand, der inso-ern untheilbar ist, als jede Theilung ihn als Das, was er ist, aufheben würde. Auf diese Weise ist jeder Gegenstand er organischen Welt ein Individuum, denn man kann ihn nicht zertheilen, ohne ihn zu zerstören. Das, was ihn zum Individuum macht, ist seine Individualität und er selbst ist als Individuum individuell. Aber auch in der unor-anischen Welt tritt Individualität auf, indem jeglicher un-rganische Stoff seine ihm eigenthümliche, sein Wesen be-eichnende Krystallform (s. Krystall) hat. Jeder einzelne Mensch ist nicht nur leibliches, sondern auch geistiges Indi-viduum, indem er in seinem Selbstgefühl und Selbstbewußt-ein nach allen seinen Erkenntnissen, Gefühlen, Neigungen u. s. w. als Ganzes, als Individuum, sich zusammenfaßt. Da zur Individualität des Einzelnen alles Dasjenige gehört, was ihn als dieses bestimmte Individuum von allen übri-gen unterscheidet, so hat man auch vorzugsweise das dem estimmten Einzelnen Eigenthümliche die Individualität des-elben genannt. Dem Individuellen ist in dieser Beziehung as Allgemeine entgegengesetzt, Dasjenige nämlich, was er Einzelne mit andern Einzelnen gemein hat; mit Unrecht hat man jedoch der Individualität die Idealität entge-gengestellt. (Vgl. Idee.) Dieses beweist schon das Ver-ahren der Künste, denn jeder Künstler schafft nur dann ein Kunstwerk, wenn er ein Ideal als Individuum darstellt, oder wenn er das Individuum als Ideal erscheinen läßt.

**Indult** (lat., d. h. Nachlaß, Verwilligung) wird die Jemand rechtlich ertheilte Erlaubniß genannt, die Erfüllung iner Verbindlichkeit auf eine festgesetzte Zeit anstehen zu assen, namentlich eine Urkunde, welche auf die angegebene Zeit einen Schuldner vor gerichtlicher Verfolgung durch seine Gläubiger sicherstellt. (Vgl. Moratorium.) — Indult wird auch gleichbedeutend mit Indulgenz oder Ablaß (s. d.) gebraucht.

**Indus** oder Sind ist der Name eines der größten Ströme Asiens, welcher auf dem nördl. Abhange des Himalaja ent-springt und von da erst in westl., dann in südl., zuletzt wieder in westl. Richtung dem arab. oder pers. Meere zu-strömt. Er mündet in dem sindischen Meerbusen. Seine ganze Länge beträgt ungefähr 320 M. und zu seinem Fluß-gebiet werden 19,000 □M. gerechnet. Die wichtigsten Flüsse, welche ihr Wasser in ihn ergießen, sind der Kabul, der Be-hat (der Hydaspes der Alten), der Chunaub, Rauvi, Be-jah und Setledge. Die beiden letztgenannten sind der Hy-phasis der Alten. Bei der Stadt Hyderabad (vgl. Gol-konda) theilt sich der Indus in zwei Arme, welche sich kurz vor der Mündung wieder vereinigen.

**Industrie** nennt man das auf Kenntnisse, Verstand, Fleiß und Geschicklichkeit sich gründende Bestreben nach Ver-vollkommnung und leichter Vervielfältigung der Producte der Kunst und des Gewerbfleißes; industriell ist der Mensch, welcher die Fähigkeit und den Willen zu solchem Bestreben besitzt. Wie Ungeheures die Industrie unter günstigen Um-ständen zu leisten im Stande sei, lehrt schon der oberfläch-lichste Vergleich des gesellschaftlichen Zustandes der Gegen-wart mit dem der Vergangenheit. Fabriken und Manufac-turen, Dampfmaschinen und Eisenbahnen, unzählbare Pro-ducte der Chemie, Buchdruckerkunst, Kupferstechkunst u. s. w., Alles dieses verdanken wir der Industrie. Diese kann in einem Volke erst dann aufkommen, wenn eine gehörige Ver-standesbildung, eine Menge nützlicher Kenntnisse und Lust zum Erwerb in ihm verbreitet sind. Die ersten beiden sind nur da möglich, wo Aberglauben und Vorurtheile ihre Macht verloren haben, und die Lust zum Erwerb, welche Fleiß und durch Übung erlangte Geschicklichkeit im Gefolge hat, kann nur da eintreten, wo der Besitz gesichert ist, also in durch Gesetze innerlich und durch politisches Ansehen nach außen sicher gestellten Staaten. Aber auch das Klima und die Bodenbeschaffenheit des eignen Landes und der Verkehr mit andern Ländern sind auf die Industrie eines Volkes von großem Einfluß, indem nur, wenn diese Verhältnisse gün-stig sind, eine hinreichende Menge von Producten vorhanden ist, an deren Verarbeitung die Industrie sich geltend machen kann. Die Industrie kann für ein Volk nur dann gefähr-lich werden, wenn die Erwerbslust in Habsucht und die Ver-standesbildung in eine thörichte Verachtung aller höhern, über das irdische Leben hinausreichenden geistigen Interessen ausartet. Eine wahrhaft tüchtige Erziehung und eine die-selbe kräftig unterstützende Gesetzgebung sind die Schutzmittel wider eine solche Entartung.

Weniger um Kinder so auszubilden, daß sie später in den Stand gesetzt sind, ihre geistigen und körperlichen Kräfte auf eine industrielle Weise in Anwendung zu bringen, als vielmehr in der Absicht, die Jugend selbst schon auf eine ihren Kräften angemessene, nützliche, ihnen einen, wenn auch nur erst geringen Erwerb sichernde und zugleich sie zum spätern Lebensberufe vorbereitende Weise zu beschäftigen, hat man an verschiedenen Orten Industrie- oder Arbeits-schulen errichtet. Feld- und Gartenbau im Sommer, Spinnerei im Winter sind die gewöhnlichsten Lehrgegen-stände in diesen Anstalten. Besonders zeichnen sich die In-dustrieschulen Frankreichs aus; in der neuern Zeit behauptet aber die zu Hofwyl in der Schweiz (s. Fellenberg) den ersten Rang. In Deutschland wurde die erste Industrie-schule 1777 zu Prag von dem Probste Schulstein errichtet. Würzburg, Mecklenburg-Schwerin, Baden, das Kurfür-stenthum Hessen, Hanover, Braunschweig folgten nach. Die ausgezeichnetste franz. Industrieschule befindet sich in Strasburg.



Digitized by Google

**Infant** (von dem lat. infans, d. h. das Kind) heißen mit Ausnahme des Thronerben die königl. Prinzen in Spanien und Portugal, während jede Prinzessin **Infantin** titulirt wird.

**Infanterie** oder **Fußvolk** heißen die Soldaten, welche zu Fuß dienen und die theils in geschlossener Ordnung (Linie, daher Linieninfanterie), theils einzeln (leichte Infanterie) zu kämpfen geübt sein müssen. Bei der jetzigen Kriegführung bildet das Fußvolk den Hauptbestandtheil und die Hauptstütze (den Kern) der Heere, während früher die Krieger, besonders bei fürstlichen und ritterlichen Heeren, größtentheils beritten waren. Eine Infantin (s. **Infant**) von Spanien soll ihrem Vater zuerst mit einem Heere von Fußsoldaten gegen die Mauren siegreich zu Hülfe gezogen sein und daher der Name Infanterie entstanden sein, welcher nachher mit der span. Militairverfassung in die übrigen europ. Heere überging.

**Infinitesimalrechnung** oder **Analysis des Unendlichen**, werden zusammen die **Differential-** und die **Integralrechnung** genannt, zwei Rechnungsarten, welche der höhern Arithmetik angehören und deren Entdeckung und Anwendung durch **Leibnitz** (s. d.) und **Newton** (s. d.), sowie durch die spätern großen Mathematiker wir großentheils die gewaltigen Fortschritte zu danken haben, welche alle mathematischen und die Mathematik anwendenden Wissenschaften in neuerer Zeit gemacht haben.

**Influenza**, **Grippe** sind gleichbedeutende Benennungen für ein epidemisch herrschendes, eigenthümliches Katarrhalfieber. Seit dem Jahre 1323 sind bis jetzt einige 30 Epidemien derselben (jedoch nie gleichzeitig mit andern größern Epidemien) beobachtet worden. Sie charakterisirt sich hauptsächlich durch plötzliches Auftreten, schnelles Umsichgreifen und entschiedene Neigung, in sogenannte nervöse Krankheitszustände überzugehen und Nachkrankheiten, besonders der Brust, zu hinterlassen. Der Erkrankende beklagt sich über Frösteln, das mit fliegender Hitze abwechselt, über Unbehaglichkeit, Mattigkeit, namentlich in den Beinen, Ziehen und Reißen in den Gelenken, ein Gefühl von Schwere, Eingenommenheit und Druck im Kopfe, Flimmern vor den Augen, Schwindel, Gesichtstäuschungen, Sausen in den Ohren. Allmälig nimmt der Kopfschmerz, der vorzüglich in der Stirne und über den Augen seinen Sitz hat, zu, die Augen beginnen zu thränen, das Weiße in denselben röthet sich, die Augenlider schwellen an, der Blick wird trübe, das Gesicht roth und aufgedunsen, die Schleimhaut der Nase schwillt an, wird schmerzhaft und trocken, sondert aber bald unter öfterm Niesen eine scharfe Feuchtigkeit ab, die sich später in einen dicklichen, zähen Schleim verwandelt. Dazu gesellen sich häufiges, trockenes Hüsteln, das nach und nach in einen im Beginn ebenfalls trockenen, weiterhin mit wässerig schleimigem, zuweilen blutigen Auswurfe verbundenen Husten ausartet, das Schlingen wird beschwerlich und schmerzhaft, die ganze innere Mundhöhle, namentlich aber der Gaumen, das Gaumensegel und Zäpfchen, die Mandeln, der Schlund erscheinen röther als gewöhnlich und aufgetrieben, die Zunge entweder rein und dann ebenfalls ungewöhnlich geröthet oder, was öfter der Fall ist, weißlich oder gelblich belegt, alle genannten Theile aber in Kurzem mit einem zähen Schleime überzogen. Außerdem beschwert sich der Kranke über faden Geschmack, Mangel an Appetit, Übelkeiten, erbricht sich wol auch wirklich, ist verstopft, hat zuweilen Schmerzen im Unterleibe, eine Empfindung von Rauhigkeit und Kitzeln im Halse, eine heisere Stimme, Herzklopfen, Ängstlichkeiten, Beklemmung, kurzen Athem, Seitenstiche, wobei der Puls gewöhnlich etwas beschleunigt, immer aber gereizt, schnell und härtlich, der entleerte Urin im Anfange sparsam und hochroth, die Haut heiß und trocken, erst später feucht, der Schlaf unruhig und von Träumen unterbrochen ist. Schwerere Erkrankungsfälle zeichnen sich überdies durch eine außerordentliche Hinfälligkeit, auffallende Unruhe, vorübergehende Bewußtlosigkeiten, Irrereden, leichte Zuckungen und Betäubung aus. Nach einer Dauer von 3 bis höchstens 14 Tagen geht indeß die Krankheit gewöhnlich in Gesundheit über und zwar unter kritischer Schleimabsonderung durch die Nase, aus der Mundhöhle, namentlich dem Schlunde, Rachen, dem Kehlkopfe, der Luftröhre und den Lungen, zuweilen auch durch den Darmkanal, unter reichlichen, säuerlich riechenden Schweißen, vermehrtem Abgange des Urins, manchmal auch unter Eintritt von heftigem Nasenbluten. Wird die Krankheit jedoch vernachlässigt, so zieht sie sich zuweilen in die Länge oder macht öftere Rückfälle und hinterläßt Nachkrankheiten, besonders einen hartnäckigen und die Brust sehr angreifenden Husten. Auch die Hausthiere, namentlich Pferde und Hunde, werden gleichzeitig mit dem Menschen von dieser Epidemie befallen, welche in mittlern Städten gewöhnlich 4—8 Wochen dauert. Bei uns tritt die Influenza am häufigsten in den Monaten Febr., März und April auf. Ganz vorzüglich scheint ihre Entstehung durch häufigen Witterungswechsel begünstigt zu werden, insbesondere durch plötzlichen Übergang trockenen, kalten Wetters in wärmeres und feuchtes, wozu vielleicht noch ein eigenthümliches Mischungsverhältniß der Atmosphäre, ein sogenanntes Miasma, wesentlich beiträgt. Nächste Veranlassung zum Ergriffenwerden ist Erkältung durch Zugluft, unzweckmäßige Bekleidung u. s. w. Ob die Krankheit einen eigentlichen Ansteckungsstoff entwickele, durch welchen sie sich fortpflanze, ist für jetzt noch unentschieden.

**Infusionsthierchen**, **Infusorien** oder **Aufgußthierchen** nennt man die zu den Würmern gerechneten Thierchen, welche man in allem durch organische Beimengungen mehr oder weniger verunreinigten Wasser in unzählbarer Menge mit Hülfe der Mikroskope wahrnimmt. Die nachstehende Abbildung zeigt einen vergrößerten Tropfen und in ihm eine Zusammenstellung der am häufigsten vorkommenden Infusionsthierchen. Die Menge dieser Thiere ist unglaublich. Ein berühmter Naturforscher hat berechnet, daß sich in einer Cubiklinie Wasser gegen 500 Millionen solcher Würmer befinden. Nicht einmal alle Gattungen dieser Thiere kann man aufzählen, doch scheint jede besondere Flüssigkeit ihre eigenthümlichen Gattungen zu haben. Die größern derselben sind zum Theil auch ihrem Innern nach untersucht worden und zeigen hier, wie in ihrem Äußern, merkwürdige Eigenthümlichkeiten. Man kennt Punktthierchen, Räderthiere, Deutelwürmer, Aalwürmer (Kleisterälchen), Schildpolypen u. s. w. Die Art, in welcher sich diese Thiere fortpflanzen, ist verschieden. Einige legen Eier, andere bringen lebendige Junge und noch andere pflanzen sich durch Theilung fort. Der Anblick eines Wassertropfens durch das Mi-

Digitized by Google

kroskop muß dem denkenden Menschen die ehrfurchtvollste Bewunderung der Macht und Größe des Schöpfers einflößen, der Welten lebender Wesen hervorruft, welche unsern Blicken verschwinden. Die Schöpfung, sehen wir, ist, wie in der Größe, so auch in der Kleinheit unendlich, überall voller Bewegung und Leben.

**Ingenieure** heißen die ein eignes Corps bildenden wissenschaftlich gebildeten Offiziere, denen vorzugsweise die Leitung des Festungsbaues und der Belagerungen, die Anordnung der Lager, die Construirung der Übergangsbrücken und Straßen, das geographische Aufnehmen des Grund und Bodens, auf welchem der Krieg geführt wird, wol auch die Anordnung der Märsche u. dgl. übertragen ist. Sie werden größtentheils in eignen Ingenieurschulen gebildet. Das erste Ingenieurcorps wurde 1604 von dem franz. Minister Sully errichtet.

**Ingwer** oder Ingber werden die gewürzreichen Wurzeln der gemeinen Ingwerpflanze (lat. Amomum zingiber) genannt, welche in Brasilien, China, Ost- und Westindien wächst und gelblichweiße Blumen hat. Man unterscheidet im Handel braunen oder gemeinen und weißen, oder nach der Heimat ind., bengal. und chines. Ingwer. Der weiße und der braune Ingwer haben ihre verschiedene Färbung nur durch die Art der Behandlung erhalten. Der beste Ingwer besteht aus schweren, festen, stark und angenehm riechenden und scharf schmeckenden knolligen Wurzeln. Der ostind., aus Malabar und Bengalen kommende Ingwer gilt für den besten. Er wirkt magenstärkend, erwärmend, Schleim auflösend, befördert die Urinabsonderung und den Abgang von Blähungen und wird sowol in der Kochkunst als in der Medicin vielfach angewendet. Aus Indien erhalten wir eingemachten oder candirten Ingwer, der den bei uns eingemachten an Kraft beiweitem übertrifft, weil man in Ostindien die frischen Wurzeln zum Einmachen benutzt. Außerdem bereiten die Zuckerbäcker

Digitized by Google

auch gegossenen, gebackenen Ingwer und Ingwermorsellen. Es gibt noch mehre Ingwerarten, zu denen der Blockingwer oder Wildingwer gehört, dessen getrocknete Wurzeln in fingerdicken Scheiben versendet werden, ferner der Zittweringwer, der Paradiesingwer, dessen Samenkörner die Paradieskörner oder Guineakörner, der Kardamomingwer, dessen Samen die Kardamomen gibt, und der Gelbwurzingwer, von dem die Gelbwurz oder Curcume kommt.

**Innocenz** ist ein Name, welchen bis jetzt 13 röm. Päpste geführt haben. Der erste I. regierte 402—16, der letzte 1721—24, der wichtigste aber ist Innocenz III. Derselbe war einer der größten Päpste. Sein eigentlicher Name war Lothar; er stammte aus dem erlauchten röm., in Anagni und Segni begüterten Hause der Conti, war 1161 geboren, hatte sich auf den Schulen zu Rom, Paris und Bologna in der Theologie wie in der Jurisprudenz gleich ausgezeichnete Kenntnisse erworben und wurde noch in männlicher Jugend 1198 zum Haupte der Kirche erhoben. Er brachte die geistliche und weltliche Herrschaft Roms auf den höchsten Gipfel. Gleich nach seiner Weihe benutzte er aufs vortheilhafteste die Verwirrung, in welche die kaiserl. Angelegenheiten in Italien durch den Tod Heinrich VI. gebracht worden waren. Der kaiserl. Präfect zu Rom mußte ihm den Huldigungseid schwören und mit Hülfe der unter ihm verbündeten Städte vertrieb er die kaiserl. Lehnsträger aus Italien und nahm ihre Ländereien als lange vorenthaltene Erbgüter des röm. Stuhls in Besitz. In Deutschland hintertrieb er die Wahl des minderjährigen Friedrich II. (ungeachtet derselbe schon vor seiner Taufe zum Nachfolger seines Vaters im Reiche anerkannt worden war), um dadurch die dem eignen Emporstreben gefährliche Verbindung beider Sicilien mit dem deutschen Reiche aufzuheben. Bei der Belehnung Friedrich's mit Sicilien entriß er dem Reiche alle geistlichen Gerechtsame, wurde aber dessenungeachtet von der verwitweten Kaiserin Constantia aus Achtung vor seiner Macht und Rechtschaffenheit zum Vormunde ihres verwaisten Sohnes eingesetzt und während dessen Minderjährigkeit ihm sogar die Regentschaft Siciliens überlassen, die er mit Ernst und Kraft verwaltete. Unter den in Deutschland aufgetretenen Gegenkönigen begünstigte I. Otto IV., einen Sohn Heinrich des Löwen, und krönte ihn 1299 zum Kaiser, unter der Bedingung, daß die Freiheit der kirchlichen Wahlen, die Rechtszuständigkeit aller von der Kirche in Anspruch genommenen Güter und andere Gerechtsame dem Papste überlassen werden müßten. Als Otto gleich nach seiner Krönung dies Alles dem Papste verweigerte, so mußte er dem jungen Hohenstaufen, Friedrich, das Feld räumen, den jetzt der Papst auf den väterlichen Thron rief. Freiwillig oder gezwungen unterwarfen sich auch die übrigen Fürsten Europas seinem Herrscherwillen. Peter II. von Aragonien machte sein Königreich aus Andacht dem h. Petrus zinsbar; dasselbe that Sancho I. von Portugal nach vergeblicher Weigerung. Philipp August von Frankreich, Alfons IX. von Galicien und Leon, Johann von England, alle diese Könige mußten sich unter die Macht des Papstes beugen. Nur der auf seinen Betrieb von Frankreich unternommene Kreuzzug, zu dem er zum großen Theil seine ungeheuren Schätze verwendet hatte, gewährte ihm nicht den gewünschten Erfolg. Er endete 1219 mit der Eroberung Konstantinopels und der Errichtung eines latein. Kaiserthums. Zwar gab sich I. dem Gedanken der Wiedervereinigung der griech. mit der röm. Kirche hin, aber der Schmerz über das verlorene Ziel war größer, als der Schimmer einer Hoffnung, die weder die Sicherheit der neuen Eroberung noch die Zustimmung der Griechen für sich hatte. Um so strenger wachte I. für die Echtheit und Einheit des Kirchenglaubens. Die Albigenser (s. d.) hatten an ihm einen blutigen Verfolger, indem er zuerst die Inquisition (s. d.) gegen die Unglücklichen als Ketzer in Anwendung brachte. An der Schwelle großer Ereignisse und doch auch im Vorgefühle nahen Abschiedes versammelte I. um sich die weltlichen und geistlichen Herrscher der Christenheit auf der Lateransynode 1215 zur Wiedererlangung des h. Landes, zur Ausrottung der Ketzer und zur Sittenverbesserung der Kirche. Ein allgemeiner Gottesfriede wurde geheiligt, um alle Kräfte Europas dem Morgenlande zuzuwenden. Furchtbare Maßregeln gegen die Ketzer wurden beschlossen, die Lehre von der Transsubstantiation (s. d.) dem Kirchenglauben hinzugefügt und die Kirchengesetze für die wichtigsten Rechts- und Disciplinarverhältnisse vermehrt und in alter Strenge erneuert. Auf einer Reise zur Aussöhnung Pisas und Genuas überraschte I. der Tod am 16. Jul. 1216. Seine Wissenschaft wird gerühmt, seine Habsucht getadelt, doch dienten seine Reichthümer seinen Gedanken und standen den Kreuzfahrern wie den Armen offen. Glückliche Verhältnisse hat er mit altrömischer Besonnenheit benutzt, und Rom hat noch einmal durch ihn die gebildete Welt beherrscht. — Bekannt durch den Kampf gegen die Hohenstaufen ist auch Innocenz IV., der 1243 zur Regierung kam, ein stolzer und strenger Mann, welcher die Ketzer verfolgte, viele Schriften hinterließ und 1254 vor Kummer über eine Niederlage starb, welche seinem Heere durch die Partei der Hohenstaufen beigebracht worden war. — Ein redlicher und tüchtiger Mann war Innocenz XI., der 1676 den päpstlichen Stuhl bestieg und Östreich im Türkenkriege mit Geld unterstützte. Unter seiner Regierung erließ 1681 die franz. Geistlichkeit zu Paris jene vier Artikel (vergl. Katholicismus), durch welche das Ansehen des Papstes in Frankreich beschränkt wurde.

**Innsbruck**, die Hauptstadt der gefürsteten Grafschaft Tirol, liegt in einer schönen Gegend am Inn, da, wo derselbe den reißenden Silbach aufnimmt. Der Inn ist mit der hottinger und der mühlauer Brücke überbaut. Hohe, einen großen Theil des Jahres mit Schnee bedeckte Berge umgeben die Stadt, wie die umstehend abgebildete Ansicht derselben zeigt. Sie hat hohe, zum Theil flach gedeckte Häuser und zwölf Kirchen. In der Franziskaner- oder Hofkirche befindet sich das Denkmal des Kaisers Maximilian I., welches einen großen Theil des Schiffs der Kirche umfaßt. Auch dem Erzherzog Ferdinand und seiner schönen Gemahlin, Philippine Welser (s. d.), sowie dem vaterländischen Helden Hofer (s. d.) sind in dieser Kirche Denkmale errichtet worden. Andere merkwürdige Bauwerke sind die Burg oder die alte Residenz, vor welcher eine Reiterstatue des Erzherzogs Leopold V. steht und welche die sogenannten Kaiserzimmer und einen sehr großen Saal enthält; das Kanzleigebäude mit dem sogenannten goldenen Dache

welches aus vergoldetem Kupferblech besteht. Vor dem Schauspielhause steht das Standbild Joseph II. Die Stadt, welche gegen 11,000 Einw. zählt, ist Sitz des Guberniums, des tirol-vorarlberg. Appellations- und Criminalobergerichts, eines Landraths und einer Universität. Die letztere wurde schon 1672 vom Kaiser Leopold I. gestiftet, später aber verschiedene Male aufgehoben und wiederhergestellt, zuletzt 1826. Gegenwärtig hat sie über 1000 Studirende. Andere Anstalten sind eine Hauptschule, eine Ritterakademie, ein Damenstift, eine Landwirthschaftsgesellschaft und das Landesmuseum. Dieses ist 1823 vom Grafen Chotek gegründet worden und gibt seit 1825 „Beiträge zur Geschichte, Statistik, Naturkunde und Kunst von Tirol und Vorarlberg" heraus. Die Bewohner von J. betreiben Leder-, Tuch-, Seiden- und Baumwollenfabriken und Handel. In der Nähe von J. liegt das berühmte Schloß Ambras (s. d.).

**Ino** war eine Tochter des Kadmus (s. d.) und eine Gemahlin des thebanischen Königs Athamas. Als ihre Schwester Semele den Bacchus geboren hatte, säugte sie denselben und zog sich dadurch den Haß der Juno zu, welche wegen seines Umgangs mit der Semele auf ihren Gemahl Jupiter eifersüchtig war. J. war die Stiefmutter von Phrixus und Helle (vergl. Argonauten) und wollte diese um ihrer eignen Kinder willen tödten. Juno verfolgte sie nun rächend, indem sie den Athamas rasend machte, sodaß er seinen und der J. ältesten Sohn an einem Felsen zerschmetterte. Mit dem jüngern Sohne Melicertes floh J. und sprang ins Meer. Beide ertranken, wurden aber auf Vorbitte der Venus zu Meergöttern. So ward J. als Leukothea verehrt und dem Melicertes zu Ehren, dessen Leichnam Delphine ans Land brachten und König Sisyphus bestatten ließ, wurden auf der Landenge Isthmus (vergl. Griechenland) die isthmischen Spiele gefeiert.

**Inquisition** heißt ein von der röm.-katholischen Kirche eingeführtes Gericht, welchem die Ausspähung und Bestrafung der Ketzereien (s. Ketzer) obliegt. Innocenz III. (s. d.) wird von der Geschichte als der Urheber der Inquisition bezeichnet. Eine Veränderung nämlich des früher gegen abtrünnige Glieder der Kirche beobachteten Verfahrens, nach welchem die Zurechtweisung und Bestrafung derselben unter Anwendung der Kirchenbußen bis zur Ausstoßung aus der Kirchengemeinschaft und bürgerlichen Ehrlosigkeit, den Bischöfen in ihren Bisthümern zustand, wurde durch diesen Papst dadurch herbeigeführt, daß er auf der vierten Lateransynode 1215 den Bischöfen selbst unter drohenden Ermahnungen die größte Strenge gegen die Ketzereien der Albigenser (s. d.) und Waldenser (s. d.) zur Pflicht machte, und zur Ausrottung derselben sogar eine päpstliche Commission nach dem südl. Frankreich schickte. Diese ersten Anfänge der Glaubensgerichte, die h. Inquisition oder das

h. Amt (sanctum officium) genannt, erhielten durch die Beschlüsse der Synode von Toulouse 1229, durch die das Verfahren derselben näher bestimmt wurde, und durch den Papst Gregor IX. 1233, der sie von den Bischöfen unabhängig machte und ihre Verwaltung den Dominikanern übertrug, ihre eigentliche Gestalt und Vollendung. Sie erschienen anfangs als ein Werk der Nothwendigkeit und des Segens, durch das jeder Zwiespalt in der großen Familie der Christenheit gleichsam in der Wurzel erstickt werden sollte. Darum gaben auch die Fürsten Ludwig IX., Raimund von Toulouse und Kaiser Friedrich II. die Gesetze, durch welche die weltliche Behörde der Inquisition dienstbar gemacht wurde. Aber das Schwanken des Gerichts, das sich in den h. Angelegenheiten der Religion an ein rechtliches Verfahren nicht gebunden glaubte, machte den Glaubenseifer der Richter häufig zum Fanatismus, zumal da dieselben als Mönche eines strengen Ordens dem Mitleid und der Milde wenig zugänglich waren. Das Gericht konnte auch ohne Ankläger überall nach Ketzereien forschen und mußte dabei von den Bischöfen und der weltlichen Obrigkeit auf das eifrigste unterstützt werden. Hatte der Glaubensrichter oder Inquisitor zur Verwaltung seines Amts in irgend einer Stadt, wozu er gewöhnlich den Bischofssitz wählte, seinen Aufenthalt genommen, so foderte er in einer Predigt die Einwohner derselben auf, die Ketzer, welche sich nicht freiwillig anklagen würden, wozu ihnen eine Frist von 30 Tagen anberaumt war, anzuzeigen. Dafür waren Belohnungen ausgesetzt, während dagegen von der Stadt für jeden der vom Gericht aufgefundenen Schuldigen angemessene Geldstrafen zu erlegen waren. Wurde ein Angeklagter oder Verdächtiger verhaftet, dann gab es keinen Schutz, kein Privilegium mehr für ihn, von welchem Range er auch sein mochte. Freunde und Anverwandte wagten, um selbst nicht als Ketzer zu erscheinen, weder eine Klage über die Verhaftung zu erheben, noch für den Unglücklichen um Gnade zu bitten; man ging in Trauerkleidern und redete von dem im Gerichte Befindlichen wie von einem Todten. Ein der Ketzerei Verdächtiger wurde gewöhnlich drei Mal vor das Officium geladen. Erschien er nicht, so wurde der Kirchenbann über ihn ausgesprochen; erschien er, so wurde er, im Nothfall durch die Folter, zum Geständniß gezwungen. War das Gericht von der ketzerischen Gesinnung des Angeklagten überzeugt, so bedurfte es keines Eingeständnisses, um die Strafen zu verhängen. Diese waren: entehrende Bußen, Einziehung des Vermögens, ewige Gefangenschaft und Feuertod, dem auch Bußfertige nicht immer entgingen. Auch an Leichen Verstorbener konnten noch entehrende Strafen vollzogen und auch Bücher konnten gerichtlich verfolgt werden. — Die ersten Inquisitionsgerichte wurden zu Toulouse abgehalten, aber die Strenge der Strafen erregte heftige Volksbewegungen, durch welche die Inquisitoren vertrieben oder, wie der päpstliche Legat Peter von Castelnau und Robert, der Ketzerhammer genannt (der in den ersten drei Monaten seiner Amtsführung mehr als 50 der Ketzerei verdächtige Christen entweder verbrennen oder lebendig begraben ließ), erschlagen wurden. Dennoch erhielt sich das Gericht in seiner fürchterlichen Gestalt und wurde in Frankreich von König Ludwig IX. in Schutz genommen. In kurzer Zeit verbreitete es sich auch nach Italien, Venedig, Catalonien, Aragonien und ganz Spanien, nach Portugal, Deutschland, Polen. In den Niederlanden wollten Kaiser Karl V. und später Philipp II. von Spanien durch den Herzog Alba die Inquisition einrichten lassen, doch stellten sich dem Unternehmen große Hindernisse entgegen. In Deutschland vereinigte sich das Volk mit den Bischöfen gegen das aufgedrungene Ketzergericht, und dessen Haupt, Konrad von Marburg, wurde mit seinem Anhange 1233 erschlagen. Später bestellte man in Rom zwar fortwährend Inquisitoren für Deutschland, aber sie konnten nur unter besondern günstigen Verhältnissen einzelne Machthandlungen ausüben und kommen nur vorübergehend im Jahre 1372 gegen die Geißler (s. d.) vor. Am fürchterlichsten herrschte die Inquisition in Spanien und Portugal, Ländern, die Jahrhunderte hindurch in patriotischen Kriegen sich gewöhnt hatten, Reinheit des Glaubens für das Höchste zu halten. Ferdinand der Katholische gebrauchte sie als Mittel, seine Macht zu heben und zu sichern. Den Plan zu ihrer neuern Einrichtung entwarf Mendoza, Beichtvater des Königs und Erzbischof von Sevilla, und Franz Ximenez, später Großinquisitor von Castilien. Den Plan vollendete der Dominikaner Thomas de Torquemada, seit 1478 erster Generalinquisitor von Spanien. Unter seiner von dem Könige allein abhängigen Schreckensregierung bestiegen Tausende den Scheiterhaufen oder starben unter der Folter, oder verschmachteten im Kerker, oder wanderten, wie die Juden und Mauren, gegen die hauptsächlich die vernichtende Gewalt der Inquisition gerichtet war, ins Elend. Als der König die Juden gegen ein angebotenes Geschenk von 30,000 Dukaten von der Gewalt der Inquisition freigeben wollte, schreckte ihn Torquemada von diesem Vorhaben zurück, mit einem ihm vorgehaltenen Crucifixe ausrufend: Ob er den theuern Heiland geiziger noch als Judas verkaufen wolle? — Nach dem von ihm durchgeführten Plane waren in den Hauptstädten Spaniens 15 Ketzergerichte errichtet. Der Großinquisitor, der zugleich Erzbischof von Toledo war, führte die Oberaufsicht über alle; damit Niemand nach Rom appelliren könne, wurde er zugleich zum päpstlichen Stellvertreter ernannt. Zur Ausspürung der Ketzer wurden besondere Diener, Familiares, angestellt; als solche ließen sich von jeher die vornehmsten Leute gleichsam als Sicherheitsmittel für sich selbst gebrauchen. In Spanien belief sich die Anzahl derselben auf 20,000. Beim Gerichte selbst wurden theils Geistliche, theils Rechtsgelehrte als Richter verordnet. Das Haus, in welchem die Angeklagten aufbewahrt wurden, erhielt den Namen casa santa oder h. Haus. Vor der Bekanntmachung ihres Urtheils erkannten schon die Gefangenen ihre Strafe aus der Kleidung, welche sie erhalten hatten. Behielten sie ihre gewöhnliche Kleidung, so sollten sie nur um Geld gestraft werden. Die, welche einen gelben Rock ohne Ärmel (Sanbenito genannt) und mit einem Andreaskreuze versehen, anlegen mußten, blieben gleichfalls am Leben, wurden aber an den Pranger gestellt und aller ihrer Güter beraubt. Diejenigen, deren Sanbenito mit Stücken von rothwollenem Zeuge, Flammen vorstellend, versehen und ohne Kreuz bezeichnet war, erhielten ihre Freiheit, doch wurden sie beim Verdachte neuer Ketzerei ohne Weiteres verbrannt. War auf dem Sanbenito noch das Bildniß Dessen, der es tragen sollte, angeheftet und mit Teufelsgestalten umgeben, so hatte der Verurtheilte den Flammentod zu erwarten, welche feierliche Hinrichtung Auto da Fe (s. d.) genannt

Digitized by Google

wurde. Dem Flüchtling war immer die Strafe der Hinrichtung bestimmt.

Die von den Spaniern und Portugiesen beherrschten Länder Amerikas und Ostindiens wurden gleichfalls unter die Aufsicht der Inquisition gestellt. Merico, Cartagena, Lima und Goa in Ostindien wurden durch sie ein Schauplatz blutiger Verheerungen. Nirgend aber haben sich die nachtheiligen Folgen der Inquisition auffallender geäußert, als in Spanien, wo sie die natürliche Entwickelung des Volks aufhielt und dasselbe geistig verkümmern ließ. Erst durch Napoleon wurde sie hier, wie auch in Italien, aufgehoben. Ferdinand VII. rief sie wieder ins Dasein, bis sie 1820 abermals aufgehoben wurde. Johann VI., König von Portugal und Kaiser von Brasilien, hob die Inquisition in allen seinen Besitzungen auf. Wenn Papst Pius VII. 1814 die Inquisition in Rom wiederherstellte und Gregor XVI. 1833 zu ihrer Wiedereinführung in Sardinien schritt, so lag dies im Interesse des röm. Stuhls, der in ihr ein Schutzmittel der vielfach angefochtenen Grundlagen der Kirche fand.

Ursprünglich bedeutet Inquisition Aufsuchung oder Unterstützung und man nennt daher Inquisitionsproceß diejenige Art des Criminalprocesses, bei welcher dem Richter übertragen ist, Alles zu untersuchen, was zur Feststellung und Erkenntniß des begangenen Verbrechens dienen kann, und den Angeklagten sowie die Zeugen zu verhören, um nicht allein Jenen zum Geständniß zu bringen, sondern auch durch die Übereinstimmung mit allen Nebenumständen und die Aussagen aller Zeugen die That nach ihrer Wahrheit darzustellen. Der diese Untersuchung führende Richter heißt dem Angeschuldigten gegenüber Inquirent, und der Angeschuldigte, so lange als das geschehene Verbrechen noch nicht soweit ermittelt ist, daß er durch richterlichen Ausspruch zur förmlichen Anklage für hinreichend verdächtig erklärt werden kann, Inculpat, nachher aber Inquisit. Das Verfahren beim Criminalprocesse in Deutschland erfodert, daß der Angeklagte von dem Richter nicht durch irgend welche Zwangsmittel, sondern nur durch die Macht der Wahrheit und die innere Anerkennung des begangenen Unrechts zum Eingeständniß des Verbrechens gebracht werde, während in Frankreich und England die Überführung des Angeklagten, ja wol gar die Wahrscheinlichkeit, welche aus der Untersuchung sich ergibt, hinreicht, um ein Strafurtheil zu begründen. Das deutsche Verfahren ist langsamer als das engl. und franz., aber jedenfalls der menschlichen Würde angemessener. (Vgl. Criminalrecht.)

**Insekten** (die), auch Kerbthiere oder Einschnittler genannt, bilden die sechste Thierclasse und zeichnen sich im Allgemeinen durch einen kalten, weißen Saft aus, welcher ihnen die Stelle des Bluts zu ersetzen scheint, durch zwei Fühlfäden und durch eingelenkige, hornartige Füße, deren sie der Regel nach sechs haben. Bei den meisten Insekten sind Kopf, Brust und Hinterleib durch, oft sehr tiefe, Einschnitte oder Kerben getrennt, und von diesem Umstande hat die ganze Classe den Namen. Merkwürdig sind ferner die Verwandlungsstufen, welche die meisten Insekten durchzumachen haben, ehe sie zu dem Zustande höchster Ausbildung kommen, in welchem sie erst im Stande sind, sich zu begatten und fortzupflanzen. Mit wenigen Ausnahmen, welche lebendige Junge zur Welt bringen, legen die Insekten Eier, aus denen die Larve, Made, Engerling oder Raupe auskriecht, die sich in eine Puppe oder Nymphe verwandelt, aus der endlich das vollkommene Insekt hervorgeht. Sämmtliche Insekten haben ein sehr kurzes Leben, ja einige leben nur wenige Stunden. Nach Linné werden die Insekten in sieben Ordnungen eingetheilt: 1) Käfer, lat. Coleoptera, mit zweihäutigen, zusammengefalteten Flügeln, welche unter zwei hornartigen Decken liegen; 2) Halbflügler, lat. Hemiptera, mit vier kreuzweise zusammengelegten, gerade ausgestreckten, meist zur Hälfte harten oder pergamentartigen Flügeln; 3) Schmetterlinge, Schuppenflügler, lat. Lepidoptera, mit vier fein geschuppten oder bestaubten Flügeln; 4) Netzflügler, lat. Neuroptera, mit vier netzförmigen, durchsichtigen Flügeln; 5) Hautflügler, lat. Hymenoptera, mit vier durchsichtigen geaderten Flügeln; 6) Zweiflügler, lat. Diptera, mit zwei unbedeckten Flügeln; 7) ungeflügelte, lat. Aptera. In neuerer Zeit hat man noch verschiedene Unterabtheilungen gemacht. Was die einzelnen Organe der Insekten betrifft, so geht ihnen zunächst der den Thieren höherer Gattungen eigenthümliche Knochenbau ab, sodaß ihr Körper Halt und Festigkeit nicht von Innen, sondern durch die äußere Bedeckung erhält. Diese ist daher in der Regel mehr oder weniger hart und oft noch mit panzerartigen Stücken, Decken von Haaren, Schuppen oder Federn versehen. Statt des Herzens haben die Insekten einen eigenthümlich gebauten, längs des Körpers liegenden Kanal, statt der Lungen eine große Menge von Luftröhren. Die Anzahl der Muskeln der Insekten ist zum Theil sehr groß, daher diese Thiere auch eine sehr große Kraft im Verhältniß zur Schwere ihres Körpers besitzen. Die ausgebildetsten Sinneswerkzeuge der Insekten sind die Augen, von denen man zwei verschiedene Arten unterscheidet, nämlich einfache und zusammengesetzte. Jene sind glatt und einzeln stehend, diese liegen an beiden Seiten des Kopfs und sind wie mit Facetten (kleinen, vielkantigen Flächen) zugeschnitten. Die einfachen Augen haben auch in ihrer Zusammensetzung mit den Augen der Säugthiere Ähnlichkeit, sind aber bei den verschiedenen Insekten verschieden. Bei den zusammengesetzten Augen bildet jede einzelne Facette ein besonderes Auge und ihre Anzahl ist sehr verschieden. Bei Blumenkäfern hat man über 25,000 Facetten an Einem Auge gezählt. Die Stubenfliege hat über 4000 Facetten im Auge. (Vgl. Fliege, wo ein solches Auge vergrößert abgebildet ist.) Die Augen der Insekten sind unbeweglich und die vielen Facetten müssen ihnen die Beweglichkeit ersetzen. Der Mund der Insekten ist sehr verschiedenartig gebildet. Andere Sinneswerkzeuge kann man nicht mit Gewißheit an ihnen nachweisen, obschon sie Geruch und Gehör, wenigstens zum Theil, zu haben scheinen, und höchst wahrscheinlich dienen die Fühler als Organe des Gehörs. — Die Lehre von den Insekten, die Insektenkunde oder Entomologie ist übersichtlich und vollständig von H. Burmeister „Handbuch der Entomologie" (2 Bde., Berl. 1832—35) bearbeitet worden. Wie von den übrigen Thierclassen, so hat man auch von den Insekten eigne Sammlungen, Insektenkabinette, angelegt, in denen die Insekten theils getrocknet und auf Nadeln aufgespießt, theils in Spiritus aufbewahrt werden. Auch die in Bernstein oder Kopal eingeschlossenen und die seltenen, versteinert aufgefundenen, vor-



Digitized by Google

welklichen Insekten werden in diesen Sammlungen aufgestellt. Berlin, Paris, Wien und Leyden haben die bedeutendsten öffentlichen Insektensammlungen.

**Insel** heißt jeder kleinere Landtheil, welcher ringsum von Wasser umgeben ist; die größern Landmassen bilden dagegen das Festland der Erde. Man pflegt anzunehmen, daß eine Insel höchstens zehn Grade der Länge und der Breite einnehmen dürfe, oder daß man, um sie zu umschiffen, höchstens einen Monat unterwegs zu sein brauche. Kleine Inseln werden auch Eilande und Inseln in Flüssen Werder oder Werth genannt. Mehre nahe beieinander liegende Inseln bilden zusammen eine Inselgruppe oder einen Archipel. Den Gesammtflächenraum aller Inseln der Erde berechnet man auf ungefähr 100,000 □M. Die Inseln sind Bergspitzen zu vergleichen, welche sich über den Grund des Meeres so weit erheben, daß sie bis über die Oberfläche des Wassers emporragen. Halbinsel heißt ein größtentheils vom Meere umflossenes, aber noch auf einer Seite mit dem Festlande zusammenhängendes Stück Land.

**Instanz** wird am häufigsten ein solcher Abschnitt in einem gerichtlichen Verfahren genannt, der nach Erlaß eines richterlichen Ausspruchs durch Appellation (s. d.) an ein höheres Gericht herbeigeführt wird. (Vgl. Gerichte.) Übrigens bedeutet Instanz im Allgemeinen einen Umstand, welcher zur Widerlegung oder wol auch zum Beleg eines allgemeinen Satzes beigebracht wird. In weiterer als in der oben angegebenen Bedeutung nennt man bei einem gerichtlichen Verfahren Instanz einen Abschnitt, der als Ganzes aus dem Ansuchen des einen Theils, der Vertheidigung des andern und der richterlichen Entscheidung zusammengesetzt ist. Wird von einem Processe der Kläger zurückgewiesen, ohne darum sein Recht zu verlieren, so wird eben dadurch der Beklagte von der Instanz entbunden. Im Criminalproceß heißt diejenige Absolution (s. d.) des Angeklagten, bei welcher derselbe wegen mangelnder Beweise sowol für Schuld als Unschuld nur vorläufig freigesprochen wird: Freisprechung von der Instanz. — Instanz thun bedeutet so viel, als um richterliche Verfügung bitten.

**Instinct** oder Naturtrieb ist das der thierischen Seele eigenthümliche Gefühl, durch welches die Thiere in ihren Verrichtungen bestimmt werden. Auch der Mensch hat Instinct, wie er eine thierische Seele hat; aber er besitzt auch zugleich einen vernünftigen Geist und dieser ist um so mächtiger in ihm, je höher gebildet der Mensch ist; daher tritt beim Menschen der Instinct um so mehr in den Hintergrund, je mehr derselbe wahrhaft gebildet ist. Es gibt gewisse Naturtriebe, welche allen Thieren gemeinschaftlich sind, namentlich der Trieb der Selbsterhaltung, welcher das Thier antreibt, Gefahren zu entfliehen oder sich gegen sie zu vertheidigen, der Trieb, Nahrung zu suchen und zwar die ihm eben zuträgliche Nahrung und der Geschlechtstrieb. Fast jede Thiergattung hat aber noch besondere Instincte, durch welche ihre eigenthümliche Thätigkeit bestimmt wird; so hat die Biene den Instinct, künstliche Wohnungen zu bauen und mit Honig zu füllen, der Hamster den Instinct, Wintervorräthe einzusammeln, die Spinne den Instinct, Fangnetze zu weben u. s. w. Man thut aber Unrecht, wenn man den Instinct und die höhern Geisteskräfte des Menschen einander schlechthin entgegensetzt, denn der Instinct lehrt dem Thiere, Das zu thun, was unter seinen Verhältnissen eben das Vernünftige und Verständige ist, und Verstand und Vernunft des Menschen unterscheiden sich wesentlich nur dadurch vom Instinct, daß sie ein Bewußtsein von Dem, was das Vernünftige und Verständige ist, enthalten. Der Instinct ist unfrei aber sicher, der menschliche Verstand frei, aber eben darum dem Irrthume ausgesetzt. Vom Thiere unterscheidet sich der Mensch dadurch, daß er sich über den Instinct zur Freiheit, zum Willen, zu erheben vermag. Es ist keine Frage, daß auch einige kluge Thiere den Instinct so auszubilden vermögen, daß sie sich dem menschlichen Verstande damit annähern; aber auch bei dem klügsten Thiere bleibt selbst da, wo es Überlegung zu äußern scheint, der Instinct immer das Vorherrschende, während der Mensch schon durch seine Leidenschaften zeigt, daß bei ihm der Instinct von der Willenskraft, auch wenn er sich thierischer Roheit annähert, beherrscht wird.

**Institut** bezeichnet im Allgemeinen jede Anstalt zu Erreichung eines bestimmten Zwecks. Vorzugsweise hat man Lehr- und Erziehungsanstalten Institute genannt. Das kön. Institut von Frankreich ist die Gesammtheit der gelehrten Akademien des Königreichs Frankreich in Paris. Nachdem nämlich allmälig mehre Akademien sich gebildet hatten (s. Franz. Kunst, Literatur und Wissenschaft) und diese sämmtlich in der Revolution 1792 untergegangen waren, wurde 1795 durch das Directorium ein Nationalinstitut (Institut national) errichtet, welches an die Stelle der alten Akademien trat, und von Napoleon 1803 eine neue Einrichtung erhielt. Napoleon selbst und alle ausgezeichneten franz. Gelehrten seiner Zeit waren Mitglieder dieses Instituts, welches 1814 den Beinamen des kaiserlichen (Institut impérial) erhielt und aus vier Classen: für Mathematik und Naturwissenschaften, für franz. Sprache und Literatur, für Geschichte und alte Literatur, für die schönen Künste bestand. Nach dem Sturze Napoleon's trat an die Stelle des kaiserl. das kön. Institut und 1816 wurde festgesetzt, daß die einzelnen Abtheilungen dieses Instituts den Namen der alten Akademien wieder annehmen sollten. Auf diese Weise wird das Institut nun gebildet durch 1) die franz. Akademie (Académie française); 2) die Akademie der Inschriften (Académie des inscriptions et belles-lettres); 3) die Akademie der Wissenschaften (Académie des sciences); und 4) die Akademie der schönen Künste (Académie des beaux-arts). Zu diesen Akademien ist nach der Julirevolution noch eine fünfte, die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften (Académie des sciences morales et politiques) gekommen. Die verschiedenen Akademien stehen unabhängig von einander da und genießen gemeinschaftlich nur die Protection des Königs und die Bibliotheken und Sammlungen. Sie bestehen theils aus wirklichen, theils aus Ehrenmitgliedern (académiciens libres), theils aus auswärtigen, theils endlich aus correspondirenden Mitgliedern und vertheilen jährlich Preise. So ertheilt die franz. Akademie jährlich 1500 Fr. für das beste im Laufe des Jahres eingegangene Werk der Poesie und Beredtsamkeit. Außerdem hat sie noch einen Preis von 10,000 Francs an Den zu geben, welcher im vergangenen Jahre die tugendhafteste Handlung ausgeübt hat, und einen ebenso großen für das beste Werk, welches zugleich der Sittlichkeit förderlich und allgemein verständlich geschrie-

n ist. Ähnliche Preise haben auch die übrigen Akademien ertheilen. Die wissenschaftlichen und sonstigen Leistungen r verschiedenen das Institut ausmachenden Akademien wer- n durch Memoiren bekannt gemacht.

**Instrument** heißt jedes Werkzeug, doch bezeichnet man mit esem Worte vorzugsweise die musikalischen Instrumente Werkzeuge zur Erzeugung der Musik) und unterscheidet die- ben je nach der Behandlung, welche sie zur Erzeugung der wünschten Töne erfahren müssen. Saiteninstrumente id solche, welche mit gespannten Saiten bezogen sind und lche man entweder, wie die verschiedenen Arten der Geige ie Violine, das Violoncelle, das Contraviolon), mit Bogen eicht (daher Bogen- oder Streichinstrumente), oder e die Guitarre und die Harfe mit den Fingern reißt, oder dlich, wie das Hackebret, das Clavier u. a. mit Klöppeln, ämmern u. dgl. anschlägt. Beim Clavier dient zum schnel- n und genauern Anschlagen eine Tastatur und es ist dasselbe her ein Tasteninstrument. Ein eigenthümliches Saiten- strument ist die Äolsharfe. Sie bildet den Übergang zu n Blasinstrumenten, bei denen aber die Töne nicht rch das Schwingen eines festen Körpers (einer Saite), ndern durch das Beben einer Luftsäule erzeugt werden. ierher gehört die Flöte, das Horn, das Fagott und andere nstrumente, welche mit dem Munde geblasen werden, so- e diejenigen, bei welchen, wie bei der Orgel, Blasbälge : Stelle des Mundes vertreten. Hier dient eine Tastatur, n den Zutritt der Luft in die Röhren zu reguliren. Die chlaginstrumente, wie Trommeln, Pauken, Becken, locken u. s. w. sind die unvollkommensten musikalischen nstrumente. Mitteninne, zwischen Saiten- und Blas- strumenten, steht das Brummeisen, die Mundharmonica, vie die Nagel- und Stahlhormonica. (S. Harmonica.) ier nämlich wird der Ton durch die Schwingungen eines etallstreifens oder Metallstäbchens erzeugt. Endlich gibt noch eine Classe von Instrumenten, welche man Reib- strumente nennen kann, bei denen, wie bei der Glas- ckenharmonica, der Ton durch Reibung erzeugt wird. — Instrument bezeichnet auch im juristischen Sprachge- auche eine unter den nöthigen Förmlichkeiten aufgenom- ne Urkunde.

**Intelligenz** ist Einsicht, im höhern Sinne Vernunftein- ht, daher ein vorzugsweises Eigenthum des Menschen und ar des gebildeten Menschen; denn jeder hat zwar Ver- nft, aber nur der Gebildete sieht die Vernunft ein. Die nschliche Intelligenz ist, da die Vernunft unerschöpflich ist, twährend im Steigen begriffen. Gott allein besitzt alle nsicht in der Vollendung, also vollkommene oder absolute telligenz. — In einem niedern Sinne spricht man von ntelligenzblättern und Intelligenzcomptoiren, lches öffentliche Blätter und Comptoire sind, durch welche achweisungen aller Art (Ankündigungen, Nachrichten) ver- eitet und auf Verlangen privatim ertheilt werden.

**Interdict** (das) ist eines der gewaltigsten Mittel gewe- ı, durch welches die Päpste ihre Macht über alle christ- hen Länder ausbreiteten und widerspenstige Fürsten und ölker unter ihre Herrschaft beugten. Dasselbe bestand näm- h in dem großen Bann, welcher über eine Stadt, eine egend oder ein Land verhängt wurde, entweder weil die Bewohner derselben oder weil ihr Fürst dem Papst sich mis- fällig gemacht hatten. Durch das Interdict wurde der Fürst gezwungen, nachzugeben, denn das Volk, welchem die Trö- stungen und Segnungen der Religion entzogen wurden, em- pörte sich gegen ihn. So lange nämlich das Interdict währte, war aller öffentlicher Gottesdienst untersagt, es durfte kein Sacrament verwaltet, keine Glocke geläutet wer- den, und heiligen Gegenständen, wie Crucifixen, Altären u. s. w. wurde die segenwirkende Kraft abgesprochen, auch durfte und konnte kein Priester Absolution ertheilen. Papst Gregor V. sprach 998 zuerst ein Interdict und zwar über Frankreich aus, um den franz. König Robert zu zwingen, sich von seiner im vierten Grade mit ihm verwandten Ge- mahlin zu trennen. Wenn das Interdict wegen eines Für- sten über ein Land ausgesprochen wurde, so ergriffen alle Unzufriedenen und Solche, die aus der öffentlichen Verwir- rung Vortheil zu ziehen hofften, die Gelegenheit, Unruhen zu bewirken, welches ihnen bei dem sie in Schutz nehmen- den Ansehen der Kirche leichtfallen mußte. Das Interdict mußte an Wirksamkeit verlieren, sowie das Ansehen der Kirche sank und konnte stets nur da seinen Zweck erreichen, wo die Geistlichkeit in strenger Abhängigkeit und Gehorsam an Rom hielt.

**Interesse** ist ein ursprünglich lat. Wort, welches „daran gelegen sein" bedeutet, daher bezeichnet man mit Interesse jeden sinnlichen und übersinnlichen Gegenstand, insofern er von dem Menschen erstrebt oder bezweckt wird. Man nennt Interessen die Zinsen, welche vom Entleiher an den Aus- leiher bezahlt werden, weil sie es sind, an welchem Dem gelegen ist, der sein Geld verborgt. Das, womit sich der Mensch als geistiges Wesen vorzugsweise beschäftigt, was er als vernünftiger Mensch will, also Religiosität, Sittlich- keit u. s. w., macht die höhern oder ewigen Interessen des Menschen aus, zum Unterschiede von den niedern, endlichen, welche sich auf sein irdisches Dasein beziehen. Auch das Verhalten des Menschen selbst gegen den von ihm erstrebten Gegenstand wird Interesse genannt, nämlich das Interesse des Menschen an der Sache. Interesse an etwas haben oder bei etwas interessirt sein heißt daher auch häufig nur so viel als in einer solchen Beziehung zu einer Sache oder einer Begebenheit stehen, daß man beim Erfolg derselben selbst betheiligt ist. Was im Menschen ein In- teresse, eine Theilnahme erregt, das ist für ihn interessant, und interessante Menschen sind daher solche, welche durch ihre großartige oder liebenswürdige Persönlichkeit Andern, die sie kennen lernen, Theilnahme einflößen. — Wer im rechtli- chen Sinne ein Interesse an etwas hat, d. h. zu seinem Nutzen oder Schaden dabei betheiligt ist, wird ein Interes- sent genannt. — Am gewöhnlichsten wird Interessen in der schon oben angegebenen Bedeutung gebraucht, nach welcher es gleichbedeutend mit Zinsen ist. Die Größe der Interessen hängt ab 1) von der Größe des sich verinteressirenden (d. h. die Interessen abwerfenden) Capitals; 2) von der Höhe der Procente, zu denen das Capital angelegt ist, und 3) von der Länge der Zeit, während welcher ein Capital ausgeliehen ist. Sind die eben angeführten Punkte bekannt, so lehrt die Interessenrechnung, aus ihnen den Be- trag der Interessen berechnen. Ebenso kann man aber auch

jeden der angegebenen drei Punkte aus den beiden andern und aus den Interessen berechnen. Die Interessen findet man, wenn man Capital, Procent und Zeit multiplicirt und das Product mit 100 dividirt. Die Größe des Capitals ergibt sich, wenn man das Product von 100 mit den Interessen durch das Product von Procent und Zeit dividirt. Die Procente, zu denen ein Capital ausgeliehen gewesen, berechnet man, indem man das Product aus 100 und den Interessen mit dem Product aus Capital und Zeit dividirt. Die Zeit endlich gibt das Product aus 100 und den Interessen dividirt durch das Product von Capital und Procent. Will man wissen, in welcher Zeit sich ein Capital verdoppelt, d. h. wann die von ihm gewonnenen Interessen dem Capital selbst gleich sind, so dividire man nur mit der Zahl, welche die Procente angibt, in 100. Hierbei ist aber vorausgesetzt, daß die erlangten Interessen nicht selbst alsbald immer wieder zu Capital gemacht werden und sich für die Folge verinteressiren. Ist dies Letztere der Fall, so ist das Capital **Zins auf Zins** angelegt und man muß die nicht mehr einfachen, sondern **zusammengesetzten Interessen** mit Hülfe der zusammengesetzten Interessenrechnung berechnen. Capitale, welche Zins auf Zins gelegt sind, gewähren zwar zur Zeit ihrem Besitzer gar keine Vortheile, vergrößern sich aber unglaublich schnell; daher in vielen Staaten die ausdrückliche, z. B. durch testamentliche Bestimmung festgesetzte Anlegung eines Capitals auf Zinses-Zinsen verboten ist.

**Interim** ist ein lat. Wort, welches „einstweilen, unterdessen" bedeutet. Das **augsburgische Interim** oder kurz nur das **Interim**, wird die vom Kaiser Karl V. in Bezug auf die Protestanten erlassene Verordnung genannt, in welcher festgesetzt wurde, wie es bis zur Entscheidung eines Conciliums mit Kirchenverfassung, religiösen Lehren und Gebräuchen in Deutschland gehalten werden sollte. Auf dem Reichstage zu Augsburg 1548 erhielt das Interim die Kraft eines Reichsgesetzes. Durch dasselbe wurde den protestantischen Geistlichen die Ehe und die Austheilung des Kelches beim Abendmahle nachgelassen, übrigens aber die Wiedereinführung der katholischen Kirchenformen verlangt. Das Interim kam jedoch niemals ganz in Kraft und durch den passauer Vertrag, 1552, sowie durch den Frieden zu Augsburg, 1555, erhielten die Protestanten eine ausgedehntere Religionsfreiheit. — Jeder nur vorübergehend, auf gewisse Zeit bis zu bestimmter bleibender Einrichtung bestehende Zustand wird ein **interimistischer**, und eine rechtliche Anordnung solch eines Zustandes wird ein **Interimisticum** genannt. Bei demselben wird, wenn es eine Streitsache betrifft, rechtliche Entscheidung vorbehalten, bei einer Verwaltungsangelegenheit spätere Bestimmung. Die streitenden Parteien können durch Vergleich, um nicht beide während des Rechtsstreits benachtheiligt zu werden, ein Interimisticum bewirken, aber auch die betreffenden Behörden können es erlassen.

**Interpretiren** heißt eine Schrift ihrem Sinne und Verstande nach erklären, und eine in dieser Beziehung gegebene Erklärung wird eine **Interpretation** genannt. Von größter Wichtigkeit ist die Interpretation der Gesetze, weil von ihr der Rechtszustand aller unter dem Gesetze Stehenden bedingt ist, und die Interpretation der Bibel, weil von ihr das religiöse Bewußtsein abhängt. Die verschiedenartige Interpretation der Bibel, indem entweder der Inhalt derselben verkannt, oder gewaltsam ein fremdartiger Inhalt in sie hineingedrängt worden ist, hat zu den meisten Religionsstreitigkeiten und Ketzereien unter den Christen Veranlassung gegeben. Die Interpretation der h. Schrift hat man vorzugsweise **Exegese** und die Auslegekunst derselben als Wissenschaft **Exegetik** oder **Hermeneutik** (vgl. Hermes) genannt.

**Interpunction** heißt die in der Schrift eingeführte Bezeichnungsweise, um die geschriebene Rede so abzutheilen, daß sie auf unzweideutige Weise denselben Sinn ausdrückt, wie es geschehen wäre, wenn der Schriftsteller seine Rede mündlich vorgetragen hätte. Da man bei der lebendigen Rede die Unzweideutigkeit des Sinnes durch kürzere und längere Pausen, sowie durch Hebung und Senkung der Stimme ausdrückt, so erhalten hierdurch die Interpunctionszeichen die weitere Bedeutung der Lesezeichen. Die Alten hatten keine Interpunction in dem eben angegebenen Sinne, sondern diese ist erst in der christlichen Zeit aufgekommen und besonders nach der Erfindung der Buchdruckerkunst festgesetzt und allgemein angenommen worden. Anfangs hat man sich nur der Punkte (daher der Name Interpunction) bedient. Die jetzt allgemein eingeführten Interpunctionszeichen sind: 1) Das **Komma**, Strich oder Beistrich (,), welches die zu einem Hauptsatz gehörenden Neben- und Zwischensätze trennt, dieselben mögen nun als Sätze vollständig ausgedrückt oder als solche nur angedeutet sein. Aus dem eben angeführten Grunde werden auch einzelne Worte, welche zur Erläuterung eines Begriffs ohne weitere Verbindung eingeführt werden, zwischen Kommata gestellt und ebenso wird vor jedes Bindewort, auf welches ein mit ihm zusammengehöriges Zeitwort folgt oder hinzugedacht werden muß, ein Komma gestellt, das sich am Schlusse des so eingeführten Nebensatzes wiederholt, wenn nicht hier zugleich der Hauptsatz schließt und daher ein Punkt nothwendig wird. Folgen mehre Hauptworte aufeinander, ohne miteinander durch ein Bindewort verbunden zu sein, so setzt man gleichfalls ein Komma zwischen sie, und dasselbe beobachtet man wol auch bei unverbundenen Beschaffenheitswörtern. 2) Das **Semikolon**, der Strichpunkt oder Punktstrich (;), ist bestimmt, Vorder- und Nachsatz, wo diese scharf gegeneinander hervortreten, zu trennen; wird aber auch in längern Sätzen statt des Kommas gebraucht, um mehre Kommata als zusammengehörig zusammenzufassen. Auch 3) des **Kolons**, Doppelpunkts (:), bedient man sich zur Trennung des Nachsatzes vom Vordersatze, besonders dann, wenn jener als Folgerung, Ergebniß von diesem dargestellt werden soll. Vorzugsweise setzt man aber das Kolon vor wörtlichen Anführungen. 4) Das **Punktum**, der Schlußpunkt (.), steht am Schlusse eines jeden vollständigen Satzes, welcher keine directe Frage und kein Ausruf ist. Mehre Punkte (...) zeigen an, daß der Satz unterbrochen oder abgebrochen ist, welches jedoch auch durch Gedankenstriche (— —) angedeutet werden kann. Man bedient sich endlich des Punktums als Zeichen der Abkürzung einzelner Worte und um Ziffern als Ordnungszahlen zu bezeichnen. 5) Das **Fragezeichen**, der Fragepunkt (?), steht am Schlusse einer directen Frage. Ein in Klammern eingeschlossenes, mitten in die Rede

Digitized by Google

in welcher gar keine Frage stattfindet, eingeschobenes Fragezeichen zeigt an, daß hierbei dem Schriftsteller ein Zweifel aufgestoßen sei. 6) Das Ausrufungszeichen, Rufzeichen (!), steht nach ganzen Sätzen, sowie nach einzelnen Worten, welche einen Ausruf enthalten. Auch pflegt wol der Schriftsteller durch ein in Klammern eingeschlossenes, zwischen die Rede geschobenes Ausrufungszeichen, die Aufmerksamkeit des Lesers herauszufodern. 7) Das Theilungszeichen, Trenn- oder Bindezeichen (= oder -), zeigt an, daß zwei Sylben oder Worte, welche ein zusammengesetztes Wort bilden, zusammengehören, wenn sie auch aus irgend einem Grunde getrennt werden mußten. 8) Die Parenthese oder das Einschließungszeichen, welches gewöhnlich mit () oder [], oder auch —— angedeutet wird, schließt einen mit dem Hauptsatz in keiner Redeverbindung stehenden Zwischensatz ein. 9) Der Gedankenstrich (—) fodert außer bei seinen schon angegebenen Anwendungen den Leser auf, einen nahe liegenden Gedanken zu fassen, den auszusprechen überflüssig, bedenklich oder unmöglich ist. 10) Das Anführungszeichen, Citationszeichen („"), führt die Rede eines Andern, Büchertitel und dgl. ein und aus. 11) Der Apostroph, das Abkürzungszeichen ('), endlich wird gesetzt, um die Weglassung eines Vocals, besonders des e oder i, zu bezeichnen.

**Intervall** bezeichnet im Allgemeinen „Zwischenraum, Abstand" und wird vorzugsweise in der Musik zur Bezeichnung des Abstandes gebraucht, in welchem zwei Töne in Bezug auf ihre Höhe voneinander stehen. Der Ton verdankt bekanntlich seine Entstehung den Schwingungen, welche ein erschütterter (tönender) Körper macht, und je größer die Anzahl der in einer gewissen Zeit von dem Körper gemachten Schwingungen ist, desto höher ist der von ihm erzeugte Ton. Die Intervalle lassen sich folglich durch das in den möglichst kleinsten Zahlen ausgedrückte Verhältniß der Schwingungen, welche den betreffenden Tönen entsprechen, ausdrücken. — Einklang findet zwischen zwei Tönen von gleicher Höhe statt; die Tonverhältnisse theilt man aber in consonirende und dissonirende. Zu den erstern gehören diejenigen, welche sich durch sehr einfache Zahlenverhältnisse ausdrücken lassen, so nämlich, daß in diesen Ausdrücken nur die Zahlen 1 bis 6 und deren Verdoppelungen vorkommen, während dissonirende Tonverhältnisse weniger einfach sind.

**Intervention** ist Einmischung, namentlich die der Staaten in die Angelegenheiten anderer Staaten, welche entweder darum stattfindet, weil in den andern Staaten Ereignisse vor sich gehen, durch welche das Interesse der sich einmischenden, intervenirenden, Staaten gefährdet ist, oder darum, weil der sich einmischende Staat die in einem andern Staate herrschenden Unruhen, Parteikämpfe u. s. w. benutzen will, um seinen eignen Vortheil zu verfolgen. Die erste Art der Intervention erscheint im Allgemeinen als rechtlich, die zweite als unrechtlich; doch wird sich eine Intervention immer nur insofern rechtfertigen lassen, als der intervenirende Staat nicht weiter geht, als nöthig ist, um die Verletzung seiner Rechte zu verhindern.

**Intestaterbfolge** ist die gesetzlich festgesetzte Erbfolge (s. Erbrecht), welche jedesmal eintritt, wenn der Erblasser ohne Hinterlassung eines Testaments gestorben ist. Die Gesetze, welche in den verschiedenen Staaten über die Erbfolge bestimmen, weichen vielfach voneinander ab. Nach dem röm. Rechte sind die Familienglieder in folgender Ordnung zur Erbschaft berufen: 1) die ehelichen Kinder und Nachkommen nach Stämmen; 2) die Ältern, Großältern u. s. w. mit den vollbürtigen Geschwistern und Geschwisterkindern (nicht Enkeln); 3) die Halbgeschwister mit ihren Kindern; 4) die entferntern Verwandten väterlicher und mütterlicher Seits ohne Unterschied, nach der Nähe des Grades. Von diesem in Deutschland geltenden gemeinen Rechte machen die besondern Gesetze einzelner Länder und die eheliche Gütergemeinschaft, wo sie eingeführt ist, Ausnahmen. Nach dem preuß. Allgemeinem Landrecht gilt da, wo Provinzialgesetze nicht anders bestimmen, folgende Erbfolge: 1) die Descendenten (Kinder und Kindeskinder); 2) die Ältern; 3) die vollbürtigen Geschwister und deren Abkömmlinge; 4) die halbbürtigen Geschwister; 5) die übrigen Seitenverwandten nach der Nähe des Verwandtschaftsgrades. Nach der sächs. Intestaterbfolge, durch welche alle Ortsstatuten und Gewohnheiten aufgehoben werden, werden nur vier Classen unter den zur Intestaterbfolge berechtigten Blutsverwandten unterschieden: 1) die Descendenten (Abkömmlinge); 2) die Ascendenten (Ältern, Großältern u. s. w.); 3) die Geschwister und ihre Abkömmlinge und 4) die übrigen Abkömmlinge. Die östr. Gesetze unterscheiden mehre Linien, welche nacheinander zur Erbschaft berufen werden. Zur ersten Linie gehören Alle, welche sich unter dem Erblasser als ihrem Stamme vereinigen (die Kinder und deren Nachkömmlinge); zur zweiten Linie des Erblassers Vater und Mutter, Geschwister und deren Nachkömmlinge; zur dritten Linie die Großältern und deren Nachkommen; zur vierten Linie die Urgroßältern und deren Nachkommen u. s. w.

**Intrigue** nennt man eine absichtlich bewerkstelligte Verwickelung und Verwirrung der Verhältnisse und der in ihnen befangenen Personen, um gewisse, auf geradem Wege nicht wohl erreichbare Zwecke durchzusetzen. Die Intrigue heißt unschuldig, wenn durch dieselbe Niemand in seinem Rechte verletzt wird, ist jedoch vom streng moralischen Standpunkte stets verwerflich, weil die in die Intrigue hineingezogenen Personen stets ihrer Freiheit im Handeln insofern beraubt werden, als ihnen die Dinge in einem falschen Lichte gezeigt werden. Da bei der Intrigue häufig komische Misverständnisse vorkommen, so ist dieselbe von Dichtern besonders in Lustspielen benutzt worden, und man nennt ein Stück, in welchem die Intrigue der Hauptgegenstand der Darstellung ist, ein Intriguenstück; wogegen ein Drama, in welchem es dem Dichter vorzugsweise auf Darstellung und Durchführung interessanter Persönlichkeiten ankam, ein Charakterstück genannt wird.

**Invaliden** heißen die im Kriegsdienste verwundeten und dadurch oder wol auch durch Krankheiten zum fernern Militairdienst untauglich gewordenen Soldaten, welchen man zu allen Zeiten unter den gebildeten Völkern ehrenvolle Sorge hat zu Theil werden lassen, insofern sie sich für das Beste ihres Volks und Staats zum Opfer gebracht haben. Schon die Griechen und Römer sorgten für ihre Invaliden, noch mehr aber ist man in neuern Zeiten auf ihre ehrenvolle Verpflegung bedacht gewesen. Man hat ihnen entweder noch leicht von ihnen zu verwaltende Ämter übertragen und sie bei der Bewerbung um dieselben andern Bewerbern vorgezogen, oder hat sie, in Compagnien abgetheilt, zum leichtern militai-

Digitized by Google

rischen Dienst behalten, oder endlich in sogenannte Invalidenhäuser aufgenommen und hier verpflegt und beköstigt. Das erste Invalidenhaus ließ der franz. König Ludwig XIV. zu Paris 1669 aufführen. Es ist ein prachtvolles Gebäude, welches in der Vorstadt St.-Germain steht und in dem 500 Offiziere und 3000 Gemeine verpflegt werden. Noch großartiger ist das Invalidenhaus für brit. Seeleute zu Chelsea. Zu Berlin hat 1748 Friedrich der Große ein Invalidenhaus mit der Inschrift: „Laeso et invicto militi" (d. h. dem verwundeten und unüberwundenen Krieger) erbauen lassen.

**Inventārium**, Verzeichniß des Vorgefundenen, wird ein genaues Verzeichniß aller derjenigen beweglichen Gegenstände genannt, welche zur Verlassenschaft eines Verstorbenen gehören, oder welche bei Übernahme eines ererbten, erkauften oder gepachteten Gutes u. dergl. mit übernommen werden. Die Kaufleute pflegen ein ähnliches Verzeichniß aller eben bei ihnen vorhandenen Waaren alljährlich anzufertigen, welches auch Inventur genannt wird. Erben genießen das beneficium inventarii, wenn sie zu rechter Zeit ein gehöriges Verzeichniß der Sachen des Erblassers aufnehmen, d. h. sie brauchen die Erbschaftsschulden nur bis zum Betrage der übernommenen Erbschaft zu bezahlen.

**Inverary** ist ein kleines Städtchen in der schot. Grafschaft Argyle, welches durch das bei ihm liegende schöne, unten abgebildete Schloß merkwürdig ist. Dasselbe gehört dem Herzog von Argyle, ist ganz im gothischen Style gebaut und hat an jeder seiner vier Ecken einen mächtigen runden Thurm. Eine von oben erleuchtete Waffenhalle, schöne und reiche Bibliotheksäle, ein Speisesaal mit wohlerhaltenen Malereien aus den Bädern des Titus, ein Prachtsaal mit herrlichen Tapeten zieren das Innere des Schlosses. Zu diesem gehört ein schöner und von vielem Hochwilde bevölkerter Thiergarten.

**Io** war eine Tochter des Inachus, ersten Königs von Argos, und eine Geliebte des Jupiter. Die eifersüchtige Juno bemerkte die Untreue ihres Gemahls und dieser, um die Geliebte der Rache der Göttin zu entziehen, verwandelte sie in eine Kuh. Doch Juno erkannte sie auch in dieser Gestalt und erbat sie vom Jupiter zum Geschenk, der diese Bitte nicht abschlagen durfte, ohne sich zu verrathen. Hierauf ward der hundertäugige Argus von der Juno zum Wächter der J. bestellt. Mercur, im Dienste des Jupiter, schläferte mit seiner Flöte den Argus ein und tödtete ihn. Nun aber machte Juno die unglückliche Kuh rasend, welche durch Land und Meere schweifte und erst in Ägypten Ruhe fand, wo ihr Jupiter wieder menschliche Gestalt ertheilte und sie den Epaphus oder den Apis gebar. Die Griechen erzählten, daß sie hierauf von den Ägyptern als Isis (s. d.) göttlich verehrt worden sei.

**Iōd**, Jodine oder Jode ist der Name eines chemisch einfachen Stoffes, welcher 1811 von Courtois entdeckt und von seiner blaugrauen Farbe, sowie von seiner Eigenschaft, in der Hitze in schönen violetten Dämpfen sich zu verflüchtigen, nach dem griech. Worte ion, d. h. Veilchen, benannt worden ist. Man findet es in mehren Seegewächsen, Fucus- und Aloearten, im Badschwamme, in einem mexican. Mineral und in verschiedenen Salzwassern. Gewöhnlich gewinnt man das Jod aus dem Kelp oder der Varech-Soda, in welche sie durch die Seegewächse kommt, aus denen die Soda bereitet wird. Das reine Jod bildet eine dunkel blaugraue, metallisch glänzende, blätterige, feste Masse. Man bedient sich seiner in der Medicin theils äußerlich

theils innerlich gegen Hautausschläge verschiedener Art, Skropheln, Geschwülste u. s. w. Mit Stärke gibt das Jod eine schöne blaue Farbe.

**Jōnische Inseln** (die) oder die Siebeninseln-Republik, ist ein seit 1815 gegründeter Staat, der aus sieben größern und mehren kleinern Inseln besteht, welche zusammen einen Flächenraum von etwa 47 □M. besitzen und an den Küsten Albaniens, Livadiens und des Peloponnes (Morea) liegen. Die größern Inseln sind: Korfu (im Alterthume Corcyra), Paro, Santa Maura (das alte Leukadia), Zante (ehemals Zakynthus), Cefalonia, Theaki (das alte Ithaka) und Cerigo (sonst Cythera). Alle diese Inseln tragen Berge, welche in Cefalonien bis zu 5000 F. sich erheben, haben wenig Holz und wenige Quellen, sind jedoch in den Ebenen und Thälern fruchtbar. Hier gewinnt man Weine, Rosinen, Corinthen, Oliven, schönes Obst, Südfrüchte, Reis, Kermes und Baumwolle. Auch Honig, Seesalz, Schwefel, Erdpech, Steinkohlen und Marmor werden gewonnen. An Getreide aber ist Mangel. Das Klima ist schön, aber Orkane und Erdbeben suchen oft die Inseln heim. Ursprünglich bildete jede der schon in frühen Zeiten bewohnten Inseln einen eignen Staat, bis Alexander der Große und nachmals die Römer sich derselben bemächtigten. Nachdem sie längere Zeit einen Theil des byzantinischen Kaiserreichs gebildet hatten, nahm sie im 13. Jahrh. Neapel und im 14. Jahrh. Venedig in Besitz, welches sie gegen die Türken behauptete. Als Venedig 1797 den Franzosen in die Hände fiel, hatten die Inseln ein gleiches Schicksal, bis Russen und Osmanen sie 1799 eroberten und 1800 der russ. Kaiser Paul aus ihnen die Republik der sieben vereinigten Inseln bildete. Sie hatten ihre eigne Regierung und sollten unter dem Schutze der Pforte stehen. Aus innern Wirren ging 1803 eine neue Verfassung hervor und diese bestand bis 1807, wo die Franzosen sich der Insel abermals bemächtigten, aber nur Korfu behaupteten. Endlich wurden die Inseln als Vereinigter Staat der ionischen Inseln durch Rußland und England 1815 unter brit. Schutz gestellt. Ein von England eingesetzter Lord Obercommissair leitet den Staat, eine Volksversammlung von 40 Deputirten hat die gesetzgebende Gewalt, die ausübende ein aus sechs Mitgliedern bestehender Senat, welcher in Korfu (s. d.) seinen Sitz hat. Die 175,000 Einwohner sind in 6 Städte, 17 Marktflecken und 375 Dörfer vertheilt und sind bis auf 8000 Italiener, 860 Briten und 5500 Juden griech. Stammes, sprechen auch ein unreines Griechisch und bekennen sich, bis auf 35,000 Katholiken, zur griech. Kirche. Ihre Hauptnahrungszweige sind Ackerbau, Viehzucht, Bienenzucht, Fischerei, Seidenbau, Ölbau und Handel. Sie haben viele Schulen, darunter zwei Gymnasien und eine 1823 gestiftete Universität zu Korfu.

**Ipekakuanha**, Brechwurzel, auch brasilische Wurzel wird die Wurzel eines niedrigen, halb strauchartigen Gewächses in Brasilien genannt. Um 1648 wurde dieselbe durch Piso zuerst in Europa bekannt, vom Jahre 1686 an häufiger angewendet und 1690 von Ludwig XIV. noch als ein Geheimmittel erkauft. Erst 1801 ward die Mutterpflanze der echten Ipekakuanha durch Brotero bekannt; denn es gibt verschiedene Arten, die von verschiedenen Gewächsen stammen und nur durch die Ähnlichkeit der Wirkungen von den eingeborenen Brasiliern den gemeinschaftlichen Namen erhalten haben. Nach Deutschland wurde die Wurzel erst 1705 durch Leibnitz und Wedel eingeführt. Sie ist das zuverlässigste Brechmittel, ohne dabei den Magen und Darmkanal zu schwächen und ohne Durchfall zu erregen. Diese eigenthümliche Wirksamkeit verdankt sie einem besondern Stoffe, dem Emetin. Unvorsichtig gebraucht, kann sie höchst schädlich werden.

**Iphigenia** hieß die Tochter des Königs Agamemnon, welcher die Griechen gegen Troja führte, und der Klytämnestra, und sollte zu Aulis, wo die Griechen durch eine Windstille von der Überfahrt nach Asien zurückgehalten wurden, der dem Agamemnon zürnenden Diana geopfert werden. Um ihre Auslieferung von der Mutter zu erlangen, hatte man vorgegeben, sie solle dem Achilles vermählt werden. Schon stand die schöne Jungfrau an dem Altare, schon zückte der Opferpriester das Messer nach ihrer Brust, stieß und traf — eine Hindin, deren Blut sich auf den Altar ergoß. Diana hatte sich der Jungfrau erbarmt und sie in einer Wolke nach Tauris entführt in ihr Heiligthum. Hier mußte sie der Göttin als Priesterin dienen und ein blutiges Gesetz befahl, daß sie jeden anlandenden Fremden der Diana opfern mußte. Orestes, der I. unglücklicher Bruder, welcher den Mord des Vaters an der ehebrecherischen Mutter blutig gerächt hatte, kam, getrieben von den ihn als Muttermörder verfolgenden Furien, nach Tauris, um in Begleitung seines Freundes Pylades zu seiner Sühnung, einem Orakel gemäß, das Bild der Diana zu entwenden. Aber er wurde ergriffen und in den Tempel geschleppt, um von I. geopfert zu werden. Diese aber erkannte den Bruder und stand ihm nun selbst beim Raube der Statue Diana's bei, mit welcher sie nach Griechenland entflohen. Auf der Insel Leuke soll I. unsterbliche Jugend erhalten haben und, als Orilochia vergöttert, auch noch dem Schatten des Achill vermählt worden sein. Goethe hat I. zum Gegenstande eines herrlichen Dramas genommen und Gluck zwei berühmte, ihren Namen tragende Opern componirt.

**Irenäus**, ein christlicher Kirchenlehrer, stammte aus Kleinasien und wurde von Polykarpus, einem Schüler des Apostels Johannes, im Christenthume unterrichtet. Im Jahre 177 wurde I. Bischof zu Lyon. Seine vielseitige gelehrte Bildung und große Frömmigkeit erwarben ihm großes Ansehen, sodaß sich selbst der röm. Bischof in kirchlichen Streitigkeiten seines Raths bediente. Als Schriftsteller spricht I. mit vielem Eifer für die Auffassung des Christenthums nach dem einfachen Wortsinn der h. Schrift und verwirft alle mit demselben in Verbindung gebrachten Meinungen der Philosophen als Ketzereien und schrieb gegen dieselben. Er starb 202.

**Irēne**, ausgezeichnet durch Verstand, Schönheit und Lasterthaten, war aus Athen gebürtig und seit 769 die Gemahlin des griech. Kaisers Leo IV., nach dessen 780 erfolgtem Tode sie von der mächtigen Partei der Geistlichen und Mönche unterstützt, mit ihrem minderjährigen Sohne Konstantin VI. zur Herrschaft gelangte. Sie benutzte ihre Gewalt zum großen Nachtheil des Reichs nur zur Befriedigung ihrer Herrschsucht und Eitelkeit. Zwar bemühte sie sich, die Fortschritte Karl's des Großen in Italien, wo sie gegen ihn 788 eine Schlacht verlor, aufzuhal-

Digitized by Google

ten, stürzte aber das Reich in Kämpfe und Unruhen, indem sie gleich gewaltsam und listig die schon von drei Kaisern bekämpfte Verehrung der Bilder auf der Synode zu Nicäa einführte. Als ihr Sohn Konstantin endlich selbst herrschen wollte und sich nicht mehr von ihr bestimmen ließ, bemächtigte sie sich verrätherisch seiner Person und ließ ihm im kais. Palast, während er schlief, die Augen ausstechen. J. herrschte nun allein, unbekümmert um des Reiches Noth, in welches die Feinde einfielen und bis zu den Thoren der Hauptstadt drangen, und wurde ihrer verschwenderischen Freigebigkeit und ihres frommen Eifers wegen von dem Volke und den Geistlichen bewundert und als eine Heilige verehrt, bis sie 802 durch einen Nebenbuhler vom Throne gestoßen und auf die Insel Lesbos verwiesen ward, wo sie 803 starb.

**Iridium** oder **Irid** ist ein edles Metall, welches 1803 von Tennant im rohen Platina aufgefunden, bis jetzt aber erst als ein graues Pulver erhalten worden ist, welches selbst in der stärksten Hitze, die man künstlich zu erzeugen vermag, nur wenig schmelzbar ist und dann eine silberweiße Farbe und Metallglanz annimmt. Es ist ungefähr 20mal so schwer als Wasser und löst sich in keiner Säure, selbst nicht in Königswasser auf. Nur in Verbindung mit andern Metallen wird es von der letztgenannten Flüssigkeit gelöst. Das Iridium gibt die schönste schwarze Porzellanfarbe.

**Iris**, des Thaumas und der Elektra Tochter, galt den Griechen und Römern für eine Dienerin des Jupiter und der Juno. Schnell wie der Wind flog sie einher, um die Aufträge der obersten Götter zu vollziehen, und löste die Seelen sterbender Frauen, wie Mercur die der Männer, und führte sie in die Unterwelt. Ihr sinnlich erscheinendes Bild war der Regenbogen, daher bildete man sie auch ab als eine schöne Jungfrau mit goldenen Flügeln und bunten, prächtigen Gewändern, von einem Regenbogen überwölbt oder das Haupt von einem in den Farben des Regenbogens schimmernden Nimbus umgeben. — **Iris** heißt auch der farbige Ring in dem Auge, und gewisse in Regenbogenfarben spielende Quarze und Krystalle werden **Irissteine** genannt.

**Irland**, von seinen Bewohnern, den **Iren**, auch **Erin** genannt, die zweite der großen brit. Inseln, ist östl. von dem irischen Meere, auf den übrigen Seiten von dem atlant. Oceane umflossen, von Großbritannien aber durch den St.-Georgskanal getrennt, und umfaßt einen Flächenraum von 1540 □M. Auf der Ostseite senkt sich die Küste in sanften Abhängen, im W. und S. ist sie zerrissen und in Buchten und Vorgebirge auslaufend, während ein Theil der Nordküste von hohen Basaltklippen umschlossen ist, die mit den mächtigen 400 F. hohen Säulen des Riesendamms weit in das Meer hinausragen. Die Küste hat überall zahlreiche und bequeme Häfen. Die Bodenfläche bildet eine reizende Abwechselung von Ebenen und Hügeln, die nur selten zu hohen Bergen sich erheben. Eine ausgedehnte Ebene zieht sich durch die Mitte des Landes von O. nach W. Der gebirgigste Theil ist die westl. Hälfte der Insel, aber auch hier bilden die Berge mehr einzelne Gruppen und zum Theil wilde Felsenmassen als große zusammenhängende Ketten. Die bedeutendsten Höhen sind im südwestl. Theile der Grafschaft Kerry und in Connaught, der Macgillicaddy und der Croagh Patrick, beide über 3000 F. hoch. Der Shannon, der größte Fluß, entspringt in Connaught, durchströmt die Insel in einer Länge von beinahe 40 M., ist meist überall schiffbar und ergießt sich in einem weiten Busen in das Meer. Von den übrigen Flüssen sind die ansehnlichsten der Barrow, der Boyne, der Foyle, der Bann. Die zahlreichen Seen sind theils Süßwasserseen, theils Seearme. Unter jenen sind die bedeutendsten der Lough Neagh, der größte Landsee in den brit. Inseln, der gegen sechs M. lange Lough Erne, beide im nördl. Theile der Insel, und die drei Killarneyseen mit reizenden Umgebungen im Süden. Der Boden der Insel ist im Ganzen fruchtbar, besonders in den mittlern Theilen und im S., obgleich er nur dünn auf felsigem Grunde liegt; aber das bei den vorherrschenden westl. und südwestl. Winden gemäßigte Klima und die Feuchtigkeit der Atmosphäre erhöhen die Fruchtbarkeit des Landes. Der Flächenraum des Bodens wird auf mehr als 19 Mill. Morgen geschätzt. Eine Eigenthümlichkeit des Bodens sind die ausgedehnten Moore, die mehr als 2,300,000 Morgen bedecken und nicht, wie in England, flach sind, sondern zu Höhen ansteigen. Sie sind ein großes Hinderniß des Anbaues, obgleich ein ansehnlicher Theil der hochliegenden Moore ausgetrocknet werden kann. Man theilt sie in Grasmoore, die zum Theil im Sommer beweidet werden, in unzugängliche Sumpfmoore, welche zuweilen, wenn das Wasser unter ihnen anschwillt, sich fortbewegen, in seichte, mit Schilf und Rohr bewachsene Seen und Torfmoore. Von den großen Wäldern, mit welchen die Insel vor Zeiten bedeckt war, sieht man nur noch Überreste. Fast alle in Großbritannien lebenden Thiere gibt es auch in J.; aber merkwürdig ist es, daß Frösche und Elstern bis zu Anfange des 18. Jahrh. unbekannt waren, und noch jetzt sind Kröten, Schlangen und Maulwürfe auf der Insel nicht heimisch. Rothwild ist jetzt selten. Eigenthümlich ist der Insel der Wolfshund oder irische Windhund, der gegen vier F. hoch ist. Die einheimischen Pferde sind klein, aber dauerhaft. Der ursprüngliche Rindviehstamm ist fast ausgestorben und der jetzt einheimische aus England eingeführt. Das einheimische Schaf mit baurigem Vließ ist jetzt selten und durch Kreuzen mit dem engl. Stamme ein anderer langwolliger entstanden. Ein merkwürdiger Überrest der Urwelt ist das fossile Elenthier, das man häufig in Mergelschichten unter dem Torf findet. Seine ungeheuren Geweihe messen über zehn F. von einer Spitze bis zur andern, und ein Horn ist von der Spitze bis zur Wurzel über 5 F. lang. Die Insel erzeugt einige seltene Pflanzen, die nur im südl. Europa heimisch sind, wie den Erdbeerbaum; andere, die man fast nur in den Alpen und in den Pyrenäen findet; noch andere, deren eigentliche Heimat das nördl. Amerika und Grönland ist, und einige Kryptogamen, die fast nur im südl. Europa und in den Tropengegenden Amerikas wachsen. Unter den Getreidearten sind Weizen und Gerste erst in neuern Zeiten angebauet worden; Hafer ist die Hauptfrucht, die häufig ausgeführt wird, und die Kartoffel fast die einzige Nahrung der ärmern Volksclassen. Außer Granit, der meist das Grundgebirge bildet, sind verschiedene Arten von Kalk- und Sandstein häufig. In vielen Gegenden wird Marmor gebrochen, der schönste in Kilkenny. Der Basalt, der sich von der Mündung des Carricfergus bis zum Lough Foyle und in das Innere der Insel bis zum Lough Neagh verbreitet, gehört wegen der Regelmäßigkeit und Mannichfaltigkeit der Säulenbildungen zu den Naturmerkwürdigkeiten J.'s. Mehre Gegenden liefern

Digitized by Google

...methyst, Jaspis und andere edle Steine. Gold war in äl-...ern Zeiten häufig, doch wahrscheinlich ward es, wie noch ...etzt, mehr in einigen Bergströmen als in Erzgängen gefun-...en. Spätere Versuche, das Gold bergmännisch zu gewin-...nen, mußten wieder aufgegeben werden; denn obschon man ...icht unbedeutende Mengen dieses edlen Metalls gewann, so ...waren doch die Kosten des bergmännischen Betriebs im Ver-...hältniß zu bedeutend. Silber ward in frühern Zeiten häufig ...n den Bleiminen im nördl., westl. und südl. J. gefunden, ...ber diese reichen Gruben wurden im 17. Jahrh. zerstört. ...Jetzt wird nur noch in zwei Gruben auf Blei gebaut. Kupfer ...indet man in mehren Gegenden, vorzüglich aber in der ...Grafschaft Cork in einer der reichsten, erst 1812 entdeckten ...Grube und in Wicklow; es wird aber wegen des Mangels ...n Brennmitteln meist nach Swansea in Wales zum Schmel-...en geschickt. Eisen ist sehr häufig; doch sind von den im 16. ...nd 17. Jahrh. gangbaren Gruben nur noch wenige übrig. ...Die Steinkohlen, die sich in verschiedenen Gegenden finden, ...ind nicht so gut als die engl. und schot., die zu Bestrei-...ung des einheimischen Bedarfs eingeführt werden. Die Volks-...menge ist fortwährend im Steigen begriffen und betrug 1835 –37 7,943,900, von denen drei Viertheile Katholiken sind.

Die Bewohner der Insel sind größtentheils arm, nur ...n dem betriebsamen Ulster sind sie in einer günstigern ...Lage. Tagelöhner und selbst kleine Pachter leben in Un-...wissenheit und Elend, die geringern Landleute wohnen in ...rmseligen Lehmhütten, die sie mit ihren Hausthieren theilen, ...nd bauen auf ihren kleinen Äckern Kartoffeln, Hafer und ...Flachs. Auch unter Druck und Noth zeigt sich der Charak-...er, durch den sich das Volk von den Engländern auszeichnet: ...eine Lebhaftigkeit, seine größere geistige Empfänglichkeit, sein ...Hang zur Geselligkeit, aber auch seine geringere Festigkeit ...nd Selbstbeherrschung und andere Züge, die in der durch ...ie unglücklichen Schicksale des Landes gehemmten Volksbil-...ung ihre Wurzel haben.

Die Phönizier und Karthager hatten auf ihren Reisen ...ach den brit. Inseln wahrscheinlich auch J. besucht und ...ielleicht Ansiedelungen auf der Küste gegründet. Die durch ...ire Seefahrer verbreiteten Nachrichten gingen auf die Grie-...chen über, welche die Insel schon früh unter dem Namen ...Jerne kannten. Die in Britannien herrschenden Römer, die ...ur eine sehr dürftige Kenntniß derselben hatten, nannten ...e Hibernia. Sie wollten 82 Jahre n. Chr. von der West-...küste Schottlands hinüberschiffen und hofften, die Insel mit ...eringen Streitkräften besiegen zu können, als Kaiser Do-...mitian seinen tapfern Feldherrn Agricola aus Britannien zu-...rückrief. In den ersten Jahrh. n. Chr. ging selbst die frü-...er verbreitete dürftige Kunde von J. verloren und erst in ...er letzten Zeit der röm. Herrschaft in Britannien, zu An-...fange des 5. Jahrh., erscheinen die Irländer unter dem Na-...men Scoten, den sie noch lange nachher im Abendlande be-...hielten und später durch Ansiedler auf Schottland (s. d.) ...übertrugen. Die älteste Geschichte der Insel, nach den ein-...heimischen, erst seit dem 10. Jahrh. geschriebenen Chroniken, ...esteht aus Fabeln und abenteuerlichen Sagen. Die Galen, ...e vor Christus von dem Festlande nach Britannien zogen, ...evölkerten wahrscheinlich auch J. Die Irländer waren in ...Stämme getheilt, die meist nur von Viehzucht lebten, und ...ie Clanverfassung war in J., wie im schot. Hochlande (s. d.) die Grundlage des gesellschaftlichen Zustandes. Spä-ter bildeten sich aus dieser ursprünglichen gesellschaftlichen Verfassung die vier großen Landschaften Leinster, Munster, Connaught und Ulster, die unter eignen Fürsten standen und wie durch die natürliche Beschaffenheit, so auch durch die Sitten der Bewohner verschieden waren. Unter den unabhängigen Fürsten nahm zuweilen ein Übermächtiger den Königsnamen an. Erst nachdem Patrick aus Nordbritannien um 430 das Christenthum in J. eingeführt, ward es heller in der Geschichte des Landes. Er brachte die Neigung zum Mönchthume mit und die abgeschiedene, gegen die Kriegsstürme geschützte Insel war dem Gedeihen des Klosterlebens so günstig, daß sie bald ein berühmter Sitz mönchischer Gelehrsamkeit im Abendlande ward und irländische Mönche Pflanzschulen in Britannien stifteten und selbst auf das Festland übergingen, wo sie das Christenthum, besonders in den Vogesen, den Alpen und in Deutschland predigten und Klöster bauten, die nach ihren ursprünglichen Bewohnern Schottenklöster genannt wurden. Die wenigen Keime der Volksbildung, die das Christenthum in J. gepflanzt hatte, wurden erstickt, als im 8. Jahrh. die Normannen landeten, welche einen großen Theil der Insel unterwarfen und Ansiedelungen gründeten, die sich trotz allen Anstrengungen der Irländer im 10. und 11. Jahrh. an den Mündungen der schiffbaren Ströme auf der östl. und südl. Küste behaupteten. Während der steten Kämpfe mit den fremden Ansiedlern versanken die Irländer immer mehr in Roheit, und ihre Uneinigkeit erleichterte 1169 die Landung einiger engl. Kriegsanführer, die der vertriebene Fürst von Leinster gegen den Oberkönig zum Beistand aufgerufen hatte. Heinrich II., der auf einen Verleihungsbrief des Papstes sich stützte, kam 1171 mit einem Heere nach J. und befestigte die Eroberungen, die seine Lehnmannen gemacht hatten. Mehre irische Fürsten unterwarfen sich ihm und behielten die Herrschaft in ihren Gebieten, wo die alten gesellschaftlichen Einrichtungen fortdauerten, während die im östl. Theile der Insel angesiedelten Engländer in ihren Besitzungen als Lehnleute des Königs von England die bürgerlichen Verhältnisse ganz nach den Gesetzen ihres Vaterlandes ordneten. Dieses Gebiet der engl. Ansiedler wurde der Bezirk oder die Mark genannt. Der irische Oberkönig mußte sich endlich 1175 dem Könige von England unterwerfen und zinspflichtig werden. Der König von England verlieh seitdem mehren engl. Rittern ansehnliche Güter in dem südl. und westl. Theile der Insel, die noch im Besitze irischer Häuptlinge waren, wodurch die Fremden ein steter Gegenstand des Hasses wurden.

In den nächsten Jahrh. wurde daher J. durch blutige Fehden zerrüttet. Nach und nach wurden zwar Verbindungen zwischen den Urbewohnern und den fremden Ansiedlern geknüpft, aber bei den verkehrten und eigennützigen Grundsätzen, welche die Eroberer in der Verwaltung des Landes nie verleugneten, konnte es nicht zu einer innigen Verschmelzung beider Stämme kommen. Als um die Mitte des 13. Jahrh. mehre irische Häuptlinge, welche die Vorzüge der bürgerlichen Einrichtungen der Engländer erkannt hatten, um die Rechte engl. Unterthanen baten und der König ihr Verlangen gewähren wollte, wirkten die eigennützigen engl. Ansiedler seinen Absichten entgegen. Neue Verheerungen brachte der unglückliche Versuch, den seit 1315 Eduard, der Bru-

der des siegreichen schot. Königs Robert Bruce, machte, J. den Engländern zu entreißen. Raubsüchtige Engländer gaben bei der herrschenden Gesetzlosigkeit oft ihre heimischen Rechte auf und nahmen die Sitten der Eingeborenen an, weil nach irischen Gewohnheiten Raub und Mord nicht so streng als nach engl. Gesetzen bestraft wurden, sondern mit einer Geldstrafe gebüßt werden konnten. Die engl. Machthaber machten den Zwiespalt zwischen beiden Völkern noch verderblicher, als sie 1367 ein Gesetz gaben, welches die Iren für Feinde erklärte, die Heirathen zwischen den Urbewohnern und den Engländern und die Annahme der Tracht, der Sitten und Gesetze der Iren verbot. Während des Kriegs der Rosen in England stieg die Zerrüttung in J., wo die Anhänger des Hauses York das Übergewicht hatten. Als Heinrich VII. auf dem Throne befestigt war, suchte er die Macht seiner Lehnleute in J. zu beugen, und es gelang ihm, die Verfassung des Landes 1495 durch ein Gesetz zu ändern, welches der Regierung einen überwiegenden Einfluß gab. Während die Herrschaft der Engländer durch eine kräftige Verwaltung befestigt wurde, geschah nichts, die gedrückte Lage der Urbewohner zu erleichtern und ihnen den Schutz der Gesetze zu sichern. Der alte Zwist wurde noch heftiger, als Heinrich VIII. nach seinem Abfalle von dem Papste die in England angeordneten kirchlichen Einrichtungen auch in J. einführen wollte. Die Geistlichkeit und die irischen Großen, selbst viele engl. Lehnleute, gehorchten nur gezwungen seinen strengen Geboten. Die seit 1541 in J. angesiedelten Jesuiten nährten den Haß gegen den König, und die Reformation machte so geringe Fortschritte, daß die alte Kirche unter der kurzen Regierung der katholischen Maria leicht ihre Gewalt wieder erlangte. Elisabeth kam den Irländern versöhnend entgegen und wollte die Anhänger des alten Glaubens schonen, bis die feindselige Erklärung des Papstes gegen ihr Erbfolgerecht und die Bestrebungen der Katholiken sie bewogen, die von Maria aufgehobenen kirchlichen Einrichtungen auch in J. wieder einzuführen. Erst nach einem langen Kampfe wurden die Aufstände der irischen Häuptlinge und der engl. Lehnleute 1584 unterdrückt. Die Besiegten verloren ihr Eigenthum, das Elisabeth neuen engl. Ansiedlern verlieh. Vergebens wollte Perrot, ihr trefflicher Statthalter, die Urbewohner und die verwilderten Abkömmlinge der Engländer unter die Herrschaft gleicher Gesetze bringen; engherzige Rathgeber erweckten bei der Königin die Besorgniß, daß die Irländer durch Gesittung zu Macht und Reichthum gelangen würden, und wollten die alte Unordnung fortdauern lassen, weil ein zerrüttetes Volk sich nicht von England loszureißen vermöchte. Neue Bedrückungen und harte Strafgesetze gegen die Katholiken reizten wieder zu Empörungen, die der Papst und der König von Spanien unterstützten, und als Elisabeth 1603 starb, hatte ihr Feldherr den gefährlichsten Aufstand unterdrückt, der seit dem 12. Jahrh. die Herrschaft der Engländer bedrohte. Die Krone hatte die Besitzungen der geächteten und vertriebenen Häuptlinge, über 800,000 Morgen Landes, im nördl. Theile der Insel eingezogen und Jakob I. bildete aus denselben viele große Lehngüter, die er an Engländer verlieh, aber mit dem Verbote, Irländer als Pachter oder Zinsleute anzunehmen. Schon Heinrich VIII. hatte den irischen Großen Sitz und Stimme im Parlament gegeben, um sie für seine kirchlichen Neuerungen zu gewinnen, und Jakob bestätigte diese Rechte in dem sogenannten Nationalparlamente, das er 1615 berief. Im Oberhause aber waren unter 25 Mitgliedern von hohem Adel, die neben ebenso vielen protestantischen Bischöfen saßen, nur wenige Katholiken, und unter den 226 Mitgliedern des Unterhauses bestand die Mehrzahl aus Protestanten. Die Katholiken waren von allen Staatsämtern ausgeschlossen, wenn sie nicht eidlich den König als Oberhaupt der Kirche anerkennen wollten. Der Papst ermunterte die Standhaftigkeit Derjenigen, die den Eid verweigerten, und um die Anhänger der röm. Kirche fester zu vereinigen, führte er neben dem protestantischen Kirchenthume eine regelmäßige Hierarchie in J. ein, wie sie noch jetzt besteht. Wäre nicht durch diese Trennungen neue Zwietracht erregt worden, so hätten die von Jakob eingeführten Verbesserungen der Rechtspflege, die Beschränkung der willkürlichen Gewalt der Häuptlinge über ihre Hörigen und die Errichtung von Volksschulen wohlthätige Früchte für die Gesittung des Landes bringen können. Die politischen Zwistigkeiten, die unter Karl I. in England ausbrachen, pflanzten sich auch nach J. fort. Der Haß zwischen den engl. Ansiedlern und den Iren und der mächtige Einfluß der Priester, die seit der letzten Hälfte des 16. Jahrh. in den für katholische Irländer gestifteten Lehranstalten in Spanien, Portugal und Frankreich ihre Bildung erhalten hatten, erregten bei dem Ausbruche der bürgerlichen Unruhen in England 1641 einen neuen Aufstand, in welchem viele tausend Protestanten ermordet wurden. Der Bürgerkrieg wüthete mit wilder Grausamkeit, bis Cromwell 1649 mit einem Heere landete, die Empörung unterdrückte und das Eigenthum der Überwundenen einzog. Nach der Rückkehr des Hauses Stuart erwarteten die Urbewohner vergebens Gerechtigkeit und kaum hatten sie auf den katholischen Jakob II. neue Hoffnungen gebaut, als diesen seine Verblendung 1688 vom Throne stürzte. Er kam im nächsten Jahre mit einem Heere aus Frankreich, um mit Hülfe seiner Anhänger in J. die verlorene Herrschaft wieder zu erringen, bis Wilhelm III. am Boyne ihn 1690 besiegte und die neu gegründete Herrschaft der alten Kirche wieder zusammenstürzte. Die Bedingungen der Übergabe der Stadt Limerick, der letzten Schutzwehr der Anhänger Jakob's, verbürgten den Katholiken alle Rechte in der Ausübung ihres Glaubens, die sie unter Karl II. genossen hatten, versprachen allen Freunden des vertriebenen Königshauses Vergebung, wenn sie den Unterthaneneid leisteten, und erlaubten Jedem, der auswandern wollte, seine bewegliche Habe mitzunehmen. Gegen 14,000 Irländer verließen die Insel und neue Ländereien fielen der Krone zu. Dies war die letzte der großen Gütereinziehungen, durch welche die unermeßlichen Besitzungen vieler engl. Geschlechter gebildet wurden.

In England befestigte die Revolution die Grundsätze eines freiern Staatslebens, die aber für J. wenig Früchte trugen. Noch immer folgten die Machthaber dem Grundsatze, die Insel als ein erobertes Land zu behandeln und dem herrschenden Lande aufzuopfern, wodurch besonders auch die aufstrebende Gewerbthätigkeit der Irländer gelähmt wurde. Die Leinwandweberei, die in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. Karl I. Statthalter, der Graf von Strafford, gegründet hatte, welcher Leinsamen aus Holland und Spinner und Weber aus Flandern und aus Frankreich kommen ließ, wurde zwar begünstigt, da sie keinem Gewerbzweige in England Nachtheil zu drohen schien, kaum aber hatte die Wollweberei in einem

zen Gegenden J.'s einen Aufschwung genommen, als das ngl. Parlament eifersüchtig ward, und Wilhelm III. gab iesem die Versicherung: „Ich werde Alles thun, was ich ver nag, die Wollenmanufactur in Irland zu unterdrücken." Es vurde bei Strafe von 500 Pf. St. und Verfall des Schiffs nd der Ladung verboten, Wollenwaaren in fremde Länder uszuführen, und durch ähnliche Maßregeln wurden alle Ge erbzweige gelähmt, die eine für England nachtheilige Mit ewerbung fürchten ließen. Vergebens erhob sich das irlän ische Parlament schon 1695 gegen das alte Gesetz, das am nde des 15. Jahrh. seine Abhängigkeit gegründet hatte; as engl. Parlament wies den Anspruch auf Unabhängigkeit b und legte sich volle Gewalt bei, bindende Gesetze für die rländer zu geben. Die seit der Regierung der Königin nna geschärften alten Strafgesetze gegen die Katholiken wur en nicht gemildert und 1727 ward ihnen auch das Stimm echt bei Parlamentswahlen genommen. Die Vereinigung nglands und Schottlands erweckte schon zu Anfange des 8. Jahrh. in mehren verständigen Männern den Wunsch, rem zerrütteten Vaterlande durch ein ähnliches Heilmittel u helfen, und das irländische Oberhaus schlug es der Re ierung vor, die aber den Antrag zurückwies. Die unglück che Lage des Volks rief endlich Vereine von Personen aus llen Ständen hervor, die sich zur Abwehr von Bedrückun en oder zu Ausführung politischer Zwecke verbanden. Zu rst traten 1762 die Weißburschen (White boys) auf, welche heils aus Arbeitern, die bei dem Verfall der Wollenmanu acturen brotlos geworden waren, theils aus Tagelöhnern be anden, die durch die Umwandlung vieler Ländereien in Weiden ihren Unterhalt verloren hatten. Die amerik. Re olution erhöhte die Aufregung unter den Irländern und urch den Krieg gedrängt, suchte die Regierung durch Zuge ändnisse sie zu beruhigen. Einige Strafgesetze gegen die atholiken wurden aufgehoben und ihnen das Recht zurück egeben, Landeigenthum zu erwerben. Während die Insel on Kriegsvölkern entblößt war und Frankreich, im Bündniß iit Amerika, den Briten den Krieg erklärt hatte, bewaffne n sich in allen Theilen der Insel Freiwillige zur Beschützung es Landes gegen die Feinde. Das irländ. Parlament ver ngte nun Handelsfreiheit, und die Regierung machte einige Bewilligungen, doch nur als widerrufliches Geschenk. 1780 klärten die Freiwilligen in Dublin, daß der König und as irländ. Parlament allein befugt wären, Gesetze für J. geben und daß sie nur von diesen ausgegangenen Gesetzen horchen wollten, und 1782 wurde durch ein Gesetz das länd. Parlament für unabhängig von dem brit. erklärt. uch foderte man, wiewol vergebens, eine Verbesserung der esetze über die Parlamentswahlen, und schon 1786 erregten ie den protestantischen Pfarrern gebührenden Zehnten Un uhen im südl. J. Banden, die sich Rechtburschen nann n, drangen dem Landvolke eidliche Zusagen ab, keine hö ern Zehnten zu bezahlen, als die von ihnen bestimmten ummen. Nach dem Ausbruche der franz. Revolution wurde ieder auf die Veränderung der Parlamentsverfassung und esonders auf Rechtsgleichheit für die Katholiken gedrungen. n Dublin entstand 1791 der Bund der vereinigten Irlän er, der als seinen Zweck ankündigte, eine Vereinigung der Macht aller Irländer von jedem Glauben zu bilden, um ine gänzliche, auf bürgerliche und religiöse Freiheit gegründete Umwandelung der gesetzgebenden Gewalt zu erlangen. Im folgenden Jahre erklärte das irländ. Parlament einstimmig mit der Regierung, daß die Katholiken gleiche Rechte mit den Protestanten, sowol in Hinsicht auf den Glauben, als auf bürgerliche Verhältnisse, genießen sollten, und gab ihnen das Stimmrecht bei den Parlamentswahlen zurück, nur von mehren Staatsämtern und vom Parlament selbst blieben sie ausgeschlossen, weil ihnen der gegen die Glaubenslehren der katholischen Kirche gerichtete Eid entgegenstand, der seit dem 17. Jahrh. von Staatsbeamten und Parlamentsgliedern geleistet werden mußte. (S. England.) Schon 1794 verlangten die Katholiken auch die Aufhebung der noch übrigen Beschränkungen, die aber von dem irländ. Parlament verweigert wurde, wogegen es den Katholiken die Universität zu Dublin öffnete, während die Regierung eine theologische Lehranstalt gründete, um dem nachtheiligen Einflusse der Bildung katholischer Priester in ausländischen Schulen entgegenzuwirken. Die Absichten der vereinigten Irländer traten immer gefährlicher hervor, da einige ihrer mächtigen Wortführer Verbindungen mit der franz. Regierung angeknüpft hatten, welche gegen die Herrschaft Englands gerichtet waren. Schon 1796 war eine Landung der Franzosen in J. verabredet. Die Regierung suchte der Gefahr durch Strenge zu begegnen, und der Kriegsmacht wurde gegen die brit. Gesetze erlaubt, bei Störungen der Ruhe ohne Ermächtigung der bürgerlichen Obrigkeit einzuschreiten. Die vereinigten Irländer wirkten nun desto eifriger in heimlicher Thätigkeit und befestigten ihren Bund, der eine militairische Einrichtung erhielt. Die oberste Leitung führten fünf Männer, die allen Gliedern des Bundes, außer den Geschäftsführern der vier obersten Ausschüsse, unbekannt waren. Schon waren Tausende in allen Theilen J.'s für die Entwürfe des Bundes verschworen, als die Regierung 1798 durch ein Mitglied des Vereins Kunde von der Gefahr erhielt. Einige der entschlossensten Häupter des Bundes wurden verhaftet, aber ungeachtet der Entdeckung der Verschwörung brach im Mai 1798 in mehren Theilen der Insel ein Aufstand aus, der meist von Katholiken geleitet ward und gegen die heftigen Verfechter der protestantischen Übermacht, die Orangisten, gerichtet war. Waffengewalt unterdrückte endlich die von wilder Grausamkeit begleitete Empörung und der neue Statthalter, der Marquis von Cornwallis, wußte die Gemüther durch Gerechtigkeit und Milde zu versöhnen. Ein kleines franz. Heer, das im Aug. 1798 in der Killalabai landete, wurde nach kurzem Kampfe besiegt. Die Regierung arbeitete nun mit Eifer an dem Entwurfe, Großbritannien und J. unter einer Verwaltung zu vereinigen, welche Absicht einsichtsvolle Männer in J. wie in England begünstigten. Nach langen Verhandlungen wurde der Antrag der Regierung am 2. Jul. 1800 zum Gesetz erhoben und mit dem ersten Tage des neuen Jahrhunderts war J. ein Theil des „vereinigten Königreichs". Nach den Bestimmungen der Union sollte J. an der Repräsentation in dem Reichsparlamente durch vier nach den Sitzungen abwechselnde Bischöfe und 28 von sämmtlichen irländ. Pairs auf Lebzeit erwählte Abgeordnete im Oberhause und 100 Abgeordnete von 32 Grafschaften und 31 Städten und einem Abgeordneten für die Universität Dublin Antheil haben. Die bischöfliche Kirche sollte wie früher die herrschende bleiben und mit der engl.



Digitized by Google

Eine Kirche bilden. Der Beitrag zu den Staatsausgaben des vereinigten Reichs wurde für die ersten 20 Jahre der Union auf 2 Theile zu 15 in Großbritannien erhobenen Theilen der Einnahme bestimmt. Als Erweiterung der bereits gegebenen Bewilligungen wurde der Handel zwischen beiden Inseln von allen Fesseln befreit.

J. ist auch nach der Union mehr als Schottland ein abgesondertes Reich geblieben. Der Statthalter, der seinen Sitz in Dublin hat, übt noch manche Rechte der königl. Gewalt aus, hat einen Hofstaat und neben ihm stehen mehre höhere Verwaltungsbeamte. Die Gerichtshöfe sind meist wie in England eingerichtet. Durch das neue Wahlgesetz von 1832 (s. Großbritannien und Irland) wurde die Zahl der irländ. Abgeordneten im Unterhause um fünf vermehrt, und schon 1829 war die alte Einrichtung, nach welcher Jeder, der 40 Schillinge Rente bezahlte, bei Parlamentswahlen stimmberechtigt war, aufgehoben und diese Summe auf 10 Pf. St. erhöht worden. Die Zahl der Wähler wurde dadurch auf ein Drittheil der frühern herabgesetzt und die Mehrzahl der kleinen abhängigen Pachter von den Wahlen ausgeschlossen. Viele Städte haben bis jetzt geschlossene, sich selbst ergänzende Gemeinderäthe, in andern gehört der Grund und Boden einem benachbarten großen Grundeigenthümer, und daher haben die Besitzer der großen Güter unbeschränkten Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten. Es gibt über 50,000 kleine Grundeigenthümer in J., die zusammen höchstens 1½ Millionen Morgen anbauen. Der übrige Theil ist in den Händen der bischöflichen Geistlichkeit und der mächtigen Grundherren. Einen nachtheiligen Einfluß auf den Culturzustand hat das J. eigne Verhältniß der Mittelleute, die von den meist abwesenden Grundeigenthümern große Landstriche pachten und blos auf kaufmännischen Gewinn rechnend, sie wieder in kleinen Abtheilungen an Andere verpachten, sodaß zuweilen mehre Pachter und Afterpachter zwischen dem Grundherrn und dem Anbauer des Bodens stehen. Der Inhaber des Landes muß nicht nur seinem unmittelbaren Verpachter den Zins bezahlen, sondern auch die Verbindlichkeiten leisten, die jeder Pachter gegen seinen Verpachter und im ursprüngliche Pachter gegen den Grundherrn hat. Die Afterpachter aber haben gar keine Sicherheit gegen den Grundherrn, und wenn dieser die Verbindung mit dem Hauptpachter auflöst, werden sie sogleich weggetrieben. Die Mittelleute behandeln die Afterpachter, die durch Rückstände bald in ihre Gewalt kommen, mit der äußersten Härte und zwingen sie zu persönlichen Diensten und Geschenken. In der neuesten Zeit haben mehre Grundeigenthümer eingesehen, daß diese Einrichtung ihrem eignen Vortheile entgegen war und sich in unmittelbare Berührung mit den landbauenden Pachtern gesetzt, um den fortschreitenden Theilungen des Landeigenthums vorzubeugen. Noch immer aber sind sehr lange Pachtungen häufig und geben meist nur geringen Zins. Der Inhaber theilt dann das Land unter seine Kinder und es wird immer mehr zerstückelt, bis der Antheil jedes Anbauers nur den dürftigsten Unterhalt gewährt und das Pachtgut übervölkert ist. Ebenso nachtheilig sind besonders im westl. J. die gemeinschaftlichen Pachtungen mehrer Anbauer. Jeder Mitpachter siedelt sich dann mit einem dürftigen Viehstande auf dem Gute an und muß oft herabwürdigende Bedingungen eingehen, wodurch er zu persönlichen Diensten ohne Lohn oder gegen den geringsten Lohn sich verpflichtet. Diese kleinen Unterabtheilungen des Eigenthums und die bedeutenden zu Weideland und Milchwirthschaft bestimmten Theile des Landeigenthums in mehren Gegenden der Insel haben hauptsächlich das Aufkommen des Ackerbaus gehindert. Die kleinen Pachter, ohne Kenntniß und ohne Geldmittel, bearbeiten das Land auf die roheste Weise. Der beste Boden wird durch Unkraut erstickt, durch Ernten erschöpft, so lange er sie geben kann, und ruht dann 2—3 Jahre. In den meisten Gegenden J.'s ist nur eine Art von Pflug bekannt, während in England nach der Beschaffenheit des Bodens verschiedene gebraucht werden. Erst in der neuesten Zeit hat sich der Ackerbau zu heben angefangen, und ist besonders in den Grafschaften Tipperary, King's County, Wexford, Wicklow, Kilkenny, Kildare, Meath, Louth, durch Vermehrung der Gegenstände des Anbaus und durch Einführung des Fruchtwechsels vorgeschritten. Der Wiesenbau ist noch sehr vernachlässigt. Die Milchwirthschaft wird besonders in Leinster, Connaught und Munster betrieben, im südl. J. nach der engl. Einrichtung der Milchpachtungen gegen einen festgesetzten Zins für jede Kuh und das für jede bestimmte Land. Der Ertrag dieses landwirthschaftlichen Gewerbzweigs wird besonders durch die Butterausfuhr bedeutend. Die Viehzucht ist nicht, wie in England, mit dem Ackerbau verbunden. Vieh zur Mast wird besonders in einigen Theilen von Leinster und Munster gezogen, seit dem Frieden aber weniger als früher Pökelfleisch, dagegen desto mehr lebendiges Vieh ausgeführt, besonders seitdem eine Dampfschiffahrt diesen Gewerbzweig begünstigt. Die Schafzucht ist in den gebirgigen Gegenden bedeutend, aber in mehren Theilen der Insel werden die Schafe sowol der Milch als der Wolle wegen gezogen. Die Küstenfischerei wurde bisher sehr vernachlässigt, aber es hat sich 1836 ein Verein gebildet, der die Mittel darbietet, sie in Aufnahme zu bringen. Die Stapelmanufactur J.'s ist noch immer die Leinweberei, die vorzüglich in Ulster und in einigen Gegenden von Connaught blüht. Es wird meist einheimischer Flachs dazu gebraucht, aus welchem, größtentheils durch Handspinnerei, ungemein feines Garn gewonnen wird. Eine Damastfabrik zu Lisburn in Ulster hat sich in der neuesten Zeit sehr gehoben. Die Baumwollenmanufactur ist neuern Ursprungs und war seit 1820 in so raschem Zunehmen, daß sie in einigen Gegenden die Leinwandweberei verdrängte. Ihr Hauptsitz ist Belfast in Ulster, der große Stapelplatz des Handels in Nordirland. Die Wollenmanufactur ist ungeachtet der seit der Union aufgehobenen Beschränkungen der Gewerbsamkeit nicht wieder emporgekommen und liefert meist nur grobe Gewebe zu einheimischem Bedarf. J. hat wenig Ausfuhrhandel, dessen Hauptgegenstände Getreide und Vieh nach England und Leinwand sind, im Werth jährlich von ungefähr 10 Millionen Pf. St. Die jährliche Einfuhr, hauptsächlich Baumwollenwaaren, Metallwaaren, Kaffee, Zucker, Thee, Wollenwaaren, Leinsamen, beträgt 8—9 Millionen Pf. St.

In kirchlicher Beziehung ist J. in vier Provinzen, Armagh, Dublin, Cashel und Tuam getheilt, deren jede einen Erzbischof von der herrschenden bischöflichen Kirche hat, unter welchem 28 Bisthümer stehen, deren aber mehre vereinigt sind. Sie sind mit mehr als einer Million Morgen Landes ausgestattet, die jedoch alle auf lange Pachtungen ausgegeben sind und nur geringen Zins tragen. Die gesammten Einkünfte der bischöflichen Geistlichkeit werden auf

Digitized by Google

1½ Mill. Pf. St. berechnet. Es gibt gegen 1700 Geistliche für 800,000 Anhänger der herrschenden Kirche. Für die übrigen Glaubensparteien sind die den bischöflichen Geistlichen zugewiesenen Zehnten drückend, welche von dem größten Theile des angebauten Bodens entrichtet werden müssen, und die Katholiken haben nicht nur die bischöflichen Pfarrer, deren Sprengel sie zugetheilt sind, sondern auch ihre eignen Geistlichen zu erhalten, die vom Staate nichts empfangen. Die katholische Kirche steht unter Erzbischöfen und Bischöfen, die sich aber nicht nach den Sprengeln nennen dürfen, von welchen die protestantischen ihre Titel führen. Sie werden von der irischen Geistlichkeit, deren Zahl 1990 beträgt, selbst gewählt, und von Gebühren, Opfern und Geschenken erhalten, welche meist die Pfarrer einsammeln. Die Presbyterianer in Ulster haben eine Synode nach schot. Verfassung und erhalten für ihre kirchlichen Bedürfnisse ein jährliches Geschenk von der Regierung. Die Erziehungsanstalten J.'s sind für die Bedürfnisse des Volks nicht ausreichend. Die 593 gestiftete Universität Dublin ist nach dem Muster der engl. Hochschulen eingerichtet und reich dotirt. In der katholischen Lehranstalt zu Maynooth, die jährlich 9000 Pf. St. vom Staate bezieht, erhalten die Studirenden Kost und Unterricht. Für die Bildung der ärmern Volksclassen ist wenig gesorgt. Die schon von Heinrich VIII. angeordneten Pfarrschulen wurden nicht überall eingeführt und auch spätere Verfügungen halfen dem Mangel nicht ab. Durch Beiträge vom Staate und von Privatpersonen wurden seit 1733 mehre Volksschulen mit einem Einkommen von 30,000 Pf. St. gegründet, das aber für 2000 Knaben verschwendet wird, die Kost und Unterricht empfangen, und die Stiftung war meist auf Proselytenmacherei unter den Katholiken berechnet. Die 1812 gegründete Kildare-Gesellschaft zu Dublin stiftete viele Volksschulen, und um den Argwohn der Katholiken zu beruhigen, ließ sie später in ihren Anstalten nur Bibelauszüge lesen, die von der katholischen Geistlichkeit gebilligt waren, und trennte den Elementarunterricht von der Glaubenslehre, die sie den Geistlichen überließ. Nach diesen Grundsätzen waren 1833 schon gegen 600 Schulen von dem Vereine gegründet worden. (Vergl. Großbritannien und Irland.)

**Irmensäule** oder Irminsul war eine dem Gotte Irmin errichtete und von den alten Sachsen abgöttisch verehrte Säule. Später hielt man diese Säule für ein dem Erretter Deutschlands Hermann (s. d.) errichtetes Denkmal. Karl der Große, welcher die Ausbreitung des Christenthums mit Gewalt bewirkte, zerstörte 772 die Irmensäule zu Eresburg, da, wo jetzt die kleine Stadt Stadtberg oder Marsberg im preuß. Regierungsbezirk Arnsberg liegt.

**Irokesen** ist der Gesammtname eines Vereins von indian. Stämmen. In dem Lande, welches jetzt die zu den Vereinigten Staaten von Nordamerika gehörenden Staaten Pennsylvanien, Neuyork und Ohio einnehmen und im südl. Theile von Obercanada, schlossen mehre Indianervölker, die einem gemeinsamen Stamme angehörten, schon im 15. Jahrh. einen Bund zum Schutz und Trutz gegen ihre Feinde. Derselbe überließ später den Vereinigten Staaten große Länderstrecken gegen Geld und besteht noch jetzt, obgleich die einzelnen Völker bis auf wenige hundert Familien zusammengeschmolzen sind. Am bedeutendsten sind die Mohawks am Niagara und der Kentybal; sie waren das Haupt des Bundes der fünf Nationen und traten zuerst mit den Senekas und Onondagos zusammen, darauf schlossen sich die Oneidas und Cayugas an; im 18. Jahrh. kamen noch die Tuscaroras hinzu. Zur Zeit ihrer höchsten Macht hatten sich dieser Conföderation, welche in allen amerik. Kriegen auf Seiten und im Solde der Engländer stand, auch die Stockbridge-Indianer angeschlossen, und sie vermochten einst nicht weniger als 50,000 Krieger ins Feld zu stellen. Seit 1794 treiben sie alle Ackerbau und Viehzucht; sie haben feste Wohnsitze, Schulen und sind Christen geworden. Der Hauptort des irokes. Bundes ist Onondago, und das zahlreichste Volk sind die Senekas in Neuyork und Ohio, die jetzt noch aus höchstens 1600 Individuen bestehen.

**Ironie** ist eine feine Art des Spotts, indem man die Meinung eines Andern grade dadurch herabsetzt und in ihrer Nichtigkeit aufzeigt, daß man ihr scheinbar die größte Anerkennung zukommen läßt und die aus ihr sich ergebenden widersprechenden und thörichten Folgerungen ausspricht, ohne doch auf diese Thorheit selbst ausdrücklich aufmerksam zu machen. Vielmehr stellt sich der Ironische, als ob er auch jene Folgerungen als Erfindungen tiefer Weisheit bewundere, oder schreibt doch, wenn er die aufgefundenen Widersprüche bemerkt und in ihrer Unversöhnbarkeit aufzeigt, dieselben sich, seinem schwachen Verstande, nicht aber der Thorheit Dessen zu, welcher die verkehrte Meinung, aus dem sie folgten, aufstellte. Von der letzten Art war die berühmte Ironie des Sokrates (s. d.). Gewöhnlich setzt man voraus, daß, wer die Meinung eines Andern ironisch behandelt, selbst eine tiefere Erkenntniß besitzen müsse; doch des Sokrates Beispiel selbst lehrt das Gegentheil. Sokrates wußte die Widersprüche in den Meinungen seiner philosophirenden Zeitgenossen aufzuzeigen, ohne doch selbst eine richtigere Erkenntniß zu besitzen, obgleich man ihm diese zu allen Zeiten zugetraut hat. — Der Mensch unternimmt als geistiges Wesen in seinem Leben Alles wie für eine Ewigkeit, als gebe es keinen Tod für ihn, und muß doch täglich und in allen seinen Bestrebungen die Erfahrung machen, daß er hier noch ein endliches, dem Zufall scheinbar preisgegebenes Geschöpf sei. So ist das Endliche gleichsam eine Ironie des Ewigen, des Geistigen im Menschen. Am meisten empfindet den angegebenen Widerspruch der Künstler und der Pfleger der Wissenschaft. Beide wollen ausdrücklich Unsterbliches schaffen und müssen doch in und fürs Endliche wirken. In diesem Sinne hat man gesagt, der Künstler müsse Ironie besitzen, d. h. sich mit ungetrübter Heiterkeit des Endlichen, ohne über dessen Hinfälligkeit sich und Andern täuschen zu wollen, zur Darstellung des Ewigen, der Idee bedienen; — aber mit Unrecht, denn der Künstler soll vielmehr wissen, daß das Vergängliche durch die wahre Kunst selbst zu unsterblichem Leben erhoben wird. (Vgl. Idee.)

**Irrenanstalten**, Irrenhäuser (die) sollen den unglücklichen Irren eine sichere Zufluchtstätte und die Hülfe jeglicher Art, welche ihr Zustand erheischt, gewähren und zugleich sie verhindern, sich und Andern Schaden zuzufügen. Daher dürfen sie nicht wie in den Zeiten, wo man Wahnsinnige als viehische, bösartige, nur unschädlich zu machende Creaturen betrachtete, denen man fast keine menschlichen Rücksichten mehr schuldig sei, Strafanstalten und Gefängnis-

ten gleichen, sondern müssen wahrhafte Wohlthätigkeitsanstalten sein, was sie jedoch nur dann sein können, wenn sie hinsichtlich ihrer Ausstattung und Einrichtung gewisse Bedingungen erfüllen. Solche Bedingungen sind: 1) daß eine solche Anstalt eine gesunde Lage, wo möglich zugleich in einer schönen Gegend, habe, welche das Gemüth Genesender oder Halbkranker angenehm beschäftigen kann, daß sie namentlich auch im Sommer nicht allzu sehr der Hitze, im Winter nicht allzu sehr der Kälte zugänglich sei, einen hinreichend großen, den Irren zu angemessenen Beschäftigungen, Spielen und Spaziergängen einzuräumenden Garten enthalte u. s. w.; 2) daß sie geräumig genug sei, um die Irren nach dem Geschlecht, der Art und Beschaffenheit ihrer Krankheit u. s. w. ihres eignen Wohls halber so weit, als Noth thut, voneinander zu sondern; 3) daß sie hinlängliche Sicherheit gewähre, damit die Geisteskranken weder entfliehen noch auf irgend eine Weise in Gefahr gerathen können; 4) daß sie den nöthigen Vorrath an Arzeneien und sonstigen Hülfsmitteln, die zur etwaigen Herstellung der Irren erforderlich sind, besitze, so namentlich die nöthigen Vorrichtungen zu Bädern verschiedener Art, zu Douchen, Drehstühlen und Drehbetten, ferner die zu den mannichfachen mechanischen Beschäftigungen, Gartenarbeiten und dergl. erforderlichen Geräthschaften, die zur Erheiterung und Zerstreuung Gemüthskranker so viel beitragenden musikalischen Instrumente; 5) aber abgesehen von den oben angegebenen, gewissermaßen nur äußern Bedingungen, daß eine solche Anstalt von einem durch Geist, Gelehrsamkeit, Erfahrung, tiefe Menschenkenntniß und wohlwollende, menschenfreundliche Gesinnung ausgezeichneten Arzte geleitet werde, von einem Manne, der seinem allerdings höchst schwierigen Berufe in jeder Hinsicht genügen könne, außer diesen und einigen Hülfsärzten aber auch noch über ein dienendes Personale verfügen könne, welches durch einen gewissen Grad von Bildung, ganz besonders durch Milde des Charakters, Nachsicht, Geduld, aber auch Entschlossenheit und Festigkeit, Ordnungsliebe und Reinlichkeit geeignet ist, den ihm obliegenden Pflichten nachzukommen. Genügt eine Irrenanstalt den eben genannten und noch manchen andern Ansprüchen, die man an sie machen kann, so lasse man aber auch ab von den Vorurtheilen, die gegenwärtig, wenigstens in Deutschland, keinen Grund mehr haben, und schenke der auf vielfältige Erfahrungen gestützten Versicherung Vertrauen, daß ein Geistes- oder Gemüthskranker in einer wohleingerichteten Irrenanstalt stets eher geheilt werde und jedenfalls besser aufgehoben sei als im Kreise seiner Familie, wären die äußern Verhältnisse derselben auch noch so glücklich. Zum bei weitem größern Theile wohleingerichtete und deshalb zur Versorgung von Geisteskranken geeignete Irrenanstalten besitzt Deutschland folgende: in Sachsen die höchst musterhaft eingerichtete, in einer reizenden Gegend gelegene Anstalt zu Sonnenstein, ferner eine solche zu Kolditz, zu Leipzig im dasigen Georgenhause, endlich mehre empfehlenswerthe Privatheilanstalten für Irre, so auf Wackerbarthsruhe bei Dresden und in Möckern bei Leipzig; in den sächs. Herzogthümern zu Gotha, Jena und Georgenthal; in Preußen zu Berlin (in der dortigen Charité), Königsberg, Neuruppin, Luckau, Halle, Zeitz, Plagwitz, Siegburg, Sorau, Schloß Leubus bei Breslau, Brieg, Düsseldorf, St.-Thomas bei Andernach, Trier, Aachen, Köln und Marsberg; in Östreich zu Wien, Prag, Grätz, Brünn, Linz, Innsbruck, Hall bei Salzburg; in Baiern zu München, Würzburg, St.-Georgen zu Baireuth, Frankenthal, Bamberg, Augsburg und Königshofen; in Hanover zu Celle und Hildesheim; in Würtemberg zu Stuttgart, Tübingen und Zwiefalten; in Baden zu Pforzheim und Heidelberg; in Nassau zu Eberbach; in den freien Städten zu Hamburg (in dem allgemeinen Krankenhause daselbst) und zu Frankfurt am Main.

**Irrlichter** oder **Irrwische** sind leuchtende Lufterscheinungen, die ungefähr so groß wie die Flamme eines Lichts sind und sich hin- und herbewegen, wodurch sie den Wanderer, welcher ihrem Schimmer in der Hoffnung folgt, eine Menschenwohnung zu finden, leicht irre führen. Sie bestehen höchst wahrscheinlich aus eigenthümlichen brennbaren und sich von selbst entzündenden Gasarten, die sich in der Nähe der Orte, an denen die Irrlichter vorkommen, entwickeln. Sie scheinen auch an bestimmte Gegenden gebunden zu sein. Ehemals verband man mit der Erscheinung der Irrlichter mancherlei Aberglauben. Sie sollten Erscheinungen verdammter Geister sein u. dgl. Die in manchen Gegenden vorkommenden sogenannten **Leuchter** sind wahrscheinlich nichts als große Irrlichter. In warmen Gegenden sind die Irrlichter häufiger als in kalten.

**Irving** (Washington), einer der ausgezeichnetsten amerik. Schriftsteller, stammt aus einer schot. Familie und wurde 1780 zu Neuyork, wohin sein Vater, ein Kaufmann, ausgewandert war, geboren. Seine Mutter, eine Engländerin, und seine Brüder, welche sich bereits als Schriftsteller bekannt gemacht hatten, waren von großem Einfluß auf seine Bildung, und Neuyork, wo aus allen Völkern Menschen zusammengeströmt waren, deren nationale Eigenthümlichkeiten noch nicht sich so untereinander gemischt hatten, wie dieses gegenwärtig der Fall ist, bot reichen Stoff zu Beobachtungen für den künftigen Schriftsteller. Besonders lehrreich wurde aber für den Jüngling eine Reise, die er zur Herstellung seiner wankenden Gesundheit nach Italien, der Schweiz, Frankreich, Holland und England unternahm. Zuerst war J. unter dem angenommenen Namen Jonathan Oldcastle in einer von seinem Bruder herausgegebenen Zeitschrift als Schriftsteller aufgetreten, nach seiner Rückkehr aus Europa gab er aber selbst eine Zeitschrift: „Salmagundi“ heraus. Großen Beifall fand J.'s „Geschichte von Neuyork“. Nach einem bald wieder aufgegebenen Versuche, das Studium der Rechtswissenschaften zu ergreifen, trat J. mit seinen Brüdern in eine Handelsverbindung, welche 1812 der Krieg mit England unterbrach. Nachdem J. den Krieg als Adjutant des amerik. Generals Tompkins mitgemacht hatte, wurden die kaufmännischen Unternehmungen wieder aufgenommen und dieselben brachten J. 1815 nach England, wo er sich längere Zeit aufhielt und die Sitten des Landes beobachtete. Die Handelsverbindungen mußten aufgegeben werden und J. trat nun mit noch größerm Glück denn früher als Schriftsteller auf. Sein 1820 unter dem Namen Geoffrey Crayon herausgegebenes „Skizzenbuch“, welches Schilderungen aus der Natur und aus den Sittenverhältnissen Amerikas, besonders aber Englands, enthält, fand unter allen gebildeten Völkern die theilnehmendsten Leser. Bald wurde es in verschiedene Sprachen übersetzt, deutsch in Bruchstücken von Lindau (Dresden 1822) und vollständig von Spiker (Berl.

1825). Nachdem J. eine Reise nach Frankreich und Deutschland gemacht, um sich mit den Sitten und der Literatur dieser Länder genauer bekannt zu machen, gab er, zurückgekehrt nach London, seine „Erzählungen eines Reisenden" (deutsch Berl. 1825) heraus. Er ging nun in das südl. Frankreich und von da nach Spanien, wo er sich vier Jahre aufhielt und sich emsig mit den hier sich ihm darbietenden Quellen zur Entdeckungsgeschichte Spaniens beschäftigte. Die Frucht dieser Untersuchungen waren sein „Leben und Reisen des Christ. Colombo" (deutsch Frankf. 1828), seine „Erzählung von der Eroberung Granadas" (deutsch Lpz. 1830) und sein „Alhambra" (deutsch, Braunschw. 1832). Als J. wieder nach England kam, übernahm er die Stelle eines Secretairs bei der amerik. Gesandtschaft in London und nachher die eines Geschäftsträgers. Die Universität Oxford ernannte ihn zum Doctor der Rechte. Endlich ging J. 1833 nach Amerika zurück und bereiste die verschiedenen Staaten seines Vaterlandes.

**Ischia** ist eine kleine, nur 1¼ □M. umfassende, durch ihre anmuthige Lage, ihre Fruchtbarkeit, ihren herrlichen Wein und ihre heißen Bäder berühmte Insel im Golf von Neapel. Die Insel gehört zum neapolit. Gebiet und ist, wie ihre Bodenbeschaffenheit zeigt, vulkanischen Ursprungs. Der ehemals arge Verheerungen anrichtende Vulkan Epomeo (jetzt Monte San-Nicolo) ruht jetzt, und man zieht auf der Insel besonders Wein und Weizen. Auch der Seidenbau, die Viehzucht und besonders die Fischerei beschäftigen einen großen Theil der 24,000 Bewohner. In dem Badeorte Casamicciola ist ein Hospital, in welchem 300 Kranke un-

entgeldliche Pflege finden. Hauptstadt der Insel ist Ischia mit 3000 Einw., deren Hafen durch ein Castell befestigt wird, das auf einem abgesonderten Felsen steht. Nur durch eine schmale Kiesbank ist der Felsen mit der Insel in Verbindung gesetzt. Der Sitz des Handels und der Ausfuhr ist Foria, welche auch an Einwohnerzahl J. übertrifft. Die Abbildung zeigt die Insel von der Südseite. Im Hintergrunde erhebt sich der Epomeo, vorn erblickt man die Stadt Ischia mit dem Castell.

**Isenburg** ist eine im Hessischen gelegene Standesherrschaft mit 15 □M. und 49,000 Einw., zu welcher die Stadt Offenbach gehört. (Vgl. Hessen.) Die Grafen von J. sind eines der ältesten deutschen Geschlechter; von ihrer Stammburg sind in der Nähe von Andernach noch wenige Trümmer zu sehen. Durch Ludwig den ältern, der 1360 starb, kam die 1442 zur Grafschaft erhobene Herrschaft Büdingen an das isenburg. Haus. Seine Nachkommen stifteten mehre Linien, von denen nur die von Wolfgang Ernst, gest. 1633, abstammende birsteinsche Linie sich erhielt. Von den beiden Söhnen des Genannten gingen die noch jetzt blühenden beiden Hauptlinien, sowie vier Nebenlinien aus. Zu der Hauptlinie Offenbach gehören die Zweige J.-Birstein, welche jetzt durch den Standesherrn Fürsten Alexander Victor (geb. 1802, regiert seit 1837) vertreten wird, und J.-Philippseich. Die Hauptlinie J.-Büdingen blüht in drei Zweigen: J.-Büdingen-Büdingen, J.-Büdingen-Wächtersbach und J.-Büdingen-Meerholz.

Digitized by Google

**Isidorus**, genannt Hispalensis, ein Kirchenschriftsteller, war Bischof von Sevilla in Spanien und starb 636. Seine Sammlung von Aussprüchen der Kirchenväter bildete den Anfang zu einem Lehrgebäude des Kirchenglaubens. Die päpstlichen Decretalen, die als Gutachten und Antworten der Päpste, die sie auf Anfragen über rechtsstreitige Fälle ertheilten, sehr bald ein rechtsgültiges Ansehen erlangten, waren von Dionysius dem Kleinen gesammelt worden und wurden von J. in einer vermehrten Sammlung herausgegeben. Im 8. Jahrh. gab ein Freund der röm. Kirche eine neue Sammlung solcher Decrete unter dem Namen heraus, welche jedoch größtentheils verfälscht waren und daher den Namen des Pseudo-Isidorus erhielten, von den Päpsten aber fortwährend für echt und gültig behauptet werden.

**Isis** hieß die Hauptgöttin der Ägypter, von welcher griech. und röm. Schriftsteller eine Menge Mythen erzählen, in denen sie die echt ägypt. mit spätern griech. und röm. Sagen vermengen. So soll z. B. J. die in Ägypten göttlich verehrte Io (s. d.) gewesen sein. Sonst heißt sie auch eine Tochter von Jupiter und Juno, oder von Kronos und Rhea. Sie war die Schwester und Gemahlin des Osiris (s. d.), den sie innig liebte. Sie soll den Ägyptern zuerst die Feldfrüchte kennen gelernt haben und dadurch ihre spätere Bildung begründet haben. Im Allgemeinen war sie das Symbol der gebährenden Naturkraft. Die Ägypter stellten sie als eine Frau mit Kuhhörnern dar und heiligten ihr die Kuh. Sie wurde in ganz Ägypten, vorzüglich aber in Memphis verehrt, und alljährlich wurde ihr ein Fest gefeiert. Auch in Rom feierte man ihr Feste, bei welchen große Ausschweifungen begangen wurden, weswegen mehrmals Verbote gegen dieselben erlassen wurden.

**Island**, d. h. Eisland, eine zum dän. Staate gehörende Insel, liegt zwischen Norwegen und Grönland unter dem Polarkreise und wird gewöhnlich zu Europa, richtiger aber zu Nordamerika gerechnet. Sie ist durchweg gebirgig und besteht aus einer ungeheuren Felsenmasse, die, wiewol ganz und gar vulkanisch, doch mit ewigem Schnee und Eis bedeckt ist. Die Insel hat nicht weniger als 29 Vulkane, unter denen der Hekla (s. d.) unfern von der Südküste der berühmteste ist. Der Oeräfe Jökul erhebt sich bis 6240 F. Eine Merkwürdigkeit sind die vielen heißen Quellen, namentlich die beiden Geiser (s. d.). In dem heißen Wasser kochen die Isländer ihre Nahrungsmittel. Es ist viel Torf und fossiles Holz vorhanden; die Wälder aber, welche in frühern Zeiten die Thäler an der Südküste bedeckten, sind leider ausgerodet worden; doch fehlt es nicht an Feuerung und Bauholz, weil das Meer ungeheure Massen von Treibholz ans Ufer wirft. Besonders reich ist J. an Schwefel. Das Klima ist rauh, stürmisch und kalt und wenn sich große Eismassen an der Insel stauen, so verbreiten dieselben eine solche Kälte, daß mehre Jahre hintereinander das Getreide nicht reif werden kann und aller Pflanzenwuchs beinahe aufhört; im Laufe eines einzigen Jahrhunderts hatte J. 43 Jahre Miswachs, und 14 Mal herrschte Hungersnoth. Die Hauptproducte sind: das bekannte isländ. Moos, etwas Getreide und Hafer, Pferde, Rindvieh, das keine Hörner hat, während die Widder deren oft drei, ja vier haben, Rennthiere, die aber hier nicht einheimisch waren und erst 1770 eingeführt wurden, Füchse, die ein geschätztes Pelzwerk liefern, weiße Bären, welche zuweilen über das Eis kommen, Eidergänse und weiße Edelfalken. Das Meer und die Flüsse, z. B. die Hvit-aa und andere, sind ergiebig an Fischen, namentlich Salmen, Hechten, Kabeljau, Heringen, Wallfischen und Seehunden. Der Flächeninhalt der Insel beträgt etwa 1800 □M.; bewohnt und angebaut ist sie nur an der Süd- und Westküste; das Übrige ist öde Wüstenei. Die Hauptstadt ist Reikevig oder Reikiawik an der Südwestküste mit 600 Einw. Sie ist Sitz des Oberamtmanns und Obergerichts, hat einen Bischof, ein Lyceum, eine Druckerei, zwei Zeitungen und eine gelehrte Gesellschaft, die sich besonders mit isländ. Literatur beschäftigt und mit der Gesellschaft der Alterthumsforscher in Kopenhagen in Verbindung steht. Die kleine Stadt oder vielmehr das Dorf Holum hatte schon 1530 eine Druckerei, während es den meisten Städten des östl. Europas noch an einer solchen fehlte.

J., das gegenwärtig etwa 55,000 Einw. zählt, ist von Norwegen aus bevölkert worden und die Isländer sind daher skandinavischen Stammes, gut gewachsen, von vortrefflichem Charakter und sehr gastfrei. Ihre Hauptbeschäftigungen sind der Fischfang, Viehzucht (in einem einzigen Hungerjahre, in welchem auch 9000 Menschen starben, verlor die Insel 28,000 Pferde, 11,000 Stück Rindvieh und 190,000 Schafe) und Strickerei. Es werden jährlich 150,000 Paar wollene Strümpfe und ebenso viele Paar Handschuhe ausgeführt. Die Einw. kleiden sich einfach aber sauber, und es herrscht unter ihnen eine so allgemeine Bildung, wie nirgend anderswo. Es ist kein Erwachsener auf der Insel, der nicht wenigstens lesen und schreiben könnte. — J. ist wahrscheinlich schon lange vor dem 9. Jahrh. von Irländern entdeckt worden, es wurde aber erst seit 861, als der Seeräuber Naddodd es auffand, bekannter. Um diese Zeit bezwang in Norwegen König Harald Schönhaar die vielen kleinen Häuptlinge, von denen manche sich seiner Herrschaft entzogen und nach J. flüchteten, wo sie Ansiedelungen gründeten. Sie brachten ihre historischen Traditionen mit sich, ihre Religions- und Götterlehre, ihre Poesie und die Sitten ihrer alten Heimat, und unter dem Polarkreise sangen die Skalden Loblieder zu Odin's Ehre und Preis. Snorro Sturleson, der Verfasser der berühmten Edda, war ein Isländer. Späterhin zeichneten sie sich auch als Reisende aus, und manche von ihnen haben zu den Zeiten der Kreuzzüge Jerusalem besucht; denn schon 981 wurde auf der Insel das Christenthum eingeführt. So lange sie unabhängig war, hatte sie eine republikanische Regierungsform, und die höchste obrigkeitliche Person war ein Lagman, d. h. ein Mann des Gesetzes; 1261 aber, als bürgerliche Zwistigkeiten entstanden waren, unterwarf sich die Insel dem König Hakon VI. von Norwegen und seit der kalmarer Union 1397 ist sie stets in Abhängigkeit von Dänemark geblieben. Die Reformation ward 1540 von König Christian III. eingeführt.

**Isländisches Moos** wird ein Gewächs genannt, das keineswegs zu den Moosen, mit denen es gar keine Ähnlichkeit hat, sondern zu den Flechten (s. d.) gehört. Es wächst auf der Erde an trockenen, bergigen, freien Stellen und in den Nadelholzwäldern Europas, doch häufiger in den nördl. als in den südl., häufiger in den gebirgigen als in den ebenen Gegenden, und bildet daselbst 2—4 Zoll hohe, dichte Rasen

Es ist ein aufrechtes, laubartiges, knorpelich-häutiges, lappig-geschlitztes, blütenloses Gewächs von graugrünlicher oder brauner, am Grunde röthlicher oder blutfleckiger, auf der ganzen Unterseite weißlicher Färbung. Die sogenannten Früchte, die sich sehr selten finden, sind runde, kastanienbraune, am Rande des Laubes befindliche Scheiben. Man benutzt das ganze fast geruchlose, stark bitter und schleimig schmeckende Gewächs als ein nährendes und stärkendes Mittel sowol bei der Wiedergenesung von langdauernden Krankheiten mit großem Kräfteverlust und mit Abmagerung, als auch bei verzehrenden Brustkrankheiten, Lungenkatarrh und Schwindsucht. Doch zeigt nur ein anhaltender Gebrauch die erwünschte Wirksamkeit. Man kann auch mittels einiger Zusätze eine ziemlich wohlschmeckende, nährende Gallerte daraus bereiten. Unter Mooschocolade versteht man eine von isländischem Moos und Salep bereitete Chocolade, die kraftlosen Personen zum Frühstück sehr zu empfehlen ist. Man nimmt einen Eßlöffel voll der geriebenen Mooschocolade und übergießt dieselbe mit zwei oder drei Tassen kochenden Wassers oder magerer Fleischbrühe, läßt sie aber nicht kochen. — In den nördlichsten Gegenden Europas, in Island, Norwegen, Lappland u. s. w., die an Getreide sehr arm sind, benutzt man diese Flechte, nachdem man ihr durch ein langes und mehrmaliges Einweichen in Wasser den größten Theil ihrer Bitterkeit entzogen hat, als Nahrungsmittel und bäckt sie häufig mit Mehl zu Brot, oder kocht sie mit Milch zu einem Brei.

**Ismaeliten** (die) sind eine ketzerische Sekte der Mohammedaner, welche im 11. Jahrh. in Ägypten entstand, nachmals einen eignen kleinen Staat bildete und besonders unter dem Namen Assassinen berüchtigt wurde. Der Khalif Ali war 660 ermordet und seine Nachkommen waren von der Herrschaft verdrängt worden; daher kam es, daß sich wiederholt Parteien bildeten, welche das Recht dieser Familie, die zunächst von Ali's Enkel, Ismael, abstammte, vertheidigte. In Ägypten herrschten die Fatimiten, welche sich für Nachkommen des Ismael ausgaben. Hier war es, wo eine geheime Gesellschaft, „das Haus der Weisheit" genannt, für das Recht der Nachkommen Ismael's und zu einer ketzerischen Auslegung des mohammed. Glaubens zusammentrat und ihren Ansichten durch heimliche Abgesandte unter allen Bekennern des Islam Anhang zu verschaffen suchte. Hassan ben Sabbach el Homairi, ein Perser, war in Ägypten für die Ansichten des Hauses der Weisheit gewonnen worden und gründete, um zugleich seine eigennützigen Absichten zu verfolgen, eine eigne Sekte, die der Ismaeliten, bemächtigte sich 1105 des festen Schlosses Alamût in Persien und bald noch mehrer naheliegender Schlösser. Später breitete die Sekte ihre Macht auch in Syrien aus und kam mit den Kreuzfahrern vielfach in Berührung. Sie machte sich durch das wüthende Verfolgungssystem berüchtigt und furchtbar, mit welchem sie gegen ihre Feinde verfuhr. Um in offenem Kampfe aufzutreten, fehlte es ihr an Macht, daher nahm sie zum Morde, geheimem und öffentlichem, ihre Zuflucht. Es wurden nämlich Mörder förmlich erzogen und abgerichtet, welche, um das ihnen bezeichnete Opfer zu erreichen, keine sie selbst bedrohende Gefahr scheuten. Sie hießen Fedâis, d. h. sich Opfernde, standen unter dem Befehle des Beherrschers der Sekte im Schlosse Alamût, welcher der Alte vom Berge genannt wurde, und berauschten sich, um sich zu ihrem schrecklichen Geschäfte zu ermuthigen, mit einem aus Bilsenkraut bereiteten Getränk. Von dem Namen des Bilsenkrauts wurde die ganze Sekte Haschischi genannt, woraus die Abendländer Assassinen machten. In vielen abendländischen Sprachen hat sich das Wort unter der Bedeutung „Mörder" erhalten. Nachdem Hassan 1140 gestorben war, bestand die Sekte noch längere Zeit unter Hassan's Nachfolgern, bis endlich die Mongolen 1276 ihrer Herrschaft ein Ende machten, die Schlösser der Ismaeliten eroberten und zerstörten und ihren letzten Befehlshaber umbringen ließen. In Syrien behaupteten sich jedoch die Ismaeliten bis gegen 1292, wo sie von dem ägypt. Sultan bewältigt wurden. Nachkommen der Ismaeliten gibt es jedoch noch bis gegenwärtig in Persien und Syrien, wo sie jedoch nur eine religiöse Sekte bilden. Sie leben in dem Dorfe Chech in der pers. Landschaft Kum und stehen unter einem Vorsteher oder Imam. Auch in der Gegend von Alamût leben noch Ismaeliten, welche gewöhnlich Hosseinis genannt werden. In Syrien leben Ismaeliten in der Nähe des Schlosses Massiat. Dieses wurde ihnen zwar 1809 durch eine andere, benachbarte Partei entrissen, doch auf Befehl des türk. Sultans ihnen bald wieder zurückgegeben.

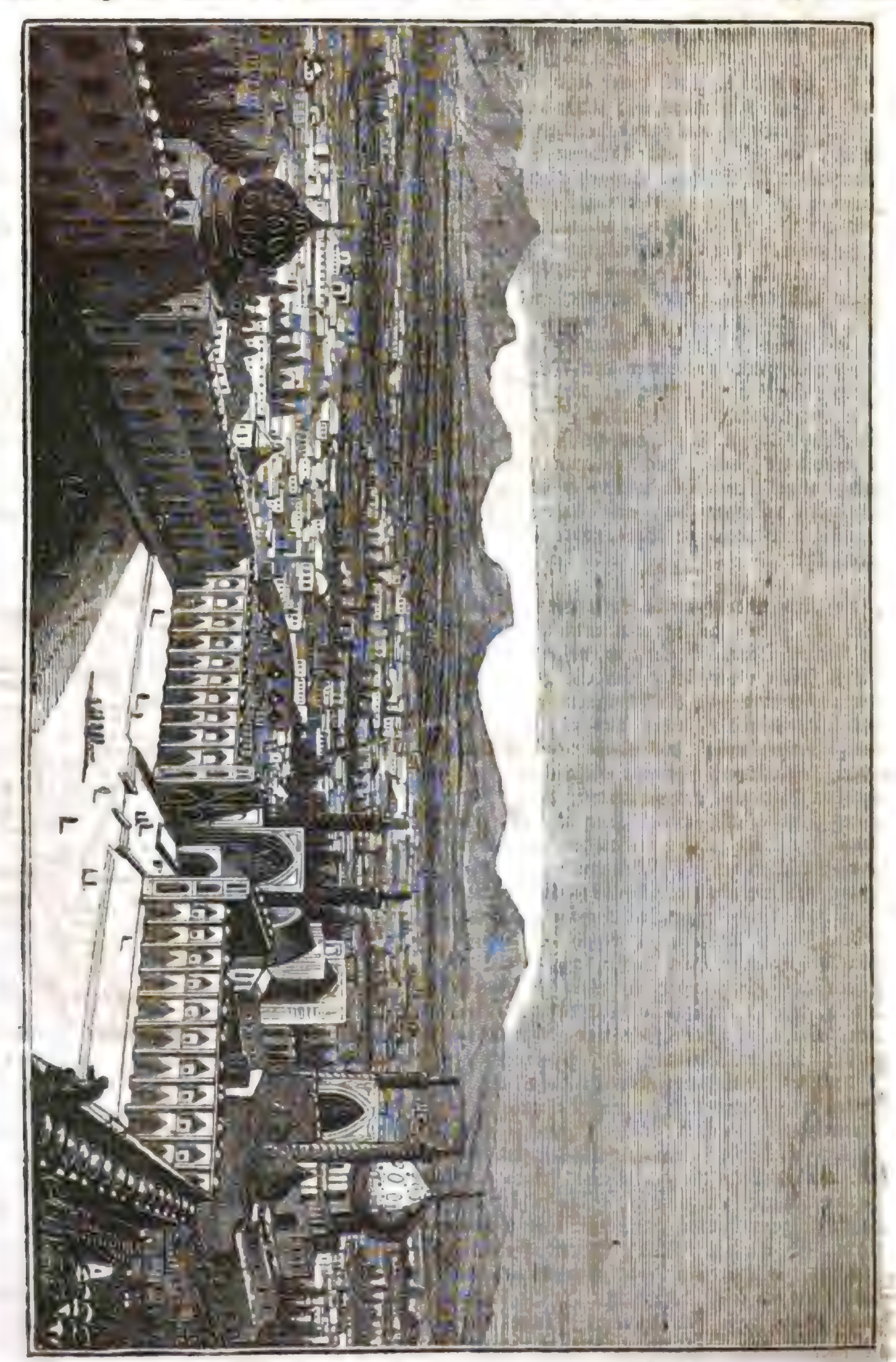
**Isolatoren** werden diejenigen Körper genannt, welche die Elektricität nicht zu leiten vermögen, die aber eben darum am geeignetsten zur merkbaren Elektricitätserzeugung durch Reibung dienen, indem sich die an ihnen hervorgerufene Elektricität nicht alsbald durch sie fortpflanzt und durch zu große Verbreitung unmerklich gemacht wird. Auch bedient man sich dieser Körper, um die Weiterverbreitung der Elektricität eines elektrischen Körpers zu verhindern, oder, was Dasselbe ist, die elektrischen Körper zu isoliren. Die wichtigsten Isolatoren sind Glas, Harz, Siegellack, Seide, Luft u. s. w. Das Isoliren oder die Isolation geschieht daher durch gläserne Handgriffe oder Füße, Aufhängung an Seidenfäden, Harzüberzug und dergl. Ein Isolatorium ist eine zur Isolation bestimmte Vorrichtung, wie z. B. der Isolirschemel, ein Schemel mit Glasfüßen, auf welchen man einen Menschen stellt, dem die Elektricität von einer Elektrisirmaschine zugeführt werden und von dem jene nicht sogleich in den Erdboden abfließen soll. (Vgl. Elektricität.)

**Ispahan** oder Isfahan, die zweite Hauptstadt Persiens, liegt in der Provinz Irak Adschemi am Flusse Zenderud, über welchen eine prachtvolle Brücke führt. Sie soll ehemals eine Million Einwohner gehabt haben, bietet aber jetzt ein ödes Ansehen dar, weil die weiten Räume von den 200,000 sie gegenwärtig Bewohnenden nicht belebt werden. Die großen Prachtgebäude, welche ehemals die Stadt schmückten, liegen jetzt großentheils in Trümmern. Gut erhalten ist der königl. Palast, zu welchem herrliche Anlagen gehören; auch der für die fremden Gesandten bestimmte Palast Seadetabad ist schön und alle übrigen soll der erst 1816 vom Gouverneur von J. erbaute Palast Feth-Alychah übertreffen. Unter den mehr als hundert ansehnlichen Moscheen ist am prachtvollsten die königl. Moschee Mesdschid-Schah, welche für die schönste im ganzen Morgenlande gilt. Der



Digitized by Google

große Königsplatz El Maidan Schah bildet ein großes Viereck, 2600 F. lang, 1700 F. breit und rings von Palästen und Moscheen umgeben. Juden und Armenier leben in J. in nicht geringer Menge, die letztern in einer Vorstadt zusammen, wo auch ein armen. Erzbischof seinen Sitz hat. In der neuesten Zeit hat sich J. wieder einigermaßen



Digitized by Google

# ITALIEN.

Digitized by Google

Digitized by Google

gehoben. Es hat bedeutende Fabriken in Tuch, Sammet, Seide, Glas, Zucker, Töpferwaaren, Baumwolle, Stahl und Eisen und treibt einen bedeutenden Handel.

**Italien**, diese schöne Halbinsel im südl. Europa, wird im N. und NW. von den Alpen, auf allen übrigen Seiten aber vom mittelländ. Meere und dessen großen Buchten begrenzt; der südlichste Theil reicht bis in die Nähe Afrikas. Die größte Länge des Festlandes beträgt von N. nach S. etwa 156, die Breite im N. von W. nach O. 56—60 deutsche Meilen, sonst überall nur 25 Meilen. Die Oberfläche berechnet man ohne die Inseln auf 4610, mit denselben auf 5850 □M. Von den Alpen, welche Italien von dem übrigen Europa abschneiden, gehören zu J. die penninischen, grajischen, cottischen und Seealpen, und sie haben nach J. einen viel steilern Abfall, als in Deutschland, der Schweiz und Frankreich. Vom Tanaroflusse im N. bis zur äußersten Südspitze wird die Halbinsel von den Apenninen durchzogen, welche gleichsam die Gräte des Landes bilden und sich in demselben mannichfach verzweigen und die Wasserscheide zwischen dem mittelländ. und adriatischen Meere machen. Ihre Gipfel, unter denen der Gran Sasso d'Italia sich zu nahe an 9000 F. erhebt, erreichen nicht die Höhe der höchsten Alpenspitzen, sind aber zum Theil bis oben hinauf mit Waldungen bedeckt, in den mittlern Regionen mit süßen Kastanien und noch tiefer mit Oliven und Weinreben. Die Thäler und Schluchten bilden die herrlichsten Landschaften. Auch an schönen und fruchtbaren Ebenen fehlt es nicht; die Lombardei ist eine der reichsten und ergiebigsten auf Erden; ebenso die campanische Ebene in Neapel, oder die hochberühmte, üppige Umgegend von Capua, doch ist die ganze Westseite J.'s einer Landplage ausgesetzt, der bösen Luft nämlich oder aria cattiva, welche aus den Marschen oder Maremmen aufsteigt. Berüchtigt sind in dieser Hinsicht die pontinischen Sümpfe; in der heißen Jahreszeit ist der Aufenthalt in ihnen lebensgefährlich. Die röm. Campagna, die im Alterthume mit Dörfern und Landhäusern besäet war, liegt jetzt öde, und die Umgegend der vormaligen Hauptstadt der Welt ist durch schlechte Cultur fast zu einer Wüstenei geworden. Unter den Strömen J.'s hat der Po (lat. Padus) den längsten Lauf. Er entspringt in Piemont auf dem Monte Viso (Mons Vesulus) in den cottischen Alpen, wird bei Turin schiffbar, nimmt von N. die Flüsse Tessino (Ticinus), Adda (Addua), Oglio (Ollius) und Mincio, von S. die Flüsse Trebbia (Trebia) und Reno (der bononische Rhenus) auf und fällt nach einem etwa 85 M. langen Laufe mit mehren Mündungen ins adriatische Meer. In dieses fallen weiter nördl. kleinere Alpenströme, wie die Piave und der Tagliamento; ferner die aus Deutschland kommende Etsch (Athesis); südlicher, von den Apenninen her, im Kirchenstaate der Metauro, in Neapel die Pescara und der Ofanto (Aufidus); ins ionische Meer münden der Bradano und auf Sicilien die Giaretta. Ins mittelländ. Meer fallen in Neapel der Garigliano (Liris); im Kirchenstaate die Tiber (Tiber, Tiberis), in Toscana der Arno und der Serchio. Die am Fuße der Alpen in Norditalien liegenden Seen zeichnen sich durch ihr klares Wasser und die herrlichen Ufer aus und werden von vielen Reisenden besucht. Die größten sind der acht M. lange Gardasee (Benacus), der von Iseo (der sebinische See) und Como (der larische See) und der Lago maggiore (der verbanische See). Im Kirchenstaate finden wir die Seen von Perugia (der trasimenische See) und Bracciano, in Neapel den von Celano. Das Klima ist schon seit den ältesten Zeiten seiner Milde wegen hochberühmt und zerfällt naturgemäß in vier Abstufungen. Die erste begreift den Landstrich zwischen den Alpen und Apenninen, wo die Kälte im Winter zuweilen bis zu 10° steigt; Oliven und Citronen wachsen hier nur an geschützten Stellen. In der zweiten, welche südlicher liegt, gedeihen diese Bäume schon überall im Freien und noch besser und kräftiger im dritten; diese beiden begreifen Mittelitalien. Im südl. Theile fällt der Thermometer im Winter nicht bis unter den Gefrierpunkt, und hier gedeihen in den Ebenen sämmtliche Südfrüchte, auch Palmen und Aloe; doch sind in diesen Gegenden die Südwinde, besonders der SOwind oder Sirocco, welcher auf Menschen, Thiere und Pflanzen einen nachtheiligen Einfluß ausübt, sehr lästig. Die ganze Gegend, welche der Po durchströmt, ist ein ununterbrochener Garten; es wachsen Mais, Reis, Korn und Wein in Fülle, auf die Viehzucht wird große Sorgfalt verwendet, und die Ausfuhr von Butter und Käse (Parmesan, der aus der Umgegend von Lodi kommt) ist beträchtlich; in Mittelitalien sind Weinbau und Viehzucht Hauptnahrungszweige; im S. ist der Ölbau, Baumwollen- und Zuckerbau von Bedeutung; auch ist die Seidenzucht überall von großer Erheblichkeit. Die Seide, welche der Norden liefert, ist besser als die aus dem Süden. Außer den Südfrüchten gedeihen alle andern Obstarten, auch der herrliche Granatapfel; ferner werden Hirse, Durrha, Hanf und Flachs gebaut. Die Pferdezucht ist nur im Neapolitanischen von Bedeutung; die Maulesel sind häufig; die Esel werden in J. größer und stärker als im Norden; Schafe werden überall, besonders in Neapel, gezogen; das beste Rindvieh ist in der Lombardei, Büffel findet man im Kirchenstaate; die Schweine werden fast ausschließlich mit Kastanien gemästet. In den Gebirgen leben Luchse, wilde Ziegen, Lemminge, in den Apenninen viele Stachelschweine; die Meere sind reich an Thunfischen, Sardellen u. s. w.; die Vipern, Nattern, Taranteln und Scorpione sind besonders im Süden eine Plage. An edeln Metallen ist J. arm; es wird aber viel Eisen zu Tage gefördert, besonders auf der Insel Elba; die vulkanischen Gegenden liefern viel Schwefel, Alaun und Vitriol; Salz ist häufig und der Marmor von Carrara weltberühmt. Es lassen sich in J. zwei vulkanische Züge nachweisen; der eine läuft am Ostabhange der Apenninen von Ferrara bis in die Abruzzen, der zweite auf der Westseite und durch Sicilien. Am Golf von Neapel ist Alles vulkanisch, auch die campanische Ebene ist es, und wo jetzt die Seen von Averno, Agnano und Lucrino sind, da waren einst Krater. In dieser Gegend, am Golf von Neapel, liegt auch der Vesuv, der seit dem Anbeginn unserer Zeitrechnung mehr als 80 Ausbrüche gehabt hat. Er erhebt sich einsam in der Ebene bis zu 3800 F. über den Meeresspiegel; seine Abhänge sind fruchtbar und gut bebaut. Die Volksmenge wohnt so dicht, daß 7000 Seelen auf die Quadratmeile kommen. Auch von den Inseln sind mehre vulkanisch, z. B. Sicilien, mit dem höchsten Punkte J.'s, dem Ätna, 10,200 F., und die liparischen Inseln. Die übrigen Eilande, welche geographisch



by Google

zu J. gehören, sind: Elba, Capraja und Pianosa vor der Küste von Toscana; Corsica, das den Franzosen gehört; Sardinien, die Ponza-Inseln; Ischia, Capri und andere im Golf von Neapel; Pantellaria zwischen Afrika und Sicilien; Malta, Comino und Gozzo, die engl. sind, und die Tremiten im adriat. Meere.

In politischer Hinsicht zerfällt J., Corsica und Malta abgerechnet, in folgende zehn Staaten: 1) Das lombardisch-venetian. Königreich, das einen Theil des östr. Kaiserstaats bildet; 2) das Königreich Sardinien; 3) das Fürstenthum Monaco; 4) das Herzogthum Parma; 5) das Herzogthum Modena mit Massa; 6) das Herzogthum Lucca. Diese liegen sämmtlich in Oberitalien. In Mittelitalien: 7) das Großherzogthum Toscana; 8) der Kirchenstaat; 9) die Republik San-Marino. 10) Das Königreich beider Sicilien begreift Süditalien. Den vorletzten Staat ausgenommen ist in allen übrigen die Regierungsform eine unumschränkt monarchische. Die Bevölkerung dieser Staaten wird auf 22 Millionen Seelen geschätzt, die fast sämmtlich die ital. Sprache reden, jene liebliche, weichklingende Tochter des Lateinischen, die in vielen Dialekten gesprochen wird, unter denen der toscanische der reinste ist. Die Savoyarden aber reden französisch. In Neapel leben viele albanesische Ansiedler, in den Handelsstädten, besonders im Süden, Griechen, auf Sardinien viele Catalonier und in mehren Alpenthälern Deutsche. Die herrschende Kirche ist die katholische, und sie hat einen bedeutenden Einfluß auf die Bildung des Volkscharakters ausgeübt und äußert ihn noch. Die Italiener sind meist von mittlerm Wuchse und häufig klein, von dunkler Hautfarbe, haben lebhafte schwarze Augen, dunkles Haar, ein kluges, oft schlaues oder verschmitztes Gesicht, sind mäßig und gewandt, aber im Allgemeinen etwas träge, im Süden sogar faul. Von andern Völkern werden ihnen als herrschende Fehler besonders Geiz und Unreinlichkeit vorgeworfen, auch sklavischer Sinn und Rachsucht, zwei Eigenschaften, die den alten Italienern fremd waren und die eine Folge der Fremdherrschaft und des Drucks sind. Allein noch immer herrscht Liebe zu Kunst und Wissenschaften, wenngleich den letztern die freie Forschung fehlt. Am thätigsten und fleißigsten sind die Italiener in der Lombardei und Toscana, weil hier eine regelmäßige, geordnete Verwaltung vorhanden ist. Diese Länder sind reich und vortrefflich bebaut, und besonders hier finden wir eine Menge von Kanälen, die jedoch mehr der Bewässerung des Landes als der Schiffahrt wegen angelegt worden sind; auch gibt es deren im Kirchenstaate, in Piemont und Modena. Während der letzten 50 Jahre und besonders durch Napoleon, hat J., das wegen des Gebirgswalles an seiner Nordgrenze mit dem übrigen Europa nur schwer und mühsam verkehren konnte, Gelegenheit erhalten, seine Verbindung mit dem Auslande zu beleben, besonders seitdem die berühmten Straßen über den Mont Cenis, das stilfser Joch und den Simplon vollendet worden sind; auch sind die größern Städte durch gute Wege miteinander verbunden. Was Manufacturen betrifft, so sind die Italiener, welche noch im Mittelalter alle übrigen Europäer in diesen Gewerbszweigen übertrafen, in neuern Zeiten im Allgemeinen weit hinter Engländern, Deutschen, Franzosen und Schweizern zurückgeblieben; doch zeichnen sich einzelne Gegenden und zwar wieder die Lombardei, durch ihre Gewerbsamkeit aus. Berühmt sind die Seidenwaaren von Turin, Genua, Florenz und Palermo, der Sammet und die Blonden von Genua, der Krepp von Bologna, die künstlichen Blumen, Strohgeflechte und Liqueure von Florenz, das Papier von Lucca und Turin, das Porzellan und die aus gebrannter Erde verfertigten Waaren von Florenz, die Alabaster-, Marmor- und Korallenarbeiten, die Darmsaiten aus dem Kirchenstaate und viele andere Artikel. Wiewol die Zölle dem Handel hinderlich sind, so ist derselbe dennoch sehr beträchtlich, weil das Land stark bevölkert ist und großen Productenreichthum hat. Allein der alte Glanz, in welchem J. im Mittelalter strahlte, als es Beherrscherin der Meere war und den Verkehr des Abendlandes mit dem Morgenlande vermittelte, ist längst geschwunden und Genua wie Venedig haben kaum einen schwachen Schatten von ihrer alten Macht und Größe bewahrt. Der Activhandel zur See beschränkt sich fast ausschließlich auf die Häfen des mittelländ. Meeres; in allen herrscht die engl. Flagge vor und die Briten führen besonders Colonialwaaren, gesalzene Fische, Baumwollen- und Seidenstoffe, Eisen und fremde Weine ein; zur Ausfuhr liefert Italien Seide, Öl, Getreide, Reis, Südfrüchte, Liqueure, Seife, Wolle, Gold- und Silberbrokate, Gemälde und andere Kunstgegenstände.

Die Berühmtheit der röm. Geschichte, in welche J. mit den Namen seiner Gegenden und Ortschaften auf das innigste verflochten ist, macht es nöthig, daß man auch die alten lat. Namen seiner Berge, Flüsse und Seen kennt, sowie einen allgemeinen Begriff von der Eintheilung des Landes und von den berühmten Städten in denselben sich aneigne. Die lat. Namen der Flüsse u. s. w. sind in dem Vorhergehenden zu den gegenwärtig gebräuchlichen in Klammern hinzugefügt worden, und während die Anführung der Ortschaften des jetzigen J.'s den einzelnen Staaten vorbehalten wird, ist hier der Ort, das alte J. übersichtlich nach seiner politischen Eintheilung darzustellen.

Der Name J. soll griech. Ursprungs sein, in Folge der schönen Viehheerden, welche griech. Seefahrer hier fanden, denn italos bezeichnete ein Rind. Indeß nannten bis zu Alexander dem Großen die Griechen nur den untern Theil der Halbinsel Italia, während sie das ganze Land Tyrrhenia oder Hesperia nannten. Zu den Zeiten des Augustus hieß Oberitalien Gallia cisalpina (das diesseit der Alpen liegende Gallien) oder Gallia togata (das togabekleidete Gallien) zum Unterschiede von Gallia braccata (das hosenbekleidete — das jetzige Frankreich). Der Padus theilte dieses Land in Gallia transpadana, die nördl. Hälfte, und cispadana, die südl. Hälfte. In jenem, welches von Alters her von nomadischen Völkerschaften bewohnt wurde, legten die Römer viele Colonien an. Hier waren die berühmten Städte Augusta Turinorum (jetzt Turin), Segusia, Vercellae, Ticinum, Mediolanum (jetzt Mailand), Comum, wo Plinius d. J. geboren, Cremona, Mantua, Verona, Adria (von dem das adriat. Meer den Namen hat), Patavium (jetzt Padua), Tergeste (jetzt Triest) und Aquileja. In Gallia cispadana war Genua schon im Alterthume eine wichtige Handelsstadt und außer ihr sind Nicäa, Placentia, Parma, Bononia (jetzt Bologna), das unabhängige Mutina (jetzt Modena), Ravenna und Cäsena am Rubicon zu merken. Das mittlere J. hieß das eigentliche (propria) und reichte von den Flüssen Macra und Rubicon im N. bis zu den Flüssen Silarus und Fronto im S. Oberhalb der Tiber

ag das einst hochberühmte Hetrurien (s. d.) und in ihm ie berühmten Städte Clusium, Falerii, Tarquinii, Fescen- ia, Caere, Veji und andere. Östlich von Hetrurien am driatischen Meere lag Umbrien, in welchem zu Ariminum jetzt Rimini), Sena Gallica (jetzt Senigaglia) und andern ie sennonischen Gallier und in Tifernum tiburinum, Spo- etium und andern die Umbrer wohnten. Das Gebiet der Picenter, östl. von Umbrien, enthielt die Hauptstadt Ancona. Kleinere, schon früh von den Römern unterjochte Völkerschaften waren die Vestiner, Marruciner, Sammiter, in deren Gebiet Bovianum (Bojano), Beneventum, Caudium, die Peligner mit Corfinium und Sulmo, Ovid's Vaterstadt, die Marser, die Sabiner und Aequer mit en alten Städten Cures, Fidena und verschiedenen andern. In der Provinz Latium lag die weltberühmte Roma (s. Rom), ferner Ostia, die erste röm. Colonie, Lavinium, ie älteste Stadt Latiums, Alba longa, Roms Mutterstadt, Aricia, Lanuvium, Tusculum, Gabii, Tibur, Ardea, Hauptstadt der Rutuler, Suessa Pometia, Hauptstadt der Volsker, Arpinum, Cicero's und Marius Vaterstadt, Amyclä, Stadt er Ausoner und andere. Im schönsten Theile J.'s lag, an Latium grenzend, Campanien. Es war der Lieblingsaufenthalt der vornehmen Römer und enthielt unter andern ie Städte Cumä, Misenum, am gleichnamigen Vorgebirge, Bajä, mit berühmten warmen Bädern, Puteoli, Neapolis (s. Neapel), Herculanum und Pompeji (s. d.), Nola, Capua, die Hauptstadt des Landes. Im Gebiete der Picentiner war Picentia Hauptstadt. Unteritalien führte von en vielen griech. Pflanzstädten, die hier gegründet worden waren, den Namen Großgriechenland, und in ihm lagen folgende Provinzen: Apulien, das in Apulia Daunia mit den Städten Luceria und Arpi, Apulia Peucetia, wo Horaz's Geburtsort Venusia lag, und Calabria zerfiel. In em letzten lag die wichtigste Seestadt J.'s: Brundusium (Brindisi), von wo man nach Griechenland überfuhr; ferner Tarentum, Hydruntum und andere. In Lucanien ag das alte Velium oder Elea, berühmt durch die eleatische Philosophie, das durch seinen Luxus berüchtigte Sybaris, Metapontum und andere. Im Lande der Bruttier agen Rhegium auf der Südspitze J.'s, welche einst mit Sicilien zusammengehangen haben soll, Croton, wo Pythagoras lebte, und andere.

Kein anderes Land hat eine so reiche und mannichfaltige Geschichte als J., und der Einfluß, den diese Halbinsel auf das Schicksal des gesammten Menschengeschlechts ausgeübt, ist ein ungeheurer. Schon früh lebten in Mittelitalien Völker, die sich zu einer eigenthümlichen Cultur emporgearbeitet hatten, unter denen die Etrusker (s. Hetrurien) ie bedeutendsten waren. In Süditalien (Großgriechenland) ießen sich viele ausgewanderte Griechen nieder, brachten die Gesittung ihrer Heimat mit, gründeten eine Menge von Städten, die sich zu Macht, Reichthum und Bedeutung aufschwangen, trieben blühenden Handel, standen untereinander und mit dem Mutterlande in regem Verkehr und besetzten auch die Küsten Siciliens. Tarent, Syracus, Messina, Agrigent, Crotona und viele andere erhoben sich zu hoher Blüte. Im Norden, bis südl. vom Po, wohnten gallische Völkerschaften, die bis zur Zeit des Kaisers Augustus ihre Unabhängigkeit aufrecht zu erhalten wußten. In Mittelitalien ward um die Mitte des 8. Jahrh. v. Chr. Rom gegründet, das zuerst in Jahrhunderte dauernden Kämpfen seine Nachbarvölker, darauf J., zuletzt den größten Theil der damals bekannten Erde unterjochte und ein Weltreich gründete, wie es noch nicht da gewesen war. (S. Rom.) Nachdem Rom erst Königreich, dann Republik gewesen war, wurde es ein Kaiserreich, das nach einer beinahe 500jährigen Dauer, nachdem es längst schon geschwächt war, 476 n. Chr. eine völlige Beute der Deutschen ward. J. war schon früher mehrmals von barbarischen Völkern heimgesucht worden. Odoaker, ein Heruler und Befehlshaber der Leibwache des Kaisers, ernannte sich 476, nachdem er letztern abgesetzt hatte, zum Könige von J. Er war ein tüchtiger Mann, regierte aber nicht lange, denn auf Antrieb der byzantinischen Kaiser kamen die Ostgothen nach J. und stürzten unter ihrem großen Könige Theodorich das Reich der Rugier 493. J. verdankt diesem gothischen Barbaren unendlich viel; seit zwei Jahrhunderten hatte im Lande nicht solche Ruhe und Sicherheit geherrscht und der Wohlstand hob sich; allein nach Theodorich's Tode sank die Macht der Könige und die Ostgothen wurden, ungeachtet des heldenmüthigen Widerstandes ihrer beiden letzten Könige Totilas und Tejas, von den byzantinischen Feldherren Belisarius und Narses bezwungen und 553 ging ihr Reich zu Ende. J. war nun eine Zeit lang wieder den Griechen unterworfen, bis 568 die Longobarden, ein Volk, das aus dem nördl. Deutschland stammte und seit längerer Zeit schon in Pannonien angesiedelt war, unter ihrem Könige Alboin über die Alpen gingen, ein Königreich gründeten, das ganz Nord- und den größten Theil von Mittelitalien umfaßte und bis 774 dauerte. Es ist ein großes Unglück für J. gewesen, daß es nicht ganz, sondern nur theilweise unter die Longobarden kam. Am adriat. Meere, an den Lagunen der Brenta hatten sich schon zu Attila's Zeiten Schiffer niedergelassen, die durch Fleiß und Regsamkeit sich zu Wohlstand erhoben und im Fortgange der Zeit immer mächtiger geworden waren. Sie bildeten eine selbständige Republik, Venedig, und wählten noch vor dem Ende des 7. Jahrh. einen Dogen, dem sie die vollziehende Gewalt anvertrauten. Ein Theil von Mittelitalien und die Küsten Unteritaliens blieben in den Händen der Griechen und machten das sogenannte Exarchat aus. Rom erkannte in weltlichen Dingen noch die Oberherrlichkeit der Kaiser zu Konstantinopel an, machte sich aber, als im byzantinischen Reiche die Bilderstürmerei beinahe zwei Jahrhunderte lang dauerte, immer unabhängiger; auch viele andere Städte vertrieben die kaiserl. Beamten und regierten sich selbst. Das waren die ersten Anfänge zu dem späterhin so einflußreich sich zeigenden republikanischen Wesen. Die Longobarden, deren Hauptstadt Pavia war und nach welchen noch jetzt die schöne Ebene im Norden des Po den Namen Lombardei führt, geriethen in Streitigkeiten mit den Päpsten, welche die Unabhängigkeit Roms aufrecht erhalten wollten und sich deshalb um Hülfe an die Franken wendetem Papst Stephan III. salbte, um sich dieselben geeigneter zu machen, den fränk. Major Domus Pipin zum Könige und ernannte ihn zum röm. Patricier. Diese Freundschaft zwischen den Päpsten und den Franken war die Ursache der Vernichtung des Longobardenreichs; denn als der Papst, von seinem Nachbar abermals bedrängt, Karl den Großen um Hülfe anrief, zog dieser mit einem Heere nach J., nahm den longobard. König Desiderius gefangen und vereinigte dessen

Digitized by Google

Reich mit dem fränkischen, bis auf das Herzogthum Benevent, das noch längere Zeit seine eignen longobard. Herzöge behielt; auch blieben die unterital. Republiken selbständig. Die Päpste hatten schon von Pipin 756 aus Dankbarkeit das Exarchat und mehre wichtige Städte, z. B. Ancona, Rimini und andere erhalten. So entstand der Kirchenstaat.

Kurz vor Karl's des Großen Tode erhielt J. einen eignen König, des Kaisers Enkel Bernhard nämlich, im J. 810. Da dieser aber nach Unabhängigkeit vom Frankenreiche strebte, so wurde er abgesetzt und bis 843 blieb J. mit dem letztern vereinigt. Es kam nun nebst Lothringen an Ludwig des Deutschen Sohn, Lothar I., darauf an Ludwig II., einen trefflichen Monarchen, der 875 starb. Nun ward J. der Schauplatz von Uneinigkeiten und bürgerlichen Kriegen. Die großen, noch aus den Zeiten der Longobarden vorhandenen Vasallen, namentlich die Herzoge Guido von Spoleto und Berengar von Friaul, machten einander den Thron J.'s streitig und 896 zog der deutsche König Arnulf über die Alpen, um Guido's Sohn, Lambert, der nach seines Vaters Tode König geworden war, zu bekämpfen. Nun wurde die Verwirrung noch ärger, weil auch die Könige von Burgund sich einmischten und Berengar I., der inzwischen König geworden war, vertreiben wollten, während die Ungarn und Sarazenen ihrerseits das Land verwüsteten. Berengar I. wurde 924 ermordet und nun überließ Rudolf II. von Burgund seine Ansprüche auf J. an den Grafen Hugo von der Provence, der auch die Regierung antrat, aber durch seine Bedrückungen den Haß der Vasallen in solchem Maße auf sich lud, daß sein eigner Neffe, Berengar von Ivrea, nach Deutschland entfloh, dort ein Heer sammelte, ihn 945 des Thrones beraubte und Lothar, Hugo's Sohn, auf denselben erhob. Dieser starb schon 950, wie es heißt, von Berengar vergiftet, der dessen Witwe Adelheid mit seinem Sohne Adelbert vermählen wollte. Sie aber flüchtete sich auf die Burg Canossa und rief König Otto I. von Deutschland um Hülfe an. Er kam nach J., eroberte Pavia, wurde 951 König der Franken und Longobarden und heirathete die Adelheid, während Berengar, nachdem er Friaul abgetreten hatte, bis 961 als Otto's Vasall regierte. In diesem Jahre aber wurde er gefangen nach Deutschland abgeführt, Otto setzte sich in Mailand die eiserne Krone der Longobarden aufs Haupt und vereinigte J. mit dem deutschen Reiche.

Mit dieser Zeit beginnt nun die lange Reihe von Zügen, welche die deutschen Kaiser nach J. unternommen haben und welche sowol für dieses als für Deutschland in vielfacher Beziehung höchst nachtheilig geworden sind. Die großen Lehen, welche offen wurden, kamen an deutsche Herren und in Norditalien erwarben die Städte viele Freiheiten, sodaß sie schon jetzt gewissermaßen als Republiken betrachtet werden konnten. Besonders erfreute sich Rom vieler Vorrechte. Hier war am päpstlichen Hofe eine solche Immoralität herrschend geworden, daß eine Zeit lang zwei unzüchtige Frauen, Theodora und Marozia, nach Gutdünken den Stuhl des h. Petrus besetzten und ihre Creaturen auf denselben erhoben. Der Skandal wurde zuletzt so arg, daß Kaiser Otto einschritt, einen Papst absetzte und einen andern einsetzte, den aber die Römer nicht anerkennen wollten, weshalb sie einen Gegenpapst wählten. In Sicilien hatten sich um diese Zeit schon Sarazenen festgesetzt, in Unteritalien bestanden mehre unabhängige Republiken, unter denen Amalfi, Gaeta und Neapel die mächtigsten waren; in Benevent herrschte noch immer ein longobard. Herzog. Als die Araber sich auch auf den Küsten Apuliens festsetzten, nahmen die mit ihnen Krieg führenden Byzantiner gleichfalls Strecken von Unteritalien in Besitz und erhoben Bari zur Hauptstadt ihrer Provinz, die sie gegen Otto I. und dessen Nachfolger Otto II. behaupteten. In die Zeiten dieses Letztern fällt ein Aufstand der Römer, 980, welchen Crescentius leitete, ein muthiger Mann, der Rom wieder zu einer höhern Würde emporheben wollte, keine unsittlichen Päpste duldete, aber endlich der Macht Otto III. erlag und 998 enthauptet wurde. Doch die Römer erhoben sich trotz solcher Strenge stets gegen die Kaiser, sobald sich nur irgend eine günstige Gelegenheit darbot, und 1002, nach Otto's Tode, wählten die Italiener Harduin von Ivrea zum Könige; indessen erkannten sie nach dessen Tode, 1015, Heinrich II. von Deutschland an. Unter seinem Nachfolger Konrad II. wurden dann im Jahre 1037 auf einem Reichstage, welcher auf den ronealischen Gefilden bei Piacenza abgehalten wurde, die Lehen für erblich erklärt, und dieser Kaiser strebte überhaupt danach, in alle Verhältnisse mehr Festigkeit und Stetigkeit zu bringen. Aber die einzelnen Barone, sowie die Städte standen, besonders in Oberitalien, einander oft feindlich gegenüber, und in Rom machten endlich sogar drei Gegenpäpste den heil. Stuhl einander streitig. Diesen Wirren wollte Heinrich III., einer der kräftigsten Männer, die je auf Deutschlands Throne gesessen haben, ein Ende machen; er setzte alle drei Päpste ab und erhob einen würdigen Mann zum Statthalter Christi. Als aber nach seinem Tode, 1056, das Reich an seinen unmündigen Sohn, Heinrich IV., kam, sank das kaiserl. Ansehen in J.; das der Päpste, die sich von der Oberherrschaft der weltlichen Macht ganz frei zu machen strebten, dagegen stieg und erreichte endlich unter Hildebrand oder Gregor VII. eine bedeutende Höhe. Während so Kaiser und Papst einander gegenüber standen, herrschte nie Ruhe in J.; die Fehden hörten nicht auf und die allgemeine Verwirrung ward von den Normannen benutzt, die schon im Anfange des 11. Jahrh. aus Frankreich nach J. gekommen waren und sich in Calabrien und Apulien festgesetzt hatten. Sie leisteten bald dieser, bald jener von den streitenden Parteien Beistand und wurden immer mächtiger. Die Päpste, welche ihnen anfangs feindlich gesinnt waren, sahen bald ein, wie nützlich ihnen die Normannen als Bundesgenossen werden könnten, und daher belehnte Nicolaus II. den Robert Guiscard 1059 mit allen Landen, welche derselbe in Unteritalien erobert hatte. Auch auf Sicilien machten die Normannen Eroberungen, während die Seestädte im Norden immer mächtiger wurden und namentlich die Pisaner die Insel Sardinien bezwangen.

Das kräftige Auftreten des Papstes gegen Heinrich IV. war der Herrschaft der Deutschen in J. verderblich, weil jener Allen, die gegen den Kaiser auftraten, Unterstützung angedeihen ließ und namentlich den Städten, deren natürlicher Bundesgenosse er war. Die Erbschaft der Gräfin Mathilde von Toscana, welche 1115 gestorben war und ihr Land dem päpstlichen Stuhle vermacht hatte, gab Veranlassung zu Streitigkeiten zwischen Papst und Kaiser, die volle zwei Jahrhunderte dauerten. Schon 1130 wurde das

Digitized by Google

bisherige Herzogthum der Normannen zu einem Königreiche erhoben, während die Städte, von denen immer mehre so große Privilegien erwarben, daß sie in der Wirklichkeit schon eigentliche Freistaaten waren, ihre Verfassung und Verwaltung besser und fester ordneten. Unter denselben waren besonders zwei sehr mächtig: Pavia, die alte Hauptstadt der Longobarden, und das frisch aufblühende Mailand, welches an der Spitze der den Kaisern feindlich gesinnten, aber vom Papste unterstützten guelfischen Partei stand, während Pavia zu der kaiserl. oder ghibellinischen hielt. Um diese zu unterstützen und sein kaiserl. Ansehen zu behaupten, mußte Kaiser Friedrich der Rothbart sechsmal über die Alpen ziehen, ließ sich in Pavia und Rom krönen und setzte über jede Stadt einen Vogt oder Podesta. Die Städte aber stifteten gegen Friedrich 1167 den lombard. Städtebund, bauten, dem Kaiser zum Trotz, eine Festung, die sie zu Ehren des Papstes Alexander, des Oberhaupts der Guelfen, Alessandria nannten, und erhoben Mailand zur Anführerin des Bundes. Der Kaiser wurde 1176 bei Legnano so geschlagen, daß er einen Waffenstillstand schließen mußte, auf welchen 1183 der kostnitzer Friede folgte, der in mancher Hinsicht für die Städte sehr vortheilhaft war. Bald nachher wurde die Aufmerksamkeit der hohenstaufischen Kaiser nach Sicilien gelenkt, und nun geriethen die lombard. Städte untereinander in Fehde; in ihren eignen Mauern bekämpften sich Guelfen und Ghibellinen, zum großen Nachtheile für die Freiheit, denn während dieser neuern Zwiste wurden einzelne Adelsgeschlechter immer mächtiger, namentlich die ghibellinische Familie Romano, welcher der berüchtigte Ezzelino angehörte, und das guelfische Haus Este. Die Ghibellinen wurden unter Friedrich II. immer mehr geschwächt, die Guelfen dagegen mächtig unterstützt von dem Bettelorden, welcher um diese Zeit gestiftet wurde und dem Papste wesentliche Dienste leistete. Fast in jeder Stadt riß eine Adelsfamilie die Herrschaft an sich, wie die della Scala in Mailand, nur die Seestädte und Florenz blieben frei.

Als die Macht der Hohenstaufen im Norden durch die Städte geschwächt wurde, ward sie im Süden durch Karl von Anjou gebrochen, der, vom Papste unterstützt, Unteritalien eroberte, den letzten Sprößling der erlauchten Familie, Konradin, schlug, ihn auf das Blutgerüst führen ließ und sich zum Könige der gesammten Halbinsel erheben wollte. Während in den Städten die Volkspartei sich den Übergriffen des Adels kräftig widersetzte, hatten die Hafenplätze im Norden längst eine Bahn des Ruhms und Glücks betreten und sich durch Handel, Schiffahrt und Gewerbe schon seit dem Beginn der Kreuzzüge außerordentlich bereichert. Beinahe der gesammte Verkehr des Abendlandes wie der Levante war in ihren Händen; im Anfange des 13. Jahrh. hatten die Venetianer in Gemeinschaft mit den Franzosen Konstantinopel erobert und mehre Inseln bezwungen; die Pisaner und Genueser, Venedigs Nebenbuhler, waren nicht minder mächtig. Im Anfange des 14. Jahrh. unternahm Kaiser Heinrich VII. einen Zug nach J. und führte die aus den Städten vertriebenen Tyrannen wieder in dieselben zurück, sodaß, mit Ausnahme von Florenz, die meisten bedeutendern Ortschaften in Nord- und Mittelitalien wieder Herren bekamen, Padua z. B. die Carrara, Mailand die Visconti, Mantua die Gonzaga, Ferrara die Este u. s. w. Schon seit 1334 wurden die della Scala der Unabhängigkeit der lombard. Städte und Herren gefährlich, und Roms Glanz unter dem talentvollen Tribun Cola Rienzi, der 1347 den alten Ruhm der erniedrigten Stadt wiederherstellen wollte, aber ein Opfer der Rache des Adels wurde, dauerte nur kurze Zeit. Im J. 1339 hatten schon die Genueser alle an der Spitze der rivalisirenden Parteien stehenden Patrizierfamilien vertrieben und sich in der Person Simon Boccanegra's einen Dogen gewählt. Die Schiffe Venedigs und Genuas bedeckten das mittelländ. Meer, und während J. fort und fort voller Fehden war, blühte doch das Gemeinwesen und es nahete die Zeit, in welcher die Wissenschaften und das Studium des classischen Alterthums, welche so lange geschlummert hatten, wieder erweckt wurden. Mit den Wissenschaften gingen, namentlich seit dem 15. Jahrh., die Künste Hand in Hand, und J. war reich an Malern und Musikern, Baumeistern und Bildhauern; es ward abermals Lehrerin und Vorbild des ganzen übrigen Europa. Den Wohlstand, zu welchem das vielbewegte Land sich emporgeschwungen hatte, vermochten weder die furchtbare Pest, welche als schwarzer Tod um die Mitte des 14. Jahrh. Europa verheerte und auch in J. schreckliche Verwüstungen anrichtete, noch die umherschwärmenden, von Condottieri angeführten Miethtruppen zu untergraben. Das gesunkene Ansehen der deutschen Kaiser ward einigermaßen durch Karl IV. wiederhergestellt, während die Visconti so mächtig wurden, daß sie selbst Genua bezwangen; aber Florenz, die Stütze der ital. Freiheit, leistete ihnen beharrlichen Widerstand. Schon 1395 wußte Joh. Galeazzo Visconti es dahin zu bringen, daß Kaiser Wenzel ihn mit Mailand, als einem Herzogthume, belehnte; er unterwarf auch einige Zeit Siena, Perugia und Bologna seiner Herrschaft. Neapel war inzwischen an das Haus Aragonien gekommen. Mailand erhielt die Sforza zu Herren und Florenz mußte sich endlich für den Verlust seiner Freiheit mit dem Glanze begnügen, den das Haus Medici verbreitete. Die Päpste hatten den Kirchenstaat allmälig zu vergrößern gesucht, und so war in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. in J. eine Art von Gleichgewicht der Macht entstanden, das erst 1494 durch König Karl VIII. von Frankreich gestört wurde. Dieser nämlich unternahm einen Zug nach J., um Neapel zu erobern, auf welches er Ansprüche machte. Das Unternehmen lief unglücklich ab; doch mischten sich seitdem die Franzosen in die ital. Angelegenheiten und Ludwig XII. unterwarf Mailand, während Cäsar Borgia's Bemühungen, sich zum Herrn von ganz J. zu machen, scheiterten. Im Anfange des 16. Jahrh. saß auf dem päpstlichen Stuhle Julius II., ein kriegerischer Mann, der J.'s Unabhängigkeit von den immer mächtiger werdenden Venetianern bedroht glaubte, und daher 1508 mit Kaiser Maximilian, Ferdinand dem Katholischen von Spanien und Ludwig XII. von Frankreich die Ligue von Cambray zur Demüthigung Venedigs schloß; diese aber zerfiel bald nach ihrem Entstehen, denn schon 1509 bildete Julius mit Venedig, den Schweizern und Spanien die h. Ligue, um die Franzosen aus J. zu vertreiben. Seit 1520, um welche Zeit Leo X. auf dem päpstlichen Stuhle saß, begannen dann die Kriege zwischen Franz von Frankreich und Kaiser Karl V. wegen Mailands, das nach der für die Franzosen unglücklichen Schlacht bei Pavia dem Kaiser blieb, der auch 1525 den Papst demüthigte und dessen Truppen 1527 Rom plünderten. Bisher hatte J. in hoher Blüte gestanden und der

Digitized by Google

Gemeingeist war höchst lebendig gewesen; mit dem Untergange der Freistaaten aber verlor sich auch allmälig die bisherige Regsamkeit des Lebens und J., ein ewiger Zankapfel und Spielball fremder Mächte, namentlich Deutschlands, Frankreichs und Spaniens, welche fortan die Geschichte des Landes vorzugsweise bestimmten, sank von seiner hohen Stufe herab. Im 16. Jahrh. entstanden mehre neue Staaten und Dynastien; Montferrat kam an die Gonzaga von Mantua, Parma und Piacenza wurden ein Herzogthum der Farnese, während die Verschwörung Fiesco's, welcher 1547 in Genua die Aristokraten zu stürzen unternahm, mislang. Piemont kam 1559 an Emanuel Philibert von Savoyen, Ferrara fiel an den Kirchenstaat. Übrigens erfreute sich J. in diesem Jahrh. einer lang entbehrten Ruhe und wurde erst 1627 durch den mantuanischen Erbfolgestreit mit in den dreißigjährigen Krieg verwickelt. 1631 erwarb der Kirchenstaat Urbino. Auch das 17. Jahrh. war für J. beiweitem nicht so bewegt, wie die frühern; dagegen wurde J. sogleich im Anfange des 18. Jahrh. Hauptschauplatz des span. Erbfolgekriegs. Östreich eroberte Mailand, Mantua und Montferrat, welche seit 1631 einem franz. Herzoge gehört hatten, gab Mantua an Savoyen, bekam im utrechter Frieden noch Sardinien und Neapel, tauschte aber für Sardinien von Savoyen die Insel Sicilien ein; Parma und Piacenza kamen 1731, als die Farnese ausstarben, an einen span. Infanten, der aber nachher beide an Östreich abtrat und dafür König von Neapel und Sicilien ward. 1737 starben auch die Medici aus und Florenz fiel an Franz Stephan, Herzog von Lothringen, der 1745 deutscher Kaiser ward und Toscana für eine Secundogenitur des östr.-lothring. Hauses erklärte.

Bis zu den Zeiten der franz. Revolution genoß J. abermals Ruhe; aber 1792 drangen die Franzosen ein. Sie besanden sich mit Östreich, Neapel und dem Könige von Sardinien im Kriege, der mit wechselndem Glücke geführt wurde, bis General Bonaparte auf dem Schauplatze erschien, Sardinien zum Frieden zwang, Nizza und Savoyen mit Frankreich vereinigte und den größten Theil der Lombardei eroberte. Als auch Neapel zum Frieden gezwungen war, errichteten die Franzosen 1797 die cisalpinische Republik aus Mailand, Mantua und Theilen von Parma und Modena, wozu bald noch Bologna, Ferrara und die Romagna hinzukamen, welche der Papst abtreten mußte, und da dieser mit den Feinden Frankreichs in freundlichem Verkehr blieb, wurde auch 1798 Rom zur Republik erklärt. In Genua hatte sich die Aristokratie überlebt; auch sie fiel, und Genua wurde zur ligurischen Republik erklärt. Die alte Nebenbuhlerin Genuas, Venedig, hatte ein schlimmeres Loos. Nachdem es erst eine demokratische Verfassung erhalten, ward es 1797 im Frieden von Campo Formio theils an Östreich abgetreten, theils mit der cisalpinischen Republik vereinigt. Da Neapel mit den Gegnern Frankreichs in Verbindung blieb, und namentlich mit Rußland und England ein Bündniß geschlossen hatte, so überzogen die Franzosen es mit Krieg, verjagten den König und stifteten 1799 die parthenopeische Republik. Als aber der General Bonaparte in Ägypten sich befand, wurden die Franzosen in J. geschlagen und verloren viel, bis Bonaparte zurückkam, als Consul mit frischen Truppen über die Alpen ging und durch den Sieg bei Marengo den Angelegenheiten wieder eine andere Wendung gab. Im Frieden von Luneville, 1801, wurde Parma mit Frankreich vereinigt, dessen bisheriger Herzog Toscana und den Titel König von Hetrurien erhielt. Lucca und Genua bekamen neue Verfassungen. 1802 ward die bisherige cisalpinische Republik zur ital. umgewandelt und Bonaparte erklärte sich zu ihrem Präsidenten. Piemont wurde mit Frankreich vereinigt und 1805, am 17. März, erklärte der Kaiser der Franzosen sich auch zum Könige von J., das eine Verfassung erhielt, die der von Frankreich nachgebildet war, während noch mehre Länder J.'s mit Frankreich vereinigt wurden. 1806 ernannte Napoleon seinen Bruder Joseph zum Könige von Neapel, dessen bisheriger Herrscher auf Sicilien, von den Engländern unterstützt, eine Zuflucht suchte; Hetrurien ward mit Frankreich vereinigt und Joseph vertauschte den neapolit. Thron, der an Joachim Murat kam, gegen den span. 1809 erklärte Napoleon, daß der Papst aufgehört habe, ein weltlicher Herrscher zu sein, und der Kirchenstaat wurde Frankreich einverleibt. J., das so lange Jahrhunderte in viele einzelne, nebenbuhlerische Staaten getrennt gewesen war, sah in Napoleon seinen Erlöser, und trug daher gern die großen Lasten, welche ihm aufgebürdet wurden. Noch nie war solche Sicherheit im Lande gewesen, als zur Zeit der franz. Herrschaft, und an die Stelle vieler veralteten Einrichtungen, die sich selbst überlebt hatten, traten bessere, die dem Geiste des Jahrhunderts angemessen waren, namentlich in Bezug auf die Rechtspflege.

Als Napoleon sein Heer in Rußland verloren hatte und 1813 bei Leipzig geschlagen worden war, mußten die Franzosen 1814 J. räumen und die meisten Staaten wurden ihren frühern Regenten zurückgegeben. Parma, Piacenza und Guastalla kamen an Napoleon's Gemahlin, Marie Luise; er selbst bekam Elba und Murat behielt Neapel. Als aber der entthronte Kaiser 1815 wieder in Frankreich erschien, griff auch Murat zu den Waffen, wurde aber von den Östreichern geschlagen und Ferdinand IV. erschien wieder in Neapel. Murat machte den Versuch, dasselbe wieder zu erobern, landete von Corsica aus in Calabrien, wurde aber gefangen und 1815 erschossen. Nun erfolgte in J. eine vollständige Restauration; der König von Sardinien ward in seinem Staate wieder eingesetzt und erhielt außerdem noch Genua; Östreich errichtete das lombardisch-venetian. Königreich; der Herzog von Modena bekam sein Land zurück; Toscana fiel als Großherzogthum an den Erzherzog Ferdinand und der Papst wurde wieder Herr des Kirchenstaats. Diese sämmtlichen Staaten sind seitdem mehr oder weniger von Östreich abhängig.

Bei dieser Restauration aber waren die Wünsche und Bedürfnisse des Landes nicht überall berücksichtigt worden; es wurden viele veraltete Einrichtungen, zum großen Misvergnügen der denkenden Menschen und aller Gebildeten, wieder eingeführt, vieles Zweckmäßige wieder abgeschafft, der Geist gedrückt und eingezwängt und der geheimen Policei und den Jesuiten ein weiter Spielraum geöffnet. Diesem unglücklichen Verfahren ist es zuzuschreiben, daß J. seit dem Sturze Napoleon's sich in steter Gährung befunden hat und noch jetzt einem Vulkane gleicht, der jeden Augenblick auszubrechen droht. Da die Restauration in so unvolksthümlicher Weise verfuhr, so bildeten sich bald überall Geheimbünde mit der Tendenz und zu dem Zwecke, die Einheit J.'s vorzubereiten und bei günstigerer Gelegenheit ins Leben treten zu lassen. Eine dieser

Digitized by Google

volksthümlichen Gesellschaften, die berühmte Carbonaria, zählte schon 1810 hunderttausende von Mitgliedern und trat 1820, als in Spanien die Cortesverfassung proclamirt worden war, kräftig auf. In Neapel mußte der König Ferdinand versprechen, eine der span. ähnliche Constitution einzuführen; auch in Piemont mußte sich der König zur Nachgiebigkeit bequemen, bis Östreich einschritt, 1821 im März Neapel und im April Piemont militairisch besetzte und den alten Zustand der Dinge wiederherstellte, ohne darum, wie schon eine mehrjährige Occupation dieser Länder zeigte, den Geist, welcher zu jenen Bewegungen antrieb, vertilgen zu können. Je ärger der Druck in den ital. Staaten ward, um desto weiter griffen die geheimen Gesellschaften, so groß die Zahl ihrer Mitbürger auch war, um sich und 1830, nach der franz. Juliusrevolution, zeigte sich, daß ganz I. mit einem großen Netze von Verschwörungen überspannt war. In Modena brach am 4. Febr. 1831 der Aufstand aus, dem noch an demselben Tage sich Bologna und in derselben Woche die ganze Romagna anschloß. Die Patrioten steckten die ital. Cocarde auf; der Herzog von Modena sah sich genöthigt, in der Festung Mantua eine Zuflucht zu suchen; überall wurden Bürgergarden und eine provisorische Regierung errichtet und diese führte gleich viele Verbesserungen ein. Ravenna, Rimini, Parma, das die Erzherzogin Marie Luise zu verlassen sich genöthigt sah, Ancona und viele andere Städte schlossen sich der Bewegung an. Die Italiener hofften, da keine der europ. Großmächte eingeschritten war, um den Aufstand in Belgien und Polen zu dämpfen, die Östreicher würden auch in I. keine Intervention unternehmen; allein hier, wo für den Kaiserstaat so Vieles auf dem Spiele stand, rückten dessen Truppen ein und der überlegenen Macht konnten die Patrioten nicht widerstehen; ihre Anführer mußten fliehen, der Herzog von Modena wurde wieder in seinen Staat zurückgeführt, während dem Papste von den europ. Großmächten der Rath ertheilt wurde, die Verwaltung des Kirchenstaats zweckmäßiger zu ordnen. Seitdem ist in I. keine Bewegung von wichtigem Belange ausgebrochen; der Einfall, welchen ital. und poln. Flüchtlinge späterhin von der Schweiz aus in Savoyen machten, ging spurlos vorüber. Nur zur Zeit der Cholera, welche auch in I. viele Menschen dahinraffte, entstanden hier und da Unruhen, und auf Sicilien ereigneten sich im J. 1837 Greuelscenen, die den deutlichsten Beweis lieferten, wie tief I. von der hohen Stufe der Gesittung, welche es im Alterthume und im Mittelalter erreicht hatte, herabgesunken ist. Sicilien, das bisher einen selbständigen Theil des Reichs Neapel bildete, ist vor Kurzem mit den übrigen Provinzen ohne Weiteres vereinigt worden und hat die wenigen Vorrechte, die es bisher noch besaß, verloren.

## Italienische Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Das älteste gebildete Volk Italiens waren die Etrusker (s. Hetrurien), und schon in sehr frühen Zeiten ließen sich Griechen in Unteritalien, welches daher Großgriechenland genannt wurde, nieder (vergl. Griechenland) und brachten aus ihrer Heimat Gesetze, Wissenschaft und Kunst mit. Der Reichthum, welchen sich die Griechen in diesen Pflanzstädten erwarben, verweichlichte sie jedoch, sodaß sie den mächtig um sich greifenden Römern (vergl. Rom) keinen erfolgreichen Widerstand zu leisten vermochten, und allmälig kam sowol Hetrurien als Großgriechenland unter die Botmäßigkeit der Römer. Das harte röm. Joch erdrückte die Keime der Bildung bei den Völkern, weniger durch directe Verfolgungen, als durch die fortwährenden Kriegsdienste, zu denen die gedemüthigten Völker unter dem Namen von Bundesgenossen gezwungen wurden. Erst als Rom selbst allmälig zur Bildung erwuchs, welches besonders nach der Besiegung Griechenlands der Fall war, konnte auch das übrige Italien wieder geistig emporkommen, doch zog sich Alles, was auf Bildung Anspruch machte, mehr oder weniger nach Rom oder wol auch nach dem griech. Athen, der allberühmten Pflegerin der Künste und Wissenschaften. Alexandrien (s. d.) in Ägypten trat allmälig an die Stelle Athens. Die griech. Bildung, welche so herrlich emporgeblüht war, fand jedoch in Italien nur ein verkümmertes Dasein und konnte in der allgemeinen Entsittlichung nicht zu größerer Vollkommenheit gedeihen. Die geistigen Schätze, welche man mit Griechenland erobert hatte, wurden kaum aufbewahrt und von Niemand wahrhaft verstanden. Die Barbaren, welche über Italien herfielen, vernichteten endlich mit der Römerherrschaft die letzten Spuren alterthümlicher Bildung im ital. Volke.

Die ital. Sprache ist offenbar aus der römischen (lateinischen) hervorgegangen und die Abweichungen, welche ihr eigenthümlich sind, mögen zum Theil echt ital. Ursprungs sein, sofern nämlich von jeher sehr verschiedene Dialekte gesprochen wurden, während das Lateinische als Schriftsprache galt. Aber sehr großen Einfluß auf die Ausbildung des Italienischen haben auch ohne Zweifel die Barbaren gehabt, welche Italien überschwemmten, zum Theil sich festsetzten und mit den Eingeborenen vermischten. Noch im Mittelalter war das Lateinische die Sprache, in welcher vorzugsweise geschrieben wurde und die alle Gebildeten in Italien verstanden. Erst die großen Dichter Dante, Petrarca und Boccaccio brachten die ital. Sprache zu Ehren, indem sie ihre Meisterwerke in ihr schrieben und für ihre Ausbildung sorgten. Das Italienische hieß zum Unterschiede von dem Lateinischen die lingua volgare, d. h. die gemeine oder Volkssprache. Im Italienischen hat sich nun allmälig selbst wieder eine Schriftsprache neben den vielen verschiedenen Dialekten, welche in den verschiedenen Gegenden gesprochen werden, ausgebildet, doch sind auch in diesen einzelne Werke geschrieben worden.

Bis zu Anfange des 13. Jahrh. geschah in Italien wenig zur Förderung der Wissenschaften und Künste. Das Wichtigste, was wir aus früherer Zeit besitzen, sind Geschichtswerke, z. B. von Paul Warnefried. Einzelne Päpste zeichneten sich durch theologische Gelehrsamkeit aus und an sie schlossen sich andere gelehrte Theologen an, welche zum Theil unter den Scholastikern (s. d.) berühmte Namen haben. Zu Salerno erblühten gegen Ende des 10. Jahrh. die medicinischen Wissenschaften und es erschienen nicht unbedeutende medicinische Werke. Auch die Rechtswissenschaften erblühten mit den Freiheiten der Städte, namentlich wurden in dem gelehrten Bologna durch Irnerius die röm. Gesetze erklärt. Gratian begründete das kanonische Recht. Eine eigenthümliche Poesie gab es vor dem 13. Jahrh. in Italien nicht, wol aber fanden Provenzalen und Troubadours wohlwollende Aufnahme. Die Hohenstaufen waren Freunde und Beschützer der Poesie, die sie selbst zum Theil übten,



Digitized by Google

und unter ihrem Schutze bildeten sich in Sicilien Sänger nach dem Muster der Provenzalen.

Im 13. Jahrh. machte Italien ungemeine Fortschritte. Man begann zuerst die lingua volgare zur Schriftsprache zu erheben. In Toscana erwuchs vaterländische Poesie. Guido Guinicelli aus Bologna, Guittone d'Arezzo, Guido Cavalcanti, Ugolino Ubaldini und Andere sind als Dichter zu nennen. Sie Alle überstrahlte aber der große Florentiner Dante Alighieri (s. d.), welcher nicht nur als Dichter, sondern auch um die ital. Sprache unsterbliche Verdienste sich erwarb. In Bologna, Pisa und Florenz wurden Professoren als Erklärer der Divina commedia angestellt. Giovanni Visconti, Erzbischof von Mailand, übertrug sogar die Auslegung des herrlichen Gedichts zwei Theologen, zwei Philosophen und zwei geschichtskundigen Florentinern. Während in dem frühern Jahrhundert die Kreuzzüge das Aufkommen der Wissenschaften zurückgehalten hatten, fingen sie nun an, für dieselben förderlich zu werden, indem durch sie der Geist allseitig aufgeregt worden war und sich mannichfaltige Kenntnisse ausgebreitet hatten. Auch um die Wissenschaften hatten sich die Hohenstaufen große Verdienste erworben. Viele Schulen wurden von ihnen gestiftet und ihr Hof war nicht nur für Künstler aller Art, sondern auch für Gelehrte eine Freistätte. Die großen Gegner der Hohenstaufen, die Päpste, namentlich Innocenz III. und IV. und Urban IV., waren ebenfalls hochgebildete Männer, und die Universität Bologna stand in so hohem Flor, daß sie zu Anfange des 13. Jahrh. 10,000 Studirende zählte. Padua, Arezzo, Vicenza, Neapel standen Bologna nicht viel nach. Theologie, Philosophie, Mathematik, Astronomie, Medicin und besonders die Rechtswissenschaften wurden eifrig betrieben. Von mehren der wichtigern Städte wurden Gesetzsammlungen veranstaltet. Auch für Geschichtschreibung wurde gesorgt und gelehrte Männer beschäftigten sich mit dem Alterthume und dessen Schriftwerken. Marco Polo, ein Venetianer, machte am Ende des 13. Jahrh. seine berühmten Reisen, durch welche Europa zuerst nähere Kunde von dem Innern Asiens erhielt. In diesem Jahrhundert lebte auch der Florentiner Cimabue, welcher die später so herrlich sich entwickelnde ital. Malerei begründete.

Nicht geringern Ruhm als Dante erlangte im 14. Jahrh. Petrarca (s. d.), dessen Poesie zwar minder tiefsinnig war, aber nur um so allgemeinere Theilnahme erregte. Auch er erwarb sich große Verdienste um Ausbildung der ital. Sprache. Er fand zahllose Nachahmer, ebenso wie Boccaccio (s. d.), welcher für alle Zeiten Muster reiner und schöner Schreibart in ital. Prosa wurde. Italien war immer mehr zerstückelt worden und die Fürsten und vornehmen Familien, welche in den angesehenen und reichen Städten zur Herrschaft gelangten, setzten ihren schönsten Ruhm darein, als Beschützer und Beförderer der Wissenschaften und Künste gepriesen zu werden. König Robert von Neapel, die della Scala zu Verona, die Gonzaga zu Mantua, das Haus Este zu Ferrara und andere waren auf diese Weise in edlem Wetteifer thätig. Neben Bologna erhoben sich die Universitäten zu Padua, Neapel, Pisa, Pavia. Nachdem man das Papier erfunden, wurden die Meisterwerke alter und neuer Zeit vervielfältigt. Die Gottesgelahrtheit hatte ausgezeichnete Bearbeiter und ebenso die übrigen Wissenschaften. Petrarca und Boccaccio glänzten auch als Gelehrte, besonders auf dem Gebiete der Geschichtsforschung, und Petrarca erwarb sich, wie früher auch Dante, als Philosoph hohen Ruhm. Das Studium der alten Sprachen, besonders der Griechen, wurde durch die genannten beiden großen Männer neu belebt.

Durch die Eroberung Konstantinopels durch die Türken kamen im 15. Jahrh. viele gelehrte Griechen nach Italien, welche hier die Kenntniß des griech. Alterthums noch weiter ausbreiteten und beförderten. In Toscana blühte das Haus der Medici, welches an Eifer für Künste und Wissenschaften es allen übrigen Fürsten zuvorthat, obschon es an den Visconti, Este, Sforza, den Herzogen von Urbino, den Markgrafen von Mantua, den Königen von Neapel, an den Päpsten und andern Fürsten eifrige Nebenbuhler hatte. Der mächtigste Hebel zur geistigen Förderung wurde jedoch die Buchdruckerkunst, welche sich schnell ausbreitete und besonders in Italien willkommene Aufnahme fand. Cosmo von Medici hatte zu Florenz eine Platonische Akademie gestiftet, zu welcher Ficinus, der berühmte Übersetzer der Platonischen Schriften in das Lateinische, gehörte. Auch die Musik begann man wissenschaftlich zu betreiben, seitdem Lodovico Sforza zu Mailand eine öffentliche Schule für dieselbe eingerichtet hatte. Der Geschichtschreibekunst wendete man besondere Sorgfalt zu, und unter den vielen Geschichtschreibern dieser Zeit zeichnete sich Äneas Sylvius, der nachmals als Papst Pius II. hieß, aus. Daneben machte die Erdbeschreibung rüstige Fortschritte, indem es nicht an Männern fehlte, welche weite und gefahrvolle Reisen unternahmen. Allen ihren Entdeckungen setzte des Genuesen Colombo Auffindung Amerikas die Krone auf. Wenn auch das 15. Jahrh. keinen Dichter, wie Dante, aufzuzeigen hatte, so war es doch reich an Poesie. Lorenzo von Medici, Angelo Ambrogini, die drei Brüder Pulci, Bojardo sind vorzugsweise zu nennen. Auch von ital. Frauen ward die Dichtkunst mit Glück geübt.

Seinen glänzendsten Höhepunkt erreichte der Geist Italiens im 16. Jahrh. bis zur Mitte des 17., dem Zeitalter des Ariosto (s. d.) und Torquato Tasso (s. d.). Auch Sannazar, Berni, Aretino, Bernardo Tasso (der Vater des Torquato), Guarini (der berühmte Verfasser des „Treuen Schäfers") und Andere sind talentvolle Dichter aus dieser Zeit. Universitäten, Akademien und Bibliotheken mehrten sich; neben Fürsten und Städten begünstigten namentlich die Päpste Julius II., Leo X., Clemens VII., Paul III., Gregor XIII. (der Verbesserer des Kalenders), Sixtus V. und Urban VIII. die Wissenschaften und Künste. Nur die Theologie und Philosophie in Italien wurde durch die in Deutschland ausgebrochene Reformation in ihrer freien Ausbildung gehemmt, indem man, um der von Deutschland ausgehenden Richtung entgegenzuwirken, sich bemühte, starr am Alten festzuhalten. Unter den Vertheidigern der päpstlichen Rechte zeichneten sich Cesare Baronio, unter deren Gegnern Paolo Sarpi vortheilhaft aus. Die Philosophie suchte sich zum Theil von dem Kirchenglauben gänzlich loszumachen; Jordanus Bruno und Cäsar Vanini, die ausgezeichnetsten Philosophen dieser Zeit, mußten aber als Ketzer mit dem Leben büßen, während eine sehr ausgebreitete unwissenschaftliche Freidenkerei sich ungehemmt unter den Gebildeten ausbreitete. Mathematik und Naturwissenschaft machten in dieser Zeit glänzende Fortschritte, indem Männer, wie Bern. Telesius, Jord. Bruno, Th. Campanella, Hieron Cardanus und verschie

bene Andere, vor Allen Galilei (s. d.), Grimaldi und Torricelli (s. d.) durch ihre geistreichen Forschungen zu unsterblichen Wahrheiten und ewig dankenswerthen Erfindungen gelangten. Auch für die verschiedenen Zweige der Naturgeschichte geschah sehr viel, wie denn 1615 der erste Lehrstuhl für Chemie zu Pisa errichtet wurde. Natürlich machte auch die verwandte Wissenschaft, die Medicin, großartige Fortschritte. Die Rechtsgelehrsamkeit dagegen begann zu sinken. Neben Bentivoglio, Bembo und Andern trat Macchiavelli (s. d.) als ausgezeichneter Historiker auf. Die Staatswissenschaften, das Studium der morgenländischen Sprachen und vorzüglich auch der lat. und griech. Sprache, wurden mit Glück und Eifer angebaut. Man wendete großen Fleiß auf Aufsuchung und Erklärung röm. Alterthümer, an denen Italien so reich ist.

Um eine Vorstellung von dem regen Leben in Kunst und Wissenschaft, welche sich im 15. und 16. Jahrh. in Italien ausgebildet hatte, zu fassen, muß man sich vor Allen der großen Maler, Bildner und Baumeister erinnern, welche in dieser Zeit lebten. Wir nennen unter den Malern nur Dosso Dossi (1479—1560); Michel Angelo (s. d.) Buonarotti (1474—1564), der auch als Bildhauer und Baumeister ausgezeichnet war; Rafael (s. d.) Sanzio von Urbino (1483—1520); Giulio Romano (1492—1546); Barbarelli (1477—1511); Tiziano (s. d.) Vercelli (1477—1576); Caldara, genannt Caravaggio (1495—1543); Robusti, genannt Tintoretto (1512—94); Paul Veronese (1532—88); Antonio Allegri, genannt Correggio (s. d., 1494—1534); Lodovico Carracci (1555—1619), und seine Neffen Agostino (1558—1601) und Annibale (1560—1609); Guido Reni (1575—1642); Albani (1578—1660); Domenico Zampieri, genannt Domenichino (1581—1641), und viele andere könnten noch angeführt werden, die nicht minder unsterblichen Nachruhms genießen. (Vgl. Malerei.) Als Bildhauer sind Donatello, Lorenzo Ghiberti, Michel Angelo (vgl. Bildhauerkunst), als Baumeister vor Allen Bramante (1444—1514), dem Brunelleschi (1377—1444) und Michellozzi vorangegangen war, ferner Peruzzi, Rafael Sanzio, Giulio Romano, Sansovino, Michel Angelo, später Andrea Palladio, zu erwähnen. (Vgl. Baukunst.) Als Bildhauer und Goldarbeiter glänzte im 16. Jahrh. Benvenuto Cellini (s. d.). Auch an ausgezeichneten Componisten und Sängern fehlte es diesem Jahrhundert nicht. Palestrina lieferte großartig schöne Kirchengesänge und 1600 wurde zu Florenz die erste opera buffa aufgeführt.

Nach 1650 hörte Italien auf, ein glänzendes Vorbild für das übrige Europa zu sein. Einerseits glaubte man, um die Kirche in ihrem alten Ansehen zu erhalten, die Regungen des freien Geistes immer mehr unterdrücken zu müssen und andererseits griff eine Sittenverderbniß um sich, welche eine Folge des heimlich sich ausbreitenden Unglaubens war und durch welche der Geist erschlafft und zu großartigen Schöpfungen unfähig wurde. Die kleinen ital. Staaten wurden, wie sie an innerer Kraft verloren, immer mehr ein Spielball der Politik fremder Mächte, und nicht wenig trug zu dieser Schwächung der Umstand bei, daß sich seit der Entdeckung Amerikas und des Seewegs nach Ostindien, der Handel, welcher einst unermeßliche Reichthümer nach Italien führte, immer mehr nach andern Richtungen fortzog. Schon mit Giambattista Marino (1569—1625) und noch mehr durch seine Nachahmer stieg die ital. Poesie von ihrer Höhe herab. Denn obschon Marino selbst noch zu den ausgezeichnetern Dichtern gehörte, so litten doch seine Werke schon an jenen Überladungen, welche stets den Übergang wahrer Poesie in falsche andeuten. Alessandro Tassoni, welcher ein komisches Heldengedicht schrieb, fand nicht eben glückliche Nachahmer. Der Maler Salvator Rosa trat als derber Satiriker auf. Durch franz. Muster gebildet war Francesco Algarotti; der feinfühlende Giuseppe Parini, der fromme Onofrio Menzoni, der witzige Giambattista Casti und Alfieri (s. d.) gehören zu den erfreulichsten Erscheinungen der spätern Zeit. Der Letztgenannte zeichnete sich besonders durch seine Trauerspiele aus und in neuerer Zeit haben Manzoni, Niccolini und Pellico auf diesem Gebiete der Poesie Ruhm erworben. Als der wichtigste Dichter des 18. Jahrh. ist Metastasio zu nennen, dessen wohlklingende Verse die Tiefe des Gefühls und die Höhe echter Poesie ersetzten. Die aus Frankreich auch über Italien sich ausbreitenden Freiheitsideen regten mehre Dichter auf, welche jedoch nur eines vorübergehenden Erfolges sich erfreuten. Der ausgezeichnetste unter denselben war Monti (1754—1828), der jedoch allen Parteien schmeichelte, welche nacheinander in Italien zu Gewalt gelangten. In neuester Zeit haben die Italiener der Literatur des Auslandes viele Theilnahme geschenkt und besonders fand Walter Scott viele Bewunderer. Manzoni, Rosini, Azeglio lieferten ausgezeichnete Romane; Manzoni und mehre Andere haben auch mit Erfolg die religiöse Poesie wieder aufgenommen.

Unter den Wissenschaften blühten in Italien seit 1650 vorzugsweise diejenigen, welche sich mit dem Alterthume beschäftigen. Alessandro Albani unterstützte dieselben kräftig, obgleich er selbst nicht Schriftsteller war, und Volpi, Facciolati, Forcellini, Morelli, Fabroni, Maffei, Fea, Rosini, Mai und Andere erwarben sich große Verdienste. Bis in die neueste Zeit suchte man besonders auch durch Nachgrabungen Alterthümer zu erlangen und beschäftigte sich mit deren Erklärung. Die Leistungen für Geschichte konnten unter dem Drucke der Zeitverhältnisse nicht bedeutend sein. Sehr erfreuliche Fortschritte haben auch durch Italiener fernerhin die Naturwissenschaften gemacht. Spallanzani, Malpighi, Manfredi, Morgagni und Andere waren für Physiologie thätig, während durch Borelli, Guglielmini, Michelotti und Andere die Arzneiwissenschaft gefördert wurde. Unter den Physikern zeichneten sich durch großartige Entdeckungen Volta (s. d.), Fontana, Berthollet, Cavallo, Galvani (s. d.) und Andere aus, an welche sich in neuester Zeit Amici, Antinori, Nobili und Andere angeschlossen haben. Vorzügliche Mathematiker und Astronomen sind außer einigen der eben genannten Naturforscher Viviani, Cassini, Manfredi, Piazzi, Inghirami und Andere. Zur Aufmunterung und Verbreitung wissenschaftlicher Bildung wirkte die franz. Herrschaft.

Mit großer Vorliebe kehrte man zu den Meisterwerken der Blütezeit ital. Literatur in neuester Zeit zurück und machte die ital. Sprache selbst zum Gegenstande wissenschaftlicher Forschung. Welt-, Literatur- und Kunstgeschichte haben in Italien tüchtige Bearbeiter gefunden. Die Geographie wurde durch Entdeckungsreisen in noch unbekannte Gegenden und treffliche Werke bereichert; vor Allen leuchten Adrian Bal-



Digitized by Google

bi's Verdienste hervor. Noch mehr als die Wissenschaften haben seit länger als einem Jahrhundert die Künste in Italien daniedergelegen. Unter den gegenwärtig noch lebenden Malern sind die ausgezeichnetsten Camuccini in Rom, Benvenuti in Florenz und Andere. Nur die Musik hat in Italien an allgemeiner Theilnahme und lebhafter Pflege gegen früher nicht verloren. Seit 1600 wurde die Oper mit ungemeinem Eifer ausgebildet. Es fehlte weder an ausgezeichneten Componisten, noch an gefeierten Sängern und Musikern. (S. Musik.) Wir erwähnen hier nur der neuern Componisten: Cimarosa, Niccolini, Salieri, Spontini, Rossini, Generali, Mercadante, Bellini, Donizetti, Righini, Cherubini; der Sängerinnen: Catalani, Pasta, Malibran, Palazzesi; des großen Violinspielers Paganini u. s. w. Man rühmt an der ital. Musik Melodienreichthum, Pracht, Wohllaut, und tadelt an ihr Vernachlässigung der Harmonie, Mangel an Tiefe, Vernachlässigung der Instrumentalmusik, Weichlichkeit, Üppigkeit u. s. w. Die ital. Baukunst war seit dem 17. Jahrh. von ihrer frühern Größe tief herabgesunken und kehrte erst in neuerer Zeit zu einem durch die Muster der Alten gebildeten bessern Geschmack zurück. Die Bildhauerkunst theilte das Schicksal der Baukunst und wurde nur erst durch Canova (s. d.) zu der ihr eigenthümlichen Würde zurückgeführt.

**Ixion**, König der Lapithen in Thessalien, ist in der griech. Sage bekannt durch seinen Frevelmuth und seine Strafe. Jupiter hatte dem J. gestattet, mit den Göttern beim Mahle zu sitzen, aber J. faßte eine frevelhafte Neigung für Juno, die Gemahlin des Königs über Götter und Menschen. Er begehrte sie zu umarmen, und obgleich ihn Juno getäuscht und ein Wolkengebilde statt ihrer untergeschoben hatte, so schleuderte doch Jupiter seinen Blitz gegen J. und verurtheilte ihn, daß er für immer in der Unterwelt mit Schlangen an ein Rad gefesselt werden solle, welches ein Sturmwind in Umschwung setzte. Aus jener Umarmung der Wolke sollen die Centauren (s. d.) entsprungen sein.

# Jod.

**Jacarandaholz** oder brasil. Pockholz heißt ein schönes schwarzes oder weißgeadertes, sehr hartes Holz, dessen man sich in Furnieren vielfach zur Verfertigung von Möbeln und Galanteriearbeiten bedient, und das aus Brasilien und von den Inseln des grünen Vorgebirges nach Europa eingeführt wird. Der Baum, von welchem dieses Holz gewonnen wird, ist noch nicht näher bekannt.

**Jaccabrotbaum** (der) ist nicht mit dem eigentlichen Brotfruchtbaum (s. d.) zu verwechseln, von welchem er sich schon in der Gestalt der Blätter und durch seine ganze Form unterscheidet. Der hier abgebildete Jaccabrotbaum hat ungetheilte, spannenlange, eiförmige Blätter und wächst zu einem ziemlich ansehnlichen Baume auf mit dickem Stamme und gewundenen Ästen. Die Rinde ist fest und enthält einen milchigen Saft. Der Baum ist in Ostindien einheimisch und hat wohlschmeckende Früchte, welche man theils frisch theils auf mannichfache Weise zubereitet genießt. Auch trocknet man dieselben und bereitet ein Mehl aus ihnen. Diese Früchte sind zapfenförmig, ungefähr 2 F. lang, halb so dick

und gegen 30 Pf. schwer. Sie haben eine grüne, mit stacheligen Schuppen besetzte Schale, in der eine große Anzahl kleiner Früchte mit gelblichem, süßem Fleisch und einem Fruchtkern enthalten sind. Die Früchte wachsen theils aus dem Stamme, theils aus den dickern Ästen. Einzelne Theile des Baums werden auch als Arzneimittel in Anwendung gebracht.

**Jacht** nennt man eine Art leichter und daher schnell segelnder Schiffe, mit einem oder zwei Masten, deren man sich häufig als Postschiffe und zur eiligen Beförderung von Nachrichten zu bedienen pflegt.

**Jackson** (Andrew), von 1829—37 Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, wurde am 14. März

1767 auf einem Landgute in der Nähe von Camden in Südcarolina geboren, welches seinen aus Irland stammenden Ältern gehörte. J. wurde dem geistlichen Stande bestimmt, ging jedoch in seinem 16. Jahre in Kriegsdienste und widmete sich nach zweijähriger Dienstzeit, während welcher er einen Vater, seine Mutter und im Kampfe zwei Brüder verloren hatte, der Rechtswissenschaft. Er lebte darauf als Rechtsgelehrter erst in Nordcarolina, dann in Tennessee. Bei dem Eintritte des letztgenannten Staats in die Union wurde J. ein Mitglied des Ausschusses, welcher 1796 das Grundgesetz entwarf und nachher beim Congresse Abgeordneter von Tennessee und endlich Senator. Politische Gründe bewogen ihn nachher, nach Tennessee zurückzukehren, wo er 1799 Oberrichter und Oberbefehlshaber der Miliz wurde. Später zog er sich ganz von den Staatsgeschäften zurück und trat 1812 wieder in öffentliche Thätigkeit, als er von dem Congresse mit dem Oberbefehle über die Milizen beauftragt wurde. Gegen die Engländer befehligte J. ein Corps von Linientruppen und brachte jenen eine bedeutende Niederlage bei. Indeß hatte J. manche Vorwürfe gegen sich rege gemacht, welche sich auf sein schnelles und für Gewaltthätigkeit ausgegebenes Verfahren bezogen. Er mußte sich wegen jener Vorwürfe verantworten. Schon früher hatte J. mit Glück gegen die Indianer gekämpft und diese Kämpfe wiederholten sich in den Jahren 1816—21. In diesem Jahre trat J. in den Privatstand zurück, indem er jede öffentliche Thätigkeit zurückwies. Der Staat Tennessee hatte ihn schon 1825 zum Präsidenten vorgeschlagen, aber dieses Mal wurde durch Begünstigung des Hauses der Repräsentanten Quincy Adams Präsident. Nachdem des Letztgenannten Zeit jedoch vorüber war, wurde J., den die südl. Staaten der Union, sowie die demokratisch gesinnte Partei unterstützten, 1829 zum Präsidenten erwählt und das beste Zeugniß für den Beifall, den seine Regierung trotz dem heftigen Widerspruche der geld-aristokratischen Partei gefunden hatte, legte der Umstand ab, daß nach Ablauf der gesetzlichen vier Jahre J. zum zweiten Male zum Präsidenten gewählt wurde. Er hat sich stets als einen vaterlandsliebenden, klugen, besonnenen und kräftig seine Überzeugung und das Beste des Vaterlandes vertretenden Mann gezeigt. Unter seiner Regierung waren es namentlich die Angelegenheiten der Zollgesetze, der Verhältnisse der im Innern der Vereinigten Staaten wohnenden Indianer, der Nationalbank von 1816, der Entschädigungsansprüche gegen Frankreich, welche die hauptsächlichsten der unter seiner Präsidentschaft verhandelten Gegenstände ausmachten. (Vgl. Vereinigte Staaten von Nordamerika.) Bald nach seiner ersten Ernennung zum Präsidenten hatte J. den Martin von Buren zum Staatssecretair ernannt. Dieser ging ganz in den Geist J.'s ein und wurde von diesem daher schon 1835 zu seinem Nachfolger vorgeschlagen und auch wirklich 1837 zum Präsidenten erwählt. J. hat sich, obschon vielfach von einer mächtigen Gegenpartei angefeindet, doch die Hochachtung und Liebe der meisten Bewohner der nordamerikan. Staaten erworben. Nach seinem Rücktritt hat er sich wegen Kränklichkeit von allen Staatsgeschäften zurückgezogen und lebt seitdem auf seinem Landsitze Hermitage im Staate Tennessee.

**Jacobi** ist der Name zweier Brüder, von denen sich der eine als Dichter, der andere vorzüglich als Philosoph bekannt gemacht hat. Sie waren die Söhne eines wohlhabenden, aus dem Hanöverschen stammenden, aber in Düsseldorf angesessenen Kaufmanns. Johann Georg, der Dichter, war 1740 geboren und widmete sich auf den Universitäten zu Göttingen und Helmstedt dem Studium der Theologie. Er wurde nachher Professor der Philosophie und Beredtsamkeit zu Halle und trat 1764 zuerst als Dichter auf. Nachmals wurde J. mit Gleim bekannt, welcher ihm 1769 zu einem Kanonikat in Halberstadt behülflich war. Im Jahre 1784 folgte er einem Rufe zum Professor der schönen Wissenschaften nach Freiburg im Breisgau. Hier starb er 1814, geachtet und geliebt als Dichter und Mensch. Seine Gedichte zeichnen sich durch Anmuth und Leichtigkeit aus, sind aber, besonders die frühern, etwas weichlich empfindelnd. J. hat 1774—76 eine Zeitschrift „Iris" und später eine Reihe von Jahren hindurch Taschenbücher herausgegeben. Seine gesammten Werke sind mehre Mal, zuletzt 1825 in vier Bänden, herausgegeben worden. — Noch bedeutender war das Wirken des jüngern Bruders Friedrich Heinrich, der 1743 geboren war und von seinem Vater gegen seine eigne Neigung dem Handelsstande gewidmet wurde. Auf seine Bildung wirkte sehr vortheilhaft ein dreijähriger Aufenthalt in Genf. Er übernahm hierauf das väterliche Geschäft und verband sich mit einer nicht nur sehr vermögenden, sondern auch durch geistige Eigenschaften und Bildung höchst ausgezeichneten Frau. Seine Fähigkeiten fanden einen angemessenern Wirkungskreis, nachdem er zum Mitgliede der Hofkammer ernannt worden war und seine kaufmännischen Geschäfte aufgegeben hatte. Hiernach wurde er 1779 nach München berufen und zum Geheimrath ernannt. Der Umgang mit den ausgezeichnetsten Geistern seiner Zeit wurde für ihn aufregend und belehrend. Nachdem dem er sich seit 1794 einige Zeit in Holstein, Wandsbeck und Hamburg aufgehalten hatte, folgte er 1804 wieder einer Berufung zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften in München, deren Präsident er 1807 wurde. Als er in sein 70. Jahr trat, legte er seine Stelle nieder, behielt aber seinen Gehalt bis an seinen 1819 erfolgten Tod. J. war zugleich Dichter und Philosoph und die innige Verbindung, in welcher Poesie und Philosophie von ihm dargestellt wurden, verschaffte ihm viele Anhänger, obgleich die strenge Wissenschaft dadurch weniger gefördert wurde. Tiefsinn, Wärme des Gefühls, gewandter und treffender Ausdruck der Empfindung sind seine ausgezeichnetsten Eigenschaften. Er stand in Gegensatz mit den großen Philosophen seiner Zeit: Mendelssohn, Kant, Fichte und Schelling, und man kann sagen, daß er die Foderungen des ganzen Menschen gegen die neuen und großartigen, doch mehr oder weniger einseitigen Auffassungen der Wissenschaft geltend zu machen suchte. Auf diese Weise hat er fördernd zur Vervollkommnung der Philosophie beigetragen. Seine gesammelten Schriften erschienen (Lpz. 1819—20) in sechs Bänden, woran sich ein Briefwechsel (Lpz. 1825—27) in zwei Bänden schließt.

**Jacotot** (Jos.) ist der Erfinder einer eignen, auf philosophische Überzeugung gegründeten, Unterrichtsweise, welche er „Universalunterricht" genannt und mit Erfolg in Anwendung gebracht hat. J. ist zu Dijon geboren und zu Paris auf der polytechnischen Schule erzogen worden, hat hierauf eine Zeit lang Kriegsdienste gethan, und sich endlich als

Digitized by Google

Professor der Sprachen und der Mathematik an der polytechnischen Schule zu Paris, dann als Professor der franz. Sprache und Literatur zu Löwen dem Unterrichtswesen gewidmet. Seinem Universalunterricht liegt der Gedanke zu Grunde, daß alle Menschen von der Natur mit gleichen Anlagen und Fähigkeiten ausgestattet und daß also nur die Umstände es sind, durch welche diese Anlagen bei einigen Menschen zu einem geringern Grade der Ausbildung gelangen als bei andern. Ein anderer von J. ausgesprochener, übrigens keineswegs neuer, sondern von jeher aller Philosophie zu Grunde liegender Gedanke ist der, daß „Alles in Allem sei", oder daß man durch die richtige und vollkommene Erkenntniß von irgend etwas endlich zur Erkenntniß von Allem geleitet werden müsse. Was nun näher seine Methode des Unterrichts betrifft, so geht er z. B. im Sprachunterricht keineswegs von dem Kennenlernen des Buchstaben zum Buchstabiren und Lesen über, sondern verfolgt den umgekehrten Weg. Dem Schüler wird ein vollständiger Satz mit Hinweisung auf jedes einzelne Wort so lange vorgelesen, bis er ihn in sein Gedächtniß eingeprägt hat. Hierauf muß derselbe die einzelnen Worte aufzeigen, auch in andern Verbindungen wiederfinden können. Nachdem er den Satz, dann die einzelnen Worte kennen gelernt, muß er nun erst die einzelnen Sylben und zuletzt die einzelnen Buchstaben erkennen und dadurch, daß nun neue Sätze begriffen und daß das von den frühern Gelernte an ihnen aufgezeigt wird, lernt endlich der Schüler lesen. Das Schreiben geht mit dem Lesen Hand in Hand. In ähnlicher Weise wird nun bis zur vollkommenen Ausbildung in der Sprache fortgefahren, so lange nämlich, bis der Schüler jeden Gedanken in den verschiedenen Formen richtig auszudrücken vermag.

**Jagd**, Jägerei oder Waidewerk heißt ursprünglich nur die Verfolgung und Erlegung des Wildes, welche mit der Zeit immer kunstmäßiger ausgebildet und auf die Kenntniß von der Natur des verschiedenen Wildes gegründet worden ist. Da aber das Vergnügen und der Nutzen der Jagd bald ein Ende haben würden, besonders in überall sorgsam angebauten Gegenden, wenn man nur die Ausrottung, nicht auch die Erhaltung des Wildes vor Augen hätte, so ist ein zweiter Haupttheil der Jägerei entstanden, welcher sich mit der Anlegung, Verpflegung und sonstigen Behandlungsart des Wildstandes sowol in Bezug auf die natürliche Beschaffenheit des Wildes, als in Betracht der Gegenden, in welchen dasselbe vorkommt, beschäftigt. Die Jäger haben unter sich zur scharfen Bezeichnung aller der Einzelnheiten, welche auf der Jagd vorkommen, der Theile des Wildes u. s. w. eigne Kunstausdrücke eingeführt, welche in ihrer Gesammtheit die Jagd- oder Jägersprache bilden.

Die Naturgeschichte des Wildes bildet die Grundlage der gesammten Jägerei, denn durch sie wird sowol die Pflege bestimmt, welche man jeder Art von Wild zukommen lassen muß, damit es nicht umkomme oder verkomme und damit es sich in hinreichender Anzahl vermehre, als auch die Art, nach welcher man seiner am leichtesten und vortheilhaftesten habhaft wird. Eine allgemeine, sehr nahe liegende Regel ist es, daß man das Wild nicht zu der Zeit verfolge, während welcher die Mütter trächtig sind, und daß man weder Männchen noch Weibchen in einem Grade ausrotte, daß die Fortpflanzung nur mangelhaft geschehen kann. Zur Wildzucht gehört ferner, daß man weiß, welche Art von Wild in einer Gegend gepflegt werden könne, denn nicht jede Art von Boden eignet sich für jedes Wild. So hält sich das Rothwild nur in großen Laubholzwaldungen auf, in denen keine Störungen vorkommen und in denen es klares Wasser, sowie Wiesengründe findet. Brüche, Eichen- und Buchenwaldungen eignen sich für Schwarzwild u. s. w. Wichtig ist endlich der Wildschutz; dieser besteht in der Ausrottung des sogenannten Raubzeuges (Wölfe, Füchse, Iltisse, Wiesel, Raubvögel), das dem Wildstande nachtheilig ist, und in dem Schutze vor Wilddieben, unzeitiges Jagen und Beunruhigung der Waldungen, in welchen sich das Wild aufhält.

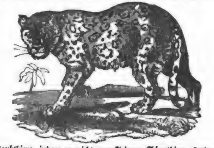
In Bezug auf das jagdbare Wild theilt man die Jagd in hohe, mittlere und niedere Jagd, rechnet aber in manchen Gegenden die mittlere mit zur hohen Jagd. Zu dieser gehört die Jagd auf Rothwild, Damwild, Bären, Wölfe, Luchse, Trappen, Fasanen, Kaninchen, Schwäne, Auerhühner; die mittlere Jagd ist auf Rehe, Schwarzwild, Birkhähne, Haselhühner, große Brachvögel gerichtet, während alles übrige Wild der niedern Jagd zufällt. Der Mittel, deren man sich zur Habhaftwerdung des Wildes bedient, gibt es sehr viele und sehr verschiedene. Am gebräuchlichsten ist das Schießgewehr. Mit diesem kann der Jäger allein oder mit wenigen Gefährten gegen Niederwild auf die Suche, gegen das Rothwild auf den Pürschgang, das Waidewerken gehen. Bei der Suche bedient man sich eines Hühnerhundes, der durch den Geruch (mit der Nase) das Wild aufsucht. Wenn der Hund nicht weit von einem Wilde entfernt ist, bleibt er stehen (markirt) und macht dadurch den Jäger aufmerksam, welcher ihn nun einspringen und das Wild aufjagen läßt. Der Jäger schießt das aufgescheuchte Wild und der Hund apportirt es. Beim Pürschgang muß der Jäger auf die Fährte des Wildes achten, welche er anzusprechen verstehen muß, d. h. er muß Alter, Beschaffenheit und Geschlecht des Wildes aus ihr erkennen. Wer dieses versteht, ist ein hirsch- und fährtengerechter Jäger. Beim Pürschgange hat der Jäger einen Hund (Schweißhund) bei sich, welcher auf den Schweiß gearbeitet ist, d. h. welcher darauf abgerichtet ist, daß er das angeschossene (kranke) Wild, welches auf seiner Spur Blutstropfen (Schweiß) hinterläßt, verfolgt. Der Jäger führt den Hund an einer Leine, der Schweißriemen genannt, bis das Wild verendet oder noch lebend gefunden wird; im letztern Falle muß es durch einen zweiten Schuß vollends getödtet werden. Begeben sich zwei Jäger zusammen auf den Pürschgang, so stellt sich der eine, während der andere das Wild beschleicht, in der Nähe des Wechsels, d. h. des Ortes, durch welche das Wild, wie die Fährte lehrt, zu gehen pflegt, um es hier zu erlegen, im Falle es ihm zu Schuß kommt. Eine von der eben erwähnten verschiedene Jagdart ist der Anstand oder Ansitz, die Kuro, wobei der Jäger, nachdem er die Wechsel des Wildes wohl ausgekundschaftet, auf den Windzug Rücksicht genommen und sich so viel als nöthig verborgen hat, das Wild stehend oder sitzend erwartet, bis es von selbst in seine Nähe kommt. Mehr Wild, als bei den bisher angegebenen Jagdarten, wird in kürzerer Zeit bei den Treibjagden gewonnen. Hier nämlich ist stets eine Gesellschaft von Jägern zusammen, welche sich in nicht zu großen Abständen voneinander aufstellen, indem sie eine gerade, halbmondförmige oder gebrochene Linie bilden. Eine entsprechende An-

Digitized by Google

ahl von Treibern rückt aus der entgegengesetzten Richtung egen die Schützen an und treibt das Wild auf sie zu. lußer den bisher erwähnten Jagdarten gibt es nun aber uch noch viele andere, besonders gegen das Hochwild, inem man sich außer und neben dem Schießgewehre entweer ausgestellter Netze, Tücher oder Lappen bedient, oder it einer großen Anzahl von Hunden (einer Meute) das Wild verfolgt. Dieses Letztere geschieht namentlich bei der Parforcejagd. Die Parforcehunde und hinter ihnen die zu Pferde sitzenden Jäger verfolgen das Wild, zu dem man in er Regel einen starken Rothhirsch ausersieht, so lange, bis r vor Zorn oder Mattigkeit sich stellt und nun von dem Jäger durch eine Kugel vor den Kopf oder einen Stich it dem Hirschfänger in das Herz getödtet wird. Diese Art zu jagen ist die kostspieligste und nur auf das Vergnüen, welches die Verfolgung des Wildes macht, berechnet; as Revier muß eigens für sie mit Wegen eingerichtet sein. Aus diesem Grunde sind die Parforcejagden, denen man noch überdies den Vorwurf der Grausamkeit gemacht, in neuerer Zeit, wenigstens in Deutschland, fast gänzlich abgekommen. Auch Schweine, Füchse, Dachse, Hasen sind zuweilen parforce gejagt worden; häufiger aber bedient man sich gegen ie der Hetze durch abgerichtete Hunde. Füchse und Dachse ucht man häufig in ihren Bauen auf, beobachtet die Löcher und sucht sie durch in den Bau geschickte kleine Dachshunde der Rauch aus den Bauen hervorzutreiben, oder man läßt ie Dachshunde in den Bau und beobachtet, wo sie durch ir Gebell anzeigen, daß das verfolgte Thier liegt. Hier gräbt man dann nach, zieht es mit einem Haken oder eier Zange heraus und schlägt es todt. Des Frettchens (s. d.) bedient man sich, wie gegen die Füchse der Dachshunde, auf eine ähnliche Art in Kaninchenbauen. Ottern und Bibern, welchen man mit dem Schießgewehre nur selen beikommen kann, sowie Wölfen, Füchsen, Mardern und anderm Raubzeuge stellt man mit Fallen, Fangeisen, Wolfsund Bärengruben und andern sehr mannichfaltigen Vorrichungen nach. Ebenso mannichfaltig sind die verschiedenen Netzvorrichtungen, mit denen man gegen Vögel Jagd macht, z. B. die Lerchentaggarne, die aus mehren Wänden ziemich hoher Garne bestehen, welche um Sonnenuntergang gegen Osten aufgestellt werden, sodaß die Lerchen auf sie zugetrieben werden und in ihnen hängen bleiben. Auch mit Schlingen wird allerlei Jagdwild gefangen. Fangschlingen von geglühtem Draht wendet man gegen Hasen und Wiesel an, Laufdohnen von Pferdehaaren gegen Schnepfen, Enten u. s. w., Hängedohnen und Sprenkel gegen Drosseln und andere kleinere Vögel.

Das Jagdrecht, welches bestimmt, wer das Recht zu agen hat und unter welchen Bedingungen, enthält fast in jedem Staate andere Bestimmungen, denn der Grundsatz, daß Jeder eines ihm vorkommenden Wildes als einer herrenlosen Sache sich bemächtigen könne, ist längst in allen civilisirten Staaten abgekommen. Das Recht zu jagen ist entweder als ein Regale (s. d.) oder als ein Vorrecht einzelner Grundbesitzer erklärt worden. In Preußen und Sachsen ist das Jagdrecht Regale und kann von Privatpersonen nur dann ausgeübt werden, wenn sie es besonders erworben haben. Die Rittergüter haben in Preußen gewöhnlich die niedere Jagd. Die Jagdzeiten sind gesetzlich bestimmt, ferner die Wildschäden Entschädigungen welche Grundeigenthümer wegen des Schadens verlangen können, der ihnen vom Wilde zugefügt worden, ebenso die Jagdfrohnen, zu welchen die Unterthanen verpflichtet sind und die in Treiberdiensten und Wegschaffen des erlegten Wildes bestehen. Doch hat man die letztern entweder bereits abgeschafft oder ist in deren Abschaffung begriffen. Auf den Jagdverbrechen und Jagdfreveln, welche vorzüglich in unerlaubter Jagd von Wildschützen geübt werden, standen ehemals bis zu grausamen Todesstrafen gehende Ahndungen; gegenwärtig sind aber auch in dieser Beziehung mildere gesetzliche Bestimmungen eingetreten. In Östreich steht das Jagdrecht in weitester Beziehung der Grundobrigkeit zu, welche dasselbe auch verpachten kann. In Frankreich sind in Folge der Revolution die früher sehr beschwerlichen Jagdrechte der Grundbesitzer abgeschafft worden und es ist Jedem freigegeben, auf seinem Eigenthume der ihm vorkommenden wilden Thiere sich zu bemächtigen.

**Jaguar** (der) oder der amerik. Tiger kommt an Wildheit und Größe dem Königstiger (s. Tiger) fast gleich, soll sich aber leichter wie dieser zähmen lassen. Er gehört, wie dieser, zum Katzengeschlecht und ist eines der gefährlichsten



Raubthiere, indem er nicht nur kleinere Säugthiere, sondern auch Ochsen und Pferde und selbst den Menschen anfällt und bewältigt. Er packt seine Beute in einem gewaltigen Sprunge, springt dem Thiere, welches er sich ausersehen, auf den Nacken und beißt es in das Genick. Er wird über 5 F. lang, hat einen dicken und starken Leib und einen verhältnißmäßig gegen die übrigen Katzenarten kurzen Schwanz. Sein Fell ist als Pelzwerk sehr geschätzt, es ist auf dem Rücken feurig rothgelb und ist mit vier Reihen schwarzer ringförmiger Flecken gezeichnet, welche in der Mitte einen schwarzen Punkt haben. Die Seiten unten und der Bauch sind weiß mit schwarzen Querstreifen. Es kommen mitunter auch ganz schwarze Jaguars vor, welche mit noch dunklern Flecken gezeichnet sind. Die Heimat des Jaguar ist das mittlere Amerika, namentlich Brasilien, Guiana, Paraguay und Columbien. Hier lebt er gewöhnlich in den dichtesten Wäldern und kommt nur zuweilen in die freien und bewohnten Gegenden, um Beute zu holen. Kühne Jäger machen häufig Jagd auf ihn, weil sein Fell so kostbar ist, und weil er unter den Heerden oft große Verwüstungen anrichtet. Im freien Felde verfolgen ihn gewöhnlich zwei Jäger gemeinschaftlich zu Pferde und suchen ihm starke Schlingen überzuwerfen, mit denen sie ihn dann erwürgen, doch

Digitized by Google

suchen sie ihn auch zuweilen in seinem Lager auf, die Hunde jagen das Thier auf und der Jäger fängt es mit einem scharfen Spieße ab.

**Jahn** (Friedr. Ludw.) ist ein Mann, der durch seine Begeisterung für deutsches Vaterland und deutsche Sprache, sowie durch sein Streben neben der geistigen Erziehung auch eine naturgemäße Pflege und Kräftigung des Körpers wieder einzuführen, um seine Zeitgenossen sich große Verdienste erworben hat, der aber in dem Eifer für seine Pläne vielfach zu weit gegangen ist, sodaß er sich Verfolgungen aussetzte, wegen welcher man den hochherzigen und biedern Mann nur bedauern kann. J. wurde 1778 als Sohn eines Landpredigers in Pommern geboren, studirte dann in Jena und Halle und besuchte noch verschiedene andere Universitäten, schon damals eifernd gegen die unpatriotische Gesinnung, nach welcher sich die Studirenden auf den Universitäten in sogenannte Landsmannschaften vereinigten, als ob nur die Provinz, aus der sie stammten, nicht das gesammte Deutschland ihr Vaterland wäre. Im J. 1809 wurde J. Lehrer der Gymnastik bei einem Institute in Berlin und bald arbeitete er seinen Plan aus, dem er durch seine 1811 errichtete öffentliche Turnanstalt zu verwirklichen dachte. Die Erniedrigung Deutschlands unter dem Schwerte eines übermüthigen Siegers, des franz. Kaisers, hatte in J. nämlich den Gedanken lebendig gemacht, daß eine bessere Zeit, eine Zeit vaterländischer Freiheit, von einer geistigen wie körperlichen Ermannung der deutschen Jugend zu erwarten sei. Nur durch die letztere konnte nach seiner Überzeugung die erstere gedeihen und zugleich durch ein Abthun alles Dessen, was dem Aufkommen vaterländischer Gesinnung im Wege stand, besonders der Nachahmungssucht des Auslandes in Kleidung, Sitten und Sprachen. Er hatte sehr richtig bemerkt, daß, wenn sich ein Volk erst seiner Eigenthümlichkeiten begibt, um dafür die eines andern anzunehmen, es dann diesem andern in Wahrheit schon unterthan ist, und daß es ihn bei der ersten äußern Veranlassung auch als Staat unterthan werden muß. Die Turnkunst sollte nun die Kraft des Volks üben und erneuen, und durch Reden und Schriften eiferte J. heftig gegen die Ausländerei und drang vornehmlich auf Wiederherstellung einer reindeutschen Sprache. Als 1813 der Kampf gegen Frankreich losbrach, hatte Mancher aus J.'s Umgang und Schriften eine auf Überzeugung gegründete Begeisterung geschöpft und J. selbst zog als Freiwilliger mit in den Freiheitskampf. Nach seiner Rückkehr aus dem Kriege wurde J. vom Staate als Turnlehrer besoldet und hielt seit 1817 zu Berlin Vorlesungen über deutsches Volksthum. Bekanntlich aber wurden schon 1819 die Turnplätze geschlossen und es begannen die Untersuchungen wegen staatsgefährlicher Verbindungen und Gesinnungen, in welche auch J. und seine Anhänger verflochten wurden. Gewiß ist es, daß die von J. bekannte Gesinnung, nach welcher offen das Streben nach möglichster Vereinigung Deutschlands bekannt wurde, leicht einen Charakter annehmen konnte, der dem einmal bestehenden und nicht so leicht, wie sich jugendliche und kampfesmuthige Begeisterung vorspiegeln mochte, zu ändernden Staatsverhältnissen entgegen und der gesetzmäßigen Ausbildung der einzelnen Staaten hinderlich war. J. wurde, als er eben im Begriff war, einem Rufe als Professor nach Greifswald zu folgen, im Jul. 1819 als demagogischer Umtriebe verdächtig gefangen genommen und erst nach Spandau, dann nach Küstrin gebracht und endlich in Berlin in Untersuchung gezogen. Da man keine thatsächlichen Beweise seiner Schuld aufbringen konnte, so schickte man ihn unter Belassung seines ihm bisher vom Staate ertheilten Gehalts 1820 als Festungsgefangenen nach Kolberg bis zu erfolgter Entscheidung. Nachdem ihm das Oberlandesgericht zu Breslau 1824 zweijährigen Festungsarrest zuerkannt hatte, sprach im folgenden Jahre das Oberlandesgericht zu Frankfurt a. d. O. das Urtheil aus: „Daß J. von der Anschuldigung durch freche Äußerungen über die bestehende Verfassung und Einrichtung des preuß. Staats Misvergnügen und Unzufriedenheit erregt zu haben, freizusprechen sei." J. hielt sich nun nach seiner Freigebung erst zu Freiburg an der Unstrut, dann zu Kölleda in der preuß. Provinz Sachsen auf, und hat sich weder in seiner Gesinnung noch in seiner äußern Erscheinung geändert. Er trägt noch die Turnerkleidung und ist zuweilen, freilich die neuern Bestrebungen der Zeit von seinem bereits veralteten Standpunkte aus verkennend, wol in Schriften gegen solche Richtungen aufgetreten, in denen er eine Wiederannäherung an die gefährliche Ausländerei wahrnahm. Unter seinen Schriften sind auszuzeichnen: „Das deutsche Volksthum" (Lübeck 1810, 2 Aufl., 1817); „Deutsche Turnkunst" (herausgegeben mit Eiselen, Berl. 1816); „Runenblätter" (Naumburg 1814); „Neue Runenblätter" (Naumb. 1828); „Werke zum deutschen Volksthum" (Hildburghausen 1833).

**Jahr** (das) heißt die Zeit, während welcher die Erde ein Mal ihre kreisähnliche Bahn um die Sonne zurücklegt. Da das Eintreten der Jahreszeiten, des längsten und kürzesten Tages, die Tag- und Nachtgleichen, das Auf- und Untergehen der Gestirne zu derselben Zeit für einen gewissen Ort von dem Umlauf der Erde um die Sonne abhängig sind, so ist es natürlich, daß man schon sehr zeitig auf die regelmäßige Wiederkehr der Zeiten aufmerksam wurde, wenn es auch erst einer uns näherliegenden Zeit vorbehalten war, den eigentlichen Grund jener Wiederkehr zu erforschen. Die alten Völker beobachteten den Himmel sehr emsig und so konnte es ihnen nicht entgehen, daß jedesmal 365 Tage von einem kürzesten Tage bis zum nächstfolgenden vergingen. Die alten Ägypter hatten gar wohl bemerkt, daß zu Syene in Oberägypten, welches unter dem Wendepunkte des Krebses liegt, ein Brunnen sei, in welchem sich die Sonne am Mittage des längsten Tages im Jahre spiegele. Zählten sie nun die Tage, welche von einer Spiegelung der Sonne bis zur nächsten vergingen, so hatten sie die richtige Länge des Jahres. Aber diese und ähnliche Bestimmungen des S o n n e n j a h r e s waren immer nur ungefähr, denn bekanntlich hängt die Erscheinung von Tag und Nacht nicht sowol von dem Umlauf der Erde um die Sonne, als vielmehr von der Umdrehung der Erde um sich selbst ab. Die Zeitlänge aber von einer Erdumwälzung bis zur andern (die Tageslänge) geht aber nicht genau auf in derjenigen Zeit, welche die Erde zu einem Umlauf um die Sonne gebraucht (in der Jahreslänge) und daher ist die Tageslänge ein zu großes Maß für das Jahr, man muß dieses nicht blos nach Tagen, sondern noch genauer nach Stunden, Minuten und Secunden bestimmen. Die Fortschritte, welche die Astronomie gemacht,

Digitized by Google

hat Mittel an die Hand gegeben, und so hat man entdeckt, daß die wahre Zeit, welche die Erde braucht, um ihre ungefähr 131 Millionen Meilen lange Bahn zurückzulegen, 365 Tage 5 Stunden 48 Minuten und 50 Secunden beträgt. Dieser Zeitraum heißt ein tropisches Sonnenjahr. Stellt man sich vor, daß man die Erde in ihrer Bahn vom Mittelpunkte der Sonne aus betrachten könne und berechnet, welche Zeit vergehen würde, ehe, so betrachtet, die Erde einmal wieder genau bei demselben Fixsterne erscheinen würde, so erhält man die Länge eines siderischen Sonnenjahres, welche 365 Tage, 6 Stunden, 9 Minuten und 11 Secunden beträgt. Noch etwas (um 5 Minuten und 12 Secunden) länger als das siderische ist das anomalistische Sonnenjahr, welches angibt, wie lange es dauert, ehe die Erde in ihrer eiförmigen Bahn einmal genau wieder zu derselben Stelle zurückkehrt. Der Grund, warum diese Jahre nicht dieselbe Länge haben, liegt, was das siderische Sonnenjahr betrifft, darin, daß der Nachtgleichenpunkt (s. Nachtgleichen) unter den Sternen fortrückt und in Bezug auf das anomalistische Sonnenjahr in der Veränderung der Lage der Erdbahn im Weltraume. Im bürgerlichen Leben hat man schon in sehr alten Zeiten nach tropischen Sonnenjahren gerechnet, da aber die Zahl der Tage in einem solchen Jahre nicht genau aufgeht, so mußten bei der Annahme, daß das Jahr 365 Tage habe, bald merkliche Abweichungen stattfinden, in vier Jahren schon mußte z. B. der kürzeste Tag um einen Tag später fallen, was nicht der Fall gewesen sein würde, wenn das Jahr wirklich 365 Tage hätte. Schon in frühen Zeiten sah man sich daher auch genöthigt, Einschaltungen vorzunehmen, um die regelmäßig wiederkehrenden Erscheinungen mit der Jahresrechnung in Einklang zu setzen. Gegenwärtig geschieht eine solche Einschaltung alle vier Jahre, und ein solches Jahr heißt ein Schaltjahr. Ob ein Jahr ein Schaltjahr ist, sieht man daraus, ob die 4 in den letzten beiden Ziffern der ihm entsprechenden Jahreszahl nach Christi Geburt aufgeht. Bleibt ein Rest, so hat man ein gemeines Jahr. Die jetzt gebräuchliche Einschaltungsweise ist zuerst von dem berühmten Julius Cäsar (s. d.) eingeführt worden. Da vorher die Einschaltung mangelhaft vorgenommen worden war, so war endlich eine solche Verwirrung eingerissen, daß das Jahr, nach welchem man in Rom rechnete, um 79 Tage von dem wahren Jahre abwich. Diese 79 Tage schaltete Jul. Cäsar nun 46 v. Chr. auf einmal ein, wodurch ein Jahr von 445 Tagen entstand, welches das „Jahr der Verwirrung" (annus confusionis) genannt wurde. Das erste Jahr der Julianischen Zeitrechnung war das Jahr 44 v. Chr. Von nun an wurde alle vier Jahre ein Tag eingeschaltet. Hierbei war vorausgesetzt, daß das Jahr genau um sechs Stunden oder um ¼ Tag länger als 365 Tage sei. Da man nun hierbei nach der obigen Angabe der Länge des tropischen Sonnenjahres um 11 Minuten 10 Secunden irrte, so hatte man daher in 100 Jahren beinahe einen Tag zuviel eingeschaltet. Zur Zeit des Papstes Gregor XIII. wich in Folge dieses Fehlers das Jahr, nach dem man rechnete, um zehn Tage von dem wirklichen Jahre ab. Im Einverständnisse mit den meisten christlichen Fürsten verbesserte daher Gregor XIII. den Kalender, indem er festsetzte, daß im Jahre 1582 der October nur 21 Tage haben sollte und daß künftighin zwar nach wie vor jedes vierte Jahr ein Schaltjahr sein sollte, daß aber ausnahmsweise die Jahre 1700, 1800 und 1900 gemeine Jahre, das Jahr 2000 aber wieder ein Schaltjahr sein sollte. Ebenso werden 2100, 2200 und 2300 gemeine Jahre, 2400 aber wird ein Schaltjahr sein u. s. w. Die Bekenner der griech. Kirche, also namentlich die Russen, haben diesen verbesserten Gregorianischen Kalender oder den neuen Styl nicht angenommen, sondern rechnen noch gegenwärtig nach dem Julianischen Kalender oder nach dem alten Styl. Seit 1800 beträgt die Abweichung des alten Styls zwölf Tage, um welche er hinter dem neuen Styl zurück ist. Auch die Protestanten nahmen den Gregorianischen Kalender anfangs nicht an, aber in Deutschland, Holland und Dänemark nahmen sie denselben unter dem Namen des verbesserten Kalenders 1700 an, und gingen zu dem Ende vom 18. Febr. sogleich auf den 1. März über. Die Engländer haben den verbesserten Kalender 1752, die Schweden 1753 angenommen. Bei der Gregorianischen Einschaltungsweise wird erst in 36—39 Jahrhunderten Ein Tag zu viel eingeschaltet. In einem gemeinen Jahre ist der 24. Febr. der Tag Matthias, in einem Schaltjahre aber wird der Schalttag zum 24. Febr. und der Tag Matthias fällt erst auf den 25. Febr., sodaß auf diese Weise der Februar eines Schaltjahrs nicht 28, sondern 29 Tage hat. — Außer den Sonnenjahren gibt es nun aber auch noch Mondenjahre. Nach 12 Mondwechseln hat nämlich die Erde ihre Bahn beinahe einmal zurückgelegt und man hat daher auch nach Jahren gerechnet, welche aus 12 Mondwechseln bestanden. Das Mondenjahr hat aber nur 354 Tage 8 Stunden 48 Minuten und 36 Secunden. Es war früher bei vielen Völkern eingeführt, und um es mit dem Sonnenjahre in Übereinstimmung zu bringen, mußte man bedeutende Einschaltungen machen. Die Türken haben ein neues Mondenjahr, dessen Anfang alle Jahreszeiten durchläuft.

**Jahreszeiten** heißen die Abwechselungen im Laufe des Jahres, welche sich durch verschiedenen Stand der Sonne gegen den Horizont und folglich durch verschiedene Tageslänge, verschiedene Temperatur und Verschiedenheit aller insbesondere mit der letzten zusammenhängende Naturerscheinungen unterscheiden. Die Jahreszeiten hängen daher auf das innigste mit dem scheinbaren Laufe der Sonne um die Erde zusammen. Stellen wir uns die Erde als eine Kugel vor, auf welcher der Äquator und in gehörigem Abstande die Wendekreise so verzeichnet sind, daß sie miteinander gleichlaufende Kreise bilden (vgl. Erde), und denken wir uns ferner, der Himmel sei eine hohle, die Erde ringsum gleichmäßig umgebende Kugel, an deren innerer Oberfläche die Sonne sich bewege, so finden wir den Äquator und die Wendekreise an dieser Himmelskugel, wenn wir uns an derselben Kreise gezogen denken, welche genau über jenen Kreislinien der Erdkugel liegen und mit denselben parallel laufen. Zwischen den beiden Wendekreisen der Himmelskugel befindet sich nun stets irgendwo die Sonne, indem sie niemals über dieselben hinausgeht; sie beschreibt an der Himmelskugel jährlich eine kreisförmige Linie, welche den Äquator schneidet und von dem einen Wendekreise, nachdem sie ihn berührt, zu dem andern zurückkehrt. Zugleich aber ist die Himmelskugel selbst in einem sich täglich vollendenden und täglich wiederholenden



Digitized by Google

Herrschaft in England bemächtigt hatte, eroberten die Briten die Insel und nannten sie Jamaica, und nach einigen Jahren hatten sich so viele Anbauer nach der neuen Besitzung gezogen, daß man an 60,000 Weiße und an noch einmal so viele Schwarze auf derselben zählte. Im Jahre 1692 verwüstete ein schreckliches Erdbeben die Insel, sodaß die Oberfläche derselben gänzlich verändert wurde und 13,000 Menschen umkamen. Gegenwärtig leben auf den 270 □M., welche den Flächenraum der Insel bilden, etwa 60,000 Weiße und 340,000 Sklaven. Ein Gouverneur regiert die Insel, welche aber ein Parlament hat, in dessen Oberhaus der König 12 Mitglieder ernennt. Im Innern der Insel gibt es eine kleine Negerrepublik, welche 1738 von den Engländern für unabhängig erklärt worden ist. Die Hauptstadt ist Spanish-Town oder St.-Jago de la Vega und hat etwa 6000 Einw. Port Royal und Kingston sind wichtige Hafenorte. Überhaupt hat die Insel 16 sichere Häfen und 30 Buchten oder Rheden. Wichtig ist auch Belize, eine Colonie, durch welche J. mit den merican. Staaten in Handelsverbindung steht. Das Klima in J. ist sehr ungesund, indem die Tage heiß, die Nächte dagegen kalt und feucht sind. Der Boden zeichnet sich aber durch Fruchtbarkeit aus. Besonders der Zuckerbau ist bedeutend und man berechnet, daß jährlich gegen $1\frac{1}{2}$ Mill. Centner Zucker von hier nach England abgehen. Von Kaffee werden jährlich gegen 20 Mill. Pf. gewonnen und überdies ist die Insel reich an Indigo, Baumwolle, Cacao, Aloe, Cochenille, Zimmt, Vanille, Pfeffer, Ingwer, Ipekakuanha, Jalape, Cassia, Senespflanzen u. s. w. Die Wälder sind reich an ausgezeichnetem Mahagoniholz und das Vieh findet vortreffliche Weiden.

**Janitscharen**, eigentlich Jeni-tscheri, d. h. neue Schaaren, war der Name einer Abtheilung der türk. Soldaten, welche in dem Rufe ausgezeichneter Tapferkeit stand und bei den Türken selbst große Ehren und wichtige Vorrechte besaß. Ammurath I. stiftete dieses Corps 1362. Er hob den fünften Theil aller Christenkinder in seinem Reiche aus, welche das 15. Jahr überschritten hatten, und übergab sie Landleuten, welche sie in der mohammed. Religion unterrichten und für ihre körperliche Ausbildung Sorge tragen mußten. Nach zwei oder drei Jahren wurden die Jünglinge in den Waffen geübt und den Janitscharen zugeordnet. Als die neugebildeten Truppen eingeweiht wurden, redete sie ein Derwisch als Jeni-tscheri (neue Schaaren) an und legte einem ihrer Befehlshaber den Ärmel seines Rocks auf das Haupt. Daher soll ihr Name und das eigenthümliche Abzeichen entstanden sein, das sie, nicht unähnlich einem Rockärmel, auf der hohen weißen Mütze trugen. Anfänglich bestand das Corps aus etwa 8000 M., welche aber später zu 40,000 anwuchsen und wenigstens anfänglich nur durch Christenkinder ergänzt wurden. Das Corps war in 196 Regimenter oder Ortas getheilt und jede Orta wurde von einem Aga befehligt, unter dem dann wieder ein Unterbefehlshaber (Orta-Baschi) und ein Hauptmann (Schiur-Baschi) standen. Eine wichtige Person bei jeder Orta war der Koch, der ein Staatskleid trug, das mit silbernen Löffeln, Messern u. dgl. geschmückt war; auch trug jeder Janitschar ein ledernes Futteral über der Stirn, in dem ein hölzerner Löffel steckte. Ihre Waffen waren eine lange schwere Flinte, ein kurzer Säbel, ein Messer und ein Pistol im Gürtel. Während des Friedens wurden diese Waffen zu Konstantinopel aufbewahrt und statt ihrer trugen die Janitscharen lange Stäbe. Sie waren nicht geübt, in Reih und Glied zu fechten, sondern ihre Tapferkeit bestand im regellosen, aber mit wüthender Begeisterung gemachten Angriff. Eine besondere Wichtigkeit erhielten die Janitscharen dadurch, daß aus ihnen die Leibwache des Sultans bestand. Wenn ein Sultan den Thron bestieg, so ließ er sich in eine Orta der Janitscharen einschreiben. Als Sultan Osman II. entthront worden war, war ein Janitschar der 65. Orta so frech, den gestürzten Monarchen öffentlich zu verhöhnen, weswegen Murad III., welcher den Thron bestiegen hatte, die ganze Orta vernichtete. Nichtsdestoweniger mußte diese Orta zur Erinnerung an jene Strafe bei gewissen Gelegenheiten unter den übrigen Ortas mit aufgerufen werden; wenn aber der Aufruf wiederholt worden war, so antwortete ein Offizier: „Laß ihre Stimme schweigen, laß sie gänzlich erloschen sein!" — Mit der Zeit hatte diese Truppe immer mehr an Brauchbarkeit verloren und verschiedene Versuche, ihr eine verbesserte Gestalt zu geben, waren durch Empörungen vereitelt worden. Als der jetzt lebende Sultan eine zeitgemäße Umgestaltung mit ihnen vornehmen wollte, brach eine blutige Empörung aus, deren endliche Folge war, daß die Empörer besiegt, ihre Kaserne verbrannt und die Schuldigen hingerichtet wurden. Über 15,000 fielen auf diese Weise und über 20,000 wurden verbannt. Die Aufhebung des Corps war am 17. Jun. 1826 ausgesprochen worden. Neben den eigentlichen Janitscharen bestand noch eine gegen 100,000 M. zählende Miliz, welche denselben Titel führte, aber kein regulaires Heer bildete, sondern aus ansässigen Türken bestand, welche nur selten in den Kampf zogen, keinen Sold erhielten und durch das ganze Land vertheilt waren. — Die Türken haben, wie alle auf einer niedrigen Culturstufe stehenden Völker, sehr geringe musikalische Kenntnisse und Fertigkeiten und bedienen sich daher bei ihren musikalischen Aufführungen vorzugsweise der sogenannten Lärminstrumente, welche nur dazu dienen, ein klingendes Getöse nach einem gewissen Rhythmus zu erzeugen, nicht aber mannichfaltige, durch Höhe und Tiefe unterschiedene Töne hervorzubringen. Solche Instrumente sind die Trommel, der halbe Mond, der Triangel, die Becken, Schellen u. andere, und man nennt die mit ihnen aufgeführte Musik, bei welcher zwar auch Blaseinstrumente zur Angabe der Melodie angewendet, aber von dem wilden Getöse jener Lärminstrumente übertönt werden, türkische Musik oder Janitscharenmusik. Auch bei uns hat man diese Art von Musik, aber sehr veredelt, eingeführt und sie ist, an dem gehörigen Orte angewendet und besonders in der Militairmusik, sehr wirksam.

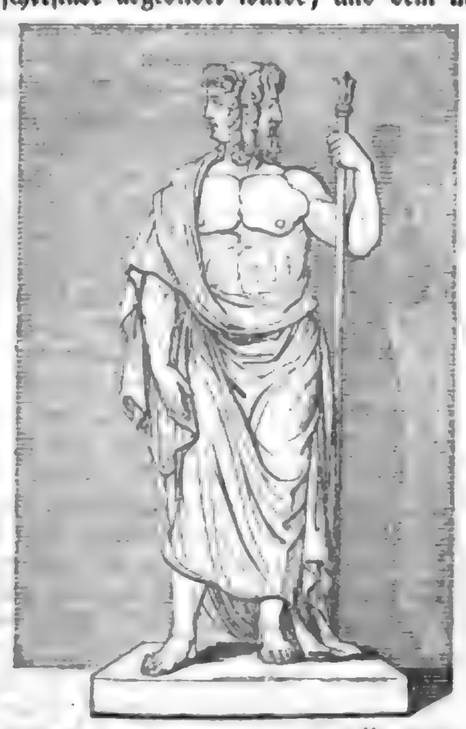
**Jansenisten** (die) unternahmen im 17. Jahrh. in Frankreich und in den Niederlanden eine Verbesserung des religiös-sittlichen und wissenschaftlichen Lebens der katholischen Kirche, wurden aber deshalb als gefährliche Sektirer aus dem Schooße der Kirche ausgeschieden. Sie haben ihren Namen von Cornelius Jansenius, der 1638 als Bischof zu Ypern in Flandern starb und dessen nachgelassenes Werk, „Augustinus" betitelt, die Frucht eines neunmaligen Studiums der Schriften dieses Kirchenvaters, zuerst die der Wissenschaft wie dem Christenthume verderblichen Grundsätze der Jesuiten (nach welchen das freie, wissenschaftliche Streben dem Interesse

der Kirche, die christliche Sittenlehre einer nur das Nützliche beachtenden Klugheit zum Opfer gebracht wurde, angriff und eine Erneuerung der Augustinischen Lehre von der Rechtfertigung aus freier Gnade foderte. Er fand Anhänger, welche mit ihm auf eine Verbesserung des Katholicismus drangen. Ludwig XIV. suchte die Aufregung zu Gunsten der Jesuiten und des Papstes zu unterdrücken. Von ihm ermuntert, hoben die Jesuiten aus der Schrift Jansens die Kirchenlehre gefährdende Sätze aus, über die der Papst erst nach langem Zögern das Verdammungsurtheil aussprach. Ungeachtet die öffentliche Meinung und drei durch hohe geistige Bildung ausgezeichnete Männer, Antoine Arnauld, Blaise Pascal und Pierre Nicola die Jansenisten in Schutz nahm, so erlagen die Jansenisten, größtentheils Gelehrte und Männer von strengen Sitten, doch und mußten Frankreich verlassen. Die Eifrigsten und Gebildetsten unter ihnen wanderten nach den Niederlanden, namentlich Brüssel, von wo aus sie einen mislungenen Versuch wagten, ihre Reform im Volke einzuführen. Noch jetzt besteht eine Gemeinde der Jansenisten zu Utrecht, die sich durch häusliche und bürgerliche Tugend auszeichnet und von der Regierung geschützt wird. Sie erkennt einen Erzbischof als ihr geistliches Oberhaupt an, unterläßt aber nicht, jedem neugewählten Papste ihre Verehrung zu bezeugen, obwol sie von demselben jedes Mal eine Art Excommunicationsbulle als Antwort zurückerhält.

**Januar** (der) ist der erste Monat des Jahres und hat 31 Tage. Schon die Römer haben diesen Namen dem Monate gegeben. Bei ihnen nämlich war der erste Tag des Jahres dem Gotte J a n u s (s. d.) gewidmet und nach diesem Gotte wurde der Monat genannt. In unsern Gegenden ist der Januar gewöhnlich der kälteste Monat.

**Januarius** (der heilige) ist unter den Heiligen Neapels der vornehmste. Er soll unter Kaiser Diocletian als Bischof von Benevent mit noch sieben andern Christen im 31. Jahre seines Alters den Märtyrertod erlitten haben. Frühzeitig wurde er der Schutzpatron Neapels, wo unter dem Hauptaltare der Kathedrale seine Gebeine begraben liegen. Als das untrüglichste Zeichen seiner Heiligkeit gilt, daß das bei seiner Hinrichtung zu Puzzuoli unweit Neapel von einer neapolit. Frau aufgefangene Blut zwei Mal des Jahres, im April und im September, flüssig wird. Den 19. Sept. wird das Fest des h. J. gefeiert, welches das beliebteste Volksfest der Neapolitaner ist. Zahlreiches Volk versammelt sich in der Januariuskirche. Hier wird vom Priester das Blut des Heiligen, das in einer gläsernen Kapsel befindlich, eine dunkelrothe, bräunliche Masse bildet, dem versammelten Volke zum Kusse dargereicht und von dem Erzbischof ein feierliches Hochamt gehalten, dem auch der König beiwohnen muß. Nach Beendigung dieser Feierlichkeit nähert sich eine Anzahl alter Frauen, welche Verwandtinnen des heil. J. heißen, dem Hauptaltare und bitten in kläglichem Geschrei, das in der Länge immer heftiger und wüthender wird, das mit einem kostbaren Bischofsornate geschmückte Standbild des Heiligen, daß er möge das Wunder geschehen und das Blut flüssig werden lassen. Ein Priester ist unterdeß fortwährend mit der das Blut enthaltenden Kapsel beschäftigt, bis das Wunder geschehen ist. Durch ein vom Altar gegebenes Zeichen wird das Volk davon benachrichtigt, welches jubelt, das Wunder selbst in Augenschein nimmt und zuletzt in einem tausendstimmigen Freudengesange Lob und Bewunderung des Heiligen ausspricht. Auf dieselbe Weise wird das Wunder, das gleichzeitig zu Puzzuoli bei Neapel, wo der Stein, auf welchem der Heilige hingerichtet wurde, Blut schwitzt, stattfindet, acht Tage nacheinander wiederholt und von dem Gelingen oder Mislingen desselben Glück und Unglück der Stadt abhängig gemacht. Im letztern Falle mag der Heilige das schuldbeladene Volk dieses Gnadenerweises nicht würdigen und muß durch Gebete und Processionen versöhnt werden. Gleiches geschieht auch bei herrschenden Landesplagen, Pest und Theuerung und bei Ausbrüchen des Vesuvs.

**Janus** hieß eine noch von den Römern verehrte, aber ursprünglich hetrurische und den Griechen unbekannte Gottheit, welche früher mit vier, nachher mit zwei Gesichtern, nämlich einem jugendlichen und einem ältlichen und mit einem Herrscherstabe abgebildet wurde, und dem man die Bewachung der Pforten (lat. januae) und die Übergänge aus einem Zeitabschnitte zum andern in Schutz empfahl. In der letztern Beziehung waren ihm daher die Anfänge der Jahre (s. J a n u a r) und der Tage geheiligt und wurde seine Doppelbildung allegorisch gedeutet, als des Gottes, der in Vergangenheit und Zukunft schaue. Als Thürhüter öffnete und schloß J. auch die Pforten des Himmels. Mit den Zeiten beherrschte J. auch die Geschicke der Menschen, insbesondere Krieg und Frieden. Romulus soll dem J. einen Tempel zu Rom erbaut und sein Nachfolger, Numa Pompilius, festgesetzt haben, daß der Tempel geschlossen werden solle, so oft im ganzen Reiche Friede wäre. So viele Kriege führten die streitlustigen Römer, daß in sieben Jahrhunderten der Tempel des J. nur drei Mal geschlossen werden konnte, nämlich unter Numa Pompilius, nach dem ersten punischen Kriege und unter dem Kaiser Augustus. Sagen erzählten, J. sei ein alter König der Lateiner gewesen, welcher seinen



Unterthanen den Ackerbau und die Verehrung der Götter gelehrt, auch Gesetze eingeführt habe, und bei ihm habe der von seinen Kindern vertriebene Saturn (s. d.) gastliche Aufnahme gefunden. J. und Saturn regierten gemeinschaftlich, und noch in späten Zeiten rühmten die Völker Latiums die Zeit, in welcher jene geherrscht haben sollten, als das goldene Zeitalter. Einer der sieben Hügel, auf welchem Rom lag, der Janiculus, soll nach J. benannt worden sein.

**Japan**, ein großes, aus mehren vor der Ostküste Asiens liegenden Inseln bestehendes Reich, im großen oder stillen Oceane, den Küsten Chinas, Koreas und der Mandschurei gegenüber, hat eine Länge von etwa 200 Meilen; die Breite ist sehr verschieden. Die größte Insel ist Nipon; dann folgen Kiusiu und Sikokf; auch gehören der südl. Theil der großen Insel Matsmai oder Jesso und viele kleinere Eilande zum Reiche. Überall sind die Küsten steil und schwer zugänglich und das Meer sehr stürmisch. Das Innere der Inseln wird von rauhen und steilen Bergketten durchzogen, die sich an manchen Punkten von 7—9000 F. erheben und theilweise vulkanisch und mit ewigem Schnee bedeckt sind. Das Klima ist im Sommer heiß, das Wetter sehr veränderlich und die Winter sind im nördl. Theile oft sehr kalt. Da es aber der Seewinde wegen nicht an Feuchtigkeit fehlt und der Boden an vielen Stellen fruchtbar und besonders in den schönen Thalgründen vortrefflich bebaut ist, so hat das Land eine große Productenfülle. Es sind eine Menge Flüsse und Ströme vorhanden, die das Land bewässern, aber alle keinen bedeutend langen Lauf entwickeln können; am beträchtlichsten sind die auf der Insel Nipon, z. B. der Yodogawa und der Tenrio-gawa. Edle Metalle sind sehr häufig, besonders Gold und Silber; sodann liefert J. das beste Kupfer in großer Masse; Eisen weniger, aber viel Schwefel, Zinnober und Porzellanerde, Reis und Hülsenfrüchte werden stark gebaut; ferner Baumwolle, Thee, Südfrüchte, Kampherbäume, Palmen, Bambus, Taback, Papiermaulbeer- und mehre Bäume, die einen vortrefflichen Firniß liefern. J. hat einen großen Reichthum an schönen Blumen und ist das Vaterland der jetzt in Europa so beliebten Camellien. Die Viehzucht ist unbedeutend; Schafe werden gar nicht gezogen, weil die Japaner sich der Seide und Baumwolle zu ihren Zeuchen bedienen und daher die Wolle nicht schätzen. Pferde sind sehr wenige vorhanden, Raubthiere fast gar nicht, Büffel und Rindvieh werden beim Ackerbaue gebraucht. Es gibt viele Hühnerarten, z. B. das sogenannte Seidenhuhn, und die Hunde sind sehr beliebt. Das Meer ist fischreich und wird auch jetzt häufig von europ. Walfischjägern besucht. Der Flächeninhalt des japan. Inselreichs wird auf 10—12,000 □M. geschätzt und die Bevölkerung auf 30—35 Millionen Seelen. Die Bewohner gehören dem großen, über ganz Ostasien verbreiteten, mongolischen Stamme an, sind von starkem Wuchse, mittlerer Größe und gut gebaut. Ihre Gesichtsfarbe ist gelblichbraun, ihr Auge weniger rund als bei irgend einem andern Volke auf Erden. Mit den Chinesen haben die Japaner Verwandtschaft, doch sind die Wörter der japan. Sprache nicht, wie die chines., einsylbig; die letztere ist die gelehrte Sprache des Landes, gewissermaßen das Latein der Japaner, und die Bonzen schreiben ihre theologischen Werke in derselben; auch bedienen sich ihrer die Vornehmen in ihren Correspondenzen; jeder von diesen versteht aber auch holländisch. Die Japaner sind von kräftigem Charakter, Unabhängigkeit liebend, stolz, halten viel auf Ehre, haben Sinn für Freundschaft, sind fleißig, wißbegierig, geschickt, so reinlich, daß selbst die ärmsten Leute gut gekleidet gehen; aber dabei trunkliebend, wollüstig und höchst argwöhnisch. Die Frauen genießen völlige Freiheit wie in Europa. Da die Landesgesetze an öffentlichen Orten für Jedermann zu lesen sind, so werden Übertretungen derselben streng und grausam bestraft; manche Vergehen z. B. damit, daß der Schuldige in Stücke gehauen oder in siedendem Öle gekocht wird, oder daß man ihm den Leib mit Messern durchbohrt u. s. w. Die angesehenen Leute haben das Vorrecht, sich, wenn sie strafbar sind, in eigner Person den Bauch aufschlitzen zu dürfen.

J. hat in seiner Abgeschiedenheit von jedem Verkehre mit andern Völkern, sich auf eine eigenthümliche, in ihrer Art sehr hohe und bedeutende, übrigens zum Theil auf chines. Grundlage ruhende Bildungsstufe emporgeschwungen. Es hat eine sehr reiche Literatur, kannte schon lange die Buchdruckerkunst mit Holztafeln, ehe sie in Europa erfunden ward, und der Elementarunterricht ist über das ganze Volk verbreitet; die Gelehrten machen astronomische Beobachtungen und rechnen nach Mondsjahren. In der Industrie haben es die Japaner beinahe weiter gebracht als Chinesen und Hindus; sie liefern ausgezeichnete Kupfer-, Eisen- und Stahlwaaren; ihre Säbelklingen sind fast so gut wie die von Khorassan. Ihre Baumwollen- und Seidenzeuche, ihre Glas- und besonders die lackirten Waaren lassen nichts zu wünschen übrig. Es bestehen zwei Hauptreligionen, die Sintoreligion und der Buddhismus. Die erstere ist die älteste im Reiche und gründet sich auf die Verehrung der Geister oder Gottheiten, Kami genannt, unter deren Herrschaft alle sichtbaren und unsichtbaren Dinge stehen. Von diesen alten Gottheiten stammt, dem Volksglauben nach, der geistliche Kaiser oder Daïri ab; die angesehenste Göttin heißt Ten-sio-dai-sin und ihr Bruder ist der Kriegsgott Fatsman. Den Kamis sind Tempel oder Miya errichtet, in welchen denselben zu gewissen Zeiten Opfer dargebracht werden. Der Buddhismus kam erst 543 n. Chr. Geburt von Korea nach J. herüber, theilt sich hier in acht Sekten und ist mit der Sintoreligion dermaßen zusammengeflossen, daß viele Tempel den Anhängern beider Lehren gemeinschaftlich sind. Außerdem zählt noch der Siuto oder die chines. Lehre des Confucius Anhänger, sie sind aber nicht sehr zahlreich. Es herrscht völlige Religionsfreiheit und Jeder mag nach Gutdünken seinen Glauben wechseln, nur ist das Christenthum verboten. Als die Portugiesen nach J. kamen, herrschte hier noch keinerlei Mistrauen gegen die Fremden; sie durften eine Factorei zu Firando anlegen und die katholischen Missionare konnten ihre Lehre nach Gutdünken ausbreiten. Es gelang ihnen und namentlich dem heiligen Xaverius, viele Japaner zu bekehren. Allein die Bonzen nahmen endlich den Hof gegen das Christenthum ein, stellten dasselbe als staatsgefährlich vor, und dieser, der zugleich Nachricht von den großen Eroberungen der Portugiesen und Spanier in Indien und auf den malaiischen Inseln erhielt, verbot nun die neue Lehre und verfolgte ihre Anhänger auf das grausamste. Die Portugiesen wurden vertrieben, allen Ausländern verboten, sich in J. aufzuhalten und nur die Holländer, welche auf die Frage: ob die Religion der Portugiesen auch die ihrige sei

Digitized by Google

zur Antwort gaben: nein, sie wären Holländer, dürfen seit 1611 jährlich einige Schiffe nach J. senden, sind aber großen Beschränkungen unterworfen.

Die alte Geschichte J.'s ist fabelhaft. Das Oberhaupt der Sintoreligion, der Daïri, war in einer Person weltlicher Kaiser und Hoherpriester. Im J. 1143 n. Chr. setzte er, der von den Göttern abstammte, einen General, welcher die streitbare Macht des Landes befehligte, den Koubo oder Seogun, sich zur Seite. Diese Koubos wußten ihr Amt in ihrer Familie erblich zu machen, wurden immer mächtiger und entzogen 1585 dem Daïri alle weltliche Macht. Seitdem ist dieser Letztere blos geistlicher Kaiser; ihm wird zwar eine beinahe göttliche Verehrung bewiesen und der Seogun gibt sich blos für seinen Statthalter aus, vergönnt ihm aber nicht, seinen Palast zu Miyako ohne Erlaubniß zu verlassen und regiert unumschränkt. Es gibt zwar eine große Menge erbliche Fürsten, Damios, die große Besitzungen haben, sie müssen aber alljährlich sechs Monate in der Residenz des Seogun leben und ihre Familien dürfen dieselbe gar nicht verlassen. Vor 1585 besuchten die Japaner mit ihren Handelsflotten fremde Länder und hatten besonders mit China viel freundlichen und feindlichen Verkehr; seit 1637 dürfen sie aber das Ausland gar nicht mehr besuchen und nur Küstenhandel treiben. Wird ein Schiff durch Zufall nach einem fremden Lande verschlagen, so steht die Mannschaft nach ihrer Zurückkunft unter strenger Aufsicht und wird auch wol zeitlebens eingesperrt. Die Regierung will keinen Verkehr mit dem Auslande; nur die Holländer, Chinesen und Koreaner dürfen jährlich mit einer bestimmten Anzahl von Schiffen den Hafenplatz Nangasaki besuchen. Sie führen ein: Zucker, Zinn, Schildpat, Quecksilber, Blei, Sapanholz, Gewürze, Spiegel, Elfenbein, Käse, Borax und Safran und holen dafür Kupfer, Kampher, Seiden- und lackirte Waaren. Die Gesammteinkünfte des Kaisers werden auf etwa 12 Millionen Thaler angeschlagen; die Heeresmacht, welche zum Theil von den Damios gestellt werden und von diesen erhalten werden muß, schätzt man auf 120,000 Mann.

Das japan. Reich besteht aus zwei ungleichen Theilen, dem eigentlichen J. und der Statthalterschaft Matsmai, welche den südl. Theil der Insel Yeso oder Yedo und die japan. Kurilen umfaßt. Jenes ist in zehn Landschaften, Do, getheilt, welche in Provinzen zerfallen, die wieder in Kreise getheilt sind. Die Verwaltung ist sehr regelmäßig. Die Hauptinsel Nipon oder Niphon, 180 Stunden lang und 30 breit ist, vulkanisch aber trefflich angebaut, auf ihr, an einer Meeresbucht, liegt die Hauptstadt des Reichs, Yedo, die zu den volkreichsten Plätzen auf Erden gehört und 1,300,000 Einw. haben soll. Die Straßen durchschneiden sich in rechten Winkeln, die Häuser haben zwei Stockwerke, sind aus Bambus gebaut, mit Mörtel beworfen und weiß angestrichen; sie bilden nur ein großes Zimmer, das aber durch bewegliche Verschläge von starkem Papier in mehre Gemächer getheilt werden kann. Die Dächer sind flach. Man sieht weder Tische noch Stühle, weil die Japaner sich auf Matten setzen; Alles aber ist sehr reinlich. Die merkwürdigsten Gebäude sind: die Niphon-Bas oder große Brücke, die 240 F. lang, aus Cedernholz aufgeführt ist und von welcher ab alle Entfernungen im Reiche berechnet werden, und der Palast des Seogun, welcher in der Mitte der Stadt liegt, ein großes Quartier für sich bildet und mit Wällen und Gräben umzogen ist. In dem äußern Schlosse wohnen die großen Reichsfürsten, welche sich am Hofe aufhalten, ihre Paläste bilden lange Straßen; im zweiten Schlosse wohnen angesehene Kronbeamten und Staatsräthe. Dann kommt der eigentliche Palast des Kaisers; er liegt auf einer Anhöhe, hat aber nur ein Stockwerk, mit einem hohen viereckigen Thurme; einen solchen darf in der Hauptstadt Niemand außer dem Kaiser haben. Thüren und Schwellen der Säle, namentlich des größten, in welchem hundert Matten liegen, sind mit Firniß überzogen; alles Eisen ist vergoldet. Yedo ist häufig sehr gefährlichen Feuersbrünsten ausgesetzt; im J. 1703 brannten mehr als 100,000 Häuser ab. Die Residenz des geistlichen Kaisers ist **Miyako** oder **Kio** im südwestl. Theile der Insel; sie ist regelmäßig gebaut und hat mehre merkwürdige Gebäude, z. B. den Palast des Daïri, den Tempel des Fokozi mit einer kolossalen Statue des Daibuts oder Groß-Buddha, die 83 F. hoch ist. In der Nähe des Tempels hängt die größte Glocke auf Erden, sie ist mehr als 2 Mill. Pf. schwer. Im Tempel des Kwanwon befinden sich viele Götzenbilder; die Japaner behaupten, es seien deren 333,333. Diese Stadt ist die gewerbsamste im Reiche, hat viele Buchdruckereien, eine Münze, viele wissenschaftliche Anstalten, denn sie ist Hauptsitz der Künste und Literatur, und wenigstens 500,000 Einw., unter denen 52,000 Priester. — Osaka, an der Mündung des Yodogawa ist eine wichtige Handelsstadt, wohin alle müßigen und reichen Leute strömen, um sich Vergnügen zu machen; sie hat 150,000 Einw. und einen botanischen Garten, in welchem alle Gewächse gezogen werden, die man in J. findet. — Die Insel **Kiu-siu** oder Ximo liegt südwestl. von Nipon und ist gleichfalls Erdbeben unterworfen. Die wichtigste Stadt ist der Hafenplatz Nangasaki, wo die Holländer eine Niederlassung, Dezima, haben; sie sind hier eng eingeschlossen und werden streng bewacht. Nangasaki ist stark bevölkert und sehr gewerbsam. — Die dritte große Insel, **Sikokf**, die zwischen Nipon und Kiusiu liegt, ist bis jetzt den Europäern sehr unbekannt geblieben. — Die Statthalterschaft Matsmai umfaßt den südl. Theil der Insel Yeso. Hier liegt Matsmai, eine Handelsstadt mit einem stark besuchten Hafen und einem japan. Theater. In diesem Lande leben Ainos, ein Volk, das noch auf einer niedrigen Stufe der Gesittung steht und zum Theil den Japanern unterworfen ist. Der südl. Theil der Insel Tarakai oder Saghalien ist nebst den südl. Kurilen ebenfalls von J. abhängig. — Noch wollen wir das südl. von Yedo liegende Felseneiland Fatsisio erwähnen, das sich so steil aus dem Meere emporhebt, daß man nur vermittels einer Maschine ans Land gehoben werden kann. Hierher werden alle Großen des Reichs, welche das Misvergnügen des weltlichen Kaisers auf sich gezogen haben, in die Verbannung geschickt und müssen in einer Seidenfabrik arbeiten.

**Jaquerie** wird ein Bauernaufstand genannt, der im J. 1358 Frankreich in derselben Weise verwüstete, wie später der **Bauernkrieg** (s. d.) Deutschland. Derselbe war eine Folge der Verwirrungen, in denen sich Frankreich befand, nachdem sein König Johann 1356 in engl. Gefangenschaft gerathen war, sowie im Allgemeinen der Sittenlosigkeit, welche in Frankreich unter hohen und niedern Ständen um sich gegriffen hatte und der Verachtung und Plage, von wel-

Digitized by Google

cher der Bauer gedrückt wurde. Das einmal in Wuth gerathene Volk war in seiner Verfolgung der Reichen und Vornehmen fürchterlich durch Wuth und Roheit. Die schändlichsten Todesarten wurden erdacht, die Hinzurichtenden länger zu peinigen; Frauen und Jungfrauen wurden geschändet, die Schlösser erobert und niedergebrannt. Mit den Bauern machten bald die Pariser gemeinsame Sache, indem sich unter ihnen ein gewisser Stephan Marcel, welcher früher ein Kaufmann gewesen war, ein großes Ansehen verschafft hatte. Dieser Mann suchte aus den Verwirrungen, welche Frankreich zerrissen, Vortheile zu ziehen. Alle übrigen Städte Frankreichs verbanden sich aber mit dem Adel gegen die wie wüthende Thiere und schlimmer hausenden Bauern und durch das Blut der Rädelsführer, unter denen sich auch Marcel befand, wurde der Aufstand endlich gestillt. Jacques bon homme, welches etwa so viel bedeuten soll, wie „dummer Hans", nannte der übermüthige Adel Frankreichs den Bauer und aus jener Bezeichnung soll das Wort Jaquerie entstanden sein.

**Jargon**, ein ursprünglich franz. Wort, bezeichnet ungefähr Dasselbe, wie Kauderwälsch, also eine willkürlich verderbte Mundart oder Sprechweise. Jede Wissenschaft und jede Kunst hat ihre eigenthümlichen Worte und Ausdrucksweisen, welche jedoch noch keinen Jargon bilden. Bei diesem sind es die gewöhnlichsten im Leben vorkommenden Gegenstände, welche auf abweichende Weise bezeichnet werden, und die Menge der besondern Ausdrucksweisen ist so groß, daß die ganze Sprache ein verändertes Ansehen erhält. Auf manchen Universitäten haben die Studenten eine Sprechweise unter sich eingeführt, welche an ein Jargon grenzt; das einzige wirkliche in Deutschland gesprochene Jargon aber sind das Judendeutsch und das zum Theil aus diesem gebildete Rothwälsch (die Gaunersprache, Kochumersprache, Diebessprache). Der letztern bedienen sich zum gegenseitigen Verständnisse Zigeuner, Spitzbuben, Bettler von Profession, und da es in criminalistischer Beziehung von Wichtigkeit ist, diesen Jargon zu verstehen, so hat man schon früher sich Kenntniß von demselben zu verschaffen gesucht und bereits 1601 erschien eine Grammatik desselben. Rot heißt in der Gaunersprache ein Bettler und wälsch bedeutet ausländisch oder fremd; Rothwälsch ist also die „fremde Bettlersprache". Gottsched meinte, das Wort Rothwälsch sei von Rotweil abzuleiten, weil das Kammergericht zu Rotweil ein so schlechtes Deutsch geschrieben habe.

**Jasmin** ist der Name einer Gewächsgattung, die meist immer grüne Sträucher des heißen Asiens und Afrikas umfaßt, deren weiße oder gelbe Blüten einen eigenthümlichen angenehmen Duft verbreiten. Mit den echten Jasminarten darf der in den Gärten und Parkanlagen Deutschlands häufig sich findende, im südl. Europa einheimische Strauch (der Pfeifenstrauch) nicht verwechselt werden, der ziemlich große, weiße, jasminartig riechende Blumen und große rundliche, zugespitzte Blätter hat, wenngleich derselbe gewöhnlich Jasmin genannt wird. Der vorzugsweise Jasmin (gebräuchlicher Jesmin) genannte Strauch, der aus Südasien stammt und im ganzen Südeuropa bis zur Schweiz und Tirol verwildert ist, verträgt die Winter Deutschlands nicht, weshalb er nur in den Gewächshäusern gehalten werden kann. Er hat gefiederte, eingeschnittene Blätter und kleine weiße, äußerst stark riechende Blüten, die sonst für arzneikräftig gehalten wurden, gegenwärtig aber nur zur Gewinnung des Jasminöls benutzt werden. Das wohlriechende ätherische Jasminöl ist aber in so geringer Menge darin vorhanden, daß man es mittels Destillation mit Wasser, wie man es aus andern Gewächsen erhält, nicht gewinnen kann, weshalb man die frischen Blüten mit einem geruchlosen guten fetten Öle, z. B. Behen-, Mandel- oder Olivenöle, übergießt und damit einige Zeit stehen läßt, indem man immer wieder frische Blüten hinzubringt, die nun ihren Geruch dem fetten Öle mittheilen; oder man befeuchtet Baumwolle mit einem fetten Öle und bringt abwechselnd Schichten derselben mit Schichten von Blüten zusammen und erneuert die Blütenschichten so oft, bis das Öl einen starken Jasmingeruch angenommen hat, worauf man es aus der Baumwolle auspreßt. Dieses fette Jasminöl wird zu Pomaden und Parfumerien verwendet. Noch vorzüglicher ist das vom großblütigen Jasmin erhaltene Öl. Dieser Strauch ist in Ostindien heimisch und wird in Südeuropa cultivirt. In seinem Vaterlande werden seine und die Blüten einiger andern verwandten Arten in den Tempeln und Häusern umhergestreut, um darin ihren Wohlgeruch zu verbreiten.

**Java**, eines der vier großen Sunda-Eilande, liegt südl. vom Äquator, wird auf seiner Südseite vom ind. Oceane bespült, durch die Sundastraße von Sumatra getrennt, und gehört zu den schönsten Inseln der Erde. Es hat einen Flächeninhalt von 2400 □M. Die Gebirgsgruppen, welche das Land bedecken, sind nach der Südküste zu am höchsten; zwischen ihnen liegen mehre Hochebenen; manche Berge ragen bis zu 12,000 F. empor. Metallreich sind die Gebirge nicht, doch findet man Blei, Kupfer, Zinn und etwas Silber; desto häufiger ist Schwefel, denn die Insel hat eine große Menge (38—46) Vulkane, die zum Theil in ununterbrochener Thätigkeit sind. Der Ardschuna raucht fortwährend und der Idschen warf einst eine so ungeheure Wassermenge aus, daß das ganze zwischen ihm und dem Meere liegende Land auf einer Strecke von 20 Stunden unter Wasser gesetzt wurde. Erdbeben kommen häufig vor und an Mineralquellen ist kein Mangel. Die ganze Insel ist durch zahlreiche Flüsse, unter denen der Solo und der Kediri die größten sind, vortrefflich bewässert. J. hat, weil es so gebirgig ist, eine große Mannichfaltigkeit des Klimas und im Hochlande schneiet und friert es auch. Mit Ausnahme einzelner Strecken, z. B. Batavias und überhaupt der flachen, morastigen Nordküste, gehört die Insel zu den allergesundesten Ländern; jene aber sind dem Europäer höchst verderblich. Auf J. gedeihen die Gewächse aller Zonen, nur die der Polarregion nicht. Im Flachlande wird vorzüglich Reis gebaut, der nebst dem Mais das Hauptnahrungsmittel der Bewohner bildet. Ferner gedeihen herrlich Gerste, alle europ. Küchengewächse und Hülsenfrüchte, Bataten, Zucker, Kaffee, Taback, Pfeffer, Indigo, Baumwolle, Färbe- und Ölpflanzen, viele Palmenarten, alle Südfrüchte ohne Ausnahme, Ingwer, Kardamomen, Ananas, und auch mit dem Anbaue des Thees werden Versuche gemacht. Unter den Bäumen in den Wäldern, welche besonders den Saum der Gebirge und diese selbst bis zu einer bedeutenden Höhe bedecken, nennen wir das zum Schiffbau sich vortrefflich eignende Tikholz und den Upas oder Giftbaum, von welchem

Digitized by Google

früher so Manches gefabelt wurde. Es ist aber jetzt ausgemacht, daß seine Ausdünstung weder tödtet noch den in der Nähe wachsenden Pflanzen schädlich ist; aber aus dem Safte wird ein sehr gefährliches Gift bereitet. Elefanten im wilden Zustande trifft man auf J. nicht; wol aber Tiger, Leoparden, Rhinoceros, Schakals, Damhirsche, Antilopen, viele Affenarten, den Hirscheber oder Babirussa; unter den Vögeln ist der molukkische Kasuar merkwürdig; die Krokodile sind sehr gefährlich und haben mehr Ähnlichkeit mit denen im Nil, als mit denen des Ganges; einige Schlangen sind ungemein giftig; Bienen und eßbare Vogelnester sind in Menge vorhanden. Die Bewohnerzahl von J. beläuft sich gewiß auf fünf Millionen Seelen, ist aber ungleich vertheilt und die Insel könnte wol noch dreimal so viel Menschen ernähren. Die Mehrzahl der Insulaner besteht aus Javanesen, die sich zwar von den eigentlichen Malaien wesentlich unterscheiden, mit Hindus und den zum mongol. Stamme gehörenden Völkern Hinterindiens vermischt sind, aber doch zur malaiischen Race gehören. Sie sind von mittler Größe, meist von hellbrauner Farbe, höflich, verständig, haben ein würdevolles Benehmen, leben vorzüglich von Pflanzenkost, kauen Betel und Areka und rauchen viel Taback. Sie wohnen der Mehrzahl nach in Dörfern, sind alle Mohammedaner, halten den Ackerbau für die edelste Beschäftigung und sind deshalb nie als Seefahrer oder Kaufleute von Bedeutung gewesen. Die Grundlage ihrer wohlklingenden Sprache ist das Sanskrit, und ohne Zweifel hat J. seine alte Gesittung von Indien aus erhalten. Die älteste Religion war der Brahmanismus, auf diesen folgte der Buddhismus, und von der Herrschaft beider zeugen noch eine Menge herrlicher Tempelruinen und Bildsäulen. Im 15. Jahrh. wurde der Islam nach der Insel gebracht und war im 16. bereits herrschend; seitdem hat auch das geringste Dorf seinen eignen mohammedanischen Priester. Außer den Javanesen finden wir etwa 100,000 Chinesen, welche Kaufleute, Handwerker, Künstler und Steuerpächter sind, sodann einige tausend Araber, viele Malaien von allen Inseln des Archipelagus, Sklaven und Europäer, meist Holländer. Diese besuchen J. seit 1594 und gründeten 1618 Batavia. Seitdem erweiterten sie in den steten Fehden und Kriegen ihr Gebiet so, daß jetzt drei Viertheile der Insel ihnen unmittelbar unterworfen und auch die beiden noch übrigen eingeborenen Fürsten, der Susuhunan oder Kaiser von J., der zu Surakerta und der Sultan, der zu Djocjocarta residirt, von ihnen abhängig sind. Die Besitzungen Beider liegen in der Mitte und im Süden des östl. Theils der Insel. Sie regieren despotisch, doch hat der Adel eine Art von Lehnsverfassung; die Justiz wird im Allgemeinen nach dem Koran verwaltet. Das Kriegswesen ist nach Möglichkeit europ. organisirt. Die Holländer haben ihre Besitzungen auf J. mit der Insel Madura in 19 Provinzen getheilt, die unter einem Generalgouverneur stehen, der ein Heer von etwa 10,000 M. zur Verfügung und den Rath von Indien zur Seite hat.

Die unmittelbaren Besitzungen der Holländer, welche jährlich mehr als 12 Millionen Thaler Einkünfte abwerfen und nicht unter Controle der Generalstaaten, sondern unter der Leitung des Königs stehen, haben einen Flächeninhalt von mehr als 1500 □M. mit mehr als 3 Millionen Einw. Die Hauptstadt des gesammten niederländ. Indiens und Sitz des Generalgouverneurs ist Batavia am Flusse Dschakatra mit einer sichern und schönen Rhede, vortrefflich zum Handel gelegen, aber immer noch ungesund, obgleich viele Kanäle ausgetrocknet und die Straßen luftiger gemacht sind. Es befinden sich hier ausgedehnte Marinemagazine, mehre hübsche Kirchen, die Gebäude der Harmonie und der Gesellschaft der Wissenschaften und Künste, und ein Theater. Die Europäer, deren nicht mehr als 3—4000 sind, wohnen außerhalb der sehr weitläufigen Stadt, in den luftigen Ortschaften Ryswick und Weltevreden, in welchem letztern Flecker das Militair seine Station hat und wo sich ein herrliches Hospital für Soldaten befindet. Die zahlreichen Kaufleute fahren früh Morgens in die Stadt, wo sie ihre Comtoirs haben, machen ihre Geschäfte möglichst schnell ab und begeben sich dann wieder aufs Land. Es liegt stets eine große Menge von Schiffen im Hafen, welche einheimische Producte abholen und fremde zuführen; doch ist der Handel Batavias, seitdem der engl. Freihafen Sincapore auf der gleichnamigen Insel aufgeblüht ist, nicht mehr so bedeutend als früher. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf höchstens 50—55,000 Seelen, wovon fast die Hälfte Javanesen, 14,000 Chinesen, 12,000 Sklaven sind. Sehr bedeutende Magazine und Werkstätten befinden sich auf der mitten im Hafen liegenden Insel Onrust. Wie furchtbar ungesund früher Batavia war, zeigt die statistisch beglaubigte Thatsache, daß in 22 Jahren (1730—52) auf den verschiedenen Kirchhöfen mehr als 1 Mill. Menschen begraben wurden. In dem einzigen Jahre 1751 starben von der 70,000 Menschen starken Bevölkerung 58,609. Die übrigen wichtigsten Städte der Insel sind folgende: Buitenzorg, ein angenehmer Platz im Binnenlande, der zu den gesundesten in der heißen Zone gehört, mit einem botanischen Garten. Scheribon, eine kleine Handelsstadt, die aber jetzt nicht mehr ihre frühere Bedeutung hat. An der Grenze der Provinz Scheribon liegt der große Wald Dagon oder Dayu-Luhur; die Zweige der hohen Bäume in demselben bilden ein so dichtes Laubdach, daß kein Sonnenstrahl hindurchdringen kann und die Reisenden sich selbst bei Tage der Fackeln bedienen müssen. Samarang, eine blühende Handelsstadt mit 36—40,000 Einw. an der Mündung des gleichnamigen Stromes, hat ein Obergericht und eine Primairschule. Der vormals vortreffliche Hafen ist jetzt wegen der Menge von Sandbänken fast unzugänglich. Surabaya an der Mündung des Kediri, ist nächst Batavia die wichtigste Stadt der Insel, hat etwa 50,000 Einw., eine vortreffliche Rhede, ein Seearsenal, Schiffswerften, eine Münze und eine Primairschule. Das holländ. Quartier ist sehr hübsch gebaut. In der Residentschaft Surabaya liegen die ausgedehnten Trümmer der altjavanischen Hauptstadt Madjapahit. Surakerta, Residenz des Kaisers von J. oder Susuhunan, dessen Besitzungen etwa eine Million Einwohner haben, ist eine große, in javanischem Style erbaute Stadt, d. h. sie besteht aus einer großen Menge zusammenhängender Dörfer und hat etwa 10,000 Einw. Der Theil, welcher von Europäern bewohnt wird, ist durch ein Fort geschützt, in welchem eine holländ. Besatzung liegt. Djocjocarta, die Residenz des Sultans, der über ungefähr 700,000 Menschen gebietet, ist gleichfalls sehr groß und hat wohl an 100,000 Einw. In beiden Ländern findet man eine Menge alter Denkmäler und Ruinen.

**Jeanne d'Arc**, bekannt unter dem Namen der **Jungfrau von Orleans**, war das schlichte Landmädchen, welches im Anfange des 15. Jahrh. ihr Vaterland, Frankreich, aus der Hand der Engländer errettete, welche durch die Macht ihrer Waffen und begünstigt von einer Partei in Frankreich, bereits solche Fortschritte gemacht hatten, daß die Selbständigkeit Frankreichs für immer verloren schien. Der noch unmündige Heinrich VI., König von England, wurde König von Frankreich genannt, und vergebens kämpfte der rechtmäßige Beherrscher Frankreichs, der Dauphin Karl, für sein Recht und die Freiheit seines Reichs. Seine eigne unnatürliche Mutter Isabella hielt es mit England, sowie der mächtige Herzog von Burgund. Seit dem Herbste 1428 wurde die Stadt Orleans von Suffolk, einem der gewaltigsten engl. Heerführer, belagert und man sah mit Angst dem Falle dieser Stadt entgegen, von welcher, so weit war es bereits gekommen, das Schicksal Frankreichs abhing. Johanna war die Tochter eines armen Landmanns zu **Domremy** (s. d.) und zeichnete sich früh durch ein zur religiösen Schwärmerei hinneigendes Gemüth aus. Unweit einer Quelle bei Domremy, der man Heilkräfte zuschrieb, stand eine schöne Buche, die schöne Maie oder der Feenbaum genannt, an welche sich wunderbare Sagen knüpften von überirdischen Mächten und Geistererscheinungen. Hier und in der Kapelle der heiligen Jungfrau von Bellemont hing die Jungfrau häufig ihren schwärmerischen Gefühlen nach, welche sich wol auch mit der Noth des Vaterlandes beschäftigten, von der zuweilen Nachrichten in ihre stille Heimat gelangten. J. besorgte die Hauswirthschaft ihrer Ältern und war 18 Jahre alt, als ihr, wie sie selbst erzählte, zwei Heilige erschienen und sie auffoderten, das hart bedrängte Orleans zu entsetzen und den Dauphin Karl mitten durch seine Feinde nach Rheims zur Krönung zu führen. Schon früher glaubte sie Erscheinungen von Engeln und Heiligen gehabt zu haben, denen sie das Gelübde ewiger Jungfräulichkeit ablegte, und eine alte Sage, welche der Jungfrau aber erst später zu Ohren kam, sagte, von dem grauen Walde, der in der Nähe von Domremy lag, werde ein Mädchen kommen, die Wunderdinge verrichten werde. Auch soll ihr Vater, kurz ehe J. ihre Heimat verließ, einen Traum gehabt haben, als ob seine Tochter mit bewaffneten Männern fortginge, und soll sie in Folge dieses Traums streng bewacht haben. Nachdem sie jene Weisung der Heiligen erhalten hatte, theilte sie sich einem Oheim mit, der sie ohne Vorwissen ihres Vaters nach Vaucouleurs führte, denn sie glaubte Gott mehr Gehorsam schuldig zu sein, als ihren Ältern, denen sie aber bis dahin Gehorsam und Ehrerbietung geleistet hatte. Der Capitain Baudricourt, dem J. zu Voucouleurs ihre Sendung mittheilte, schickte sie zwei Mal wieder fort, indem er sie für eine Wahnsinnige hielt; endlich aber bewog sie ihn, daß er ihr männliche Kleider und Waffen gab und sie unter männlicher Bedeckung zum Dauphin schickte. Die männliche Kleidung legte J. nachher niemals freiwillig und nur, als sie von den Engländern in der Gefangenschaft dazu gezwungen wurde, ab, doch war sie sehr um Beobachtung der Sittsamkeit besorgt und schlief stets in Gesellschaft einer ehrbaren Frau. Als sie zum Dauphin kam, soll sie denselben alsbald erkannt haben, obgleich er, um sie zu prüfen, sich zu verbergen suchte; auch sagte die Jungfrau, daß ihr die Heiligen eine Stelle zu St.-Katharina von Fierbois angezeigt hätten, wo ein Schwert unter der Erde verborgen wäre. Hier soll man auch [illegible] Schwert ganz mit Rost überzogen gefunden haben, [illegible] durch ein Wunder soll der Rost alsbald verschwunden [illegible] Dieses Schwert führte J. lange Zeit. Ehe man von [illegible]ten des Hofs J. als die Gottgesandte, für welche sie [illegible] ausgab, anerkannte, wurde sie zu Chinon und Poitiers [illegible] geistlichen und weltlichen Räthen drei Wochen lang gepr[illegible] Endlich gab man ihr einen ehrenwerthen Ritter zum Wäch[illegible]ter und Schützer und erlaubte ihr mit Dunois zum [illegible]satze von Orleans auszuziehen. Die wunderbare Ersch[illegible]nung dieser begeisterten Jungfrau entflammte das franz. [illegible] zu neuem Muthe; mit Fahnen, welche ihnen J. [illegible] und auf denen Gott mit der Weltkugel und zwei Engel [illegible] den Worten Jesus Maria abgebildet waren, eilte es [illegible] Siege. J. trug selbst eine solche Standarte und that [illegible]ses, um selbst nie in den Fall zu kommen, Blut zu [illegible]gießen. Sie selbst wurde mehre Male verwundet, aber sie [illegible]sicherte vor ihrem Tode, daß sie nie einen Menschen get[illegible]tet habe. Nachdem J. Orleans 1429 entsetzt, mehre Orte [illegible] Feinden entrissen und eine Hauptschlacht gewonnen hatte, [illegible] der Englands größter Feldherr Talbot gefangen wurde, [illegible] Karl zu Rheims ein und wurde zum Könige gekrönt [illegible] mit dem heiligen Öle gesalbt. Dabei erschien J. [illegible] Seite des Königs in voller Rüstung und mit ihrer [illegible] in der einen Hand, hielt sie als Connetable von Frank[illegible] das Schwert über den König. Nun wurde Karl VII. [illegible] ganz Frankreich als König anerkannt. J. hatte ihre [illegible] erfüllt und wollte in ihre Heimat und in die Verborg[illegible] zurückkehren, aber noch waren die Engländer im Besi[illegible] Paris; das franz. Volk verehrte die Jungfrau wie eine [illegible]lige, und so baten die franz. Großen J. so lange, [illegible] zu bleiben versprach. Paris wurde vergeblich angeg[illegible] J. aber, die im Treffen verwundet worden war, wurde [illegible] Könige mit ihrer ganzen Familie in den Adelstand [illegible] Ihr Wappen, wie solches noch auf ihrem Geburt[illegible] zu **Domremy** zu sehen ist, zeigt ein Schwert, auf [illegible]sen Spitze eine Krone steht, und zwei Lilien, sie [illegible] aber erhielt den Namen Delis (Dulis, dy Lys, d. [illegible] der Lilie). Die Engländer hatten indeß zu Paris Hein[illegible] als König von Frankreich gekrönt und belagerten Comp[illegible] J. zog hinein, um es zu retten; beim Rückzuge von [illegible] Ausfalle wurde das Fallgitter zu zeitig niedergelassen, [illegible] Jungfrau sah sich in der Gewalt ihrer Feinde und [illegible] sich an einen Ritter von der Partei des Herzogs von [illegible]gund. Man verwahrte sie anfangs zu Crotoy, dann [illegible]nem Thurme zu Beaurevoir. Hier erfuhr sie, daß sie [illegible] Engländern ausgeliefert werden sollte und stürzte [illegible] Verzweiflung, wie sie selbst sagte, gegen das Verbo[illegible] Heiligen, von der Höhe des Thurmes herab. Schwer [illegible]wundet kam sie nun in die Gewalt der E[illegible]länder. [illegible] Franzose aber, der Bischof von Beauvais, Pi[illegible] leitete den Herenproceß gegen sie und nach vie[illegible] Gefängniß wurde sie „wegen ihres Umganges m[illegible] Geistern und wegen Zauberei" zum Tode auf dem [illegible]haufen verurtheilt. Als sie zum Tode gehen sollte [illegible] das arme Weib und war so schwach, ihre Offer[illegible] selbst für ein Werk der Hölle anzuerkennen. [illegible] nun zu ewigem Gefängnisse verdammt, aber bald [illegible] doch als eine Rückfällige zu Rouen am 30. Mai 1[illegible] brannt. Nun war sie heitern Muthes voll. Als [illegible]

Digitized by Google

Scheiterhaufen ging, sagte sie zu ihrem Begleiter: „Herr, bei der Gnade Gottes, ich werde diesen Abend im Paradiese sein." Bei langsamem Feuer wurde sie verbrannt, aber in den Flammen stehend betete sie ohne Unterlaß, und endlich verschied sie, indem sie den Namen Jesus aussprach. Nun mußte der Henkersknecht das Feuer zurückschüren, damit sich das Volk überzeuge, daß sie wirklich todt sei, und nachher

[illegible]rde der Körper in verstärktem Feuer verbrannt. Eine [illegible]e Sage erzählt, als J. verschieden sei, habe sich eine [illegible] Taube aus den Flammen erhoben und sei gen Him[illegible]flogen. Karl VII. ordnete nachmals einen Revisions[illegible] an, in Folge dessen die Unschuld J.'s aner[illegible] wurde. Derselbe ließ zu ihrem Andenken zu Rouen [illegible]oße schöne Fontaine errichten, welche die Abbildung zeigt und welche das Wappen der Jungfrau und diese Inschrift trägt:

Vom jungfräulichen Schwert wird die Königskrone vertheidigt,
Unter der Jungfrau Schwert sicher die Lilien blühn.

Auch die Stadt Orleans errichtete ihr 1458 ein Denkmal auf der Loirebrücke, welches 1571 erneuert wurde. Aber auch dieses Denkmal wurde der Zeit zum Raube, und in Folge einer Nationalsubscription wurde ihr daher 1804 ein neues schönes Denkmal von Bronze auf dem Platze de Martroy zu Orleans errichtet. Jeanne d'Arc ist vielfach in Liedern gefeiert worden; die verdienteste Anerkennung hat Schiller's „Jungfrau von Orleans" gefunden, obgleich man dem Dichter den Vorwurf machen muß, daß er die Jungfrau nicht in der weiblichen Zartheit geschildert hat, welche ihr schönster Schmuck war. Ein schamloses, obschon witziges Machwerk ist Voltaire's „Pucelle d'Orleans", eine Parodie auf zwölfmal zwölfhundert schlechte Verse, in denen Chapelain die Jungfrau besungen hatte.

**Jehova** ist der heilige Name Gottes im A. T., durch welchen — seiner Bedeutung nach: der da ist, war und wird sein — das Sein Gottes als ein selbständiges bezeichnet und darauf hingewiesen wird, daß mit der Offenbarung Jehova's alle wahre Religions- und Gotteserkenntniß beginne. Nach der jüd. Überlieferung offenbarte sich Gott noch im Kindesalter der Menschheit dem Abraham, mit dem er einen Bund machte und dem er die Verheißung einer zahlreichen Nachkommenschaft ertheilte. Nachdem in den Zeiten der Knechtschaft sein Andenken unter den Israeliten erloschen war, offenbarte er sich aufs Neue und vollständiger dem Moses, durch dessen Gesetzgebung er zu den Israeliten in das Verhältniß eines Königs zu den Unterthanen trat. In seinem Namen richteten deshalb die Hohenpriester und regierten die Könige. Seine Gottheit spricht aus der Strenge des Gesetzes und fodert Gerechtigkeit. Zu der Liebe des Vaters, die Christus verkündigte, verhält sie sich deshalb wie die Weissagung zu ihrer Erfüllung. Zwischen den Cherubim der Bundeslade in dem Allerheiligsten des Tempels thronte seine geheimnißvolle Gegenwart. Sein Gottesdienst war ohne feststehende Dogmen, keusch, sittlich, bildlos und ceremonienreich, und wurde durch einzelne Propheten zu dem reinsten Gedanken einer vernünftigen und begeisterten Frömmigkeit erhoben. Wenn es endlich ein Lieblingsgedanke der Juden war, sich vorzugsweise als das auserwählte Volk Jehova's anzusehen, und diesen schlechthin den Gott Israel's oder den Gott ihrer Väter zu nennen, so ist in dieser, gewöhnlich mit dem Namen des Particularismus bezeichneten Vorstellungsweise göttlicher Wirksamkeit, nicht eine Eigenschaft Jehova's selbst, sondern ein jüd. Vorurtheil zu erkennen. Der Name Jehova wird, um ihn auf keine Weise zu entweihen, von den Juden nicht ausgesprochen, sondern dafür Elohai gelesen.

**Jena**, eine Stadt im Großherzogthume Sachsen-Weimar, liegt in einer herrlichen Gegend am linken Ufer der Saale, welche hier die Leutra aufnimmt und über die eine lange steinerne Brücke führt. Sie hat etwa 5500 Einw., einige Gewerbe, Acker- und Weinbau, und ist Sitz des Oberappellationsgerichts für alle sächs. Herzogthümer und die reuß. Fürstenthümer. In der Nähe liegen auf den Bergen

mehre Ruinen, unter andern der sogenannte Fuchsthurm auf dem Hausberge, ein Überbleibsel der drei Burgen Kirchberg. J. ist berühmt durch seine Universität, welche den sächs. Herzogthümern gemeinschaftlich ist, aber unter der besondern Leitung von Weimar und Koburg-Gotha steht. Nach der Schlacht bei Mühlberg, die Kurfürst Johann Friedrich gegen Kaiser Karl V. verlor, beauftragte er seine drei Söhne, in J. eine Hochschule zu gründen, die eine Stütze der reinen lutherischen Lehre werden sollte. Sie wurde bald stark besucht, erhielt aber erst 1558 vom Kaiser Ferdinand I. Bestätigung und Privilegien. Seitdem hat sie stets ausgezeichnete Lehrer gehabt, besonders in Philosophie und Theologie. Von jenaischen Studenten ging der Plan zum Wartburgsfeste und zur Burschenschaft aus. Die Universität wird gegenwärtig in der Regel von etwa 500 Studirenden besucht, hat eine Bibliothek, besondere Institute für Thierarznei, Pharmacie und Landwirthschaft, einen botanischen Garten, ein ausgezeichnetes Mineraliencabinet und andere Anstalten.

Historisch merkwürdig ist J. durch die Schlachten bei **Jena** und **Auerstädt** am 14. Oct. 1806. Preußen hatte unter dem Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, einem 72jährigen Greise, sein Heer in Thüringen concentrirt, und dieser schickte sich am 8. Oct. 1806 an, seine ohnehin nicht gut verpflegte Armee über den Thüringerwald nach Franken und dem Maine zu führen und zwar in drei Abtheilungen. Der linke Flügel, aus 30,000 M. Preußen und 20,000 Sachsen bestehend, vom Fürsten Friedrich Ludwig von Hohenlohe-Ingelfingen befehligt, sollte über Saalfeld, Schleiz und Hof vorrücken; das Centrum wollte der Herzog selbst über das Waldgebirge nach Würzburg führen; der rechte Flügel sollte den Thüringerwald umgehen und über Eisenach marschiren. Als am 9. Oct. von Seiten Preußens der Krieg an Frankreich erklärt wurde, war auf dem linken Flügel schon Blut geflossen, nämlich am 8. Oct. bei Saalburg; denn der Großherzog von Berg war über die Saale gegangen und hatte die Preußen zurückgedrängt. Am 9. schlug sich Tauenzien mit 9000 M. bei Schleiz gegen Murat und Bernadotte, die ihn abgeschnitten und umringt hatten, sehr wacker und kam durch, während 64,000 Franzosen unter Davoust und Wrede in Hof alle Magazine nahmen. Am 10. wurde der Vortrab der hohenlohischen Heeresabtheilung, von dem ritterlichen Prinzen Ludwig von Preußen befehligt, 8000 M. stark, bei Saalfeld von 30,000 Franzosen unter Lannes und Augereau angegriffen, gänzlich geschlagen und der heldenmüthige Prinz selbst blieb. So war schon jetzt die preuß. Armee auf ihrem linken Flügel umgangen, bloßgestellt, und dem Feinde lag die Straße nach Dresden und Berlin frei und offen. Am 13. Oct. besetzte Davoust Naumburg und Murat sandte Streifcorps bis Leipzig. Indessen litten die Preußen, da viele Vorräthe verloren gegangen waren, Mangel. Der rechte Flügel marschirte eilig von Eisenach auf Weimar zurück; am 13. kam Napoleon in J. an und der Herzog zog an demselben Tage nach dem drei Meilen von Weimar entfernten Dorfe Auerstädt, um den Übergang über die Unstrut bei Freiburg und die Verbindung mit der bei Halle stehenden, vom Prinzen Eugen von Würtemberg befehligten Reserve zu sichern, denn die Saalpässe bei Naumburg waren bereits in den Händen des Feindes. Um den Herzog zu decken, stellte Hohenlohe sich auf den Höhen am linken Saalufer bei J. auf, während Rüchel von Erfurt her sich ihm nähern sollte. Allein Hohenlohe ward durch Bernadotte, der eine Bewegung gegen Dornburg machte, vom Herzoge getrennt, denn er hatte unverzeihlicherweise versäumt, außer der Landstraße auch die Schluchten zu besetzen, welche aus dem Saalthale auf die Hochebene führen, während der Herzog seinerseits den Engpaß bei Kösen ohne Schutz gelassen hatte. So waren die Preußen schon vor der Schlacht besiegt. Am Morgen des 14. Oct., in dichtem Nebel, führte Napoleon 80,000 M. ins Feuer. In drei Treffen wurden die Preußen geschlagen, bei Klosewitz unter Tauenzien, bei Vierzehnheiligen unter Hohenlohe, bei Kapellendorf unter Rüchel, und es wurden hier, bei J., 50,000 M. völlig auseinandergesprengt. Von Auerstädt aus setzte sich an demselben Tage der Herzog, bei welchem sich der König befand, auch seinerseits mit 50,000 M. gegen Davoust, der den kösener Paß besetzt hielt, in Bewegung, wurde aber bei Hassenhausen völlig geschlagen, verwundet, und Möllendorf übernahm nun den Befehl, um den Rückzug zu decken. Aber die in Verwirrung gerathenen Preußen waren von Halle abgeschnitten, sie mußten sich auf Umwegen in kleinen Scharen über den Harz flüchten und erreichten zum Theil zwölf Tage später Magdeburg und die Elbe. Die preuß. Armee hatte bis zum 14. Oct. Abends 56,000 M. an Todten, Verwundeten und Gefangenen eingebüßt; am 16. ergaben sich in Erfurt 16,000 M. unter Möllendorf und dem Fürsten von Oranien, an Murat, am 18. wurde die 10,000 M. starke Reserve bei Halle von Bernadotte überfallen, 5000 M. wurden gefangen und Lannes besetzte am 25. Oct. Berlin, wo Napoleon am 27. eintraf. Der Herzog von Braunschweig floh nach Ottensen bei Altona, wo er am 10. Nov. starb. Die Trümmer des Heers hatten sich bei Magdeburg gesammelt und Hohenlohe suchte mit ihnen die Oder zu erreichen; allein am 28. Oct. ward er bei Prenzlau von Lannes und Murat eingeschlossen und mußte mit 17,000 M. capituliren. Dasselbe zu thun sahen sich am folgenden Tage 6000 M. Reiter bei Pasewalk genöthigt und Romberg übergab Stettin an die Franzosen. Am 31. Oct. ergaben sich weitere 4000 M. bei Anclam und Ingersleben öffnete die Thore Küstrins; Mortier andererseits besetzte das neutrale Hessen, entwaffnete es, und das regierende Haus hatte aufgehört zu herrschen. Ebenso wurde am 26. Oct. Braunschweig occupirt, ferner Hanover, die Hansestädte und Mecklenburg, und am 6. Dec. Oldenburg. So war nun das ganze nördl. Deutschland in den Händen des Feindes. Auf seiner Flucht hatte Hohenlohe den Oberbefehl der Reserve an Blücher übergeben; dieser sollte die Oder erreichen, nach dem Unglücke bei Prenzlau aber suchte er durch eine Seitenbewegung den Feind von der Oder zu entfernen, damit die Preußen sich dort in den Festungen sammeln könnten. Er marschirte daher nach Mecklenburg, stieß dort, bei Dambeck, mit dem Herzoge von Braunschweig-Oels zusammen und zog, stets von den Franzosen verfolgt, nach der untern Elbe zu. Am 5. Nov. besetzte er Lübeck, das aber am 6. von Bernadotte, Soult und Murat gestürmt wurde, und am 7. mußte er sich bei Ratkow mit 10,000 M. ergeben.

So war das ganze preuß. Heer binnen ein Paar Wochen völlig vernichtet. Daß Friedrich des Großen Geist entwichen war, zeigte die schmälige Übergabe aller Festungen; nur das einzige Kolberg hielt sich. Am 19. Nov. ergab sich Schöler in

Hameln, am 25. Strachwitz in Nienburg; das Allerschimpflichste aber war, daß General Kleist den Hauptwaffenplatz der Monarchie, das reichlich verproviantirte Magdeburg, mit einer 20,000 M. starken Besatzung am 8. Nov. fast ohne Schwertstreich an nur 10,000 Franzosen unter Ney übergab. Alles Land zwischen Rhein und Oder, mit 9 Mill. Menschen fiel, in Folge der Schlacht bei J., in des Feindes Gewalt. Der alte Waffenruhm des preuß. Volks war völlig erloschen, aber nur, um sich nach wenigen Jahren in desto herrlicherm Glanze wieder zu verjüngen.

**Jenner** (Edward), ein berühmter engl. Arzt, welcher sich um das ganze Menschengeschlecht große Verdienste erworben hat, indem er die Kuhpockenimpfung (s. Impfen) erfunden hat und für deren allgemeine Einführung thätig gewesen ist. J. wurde 1749 zu Berkeley in Glocestershire geboren und hatte schon einige Jahre als Arzt prakticirt, als

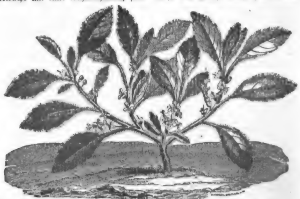
er sich vorzugsweise auf das Studium der Physiologie, Naturgeschichte und Musik warf. Bekanntlich hatte man der Ansteckung durch Menschenblattern schon längere Zeit dadurch vorgebeugt, daß man das Menschenblatterngift einimpfte. Als nun auch J. dieses Verfahren mehrfach in Anwendung brachte, machte er die Bemerkung, daß bei denjenigen Personen, welche zufällig durch Kuhpocken angesteckt worden waren, die Einimpfung der Menschenblattern wirkungslos blieb; auch sagten die Landleute aus Gloucestershire, daß, wer von den Kuhpocken angesteckt worden sei, nicht die Menschenblattern bekäme. J. wurde durch diese Bemerkungen auf den Gedanken geführt, daß die Einimpfung der Kuhpocken als Schutzmittel gegen die Menschenblattern anzuwenden sei, machte in dieser Beziehung 1796 den ersten Versuch und trat nachher mit einer großen Menge von Ärzten in persönliche und schriftliche Verbindung, wodurch die Kuhpockenimpfung in der ganzen gebildeten Welt eingeführt wurde. Auch durch seine Schriften breitete J. seine nützliche Entdeckung aus. Die Erfindung der Kuhpockenimpfung war übrigens schon fünf Jahre früher durch einen Schullehrer Plett in Stakendorf bei Kiel gemacht worden, aber ohne daß J. hiervon Kenntniß hatte. Der Verein, welcher sich in England zur Verbreitung der Kuhpockenimpfung bildete und zu dessen Beschützer der König und die Königin sich erklärten, nannte sich die Jenner'sche Societät. Schon 1799 wurde zu London eine öffentliche Impfanstalt eingerichtet. J. fand allgemeine Anerkennung; das Parlament bezeugte ihm zweimal den Dank der Nation und ehrte ihn mit bedeutenden Geldbewilligungen; die Stadt London übersandte ihm 1803 das Bürgerrecht in einer goldenen Kapsel. J. lebte später zu Cheltenham, dessen Ortsvorstand er 1804 wurde und wo er 1823 starb.

**Jeremias**, der zweite unter den großen Propheten, war der Sohn des Priesters Hilkia aus Anathoth, wo er als Jüngling im 13. Jahre des Königs Josias weissagend auftrat. Seine Lebenszeit fiel in die verhängnißvolle Periode, wo das schwache, innerlich zerrüttete Reich Juda abwechselnd unter der Herrschaft der beiden Großmächte Babylonien und Ägypten seufzte. J. bemühte sich, durch weisen Rath den Untergang seines heißgeliebten Vaterlandes aufzuhalten, doch wurde ihm dies von seinen verderbten Zeitgenossen mit Undank, ja mit Kerker und Mordanschlägen gelohnt. Auf den Betrieb der von ihm bitter getadelten Großen wurde er in einen scheußlichen Kerker geworfen, aus dem ihn erst der Sieger Nebukadnezar befreite, worauf er zu Mizpa den völligen Untergang seines Vaterlands herannahen sah; später aber, von den Umständen gedrängt, dem zurückgebliebenen Reste des Volks auf der von ihm widerrathenen Flucht nach Ägypten folgte, wo er wahrscheinlich sein Leben beschlossen hat. Sein den Zeitraum eines halben Jahrhunderts (628—570 v. Chr.) umfassendes Buch enthält theils einheimische, theils auswärtige Weissagungen und Geschichten. In den „Klageliedern" betrauert er die Verheerung Jerusalems. Tiefe Trauer und Wehmuth, der sich nur selten eine heitere Aussicht in die Zukunft öffnet, sind in demselben die vorherrschenden Empfindungen.

**Jericho** war eine berühmte Stadt im alten Judäa, westl. vom Jordan, und wurde von den Hebräern, nachdem sie unter Josua über den Jordan gegangen waren, auf wunderbare Weise erobert. Sieben Tage hintereinander nämlich zogen die Hebräer auf Befehl des Herrn mit der Bundeslade und sieben Posaunenbläsern um die Stadt, und als sie am siebenten Tage zum siebenten Male den Umzug gehalten hatten und das Kriegsgeschrei erhoben und die Posaunen geblasen wurden, fielen die Mauern der Stadt, und J. wurde erobert und zerstört, seine Bewohner aber erschlagen. Nachmals bauten die Hebräer die Stadt wieder auf und J. war zur Zeit Salomo's durch ihren Handel mit Balsam und Gewürzen, sowie durch ihre Palmen- und Rosenwälder und ihre Balsamgärten berühmt. Zum zweiten Male wurde die Stadt unter dem röm. Kaiser Vespasian zerstört und unter dem Kaiser Hadrian zum zweiten Mal wieder aufgebaut. Darauf stand sie bis zu den Zeiten der Kreuzzüge, in denen sie verwüstet wurde. Jetzt steht an ihrer Stelle nur noch ein verfallener Thurm, welcher Rihah, d. h. Wohlgeruch, heißt, und in welchem eine kleine Besatzung zum Schutze der Wall-

Digitized by Google

fahrer liegt. — Die Rose von J. kam wahrscheinlich während der Kreuzzüge aus Palästina nach Deutschland und ist ein rankenartiges Gewächs mit einer wohlriechenden, seltsam gestaltten Blume. Sie wird sehr häufig in botanischen Gärten gezogen. Ihrer Gestalt nach nennt man die Rose von Jericho auch **Hufkraut**. Ihre Blätter sind

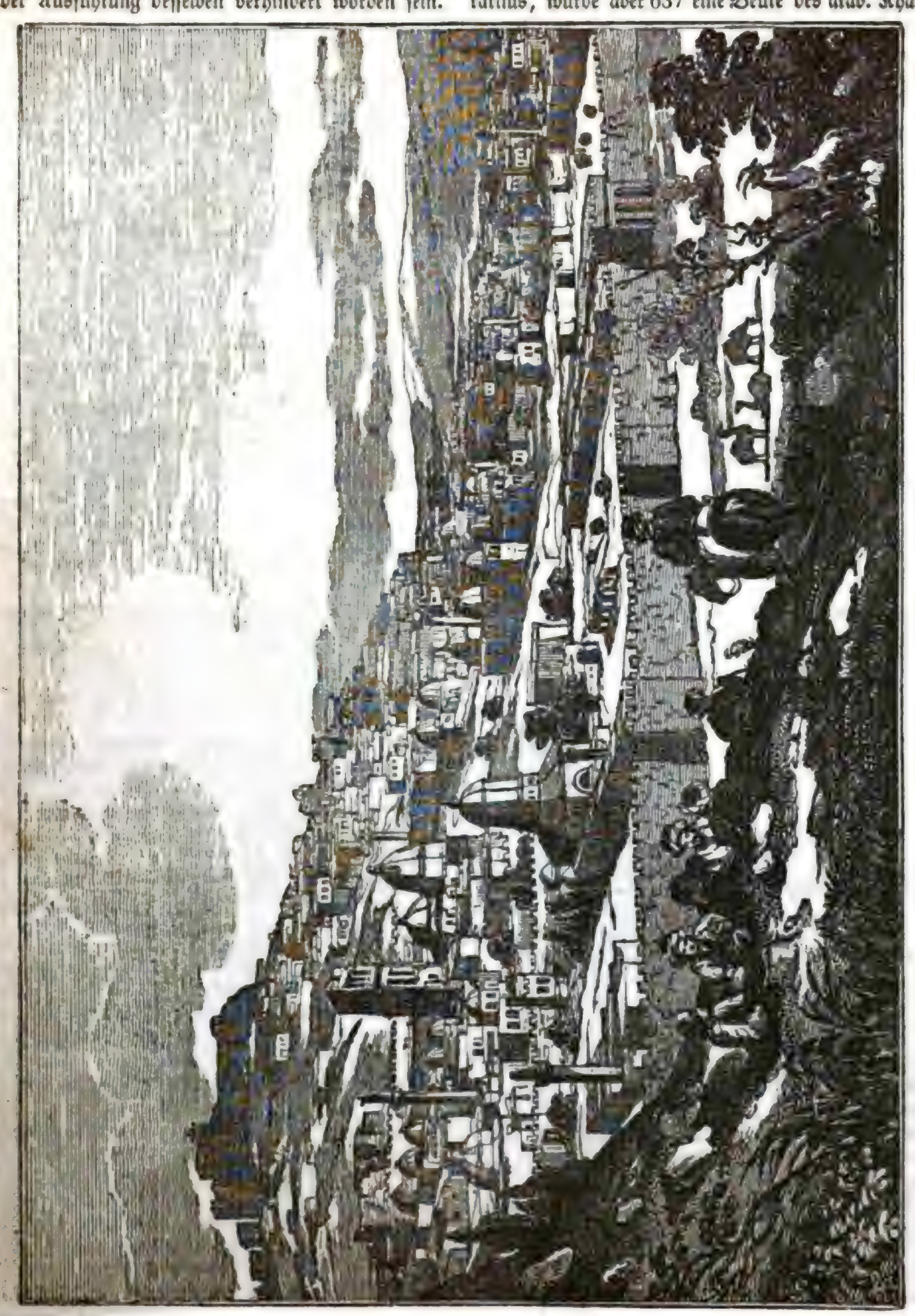


stumpf, die Früchte klauenförmig und stachlich. Man findet sie jetzt wild vorzüglich an den Ufern des rothen Meeres. Im Aug. und Jul. blüht sie und bei beständig heißem Wetter beugen sich ihre Zweige oberwärts gegeneinander, sodaß die ganze Pflanze eine rundliche Gestalt annimmt, bis bei feuchter Witterung die Zweige wieder zurückgehen. Die Pflanze erträgt die Trockenheit sehr lange und soll sogar, nachdem sie bereits vertrocknet gewesen, wieder zu grünen beginnen, wenn sie angefeuchtet wird.

**Jerusalem**, die alte, von Christen, Juden und Mohammedanern als heilig verehrte Stadt, ist schon in den ältesten Zeiten gegründet worden. Einst hieß sie **Salem**, d. h. Friede, und 2000 v. Chr., zur Zeit Abraham's, wird Melchisedek als ihr König genannt. Nachher gehörte dieselbe den Jebusitern, bis sich 1500 v. Chr. die Hebräer, als sie das Land der Verheißung eroberten, auch ihrer bemächtigten und sie dem Stamme Benjamin zugetheilt wurde. Von den Jebusitern soll die Stadt den Namen Jerusalem, d. h. Antlitz des Friedens, erhalten haben und später mögen die Jebusiter nochmals die Stadt behauptet haben, denn David eroberte dieselbe und erbaute auf dem gleichnamigen Berge die Burg Zion. Salomon ließ den prachtvollen Tempel Jehova's erbauen und trug auch übrigens Vieles zur Verschönerung der Stadt bei, welche Hauptstadt des Reichs Juda blieb. Als solche hatte sie mehre Belagerungen und Eroberungen auszustehen. Die Ägypter eroberten sie zur Zeit des Rehabeam, die Araber zur Zeit des Joram, die Syrer zur Zeit des Joas, die Israeliten zur Zeit des Amazias, die Ägypter abermals 611 v. Chr. zur Zeit des Josias. Zuletzt nahm Nebukadnezar 586 v. Chr. die Stadt ein, zerstörte sie gänzlich und führte die Juden in die babylonische Gefangenschaft, aus welcher sie nach 70 Jahren von Cyrus entlassen wurden. Sie beeilten sich, die heilige Stadt und den Tempel unter Leitung ihrer Hohenpriester Esra und Nehemia wieder aufzubauen. Auch Alexander der Große soll, wie die Juden erzählen, aber in Frieden, nach J. gekommen sein. Gewiß ist, daß einer der Nachfolger Alexander's, nämlich Ptolemäus, der Sohn des Lagus, J. eroberte und viele vornehme Juden nach Alexandrien abführte. Antiochus der Große brachte J. unter die Herrschaft der syrischen Könige, bis es sich unter den Makkabäern befreite und nun wieder eigne Könige hatte, endlich aber den Römern 64 v. Chr. erlag. Zwar hatte es noch dem Namen nach eigne Könige, aber da die Juden wiederholte Versuche machten, sich von den Römern unabhängig zu machen, so fand ihre Hauptstadt endlich den Untergang. Vespasian eroberte Galiläa, und nachdem er Kaiser geworden und nach Rom zurückgekehrt war, griff sein Sohn Titus J. an, welches so befestigt war, daß es wohl hätte Widerstand leisten können, wenn seine Bewohner nicht sich selbst durch Parteikämpfe den größten Schaden gethan hätten. Obschon nun Hunger, Pest und Parteisucht im Innern der Stadt wütheten, so waren die Belagerten doch darin einig, daß sie sich bis aufs Äußerste vertheidigen wollten, und nahmen keine der Friedensvorschläge des Titus an. Nur Stück für Stück konnten die Römer die Stadt erobern, am 5. Aug. im J. 70 n. Chr. wurde von ihnen der Tempel in Brand gesteckt. Über eine Million Juden soll bei der Eroberung und Zerstörung J.'s umgekommen sein. Immer aufs Neue strebten die unterdrückten Juden nach Freiheit und unternahmen es, J. wieder aufzubauen. Da vernichtete endlich Kaiser Hadrian 118 n. Chr. die letzten Überreste der alten Stadt und erbaute eine neue, welche **Älia Capitolina** genannt und nur mit Heiden bevölkert wurde. Auch nachmals haben die Juden noch vergebliche Versuche zum Wiederaufbau des Tempels gemacht. J. blieb unter der Herrschaft der morgenländischen Kaiser. Konstantin der Große, welcher zuerst unter denselben sich zum Christenthume bekannte, und seine Mutter Helena vernichteten aus Frömmigkeit die heidnischen Denkmäler zu J., suchten Reliquien aus der Zeit, in welcher Jesus zu J. gelebt und gelitten, und bauten christliche Kirchen. Der

Digitized by Google

Kaiser Julian ging mit dem Plane um, den alten Tempel wiederherzustellen, soll jedoch durch Ausbruch unterirdischen Feuers an der Ausführung desselben verhindert worden sein. Im J. 614 wurde J. durch den pers. König Kosroes erobert, kam zwar 628 wieder in die Hände des Kaisers Heraklius, wurde aber 637 eine Beute des arab. Khalifen Omar.



Die Araber mußten nachher die Stadt an die Turkmannen abtreten. Gegenstand neuer Kämpfe wurde die Stadt, als die Abendländer den frommen Gedanken faßten, nicht länger die Stadt, in welcher das Grab des Erlösers ist, in den Händen der Ungläubigen zu lassen, und daher die berühmten Kreuzzüge unternahmen. Gottfried von Bouillon mit andern berühmten Heerführern (s. Kreuzzüge) eroberte 1099 die heilige Stadt und wurde der erste Beherrscher des christlichen Königreichs Jerusalem, welches bis 1187 bestand. Seit dieser Zeit haben die Türken die Oberherrschaft über J. behauptet, 1833 aber wurde dasselbe mit ganz Syrien dem Vicekönige von Ägypten, Mohammed Ali, übergeben, dessen Sohn, Ibrahim Pascha, die Leitung der Angelegenheiten Syriens übernommen und mit fortwährenden Aufständen zu kämpfen hat. Der griech. und lat. Name des alten J. ist Hierosolyma, der neuere Soliman. Die Araber nennen sie Elkods, die Türken Kudsi-Cherif, d. h. die Heilige.

Die heilige Stadt bietet gegenwärtig von außen und innen ein trauriges Bild der Zerstörung dar. Die Europäer gelangen gewöhnlich von Jaffa (dem alten Joppe) aus nach J. und müssen die schlechtesten Wege zurücklegen, indem nach dieser Seite hin J. von einer felsigen Einöde umschlossen wird. Es ist sehr wahrscheinlich, daß das gegenwärtige J. die Lage des alten einnimmt, doch sind die Angaben über die aus der heiligen Geschichte bekannten Orte sehr zweifelhaft und gewiß nur theilweise richtig. Die Berge Sion, Akra, Moria und Calvaria bestimmen die Lage der Stadt. Dieselben bilden einzelne Erhebungen auf einer größern Hochebene, auf der J. liegt, das auf drei Seiten von einem zusammenhängenden Thale eingeschlossen wird. Gegen Osten liegt das Thal Josaphat, durch welches der Bach Kidron strömt und die Stadt von dem Ölberge trennt. Im Süden und Westen ziehen sich die Thäler Hinnon und Gihon hin. Auf der Nordseite erstreckt sich eine Ebene und nur nach dieser Seite zu kann das alte J. eine andere Begrenzung gehabt haben, als das neue. Dieses hat ungefähr eine Stunde im Umfange und wird von etwa 20,000 Menschen bewohnt, welche größtentheils Mohammedaner, fast ebenso viele Christen (Katholiken, Griechen, Armenier und Kopten) und Juden sind. Eine hohe Mauer umgibt sowol die ganze Stadt, als auch einzelne Gebäude, denn die christlichen Klöster sind gleichsam befestigt, um die etwaigen Angriffe der Ungläubigen abzuwehren, welche jeder der nicht seltenen Aufstände mit sich zu bringen pflegt. In alten Zeiten hatte J. zwölf Thore, die neue Stadt hat deren nur sechs. Ein siebentes haben die Mohammedaner zugemauert, weil nach einer unter ihnen gangbaren Sage der Feind und Zerstörer ihres Glaubens durch dasselbe seinen Einzug halten soll. Die Straßen J.'s sind krumm und schmuzig und die Häuser sind aus Sandsteinen gebaut und haben im Erdgeschosse keine Fenster. Nur die Cypressen, welche hier und da angepflanzt sind, die Minarets der Moscheen und die Thürme der christlichen Kirchen erheben einigermaßen den einförmigen Eindruck, welchen die Stadt hervorbringt. Am reinlichsten und freundlichsten ist der Stadttheil, welchen die

Digitized by Google

Armenier bewohnen, am schmuzigsten derjenige, in dem die Juden hausen, welche in großer Verachtung und Dürftigkeit leben. Auf dem Platze, den einst der Tempel einnahm, steht die 637 gegründete, vorstehend abgebildete Moschee Omar's, El Haram, die sich durch Schönheit auszeichnet und aus mehren türk. Gebethäusern besteht. Die Hauptpforte wird durch acht korinthische Säulen getragen und im Innern, welches von keinem Nichtmohammedaner betreten werden darf, zeigt man als Heiligthum einen halbrunden, schwarzen Stein, Sakra-Kalah, den die Mohammedaner für den Schemel Mohammed's ausgeben, von welchem der Prophet gen Himmel gestiegen sein soll. Die Christen behaupten dagegen, es sei der Stein, auf welchen Jakob das Haupt gelegt hatte, als er im Traume die Himmelsleiter erblickte. Die Moschee erhebt sich nur wenig über die Fläche der Straße und ist von einem mit Bäumen bepflanzten Vorhofe umgeben, welcher den einzigen schönen Spaziergang innerhalb J.'s gewährt. Das Hauptgebäude ist achteckig, 400 F. lang und 360 F. breit und von außerordentlicher Schönheit und Pracht. Als die Kreuzfahrer J. eroberten, wurde hier unter den Mohammedanern ein fürchterliches Blutbad angerichtet und die Moschee nachher zu einer christlichen Kirche gemacht. Saladin gab ihr nach einer feierlichen Reinigung ihre frühere Bestimmung wieder. Das wichtigste Gebäude für die Christen ist die Kirche des heiligen Grabes (s. Grab, heiliges), welche die Orte umfaßt, an denen Christus gelitten hat. Außer den erwähnten gibt es in J. noch eine große Anzahl von Moscheen und Kirchen. Den Franken (abendländischen Christen) gehört nur das Franziskanerkloster San-Salvador, in welchem Christen von jedem Glaubensbekenntnisse gastlich aufgenommen werden. An dessen Stelle soll vordem das Haus Joseph's gestanden haben. Man zeigt hier drei Säulen, bei denen der Erzengel der Maria erschienen sein soll, als er ihr die Geburt des Messias verkündigte. Eine dieser Säulen haben die Türken zerschlagen, weil sie verborgene Schätze in ihr zu finden hofften. Ferner zeigt man in der Kapelle hinter dem Altar die Höhle der Sicherheit, in welcher sich Joseph und Maria nach der Heimkehr aus Ägypten verborgen haben sollen. Die Griechen, welche sich überhaupt durch Reichthum und Pracht auszeichnen und dadurch den Katholiken den ersten Rang in der Behauptung der heiligen Orte streitig gemacht haben, besitzen außer dem großen sogenannten griech. Kloster noch 13 Kirchen. Von den armen. Klöstern soll das „zum Gefängniß Christi" auf dem Berge Zion auf dem Platze stehen, an dem sich einst das Haus des Kaiphas befand. In einem andern armen. Kloster werden 1000 Zimmer zur bequemen Beherbergung christlicher Pilger bereitgehalten. In der Nähe der Kirche des heiligen Grabes haben auch die koptischen, syrischen und abyssinischen Christen verschiedene Klöster und Versammlungshäuser. Da, wo auf Zion die Burg David's steht, erblickt man jetzt den Thurm der Pisaner, ein Gebäude, welches wahrscheinlich von pisanischen Rittern zur Zeit der Kreuzzüge erbaut wurde und ein im goth. Style aufgeführtes Fort mit fünf Thürmen bildet. Außer in den Kirchen und an den heiligen Orten ist J. wenig belebt. Alle Gewerbe liegen darnieder und nur die Weber und Pantoffelmacher sind von einiger Bedeutung. Eine Haupterwerbsquelle bilden die Reliquien, Heiligenbilder, Rosenkränze, Amulete u. s. w., welche in Menge verfertigt und verkauft werden. Besonders um Ostern ist der Zudrang der christlichen Pilger in J. sehr groß. Die Juden kommen gern nach J., um hier in der Stadt ihrer Väter zu sterben, da, wo nach ihrem Glauben die Posaune des Weltgerichts ertönen wird. Einen ähnlichen Glauben haben auch die Mohammedaner, welchen J. nach Mekka und Medina die heiligste Stadt ist, und dieselben zeigen in der Nähe des oben erwähnten vermauerten Thors einen aus der Mauer vorragenden Stein, auf welchem Mohammed am Tage des Gerichts sitzen wird.

Nicht weniger Merkwürdigkeiten, als das Innere der Stadt, bieten deren Umgebungen dar, von denen wir nur einige der bedeutendsten anführen wollen. Jenseit des Thals Hinnon liegt der Schulberg und seitwärts von demselben zeigt man den Blutacker, auf welchem sich der Verräther Judas erhing. Unter verschiedenen Grabhöhlen in dem Abhange gegen das Thal Hinnon zeichnet sich eine dadurch

aus, daß sie nicht für mehre, sondern nur für Einen Leichnam eingerichtet ist. Ein großer Stein, bestimmt den Eingang zu verschließen, ist hinweggerollt. Einige haben dieses Grabmal für das echte Grab des Heilands gehalten. Wandert man im Thale Hinnon hinab, so kommt man zu der umstehend abgebildeten Quelle Siloa am Abhange des Berges Zion. Ihr klares, aber unangenehm schmeckendes Wasser kommt aus dem Felsen, wird dann von einem Becken aufgenommen und ergießt sich endlich in das Thal; man schreibt demselben noch jetzt heilsame Wirkungen zu. Am Fuße des Ölbergs trifft man den Bach Kidron und in der Nähe zeigt man eine Grotte, welche für die Gruft der Maria, ihrer Mutter Anna und Joseph's ausgegeben wird. Überschreitet man den Bach, so gelangt man zu dem Garten Gethsemane am Fuße des Ölbergs, in dem man nur noch einige hohe und alte Ölbäume zeigt, welche noch aus der Zeit Jesus stammen sollen, daher man aus ihrem Holze Kreuze, aus ihren Fruchtkernen Rosenkränze macht und das von ihnen gewonnene Öl sehr hochschätzt. Der Platz, an welchem Judas seinen Herrn durch einen Kuß verrieth, ist zum Theil mit einer niedrigen Mauer umgeben. Auf dem Gipfel des Bergs hat man einen schönen Überblick über J. und die Umgegend und findet daselbst auch noch Überreste der von der heiligen Helena erbauten Kirche. Im Thale Josaphat, welches den Ölberg von dem Moria scheidet, sind sehr viele, zum Theil sehr alte Grabmäler, wenn sie auch schwerlich den Personen zugehören, welchen sie zugeschrieben werden. Hier sieht man das zum Theil aus dem Felsen gearbeitete Denkmal Absalon's (s. David), das in den Felsen gehauene Grab Josaphat's, das Grab Zacharia's und andere. Nicht minder merkwürdig sind die in den Felsen gearbeiteten Todtenkammern auf der Nordwestseite der Stadt. Dieselben haben zum Theil einst Thüren gehabt, welche gleichfalls von Stein waren und in steinernen Zapfen sich bewegten. Auch die Sarkophage sind von Stein. Überall sind schöne in Stein gehauene Verzierungen angebracht. Diese schönen Grüfte werden die Gräber der Könige von Juda genannt und sind hier abgebildet, scheinen aber einer spätern Zeit anzugehören. In einer

größern Entfernung von der Stadt zeigt man auch die minder schönen Gräber der Richter. In der Nähe der nördl. Stadtmauer kommt man zu einer prachtvollen Grotte, in welcher der Prophet Jeremias um J. getrauert haben soll.

**Jesäias** oder Isais, der erste und größte der Propheten, war der Sohn des Amoz und weissagte von 759 bis ins 14. Regierungsjahr des Hiskias 717 v. Chr. Nach einer Stelle seines Buchs war er verehelicht und Vater dreier Söhne. Nachrichten über sein weiteres Schicksal und seinen Tod gibt die spätere Sage. Nach derselben soll er unter dem grausamen, prophetischen Warnungen abgeneigten Manasse (s. d.) den Märtyrertod erlitten haben. Da er nämlich auf der Flucht vor seinen Verfolgern in einer hohlen Ceder sich verborgen hatte, ließ ihn der König zugleich mit derselben lebendig zersägen. Die Wirksamkeit des J. umfaßte das religiös-sittliche und das politische Leben der Juden. Mit tiefer Einsicht in das Wesen der Religion begabt und mit warmem Eifer für sie durchdrungen, suchte er unter den Regierungen der drei Könige Jothan, Achas und Hiskias in seinen Zeitgenossen vor Allem die Kraft der Religion geltend zu machen, um sie dadurch von dem Einflusse des Götzendienstes zu befreien und von der verderblichen politischen Maßregel abzubringen, nach welcher sie in der Verbindung mit einem mächtigen Nachbarstaate eine Stütze der Unabhängigkeit suchten. Vom König Hiskias wurde er als persönlicher Freund und weiser Rathgeber in hohen Ehren gehalten. — Das dem J. beigelegte, aber von ihm nicht ganz verfaßte Buch reiht sich nach Form und Inhalt an das Beste an, was aus der Blütezeit der prophetischen Literatur übrig ist, und steht als das Werk eines frommen, aber männlich starken Geistes da, der im kühnsten Fluge der Rede zu den hohen Urbildern eines reinen Menschenlebens emporgetragen wurde. Da jedoch der meist rednerische, gedrungene, bilder- und gedankenreiche Vortrag viele rasche Übergänge und oft Sprünge hat, so kann es nur mit besonnenem Nachdenken gelesen und verstanden werden.

**Jesuiten** (die) oder die Gesellschaft Jesu behaupteten das Ansehen eines geistlichen Ordens, der den Zweck hat, überall die geistliche Herrschaft der Kirche auszubreiten und

zu befestigen und der durch die beharrliche und glückliche Verfolgung dieses Ziels eine in ihrer Art einzige welthistorische Erscheinung geworden ist. Der Stifter dieses Ordens war der span. Edelmann Ignatius von Loyola (s. d.), der sich am Himmelfahrtstage 1534 in der Kirche von Montmartre zu Paris mit noch sechs andern Studirenden, Lefèvre aus Savoyen, Xaver aus Navarra, Rodriguez aus Portugal und den Spaniern Lainez, Salmeron und Bobadilla durch feierliche Gelübde zu freiwilliger Armuth, zur Bekehrung der Ungläubigen und zu einer Wallfahrt nach Jerusalem verband. Die Überzeugung, jeden, auch den beschwerlichsten Dienst der Kirche, übernehmen und zur besondern Verherrlichung der Ehre Gottes vollbringen zu müssen, drückte gleich anfangs den Geist aus, der auf dieser Verbrüderung ruhte und der Roms furchtbarer Schutzgeist werden sollte. Nach vollendeten Studien begaben sich die Verbündeten nach Italien, wo sie seit 1537 in der Weise der Bettel- und Predigermönche lebten und neue Mitglieder zu werben suchten, weil ein ausgebrochener Türkenkrieg die heilige Wallfahrt unausführbar gemacht hatte. Erst im Jahre 1539 begab sich Loyola, begleitet von Lefèvre und Lainez, nach Rom, um dem Papste seinen Plan zur Gründung eines neuen Ordens vorzulegen. Paul III., da er glaubte, es sei auf die Stiftung eines neuen Bettel- und Predigerordens abgesehen, trug anfangs Bedenken, ihn zu genehmigen, sah aber später bei näherer Prüfung des Plans die Brauchbarkeit der neu zu gründenden Gesellschaft gegen die unaufhaltsam vorwärts schreitende Reformation ein. In einer besondern Bulle bestätigte er 1540 den neuen Orden als eine Gemeinschaft zum Wachsthume der Seele im christlichen Leben und Glauben, anfangs mit der Beschränkung auf 60 Mitglieder. Außer dem dreifachen Mönchsgelübde, der Armuth, Keuschheit und des blinden Gehorsams gegen die Obern, verpflichtete er sich noch zur Übernahme eines vierten, dem des unbedingten Gehorsams gegen den Papst, in Allem, was den Dienst der Kirche, vorzüglich gegen Ketzer und Ungläubige, beträfe. Loyola nannte den Orden, zufolge einer kurz vorher auf der Reise nach Rom ihm widerfahrenen Erscheinung, die Gesellschaft Jesu und hatte die Freude, im folgenden Jahre bei einer Versammlung zu Rom sich einstimmig von allen Mitgliedern zum General derselben ernannt zu sehen.

Schnell ging von jetzt an der Orden seiner hohen Bestimmung entgegen, fast 200 Jahre lang einen stets mächtigen, allzu oft vorherrschenden Einfluß in den großen Geschäften der Kirche und der Staaten auszuüben, zugleich roben wie hochgebildeten Völkern Gesetze zu geben, gewisse Ideen zu verbreiten und zu befestigen, und schwache Privatleute zu Herren der Erde und ihrer Könige zu machen. Am wenigsten erhob ihn zu solcher Größe und Macht das zwar unermüdliche, aber beschränkte und oft kleinlichen Zuständingen zugewandte Streben Loyola's; sie gründete sich vielmehr auf die Gunst des röm. Stuhls, der dem Orden die ausgezeichnetsten Privilegien verlieh und mehr noch als auf diese, auf die Weisheit seiner Verfassung, welche besonders von Lainez, dem beständigen Rathgeber Loyola's, begründet wurde. Frei von weltlicher und geistlicher Gerichtsbarkeit, nur den Ordensgeneral und den Papst als alleinige Oberherren anerkennend, zu jeder Art geistlicher Handlungen befähigt, selbst während eines Interdicts in der Machtvollkommenheit, sich von Sünden und Kirchenstrafen selbst freizusprechen, Gelübde der Laien in gute Werke zu verwandeln, ohne weitere päpstliche Bestätigung überall Kirchen und Güter zu erwerben und Ordenshäuser anzulegen, an strenge Ordensregeln nicht gebunden, viele, wie die Abwartung der kanonischen Stunden, das Fasten und die Speiseverbote zu mildern oder sogar zu unterlassen, nach Befinden der Umstände selbst vermögend, mußten die Jesuiten überall, wo sie hinkamen, eine Macht werden. Paul III. und Julius III. hatten ihnen diese Vorrechte verwilligt und dieselben waren von den nachfolgenden Päpsten bei der fortschreitenden Wirksamkeit des Ordens immer mehr erweitert worden, damit dieser um so leichter seiner Bestimmung, Ketzer und Ungläubige in den Schoß der allein seligmachenden Kirche zu bringen, entsprechen könnte. Durch sie wurde dem Orden um so leichter seine weltgeschichtliche Bedeutung vermittelt, jemehr dessen innere Einrichtung und ganze Verfassung von ihnen den ausgedehntesten und vortheilhaftesten Gebrauch zu machen lehrte.

Die Verfassung des Ordens, von Lainez begründet und von Claude Aquaviva zur Vollendung gebracht, beruhte auf der unumschränkten Freiheit bei blindem Gehorsam, auf der Selbständigkeit des Einzelnen bei gänzlicher Dahingebung an die Gesammtheit, an den sie beherrschenden Willen des Ordensgenerals. Sämmtliche Ordensglieder zerfielen in die vier Stände oder Classen: der Novizen oder der zu Prüfenden, der approbirten Scholastiker oder der geprüften Schüler, der formirten Coadjutoren oder der wirklichen Mitarbeiter und endlich in den Stand der Professen oder der Erwählten. Die Novizen waren Jesuiten des niedrigsten Grades. Sie wurden ohne Rücksicht auf Geburt und äußere Verhältnisse aus den talentvollsten und wohlgebildetsten Jünglingen und Männern gewählt und mußten unter allen ersinnlichen Übungen der Selbstverleugnung und des Gehorsams eine zweijährige Prüfungszeit in Novizhäusern unter einem Novizmeister bestehen. Sie waren entweder Schüler, Scholastiker, die sich mit der Wissenschaft beschäftigten, oder dienstthuende Laienbrüder, Coadjutoren, welche zu häuslichen Verrichtungen angenommen wurden oder, wie dies auch von hochgestellten Personen, selbst von Ludwig XIV. geschah, solche, die in der bürgerlichen Gesellschaft sich dem Orden nützlich zu machen suchten. Die in den Rang der approbirten Scholastiker oder geprüften Schüler Aufgenommenen hatten das Gelübde der unverbrüchlichsten Treue gegen den Orden abzulegen und wurden in die Collegien gesandt, wo sie einen tiefer gehenden Unterricht in der Wissenschaft und in allen Kenntnissen und Fertigkeiten erhielten, deren sie als Erzieher und Lehrer der Jugend, zu welchem Geschäft sie der Orden vorzüglich gebrauchte, bedurften. Eine Beförderung aus diesem in den nächstfolgenden Grad der formirten Coadjutoren, wirklichen Mitarbeitern, die sich in die weltlichen und geistlichen theilten, mit dem Unterschiede, daß jene mehr wegen Hingebung an den Orden und lenkbarerer Gemüthsart, diese mehr wegen gründlicher Wissenschaft und erbaulichen Wandels die Auszeichnung dieses Grades erhalten hatten, konnte nur nach sieben fortgesetzten Studienjahren stattfinden. Die geistlichen Coadjutoren waren geweihte Priester, ohne Besitz und Eigenthum und hatten als Professoren, Prediger, Rectoren, Beichtväter, Hofmeister, Gewissensräthe eine ausgebreitete Wirksamkeit. Den vornehmsten Stand und



Digitized by Google

gleichsam das Herz der Jesuiten bildeten die Professen, Männer von Geist, Gelehrsamkeit und bewährter Gesinnung gegen den Orden. Durch ein besonderes Gelübde in die Geheimnisse desselben eingeweiht, war ihnen der höchste und unmittelbarste Einfluß gegeben in Allem, was ihr General Wichtiges unter Ketzern und Ungläubigen, an den Höfen und Universitäten vollbracht wissen wollte. Aus ihrer Mitte gingen die thätigen Heidenbekehrer, die großen Gelehrten, die berühmten Staatsmänner, die schlauen fürstlichen Beichtväter hervor. Vom Jugendunterrichte waren sie völlig frei, und außer Dienst lebten sie in den für die höchste Ausbildung des Ordens bestimmten Profeßhäusern unter einem Superior. Bei der Wahl des Ordensgenerals, der selbst Profeß gewesen sein mußte, hatten sie eine entscheidende Stimme und waren in Allem die nächsten Werkzeuge seiner Macht. So groß ihr Einfluß war, so erstreckte er sich doch nicht weiter, als auf das Gehorchen. Das Haupt der Gesellschaft, der General, war lebenslang gewählt und vereinigte in sich die höchste gesetzgebende, richterliche und regierende Gewalt. Er residirte zu Rom, umgeben von dem Rath der Assistenten, welche die fünf Nationen der Italiener, Deutschen, Franzosen, Spanier und Portugiesen repräsentirten; ihm zur Seite noch stand ein Gewissensrath, Admonitor, der alle seine Schritte zu Gunsten des Ordens lenken mußte. Der General allein hatte das Recht, selbst mit Ausschließung des Papstes, Mitglieder zu ernennen und auszustoßen, sie zu höhern Graden zu befördern, ihnen Ort und Art der Wirksamkeit anzuweisen und sie über das Geleistete zur Rechenschaft zu ziehen. Ihm hatten die über die einzelnen Provinzen gesetzten Provinzialen monatlich, die Superioren der Profeßhäuser, die Rectoren der Collegien und die Novizmeister vierteljährlich über Alles, was für den Orden von Bedeutung war, besonders über kirchliche und Staatsangelegenheiten, über die Fähigkeiten und die Wirksamkeit der Ordensglieder ausführlichen Bericht zu erstatten, worauf er nachher seine Befehle für Das, was ferner gethan werden sollte, gründete.

Noch war diese in ihrer Art meisterhaft ausgesonnene Verfassung beiweitem ihrer Vollendung nicht nahe, als sich auch der Orden über das ganze Abendland verbreitet sah, während ihm Xaver die Richtung übers Meer zur Heidenbekehrung gab. Wo ihn der Haß gegen die Reformation nicht hinrief, da fanden Fürsten und Völker der katholischen Länder in dem Reize seiner Neuheit, in der Ehrfurcht vor den ihn begünstigenden Beschlüssen des Papstes und in der vielversprechenden Meinung von seiner Bildung und allseitigen Thätigkeit Gründe zu seiner Aufnahme. So ließ sich der Orden noch bei Lebzeiten seines Stifters in Italien, Portugal, Spanien und dem deutsch-katholischen Östreich und Baiern, wo er der Universitäten Ingolstadt, Wien und Prag Meister wurde, nieder und bei Loyola's Tode 1556 war die Anzahl der für ihn anfänglich bestimmten 60 Mitglieder um mehr als das Zehnfache vermehrt. Dagegen erhob sich Frankreich im gleich mächtigen Widerspruch des Parlaments, der Geistlichkeit und der Universität gegen die Aufnahme des Ordens; nur durch die Gunst des Hofs gelang es diesem unter dem Namen der Väter des Collegiums von Clermont zu Paris 1562 festen Fuß zu fassen. Die Bedingungen, unter denen dies mit fast gänzlicher Entsagung seiner Gerechtsame geschah, waren jedoch ein zu geringes Hinderniß, als daß er nicht bald einen überwiegenden Einfluß auf alle Angelegenheiten hätte ausüben sollen. An Umfang und innerer Kraft gewann der Orden unter dem gewandten und staatsklugen Jakob Lainez, seit 1558—64 zweiter General, der ihm die Bildung seiner Weltleute angewann. Nicht gesunken unter dem mönchisch-frommen Franz von Borgia, seit 1564—72 dritter General, erhob er sich zu immer größerer Höhe, immer mächtigerer Wirksamkeit, als mit dessen Tode das glanzvolle Generalat Claude Aquavivas, von 1572—1616, des Vertreters und Vollenders der Grundsätze Lainez's, eintrat. Die Thätigkeit, die jetzt der Orden entwickelte, war eine allseitige und in ihren Folgen außerordentliche, führte aber auch denselben weit über das vorgesteckte Ziel seiner Wirksamkeit hinaus zu einer Größe der Macht und des Ansehens, die zuletzt für ihn selbst verderblich wurde. Nicht genug, daß die Jesuiten, dem Beispiele Xaver's folgend, der in heldenmüthiger Aufopferung als rastloser Heidenbekehrer auf einer Reise nach Lima 1551 den Tod fand und seiner Verdienste wegen von der Kirche heilig gesprochen wurde, als Missionare ferne Erdtheile aufsuchten und in dem portug. Ostindien, Brasilien und dem span. Amerika Tausende von Wilden zum Christenthume bekehrten, bemächtigten sie sich auch nach einem von Aquaviva entworfenen Lehrplane des gesammten Erziehungswesens des katholischen Europa, neue fruchtbare Schöpfungen auf diesem Gebiete hervorrufend mit erfinderischer, nie zu ermüdender Kraft. Ihre Schulen, theils Erziehungsanstalten oder Pensionen für Knaben aus allen Ständen, theils Seminarien oder Pflanzschulen für Jünglinge, die in den Orden treten sollten, übertrafen alle damals vorhandenen ähnlichen Anstalten und erlangten eine solche Berühmtheit, daß sie selbst von den Protestanten benutzt wurden und noch im 18. Jahrh. als musterhaft galten. Sie empfahlen sich dem Zeitalter durch den freien Gehorsam der Liebe und des Vertrauens, der, des mönchischen Drucks ermangelnd, dem Schüler eine Quelle der geistigen Thätigkeit wurde. Auch arbeiteten sie nicht auf die Befriedigung des einen Bedürfnisses der Wissenschaft hin, sondern sie waren in einem weiten Sinne Erziehungs- und Lehranstalten, die das Herz vor unlautern Begierden bewahren, die Sitten gefällig, das Wissen fruchtbar und für das Leben anwendbar machen sollten. Selbst für die Körperbildung gab es Übungen, und der äußere Anstand für das gesellige Leben sollte durch theatralische Darstellungen verfeinert werden. Wozu jedoch endlich dieses Erziehungswesen dienen müsse und welche Gebrechen es in sich trage, dies ahnete die Zeit nicht, die, von der glänzenden Außenseite desselben angezogen, in den Jesuiten Weltverbesserer und Wohlthäter des Menschengeschlechts zu erblicken meinte und ihnen überall Mittel zur Bereicherung bot, während diese die talentvolle Jugend für sich gewannen und Männer bildeten, die als ausgezeichnete Gelehrte in allen Zweigen der Wissenschaft den Ruhm des Ordens befestigten. Vertraute man aber den Jesuiten die Jugend, glaubte man überall ihrem Eifer für das Wohl und Beste der Menschheit zu begegnen, so war es kein Wunder, daß man ihnen auch das Wichtigste, die Sorge für das Heil der Seelen übergab und ihnen Zutritt auf ein Gebiet verstattete, wo sie als Beichtväter der Fürsten und Großen, der Menschen jedes Standes, Geschlechts und Alters, mehr als auf irgend einem andern, die Kunst, Einfluß zu üben und zu herrschen, geltend gemacht haben. Vertraut mit der Lage der Völker

mit der Gesinnung der Höfe, mit den Schwächen und Launen der Fürsten, im Besitze aller Staatsgeheimnisse, war es ihnen ein Leichtes, an der Führung der öffentlichen Angelegenheiten einen Antheil zu gewinnen und den Zustand der Staaten und Völker zum Theil von ihrem Einflusse abhängig zu machen. So war die Regierung Portugals unter Johann III. und Sebastian ganz in ihren Händen und wurde endlich durch sie an Spanien gebracht; so schürten sie in Frankreich, Deutschland und den Niederlanden das Feuer des Religionskriegs; so stürzten sie den mächtigen Wallenstein; so bildeten sie sogar, wo man ihrem Einflusse widerstand, Verschwörungen gegen Fürsten, wie denn die Ermordung Heinrich IV. in Frankreich, sowie des Prinzen von Oranien und Mordversuche auf das Leben der Königin Elisabeth für ihr Werk ausgegeben werden. Trotz dieser, den Frieden der Völker, die bestehende Ordnung des Staats und das Leben der besten Fürsten gefährdenden politischen Zudringlichkeit der Jesuiten, bestanden sie, die schlimmen Folgen derselben schnell zu ihrem Vortheile verbessernd, doch überall fort, erwarben in Deutschland alle von den Reichsständen zurückgegebenen Kirchengüter, erhielten von dem Papste neue Freiheiten und machten sich aufs Neue den Fürsten, von denen sie, wie von Heinrich IV., vertrieben worden waren, unentbehrlich. Kurz nach dem Tode Aquaviva's zählte der Orden in 32 Provinzen 13,112 Mitglieder und 1640 feierte er unter dem General Bitelleschi mit dem größten Gepränge sein 100jähriges Stiftungsfest. Aber das Fest fand nicht den ungetheilten Beifall der Zeit, vielmehr rüstete sich dieselbe zu einem Kampfe, der, wenn er anfangs auch nur ein Schulstreit war, doch bald eine allgemeinere Theilnahme fand, ein Angriff auf den Orden selbst wurde und vermöge seiner Folgen diesen in seinem ganzen Dasein erschütterte. Es war dies der mit den Jansenisten (s. d.) begonnene Streit über die Rechtfertigung des Menschen aus freier Gnade. Wußten auch die Jesuiten durch die Gunst Ludwig XIV. und des Papstes den Sieg auf ihre Seite zu bringen, so hatten sie doch dadurch unweit mehr verloren, daß durch die vielen Streitschriften, namentlich durch Pascal's Provinzialbriefe, ihre Lehren und Grundsätze vor der Welt anrüchig gemacht worden waren. Ihre Sittenlehre bezeichnete man unter dem Namen des Probabilismus, als ein Gewebe von Grundsätzen für Lasterhafte und Tugendhafte gleich passend, die Alles erlaube, was sich mit wahrscheinlichen Meinungen vertheidigen ließe, die jedes Verbrechen, den Kirchenraub, die Gotteslästerung, die Abgötterei, Unzucht, Meineid, Diebstahl, Todtschlag, Mord, Vater- und Königsmord u. s. w. beschönige, die den Menschen aller Sünde frei und ledig mache, nach dem Grundsatze, daß man nur etwas Anderes denken und wollen dürfe, als man sage und thue (heimlicher Vorbehalt). Der jesuitische Jugendunterricht sei darum unmoralisch und gefährlich, er mache die Jugend nur klug und falsch, da er das Gute dem Nützlichen unterordnen lehre. Auch ihr Verdienst um die Verbreitung des Christenthums suchte man durch den Vorwurf zu schwächen, daß sie sich hierbei einer mit dem Wesen des Christenthums unvereinbaren Freiheit bedient, daß sie dasselbe durch die Grausamkeit der Inquisition befestigt und die Missionen in ihren Händen nur ein Mittel der Herrschsucht gewesen seien. Hafteten diese Vorwürfe auf den Jesuiten, so gesellte sich zu ihnen noch das durch ihr Bestehen verletzte Interesse der Regierungen, der Geistlichkeit und der Mönchsorden. Die Staatsmänner und Rechtsgelehrten sahen sich in den Unternehmungen für das Landeswohl durch das Festhalten der Ordensmänner am Bestehenden gehindert, und mußten jedenfalls den Einfluß auf den Regenten mit den fürstl. Beichtvätern theilen. Die Bischöfe wie die weltlichen Obrigkeiten waren in ihrem Machtbezirke beschränkt durch die gesetzliche Befreiung der Ordensglieder von jeder fremden Gerichtsbarkeit. Die Kleriker und die meisten andern Ordensglieder sahen sich verdunkelt und verdrängt aus dem Vertrauen des Volks. Der Orden bestand überdies nur noch in seiner Unentbehrlichkeit für die geistliche Herrschaft Roms, nicht für die Politik der Staaten; so mußte durch dies Alles sein Fall entschieden werden, dessen vornehmste Ursache sein Wesen war, zugleich das Princip seiner großen Wirksamkeit und seine größte Stütze, also theils die Einmischung in alle Angelegenheiten bei eigner Selbständigkeit, theils die Gründung seiner Existenz und Bestimmung auf die Erhaltung des Bestehenden im Widerspruche mit der Zeit. Noch konnte dem Falle durch eine Reform des Ordens, durch eine Abänderung seiner Verfassung, vorgebeugt werden; hierzu war aber weder Clemens XIII. geneigt, der trotz aller eingegangenen Beschwerden die Gemeinnützigkeit der Jesuiten in einer neuen Bulle rühmte, noch der General Lorenz Ricci, der die Anträge Ludwig XV. um Reform mit der Erklärung zurückwies: „Sint, ut sunt, aut non sint", d. h. „Sie seien, wie sie sind, oder seien gar nicht!" So wurde der Orden durch den Minister Pombal in Portugal 1759, durch ein königl. Decret in Frankreich 1764, durch den Minister Aranda in Spanien 1767 und gleichzeitig auch in Neapel und Sicilien aufgehoben, bis endlich die Aufhebung des Ordens auch Papst Clemens XIV. (s. d.) am 21. Jul. 1773 nach langem Schwanken und nach dem hartnäckigsten Widerstreben des Generals, den Orden zu reformiren, durch die berühmte Bulle Dominus ac redemtor noster aussprach. Die Jesuiten zählten damals über 22,000 Mitglieder. Ihre Schätze und Papiere hatten sie vorher in Sicherheit gebracht. Maria Theresia vollzog die Aufhebung des Ordens erst, nachdem ihr von Rom Abschriften ihrer Beichtgeheimnisse gesandt worden waren. Auch Friedrich II. hatte den Stolz, ihn noch eine Weile in Schlesien zu dulden, und Katharina II. von Rußland vergönnte den Jesuiten, der Nützlichkeit ihrer Schulanstalten wegen, den Aufenthalt in Polen und später in Rußland selbst. Das Schicksal der Jesuiten war nicht unverschuldet, aber sie wurden ohne Urthel und Recht verdammt. Nach der herrschenden Annahme bestanden sie, außer Italien, bei 9000 unter einem unbekannten General fort, nach der Weissagung Franz Borgia's: „Wie Lämmer haben wir uns eingeschlichen, als Wölfe regieren wir und wie Hunde wird man uns vertreiben, aber wie Adler werden wir uns wieder verjüngen!" einer Auferstehung gewärtig. Nicht so bald war das Andenken ihrer Macht verschwunden da man sie auch in der Zerstreuung noch lange zum Untergange des Protestantismus verschworen und überall Spuren ihres Einflusses wahrzunehmen glaubte, was die meist übertriebene Jesuitenriecherei und den Eifer gegen den Jesuitismus erzeugte, womit man jedes feindliche, mit List und Klugheit verbundene Anstreben wider Alles, was dem Interesse der röm. Kirche und des Papstes entgegen ist, bezeichnet. Versuche der Jesuiten, unter den Namen fremder

Digitized by Google

Gesellschaften, wie der Rosenkreuzer, der Freimaurer, der Vincentiner, wieder aufzuleben, schlugen fehl. Doch hielt sich Papst Pius VII. wegen des übeln Zustandes der Kirche zu einer Wiederherstellung des Jesuitenordens berechtigt, die er am 7. Aug. 1814 in der Bulla Sollicitudo omnium feierlich erklärte. Seitdem bestehen die Jesuiten wieder in Italien, Spanien, Portugal, der Schweiz und Frankreich (aus Rußland wurden sie 1820 wegen Proselytenmacherei vertrieben), ohne den frühern Einfluß auf Staatsangelegenheiten, aber in wiederauflebender Wirksamkeit für die Erziehung der Jugend.

**Jesus** war der Sohn der Maria, einer Jungfrau aus dem Stamme David's, geboren zu Bethlehem im jüd. Lande, welcher die von uns als göttliche Wahrheit anerkannte Religion stiftete und darum selbst als Sohn Gottes und längst verheißener und erwarteter Erlöser des Menschengeschlechts von der Gewalt der Sünde und des Todes, als (hebr.) Messias oder (griech.) Christus verehrt wird. Messias, Christus heißt der Gesalbte, und zu einem solchen, zu einem König und Herrn über Alle, die durch den Glauben an ihn in sein Reich und damit in Gottes Himmelreich aufgenommen sind, hat ihn Gott bestellt. Über seine Geburt berichten die heiligen Urkunden, daß er auf wunderbare Weise, durch den Einfluß des heiligen Geistes von der unschuldigen und reinen Jungfrau Maria empfangen, und nach einer überirdischen Vorherverkündigung geboren worden sei. Von dem Jahre, in welchem der Christ geboren worden, zählen gegenwärtig alle seine Bekenner die Jahre und es liegt bei dieser Jahresrechnung eine Annahme zu Grunde, welche durch neuere genaue Untersuchungen als nicht genau richtig sich erwiesen hat, indem J. einige Jahre früher geboren worden ist, als in der gewöhnlichen Rechnung angenommen wird. Hiernach fällt das Geburtsjahr Christi 4—5 Jahre vor Anfang der christlichen Zeitrechnung. Joseph, ein Zimmermann, der Verlobte Maria's und, wie sie, aus dem Stamme David's, wollte die Jungfrau verlassen, aber belehrt von einer himmlischen Erscheinung, nahm er sie als sein Gemahl zu sich, und nachdem J. geboren war, erzog er ihn als seinen Sohn. Joseph hatte mit Maria Nazareth in Galiläa, wo er gewöhnlich lebte, verlassen und war, weil der röm. Kaiser Augustus eine Schatzung ausgeschrieben hatte, zufolge welcher jeder Jude in den Ort sich begeben mußte, zu dem er nach seiner Abstammung gehörte, nach Bethlehem, der Stadt David's, gekommen. Hier ward J. in einem Stalle geboren und in eine Krippe gelegt. So niedrig war die Geburt des Heilands der Welt, aber Engel verkündeten seine Erscheinung den Hirten auf dem Felde und diese kamen zur Stadt, das Kindlein zu sehen. Vornehme und gelehrte Männer im Morgenlande hatten aus der Erscheinung eines wunderbaren Sterns geschlossen, daß der Messias geboren sei, und zogen aus, denselben anzubeten. So kamen sie nach Jerusalem und fragten nach dem neugeborenen Könige der Juden. Herodes, der damals König in Jerusalem war, gedachte der Weissagung seines Volks und weil er fürchtete, der Messias werde ein irdischer König sein und ihn vom Throne stürzen, gedachte er das Kind zu tödten. Die alte Weissagung nannte Bethlehem als Geburtsort des Messias, und dahin schickte Herodes die Weisen, hieß sie nach dem Kinde forschen und wenn sie es gefunden, ihm ansagen. Die Weisen fanden das Kind, beteten es an, gingen aber, gewarnt von einem himmlischen Gesicht, nicht zu Herodes zurück. Joseph erhielt von Gott die Weisung, daß er mit Maria und J. nach Ägypten ziehe und blieb dort, bis Herodes gestorben war, welcher zu Bethlehem und in der Umgegend alle Kinder hatte tödten lassen, welche ungefähr um die Zeit geboren waren, als den Weisen der Stern erschien. Joseph lebte nachher in Nazareth und kam alljährlich mit Maria und J. nach Jerusalem zum Osterfeste. Da geschah es, daß J. als ein zwölfjähriger Knabe seinen Ältern, die Jerusalem schon wieder verlassen hatten, aus den Augen gekommen war. Sie kehrten zurück und fanden ihn erst am dritten Tage, wie er im Tempel unter den Lehrern saß, sie fragte und ihnen Antwort ertheilte, sodaß Alle über des Knaben Verstand verwundert waren. Später war Johannes, welchen Gott zu einem Vorläufer und Verkündiger des kommenden Messias bestellt hatte, aufgetreten, predigte Buße und taufte die Bußfertigen im Jordan. Da kam auch J. zu Johannes und ließ sich taufen; es geschah aber, als er getauft worden war und betete, ein göttliches Zeichen und erscholl eine Stimme, welche ihn als den Sohn Gottes verkündete. Als J. 30 Jahre alt geworden war, begab er sich in die Wüste, übte Gebet und Fasten und bestand die Versuchungen, welche ihm nahe traten. Nachher ging er zurück in das galiläische Land und fing an das Volk zur Buße zu rufen und zu belehren. Er sammelte auch um sich die Männer, welche Apostel, d. h. Boten oder Verkündiger seiner Lehre, werden sollten. Bald sammelte sich eine große Menge Volks um ihn, welche theils um seiner Lehre willen, theils wegen der Wunderwerke, die er zur Bestätigung seiner göttlichen Sendung verrichtete, an ihn glaubte. Er selbst aber tadelte Diejenigen hart, welche Zeichen und Wunder sehen wollten, um zu glauben, denn er wollte, daß man, um der seiner Lehre inwohnenden, überzeugenden und beseligenden Kraft willen an ihn glauben solle. J. lebte streng nach dem jüd. Gesetz, sagte auch, daß er nicht gekommen sei, dasselbe aufzuheben, sondern es zu erfüllen, indem es nicht genug sei an der äußerlichen Gerechtigkeit der Werke, sondern es darauf ankomme, daß die Gesinnung heilig sei, welche den Werken zu Grunde liege. Seine Jünger bereitete er auf ihre große Sendung vor und obschon sie ihn vielfach misverstanden, indem sie, wie die Menge, auf ein irdisches Reich des Messias hofften, so wurden diese Lehren an ihnen doch fruchtbringend, nachdem Christus von ihnen geschieden und durch sein Sterben ihnen die höhere Ansicht über die Bestimmung seiner Sendung aufgegangen war. Seine Lehre schloß sich der Fassungskraft seiner Zuhörer an; er trug sie ihnen meist in Beispielen und Gleichnissen vor, sprach aber oft auch mit der Begeisterung eines Propheten. Durch seinen eignen Wandel war er ein leuchtendes Vorbild der Tugend und Sittenreinheit, und selbst seine erbittertsten Feinde konnten ihm nie einen Vorwurf in dieser Beziehung machen. Dabei war seine Frömmigkeit und Ergebenheit in den Willen Gottes, den er als liebenden Vater des Menschengeschlechts anbeten lehrte, weit entfernt von aller empfindelnden Schwärmerei; er war vielmehr stets heiter und freute sich mit den Fröhlichen, sowie er die Betrübten tröstete. Er duldete die Sünder, auch erbarmte er sich der Gefallenen, indem er sie zu retten hoffte, aber er eiferte gegen sie, wenn sie frech in der Verunehrung des Heiligen auftraten. Zum

Digitized by Google

Osterfeste strömten alle Juden nach Jerusalem und auch J. kam jedesmal zu diesem Feste dahin und trat lehrend, strafend, ermahnend, aufrichtend auch hier im Tempel Salomo's auf. Die verkehrten Vorstellungen, welche die Juden vom Messias hatten, als welcher J. bereits laut verkündigt wurde, schufen ihm unter den Mächtigen und Denen, die sich klug dünkten, viele Feinde, die ihn bis zum Tode verfolgten und denen er wohl hätte entgehen können, sowie auch die Zahl seiner Anhänger so groß war, daß er seinen Feinden mit Gewalt hätte entgegentreten und die ehrgeizigen Wünsche mancher seiner Anhänger befriedigen können. Aber J. wollte weder Dieses noch Jenes, sondern gab sich selbst in die Hände seiner Feinde, sein Schicksal voraussehend und voraussagend, um alle Irrthümer, an denen seine Bekenner noch festhielten, zu vernichten, die Christuslehre in ihrer ganzen Reinheit und himmlischen Herrlichkeit darzustellen und die Wahrheit derselben mit seinem Tode zu besiegeln. Als er zum dritten Male auf das Osterfest nach Jerusalem kam, empfing ihn das Volk öffentlich mit jubelndem Zurufe als den gottgesandten Propheten. Da überlegte die Partei der ungläubigen Reichen und Vornehmen, wie sie ihn fingen und tödteten. Einer der Jünger des Herrn, Judas, genannt Ischarioth, kam aber zu ihnen und bot ihnen an, daß er für Geld J. in ihre Hände liefern wolle. J. speiste mit seinen Jüngern nach der alterthümlichen Weise seines Volks das Osterlamm. Er wußte den Verrath und kannte den Verräther und sagte seinen Jüngern voraus, was geschehen würde. Das Abendmahl aber, welches er mit seinen Jüngern hielt, machte er zu einem Gedächtnißmahle für künftige Zeiten. Er gab ihnen Brot und Wein, damit sie seines für das Heil der Welt gebrochenen Leibes und vergossenen Bluts sich erinnern sollten, und wusch ihnen selbst die Füße, auf daß seine Bekenner in demüthiger Liebe miteinander umgingen, weil ihr Herr und Meister sich nicht zu hoch geachtet, Knechtesdienste für sie zu verrichten. Nach dem Mahle ging J. mit seinen Jüngern nach dem Ölberge, der vor Jerusalem liegt, in den Garten Gethsemane. Hier betete er inbrünstig zu Gott, während seine Jünger schlummerten. Seine menschliche Natur erbebte wol vor den Leiden, die ihm bevorstanden, aber er bezwang sie und beugte sich ganz in den Willen Gottes. Endlich weckte er seine Jünger und ging mit ihnen dem Verräther Judas entgegen, welcher mit Bewaffneten nahte. Durch einen Kuß verrieth Judas seinen Herrn und dieser gab sich ruhig in die Hände seiner Feinde und wehrte den Jüngern, welche ihn befreien wollten. Bei dem Hohenpriester Kaiphas waren die Schriftgelehrten und Ältesten versammelt, und vor diese wurde J. geführt. Falsche Zeugen wurden gegen ihn herbeigebracht, um ihn zu verderben, man verdrehte die Worte, die er zum Volke gesprochen hatte, um eine Schuld zu finden. J. antwortete diesen Zeugen nicht; als ihn aber der Hohepriester einen feierlichen Eid abverlangte, ob er sei Christus, der Sohn Gottes, antwortete er: „Du sagst es!" Nun erklärte ihn der Hohepriester für Einen, der Gott gelästert habe, und die Anwesenden verdammten ihn zum Tode, mishandelten und verhöhnten ihn. Es durften aber die Juden die Todesstrafe nicht ohne Weiteres vollziehen, weil ihnen die Römer einen Landpfleger gesetzt hatten, welcher auf Ausübung der Gerechtigkeit zu sehen hatte. Dieser war damals **Pontius Pilatus**, und vor ihn brachten sie J. und klagten ihn an, daß er Aufruhr stiften wolle und sich für den Messias, also für den König der Juden, ausgäbe. Pilatus hielt Gericht über J. und fand ihn unschuldig, welches er auch laut und öffentlich erklärte. Aber der Volkshaufe, welchen die Feinde J. angestiftet hatten, schrie so laut, daß ihn Pilatus kreuzigen lassen solle, daß dieser, als ein schwacher Mann, um nicht einen Aufruhr zu erregen, J. in ihre Hände gab, damit sie ihn kreuzigten. Römische Kriegsknechte trieben ihren frechen Spott mit J., der sich, wie sie sagten, für einen König der Juden ausgegeben hatte. Auf der Richtstätte Golgatha, d. h. Schädelstätte, nagelten sie J. an das Kreuz und hefteten an dasselbe eine Inschrift, welche die Ursache seines Todes angab: „Jesus von Nazareth, der Juden König". Zwei gemeine Verbrecher wurden mit ihm gekreuzigt. J. betete am Kreuze für seine Feinde und verschied, eher als sonst ans Kreuz Geschlagene zu enden pflegen. Im 34. Jahre seines Lebens, am 15. des Monats Nisan, in der dritten Nachmittagsstunde, starb J. und es erbebte die Erde und der Vorhang im Tempel, welcher das Allerheiligste abschied, zerriß. Joseph von Arimathia, ein Anhänger der Christuslehre, war ein reicher Mann und hatte sich ein eignes Grabmal in einen Felsen hauen lassen, der erbat sich von Pilatus den Leichnam J.'s, um ihn in jenes Grab zu legen. Seine Bitte wurde bewilligt, J. in das Grab gelegt und vor dasselbe ein großer Stein gewälzt, welcher den Eingang verschloß. Da nun aber seine Feinde wußten, daß J. vorausgesagt hatte, daß er am dritten Tage auferstehen werde, so ließ Pilatus, damit der Leichnam nicht etwa heimlich entwendet werde, das Grab versiegeln und Wachen davorstellen. Am dritten Tage aber erbebte die Erde, ein Engel wälzte den Stein des Grabes hinweg, die Krieger, welche es bewachten, bebten zurück vor der leuchtenden Erscheinung. Christus entstieg lebend der Gruft. Noch 40 Tage wandelte er unter seinen Jüngern und belehrte sie, und wurde darauf zu Bethanien, nachdem er sie gesegnet, gen Himmel getragen. Wir glauben als Christen, daß er bei Gott ist und dermaleinst am Ende aller Tage Gericht halten werde über uns im Namen Gottes.

**Joachimsthaler** oder Schlickenthaler waren die ersten Thaler, zwei Loth schwere Silberstücke, welche die Grafen Schlick, Besitzer des reichen Silberbergwerks Joachimsthal in Böhmen, seit 1517 schlagen ließen. Das Wort Thaler ist aus Joachimsthaler durch Abkürzung entstanden.

**Joch** heißen mancherlei Arten von Vorrichtungen, welche zum Ziehen oder Tragen dienen. So z. B. ist Joch in der Wasserbaukunst eine Reihe eingerammter Pfähle, welche durch horizontale Balken verbunden sind und die Brückenbahn tragen; diese wird durch Bohlen gebildet, welche von einem Joch zum andern reichen. In der Landwirthschaft bedient man sich einer Art Joche, welche den Zugochsen aufgelegt werden. In manchen Gegenden sind hierbei immer zwei Ochsen durch Ein Joch verbunden und man sagt daher wohl ein Joch Ochsen für ein Paar Ochsen. Das Joch wird als Symbol der Knechtschaft gebraucht, und auf diese Weise ist das Wort: unterjochen entstanden. Auch bei den Alten hatte das Joch schon eine ähnliche Bedeutung; wie es denn eine der schmachvollsten Strafen war, wenn ein Verurtheilter unter einem Joche weggeschickt wurde, welches in

Digitized by Google

diesem Falle durch einen einfachen Querbalken vorgestellt wurde.

**Johann** ist der Name mehrer Päpste, unter denen Johann XXII. und Johann XXIII. die letzten und merkwürdigsten waren. Jener wurde 1316 zum Papste gewählt und war ein eifriger Gegner des Kaisers Ludwig, genannt der Baier, welcher ihm in Nikolaus V. 1328 einen Gegenpapst entgegenstellte. Dieser aber wurde von J. gefangen genommen und mußte seine Würde aufgeben. J. suchte das Ansehen des Papstes kräftig aufrecht zu erhalten und machte sich verhaßt durch seine Gelderpressungen, in Folge deren er 1334 bei seinem Tode 22 Mill. Goldgülden hinterließ. — Johann XXIII., der 1410 zum Papste gewählt wurde, hatte zwei Gegenpäpste, Gregor XII. und Benedict XIII., lud Huß (s. d.) vor seinen Richterstuhl nach Rom und that ihn, da er nicht erschien, in den Bann. Er besuchte 1414 die berühmt Kirchenversammlung zu Konstanz (s. d.). Hier mußte er 1415 seiner Würde entsagen, und als er floh und seine Entsagung widerrief, so wurde ein Criminalproceß gegen ihn verhängt, ihm die schwersten Verbrechen nachgewiesen und er feierlich abgesetzt. Er saß dann bis 1419 im Gefängniß, wo er sich loskaufte, vom Papste Martin V. begnadigt wurde und noch in demselben Jahre zu Florenz starb. — Ein abgeschmacktes, aber besonders früher sehr verbreitetes Märchen ist das von der Päpstin Johanna. Dieselbe soll aus Mainz gebürtig gewesen sein und ihrem Geliebten, einem Engländer, in männlicher Verkleidung auf einer Reise nach Athen gefolgt sein, wo sie selbst in den Wissenschaften so große Fortschritte machte, daß sie, als sie später nach Rom kam, unter dem Namen Johannes Anglicus allgemeines Aufsehen erregte und endlich zum Papst gewählt worden sein soll. Als Johann VIII. soll sie von 854—856 regiert, Leo IV. zum Vorgänger und Benedict III. zum Nachfolger gehabt haben. Noch wird erzählt, daß sie in Folge unerlaubten Umgangs bei einer feierlichen Procession plötzlich Mutter geworden und sogleich nach der Niederkunft gestorben sei. Die Falschheit dieses Märchens ist historisch erwiesen, doch haben es selbst katholische Gelehrte für wahr gehalten. Wahrscheinlich war es ersonnen worden, um das unsittliche Leben, welches einige Päpste führten, zu verspotten.

**Johann ohne Land** war 1166 geboren und 1199—1216 König von England. Er war der vierte Sohn König Heinrich II. und ein Bruder des berühmten Richard Löwenherz (s. d.). Er hatte sich gegen seinen Vater empört und erhielt nach dessen Tode kein Gebiet, daher man ihn dem Beinamen: „Ohne Land" gab. Richard gab ihm ansehnliche Besitzungen, aber während jener auf seinem Kreuzzuge abwesend war, strebte J. nach unumschränkter Herrschaft. Richard kehrte zurück, verzieh ihm und ernannte ihn zu seinem Nachfolger. Nach Richard's Tode machte aber Arthur, der Sohn eines ältern Bruders J.'s, Ansprüche auf die Krone, und da für denselben die franz. Provinzen sich erklärt hatten, so entstanden Kämpfe, welche durch den Tod des jungen Arthur endeten, der seinem Oheim J. in die Hände gefallen war und von dessen Hand getödtet worden sein soll. Philipp August, König von Frankreich, foderte J. zur Verantwortung, weil derselbe durch die franz. Besitzungen Vasall von Frankreich war, und als sich J. nicht stellte, so nahm der franz. König alle jene Besitzungen ihm weg. Da J. die Geistlichen in England mit Auflagen drückte, so that ihn Papst Innocenz III. in den Bann und nur durch völlige Unterwerfung unter Rom konnte J. auf seinem Throne sich halten. Vergebens suchte J. die franz. Besitzungen wieder zu erobern, er wurde geschlagen und auch der Adel Englands empörte sich gegen ihn und drang ihm 1215 die berühmte Magna charta ab. Da J. aber auch hier sich treulos bewies, so riefen die Barone des Reichs den Sohn des franz. Königs Philipp August, Ludwig, nach London, wo sie ihn 1216 zum Könige krönten. Flüchtig irrte J. umher und starb 1216 in Kummer und Elend. Schon im folgenden Jahre entsagte Ludwig zu Gunsten Heinrich III., des neunjährigen Sohns J.'s.

**Johann Friedrich I.**, genannt der Großmüthige, berühmt durch seine Verdienste um die hart bedrängte evangelische Kirche, geb. 1503, war der letzte Kurfürst von Sachsen aus der Ernestinischen Linie. Nach dem Tode seines Vaters, des Kurfürsten Johann des Beständigen, übernahm er 1532 in seinem und seines unmündigen Bruders Johann Ernst Namen, die Regierung der väterlichen Lande und wurde 1535 zu Wien feierlich mit der Kurwürde belehnt. J. war Mitglied des schmalkaldischen Bundes und half als solches den Herzog Heinrich von Braunschweig vertreiben, welcher ein Feind der protestantischen Fürsten war, Mordbrenner in ihr Land geschickt hatte und die protestantischen Städte drückte. Die Einführung der Kirchenreformation im Domstifte zu Naumburg und die Türkensteuer in Wurzen erregten einen Zwist zwischen dem Kurfürsten und seinem Vetter, dem nachher so berühmt gewordenen Moritz (s. d.), damals Herzog von Sachsen; Kriegsheere rückten 1542 von beiden Seiten aus, aber der Friede wurde, noch ehe es zu einem Treffen kam, durch den Landgrafen von Hessen vermittelt und die feindlichen Krieger aßen friedlich zusammen ihre Osterfladen in Wurzen, daher spöttlich dieser Feldzug der Fladenkrieg genannt wurde. Ernstlich aber wurde der 1546 ausgebrochene schmalkaldische Krieg. Lange zögerte der Kurfürst, ehe er entscheidende Schritte der Verbündeten zuließ, um seine Pflicht gegen den Kaiser nicht zu verletzen und die Waffen nur zur Vertheidigung brauchen zu dürfen. Nachdem er aber mit dem Landgrafen von Hessen vom Kaiser für einen Rebellen, Meineidigen und Hochverräther und in die Acht erklärt worden war, ließ er seine Truppen mit denen der Bundesgenossen ins Feld rücken. Während aber der Kurfürst auf diese Weise außerhalb seines Landes war, fiel in dieses Herzog Moritz von Sachsen ein, welchen, so wie den König Ferdinand von Böhmen, Kaiser Karl V. mit Vollziehung der Acht beauftragt hatte. Um nicht den Böhmen in die Hände zu fallen, ergab sich das ganze Kurfürstenthum mit Ausnahme von Wittenberg, Eisenach und Gotha dem Herzog Moritz. Im Dec. 1546 kehrte der Kurfürst in sein Land zurück, nahm dasselbe dem Feinde wieder ab und eroberte auch einen Theil von den Besitzungen Moritz's, nachdem er den diesem zu Hülfe kommenden Markgraf Albrecht von Brandenburg in Rochlitz überfallen und gefangen genommen hatte. Bald war dem Herzog Moritz all sein Land, bis auf Dresden, Leipzig, Pirna und Zwickau, entrissen. Nachdem Kaiser Karl den schmalkaldischen Bund in Süddeutschland vernichtet hatte, verband er sich mit dem

Digitized by Google

Könige von Böhmen und Herzog Moritz und zog nun gegen den Kurfürsten. Dieser brach die Elbbrücke bei Meißen ab und suchte Wittenberg zu erreichen; aber bei Mühlberg (1547) ging der Kaiser mit seinem Heere durch die Elbe, es kam zum Treffen, in welchem das Heer des Kurfürsten völlig geschlagen und er selbst verwundet und gefangen genommen wurde. Der Kaiser ließ über den Kurfürsten das Todesurtheil fällen, wurde jedoch durch Verwendung des Kurfürsten Joachim von Brandenburg zu mildern Maßregeln bestimmt. J. mußte für sich und seine Nachkommen auf die Kurfürstl. Würde Verzicht leisten, welche auf Herzog Moritz überging, und sollte so lange in Gefangenschaft bleiben, als es dem Kaiser gefallen würde. In Halle demüthigte sich hierauf auch der Landgraf von Hessen vor dem Kaiser, dieser aber hielt auch ihn gefangen, obschon sich Moritz von Sachsen gegen den Landgrafen für seine Freiheit verbürgt hatte. Moritz, erzürnt über das Verfahren des Kaisers, fiel nun 1552 mit einer bedeutenden Heeresmacht in Schwaben ein und der Kaiser sah sich zur Flucht und zur Freigebung J.'s genöthigt. Dieser ging nach Thüringen zurück und wurde mit ungemessener Freude empfangen. Er machte in der Folge noch mancherlei Versuche, die verlorene Kurwürde wieder zu erlangen, welche jedoch scheiterten. Die evangelische Kirche, an welcher er nach wie vor mit herzlicher Frömmigkeit hing, erfreute sich seines Schutzes bis an seinen 1554 erfolgten Tod.

**Johann Sobieski** oder Johann III., 1674—96 König von Polen, war ein Sohn des Kastellans von Krakau, wurde 1624 geboren und war einer der größten Helden und trefflichsten Feldherren im 17. Jahrh. Glänzende Waffenthaten gegen die Feinde seines Vaterlandes verschafften ihm zunächst die Würde eines Obermarschalls und Obergenerals des Königreichs; 1673 schlug er bei Choczim die Türken in einer blutigen Schlacht, bei welcher sie 28,000 M. verloren, und 1674 wurde J. zum Könige von Polen erwählt. Als solcher hielt er einen glänzenden Hofstaat, war, selbst hochgebildet, ein Beförderer der Wissenschaften und befand sich fast stets auf Reisen, indem er mit seiner Gemahlin und seinem Hofstaate eine seiner Besitzungen nach der andern zu besuchen pflegte. Nach seinem Tode machte man ihm den Vorwurf, daß er das Geld allzu sehr geliebt habe. J.'s glänzendste und berühmteste Waffenthat war die Entsetzung Wiens. Die Türken waren siegreich und mit großer Heeresmacht 1683 vor Wien gekommen und diese Hauptstadt des christlichen Deutschlands würde in die Hände der Ungläubigen gefallen sein, wenn ihr nicht J. eilig mit 25,000 M. zu Hülfe gezogen wäre. Die Türken wurden in der Schlacht besiegt und entflohen aus ihren Verschanzungen. So eilig war diese Flucht, daß der König von Polen sogar die Fahne Mohammed's erbeutete, welche er an den Papst als Siegstrophäe schickte. Mit unerhörter Begeisterung wurde J. und seine Armee in Wien empfangen, er wurde von den Einwohnern als Retter ihres Glaubens und ihres Lebens begrüßt. J. starb 1696, nachdem ihm die letzten Jahre seines Lebens noch dadurch verbittert worden waren, daß er, dessen Tod man erwartete, schon die Parteikämpfe sich entwickeln sah, welche die Königswahlen in Polen zu begleiten pflegten und welche eine Hauptursache des Untergangs dieses Reichs geworden sind.

**Johannes** (der Täufer), der große Zeitgenosse und Vorgänger Jesu, wurde in Judäa dem Priester Zacharias und der Elisabeth, einer Freundin und Verwandten der Maria, geboren, als Beide schon betagt waren. Der Engel Gabriel soll die Geburt des Kindes vorausverkündigt haben und Zacharias bis zu dem Augenblicke stumm geworden sein, an welchem das Kind seinen Namen erhalten sollte, den er zum Erstaunen Aller nach dem Befehl des Engels laut ausrief: Johannes, d. h. Geschenk Gottes. Kurz vor dem öffentlichen Auftreten Jesu erscheint J. in der Wüste Juda unfern des todten Meers in der strengen Lebensweise eines Gottgeweiheten (Nasiräer), der den Genuß des Weins und aller geistigen Getränke meidet, mit Ziegenfellen bekleidet ist, um die Lenden einen Ledergurt trägt und von Kräutern und wildem Honig lebt. Er verkündigte die Nähe des Himmelreichs, ermahnte mit mächtiger Bußpredigt zur sittlichen Umkehr als des Reichs Bedingung, und vollzog die Taufe als Sinnbild und Gelübde derselben. Auch Jesus ließ sich taufen und wurde bei der Taufe von J. durch ein erwartetes inneres und äußeres Anzeichen als Messias erkannt. Von nun an freute sich J., klein zu werden, damit jener groß würde, und führte ihm die ersten Jünger zu, ohne doch selbst ihm nachzufolgen. Seine Vorstellung von dem Messiasreiche war die auch den Jüngern Jesu anfänglich anhaftende von einem irdischen Könige, daher seine Mahnung an den zaudernden Messias, daher der Ausspruch Jesu, daß der Kleinste im Himmelreiche größer sei, als J., ungeachtet er ihn für den größten Propheten erklärt hatte. Weil J. seiner rauhen Tugend, seines freien strafenden Worts wegen bei Hohen und Niedern im Volke in großem Ansehen stand, hatte sein Zeugniß für Christus große Wichtigkeit. Der Tadel, den J. unverholen über die ehebrecherische Vermählung des Herodes Antipas mit der Herodias aussprach, brachte ihn in die Gefangenschaft auf eine Bergfeste in Galiläa, wo er hingerichtet wurde, als Herodes bei einem Feste, entzückt über die Jugendschönheit seiner Tochter Salome, ihr eine Bitte zu erfüllen versprach, und Herodias, die ebenso rachsüchtig als listig war, die Stieftochter anstiftete, um das Haupt J.'s des Täufers zu bitten. Noch rächte sich Herodias an dem Leichname des Heiligen, indem sie seine Zunge mit Nadeln durchstach.

Die Johannesjünger bestanden als besondere Sekte am Jordan fort, wandten sich aber beim Einfalle der Araber in Palästina nach Syrien und Persien, wo sie im 17. Jahrh. von jesuitischen Missionaren unter dem Namen der Zabier (Nazaräer, Mandäer) aufgefunden wurden. Sie besitzen heilige Schriften, die eine gemischte, der Lehre der Perser von zwei Urwesen nicht unähnliche Religion enthalten, als deren Vermittler sie den J. verehren, mit dem sich ein Wesen des Lichtreichs vereinigte, um die Menschen aus dem Reiche der Finsterniß zu erlösen. Dieser Religion entspricht eine Sittenlehre, die auf gänzliche Unterdrückung der Sinnlichkeit als Grund des Bösen dringt. Die Taufe ist den Zabiern die heiligste und wichtigste Handlung, die sowol an Neugeborenen als an Erwachsenen, an diesen wenigstens jährlich einmal an einem fünftägigen Tauffeste, ver-



Digitized by Google

richtet wird. Den Stifter des Christenthums erkennen sie nicht als jenes von ihnen verehrte Lichtwesen an.

Als Gedächtnißtag der Geburt des J. feierte die Kirche seit dem 5. Jahrh. das Johannisfest oder den sogenannten Johannistag. Die Feier desselben wurde auf den 24. Jun. verlegt, da J. sechs Monate älter war als der Erlöser und man dessen Geburtsfest auf den 25. Dec. festgesetzt hatte. In der katholischen Kirche war dieses Fest immer ein halber Feiertag, ist aber hin und wieder durch päpstliche Erlaubniß in verschiedenen Gegenden abgekommen und die Arbeit, nach angehörter Messe, wie bei mehren andern Fest- und Aposteltagen, erlaubt worden. Wo es noch bei den Protestanten üblich ist, da ist es ein halber Feiertag. Der in manchen Gegenden übliche Gebrauch, Feuer in der Nacht vor dem Johannistage anzuzünden (Johannisfeuer) und darüber zu springen, um durch den Dampf den Teufel abzuwehren, ist ein Rest der von den alten Deutschen und Sorben beim Eintritte der Sonnenwende begangenen Feierlichkeiten. An andern Orten begeht man am Johannistage ein Blumenfest und bekränzt die Gräber der geliebten Todten.

**Johannes** (der Evangelist), war der Lieblingsjünger Jesu und galt als das Ideal christlicher Liebe und Sanftmuth. Er war der Sohn eines wohlhabenden Fischers Zebedäus und der Salome aus Galiläa und Bruder des ältern Jakobus, mit dem er zugleich auf Jesu Ruf das Fischernetz verließ, nachdem er, wie es scheint, eine Zeit lang der Schüler Johannes des Täufers gewesen war. In der beständigen Nachfolge Christi wurde er von ihm unverkennbar ausgezeichnet, wovon jedoch der Grund mehr in seiner Fähigkeit, den Meister geistig zu fassen, als in seinem Temperament, namentlich seiner Sanftmuth, gesucht werden muß. An ihn, als den Vertrauten Jesu, wandten sich die Jünger bei der Einsetzung des Abendmahls, um des Verräthers gewiß zu werden. In der Leidensnacht stand er Jesu bei seiner Gefangennehmung zur Seite, folgte ihm in den Gerichtshof, trauerte unter seinem Kreuze und erhielt sterbend von ihm den Auftrag, für die Mutter Maria (s. d.) zu sorgen. Auch war er der Erste, der an den Auferstandenen glaubte und denselben den übrigen Jüngern verkündigte. Nach dem Abschiede Jesu von der Erde war er für die Verbreitung des Christenthums in Jerusalem thätig, wählte sich aber, als hier die Lage der Christen unsicher wurde, nach Einigen nach dem Tode Maria's, Ephesus, als Mittelpunkt der Gemeinden Kleinasiens, zum bleibenden Wohnsitz, wider Irrlehrer heidnischen und jüd. Stammes muthig kämpfend, mit christlicher Liebe Verlorene rettend und die Kirche zusammenhaltend, bis er am Ende des Jahrhunderts im hohen Greisenalter eines natürlichen Todes starb. Doch erzählt die Sage, daß er in Rom zum Märtyrertode in siedendem Öl verurtheilt worden sei, aber wunderbar gerettet, darauf in der Verbannung auf der wüsten Insel Pathmos habe leben müssen. Reich begabten Geistes und voll tiefen, kindlich reinen Gemüths, war dem J. die innigste Geistesgemeinschaft mit seinem hohen Meister eigenthümlich, in der sich ihm eine Gemüthswelt aufschloß, die, dem Zwiespalte des Diesseit und Jenseit, des Menschlichen und Göttlichen, überhoben, im freudigen Entzücken dem Anschauen des Ewigen und Himmlischen lebte. So erscheint J. in der Sage, nach welcher er seine Gemeinde immer mit den Worten anredete: „Kinder, liebet euch untereinander", und noch mehr in seinen Schriften. Zu denselben gehören sein Evangelium weniger eine Erzählung des wunderbaren Lebens Christi in der Weise der drei ersten Evangelisten, als eine Verherrlichung seines himmlischen Wesens als Gottes Sohn, drei Briefe, von denen der erste an eine Gemeinde Kleinasiens, die beiden andern an einzelne Personen gerichtet sind, und die ihm streitig gemachte Offenbarung. Diese galt früher allgemein als eine Weissagung großer und wichtiger Ereignisse für alle Jahrhunderte. In dieser Voraussetzung suchten und fanden Christen aller Zeiten, welche die Einbildungen der Phantasie einem ruhigen und besonnenen Denken vorzogen, in derselben abenteuerliche Meinungen und wunderbare Aufschlüsse. Eine gebildete und vorurtheilsfreie Vernunft findet in diesem Werke eine mit prophetischer Begeisterung abgefaßte Schilderung des Sieges des Christenthums über das Heidenthum. Nach dieser Auffassung zerfällt die Dichtung in drei Acte, von denen im ersten der Fall Jerusalems oder des Judenthums, im zweiten der Fall Babylons oder des Heidenthums, im dritten das Herabsteigen eines neuen verschönerten Jerusalems, d. h. des Reichs Gottes (Christenthums) mit seiner Glückseligkeit vom Himmel auf die Erde dargestellt wird. Das Ganze ist im Geiste der orientalischen Dichtersprache abgefaßt mit geheimnißvollen, dem Daniel nachgeahmten Bildern. Der Annahme, daß J. der Verfasser dieses Buchs sei, steht die Gesinnung entgegen, welche sich in demselben ausspricht und welche dem milden und liebevollen Wesen des J. nicht gemäß ist.

**Johannisbrot** oder Carobbe heißt die hülsenartige Frucht des Johannisbrotbaums (Ceratonia Siliqua L.). Dieser stammt ursprünglich aus Syrien und Ägypten, wird aber jetzt in Südeuropa häufig angebaut. Er hat gefiederte, immergrüne Blätter und traubenförmige rothe Blüten, aus denen sich grüne fleischige Schoten bilden. Auch das gelbliche, rothgefleckte Holz des Baums wird sehr geschätzt. Die Schoten sind 5—10 Zoll lang, ungefähr einen Zoll breit und einige Linien dick, und bekommen beim Trocknen eine rothbraune Farbe. Sie enthalten rundliche, braune, harte Samenkörner. In den Gegenden, in welchen der Johannisbrotbaum häufig ist, benutzt man die Schoten nicht nur zur Nahrung für Menschen, sondern auch zur Viehfütterung und zur Gewinnung von Branntwein. Bei uns werden sie theils als Naschwerk, theils wegen ihrer arzneilichen Wirkungen verkauft. Man genießt sie gegen das Sodbrennen

**Johanniterritter**, Hospitaliter, dann Rhodiserritter und endlich Malteserritter, sind die Mitglieder eines berühmten geistlichen Ritterordens, der im Anfange der Kreuzzüge in Palästina gestiftet wurde. Derselbe entstand aus einem Mönchskloster, welches dem Täufer Johannes zu Ehren und zur Verpflegung von Kranken und Armen, so wie zum Schutze der christlichen Pilger gegen die Ungläubigen 1048 von Kaufleuten aus Amalfi im Neapolitanischen gegründet worden war. Die Mönche dieses Klosters hießen Johanniter- oder Hospitalbrüder und gelangten allmälig durch fromme Stiftungen und Vermächtnisse zu ausgedehnten und einträglichen Besitzungen. Um 1120 wurde dem Orden durch Raimund de Puy eine neue Gestalt gegeben, indem in ihn Ritter aufgenommen wurden, welche nicht nur die Mönchsgelübde ablegten, sondern sich überdies

Digitized by Google

um Kampfe gegen die Ungläubigen verpflichteten. Die Mitglieder des Ordens wurden in drei Classen getheilt: Ritter, welche die Waffen führen mußten, Kapellane, welche die eigentlichen Geistlichen waren, und Waffenträger (ital. Serventi d'armi), die den Pilgern zur schützenden Begleitung mitgegeben und zur Krankenpflege verwendet wurden. Der Orden dehnte sich immer mehr aus, gewann an Ehre, Macht und Reichthum und Ritter aus den vornehmsten Häusern hielten es für eine Ehre, in ihm aufgenommen zu werden. Zur Zeit seiner größten Blüte dehnte sich der Orden fast über ganz Europa aus und hatte hier fast überall reiche Besitzungen. Sein Oberhaupt war der Großmeister des heil. Hospitals zu St.-Johannes in Jerusalem und Guardian der Armen Jesu Christi, welcher durch freie Wahl zu seiner hohen Würde erhoben wurde. Er hatte seinen Sitz zu Lavalette auf der Insel Malta und hatte ungefähr eine Million Gulden jährlicher Einkünfte, welche er aus den Gefällen der Inseln Malta, Gozzo und Comino und aus der Ordenskammer bezog. Sein Wappen war ein silbernes, achteckiges Kreuz in rothem Felde, über welchem eine Herzogskrone stand, aus der sich ein Rosenkranz um das Wappenschild zog. Unten am Wappenschilde hing ein kleines Kreuz mit der Inschrift „Pro fide" (d. h. für den Glauben). Dem Großmeister zur Seite standen die acht Ballivi conventuali. Der ganze Orden war nämlich nach der geographischen Lage seiner Besitzungen und der nationalen Abstammung seiner Ritter in acht Zungen getheilt. Diese waren: Provence, Auvergne, Frankreich, Italien, Aragonien, Deutschland, Castilien und England. Die Häupter (Piliers) dieser Zungen waren nächst dem Großmeister mit der größten Macht bekleidet, und aus den acht Zungen wurden die Ballivi conventuali gewählt, welche mit dem Großmeister das Capitel bildeten, in dessen Händen die gesammte Gewalt des Ordens lag. Nur in rein geistlichen Sachen erkannten die Johanniterritter den Papst als ihr Oberhaupt an, während sie in weltlichen Angelegenheiten durchaus unabhängig waren. Die weltliche Macht wurde von dem Großmeister und den Häuptern der einzelnen Zungen ausgeübt. Jede Zunge bildete einzelne Priorate; diese waren in Balleien, und die Balleien in Commenden oder Commenthureien getheilt. Das vornehmste Priorat war das deutsche, welches daher Großpriorat hieß und an dessen Spitze der Großprior oder der Johannitermeister von Deutschland stand. Dieser war ein deutscher Reichsfürst und residirte zu Heitersheim, einem Fürstenthume des oberrhein. Kreises. Als Reichsfürst hatte der Großprior Sitz und Stimme im Reichsfürstenrathe, stand aber unter dem Großmeister zu Malta, dem er jährlich ungefähr 170,000 Gulden an Türkensteuern und Responsgeldern zu zahlen hatte. Das Heermeisterthum Brandenburg, Ungarn und Böhmen standen unter dem Johannitermeister; doch bildeten Östreich, Böhmen und Mähren ein fast unabhängiges Großpriorat der deutschen Zunge. Die Ritter waren verpflichtet, wenigstens dreimal gegen die Ungläubigen zu Felde zu ziehen, welcher Verpflichtung sie jedoch später nicht mehr nachkamen. Die Kleidung der Ritter in Friedenszeiten war ein langer schwarzer Mantel; die linke Brust schmückte ein achteckiges weißes, und mitten auf der Brust ein goldenes Kreuz. Im Kriege trugen sie einen rothen Gürtel und ein silbernes Kreuz. Wer als Ritter aufgenommen werden wollte, mußte sich einer strengen Ahnenprobe unterwerfen und Die, welche hierbei aufs vollständigste bestanden, wurden Ritter von Rechtswegen (ital. Cavalieri di giustizia) genannt, während diejenigen Ritter, welchen man wegen ihrer Verdienste bei der Ahnenprobe Nachsicht erwies, Ritter aus Gnaden (ital. Cavalieri di grazia) hießen.

Nachdem sich der Orden mit ungemeiner Tapferkeit eine Zeit lang gegen die Ungläubigen in Palästina vertheidigt hatte, mußte er dieses Land endlich 1191 räumen. Hierauf eroberte er Cypern, welches er jedoch auch wieder herausgeben mußte. Nun wurde Rhodus Hauptsitz des Ordens, welches derselbe von 1309—1522 mit ungemeiner Tapferkeit im Kampfe gegen die Türken behauptete. Kaiser Karl V. überließ ihm endlich 1530 die Inseln Malta, Gozzo und Comino unter der Bedingung eines fortwährenden Kampfs gegen die Ungläubigen und Seeräuber und der Rückgabe jener Inseln an Neapel, wenn den Rittern die Wiedereroberung von Rhodus gelänge. Der Sultan Soliman II., welcher die Ritter von Rhodus vertrieben hatte, griff sie auch in Malta an, aber unter ihrem tapfern Großmeister Lavalette, gest. 1568, schlugen sie 1565 die Türken zurück, welche mit großer Macht gekommen waren. In Macht und Ansehen bestand der Orden bis 1760, seit welcher Zeit er zu sinken begann und nur durch den Schutz Frankreichs gehalten wurde. Als Bonaparte 1798 Malta plötzlich angriff, übergab der Commandant Bosredon in Folge einer verrätherischen Capitulation alle Festungswerke, und der Großmeister Hompesch, der erste Deutsche, welcher diese Würde bekleidete, wurde, nachdem er eine harte Behandlung hatte erfahren müssen, nach Triest eingeschifft. Hompesch protestirte feierlich gegen dieses Verfahren und legte darauf seine Würde nieder, weil der Orden den Kaiser Paul I. von Rußland zum Großmeister wählen wollte, um unter dessen Schutz wieder zu Macht zu kommen. Im Jahre 1800 setzten sich die Engländer in Besitz der Insel, und obschon im Frieden von Amiens 1802 festgesetzt wurde, daß die Insel dem Orden zurückgegeben werden sollte, so lieferte sie England nachmals doch nicht aus und behauptet sie noch jetzt. (Vgl. Malta.) Schon im 16. Jahrh. hatte sich die Zunge England vom Orden losgerissen; während der Revolution gingen die Zungen Frankreich, Provence und Auvergne ein; nach dem Frieden von Amiens trennte sich Castilien und Aragonien, auch die ital. und deutsche Zunge erlosch, das Fürstenthum Heitersheim fiel an dem Großherzog von Baden; im pariser Frieden von 1814 wurde England im Besitze von Malta bestätigt; in Preußen wurde seit 1810 der Orden aufgehoben, und so ist von dem einst so mächtigen Orden nichts mehr übrig, als das Großpriorat von Böhmen und zwei Großpriorate in Rußland. Der König von Preußen hat zur Erinnerung an den Orden 1812 den Johanniterorden gestiftet, dessen Protector der König ist.

**John Bull** (d. h. Hans Ochs) ist ein von dem engl. Satiriker Swift in Aufnahme gebrachter Name, welchen man dem engl. Volke in seiner Gesammtmasse gibt und welcher den Volkscharakter der Engländer in seiner Roheit bezeichnet. Die Engländer sind bekannt als starke Rindfleischesser und Biertrinker, derbe, manche Sonderbarkeiten an sich tragende, aber im Ganzen gutmüthige und zuver-

lässige Leute. Alle diese Eigenschaften hat natürlich John Bull, welcher dem deutschen Michel (s. d.) verglichen werden kann, nur daß er nicht, wie dieser, eine schimpfliche Nebenbedeutung hat.

**Jones** (John Paul) war ein kühner und kluger Seemann und der Begründer der nordamerik. Seemacht. Er wurde als der Sohn eines Gärtners 1747 in Schottland geboren, kam später als Lehrling zu einem Kaufmann nach Whitehaven in der Grafschaft Cumberland und machte als 13jähriger Knabe seine erste Seereise nach Amerika. Später machte er mehre Reisen auf Sklavenschiffen nach Afrika, aber unwillig über diesen die Menschheit empörenden Handel begab er sich 1768 nach Schottland zurück und mußte auf dieser Reise selbst die Leitung des Schiffs übernehmen, da der Capitain desselben unterwegs gestorben war. Er machte noch mehre Reisen auf Handelsschiffen und hielt sich 1773 in Virginien auf, um die Angelegenheiten eines ohne Erben verstorbenen Bruders zu ordnen. Bei dieser Gelegenheit nahm er den Namen Jones an. Als der Befreiungskrieg Nordamerikas gegen England ausbrach, trat J. in amerik. Dienste. Er hatte vorher eifrig an seiner Bildung gearbeitet und sich alle einem Seeoffizier nöthigen Kenntnisse erworben. Die Amerikaner hatten bei Beginn des Kampfs nur zwei Kriegsfahrzeuge, und auf einem derselben wurde J. als erster Lieutenant angestellt. Nicht allein arbeitete er hier die Pläne zur Vergrößerung der amerik. Seemacht und zur Ausbildung der nöthigen Mannschaft aus, sondern er selbst eroberte mit einem von ihm befehligten Schiffe von zwölf Kanonen innerhalb weniger Wochen 16 engl. Schiffe. Im Jahre 1778 wagte sich J. an die Küsten von Großbritannien, überfiel Whitehaven, vernagelte die Kanonen des Forts und steckte im Hafen einige Schiffe in Brand. Mit größerer Macht beunruhigte er auch 1779 die brit. Küsten und siegte in mehren Gefechten durch seine Klugheit und Tapferkeit. Nachdem er 1780 nach Amerika zurückgekehrt war, begab er sich mit Erlaubniß des Congresses auf die franz. Flotte, auf welcher er bis zum Frieden mit England blieb. Später diente er auf der russ. Flotte als Contreadmiral und kämpfte 1788 gegen die türk. Flotte; da er jedoch von der russ. Regierung seine Verdienste nicht nach Würdigkeit anerkannt glaubte, so ging er 1789 aus Rußland und lebte nun abwechselnd in Holland und Frankreich. Hier war indeß die Revolution ausgebrochen und kurz vor der Flucht des Königs Ludwig XVI. erschien J. mit noch mehren Amerikanern vor der Nationalversammlung zu Paris und stattete ihr Glückwünsche zum Erfolge der Revolution ab. Nachdem er 1792 zu Paris gestorben war, legte die franz. Nationalversammlung Trauer um ihn an. Seine Geschichte ist, jedoch nicht der Wirklichkeit getreu, in Cooper's Roman „Der Lootse", sowie in Allan Cunningham's Roman „Paul Jones" wiedergegeben. Der Wahrheit gemäßer ist „Paul Jones, der kühne Seemann" (aus dem Engl., Leipz. 1826).

**Jordan**, ist der aus der heiligen Geschichte bekannte Fluß, welcher Palästina von N. nach S. durchfließt. Derselbe entspringt in zwei Hauptquellen am Antilibanon, von welchem die eine mit dem kleinen See Phiala in unterirdischem Zusammenhange steht. Nachher bildet der Fluß den Sumpf Maron und weiter unten den See Genezareth oder Tiberias, welchen die Abbildung zeigt. Im Vorder-

grunde erblickt man die Stadt Tiberias Der See grenzte an die Landschaft Galiläa und wurde daher auch das galiläische Meer genannt. Er ist drei Meilen lang und eine Meile breit und liegt in einer reizenden Gegend. Nach Norden und Süden zieht sich eine üppige Ebene, während an den Ost- und Westufern sich Berge erheben. Dabei hat der See ein bis auf den Grund durchsichtiges, wohlschmeckendes und fischreiches Wasser. Außer Tiberias lagen in seiner Nähe noch die Städte Kapernaum, Bethsaida, Magdala, Ammaus, Tarichäa und Andere. Nachdem der Jordan diesen See wieder verlassen hat, strömt er langsam, zuletzt durch ein ödes Felsenthal, dem todten Meere (s. d.) zu, in welchem er sich verliert. Einst taufte Johannes in den Fluten des Jordan, und noch jetzt wird er häufig von Pilgern besucht, und die Araber schreiben seinem Wasser Heilkräfte zu und nehmen religiöse Waschungen mit demselben vor.

Digitized by Google

Joseph war der Sohn Jakob's und seines geliebten Weibes Rahel, und wurde von dem Vater seinen ältern Brüdern vorgezogen, weil er ihm erst im Alter und nach langer Unfruchtbarkeit der Rahel geboren worden war. Die Auszeichnung und der Übermuth des Knaben empörte seine Brüder wider ihn, und als er daher einmal, von seinem Vater ausgeschickt, vor ihnen, welche mit den Heerden ausgezogen waren, erschien, wollten sie ihn ermorden. Aber Ruben wollte ihn erretten und bewog die Brüder, ihn in eine Cisterne zu werfen, aus welcher ihn Ruben nachher hervorzuziehen dachte. Indeß kamen ismaelitische Kaufleute, welche mit Gütern nach Ägypten zogen, und auf den Rath Juda's wurde J. an diese verkauft und von ihnen mit nach Ägypten genommen. Die Brüder aber hatten dem J. den schönen Rock ausgezogen, mit dem ihn sein Vater geschmückt hatte, tauchten denselben in das Blut eines Bocks und schickten ihn an den Vater, welcher glauben mußte, sein Sohn sei von einem wilden Thiere zerrissen worden. J. wurde von den Kaufleuten an Potiphar, den Kämmerer des ägypt. Königs, verkauft, der ihn bald vor seiner ganzen Dienerschaft auszeichnete, und ihn über sein Hauswesen setzte. Aber die buhlerische Frau des Potiphar wollte den J. zur Untreue an seinen Herrn verführen, und als er ihre Liebe zurückwies und ihren Umarmungen entfloh, hielt sie ihn am Mantel, welchen er in ihren Händen zurückließ. Sie dachte den ihr angethanen Schimpf zu rächen, schrie also nach Hülfe und sagte, J. habe ihr Gewalt anthun wollen, sei auf ihr Geschrei aber entwichen und habe den Mantel bei ihr zurückgelassen, an dem sie ihn festzuhalten gesucht habe, damit er der Strafe nicht entgehe. J. wurde nun von seinem Herrn in das Gefängniß geworfen. Auch hier erwarb sich J. das Wohlwollen des Aufsehers über das Gefängniß und es machte Aufsehen, als die Auslegungen, welche er den Träumen zweier Gefangenen gab, eintrafen. Zwei Jahre nachher hatte der König Pharao den bekannten Traum von den sieben fetten und den sieben magern Kühen, welchen die Weisen und Wahrsager Ägyptens nicht auszulegen vermochten. Da erinnerte sich einer jener Gefangenen, an denen die Traumdeutung des J. in Erfüllung gegangen war, an diesen und erzählte von ihm dem Pharao. Dieser ließ den J. kommen und erhielt von ihm die Deutung, daß nach sieben fetten und fruchtbaren Jahren sieben magere und unfruchtbare Jahre über Ägypten kommen würden, und er möge daher in den fetten Jahren sammeln, damit in den magern das Land nicht Mangel leide. Der König übertrug nun dem J. diese Sorge und ehrte ihn hoch, gab ihm die Tochter eines ägypt. Großen zum Weibe und nannte ihn einen Vater des Landes; der Traum aber traf ein, wie ihn J. gedeutet hatte. Als nun die sieben Hungerjahre kamen, erhielten die Ägypter aus J.'s Magazinen Getreide, und auch in Kanaan mußte Mangel sein, denn Jakob schickte seine Söhne, mit Ausnahme des jüngsten, des Benjamin, nach Ägypten, um Getreide zu kaufen. Diese kamen vor J., den sie nicht kannten, während er sie gar wohl erkannte, sich aber verstellte und sie als Spione behandelte. Er erkundigte sich nach ihrem Vater Jakob und Bruder Benjamin und entließ sie endlich mit Getreide, behielt aber den Simeon gefangen zurück und sagte, derselbe solle nicht eher loskommen, bis die Brüder zurückgekehrt wären und den Benjamin mitbrächten, zum Beweise, daß sie nicht Spione wären. Nach langem Weigern und als die Noth drang, neues Getreide zu kaufen, ließ endlich Jakob seine Söhne mit Benjamin wieder nach Ägypten ziehen. J. nahm die Brüder freundlich auf und nachdem er sie geprüft, gab er sich ihnen zu erkennen, vergab ihnen und foderte sie auf, mit ihrem Vater und allen ihren Kindern, Gesinde und Gütern nach Ägypten zu kommen, wo sie mit des Königs Bewilligung in dem fruchtbaren Lande Gosen wohnen sollten. So kam Jakob mit seinen Nachkommen nach Ägypten, von wo diese später, nachdem ein bedeutendes Volk aus ihnen geworden, durch Moses (s. d.) wieder ausgeführt wurden. Durch J.'s Einrichtung kam aber alles Geld und Land in Ägypten an den Pharao, denn die Ägypter mußten Alles hingeben, um nur Getreide zur Fristung des Lebens zu erhalten. Nur die Priesterkaste wurde geschont. Nachdem Jakob gestorben war und vor seinem Tode den Söhnen J.'s, Ephraim und Manasse, gleiche Rechte mit seinen eignen Söhnen zuerkannt hatte, begrub ihn sein Sohn J., wie er ihm gelobt hatte, im Lande Kanaan, da, wo auch Abraham und Isaak begraben lagen. J. aber lebte 110 Jahre und als er starb, weissagte er seinen Brüdern den Auszug aus Ägypten nach Kanaan und trug ihnen auf, alsdann seine Gebeine mit nach dem gelobten Lande zu nehmen.

**Joseph II.**, röm.-deutscher Kaiser, 1765—90, ein Sohn Franz I. und der Maria Theresia, geb. am 13. März 1741, war einer der wohlwollendsten und freisinnigsten Fürsten, der aber durch die von ihm nicht mit der nöthigen Rücksicht auf die Culturstufe der ihm unterworfenen Völker eingeführten Verbesserungen und Neuerungen sich selbst Kummer und Noth bereitete. Schon in der Jugend zeichnete sich J.

durch einen gewandten und lebhaften Geist aus, der sich nur ungern unter den strengen Willen seiner Mutter fügte und der Misbrauch, der mit seiner Mutter frommer Gesinnung wol nicht selten getrieben wurde, erregte in dem Jünglinge eine heftige Abneigung gegen die Geistlichkeit. J. wurde nach dem hubertsburger Frieden 1764 zum röm. Könige erwählt und folgte im nächsten Jahre seinem Vater als Oberhaupt des deutschen Reichs. Maria Theresia behielt selbst, wie bei den Lebzeiten ihres Gemahls, die Regierung über die östr. Staaten, obgleich sie J. zum Mitregenten erklärte und ihm die Verwaltung des Heers überließ. J. bewun-

derte den großen Gegner seines Hauses, den König Friedrich den Großen, und nahm ihn sich zum Muster. Er machte, so lange seine Mutter noch lebte, Reisen, um sich mit seinen Staaten genauer und durch eigne Anschauung bekannt zu machen, und lernte auf einer derselben, 1768, den preuß. König persönlich kennen. Nach dem Tode der Maria Theresia begann J. mit Zurücksetzung der bisherigen Politik Östreichs seine Reformen, durch welche er die Bewunderung des Auslandes und die Liebe seines Volks sich erwarb, aber die durch dieselben benachtheiligten Stände, Adel und Geistlichkeit, gegen sich aufregte. Ein Besuch, der ihm 1782 von dem Papste Pius VI. in Wien zu Theil wurde und welchen er in Rom erwiderte, hielt ihn nicht ab, fortwährend an der Verminderung der Klöster zu arbeiten, nachdem er sie vorher von Rom möglichst unabhängig gemacht hatte. Er schaffte die Nonnenklöster und alle diejenigen Mönchsklöster ab, welche sich nicht auf eine oder die andere Weise nützlich machten. Auf diese Weise kam in acht Jahren in den östr. Staaten die Zahl der Ordensleute von 63,000 auf 27,000 herunter. Er schaffte ferner die Leibeigenschaft ab, hob die Juden aus der gedrückten Lage, in welcher sie sich bisher befunden, erweiterte die Preßfreiheit, verbesserte das Schulwesen, das Kirchenwesen, die Policei und die Staatsverwaltung, hob die Todesstrafe auf, förderte den Landbau u. s. w. J. mußte aber bald die traurige Erfahrung machen, daß er fast überall mit seinen Verbesserungen zu schnell zu Werke gegangen war und dadurch, statt wirklich das Wohl seiner Unterthanen zu fördern, sie nur in einen Zustand der Unbehaglichkeit und Verwirrung versetzt hatte. Denn aus den bisherigen, wenn auch vielfach mit Misbräuchen verwebten, aber doch gewohnten Verhältnissen sahen sie sich herausgerissen und konnten sich, weil es ihnen an dem klaren Überblick fehlte, den nur größere Geistesbildung zu geben vermag, in den neuen Zustand der Dinge nicht finden. Dazu kam, daß der gebildete Theil der Nation, die Geistlichkeit und der Adel, statt den gemeinen Mann zu beruhigen und zu belehren, nur bemüht war, ihn gegen den Kaiser und dessen Verordnungen einzunehmen. Zuerst empörten sich die Walachen in Ungarn, doch wurde der Aufstand noch durch die Hinrichtung der Anführer unterdrückt. J. kam in Streit mit den Holländern über die freie Schiffahrt auf der Schelde und seine Verhandlungen über den Umtausch Baierns gegen die östr. Niederlande wurden 1785 durch den deutschen Fürstenbund vereitelt. Ein Aufstand, der nachher in den Niederlanden ausbrach, nöthigte den Kaiser, seine Verbesserungspläne hier aufzugeben. Im J. 1788 brach der Krieg mit den Türken aus und J. selbst brachte während derselben seine Gesundheit und sein Leben in Gefahr. Von allen Seiten brach aber die Unzufriedenheit aus, nachdem 1789 das neue Steuergesetz erschienen war. Die Niederlande erklärten sich für unabhängig und die östr. Besatzung wurde überall vertrieben, sodaß nur Luxemburg in ihrer Gewalt blieb. Alle Unterhandlungen, welche der Kaiser anzuknüpfen bereit war, wurden zurückgewiesen. Gewaltiger als vorher brach auch in Ungarn die allgemeine Unzufriedenheit aus und in Tirol war gleichfalls die Aufregung groß. Durch diese Unglücksfälle sah sich der Kaiser genöthigt, in den genannten Ländern alle von ihm gemachten Neuerungen aufzuheben und den frühern Zustand der Dinge wiederherzustellen. Seine seit dem türk. Feldzuge wankende Gesundheit konnte sich nicht wieder befestigen und der Kaiser, welchem zum wahrhaft großen Regenten und Wohlthäter seiner Völker nur die nöthige Besonnenheit gefehlt hatte, erlag am 20. Febr. 1790. Kaiser Franz I. ehrte das Andenken seines Oheims J. durch ein Denkmal, welches er ihm 1807 zu Wien errichten ließ.

**Joseph**, regierender Herzog zu Sachsen-Altenburg, wurde als Prinz von Sachsen-Hildburghausen am 27. Aug. 1789 geboren. Nach dem Erlöschen der Linie Sachsen-Gotha und

Altenburg im Jahre 1825 wurde sein Vater Friedrich Herzog von Sachsen-Altenburg und trat dafür Hildburghausen an Meiningen ab. Herzog Friedrich war Senior der Ernestinischen Linie und starb am 29. Sept. 1834, worauf ihm der Prinz J. folgte. Dieser hatte, wie seine Geschwister, eine vortreffliche Erziehung genossen, und sehr früh hatte sich bei ihm ein tiefer religiöser Sinn ausgebildet. Seit 1817 ist der Herzog mit der Prinzessin Amalie, Tochter des Herzogs Ludwig von Würtemberg, vermählt, aus welcher Ehe bis jetzt fünf Töchter, aber noch kein Sohn hervorgegangen sind. Der Herzog J. hat noch drei Brüder, von denen der älteste, Prinz Georg, geb. 1796, zu Eisenberg residirt.

**Josua**, der Eroberer des gelobten Landes, war der Sohn Nuns aus dem Stamme Ephraim und wurde in Ägypten geboren. Unter seiner Anführung siegten die Israeliten in der Wüste über die räuberischen Amalekiter und bei der Auskundschaftung des Landes Kanaan, die J. mit Kaleb unternahm, empfahl er sich Moses durch Muth und Einsicht. Als dieser im Angesichte Palästinas sein Ende herannahen fühlte, ernannte er daher J. zum Heerführer der Israeliten. Als solcher überschritt derselbe mit dem Volke den Jordan und eroberte in einem Vertilgungskriege von dem befestigten Lager zu Gilgal aus einen beträchtlichen Theil Palästinas, mußte aber noch manche heidnische Volksstämme unter und neben den Israeliten dulden. Das so nur unvollständig eroberte Land wurde darauf von ihm unter die israelit. Stämme vertheilt, von denen jeder von dem ihm zugewiesenen Gebiet so viel zu erobern suchte, als er vermochte. J. starb im 110. Lebensjahre, nachdem er 25 Jahre

Anführer der Nation gewesen war, und wurde zu Thimnath Serah auf dem Gebirge Ephraim begraben. Die Geschichte seiner Eroberung ist in dem nach ihm benannten Buche des A. T. beschrieben, das aber weder von ihm noch zu seiner Zeit verfaßt ist.

**Jourdan** (Jean Baptiste, Graf), einer der berühmtesten Generale der franz. Republik und Napoleon's, Marschall und Pair von Frankreich, war der Sohn eines Wundarztes zu Limoges und wurde im Jahre 1762 geboren. Nachdem er schon 1778 in Kriegsdienste getreten und in Amerika die Waffen getragen hatte, widmete er sich, nach Frankreich zurückgekehrt, der Handlung. Die Revolution rief ihn wieder zu den Waffen zurück. J. trat 1790 bei der Nationalgarde ein, kam 1792 mit einem Bataillon Freiwilliger zur Nordarmee und wurde schon 1793 Brigadegeneral und bald darauf Divisionsgeneral. Er hatte sich bei verschiedenen Gelegenheiten als Feldherr ausgezeichnet, als er an Hoche's Stelle das Commando der Moselarmee übernahm. Im Jahre 1794 siegte er bei Arlon und später bei Fleurus, nahm den Verbündeten die eroberten Festungen ab und trieb sie über den Rhein zurück, sodaß auch Mastricht und Luxemburg sich ergeben mußten. Hierauf ging J. 1795 selbst über den Rhein, ohne jedoch seine Stellung behaupten zu können. Nachdem er an Pichegru's Stelle getreten war, überfiel er das rechte Rheinufer und drang nach der Eroberung Frankens siegreich gegen Böhmen und Regensburg vor. Aber von dem Erzherzoge Karl geschlagen, mußte er sich zurückziehen und endlich über den Rhein flüchten. Er trat nun vom Kriegsschauplatze zurück und lebte zurückgezogen in seiner Vaterstadt. Schon 1797 wurde er jedoch als Mitglied des Raths der Fünfhundert wieder in Thätigkeit gesetzt und verfocht als solches die Aufrechthaltung der Republik. Nachdem er 1799 den Oberbefehl über die Donauarmee übernommen hatte und in Schwaben eingedrungen war, besiegte ihn nochmals der Erzherzog Karl bei Stockach und J. trat den Oberbefehl an Masséna ab. Vergebens hatte sich J. der Einführung der consularischen Regierungsform am 18. Brumaire (9. Nov.) 1799 widersetzt, durch welche Napoleon's Größe begründet und der erste Schritt zur Aufhebung der franz. Republik gethan wurde. Er wurde 1800 mit der Verwaltung von Piemont beauftragt, 1802 Mitglied des Staatsraths, ward 1803 von Napoleon mit dem Oberbefehl über die ital. Armee beauftragt und im folgenden Jahre zum Reichsmarschall und Großkreuz der Ehrenlegion ernannt. Nachdem 1805 Masséna die ital. Armee übernommen hatte, diente J. als General unter dem Könige Joseph erst in Neapel und dann seit 1808 in Spanien. Der schlechte Erfolg, den hier die franz. Waffen hatten, bewog J., sich 1809 zurückzuziehen, aber Napoleon schickte ihn, als er den russ. Feldzug unternahm, nach Spanien zurück. Nachdem die Franzosen bei Vittoria 1813 geschlagen worden waren, kehrte er nach Frankreich zurück und wurde 1814 Gouverneur der 15. Militairdivision. Als Napoleon abgedankt hatte, zögerte J. nicht, dem Könige Ludwig XVIII. zu huldigen. Dennoch ernannte der von Elba wieder nach Frankreich kommende Napoleon ihn zum Pair von Frankreich und übergab ihm Besançon zur Vertheidigung. Die Waffen der Verbündeten führten Ludwig XVIII. zurück und J. erklärte sich sogleich für denselben. Er stand an der Spitze des Kriegsgerichts, welches über den Marschall Ney das Urtheil sprechen sollte, sich aber für incompetent erklärte. Von Ludwig XVIII. wurde J. 1817 zum Gouverneur der 7. Militairdivision und 1818 zum Pair ernannt, und nach der Julirevolution wurde er 1830 Gouverneur des Invalidenhauses zu Paris, als welcher er 1833 gestorben ist.

**Journal** heißt eigentlich ein „Tagebuch" und es werden unter diesem Namen vorzugsweise diejenigen regelmäßig erscheinenden Schriften (Tageblätter, Wochenblätter, Monatsschriften, Vierteljahrsschriften) verstanden, welche entweder den Zweck der Unterhaltung oder der übersichtlichen Darstellung der in der Literatur auftretenden Neuigkeiten, der Fortschritte in Künsten und Wissenschaften, oder endlich eine Beurtheilung der bedeutendern dieser Erscheinungen zum Zweck haben. Auch die Zeitungen (s. d.) sind eigentlich Journale, pflegen jedoch unter diesem Namen nicht mit begriffen zu werden. Die Journale konnten erst aufkommen, nachdem das Lesen aufgehört hatte, nur das Eigenthum eines kleinern Kreises von Gebildeten zu sein, und wurden ein Bedürfniß, nachdem sich in Kunst und Wissenschaft ein so reges Leben entwickelt und zugleich die Menge neuer Erscheinungen auf diesem Gebiete so groß geworden war, daß es immer schwieriger wurde, eine Übersicht über dieselben zu erhalten. Die ersten Journale waren das „Journal des savans" seit 1665 in Frankreich, das „Giornale de' letterati" seit 1668 in Italien und die „Acta eruditorum" seit 1682 in Deutschland. Die Journale sind häufig zur Beförderung von Parteiinteressen benutzt worden, haben vielfach zur Ausbreitung schiefer und verleumderischer Urtheile gedient, sowie sie die Seichtigkeit und Oberflächlichkeit begünstigen; aber sie geben auch der Literatur eine eigenthümliche, der Wissenschaft und der Kunst selbst förderliche Regsamkeit, und der Verständige legt ihnen nur den vorübergehenden Werth eines Tagsgeschwätzes bei, wenn sie nicht durch gründlichere Auffassung ihres Gegenstands sich seine Achtung verschaffen. — Journal nennt man im kaufmännischen Geschäftsleben ein Buch, in welches gewöhnlich monatlich die vorgefallenen Geschäfte nach ihrer Gleichartigkeit zusammengestellt werden.

**Jubeljahr** hieß bei den Juden jedes 50. Jahr, das durch den Hall der Posaunen am 10. Oct., als am großen Versöhnungstage, im ganzen Lande verkündigt wurde, weshalb es auch Halljahr genannt wurde. Während desselben mußte alle Feldarbeit ruhen; Sklaven, welche Hebräer waren, wurden frei; das veräußerte Grundeigenthum kam an den ursprünglichen Besitzer oder seinen rechtmäßigen Erben wieder zurück; alle Schulden wurden erlassen. Diese Einrichtung hatte den wohlthätigen Zweck, einer gänzlichen Verarmung israelit. Familien vorzubeugen, die Fruchtbarkeit des Landes zu erhöhen und die Gleichheit unter den Güterbesitzern zu erhalten. Doch scheint sie nicht vor dem Exil bestanden zu haben. — In Nachahmung des jüd. Jubeljahrs erklärte der Papst Bonifacius VIII. 1300 das erste Jahr des neuen Jahrhunderts für ein Jubeljahr oder Jubiläum, in welchem Allen, die nach Rom wallfahrten und fromme Spenden bringen würden, Vergebung der Sünden durch den Ablaß angekündigt wurde; daher auch Ablaßjahr. Die großen Geldsummen, die dadurch dem röm. Stuhle zuflossen und der

Digitized by Google

Wunsch, daß jeder Christ ein Jubeljahr erleben möchte, bewogen Clemens VI. 1350 jedes 50., Urban VI. 1389 jedes 33., in Beziehung auf Jesu 33jährigen Aufenthalt auf der Erde, Paul II. 1470 jedes 25. Jahr zu einem Jubeljahre zu bestimmen. Da aber der in einem Jubeljahre von der Kirche gespendete Segen wegen der kostspieligen Reisen nach Rom der Christenheit nicht allgemein zu Theil werden konnte, so erklärte Paul in den verschiedenen Ländern gewisse Kirchen zu Gnadenstätten, wo er Jedem für den dritten Theil der Summe zuertheilt wurde. Die durch solche allgemeine Ablässe gesammelten Gelder wurden zugleich als eine Steuer zum Türkenkriege oder zum Bau der Peterskirche betrachtet. Aber sie kamen immer sparsamer ein, seitdem durch die Reformation das Ablaßwesen erschüttert worden war. Doch wurde noch 1825 das Jubeljahr mit vielem Enthusiasmus in Rom gefeiert. In der protestantischen Kirche ist dem Andenken an die Reformation von 1517, an die Übergabe der augsburgischen Confession von 1530 und an die Stiftung des Religionsfriedens von 1555 aller hundert Jahre eine dreitägige Feier gewidmet worden. Auch andere wichtige Ereignisse des Völker- und Familienlebens, der Staaten, Wissenschaften und Künste werden durch Jubiläen oder Jubelfeste gefeiert.

**Jubilate** heißt in der Kirchensprache der dritte Sonntag nach Ostern; er führt darum diesen Namen, weil an ihm ehemals der Gottesdienst mit den Worten: Jubilate Deo, omnes terrae, lobsinget Gott, alle Lande (Psalm 66, 2.), begann.

**Judas**, Sohn Simon's, mit dem Beinamen Ischarioth, einer der Apostel Jesu und als sein Verräther ein Gegenstand des Abscheus bei den Christen. In der Gesellschaft Jesu machte er auf den Lehrreisen den gemeinsamen Kassenführer, misbrauchte aber das ihm geschenkte Vertrauen durch betrügerische Gewinnsucht, indem er sich zugleich den Schein der Uneigennützigkeit und Mildthätigkeit gab. Endlich verrieth er seinen Herrn und Meister für 30 Seckel, welches etwa 20 Thaler beträgt, bereute aber nachher die schwarze That, als er ihren schrecklichen Erfolg sah und erhing sich, nachdem er zuvor den Verrätherlohn in die Hände der Juden zurückgegeben hatte. Da Liebe und Dankbarkeit J. gleich stark an Jesus fesseln mußten, so ist es schwer, zu entscheiden, aus welchem Grunde die ungeheure That hervorging. Man hat diesen nicht nur in der Habsucht, zu der J. einen überwiegenden Hang zeigte, gesucht, sondern auch gemeint, er habe die thörichte Hoffnung gehegt, daß ein herbeigeführter offener Angriff Jesus, der ihm zu lange zögerte, bestimmen werde, sich zum König der Juden zu erklären. Die alte Kirche betrachtete J. als ein Werkzeug des Teufels und noch immer gilt im gemeinen Leben eine Judasseele als der Inbegriff des schwärzesten Undanks, des niedrigsten Geizes und endloser Falschheit und Bosheit, welchen Charakter ausdrückend sein Bildniß auch von Künstlern dargestellt worden ist.

**Judas**, mit dem Zunamen Lebbäus oder Thaddäus (der Muthige), war einer der zwölf Apostel, ein Bruder Jakobus des Kleinen und Sohn des Alphäos und der Maria. Nähere Nachrichten über ihn ertheilt weder die heilige Schrift noch die spätere Geschichte. Nach einer Sage soll er in Verbindung mit Petrus für die Verbreitung des Christenthums in Persien gewirkt und daselbst den Märtyrertod erlitten haben. Dagegen macht ihn eine andere Sage zum Stifter der syrischen Kirche und läßt ihn in Edessa natürlichen Todes sterben. Zweifelhaft ist es, ob er der Verfasser des kleinen Briefs ist, der sich unter seinem Namen in den Schriften des N. T. findet.

**Juden** heißt das gesammte israelit. Volk seit seiner Rückkehr aus der babylon. Gefangenschaft, weil es größtentheils Angehörige des ehemaligen Reichs Juda waren, die seit 536 auf die Erlaubniß des Cyrus (s. d.) nach Palästina zurückkehrten. Dem ersten von Esra (s. d.) geführten Haufen, der mit Weibern, Kindern und Sklaven nicht über 50,000 Seelen zählte, folgte später unter Nehemia (s. d.) ein zweiter minder zahlreicher. Der größere Theil der Israeliten blieb am Euphrat und in Ägypten zurück, den Genuß des neuerrungenen Lebensglücks dem Anbaue des verwüsteten Vaterlandes vorziehend. Unter ihren begeisterten Führern begannen die Zurückgekehrten den Wiederaufbau Jerusalems und des Tempels, doch nicht ohne Hindernisse, da sich demselben die Samariter (s. d.) entgegenstellten, welches den Grund zu dem tiefgewurzelten Hasse beider Nationen legte. Die von Esra und Nehemia getroffenen bürgerlichen und gottesdienstlichen Anordnungen machten den neugegründeten Staat in Allem zu einem treuen Nachbilde der Mosaischen Gesetzgebung. Derselbe war im Innern der Leitung eigner Hoherpriester und Ältesten überlassen und blieb unter der Oberherrschaft der Perser, bis Alexander, der Besieger des Morgenlandes, den Tempel Jehova's 330 betrat. Die Geschichte dieses Zeitraums, minder bedeutend durch den Druck der fremden Herrschaft, legte den Grund zu dem später so schroff hervortretenden eigenthümlichen Charakter des Volks. Die während einer mehr als 50jährigen Heimatlosigkeit überstandenen Drangsale hatten das Volk zu der Überzeugung gebracht, daß Untreue gegen Jehova und Abfall vom väterlichen Gesetz zum Unglück führen müsse. Mit frommem Eifer wurden die alttestamentlichen Schriften gesammelt und in das Heiligthum des Tempels gestellt. Die Synagogen entstanden, Bet- und Lehrsäle wurden in jeder größern Ortsgemeinde eingerichtet und unter die Aufsicht frommer und schriftkundiger Männer gestellt, damit dem Volke, welches indeß die chaldäische Mundart angenommen hatte und nicht mehr seine heiligen Schriften verstand, der Geist der Frömmigkeit und Gesetzlichkeit eingeprägt und Israel zu neuer Macht und Größe geführt würde. Aber die allzu ängstliche Gewissenhaftigkeit des hierbei beobachteten Verfahrens ließ diese Anstalten nur wenig ihrem Zweck entsprechen. Der religiös-sittliche Inhalt des Gesetzes ging dem Volke durch die meist spitzfindige und oft chaldäische Weisheit einmischende Deutungsweise der Gesetzlehrer verloren. Wie schlimm es um den kräftigen religiösen Sinn stand, zeigt vor Allem der Verfall der Dichtkunst seit dem Exil. Während so der erneuerte Eifer für das Gesetz wenig gute Früchte brachte, ließ er zugleich die daran geknüpften Hoffnungen auf irdische Größe und Macht unerfüllt. Stark im Glauben an eine besondere Vorliebe Gottes, mußten die Juden doch fortwährend ihre Ohnmacht in der Abhängigkeit von fremder Herrschaft empfinden. Nach Alexander's Tode standen sie unter Ägypten 323—221, dann waren sie abwechselnd Unterthanen bald der ägypt., bald der seleucidisch-syrischen

Könige, bis sie um das Jahr 180 unter Seleukus Philopator dem syrischen Reiche ausschließend zufielen. Das Schwanken der auswärtigen Herrschaft konnte dem Volke im Ganzen nicht frommen; verderblich aber wurde es, da die Kämpfe zwischen Ägypten und Syrien auf paläst. Boden ausgefochten wurden, oder Truppenzüge, welche das Land aussogen, veranlaßten. Der Versuch des Antiochus Epiphanes, dem ausgeplünderten und mit Steuern und Abgaben belasteten Volke griech. Sitten und Religion aufzudringen, brachte dasselbe zur Verzweiflung. Unter dem priesterlichen Heldengeschlechte der Makkabäer (Hämmerer) kämpfte es seit 167 für Religion und Nationalität, und der Kampf endete 141 mit dem Sturze der syr. Herrschaft und der Wiederherstellung der nationalen Unabhängigkeit. Simon, der letzte Makkabäer (die zwei andern Brüder waren, der eine, Judas, den Heldentod gestorben, der andere, Jonathan, durch Meuchelmord umgekommen) eröffnete eine Reihe selbständiger Fürsten, die zugleich die Hohepriesterwürde bekleideten und die von dem Urvater der Familie, Hasmon, insgesammt den Namen der Hasmonäer (Erlauchte) führten. Fast ununterbrochene Thronstreitigkeiten in Ägypten und Syrien ließen die Juden ihre Unabhängigkeit genießen. Simon befestigte das Reich durch ein Bündniß mit den Römern, und Johannes Hyrkanus, sein Sohn und Nachfolger (136—105), erweiterte es durch Eroberungen und Siege, von denen der Sieg über die Samariter durch die Zerstörung ihres Tempels auf Garizim 129 eine Befriedigung des Nationalhasses wurde. Der um diese Zeit entstandene Sanhedrin, der hohe Rath, bildete den obersten Gerichtshof in Religionssachen und diente zugleich als Unterbehörde über Policei und Rechtspflege. Die fortgeschrittene Bildung zeigte der Handel, der neben der Beschäftigung mit Landbau eine zweite Haupterwerbsquelle der Nation geworden war. Die Neigung zu demselben war bei den Israeliten schon im Exil erwacht, durch die vermehrte Bevölkerung des Landes und dessen für den erweiterten Völkerverkehr vortheilhafte Lage wurde sie jetzt noch besonders unterhalten und begünstigt. Auch die Verbindungen mit den auswärtigen ägypt. und babyl. Juden, die jetzt noch fortwährend durch freiwillige Auswanderer in das griech.-röm. Ländergebiet vermehrt wurden, führten zu Reichthum und Kenntnissen, da jene eine Steuer an den Tempel entrichteten und zur Zeit der hohen Feste in zahlreichen Karavanen nach dem Heiligthume wallfahrteten. Aber der im Innern unbefriedigte Sinn des Volks trat in den Parteien der Sadducäer, Pharisäer und Essäer hervor, von denen die beiden ersten den Kampf ausländischer Sitte und Geistesbildung mit nationaler Absonderung und religiöser Bevorzugung unterhielten, die letztern, als zerfallen mit dem bürgerlichen und religiösen Gemeinwesen, in frommer Stille sich der Öffentlichkeit entzogen. Parteihaß und ärgerliche Zwistigkeiten, die in der fürstl. Familie selbst ausbrachen, bezeichnen die nachfolgenden Regierungen. Judas Aristobulus (105—104) legte sich den Königstitel bei und Alexander Jannai (104—79) eroberte in einem glücklichen Kriege gegen Ägypten die Grenzfeste Gaza. Unter dem Beistande der Pharisäer regierte die Königin Salome Alexandra. Als sie 69 gestorben, machten ihre beiden Söhne Hyrkanus und Aristobulus sich die Krone streitig. Der Römer Pompejus, von der schwächern Partei zur Vermittelung herbeigerufen, vermittelte nach röm. Grundsätzen durch allgemeine Unterjochung 63. Judäa wurde eine von der Provinz Syrien abhängige Ethnarchie (Volksfürstenthum) und Hyrkanus in derselben zum Hohenpriester und Ethnarchen eingesetzt, während Aristobulus mit seinen Söhnen und Töchtern den Triumphzug des Pompejus in Rom verherrlichen sollte. Seine und seiner Söhne Entweichung aus der Gefangenschaft brachte neue Kriegsunruhen über das Land. Nach blutigem wechselvollen Kampfe gelang es dem Antigonus, Aristobulus' zweitem Sohne, die röm. Partei zu verdrängen. Jubelnd begrüßte in ihm das Volk (40) noch einmal einen freien jüd. König. Aber schon im dritten Jahre seiner Regierung wurde ihm der Thron durch den röm. Günstling und Halbjuden Herodes entrissen und er selbst, der letzte Sprosse der Hasmonäer, am Schandpfahle schmachvoll hingerichtet. Des Herodes halb jüd. und halb röm. Gesinnung sicherte ihm die Herrschaft. Unter ihm entartete die Nation. Jüdische Große wurden röm. Schwelger und das Volk sollte über glänzenden Bauten, Theatern und Kampfspielen das allgemeine Unglück vergessen. In seine Regierung fiel drei Jahre vor seinem Tode die Geburt Jesu. Von dem unter seine vier Söhne getheilten Reiche erhielt Archelaus Judäa mit Samarien. Aber seine Unzuverlässigkeit brachte ihn nach Vienna in die Verbannung, sein Gebiet kam zur Provinz Syrien und wurde seit dem zehnten Jahre n. Chr. durch Procuratoren verwaltet. Die Habsucht und Härte dieser, wie die nicht minder gewinnsüchtigen Zollpächter machten dem verachteten Volke die röm. Herrschaft zu einer unerträglichen Last. Röm. Strenge wurde von jüd. Hartnäckigkeit herausgefodert. Schwer gereizt durch die Gewaltthätigkeiten des Procurators Cassius Florus begann das Volk im Jahre 66 n. Chr. den Krieg, weniger in der Hoffnung des Siegs, als in der Verzweiflung an aller irdischen Wohlfahrt. Das Kriegsglück, anfangs den Verzweifelten günstig, wandte sich auf die Seite der Römer, als Vespasian 67 und nach seiner Erhebung zum Kaiser Titus (70) eine große Streitmacht gegen Jerusalem führte, welches unterging. (S. Jerusalem.) Der Krieg, der bald in den Gebirgen Judäas austobte, hatte einer Million Menschen das Leben gekostet. Die Übriggebliebenen mußten gezwungen auswandern, oder wurden als Kriegsgefangene theils hingerichtet, theils in die Bergwerke nach Oberägypten geschickt, theils auf die Sklavenmärkte gebracht, theils für die Kampfspiele aufbewahrt, die zur Feier des Sieges die Römer zu Cäsarea, Berytus und an andern Orten aufführten. Die Juden hörten auf, ein selbständiges Volk zu sein, ihrer harrte fortan das Leben in der Zerstreuung, die eine allgemeine wurde und sich bald über die ganze bekannte alte Welt erstreckte. In dem weiten Ländergebiete des röm. Reichs waren die Juden mit der Übertragung der Tempelsteuer an den Schutzgott des Reichs, Jupiter Capitolinus, nach den bestehenden Religionsgesetzen geduldet, doch drückte sie der Volkshaß, der sie mit dem Namen des scheußlichsten Volks bezeichnete. Dessenungeachtet gewannen sie durch ihre angebildete Umsicht und eine meist auf Handel gerichtete Betriebsamkeit ein schnelles Emporkommen, und der treu bewahrte Glaube an die ewige Dauer ihres Volks und seines Gesetzes erwuchs sogar unter der duldsamen Regierung Hadrian's in einem von dem falschen Messias Bar Cochba erregten Aufstande zu dem



Digitized by Google

kühnen, aber mislungenen Versuche, Palästina wieder zu erobern. Eine Annäherung an das Christenthum verhinderte die ihnen eigne Abneigung gegen dasselbe. Doch brachten die von Konstantin den Christen gewährten großen Begünstigungen viele Juden zum Abfall. Der allen Religionsparteien, nur nicht den Christen günstige Kaiser Julian (s. d.), erlaubte ihnen den Wiederaufbau des Tempels in dem von Hadrian auf der Stelle des alten Jerusalem unter dem Namen Aelia capitolina erbauten Stadt. Das Unternehmen wurde durch den schnellen Tod des Kaisers verhindert. Von größerm Erfolge, als das Streben nach Wiederherstellung der äußern Selbständigkeit, war im Innern der der Religion gewidmete Bildungseifer. Die Stadt Tiberias war durch ihre Schule der Sitz eines geistigen Jerusalems geworden. Sie beherrschte, ausgezeichnet durch den Geist und die sittlichen Vorzüge ihrer Rabbinen (Gesetzlehrer) als oberster Gerichtshof (Sanhedrin) unter einem Vorsteher, der Nasi, Fürst der Gefangenschaft, hieß, sämmtliche Juden des Abendlandes bis 429. Gleiches Ansehen behaupteten bei den östl. Juden Schulen in Babylonien, deren Blüte bis tief ins Mittelalter hinaufreichte. Ein Werk derselben war die Sammlung der durch Überlieferung fortgepflanzten Auslegungen und Zusätze zum A. T., welche um 200 von Rabbi Jehuda dem Heiligen veranstaltet, um 500 vollendet und unter dem Namen Talmud den Juden fast aller Zeiten feststehende Glaubensnorm geworden ist.

Im Mittelalter waren die Juden im Allgemeinen ein überall fremdes, überall heimisches, immer unterdrücktes, verfolgtes, verbanntes, immer von Neuem auftauchendes, verachtetes Volk. Die Päpste, wenige Ausnahmen abgerechnet, begünstigten sie, soweit es sich einigermaßen mit ihrer christlichen Oberherrlichkeit vertrug. Venedig schloß sie von seinem Meerhandel aus. In Spanien wurden sie von den Westgothen hart, desto milder von ihren Halbbrüdern, den erobernden Arabern, behandelt, mit denen sie sich schon in Asien und Afrika befreundet hatten. Daß sie den Aussatz mit nach Frankreich gebracht hatten, setzte sie besonders in Burgund heftigen Verfolgungen aus. Karl der Große bewies sich duldsamer und noch mehr Ludwig der Fromme. Der Ruhm, den sie seit dem 10. Jahrh. in allen Künsten und Wissenschaften, besonders als Mathematiker, Astronomen und als die geschicktesten Ärzte der Erde an den vorzüglichsten europ. Höfen, bis zum 16. Jahrh. sogar an dem päpstlichen behaupteten, milderte nicht den Haß, den die Christen gegen sie als eine besondere, durch Wucher und Unterhändlergeschäfte gleichsam zum allgemein nothwendigen Übel gewordene Partei hegten. Gegen Ende des 12. Jahrh. ermordete das aufrührische Volk Castiliens die schöne jüd. Geliebte seines Königs Alfons IX., und der König, welcher seiner Unterthanen zum Siege von Tolosa bedurfte, wagte nicht, den Frevel zu bestrafen. In Frankreich entstand das Märchen von einer wunderthätigen Hostie, welche die Juden gestohlen haben sollten, und diente zum Vorwande, die Synagogen zu zerstören. Den blutigsten Verfolgungen waren die Juden durch die Kreuzzüge ausgesetzt, ungeachtet sie zu denselben hatten steuern helfen müssen. Die während derselben an ihnen verübten Grausamkeiten waren Jahrhunderte hindurch den Gemeinden lebendiger Ausdruck des Schreckens, und sie dauerten auch nach ihrer Beendigung noch fort, da die Pest, welche den Kreuzfahrern nach Europa folgte, von Vergiftung der Brunnen durch die Juden abgeleitet wurde, und andere gehässige Gerüchte, daß sie Christenkinder mordeten und geweihete Hostien erkauften und durchstächen, Vorwände zu einem blutigen Verfahren gegen sie wurden. Aus dem südwestl. Deutschland gewaltsam verdrängt, wanderten sie nach Mähren und Polen und gründeten die dortigen zahlreichen Gemeinden. Durch Handelsvortheile gereizt und dem fürstl. Eigennutze unentbehrlich, kehrten sie später in die verlassenen Länder und Städte, in denen sie in abgelegenen Gassen, Judengassen genannt, zusammenwohnen mußten, wieder zurück; aber der neue Aufenthalt war mit dem Verluste aller Menschenrechte und der Erlegung schwerer Abgaben verbunden und wurde ihnen an manchen Orten noch besonders dadurch verbittert, daß sie zur allgemeinen Verspottung ein äußeres Kennzeichen an sich tragen, jährlich einmal gewisse entehrende Arbeiten verrichten oder zum eignen Ärger in die Kirchen der Christen gehen und mit Demuth eine gehässige Predigt anhören mußten. In Italien, wo man sie drückte, gaben sie doch Anlaß zur Errichtung von Leihhäusern, auch waren sie im Besitze berühmter Druckereien, besonders zu Soncino, Neapel und Venedig. Die Päpste blieben ihnen mehrentheils gewogen. Seit dem Anfange des 11. Jahrh. bis jetzt erscheinen sie bei jeder päpstlichen Thronbesteigung, überreichen ihr Gesetzbuch und, als Tribut an die Kammer, ein Pfund Pfeffer und zwei Pfund Zimmt. In Spanien haben sie im friedlichen Zusammenwohnen mit den Mauren alle Künste und Wissenschaften, und selbst die Dichtkunst blieb ihnen nicht fremd; aber 1492 traf sie das, auf Antrag des Großinquisitors Torquemada, von Ferdinand und Isabella gegen sie erlassene Verbannungsedict. Nie ward ein Gesetz unbarmherziger vollzogen; selbst Die, welche sich zum Christenthume bekehrten oder bekehrt zu sein vorgaben, wurden mit unerhörter Ungerechtigkeit behandelt. Die meisten und vornehmsten der Verbannten entwichen nach Portugal. Die geringere Menge rettete sich nach Afrika und lebte dort in Armuth und Knechtschaft. Aber auch aus Portugal wurden sie, auf Ferdinand's Antrieb, unter König Emanuel 1507 vertrieben. Die Flüchtigen nahm größtentheils Italien und Konstantinopel auf; doch behauptete man gegen Ende des 18. Jahrh. ein vielverbreitetes Gerücht, es befänden sich unter den ersten Familien Portugals und Spaniens solche, die äußerlich Christen schienen und im Innern ihres Hauses den Glauben und Dienst ihrer jüdischen Väter bewahrten. Die holländ. Juden waren seit der Errichtung des Freistaats durch unermeßliche Reichthümer berühmt; die poln. und russ., nicht befriedigt durch einen ausgedehnten Handel, brachten noch den Bier- und Branntweinschank an sich, ja selbst zu Posthaltern wußten sie sich hier und da emporzuschwingen; dagegen den beschränktern deutschen Juden Armuth und ein nur mittelmäßiger Wohlstand zu Theil ward. Aber darin waren sich die Juden aller Länder gleich, daß sie, ohne Antheil am staatsbürgerlichen Leben, an Vaterland und Freiheit, überall als Fremdlinge lebten und jeden Ruhm eines gemeinnützigen Wirkens einem niedrigen Eigennutze zum Opfer bringen mußten. Diese Schmach und Niedrigkeit begann erst seit der Mitte des 18. Jahrh. sich in einen allmälig verbesserten Zustand für die Juden umzuwandern, seitdem die fortgeschrittene Bildung ihnen nicht mehr den Besitz der Menschenrechte streitig machte und sie selbst

angeregt durch hochgebildete und geistvolle Volksgenossen, auf jede Weise den Foderungen der Zeit nachzukommen suchten. So wurde die Volkserziehung verbessert, die talmudischen Satzungen verloren ihr Gewicht und beim Gottesdienste kam die Landessprache in Gebrauch. Das natürliche Ergebniß dieses Zustandes war die Foderung der vollen bürgerlichen Gleichstellung mit den Christen. Das Losungswort des Liberalismus: bürgerliche und religiöse Freiheit für alle Welt! gewann dieser Emancipation eine mächtige Partei. Napoleon vollzog die bürgerliche Erlösung der Juden 1806, die auch in Holland und Belgien gültig blieb; in Nordamerika gehörte sie zum Wesen des Staats. Auch in deutschen Landen ist der bürgerliche Zustand der Juden seit Joseph II. mannichfach gebessert worden, aber gegen ihre vollkommene Gleichstellung, die nur unter der franz. Herrschaft vorübergehend stattfand, erinnerte eine sonst nicht illiberale Partei, daß die Juden dem Vaterlande doch nur Fremdlinge seien, denen daher die höchste Gastfreundschaft, aber kein Staatsbürgerrecht gebühre, und daß die europ. Staaten auf christlichen Grundlagen ruhen, die durch bürgerliche Gleichstellung der Juden zwar nicht erschüttert, doch verleugnet würden. Aber es ist ein harter Widerspruch, von den Juden bürgerliche Gesinnung und Gesittung fodern und sie dennoch von dem Genusse bürgerlicher und politischer Rechte ganz oder zum Theil ausschließen. — Versuche zur Bekehrung der Juden sind auch in neuerer Zeit vielfach gemacht worden, scheitern aber zumeist an dem Mangel an Glauben unter den Christen selbst. In Rußland sind den Juden, welche sich zum Christenthume bekehren und welche israelitische Christen heißen, besondere Vortheile eingeräumt. Sie können sich für jedes christliche Bekenntniß bestimmen, erhalten Ländereien, Gewerbefreiheit, Bürgerrecht, können sich durch selbstgewählte Obere regieren, sind von allen Staatsdiensten befreit und treten erst nach 20 Jahren mit den übrigen Unterthanen in gleiche Verpflichtungen.

**Juden-Christen** wurden in den ersten christlichen Jahrhunderten diejenigen Christen genannt, die neben dem Hochmuthe auf ihre jüdische Abstammung zugleich das Vorurtheil hörten, daß die gesetzlichen Werke und die Gebräuche der jüdischen Religion ein nothwendiges Erforderniß der christlichen seien, weshalb sie auch den Heiden bei der Aufnahme ins Christenthum die Beschneidung auferlegten. Nachdrücklich bekämpfte Paulus diese Meinung in einigen seiner Briefe, indem er die Bedingung des Christenthums in den Glauben an Christus setzte; doch hat dieselbe unter mancherlei Veränderungen unter den Christen in dem Gegensatze der Werkheiligkeit gegen den einigen Werth der gläubigen Gesinnung fortbestanden.

**Judenkirschen**, **Blasenkirschen**, **Boberellen** oder **Schlutten** werden die von einem großen, aufgeblasenen, mennoberrothen Kelche eingeschlossenen glänzend scharlachrothen Beeren einer auf sonnigen Hügeln, in Weinbergen und Gebüschen im mittlern und südl. Europa wachsenden mehrjährigen Pflanze genannt. Diese Pflanze hat das Eigenthümliche, daß der während der Blütezeit grüne Kelch nach derselben noch fortwächst, sich allmälig licht zinnoberroth färbt und bei der Reife, wo er eine große, nur an der Spitze geöffnete Blase bildet, auf seiner Innenseite mit kleinen Drüsen besetzt ist, die einen sehr bittern Saft absondern. Die von diesem Kelche eingeschlossene Beere hat einen nicht unangenehmen säuerlich-süßen Geschmack; sie muß aber sehr vorsichtig von dem Kelche befreit werden, sodaß dieser sie nicht berührt, weil sie sonst bitter und unangenehm schmeckt. Früher galten die Beeren für ein gutes Mittel, Harn, Gries und Steine aus der Blase abzuführen, werden aber jetzt nicht mehr angewendet.

**Judenpech**, **Asphalt**, **Erdharz**, **Erdpech**, **Bergpech** ist ein mineralisches Harz von braunschwarzer Farbe, welches feste, im Bruche muschelige, undurchsichtige, glänzende, eigenthümlich harzig (bituminös) riechende Stücken bildet, welche wenig schwerer als Wasser sind, bei der Temperatur des siedenden Wassers schmelzen und mit einer rußigen Flamme verbrennen. Im absoluten Weingeist wird ein Theil aufgelöst, welcher nach Abdampfung des Weingeistes als ein gelbes klebriges Harz erscheint. Man findet das Judenpech (welches von diesem Umstande auch den Namen erhalten hat) vorzüglich auf dem todten Meere, dessen Wasser sehr salzig und daher schwerer als reines Wasser ist, daher die Harzstücken auf ihm schwimmen und am Ufer aufgefischt werden. Außer diesem festen Erdharz findet man aber auch noch ein flüssiges oder weiches, welches auch **Bergtheer** genannt wird und als eine Auflösung von Asphalt in **Steinöl** (s. d.) zu betrachten ist. Der Bergtheer hat eine schwärzliche Farbe und bildet in gewöhnlicher Temperatur eine dickflüssige, auf dem Wasser schwimmende, in Oelen lösliche Masse, welche wie Asphalt riecht und auch mit rußiger Flamme brennt. Man findet ihn vorzüglich zu Lobsan und an andern Orten in Frankreich. Auch in Griechenland, türk. Albanien, Dalmatien, Galizien, bei Genf in der Schweiz, Barbados u. s. w. wird er gewonnen. Das Judenpech wurde von den Babyloniern als Mörtel benutzt und die Ägypter sollen es bei der Einbalsamirung der Leichen angewendet haben. Jetzt bedient man sich desselben in der Ölmalerei zu einer braunschwarzen Farbe und die Kupferstecher nehmen es zum Deckgrunde. Es gibt ferner einen Zusatz zum schwarzen Firniß und wird zu verschiedenen Arten von Kitt, sowie zum schwarzen Siegellack verwendet. Aus dem Bergtheer bereitet man den Erdharzkitt und benutzt jenen auch zum Theeren der Schiffe, der Taue und des Segeltuchs. In neuerer Zeit hat man besonders in Frankreich und England den Asphalt zur Herstellung eines sehr haltbaren, reinlichen und bequemen Straßenpflasters, namentlich für Fußgänger, benutzt.

**Judica** heißt in der Kirchensprache der fünfte Sonntag in der Fastenzeit, weil der Gottesdienst an demselben mit den Worten: Judica me, domine, d. h. Richte mich Gott (Psalm 43, 1) begann. Auch der Name schwarzer Sonntag war diesem Tage beigelegt, weil man sich von demselben an bis Ostern schwarz kleidete, zur Trauer für die Leiden Jesu.

**Judith** ist der Name eines schönen und muthigen hebr. Weibes, welche ihr Volk aus der Hand seiner Feinde erlöste. Es hatte nämlich Nebukadnezar, der König von Babylon, seine Boten an alle umwohnenden Völker und so auch an die Hebräer ausgesendet und Unterwerfung unter seine Macht gefodert, und als sich die Völker widersetzten, sandte er seinen Feldhauptmann Holofernes aus mit großer Heeresmacht, sie zur Unterwerfung zu zwingen. Schreck und Angst be-

65*

Digitized by Google

fiel die Völker, daß sie sich an Holofernes ergaben, welcher ihre Heiligthümer zerstörte, damit sie nur dem übermüthigen Könige Nebukadnezar göttliche Ehrerbietung beweisen sollten. Die Hebräer allein wagten es, für ihre Religion Widerstand zu leisten und Holofernes fiel in ihr Land mit einem großen Heere und belagerte die Grenzfeste Bethulia. Er schnitt den Hebräern in der Stadt das Wasser ab und diese waren nahe daran, sich zu ergeben. Da beschloß J., welche eine gottesfürchtige Witwe war, ihr Volk unter Gottes Beistande zu retten. Sie ermahnte die Anführer mit begeisterten Worten, stärkte sich selbst durch inbrünstiges Gebet und ging schön geschmückt und nur von einer Magd begleitet hinaus in das Lager der Feinde. Hier ließ sie sich vor Holofernes führen und verkündete ihm den Sieg über die Hebräer, welche sich an ihrem Gott versündigt hätten und darum von ihm verlassen würden. Sie selbst, sagte sie, wolle den Holofernes siegreich nach Jerusalem führen, bat aber, man möge sie frei im Lager, nach dem Gesetz ihrer Väter, leben lassen. Dieses wurde ihr bewilligt, Holofernes aber entbrannte in sinnlicher Begierde zu dem schönen Weibe und ließ sie am vierten Tage zu sich zum Bankett laden. J. erschien, stellte sich, als ob sie dem Feldherrn zu Willen sein wolle und reizte ihn zur Fröhlichkeit, sodaß er viel trank, und als er mit J. allein in sein Schlafgemach kam, trunken auf das Lager fiel. J. faßte nun sein Schwert, betete noch einmal zu ihrem Gotte und schnitt dann dem Holofernes das Haupt ab, welches sie in den Sack that, mit dem ihre Magd vor dem Zelte harrte. Unangefochten ging sie hierauf nach der belagerten Stadt zurück. Als es aber Morgen geworden war, machten die Hebräer einen Ausfall. Die Assyrer gingen, ihren Feldherrn zu wecken, fanden ihn erschlagen, und in der Verwirrung über diesen unerwarteten Unfall ergriffen sie die Flucht. Die Hebräer verfolgten sie, erschlugen Viele und machten große Beute. J. wurde von den Vornehmsten ihres Volks als Retterin desselben begrüßt und hoch gefeiert, sie aber pries laut den Gott Jehova, der ihr beigestanden und durch ihre schwache Hand sein Volk errettet habe. Sie lebte ehrbar und gottesfürchtig, unverehelicht bis an ihren Tod. Diese Erzählung von der J. ist niedergeschrieben in dem Buche **Judith**, welches zu den Apokryphen des A. T. gerechnet wird.

**Justen** oder **Juchten** heißt eine Art aus Rußland und Polen kommenden Leders, welches aus Ziegen- und Kalbfellen, sowie aus Kuh- und Roßhäuten bereitet wird. Bei dem Färben werden die Felle paarweise zusammengenäht, und da im Russischen Justi ein Paar bedeutet, so ist hieraus wahrscheinlich der Name entstanden. Nachdem die Felle gegerbt, getrocknet und zugerichtet worden, werden sie auf der Fleischseite mit Birkentheer getränkt, darauf geschmeidig gemacht und endlich gefärbt. Mit einer messingenen Walze werden die Felle gekrispelt. Der Birkentheer macht das Leder wasserdicht und gibt ihm seinen eigenthümlichen Geruch, welcher sie vor Insekten schützt. Man unterscheidet nach der Qualität verschiedene Sorten, unter denen der **Roßwall** die schlechteste ist. Man verwendet den Justen zu allen Arten von Riemerarbeit, zum Beschlagen von Koffern, zu Stiefeln u. s. w.

**Julianus** (Flavius Claudius), röm. Kaiser 360—365 n. Chr., von den Christen **Apostata**, d. h. der Abtrünnige,
genannt, war ein Brudersohn **Konstantin's** des Gro
(s. d.) und geb. 331. Durch die Grausamkeit des Kai
Konstantius, seines Vetters, verlor er, kaum sechs Ja
alt, seinen Vater und mehre Glieder seiner Familie.
Schicksal blieb dem Mörder seines Hauses überlassen,
ihn zum geistlichen Stande bestimmte und dem Bischof
sebius von Nikomedien zur Erziehung und zum Unter
im Christenthume übergab. Da jedoch J. hierin nur
Mittel der Unterdrückung erblickte, so wurde er dem Chri
thume ebenso feind wie dem Kaiser. Im verstohlenen U
gange mit den Dichtern der Vorwelt entzog er sich dem
zänke der Geistlichen und dem Gewebe spitzfindiger F
meln, zu welchen das Christenthum jener Zeit ausge
war. Schon jetzt von der poetischen Seite des Heident
gefesselt, hing er an demselben mit schwärmerischer Beg
rung, seitdem es ihm, zum Jüngling herangereift, verg
war, die Schulen zu Athen und Nikomedien zu seiner
stigen Bildung zu benutzen. Hier, im Umgange mit
berühmtesten Philosophen seiner Zeit, voll Bewunderung
ihr geheimnißvolles und beredtes Wissen und durch ihre E
flüsterungen zu den kühnsten Hoffnungen erhoben, hielt
nur die Furcht vor dem Kaiser ab, seinen Abfall vom C
stenthume offen kund zu thun. Während J. nach dem P
der Philosophie und Beredtsamkeit rang und das gesam
Wissen des Heidenthums in sich aufnahm, wurde er
lich in diesem Eifer durch den Entschluß des Kaisers u
brochen, den Westen des Reichs gegen die Einfälle der
manen zu schützen. In Mailand 355 zum Cäsar ern
und mit des Kaisers Schwester Helena vermählt,
an der Spitze eines Heers nach Gallien. Durch seine
über die Franken und Alemannen bei Lyon und Stra
und wiederholte Einfälle nach Deutschland stellte er
Ruhm der röm. Waffen wieder her, und in der Verwa
des Landes erwarb er sich die allgemeine Liebe durch
Mäßigung, Uneigennützigkeit und Gerechtigkeit. Sein
und seine Tugend erregten jedoch des Kaisers Eifersucht.
einem Befehle foderte er ihm den größten Theil des H
ab, angeblich zum Kriege gegen die Perser. Aber die Sol
riefen J. zu Paris 360 zum Kaiser aus. Der Bürger
schien unvermeidlich und schon waren beide Parteien zu
selben gerüstet, als ihm der schnelle Tod des Kaisers K
stantius zuvorkam und J. in den alleinigen Besitz des R
brachte. Den Antritt seiner Regierung bezeichnete J.
der Vereinfachung des Hofstaats und mit der Verringe
der Abgaben. Aber in seiner Vorliebe für heidnische R
gion und Geistesbildung, die er als die Stütze des wan
den Reichs ansah, trat er dem Christenthume feindselig
gegen, zwar nicht im offenen Kampfe, doch durch tie
greifende Maßregeln demselben den Untergang drohend.
Christen wurden von Staatsämtern entfernt, zur Wieder
stellung der zerstörten Tempel verurtheilt und von den S
len der höhern geistigen Bildung ausgeschlossen. Die F
rungen der Gerechtigkeit selbst wurden gegen sie in fein
ger Gesinnung geltend gemacht; alle Sekten wurden
kannt, alle vertriebenen Bischöfe zurückberufen, die J
zur Wiederherstellung des Heiligthums eingeladen. Da
waren die Heiden bürgerlich begünstigt, und was ihnen
sittlichen Vorzügen gebrach, das sollte durch neuerri
Volksschulen ersetzt werden. Wenn J. in diesem Unte
men seine Zeit misverstand, so hinderte ihn der Tod,

ollenden. In einem Kriegszuge hatte er die mächtigen Perser zu demüthigen beschlossen. Schon war er siegreich durch Syrien und Mesopotamien vorgedrungen, als er in einer Schlacht (365) eine tödtliche Wunde, angeblich von der Hand eines Christen, erhielt, an welcher er starb. J. behauptete als Feldherr und Staatsmann einen hohen Rang unter den röm. Kaisern und war selbst als Philosoph und beredter Schriftsteller ausgezeichnet. Unter seinen Schriften ist unter andern eine Spottschrift, „Misopogon", gegen die Antiochier, die ihn wegen seines großen Bartes verlacht hatten, und die Kaiser oder das Gastmahl, ein komisches Sittengemälde der Laster, Mängel und Flecken aller frühern Kaiser, auf unsere Zeiten gekommen, dagegen ist ein größeres Werk von ihm, gegen das Christenthum, verloren gegangen.

**Julitage** (die) werden zum Andenken an die Revolution vom 27., 28. und 29. Jul. 1830, durch welche Ludwig Philipp (s. d.) König der Franzosen wurde, in Paris mit öffentlichen Lustbarkeiten begangen. Die nächste Veranlassung zur Julirevolution gaben bekanntlich die vom Könige Karl X. und seinem Minister Polignac am 25. Jul. erlassenen Ordonnanzen, durch welche gegen die Bestimmungen der franz. Charte das Wahlrecht abgeändert und die Freiheit der Presse beschränkt wurde. Am 26. Jul. erschienen in zwei der gelesensten Zeitungen Rügen gegen die Verletzung der Charte und 44 Schriftsteller unterzeichneten eine gegen die Ordonnanzen gerichtete Erklärung. Die Maßregeln, welche die Regierung durch die Policei gegen jene Zeitungen ergriff, dienten nur, die Aufregung im Volke zu vergrößern. Das Volk erhob sich in Masse, die Policei konnte seiner nicht Herr werden und Polignac rief die bewaffnete Macht zu Hülfe. Das bewaffnete Volk und die königl. Truppen unter dem Befehle des Marschalls Marmont geriethen am 27. in Kampf, der mit der heftigsten Erbitterung geführt wurde. In der darauf folgenden Nacht wurden über 4000 Barrikaden (s. d.) aufgeworfen, hinter denen sich das Volk gegen die Truppen vertheidigte. Gegen 18,000 regelmäßig bewaffnete Bürger standen den nur 6400 Soldaten entgegen, welche Marmont befehligte, und überdies wurde auch aus den Häusern und von den Dächern herab der Tod gegen die Truppen geschleudert. So war es fruchtlos, daß am 28. Paris in Belagerungszustand erklärt wurde. Der König und der Hof befanden sich zu St.-Cloud. Dahin begab sich am Morgen des 28. ein Verein von Deputirten, unter ihnen Laffitte, Casimir Périer und der General Gérard, um den König zur Aufhebung der Ordonnanzen und zur Entlassung seiner Minister zu bewegen; sie wurden aber nicht vorgelassen und die Deputirten, sowie die Pairs, welche an demselben Morgen eine Protestation gegen die Ordonnanzen unterzeichnet hatten, dachten nun an die Aufhebung der bestehenden Regierung. Die Bürger hatten das Stadthaus erobert und noch am 28. wurde von den Deputirten die Regierung vorläufig Lafayette, Gérard und dem Herzoge von Choiseul übertragen, den Oberbefehl über die Nationaltruppen erhielt Lafayette. Auf ähnliche Weise wurden die übrigen nothwendigsten Behörden organisirt. Die niedergesetzte Municipalcommission, zu welcher Audry de Puyraveau, Laffitte und Casimir Périer gehörten, machte früh am 29. bekannt: Karl X. habe aufgehört zu regieren. Es war zu spät, als Karl X. nachzugeben sich entschloß. Marschall Marmont zog mit den Garden nach St.-Cloud und um 2 Uhr war der Kampf in Paris beendet. Im Volke hatten sich laute Stimmen erhoben, welche foderten, daß Frankreich zur Republik erklärt werde; aber die Häupter der Revolution waren zu besonnen und wußten zu gut, was das wahre Wohl ihres Vaterlandes erheische, als daß sie mit jenen in Übereinstimmung gehandelt hätten. Ludwig Philipp, Herzog von Orleans, wurde von Neuilly, seinem gewöhnlichen Aufenthaltsorte, von 89 Deputirten und 30 Pairs nach Paris berufen und am 30. Abends traf derselbe in der Hauptstadt ein. Am Morgen des 31. geleitete ihn eine Deputation der Deputirten, an deren Spitze Laffitte stand, aus dem Palais royal auf das Stadthaus und hier wurde er zum Generallieutenant des Königreichs ausgerufen. Begleitet von 3000 Garden zog am 31. Morgens der entthronte Karl X. von St.-Cloud nach Rambouillet und am 2. Aug. entsendete er ein von ihm und dem Dauphin unterzeichnetes Schreiben an den Herzog von Orleans, in welchem er diesen als Reichsverweser anerkannte und zu Gunsten des jungen Heinrich, Herzogs von Bordeaux, der Krone entsagte. Unter Gérard zogen Truppen und die pariser Nationalgarde gegen Rambouillet, und Karl X. wurde durch die an ihn abgesandten Commissarien bewogen, seine Garden zu entlassen, die Diamanten der Krone auszuliefern und Frankreich zu verlassen. Am 3. Aug. verließ er Rambouillet und am 16. in Cherbourg den franz. Boden. Indeß wurde zu Paris ein neues Staatsgrundgesetz entworfen, der Entwurf am 7. Aug. von beiden Kammern angenommen und noch an demselben Tage Ludwig Philipp von der Pairskammer als „Bürgerkönig" begrüßt. Alle unter Karl X. Regierung erfolgten Pairsernennungen waren für ungültig erklärt worden. Ludwig Philipp beschwor am 9. Aug. in den vereinigten Kammern die neue Charte und bestieg als König der Franzosen den erledigten Thron. Zum Andenken an die Julitage 1830 stiftete am 30. Dec. desselben Jahres Ludwig Philipp den Orden des Julikreuzes, welches Denen ertheilt wurde, die sich in den Revolutionstagen ausgezeichnet hatten. Auch das Andenken der in den drei Tagen Gefallenen wurde geehrt. Es wurde ihnen ein Trauerdenkmal auf dem Platze der Bastille errichtet, auf welchem ihre Namen verzeichnet sind; ihre Witwen und Waisen erhielten, sowie die Verwundeten, Pensionen und ihre Töchter erhalten bei Gelegenheit der Julifeste, wenn sie sich verheirathen, Ausstattungen. Die Theilnahme des Volks an den Festlichkeiten der Julitage haben sich von Jahr zu Jahr verringert, je mehr man eingesehen hat, daß die excentrischen Hoffnungen, welche Viele an jene Revolution knüpften, nicht in Erfüllung gegangen sind.

**Julius** oder Juli, der siebente Monat des Jahres, verdankt seinen Namen dem Julius Cäsar (s. d.), welcher in ihm geboren war und dem zu Ehren die Römer ihn benannten. Früher hieß er Quintilis, d. h. der Fünfte, noch aus den ältern röm. Zeiten, in denen der März der erste Monat war.

**Jung** (Joh. Heinr.) genannt Stilling, war der Sohn armer Ältern und wurde 1740 zu Im-Grund im Nassauischen geboren. Er wollte erst Kohlenbrenner, dann Schneider werden, fühlte sich jedoch von höhern geistigen Interessen so angezogen, daß er nebenbei rastlos für eine höhere Ausbildung seines Geistes bemüht war. Er bekleidete mehre

Privatlehrerstellen und brachte es endlich so weit, daß er von einigen Ersparnissen zu Strasburg Medicin studiren konnte. Nachdem er hierauf einige Zeit als Arzt zu Elberfeld gelebt und sich besonders mit kameralistischen Studien beschäftigt hatte, trat er 1778 als Lehrer an die Kameralschule zu Lautern und kam mit dieser nach Heidelberg, wo er zum Professor ernannt wurde. Nachdem er 1787 einem Rufe zum Professor der Ökonomie und Kameralwissenschaften nach Marburg gefolgt war, kehrte er 1804 als ordentlicher Professor der Staatswissenschaften nach Heidelberg zurück. Er wurde zum bad. Geheimrath ernannt und lebte die letzten Jahre vor seinem 1817 erfolgten Tode ohne öffentliche Anstellung zu Karlsruhe. Er hat nützliche kameralistische Werke geschrieben, aber besonders durch seine pietistisch-frommen und zum Theil von mancherlei Aberglauben nicht frei zu sprechenden Schriften allgemeine Aufmerksamkeit erregt. Höchst interessant ist das von ihm selbst verfaßte Buch: „H. Stilling's Leben, eine wahrhafte Geschichte" (5 Bde., Berl. 1806), zu dem noch ein von seinem Enkel W. Schwarz herausgegebener sechster Band kommt: „H. Stilling's Alter".

**Jüngstes Gericht** oder **jüngster Tag** ist in der christlichen Glaubenslehre das am Ende der Welt zu erwartende Gericht, bei welchem Christus, als der von Gott verordnete Richter, alle Menschen ohne Unterschied des Standes und der Religion wegen ihres in der Welt geführten Lebens zur Rechenschaft ziehen, ihnen ihr gerechtes Urtheil sprechen und sie nach ihrem Verhalten entweder ewig belohnen, oder ewig bestrafen wird. Die Belohnungen und Strafen werden im N. T. unter verschiedenen Bildern dargestellt, jene unter dem Bilde eines Gastmahls oder einer Herrschaft, diese bald unter dem Bilde eines nagenden Wurms, bald unter dem des Feuers, bald unter dem einer fürchterlichen Finsterniß. Je unerreichbarer die Wahrheiten der Religion dem forschenden Menschengeiste sind und je offener auch hier das Weltgericht und die auf dasselbe sich beziehenden Schilderungen im N. T. sich als ahnungsvolle Bilder Dessen, was den Menschen jenseit des Grabes erwartet, ankündigen, um so mehr mußten die von Zeit zu Zeit gemachten Versuche mislingen, das Nähere über den Ort, die Zeit und die Art und Weise, wie das Weltgericht gehalten werden sollte, zu ermitteln. Die Heiden kannten den Glauben an ein jüngstes Gericht am Ende aller Dinge nicht, doch gehört er wesentlich zur jüdischen wie zur mohammedanischen Religion.

**Junius** oder **Juni** ist der sechste Monat des Jahres, welcher bei den Römern der Göttin **Juno** (s. d.) gewidmet war. Er hat jetzt 30 Tage und am 21. desselben beginnt der Sommer, als am längsten Tage des Jahres. (Vgl. **Jahreszeiten**.)

**Junius** (die Briefe des) sind eine Reihe von Briefen politischen Inhalts, welche in England in einer von dem Buchdrucker Woodfall herausgegebenen Zeitschrift 1769—71 erschienen und größtentheils mit dem Namen **Junius** unterzeichnet waren. Die Schärfe, Sachkenntniß, Kühnheit und stylistische Reinheit, mit welcher diese Briefe geschrieben waren, das undurchdringliche Geheimniß, welches über dem wahren Namen ihres Verfassers schwebte, endlich die Art, wie die speciellsten Verhältnisse der Männer, welchen damals die Leitung des Staats anvertraut war, aufgedeckt und angefochten wurden — alles Dieses schuf den Briefen ebenso eifrige Bewunderer als eifrige Gegner. Gesammelt erschienen die Briefe 1772 und in einer vermehrten Ausgabe 1812. Gegen den Herausgeber der Briefe wurde 1770 ein Proceß geführt, dessen Verhandlungen aber endlich niedergeschlagen wurden. Über den Verfasser, welcher jedenfalls eine bedeutende Stellung im Staatsleben eingenommen haben muß, sind sehr verschiedene Vermuthungen aufgestellt worden. Am meisten Wahrscheinlichkeit hat die Meinung, daß der 1818 verstorbene Sir Philipp Francis, welcher unter dem Gouverneur Hastings Beisitzer des hohen Raths von Ostindien war, später Parlamentsmitglied wurde und sich als Redner und Staatsmann auszeichnete. In seiner erst vor Kurzem versteigerten Bibliothek hat man Exemplare der Briefe mit handschriftlichen Bemerkungen und Verbesserungen gefunden, und die Handschrift zeigte eine merkwürdige Übereinstimmung mit derjenigen, welche ursprünglich dem Buchdrucker Woodfall mitgetheilt worden ist.

**Juno** hieß bei den Römern und **Here** bei den Griechen die vornehmste der Göttinnen, die Gemahlin des Jupiter

oder Zeus, dessen Schwester sie zugleich war, als Tochter des Saturn und der Rhea. Samos, Arkadien und Argos stritten sich um die Ehre ihrer Geburt. Die alten Dichter schilderten sie als rachsüchtig und auf ihren nicht selten durch Untreue sie kränkenden Gemahl eifersüchtig. Am meisten hatten von ihr die Geliebten des Zeus und dessen Kinder (vgl. **Io**, **Bacchus** und **Hercules**) zu leiden, welche sie mit ihrer Rache verfolgte. Auch mit ihrem Gemahl lebte sie oft in Unfrieden, sodaß dieser sie einst zur Strafe an den Haaren aufhing und ihre Füße überdies noch mit zwei Ambosen beschwerte. Die Kinder der J. waren Hebe, Ilythyia, Mars und Vulcan. Sie wird als eine Frau von erhabener Schönheit geschildert, mit ehrfurchtgebietender Majestät bekleidet. Sie trug in den Abbildungen ein weißes Gewand und

Digitized by Google

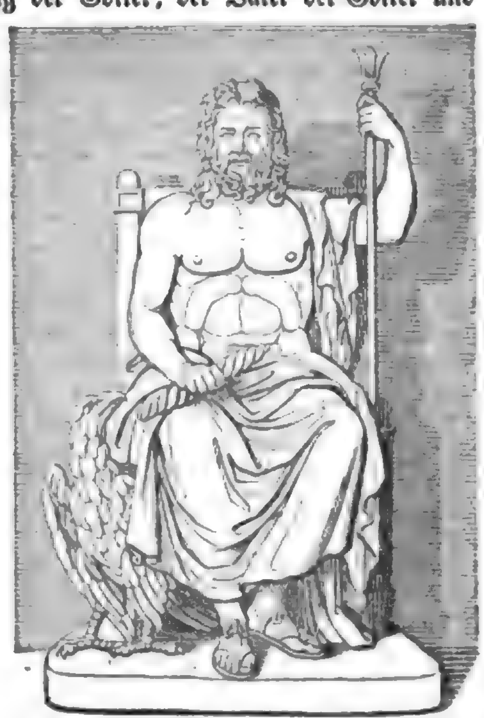
nen Schleier, auf dem Haupte eine Scheibe oder eine Krone nd in der Hand einen Scepter, eine Schale oder eine Granatfrüte. Der Kukuk, die Gans und der Pfau waren ihr heilig. Nymphen, Grazien und Horen bilden ihre Begleitung. Iris (s. d.) ist ihre Dienerin. Bei ihrem Feste erschienen weiß gekleidete Jungfrauen und weiße Kühe wurden ihr zum Opfer dargebracht. In Griechenland und Rom verehrte man sie als Stifterin der Ehen und als Schutzgöttin der Frauen und der Geburten. Sie wurde vorzüglich zu Argos, Sparta, Mycene, Samos, Arkadien, Elis, Karthago, Kreta und Rom verehrt. Zu Argos wurden die Jahre nach den Oberpriesterinnen der J. bestimmt. Bei den Römern waren ihr der Monat Junius und die ersten Tage der übrigen Monate heilig.

**Juno** ist der Name des am 1. Sept. 1804 von dem Astronomen Harding entdeckten kleinen Planeten, der sich durch sein sanftes weißes Licht auszeichnet, aber mit unbewaffnetem Auge wegen seiner Kleinheit nicht wahrgenommen werden kann. Die mittlere Entfernung dieses Planeten von der Sonne beträgt 54⅓ Millionen Meilen. Seine Bahn um die Sonne legt er in beinahe 1594 Tagen zurück und sein Durchmesser beträgt nach der Berechnung von Schröter 309 geographische Meilen, wonach die Juno ungefähr 172 mal kleiner als die Erde wäre. Herschel behauptete sogar, daß der Durchmesser der Juno keine 30 Meilen betrüge. Aus den schnellen Abwechselungen, welche dieser Planet in seiner Lichtstärke zeigt, hat man geschlossen, daß er eine bedeutende Atmosphäre haben müsse.

**Junot** (Andoche), Herzog von Abrantes und Marschall von Frankreich, wurde 1771 geboren, studirte nachher die Rechte und trat 1792 als Grenadier zur franz. Armee. Er war während der ital. Feldzüge Adjutant bei Napoleon und begleitete diesen auch nach Ägypten. Napoleon soll bei der Belagerung von Toulon ihn kennen gelernt haben. Als Artilleriecommandant dictirte er nämlich J. einen Brief, während die Engländer fortwährend Kugeln warfen. J. schrieb ungestört, als eine Bombe einschlug und beide Krieger, sowie den Brief, mit Erde beschüttete. „So brauche ich keinen Streusand", sagte J. kaltblütig. Nach dem 18. Brumaire, an welchem Napoleon Consul wurde, erhielt J. das Amt eines Commandanten von Paris und wurde später zum Gouverneur der Hauptstadt ernannt. J. wurde 1807 von Napoleon mit Ausführung der Maßregeln beauftragt, durch welche das Haus Braganza vom Throne Portugals gestoßen werden und dieses ein selbständiges Reich zu sein aufhören sollte. Durch einen schnell ausgeführten kühnen Marsch drang J. vor und besetzte die Hauptstadt und einen großen Theil des Landes. Bei dieser Gelegenheit wurde er nach einer Villa am Tejo in der Provinz Estremadura zum Herzoge von Abrantes ernannt. Als jedoch die Engländer den Portugiesen zu Hülfe geeilt und diese selbst von dem plötzlichen Schrecken zur Besinnung zurückgekehrt waren, sah sich J. genöthigt, 1808 die Übereinkunft von Cintra abzuschließen und wurde nach einer bald darauf erfolgenden Übereinkunft zu Lissabon mit seinen Truppen auf engl. Schiffen nach Frankreich gebracht. Napoleon war über diesen Ausgang sehr unwillig. Im Jahre 1809 befehligte J. im Kriege mit Östreich ein Armeecorps und wurde nachher Gouverneur der illyrischen Provinzen. Als er aber Napoleon nach Rußland begleitete, fiel er bei demselben durch sein unentschlossenes Benehmen völlig in Ungnade und mußte nach den illyr. Provinzen zurückkehren. Er verfiel hierauf in eine Geisteskrankheit und lebte später im Städtchen Montbard in Frankreich, wo er 1813 durch einen Fall von einer Gartenmauer um das Leben kam. Seinem ältesten Sohne wurde 1815 der Titel eines Herzogs von Abrantes bestätigt. — Noch lebt die Witwe J.'s, Laurette, Herzogin von Abrantes, in Paris und hat über ihr an Erfahrungen reiches Leben nicht uninteressante Memoiren, sowie viele andere Schriften herausgegeben.

**Junta**, d. h. Vereinigung, wird in Spanien jede Versammlung bevollmächtigter Männer zu Fassung politischer Beschlüsse genannt. Vorzugsweise waren es die Versammlungen der Cortes, welche diesen Namen erhielten. Häufig sind aber in früherer und neuerer Zeit auch in den einzelnen Provinzen Junten zusammengetreten, theils um das politische Interesse der herrschenden Regierung, aber auf eine den örtlichen Verhältnissen angemessenere Weise in Ausführung zu bringen, theils in Opposition mit der Regierung, durch welche man das provinzielle Interesse gefährdet glaubt.

**Jupiter** bei den Römern, **Zeus** bei den Griechen, hieß der König der Götter, der Vater der Götter und Menschen.



Er war ein Sohn des Saturn oder Kronos und der Rhea, ein Bruder der Vesta, Ceres, Juno, des Neptun und Pluto. Ihn, wie alle seine Kinder, die Kroniden, wollte der gierige Vater bald nach der Geburt verschlingen, aber Rhea errettete jenen, indem sie dem Kronos statt des Kindes einen eingewickelten Stein zum Verschlingen gab. J. ward nun heimlich auf die Insel Kreta gebracht und hier von den Nymphen mit der Milch der Ziege Amalthea auferzogen, deren Horn er in das Füllhorn (s. d.) verwandelte. Es wird auch erzählt, Rhea habe ihn auf dem Berge Ida (s. d.) in Kreta zur Welt gebracht, worauf ihn Gäa erzog.

d by Google

und des Nachts in einer Höhle des waldigen Gebirges Argäus verbarg. Tauben nährten das Kind mit Ambrosia. Auch werden die Kureten als Beschützer des Kindes genannt, welches Nymphen warteten, indeß die Kureten mit den Schilden zusammenschlugen, damit vor dem Geräusch der Waffen Kronos das Geschrei des Kindes nicht hören sollte. Mit der Mutter verband sich später J. zum Sturze seines Vaters. Zunächst gab ihm Metis, die Göttin der Klugheit, ein Brechmittel, welches J. dem Kronos beibrachte und durch dessen Wirkung die verschlungenen Kinder desselben sammt jenem Steine wieder zum Vorschein kamen. Den Stein, der ihm das Leben gerettet, legte J. bei Pytho am Fuße des Parnassus nieder. Im Tartarus lagen hart gefesselt die Centimanen (griech. Hekatoncheiren) und Cyklopen, die Söhne des Uranus und der Gäa, die Brüder des Kronos. Das Ungeheuer Kampe bewachte den Eingang zum Tartarus. J. erschlug das Ungeheuer und befreite die Riesen, welche nun dem J. den bis dahin im Innern der Erde verborgenen Blitz, dem Neptun den wogenbeherrschenden Dreizack und dem Pluto den unsichtbar machenden Helm zum Geschenk gaben. Hierauf wurde Kronos der Herrschaft durch die Kroniden beraubt. J. erhielt die Herrschaft über Himmel und Erde, Neptun die Herrschaft über das Meer und die Gewässer, Pluto die Herrschaft über die Unterwelt. Noch aber mußten die Kroniden einen harten Kampf mit den eifersüchtigen Titanen bestehen, und erst nach zehnjährigem schweren Ringen siegten die Kroniden und stürzten die Titanen wieder in den Tartarus hinab. Darüber zürnte die Urmutter Gäa und schuf den Kroniden neue Feinde in den Giganten (s. d.) und nachdem auch diese unter dem Beistande des mannhaften Hercules besiegt worden waren, den Typhon (s. d.), ein riesiges Ungeheuer, vor dem die Kroniden entflohen und dem sogar J. unterlag. Aber durch den listigen Mercur befreit, stritt J. nochmals mit dem Ungeheuer, das er endlich bändigte und unter der Insel Sicilien begrub. Nun begann der König der Götter, nur dem selbst die Götter zwingenden Schicksal unterworfen, mächtig seine Herrschaft. Er rühmte sich selbst so stark zu sein, daß er eine Kette vom Olymp herablassen wolle, an der sollten alle Götter ihn herabzuziehen versuchen, er aber werde die Götter alle sammt Erde und Meer emporziehen und die Kette um den Gipfel des Olymp schlingen, daß sie alle frei in den Wolken schweben sollten. Das Menschengeschlecht war verdorben und hegte keine Ehrfurcht vor den Göttern. J. vernichtete es durch eine große Flut, bei welcher nur Deukalion (s. d.) und Pyrrha gerettet wurden, um die Stammältern eines neuen Geschlechts zu werden, für welches Prometheus (s. d.) himmlisches Feuer entwendete. Dafür wurde dieser mit schwerer Strafe belegt und nicht minder mußte Äskulap (s. d.) die Macht des Gottes erfahren, weil er durch Erfindung seiner Kunst das Reich des Pluto benachtheiligte. Selbst die Götter mußten seine Macht empfinden. Er strafte die ihn mit Eifersucht verfolgende Juno (s. d.) und verbannte den Phöbus eine Zeit lang vom Himmel auf die Erde, weil er gewagt hatte, den Tod des Äskulap an den Cyklopen, welche den strafenden Blitz geschmiedet hatten, zu rächen. J. hielt auf Recht und Gerechtigkeit im Himmel und auf Erden; darum saß zunächst seinem auf dem Olymp stehenden Throne die Themis oder Dike, die Göttin der Gerechtigkeit. Er war zuerst mit der klugen Metis vermählt, aber als ihm Uranus und Gäa geweissagt hatten, dieselbe werde ein Kind gebären, das ihn der Herrschaft berauben werde, verschlang er jene, die bereits schwanger war. Nachmals schmerzte dem J. das Haupt und Vulcan mußte mit seinem Hammer gegen seine Stirn schlagen; da sprang gerüstet Minerva aus demselben hervor. Mit Themis, seiner zweiten Gemahlin, zeugte J. die Horen und die Parzen. Seine dritte und bleibende Gemahlin wurde endlich Juno. Durch List gewann er ihre Umarmung und ihre Liebe. Er sah sie nämlich einsam auf Samos, schickte ein schweres Gewitter und fiel selbst in der Gestalt eines vor Nässe und Kälte zitternden Kukuks vor ihr nieder. Mitleidig hob ihn die Göttin auf und barg ihn in ihr Gewand, um ihm Wärme und Leben zurückzugeben. Schnell verwandelte sich nun J. in seine wahre Gestalt und gewann ihre Liebe gegen das Versprechen, sie zu seiner Gemahlin und zur Götterkönigin zu machen. Aber er wurde ihr vielfach untreu. Dione wurde durch ihn Mutter der Venus, Mnemosyne die Mutter der Musen, Ceres die Mutter der Grazien, Latona die Mutter des Apoll und der Diana. Auch sterbliche Frauen fand J. seiner Zuneigung würdig. So zeugte er mit der Niobe den Argos, mit der Danae den Perseus, mit der Maja den Mercur, mit der Semele den Bacchus, mit der Europa den Minos, Sarpedon und Rhadamanth, mit der Io den Epaphus, mit der Leda die Helena und den Pollux, mit Alkmene den Hercules u. s. w. Auch den schönen Knaben Ganymed liebte J. und entführte ihn von dem Ida. Nicht nur Blitz und Donner, sondern auch die meisten übrigen meteorischen Erscheinungen wurden von der Macht des J. abgeleitet. Die Menschen verehrten in ihm den Schützer alles Guten, den Rächer alles Unrechts, den Schirmherrn des häuslichen Besitzthums, der Staaten und Völker, den Helfer der Bittenden und Nothleidenden, den Beschützer der Fremdlinge, den heiligen Wächter des Gastrechts, den Ertheiler kluger Rathschläge, den Urvater aller Gesetze, welcher den Königen ihre Macht verleiht und sie in seinen besondern Schutz nimmt, den Geschicke Austheilenden, den Rächer des Meineides, den Retter in Kriegsnoth, den Befreier aus Knechtschaft. Seine berühmtesten Tempel hatte Zeus zu Olympia, Athen, Elis und zu Rom auf dem Capitol. Im olympischen Tempel stand die herrliche [illegible]sale Bildsäule des J. von Phidias. Gewöhnlich wurde er auf dem Throne sitzend abgebildet, in ruhiger, Ehrfurcht gebietender Stellung — wenn er drohend die Augenbraunen bewegt, so erbeben Himmel und Erde; der Herrscherstab, der Donnerkeil, der Adler sind seine Attribute. Zuweilen schwebt noch eine Siegesgöttin auf seiner starken Hand und reicht ihm den Kranz dar. Den olympischen J. schmückt ein Kranz von wildem Ölbaum, den von Dodona ein Eichenkranz. Der capitolinische J. hält eine Opfer[illegible]. An verschiedenen Orten gab es auch Orakel des Zeus, unter denen das zu Dodona das älteste und berühmteste war. Ihm zu Ehren wurden die olympischen Spiele [illegible] gefeiert. — Ihren Zeus haben die Griechen mit dem ägyptischen Gotte Ammon in Verbindung gebracht und dieser ist Jupiter Ammon genannt worden, welcher in der Gestalt eines Widders oder in der eines Mannes mit Widderhörnern abgebildet wurde. Auf seinem Zuge nach Indien soll Bacchus, von Hitze und Durst ermattet, den Zeus um Hülfe gefleht haben, als ein Widder erschien und mit seinem Fuße

Digitized by Google

hen in den Sand scharrte, aus welchem sogleich ein Quell entsprang. Bacchus erkannte in dem Widder den Zeus und ließ ihm an jener Stelle einen Tempel errichten. Dieser Tempel stand auf einer Oase in der Wüste und hier ertheilten Priester Weissagungen nicht durch Worte, sondern durch Zeichen. Alexander der Große (s. d.) besuchte diesen Tempel des J.-Ammon und wurde von dem weissagenden Priester als Sohn des Gottes anerkannt. (Vgl. Gemmen.)

**Jupiter** heißt der schon in den ältesten Zeiten bekannte Planet, welcher sich in einer mittlern Entfernung von mehr als $107\frac{1}{8}$ Millionen M. um die Sonne bewegt. Da er zuweilen an Lichtglanz noch die Venus übertrifft, so ist er mit bloßen Augen als ein Stern erster Größe sichtbar. Sein Licht ist gelblich und wenn man ihn durch Fernröhre betrachtet, so erblickt man auf der Scheibe, die er dem Auge darbietet, ungleich erleuchtete Streifen und seine Monde, deren er vier hat und welche ihre Stellung gegeneinander und gegen den Planeten schnell verändern. Jene Streifen hält man für Wolkenzüge in seiner Atmosphäre. Andere regelmäßig wiederkehrende dunklere Flecke scheinen ihren Grund in der Beschaffenheit seines festen Körpers zu haben, und aus der Bewegung derselben hat man berechnet, daß sich der Jupiter sehr schnell, nämlich alle $9\frac{1}{2}$ Stunden, um seine Axe drehen müsse. Das Jahr des Jupiter, d. h. die Zeit, während welcher er einmal seine Bahn um die Sonne vollendet, ist zwölfmal so lang als unser Jahr. Eine Folge des schnellen Umschwungs des Jupiter um seine Axe ist seine starke Abplattung, indem die Entfernung seiner Pole voneinander um $\frac{1}{14}$ kleiner ist als sein Durchmesser in der Richtung des Äquators. Da der Jupiter beinahe senkrecht auf seiner Bahn steht, d. h. die Ebene seines Äquators nur wenig gegen die Ebene seiner Bahn geneigt ist, so weichen die Tageslängen auf ihm in den verschiedenen Breiten (Entfernungen von den Polen) nur sehr wenig voneinander ab, und der Wechsel der Jahreszeiten und Zonen muß auf dem Jupiter geringer sein, als z. B. auf der Erde der Fall ist. Der Durchmesser dieses Planeten ist 19,300 geographische Meilen groß, d. h. mehr als elfmal größer als der Erddurchmesser und hieraus folgt, daß der Jupiter eine 126mal so große Oberfläche und einen 1400mal so großen Cubikinhalt als die Erde hat. Dagegen hat man berechnet, daß die Dichtigkeit seiner Masse nur $\frac{1}{4}$ so groß als die mittlere Dichtigkeit des Erdkörpers ist. Die vier Monde des Jupiter bewegen sich um ihn in Kreisen, welche mit seinem Äquator parallel laufen. Bald nach Entdeckung der Fernröhre sind diese Monde beobachtet worden. Ihre Größe ist verschieden, der eine kommt unserm Monde gleich, zwei andere sind wenig größer, der vierte aber ist $5\frac{1}{4}$mal so groß. Diese Monde haben für die Astronomie eine besondere Wichtigkeit erlangt. Da nämlich fast in jeder Nacht eine Verfinsterung der Jupitersmonde vorfällt, d. h. einer der Monde hinter die Scheibe seines Planeten tritt und nachher wieder hinter ihr hervortritt und man die Zeit genau berechnen kann, in welcher für einen gewissen Beobachtungsort auf der Erde diese Erscheinung eintritt, so kann man auch umgekehrt aus der Zeit, in welcher die Verfinsterung geschieht, berechnen, unter welchem Meridiane der Ort liegt, von welchem die Beobachtung angestellt worden. Bei der Berechnung jener Verfinsterungen machten die Astronomen aber die auffallende Bemerkung, daß die Zeiten, nach welchen die Verfinsterungen wirklich eintreten, um so größer werden, je bedeutender der Abstand der Erde von dem Jupiter wird, wofür es keinen andern Grund geben kann, als den, daß das Licht in seiner Bewegung von den Jupitersmonden bis zu uns eine längere Zeit braucht, je größer der Abstand der Erde von dem Jupiter wird. Die ungeheure Geschwindigkeit des Lichts, welche auf der Erde wegen der zu geringen Entfernungen im Verhältniß gegen dieselbe gar nicht wahrgenommen werden kann, ist auf diese Weise berechnet worden und man hat gefunden, daß das Licht in einer Secunde ungefähr 40,000 Meilen zurücklegt.

**Jura** (der), auch Leberberg genannt, ist ein mit den Alpen in Zusammenhang stehendes Gebirge, welches sich bis über 5000 F. Höhe erhebt. Er bildet die Grenze zwischen der Schweiz und der Franche Comté und zieht sich in südwestl. Richtung in einer Breite von 5—10 Meilen und einer Länge von 40 Meilen vom Rheindurchbruch oberhalb Basel bis zum Rhonedurchbruch unterhalb Genf. Er bildet mehre einzelne nebeneinander hinlaufende Ketten, die im SO. am höchsten sind und wandartige Felsenkämme darstellen, auf denen sich wenige abgerundete Kuppen erheben, von denen die höchsten der Pré des Marmiers bis zu 5300 F., der Reculet bis zu 5280 F., die Grands Colombiers bis zu 5220, die Dôle bis zu 5160 F. über die Meeresfläche sich erheben. Mit den Alpen ist der Jura durch den Jorat oder das Jurtengebirge, welches bis gegen 3000 F. ansteigt, in Verbindung gesetzt, während er mit den Vogesen durch flache Höhenzüge in Zusammenhang steht. Nach der Schweiz zu begrenzen ihn der Genfer-, Neufchateler- und Bielersee, sowie die untere Aar; auf der franz. Seite dacht sich das Gebirge längs der Saone in hohen Flächen ab. Der Jura besteht fast ganz aus einer eigenthümlichen Kalkart, dem Jurakalk, und ist arm an Wasser und Pflanzenwuchs, wie alle Kalkgebirge, bietet jedoch zum Theil auch Waldungen und üppige Wiesen dar. Man findet in ihm viele Höhlen und Eisen. Das Juradepartement in Frankreich bildet einen Theil der Franche Comté und man gewinnt hier außer Eisen und Marmor auch Silber, Kupfer, Blei und Salz.

**Juste milieu** (franz.) oder die rechte Mitte ist das oft verspottete politische System, welches Ludwig Philipp, der König der Franzosen, bald nach seiner Thronbesteigung mit großer Klugheit annahm und durchführte, um sich in seiner Herrschaft zu befestigen und Frankreich den Frieden zu erhalten, sodaß sich Handel und Gewerbe heben konnten und auf diese Weise die Interessen des begüterten Mittelstandes mit denen des Königs sich vereinbarten. Die Regierung wies mit diesem Systeme die Anfoderungen zu allzu schnellen, nicht gehörig vorbereiteten oder nur scheinbar verbessernden Neuerungen zurück, sowie die Ansprüche der Parteien, welche, dem Beispiele Frankreichs folgend, auch in andern Ländern Unruhen wirklich erregten oder doch zu erregen vorhatten und dabei Schutz und Beistand Frankreichs in Anspruch nahmen. Es ist gewiß, daß nur durch diese kluge Politik Ludwig Philipp die Anerkennung der übrigen Regierungen sich verschafft und in dem eignen Lande die mächtige Partei Der-



Digitized by Google

jenigen auf seine Seite gezogen hat, welche Sicherheit des Besitzes vor allem Andern wünscht; wenn auch nicht abgeleugnet werden kann, daß, um dieses System aufrecht zu halten, nicht allein die Hoffnungen Vieler, die zur Aufrichtung des Bürgerkönigthums in Frankreich beigetragen hatten, getäuscht wurden, sondern auch die Politik der franz. Regierung mit ihm den Charakter kraftloser Unentschiedenheit und treuloser Unzuverlässigkeit vielfach angenommen hat. Man hat gegen das Juste milieu geltend gemacht, daß das Rechte und Wahre stets nur Eins sei und daß dieses mit aller Macht und selbst mit Aufopferung mancher äußerlichen Vortheile zu verfolgen, die Ehre der Nation und der dieselbe vertretenden Regierung erfodere.

**Justinianus I.**, 527—565 Kaiser des oström. Reichs, hat den ihm ertheilten Beinamen „der Große“ weniger seinen persönlichen geistigen Vorzügen zu verdanken, als den ausgezeichneten Feldherren, welche in seinem Namen glänzende Siege erfochten, und den großen Rechtsgelehrten, durch welche das noch jetzt in Ansehen stehende röm. Recht seine Ausbildung erhielt. Kaiser Justinus I., welcher aus einem thracischen Bauer ein Kaiser geworden war, erzog seinen Neffen J., beförderte ihn und ernannte ihn endlich 527, nachdem er selbst altersschwach geworden war und Jener sich in der Volksgunst befestigt hatte, zum Mitregenten. Nachdem Justinus noch in demselben Jahre gestorben war, wurde J. zum Kaiser ausgerufen. Dieser vermählte sich mit der Schauspielerin Theodora, welche bald eine unbedingte Herrschaft über ihn ausübte. In Konstantinopel erhoben sich Parteistreitigkeiten, welche der Kaiser zu unterdrücken suchte, was ihm jedoch nur erst nach hartnäckigen Kämpfen, nachdem ein großer Theil Konstantinopels durch eine Feuersbrunst zerstört und nachdem eine große Anzahl Menschen hingerichtet worden war, gelang. Durch die beiden großen Feldherren **Belisar** (s. d.) und Narses wurde die Macht des Kaiserthums wieder befestigt und erweitert. Die Isaurier wurden gedemüthigt, die Perser besiegt, das Vandalenreich in Afrika vernichtet, Spanien und Sicilien erobert, die Ostgothen in Italien bewältigt und ihrer Herrschaft ein Ende gemacht. Unter dem klugen **Tribonianus** (s. d.) trat auf Befehl des Kaisers eine Gesellschaft von Rechtsgelehrten zusammen und stellte aus einer fast unübersehlichen Menge älterer rechtswissenschaftlicher Schriften, älterer und neuerer kaiserl. Verordnungen und Entscheidungen das berühmte **Corpus juris** (s. d.) her. J. war prachtliebend und nahm an den theologischen Streitigkeiten seiner Zeit lebhaften Antheil. Er erbaute mehre neue Städte und verschönte andere mit großartigen Bauwerken. Zugleich war er bemüht, die zerstörte Einheit der christlichen Kirche herzustellen und aufrecht zu erhalten. Die Sophienkirche zu Konstantinopel, welche bei dem erwähnten Aufruhre ein Raub der Flammen geworden war, ließ er auf das prachtvollste wiederherstellen. Sein Charakter war indeß nicht rein von Flecken. Er lohnte dem großen Belisar mit Undank und soll in seinen letzten Jahren geizig, habsüchtig, mistrauisch und hart gewesen sein, von seinen Günstlingen die ärgsten Verbrechen ungestraft geduldet und das Volk mit Auflagen gedrückt haben. Nach seinem 565 erfolgten Tode wurden von den Theologen auch seine religiösen Ansichten zum Theil als ketzerisch verdächtigt.

**Justinus**, genannt der Märtyrer, war einer der ersten griechisch gebildeten Philosophen, welche zum Christenthume übertraten und dasselbe gegen die Angriffe der heidnischen Philosophie vertheidigten. Er war in Palästina 89 n. Chr. geboren, beschäftigte sich angelegentlich mit Philosophie, insbesondere mit der Platonischen, und bekannte sich als Greis zum Christenthume. Er unternahm, trotz seines hohen Alters, mehre Reisen zur Ausbreitung desselben und schrieb mehre Schriften zu dessen Vertheidigung, bis er im Jahre 163 oder 165 zu Rom den Tod als Märtyrer erlitt. Seine gesammelten Werke sind 1551 zu Paris und 1777 in drei Bänden zu Würzburg herausgegeben worden.

**Justitia** hieß bei den Römern, Themis, Asträa oder Dike bei den Griechen die Göttin der Gerechtigkeit. Die ältere Dike der Griechen, eine Tochter des Uranus und der Gäa, die Mutter der Horen und Parzen, lehrte den Apollo Recht und Gerechtigkeit und stand vor ihm dem delphischen Orakel vor. Ihre Tochter, die jüngere Dike (vgl. Horen), die Göttin der Gerechtigkeit, verweilte noch unter den von ihr geliebten Menschen, als sich schon die übrigen Götter von denselben zurückgezogen hatten, bis sie endlich als Jungfrau unter die Sterne versetzt wurde. Schon bei den Römern wurde die J. mehr als bloßes Sinnbild der Gerechtigkeit betrachtet. Man stellte sie dar als eine mit dem Diadem geschmückte Jungfrau mit dem Schwert und der Wage, die Strenge und Genauigkeit des Rechts andeutend, oder mit dem Scepter, dem Zeichen der Herrschaft und der Opferschale, dem Zeichen der Gewissenhaftigkeit. Später hat man wol auch eine Binde um die Augen der Göttin gelegt, weil sie blind für alles Ansehen der Person sein soll.

**Justiz** heißt die Gerechtigkeitspflege im Staat und Justizhoheit ist das dem Oberhaupte des Staats zustehende Recht, zur Verwaltung der Justiz Richter zu bestellen, darüber zu wachen, daß das Recht gehandhabt werde, das Gerichtsverfahren gesetzlich zu ordnen, für die Ausführung der von den Richtern erkannten Urtheile Sorge zu tragen, oder durch die fürstl. Gnade bei Criminalvergehungen die Strafe zu mildern. Der Rechtszustand wird gefährdet, wenn die Regierung die Freiheit der richterlichen Gewalt, welche sie den in Bezug auf ihre Rechtskunde geprüften und vereideten Richtern anvertraut hat, beschränkt und eigenmächtige Eingriffe (Cabinetsjustiz) sich erlaubt, denn selbst wenn sie hierzu die Macht und dabei nichts Anderes als die Ausübung der Gerechtigkeit im Auge hat, so wird doch die Form des Rechts verletzt. — Justizmord pflegt man die widerrechtliche Verurtheilung eines Menschen durch richterlichen Ausspruch zum Tode zu nennen. In Wahrheit findet ein Justizmord nur da statt, wo die Gerechtigkeitspflege in einem Staate so verderbt ist, daß wissentlich und willentlich Menschen durch schlechte, nur im Privatinteresse der Gewalthaber gegebene Gesetze zum Tode verurtheilt werden. Mit Unrecht aber nennt man Justizmord einen richterlichen Ausspruch, welcher sich später als Unrecht erweist, aber von dem Richter selbst, in der Überzeugung, das Recht erkannt zu haben, nach bestem Gewissen gefällt wurde. Denn der Richter ist so wenig wie irgend ein anderer Mensch über den Irrthum erhaben.

**Juvenālis** (Decimus Junius) war ein berühmter röm. Satirendichter, welcher gegen Ende des 1. Jahrh. n. Chr.

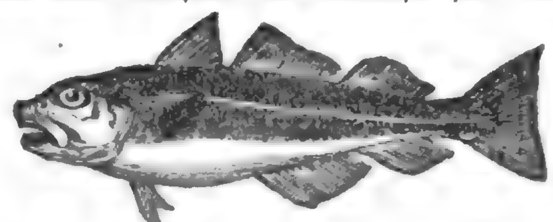
n Gebiete der Volsker in Italien geboren wurde und 82 Jahre alt zu Rom starb. Er griff in geistreichen und scharfen Satiren die Laster der Römer und deren Thorheiten an. Die Satiren sind uns erhalten und in verschiedenen Ausgaben erschienen, auch mehrmals ins Deutsche übersetzt worden, namentlich von Haugwitz (Leipz. 1818) und von Donner (Tüb. 1821).

**Juwelen** werden die geschliffenen Edelsteine und Perlen, wol auch die mit solchen besetzten Geschmeide und Kostbarkeiten genannt. — Juweliere sind die Künstler, welche diese Kunstgegenstände herstellen und Juwelenhändler die Kaufleute, welche Juwelen ein- und verkaufen.

# K.

**Kabbala**, d. h. die Überlieferung, war ursprünglich der gemeinsame Name für die ganze mündlich fortgepflanzte Erklärung des jüd. Gesetzes seit dem Exil. Noch vor dem Eintritte der christlichen Zeit schied sich ihr Inhalt in eine öffentliche und Geheimlehre. Erstere machte die Auslegung des Gesetzes zu einem Mittel der Lebensweisheit und wurde schriftlich in den zwei Talmuden (s. d.) abgefaßt. Letztere suchte in dem angeblich auf unmittelbare Offenbarung (Mystik) gegründeten Gesetze eine höhere Natur- und Religionsweisheit zu erforschen und bediente sich hierbei der allegorischen Kunst, die den wörtlichen Sinn in einen geheimen tiefern Sinn umzudeuten lehrte. Sowol das Schwierige der Auslegung, als das Überschwengliche ihrer Geheimnisse machten, daß diese Art der Überlieferung nur von wenig Geweihten gefaßt und eben deshalb auch nur unter Geweihten fortgepflanzt werden konnte; und da sich ihr Inhalt, auch nachdem sie schriftlich abgefaßt worden war, nicht vollendete, so erhielt sie vorzugsweise vor dem Talmud den Namen Kabbala. Der Inhalt ihrer geheimnißvollen Lehren ist zum großen Theil chaldäische und persische Religionsweisheit, unterscheidet sich aber durch ihren mystischen Charakter; daher die sonderbaren Lehren von den Eigenschaften Gottes, von den vier kabbalistischen Welten, von den 32 Fußtapfen der Weisheit, von den 50 Eingängen der Klugheit u. s. w. Die Kabbala will ihrem Anhänger nicht nur das Interesse der Wissenschaft gewähren, sondern für ihn auch von praktischer Wichtigkeit sein, da sie ihn in den Stand setzt, Geister zu berufen, Krankheiten zu vertreiben und andere Wunder zu verrichten. Nach dem Vorgeben der Kabbalisten empfing Adam die Geheimlehre in einem Buche vom Himmel. Nachdem sie mehrmals verloren gegangen war, wurde sie aufs Neue von Abraham, Moses, Esra und zuletzt von Simeon, dem Sohne des Jochai, aufgezeichnet. Ihr Einfluß auf die Wissenschaft erstreckt sich bis auf die neueste Zeit, obgleich die Bildung der Zeit über den in der Kabbala herrschenden Aberglauben erhebt.

**Kabliau** oder Kabeljau (der) ist ein in den nördl. Meeren in großer Menge vorkommender, zu den Schellfischen gehörender Fisch, welcher 2—4 F. lang wird, eine grauliche Farbe mit gelben Flecken und ziemlich große Schuppen und einen Bartfaden am Unterkiefer hat. Er nährt



sich von kleinern Fischen und Seegewürm. Ganze Flotten machen jährlich Jagd auf ihn; seine sich dennoch nie erschöpfende Menge ist erklärlich, wenn es wahr ist, daß jedes Weibchen jährlich über vier Millionen Eier legt. Bei Neufundland werden die meisten Kabliaus erbeutet. Man fängt sie hier in Netzen, nach dem Laichen aber mit Angeln, deren Leinen bei den Fischern Kabeln heißen, woraus der Name des Fisches entstanden ist. Amerikaner, Franzosen, Engländer und Holländer beschäftigen sich vorzugsweise mit dem Kabliaufange. Wie bedeutend derselbe sei, kann man aus den Thatsachen entnehmen, daß vom Oct. 1831 bis zum Oct. 1832 von den Amerikanern allein 250,514 Cntr. getrockneter und 102,770 Fässer gesalzener Kabliau ausgeführt wurden, und daß in dem Jahre 1831 in den franz. Häfen 302 mit Fischen beladene Schiffe einliefen. Lebendig bringt man den Kabliau nur in die Seestädte, weil er sich nicht lange hält. Die meisten dieser Fische werden, nachdem der Kopf abgeschnitten worden, getrocknet und geben den Stockfisch; sehr viele werden in Seesalz eingesalzen und in Tonnen fest verpackt und heißen nun Laberdan; noch andere endlich werden erst eingesalzen und dann getrocknet und geben den Klippfisch. Ist der Kabliau beim Trocknen aufgehängt worden, so heißt er nachher Hängefisch, während beim Flachfisch der Leib flach ausgelegt ist, weil er liegend getrocknet wird. Unter den verschiedenen Sorten des Stockfisches ist der sogenannte Langfisch der beste. Zu den Klippfischen pflegt man die fettesten Kabliau zu nehmen und nennt die großen gespaltenen Breitfische. Aus der Leber des Kabliau wird der sogenannte Leberthran bereitet, aus der Schwimmblase macht man Leim und die eingesalzene Zunge ist ein besonderer Leckerbissen. — Daß bei dem Stockfischfange noch sehr viele andere dem eigentlichen Kabliau mehr oder weniger verwandte Fische mitgefangen und auf ähnliche Weise und unter dem Gesammtnamen des Stockfisches mit zubereitet und verkauft werden, versteht sich von selbst.

**Kabylen** oder Kabaylen heißen diejenigen Bewohner in der jetzt den Franzosen unterworfenen Regentschaft Algier, welche zum Stamme der Berbern, der Ureinwohner des Nordrandes von Afrika und der Thäler des Atlasgebirges, gehören. Sie sind von den später eingewanderten Mauren und Arabern sowol durch Sprache als Sitte und Körpergestalt verschieden. Zu Tunis heißen sie Zuaven, in Tripoli Ademser, in Marokko Amazirghen und Schellöchen, und auch die Tibbus, Tuats und Tuariks, welche die Sahara durchstreifen, sind vom Stamme der Berbern. Die Kabylen gehören zur kaukas. Menschenrace, sind von mittlerm Wuchse, haben eine dunkle, ins Rothbräunliche fallende Hautfarbe, braunes oder schwar-



Digitized by Google

res glattes Haar, und sind zwar mager, aber sehr muskelstark. Sie bekennen sich zum Islam, sind fanatischere Mohammedaner als selbst die Mauren und hegen vor ihren Marabuts oder Heiligen eine unbedingte Verehrung. Doch essen einige Stämme, z. B. die Schillahs, das Fleisch der wilden Schweine und trinken sogar Wein. Sie zerfallen in eine Menge von Stämmen, führen ein seßhaftes Leben, wohnen in großen Dörfern, deren jedes seinen Ältesten hat, und treiben Ackerbau. Die in den Hochthälern des Atlas wohnenden sind zum Theil wahrhafte Troglodyten, indem sie in Höhlen hausen. Der Kabyle ist im Grunde ganz unabhängig und der Regierung, welcher er nach Belieben einen geringen Tribut zahlt oder verweigert, höchstens dem Namen nach unterworfen. Von früher Jugend an wird er in den Waffen geübt und Alle, ohne Ausnahme, sind vortreffliche Schützen. Sie verfertigen ihr Pulver selbst. Ihre Tracht ist sehr einfach und das Hauptkleidungsstück besteht in einem wollenen Rocke oder Mantel. Im Essen und Trinken sind sie sehr mäßig und nähren sich hauptsächlich von dem Fleische der wilden Thiere, welche sie auf der Jagd erlegen, von dem ihrer Heerden, von Schwarzbrot und Oliven. Hauptgrundzüge ihres Charakters sind Heftigkeit, Kühnheit, Rachsucht und Grausamkeit, und daß sie an Tapferkeit weder den Arabern noch den Mauren nachstehen, haben die Franzosen während der letzten sieben Jahre erfahren müssen. Wie stark die Anzahl der Kabylen in der Regentschaft Algier ist, ist nicht bekannt, in der Hauptstadt selbst sind ihrer etwa 1200 ansässig.

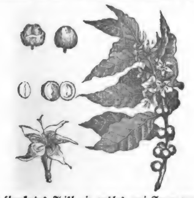
**Kadi** bezeichnet im Arabischen einen Rechtskundigen oder einen Richter und ist bei den Türken der Titel der Unterrichter. Der Oberrichter heißt Molla und beide Classen der Richter werden zu den höhern Geistlichen gerechnet, weil die Gesetze, nach denen die Urtheile gefällt werden, von dem Stifter der Religion, Mohammed, abgeleitet werden.

**Kadmus**, der Gründer des siebenthorigen Theben zu Böotien in Griechenland, war ein Sohn des Königs von Phönizien, Agenor, und ein Bruder der Europa (s. d.). Nachdem diese von dem Jupiter entführt worden war, wurde K. mit der Weisung von seinem Vater ausgeschickt, er solle nicht ohne seine Schwester in die Heimat zurückkehren. Er irrte vergebens die Europa suchend umher und kam endlich nach Delphi, wo er das Orakel befragte. Von diesem erhielt er die Weisung, er solle von fernerm Suchen abstehen, und wenn er das Orakel verlassen, einer weißen Kuh folgen, welche ihn hinführen werde, wo er eine Stadt gründen solle. Die Kuh erschien und führte den K. nach Böotien, wo sie sich niederließ. Hier nun wollte K. die Kuh der Minerva opfern und schickte einige seiner Gefährten nach einer Quelle aus, Wasser zu holen. Sie fanden eine dem Mars heilige Quelle, wurden aber von einem sie bewachenden Drachen, einem Erzeugten des Mars, umgebracht. K. kam nun herbei und erschlug den Drachen, nahm dessen Zähne und säete sie nach dem Rathe der Minerva in ein gepflügtes Feld. Nicht lange währte es, so ging die Drachensaat auf, und es wuchsen aus der Erde geharnischte Männer. Wieder auf Rath der Göttin warf nun K. einen Stein unter jene, worüber sie in Kampf gegeneinander entbrannten und sich gegenseitig umbrachten bis auf fünf, welche dem K. bei der Erbauung der Stadt behülflich waren, in welcher er als König herrschte und in der noch in spätern Zeit die Burg den Namen Kadmea hatte. Jupiter gab dem K. später die Tochter des Mars und der Venus, Harmonia, zur Gemahlin und alle Götter kamen zur Hochzeitsfeier. Antinoe, Ino, Semele, Agave und Polydorus waren die Kinder des Kadmus. Später begab sich dieser mit seiner Gemahlin auf den Befehl des Bacchus zu den Encheliern und siegte über die Illyrier, ihre Feinde. Er ward ihr König und erzeugte noch einen Sohn, den Illyrius. Jupiter verwandelte endlich den K. und die Harmonia in Schlangen oder Drachen und versetzte sie nach Elysium. Aus Phönizien, wird erzählt, soll K. die Buchstabenschrift und andere Künste mit nach Griechenland gebracht haben und die Gründung Thebens wird um das J. 1550 vor Chr. angenommen.

**Käfer** (die) bilden die erste Ordnung der Insekten (lat. Coleoptera, vgl. Insekten) und zeichnen sich durch hornartige Decken aus, welche über den zweihäutigen durchsichtigen Flügeln liegen. Die eigentlichen Flügel fehlen bei einigen Arten und bei andern sind die Flügeldecken zusammengewachsen, sodaß sie nicht gehoben werden können. Auch der übrige Körper der Insekten ist gewöhnlich mit einer hornartigen Schale überzogen und die Fühlhörner und Beine bestehen ganz aus hornartiger Masse. Von den sechs Beinen sitzen zwei am Bruststück und vier am Hinterleib, und auf jeder Seite haben die Käfer an der Brust und am Hinterleibe acht Löcher, durch welche sie Luft einziehen. Wie die übrigen Insekten, haben auch die Käfer vier Verwandlungsstufen durchzumachen, indem aus den Eiern sich die Larven oder die Engerlinge bilden, von denen die meisten an der Brust drei Beine haben, welche sich zu Nymphen verpuppen und endlich als Käfer erscheinen. Die Käfer sind die an Arten zahlreichste Ordnung der Insekten. Merkwürdig sind besonders: die sogenannte spanische Fliege (s. Fliege); der Maiwurm, ein schwarzblauer Käfer mit halben Flügeldecken und ohne Flügel, welcher gegen die Hundswuth angewendet wird und einen sehr übeln Geruch hat; der schwarze Kornwurm (s. Kornwürmer); der Mehlwurm (s. Mehl); der Schabkäfer (s. d.); der Bohrkäfer, welcher hölzerne und andere Gegenstände zernagt; der Maikäfer (s. d.); der Erdfloh (s. Floh); der Nashornkäfer (s. d.); der Bombardirkäfer mit schwärzlichgrüner Flügeldecke und übrigens rostbraun, welcher aus dem After einen ätzenden Saft ausstößt; der Juwelenkäfer, welcher in Brasilien lebt und im Sonnenschein wie mit Edelsteinen besetzt erscheint; der Todtengräber, welcher kleine todte Thiere eingräbt und in sie seine Eier legt, und verschiedene andere.

**Kaffee** (der) ist die bekannte Bohne des Kaffeebaumes oder Kaffeestrauches, welcher aus der arab. Provinz Yemen stammt, von hier aber seit dem Ende des 16. Jahrh. nach Batavia, auf mehre ostind. Inseln und nach Amerika verpflanzt worden ist. Der Kaffeebaum hat einen geraden Stamm, der gewöhnlich 15—20 F. hoch wird, in Arabien aber zuweilen über 40 F. lang und 4—5 Zoll dick wird. Die immer grünen Blätter sind den Lorbeerblättern ähnlich und sind auf kurzen Stielen einander gegenübergestellt. Sie werden bis fünf Zoll lang und zwei Zoll breit und haben eine glänzende Oberfläche. In den

lattachseln erscheinen die Blüten in Büscheln zusammen-
ehend, und gleichen an Geruch, Form und Farbe den Jas-
inblüten, weswegen die ältern Botaniker den Kaffeebaum
uch Jasminum arabicum nannten. Aus den Blüten ent-
ickeln sich die an Gestalt den Cornelkirschen ähnlichen
rüchte, welche erst grün sind, dann hellroth und zuletzt
unkelviolett werden. Sie haben ein schleimiges, häßlich



nd schmeckendes Fleisch, in welches zwei Samen von der
ekannten Gestalt eingeschlossen sind. Diese liegen mit den
achen Seiten gegeneinander. Es umgibt dieselben noch eine
igne auch in das Innere eindringende Haut, die Samen-
ecke, von der man an den in den Handel kommen-
en Bohnen häufig noch Überreste findet. Wenn die Früchte
re gehörige Reife erlangt haben, so schüttelt man sie ab
der pflückt sie, und trocknet dann die Beeren auf steiner-
en Trockenplätzen oder in Trockenstuben. Hierauf werden
e auf Mühlen mit hölzernen Walzen gebracht, auf welchen die
Bohnen von dem eingetrockneten Fleische befreit werden. Durch
Sieben und Schwingen werden die Bohnen weiter gereinigt
nd endlich noch vollends getrocknet. Nun sind sie zum
Versenden geschickt. In einigen Gegenden läßt man die
rüchte einige Zeit im Wasser liegen oder gähren, um die
Entfernung der Fleischhüllen leichter bewerkstelligen zu
önnen.

Durch die Behandlungsart wird ebenso sehr wie durch
as Klima die Güte des Kaffees bestimmt. In den kältern
Gegenden werden die Bohnen nicht vollkommen reif und ha-
en daher einen herben, krautartigen Geschmack; durch Erhitzung
eim Trocknen, wie durch zu langsames Trocknen nehmen die
Bohnen einen scharfen und unangenehmen Geschmack an. Der
orzüglichste Kaffee kommt noch immer aus Arabien. Bei
em Dorfe Bulgosa in Arabien liegt das sogenannte **Kaffee-
ebirge**. Hier liegen die Gärten terrassenförmig übereinan-
er und sind sorgfältig bewässert. Die Bäume stehen so
icht beisammen, daß die Sonne kaum bis auf den Boden
urchdringen kann. Der beste Kaffee in Arabien soll bei der
Stadt Aden in Yemen gewonnen werden. Die Bäume
werden 20—30 Jahre alt und jeder gibt jährlich 3—4 Pf.
Früchte. Der arabische oder levantische Kaffee wird auch Mok-
kakaffee genannt und wird in Mokka oder Mocha eingeschifft.
Seine Bohnen sind klein und rundlich, gelblich oder grün-
lich, und es kommen von ihm jährlich etwa 12 Millionen
Pfund in den Handel. Beinahe noch einmal so viel Kaffee
kommt aus Batavia auf der Insel Java. Die hier erzeug-
ten Bohnen gehören zu den vorzüglichsten und sind blaßgelb
und länglich. An Gestalt dem Mokkakaffee ähnlich, an
Güte ihm nachstehend, ist der Kaffee von der franz. Insel
Bourbon. An 100 Millionen Pfund Kaffee, von geringe-
rer Qualität, kommen jährlich aus Brasilien. Von schlech-
tem Aussehen, aber gutem Geschmack ist der Kaffee von
Ceylon; auch der Kaffee von Demerary im engl. Guiana,
von St.-Domingo, Guadeloupe, Jamaica, Marie Galante,
Martinique, Surinam ist von gutem Geschmack. Die
Menge des jährlich producirten Kaffees ist fast unglaublich
und wächst jährlich. Im J. 1835 wurden nach Europa
über 217½ Millionen Pfund eingeführt. Die Farbe des
Kaffees entscheidet nicht immer über die Güte desselben, be-
sonders darum, weil sie auch durch künstliche Mittel verän-
dert werden kann. Zuweilen wird schlechter Kaffee durch
langes Liegen besser, und guter Kaffee nimmt einen unan-
genehmen Geruch und Geschmack an, wenn er in der Nähe
von starkriechenden Waaren, wie Stockfisch, Branntwein,
Gewürzen u. dgl. aufbewahrt wird. Die zerbrochenen Boh-
nen werden unter dem Namen **Triage** verkauft, und die
allerschlechteste Sorte heißt **Brennkaffee**. Der durch See-
wasser beschädigte wird **marinirter Kaffee** genannt.

Lange bevor man den Kaffee nach Europa brachte, ge-
noß man ihn schon im Morgenlande, wegen seines angeneh-
men Geschmacks und seiner aufregenden Kraft. Schon im
9. Jahrh. n. Chr. soll man in Arabien, Ägypten, Syrien
und Konstantinopel Kaffee getrunken haben. Eine Sage er-
zählt, der Prior eines persischen oder arabischen Klosters
habe die Beobachtung gemacht, daß Ziegen nach dem Ge-
nusse von Kaffeefrüchten eine ungewöhnliche Munterkeit zeig-
ten, und habe daher aus jenen Früchten ein Getränk berei-
ten lassen, um seine Mönche bei den nächtlichen Betübun-
gen munter zu erhalten. Anfänglich trank man in Arabien
einen Aufguß auf die Blätter des Kaffeebaumes, später wur-
den die Früchte roh, dann geröstet und zu Pulver gerieben
genossen und erst zuletzt kam man darauf, einen Aufguß
über die gerösteten und zermalmten Früchte zu genießen.
Als sich 1580 Prosper Alpinus zu Kairo befand, war der
Kaffee schon allgemein gebräuchlich und wurde in Gasthäu-
sern verkauft. Derselbe Reisende brachte 1591 den Kaffee
als Arznei nach Venedig. Schon 1573 hatte aber ein deut-
scher Arzt, Leonhard Rauwolf, über den Kaffee geschrieben.
Bereits 1644 trank man in Frankreich Kaffee. Seit der
Mitte des 17. Jahrh. wurde der Kaffee auch in Deutsch-
land, aber nur nach und nach, eingeführt und erst 1694
kam der erste rohe Kaffee nach Leipzig. In Batavia wur-
den 1680 die ersten Kaffeepflanzungen durch den Holländer
van Horn angelegt, und von hier kam 1690 ein Baum
nach Europa, von welchem die ersten Anpflanzungen in
Surinam und Westindien abstammen sollen. Das erste öf-
fentliche **Kaffeehaus** in Europa wurde 1551 zu Konstan-
tinopel errichtet und 1652 gründete ein Grieche ein Kaffee-
haus zu London. Frankreich hatte sein erstes Kaffeehaus
1671 zu Marseille. Im folgenden Jahre wurde auch zu
Paris ein Kaffeehaus eröffnet. Nach andern Nachrichten

Digitized by Google

ward das erste pariser Kaffeehaus um 1724 von dem Sicilier Procopio gegründet, welches noch jetzt besteht und den Namen Café Procope führt. In Leipzig soll schon 1694 ein Kaffeehaus errichtet worden sein. In Paris bestehen gegenwärtig gegen 6000 Kaffeehäuser.

Die Bereitung des Kaffeegetränkes geschieht auf sehr verschiedene Weisen, im Allgemeinen aber so, daß die Kaffeebohnen erst gebrannt, dann in Pulver verwandelt und endlich mit Wasser ausgezogen werden. Beim Brennen des Kaffees, welches bei uns in der sogenannten Kaffeetrommel geschieht, kommt es darauf an, den rechten Hitzegrad zu treffen, denn zu wenig gebrannter Kaffee läßt sich nicht vollkommen ausziehen und hat einen strengen Geschmack, während zu stark gebrannter beißend und ranzig schmeckt. Kaffee, welcher einen übeln Geruch angezogen hat, kann dadurch von demselben befreit werden, daß man ihm beim Brennen einige Stückchen Zwiebel beimischt. Je weniger Kaffee auf einmal gebrannt und je schneller der gebrannte verwendet wird, desto besser wird das Getränk. Das Pulvern des Kaffees geschieht bei uns stets mit der Kaffeemühle, während die Orientalen den Kaffee im Mörser zerstampfen oder zwischen Hölzern zerquetschen. Die schlechteste Manier, das Ausziehen des Kaffees zu bewirken, ist die, nach welcher derselbe mit dem Wasser förmlich gekocht, dann niedergeschlagen und endlich abgegossen wird. Hierbei geschieht die Ausziehung nicht vollständig. Besser ist es, den Kaffee in einen Filtrirsack zu thun und das siedende Wasser darauf zu gießen; am vollkommensten aber geschieht die Ausziehung bei denjenigen Kaffeemaschinen, bei welchen das unter einem siebartigen Gefäße befindliche Wasser in Dampfgestalt durch den Kaffee hindurch getrieben wird und dann wieder in Wasserform, aber noch siedend, durch ihn zurückläuft. Einen sehr wohlschmeckenden Kaffee erhält man, wenn man den gemahlenen Kaffee mit kaltem Wasser extrahirt und den geklärten Extract erwärmt, entweder im Gefäß oder durch Zusatz von heißem Wasser oder heißem Kaffee. Die Araber und Türken trinken ungemein viel und starken Kaffee und geben demselben noch einen Zusatz von allerlei Gewürzen, zuweilen sogar von Balsam und Opium. Zucker und Milch nehmen sie niemals in den Kaffee. Auch aus dem getrockneten Samenfleische bereiten sie ein Getränk, Sultanskaffee genannt, und aus den eigentlichen Samendecken ein anderes, welches Kischer heißt. Bei uns versetzt man den Kaffee zuweilen mit etwas Cognak oder Arak und nennt das Getränk dann Gloriat. Auch hat man der Chocoladenmasse Kaffeepulver zugesetzt und auf diese Weise eine Kaffeechocolade hergestellt. Man benutzt den Kaffee auch zur Bereitung von Kaffeeessenz, Kaffeeliqueur, Kaffeeeis, Kaffeesyrup, gebackenem Kaffee u. s. w.

Der Kaffee enthält offenbar arzneiliche Kräfte und man hat deswegen in neuerer Zeit von mancher Seite sehr gegen den allzu häufigen Genuß desselben geeifert; daß er aber nicht, wie behauptet worden ist, als Gift wirke, dafür gibt es unzählige Beispiele, denn sehr viele alte Leute genießen ihn seit ihrer Jugend in sehr großer Menge. Alten Leuten bekommt er am besten. Die Empfindlichkeit des Menschen für die Wirkungen des Kaffees stumpft sich durch den häufigen Gebrauch selbst ab. Menschen jedoch, welche an Vollblütigkeit, Blutwallungen, an einer hitzigen oder schleichenden Entzündung, Hämorrhoiden, Unordnung in der Menstruation, Hypochondrie, Hysterie, Nervenreizbarkeit, Bleichsucht u. dgl. leiden, müssen den Kaffee durchaus vermeiden, weil durch ihn ihre Leiden einen gefährlichern Charakter annehmen können. Die Kraft des Kaffees ist im Allgemeinen eine Blut und Nerven aufregende und ist um so merklicher, je reizbarer und jünger der Mensch ist, welcher den Kaffee genießt, und je stärker dieser bereitet ist. Die homöopathischen Ärzte haben in der Strenge, mit welcher sie früher allen, besonders aber den in ärztlicher Behandlung stehenden Kranken den Genuß des Kaffees untersagten, sehr nachgelassen, weil sie die Erfahrung belehrt hat, daß die langjährige Gewohnheit diesen Trank fast unschädlich macht. Man wendet den Kaffee als Arzneimittel vielfach an. Gegen narkotische Gifte dient er als Gegengift, gegen Wechselfieber, Verstopfung, Augenentzündungen, chronische Gicht als Heilmittel. Gegen Zahnschmerzen von hohlen Zähnen, ... Entzündung des Zahnfleisches, hat man empfohlen, gebrannten und grobgepulverten Kaffee wie Taback zu rauchen. Nach Genuß eines Übermaßes von Wein wirkt eine ... starken Kaffees als niederschlagendes Mittel. Übelriechende Dünste, namentlich von verwesenden Körpern, werden ... Räucherungen mit Kaffee unwirksam für den Geruch gemacht. Der Kaffee wird zur Bereitung eines grünen Lackes, einer ausgezeichneten Malerfarbe benutzt, den man mit reiner Essigsäure auflösen und als grüne Tinte brauchen kann. Aus dem Kaffeesatze kann man durch Verbrennen in verschlossenen Gefäßen eine schöne schwarze Farbe bereiten.

Da so viele Menschen an den Genuß des Kaffees sich gewöhnt haben und ihn doch nachher wegen krankhafter ... schwächlicher Körperbeschaffenheit vermeiden müssen, da ferner der Kaffee, besonders wenn Misernten eingetreten sind, für Nichtwohlhabende ein allzu kostbares Getränk ist, so ist man vielfach bemüht gewesen, ein Surrogat oder Ersatzmittel für denselben zu finden. Die Zahl der vorgeschlagenen ... sehr groß, aber keines kommt doch an Wohlgeschmack ... natürlich noch weniger in der leicht aufregenden Wirkung dem Kaffee gleich. Das verbreitetste ist wol noch immer Cichorie (s. d.); doch hat man auch Möhren, ... Akazienfamen, Dattelkerne, die Kerne der Cornelius... Eicheln, Erbsen, Bohnen, Erdmandeln u. s. w. und in neuester Zeit besonders Roggen oder Korn und Gerste geröstet und wie Kaffee zubereitet.

**Kaffern** (die), d. h. die Ungläubigen, haben diesen Namen, weil sie Heiden sind, von den Arabern erhalten und bewohnen den südöstl. Theil Afrikas, nördl. von ... Hottentottenlande und der Capcolonie, vom Flusse Keiskamma bis zur Lagoabai mit unbestimmter Begrenzung im Innern. Sie unterscheiden sich durch die Schädelbildung von den Negern, haben aber aufgeworfene Lippen wie diese und hervorstehende Backenknochen wie die Hottentotten; ihr Haar ist kraus, der Bart ziemlich stark und die Farbe spielt aus dem ... nen ins Eisengraue. Sie selbst nennen sich Kussa und haben einen schlanken, sehr ebenmäßigen Wuchs. Das Land, welches sie bewohnen, wird von mehren bedeutenden Flüssen durchströmt und ist zum großen Theile noch unbekannt. Es wird von einer großen Menge wilder Thiere durchstreift, Gazellen, Antilopen, wilden Pferden, Ebern, Straußen, Löwen, Panthern, Schakals, und in den Stromniederungen leben vorzugsweise Elefanten und Flußpferde. Das Klima

st sehr heiß, im Innern aber gesund. Eigenthümlich ist bei den Kaffern, daß es unter ihnen beiweitem mehr Weiber ils Männer gibt; es herrscht daher unbeschränkte Vielweiberei. Sie sind ein Hirtenvolk und verstehen sich trefflich uf die Abwartung ihrer zahlreichen Viehheerden, deren Milch und Fleisch ihre Hauptnahrung ist; außerdem essen sie vor-

ugsweise Hirse, Mais, Wassermelonen und trinken fast nur Wasser. Schweins- und Hasenfleisch, Enten und Gänse, owie Fische gelten ihnen für unrein. Sie sind leidenschaftche Tabacksraucher; ihre Kleider verfertigen sie aus gegerben Thierfellen. Sie sind gastfrei, reinlich, ehrlich, zuvorommend, thätig und von Natur zum Frieden geneigt; verden sie aber gereizt und beleidigt, dann zeigen sie sich benso tapfer als grausam. Durch die Anmaßungen der oll. Bauern in der Capcolonie, welche die Kaffern, wo ch ein Mittel darbietet, um ihre Heerden und Wiesen zu ringen suchen, ist es zwischen beiden zu häufigen, nicht lten höchst blutigen Fehden gekommen, in welchen die affern bewundernswürdigen Heldenmuth gezeigt haben. hre Hauptwaffe ist die Zagaye oder Hassagaye, eine 4—5 uß lange, mit eiserner Spitze versehene Lanze; außerdem ihren sie Schild und Keule. Sie verstehen das Eisen zu chmieden, halten ihre Häuser, die sämmtlich an Gestalt den ienenkörben gleichen, sehr reinlich, und die einzelnen Völr theilen sich in Stämme, deren jeder unter einem Häuptnge steht, dessen Macht nur sehr wenig beschränkt ist. Ihre prache ist sehr wohlklingend. Die zahlreichsten Völker sind Küstenlande: die Tambuki, welche 15,000 Krieger steln können und die Mambuki, ein sehr tapferer Stamm, r auch Ackerbau treibt. Dasselbe gilt von den Bethuanen, den im Innern lebenden Kaffernvölkern, die ieder in mehre Völker zerfallen. Die mächtigsten sind: die rikas, am Kruman und dessen Nebenflüssen; viele derben sind von den Missionaren zum Christenthum bekehrt; re Hauptstadt ist Neulitaku mit 6000 Einw.; die Barlongs; die Marutzis am Masumo sind den meisten rigen Stämmen an Industrie überlegen, und ihr Häuptng oder König residirt in der großen Stadt Kuritschané, erst vor etwa einem Jahrzehnd den Europäern bekannt ard und 16,000 Einw. hat. Das civilisirteste Volk un allen Kafferstämmen sind aber die Macquinis, welche noch nördlicher wohnen als die vorigen, und mit großer Betriebsamkeit ihre Eisen- und Kupfergruben ausbeuten.

**Kaftan** (der) ist die eigenthümliche Volkstracht der Türken, welche einem Schlafrocke ähnlich ist und gewöhnlich aus einem weißlichen, mit großen blaßgelben Blumen gezierten Zeuche, bei den Reichern aus Seide, besteht und mit kostbarem Pelzwerke verbrämt ist, während die Ärmern baumwollene Zeuge tragen. Am türkischen Hofe werden Kaftans häufig als Geschenke ausgetheilt und selbst die Gesandten europäischer Mächte müssen bei den Audienzen im Kaftan erscheinen, wenn sie sich nicht ausdrücklich die Erlaubniß ausgewirkt haben, dabei ihre eigne Nationalkleidung zu tragen.

**Kain** war der älteste Sohn des Adam und der Eva, ein Ackersmann, der rauhe, wilde Sitten hatte und als der erste Mörder, als Brudermörder, berüchtigt ist. Als er nämlich mit seinem jüngern Bruder Abel, der ein Hirt war, Gott Opfer darbrachte, Jeder auf einem andern Altar, sah Kain, daß der Herr mehr Wohlgefallen an dem Opfer seines Bruders hatte als an dem seinen. Neidisch auf Abel, gerieth er mit ihm in Wortwechsel und erschlug ihn. Als Gott darauf den Kain nach seinem Bruder fragte, antwortete er trotzig und ward von Gott verurtheilt, unstät und flüchtig auf der Erde umherzuschweifen. Der Herr hatte ihn gezeichnet, daß ihn Niemand erschlagen solle und bis zur Sündflut soll Kain umhergeirrt sein. Im 2. Jahrh. n. Chr. lebte eine gnostische Sekte, die Kainiten oder Kajaniten, welche den Kain über Abel schätzten, und jenen, sowie den Esau und die Sodomiten, für Fromme erachteten.

**Kairo** oder El Kahirah, d. h. die Siegreiche, ist die größte Stadt Ägyptens, Residenz des Vicekönigs, und liegt am rechten Ufer des Nils, etwa 600 Klaftern vom Flusse entfernt, an den letzten Ausläufen des Mokattemgebirges. Die Altstadt soll schon von Sesostris gegründet sein; Neukairo aber ward um 970 n. Chr. von Almansur, dem ersten fatimitischen Khalifen, erbaut, von Saladin 1176 mit einer Mauer umgeben, und erhob sich schon früh, auf Kosten Alexandrias, zu hoher Blüte. Die Straßen sind sämmtlich eng, zum Theil so schmal, daß die Balcone der gegenüberstehenden Häuser dicht aneinander stoßen. Manche Straßen sind, um die Sonnenstrahlen abzuhalten, bedeckt, und haben Pforten. Da sie sämmtlich ungepflastert sind, und es hier nur höchst selten regnet, so herrscht in der volkreichen Stadt ein lästiger Staub, weshalb wohlhabende Leute in der Regel, um schneller fortzukommen, auf Eseln reiten. Die Häuser haben, eine Seltenheit im Oriente, zumeist drei Stockwerke, und sind aus Erde oder Backsteinen aufgeführt; die Fenster gehen nach dem geräumigen Hofe hinaus und die Gassen werden daher von ununterbrochenen, einförmigen Mauern gebildet. Übrigens hat Kairo einige große Plätze, von denen etliche im Sept., wenn der Nil seinen höchsten Stand erreicht hat, ganz unter Wasser stehen, z. B. der große Ezbekyehplatz. Wenn der Fluß wieder in sein Bett zurückgetreten ist, dann bedecken sie sich bald nachher mit mancherlei Pflanzen. Außer den vielen Gärten innerhalb der Stadt sind die Hunderte von Moscheen mit ihren schlanken Minarets eine Zierde derselben; die des Sultan Hassan ist unter ihnen die größte. Unter den Stadtthoren sind einige in ebenso einfachem als großartigem Style erbaut, und Das-

Digitized by Google

selbe gilt von den öffentlichen Bädern, den mit Marmorsäulen geschmückten Cisternen und manchen Grabmälern der Mamluken. Der Vicekönig wohnt in der Citadelle, welche sich auf einem Hügel erhebt und einen bedeutenden Umfang hat. Die Bevölkerung beläuft sich auf etwa 330,000 Einw., von denen die Mehrzahl Araber sind; etwa 10,000 Kopten, ebenso viele Juden, mehre tausend Armenier, Syrer und Europäer beschäftigen sich vorzugsweise mit Handel und Gewerbe; die Industrie ist übrigens von keiner großen Bedeutung und bezieht sich auf Matten- und Posamentirwaaren-manufactur, Drechslerei, Leinwand-, Wollenwaaren- und Lederfabrikation und Verfertigung von Goldschmiede-, Töpfer- und Glaswaaren. Dagegen ist K. der wichtigste Stapelplatz Afrikas und aus allen Städten Vorderasiens, Nord- und Mittelafrikas kommen zahlreiche Karavanen an. Für das Unterkommen der Reisenden ist hinlänglich gesorgt, und es sind mehr als 1200 Kaffeehäuser vorhanden. — In der unmittelbaren Umgebung der Stadt, gleichfalls auf dem rechten Nilufer, liegen die beiden Hafenplätze Kairos: Bulak und Altkairo. In Bulak hat der Pascha eine Druckerei und eine höhere Lehranstalt gegründet, in welcher die Ägypter in europ. Wissenschaften und Künsten unterrichtet werden, und eine große Kattun- und Seidenfabrik angelegt, in der täglich 800—1000 Arbeiter beschäftigt sind. Etwas weiter aufwärts am Nil liegt der unten abgebildete, von Ibrahim Pascha erbaute Palast. In Altkairo sind große Getreidespeicher

**Kaiser** (lat. Imperator oder Augustus) ist der vornehmste Titel, welcher einem weltlichen Herrscher ertheilt zu werden pflegt. Nachdem Rom seine Könige vertrieben und Jahrhunderte lang als Republik bestanden hatte, fügte es sich endlich unter die geistige, auf allgemeine Verehrung gegründete Macht des Julius Cäsar (s. d.), den gefeierten Imperator (s. d.), und nachdem dieser ermordet worden war, die Römer sich aber einmal daran gewöhnt hatten, die höchste Macht in der Hand Eines Mannes vereinigt zu sehen, wurde es dem Adoptivsohne und Rächer des Cäsar, Augustus (s. d.), leicht, zur Oberherrschaft zu gelangen. Der Überrest der republikanischen Gesinnung des Volkes war der Haß gegen den Titel König (lat. Rex), und so mußten die ersten Beherrscher Roms noch republikanische Titel und Formen beibehalten [illegible] der Weitläufigkeit der röm. Herrschaft nahmen die [illegible] röm. Imperatoren einen Gehülfen oder Mitregenten, der zu ihrem Nachfolger bestimmt war, an, und dieser [illegible] zugsweise den Titel Cäsar, welcher griech. Kaisar [illegible] wurde, woraus denn das deutsche Kaiser entstanden ist. [illegible] Karl der Große 800 zu Rom gekrönt wurde, ward er [illegible] gleich der Schutzherr der Kirche und vereinigte mit [illegible] Würde die Oberherrlichkeit über die ganze Christenheit

welche an Rom geknüpft war, und so erhielt er den Titel eines römischen Kaisers. Auch später noch blieb der Kaisertitel mit Rom in Zusammenhang, wie denn zuerst nur ital. Fürsten denselben führten. Otto I. vereinigte erst 962 die Würde eines röm. Kaisers mit der des Königs von Deutschland. Der Kaiser behauptete den ersten Rang unter allen Fürsten der Christenheit und die Krönung desselben geschah ursprünglich stets in Rom durch den Papst; daher die röm. Könige mit großem Gefolge und Heeresmacht durch die Lombardei nach Rom zu ziehen pflegten. Seit Maximilian I. kamen die Römerzüge ab und die Kaiser wurden in Deutschland gekrönt. (Vgl. Deutsche Kaiser.) Franz II. war der letzte röm.-deutsche Kaiser. Nachdem das deutsche Kaiserreich 1000 Jahre bestanden und allmälig immer mehr an Macht und Festigkeit verloren hatte, weil die einzelnen Reichsfürsten zu einer die Gewalt der Kaiser aufhebenden Selbständigkeit gelangt waren, wurde es durch Errichtung des Rheinbundes factisch aufgelöst und der Kaiser dankte 1806 ab, führte aber dafür als Franz I. den Titel eines Erbkaisers von Östreich. Schon in frühern Zeiten hatten sich, um ihre Selbständigkeit dem deutschen Reiche gegenüber zu behaupten, die Könige von Castilien, Frankreich und England kaiserl. Würde beigelegt, und Peter I. nannte sich seit 1721 Kaiser von Rußland, wurde als solcher aber erst später von den übrigen Staaten anerkannt. Napoleon nahm den Kaisertitel an, weil er mit Verwirklichung der Idee umging, einen europ. Staatenbund unter Frankreichs und seiner Oberleitung zu errichten. Der Sultan in Konstantinopel wird häufig als türk. Kaiser bezeichnet, hat jedoch diesen Titel sich niemals beigelegt, noch haben ihn die übrigen Mächte als Kaiser anerkannt. Das bedeutendste Kaiserreich außerhalb Europas ist das von Brasilien, und übrigens pflegen auch die Beherrscher von Sina, Japan, Siam, Fez und Marokko u. A. als Kaiser bezeichnet zu werden.

**Kaiserschnitt** nennt man die stets sehr gefährliche Operation, durch welche hochschwangere Frauen, die wegen fehlerhaften Baues nicht zu gebären vermögen, entbunden werden, sodaß sie jedenfalls sterben müßten, wenn sie nicht durch Kunst von dem Kinde befreit würden. Man vollzieht auch den Kaiserschnitt an Frauen, welche kurz vor oder während der Entbindung sterben, um wo möglich das Leben des Kindes zu retten. Mit dem Messer wird die Bauchdünnung und die Gebärmutter aufgeschnitten und das Kind sammt der Nachgeburt herausgenommen. An Leichen wurde diese Operation schon in den ältesten Zeiten vollzogen und der röm. Schriftsteller Plinius erzählt, daß der nachmals berühmte Imperator Scipio Africanus und der erste der Cäsaren auf diese Weise ans Licht der Welt gebracht worden wären. Daher hat die Operation den Namen Kaiserschnitt erhalten. Der Erste, welcher an einer lebenden Frau den Kaiserschnitt vollzog, war ein Schweineschneider, Namens Nufer, zu Siegershausen im Thurgau. Seine eigne Frau konnte nach dem Zeugnisse der Ärzte auf keine andere Weise entbunden werden und mit Erlaubniß der Obrigkeit nahm Nufer die Operation vor, durch welche Mutter und Kind gerettet wurden. Seitdem ist sie immer häufiger von den Wundärzten in Anwendung gebracht worden und um so mehr mit glücklichem Erfolg, je größer die Fortschritte der Wundarzneikunde im Allgemeinen gewesen sind.

**Kaiserswerth** (das Schloß auf) war eines der großartigsten, in der deutschen Geschichte merkwürdigen Bauwerke.

Digitized by Google

Dasselbe stand auf der Rheininsel **Kaiserswerth**, so viel wie Kaiserswerder, und bestand schon zur Zeit der karolingischen Könige. Sehr oft hielten sich hier die sächs. Kaiser auf, und von hier entführte der kölnische Erzbischof Hanno den jungen Heinrich, nachmals Kaiser **Heinrich IV.** (s. d.). Das Schloß war mehrmals starken Angriffen ausgesetzt, bestand aber noch in der Gestalt, in welcher es die Abbildung zeigt, gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts. Die Franzosen haben es 1794 gänzlich zerstört, die Steine wurden nachher zu Bauten in der Umgegend verbraucht und nachdem der den Werder umgebende Rheinarm versandet ist, sind Insel und Schloß verschwunden. Ohnweit von dem Orte, wo es gestanden, liegt jetzt die kleine Stadt **Kaiserswerth** im preuß. Regierungsbezirk Düsseldorf.

**Kakerlaken** sind Menschen von einer eigenthümlichen, krankhaften Körperbeschaffenheit, welche unter allen Völkern und in allen Gegenden, obwol in einigen mehr als in andern, vorkommen kann. Im Allgemeinen sind die Kakerlaken unter den Menschen ähnliche Erscheinungen, wie unter den Thieren die weißen Kaninchen und die weißen Mäuse. Nach ihrer Abstammung, sowie nach der größern oder geringern Ausbildung ihrer krankhaften Beschaffenheit, hat man den Kakerlaken verschiedene Namen gegeben, und ist erst später zu der Einsicht gekommen, daß alle diese verschiedenen Arten zusammenzurechnen sind. Man nennt sie **weiße Neger**, **Albinos**, **Blafards**, **Leukäthiopen**, **Dondos**. Ehemals glaubte man, daß die Kakerlaken vorzüglich nur auf der Landenge von Panama und an den Mündungen des Ganges vorkämen, aber man hat sie seitdem auch in Frankreich, in den Rheingegenden, in Tirol, in Savoyen, in der Schweiz und an andern Orten gefunden. Sie haben ein leichenhaftes, milchfahles Ansehen, ihre Haut ist runzlich, braun mit weißen Sprenkeln, bei den Albinos ganz weiß, die Augen sind roth und enthalten kein schwarzes Pigment, die Haare sind milchfahl. Die Beschaffenheit ihrer Augen bringt es mit sich, daß sie das Tageslicht nicht wohl vertragen können und daher lieber in der Dämmerung und bei Mondschein ausgehen. Verschiedene Naturforscher haben ihnen wegen dieses Umstandes den Namen Nachtmenschen gegeben. Sie sind äußerst schwächlich, vermögen nur selten Kinder zu zeugen, die aber stets den Ältern gleich werden, und haben gewöhnlich nur sehr geringe Geistesfähigkeiten. Aus Schlegel's „Beiträgen zur nähern Kenntniß der Albinos" (Meiningen 1824) sieht man aber, daß es auch geistig fähige und ausbildsame Albinos gibt. — **Kakerlaken** werden von den Indianern auch gewisse Arten von Schaben genannt, namentlich die Riesenschabe (lat. Blatta gigantea), welches Insekt in den indianischen Wäldern vorkommt und gegen drei Zoll groß wird. Sie ist dunkelbraun und glänzend und hat fuchsrothe und gelbliche Flügeldecken. In Schiffen und Vorrathskammern werden mehre dieser Schabenarten sehr schädlich, weil sie eine außerordentliche Gefräßigkeit besitzen und sich sehr schnell vermehren.

**Kaland** ist der Name einer Gesellschaft oder Brüderschaft, welche im 13. Jahrh. in Deutschland entstand und sich ziemlich weit ausbreitete. Dieselbe hatte ursprünglich den religiösen Zweck, an dem Ersten jedes Monats zusammenzukommen, um für die Seelen der verstorbenen Freunde und Verwandten zu beten, Seelenmessen für dieselben lesen zu lassen und dann zu einem Festmahle sich zu versamm[illegible] Da im römischen Kalender der erste jedes Monats die Ka[illegible] **lenden** hieß, so entstand hieraus der Name Kaland. [illegible] Orte, wo sich die Brüderschaften versammelten, hießen Ka[illegible] **landshäuser** oder **Kalandshöfe** und die Mitglieder nannten sich, die Laien **Kalandsbrüder**, die Geistlichen **Kalandsherren**. Nach und nach gab man die [illegible] erfreuliche Sorge für die Verstorbenen auf und behielt nur die Gastmahle bei, welche zu vielfachen Ausschweifungen Veranlassung gaben, in deren Folge die Zusammenkünfte erst nur auf die hohen Festtage beschränkt, endlich aber ganz untersagt wurden. Noch jetzt besteht indeß ein Kalandsstift in Braunschweig, zu dem Geistliche und Schullehrer gehören, die für gewisse Einkünfte zum regelmäßigen Besuch eines kurzen sonntäglichen Gottesdienstes verpflichtet sind. Der Name Kaland hat sich noch in einigen Gegenden Niedersachsens erhalten, indem man damit festliche Gastmahle, besonders aber die jährlichen Zusammenkünfte der Geistlichen aus einem Bezirke bezeichnet. **Kalandiren** wird wol auch über[illegible] das Herumschweifen auf Gastmählern und Gelagen ge[illegible] Ein noch den Namen Kalandshof führendes Gebäude [illegible] Berlin wird jetzt als Staatsgefängniß benutzt.

**Kaleidoskop** oder **Schöngucker** wird ein Spiel[illegible] genannt, welches der berühmte Physiker Brewster in [illegible]burg erfunden hat und das eine Zeit lang sehr beliebt [illegible] Dasselbe besteht aus einem inwendig geschwärzten [illegible] durch welches der Länge nach Spiegel gehen, die in [illegible] Winkel gegeneinander geneigt sind. Unten hat das [illegible] einen Ansatz, der nach oben mit einem klaren, na[illegible]ten mit einem mattgeschliffenen Glase verschlossen ist. [illegible]schen diese beiden Gläser bringt man allerlei bunte K[illegible]keiten, farbige Glasstückchen, Perlen, Moosstückchen, [illegible]menblätter, bunte Papierschnitzel u. dgl. Der obere [illegible] des Rohres ist mit einem Deckel verschlossen, in [illegible] Mitte eine kleine runde Öffnung angebracht ist. Die[illegible]nung hält man vor das Auge, wendet das mattge[illegible] Glas gegen das Licht und erblickt nun stets eine schöne [illegible]metrische Figur, welche sich jedes Mal verändert, [illegible] man das Rohr etwas wendet oder erschüttert. Der [illegible] der unberechenbar großen Mannichfaltigkeit der Fi[illegible] die Anordnung, welche die kleinen Gegenstände zwischen [illegible] beiden Gläsern zufällig annehmen und die Ursache der [illegible]gelmäßigkeit der erscheinenden Figuren sind die beiden S[illegible] Jeder von denselben spiegelt nämlich die kleinen Körp[illegible] in der Lage ab, die sie eben haben, und das von ihm [illegible]gestellte Bild spiegelt sich wieder in dem andern S[illegible] Von der Größe des Winkels, den die beiden Spie[illegible] einander machen, hängt es ab, wie oft diese Spiege[illegible]schieht. Die einzelnen Spiegelbilder erscheinen dem [illegible] nebeneinander geordnet und dieses hat daher stets [illegible] Anblick einer aus allen diesen untereinander gleich[illegible]dern wohlgeordneten Figur. Die Vervielfältigung [illegible]des wird gefunden, wenn man mit der Anzahl der [illegible] welche den Neigungswinkel der Spiegel ausdrücken, [illegible] dividirt. Zeichner von Mustern, Arabesken, Rosetten [illegible] können sich des Kaleidoskops als eines Mittels [illegible] um zahllose Vorbilder zu neuen Darstellungen zu [illegible]

**Kalender** ist eine übersichtliche Darstellung der Tage [illegible]nes Jahres, nach den in der bürgerlichen Gesellschaft [illegible]

führten, sowie nach den durch die Einrichtung der Natur begründeten Eintheilungen. Der Name Kalender ist aus dem lat. Kalendae entstanden, womit der Erste jedes Monats bezeichnet wurde, von dem aus die übrige Monatseintheilung der Römer bestimmt wurde. Die Eintheilung des Jahres geschieht zunächst in Monate, Wochen und Tage und zwar hat es im Allgemeinen 365 Tage, das Schaltjahr 366 Tage (s. Jahr), welche etwas über 52 Wochen und genau 12 Monate geben. Name der Monate, Ordnung und Länge derselben stammt noch aus röm. Zeit und zwar haben Januar, März, Mai, Juli, August, October, December 31 Tage; April, Juni, September, November 30 Tage; und der Februar in einem gemeinen Jahre 28, in einem Schaltjahre 29 Tage. Man kann schnell auffinden, wie viele Tage ein Monat hat, wenn man die Hand ballt und dann die Monate in Gedanken mit den Knöcheln, durch welche die Finger mit dem Handgelenk verbunden sind, sowie mit den zwischenliegenden Vertiefungen (der Daumen wird ausgeschlossen) zusammenstellt, also daß der Januar auf den Knöchel des kleinen Fingers kommt, der Februar auf die nebenliegende Vertiefung u. s. f. bis zum Juli, welchem der Knöchel des Zeigefingers entspricht; dann fängt man wieder von vorn an, also daß der August auf den Knöchel des kleinen Fingers kommt u. s. w. Alle Monate, welche hierbei auf Knöchel kommen, sind lange Monate von 31 Tagen, während die kurzen Monate auf die Vertiefungen fallen. Da die Jahresrechnung eine Einschaltung nöthig macht, so hängt mit der Art, in welcher diese geschieht, die Kalenderbestimmung zusammen, und es ist daher von den Abweichungen des altröm., des Julianischen und des Gregorianischen Kalenders unter Jahr die Rede gewesen. Während mit jedem neuen Jahre auch die Monatsrechnung und die Rechnung der Tage nach den Monaten von Neuem beginnt, pflegen die Wochentage fortzugehen. Jedes Gemeinjahr hat 365 Tage, d. h. 52 Wochen und einen Tag; fing dasselbe also z. B. mit einem Montage an, so endet es auch wieder mit einem solchen, weil der letzte Tag des Jahres der erste der (von Montag zu Montag gerechneten) 53. Woche ist. Jedes auf ein Gemeinjahr folgende Jahr beginnt also mit dem Wochentage, der in der gewöhnlichen Ordnung der Wochentage demjenigen folgt, auf welchen der 1. Jan. des vorhergehenden Jahres fiel. Im Schaltjahre sind zwei Tage über 52 Wochen, mithin rückt der 1. Jan. jedes auf ein Schaltjahr folgenden Jahres um zwei Wochentage gegen den Anfang des vorhergehenden Schaltjahres fort. Zur Kalenderberechnung hat man den sogenannten Sonntagsbuchstaben eingeführt. Bezeichnet man nämlich den 1. Jan. eines Gemeinjahres mit A und schreibt dann zu den folgenden 364 Tagen, immer wieder von vorn anfangend, die sieben ersten Buchstaben des Alphabets (also A bis G), so heißt derjenige Buchstabe, welcher dem ersten Sonntage entspricht, der Sonntagsbuchstabe desselben und alle Tage, auf welche derselbe Buchstabe zu stehen kommt, sind Sonntage. So z. B. beginnt das J. 1838 mit einem Montage, mithin fällt, wenn man zu diesem A schreibt, der erste Sonntag auf den Buchstaben G und G ist folglich der Sonntagsbuchstabe des J. 1838. Jedes Schaltjahr hat zwei Sonntagsbuchstaben, von denen der erste vor dem 24. Febr. (dem Schalttage), der zweite, welcher der dem ersten in der alphabetischen Ordnung vorangehende ist, nach dem 24. Febr. gilt. Wenn wir nur Gemeinjahre, keine Schaltjahre hätten, so würde jedes Mal, wie aus dem Vorhergehenden folgt, nach sieben Jahren der Jahresanfang wieder auf denselben Wochentag fallen; wird dagegen (wie im Julianischen Kalender geschieht) in jedem vierten Jahre ein Tag eingeschaltet, so findet jenes Zusammentreffen erst nach 28 Jahren statt. Da in dem Gregorianischen Kalender gewisse Säcularjahre keine Schaltjahre sind, so wird hier diese regelmäßige Wiederkehr etwas gestört. Man nennt den Kreislauf, lat. Cyclus, von 28 Jahren einen Sonnencyklus oder Sonnencirkel und hiernach ist für das 19. Jahrh. folgende Tafel berechnet worden, in welcher man für jedes Jahr den Sonntagsbuchstaben finden kann. Da das erste Jahr unserer Zeitrechnung das 10. Jahr eines Sonnencyklus war, so findet man die Zahl, welche sagt, das wievielste Jahr des Sonnencirkels ein gewisses Jahr, z. B. das J. 1838 ist, wenn man zur Jahreszahl 9 hinzurechnet und in die Summe mit 28 dividirt; der Rest gibt das Jahr des laufenden Sonnencirkels. So findet man, daß das J. 1838 das 27. Jahr des laufenden Sonnencirkels ist, und daß folglich dasselbe nach der hier folgenden Tabelle den Sonntagsbuchstaben G hat. In dieser Tafel erhalten die Schaltjahre, wie sich gehört, zwei Sonntagsbuchstaben.

| Jahr des Sonnencirkels | Sonntagsbuchstabe | Jahr des Sonnencirkels | Sonntagsbuchstabe | Jahr des Sonnencirkels | Sonntagsbuchstabe |
|---|---|---|---|---|---|
| 1 | ED | 11 | F | 21 | AG |
| 2 | C | 12 | E | 22 | F |
| 3 | B | 13 | DC | 23 | E |
| 4 | A | 14 | B | 24 | D |
| 5 | GF | 15 | A | 25 | CB |
| 6 | E | 16 | G | 26 | A |
| 7 | D | 17 | FE | 27 | G |
| 8 | C | 18 | D | 28 | F |
| 9 | BA | 19 | C | | |
| 10 | G | 20 | B | | |

Zur Berechnung des Kalenders gehört ferner die Bestimmung des Mondlaufes und des von diesem abhängigen Eintretens des Osterfestes. Aller 19 Jahre, welche zusammen den Mondcirkel ausmachen, fallen Neumonde und Vollmonde wieder auf dieselben Tage des Jahres, und die sogenannte güldene Zahl gibt an, das wievielste Jahr eines Mondcirkels ein gewisses Sonnenjahr ist. Da das Jahr der christlichen Zeitrechnung das zweite Jahr eines Mondcirkels ist, so findet man die güldene Zahl jedes Jahres, wenn man zur Jahreszahl 1 hinzusetzt und in diese Summe mit 19 dividirt; der Rest ist die güldene Zahl. Auf diese Weise findet man diese Zahl für 1838 : 15. Jedesmal, wenn die güldene Zahl 1 ist, fällt der Neumond auf den 1. Jan. Um für die übrigen 18 Jahre des Mondcirkels den ersten Neumond kennen zu lernen, muß man wissen, wie viele Tage nach dem letzten Neumond des vorhergehenden Jahres der Anfang des neuen Jahres fällt; die dieses bestimmende Zahl heißt die Epakte. Da das Mondenjahr um fast 11 Tage kürzer ist als das Sonnenjahr (s. Jahr), so wächst die Epakte jährlich um 11. Fällt der Neumond



Digitized by Google

auf den Neujahrstag, so ist die Epakte 0, im nächsten Jahre wird sie 11, dann 22, dann 3 sein, weil man nach 30 wieder von vorn zu zählen pflegt. Der Mondsumlauf beträgt 29½ Tage und man kann daher alle Neumonde ungefähr berechnen, wenn man den Tag des ersten Neumondes kennt und von da abwechselnd 29 und 30 Tage bis zum nächsten Neumonde rechnet. In folgender kleinen Tabelle sind daher die güldenen Zahlen mit den Epakten zusammengestellt. Es gilt dieselbe während des 19. Jahrh. für den Gregorianischen Kalender.

| Güldne Zahl | Epakte | Ostervollmond | Güldne Zahl | Epakte | Ostervollmond |
|---|---|---|---|---|---|
| 1 | 0 | 13. Apr. E | 11 | XX | 24. März F |
| 2 | XI | 2. Apr. A | 12 | I | 12. Apr. D |
| 3 | XXII | 22. März D | 13 | XII | 1. Apr. G |
| 4 | III | 10. Apr. B | 14 | XXIII | 21. März C |
| 5 | XIV | 30. März E | 15 | IV | 9. Apr. A |
| 6 | XXV | 18. Apr. C | 16 | XV | 29. März D |
| 7 | VI | 7. Apr. F | 17 | XXVI | 17. Apr B |
| 8 | XVII | 27. März B | 18 | VII | 6. Apr. C |
| 9 | XXVIII | 15. Apr. G | 19 | XVIII | 26. März A |
| 10 | IX | 4. Apr. C | 20 | 0 | 13. Apr. E |

Das 20. Jahr ist das erste Jahr eines neuen Cirkels und hier schreitet die Epakte nicht um 11, sondern um 12 fort, welches daher kommt, daß der Unterschied zwischen Mond- und Sonnenjahr nicht genau 11 Tage beträgt und der Sprung der Epakte heißt. Im J. 1838 ist die güldene Zahl, wie wir gesehen haben, 15, folglich die Epakte IV, d. h. der 1. Jan. 1838 fällt auf den vierten Tag nach Neumond, mithin muß der erste Neumond des Jahres den 26. Jan. sein, der zweite den 24. Febr., der dritte den 25. März u. s. w. — Die Festtage des Jahres werden in bewegliche und unbewegliche getheilt. Die letztern fallen immer auf dieselben Tage desselben Jahres: Epiphanias oder heil. drei Könige auf den 6. Jan.; Lichtmeß oder Mariä Reinigung auf den 2. Febr.; Mariä Verkündigung auf den 25. März; Johannis auf den 24. Jun.; Mariä Heimsuchung auf den 2. Jul.; Michaelis auf den 29. Sept.; das Reformationsfest auf den 31. Oct.; Weihnachten auf den 25. Dec. Dasjenige bewegliche Fest, nach welchem sich die übrigen beweglichen Feste richten, ist das Osterfest, welches auf den Sonntag fällt, welcher zunächst dem ersten Vollmonde nach der Frühlingsnachtgleiche (21. März) folgt. Wenn dieser Vollmond selbst auf einen Sonntag fällt, so ist Ostern der nächstfolgende Sonntag. Da wir nun aus den Epakten die Neumonde berechnen können, so ist es auch leicht, den sogenannten Ostervollmond und Ostern selbst zu berechnen. Der Vollmond fällt nämlich ungefähr stets 13 Tage nach dem nächstvorhergehenden Neumonde. Nun waren z. B. für 1838 die Neumonde: 26. Jan., 24. Febr., 25. März, also fällt der Ostervollmond auf die zweite Woche des Apr., und der 15. Apr. als nächster Sonntag ist das Osterfest. In noch leichterer Übersicht ist in der oben angegebenen Epaktentafel der Ostervollmond mit den Epakten und der güldenen Zahl zusammengestellt. Nach dem Osterfeste richten sich nun alle übrigen beweglichen Sonn- und Festtage des Jahres. Neun Wochen vor Ostern ist der Sonntag Septuagesimä. Ihm gehen die Epiphaniassonntage voraus, von denen der erste stets auf den ersten Sonntag nach dem 6. Jan. fällt. Die Sonntage von Septuagesimä bis Ostern heißen Sexagesimä, Estomihi oder Quinquagesimä, Invocavit, Reminiscere, Oculi, Lätare, Judica, Palmarum. Der letztgenannte Sonntag beginnt die sogenannte Charwoche oder Marterwoche, in welcher der grüne Donnerstag und der Charfreitag liegen. In der Woche nach Estomihi heißt der Dienstag Fastnacht und der Mittwoch Aschermittwoch, sowie der Mittwoch nach Oculi Mitfasten ist. Invocavit ist der erste Fastensonntag. Himmelfahrt ist der 40., Pfingsten der 50. Tag nach Ostern und die Sonntage zwischen Ostern und Pfingsten heißen: Quasimodogeniti, Misericordias Domini, Jubilate, Cantate, Rogate und Exaudi. Die Namen der Sonntage von Invocavit bis Exaudi leiten ihren Ursprung ab von den Anfängen der in der ältern christlichen Kirche an denselben üblichen lat. Gottesdienste. Acht Tage nach Pfingsten ist das Trinitatisfest, auf welches die Sonntage nach Trinitatis folgen bis zum Adventssonntage, der auf den vierten Sonntag vor Weihnachten fällt. Nach dem vierten Adventssonntage folgen die beiden Weihnachtsfeiertage und wenn keiner von diesen auf einen Sonntag gefallen ist, so folgt noch ein Sonntag nach Weihnachten. Sieben Tage nach Weihnachten ist Neujahr. Noch sind die vier Quatember oder Quartaltage zu bemerken, welche die Katholiken als Festtage feiern und die in manchen Gegenden Zahlungstermine sind. Sie sind die schon angeführten Reminiscere und Trinitatis, ferner Crucis, welcher auf den Mittwoch nach dem 14. Sept. und Luciä, welcher auf den Mittwoch nach dem 13. Dec. fällt.

Nach Anleitung der mitgetheilten Bestimmungen kann man nunmehr für jedes beliebige Jahr einen ausreichenden Kalender herstellen. Zur größern Bequemlichkeit bedient man sich hierbei der nachstehenden Tabelle, in welcher die Monatstage mit den Sonntagsbuchstaben und Epakten zusammengestellt sind, und welche der immerwährende Gregorianische Kalender heißt.

Gesetzt, wir wollten mit Hülfe dieses immerwährenden Kalenders einen Kalender auf das J. 1838 herstellen, so finden wir zunächst auf die oben angegebene Weise den Sonntagsbuchstaben G für dieses Jahr; es sind also alle diejenigen Tage, bei denen im immerwährenden Kalender G steht, Sonntage, d. h. der 7., 14., 21., 28. Jan., der 4., 11., 18., 25. Febr. u. s. w. (Wäre 1838 ein Schaltjahr, so würde vom 24. Febr. an auf den zweiten Sonntagsbuchstaben zu achten sein.) Nach den Sonntagen bestimmen sich nun die übrigen Wochentage. Der Mondlauf wird nach den Epakten bestimmt. Wir haben gefunden, daß 15 die güldene Zahl für 1838 ist und sehen aus der obenangeführten Tafel, daß IV die zugehörige Epakte ist. An allen Tagen, bei welchen im immerwährenden Kalender IV steht, ist Neumond; also am 27. Jan., 25. Febr., 27. März u. s. w. Im immerwährenden Kalender ist statt 0 und XXX in der Epaktenbezeichnung ein Sternchen gesetzt. Die übrigen Mondphasen bestimmen sich nach den Neumonden und ebenso in angegebener Weise Ostern und die übrigen beweglichen Festtage. Die unbeweglichen Festtage kann man sowie die Heiligennamen der einzelnen Tage aus jedem ältern Kalender nehmen. Noch pflegen in den gewöhnlichen Volkskalendern der tägliche Sonnenaufgang und der Son-

Digitize

# Immerwährender Gregorianischer Kalender.

| | Januar. | Februar. | März. | April. | Mai. | Juni. | Juli. | August. | September. | October. | November. | December. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1. | A. *. | D. XXIX. | D. *. | G. XXIX. | B. XXVIII. | E. XXVII. | G. XXVI. | C. { XXV. XXIV. | F. XXIII. | A. XXII. | D. XXI. | F. XX. |
| 2. | B. XXIX. | E. XXVIII. | E. XXIX. | A. XXVIII. | C. XXVII. | F. XXVI. | A. XXV. | D. XXIII. | G. XXII. | B. XXI. | E. XX. | G. XIX. |
| 3. | C. XXVIII. | F. XXVII. | F. XXVIII. | B. XXVII. | D. XXVI. | G. { XXV. XXIV. | B. XXIV. | E. XXII. | A. XXI. | C. XX. | F. XIX. | A. XVIII. |
| 4. | D. XXVII. | G. XXVI. | G. XXVII. | C. XXVI. | E. XXV. | A. XXIII. | C. XXIII. | F. XXI. | B. XX. | D. XIX. | G. XVIII. | B. XVII. |
| 5. | E. XXVI. | A. { XXV. XXIV. | A. XXVI. | D. { XXV. XXIV. | F. XXIV. | B. XXII. | D. XXII. | G. XX. | C. XIX. | E. XVIII. | A. XVII. | C. XVI. |
| 6. | F. XXV. | B. XXIII. | B. XXV. | E. XXIII. | G. XXIII. | C. XXI. | E. XXI. | A. XIX. | D. XVIII. | F. XVII. | B. XVI. | D. XV. |
| 7. | G. XXIV. | C. XXII. | C. XXIV. | F. XXII. | A. XXII. | D. XX. | F. XX. | B. XVIII. | E. XVII. | G. XVI. | C. XV. | E. XIV. |
| 8. | A. XXIII. | D. XXI. | D. XXIII. | G. XXI. | B. XXI. | E. XIX. | G. XIX. | C. XVII. | F. XVI. | A. XV. | D. XIV. | F. XIII. |
| 9. | B. XXII. | E. XX. | E. XXII. | A. XX. | C. XX. | F. XVIII. | A. XVIII. | D. XVI. | G. XV. | B. XIV. | E. XIII. | G. XII. |
| 10. | C. XXI. | F. XIX. | F. XXI. | B. XIX. | D. XIX. | G. XVII. | B. XVII. | E. XV. | A. XIV. | C. XIII. | F. XII. | A. XI. |
| 11. | D. XX. | G. XVIII. | G. XX. | C. XVIII. | E. XVIII. | A. XVI. | C. XVI. | F. XIV. | B. XIII. | D. XII. | G. XI. | B. X. |
| 12. | E. XIX. | A. XVII. | A. XIX. | D. XVII. | F. XVII. | B. XV. | D. XV. | G. XIII. | C. XII. | E. XI. | A. X. | C. IX. |
| 13. | F. XVIII. | B. XVI. | B. XVIII. | E. XVI. | G. XVI. | C. XIV. | E. XIV. | A. XII. | D. XI. | F. X. | B. IX. | D. VIII. |
| 14. | G. XVII. | C. XV. | C. XVII. | F. XV. | A. XV. | D. XIII. | F. XIII. | B. XI. | E. X. | G. IX. | C. VIII. | E. VII. |
| 15. | A. XVI. | D. XIV. | D. XVI. | G. XIV. | B. XIV. | E. XII. | G. XII. | C. X. | F. IX. | A. VIII. | D. VII. | F. VI. |
| 16. | B. XV. | E. XIII. | E. XV. | A. XIII. | C. XIII. | F. XI. | A. XI. | D. IX. | G. VIII. | B. VII. | E. VI. | G. V. |
| 17. | C. XIV. | F. XII. | F. XIV. | B. XII. | D. XII. | G. X. | B. X. | E. VIII. | A. VII. | C. VI. | F. V. | A. IV. |
| 18. | D. XIII. | G. XI. | G. XIII. | C. XI. | E. XI. | A. IX. | C. IX. | F. VII. | B. VI. | D. V. | G. IV. | B. III. |
| 19. | E. XII. | A. X. | A. XII. | D. X. | F. X. | B. VIII. | D. VIII. | G. VI. | C. V. | E. IV. | A. III. | C. II. |
| 20. | F. XI. | B. IX. | B. XI. | E. IX. | G. IX. | C. VII. | E. VII. | A. V. | D. IV. | F. III. | B. II. | D. I. |
| 21. | G. X. | C. VIII. | C. X. | F. VIII. | A. VIII. | D. VI. | F. VI. | B. IV. | E. III. | G. II. | C. I. | E. *. |
| 22. | A. IX. | D. VII. | D. IX. | G. VII. | B. VII. | E. V. | G. V. | C. III. | F. II. | A. I. | D. *. | F. XXIX. |
| 23. | B. VIII. | E. VI. | E. VIII. | A. VI. | C. VI. | F. IV. | A. IV. | D. II. | G. I. | B. *. | E. XXIX. | G. XXVIII. |
| 24. | C. VII. | F. V. | F. VII. | B. V. | D. V. | G. III. | B. III. | E. I. | A. *. | C. XXIX. | F. XXVIII. | A. XXVII. |
| 25. | D. VI. | G. IV. | G. VI. | C. IV. | E. IV. | A. II. | C. II. | F. *. | B. XXIX. | D. XXVIII. | G. XXVII. | B. XXVI. |
| 26. | E. V. | A. III. | A. V. | D. III. | F. III. | B. I. | D. I. | G. XXIX. | C. XXVIII. | E. XXVII. | A. XXVI. | C. XXV. |
| 27. | F. IV. | B. II. | B. IV. | E. II. | G. II. | C. *. | E. *. | A. XXVIII. | D. XXVII. | F. XXVI. | B. { XXV. XXIV. | D. XXIV. |
| 28. | G. III. | C. I. | C. III. | F. I. | A. I. | D. XXIX. | F. XXIX. | B. XXVII. | E. XXVI. | G. XXV. | C. XXIII. | E. XXIII. |
| 29. | A. II. | | D. II. | G. *. | B. *. | E. XXVIII. | G. XXVIII. | C. XXVI. | F. { XXV. XXIV. | A. XXIV. | D. XXII. | F. XXII. |
| 30. | B. I. | | E. I. | A. XXIX. | C. XXIX. | F. XXVII. | A. XXVII. | D. XXV. | G. XXIII. | B. XXIII. | E. XXI. | G. XXI. |
| 31. | C. *. | | F. *. | | D. XXVIII. | | B. XXVI. | E. XXIV. | | C. XXII. | | A. XX. |

Digitized by Google

nenuntergang, sowie der monatliche Eintritt der Sonne in die Zeichen des Thierkreises verzeichnet zu sein. Der letztere geschieht immer zwischen dem 20. und 23. jedes Monats und zwar im Jan. in den Wassermann, im Febr. in die Fische, im März in den Widder, im Apr. in den Stier, im Mai in die Zwillinge, im Jun. in den Krebs, im Jul. in den Löwen, im Aug. in die Jungfrau, im Sept. in die Wage, im Oct. in den Skorpion, im Nov. in den Schützen, im Dec. in den Steinbock. An den Tagen der Nachtgleichen, am 21. März und am 23. Sept., geht die Sonne um 6 Uhr Morgens auf und um 6 Uhr Abends unter. Der längste Tag fällt auf den 21. Jun. und währt in Deutschland von 3 Uhr 45 Min. Morgens bis 8 Uhr 15 Min. Abends, 16½ Stunden; der kürzeste Tag fällt auf den 21. Dec. und dauert 7½ Stunden von 8 Uhr 15 Min. Morgens bis 3 Uhr 45 Min. Abends. Es pflegen ferner der Lauf des Mondes in den Zeichen des Thierkreises und die Phasen desselben, die Zeiten seines täglichen Aufganges und Unterganges, die Erscheinungen der Planeten, die Zusammenkünfte derselben, die Erdfernen und Erdnähen des Mondes und der Sonne u. s. w. angegeben zu werden. Diese Angaben dienen aber nicht zur Eintheilung des bürgerlichen Jahres, gehören daher nicht wesentlich zu dem Kalender und sind nur als mehr oder weniger nützliche und interessante Zugaben zu betrachten. Noch weniger gehören in die Kalender die Angaben über den Verlauf der Witterung, weil die menschliche Wissenschaft noch nicht so weit vorgeschritten ist, daß man das Wetter im Voraus berechnen kann und die Angabe der Tage, an denen es gut sein soll zu schröpfen, Ader zu lassen u. dgl., weil die neuere Medicin eine solche Behandlung des gesunden Körpers als durchaus schädlich erwiesen hat. Aus den bessern neuern Kalendern sind derartige Angaben daher auch weggelassen worden und man hat dafür allerlei andere wissenswürdige und im täglichen Verkehr brauchbare Gegenstände aufgenommen. Nach der äußern Einrichtung der Kalender und nach den Ständen, auf welche man bei Aufnahme der unwesentlichern, aber mit dem Jahreslauf in Verbindung stehenden Notizen Rücksicht genommen hat, unterscheidet man verschiedene Arten von Kalendern, als: **Tafel-, Schreib-, Taschen-, Amts-, Geschäfts-, Forst-** und **Jagd-, Adreß-, Volkskalender** u. s. w. Mit dem Namen **immerwährender Kalender** bezeichnet man nicht nur die obenangegebene Tafel, sondern auch noch Vorrichtungen, welche so gestellt werden können, daß für jedes Jahr Wochen- und Monatstage richtig zusammentreffen. Zwei Blätter liegen nebeneinander und das eine derselben, welches die Monatstage enthält, ist zum Verschieben eingerichtet, sodaß man, wenn z. B. der 1. Jan. ein Montag war, nur die Blätter so zu stellen braucht, daß die Zahl 1 mit der Bezeichnung Montag in eine Linie zu stehen kommt, um dann auch für die folgenden Tage, soweit die Bezeichnung fortgeführt ist, Datum und Wochentag in Übereinstimmung zu haben. Solche Vorrichtungen können mannichfach abgeändert werden. Besonders die übersichtlichen, aus Einem Blatt bestehenden Kalender pflegt man auch **Almanache** zu nennen, welcher Name dann auch auf jährlich erscheinende Taschenbücher, z. B. Musenalmanache u. dgl., übergegangen ist. Ursprünglich ist das Wort arabisch und von Al Monah, d. h. Zählung, Berechnung, abzuleiten.

Dem **jüdischen** Kalender liegt noch ein Mondjahr von 354 Tagen zu Grunde, welches jedoch in einem 19jährigen Cyklus mit dem Sonnenjahre in Übereinstimmung zu bringen gesucht wird. Ein Rabbiner, Hillel Honrasi, gab im 4. Jahrh. dem jüd. Kalender seine jetzige Einrichtung. In dem angegebenen Cyklus sind das 3., 8., 11., 14., 17., 19. Schaltjahre von 13 Monaten oder 384 Tagen. In jedem Jahre kann aber noch ein Tag zugefügt oder hinweggelassen werden. Die einzelnen Monate haben abwechselnd 29 und 30 Tage und richten sich in Bezug auf ihren Anfang nach dem Mondeslaufe. Sie heißen Tisri, Marchesvan, Kislev, Thebbeth, Schebbeth, Adar, der Schaltmonat Veadar, Nisan, Jsar, Sivan, Tamus, Abb, Elul. Die wichtigern Fasttage außer den Sabbathen, den Neumonden und den vielen Fasttagen sind das Neujahr, welches in die Mitte unsers Septembers fällt, den 10. Tisri der Versöhnungstag oder der lange Tag, den 15.—21. desselben Monats das Lauberhüttenfest, worauf den 23. Gesetzesfreude; den 25. Kislev Tempelfest; den 2. Thebbeth Altarweihe; den 5. Schebbeth Freudentag, weil der Saft in die Bäume tritt; den 14. und 15. Adar Purim (in einem Schaltjahr fällt Purim in den Veadar und im Adar wird an den angegebenen Tagen klein Purim gefeiert); den 15.—23. Nisan Pascha; den 14. Jsar Nachpascha der Unreinen; den 6. und 7. Sivan Pfingsten; den 15. Abb Freude- oder Holzfest.

**Kalfätern** (das) der Schiffe wird das Ausstopfen der Fugen eines Schiffes mit Werg und Überstreichen mit Theer oder Pech genannt, welches geschieht, um das Eindringen des Wassers zu verhindern. In ähnlicher Absicht werden auch Schleusen kalfatert, d. h. alle Ritzen mit Werg ausgestopft.

**Käli** ist eine alkalische Substanz (s. **Alkali**), welche aus einem eigenthümlichen Metalle, **Kalium**, und Sauerstoff chemisch zusammengesetzt ist. Das Kali kommt selten rein vor und ist gewöhnlich mit Wasser oder Kohlensäure verbunden. Das sogenannte trockene **Ätzkali**, die (flüssige) **Meisterlauge**, der **Ätzstein**, sind Verbindungen mit Wasser, welche in der Medicin, namentlich in der Chirurgie, Anwendung finden. — Besonders merkwürdig ist die Verbindung des Kali mit Chlor, welche das 1786 von Berthollet entdeckte **Knallsalz** gibt, das mit brennbaren Stoffen verbunden, durch einen Schlag zum Verpuffen gebracht wird. Man dachte früher daran, es zur Bereitung von Schießpulver zu gebrauchen, gab dies jedoch wegen der allzuleichten Entzündlichkeit des Stoffes auf. Dafür ist es zur Herstellung von Zündkraut oder Zündpulver (s. **Percussion**) und den sogenannten Schwefelhölzchen bei chemischen **Feuerzeugen** (s. d.) benutzt worden. — Das **Kalium**, auch **Potassium**, ist ein silberweißes, hellglänzendes Metall, welches auf dem Wasser schwimmt und in der gewöhnlichen Temperatur weich wie Wachs ist, während es in der Kälte brüchig wird. In schwacher Rothglühhitze verflüchtigt es sich in grünen Dämpfen und orydirt sehr leicht, wo es sich dann in Kali verwandelt. Wirft man kleine Stücke des Kalium auf Wasser, so entzünden sie sich alsbald, fahren hin und her und verbrennen mit farbigem Licht, bis sie unter schwacher Explosion verschwinden. (Vgl. **Pottasche**.)

**Kaliber** wird der Durchmesser der Weite einer cylinderförmigen Röhre genannt. Das **Kalibriren** der Röhren

Digitized by Google

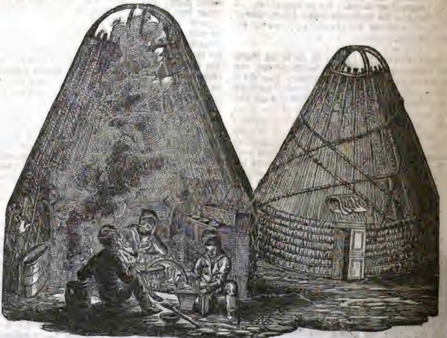
l die Untersuchung, ob diese die gehörige und durchgängig leichmäßige Weite haben. Besonders bei physikalischen Instrumenten, namentlich bei Thermometern, ist dieses Kalibrien von großer Wichtigkeit. Am häufigsten bedient man sich es Wortes Kaliber, um die Größe eines Geschützes zu be-ichnen, weil von der Weite der Röhre die Größe der Kuel, welche aus ihr geworfen werden kann, abhängt. Man flegt indeß gegenwärtig das Kaliber der Geschütze selten ach einem Längenmaße zu bestimmen, sondern drückt dasilbe durch das Gewicht der Kugel aus, welche in ihrer Größe demselben entspricht. Früher hatte man die sogeannten **Kaliberstäbe**, welche 1540 in Nürnberg von Georg Hartmann zuerst hergestellt wurden und auf denen ie eisernen, bleiernen und steinernen Kugeln nach ihren Durchmessern eingezeichnet waren. Um zu untersuchen, ob Kugeln oder Granaten die erfoderliche Größe haben, bedient an sich eines sogenannten **Kaliberringes**, welcher die rfoderliche Weite hat.

**Kalk** (der), oder die **Kalkerde**, ist ein in der Natur hr häufig vorkommendes Mineral, eine Verbindung von Sauerstoff mit einem eigenthümlichen Metall, dem **Calcium**, womit noch verschiedene andere Stoffe, besonders Kohlenstoff, verbunden zu sein pflegen. Nicht nur als Gestein findet man die Kalkerde, sondern auch in den thierischen Knochen, in den Muscheln und wenig auch in manchen Pflanzen. Es kommen die kalkartigen Stoffe theils in lockerer, theils in fester Gestalt vor. Jene sind öfters mit Wasser durchdrungen, weich und stärkeähnlich und heißen dann Guhr, **Bergmilch** oder **Mondmilch**. Man findet dieselbe in den Ritzen und Klüften der Felsen. Auch aus dem mit Kalk geschwängerten Wasser setzt sich Kalkerde in fester Form ab, theils auf Flächen, wo sie dann **Sinter** heißt, theils in Zapfen und allerlei seltsam gestalteten Figuren, wo e **Tropfstein** (vgl. Höhlen) genannt wird. Der **Kalktuff** ist aus Wasser niedergeschlagene Kalkerde, welches icht durch Erdschichten gegangen ist; **Incrustat** ist ein berzug über Körper, die in kalkhaltige Quellen (wie die in Carlsbad) getaucht worden sind. Als **Beinbrech** legt sich ie Kalkerde zuweilen um Brunnenwurzeln und bildet dann nochenförmige Röhren. Nach den in der Kalkerde vorherrschenden Säuren unterscheidet man **kohlensaure**, **schwefelsaure**, **flußsaure** und **phosphorsaure**. So lange ie Kalkerde im natürlichen Zustande, mit Kohlensäure und Wasser verbunden, ist, heißt sie **roher Kalk**. Diese Verbinung kann mit Hülfe des Feuers aufgehoben werden und an hat dann **lebendigen** oder **reinen Kalk**, **Mörtel**, er einen trockenen zerreiblichen Stoff bildet und gewöhnlich **ungelöschter Kalk** heißt. Er ist sehr begierig, Wasser einzusaugen, und wenn man ihn daher mit Wasser übergießt, o verbindet er sich mit demselben unter starkem Aufbrausen, chwillt auf und verwandelt sich in einen Teig, welcher gelöschter Kalk heißt. Der kohlensaure Kalk kommt vor ls **gemeiner Kalkstein**, **Tropfstein**, **Kalkspath**, **Marmor** (s. d.), **Kreide** (s. d.) u. s. w. Der **gemeine Kalkstein** ist gewöhnlich grau, kommt aber auch in allerlei andern Farben vor und bildet im Übergangs- und Flözgebirge sehr bedeutende Gebirgsmassen. Man bedient sich desselben zum Baustein, auf nassen, thonigen Feldern zur Bodenverbesserung, beim Eisenschmelzen als Zuschlag und vorzüglich zur Herstellung des Mörtels, in welcher Beziehung man fetten, magern und hydraulischen Kalk unterscheidet. Der erste trocknet schwer und an feuchten Orten, sowie unter Wasser niemals, ist daher die schlechteste Sorte. Der magere Kalk trocknet an der Luft schnell und der hydraulische trocknet auch an feuchten Orten und unter Wasser und bedarf keiner Beimengung von Sand. Eine besondere Art des dichten Kalksteines ist der **lithographische Stein**, dessen man sich zum **Steindruck** (s. d.) bedient. Er wird von vorzüglicher Güte zu Solenhofen in Baiern gewonnen. — Der **Kalkspath** kommt in einer großen Anzahl mannichfach abgeänderter Krystallgestalten vor, sodaß man in dieser Beziehung schon gegen 7000 Abänderungen unterschieden hat, und findet sich auch tropfsteinartig. Er ist von weißer Farbe, geht aber in viele andere Farben über, hat Glas- und Perlenmutterglanz, ist durchsichtig oder durchscheinend und zeigt doppelte **Strahlenbrechung** (s. d.). Er wird als Zuschlag beim Eisenschmelzen und zu chemischen Zwecken verwendet. — Der schwefelsaure Kalk kommt in der Natur in verschiedenen Arten als **Gyps** (s. d.) vor. — Der flußsaure Kalk findet sich als **Flußspath**, ein durchleuchtender heller Stein, der in allen Farben und vorzüglich im sächs. Erzgebirge gefunden wird. Er wird beim Schmelzen mehrer schwerflüssiger Mineralien, zum Ätzen des Glases, zur Bereitung des Porzellans und des weißen Schmelzglases verwendet, man schleift ihn auch und verfertigt aus ihm, besonders in der engl. Grafschaft Derby, Vasen, Leuchter, Becher, Säulen u. dgl. Läßt man den Flußspath einige Minuten von der Sonne bestrahlen und bringt ihn dann an einen dunkeln Ort, so zeigt er ein schwaches Leuchten. Auch wenn man ihn in Gestalt eines Pulvers auf heißes Eisenblech bringt, phosphorescirt er. — Der **phosphorsaure Kalk** findet sich im Mineralreiche als Apatit und bildet einen Bestandtheil der Knochen. — Über den **Chlorkalk** s. **Chlor**.

**Kalmücken** (die), oder, wie sie von ihren östl. Nachbaren genannt werden, **Öløten**, nennen sich jetzt **Oirat** und sind ein zur mongol. Race gehörendes Volk, das in der Dzungarei am zahlreichsten ist; doch wohnen auch mehre Hunderttausende in den russ. Gouvernements Astrachan, Saratow, Orenburg und Simbirsk. Die Dzungarei oder Kalmückei ist den Chinesen unterworfen, bei denen sie Thianschan-pe-lu heißt, und grenzt im W. an das Land der Buräten und der Kirgiskaisaken von der großen Horde, im O. an jenes der Kalkasmongolen, im S. an das chines. Turkestan und im N. an die Steppe der Kirgiskaisaken und Sibirien. Schon im frühen Mittelalter trennten sich die Öløten von den übrigen Mongolen und waren unabhängig, bis sie in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von den Chinesen bezwungen wurden; seit jener Zeit hat ein chines. General, der stets im Lande anwesend ist, über alle wichtigen Vorfälle das Endurtheil zu fällen. Eine große Anzahl Kalmücken ist aber seitdem über die Grenze gezogen und hat sich unter russ. Schutz begeben. Die Hauptstadt der Dzungarei ist Guldscha am Ili; sie hat etwa 10,000 Häuser und ist der Hauptstapelplatz für den Handel des mittlern Asien mit dem Westen und Osten. Die Kalmücken sind von kleiner Statur, dabei schlank und hager, von gelbbrauner Farbe und haben schwarzes Haar, plattes Gesicht, flache Augen-

Digitized by Google

winkel, dicke Lippen, breite, eingedrückte Nase. Sie sind gesellig, gastfrei, offenherzig und lustig, aber sehr träge, unreinlich, wollüstig und betrügerisch. Sie wohnen in tragbaren Filzhütten oder Kibitken, in denen stets ein Feuer brennt, über welchem ein Dreifuß steht; daher sind ihnen die Ausdrücke Feuer oder Familie gleichbedeutend. Sie sind ein Nomadenvolk; die Männer beschäftigen sich ausschließlich mit Viehzucht und Jagd, alle übrigen Arbeiten fallen den Weibern zur Last. Sie halten mehr Pferde als Rindvieh und Schafe, nähren sich besonders von Fleisch und Milch und bereiten aus der Milch der Stuten den bekannten Kumûs oder Milchbranntwein. Ihr ganzer Reichthum besteht im Vieh und Manche haben 1000 Pferde und eine verhältnißmäßige Menge Kameele u. s. w. Ihre Waffen sind Spieße, Bogen und Pfeile, und zu einer vollständigen Rüstung geh[...] auch ein Panzer. Sie stehen unter kleinen Fürsten, [...] jon genannt, deren Würde erblich ist. Der Adel nennt [...] weiße, den gemeinen Mann aber schwarze Knochen. [...] Stamm, welchen solch ein Fürst beherrscht, heißt Ulus [...] zerfällt wieder in Unterabtheilungen, Amak, deren jede [...]ter einem Adeligen steht, und wieder in Unterabtheilungen oder Chatun von 10—12 Kibitken zerfällt. Sie bekennen sich zur lamaischen Religion und haben Schrift, Sprache und Lebensart mit ihren mongol. Nachbaren gemein. [...] Gellongs oder Priester sind zahlreich und geben dem [...] Unterricht in der tangutischen Sprache, in welcher die [...]tesdienstlichen Bücher verfaßt sind. Vielweiberei ist bei ihnen nicht erlaubt.



**Kalmuk** nennt man ein wollenes, langhaariges, locker gewebtes und dickes Zeuch in verschiedenen Farben, welches zu Winterkleidern gebraucht wird und seinen Namen von einem ähnlichen Zeuche hat, dessen sich die Kalmücken zur Kleidung bedienen. Es werden die Kalmuke in Deutschland, England und den Niederlanden in großer Menge verfertigt. Ursprünglich hieß jedoch Kalmuk eine Art languedocscher sogenannter Cordontücher, welche in den Departements der Lozère und des Tarn in Castres und dessen Umgegend gefertigt werden.

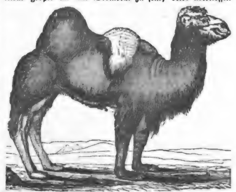
**Kalmus** (der) ist eine im östl. Europa wild wachsende und seit dem 15. Jahrh. bei uns einheimische Sumpfpflanze mit kriechenden, dicken, schwammigen, gegliederten Wurz[...] von denen eine große Menge Wurzelfasern auslaufen. [...] Blüten, welche aus der Wurzel entspringen, sind sch[...]förmig, unten scheidenartig erweitert, oben meist mit [...]artigen Querfalten und zuweilen drei Fuß lang. Der [...]tenschaft ist dem Blatte ähnlich und öffnet sich gegen [...] Mitte in eine Ritze, aus welcher ein u[...]stielter, [...]förmiger, dicht mit Blüten bedeckter Kolben tritt, [...] gegen drei Zoll lang wird. Die Wurzel die[...] Pflanze [...] getrocknet gelblichweiß und hat einen stark a[...]matischen [...]ruch und bitterlich gewürzhaften Geschmack. Man [...] die Wurzeln im Frühling und Herbst, schält [...] sie. Das Trocknen darf nicht zu scharf geschehe[...]

ie aromatischen Bestandtheile verloren gehen. Sie ist ein rässiges Arzneimittel und wird als Magenmittel von den Conditoren überzuckert und verkauft. Man benutzt sie auch ur Bereitung verschiedener bitterer Liqueure. Durch Destillation mit Wasser gewinnt man aus den frischen Kalmuswurzeln das Kalmusöl, welches in der Arzneikunde gebraucht wird und eine gelbbräunliche, dickliche und an Geruch und Geschmack der Wurzel gleiche Flüssigkeit ist.

**Kambyses** war der Vater des Cyrus (s. d.), und denselben Namen führte auch der Sohn und Nachfolger des Cyrus. Nachdem dieser 530 v. Chr. die Herrschaft angetreten, unternahm er einen Zug gegen Ägypten und eroberte dessen Hauptstadt, Memphis, sowie das ganze Land. Weitere Unternehmungen gegen Karthago, Äthiopien und den Tempel des Jupiter Ammon wurden vereitelt und K. ließ nun seinen Zorn an den Ägyptern, namentlich an der Priesterkaste, aus, ergab sich dem Trunke, ließ seinen Bruder Smerdis ermorden und tödtete seine Gemahlin. Da trat ein Magier unter dem angenommenen Namen des Smerdis, von der Partei der Misvergnügten begünstigt, als Gegenkönig auf. K. wollte nach Susa eilen, um ihn zu bestrafen, verwundete sich aber, als er auf das Pferd stieg, mit seinem eigenen Schwerte, sodaß er 522 zu Ekbatana in Assyrien, ohne Nachkommen zu hinterlassen, starb.

**Kameel** (das) ist ein wiederkäuendes Säugthier, welches aus zwei Arten besteht, dem gemeinen Kameel oder Dromedar und dem zweihöckerigen Kameel oder Trampelthier. Sie haben beide einen langen gebogenen, verhältnißmäßig dünnen Hals, eine längliche Schnauze mit gespaltener Oberlippe, kurze Ohren, kurzes wolliges Haar und dicke Schwielen an Brust und Füßen. Die Füße sind in zwei Klauen gespalten und vorn mit Hufklauen besetzt, auf den Sohlen aber mit einer starken Haut

überzogen. Auf dem Rücken hat das Dromedar einen Höcker, der von einem aus Fleisch und Fett bestehenden Auswuchse gebildet wird und mit langen Haaren bewachsen ist. Das Trampelthier hat dagegen zwei Höcker, von denen der hintere der größere ist. Je besser genährt die Thiere sind, desto größer werden die Höcker. Das Trampelthier pflegt noch etwas größer als das Dromedar zu sein, beide übertreffen



an Größe das Pferd. Wie alle Wiederkäuer haben die Kameele einen aus vier Abtheilungen bestehenden Magen, außerdem aber auch noch ein eignes Behältniß, in welchem sich das Wasser längere Zeit unverändert erhält. Sie können daher sehr lange bestehen, ohne zu trinken, und schon dieser Umstand empfiehlt sie dem Reisenden durch Sandwüsten, in denen Wassermangel herrscht. Überdies vermögen sie aber auch Lasten von 12—1600 Pfund zu tragen, legen gegen 16 Meilen in Einem Tage zurück und lassen sich vortrefflich zähmen und abrichten, sodaß sie der Führer nur mit Worten zu leiten braucht. Das Kameel ist im Orient Hausthier und man hat auch mehre Versuche gemacht, es in Europa heimisch zu machen, wie sich denn im Großherzogthume Toscana beim Landgute San-Rossore ein Kameelgestüt findet. In Arabien verzehrt man das Fleisch der Kameele und genießt die Milch derselben, aus welcher der Kymiß, ein berauschendes Getränk, bereitet wird. Im Frühjahre verlieren die Kameele alle Haare und man bereitet aus diesen Garne, Zeuche, Decken u. dgl. Den getrockneten Mist brennt man und gewinnt aus ihm, sowie aus dem Urine Salmiak. Aus dem Talg endlich bereitet man Lichte und aus der Haut ein gutes Leder. — **Kameele** werden auch gewisse Vorrichtungen genannt, welche gegen Ende des 17. Jahrh. zu Amsterdam erfunden wurden und dazu dienen, schwere Schiffe über Untiefen und Sandbänke zu bringen. Sie sind bis 200 F. lange und 36 F. breite, flache und in mehre Kammern getheilte Kähne. Die Kammern sind mit Wasser gefüllt und so werden die Kähne zu beiden Seiten des schweren Schiffes angebracht, welches sie, sobald man sie gleichzeitig, damit das Gleichgewicht nicht gestört werde, ausschöpft, um 6 und mehre Fuß emporheben.

**Kämelziege** (die) oder angorische Ziege, Angoraziege, ist eine in der Gegend von Angora, einer Stadt Kleinasiens, lebende Ziegengattung mit horizontal ausgebreiteten, spiralförmig gewundenen Hörnern. Sie unterscheidet sich überdies von der gemeinen Ziege durch längere Beine,



Digitized by Google

kürzern Leib und lange, glänzende, dichtgekräuselte und gelockte Haare von weißer Farbe und seidenartiger Weichheit und Feinheit. In andere Länder verpflanzt, artet die Angoraziege bald aus. Man pflegt die schönen Haare der Ziege nicht abzuscheeren, sondern nur durch Kämmen zu gewinnen, genießt Fleisch und Milch derselben und bereitet aus ihrer Haut den schönsten Saffian und Corduan. Die rohen, oft gegen 8 Zoll langen Haare kommen unter dem Namen Kämelhaar, Kameelhaar, Angorawolle, levantisches Ziegenhaar in den Handel, werden aber auch mit den Haaren der Kameele und Trampelthiere verfälscht. Man bereitet aus ihnen das Kameelgarn und einen eigenthümlichen, Kamelott genannten, Zeuch. Das Kameelgarn wird besonders von den Frauen in der Levante in außerordentlicher Feinheit und Schönheit bereitet und zu Zeuchen, besonders zu köstlichen Shawls, verarbeitet, welche berühmt und in der Türkei, in Ägypten und Persien sehr gesucht sind. Jetzt wird Kameelgarn auch in England, Frankreich und den Niederlanden fabricirt. Kamelotte heißen die früher nur in Kleinasien bereiteten dichten, aus Kamelhaaren gewebten Stoffe, die man jetzt auch zum Theil mit einem Zusatze von Leinengarn, Wolle oder Seide in mehren Gegenden Europas herstellt.

**Kamille** oder Chamille ist der Name besonders zweier Pflanzen, deren Blüten medicinische Anwendung finden. Die gemeine oder Feldkamille, auch echte Kamille genannt, ist eine jährige, auf unbebautem sandigen Boden und auf Äckern in ganz Europa wildwachsende Pflanze, welche die bekannten strahligen, zusammengesetzten Blumen hervorbringt, deren innerer Theil, die Blumenscheibe, hochgelb ist, während die ringsumstehenden Strahlenblumen (Blütenblättchen) weiß sind. Diese Blüten haben einen starken eigenthümlichen gewürzhaften Geruch und einen bittern, nicht angenehmen Geschmack. Die Blüten werden gesammelt und im getrockneten Zustande aufbewahrt. Sie sind eines der bekanntesten und beliebtesten Hausmittel, indem man sie vorzüglich gegen Blähungen und gegen Magenerkältung anwendet; auch in Umschlägen zur Zertheilung stockender Säfte ist die Kamille heilsam. Aus den frischen und getrockneten Blumen der Kamille bereitet man durch Destillation das Kamillenöl, ein dunkelblaues, dickflüssiges, etwas zähes, allmälig grünbläulich werdendes Öl, welches stark nach Kamillen riecht, bitterlich gewürzhaft riecht und etwas leichter als Wasser ist. Häufig hat es einen Zusatz von Terpenthinöl oder Cederöl. — Die römische Kamille wächst im südl. Europa wild und wird bei uns in Gärten angebaut. Die Blumenköpfe der Pflanzen sind theils hohl, theils gefüllt und ähneln in Geruch und Geschmack durchaus der Feldkamille. Die Blätter sind frisch gelblichweiß und werden im Alter bräunlich-gelb. Man kann aus ihnen ein blaßbräunlich-gelbes, etwas ins Grüne spielendes Oel durch Destillation gewinnen.

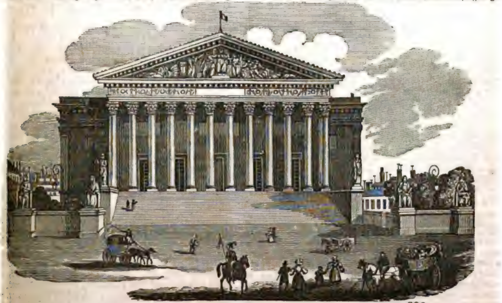
**Kamm** nennt man verschiedene Arten von natürlichen oder von künstlich hervorgebrachten, verhältnißmäßig schmalen und langen Hervorragungen, z. B. Gebirgskamm, der obere Theil eines Dammes, der Kamm der Hühner u. s. w., gewisse Instrumente, besonders solche mit einzelnen in regelmäßigen Abständen angebrachten Zacken, Zinken oder Zähnen. Vorzüglich sind die Haarkämme zu erwähnen, welche zur Reinigung und Ordnung, auch zur Befestigung des Haars, namentlich des Haupthaars, dienen und aus Horn, Knochen, Elfenbein, Schildkröt, Elendsklaue, Holz, wol auch aus Metall gemacht werden. Die engen Kämme dienen zur Reinigung des Kopfes von Schuppen und Ungeziefer, die Frisirkämme zur Anordnung des Haupthaars, die Einsteckkämme in manchen Gegenden, wo sie noch Sitte sind, zur Befestigung des Haars, die Chignonkämme zum Festhalten des am Hinterkopfe als Chignon oder Zopf aufgeschlagenen Haars, die Seitenkämme zum Befestigen des an den Seiten des Kopfes glatt gestrichenen oder in Locken geordneten Haars. — Die Kammmacher sind zünftige Handwerker und verfertigen Kämme aus Horn, Schildkröt und Elfenbein, aber auch andere Horngegenstände, zu denen keine Drehbank gebraucht wird, als Pulverhörner, Nachtwächterhörner, Wagschalen, Gabeln, Löffel u. dgl.

**Kammer** bezeichnet im Allgemeinen einen abgeschlossenen Raum, hat aber noch eine besondere Bedeutung in Bezug auf das Vermögen des Staatsoberhauptes erlangt. Man nannte nämlich Kammer die Gesammtheit der Verwaltung des Vermögens und der Einkünfte des Fürsten, sowol desjenigen, welche er als Privatmann besaß, als derjenigen, die ihm nur in seiner Eigenschaft als Oberhaupt des Staates zustanden. Die Oberleitung der Kammer pflegte einem Kämmerer übertragen zu sein. Allmälig erweiterte sich mit der Macht der Fürsten der Einfluß der Kammer, bis die ganze Verwaltung der innern Staatswirthschaft von ihr abhängig wurde. Erst in neuerer Zeit hat man wieder eine Sonderung zwischen dem Privatvermögen des Fürsten und dem Staatsvermögen zu machen gesucht. (Vgl. Domainen.) Über das erstere hat der Fürst frei, wie jeder Privatmann, zu verfügen, über das letztere nicht und dasselbe geht auf den jedesmaligen Thronerben über. Die Staatsverwaltung und die mit derselben beauftragten Behörden sind in neuerer Zeit streng von der Gerechtigkeitspflege und den mit dieser beauftragten Behörden gesondert worden, und man hat diejenigen, welche sich dem Verwaltungsfache widmen, Kameralisten, die Gesammtheit der ihnen nöthigen Kenntnisse aber Kameralwissenschaften genannt. Da die Gegenstände der Verwaltung so unendlich mannichfaltig sind, indem nicht allein die Verwaltung der Domainen, des Steuerwesens, der Staatsschulden, des Forstwesens, des Militairs, sondern auch der Policei, der Kirchen- und Schulangelegenheiten, des öffentlichen Medicinalwesens, des Bergbaus, der öffentlichen Bauten u. s. w. hierher gehören, so ist der Umfang der Kameralwissenschaften außerordentlich groß und können dieselben von den Einzelnen nur in einzelnen Fächern gründlich betrieben werden. — Das vom Könige in eigner Person abgehaltene Gericht hieß ursprünglich Kammergericht. Zur Verwaltung desselben setzte Kaiser Friedrich II. einen eignen Kammerrichter ein und behielt sich nur vor, in wichtigen, die Reichsfürsten betreffenden Angelegenheiten selbst zu Gericht zu sitzen. Unter Kaiser Maximilian I. wurde diese Einrichtung zeitgemäß verbessert, indem ein bleibendes oberstes Gericht als des Kaisers und des Reichs Kammergericht 1495 zu Stande kam. Dasselbe hatte nicht allein die Handhabung des Rechts im ganzen Reiche zu beaufsichtigen, sondern namentlich auch auf Ausgleichung der Streitigkeiten der Stände des Reichs un-

Digitized by Google

tereinander zu sehen, damit die früher in Deutschland so vielfache Selbsthülfe und Selbstrache unterbliebe. Nachdem das Kammergericht längere Zeit abwechselnd in verschiedenen Reichsstädten sich aufgehalten hatte, nahm es endlich 1526 seinen festen Sitz im Speyer und durch den Krieg von hier vertrieben, 1689 in Wetzlar, wo es bis zu seiner und des deutschen Reichs 1806 erfolgter Auflösung blieb. Dasselbe hat ungemein viel zur Befestigung des Rechtszustandes in Deutschland beigetragen, sollte eigentlich 50 Beisitzer haben, welche jedoch niemals vollständig waren, und stand unter der Leitung zweier Präsidenten und eines Kammerrichters, der ein Fürst oder Graf des Reichs war. Es litt namentlich an zwei Mängeln, an Schwerfälligkeit der ihm vorgeschriebenen Formen und an gegen den von ihren Beamten gefoderten Aufwand zu geringen Besoldungen. Die Folge des ersten Mangels war eine sprüchwörtlich gewordene Langsamkeit des Proceßganges und eine allmälig fast unüberwindlich gewordene Anhäufung der Geschäfte; die des zweiten die Bestechlichkeit, welche dem Gerichte ebenfalls zum großen Vorwurfe gemacht worden ist, jedoch nur darin bestand, daß man durch Geschenke zu bewirken suchen mußte, seine Angelegenheiten früher in Vortrag gebracht zu sehen. — In den Städten wird die Verwaltung der städtischen Einkünfte **Kämmerei** genannt.

**Kammern** werden die Versammlungen der **Stände** (s. d.) eines Staats genannt, welche zur Berathung über das allgemeine Wohl des Landes betreffende Gegenstände zusammenzutreten pflegen, sowie die Orte, an welchen jene Zusammenkünfte abgehalten zu werden pflegen. Wenn alle Stände ihre Berathungen gemeinschaftlich abhalten, so sagt man: der Staat habe nur Eine Kammer, wogegen zwei Kammern da stattfinden, wo es zwei Abtheilungen der Stände gibt, von denen jede ihren besondern Versammlungsort und ihre besondern Berathungen hat und deren Verhältniß zueinander, sowie das beider Kammern gegen die Regierung, gesetzlich geordnet ist. Schon in frühesten Zeiten gab es bei den germanischen Völkern Versammlungen, die theils aus den Vornehmsten, theils aus Abgeordneten bestanden und welche auf die Staatsangelegenheiten einen mehr oder weniger bedeutenden Einfluß ausübten. Später kam die Gewalt immer mehr in die Hände der Fürsten, theils durch die Sucht der einzelnen Corporationen, besondere Vorrechte zu erlangen, worüber sie den Einfluß auf allgemeine Angelegenheiten, sowie den Sinn für dieselben verloren, theils durch das Streben der Fürsten nach Ansehen und Macht, wobei Priester und Soldaten behülflich waren, theils endlich durch das Emporkommen des Bürgerstandes. Dieser war nämlich in den ältesten germanischen Staaten nicht vorhanden, hatte daher bei seiner allmäligen Ausbildung keine ständischen Rechte und konnte sich nur durch den Schutz der Fürsten erhalten. Indem aber diese sich desselben annahmen und er immer bedeutender wurde, verschwand das Ansehen der alten Stände immer mehr vor dem der Fürsten, welches sich auf die Bedeutenheit des Bürgerstandes stützte. Der Adel wurde gedemüthigt, der Bauernstand unterjocht, zunächst von dem Adel, der die Bauern erst als Schützlinge, dann als Unterthanen behandelte. Die Misverhältnisse, welche sich in den deutschen Staaten durch die gänzliche Umänderung der Stände gebildet hatten, führten allmälig zu neuen ständischen Verfassungen mit einer Kammer oder mit zweien, die den neuen Zeitbedürfnissen ge-





Digitized by Google

mäß sind und in welchen das alte Recht des Volkes, durch seine Stellvertreter die Steuern zu bewilligen und Gesetzesvorschläge zu prüfen, wieder anerkannt ist. Am frühesten bildete sich auf den Grund der berühmten Magna charta (s. d.) eine zeitgemäße ständische Verfassung in England aus. Hier nämlich bestehen seit dem Anfange des 13. Jahrh. zwei Kammern. In der ersten oder dem Oberhause versammeln sich die Mitglieder der vornehmen Geistlichkeit und der hohe Adel, während der niedere Adel und die Vertreter der Städte das Unterhaus oder die zweite Kammer bilden. Allerdings bestanden die engl. Kammern Jahrhunderte lang fast nur dem Namen nach, wie sich aber das Volk allmälig geistig immer mehr emporarbeitete, fand es in den Kammern Gelegenheit, seine den veränderten Zeitumständen entsprechenden Anforderungen auf gesetzlichem Wege geltend zu machen. (Vgl. Großbritannien und Irland.) Aus den Verwirrungen der franz. Revolution ging endlich das despotische Kaiserreich hervor und nach dessen Sturz wurde mit den Bourbons eine Verfassung eingeführt, nach welcher zwei Kammern bestehen. Diese sind in der Folge auch bei manchen Veränderungen ihrer Einrichtung beibehalten worden. Die erste ist die Kammer der Pairs, die zweite die Deputirtenkammer. Die letztere hält ihre Sitzungen in dem umstehend abgebildeten Palaste Bourbon, der 1721 von der Herzogin von Bourbon gegründet wurde, aber erst später seine herrlichen Verzierungen erhielt. Während der Revolution wurde er geplündert, indem ihn vorher die Prinzen aus dem Hause Condé bewohnten, und 1798 hielt der Rath der Fünfhundert hier seine Sitzungen. Der Versammlungssaal hat die Gestalt eines Halbkreises, dessen Grundlinien der Präsidentenstuhl und die Schreibepulte der Secretaire einnehmen. Die Deputirten sitzen in einer Art Amphitheater und ordnen sich so, daß die linke Seite von den liberalen, die rechte von den royalistischgesinnten und die Mitte (das Centrum) von den gemäßigten Mitgliedern der Kammer eingenommen werden. (Vgl. Frankreich.) In kleinern Staaten hat man mit Recht gewöhnlich nur Eine Kammer eingeführt, in größern Staaten dagegen haben sich zwei Kammern als zweckmäßiger erwiesen. Die zweite Kammer pflegt, wie es der Stand ihrer Mitglieder erfodert, in der Regel für fortwährende Umgestaltung der bestehenden Verhältnisse zu sein, weil im Leben des Volkes selbst eine fortwährende Umgestaltung vor sich geht, wogegen die erste Kammer, aus der hohen Geistlichkeit und den reichen und vornehmen Grundbesitzern bestehend, mehr auf Aufrechthaltung des Bestehenden zu sehen pflegt, und es ist gewiß, daß nur, wenn beider Kammern Interessen im Staate wahrgenommen werden, ein wirklicher Wohlstand desselben sich erhalten kann, denn nur dann wird der Fortschritt ohne Übereilung und Überschätzung wahrhaft zeitgemäß erfolgen.

**Kampher** oder Kampfer ist eine eigenthümliche Substanz, welche zuerst durch die Araber nach Europa gebracht wurde und für eine Gummiart galt. Derselbe findet sich in allen Theilen der sogenannten Kampherbäume, dem Kampherlorber (Laurus camphora Linn.) und der Kampherflügeleiche (Dryobalanops camphora Colebr.). Auch in den Wurzeln des Zimmtlorber und in andern Pflanzen hat man ihn entdeckt. Der Sumatra- und Borneokampher kommt von den Dryobalanopsbäumen, welche man ungefähr 12 Fuß über der Erde anhaut, um zu untersuchen, ob sie noch Öl oder schon Kampher enthalten. Ist das Erstere der

Fall, so sammelt man das natürliche Kampheröl, welches in Ostindien vielfach gebraucht wird, aber nicht nach Europa kommt. Findet man Kampher in dem Baume, so wird er umgehauen und gespalten, und man findet den Kampher in der Markröhre. Man unterscheidet von diesem Kampher verschiedene Arten, von denen der beste der Kopfkampher heißt. Eine geringere Sorte ist der Magen- oder Fußkampher, welcher aus dem Splint herausgescharrt wird, der den Kampher umgibt. Die ölhaltenden Bäume, auch wenn sie umgehauen worden sind, enthalten nach einigen Jahren ebenfalls Kampher, den man Organ nennt. Der Kampherbaum auf Sumatra hat die Größe und Stärke einer Eiche, eirunde Blätter und tulpenförmige Blumen, aus denen Beeren entstehen. In Japan wird der Kampher aus dem hier abgebildeten Kampherlorber gewonnen. Derselbe findet sich in Japan, China und verschiedenen Gegenden Ostindiens. Er erreicht die Größe einer Linde und hat immergrüne lanzettförmige Blätter. Die erst spät hervorkommenden Blütenstiele sind schlank, treiben oben mehre Zweige, welche sich in kurze Stengel theilen, auf denen die einzelnen Blüten stehen. Aus den weißen Blüten bilden sich purpurrothe Beeren, die in einer fleischigen Schale einen kleinen Kern verschließen. Der ganze Baum mit Wurzel, Stamm, Ästen, Zweigen und Blättern wird zerkleinert und in große eiserne Kolben mit Wasser gebracht, welche mit irdenen Helmen bedeckt werden, die inwendig mit Binsen oder Reisstroh ausgekleidet sind. Erhitzt man die Kolben bis zum Kochen, so geht der Kampher in Dampfform in die Helme über und setzt sich hier in fester Gestalt an die Binsen oder das Stroh. Es gibt indeß noch andere Arten, nach denen der Kampher ausgeschieden wird. Auf diese Weise hat man den rohen Kampher gewonnen, der entweder aus losen, weißlichen, gelblichen oder schmuzig

Digitized by Google

grauen Körnern besteht oder eine zusammenhängende glänzend krystallinische Masse von zum Theil röthlicher Farbe bildet. In Europa wird der rohe Kampher raffinirt, gewöhnlich indem man ihn sublimirt. Im Handel kommt dieser gereinigte Kampher gewöhnlich in weißen durchscheinenden, unten flachen, oben gerundeten Kuchen vor, welche ungefähr 1—2 Pfund wiegen und ein krystallinisch körniges Gefüge haben. Bei gewöhnlicher Temperatur ist er weich und etwas zäh und verflüchtigt sich allmälig. Er ist leichter, als Wasser und wirft man kleine Kampherstückchen auf eine Wasserfläche, so gerathen sie in eine eigenthümliche kreisende Bewegung. Der Kampher hat einen eigenthümlichen starken Geruch und einen aromatisch-bitterlichen Geschmack. Er ist sehr leicht entzündlich und brennt sogar auf dem Wasser schwimmend mit stark rußender Flamme. Der Kampher wird äußerlich und innerlich in der Medicin angewendet, auch in der Feuerwerkerei, in der Lackirkunst, zum Vertreiben der Insekten u. s. w. benutzt. — Man kennt noch mehre dem Kampher ähnliche Substanzen, welche auch uneigentlich als Kampher bezeichnet werden, nämlich den Toncokampher, welcher sich an den Toncobohnen findet; den Alantkampher, der aus der Alantswurzel gewonnen wird; den Tabackskampher; den Haselwurzkampher; den Anemonenkampher; den Cantharidenkampher u. a.

**Kamtschatka**, eine etwa 4000 □M. große Halbinsel im nordöstl. Theile Asiens, wurde erst im J. 1696 bekannt, bald nachher von den Russen besetzt und bildet seitdem einen District des sibir. Gouvernements Irkutzk. Sie ist an manchen Stellen etwa 50 M. breit, 140 M. lang und wird der Länge nach von einem Gebirge durchzogen, von welchem herab zahlreiche Ströme dem kamtschatkischen und dem ochotskischen Meere zufallen; doch ist unter allen nur der Kamtschatka schiffbar. Das ganze Land ist durchaus vulkanisch und hat mehre feuerspeiende Berge, viele warme Quellen, Reichthum an Alaun und Schwefel, doch hat man übrigens keine werthvollen Mineralien in beträchtlicher Menge gefunden. Wiewol die Halbinsel mit Großbritannien unter derselben Breite liegt, so ist doch das Klima so rauh, daß Getreide nur an wenigen Stellen reif wird. Die kalten Winde, welche von Sibirien herüberwehen, die Nebel, welche aus dem Meere aufsteigen und die Stürme, die beinahe das ganze Jahr hindurch wehen, tragen zur Erniedrigung der Temperatur bei; erst im Jun. schlagen die Bäume aus und im Aug. fällt schon wieder Reif. Es wachsen besonders weiße Pappeln, Erlen, Lerchenbäume, Birken, deren äußerste Rinde wie Fadennudeln zerhackt und zu getrocknetem Kaviar als Delicatesse genossen wird; ferner eine große Menge eßbarer Beeren. Nesseln vertreten die Stelle des Hanfs und Flachses. K. ist besonders wichtig wegen seines Reichthums an pelztragenden Thieren, besonders Bären, Füchsen, Zobeln, Hasen, Hermelinen, Murmel- und Faulthieren u. s. w. An den Küsten findet man Ottern, Seehunde, Salmen, Heringe in unzähliger Menge, auch Walfische. Die nützlichsten Thiere sind die Rennthiere und besonders die Hunde, welche den Mangel an Zugvieh minder fühlbar machen. Die gesammte Bewohnerzahl der Halbinsel besteht aus höchstens 6000 Seelen, Russen, Kamtschadalen im Süden und Korjäken im Norden. Die beiden letztern sind einander sehr feindlich gesinnt. Die Kamtschadalen sind gastfrei, gutmüthig, aber schmuzig, sehr sinnlich und gefräßig. Sie sind von kleinem, gedrungenem Wuchse, haben kurze Beine, dicke Köpfe, kleine Augen, wenig Bart und manche körperliche Züge, die auf Verwandtschaft mit der mongol. Race deuten. Des Winters wohnen sie in sogenannten Jurten oder Erdhütten, von denen nur das Dach über die Erde hervorragt, im Sommer in luftigern Wohnungen, Balaganen genannt. Die beiden Dörfer, welche den Namen Städte führen, sind Nischni-Kamtschatsk am Kamtschatkaflusse mit 300 Einw. und Petropawlowsk oder Awatscha mit etwa 800 Einw. und einem vortrefflichen Hafen. Es ist Sitz der russ. Behörde.

**Kanäle** sind künstlich angelegte Wasserwege, in denen gewöhnlich das Wasser mittels Schleusen auf einer solchen Höhe erhalten wird, daß es fortwährend Schiffe und Kähne zu tragen im Stande ist. Die Kanäle tragen besonders zur Förderung des Handels vortheilhaft bei. Schon in sehr alten Zeiten hatte man Kanäle, wie es denn bekannt ist, daß das alte Ägypten von einer Menge von Kanälen durchschnitten war, welche theils den Zweck hatten, zum Transport für Menschen und Güter zu dienen, theils das nicht unmittelbar am Nil liegende Land zu bewässern. Die Ägypter unternahmen es sogar, durch einen Kanal den Nil mit dem rothen Meere zu verbinden, auf welche Weise eine Schifffahrtsverbindung zwischen Europa und dem südl. Asien hergestellt worden wäre bei welcher Afrika nicht umfahren zu werden brauchte. Noch älter als die ägyptischen sind vielleicht die chinesischen Kanäle, unter denen der große oder kaiserl. Kanal, welcher Pekin und Kanton verbindet, der bedeutendste ist. In neuerer Zeit haben in Europa zuerst die Italiener Kanäle angelegt, besonders in der Lombardei im 10.—13. Jahrh., welche jedoch vorzugsweise den Zweck der Bewässerung hatten. Die meisten Kanäle hat im Verhältniß zu seiner Größe Holland, wo sie fast die Straßen anderer Länder ersetzen und ebenso stark benutzt werden. Frieren diese Kanäle zu, so werden sie von Schlittschuhläufern und Schlitten belebt. Man hat berechnet, daß Holland von seinen Kanälen einen so großen Gewinn ziehe, daß auf die Meile gegen 4000 Thlr. jährlich kommen. In der Regel sind diese Kanäle 60 F. breit und 6 F. tief, werden sorgfältig rein gehalten, indem man den aus ihnen gewonnenen Schlamm als Dünger benutzt. Ungeheuer dicke und starke Dämme bilden die Einfassung derselben, um das tiefliegende Land vor Überschwemmung zu schützen. Der größte Kanal, den es vielleicht in der Welt gibt, ist der, welcher von Amsterdam nach dem Nieuwe Diep bei Helder geht. Derselbe ist über 12 deutsche Meilen lang, an der Oberfläche 120 rhein. F. breit und 20 F. 9 Z. tief. Er wurde 1819—25 ausgeführt. In Dänemark ist der holsteinische Kanal, welcher die Eyder mit der kieler Bai verbindet, von Wichtigkeit, weil durch ihn Nord- und Ostsee in Verbindung stehen, sodaß die Fahrt um Jütland durch das Kattegat und den Sund vermieden ist. In Schweden zeichnet sich der berühmte Göthakanal (s. d.) aus. Frankreich hat mehre bedeutende Kanäle, unter denen der Kanal von Languedoc zur Herstellung einer Verbindung des mittelländischen Meeres mit dem atlantischen Ocean dient und von Toulouse bis zum Hafen von Cette in einer Länge von 44 franz. Meilen sich erstreckt. Er ist 6 F. tief und hat ursprünglich 114 Schleusen. Der längste Kanal Frankreichs ist der von Besançon, welcher die Rhone

Digitized by Google

mit dem Rheine verbindet und eine Länge von 50 Meilen hat. Spanien hat wenig Kanäle, obgleich dieselben nicht wenig dazu beitragen würden, den gesunkenen Handel zu beleben; der wichtigste ist der von Kaiser Karl V. begonnene, aber immer noch zum Theil unvollendete Ebrokanal. England ist vortrefflich mit Kanälen versorgt und seine Haupthandelsstädte: London, Liverpool, Manchester, Hull und Bristol, sind durch Kanäle in Verbindung gesetzt. (Vgl. Großbritannien und Irland.) In den Vereinigten Staaten von Nordamerika hat man ebenso großartige als vortheilhafte Kanalverbindungen angelegt. Der Eriesee wird mit dem Hudson durch einen 73 deutsche Meilen langen Kanal mit schönen Schleusen verbunden. Noch großartiger wird der 1828 begonnene Chesapeak- und Ohiokanal, der eine Länge von über 70 Meilen erhalten soll und eine Breite von 60—80 F., bei 6—7 F. Wassertiefe. — In Deutschland ist der Kanalbau nicht bedeutend und nur die größern Staaten haben einige bedeutende Anlagen der Art gemacht. In Ungarn sind zwei große Kanäle angelegt worden, nämlich der Begakanal, welcher ungefähr 18 Meilen lang ist, und der Kaiser-Franzenskanal. Im preuß. Staate sind eine Anzahl kleinerer, für den Verkehr wichtiger Kanäle. Der von Mühlrose, welcher schon 1662 unternommen wurde, verbindet die Oder mit der Spree. Friedrich der Große verband durch den Finowkanal die Oder mit der Havel, und diese steht durch den plaueschen Kanal mit der Elbe bei Magdeburg in Verbindung. Bedeutend ist noch der von Friedrich II. angelegte bromberger Kanal, welcher die Netze und die Brahe und dadurch die Weichsel mit der Elbe in Verbindung setzt. Die bedeutendste Kanalanlage in Deutschland wird der bereits begonnene Main-Donau-Kanal, der bei Kehl an der Altmühl beginnen, Nürnberg, Erlangen berühren und bei Bamberg in die Regnitz führen, also 23⅘ deutsche Meilen lang werden soll. In Rußland ist der von Peter dem Großen angelegte, 15 deutsche Meilen lange Ladogakanal zu bemerken. — Der Vortheil, welchen die Kanäle dem Handel gewähren, ist längst anerkannt und wenn auch die Anlage von Eisenbahnen die Kanäle in solchen Gegenden zu ersetzen vermag, in denen letztere sich nicht wohl anbringen lassen, so werden die Eisenbahnen doch den bestehenden Kanälen keinen Schaden zufügen, um so mehr, da auch die Schiffahrt auf den Kanälen noch mannichfach vervollkommnet zu werden vermag, und der Transport auf denselben wohlfeiler als der auf Eisenbahnen ist. Versuche auf einem der unbequemsten Kanäle in Schottland haben gezeigt, daß man auf Kanälen bequem 2⅘ deutsche Meilen in der Stunde zurücklegen kann. — Der Kanal wird vorzugsweise die Meerenge genannt, welche England und Frankreich scheidet, die Meerenge von Calais (s. d.).

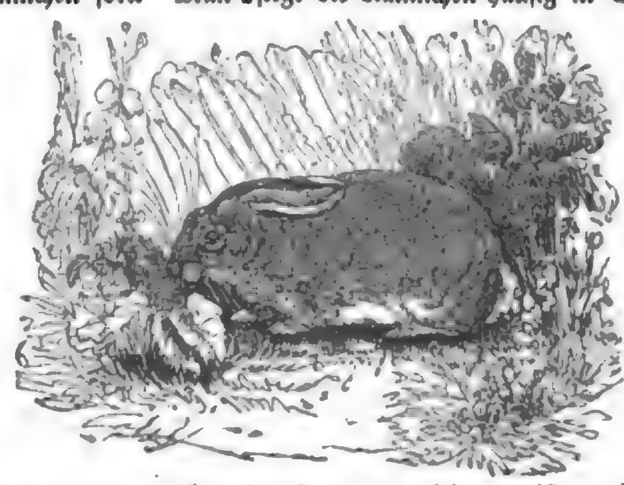
**Kandia**, die im Alterthume unter dem Namen Kreta berühmte, von den Türken Ejalet Kirid genannte Insel, liegt 17⅘ Meilen von der Südspitze der Halbinsel Morea und 50 Meilen von der afrik. Küste entfernt und hat einen Flächenraum von ungefähr 188 □Meilen. Sie trägt mächtige Berge, welche sich in zwei Armen durch ihre ungefähr 33 Meilen betragende Längenrichtung hinziehen und sich im Psiloriti (dem alten Ida) bis zu 7200 F. erheben. Auf den Bergen entspringen zahlreiche Quellen, welche im Winter durch reichlich strömende Bäche ihr Wasser dem Meere zuschicken, während diese Bäche im Sommer zum Theil vertrocknen. Das Gebirge trägt mächtige Waldungen und die Thäler zeigen größtentheils eine üppige Fruchtbarkeit. Das Klima ist mild und während der Winter nur durch Regen sich äußert, steigt im Sommer die Hitze selten zu einem unleidlichen Grade, weil während dieser Zeit kühlende Nordwinde herrschen. Einst war die Insel der Wohnplatz von 1,200,000 gewerbthätigen und einen blühenden Handel betreibenden Menschen, nämlich zur Zeit des alten Griechenlands; schon zur Zeit der Venetianer sank aber der Wohlstand und die Zahl der Einwohner und jetzt findet man auf Kandia kaum noch 270,000 halb aus Osmanen halb aus Griechen bestehende Bewohner, die ohne alle Gewerbthätigkeit nur von Dem leben, was ihnen die verschwenderische Natur unaufgefodert darbietet. Die Häfen sind bis auf den von Kanea versandet und die einst blühenden Städte bieten ein trauriges Bild der Verwüstung dar. Das Sklavenjoch, welches die türkische Herrschaft den Bewohnern auferlegt, hat dieselben so heruntergebracht. Die Hauptstadt der Insel heißt gleichfalls Kandia. Sie zählt etwa 12,000 Einw. und liegt in der Nähe des Berges Ida, ungefähr in der Mitte der nördl. Küste, an einem versandeten Hafen. Die Umgegend dieser Stadt ist reich an Erinnerungen und Überbleibseln der Vorzeit. Man sieht noch die Mauern des alten Knossus mit dem berühmten Labyrinthe. Bei dem kleinen Dorfe Hagios Deke lag in den Römerzeiten das blühende Gortyna, und man findet noch Säulenüberreste in Menge, welche zeugen, wie prachtvoll dasselbe gebaut gewesen sein muß. Nicht weit davon findet sich eine Höhle mit einem 1200 F. langen Hauptwege, von dem unendliche Irrgänge abführen. Man hat diese Höhle mit Unrecht für das Labyrinth von Kreta gehalten. Kandia ist auch die Hauptstadt des Sandschaks (Provinz) Kandia und Residenz des Erzbischofs von Gortyna. Im Sandschak Rhetymna oder Retimo liegt die gleichnamige Stadt, in welcher ebenfalls ein Bischof residirt und die 6000 Einw. hat. Kanea, die Hauptstadt des gleichnamigen Sandschaks, ist das alte Kydonia und gegenwärtig die durch ihren Handel bedeutendste Stadt auf der ganzen Insel. Sie liegt gleichfalls an der Nordküste, aber östlicher als Kandia, an einem nach ihr benannten Meerbusen, zählt 9000 Einw., ist auch Sitz eines Bischofs und hat einen wohlerhaltenen Hafen.

An Kreta knüpften sich viele Sagen der alten Griechen. Auf dem Ida soll Jupiter (s. d.) erzogen worden sein, dort soll Saturn (s. d.) geherrscht haben und später Minos (s. d.), der weise Gesetzgeber. Der Minotaurus (s. d.), welchen Theseus tödtete, war hier in dem von Dädalus erbauten Labyrinthe eingesperrt. Dorische Stämme bevölkerten in der geschichtlichen Zeit Kreta und bildeten eine Republik, bis sich cilicische Seeräuber auf der Insel niederließen, welche lange ein Schrecken aller Schiffe des Mittelmeeres waren, aber endlich von den Römern gebändigt wurden. Kreta kam an die oström. Kaiser, welchen es 823 n. Chr. die Sarazenen abnahmen, die Kandia auf den Trümmern des alten Heraklea bauten, aber 962 von den Griechen wieder vertrieben wurden. Im J. 1204 kam die Insel durch Kauf an Venedig, welches die Städte befestigen ließ, eine milde Regierung führte, Handel und Gewerbthätigkeit hob und die Anfälle der Türken zurückwies. Lange kämpften diese mit großen Anstrengungen um den Besitz der Insel.

Digitized by Google

Seit 1656 belagerten sie unausgesetzt die Hauptstadt Kandia und 1667 brachten sie 80,000 Mann vor dieselbe, welche wohlbefestigt und gut vertheidigt war. Die ausgezeichnetsten Ingenieure jener Zeit, Freiwillige aus allen Gegenden, waren nach Kandia gegangen, die Malteserritter, der Papst, Frankreich, Deutschland schickten Mannschaft, aber die Türken waren nicht minder tapfer in ihren Angriffen. Endlich mußte, nachdem ein unglücklicher Ausfall die Entscheidung gegeben hatte, 1669 die Stadt durch eine ehrenvolle Capitulation den Türken übergeben werden, nachdem der Krieg 25 Jahre, die Einschließung der Stadt 13 Jahre gewährt hatten und die Tranchéen 2½ Jahr offen gewesen waren. Die Besatzung, welche von 8—10,000 Mann auf 2500 heruntergekommen war, erhielt freien Abzug und durfte ihr Eigenthum und die Geschütze mitnehmen, und den Venetianern wurde der Besitz der Plätze Suda, Garabusa und Spina longa zugesichert. Während der Belagerung hatten die Christen 96 Ausfälle gemacht, die Türken 56 Mal gestürmt, jene 1173 Minen, diese 472 springen lassen, die Christen 509,692 Stückschüsse aus der Festung gethan, 180,449 Centner Blei zu Musketenkugeln verbraucht. Es waren 30,985 Christen und 118,754 Türken in dieser Zeit getödtet oder verwundet worden. Als die Türken die Stadt in Besitz nahmen, fanden sie dieselbe im Zustande völliger Verwüstung. Die abziehende Besatzung hatte noch Alles, was von einigem Werthe war, mit sich genommen und Niemand war in der Stadt geblieben, als 33 Menschen, größtentheils Greise. Während des 17. Jahrh. verloren die Venetianer theils durch Verrath, theils durch Übergabe auch noch die erwähnten drei festen Plätze, die sie sich ausbedungen hatten, und so kam die ganze Insel in die Hände der Türken. Die drei Paschas von Kandia, Rhetymna und Kanea, welche die Türken einsetzten, waren häufig unter einander uneinig und dieses benutzten die Bewohner des westl. Gebirges, die Sphachioten, sich eine gewisse Selbständigkeit zu geben, obschon sie immer unter türk. Hoheit blieben. Mehrmals versuchten die Paschas vergeblich, sie zu völliger Unterwerfung zu bringen. Als die griech. Unruhen ausgebrochen waren, verlangten die türk. Paschas von jenen Gebirgsbewohnern Geiseln, welches jene empörte und bestimmte, mit den übrigen Griechen gemeinschaftliche Sache zu machen. Nachdem 1830 der Vicekönig von Ägypten mit der Verwaltung Kandias beauftragt worden war, stellte dieser mit grausamer Strenge die Ruhe wieder her und nach dem Vertrage von Kiutahia 1833 blieb die Insel unter ägypt. Hoheit.

**Kaninchen** (das) ist das zur Gattung der Hasen (s. d.) gehörende bekannte Nagethier, welches theils wild, theils als zahmes Hausthier vorkommt. Das wilde gleicht dem zahmen, nur daß es etwas kleiner und stets von grauer Farbe ist. Man findet dasselbe in allen gemäßigten und warmen Gegenden Europas, wo es ebenes Land gibt. Es lebt in Erdlöchern, zu denen mehre lange Eingänge führen, und nährt sich von Pflanzen. Da es aber die Erde zerwühlt und ungemein fruchtbar ist, so richtet es oft großen Schaden an. Das Weibchen wirft das Jahr vier- bis siebenmal 4—8 Junge. Man macht auf sie theils mit Schießgewehren, theils mit dem Frettchen (s. Frett) Jagd. — Das zahme Kaninchen wird zum Nutzen und Vergnügen gehalten, denn seine Haare und sein Fell, sowie sein Fleisch sind nutzbar und seine komischen Stellungen und Sprünge belustigen. Es pflanzt sich fast noch stärker als das wilde Kaninchen fort. Man pflegt die Kaninchen häufig in Ställen zu hegen, welches jedoch darum nicht gut ist, weil sie in die Krippen zu gelangen suchen und wenn dann ihre Haare unter das Futter des Viehes kommen, dieses davon erkranken kann. — Eine durch ihr schönes seidenartiges und langes Haar ausgezeichnete Kaninchenart ist das Angorakaninchen, auch Seidenhase, englisches oder dänisches Kaninchen genannt. Dasselbe ist etwas größer als das gemeine, hat einen runden dicken Kopf und kürzere Ohren. Seine Haare werden zuweilen fünf Zoll lang. Man pflegt die zahmen Kaninchen häufig zu castriren, weil dann ihr Fleisch fetter und wohlschmeckender und ihr Haarwuchs stärker wird. Die Haare gewinnt man durch Kämmen, Rupfen und Einsammeln; das letztere geschieht, indem man die Nester aufsucht und die Haare herausnimmt, mit welchen sie ausgepolstert sind. Sie werden besonders von den Hutmachern gebraucht. Das Fell des zahmen Kaninchens gibt auch ein gutes Pelzwerk, besonders das der weißen und gleichfarbig blaugrauen.



**Kanon**, d. h. eigentlich Regel, heißt das Verzeichniß der Schriften des A. und N. T., weil sie wegen ihres göttlichen Ursprungs zum Vorlesen bei den gottesdienstlichen Versammlungen der Christen gebraucht und als Richtschnur des Glaubens und Lebens angesehen wurden. Die kanonischen Schriften werden, als geoffenbarte, unter Einwirkung des göttlichen Geistes abgefaßte, den apokryphischen entgegengesetzt, denen man diese Eigenschaft nicht zuerkannte und die deshalb nur zur häuslichen Erbauung, nicht aber zum kirchlichen Gebrauche angewendet werden durften. Der Kanon der heiligen Schrift zerfällt in die zwei Theile des A. und N. T. Der Kanon des A. T. erhielt seine gegenwärtige Gestalt gegen das Jahr 336 v. Chr., nachdem schon Esra und Nehemia die Schriften desselben zu sammeln begonnen hatten. Sie sind in der hebr. Sprache abgefaßt. Der Kanon des N. T., dessen Ursprache die griech. ist, und der in historische Schriften, wozu die vier Evangelien und die Apostelgeschichte gehören, in Lehrschriften, welche die Briefe umfassen, und in eine prophetische Schrift, die Offenbarung Johannis, eingetheilt wird, wurde in seinem gegenwärtigen Umfange erst am Schlusse des 4. Jahrh. vollendet. — Kanones werden ferner die Gesetze und Verordnun-

Digitized by Google

gen der Concilien (s. d.) genannt, nach welchen die Angelegenheiten der Kirche geleitet werden sollten; daher das Kirchenrecht den Namen des kanonischen Rechts (s. d.) erhielt. — In der Musik nennt man Kanon ein Musikstück, welches von mehren Stimmen vorgetragen wird, sodaß alle einzelnen Stimmen genaue Wiederholungen der ersten sind, aber zu verschiedenen Zeiten einfallen. Die Stimmen sind mit der ersten bald in derselben, bald in einer höhern oder tiefern Tonstufe. Wenn der Kanon endlich in einen Schluß ausgeht, in welchem die verschiedenen Stimmen in einer Harmonie sich vereinigen, so heißt der Kanon ein endlicher, hat er keinen solchen Schluß, so ist er unendlich.

**Kanonisches Recht** oder Kirchenrecht (lat. jus ecclesiasticum) heißt die Gesammtheit der Rechtsbestimmungen (s. Kanon) über die innere Einrichtung der Kirche, deren Verhalten gegen den Staat und gegen andere Kirchen, sowie die Wissenschaft von eben diesen Rechtsbestimmungen. Selbständig ausgebildet hat sich das kanonische Recht während des Mittelalters durch die eigenthümliche Stellung, welche die katholische Kirche den europ. Staaten gegenüber einnahm und durch die Obergewalt, welche dieselbe über alle mit der Religion in näherer oder entfernterer Beziehung stehende Verhältnisse in Anspruch nahm. Es beruht dasselbe auf Bibel und Tradition (Überlieferung) und das Corpus juris canonici (s. Corpus juris) wird als Ergänzung des bürgerlichen Gesetzgebung auch in bürgerlichen Rechtsangelegenheiten in Anwendung gebracht. Es versteht sich von selbst, daß das kanonische Recht in der angegebenen Gestalt nur für Katholiken Gültigkeit hat; Luther hat dasselbe zu Wittenberg öffentlich verbrannt, und in den protestantischen Staaten gibt es kein der Staatsgesetzgebung selbständig gegenüberstehendes Kirchenrecht, sondern die kirchlichen Angelegenheiten machen einen Gegenstand der Staatsgesetzgebung selbst aus. Hiermit hängt auf das engste zusammen, daß, während die katholische Kirche ein die Grenzen der einzelnen Staaten überschreitendes Ganze bildet, die evangelische oder protestantische Kirche nicht ein solches bildet, sondern in ebenso viele Landeskirchen zerfällt, als Staaten sich zu derselben bekennen.

**Kant** (Immanuel), einer der berühmtesten Philosophen und scharfsinnigsten Denker, welche jemals gelebt haben, wurde am 22. Apr. 1724 zu Königsberg in Preußen geboren, wo sein Vater das Riemerhandwerk betrieb. Nachdem K. die Schulen seiner Vaterstadt und nachher die Universität derselben besucht hatte, war er längere Zeit Hauslehrer, bis er 1755 bei der Universität zu Königsberg das Recht Vorlesungen zu halten erwarb. Er hielt nun Vorträge über Gegenstände der Philosophie, Physik und Mathematik und wurde endlich 1770 zum Professor der Metaphysik und Logik ernannt, welche Stelle er bis 1794 verwaltete. Die Beschwerlichkeiten des Alters zwangen ihn, in diesem Jahre sein Amt niederzulegen. Er lebte aber noch bis zum 12. Febr. 1804. K. war ein kleiner magerer Mann, mit hoher Stirn, edler Nase, aber unschönem Munde, ein Freund der Geselligkeit, obgleich unverehelicht, und in seinen Sitten ebenso streng wie im Denken. Er besaß ein ungemeines Gedächtniß und eine außerordentliche Belesenheit und Gelehrsamkeit, welche seinen Vorlesungen noch ein besonderes Interesse gaben neben dem tiefen Gedankeninhalte derselben und welche zur Veranschaulichung dieses von ihm benutzt wurden. Auf die Umgestaltung der Philosophie wirkte K. besonders durch seine Schriften, am meisten durch seine 1781 zuerst erschienene „Kritik der reinen Vernunft“, an welche sich 1787 seine „Kritik der praktischen Vernunft“ und 1790 die „Kritik der Urtheilskraft“ anschlossen. Die „Kritik der reinen Vernunft“ fand ebenso lebhafte Gegner als Freunde. Unter jenen sind besonders Garve, Jacobi und Herder zu nennen. Die Ansicht, von welcher K. bei seinen scharfsinnigen Untersuchungen ausging, war, daß man nicht eher zur Aufstellung eines Systems der erkannten Wahrheit schreiten könne und dürfe, ehe nicht das menschliche Erkenntnißvermögen selbst untersucht und geprüft, kritisirt worden sei. Daher

erhielt die Kant'sche Philosophie vorzugsweise den Namen der kritischen Philosophie, welcher Begriff jedoch später eine weitere Ausdehnung erhalten hat, insofern spätere Philosophen gleichfalls kritischer Methode sich bedient haben, ohne in den Resultaten durchaus mit der Kant'schen Philosophie übereinzustimmen. Obgleich nämlich nach der angegebenen Tendenz die Hauptaufgabe der Kant'schen Untersuchungen nur die der Entscheidung über die Frage zu sein scheint: ob es überhaupt möglich sei, eine echte, d. h. Erkenntniß der Wahrheit enthaltende Philosophie herzustellen, so enthält doch die Beantwortung dieser Frage selbst eine Erkenntniß der Wahrheit und ist nicht eine vorläufige Erörterung, sondern wahre Philosophie. Um jene Frage zu beantworten, muß der Geist erkannt werden, dessen Erkenntniß von jeher den Inhalt aller wahren Philosophie ausgemacht hat. Nur dadurch unterschied sich die Kant'sche von aller frühern Philosophie, daß, während man bisher den Geist zunächst in seinem gegenständlichen Dasein als Natur und göttlicher Geist aufgefaßt und Bestimmungen über denselben ausgesprochen hatte, jetzt auf den Geist, wie er sich subjectiv als der erkennende verhält, reflectirt und von der Erkenntniß dieses ausgegangen wurde. So wurde denn der erkennende Geist, indem er selbst sich erkannte, ihm selbst die Quelle aller Erkenntniß. K. hat so in der Geschichte der Philosophie die große Bedeutung, die Erkenntniß als Selbstbewußtsein des erkennenden Geistes gerechtfertigt zu haben. Wenn jedoch als Resultat der kritischen Philosophie

Digitized by Google

ausgesprochen worden ist, daß das menschliche Erkenntniß- vermögen den Geist in seinem objectiven Dasein nicht zu begreifen vermöge, so drückt dieses nur den Unterschied der neuern Philosophie gegen die frühere aus, daß nämlich, eben weil alles Erkennen eine Ineinssetzung des subjectiven und objectiven Geistes enthält (der erkannte subjective Geist ist demselben der objective, wie der erkannte objective Geist der subjective ist), der objective Geist nicht als ein anderer gegen den subjectiven begriffen werden könne. Seit K. hat sich nun die deutsche Philosophie in zwei Richtungen getheilt, welche sich im Allgemeinen wie folgt charakterisiren. Die eine Richtung, die der vorzugsweise sogenannten Kantianer, macht eine strenge Scheidung zwischen dem erkennbaren subjectiven und dem nicht erkennbaren objectiven Geiste, stellt entweder diesen über jenen, oder jenen über diesen, und macht daher bald die menschliche Erkenntniß zu etwas gegen die Wahrheit der Wirklichkeit Schlechtem und Zufälligem, bald dieselbe zu etwas viel Höherm und Vortrefflicherm. Die andere Richtung, welche nicht wie jene in eine Unzahl von Privatmeinungen und Ansichten, die einander schnurstracks entgegenlaufen, zerfällt, sondern seit K. durch Fichte, Schelling und Hegel sich consequent fortgebildet hat, wendet zunächst gegen die vorige Richtung ein, daß, wenn der subjective Geist wirklich erkannt wird, er sich damit selbst zur Objectivität erhebt, daß also jener sogenannte unerkannte und unverkennbare objective Geist zu einem Nichts zusammenfährt, und hat die Aufgabe gelöst: den Geist in seiner Subjectivität zu erkennen, um in ihm selbst nichts Anderes als den Geist in seinem objectiven Dasein zu begreifen. In dieser Weise ist das Werk K.'s vollendet worden, welcher die Erkenntniß des Geistes begonnen, aber obgleich auch schon angedeutet, doch noch nicht nachgewiesen hatte, daß in dem wachsenden Selbstbewußtsein des Geistes der Geist vor sich selbst als Wahrheit aller Wirklichkeit erscheine. — K. selbst hat außer den erwähnten noch mehre Schriften herausgegeben; nach seinem Tode haben ehemalige Schüler auch die von ihm gehaltenen Vorlesungen drucken und endlich hat man über sein Leben und seine Persönlichkeit sowol, als über seine Lehre eine große Anzahl von Schriften erscheinen lassen, auch seine Werke in fremde Sprachen übersetzt. In neuester Zeit erscheinen in Leipzig zwei verschiedene Gesammtausgaben von K.'s Schriften. In der Königsberger Dom- und Universitätskirche, in welcher K. beerdigt ist, ist 1811 seine Marmorbüste aufgestellt worden.

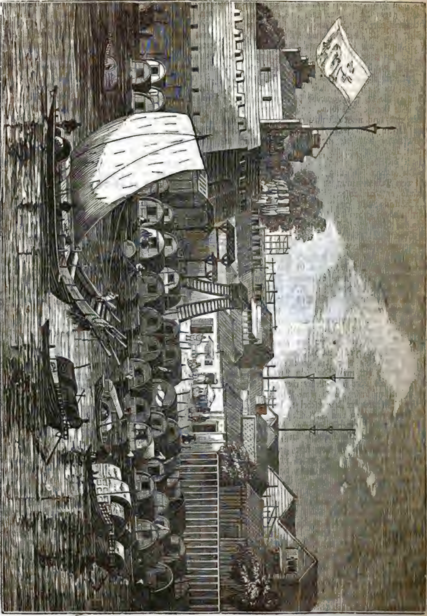
Die Kant'sche Philosophie ist von sehr großem Einfluß auf alle Wissenschaften gewesen, wie dieses übrigens bei jeder bedeutenden Philosophie, welche ganz den Geist ihrer Zeit begriffen hatte, noch der Fall gewesen ist. Mit den Naturwissenschaften beschäftigte sich K. selbst angelegentlich, und an der Theilnahme, welche seine Auffassung derselben fand, hat schon der Umstand, daß seine 1786 zu Riga zuerst erschienenen „Metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft" bis 1800 drei Auflagen erlebte. Am bedeutendsten in Bezug auf die gesammte menschliche Gesellschaft der Einfluß gewesen, welchen die Kant'sche Philosophie auf die Theologie und damit überhaupt auf die Auffassung der christlichen Religion ausgeübt hat. Die entgegengesetztesten Richtungen sind unter diesem Einflusse entstanden. Einerseits endete man nämlich die Kritik gegen den dogmatischen Gehalt der christlichen Religion an und da die Kant'sche Philosophie selbst eines Princips für die Erkenntniß der absoluten Wahrheit entbehrt, so kam es bald dahin, daß von Seiten dieser sogenannten rationalistischen Theologie aller positive Inhalt der Religion wankend gemacht, ohne daß etwas Besseres an die Stelle gesetzt wurde. Da die Vernunft einen reellen Inhalt nicht zu geben vermochte, so versuchten Einige aus Gemüth und Gefühl einen solchen zu schöpfen, setzten damit aber nur an die Stelle der göttlichen Offenbarung ihre eigne schwankende, für die Dauer keine Befriedigung gewährende Ansicht und Meinung. Andererseits folgerte man dagegen aus dem vermeintlichen Resultate der Kant'schen Philosophie, daß der Mensch Gott und göttliche Dinge nicht zu erkennen vermöge, daß man sich daher der Offenbarung mit völliger Blindheit, ohne irgend eine Prüfung zuzulassen, hingeben müsse. Auf diesem Standpunkte ging dann natürlich alle Wissenschaft verloren.

**Kanton** ist die Hauptstadt der südchines. Provinz Kuangtung, welche zu den fruchtbarsten des himmlischen Reiches gehört und reich an Gold, Perlen, Edelsteinen, Zinn, Reis, Ebenholz und Eisenholz ist. Die Stadt heißt eigentlich Kuang-tscheu und liegt an den Flüssen Tschu-kiang oder Tigre und Pe-kiang, gehört zu den größten und volkreichsten in China und zerfällt, wie Peking und andere bedeutende Ortschaften, in zwei durch eine Mauer voneinander getrennte Theile, die Chinesen- und die Mongolenstadt. Die Straßen sind ziemlich eng und winkelig, aber gepflastert und sehr sauber; den Häusern entlang, die fast alle nur ein Stockwerk haben, laufen ununterbrochene Budenreihen, in denen Waaren feilgeboten werden, die der Chinese mit viel Geschmack und Eleganz auszustellen weiß. In manchen Gassen findet man nur einerlei Handwerker oder Kaufleute, die mit denselben Artikeln handeln. Die europ. Factoreien, welche Palästen gleichen, stehen am Ufer des Tschu-kiang und bilden ein eignes Quartier, auf welches die Engländer, Niederländer und andere Fremde, denen sämmtliche übrige chines. Häfen verschlossen wurden, beschränkt sind. Keiner von ihnen darf in einem andern Stadttheile wohnen; auch ist europ. Frauen der Aufenthalt nirgend, nicht einmal in den Factoreien, gestattet. Die beiden Hauptstraßen, New-China-Street und China-Street, sind ungemein lebhaft und haben ein europ. Ansehen. Unter den Gebäuden der chines. Stadt zeichnen sich nur die Tempel vortheilhaft aus. Übrigens befindet sich bei K. noch eine dritte Stadt von ganz eigenthümlicher Beschaffenheit, die sogenannte Wasserstadt. Der Tschu-kiang ist nämlich auf einer Strecke von beinahe einer deutschen Meile mit Kähnen und Barken von verschiedener Größe, Sampangs genannt, bedeckt, die in gerader Linie nebeneinander liegen und nur einen freien Wasserraum für die auf- und abfahrenden Schiffe lassen. Auf diesen Booten lebt eine ungemein zahlreiche Bevölkerung, die vielleicht 100,000 Seelen übersteigt und Jahr aus Jahr ein keine andere Behausung hat. Die Weiber und Kinder derselben kommen oft Monate lang nicht ans Land. Die Männer sind Fischer, Taglöhner, Lastträger und Bootsleute. Einen Theil dieser Wasserstadt nebst der Vorstadt stellt die umstehende Abbildung dar. K. ist durch den ausgedehnten Handel und seine Stapelgerechtigkeit die reichste Stadt in China geworden und hat sicherlich mehr als eine halbe Million



Digitized by Google

**Einw.** Die **Engländer geben hier** zwei engl. Zeitungen heraus. Den Hafen der Stadt, bis zu welcher größere Seeschiffe nicht fahren können, **bildet Whampoa; hier befinden** sich auch die chines. Zollstätten.



**Kanzler** ist der Titel, den verschiedene hochgestellte Beamte zu erhalten pflegen. Ursprünglich ist derselbe derjenige Beamte, welchem die Ausfertigung öffentlicher Schriften in Staatsangelegenheiten anvertraut ist, und der daher die Oberaufsicht hat über die *Kanzlei*, d. h. den Ort, an welchem die Ausfertigung jener Schriften geschieht. Da diese schon an sich von großer Wichtigkeit ist, da aus den Worten jener Schriften die wichtigsten Rechte abgeleitet werden, so mußte der Kanzler eine hohe Stellung und bedeutende Wichtigkeit erhalten, besonders in Zeiten, in denen die Kunst des Schreibens und des schriftlichen Ausdrucks noch seltener als gegenwärtig und der Kanzler es war, welcher die Willensbeschlüsse des Fürsten bekannt machte, Urkunden, Gesetze, Urtheile u. s. w. abfaßte. Er gehörte daher zu den obersten Hofbeamten und da er gelehrte Bildung besitzen, sowie ein des Vertrauens womöglich schon durch seine sonstige Stellung würdiger Mann sein mußte, so wurden bald vorzugsweise Geistliche mit diesem Amte bekleidet. In Deutschland wurde endlich der vornehmste Priester des Reiches, der Erzbischof und Kurfürst von Mainz, bleibend als *Erzkanzler* anerkannt. Derselbe dirigirte als solcher den Reichstag, leitete die Reichsgeschäfte und beaufsichtigte die Reichskanzleien. Am Hofe des Kaisers bestellte der Erzkanzler einen Vicekanzler, welcher die Stelle eines Reichsministers verwaltete. Auf ähnliche Weise war der jedesmalige Abt von Fulda Erzkanzler der Kaiserin. Den Titel, aber nicht wirklich das Amt eines Erzkanzlers von Italien führte der Erzbischof von Köln und ebenso war der Erzbischof von Trier Erzkanzler von Gallien und Arelat, dem früher mit Deutschland vereinigten Königreiche Burgund. — In Frankreich war der Kanzler der vornehmste Beamte und der einzige, welcher, einmal ernannt, nicht wieder entlassen werden konnte. Wollte man ihn außer Thätigkeit setzen, so ernannte man einen Siegelbewahrer. Seine Geschäfte waren die eines Justizministers und man übertrug daher die Würde desselben vorzugsweise Männern, welche sich mit den Rechtswissenschaften beschäftigt hatten, doch blieb als ein Überrest der ursprünglich geistlichen Würde die Sitte, daß die Farbe der Kleidung, sogar der Mobilien und des Wagens des Kanzlers schwarz sein mußte. Neben dem Kanzler von Frankreich hatten noch die einzelnen Mitglieder des königl. Hauses, die Universitäten, die Ritterorden u. s. w. eigne Kanzler. — In England führt der erste Minister, der zugleich Präsident des Oberhauses, Justizminister, oberster Richter im Kanzleigericht und im Oberhause ist, den Titel eines *Lord Großkanzlers*. Das Königreich Irland und das Herzogthum Lancaster haben eigne Kanzler und außer diesen gibt es noch einen Kanzler des Lehnhofes und der Finanzkammer. In den verschiedenen deutschen Staaten hat man diesen Titel verschiedenen Oberbeamten, gewöhnlich Präsidenten von Gerichts- und Regierungsbehörden, ertheilt. Auch die Universitäten haben zum Theil ihre Kanzler. — In Preußen gab es eine Zeit lang einen *Großkanzler*, welcher Justizminister war, und der Fürst von *Hardenberg* (s. d.) führte den Titel eines *Staatskanzlers*. *Hof- und Staatskanzler* hieß in Östreich früher der Fürst Kaunitz und gegenwärtig der Fürst *Metternich* (s. d.) — Von der anfänglichen Bedeutung des Wortes *Kanzlei* wurde schon gesprochen. Dasselbe ist abgeleitet von dem lat. cancelli, welches Schranken bedeutet und woraus auch das Wort *Kanzel* für Predigtstuhl entstanden ist. Den Namen Kanzleien haben später häufig auch die höhern Gerichte erhalten, deren Vorsteher gewöhnlich *Kanzleidirectoren* oder *Kanzleipräsidenten* hießen. Man nennt auch Kanzlei in einigen Staaten das Personal der Subalternbeamten, welche damit beauftragt sind, die bei den höhern Collegien gefaßten Beschlüsse schriftlich auszufertigen (zu *concipiren*, *extendiren*) und nachdem sie gebilligt, ins Reine zu schreiben (zu *mundiren*). — Die öffentlichen Schriften, welche ursprünglich aus den Kanzleien kommen, müssen mit vollkommener Bestimmtheit, zum Theil unter Beobachtung gewisser, nach ihrem Wortverstande rechtlich anerkannter Ausdrucksweisen und nach streng richtiger Gedankenfolge, ohne ungehörige Einmischung der Persönlichkeit des Schreibers und mit einer den Gegenstand nur mit dem Verstande, nicht mit dem Gefühl auffassenden Klarheit abgefaßt sein. Auf diese Weise hat sich für öffentliche Schriften eine eigne Schreibart, der sogenannte *Kanzleistyl*, ausgebildet. Da man in demselben geflissentlich Neuerungen vermied, um nicht durch dieselben Gelegenheit zu möglichen Rechtsverdrehungen zu geben, so ist derselbe neben der sich lebendig fortentwickelnden sonstigen Schriftsprache des Volkes veraltet und hierdurch unverständlich geworden. Er ist daher mit sich selbst insofern in Widerspruch gekommen, als grade höchste Verständlichkeit sein vorzüglichster Zweck sein soll. Die, welche diesen Styl erlernt hatten, gefielen sich in seiner pedantischen Steifheit und setzten wol gar ein Verdienst hinein, recht absonderlich, altfränkisch und gelehrtklingend sich auszudrücken. In Deutschland hat man wegen seiner Schwerfälligkeit und Unverständlichkeit den Kanzleistyl ganz abgeschafft und namentlich in Preußen verordnet, statt desselben den gewöhnlichen Briefstyl einzuführen. Besonders der noch in England herrschende Kanzleistyl zeichnet sich durch Wortschwall, Geschraubtheit und Unbehülflichkeit aus.

**Kapellen** pflegt man kleinere nur zu gewissen geistlichen Verrichtungen bestimmte Gotteshäuser zu nennen, wie sie besonders früher vornehme Personen häufig in Verbindung mit ihren Wohngebäuden hatten. Auch die kleinern Anbaue mit Altären in Kirchen nennt man Kapellen, sowie wol auch die kleinen Aufbaue an Straßen, welche besonders da angebracht sind, wo Wallfahrer vorbeizuziehen pflegen und welche die Bestimmung der Auffoderung zum Gebet haben. Ursprünglich hießen *Kapellane* oder *Kaplane* die bei den Kapellen angestellten Geistlichen, doch ging dieser Titel später überhaupt auf untere Geistliche über, sowol bei den Protestanten als vorzüglich bei den Katholiken.

**Kaper** (der) heißt ein Schiff, welches, während Seemächte Krieg führen, von Privatleuten, welche auch *Kaper* genannt werden, mit der Absicht ausgerüstet wird, feindliche Schiffe sammt deren Ladung wegzunehmen, zu *kapern* und, ohne die in dem feindlichen Lande bestehenden Gesetze zu beachten, Handelsverkehr mit den Bewohnern desselben zu unterhalten. Zu diesem Gewerbe müssen Diejenigen, welche es unternehmen, von ihrer Regierung einen *Kaperbrief* erhalten haben, wenn sie und die Bemannung ihres Schiffes nicht als Seeräuber behandelt werden wollen. Der Kaperbrief gibt die Ermächtigung zu Feindseligkeiten unter



Digitized by Google

der Bedingung, daß die desfalls bestehenden Vorschriften beobachtet werden. Verschiedene Mächte haben untereinander Verträge abgeschlossen, nach denen, auch wenn ein Kriegszustand eintreten sollte, doch keine der betreffenden Regierungen Kaperbriefe ausstellen soll.

**Kapern** heißen die mit Essig oder Salz eingemachten Blumenknospen des Kapernstrauches (Capparis spinosa Linn.), der ursprünglich aus Asien gekommen ist und gegenwärtig im ganzen südl. Europa in steinigen Gegenden wächst. Derselbe ist ein niedriger, stacheliger Strauch mit dünnen Reisern und herzförmigen Blättern. Die Blumenknospen gleichen kleinen Erbsen, aus welchen schöne weißröthliche Blüten hervorbrechen, die sich zu rothen Beeren umbilden. Man benutzt die Früchte wie Oliven; das Wichtigste aber an ihm sind die Blütenknospen, welche, sowie sie hervorgetreten sind, ehe sie zu groß geworden, abgelesen werden. An jeder Knospe darf nur ein kleiner Theil des Stieles bleiben. Nachdem man die Knospen im Schatten hat welk werden lassen, siebt man sie, sodaß sich die kleinern von den größern scheiden, schüttet dann jede Art besonders in eine reine Tonne und gießt so viel Essig auf, daß in ihm die Knospen schwimmen. Nach acht Tagen nimmt man sie aus der bis dahin verdeckten Tonne, trocknet sie oberflächlich, und erst nachdem man diese Arbeit dreimal wiederholt hat, schlägt man die Tonnen zu und verschickt sie. Die kleinen Kapern sind fünf bis sechs Mal so theuer als die großen, obgleich diese an Wohlgeschmack jenen nicht nachstehen. Es bleiben aber beim Kochen die kleinen Kapern zusammen, während die großen zerfallen. Auch mit trockenem Salze pflegt man die Kapern in Tonnen einzumachen. Man unterscheidet nach der Größe fünf Arten der Kapern. — Auch die Knospen und Früchte anderer Pflanzen pflegt man in ähnlicher Weise einzumachen, wie die des Kapernstrauches, und nennt sie unechte Kapern. Zu diesen Surrogaten gehören die gelben Blumenknospen des Besenginsters oder Pfriemen, die Knospen der ind. oder Kapuzinerkresse, des Hollunders, der Sumpfdotterblumen u. a. Sie werden in Salzwasser eingeweicht, ausgepreßt und in Essig eingelegt. Die Kapern werden als den Wohlgeschmack erhöhender, den Appetit reizender und magenstärkender Zusatz zu Saucen und andern Speisen genommen. Die meisten Kapern kommen aus der Provence in Frankreich.

**Kapodistrias** (Joannis Antonios, Graf), Präsident des griech. Staats 1827—31, wurde in einem vornehmen Geschlechte zu Korfu, einer der ionischen Inseln, 1776 geboren und befleißigte sich zu Padua und Venedig des Studiums der Heilkunde. Indessen hatte Frankreich nach Auflösung der Republik Venedig 1797 der ionischen Inseln sich bemächtigt, und als um diese Zeit K. nach Hause zurückkehrte, fand er seinen Vater in franz. Gefangenschaft und wurde wegen seiner politischen Gesinnung selbst mit Verweisung bedroht. Indeß war er eifrig mit der Befreiung seines Vaterlandes von dem franz. Joche beschäftigt, und als die Franzosen 1799 die ionischen Inseln räumen mußten, gehörte der Vater K.'s zu der Gesandtschaft, welche an den Verhandlungen in Konstantinopel über das fernere Schicksal der sieben Inseln theilnehmen sollte. In der unter engl. und russ. Schutze stehenden, den Türken zinsbaren Republik bekleidete der junge K. bald wichtige Ämter, indem er Mitglied der republikanischen Regierung war. Nachdem er 1802—7 das Amt eines Ministers erst des Innern und dann der auswärtigen Angelegenheiten verwaltet hatte, wurde K., weil Ali Pascha von Janina unter dem Schutze der Republik stehende Städte angegriffen hatte, zum außerordentlichen Bevollmächtigten der Regierung ernannt und ihm der Oberbefehl über sämmtliche Milizen der Republik, sowie über die von dem Festlande geflüchteten Griechen, aus denen die Republik ein eignes Corps gebildet hatte, anvertraut. Bei dieser Ge-

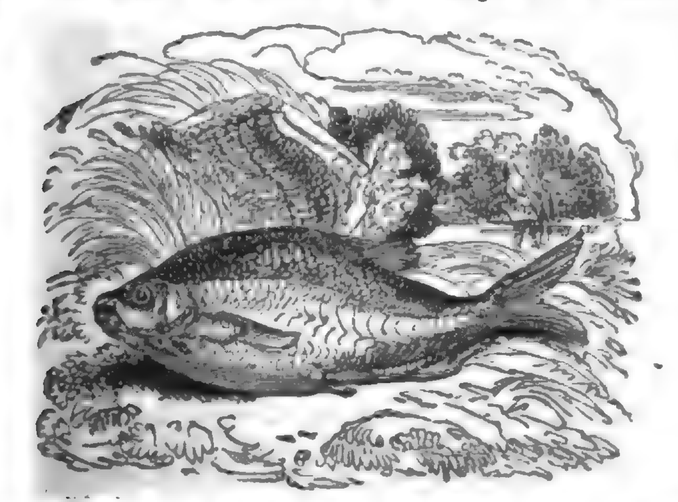
legenheit wurde K. mit mehren der nachmals im Freiheitskriege ausgezeichnetsten griech. Truppenführer bekannt. Da durch den Frieden von Tilsit 1807 Frankreich zum zweiten Male in Besitz der ionischen Inseln kam und dieselben dem franz. Kaiserreiche einverleibte, so verließ K. den Staatsdienst, lebte einige Zeit auf seinen Gütern und ging endlich 1809 nach Petersburg, wo er in russ. Staatsdienste trat. Er erwarb sich durch seine Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit immer mehr die Gunst des russ. Kaisers, nahm an dem Feldzuge gegen Frankreich in diplomatischer Beschäftigung Theil, unterzeichnete als russ. Bevollmächtigter 1815 den zweiten pariser Frieden und wurde 1816 zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten Rußlands ernannt. Als sich die Griechen gegen das türk. Joch erhoben und Rußland diese Erhebung misbilligte, legte K. sein Amt 1822 nieder und begab sich nach der Schweiz, wo er die griech. Sache nach seinen Kräften unterstützte und für die Erziehung junger nach der Schweiz geflüchteter Griechen Sorge trug. Er machte später verschiedene Reisen und befand sich 1827 in Paris, als er die Nachricht von seiner Ernennung zum Regenten des griech. Staats erhielt. Er suchte nun ein die Zukunft des jungen Staats begründendes Einverständniß mit Frankreich und England und den übrigen europ. Großmächten zu begründen und ging im Jan. 1828 nach Griechenland, leistete den von ihm gefoderten Eid und übernahm dann die ihm übertragene Gewalt. **Griechenland** (s. d.) war allzu sehr in Parteiungen zerrissen, als daß es ihm hätte

Digitized by Google

gelingen können, auf eine Alle gleich befriedigende Weise zu regieren. Um mit den Maßregeln, welche er für nothwendig erachtete, kräftig durchdringen zu können, mußte er manche vermeintliche Rechte und Ansprüche Einzelner verletzen, und der Zwist mit der berühmten und angesehenen Familie Mauromichalis, welche sich von ihm auf das tiefste verletzt meinte, brachte ihm endlich den Untergang. Konstantin und Georgios Mauromichalis ermordeten ihn im Oct. 1831, als er eben die Kirche des heil. Spiridion betreten wollte. Er wurde in die Kirche gebracht und verschied bald darauf. Am meisten hatte gegen K. der Umstand die Gemüther erbittert, daß er seine Brüder Viaro und Augustin K. mit einer Gewalt bekleidet hatte, durch welche sich Viele zurückgesetzt sahen, und welche jene keineswegs klug zu benutzen verstanden. Der ältere Bruder Viaro, der früher Rechtsgelehrter in Kandia gewesen war, machte sich durch sein despotisches und unkluges Benehmen verhaßt und wurde noch von seinem Bruder 1831 von den öffentlichen Geschäften ausgeschlossen, worauf er sich nach Korfu zurückbegab. Augustin K. hatte sich auch mit dem Studium der Rechtswissenschaften beschäftigt und zeigte in Griechenland mehr Ungeschicklichkeit und Unerfahrenheit als Böswilligkeit. Er begab sich nach seines Bruders Ermordung erst nach Korfu, dann nach Neapel und endlich nach Petersburg.

**Kapudan Pascha** ist in der Türkei der Titel, welchen der Oberanführer der gesammten Seemacht führt, die jährlichen Übungen der Flotte während des Sommers im Archipel leitet und zugleich die Abgaben aus den umliegenden Provinzen eintreibt. Er wird gewöhnlich nur auf ein Jahr ernannt, ist Pascha von zwei oder drei Roßschweifen und Mitglied des Divans.

**Karausche** (die) ist eine den Karpfen verwandte Fischart, welche ungefähr ein Pfund schwer wird, einen breiten Leib, eine ungetheilte Schwanzflosse und einen bogenförmigen Rücken hat. Der Rücken ist dunkelgrün, der Bauch



weiß und röthlich und die Brustflossen sind violet. Man findet diesen wohlschmeckenden Fisch in sumpfigen Landseen und Teichen in Europa und dem nördl. Asien. Er vermehrt sich stark und ist den Verfolgungen der Raubfische sehr ausgesetzt, daher man ihn zuweilen in Teiche setzt, in denen Hechte gezogen werden, um diesen als Futter zu dienen.

**Karavanen** heißen die in Afrika und in der Levante zusammentretenden Reisegesellschaften, welche vorzüglich aus Handelsleuten (pers. Karvan, daher der Name) bestehen, die ihre Güter auf Kameelen mit sich führen. Die Reisenden vereinigen sich, um vor räuberischen Anfällen gesichert zu sein, und sich in der Noth gegenseitig Beistand leisten zu können. Oft hat eine Karavane mehr als 1000 Kameele bei sich, von denen jedes entweder eine ganze Ladung von 5—600 Pfund hat, in welchem Falle die Karavane eine schwere heißt, oder, um größere Tagereisen zu machen, nur mit der Hälfte jenes Gewichts beladen ist, wo dann die Karavane eine leichte ist. Nicht aber nur Handelszwecke haben die Karavanen, sondern auch religiöse. Es ist nämlich Religionspflicht jedes Mohammedaners, in seinem Leben wenigstens ein Mal das Grab des Stifters seiner Religion zu besuchen. Die Pilger schließen sich nun, um sicher und bequem zu reisen, den Karavanen an, verbinden auch mit ihrer Reise gewöhnlich noch kaufmännische Zwecke. Jährlich gehen zwei Karavanen nach Mekka zum Grabe des Propheten, die sich in Damascus oder Kairo versammeln. Die Karavanen aus Persien sammeln sich in Bagdad und schiffen sich in Bassora am Euphrat ohnweit von dessen Mündung in den pers. Meerbusen ein. Die Karavanen ziehen gewöhnlich so, daß ein Kameel hinter dem andern geht und bilden daher sehr lange Züge. Zur Bedeckung haben sie in der Regel einige Stück leichten Geschützes bei sich.

**Karavanserais** (Karavanenhäuser) ersetzen im Orient, namentlich in Persien, den Mangel der Gasthäuser für die in der Regel in großen Gesellschaften, Karavanen, ankommenden Reisenden. Sie sind zum Theil prachtvolle Gebäude, welche von dem Wohlthätigkeitssinne einzelner reicher Privatleute oder von den Fürsten gebaut und zum Theil mit großer Pracht aufgeführt, aber hinsichtlich der Vollständigkeit ihrer Einrichtung, Größe und Pracht sehr verschieden sind. Die nachstehende Abbildung stellt eine der vollkommensten Karavanseraien vor. Den äußern Umfang bildet eine hohe, zum Theil mit Nischen verzierte Mauer, welche in der Regel ein großes Viereck bildet. In der Mitte der einen Seite dieses Vierecks befindet sich ein großer Thorweg, der oft mit einem stattlichen Überbaue versehen ist, in welchem sich Zimmer für vornehmere Gäste oder zur Verrichtung der Andacht befinden, und innerhalb des Eingangs sind zuweilen Verkaufsläden eingerichtet, in denen Lebensmittel u. dgl. ausgeboten werden. Zu den Seiten des Thorwegs haben die Aufseher über die Karavanserais ihre Wohnungen. Inwendig bildet das Karavanserai einen viereckigen Hof, der rings von einem Säulengange eingeschlossen wird, hinter welchem die etwas erhöhten, nach vorn geöffneten, einzelnen Gemächer sich befinden. In den Gemächern sind Wandschränke angebracht und im Hintergrunde befindet sich die Thür zu einem kleinern, nur bei schlechtem Wetter und von Frauen benutzten Gemache. In der Mitte jeder Seite des Vierecks ist ein höheres und größeres Gemach angebracht, welches zum Versammlungsorte der Reisenden dient. In der Mitte des Hofes ist ein Brunnen oder ein unterirdisches Gemach, dessen gemauerte Decke sich etwas über den Boden erhebt. Hier finden die Reisenden während der Mittagshitze Kühle. In den Ecken des Hauptbaues führen Treppen auf das platte Dach des Gebäudes, auf dem die Per-

Digitized by Google

fer die Nacht zuzubringen pflegen und hinter dem innern Gebäude, zwischen ihm und den Ringmauern, sind Ställe für die Thiere und Gemächer für die Wärter derselben. Alles, was der Reisende zu seiner Bequemlichkeit gebraucht, muß er mit sich führen, indem sich gar keine Geräthschaften in dem Karavanserai vorfinden. Oft sind hier nicht einmal Lebensmittel, Holz und Wasser zu bekommen. Die Aufwärter der Karavanserais erhalten keine Bezahlung, sondern nur zuweilen eine Belohnung für geleistete Dienste, welche von dem guten Willen des Reisenden abhängt.

**Karden** oder Weberdisteln heißen die mit Widerhaken besetzten, länglich walzenförmigen Blütenköpfe der Weberkarde, einer im südl. Europa wild wachsenden, in vielen Gegenden Deutschlands, Hollands und Frankreichs angebauten distelartigen Pflanze. Man bedient sich der Karden bei der Tuchbereitung zum Aufkratzen oder Rauhen des Tuchs, wodurch dieses sein feinhaariges Ansehen erhält. Sie bilden einen nicht unwichtigen Handelsartikel. In neuerer Zeit hat man sie aus Metalldraht nachzuahmen oder vielmehr zu ersetzen gesucht; indeß haben sie immer den Vorzug, bei hinreichender Festigkeit doch eine Weichheit und Elasticität zu besitzen, welche die Beschädigung des Tuchs bei ihrer Anwendung verhindert.

**Karfunkel**, Karbunkel wird ein bösartiger Blutschwär genannt, der sich durch Größe und durch die Neigung, in Brand überzugehen, auszeichnet und nicht blos den Menschen, sondern noch weit öfter die Hausthiere heimsucht. Von letztern wird er nicht selten auf erstern übertragen, entsteht aber bei diesem auch ohne Ansteckung und zeigt sich dann am häufigsten im Nacken und zwischen den Schulterblättern. Abgesehen von der Übertragung des Milzbrandkarfunkels (s. Milzbrand), sowie von dem Pestkarfunkel (s. Pest), entsteht der einfache Karfunkel am gewöhnlichsten während großer Sonnenhitze und befällt vorzugsweise arme Leute auf dem Lande, welche, den brennenden Sonnenstrahlen ausgesetzt, arbeiten. Nachdem Fieberbewegungen, ein ungewöhnliches Mattigkeitsgefühl, Unruhe, Angst, Ohnmachten, Erbrechen u. s. w. vorausgegangen, bildet sich eine weder sehr hervorspringende, noch sehr in die Tiefe gehende, harte und schmerzhafte Geschwulst, während in der Umgebung derselben, welche ebenfalls anschwillt und sich entzündet, ein Gefühl von Spannung, Ziehen und Brennen sich einstellt. Diese Geschwulst, welche zuweilen die Größe eines Tellers erreicht, erscheint zuerst dunkelroth, dann violett, darauf schmuzigblau, endlich grau und zuletzt schwarz und wird im weitern Umkreise von einem entzündeten, glänzenden

Digitized by Google

Ringe umgeben, der sich rasch über die benachbarten Theile ausbreitet. Hierauf kommen am Gipfel der Geschwulst plötzlich eine oder mehre Pusteln oder Blasen von verschiedener Größe zum Vorschein, welche bald platzen und zur Entstehung von Löchern Veranlassung geben, aus denen eine stinkende, fressende, mit schwarzen Blutklumpen und brandigen Zellgewebeflocken vermischte Brandjauche hervordringt. Nach und nach werden die Schmerzen immer unerträglicher und die Zerstörung ergreift nicht nur die Haut, sondern auch das unter ihr gelegene Zellgewebe, sodaß endlich Muskeln, Sehnen, Gefäße und Nerven bloßzuliegen kommen. Nach Auflösung des harten Kerns und nach Zerstörung der etwa noch vorhandenen Hautbrücken wird der Karfunkel zu einem einzigen großen Geschwür, das von ungleichen, schroffen, hart anzufühlenden Rändern umgeben ist, bei zweckmäßiger Behandlung jedoch endlich ein gesundes Ansehen bekommt. Im Allgemeinen gehört der Karfunkel zu den gefährlichen Krankheiten, insofern er fest die Theile, in denen er sich entwickelt, zerstört und meist von allgemeinen Erscheinungen bedenklicher Art begleitet wird. So führt namentlich ein Karfunkel, der im Gesicht, am Halse oder am obern Theile der Brust seinen Sitz hat, leicht und bald die gefährlichsten und furchtbarsten Zufälle herbei, wie z. B. Erstickungsnoth, Schluchzen, Irrereden, Convulsionen und Schlafsucht. Indessen vermag grade bei diesem Übel ein zeitiges und angemessenes Eingreifen der Kunst viel, sodaß gelindere Fälle leicht zur Heilung gebracht und selbst heftigere nur durch Vernachlässigung und bei sehr geschwächten alten Personen tödtlich werden. Eine vorwaltende Geneigtheit, von Karfunkeln befallen zu werden, will man bei schwammigen, fetten, an Hämorrhoidalbeschwerden leidenden Personen beobachtet haben, zumal wenn sie dabei noch hitzige Getränke, namentlich den Branntwein, lieben, ferner bei solchen, die gichtisch, skrophulös sind oder sich durch Venerie und Quecksilbercuren schlechte Säfte zugezogen haben; bei dem weiblichen Geschlechte mehr als bei dem männlichen.

Karfunkel nannten die Alten den rothen, edlen Granat, während man jetzt mit diesem Namen den **Rubin** (s. d.) bezeichnet. Zur Zeit des Mittelalters fabelte man viel von einem feuerrothen, wie Gold glänzenden, im Finstern leuchtenden Steine, den die Zeisige in ihr Nest legen sollten und den man Karfunkel nannte. Unter andern wunderbaren Eigenschaften sollte er auch die haben, Den, der ihn trug, unsichtbar zu machen.

**Karl der Grosse**, König der Franken 768—814 und seit 800 röm. Kaiser, der Begründer des christlich-germanischen Staatenlebens, war ein Sohn des fränk. Königs Pipin des Kurzen und wurde 742 auf dem Schlosse Karlsberg am Wurmsee in Oberbaiern, nach Andern zu Aachen oder auf dem Schlosse Ingelheim bei Mainz geboren. Nach seines Vaters Tode wurden K. und sein Bruder Karlmann von den Franken zu Königen gewählt und theilten sich gleichmäßig in das fränk. Reich. Allein die beiden Brüder waren wenig einig, wovon theils Karlmann's Unbeständigkeit, theils die Aufreizungen des Desiderius, Königs der Longobarden, die Schuld trugen. Die Longobarden waren das herrschende Volk in Oberitalien und einem Theile Unteritaliens und waren besonders den Römern verhaßt. K. hatte sich mit einer Tochter des Desiderius vermählt, welche er schon im zweiten Jahre der Ehe wieder zu ihrem Vater zurückschickte, vielleicht durch röm. Aufhetzungen gegen sie eingenommen. Als bald nach K.'s Thronbesteigung die Völker Aquitaniens sich empörten, demüthigte sie der junge König, obgleich sein Bruder Karlmann, auf dessen Beistand er gerechnet hatte, ihn treulos verließ. Karlmann starb 771 und seine Gemahlin floh mit ihren Kindern zu Desiderius, worauf K. im ganzen fränk. Reiche als König anerkannt wurde. Er hielt 772 einen Reichstag zu Worms und bewog seine hier versammelten vornehmen Vasallen, den Krieg gegen die Sachsen und die Bekehrung derselben zum Christenthume zu beschließen. Die Sachsen waren nämlich noch Heiden, lebten noch ganz in der Weise der altgerman. Völker und beunruhigten durch jährlich sich wiederholende Raubzüge das angrenzende fränk. Reich. Der Krieg der Franken gegen die Sachsen, welcher ihre endliche völlige Unterwerfung und Bekehrung zum Christenthume zur Folge hatte, währte mit Unterbrechungen gegen 32 Jahre, nämlich bis 803. Es wurde in diesen Kriegen viel Blut vergossen, denn immer von Neuem brachen die Sachsen auf die treuloseste Weise die geschlossenen Bündnisse und K. sah sich zu den härtesten Maßregeln genöthigt, um sie durch Schreck und Angst zur Unterwürfigkeit zurückzuführen und neuen Empörungen vorzubeugen. Am härtesten traf die Sachsen K.'s Zorn 782. In diesem Jahre sollten nämlich die Sachsen einem fränk. Heere im Kriege gegen die Slawen, welche östl. von den Sachsen wohnten, beistehen und auf dem Berge Suntel an der Weser schlossen sie das fränk. Heer, welches sich keines Verraths versah, ein und machten einen großen Theil desselben sammt den fränk. Heerführern nieder. K. verheerte nun das sächs. Land und ließ über 4000 gefangene Sachsen bei Verden an der Aller enthaupten. Damit hatte er jedoch die Sachsen nur zu verzweifeltem Widerstande herausgefodert, und 783 vereinigten sich dieselben unter Wittekind und Albion. Zwei blutige Schlachten wurden geliefert, in der zweiten die Sachsen völlig geschlagen und so gedemüthigt, daß ihre Anführer selbst nach Frankreich zu kommen und das Christenthum anzunehmen versprachen, welches 783 auch geschah. K. selbst war Taufzeuge, als der sächs. Herzog Wittekind zu Attigny getauft wurde. Zur Ausbreitung und Befestigung des Christenthums stiftete K. im Lande der Sachsen mehre Bisthümer und Stifter und baute die Kirchen zu Bardewick, Seligenstadt, Elze und Verden. Aber immer noch aufs Neue verweigerten die Sachsen den Gehorsam und strebten nach Unabhängigkeit, bis endlich 803 zu Selz (jetzt im Würzburgischen) ein dauernder Friede geschlossen wurde, in welchem sie die Oberhoheit des Kaisers anerkannten und dagegen die Versicherung erhielten, daß sie nach ihren Gesetzen und Gewohnheiten durch Grafen und königl. Sendboten regiert werden sollten. Um die Ruhe zu erhalten, verpflanzte K. gegen 10,000 Sachsen in das fränk. Land als Anbauer auf die Königshöfe. Da der Longobardenkönig Desiderius vom Papste Hadrian verlangt hatte, daß er die bei ihm weilenden Söhne Karlmann's als fränk. Könige salben sollte, und als der Papst sich weigerte, ihn mit Krieg überzogen hatte, so ging K. über die Alpen und belagerte 774 den Desiderius in seiner Hauptstadt Pavia. Nach sechsmonatlicher Belagerung fiel diese in seine Hände und Desiderius wurde in das Kloster zu Korvei geschickt. K. ließ sich zu Mailand als König der Longobarden krönen und unterdrückte

Digitized by Google

776 einen Aufstand eines longobard. Herzogs, der sich unabhängig zu machen strebte. Zwei Jahre nachher kämpfte K. siegreich gegen die Mauren in Spanien und unterwarf das Land bis an den Ebro, welches als die span. Mark seinem Reiche einverleibt wurde. Auf dem Rückzuge durch die Pyrenäen wurde die Nachhut von K.'s Heere im Thale Roncevalles überfallen und Alle, sammt ihrem Anführer, dem berühmten Roland (s. d.), umgebracht. K. hatte vier Söhne. Der älteste, Pipin genannt, wurde von seinem Vater wenig geliebt, wahrscheinlich weil er ein Sohn seiner ersten von ihm verstoßenen Gemahlin war. Er machte daher eine Verschwörung, welche entdeckt wurde und ihm lebenslängliche Einsperrung in einem Kloster zuzog. Der zweite Sohn, Karl, begleitete seinen Vater auf allen seinen Feldzügen, und die beiden jüngsten Söhne, Pipin und Ludwig, der Fromme genannt, ließ K. 780 in Rom vom Papste krönen, jenen zum Könige über Italien, diesen zum Könige über Aquitanien oder das südl. Frankreich. K. dachte von nun an darauf, eine Weltherrschaft zu gründen, gleich jener der Römer, welche aber durch den Geist des Christenthums zusammengehalten werden sollte. Mit der griech. Kaiserin Irene wurde sogar wegen einer Vereinigung des Morgenlandes mit dem Abendlande unterhandelt. Irene (s. d.) entthronte ihren eignen Sohn und ließ K. ihre Hand antragen, welcher auch nicht abgeneigt gewesen sein soll, dieselbe anzunehmen, als die Entthronung Irene's der Sache eine andere Wendung gab. Nachdem sich 787 der longobard. Herzog Arrichis zu Benevent in Unteritalien K. unterworfen hatte und Thassilo, Herzog von Baiern, auch ein Schwiegersohn des Longobardenkönigs Desiderius, wegen feindseliger Gesinnung entsetzt und sammt seinem Sohne 788 in ein Kloster geschickt worden war, zog K. gegen die Avaren in Östreich und Ungarn, machte große Beute und unterwarf das Land bis an die Raab seiner Herrschaft. Zum Mittelpunkte seines großen Reichs hatte K. der Große die Königssitze zu Ingelheim bei Mainz, Aachen und Nimwegen gemacht, und der freilich nicht zur Vollendung gekommene Gedanke, den Rhein mit der Donau durch einen Kanal zu verbinden, zeigt, wie er die Absicht hatte, die innere Verbindung seines Reichs auf alle Weise zu vervollständigen. Nachdem der Papst Hadrian, welchen K. sehr hoch geehrt hatte, gestorben war und sein Nachfolger Leo III. bei K. Schutz gesucht hatte, weil ihn die Römer bei einem Aufstande gemishandelt hatten, so führte diesen K. von Paderborn nach Rom zurück und bestrafte die Empörer. Als nun 800 das Weihnachtsfest mit großer Pracht in Rom begangen wurde und K. nach dem Hochamte in der Peterskirche vor dem Hochaltare kniete, brachte der Papst Leo III. eine Kaiserkrone und setzte sie dem Könige auf das Haupt, und während der Papst vor K. niederkniete, rief das versammelte Volk ihn als Cäsar und Augustus aus und somit war die 476 mit Romulus Augustulus untergegangene röm. Kaiserwürde wiederhergestellt. K. ließ sich hierauf von allen seinen Unterthanen auf's Neue den Huldigungseid schwören. Seine Herrschaft erstreckte sich über Italien, Frankreich, Catalonien, die Balearen, auf der entgegengesetzten Seite bis zur Nordsee, die Elbe, den Böhmerwald, die Raab und an die Gebirge Kroatiens. Mit Ausnahme Englands huldigte die ganze german. Christenheit K. dem Großen. Im Jahre 806 theilte dieser zu Dietenhofen seine gesammte Herrschaft unter seine drei Söhne; Pipin erhielt, wie schon früher ge-schehen war, Italien, Ludwig Aquitanien und Karl be-herrschte die übrigen, größtentheils deutschen Länder, über ihnen stand als Kaiser ihr mächtiger Vater. Aber schon 810 starb Pipin und im folgenden Jahre Karl, sodaß dem al-ternden Kaiser nur noch sein Sohn Ludwig, der schwächste von allen, übrig blieb, welchen er 813 in Aachen zum Mit-regenten annahm. K. entzog sich zwar noch nicht seiner ge-wohnten Thätigkeit, aber er kränkelte und verschied am 28. Jan. 814, indem er die Hände über die Brust faltete, die Augen schloß und mit leiser Stimme die Worte sang: „In deine Hände befehle ich meinen Geist." Der Leichnam wurde noch an demselben Tage geschmückt und gesalbt und in der von dem Kaiser selbst zu Aachen erbauten Kirche in einer Gruft beigesetzt. Hier saß er auf goldenem Throne, ange-than mit dem kaiserl. Prachtgewande, auf dem Haupte die Krone und eine heilige Reliquie, nämlich ein Stück des h. Kreuzes. In der Hand hielt er einen Kelch, an der Seite hatte er das Schwert, Scepter und Schild lagen zu seinen Füßen und auf seinen Knieen ruhte das Evangelienbuch. Die Gruft wurde mit Weihrauch, Balsam, Specereien und vielen Schätzen gefüllt, verschlossen und versiegelt. Über ihr stand eine Art von Triumphbogen, auf welchem die Worte zu lesen waren: „Hier ruht der Körper Karl's, des großen und rechtgläubigen Kaisers, der das Reich der Franken glor-reich erweiterte und 47 Jahre glücklich regierte." Kaiser Otto III. ließ die Gruft öffnen und fand K. den Großen noch in sitzender Stellung; Kaiser Friedrich I. ließ endlich 1165 die Gebeine in ein prachtvolles Grab legen. Als sich die Nachricht von des Kaisers Tode verbreitete, war Trauer und Klage allgemein, denn alle seine Unterthanen hatten den großen Kaiser ebenso sehr geliebt und geehrt als ge-fürchtet. Er hatte die ihm unterworfenen Völker bei ihren Gesetzen und Gewohnheiten gelassen und Neuerungen nur insofern eingeführt, als es ihm daran lag, alle seine Unter-thanen den Segnungen der christlichen Religion und einer ordentlichen Rechtspflege theilhaft zu machen. K. der Große war von Ansehen ein großer und starker Mann; es hat sich noch eine eiserne Lanze erhalten, welche genau seine Länge haben soll; dieselbe mißt 6 F. 3 Zoll rheinl. Sein Ange-sicht war in der Regel heiter, seine Augen waren groß und lebhaft, seine Nase groß. Dabei hatte er eine überaus wür-devolle Körperhaltung, festen Gang und war im Reiten, Jagen, Schwimmen so geschickt, daß es ihm Wenige gleich-thaten. Er war sehr mäßig im Essen und Trinken, erfreute sich bis in die letzten Jahre seines Lebens einer festen Ge-sundheit und mochte die Ärzte nicht leiden. Ausländische Sitten und Kleider waren ihm zuwider. Auf dem Leibe trug er ein leinenes Hemde und darüber einen mit seidener Borte eingefaßten Rock, lange Beinkleider und Schnürschuhe. Im Winter trug er über Brust und Schultern eine Weste von Otterfellen. Ein Mantel vollendete seine Bekleidung. Stets war er mit dem Schwerte umgürtet, dessen Griff und Wehrgehenk von edlem Metall waren. Bei besonders feier-lichen Gelegenheiten trug er ein golddurchwirktes Kleid und ein mit Edelsteinen besetztes Schwert, sowie ein mit Gold und Edelsteinen geschmücktes Diadem. Er besaß eine große Beredtsamkeit und war überhaupt ein Freund der Wissen-schaften, obschon seine eigne Erziehung ihn nicht auf wissen-schaftliche Bildung hingeführt hatte. Noch in spätern Jah-

en gab er sich ernstliche Mühe, Versäumtes nachzuholen, og ausgezeichnete Gelehrte in seine Nähe und ließ sich von hnen unterrichten. Auch auf fremde Sprachen verwendete r Fleiß, wie er denn das Griechische gar wohl verstand nd das Lateinische ebenso fertig wie seine Muttersprache re- ete. K. war mit aufrichtiger Frömmigkeit dem Christen- hume ergeben; durch Gebet und Gesang bereitete er sich und ein Heer zum Kampfe vor, und wenn er in eine eroberte Stadt seinen Einzug hielt, so eröffneten Geistliche unter lerlichem Kirchengesange den Zug. Von seiner Frömmig- eit sowol, als von seiner Liebe zu den Künsten legt der on ihm erbaute Münster zu Aachen Zeugniß ab, welcher ür die damalige Zeit mit großer Pracht und vielen Kosten ufgeführt wurde. Die Armen unterstützte K. eifrig und chickte sogar Geld an Christen, welche außerhalb Europas in Bedrückung und Armuth lebten. Um den Zustand derselben u erleichtern, trat er auch mit außereurop. Herrschern in reundschaftliche Verbindung. Der berühmte Khalif von Bagdad, Harun al Raschid, nahm die Abgeordneten, welche K. mit Gaben zu dem Grabe des Heilands schickte, zuvor- ommend auf und gesellte den Heimkehrenden seine eignen Gesandten bei, welche kostbare Geschenke von Gewändern, Gewürzen und andern Kostbarkeiten des Morgenlandes für den Kaiser mit sich führten. Vorher schon hatte Harun al Raschid dem Kaiser einen Elefanten zum Geschenk über- andt, der alle Welt in Europa in Erstaunen setzte, sowie, velches das Merkwürdigste, eine Uhr aus Messing, die von inem Wasserwerke getrieben wurde. Ein Zeiger durchlief wölf Stunden und so oft eine Stunde vorüber war, fielen herne Kügelchen in ein untenstehendes ehernes Becken, welche urch den Schall des Beckens die Stunden anzeigten; da- ei traten Ritter nach der Zahl der Stunden zu zwölf Öff- tungen hervor. Dagegen schickte K. an den Khalifen span. Pferde und Maulesel, friesische Mäntel, Jagdhunde u. dgl. Auch im engern Kreise seines Hof- und Familienlebens war K. ebenso verehrungs- als liebenswürdig. Er behandelte mit Ehrfurcht seine Mutter Bertradis, mit Liebe seine ein- ige Schwester Gisla und seine zweite Gemahlin Hildegar- is, von welcher seine drei vorhin genannten Söhne waren, var ihm überaus theuer. Er hatte auch drei Töchter, nd eine derselben vermählte er mit Angilbert, einem jun- en Manne aus angesehener Familie, welchen der Kaiser ehr liebte, der stets in seiner Nähe war und von ihm mit en wichtigsten Geschäften beauftragt wurde. K. hatte auf einen Zügen seine Familie fast immer bei sich und hielt auf ne treffliche Erziehung seiner Kinder. Die Herren an sei- nem Hofe fürchteten seinen Zorn, aber er vergab auch gern Übertretungen und nahm klugen Rath willig an. Daher ingen selbst Diejenigen, welche er strafend seine ganze Macht atte empfinden lassen, noch mit aufopfernder Verehrung an hm. Er bekümmerte sich trotz der großen Staatsangelegen- eiten, die ihn fortwährend in Anspruch nahmen, selbst ge- au um alle Gegenstände des Hauswesens; er verbesserte urch seine Anweisungen die Zucht der Hausthiere auf sei- nen Meiereien, die Bereitung des Biers und Weins, die Bienenzucht, die Gärtnerei, die Fischerei und den Landbau. Mit einem gelehrten Engländer, Alcuin, und andern aus- gezeichneten Gelehrten hatte K. eine gelehrte Gesellschaft ein- gerichtet, in welcher er selbst den Namen des Königs Da- vid, Alcuin den des Horaz, Angilbert den des Homer u. s. w. führte. K. wendete eine besondere Sorgfalt der deutschen Sprache zu. Er hatte den Entwurf zu einer deut- schen Grammatik gemacht, den Winden und den Monaten passende deutsche Namen gegeben und eine Sammlung alter Heldenlieder veranstaltet. Der erwähnte Alcuin war Vor- steher der hohen Schule zu York in England, als ihn K. 793 durch wiederholte Bitten bewog, nach Frankreich zu kommen, um die nachmals berühmte Schule zu Tours an- zulegen. Außer dieser legte K. in allen Gegenden seines Reichs, wo es möglich war, Schulen an. Auch für Ver- edlung des Gottesdienstes war er thätig. Er ließ zu diesem Zwecke Sänger und Orgelspieler aus Italien kommen und richtete Singschulen zu Metz und Soissons ein. Er ver- ordnete, daß in der vaterländischen, dem Volke verständli- chen Sprache gepredigt werde und ließ vorzügliche Predig- ten aus dem Griechischen ins Fränkische übersetzen und dem Volke vorlesen. Den geistlichen Stand, den damals allein höher gebildeten, hob K., indem er den Bischöfen Antheil an den Staatsgeschäften übertrug und ihnen Sitz und Stimme auf den Reichstagen gab. Die Reichsverwaltung erhielt eine neue, bessere Ordnung. Die bisherigen Herzöge, welche ganzen Provinzen vorgestanden hatten, wurden abge- schafft und an die Spitze kleinerer Bezirke wurden be- sonders das Richteramt verwaltende Grafen gestellt. Um sich stets eine genaue Kenntniß über den Zustand der ein- zelnen Provinzen zu erhalten, schickte er von Zeit zu Zeit königl. Sendboten in dieselben, welche schriftlichen Bericht zu erstatten hatten. Gewöhnlich wurden ein Bischof, um die geistlichen, und ein Graf, um die weltlichen Angelegenheiten zu prüfen, gemeinschaftlich abgesendet. Jährlich hielt er zwei Reichsversammlungen oder Male, von denen das Maifeld, welches im Frühjahre abgehalten wurde, die wichtigere war, insofern sich zu derselben die Stände des Reichs versammel- ten und unter des Kaisers Leitung die Beschlüsse faßten, welche wegen ihrer Eintheilung in Capitel Capitularen ge- nannt worden sind. Die zweite Versammlung im Herbst bestand nur aus des Kaisers Räthen und Vertrauten und den vornehmsten Großen. Überdies hatte K. Einrichtungen getroffen, daß Jeder seine Beschwerden höhern Orts, ja vor dem Kaiser selbst vorbringen konnte, und daß alle allgemei- nen Einrichtungen erst vor die Gemeinden gebracht wurden, um nur durch deren Bewilligung und nach Berücksichtigung örtlicher Interessen Einführung zu finden. Kein großer Er- oberer ist zugleich wie K. der Große ein so weiser und mit seinem Scharfblick alle Lebensverhältnisse durchdringender Ge- setzgeber und ein so mäßiger und liebenswürdiger Mensch ge- wesen, keiner hat so einzig segensreich für das Wohl der be- siegten Völker gesorgt, keiner hat aber auch ein so ungeheu- res Reich nicht durch Besatzungen und Gewalt der Waffen, sondern durch die seiner Person gezollte Ehrfurcht und die anerkannte Weisheit seiner Gesetzgebung zusammengehalten. — Der gelehrte Eginhardt (s. d.), ein Schwiegersohn des Kaisers, hat die Geschichte desselben geschrieben, und in neue- rer Zeit ist diese von Dippoldt („Leben Kaiser Karl's des Großen", Tüb. 1821) bearbeitet worden.

**Karl V.**, röm.-deutscher Kaiser 1519—58 und schon seit 1516 König von Spanien, war geboren zu Gent in



Digitized by Google

den Niederlanden am 24. Febr. 1500, ein Sohn des Erzherzogs Philipp von Östreich und der span. Infantin Isabella. Durch seinen Vater, welcher ein Sohn des Kaisers Maximilian und Maria's, der einzigen Tochter Karl's des Kühnen, letzten Herzogs von Burgund, war, hatte K. Ansprüche auf die östr. Besitzungen, auf Burgund und auf die deutsche Kaiserwürde, während er mütterlicher Seits ein Enkel Ferdinand V. und Isabellens war und dadurch Erbe der unermeßlichen span. Besitzungen. In den Niederlanden, welche dem span. Scepter gehorchten, wurde K. erzogen und nach dem Tode Ferdinand V. wurde er König von Spanien, doch führte die Regierung noch der Cardinal Ximenes, seines Großvaters berühmter Minister, segensreich fort. K.'s Vater, Philipp der Schöne, war schon frühzeitig gestorben und seine Mutter Isabella war in Wahnsinn verfallen. Der junge König hatte sich nach Spanien begeben und lebte hier nur dem Vergnügen. Als 1519 Kaiser Maximilian I. gestorben war, traten sein Enkel Karl V. und der berühmte franz. König Franz I. als Bewerber um die deutsche Kaiserwürde auf und der Umstand, daß K. gewählt wurde, wozu noch dessen Ansprüche auf Burgund kamen, das Frankreich unrechtmäßig an sich gerissen hatte, wurde die Ursache langer blutiger Kriege zwischen beiden Fürsten. Karl V. war der erste deutsche Kaiser, welcher, weil man fürchtete, er könne seine große Macht zur Unterdrückung der Rechte des Reichs benutzen, eine Wahlcapitulation unterzeichnen mußte. In derselben versprach er als Kaiser ohne der Kurfürsten Einwilligung keinen Krieg führen und keinen Frieden schließen zu wollen, kein fremdes Kriegsvolk in das Reich zu bringen, Reichs- und Hofämter nur mit geborenen Deutschen zu besetzen, keinen Stand des Reichs unverhört in die Reichsacht zu erklären u. s. w., gegen welche Versprechungen er sich später in der Noth der Umstände allerdings mehrfach verging. Nachdem K. Kaiser geworden war, ging in seinem Wesen eine gänzliche Veränderung vor, indem er von nun an einen hohen würdevollen Ernst und ein streng sittliches Leben annahm. Nur ein großer Mann konnte ein so gewaltiges Reich in so schwierigen Zeiten regieren, und wenn die eifrigen Bestrebungen K.'s, durch mildes Zureden sowol als durch kriegerische Strenge die durch die Religionsspaltungen gestörte Einheit Deutschlands herzustellen, erfolglos blieben, so war hieran nur der Umstand Schuld, daß der Gegenstand, welcher die Gemüther entzweite, allzu großartiger Natur war, als daß irgend ein Mensch im Stande gewesen wäre, ihn zu bewältigen. Nach seiner Wahl eilte K. sogleich nach Deutschland und wurde zu Aachen mit unerhörter Pracht gekrönt. Hierauf berief er den Reichstag zu Worms, auf welchem 1521 die Angelegenheiten der Kirche in Untersuchung gezogen werden sollten. K. wurde durch Luther nicht überzeugt und hielt es überdies für seine Pflicht, als Schirmherr der katholischen Kirche aufzutreten. Zwar lehnte er es bestimmt ab, Luther'n, der einen kaiserl. Geleitsbrief erhalten hatte, wie einst Kaiser Sigismund den Huß (s. d.) trotz dem freien Geleite als einen Ketzer, dem man nicht Wort zu halten brauche, sogleich festnehmen zu lassen, aber nach dessen Abreise erschien ein kaiserl. Edict, durch welches gegen Luther, sowie Alle, welche ihm ferner anhängen und ihn beschützen würden, die Reichsacht ausgesprochen wurde. Luther's Bücher sollten überall verbrannt und er selbst dem Kaiser ausgeliefert werden. In demselben Jahre brach nun auch der Krieg mit Frankreich aus. Während die Franzosen in Spanien siegreich waren, wurden sie in den Niederlanden geschlagen. Bald entschied sich das Glück für K. auf die glänzendste Weise. Das Herzogthum Mailand, ein deutsches Reichslehen, war von Franz I. in Besitz genommen worden und überdies suchte dieser auch veraltete Ansprüche auf Neapel geltend zu machen; daher entbrannte der Krieg am lebhaftesten in Italien. Herzog Karl von Bourbon, ein ausgezeichneter franz. Feldherr, ging zu K. über; bald wurden die Franzosen aus Italien vertrieben. Aber Franz I. drang wieder vor, eroberte Mailand und belagerte Pavia. Hier kam es 1525 zur entscheidenden Schlacht, in welcher König Franz selbst gefangen genommen wurde. K. ließ ihn nach Madrid bringen und entließ ihn erst nach Jahresfrist unter harten Bedingungen, welche Franz zwar feierlich beschwor, aber nicht hielt. Hierüber machte ihm nun K. schwere Vorwürfe, sagte ihm, daß er weder als Edelmann noch als Fürst gehandelt habe, und es kam unter den beiden Fürsten zu einer Herausfoderung zum Zweikampfe, der indeß nicht abgehalten worden ist. Die unter dem Herzog von Bourbon noch in Italien stehenden Truppen rückten indeß, wie K. feierlich versicherte, ohne sein Wissen und wider seinen Willen 1527 gegen Rom vor, eroberten es und belagerten den Papst, welcher es allerdings mit Franz I. hielt, in der Engelsburg, bis er sich mit einer großen Summe Geldes loskaufte, welche die Soldaten als rückständigen Sold in Anspruch nahmen. K. war während der Zeit in Spanien, ließ für den Papst öffentlich in den Kirchen beten und legte mit seinem Hofe Trauer um das unglückliche Ereigniß an. K. ist wegen dieser Vorfälle, die nicht ohne sein Vorwissen geschehen sein sollen, der Falschheit angeklagt worden. Nachdem der Krieg mit Frankreich vortheilhaft für den Kaiser durch den Frieden von Cambray 1529 beendet worden war, wurde K. zu Bologna zum Könige der Lombardei und vom Papste zum röm. Kaiser gekrönt. Vergebens bemühte sich K. im folgenden Jahre auf dem Reichstage zu Augsburg, die katholische und protestantische Partei in Deutschland zur Versöhnung zu bringen. Das endliche Resultat waren ein kais. Decret, durch welches die lutherische Lehre von Neuem als Ketzerei verdammt wurde und der schmalkaldische Bund, zu welchem die protestantischen Mächte zusammentraten. Bleibendes Verdienst um die deutsche Rechtspflege erwarb sich K. durch die 1532 publicirte Halsgerichtsordnung (s. d.). Nach dem augsburgischen Reichstage hatte K. zu Köln 1531 die Kurfürsten bewogen, seinen Bruder Ferdinand zum röm. Könige zu erwählen. Ein vorläufiger Religionsfriede kam 1532 zu Nürnberg mit den Protestanten zu Stande. Die protestantischen Fürsten erfüllten nach wie vor ihre Lehnspflicht, und als K. ein Heer gegen die Türken sammelte, stellten auch die Protestanten ihren Antheil. Nachdem der türk. Sultan zum Rückzuge genöthigt worden war, unternahm K. V. 1535 einen Zug nach Tunis, durch welchen er 20,000 Christen aus der Sklaverei befreite. Aufs Neue brach der Krieg mit Frankreich aus, ohne daß es jedoch zu einer Entscheidung gekommen wäre, und 1537 wurde ein Waffenstillstand geschlossen, der im folgenden Jahre auf zehn Jahre verlängert wurde. K. V. und Franz I. kamen selbst zu Aiguesmortes an der Mündung der Rhone zusammen und es herrschte von nun an eine Zeit lang ein freundschaftliches Verhältniß zw-

Digitized by Google

chen beiden Monarchen. Nach Deutschland kehrte K. 1541 urück, nachdem er eine Empörung zu Gent in den Nie-erlanden unterdrückt hatte. Es wurde der Reichstag zu Regensburg gehalten, auf welchem K. abermals bemüht var, eine Verständigung beider Religionsparteien zu bewir-en. Noch in demselben Jahre unternahm K. einen Zug jegen Algier, aber die Jahreszeit war ungünstig, und nach ielen Beschwerden und persönlichen Gefahren mußte er ohne Erfolg heimkehren. Indeß hatte auch Franz I. neue Feind-eligkeiten begonnen, aber ohne Glück, und nachdem K. 1543 en abtrünnigen Herzog von Kleve gezüchtigt und den Reichs-ag in Speier gehalten hatte, rückte er 1545 in Frankreich in, drang bis zu zwei Tagereisen von Paris vor und schloß en Frieden zu Crespy, welcher den frühern Zustand wie-erherstellte. K. mußte trotz der Vortheile, welche er errun-gen hatte, in diesen Frieden willigen, weil die deutschen An-gelegenheiten immer schwieriger wurden. Da die protestan-tischen Fürsten auf keine Weise nachgaben, so erklärte end-ich K. 1546 die Häupter des schmalkaldischen Bundes in die Reichsacht und trat gegen sie in offenen Kampf. Jo-hann Friedrich (s. d.), der Kurfürst von Sachsen, fiel 1547 in der Schlacht bei Mühlberg in seine Hände und auch der Person des Landgrafen von Hessen-Kassel bemäch-tigte er sich. Als bei Übergabe des Kurfürstenthums an den Herzog Moritz von Sachsen der Kaiser in Wittenberg sich aufhielt, wollte er nicht, daß man um seinetwillen die Ausübung des protestantischen Gottesdienstes einstellte, und als einige Eiferer ihm den Rath gaben, die Gebeine Lu-ther's aus dessen Grabe, welches er besuchte, herauswerfen zu lassen, erwiderte der Kaiser: „Ich führe nicht Krieg mit den Todten; er ruhe in Frieden; er steht bereits vor seinem Richter!“ Das Interim (s. d.), welches K. in Folge des Reichstags zu Augsburg 1548 erließ, hatte abermals eine endliche Vereinigung der Religionsparteien zum Zweck. Ein gefährlicher und unerwarteter Feind trat dem Kaiser in dem Kurfürsten Moritz von Sachsen entgegen, welcher sich mit dem franz. König Heinrich II., dem Nachfolger Franz I., verbunden hatte, K. in Tirol überfiel und ihn fast selbst in Innsbruck gefangen genommen hätte. Von der Gicht heim-gesucht, mußte sich der Kaiser in einer Sänfte des Nachts forttragen lassen. Moritz überließ das kaiserl. Schloß zu Innsbruck der Plünderung und begab sich darauf auf die nach Passau berufene Fürstenversammlung. Hier unterhan-delte der Kaiser durch seinen Bruder Ferdinand mit Moritz und seinen Verbündeten wegen des Friedens, worauf 1552 der passauer Vertrag zu Stande kam, welcher dem Landgra-fen von Hessen die Freiheit wieder verschaffte. Nun wen-dete sich K. trotz seiner fortwährenden Kränklichkeit gegen Frankreich, ohne jedoch zu einem befriedigenden Erfolge zu gelangen. Auf dem Reichstage zu Augsburg 1555 ward der passauer Vertrag bestätigt. K. sah alle seine großartigen Pläne mehr oder weniger durch das Misgeschick der letzten Jahre vereitelt und war überdies von fortwährender Kränk-lichkeit heimgesucht, daher versammelte er 1555 die nieder-länd. Stände zu Löwen und übertrug hier seinem Sohne Philipp die Regierung der Niederlande, nachdem er in einer feierlichen Rede geschildert hatte, wie er sein ganzes Leben dem Wohle der Religion und seiner Unterthanen gewidmet habe und jetzt, da ihm die Kräfte immer mehr schwänden, seine letzten Lebenstage Gott widmen wolle. Im folgenden Jahre übergab er seinem Sohne auch die span. Regierung und machte sich nur ein Jahrgeld von 12,000 Dukaten aus. Sein letztes Werk war die Vermittelung des Waffen-stillstandes mit Frankreich, welcher 1556 zu Vaucelles ab-geschlossen wurde. Er machte noch einen Versuch, seinem Sohne die deutsche Kaiserkrone zu verschaffen, und dankte, als derselbe fehlgeschlagen war, förmlich ab. Im Sept. 1556 schiffte sich K. nach Spanien ein und ging hier in das Hie-ronymitenkloster St.-Just in Estremadura, wo er noch zwei Jahre in klösterlicher Einsamkeit nur mit Andachtsübungen und künstlichen Handarbeiten beschäftigt, lebte. Es wird er-zählt, er habe zwei Uhren verfertigt und sich lange ver-geblich bemüht, dieselben in völlig gleichmäßigen Gang zu bringen; endlich habe er ausgerufen: „Nicht einmal zwei Uhren, die meiner eignen Hände Werk sind, vermag ich in Übereinstimmung zu bringen und unternahm es in thörich-tem Sinne, so viele von Natur verschiedene Völker zu Einer Überzeugung zu zwingen!“ Es wird auch erzählt, daß K. kurz vor seinem Tode sein eignes Leichenbegängniß habe be-gehen lassen. Er ließ sich im offenen Sarge feierlich in die Kirche tragen und hier wurde für ihn ein Todtenamt ge-halten. Bald darauf starb er 1558. Ehe er von Krankheit niedergebeugt wurde, war er ein schöner, stattlicher Mann mit hellem Haar und blauen Augen. Auf seinem blassen Ge-sicht ruhte stets ein tiefer, Ehrfurcht einflößender Ernst.

**Karl der Kühne** oder der **Verwegene**, Herzog von Bur-gund 1467—77, war einer der streitbarsten Fürsten seiner Zeit und wurde als ein Sohn Philipp's des Guten und Isabellens von Portugal 1435 zu Dijon geboren. Er führte anfangs den Namen eines Grafen von Charolais und zeichnete sich schon als solcher durch Tapferkeit aus. Eine Zeit lang lebte er ent-fernt von dem Hofe seines Vaters in Holland, bis er ausge-söhnt mit demselben zurückkehrte und an die Spitze eines gegen den franz. König, Ludwig XI., gerichteten Bündnisses trat. Mit einem mächtigen Heere erschien er vor Paris und lie-ferte das Treffen von Montlheri, in welchem er zwar einen Theil des königl. Heers in die Flucht warf, aber selbst in Gefahr gerieth, getödtet oder gefangen zu werden. Nur die heldenmäßigste Tapferkeit rettete ihn. Nachdem K. 1467 seinem Vater als Herzog gefolgt war, züchtigte er zunächst die rebellischen Lütticher, ging dann nach Gent und hielt hier ein noch schwereres Strafgericht, denn die Genter hat-ten ihn vorher genöthigt, ihnen gewisse Freiheiten zurückzu-geben, die ihnen von Philipp dem Guten entrissen worden waren. Im folgenden Jahre vermählte sich der Herzog mit Margarethe von York, einer Schwester des Königs von England. Einen neuen Einfall in Frankreich wehrte König Ludwig nur dadurch ab, daß er dem Herzoge K. die Summe von 120,000 Goldgulden auszahlte. Ludwig, welcher ebenso listig und treulos, wie K. unternehmend und verwegen war, kam nun zu gütlicher Ausgleichung zu K. nach Peronne. Aber K. erfuhr, daß, während Ludwig ihm Freundschaft heu-chelte, franz. Abgeordnete die Lütticher zur Empörung auf-reizten, nahm daher den König gefangen und zwang ihn, mit gegen die Empörer zu ziehen. Lüttich wurde mit Sturm genommen und den Kriegern zur Plünderung preisgegeben. Den flüchtigen König von England, Eduard IV., unter-



Digitized by Google

stützte K. 1470 mit Geld und Schiffen, um sein Reich wiederzuerobern. Schon im folgenden Jahre brach ein neuer Krieg mit dem franz. Könige aus, in welchem sich K. durch Grausamkeit und Harte verhaßt machte. Er wurde gezwungen, einen Waffenstillstand einzugehen, brach denselben aber und verwüstete das Land jenseit der Somme. Er ging mit dem Plane um, sein Land noch weiter, besonders auch nach dem Rheine hin, zu vergrößern und dann dasselbe zu einem Königreiche zu erheben, wobei ihm der röm. deutsche Kaiser, Friedrich III., behülflich sein sollte, mit dessen Sohne, dem nachmaligen Kaiser Maximilian, die einzige Tochter K.'s, Maria, die Erbin aller seiner Besitzungen, vermählt werden sollte. In dieser Absicht kam der Kaiser mit K. 1473 in Trier zusammen, ohne daß man jedoch zu einem bestimmten Resultate gelangte, obschon K. bereits mit königlicher Pracht auftrat und alle Voranstalten zur Krönung getroffen hatte. Der Kaiser brach die Unterhandlungen ab und der in seinem Stolze gekränkte Herzog begann nun, 1474, den kölnisch-burgundischen Krieg, in welchem der Kaiser selbst mit einem Heere ihm entgegentrat. Nachdem K. 10 Monate lang Neuß vergebens belagert hatte, mußte er einen Frieden abschließen, der seinen eroberungssüchtigen und ehrgeizigen Plänen nicht entsprach. Er zog nun nach Lothringen, vollendete dessen Eroberung 1475 durch die Einnahme von Nancy und begann den Kampf mit den Schweizern durch die Eroberung von Granson, in welcher Stadt er die 800 M. starke Besatzung niedermachen ließ. Darauf wurde K. aber 1476 bei derselben Stadt in einer Schlacht völlig besiegt und ein neues Heer, mit welchem er nach der Schweiz kam, unterlag ebenso in demselben Jahre in der Schlacht bei Murten. Unter der Leitung des Herzogs von Lothringen zogen die siegreichen Schweizer vor Nancy, verrätherisch ging ein Theil von K.'s Heere zum Feinde über, aber mit einem nur 4000 M. starken Heere wagte der Herzog dennoch 1477 die Schlacht gegen den ihm mehr als fünffach überlegenen Feind. Die Burgunder wurden völlig geschlagen, K. selbst, von der Verwirrung der Flucht mit fortgerissen, stürzte mit seinem Pferde in einen Graben und wurde durch einen Lanzenstich getödtet. Erst nach einigen Tagen fand man den Leichnam, welcher durch Blut und Schmuz so entstellt war, daß man ihn nur an der Länge des Bartes und der Fingernägel für den des Herzogs erkannte. Seit der Schlacht von Murten hatte nämlich K. Bart und Nägel nicht verschnitten. K. war kampflustig, stolz, ehrgeizig und in der Wuth des Krieges grausam und hartherzig; seine Unterthanen aber behandelte er väterlich wohlwollend und hielt auf strenge Gerechtigkeit. Die Leiche des Herzogs wurde zu Nancy beigesetzt, später aber brachte sie Kaiser Karl V., der Urenkel K.'s, nach Brügge. Maria, K.'s Tochter, ward 1477 mit Kaiser Maximilian I. vermählt.

**Karl IX.**, König von Frankreich 1560—74, der zweite Sohn Heinrich II. und der Katharina von Medici (s. d.), geb. 1550, folgte seinem Bruder Franz II. zunächst unter der Vormundschaft seiner Mutter. Durch Katharina's eigennützige Politik entbrannten bald die blutigen Hugenottenkriege, welche mit der pariser Bluthochzeit (s. d.), so grausam dieselbe auch war, nicht beendet waren. Auch nachdem K. 1563 für mündig erklärt worden war, herrschte Katharina durch das geistige Übergewicht, welches sie über ihn zu behaupten wußte. Besonders mochte K. dadurch gegen die Hugenotten empört worden sein, daß dieselben 1583 den Plan hegten, sich seiner Person zu bemächtigen, dessen Ausführung der König nur durch eilige Flucht entkam. Dennoch neigte sich K. später dem Oberhaupte der Hugenotten, dem Admiral Coligny, mit solchem Vertrauen zu, daß Katharina ihren Einfluß schwanken sah. Sie wußte das Gemüth ihres Sohnes jedoch so einzuschüchtern, daß er die Bewilligung zu der Bluthochzeit gab. Er selbst soll von dem Balcon des Palastes aus auf die fliehenden Calvinisten geschossen haben. Dennoch klagte K. selbst nach der That die Guisen in öffentlichen Briefen wegen der verübten Grausamkeiten an; aber schon in acht Tagen hatte ihn seine Mutter wieder so umgestimmt, daß er selbst erklärte, die Hinrichtung der Hugenotten befohlen zu haben. Gewissensangst soll den König bis an seinen Tod, 1574, verfolgt und geängstigt haben.

**Karl X.** (Philipp), König von Frankreich 1824—30, der Bruder der franz. Könige Ludwig XVI. und Ludwig XVIII., geb. zu Versailles am 9. Oct. 1757, führte anfangs den Titel eines Grafen von Artois. Er vermählte sich 1773 mit der Prinzessin Maria Therese von Savoyen, welche ihm den Herzog von Angoulême (s. d.) und den Herzog von Berri (s. d.) gebar und 1805 starb. Bei der Belagerung von Gibraltar 1782 diente der Graf von Artois als Freiwilliger im Lager von St.-Roch und wurde darauf zum Ludwigsritter ernannt. Im J. 1787 zog er als Präsident des Bureaus der Notablen durch die von denen seiner Brüder abweichenden aristokratischen Gesinnungen den Unwillen des Volks auf sich. Er und der Prinz von Condé waren die ersten vornehmen Franzosen, welche aus dem Vaterlande auswanderten, um auswärts den Bewegungen der Revolution Widerstand zu leisten. K. ging 1789 zunächst nach Turin, dann nach Mantua, wo er mit dem Kaiser Leopold zusammenkam, Worms, Bruck bei Bonn, Brüssel und Wien. Bei dem Congresse zu Pillnitz war er für die Sache des franz. Königthums überaus thätig. Nachdem Ludwig XVI. die Constitution 1792 angenommen und beschworen hatte, forderte er die franz. Prinzen auf, nach Frankreich zurückzukommen; diese aber erklärten, daß sie die Constitution nicht anerkennen und unter den obwaltenden Verhältnissen nicht zurückkehren wollten. Die Nationalversammlung entzog K. hierauf das ihm ausgesetzte Jahrgeld. K. war thätig, eine Gegenrevolution in Frankreich zu veranlassen und führte den Oberbefehl über das Emigrantencorps, welches mit der preuß. Armee 1792 in die Champagne eindrang. Nachdem Ludwig XVI. auf dem Blutgerüste gefallen war, nahm sein älterer Bruder Ludwig den Titel eines Regenten von Frankreich an und ertheilte K. den eines Generallieutenants des Königreichs. Für seine Sache suchte dieser auch die Kaiserin Katharina von Rußland zu gewinnen, fand auch bei ihr wohlwollende Aufnahme und erhielt von ihr einen kostbaren Degen. England bewilligte ihm 1794 einen Jahrgehalt von 15,000 Pf. St. und in der Hoffnung auf Erscheinen eines russ. Hülfsheers begab sich K. 1796 nach England und von hier schiffte er nach Ile-Dieu, um den königlich Gesinnten in der Vendée zu Hülfe zu kommen. Das Ausbleiben des russ. Heeres bestimmte ihn, unverrichteter Sache zurückzugehen, und nun lebte er bis 1799 auf dem Schlosse Holyrood zu Edinburg. In diesem Jahre wollte er sich nach der Schweiz zu dem Suworoff'schen Heere begeben, erfuhr aber unterwegs die Niederlage Korsakoff's und ging daher

ach England zurück. Nachdem er sich wieder längere Zeit t Edinburg aufgehalten, kam er 1803 nach London und bte seit 1809 auf dem von Ludwig XVIII. erkauften Schlosse artwell. Als endlich die Heere der Verbündeten 1813 gen Frankreich vorrückten, kam K. nach dem Festlande, ging n Febr. 1814 über den Rhein und trat in Nancy nach apoleon's Abdankung als Verkündiger „des Triumphs der reiheit, der Herrschaft der Gesetze, der Aufhebung der Conription und der vereinigten Gefälle, und der gänzlichen ergessenheit des Vergangenen" auf. Zu Paris hielt er am 2. Apr. 1814 seinen Einzug, übernahm die Leitung des Staats im Namen seines Bruders und unterzeichnete den Waffenstillstand mit den Verbündeten. Als Ludwig XVIII. ngekommen war, ernannte er K. zum Generalobersten der Schweizer und der Nationalgarde. Nachdem 1815 die Nachcht von Napoleon's Landung nach Paris gekommen war, te K. nach Lyon, fand hier jedoch eine so ungünstige Stimmung, daß er sich ebenso eilig wieder entfernen mußte. e ging zu dem Könige nach den Niederlanden. Zurückgeirt nach Paris, erwarb er sich die Zuneigung des Volks, dem er bei der Wahlversammlung in Paris den Vorsitz ührte. Als am 7. Oct. 1815 die Kammer eröffnet wurde, neuerte er den schon am 16. März geleisteten Eid der Treue für die Charte. Als Vorstand eines Bureaus nahm hierauf an den Geschäften der Pairskammer Theil, zog jedoch später zurück und legte 1818 auch den Oberbeil über die Nationalgarde nieder. Die Partei der an der ten Macht des Königs und der Kirche Hängenden schloß enger an ihn an, und dadurch verlor er sehr in der ebe des Volks. Nachdem er jedoch am 16. Sept. 1824 lbst König geworden war, erregte er durch seine öffentlien Erklärungen die Begeisterung des Volks für sich und urde mit Jubel in Paris empfangen. Bald darauf stellte . die Freiheit der Presse hinsichtlich der Zeitschriften her. Bei seiner feierlichen Krönung zu Rheims 1825 schwur K. ch der Charte regieren zu wollen. Allmälig neigte er sich er immer mehr einer unter dem Mantel der Religion Feindigkeiten gegen die bestehende Verfassung verbergenden Par i zu. Die Jesuiten, welche durch ein unter Ludwig XV. erienenes Gesetz für immer aus Frankreich verbannt sein sollen, hatten sich eingeschlichen und fanden beim Könige und Ministerium Unterstützung. Der Minister Villèle hatte sich erdies in der Finanzverwaltung mancherlei Vorwürfe zuezogen und 1827 trat eine dem Ministerium durchaus wirstrebende Kammer zusammen. Der König entließ Villèle nd berief Martignac an seine Stelle, welcher, um das Verauen des Volks herzustellen, zu Concessionen bereit war, e aber der König mit Entschiedenheit von sich abwies. unternahm eine Reise nach dem Elsaß, der am wenigen der königl. Partei ergebenen Provinz, und da das Volk hierin eine Annäherung zu seinen Wünschen zu blicken glaubte, so wurde er überall mit Begeisterung emfangen. Er aber glaubte, die ihm bezeugte Zuneigung gelte ner Person und beschloß, mit entschiedener Strenge gegen e ihm widerstrebende Partei aufzutreten. Es erfolgte hierr die Entlassung des Ministeriums Martignac, der Günstng des Königs, Polignac, wurde zum ersten Minister erhoben, e Kammern wurden aufgelöst und die verhängnißvollen Ordonnanzen erlassen, durch welche die Julius revolution 1830 (. **Frankreich** und **Julitage**) herbeigeführt wurde. K. verharrte bei den gefaßten Beschlüssen, bis es zu spät war. Er hielt sich in St.-Cloud auf und war vom Gange der Begebenheiten in Paris nicht genau unterrichtet. Als er das bisherige Ministerium entließ und den Herzog von Mortemart an die Spitze eines neuen Ministeriums stellte, war bereits seine und seines Hauses Entsetzung vom franz. Königsthrone beschlossen. Ebenso vergeblich war die am 2. Aug. zu Rambouillet erfolgende Entsagung K.'s und seines Sohnes, des Herzogs von Angoulême, zu Gunsten des jungen Heinrich, Herzogs von Bordeaux und Sohn des Herzogs von Berri, für welchen der Herzog Ludwig Philipp von Orleans die Regentschaft führen sollte. Durch die Drohung, mit Gewalt seine Entfernung erzwingen zu wollen, ließ sich K. bewegen, nach Cherbourg abzureisen, nachdem er die Krondiamanten herausgegeben hatte. Einige Schwadronen der Leibwache dienten ihm auf der Reise zum Schutz. Am 16. Aug. verließ K. mit seinem Gefolge den franz. Boden. Ihn begleitete der Dauphin (Herzog von Angoulême) und dessen Gemahlin, die Herzogin von Berri und deren Kinder, der Marschall Marmont, der Herzog Armand de Polignac, der Herzog de Guise, zusammen 60 Personen von Stande. Auf zwei Schiffen begab sich die ganze Gesellschaft nach England, wo K. die Erlaubniß erhielt, als Privatmann sich aufzuhalten. K. führte den Namen eines Grafen von Ponthieu und hielt sich mit Bewilligung der engl. Regierung wieder zu Holyrood in Edinburg auf. Er fand hier allgemeine Theilnahme und erwarb sich die Liebe und Verehrung der Bewohner, sodaß er bei seiner im Sept. 1832 erfolgenden Abreise Zeichen aufrichtiger Zuneigung empfing. Über Hamburg und Berlin ging die königl. Familie nach Prag, wo sie ihre Wohnung in dem Hradschin nahm. Der König suchte zu Görz in dem Vergnügen der Jagd, welche er von jeher leidenschaftlich liebte, Zerstreuung; doch hielt ihn später Kränklichkeit häufig von derselben ab. Gegen das Ende des Jahres 1836 begab er sich mit seiner Familie und seinen bei ihm gebliebenen Anhängern nach Görz, um dort seinen bleibenden Wohnsitz zu nehmen. Kurze Zeit nach seiner Ankunft erkrankte er an seinem Namenstage an der Cholera und starb am 6. Oct. 1836.

**Karl I.**, 1625—49 König von England, war ein Sohn Jakob IV., Königs von Schottland, welcher der Elisabeth als Jakob I. auf den engl. Thron folgte. Der Herzog von Buckingham, der ebenso ränkesüchtige als unbesonnene Günstling seines Vaters, wußte sich des jungen Prinzen Vertrauen in einem Grade zu erwerben, daß er ihn ebenso sehr und noch mehr als Jakob I. beherrschte. K. sollte sich mit einer span. Infantin vermählen, aber Buckingham hintertrieb durch sein unbesonnenes Benehmen diese Verbindung und schloß dann mit dem franz. Hofe den Vertrag zur Verheirathung K.'s mit der Prinzessin Henriette, einer Tochter Heinrich IV., ab. Nachdem K. den Thron bestiegen hatte, wurde die Vermählung vollzogen. Als das erste Parlament zusammengetreten war, verweigerte dasselbe aus Haß gegen Buckingham, welcher den König lenkte, die gefoderten Geldbewilligungen. Das Parlament wurde aufgelöst und im folgenden Jahre ein neues berufen, welches, da es Beschwerden gegen den Günstling aussprach, dasselbe Schicksal hatte. Fortwährend verleitete Buckingham den König zu unbesonnenen und willkürlichen Maßregeln und verwickelte ihn

Digitized by Google

endlich auch mit Frankreich in einen Krieg, der ebenso unglücklich als schimpflich geführt wurde. Ein 1628 zusammenberufenes Parlament ging darauf aus, den durch die Magna charta begründeten Grundvertrag zwischen König und Volk zu erneuern und Buckingham verleitete den König, dem Parlamente die Weisung zu geben, daß es sich nicht mit Staatsangelegenheiten, sondern mit den Geldbewilligungen zu beschäftigen habe. Hierauf ward Buckingham angeklagt und man bat den König, ihn von seiner Person zu entfernen, worauf die Vertagung des Parlaments erfolgte. Nicht lange darauf wurde Buckingham, der mit großem Eifer eine neue Kriegsrüstung betrieben hatte und selbst die Leitung derselben übernehmen sollte, von einem Fanatiker ermordet. Wegen gewisser Abgaben, der Pfund- und Tonnengelder, entspannen sich neue Zwistigkeiten des Parlaments mit der Regierung, welche bei der Vertagung des Parlaments zur Empörung ausarteten. Das Parlament wurde aufgelöst; die Empörer wurden bestraft und der König erklärte, daß er künftighin ohne Parlament regieren wolle. Nachdem nun 1629 mit Frankreich und 1630 mit Spanien Friede geschlossen worden war, regierte K. 11 Jahre eigenmächtig, aber zum Glücke und Wohlstande seiner Unterthanen. Da faßte er den Gedanken, die schot. Kirche mit der engl. zu vereinigen und Laud, der Bischof von London, betrieb diese Angelegenheit. Die gewaltsamen Schritte aber, welche zu Erreichung dieser Absicht gethan wurden, hatten einen Aufruhr zur Folge. Durch eine allgemeine Versammlung der presbyterianischen Kirche glaubte K. die Ruhe herstellen zu können, da aber dieselbe sogleich mit einer Anklage der Bischöfe anfing, so ließ ihr der König ihre Auflösung ankündigen, ohne daß sie jedoch Folge leistete. Es kam endlich zum Bürgerkriege. Graf von Strafford, Vicekönig von Irland, leistete dem Könige kräftige Hülfe und veranlaßte ihn, ein Parlament einzuberufen, welches auch zusammentrat, aber ebenso schnell wie die frühern Parlamente wieder aufgelöst wurde, indem der Staatssecretair Vane durch falsche Berichte Parlament und König hintergangen hatte. Ein Aufstand in London brachte das Leben des Erzbischofs Laud in Gefahr. Gegen den Rath Strafford's ging K., welchen die drohenden Bewegungen geschreckt hatten, auf Unterhandlungen mit den Empörern ein, schloß einen vorläufigen Frieden und eröffnete 1640 das in der Geschichte unter dem Beinamen des langen berüchtigte Parlament. Das Unterhaus desselben bestand größtentheils aus Puritanern, welche zunächst den Grafen von Strafford des Hochverraths anklagten. Derselbe wurde trotz des Widerstrebens des Königs zum Tode verurtheilt und 1641 hingerichtet. Ein gleiches Schicksal traf 1645 den Erzbischof Laud; bald sah sich der König nur von Puritanern umgeben, welchen er ebenso sehr mistraute, wie sie ihn haßten. Das Parlament maßte sich immer mehr von dem königlichen Ansehen an, es sprach laut seine Misbilligung über die bisherige Regierung K.'s aus, sprach ihm das Recht ab, das Parlament aufzulösen oder zu vertagen, errichtete für sich eine eigne Garde, griff die Ehre der Königin an und foderte dem Könige endlich sogar die Gewalt über die militairische Macht ab. Als sich derselbe weigerte, brach 1642 der offene Bürgerkrieg aus. Der König ging nach York und berief ein dem londoner entgegenwirkendes Parlament nach Oxford. Die Sache des Königs machte wieder entschiedene Fortschritte, als K. 1645 von Cromwell (s. d.) in der Schlacht bei Naseby geschlagen wurde. K. entfloh nach Schottland, wurde anfangs vom Heer und Parlament gut aufgenommen, aber nach... für 400,000 Pf. St. rückständige Subsidien vom ... Parlamente an das engl. ausgeliefert. Nun bemächtigte ... das unter Cromwell's Leitung stehende Heer alles Ein... ses, entriß dem Parlamente den gefangenen König, dem ... zwar gelang, nach der Insel Wight zu entkommen, der ... vom Gouverneur derselben wieder ausgeliefert wurde. Cromwell bildete das Parlament nach seinem Gefallen um ... darauf wurde 1649 K. des Hochverraths angeklagt. ... König erkannte das niedergesetzte Gericht nicht an, ... aber doch von demselben zum Tode verurtheilt und am 30. Jan. 1649 hingerichtet. Er starb würdevoll und ruhig, und ... Leichnam wurde zwei Tage öffentlich ausgestellt, dann ... in der Gruft Heinrich VIII. beigesetzt. — K.'s I. und ... franz. Prinzessin Henriette Sohn, geboren 1630, befand ... nachdem er schon früher England verlassen hatte, beim ... seines Vaters zu Haag und nahm sogleich als Karl ... den Titel eines Königs von Großbritannien und Irland ... Die königl. Partei in Irland ergriff alsbald für ihn ... Waffen, unterlag jedoch, und nicht besser ging es den Schotten, zu welchen sich K. 1650 begeben hatte. Nach ... Schlacht bei Worcester mußte K. flüchtig werden und ... kam nach Frankreich, von wo er auf Cromwell's Betrieb ... entfernen mußte und sich nach Köln begab. Nach Cromwell's Tode kehrte K. nach Paris zurück. Der Statthalter von Schottland, Monk, zog endlich 1660 mit seinen Truppen nach England und berief ein neues Parlament, durch welches K. in die königl. Rechte wieder eingesetzt wurde. ... zog im Mai in London ein, es wurde eine allgemeine Amnestie mit Ausnahme Derjenigen verkündigt, welche das Todesurtheil über K. I. ausgesprochen hatten, und es ... eine Versöhnung der Gemüther einzutreten, als die Finanzverlegenheiten, in welche K. durch seine Verschwendungs... gerieth, dem Misvergnügen neue Anhaltpunkte gaben. K. nahm einen Jahrgehalt vom franz. Könige Ludwig XIV. ... und es hieß daher in England, er sei der Vicekönig Ludwig XIV. Ein mit Holland 1672 angefangener Krieg ... eine unglückliche Wendung und endete 1674 mit einem ... ehrenvollen Frieden. K. stand unter der Leitung eines ... franz. Hofe ergebenen Ministeriums, welches er ... durch das Parlament genöthigt, entlassen mußte. Als ... Bruder Jakob, Herzog von York, der Thronerbe, ... tholischen Religion überging, fürchtete das Volk für ... Freiheit der protestantischen Kirche, nahm es jedoch ... beruhigendes Ereigniß auf, daß der König 1677 seine ... mit dem protestantischen Prinzen Wilhelm von Oranien ... mählte. Schon im folgenden Jahre wurde aber eine ... schwörung entdeckt, nach welcher K. ermordet, sein Bruder Jakob auf den Thron erhoben und die katholische Kirche ... geführt werden sollte, worauf mehre Hinrichtungen ... Durch das Parlament wurde 1679 die berühmte Habeas-Corpus-Acte (s. d.) durchgesetzt. Eine neue ... Verschwörung hatte die Stiftung einer Partei des ... der Nation zur Folge, welche der Volkspartei das Gegengewicht halten sollte; aus diesen beiden Parteien, den ... sers und Abhorrents, sind die jetzt noch bestehenden ... und Tories entstanden. Der König zog indeß durch ... Willkür, durch die Gewaltmaßregeln, durch welche er ...

:m königl. Ansehen entgegenstehenden Freiheiten und Rechte ıfhob, allgemeinen Unwillen auf sich und der Ausbruch ei- :r Revolution wurde nur durch die Erinnerung an die sei- :r Regierung vorausgegangenen Schrecken zurückgehalten. ndeß wurde eine Verschwörung, welche gegen sein Leben richtet war, entdeckt, in welche Männer vom höchsten An- hen verwickelt waren, welche den Tod auf dem Blutgerüst npfingen. K. regierte ohne Parlament, unterdrückte durch rausamkeit den Widerstand der bischöflichen Kirche in Schott- nd und hatte so fast absolute Gewalt sich zu eigen gemacht, s er 1685 plötzlich starb. Er empfing auf dem Sterbebette e Sacramente der katholischen Kirche, der er also wahr- heinlich schon längere Zeit heimlich zugethan gewesen war. ein Bruder Jakob II. wurde König von Großbritannien d Irland.

**Karl XII.**, 1697—1718 König von Schweden, war 682 zu Stockholm geboren, ein Sohn Karl XI. und hatte ne ausgezeichnete Erziehung genossen, als er nach dem Tode ines Vaters, erst 15 Jahre alt, von den schwed. Ständen r großjährig erklärt wurde und die Regierung antrat. Die rdischen Mächte Rußland, Polen und Dänemark wollten e Jugend des schwed. Königs benutzen, um das Ansehen, elches Schweden im Norden Europas behauptete, zu ver- chten, und schlossen daher ein Bündniß, in dessen Folge r nordische Krieg ausbrach. Der erste Angriff geschah von eiten Dänemarks gegen den Herzog von Holstein-Gottorp, elcher mit einer Schwester K.'s vermählt war. K. begab h 1700 seinem Schwager zu Hülfe mit einer Flotte, welche ch von einem engl.-holländ. Geschwader unterstützt wurde,

:: Dänemark; vor seiner überlegenen Macht zogen sich die änen zurück, und als sich K. zur Belagerung Kopenhagens hickte, kam der Friede zu Stande, durch welchen der :zog von Holstein-Gottorp sein ganzes ihm streitig gemach- Ansehen zurückerhielt. August, König von Polen und urfürst von Sachsen, belagerte indeß Riga, sowie Peter der roße, der Zar von Rußland, Narwa und das um den finnischen Meerbusen gelegene Land bedrohte. K. wendete sich zunächst gegen die Russen, griff mit seinen 20,000 M. das in einem verschanzten Lager bei Narwa stehende 50,000 M. starke russ. Heer an und trug den vollständigsten Sieg davon, denn die ganze feindliche Armee wurde auseinandergesprengt und kam größtentheils um oder wurde gefangen genommen. Nachdem K. über die Düna gesetzt, wurden auch die Polen besiegt. Der junge muthige König wies alle Unterhandlungen, zu welchen sich seine Feinde bereit erklärten, zurück, verfolgte und besiegte die Polen wiederholt und hatte endlich 1703 ganz Polen besetzt. Nun ließ K. durch den Cardinal Primas den poln. Thron für erledigt erklären und Stanislaus Leszczynski zum König erwählen. Sogar bis nach Sachsen wurde der entthronte König August von K. verfolgt und jener sah sich genöthigt, 1706 im Frieden zu Altranstädt die härtesten Bedingungen einzugehen. Patkul, ein Liefländer, welcher die Verbindung der nord. Mächte gegen Schweden zu Stande gebracht hatte und sich in Dresden als russ. Gesandter befand, mußte K. ausgeliefert werden und wurde von diesem zum Tode durch das Rad verurtheilt. K. stand jetzt auf dem Gipfel seiner Macht; nicht nur durch seine Kühnheit und seine Siege hatte er sich die Achtung seiner Zeitgenossen erworben, sondern auch durch die strenge Mannszucht, welche er in seinem Heere hielt, und durch seine eigne Mäßigung. Im Lager von Altranstädt wurde er von mehren Fürsten persönlich und von andern durch ihre Gesandten begrüßt und auf sein Verwenden versprach der Kaiser, daß den Protestanten in Schlesien vollständige Gewissensfreiheit zugestanden sein solle. Im Herbst 1707 verließ K. Sachsen und zog gegen seinen noch übrigen Gegner, den Zar Peter. Er wollte mit seiner Hauptmacht gradezu gegen Moskau vorrücken, als er sich bei Smolensk von dem Kosackenhetman **Mazeppa** (s. d.) bestimmen ließ, nach der Ukraine zu gehen, wo ihm nach dessen Versprechen die Kosacken als Verbündete zufallen sollten. Heftige Kälte, beständige Angriffe, Mangel an Lebensmitteln schwächten sein Heer, die durch russ. Strenge eingeschüchterten Kosacken leisteten dem Könige nicht den erwarteten Beistand, und ein vom General Lewenhaupt aus Liefland herbeigeführtes Hülfsheer langte in einem traurigen Zustande an. Die letzte Hoffnung beruhte auf der Eroberung des mit Vorräthen reich ausgestatteten Pultawa, als Peter der Große mit einem 70,000 M. starken Heere sich dem schwed. Könige in den Weg stellte. K. selbst war bei einer Recognoscirung am Schenkel verwundet worden und konnte daher bei der nun erfolgenden Schlacht kein Pferd besteigen, sondern mußte sich in das Treffen in einer Sänfte tragen lassen. In der Schlacht bei Pultawa 1709 wurden die Schweden völlig geschlagen; K. selbst entfloh mit Mazeppa und einer geringen Bedeckung unter harten Mühseligkeiten auf türk. Gebiet, wo er in Bender ehrenvolle Aufnahme fand. Nun erhoben sich sämmtliche Feinde K.'s von Neuem. Der Kurfürst August widerrief den Frieden von Altranstädt, Friedrich IV., König von Dänemark, landete in Schonen auf schwed. Gebiet und Peter drang in Liefland ein. Während die Schweden sich so gut als möglich gegen die weit überlegenen Feinde hielten, suchte K. von Bender aus die Türken zum Kriege mit Rußland aufzuregen, welches ihm auch gelang, und Peter befand sich 1711 in der verzweifeltsten Lage, als ihn die Aufopferung und Klugheit seiner Gemahlin Katharina rettete. Sie

Digitized by Google

bewog die Türken zum Frieden, in welchem auf K. gar keine Rücksicht genommen war. Bald gelang es nun auch den Russen, den schwed. König bei der Pforte anzuschwärzen, als ob er feindliche Absichten gegen dieselbe hege, und daher wurde dem Befehlshaber von Bender der Auftrag ertheilt, ihn zur Abreise zu nöthigen und wenn er sich weigere, ihn gefangen zu nehmen. K. hatte noch ungefähr 300 M. um sich und beschloß, sich mit diesen in seinem Aufenthaltsorte Varnitza bei Bender gegen die Türken zu vertheidigen. Mit verzweifeltem Heldenmuthe kämpfte die kleine Schar gegen ein Heer von Türken; endlich gerieth K.'s Haus in Brand, er wollte sich herausstürzen, verwickelte sich aber in seine Sporen, fiel und wurde von den Türken gefangen genommen. Die Kleider waren ihm mit Blut getränkt und die Augenwimpern vom Pulver verbrannt. Er wurde nun von den Türken nach Demotika bei Adrianopel gebracht. Mit Lesen und Schreiben beschäftigt, brachte er hier zwei Monate im Bette zu, indem er sich für krank ausgab, und nachdem er endlich jede Hoffnung auf Unterstützung von Seiten der Pforte aufgegeben hatte, begab er sich, nur von zwei Offizieren begleitet, auf die Heimreise. Tag und Nacht ritt er ungekannt durch Ungarn und Deutschland, mußte noch einen seiner Begleiter, der ihm nicht zu folgen vermochte, unterwegs zurücklassen und kam endlich im Nov. 1714 des Nachts vor Stralsund an, wo man kaum seinen Augen traute. Mit unbeschreiblichem Jubel wurde K. von seinen Unterthanen begrüßt; aber bald nach seiner Ankunft wurde Stralsund von den Verbündeten belagert und mußte 1715 übergeben werden. K. ging nun nach Lund in Schonen, griff das zu Dänemark gehörige Norwegen an und ging mit dem Gedanken um, nach Befriedigung Rußlands, mit welchem Unterhandlungen angeknüpft worden waren, sich Norwegens und nachher Schottlands, weil der engl. König Georg I. sich gegen K. erklärt hatte, zu bemächtigen. K. war mit der Belagerung von Friedrichshall beschäftigt, und als er im Laufgraben, auf die Brustwehr gelehnt, auf die Arbeiten herunterblickte, traf ihn eine Flintenkugel, welche ihm durch beide Schläfe ging. Als man den König in derselben Stellung todt fand, hielt seine Hand den Griff des Degens krampfhaft umfaßt. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Kugel nicht von den Feinden, sondern von einem Mörder im schwed. Heere gekommen ist. K. XII. war ganz zum Krieger geschaffen, er haßte Alles, was das Leben verweichlicht. In frühester Jugend schon liebte er die Jagd, besonders die Bärenjagd und andere anstrengende Leibesbewegungen. Später, auf seinen Feldzügen, lebte er wie der geringste seiner Krieger. Seine Kleidung war ein einfacher grobtuchener blauer Rock mit kupfernen Knöpfen, dazu hatte er stets große Reiterstiefeln und Reiterhandschuhe an. Auf seinen Tisch kam kein Wein, öfters genoß er nichts als grobes Brod und Wasser, und im Lager hüllte er sich in seinen Mantel und schlief wie seine Krieger auf bloßer Erde. Sein Charakter war von eiserner Festigkeit, daher er sich im Unglück ebenso wenig niederbeugen ließ, als er im Glück übermüthig wurde. Doch artete sein Muth zuweilen in Tollkühnheit aus, und in der Verfolgung seiner Pläne ging er zu weit, weil seine Pläne selbst über das Gebiet des Möglichen hinausschweiften. Sowie Schweden unter ihm seinen höchsten Glanzpunkt erreicht hatte, so sank es auch nach seinem Tode immer mehr zur politischen Bedeutungslosigkeit herab. Auf dem schwed. Throne folgte K. seine an Friedrich, den Erbprinzen von Hessen, verheirathe Schwester Ulrike Eleonore. Voltaire hat K. XII. Geschichte schön, wenn auch nicht mit historischer Strenge, geschrieben.

**Karl XIV.** Johann, seit 1818 regierender König von Schweden und Norwegen, heißt eigentlich Jean Baptist Julius Bernadotte und ist, geb. am 26. Jan. 1764, der Sohn eines Rechtsgelehrten zu Pau im franz. Departement Niederpyrenäen. Aus Neigung bestimmte er sich 1780 für den Militairstand, kam während des nordamerik. Kriegs in engl. Gefangenschaft, wurde jedoch bald wieder ausgeliefert und war bei Beginn der franz. Revolution noch Sergeant. Während des nun folgenden Revolutionskriegs stieg er aber bald zu bedeutenden Stellen in der Armee. Er war 1794 in

der Schlacht bei Fleurus Divisionsgeneral, kam im fol… den Jahre in derselben Eigenschaft zur Rheinarmee und … namentlich zum Rheinübergange bei Neuwied bei, comm… dirte 1796 eine Division unter der Rheinarmee Jourd… und empfahl sich im nächsten Jahre Napoleon, unter … chem er in Italien diente. Er überbrachte in dessen … trag die bei Rivoli eroberten Fahnen nach Paris. Das … rectorium wollte ihm den Auftrag geben, das empörte … seille zur Ruhe zu zwingen, doch lehnte er denselben ab … kehrte nach Italien zurück. Nachdem 1797 der Friede … Campo Formio geschlossen worden war, vermählte er … das Jahr darauf mit Eugenie Bernhardine Desirée, T… ter des Kaufmanns Clary in Marseille und Schwester … Gemahlin Joseph Bonaparte's, und kam als franz. Ge… ter nach Wien. Ein Pöbelauflauf, welcher durch die … franz. Gesandtschaftshause aufgesteckte dreifarbige Fahne … anlaßt wurde, bewog ihn, Wien zu verlassen und erst … Rastadt, dann nach Paris zu gehen. Bei Wiederaus… des Krieges 1799 war er anfangs mit dem Oberbefehl … die Observationsarmee beauftragt, wurde jedoch, als die … reicher und Russen in Deutschland und Italien …

18 Kriegsminister nach Paris gerufen. Als man ihm schon nach drei Monaten dieses Amt wieder abnahm, ging er nicht zur Armee zurück, sondern nahm den Abschied und lebte auf dem Lande. Nach Napoleon's Erhebung zum ersten Consul von diesem in den Staatsrath zurückberufen, konnte er mit demselben nicht übereinstimmen, und die durch Joseph Bonaparte bewirkte Aussöhnung war nur scheinbar. Bernadotte erhielt nun den Oberbefehl über die Westarmee gegen die abermals im Aufstande begriffene Vendée. Durch Milde und Menschlichkeit wirkte er versöhnend und beruhigend. Schon war er zum franz. Gesandten nach Nordamerika bestimmt, als durch den Wiederausbruch des Krieges mit England seine Abreise verhindert wurde. Nachdem Bernadotte 1804 an Mortier's Stelle nach Hanover geschickt worden war und er sich hier durch sein humanes Benehmen allgemeine Liebe erworben hatte, ertheilte ihm Napoleon 1805 das Großkreuz der Ehrenlegion und ernannte ihn zum Marschall von Frankreich. Von Hanover aus führte Bernadotte ein franz. Heer bei Ausbruch des Krieges gegen Östreich den Östreichern in den Rücken und zeichnete sich in der Schlacht bei Austerlitz auf das vortheilhafteste aus, worauf er 1806 den Titel eines Fürsten von Ponte Corvo erhielt. Auch an dem Erfolge der Schlachten bei Jena und Auerstädt hatte Bernadotte wesentlichen Antheil und er war es, der den General Blücher nach Lübeck verfolgte und ihn zur Capitulation zwang. Gegen eine Abtheilung Schweden, welche die Franzosen zu Gefangenen machten, benahm er sich mit großer Menschenfreundlichkeit. Nachdem er sich hierauf nach Preußen gewendet, lieferte er 1807 den Russen die Schlacht bei Mohrungen, durch welche dieselben von einem Überfall der franz. Hauptarmee abgehalten wurden. Bei Spangen wurde er indeß verwundet und zurückzugehen gezwungen. Das in Deutschland zurückbleibende Heer wurde nun seinem Oberbefehle übergeben und 1809 erhielt er den Befehl, mit den Sachsen zu der franz. Hauptarmee in Östreich zu stoßen. Er focht in der Schlacht bei Wagram mit, eroberte das Dorf und behauptete es zwei Stunden lang. Da foderte er von dem General Dupas Unterstützung, erhielt aber zur Antwort, daß denselben höhere Befehle abhielten, ihm Beistand zu leisten. Nachdem sich Bernadotte nun aus Wagram zurückgezogen hatte und die Schlacht beendet war, beschwerte er sich bei Napoleon über den General Dupas. Dieser aber wurde von dem Kaiser entschuldigt und Bernadotte veruneinigte sich darüber so mit Napoleon, daß er seine Befehlshaberstelle niederlegte und die Armee verließ. Nun lebte er zu Paris, wurde jedoch von dem Kriegsministerium an die Spitze der Truppen gestellt, welche den Engländern entgegengehen sollten, die auf Walcheren gelandet waren. Er war in den Privatstand zurückgekehrt, als er 1810 die Nachricht erhielt, daß man damit umgehe, ihn zum Kronprinzen von Schweden zu erwählen. Die bei ihm erscheinenden schwed. Gesandten wies Bernadotte an Napoleon, welcher die Wahl auf den König von Dänemark zu lenken gewünscht hatte, aber den Gesandten erwiderte, daß er der Erhebung des Prinzen von Ponte Corvo zum Kronprinzen von Schweden nicht entgegen sein wolle. Am 18. Aug. 1810 schlug wirklich der schwed. König Karl XIII. den Ständen des Königreichs Bernadotte zum Kronprinzen und einstigem Könige vor, und ein von den Ständen niedergesetzter Ausschuß wählte ihn am 21. Aug. fast einstimmig mit der Bedingung, daß er zur evangelisch-lutherischen Religion übertrete. Karl XIII. machte die Wahl am 26. Sept. 1810 der Reichsversammlung zu Örebro bekannt, nachdem Bernadotte vorher zum Ritter des Seraphinenordens erhoben worden war. Der nunmehrige Kronprinz von Schweden wurde zugleich Reichsgeneralissimus. Er legte am 19. Oct. 1810 zu Helsingör im Hause des schwed. Consuls das Glaubensbekenntniß der evangelisch-lutherischen Kirche ab, landete am 20. zu Helsingborg und wurde am 31. Oct. der Reichsversammlung vorgestellt. Hierauf ward er durch eine Acte vom 5. Nov. 1810 von Karl XIII. adoptirt, nahm die Namen Karl Johann an, leistete vor dem Throne den Eid als Kronprinz und Thronfolger und empfing endlich die Huldigungen der Stände. In Folge seines Einflusses erklärte Schweden am 17. Nov. 1810 an England den Krieg, als K. jedoch am 17. März 1811 für seinen kranken Adoptivvater die Regierung unter einigen Einschränkungen übernommen hatte und Napoleon 2000 M. schwed. Matrosen für die franz. Flotte in Brest verlangte, verweigerte er diese. Da Schweden auch das Continentalsystem nicht mit der Strenge handhabte, welche Napoleon verlangte, so besetzte derselbe Schwedisch-Pommern. Karl XIII. übernahm am 7. Jan. 1812 die Regierung wieder und der Kronprinz erstattete nun einen merkwürdigen Bericht über den Zustand des Königreichs, in dessen Folge am 29. Jul. 1811 allen Nationen die schwed. Häfen wieder eröffnet, also das Continentalsystem völlig aufgehoben wurde. Ein von Frankreich angetragenes Bündniß gegen Rußland wurde ausgeschlagen und dagegen ein geheimer Vertrag mit Rußland gegen Frankreich eingegangen. Der Kronprinz selbst hatte eine Zusammenkunft mit dem russ. Kaiser Alexander. Nachdem auch mit England der Friede förmlich abgeschlossen war, erklärte endlich im Jul. 1813 Schweden an Frankreich den Krieg. Zugleich traf K. im Hauptquartiere der verbündeten Monarchen, des russ. Kaisers und des Königs von Preußen zu Trachenberg in Schlesien ein. K. übernahm den Befehl über die Nordarmee, war jedoch fortwährend bemüht, eine Vermittelung unter den streitenden Mächten herbeizuführen. Er schrieb deshalb zu wiederholten Malen an Napoleon, und später war er auch gegen den Übergang der Verbündeten über den Rhein. Mit seiner Armee besiegte K. die Franzosen in den Schlachten bei Großbeeren und bei Dennewitz, und rückte dann gegen Leipzig vor, wodurch er zur Entscheidung der leipziger Schlacht wesentlich beitrug. Nach derselben richtete sich K. nach Mecklenburg gegen die vereinigte franz.-dänische Armee, trennte dieselbe, ließ ein Blockadecorps vor Hamburg, in das sich Davoust mit den Franzosen geworfen und nöthigte den König von Dänemark 1814 zum Frieden von Kiel, in welchem Norwegen an Schweden abgetreten wurde. Jetzt zog K. mit dem größten Theile seines Heers durch Hanover gegen die franz. Grenze, rückte aber so langsam vorwärts, daß die Verbündeten schon in Paris eingerückt waren, ehe K. den Kriegsschauplatz erreicht hatte. Nachdem Karl XIII. am 5. Febr. 1818 gestorben war, bestieg K. den Thron und ist seitdem unablässig bemüht gewesen, das Glück seines neuen Vaterlandes zu fördern und die Liebe seiner Unterthanen zu gewinnen. Armee und Flotte sind von ihm auf einen hohen Standpunkt gebracht und die Bildungs- und Un-



Digitized by Google

terrichtsanstalten Schwedens sind vermehrt und verbessert worden. Fortwährend ist K. mit der Abschaffung veralteter Misbräuche beschäftigt gewesen, hat aber dabei einer weisen Mäßigkeit stets Gehör gegeben. Nicht wenig haben zur Hebung der Betriebsamkeit im Lande die unter K. vollendeten Kanalbauten (vgl. Göthakanal) beigetragen; auch wurde von ihm die Centralfestung Wands bei dem Wettersee begründet. Nachdem K.'s Gemahlin 1811 auf kurze Zeit nach Stockholm gekommen war, ging dieselbe nach Paris und lebte hier unter dem Namen einer Gräfin von Gothland bis 1829, wo sie zu ihrem Gemahl zurückkehrte und als Königin gekrönt wurde. K.'s Sohn, jetzt Kronprinz von Schweden und Norwegen, Joseph Franz Oskar, geb. 1799, erhielt nach seines Vaters Adoption den Titel eines Herzogs von Südermanland. Er zeichnete sich zuerst bei Gelegenheit des Feldzugs gegen den dän. Prinzen Christian Friedrich aus, welchen die Norweger 1814 zum Könige ernannt hatten. Er ist Großadmiral und Großmeister der Artillerie und wurde 1818 durch die schwed. Reichsstände und das norweg. Storthing zur Ausübung der königl. Gewalt ermächtigt, sobald der König durch Abwesenheit oder Krankheit an der Regierung gehindert wäre, welcher Fall 1831 eintrat. Seit 1823 ist derselbe mit Josephine, Prinzessin von Leuchtenberg, vermählt und hat mehre Söhne.

**Karl** (Emanuel) Albert, seit 1831 regierender König von Sardinien, wurde am 2. Oct. 1798 geboren. Mit ihm kam, nachdem die Hauptlinie des sardin. Hauses mit dem Könige Karl Felix ausgestorben war, die Nebenlinie Savoyen-Carignan auf den Thron. Dieselbe wurde 1656 von dem Prinzen Thomas Franz gestiftet und hatte ansehnliche Besitzungen in Frankreich, welche Karl Emanuel, der Vater des jetzt regierenden Königs, in der franz. Revolution dadurch sich erhielt, daß er das franz. Bürgerrecht annahm. Als 1800 Karl Emanuel starb, folgte ihm sein Sohn Karl Albert in den piemontes. und franz. Besitzungen unter Vormundschaft seiner Mutter, welche sich zum zweiten Male mit dem Fürsten von Montleart vermählte. Da sich die Prinzessin häufig in Dresden aufhielt, so erhielt der Prinz hier zum Theil seine Erziehung, auf welche große Sorgfalt verwendet wurde. Nachdem sich K. 1817 mit Marie Therese, einer Tochter des Großherzogs Ferdinand von Toscana vermählt hatte, lebte er auf seinen Stammgütern in Piemont, ohne an den Staatsgeschäften des Königreichs Sardinien Theil zu nehmen. Im Jahre 1821 brach die piemont. Revolution (s. Sardinien) aus, durch welche der damals regierende König Victor Emanuel genöthigt wurde, am 13. März die Regierung niederzulegen. Er ernannte zu seinem Nachfolger seinen Bruder Karl Felix, und während dieser abwesend war, zum Regenten den Prinzen K. Albert. Dieser war von den Urhebern des Aufstandes schon vor dessen Ausbruch von ihren Absichten in Kenntniß gesetzt worden, nahm nun als Regent die span. Constitution an und setzte eine Junta ein. Karl Felix erklärte jedoch von Modena aus alle seit seines Bruders Abdankung getroffenen Einrichtungen für ungültig, zugleich rückte ein östr. Heer gegen Piemont vor und K. Albert sah sich genöthigt, Turin heimlich zu verlassen und der Regentschaft zu entsagen. Von beiden Seiten wurde nun der Prinz angeklagt; während die revolutionnaire Partei seinem unsichern Benehmen das Mislingen des Unternehmens zuschrieb, wurde ihm vom Könige der Zutritt am Hofe untersagt. Nachdem sich der Prinz einige Zeit zu Florenz aufgehalten hatte, ging er nach Frankreich, machte 1823 im Heere des Herzogs von Angoulême den Feldzug nach Spanien mit und zeichnete sich bei mehren Gelegenheiten, namentlich vor Cadiz, aus. Nach seiner 1824 erfolgten Rückkehr hatten sich die frühern Misverhältnisse mit dem turiner Hofe ausgeglichen, 1829 erhielt er die Ernennung zum Vicekönig der Insel Sardinien und nahm nun seinen Wohnsitz zu Cagliari. Die Folgen der franz. Julirevolution machten sich auch in Savoyen fühlbar, doch gelang es dem Prinzen, durch seine persönliche Gegenwart die Gemüther zu beruhigen. Ebenso wenig gelangen die Pläne einer Verschwörung, welche bald nach seiner im Apr. 1831 erfolgten Thronbesteigung sich verbreitete und die den Zweck gehabt haben soll, den Herzog von Modena, einen Schwiegersohn des verstorbenen Königs Victor Emanuel, auf den Thron zu setzen. K. Albert wurde von der Mehrzahl der Bevölkerung mit Freuden als König empfangen, indem man große Hoffnungen auf Verbesserungen an seine Person knüpfte, welche er zum Theil auch alsbald rechtfertigte. Es wurden ebenso weise als zeitgemäße Veränderungen in der Rechtspflege vorgenommen. Die Anwendung der Todesstrafe wurde beschränkt, die bisher noch üblichen qualvollen Hinrichtungsarten wurden abgeschafft, Rechtsstreitigkeiten, deren Entscheidung bisher dem Könige vorbehalten gewesen war, wurden den Behörden überwiesen, und die Edelleute und Priester blieben nicht länger von den Zollabgaben befreit. Das Heer erhielt eine neue Gestaltung, mehre als unfreisinnig bekannte Minister wurden entlassen und in der Staatsverwaltung wurden Ersparnisse bezweckt. Obschon nun die Wünsche einer großen Anzahl sardin. Unterthanen nach einer auf Volksvertretung gegründeten Verfassung keine Erfüllung fanden, so herrschte doch im Ganzen eine solche Zufriedenheit mit der bestehenden Regierung, daß eine Unternehmung, wie die im Febr. 1834 versuchte, durch welche die Errichtung einer Republik beabsichtigt wurde, keine Beförderung finden konnte, und auch die 1836 auf der Insel Sardinien ausgebrochenen Unruhen haben nicht die beabsichtigten Folgen gehabt, obschon dieselben bezeugen, welche stete Wachsamkeit und Vorsicht der König nöthig hat. K. Albert hat sich hinsichtlich seiner politischen Stellung ganz an Östreich angeschlossen; er hat gegen die Besetzung Algiers durch die Franzosen protestirt und die neue Thronfolge in Spanien nicht anerkannt. (Vgl. Sardinien.)

**Karl** (Ludwig), regierender Herzog von Lucca, wurde am 22. Dec. 1799 zu Madrid geboren und ist der Sohn des 1803 gestorbenen Königs Ludwig von Hetrurien und der 1824 gestorbenen Infantin Marie Luise, einer Tochter des Königs Karl IV. von Spanien. Der jüngern oder span. Linie des Hauses Bourbon (s. d.) angehörend, war sein Großvater Ferdinand Herzog von Parma, und 1801 erhielt der Erbprinz Ludwig das neugegründete Königreich Hetrurien (s. d.). Als aber im folgenden Jahre der Herzog Ferdinand starb, so bemächtigte sich Frankreich Parmas. König Ludwig starb 1803 und K. Ludwig folgte seinem Vater unter Vormundschaft seiner Mutter als König von Hetrurien. Doch 1807 mußte Marie Luise die Regierung im Namen ihres Sohnes niederlegen und Hetrurien an Frank-

Digitized by Google

reich abtreten. Auch nach dem pariser Frieden 1814 bekam die Familie Bourbon Parma, Piacenza und Guastalla nicht wieder zurück, indem dieses an Napoleon's Gemahlin, Marie Luise, gegeben wurde. Durch einen 1817 zu Paris geschlossenen Vertrag wurde jedoch festgesetzt, daß nach dem Tode der Erzherzogin Marie Luise Parma an das Haus Bourbon zurückfallen solle. Indeß erhielt dieses das Herzogthum Lucca, welches, sobald Parma von dem Hause Bourbon in Besitz genommen wird, an Toscana abgetreten werden soll. Nachdem noch zwei Jahre seine Mutter die Vormundschaft geführt hatte, trat im Dec. 1819 K. Ludwig selbst nach erlangter Volljährigkeit die Regierung an und vermählte sich 1820 mit Marie Therese, einer Tochter des Königs Victor Emanuel von Sardinien. Nachdem sich 1825 die Schwester des Herzogs, Marie Luise, mit dem Prinzen Maximilian von Sachsen vermählt hatte, hielt sich K. abwechselnd längere Zeit in Dresden und an andern deutschen Höfen auf. (Vgl. Lucca.)

**Karl August**, Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach 1758—1828, war ein ebenso um die Ausbildung und den Wohlstand seines Volks, als auch um die deutsche Kunst und Wissenschaft überhaupt hochverdienter Fürst. Sein Vater war der Herzog Ernst August Konstantin, welchen er schon ein Jahr nach seiner 1757 erfolgten Geburt verlor, und seine Mutter, die hochgebildete Amalie, eine braunschweig. Prinzessin welche nach dem Tode ihres Gemahls noch einen Sohn gebar. Mit großer Klugheit führte die vortreffliche Frau die Regentschaft und leitete die Erziehung ihrer Söhne, denen sie früh einen lebhaften Sinn für alles Schöne, Edle und Große einflößte. Graf von Görtz ward auf Empfehlung des Königs von Preußen, Friedrich II., Gouverneur der beiden Prinzen und mit ihm und dem als geistreicher Schriftsteller bekannten von Knebel, reisten die Prinzen gegen Ende des Jahres 1774 nach Paris und in die Schweiz. Auf dieser Reise wurde K. mit Goethe bekannt und würdigte denselben bald seiner Freundschaft. Als K. sein 18. Jahr erreicht hatte, wurde er für mündig erklärt, und 1775 übernahm er selbst die Regierung. Bald darauf vermählte er sich mit Luise, Prinzessin von Hessen-Darmstadt. Nachdem K. 1786 in preuß. Kriegsdienste getreten war, machte er als Freiwilliger 1792 und 1793 den Feldzug gegen Frankreich mit und wurde 1797 preuß. Generallieutenant. Nach den Schlachten bei Jena und Auerstädt verwüsteten die Franzosen sein Land und dadurch sah er sich genöthigt, seine Entlassung aus dem preuß. Heere zu nehmen und sich im Dec. 1806 dem Rheinbunde anzuschließen. Als sich jedoch 1813 die Aussicht zur Befreiung vom franz. Joche eröffnete, schloß sich K. alsbald den Verbündeten an, trat 1814 in russ. Kriegsdienste und führte 25,000 M. Sachsen, Hessen und Russen nach den Niederlanden. Er nahm, nachdem er zu Paris und London gewesen war, am Congreß zu Wien Theil, durch welchen sein Land erweitert wurde und den Rang eines Großherzogthums erhielt. Er und sein Sohn Bernhard machten auch den Feldzug von 1815 mit. Eine Entschädigungssumme von 800,000 Thlrn. benutzte er, um den Wohlstand seines Landes, welcher durch den Krieg sehr gelitten hatte, wieder zu heben. K. war der erste deutsche Fürst, welcher die 1815 allen deutschen Ländern zugesagte landständische Verfassung in seinem Lande 1816 einführte. Überdies war er eifrig um Verbesserung der Rechtspflege und der Verwaltung, sowie um die Pflege der Wissenschaften auf der Universität Jena besorgt. Auch die Preßfreiheit beschützte er, bis die Ausschweifungen, zu welchen sich Unüberlegte hinreißen ließen, eine Beschränkung derselben nothwendig machten. Weimar wurde durch die Unterstützung und Theilnahme, welche sein Fürst talentvollen Männern angedeihen ließ, der Mittelpunkt der Poesie in Deutschland, welche hier ihre größten Pfleger hatte. Goethe, Herder, Wieland, Schiller, Musäus, Knebel und noch viele andere ausgezeichnete Männer lebten unter K.'s Schutz in Weimar. Denkmäler des ebenso das Nützliche wie das Schöne fördernden Fürsten sind der schöne Park, das von ihm nach dem Brande 1771 schöner aufgebaute Residenzschloß, der botanische Garten zu Belvedere, die Musterwirthschaften in Oberweimar und verschiedene andere. K. war auf der Rückreise von Berlin nach Weimar begriffen, als er 1828 plötzlich in Graditz bei Torgau starb. Seine Leiche ruht in Weimar bei Schiller und Goethe.

**Karl Friedrich**, seit 1828 regierender Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach, geb. zu Weimar am 2. Febr. 1783, ein Sohn des seit 1815 den Titel eines Großherzogs führenden, um die deutsche Poesie so hoch verdienten Karl August (s. d.) und dessen Gemahlin Luise, Tochter des Landgrafen Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt. Die vielen durch

Kunst und Wissenschaft ausgezeichneten Männer, welche an dem Hofe seines Vaters lebten, konnten nicht ohne Einfluß auf die Ausbildung des Prinzen bleiben. Seine Erziehung wurde namentlich von Herder und Böttiger geleitet. Zu seiner weitern Bildung unternahm der Prinz 1802 eine Reise nach Paris, und bald nach seiner Rückkehr wurde er 1804 mit Maria Paulowna, Großfürstin von Rußland und Tochter Kaiser Paul I., einer hochgebildeten Dame, vermählt. K. befand sich zu Petersburg, als er die Nachricht von dem



Digitized by Google

Tode seines Vaters erhielt; er kehrte alsbald nach seinem Lande zurück, beschwor die demselben 1816 ertheilte Verfassung und empfing die Huldigungen seines Volks. Durch Beschränkung des Jagdaufwandes und Verminderung des Wildstandes erwarb er sich den Dank vieler seiner Unterthanen; doch erhoben sich viele Stimmen für noch weitere Einschränkungen des Hofhaushalts, sowie für Wiederherstellung der seit 1823 aufgehobenen Öffentlichkeit der ständischen Verhandlungen. Unruhen, die bei der allgemeinen Bewegung im Jahre 1830 auch in Weimar rege wurden, wurden bald beschwichtigt, weil der Fürst mit strenger Gerechtigkeit auf Abstellung alles Dessen drang, welches denselben zur Nahrung hätte dienen können. (Vgl. Sachsen-Weimar-Eisenach.) Erbgroßherzog ist der am 24. Jun. 1818 geborene Prinz Karl Alexander August Johann. Außer diesem Sohne hat der Herzog noch zwei Töchter, von denen die ältere an den Prinzen Karl von Preußen, die jüngere an den Prinzen Wilhelm von Preußen vermählt ist. — Ein Bruder des Herzogs ist der 1792 geborene Herzog Karl Bernhard, Generallieutenant in niederländ. Diensten, welcher sowol als Krieger wie durch seine Reisen sich ausgezeichnet hat. Im Jahre 1825 unternahm er eine Reise nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, und nach seinem Tagebuche gab Professor Luden in Jena heraus: „Reise des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar-Eisenach durch Nordamerika" (2 Bde., Weimar 1828).

**Karl Ludwig**, Erzherzog von Östreich, Herzog zu Teschen und Generalfeldmarschall, ein ausgezeichneter Feldherr,

ward am 5. Sept. 1771 geboren und ist ein Sohn des Kaisers Leopold II., also ein Bruder des verstorbenen Kaisers Franz I. und Oheim des jetzt regierenden Kaisers Ferdinand von Östreich. Im J. 1793 betrat er die militairische Laufbahn und wurde Gouverneur der Niederlande. Nachdem er 1796 Reichsfeldmarschall geworden war, übernahm er den Oberbefehl über die Reichsarmee und die östr. Armeen am Rhein und kämpfte siegreich gegen die franz. Generale Moreau und Jourdan, welche er zwang, sich über den Rhein zurückzuziehen. Mitten im Winter nahm er 1797 das befestigte Kehl ein. Da indeß Bonaparte Fortschritte in Italien gemacht hatte, so begab sich K. Ludwig dahin und schloß die Friedenspräliminarien zu Leoben. Nach dem Wiederausbruche der Feindseligkeiten zeichnete sich der Erzherzog im Kampfe gegen den franz. General Jourdan in Schwaben und gegen den General Masséna in der Schweiz rühmlich aus, mußte sich jedoch, weil seine Gesundheit sehr angegriffen war, 1800 vom Heere zurückziehen. Er wurde Generalgouverneur von Böhmen. Bald jedoch sah er sich genöthigt, den Kriegsschauplatz wieder zu betreten, denn die Franzosen drangen siegreich in Östreich ein. Nach dem lüneviller Frieden wurde er mit dem Kriegsministerium beauftragt. Im J. 1805 commandirte K. Ludwig eine östr. Armee gegen Masséna in Italien, schlug ihn bei Caldiero und kehrte nach Deutschland zurück, wo Napoleon siegreich immer weiter vordrang. Nachdem der presburger Friede geschlossen worden war, wurde er oberster Chef des Hofkriegsraths und Generalissimus der gesammten östr. Armee. Als abermals der Krieg gegen Frankreich eröffnet worden war, führte er 1809 die östr. Hauptmacht nach Baiern, stellte sich Napoleon und seinem gewaltigen Heere entgegen und schlug sich mit großer Tapferkeit, wenn auch unglücklich, in der Schlacht bei Eckmühl (s. d.). Mit unerhörter Tapferkeit schlug hierauf K. und das östr. Heer die Schlacht bei Aspern (s. d.) und errang einen glänzenden Sieg, wogegen er bei Wagram (s. d.) wieder unglücklich war. Er zog sich mit seinem Heere in trefflicher Ordnung zurück. Bald darauf machte der Waffenstillstand dem Kampfe ein Ende und K. legte hierauf den Oberbefehl nieder, den er auch in der Folge nicht wieder übernahm. Nachdem Napoleon von der Insel Elba zurückgekehrt war, befehligte K. eine Zeit lang als Gouverneur von Mainz. Er vermählte sich 1815 mit der Prinzessin Henriette von Nassau-Weilburg und 1830 feierte zu Krems das dritte östr. Linieninfanterieregiment das funfzigjährige Jubiläum K.'s als Inhaber dieses Regiments. Der Erzherzog selbst war zugegen und begründete eine Stiftung, nach welcher zur Erziehung ihrer Töchter zehn unbemittelte Offiziere jährlich jeder 150 Gulden erhalten. Auch als militairischer Schriftsteller hat sich K. Ludwig ausgezeichnete Verdienste erworben durch zwei Werke, von denen das eine die Grundsätze der Strategie durch die Darstellung des Feldzugs von 1796 in Deutschland erläutert, das andere eine Geschichte des Feldzugs von 1799 in Deutschland und der Schweiz enthält.

**Karl** (Anton Friedrich), seit 1831 regierender Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen, der Sohn des Fürsten Anton Aloys Mainrad, wurde geb. den 20. Febr. 1785. Sein Vater war während der Kriegsverhältnisse zu Anfang dieses Jahrhunderts eifrig bemüht, die Selbständigkeit seines Landes zu erhalten, mußte jedoch diesem Bestreben manche Opfer bringen, indem der franz. Kaiser wiederholte Truppensendungen foderte. Nachdem die Kriegsgefahren vorüber waren, suchte der Fürst Anton seine Unterthanen auf alle Weise durch Einführung eines Zustandes der Ordnung und Thätigkeit zu beglücken. Der Prinz hatte sich 1808 mit Antoinette Murat, der Bruderstochter des Königs Joachim von Neapel, vermählt, nachdem dieselbe von Napoleon den Rang

Digitized by Google

ner Prinzessin erhalten hatte. Diese Verbindung schon nö-
higte ihn, das franz. Hauptquartier zu begleiten, und hier
urde er zu verschiedenen, zum Theil gefahrvollen Sendun-
en benutzt. Nach dem Frieden nahm K. an den Berathun-

en der obersten Behörden des Landes lebhaften Antheil und erschaffte sich auf diese Weise eine genaue Kenntniß von er Lage und den Bedürfnissen seiner künftigen Unterthanen. Nachdem sein Vater gestorben war, trat K. am 17. Oct. 831 die Regierung an, und während er dieselbe übrigens n Geiste seines Vaters fortführte, ließ er es eine seiner er- ten Sorgen sein, dem Lande eine ständische Verfassung zu eben, welche nach Beseitigung einiger Misverständnisse zu Stande kam. Erbprinz ist der 1811 geborene Prinz Karl Anton Joachim Zephyrin Friedrich Mainrad, der sich 1834 mit der Prinzessin Josephine von Baden vermählt hat.

**Karlsbad** ist eine Stadt im elnbogner Kreise des Kö- nigreichs Böhmen mit 3000 Einw., welche durch ihre heißen Heilquellen eine verdiente Berühmtheit erlangt hat. Den Namen des Orts leitet man vom Kaiser Karl IV. ab, wel- cher 1347 oder 1358 bei Verfolgung eines Hirsches auf der Jagd die heißen Quellen aufgefunden haben soll. Der Kai- er bediente sich auf Anrathen eines Arztes des Wassers und wurde durch dasselbe von einem Gichtschaden am Fuße voll- kommen hergestellt. Dort, wo jetzt der Stadtthurm steht, baute Karl IV. ein Schloß und durch die Vorrechte, welche er Ansiedlern zusicherte, hatte sich 1370 schon ein so ansehn- licher Ort gebildet, daß derselbe den Rang einer Stadt er- halten konnte. Dieselbe liegt in einer höchst romantischen Gegend, zu beiden Seiten des Flusses Tepel in einem en- gen Thale. Sie ist freundlich gebaut, hat mehre stattliche Gasthäuser mit geschmackvollen Sälen und ein nach dem Muster des manheimer erbautes Schauspielhaus. Eine große Anzahl mit Geschmack verschönerter und bequem eingerichte- ter Spaziergänge umgeben die Stadt, z. B. der Weg nach Klein-Versailles, welches auf einem abgeschiedenen Wiesen- grunde liegt, der Weg nach Hammer, nach dem Hirschsprung, nach Findlater's Tempel und Spitzsäule und nach dem Bel- vedere, der Chotek'sche Weg, die Vieruhrpromenade, der Dreikreuzberg, der Hans-Heilingsfelsen an der Eger, die Ruinen von Engelhaus u. s. w. Die Anzahl der jährlich hier Heilung suchenden, aus den fernsten Gegenden Europas zusammenströmenden Brunnengäste ist sehr ansehnlich; man kann jährlich auf mehr als 6000 Personen rechnen. Genauere Untersuchungen haben zu der sehr wahrscheinlichen Vermuthung geführt, daß die sämmtlichen warmen Quellen, von denen acht zu Heilzwecken benutzt werden, aus demselben großen unterirdischen Behältniß entspringen. Eine Kalkdecke liegt über demselben und über diese fließt die Tepel, sowie auch ein großer Theil der Stadt auf derselben steht. Das Wasser hat einen eigenthümlichen faden animalischen Geruch und einen Geschmack, welcher dem von versalzener Hühnerbrühe vergleichbar ist. Läßt man dasselbe an der Luft stehen, so trübt es sich, und es scheidet sich endlich ein gelbbräunlicher Niederschlag ab. Legt man in die heißern Quellen einen festen Körper, so überzieht sich derselbe mit einer steinigen bräunlichen Schale, welche die sogenannten Sprudelsteine bildet. Genaue chemische Untersuchungen haben gezeigt, daß die verschiedenen Quellen nur durch ihren Wärmegrad sich unterscheiden, nicht aber in Bezug auf ihre Bestandtheile und deren Mischungsverhältnisse. Die verschiedenen medicinisch angewendeten Quellen sind folgende: 1) der Sprudel, welcher eine Wärme von 59—60° R. hat und einen mehre Fuß hohen Springquell von solcher Stärke bildet, daß in jeder Minute mehr als 25 Eimer Wasser emporgefördert werden, und dessen Wasser die Wärme so festhält, daß noch beim Abflusse desselben in die Tepel Federvieh in ihm abgebrüht wird und Eier gehärtet werden; 2) der neue Sprudel oder die Hygieasquelle in der Nähe des Sprudels, von derselben Temperatur, aber mit schwächerm Strahl; 3) der Neubrunnen, dessen Wasser eine Temperatur von 48—50° R. hat; 4) der Mühlbrunnen mit einer Temperatur von 45—47° R.; 5) der Theresienbrunnen oder Gartenbrunnen von 42—45° R.; 6) der Bernhardsbrunnen von 55—57° R.; 7) der hochgelegene Schloßbrunnen; 8) der Spitalbrunnen von 46° R. Die sechs zuletzt genannten Quellen liegen auf dem andern Ufer der Tepel. Der Spitalbrunnen wird nur von den Kranken des Bernhardhospitals benutzt. Merkwürdig ist, daß der Schloßbrunnen, welcher eine Temperatur von 40° hatte, 1809 plötzlich verschwand und 1823 wiederkehrte, aber ohne den frühern Wärmegrad wieder zu erreichen. Außer den genannten kommen noch in mehren Privatwohnungen heiße Quellen vor, welche aber nicht benutzt werden. In der Nähe der Stadt findet sich noch eine Quelle, ein sogenannter Säuerling, welcher kalt ist und nur selten medicinisch angewendet wird. — Das karlsbader Salz wird durch Abdampfen des Mineralwassers und wiederholte Krystallisation gewonnen und häufig zur Unterstützung der Cur und ihrer Nachwirkungen angewendet. Dafür, daß die verschiedenen Quellen untereinander zusammenhängen, zeugt auch der Umstand, daß, wenn die gewöhnliche Ausströmung des Wassers, des Dampfs und Gases aus mehren Quellen gehemmt wird, die übrigen Quellen sich desto stärker ergießen, oder wol sogar neue Öffnungen in der Sprudeldecke sich gewaltsam bilden, welche Sprudelausbrüche genannt werden. — Das Wasser der karlsbader Heilquellen wirkt auflösend und abführend auf den Darmkanal, ohne jedoch denselben gleich andern Abfüh-

Digitized by Google

rungsmitteln zu schwächen. Außerdem erstrecken sich aber seine auflösenden und erregenden Wirkungen auch noch auf andere Theile des Drüsen- und Lymphsystems. Die Krankheiten, in welchen er mit Erfolg angewendet wird, sind im Allgemeinen schlechte Verdauung und langwierige Verstopfung, skrophulöse Übel, Gallenstein, Gelbsucht, Magenschmerz, Hämorrhoidalbeschwerden, Hypochondrie, Gicht, Harnsteine und andere Krankheiten der Urinwerkzeuge, Hysterie, Bleichsucht, Fettsucht, langwierige Hautausschläge, Melancholie, verschiedene Nervenleiden u. s. w. Bei allen diesen Leiden kommt es jedoch wesentlich auf die Ursachen an, aus denen sie hervorgegangen sind, denn nur dann, wenn sie von Unthätigkeit der Organe, Schleimanhäufung u. dgl. abzuleiten sind, wird K. heilsam sein. Alle Kranke, welche aufregende Mittel vermeiden müssen, dürfen auch K. nicht brauchen, also solche, die durch Säfteverlust und andere schwächende Ursachen erkrankt sind, deren Blut zu Zersetzung geneigt ist, bei denen innere Vereiterung der Organe stattfindet. Schwangere, Vollblütige, Schwindsüchtige, Wassersüchtige, am Skorbut, organischen Fehlern des Herzens, Krebs, Venerie Leidende dürfen hiernach das karlsbader Wasser nicht trinken. Im Allgemeinen soll man sich desselben nicht ohne Anrathen und fortwährende Berathung des Arztes bedienen. Auch die Wahl der Quelle hängt von der Bestimmung des Arztes ab, denn wegen der verschiedenen Temperatur der Quellen ist ihre Wirkung auf den kranken Organismus sehr verschieden. Endlich muß der Kranke seine ganze Lebensweise, besonders in Bezug auf Essen und Trinken, den Vorschriften des Arztes gemäß einrichten, wenn ihm der Genuß des Wassers nicht vielmehr schaden als nützen soll. Frisches Obst, Backwerk, Salat und überhaupt alle sauren Speisen müssen streng gemieden werden. Nicht nur aber getrunken wird das karlsbader Wasser, sondern man wendet namentlich das Wasser des Strudels auch zu Klystiren, sowie zu Wannen- und Dampfbädern an. Die wohlthätigen Wirkungen des karlsbader Wassers treten selten früher als nach einer vierwöchentlichen Cur in dem Grade ein, daß man diese als beschlossen ansehen darf, in vielen Fällen erfolgt die Heilung erst nach wiederholtem Gebrauch in aufeinander folgenden Jahren oder in demselben Jahre nach einer Wiederholung des Trinkens. Die eigentliche Curzeit währt in K. vom Anfang Mai bis Ende September, und am besuchtesten ist das Bad von Mitte Juni bis Mitte August. — Neuere Schriften über K. sind: Ryba, „Karlsbad und seine Heilquellen, ein Handbuch für Curgäste" (Prag 1828); Gerle, „Böhmens Heilquellen" (Prag 1829), und der von dem Badearzte de Carro jährlich herausgegebene „Almanac de Carlsbad".

**Karlsbader Beschlüsse.** Unter diesem Namen sind die Verfügungen bekannt, welche in Folge eines zu Karlsbad abgehaltenen deutschen Ministerialcongresses am 20. Sept. 1819 für die deutschen Bundesstaaten erlassen wurden. Der wesentliche Inhalt derselben war: 1) es sollte durch eine provisorische Executionsordnung die Ausführung derjenigen Beschlüsse in den deutschen Bundesstaaten sichergestellt werden, welche die Bundesversammlung zur Erhaltung der innern Sicherheit, öffentlichen Ordnung und zum Schutze des Besitzstandes fassen würde; 2) Curatoren oder Regierungsbevollmächtigte sollten an den deutschen Universitäten über den Geist der Lehrer, die Disciplin und die geheimen Verbindungen der Studenten wachen; 3) periodische und weniger als 20 Bogen starke Druckschriften sollten vorläufig auf fünf Jahre und dann weiter auf unbestimmte Zeit einer strengen Censur unterworfen, namentlich nicht gestattet sein, daß in einem Bundesstaate Schriften erschienen, in denen ein anderer Bundesstaat angegriffen und herabgesetzt würde; auch sollte die Bundesversammlung zur Unterdrückung staatsgefährlicher Schriften befugt sein; 4) von sieben erwählten Regierungen (Östreich, Preußen, Baiern, Hanover, Baden, Hessen-Darmstadt und Nassau) sollte eine Centraluntersuchungscommission eingesetzt werden, welche die in Deutschland verbreiteten und der öffentlichen Ruhe gefährlichen revolutionnairen Umtriebe und demagogischen Verbindungen untersuchen sollte. Diese Commission nahm ihren Sitz zu Mainz und wurde 1828 geschlossen. Weitere Ministerconferenzen wurden noch 1819 zu Wien abgehalten, deren Resultat die Schlußacte vom 15. Mai 1820 war.

**Karlsruhe**, die Hauptstadt des Großherzogthums Baden, liegt etwa anderthalb Stunden vom Rheine entfernt am Hardtwalde, der bis dicht an die Stadt reicht, und ist sehr regelmäßig gebaut. Die Straßen sind sämmtlich breit und laufen in Gestalt eines Fächers vom Schloßplatze oder dem sogenannten Cirkel aus. Das Schloß selbst, das älteste Gebäude von K., ward 1715 erbaut; es ist sehr elegant, hat außer andern wissenschaftlichen und Kunstsammlungen eine Bibliothek und stößt an den großen Schloßgarten, mit dem der Fasanen- und botanische Garten in Verbindung stehen. Unter den übrigen Gebäuden sind besonders die evangelische und die katholische Kirche, beide vom Architekten Weinbrenner aufgeführt, bemerkenswerth; außerdem die Synagoge im orientalischen Geschmack, das Ständehaus, Rathhaus und Museum. Unter den wissenschaftlichen Anstalten zeichnen sich das Lyceum und besonders die vortreffliche polytechnische Anstalt aus; auch sind ein evangelisches Schullehrerseminar, eine Bibelgesellschaft, eine Gemäldegalerie, ein Alterthums- und Naturaliencabinet und mehre andere Sammlungen vorhanden. K. ist Sitz der Ständeversammlung, hat etwa 21,000 Einw. und einige Bijouterie-, Tapeten-, Tabacks- und Stärkefabriken.

**Karlstadt** wurde nach seinem Geburtsorte in Franken Andreas Bodenstein genannt, welcher sich zur Zeit der Kirchenreformation bekannt gemacht hat. Derselbe war ein gelehrter Mann, Archidiakonus, Kanonikus und Professor der Theologie zu Wittenberg, und unterstützte kräftig das von Luther begonnene Reformationswerk. Zu Leipzig hielt K. mit Dr. Eck 1519 eine berühmt gewordene Disputation über die Lehre von der göttlichen Gnade, indem K. die streng Augustinische Lehre vertheidigte. Als Luther 1520 vom Papste in den Bann gethan wurde, so traf dieser auch K. als einen Anhänger Luther's. K. appellirte nun öffentlich vom Papst an ein allgemeines Concilium. Mit großem Eifer trat K. auf, sprach sich namentlich für die Ehe der Geistlichen aus und ging endlich, während Luther auf der Wartburg verborgen war, so weit, daß es zu tumultuarischen Auftritten kam. Bei Gelegenheit des Weihnachtsfestes 1521 begann K. in der Schloßkirche zu Wittenberg die Messe in deutscher Sprache abzuhalten, das Abendmahl in beiderlei Gestalt auszutheilen, die Beichte wegzulassen und das Volk

Digitized by Google

zur Zerstörung der Beichtstühle, Altäre und Heiligenbilder anzuleiten. Als Luther von diesen Unordnungen Kunde erhielt, verließ er, ohne erst die Erlaubniß des Kurfürsten eingeholt zu haben, die Wartburg und kehrte nach Wittenberg zurück, wo es ihm auch bald gelang, die Ordnung wiederherzustellen. K. hielt zwei Jahre lang Ruhe, im J. 1524 aber begab er sich nach Orlamünde, vertrieb den Pfarrer und wiederholte mit dem von ihm aufgeregten Volke die frühern Auftritte, sodaß sich Luther genöthigt sah, in Jena gegen dieselben zu predigen. Nun trat auch K. gegen Luther in Wort und Schrift auf, und weil er schon vorher mit den Bilderstürmern in Zwickau und den Ruhestörern in Mühlhausen in Verbindung getreten war, so verbannte ihn der Kurfürst von Sachsen aus seinem Lande. K. trat besonders in der Lehre vom Abendmahl Luther entgegen, indem er die leibliche Gegenwart Christi im Abendmahl bestritt. Da Zwingli auf K.'s Seite trat, so entstand hieraus die Trennung der reformirten und protestantischen Kirche. Unstät und flüchtig, in das tiefste Elend versunken, irrte K. in Deutschland umher und mußte endlich Luther selbst um Hülfe bitten. Dieser verschaffte ihm auch, nachdem K. versprochen hatte, seine abweichenden Ansichten ferner bei sich zurück zu behalten, eine Zufluchtsstätte in Kemberg, wo er fast drei Jahre, mit Feldbau und einem kleinen Handel sich nährend, lebte. Bald aber fing er neue Unordnungen an und entwich endlich 1528 nach der Schweiz, wo er erst Pfarrer zu Altstädt am Rhein, 1530 Diakonus in Zürich und endlich 1531 Prediger und theologischer Professor zu Basel wurde, fortan ein ruhiges Leben führte und 1541 oder 1543 starb. Wie unbesonnen auch die Art war, in welcher K. auftrat, so ist doch anzuerkennen, daß er nur von redlicher Begeisterung für die Wahrheit, welche er erkannt zu haben glaubte, sich hinreißen ließ.

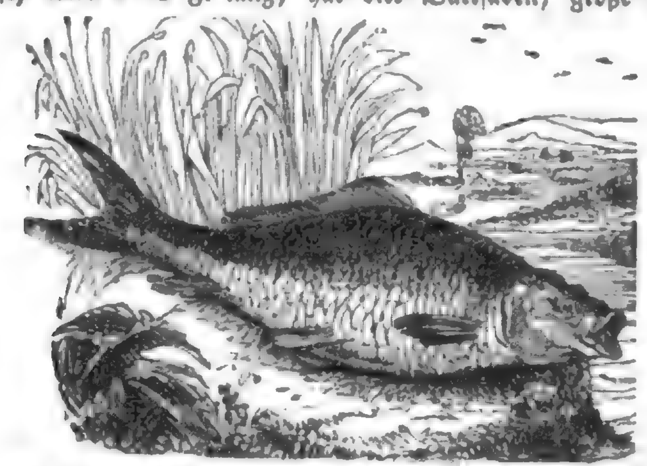
**Karmel** ist ein Vorgebirge Palästinas an der Südseite des Meerbusens von Ptolemais, dem heutigen Akka, am mittelländischen Meere. Durch eine Hügelreihe, deren Ausgangspunkt es bildet, hängt es in nordöstlicher Richtung mit dem Libanon zusammen. Das Gebirge selbst besteht aus einer Berg- und Hügelreihe, die acht Meilen im Umfang hat, ist wohlbewässert, anmuthig und sehr fruchtbar, und auf dem nur wenige hundert Fuß über die Meeresfläche erhabenen Gipfel mit Wäldern und grasreichen Triften bedeckt. Wegen der vielen Höhlen und Grotten, die der Karmel enthält und deren man gegen 2000 zählt, war er von jeher den Verfolgten und Einsiedlern ein erwünschter Zufluchtsort, und noch jetzt zeigt man die Höhle, die einst der Prophet Elias bewohnt haben soll. Ein Kreuzfahrer, Berthold aus Calabrien, der um 1156 bei dieser Höhle für einige Genossen in den Trümmern eines verfallenen Klosters Hütten baute, wurde der Gründer des Ordens Unserer Lieben Frauen vom Berge Karmel. Die Mönche dieses Ordens verleugnen aber diesen Stifter und nennen als solchen den Propheten Elias, erzählen auch, daß alle spätern Propheten und heiligen Männer dem Orden angehört hätten. Seine Regel erhielt der Orden von dem Patriarchen Albrecht von Jerusalem, nach der die Ordensglieder, die *Karmeliter*, vereinzelt in Zellen wohnen, häufige Fasten halten und ein tiefes Stillschweigen beobachten mußten. Durch Papst Honorius III. wurde der Orden 1224 bestätigt. Als mit dem Verluste des heil. Landes die Karmeliter ihren Aufenthalt aufgeben mußten, wandten sie sich nach Cypern und Sicilien, von wo aus sie sich über das ganze Abendland verbreiteten. Seitdem wurde nicht nur ihre Regel vielfach verändert und gemildert, sondern sie erhielten auch die Privilegien der Bettelorden und nahmen statt der früher weiß und braun gestreiften Ordenskleidung eine ganz braune an.

**Karmin** ist der hochrothe Farbestoff, welcher durch Niederschlag aus einer Auflösung der Cochenille gewonnen wird. Die Bereitung geschieht auf verschiedene Weise. Der gewöhnliche Karmin wird mit Alaun bereitet und ist aus dem Farbestoff, etwas thierischem Stoffe, Thonerde und einer Säure chemisch zusammengesetzt. Der eigentliche *Karminstoff* oder das *Coccusroth* bildet, für sich dargestellt, purpurrothe krystallinische Körner oder eine hochrothe syrupartige Masse. Durch Eintauchen von Leinwandlappen in die wässerige Abkochung der Cochenille erhält man die *rothen Schminkläppchen*. Die Maler gebrauchen unter dem Namen *flüssiger Karmin* eine Auflösung von Karmin in verdünntem Ammoniak. Der beste Karmin kommt aus Wien, der theuerste aus Paris. Geringere Sorten pflegen mit Thonerde und Zinnober verfälscht zu sein. Der sogenannte *blaue Karmin* ist nichts Anderes als gefällter Indigo und der *braune Karmin* gereinigtes Umbraun.

**Karpaten** (die) sind eines der drei größten Gebirge Europas. Zwar erheben sich ihre Gipfel nicht zu einer so beträchtlichen Höhe, wie manche Berge in den Alpen und Pyrenäen, aber die Längenausdehnung derselben ist sehr bedeutend und beträgt mehr als 100 Meilen, während die Breite verhältnißmäßig sehr gering ist. Die Vorgebirge beginnen im östreichischen Schlesien, die Karpaten selbst laufen in einem ungeheuern Bogen nach N., O. und S. von Presburg an der Donau bis oberhalb Orsowa an demselben Strome, und scheiden Ungarn und Siebenbürgen von Mähren, Schlesien, Galizien, der Moldau und der Walachei. Die Vorgebirge, welche auf der Grenze zwischen Ungarn, Schlesien und Galizien liegen, heißen *Beskiden*; jene, welche Mähren von Schlesien trennen, nennt man gewöhnlich das *Gesenkergebirge*. Der höchste Zug der Karpaten, welcher aber nur etwa zehn Meilen lang ist, heißt *Tatra*, und liegt in den ungar. Gespanschaften Zips und Liptau. Nur ein Berg, Ruska Poyana, erreicht eine Höhe von 9300 F., die lomnitzer Spitze hat 7950, die eisthaler Spitze 8200 F. Höhe. Diese letztere ist auch der einzige Punkt des Gebirges, wo man Gletscher antrifft. Im Allgemeinen sind die Karpaten höchst malerisch, aber schroff und wild, denn die herrlichen Wiesenmatten und die klaren Seen, welche den Gebirgslandschaften der Alpen einen so anziehenden Reiz verleihen, sind hier nicht vorhanden. An vielen Stellen findet man noch bis zu 3000 F. Meereshöhe Buchen- und Eichenwaldungen; Gemsen und Murmelthiere trifft man in geringerer Zahl als in den Alpen, desto häufiger sind Bären und Wölfe. Der Nordostabhang ist reich an Salz, aber arm an edeln Metallen, welche dagegen auf der Südseite in Ungarn und Siebenbürgen so häufig gefunden werden, daß diese beiden Länder zu den goldreichsten Europas gehören. Von den Karpaten strömen eine Menge von Flüssen herab; von den Beskiden kommt die Weichsel; die Donau empfängt aus ihnen sehr beträchtliche Zuflüsse, vom

Nordostabhange z. B. Pruth, Sereth, Moldau, vom Südabhange Waag und Theiß.

**Karpfen** heißt im Allgemeinen eine Art Flußfische, welche sich durch einen elliptisch zusammengedrückten Körper, große Schuppen, kleinen zahnlosen Mund mit verschiebbaren Lippen, starken Zähnen im Schlunde auszeichnen und von Pflanzen, Schlamm und Würmern leben. Zu dieser Gattung gehören die Ellritze, der Weißfisch, der Gründling, die Barbe, der Blei, die Karausche und andere. Unter diesen bilden eine eigne Art die eigentlichen *Karpfen*. Dieser Fisch wird 4—5 F. lang, hat vier Bartfaden, große ge-



streifte Schuppen, ist auf dem Rücken bläulich, an den Seiten gelblich und auf dem Bauche weißlich. Die Rückenflosse zeichnet sich durch Länge aus, die Afterflosse ist stachelartig gezahnt, die untere Flosse röthlich. Man findet Karpfen in Flüssen, Seen und Teichen und unterscheidet hiernach *Fluß-*, *See-* und *Teichkarpfen*. Man sagt, daß die Karpfen über 200 Jahre alt werden und ein Gewicht von 70 Pfd. erlangen können. Sie haben ein zähes Leben und man kann sie daher sowol im Sommer in Fischhältern und in Cisternen im Keller aufbewahren und mit Brot und Salat erhalten, als auch im Winter lebendig weit verschicken, wenn man sie in Schnee einpackt und ihnen ein in Wein oder Branntwein getauchtes Stückchen Brot ins Maul steckt. In Holland soll man sie, wenigstens früher, in Kellern in feuchtes Moos eingeschlagen, mit Semmel und Milch gemästet haben. Auch castrirt man sie, um sie fetter zu machen. Das Fleisch der Karpfen ist sehr beliebt und wohlschmeckend und zwar ist das der Flußkarpfen das beste. Das Fleisch der Karpfen, welche in Wasser mit schlammigem Grunde leben, nimmt einen moorigen Geschmack an. Vom Oct. bis in den April sind die Karpfen am wohlschmeckendsten. — Eine besondere Abart ist der *Spiegelkarpfen*, welcher wenige, aber die des gemeinen Karpfens an Größe dreimal übertreffende Schuppen auf dem Rücken und an den Seiten hat und übrigens unbeschuppt ist. Der Karpfen läßt sich in Fischbehältern so abrichten, daß er auf den Ton einer Glocke oder Pfeife zur Fütterung herbeikommt.

**Kartätsche** nennt man eine Menge eiserner oder bleierner Kugeln, welche auf verschiedene Art zu einem Ganzen verbunden und so gemeinschaftlich aus einem Geschütz gegen den Feind geworfen werden. Gewöhnlich wiegt von den einzelnen eisernen Kugeln jede so viel Loth, als das Kaliber des Geschützes nach Pfunden ausgedrückt in solchen beträgt, und diese Kugeln pflegt man geordnet oder ungeordnet in eine blecherne Büchse zu thun. Zur Erhöhung der Wirksamkeit der Ladung wird auf den hölzernen Boden der Büchse, der auf das Pulver im Geschütz aufgesetzt wird, ein Spiegel von Sturzblech gelegt. Bei geringen Entfernungen nimmt man eine größere Anzahl kleinerer Kugeln, während bei größern Entfernungen vortheilhafter eine kleinere Anzahl größerer Kugeln angewendet wird. Eine Art jetzt fast ganz abgekommener Kartätschen sind die *Trauben*, welche aus Zwölf- und Vierundzwanzigpfündern geschossen wurden und aus einpfündigen Kugeln bestanden, die um eine Spindel gelegt und in einen leinenen Sack gebracht waren, welcher dann durch Umwickelung mit einer starken Schnur weitere Festigkeit erhielt.

**Karthago** war die wichtigste Stadt Afrikas im Alterthume, die Hauptstadt einer mächtigen Republik, welche einen sehr ausgebreiteten Handel trieb und eine lange Zeit mit Rom um die Weltherrschaft kämpfen konnte. Ihr Gebiet wurde auch das eigentliche Afrika oder Libya genannt, denn die Alten rechneten Ägypten noch zu Asien. Karthago, die Stadt, lag auf einer Halbinsel ohnweit von dem heutigen Tunis, war groß und schön gebaut und hatte 5—6 Meilen im Umfange, und zur Zeit seiner schönsten Blüte gegen 700,000 Einw. Andere berühmte Städte in dem Gebiete K.'s waren Utica, Tunes, Adrumetum und andere. Der Ursprung K.'s ist ganz in Mythen gehüllt, aus denen nur soviel mit Gewißheit hervorzugehen scheint, daß es eine Pflanzstadt der Phönizier war. Dido, heißt es, soll nach der Ermordung ihres Gemahls, des reichen Sichäus, von ihrem Bruder Pygmalion, König von Tyrus in Phönizien, welcher des Sychäus Schätze an sich zu reißen trachtete, geflohen sein. Da sie nur Männer an Bord ihrer Schiffe genommen hatte, so nahm sie auf Cypern noch eine Anzahl junger Weiber auf, um eine Colonie gründen zu können, und landete dann bei Utica, einer tyrischen Pflanzstadt an der afrikan. Küste. Hier wurde sie freundlich aufgenommen und von den Eingeborenen des Landes erkaufte sie ein Stück Landes, so groß als sie mit einer Kuhhaut würde umspannen können. Sie zerschnitt aber die Kuhhaut in dünne Riemen und umspannte so mit der Haut ein stattliches Stück Landes, auf welchem sie die Burg Byrsa erbaute. Das Zeitalter der Dido wird um 888 v. Chr. angenommen. Virgil aber erzählt, daß Äneas, obgleich nach der geschichtlichen Annahme 200 Jahre älter, nach Afrika gekommen sei, hier mit Dido der Liebe gepflegt und endlich ihr heimlich entflohen sei, worauf Dido aus Verzweiflung sich umgebracht haben soll. Die Bewohner von K. hießen nach ihrer Abstammung *Punier*, welches Dasselbe wie Phönizier, und K. hieß in phönizischer Sprache *Karthadala*, welches Neustadt bedeutet. Die Verfassung des Staats war in der Form republikanisch. Zwei jährlich neuerwählte Suffeten (den röm. Consuln entsprechend) standen an der Spitze des Staats, ihnen zur Seite ein Senat, und die Aufsicht über die Feldherren des Staats hatte ein engerer Ausschuß aus dem Senate. Wenn zwischen den Suffeten und dem Senat eine Meinungsverschiedenheit eintrat, so entschied das Volk. Bald breitete sich der Staat durch seine Handelsverbindungen und die Begründung neuer Colonien weithin aus. Auf der hö-

Digitized by

arischen Inseln, auf Sardinien, Corsica, in Spanien bei Gades (Cadiz) herrschten die Punier. Auch in Afrika wur-en Eroberungen gemacht und endlich sogar Utica zur Un-erthänigkeit unter dem Namen der Bundesgenossenschaft ge-racht. Mit den Phocäern kämpfte K. siegreich um Corsica. Wie weit vorgeschritten die Punier sein mußten, davon zeugt es Hanno's Umschiffung Afrikas um 450 v. Chr., auf elcher er bis zur Küste von Guinea kam. Mit den Rö-ern sollen die Karthager schon 509 einen Handelsvertrag emacht haben. Auf Sicilien trafen die Punier mit den Griechen feindlich zusammen und waren die Bundesgenossen er gegen Griechenland kämpfenden pers. Könige Darius Hystaspes und Xerxes. An demselben Tage, an welchem Xerxes von den Griechen (s. Griechenland) bei Salamis 80 geschlagen wurde, unterlagen die Punier bei Himera em Gelon von Syrakus. Im Frieden wurde festgesetzt, aß die Karthager eine Entschädigungssumme bezahlen, zwei Tempel bauen und die Menschenopfer abschaffen sollten. Von Egesta gegen Syrakus zu Hülfe gerufen, führten ie Punier vier Kriege mit Dionys dem Ältern, Tyrannen on Syrakus, aus welchen sie endlich (368) nach mancher-ei Schwankungen des Kriegsglücks als Sieger hervorgingen, ndem sie zugleich Besitzungen in Sicilien gewannen. Als ie aber noch weiter um sich zu greifen suchten, rief Dionys er Jüngere, der sie vergebens zu befriedigen versucht hatte, ie Korinther zu Hülfe, welche sie 340 zu Wasser und zu ande schlugen. Ein zweiter Handelsvertrag war 348 mit Rom abgeschlossen worden. Die Grausamkeiten des Tyran-en Agathokles von Syrakus gaben den Karthagern neue Gelegenheit, sich in die sicil. Angelegenheiten zu mischen, nd 317 nahmen sie ganz Sicilien ein, mit Ausnahme des sten Syrakus, welches sie belagerten. Agathokles aber setzte ach Afrika über, machte schnelle Fortschritte und bedrohte ogar K., wo sich Bomilkar der Herrschaft bemächtigen wollte. ber bald erholte sich das Volk vom ersten Schreck, Bomil-ar wurde gekreuzigt, Agathokles geschlagen und vertrieben. Ein vortheilhafter Friede beschloß 314 diesen Krieg. Im-er weiter griffen die Punier um sich, und schon mußten nen fast alle Sicilier gehorchen, als diese 276 den mäch-gen König Pyrrhus von Epirus zu Hülfe riefen, welcher en Karthagern fast alle ihre Besitzungen entriß und seinen Sohn zum König von Sicilien ernannte. Durch seine Härte achte sich Pyrrhus aber auch den Siciliern verhaßt, sah h endlich genöthigt, sich zurückzuziehen und verlor eine Seeschlacht. Er floh nach Tarent, wo ihn nun die Rö-er vom Lande, die Punier vom Meere aus belagerten, wo-rch jedoch die heimliche Eifersucht dieser beiden nach Welt-errschaft strebenden Völker genährt wurde. Der erste der enannten punischen Kriege (264—241) zwischen om und K. brach aus, als die Römer der sicil. Stadt Messana Hülfe gegen die Karthager sendeten. Lange schwankte s Kriegsglück, beide mächtige Staaten waren erschöpft, s der Sieg des Römers L. Luctatius Catulus über den Hamilkar Barkas die Punier nöthigte, einen schmachvollen rieden zu schließen, nach welchem sie ganz Sicilien aufge-n und eine bedeutende Geldsumme an Rom zahlen muß-n. Innere Unruhen brachen hierauf in K. aus und wurden it Mühe gedämpft, die Römer unterstützten einen Aufruhr Sardinien und bemächtigten sich endlich der Insel. Ha-milkar suchte sein Vaterland durch großartige Eroberungen in Spanien zu entschädigen. Nachdem er in der Schlacht gefallen, setzte das unternommene Werk Asdrubal fort und baute Karthagena. Die Römer suchten durch einen Vertrag diesen Eroberungen Grenzen zu setzen, aber Hannibal (s. d.), Sohn des Hamilkar, welcher nach Asdrubal's Ermordung Feldherr wird, überschreitet jene Grenzen und es entbrennt der zweite punische Krieg (218—201), in welchem Hanni-bal siegreich nach Italien dringt, aber von K., wo der Se-nat sich in zwei Parteien gespalten hatte, verlassen, und durch die Siege der Römer in Spanien, durch die Nieder-lage seines Bruders Asdrubal, endlich durch die Landung des Scipio in Afrika gezwungen wird, nach seinem Vater-lande zurückzukehren. Nach der Niederlage bei Zama sieht sich K. genöthigt, die härtesten Friedensbedingungen 201 einzugehen. Es muß eine große Summe (über 13 Millio-nen Thaler) bezahlen, alle Kriegsschiffe, bis auf zehn Drei-ruderer, ausliefern, darf ohne Roms Bewilligung weder Krieg führen noch Frieden schließen. Hannibal, verleumdet und verfolgt, muß von K. entfliehen. Dieses wird von Masinissa ungerecht angegriffen, findet bei den Römern keine Gerechtigkeit und sucht sich endlich diese selbst zu verschaffen, welches die Römer für Friedensbruch erklären und die Zer-störung K.'s beschließen. Mit dem Muthe der Verzweiflung wird die Stadt im dritten punischen Kriege (148—146) ver-theidigt, erliegt aber dem Publius Cornelius Scipio und wird zerstört. Von Julius Cäsar oder Augustus wurde sie nachmals wieder aufgebaut, gegen Ende des 7. Jahrh. n. Chr. aber völlig zerstört.

Die Karthager besaßen zur Zeit ihrer Blüte große Gü-ter, welche durch den Handel aufgehäuft wurden; genauere Kenntnisse von ihrem geistigen Leben besitzen wir aber nicht, denn ihre Literatur ist verloren gegangen, und bei ihnen selbst war es verboten, Griechisch zu lernen, damit die erlangten, besonders geographischen und auf Erfindungen bezüglichen Kenntnisse nicht weiter verbreitet würden. Ihre Religion beruhte ursprünglich auf Naturverehrung und ihre vornehm-sten Gottheiten waren: Baal oder Moloch, der Sonnen-gott, die zeugende Kraft, und Astarte, die gebärende Natur.

**Karthäuser** (die) sind ein bekannter sehr strenger geist-licher Orden, welcher von dem heiligen Bruno 1086 gestif-tet worden ist. Dieser wurde um 1040 zu Köln geboren und studirte zu Rheims. Mismuthig über die Sittenlosig-keit der Zeit begab er sich mit sechs gleichgestimmten Freun-den in die Einsamkeit, und zwar auf den Rath des heiligen Hugo's, Bischofs von Grenoble, in einer einsamen Gegend, vier Stunden von Grenoble, welche la Chartreuse hieß und von welcher der Orden, sowie seine Klöster, die Karthau-sen, den Namen erhielten. Von seinem ehemaligen Schü-ler, dem Papst Urban II., nach Rom berufen, schlug Bruno jede geistliche Würde aus und erlangte 1094 die Erlaubniß, eine zweite Karthause in der Einsamkeit von della Torre in Calabrien zu stiften. Hier lebte und starb er 1101. Im Jahre 1628 wurde Bruno in die Zahl der Heiligen aufge-nommen. Bruno hinterließ seinen Anhängern keine bestimmte Regel, diese bildete sich erst allmälig aus. Von ihrem fünften Prior, Guido (gest. 1137), erhielten die Karthäuser die Vor-schrift des ewigen Stillschweigens und der Einsamkeit noch



Digitized by Google

außer den gewöhnlichen Mönchsgelübden; 1176 wurde der Orden vom Papste bestätigt, und erst 1581 kam die vollständige Regel der Karthäuser zu Stande, welche der Papst bestätigte. Die Karthäuser haben sich stets durch Bildung, Wohlthätigkeit und Gastfreiheit ausgezeichnet. Ihre Beschäftigung war der Gottesdienst, Handarbeit und Bücherabschreiben; Fleischspeisen waren ihnen gänzlich verboten, strenge Mäßigkeit ihre Pflicht; nur bei besondern Gelegenheiten durften sie in Gesellschaft speisen, jährlich mußten sie fünf Mal zur Ader lassen, nur an einigen Stunden des Donnerstags und an den Capiteltagen durften sie sprechen. Die Ordenskleidung war ganz weiß mit einem schwarzen Mantel, und die Laienbrüder zeichneten sich durch den Bart und ein kürzeres Scapulier aus. Seit dem Jahre 1616 kamen auch Karthäuserinnen auf, deren Regel etwas weniger streng war. Sie gingen gleichfalls weiß gekleidet mit einem schwarzen Schleier. Der jedesmalige Prior der Karthause bei Grenoble war der General des ganzen Ordens. Diese in einer wildromantischen Gegend gelegene Karthause ist unten abgebildet. Man kann zu ihr nur auf einem höchst beschwer-

lichen Wege gelangen, denn sie liegt in einem engen, zum Theil von ganz steilen Felswänden umgebenen Thale, welches acht Monate des Jahres von Schnee umlagert ist. In Folge der franz. Revolution wurde das Kloster aufgehoben und seine Besitzungen verkauft, doch ist es 1816 wieder eingerichtet worden.

**Kartoffeln**, auch Erdäpfel, Erd- oder Grundbirnen, Knollen oder Düften sind die bekannten überaus nützlichen Wurzelknollen einer aus Amerika stammenden Pflanze (lat. Solanum tuberosum), welche eine Art Nachtschatten ist. In mehren Gegenden Südamerikas, namentlich in Peru und Chile, sind die Kartoffeln einheimisch, eine andere Art findet sich auch in Mexico. Der Sklavenhändler Hawkins brachte die Kartoffel zuerst 1565 aus Peru nach Europa. Wieder vergessen kam sie zum zweiten Mal durch Franz Drake 1585 aus Virginien nach England, und derselbe gab sich Mühe, ihre Anpflanzung in England allgemein zu machen. Von hier breiteten sich die Kartoffeln nach den Niederlanden, Frankreich und Deutschland aus. Der Bauer Hans Rogler aus Selb im Voigtlande brachte sie 1647 nach Sachsen, ihre größere Verbreitung daselbst geschah jedoch erst 1717 durch den General von Mittau; 1708 kamen sie in das Mecklenburgische, 1710 durch den Waldenser Ant. Seignoret, der zu Nürnberg sich niedergelassen, nach Würtemberg. Zu Paris wurden bereits 1616 Kartoffeln an der königl. Tafel als Seltenheit gespeist. Erst seit 1780 sind sie in Deutschland als Feldfrucht angebaut worden. Ihrer größern Verbreitung stand besonders das Vorurtheil entgegen, daß man sie, als zu einer in den meisten Arten giftigen Gewächsfamilie gehörig, ebenfalls für der Gesundheit nachtheilig hielt. Nachdem dieses und einige andere Vorurtheile überwunden worden, nachdem man die große und vielseitige Nutzbarkeit der Kartoffeln immer mehr kennen gelernt, hat ihre Ausbreitung mit Riesenschritten zugenommen und man findet sie jetzt fast auf der ganzen bewohnten Erde bis hoch in den Norden, z. B. in Kamtschatka. Durch den Anbau haben sich unter den Kartoffeln sehr viele verschiedene Arten gebildet, die sich theils durch Gestalt, innere Beschaffenheit, Farbe, Größe und Menge der Knollen, theils auch durch Gestalt und Farbe der Blätter und Blüten unterscheiden. Man kennt ungefähr 80 Sorten und unterscheidet diese im Allgemeinen in solche, welche zum Verspeisen und in solche, welche zur Fütterung bestimmt sind, sowie nach der Zeit, in welcher sie genießbar werden, in Früh- und Spätkartoffeln. Da der Genuß unreifer Kartoffeln schädlich ist, indem sie noch zu

Digitized by Google

ingen Knollen, ebenso wie das Kraut und die Beeren und Keime, welche aus den Knollen hervorbrechen, ein narkotisches Gift enthalten, so ist in vielen Gegenden der allzu frühe Verkauf der Kartoffeln policeilich untersagt. Bei der Wahl der anzubauenden Kartoffelgattung muß man sich nach dem Bedürfniß und nach der Beschaffenheit des Bodens richten. Alle Arten sind übrigens sehr der Entartung ausgesetzt. An der Kartoffel wird derjenige Theil, an welchem die Wurzel angewachsen ist, der Nabel, der entgegengesetzte der Kopf oder die Nase genannt. Von allen Kartoffeln ist die früheste und durch angenehmen Geschmack ausgezeichnete Art die rothe Früh- oder rothe Hornkartoffel, welche vom Nasen- nach dem Nabelende spitz zulaufende längliche Knollen hat, die ungefähr dreimal so lang als dick sind. Gewöhnlich sind die Knollen etwas gekrümmt. Sie sind mit vielen Augen besetzt, von denen je vier immer ein ziemlich regelmäßiges Viereck bilden; das Fleisch ist weiß und saftig, die Schale hellroth. Langgestreckte walzenförmige, mit vielen tiefliegenden Augen besetzte Knollen hat die gelbe Früh-, Laurentii- oder Jakobskartoffel. Sie hat eine hellgelbe Schale und ein weißes, zartes, mehliges Fleisch. Eigenthümlich ist die Gurkenkartoffel, weiße Hornkartoffel, auch Arakatscha genannt, weil deren längliche, gekrümmte Knollen sich rings um den Hauptstengel der Pflanze so anhäufen, daß sie zusammen eine nach unten gekehrte Pyramide bilden. Schale und Fleisch sind gelblich und das letztere von süßlichem Geschmack und mehlreich. Durch Größe, Ergiebigkeit und Mehlreichthum ausgezeichnet ist die rothblau marmorirte oder Kirkhamkartoffel, auch pfälzer Grundbirne genannt, welche graurothe, zum Theil mit weißen Streifen marmorirte Knollen hat. Einen sehr angenehmen Geschmack haben die gelblichen, an den Enden röthlichen Biscuitkartoffeln. Sehr haltbar und schmackhaft ist die schwarze oder Negerkartoffel, ebenso die Rockskartoffel, sidonische oder geißberger Kartoffel mit schmuzig dunkelrother Schale, unter welcher das Fleisch blutroth ist. Ergiebig und angenehm schmeckend ist die edle gelbe oder Sammetkartoffel, auch Lords- oder Herrenkartoffel, mit runden, etwas länglichen Knollen. Die Lerchenkartoffel ist in jeder Beziehung ausgezeichnet und hat rundliche, etwas glatte Knollen, deren Nase, wo sich die meisten Augen zusammendrängen, etwas zur Seite steht. Sehr wohlschmeckend sind die Erdbeerkartoffel und die Borsdorferäpfelkartoffel, der Preis von Holland und die weiße Kartoffel, welche sehr groß wird und eine weiße Schale hat. Sehr mehlreich und angenehm schmeckend ist auch die rothe lange Nierenkartoffel mit walzenförmigen kolbigen Knollen. Nur von der Größe einer Nuß, aber lieblich mandelartig schmeckend und überaus ergiebig sind die kleinen chinesischen, Mandel- oder Perückenkartoffeln. Ähnlich sind die kleine Schottländerin und die kleine Nußkartoffel. Sehr groß, oft drei Pfund schwer, sind die Knollen des Preis von Peru mit hellgelber Schale; ergiebig und mehlreich ist die engl. Kartoffel, deren Knollen verschiedene Gestalten annehmen. Dasselbe gilt auch von den rothen, mit vielen Hervorragungen versehenen wuchefelder Kartoffeln. Die blaue runde Kartoffel hat große Knollen von angenehmem Geschmack, deren Haut an der Luft allmälig schmuzig schwarzblau wird. Bei der blauen Hornkartoffel ist auch das Fleisch der gurkenähnlichen Knollen blau oder blau marmorirt. Sehr ergiebig ist die glatte, hellgelbe pommersche Kartoffel und ebenso die durch Größe, zuweilen wie ein Kinderkopf, ausgezeichnete Howards- oder surinamische Kartoffel, die man jedoch nur zum Viehfutter brauchen kann. Ebenso wenig schmackhaft sind die wilden oder Büschel-, auch Schwein- oder Traubenkartoffeln, deren Knollen anfangs roth sind, an der Luft aber blasser werden, und die Zwitterkartoffeln, auch Drake's Ehre genannt, welche eine blutrothe Schale haben und sich zum Branntweinbrennen empfehlen.

Die Fortpflanzung der Kartoffeln geschieht auf sehr mannichfaltige Weise, aber seltener durch den Samen der Pflanze, als durch die Knollen oder Stücken derselben, an denen sich mehre Augen befinden. Jede in die Erde gelegte Kartoffel, sowie jedes einzelne Stück bildet nämlich einen neuen Stock. Man kann die Kartoffeln auch, wiewol mit geringerm Ertrage, durch Stücken dicker Schale, durch Stücken der Keime, welche sich in Kellern im Frühjahre und Sommer aus den Knollen entwickeln und noch auf andere Arten fortpflanzen. Gegen den Sommer verlieren die Kartoffeln ihren Wohlgeschmack und fangen auch in guten Kellern zu keimen an. Man hat auf Mittel gedacht, dieses zu verhindern. So z. B. kann man im October, wenn die Reife ziemlich eingetreten ist, das Kraut abschneiden, dann einen Fuß hoch Erde aufschütten und noch mit dem Kartoffelkraut, Stroh, Sägespähnen und dgl. eine Decke bilden, unter welcher sich die Knollen bis zum nächsten Sommer frisch und wohlschmeckend erhalten. — Wenige Feldfrüchte haben eine so mannichfaltige Anwendung, wie die Kartoffel, nicht allein geben diese für Menschen und Thiere ein wohlschmeckendes, wohlfeiles und gesundes Nahrungsmittel, sondern man benutzt sie auch zur Brotbereitung, zur Fabrikation der Stärke, zum Branntweinbrennen, zur Bierbrauerei, zur Bereitung des Weins, Syrups und Zuckers, als Kaffeesurrogat und noch zu mancherlei andern Zwecken. Das Kraut wird, besonders eingesalzen, mit Vortheil zu Viehfutter verbraucht. Auch gewinnt man daraus, namentlich aus den blühenden Spitzen, eine gelbe Farbe und hat unternommen, es als Surrogat für den Taback zu benutzen.

**Karyatiden** sind menschliche, vorzüglich weibliche Gestalten, welche in der Baukunst statt der Säulen zur Unterstützung von Balkons, von Chören in Sälen u. dgl. zuweilen angebracht werden. Vitruvius, ein röm. Schriftsteller und Baukünstler, erzählt von ihrem Ursprunge Folgendes: Nach den Kriegen mit den Persern eroberten die Griechen die den Feinden verbündete Stadt Karyä, tödteten die männliche Bevölkerung und führten die Frauen gefangen fort. Zum Andenken an diese Begebenheit sollen die Baukünstler dann tragende (dienende) Frauengestalten statt der Säulen in Anwendung gebracht haben. Männliche Bildsäulen nach Art der Karyatiden werden pers. Bildsäulen genannt.

**Kasan**, ein Gouvernement in Ostrußland, hat einen Flächeninhalt von 1120 □M. mit etwa 1,150,000 Einw., von denen ein beträchtlicher Theil Baschkiren, Kalmücken, Tschuwaschen, Mordwinen und Tataren sind. Diese letztern, welche sich meist zum Mohammedanismus bekennen,

sind ein wackerer Menschenschlag, reinlich, mäßig, ehrliebend, besorgt für die Bildung der Jugend, sodaß auch das kleinste Dorf seine Schule hat, und sehr gewerbsam. Das Land ist eine Ebene, die von der Wolga und Kama durchströmt wird, und reich an Getreide, Vieh, Laub- und Nadelholz, pelztragenden Thieren und Fischen. Es war früher ein unabhängiges tatarisches Reich, das von Nachkommen Batu Khan's beherrscht wurde, welche mit den moskowitischen Großfürsten häufig Kriege führten, endlich aber von Iwan Wassiljewitsch (1552) völlig bezwungen wurden. Die Hauptstadt **Kasan** liegt an der Kasanka, die eine Meile unterhalb der Stadt in die Wolga fällt, hat nahe an 50,000 Einw., unter denen 14,000 mohammedanische Tataren, und muß als der bedeutendste Ort im östlichen Rußland betrachtet werden; der Handel ist sehr beträchtlich, und der große Karavanenzug aus dem Westen nach Osten, von Moskau nach der Bucharei und China, geht über K. Der Umfang beträgt drei Stunden; außer der Kathedrale zählt man 40 andere griech. Kirchen, acht Moscheen, mehre katholische und eine protestant. Kirche. Die Straßen sind nach den beiden furchtbaren Feuersbrünsten von 1774 und 1815 sehr regelmäßig wieder aufgebaut, aber noch immer zum großen Theile mit Holz gepflastert; auch die wenigsten Häuser sind massiv. Es herrscht große Regsamkeit in gewerblicher Hinsicht; die Fabrikation von Leder, Juchten, Maroquin und Seife ist sehr beträchtlich; auch wird viel Tuch verfertigt. Am bekanntesten ist aber K. durch die 1803 gestiftete Universität, auf der stets mehre hundert Studenten an den Vorlesungen Theil nehmen. Sie hat vier Lehrstühle für die asiatischen Sprachen, eine Bibliothek von 30,000 Bänden und vielen mongolischen und andern orientalischen Handschriften, eine Sternwarte und viele wissenschaftliche Sammlungen. Andere Bildungsanstalten sind das akademische Gymnasium, auf welchem auch deutsch, englisch, französisch und italienisch gelehrt wird, vier Normalschulen, eine Unterrichtsanstalt für 350 Soldatenkinder, und eine Schifffahrtsschule. Das hiesige Marinearsenal und die Werften für Wolgaschiffe sind von Bedeutung.

**Kaschmir** oder **Cashemere** ist ein hohes Thal im Himalayagebirge, früher eine Provinz von **Afghanistan** (s. d.), bis es 1823 Rundschit Singh, der Beherrscher des Staats der **Sikhs** (s. d.) an sich riß. Auf allen Seiten wird diese herrliche Landschaft von 800 □M. mit 2,000,000 Menschen von den hohen Gebirgsketten des Himalaya und Hindukusch umgeben. Nur von einer Seite ist es durch sieben Pässe zugänglich. Sein Hauptfluß ist der Schelum, Tschelam oder Behat, der Hydaspes der Alten, welcher eine Menge kleiner Flüsse und Bäche in sich aufnimmt, die in prachtvollen Wasserfällen von den Bergen herniederkommen. Der Schelum durchbricht die südl. Gebirgskette und fließt dann nach Indien, wo er in den Sind oder Indus sich ergießt. Die hohe Lage macht, daß K. ein äußerst gesundes und mildes Klima hat und von einer üppigen Vegetation geschmückt ist. Getreide, Obst, Wein und herrliche Blumen gibt es hier in Menge; das wichtigste Erzeugniß aber ist die Wolle der **Kaschmirziege** (s. d.), aus welcher die kostbaren Kaschmirshawls verfertigt werden. Die Einwohner dieses gesegneten Landes sind den Hindus verwandt und bekennen sich zur Religion des Brahma. Eine große Menge von Tempeln und Heiligthümern erfüllen ihr Land. Sie sind thätig und nicht ohne eine gewisse höhere Bildung, und sprechen einen vom Sanskrit abgeleiteten Dialekt. Die Hauptstadt **Kaschmir**, früher **Serinagur**, liegt in einer weiten Ebene an einem See und am Schelum. Sie ist sehr groß, zählt gegen 200,000 Einw., ist aber verfallen und unreinlich. Man sieht hier noch die Ruinen des alten Sommerpalastes der indischen Kaiser mit prachtvollen Gärten. Ehemals sollen hier 40,000 Webstühle für Verfertigung der Kaschmirshawls thätig gewesen sein, von denen jetzt aber kaum noch 15,000 übrig sind. — Viele Geschichtschreiber haben in K. die Wiege des Menschengeschlechts zu erblicken geglaubt. Die geographische Beschaffenheit der Erde und die ältesten Spuren der Geschichte lassen vermuthen, daß aus den Hochthälern des Himalaya die ersten Auswanderungen zur Bevölkerung der übrigen Erde geschehen sind, und die heiligen Sagen der Inder deuten gleichfalls auf K., als den Ursitz des Menschengeschlechts, hin. Morgenländische Schriftsteller haben K. gepriesen und bewundert, in einer Weise, welche die neuern europ. Reisenden nicht haben anerkennen können. Jene nennen das Thal das Paradies von Indien und den Garten des ewigen Frühlings.

**Kaschmirziege** (die) ist eine in Kaschmir und in einer kleinern Gattung auch in Tibet einheimische Ziege, welche sich durch die Feinheit ihrer Wolle auszeichnet. Sie wird drei Fuß lang und zwei Fuß hoch, hat platte, halbgewundene, rückwärtsstehende und mit der Spitze weiter aufwärts gebogene Hörner. Am Kopf und Hals ist sie schwarz, übrigens aber weiß; doch kommen in der Färbung auch mancherlei Abweichungen vor. Ihre Haare sind lang, glatt, fein, seidenartig glänzend und herabhängend. Unter diesen Haaren liegt aber noch eine äußerst feine, zarte, flaumenartige Wolle. Aus dieser letztern werden die berühmten **Kaschmirshawls** verfertigt. Im Frühjahre, kurz vorher ehe die wärmere Jahreszeit einfällt, werden die Ziegen geschoren, und von der feinen Wolle werden die langen seidenartigen Haare sorgfältig gesondert. Hierauf wird die Wolle in einer warmen Auflösung von Potasche und darauf in reinem Wasser gewaschen, wobei darauf gesehen werden muß, daß sie sich nicht filzt. Dann wird sie gebleicht und gekrempelt. Dreimal wird die zu den Shawls bestimmte Wolle gefärbt: erst vor dem Krempeln, dann nach dem Spinnen und endlich im Shawl. Beim Spinnen der Wolle bedient man sich einer eignen Spindel, die aus einer Thonkugel mit Eisendraht besteht, und der Spinner erhält seine Finger durch Specksteinpulver geschmeidig. Man braucht drei bis fünf Pfund Wolle zu einem Shawl, und an einem einzigen großen Shawl wird oft von drei Arbeitern über ein Jahr gearbeitet. Ein echter Kaschmirshawl von der besten Qualität ist trotz seiner Größe so äußerst fein, daß er durch einen Fingerring gezogen werden kann. Die Verarbeitung der Wolle zu Shawls geschieht nur in Kaschmir, indem von hier aus die tibet. Wolle aufgekauft wird. Ein Shawl kostet zuweilen über 1000 Thlr. Der um die französ. Industrie hochverdiente Baron Ternaux ließ 1820 in K. über 1200 Ziegen aufkaufen, von welchen über 400 glücklich nach Frankreich kamen und sich hier gut gehalten, auch fortgepflanzt haben.

Seitdem hat man unter dem Namen Ternaux-Shawls Fabrikate geliefert, welche in Bezug auf Lebhaftigkeit der Farben vor den Kaschmirshawls noch den Vorzug haben und weit billiger als diese sind.

Käse (der) ist eines der bekanntesten und am weitesten verbreiteten Lebensmittel, welches aus der Milch, namentlich der Kühe, Ziegen und Schafe bereitet wird. Im Allgemeinen ist die Bereitungsart die, daß man die Milch zum Gerinnen bringt, von der geronnenen Käsemasse, welche auch Käsematte oder Quark genannt wird, die Flüssigkeit (die Molken, Schotten, Wadicke) absondert und nun die Masse salzt, formt, trocknet und einige Zeit einer freiwilligen Gährung überläßt. Dieses Verfahren kann sehr mannichfaltig abgeändert werden, und man erhält auf diese Weise sehr verschiedene Arten von Käse. Was zunächst den aus der Kuhmilch gewonnenen Kuhkäse betrifft, so heißt er Fetter, Sahn- oder Rahmkäse, wenn man ihn aus der unabgerahmten Milch bereitet und so allen Buttergehalt der Milch in ihn aufgenommen hat. Geringer ist der magere Quark-, Pott- oder Sauermilchkäse, welcher aus abgerahmter, sauer gewordener Milch bereitet wird. Unsere gewöhnlichen Land- oder Bauerkäse sind von der letztgenannten Art, während zu der ersten die meisten ausländischen Käsearten, wie der holländ., engl. und Schweizerkäse, gehören. Der Vaschrein in der Schweiz wird aus bloßem Rahm verfertigt; zu dem engl. Stiltonkäse, dem doppeltfetten Strachino und anderm wird unabgerahmte Milch mit noch einem Zusatze von Rahm genommen; zu dem Parmesankäse und dem meisten limburger Käse eine Mischung von unabgerahmter und abgerahmter Milch. Der Schabzieger wird aus den Molken bereitet, welche bei Bereitung anderer Käse übrigbleiben. Alle Käsearten, bei welchen unabgerahmte Milch angewendet wird, werden unter dem Namen des Süßmilchkäses begriffen, während die aus abgerahmter saurer Milch bereiteten Arten Sauermilchkäse heißen. Die vorzüglichsten ausländischen Sorten sind nun folgende: 1) Der holländ. Käse, welcher gewöhnlich die Gestalt gedrückter Kugeln hat, aber auch in großen runden und platten Broten vorkommt und eine weiße, röthliche oder bläuliche Rinde hat. Für den besten gilt der edamer Käse, der fast kugelrund ist. Aus Danzig, Mecklenburg, Ostfriesland und Holstein kommt vieler Käse, welcher unter dem Namen von holländ. verkauft wird. 2) Der limburger Käse, welcher backsteinförmig und ziemlich weich ist, und in den Niederlanden, am besten in der Gegend von Herve in Belgien, bereitet wird. Berühmt sind 3) verschiedene Sorten engl. Käses, wie der Gloucester-, Chester- und Stiltonkäse. Die beiden ersten haben eine gelbröthliche Farbe, der letztere ist grünlich, weich und sehr wohlschmeckend. Der Chesterkäse kommt zuweilen in

Broten von über 100 Pf. Gewicht vor. Unter den 4) franz. Sorten ist besonders zu erwähnen der strasburger Schachtelkäse, welcher in Schachteln versendet wird und einen überaus feinen Geschmack hat, sowie der roqueforter Käse, ein fetter Schaf- oder Ziegenkäse. 5) Der Schweizerkäse kommt größtentheils aus dem Emmenthal, am besten aus der Gegend von Gruyères im Canton Freiburg. Eben daher kommt der Baschrein, sowie aus dem Canton Glarus der grüne Schabziegerkäse. Aus den salzburger Alpenthälern kommen 6) der Sperr- oder Trockenkäse aus saurer Milch, der Schnitting, ein Süßmilchkäse, der Halbgut- und der Ganzgutkäse, sowie der Geißmilchkäse. Verschiedene ausgezeichnete Sorten liefert Italien, als 7) den Parmesankäse, der in der Gegend von Lodi im Mailändischen verfertigt wird und 50—100 Pf. wiegt. Bekannt ist auch der fette, in zwei Sorten (einfach und doppelt fett) vorkommende Stracchino. 8) Der abertamer Käse, ein trefflicher Ziegenkäse, kommt aus Abertam im saatzer Kreise des Königreichs Böhmen. 9) Der brieser Käse, von Bries bei Neusohl in Ungarn, wird aus Schafmilch bereitet. 10) Die Angelots sind kleine fette, viereckige, herzförmige oder runde Käse aus der Normandie. Zuweilen gibt man dem Käse noch besondere Zusätze, z. B. von Kräutern, Eiern, Bier, Wein, Gewürz, Zucker, um ihm einen besondern Wohlgeschmack zu ertheilen. Man genießt den Käse am häufigsten mit Brot und Butter, benutzt ihn aber auch zur Bereitung verschiedener Arten von Speisen. Die fetten Käse können, zu reichlich genossen, den Magen beschweren und erzeugen unreine Säfte, daher besonders zu Ausschlägen geneigte Personen, sowie an Gicht, Steinschmerzen, Engbrüstigkeit und Hypochondrie Leidende den Genuß derselben meiden müssen.

**Kasimir** ist ein geköpertes Tuch, welches sich überdies durch Feinheit und Leichtigkeit auszeichnet. Man hat dasselbe von den verschiedensten Arten, einfach und doppelt, einfarbig, melirt, gedruckt, façonnirt, geribbt, gestreift u. s. w. und trägt es vorzugsweise zu Beinkleidern und Westen. England, Frankreich und Deutschland liefern die besten derartigen Stoffe.

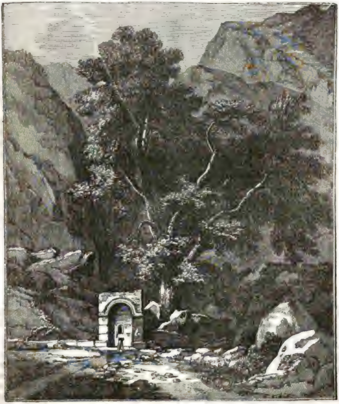
**Kassandra** oder Alessandra war eine der Töchter des Priamus, Königs von Troja (s. d.), welcher die Götter die Gabe der Weissagung verliehen hatten. Apollon foderte die Liebe der schönen Jungfrau, wurde aber von ihr verschmäht und rächte sich nun an ihr durch den Fluch, daß ihren Weissagungen Niemand jemals Glauben schenken sollte. Zu ihrem eignen Unglück schenkten die Trojaner der begeisterten Jungfrau niemals Glauben, selbst nicht, als sie ihnen sagte, daß jenes riesige Pferd, durch welches die Griechen endlich Troja einnahmen, in seinem Innern die Feinde berge. Als nun Troja in der Gewalt der Griechen war und diese mit Schwert und Feuer es verwüsteten, floh K. in den Tempel der Pallas; aber Ajax, des Oileus Sohn, einer der griech. Helden vor Troja, riß die Jungfrau freventlich von dem Altare der Göttin und entehrte sie. Nachher kam bei Austheilung der Beute K. an den Agamemnon, der sie als seine Geliebte hielt und dessen Schicksal sie theilte, indem sie von dessen Gemahlin Klytämnestra umgebracht wurde.

**Kassel**, die Hauptstadt des Kurfürstenthums Hessen, liegt an der schiffbaren Fulda, über welche eine 273 Fuß lange steinerne Brücke führt. Sie wird von diesem Flusse in zwei Theile gesondert, in die Altstadt, die keineswegs gut gebauet ist, auf dem linken Ufer, und die Ober- und Unter-Neustadt, welche nebst der leipziger Vorstadt so regelmäßig und geschmackvoll gebaut sind, daß K. zu den schönsten Städten in Deutschland gehört. Unter den 19 öffentlichen Plätzen und den schönsten Straßen nennen wir: den Paradeplatz, den kreisrunden Königsplatz mit einem Echo, den Bellevue- und den 1000 Fuß langen Friedrichsplatz; sodann die Königs-, Bellevue- und frankfurter Straße. Die ausgezeichnetsten Gebäude liegen meist in der Neustadt, welche gegen Ende des 17. Jahrhunderts von Franzosen angelegt wurde; dahin gehören: die katholische Martinskirche, mit dem Erbbegräbnisse des Herrscherhauses und einem Denkmale Philipp des Großmüthigen, das Museum, der Bellevuepalast, die Münze, das Rathhaus, das Ständehaus und der kurfürstliche Palast; in der Altstadt aber finden wir die Kattenburg, das Zeughaus, den Marstall, und mehre zu militairischen Zwecken benutzte Gebäude. Die Stadt hat viele Anstalten zur Beförderung von Wissenschaft und Kunst, z. B. ein Lyceum, eine Cadetten-, eine Bau- und Gewerbschule, eine Akademie für Malerei, Bildhauerei und Baukunst, einen landwirthschaftlichen, Handels- und Gewerbeverein, einen solchen für Alterthümer, ein Museum mit Antikensammlung, eine Sternwarte, eine Bibliothek und eine Gemäldegalerie. Die Stadt erscheint wegen der vielen großen Plätze und breiten Straßen etwas menschenleer, doch beträgt ihre Einwohnerzahl nahe an 32,000; sie ist Residenz des Staatsoberhauptes, Sitz der Landstände und der obersten Behörden. Der Transitohandel ist bedeutend; es werden jährlich zwei Messen gehalten, und die Hut-, Seiden-, Woll-, Kattun-, Handschuh-, Tapeten-, Gold- und Silberwaaren-, so wie die Tabacks-, Wachstuch- und Wagenfabriken sind nicht unbeträchtlich. K. hat hübsche Umgebungen, z. B. die Aue, einen prächtigen Park mit Thiergarten und Fasanerie, und die Wilhelmshöhe, eines der herrlichsten Lustschlösser in Europa, das sich, etwa eine Stunde von der Stadt entfernt, auf einem Berge im Habichtswalde erhebt und mit K. durch eine Allee verbunden ist; der zu demselben gehörende Park hat eine Meile im Umfange. Bemerkenswerth ist das Octogon oder der sogenannte Winterkasten auf dem Karlsberge; es besteht aus drei Reihen Arcaden, die von 192 kolossalen Pfeilern gestützt werden; auf der Platform erhebt sich eine 96 Fuß hohe, aus Quadersteinen aufgeführte Pyramide, und auf dieser steht die 31 Fuß hohe Herculesbildsäule, gewöhnlich der große Christoph genannt; in der Keule desselben haben füglich sechs Personen Platz. Die berühmten Springbrunnen vor der Wilhelmshöhe treiben Wassersäulen bis zu 160 Fuß Höhe. Auf einem andern Berge, mitten im Walde, steht die Löwenburg, ein im Style der mittelalterlichen Burgen in neuern Zeiten aufgeführtes, aber nicht vollendetes Gebäude mit einem hohen Thurme und einer Rüstkammer. Etwas weiter von der Hauptstadt entfernt liegt bei Kalden das 1763 erbaute Lustschloß Wilhelmsthal.

**Kassuben** heißen diejenigen Bewohner des nord[illegible] Theiles von Pommern (Regierungsbezirk Köslin), [illegible] von wendischer Abkunft sind, und eine wendische, mit [illegible] gen deutschen und vielen polnischen Wörtern gemischte [illegible]

rt reden. Sie erscheinen als ein kräftiger, derber Menschenschlag, aber nicht besonders regsam. Ihre Hauptbeschäftigungen sind Ackerbau und Viehzucht.

**Kastalia** oder die **kastälische Quelle** war eine im Alterthume hochberühmte Quelle im Gebirge Parnassus in der Nähe des Apollotempels in der griech. Stadt Delphi. Ihr Wasser sollte eine begeisternde, den Sinn göttlich erleuchtende Wirkung haben, daher tranken aus ihr Alle, welche vom delphischen Orakel eine Weissagung verlangten, sowie auch die weissagende Pythia von ihrem Wasser genoß und in ihr sich badete. Jetzt steht an der Stelle des ehemaligen Delphi ein kleines Dörfchen Kastri, und der **kastalische Quell**, welchen die Abbildung zeigt, ergießt sein klares Wasser in ein Felsenbecken, aus welchem es in mehre kleine Bäche überläuft.



**Kastanien** heißen die Früchte des edlen Kastanienbaums (*castanea vesca*), welcher aus Griechenland stammen soll und gegenwärtig im ganzen südl. Europa, sowie in einigen Gegenden Deutschlands gefunden wird. Durch Pfropfen erhält man Bäume, welche größere Früchte tragen, die **Maronen** genannt werden. Dem äußern Ansehen nach gleicht der edle Kastanienbaum einer Buche. Seine eßbaren Früchte liegen paarweise, zuweilen auch zu sechs bis acht, in einer grünen stacheligen Schale beisammen, die im Herbste nach erlangter Reife aufspringt und die Früchte, welche noch mit einer glatten braunen Schale überzogen sind, herausfallen läßt. Noch ehe aber die Reife so weit gediehen ist, pflegt man die Kastanien einzusammeln. Man schlägt sie ab, bewahrt sie dann einige Zeit auf und drischt sie nach erlangter völliger Reife mit Stöcken, wodurch sich die Früchte von den Schalen trennen. Besonders in den südl. Gegenden Europas bilden die Kastanien ein wichtiges Nahrungsmittel, indem sie theils roh, theils auf mancherlei Weise zubereitet genossen werden. Auch zur Viehmast braucht man sie mit ausgezeichnetem Erfolge. Außer den Früchten benutzt man von dem Kastanienbaume auch das Holz, welches sich durch Festigkeit auszeichnet, besonders zu Weinfässern, die Rinde in der Färberei und als Gerbematerial, die jungen Zweige in Südfrankreich zu Reifen um Weinfässer. — Zu einer der interessantesten Naturmerkwürdigkeiten gehört der unten abgebildete **Riesenkastanienbaum** auf dem Ätna, welcher jeden-

Google

falls ein ungeheures Alter haben muß, wenn er auch nicht, wie die Sicilier versichern, der älteste Baum der Erde sein sollte. Die Gestalt, in welcher ihn die Abbildung zeigt, hatte der Baum schon im J. 1784. Er ist gespalten, inwendig hohl und faulig und scheint aus fünf großen und zwei kleinen Bäumen zusammengesetzt zu sein, die jedoch

eine gemeinsame Wurzel haben und erst durch spätere Spaltungen entstanden sein mögen. Über dem Boden ist der Umfang des ganzen Baumes 163 F. Eine Straße von zwei Wagenbreiten führt durch ihn hindurch, und außerdem steht in seiner Höhlung noch eine Hütte. Er pflegt der Baum der hundert Reiter genannt zu werden, weil die Königin Johanna von Aragonien mit so viel Reitern bei einem Unwetter unter seinen Zweigen Schutz gefunden haben soll. — Gar nicht verwandt mit dem edlen Kastanienbaume ist die **Roßkastanie**, welche 1550 durch Clusius aus Nordasien nach Europa gebracht worden sein soll. Dieselbe ist sehr bekannt, indem man sie wegen ihres schönen Laubes und ihrer schönen Blüten sehr häufig, besonders in Alleen, anpflanzt. Die Frucht, welche eine entfernte Ähnlichkeit mit der echten Kastanie hat, ist für Menschen nicht genießbar, gibt aber für Schafe eine gesunde Nahrung ab.

**Kasteien** heißt, nach dem kirchlichen Sprachgebrauche, sich zur Bewahrung vor der Sünde oder zur Sühnung derselben freiwillig gewisse körperliche Entsagungen oder Leistungen, die für sogenannte gute Werke gelten, auferlegen, wie Fasten (s. d.), Geißeln (s. d.) u. s. w.; daher **Kasteiung** jede freiwillige Erduldung gewisser, zur Büßung übernommener Qualen.

**Kasten** heißen die Stände oder Stämme, in welche mehre alterthümliche Völker, namentlich die Ägypter und Indier (s. Ägypten und Ostindien) geschieden waren und welche ihren Ursprung theils in der verschiedenen Beschäftigungsweise, welche einzelne sich immer mehr ausbreitende Familien vorzugsweise betrieben, theils in den Einwanderungen haben. Einzelne Stämme drangen als Eroberer ein und unterjochten die vorhandenen Einwohner, welche sie zwangen, die niedern Dienste zu verrichten, während sie selbst größere Vorrechte und Arbeitlosigkeit in Anspruch nahmen. Die Priester, im Besitz der Bildung und der großentheils geheimen, auf Naturweisheit sich gründenden Religionslehren, behaupteten die erste Kaste, und näher an sie anschloß sich die Kriegerkaste, während die untern dienenden Kasten aus Gewerbtreibenden, Ackerbauern, Hirten u. dgl. bestanden. Das Wesentliche bei der Kasteneintheilung war die strenge Sonderung, indem die Kaste und damit auch die ganze Stellung im bürgerlichen Leben durchaus erblich war. Bei Griechen und Römern gab es keine Kasten, wol aber finden sich Spuren; daß namentlich bei den Griechen in vorhomerischen Zeiten eine ähnliche Verfassung stattgefunden habe. Im Mittelalter haben sich die Stände wieder strenger gesondert, und indem die vornehmern Stände vor den geringern gewisse Vorrechte in Anspruch nahmen, die wenigstens

Digitized by Google

großentheils auch erblich waren, so hat man in neuerer Zeit, um das Gehässige in der Sonderung der Stände zu bezeichnen, von **Kasten** gesprochen, und namentlich den in den einzelnen Ständen herrschenden Geist der Absonderung als **Kastengeist** bezeichnet. Niemals ist indeß die Absonderung der Stände im christlichen Europa von der Art gewesen, daß ein Übergang aus einem Stande in den andern schlechthin unmöglich gewesen wäre, wie solches bei der wahren Kasteneintheilung der Fall ist.

**Kastor und Pollux**, auch zusammen die **Dioskuren** genannt, waren die Söhne der Leda, der Gemahlin des lacedämonischen Königs Tyndarus und der Geliebten des Jupiter. Dieser war ihr, als sie sich badete, in der Gestalt eines Schwanes genaht und Leda gebar nun zwei Eier, aus deren einem Pollux und Helena hervorgingen, während das andere Kastor und Klytämnestra verbarg. Die ersten beiden waren göttlichen Ursprungs und darum unsterblich, während die beiden letzten irdischer Abkunft waren. Die beiden Brüder hingen indeß mit zärtlicher Liebe aneinander und verrichteten gemeinschaftlich ihre Heldenthaten. Während sich Pollux als Fechter auszeichnete, that es K. in der Kunst des Rossebändigens Allen zuvor. Die Jünglinge waren unter den Helden des Argonautenzuges. Auf diesem Zuge soll es geschehen sein, daß ein fürchterliches Unwetter sich erhob, welches das Schiff in den Abgrund des Meeres zu versenken drohte, als plötzlich auf den Häuptern der Jünglinge Flammen oder Sterne erschienen, worauf sich alsbald das Unwetter legte. Diese in alter wie in neuerer Zeit häufig zu Lande sowol als zu Meere (hier jedoch öfterer) beobachtete Erscheinung ist gegenwärtig unter dem Namen des St.-Elmsfeuers bekannt und ist eine ohne Explosion (Blitz und Donner) vor sich gehende Entladung der elektrischen Wolken, daher den Schiffenden ein sicheres Zeichen, daß das Unwetter, welches sie ängstete, unschädlich vorübergeht. Die Alten erblickten in den Flammen, welche bei dieser Gelegenheit an den Spitzen der Segelstangen und der Masten, wol auch auf den Häuptern der Menschen erscheinen, die rettenden Dioskuren, und diese galten daher überhaupt für Beschützer der Seefahrer und in noch weiterm Sinne für die unverhofft kommenden Retter in Gefahr. Da bei dem St. Elmsfeuer keineswegs stets zwei Flammen auftreten und doch dieses Feuer als dioskurisches oder Zwillingsfeuer bezeichnet wird, so kann man schon hieraus die Muthmaßung entnehmen, daß die Alten unter Dioskuren die Elektricität vorgestellt haben, und daß sie die **Elektricität** (s. d.) selbst nach ihrem Doppelwesen gekannt haben. Noch mehr findet diese Annahme Bestätigung, wenn man auf die übrigen mythischen Überlieferungen von den Dioskuren einen Blick wirft. So heißt es, daß der seiner Abstammung nach unsterbliche Pollux von Jupiter erfleht habe, daß er mit seinem Bruder K. die Unsterblichkeit theilen dürfe. Es wurde ihm diese Bitte insoweit gewährt, daß fortan sie Beide leben sollten, aber so, daß, wenn der eine der Unterwelt entstiege, der andere in sie hinabsteigen müßte. Im Widerspruche hiermit heißt es aber auch, daß die Dioskuren stets nur gemeinschaftlich auftreten, um ihre Thaten zu vollbringen. Mit der Natur der Elektricität stimmen diese widersprechenden Sagen auf das vollkommenste zusammen. Beide (positive und negative) Elektricitäten sind nur in dem Gegensatze vorhanden, sodaß die eine nur da erscheinen kann, wo die andere eben nicht ist, und doch ist die elektrische Wirksamkeit stets durch das gemeinschaftliche Auftreten beider Elektricitäten bedingt. Die Mythe erzählt noch mancherlei von den Thaten der Dioskuren; so sollen sie ihre Schwester Helena aus der Gefangenschaft befreit haben, in welche sie Theseus geführt hatte, und sollen an der Jagd auf den kalydonischen Eber Theil genommen haben. Endlich sollen sie um die Töchter des Leucippus mit dessen Söhnen gekämpft haben, und in diesem Streite soll K. erschlagen worden sein. In der griech. und röm. Geschichte werden Fälle erzählt, in welchen sie plötzlich auf weißen Rossen reitend in der Reihe der Kämpfenden erschienen sein und den Sieg entschieden haben sollen. Es wurden ihnen Tempel und Altäre gebaut, und besonders die Seefahrer flehten zu ihnen als schützende Götter. Abgebildet wurden sie gewöhnlich zu Roß oder neben ihren Rossen stehend, der eine links und der andere rechts um sich drehend, und ihre beständige Kopfbedeckung ist ein runder Helm oder Mütze, über welchem ein Stern steht, an das dioskurische Feuer erinnernd. Auch pflegen sie Lanzen und zuweilen einen Mantel zu tragen, übrigens aber unbekleidet zu sein. Auch die alterthümlichen Abbildungen der Dioskuren hat in neuerer Zeit Professor Schweigger, ein ausgezeichneter Physiker, mit der Lehre von der Elektricität auf eine höchst interessante Weise in Verbindung gesetzt.

**Kasuar** (der) ist nach dem Strauß der größte bekannte Vogel, welcher nur ganz kurze Flügel hat, sodaß er nicht zum Fliegen geschickt ist, und dessen Federn einen so unbe-

Digitized by Google

deutenden Bart haben, daß sie fast das Ansehen von Haaren haben. An den verhältnißmäßig nicht langen Beinen hat er drei Zehen mit ziemlich großen Klauen. Man kennt zwei Arten. Der umstehend abgebildete gemeine oder ostind. Kasuar kommt in Ostindien, besonders auf Java und den Molukken, vor, und wird auf der Insel Banda Emeu genannt, welcher Name wol auch dem neuholländ. Kasuar gegeben worden ist. Jener erlangt eine Höhe von sechs F., sein Schnabel ist von der Seite zusammengedrückt und am Kopfe hat er eine Knochenhervorragung, die mit einer Hornsubstanz überzogen ist und ungefähr drei Zoll hoch wird; Kopf und Oberhals sind nackt, schön himmelblau und feuerroth und mit herabhängenden Fleischlappen, ähnlich wie beim Truthahn. Die Flügel bestehen aus bloßen steifen Kielen ohne Bart, von denen fünf an jedem Flügel stehen und der mittelste der längste ist. Einen Schwanz hat dieser Vogel nicht, sondern es hängen nur über den Bürzel die längsten Federn herab. Die Beine sind bis zum Knie befiedert. Das Gefieder ist schwarz. Die gewöhnliche Nahrung des gemeinen Kasuar sind Baumfrüchte und Wurzeln, doch verschlingt er auch Steine und dergl. Seine Stimme ist schwach und gleicht, wenn das Thier zornig wird, welches sehr leicht der Fall ist, dem Grunzen eines Schweines. Diese Vögel leben einzeln und das Weibchen legt einzelne grüne Eier, deren Ausbrütung es gewöhnlich der Sonne überläßt.

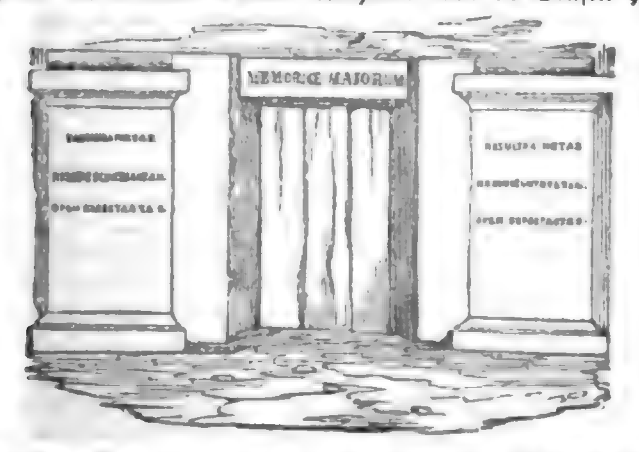
Der neuholländ. Kasuar wird noch größer als der ostind., gegen sieben F. hoch und unterscheidet sich von dem-

selben besonders durch Kopf und Hals. Denn diese Theile sind bei ihm nicht nackt, sondern mit Federn besetzt. Nur an der Ohrgegend und beim Männchen noch an den Seiten des Halses befindet sich eine kahle blaue Stelle. Die Federn sind weicher als beim ostind. Kasuar, haben etwas mehr Bart und hängen an der Brust, an den Seiten und an dem Bürzel lang herab. Schwanz und Flügel fehlen; statt der letztern haben diese Vögel nur kleine herabhängende Lappen mit einem schwachgekrümmten Stachel. Am Halse und an der Brust sind die Federn graubraun, übrigens dunkelbraun. Die Jungen sind weiß und gelbbraun gestreift. Zu Zeiten sind diese Kasuare um den Rumpf mit großen Fettklumpen umgeben, welche man ausschmilzt und sehr hoch schätzt. Das Weibchen legt etwa sechs schöne dunkelgrüne Eier, welche das Männchen ausbrütet. Diese Eier haben fast die Größe der Straußeneier und eine sehr feste Schale, aus welcher man Trinkgeschirre verfertigt, während das Innere des Eies eine sehr schmackhafte Speise gibt. Da das Fleisch der neuholländ. Kasuare wohlschmeckend ist, indem es viele Ähnlichkeit mit dem Rindfleische hat, so wird sehr häufig Jagd auf dieselben gemacht. Man jagt sie mit flüchtigen Hunden, denen sie jedoch häufig noch enteilen. Wenn ihnen die Hunde nahe kommen, so schlagen sie mit den Klauen so stark aus, daß sie ihre Gegner oft weit wegschleudern und gefährlich verwunden. Die Hunde suchen sie daher am Halse zu packen.

**Katăfalk** oder Trauergerüst wird das Gerüst mit allen zu demselben gehörigen Verzierungen an Wappen, Inschriften u. dgl. genannt, auf welchen man den Sarg eines vornehmen Todten aufzustellen pflegt, wenn dem Verstorbenen zu Ehren Leichenfeierlichkeiten begangen werden sollen. Meist besteht der Katafalk in einer stufenförmigen, sinnreich ausgeschmückten Erhöhung, um welche Kerzen auf hohen Kandelabern gestellt sind. Wird dabei das Zimmer, die Kapelle oder Kirche, in welcher der Katafalk steht, schwarz ausgeschlagen, und der Würde der Feierlichkeit und des Todten gemäß ausgeschmückt, so heißt das Ganze ein Castrum doloris oder eine Trauerbühne. In der Regel steht der Katafalk in der Mitte des Raums und auf ihm der gewöhnlich leere Sarkophag (s. d.), auf welchem die Insignien liegen, welche den Stand und die Würde des Verstorbenen andeuten. Über dem Sarkophage pflegt sich ein Thronhimmel zu erheben, an dessen Pfeilern Trauermarschälle stehen. Der nächste und vornehmste Untergebene des Verstorbenen steht am Haupte des Sarges und berührt denselben zum Zeichen der über den Tod hinausgehenden Treue der Hinterlassenen.

**Katakomben** ist der alterthümliche Name für unterirdische, in den Felsen gehauene Höhlen und Gänge, welche wenigstens großentheils aus ehemaligen Steinbrüchen entstanden und nachher häufig zu Grabgewölben, sowie zum Aufenthalt von Verfolgten benutzt worden sind. Die ersten Christen hielten, um sich vor ihren Verfolgern, den Heiden zu verbergen, ihre religiösen Zusammenkünfte in den Katakomben. Besonders reich an ihnen sind Ägypten, Syrien, Kleinasien und Persien. Auch Italien hat viele Katakomben, und zwar sind es besonders die röm., in denen viele christliche Märtyrer liegen. In neuerer Zeit haben die pariser Katakomben große Berühmtheit erlangt. Dieselben sind aus Steinbrüchen entstanden. Als man 1786 aus allen Kirchen und den abgeschafften Kirchhöfen die Gebeine

herausnahm, wählte man diese Katakomben zum Aufbewahrungsort für dieselben. Man weihte sie zu diesem Zwecke mit religiösen Feierlichkeiten ein. Der Eingang zu ihnen liegt an der Barrière d'enfer. Nachdem man 90 Stufen hin-




abgestiegen ist, gelangt man in eine Vorhalle, in deren Hintergrunde zwischen zwei Pfeilern eine Thür angebracht ist, welche zu der großen Todtengruft führt. Über der Thür steht die Inschrift: Memoriae majorum (d. h. „Dem Andenken der Vorfahren"), und auf den Pfeilern: Has ultra metas requiescunt beatam spem exspectantes (d. h. „Jenseit dieser Schwelle ruhen sie, welche seliger Hoffnung harren"). Wände, Altäre, Kapellen sind aus den Gebeinen der Todten errichtet; einzelne Inschriften deuten auf den Ort, dem diese Gebeine entnommen sind, sowie auch eine Inschrift anzeigt, daß man vor den Überresten der Unglücklichen steht, welche im Sept. 1792 ermordet wurden. An den Felsstücken, welche die Decke bilden, geht ein schwarzer Strich hin, durch dessen Hülfe man sich durch die schauerlichen Gewölbe hindurchfindet und ohne den man sich leicht verirren könnte, denn eine Menge Nebenwege führen seitwärts ab und kreuzen sich untereinander. Seit etwa 20 Jahren sind diese Katakomben geschlossen und werden Besuchenden nicht mehr geöffnet, weil man die Gefahr eines Einsturzes befürchtet.

**Katárrh** bezeichnet im weitern Sinne des Wortes einen meistens nur auf einen Theil der Schleimhäute des Körpers beschränkten Zustand von Gefäßreizung, wobei die grade befallene Schleimhaut sich auflockert, röthet und im Anfange einen dünnen und scharfen, später einen dicklichen, milden Schleim in größerer Menge als gewöhnlich absondert, bis nach und nach der natürliche Zustand zurückkehrt. Im engern Sinne versteht man unter Katarrh nur den durch Erkältung entstandenen der Schleimhäute, der Athmungs- und Schlingwerkzeuge, der Nase, des hintern Theiles der Mundhöhle, des Rachens, des Kehlkopfes, der Luftröhre und der Lungen — Schnupfen und Husten. Der Katarrh verläuft bald rascher, bald langsamer. In ersterm Falle wird er nicht selten von einem mit abwechselndem Frösteln und Hitze und großem Mattigkeitsgefühle beginnenden, und mit Kopfschmerz, Appetitmangel und schlechtem, unruhigem Schlafe verbundenen Fieber, Katarrhalfieber, begleitet, das sich nach 3—7 oder höchstens 14 Tagen durch vermehrte Hautausdünstung, sowie kritische Schleim- und Urinabsonderung meist glücklich zu entscheiden pflegt. Der einfachste und leichteste Katarrh der Luftwege äußert sich durch Heiserkeit oder doch mehr oder weniger unreine Stimme und durch Husten, wozu sich gewöhnlich noch einige Veränderung des Geruchs und Geschmacks, Trockenheit oder dünne, scharfe Absonderung der verstopften Nase, Abnahme der Eßlust, allgemeines Misbehagen, Wüstigkeit des besonders in der mittlern Stirngegend eingenommenen Kopfes und Mattigkeit gesellen. Der Nasen-Katarrh oder Schnupfen insbesondere beginnt mit einem Gefühle von Trockenheit, Hitze und Kitzeln in der Nase, die zugleich für den Durchgang der Luft unwegsam wird, was sich schon durch den eignen dumpfen Ton der Sprache verräth, mit öfterm Niesen, Drängen zum Schneuzen, dumpfem Kopfschmerze, Druck in den Augengruben, Röthung und unwillkürlichem Thränen der Augen, worauf sich ein dünner, scharfer Ausfluß aus der Nase einstellt, der nur bei einem höhern Grade von Entzündung der die Nase auskleidenden Schleimhaut ausbleibt, übrigens im weitern Verlaufe eine dickliche und mildere Beschaffenheit annimmt, womit sich die Krankheit entscheidet. Beruht der Schnupfen hauptsächlich auf einer Reizung der Schleimhaut im vordern und obern Theile der Nase, so gibt sich dies meist durch ungewöhnlich heftigen Kopfschmerz zu erkennen; hat er aber seinen Sitz vorzüglich gegen die hintern Nasenöffnungen hin, so belästigen den Kranken außer den schon genannten Beschwerden noch ein Gefühl von Völle im Rachen, häufiges Räuspern, Schwerhörigkeit, Sausen in den Ohren. Einen Katarrh des Kehlkopfes bezeichnen hauptsächlich Rauheit und Heiserkeit der Stimme, erschwertes Sprechen, öfteres Husten nach einem im Kehlkopfe empfundenen Kitzel, Gefühl von Vollsein in diesem u. s. w. Gewöhnlich sind beim Katarrh mehre der oben genannten Organe zugleich angegriffen. Im Allgemeinen ist der Katarrh ein unbedeutendes Übel, das nur durch Vernachlässigung und öftere Wiederkehr bedenklich werden kann. Viel kommt indeß für seine Bedeutung auf den Sitz desselben an; so hat z. B. ein Katarrh der Nase viel weniger zu sagen als ein Katarrh der Lungen. Wiederholen sich Katarrhe zu oft, so hinterlassen sie in der Regel eine große Schwäche des von ihnen heimgesuchten Theiles. Eine besondere Anlage, von Katarrhen befallen zu werden, wird durch eine widernatürlich gesteigerte Empfindlichkeit und Empfänglichkeit theils der Schleimhäute selbst, theils der äußern Haut für äußere Einflüsse begründet und entwickelt sich entweder in Folge bereits früher überstandener Katarrhe und Hautkrankheiten oder auch ohne dies in Folge von Verzärtelung der Haut durch allzu warme Bekleidung, allzu sorgsames Hüten vor dem Witterungs- und Temperaturwechsel, Misbrauch warmer und schweißtreibender Mittel. Die nächste Veranlassung zur Entstehung von Katarrhen geben am gewöhnlichsten Erkältungen, besonders des Halses und der Füße, durch unvorsichtiges, vorzeitiges Ablegen gewohnter warmer, namentlich wollener Kleidungsstücke, oder plötzliches Entkleiden bei erhitztem Körper, unzeitiges kaltes Waschen und Baden, plötzliche Veränderung des Temperaturgrades der Atmosphäre, wechselnde, feuchte und kalte Witterung (daher Katarrhe am häufigsten im Frühjahre und Herbste vorkommen), durch den Aufenthalt in feuchten oder eben gescheuerten Wohnungen und Stuben. Außerdem werden Katarrhe noch erzeugt durch das Einathmen scharfer Dünste,



Digitized by Google

z. B. in frischgeweißten Wohnungen, Laufen und Reiten gegen den Wind, zu starke Anstrengung im Sprechen, Singen u. s. w. Was die Behandlung des Katarrhs im Allgemeinen anlangt, so ist, um alle Veranlassungen zu neuen Erkältungen zu vermeiden, ein gehöriges, jedoch nicht übermäßiges Warmhalten, namentlich des Halses und der Füße, sehr zweckmäßig, und zu diesem Behufe bei nur einiger Heftigkeit des Katarrhs und rauher Witterung die Stube, wenn auch nicht grade das Bette zu hüten. Von selbst versteht sich übrigens, daß, da jeder Katarrh auf einer Gefäßreizung der betreffenden Schleimhaut beruht, von Speisen und Getränken alle diejenigen gemieden werden müssen, welche aufregen oder erhitzen können, wie Wein, Bier u. s. w. Dagegen sind eine einfache, wenig nährende, reizlose Kost und in reichlicher Menge genossene verdünnende oder schleimige Getränke zulässig. Oft bedarf es gar keiner eigentlichen Arzneien, oft reichen schon die Hautausdünstung befördernde Theeaufgüsse von Fliederblumen, Kamillen, ableitende Hautreize, ein Senfteig, ein Meerrettigpflaster, eine spanische Fliege auf die Brust hin, den ganzen Krankheitszustand zu beseitigen; zuweilen müssen indeß auch eingreifendere Mittel in Gebrauch gezogen werden. Die Wahl dieser überlasse man jedoch stets dem Arzte. Zur Tilgung der Anlage zu Katarrhen dient hauptsächlich eine mit Vorsicht versuchte Abhärtung des Körpers, namentlich aber die Haut gegen äußere Eindrücke durch allmäliges Gewöhnen an eine leichtere Bekleidung, an den Wechsel der Witterung, kaltes Waschen und Baden, den Gebrauch von Sool- und Seebädern u. s. w.

**Kataster** heißt ein namentlich zum Behufe der Besteuerung auf Befehl und unter Aufsicht der Regierung eines Staats angefertigtes Register, in welchem das gesammte Grundeigenthum nach seiner bestehenden Vertheilung und seinem von der Beschaffenheit des Bodens u. s. w. abhängigen Ertrage, ferner die Gebäude nach ihrem Ertrage und die Gewerbe nach dem Gewinn, welchen sie durchschnittlich abwerfen, eingetragen sind. Die Anfertigung dieser Register ist überaus wichtig, weil von der Richtigkeit und Genauigkeit derselben die Gerechtigkeit der Vertheilung der Lasten für den Staat abhängig ist, und überaus schwierig, weil bei der Ausmittelung der nöthigen Angaben auf eine unberechenbare Menge von Umständen Rücksicht genommen werden muß und weil sich die Behörden auf die Angaben der Betheiligten durchaus nicht verlassen können.

**Katastrophe** bedeutet ursprünglich Wendung und wird vornehmlich gebraucht von jeder schnellen entschiedenen Wendung, welche das Schicksal eines Menschen zum Guten oder Bösen nimmt. Auch in der Poesie, welche Lebensschicksale darstellt (also in der epischen und dramatischen Poesie), spricht man von Katastrophe, als der entscheidenden Wendung, welche die dargestellte Handlung nimmt, und die in einem wahren Kunstwerke nicht durch den Zufall herbeigeführt sein darf, sondern vom Dichter in ihrer Nothwendigkeit begründet sein muß. Die Gründe zu dieser Entscheidung müssen vorhanden sein, wenn auch durch ihr Zusammentreffen die Entscheidung erst wirklich, vielleicht auf überraschende Weise, zu Stande kommt.

**Katechet** hieß in den frühesten Zeiten des Christenthums Derjenige, welcher die in die christliche Gemeinschaft Aufzunehmenden in den Grundlehren der christlichen Religion unterrichtete und zur Aufnahme in das Christenthum, welche durch die Taufe vollendet wurde, vorbereitete. Das Geschäft dieses Unterrichts konnte jeder Geistliche verwalten, der hierzu vom Bischof beauftragt wurde. Als der Übertritt zum Christenthum häufiger wurde und auch gelehrte und philosophisch gebildete Juden und Heiden den Unterricht in demselben begehrten, wurde es nöthig, daß man zu Katecheten Männer wählte, die neben einer tiefen Einsicht in die Lehren des Christenthums zugleich eine genaue Kenntniß der philosophischen Meinungen ihrer Zeit verbanden, um die Beschaffenheit beider zeigen und jedem Zweifel an den Vorzügen des Christenthums begegnen zu können. Frühzeitig geschah dies zu Alexandrien, dem Sitze vielseitiger Bildung, wo schon in der Mitte des 2. Jahrh. für diesen Zweck durch einen gewissen Pantänus die Katechetenschule, eine Anstalt für religiös-wissenschaftliche Geistesbildung, gegründet ward, die durch die Katecheten Clemens von Alexandrien und Origenes (s. d.) Glanz und Ruhm erhielt. Ähnliche berühmte Lehranstalten gingen später zu Cäsarea in Palästina und zu Antiochia hervor. Ihnen verdankten die ausgezeichnetsten griech. Kirchenlehrer ihre Bildung. Sie blüheten im 3. und 4. Jahrh., bis sie am Ende dieses Zeitraums bei der allgemeinen Verbreitung des Christenthums verschwinden. — Eine andere Bedeutung hat das Wort Katechet in der heutigen christlichen Kirche. Hier wird es im weitesten Sinne von jedem Religionslehrer der Jugend gebraucht, der die Kunst der Katechetik theoretisch und praktisch sich angeeignet hat. In einem engern Sinne nennt man auch hier und wieder im protestantischen Deutschland jüngere Mitglieder der Predigerseminare Katecheten, denen außer den Predigtübungen auch die Verpflichtung obliegt, sich in der Kunst, zu katechisiren, zu vervollkommnen. Im engsten und gewöhnlichsten Sinne endlich nennt man Katecheten eine Gattung von Landschullehrern, die in Dörfern, welche von den Pfarrkirchen und den zu denselben gehörigen Schulen zu weit entfernt sind, den Unterricht der Kinder besorgen. Sie stehen unter den eigentlichen Schulmeistern und betrachten gewöhnlich ihre Stellung als Vorbereitung zu Schulmeisterstellen. — Die Wissenschaft von den Regeln, nach denen man Anfänger und Ungeübte im Christenthume vermittelst Fragen und Antworten unterrichten muß, wird Katechetik genannt. Eine Katechisation ist mithin eine mündliche Unterweisung im Christenthume, welche den Unkundigen durch Fragen und Antworten ertheilt wird. Die Kunst des katechetischen Unterrichts besteht darin, daß in der gegenseitigen Unterredung die mitzutheilende Wahrheit durch das eigne Nachdenken des Lernenden begriffen werden muß. Hierdurch wird die Katechisation das Mittel, die Wahrheiten der Religion für Verstand und Herz fruchtbar zu machen. Allgemein eingeführt in den Schulen wurde das Katechisiren erst seit Dinter (s. d.), der zugleich als Vorbild desselben galt. — In den ersten Zeiten der christlichen Kirche wurden die erwachsenen Juden und Heiden, welche getauft zu werden wünschten, und die deshalb vorher in der christlichen Lehre unterrichtet wurden, also die Lehrlinge im Christenthume Katechumenen genannt. Die Aufnahme in den Stand der Katechumenen geschah durch Auflegung der Hände und durch das Zeichen des Kreuzes, die Entlassung aus demselben mit der Aufnahme in den Christenbund durch die Taufe

Digitized by Google

Die Zeit der Prüfung durch den Katecheten dauerte gewöhnlich mehre Jahre hindurch, weil man sich von der Würdigkeit der Aufzunehmenden vollkommen überzeugen wollte, theils um ihrer selbst willen, theils um nicht verrätherische Menschen in die Gemeinden aufzunehmen, welche besonders zu den Zeiten gefährlich werden konnten, wo das Christenthum noch Verfolgungen ausgesetzt war. Beim Gottesdienste, wo die Katechumenen einen besondern Platz hatten, war es ihnen zwar erlaubt, die Predigt und das Vorlesen der h. Schrift anzuhören, doch durften sie bei Austheilung des Abendmahls nicht gegenwärtig sein. Gegenwärtig werden diejenigen jungen Christen Katechumenen genannt, welche zum ersten Male zum Abendmahle gehen wollen, und durch Unterricht dazu von dem Ortsgeistlichen vorbereitet werden.

**Katechismus** ist ein Buch in Fragen und Antworten abgefaßt, zum Unterricht in den Grundwahrheiten der christl. Religion oder auch jeder andern Kunst und Wissenschaft. Fast jede Partei und Sekte der christl. Kirche hat Katechismen als kurze Abrisse des Glaubens für den Jugend- und Volksunterricht aufzuweisen. In der kathol. Kirche war der römische, in der reformirten der heidelberger Katechismus allgemein im Gebrauch. Beide entstanden nach Luther's Vorgange, der nach der von ihm gehaltenen Kirchenvisitation, wo er eine kaum glaubliche Unwissenheit der Geistlichen und des Volkes in der Religion entdeckte, 1529 seine beiden Katechismen schrieb, den kleinen für das Volk, den größern zum Gebrauch der Lehrer. Beide bestehen aus fünf Hauptabschnitten, nämlich: den zehn Geboten, dem apostol. Glaubensbekenntniß, dem Vaterunser, dem Unterricht von der Taufe und dem Abendmahl. Bisher bildeten diese Katechismen in der protestant. Kirche nicht nur in den Schulen die Grundlage des Religionsunterrichts, sondern es mußten auch, um sie zu erklären, des Sonntags und in der Woche zu gewissen Zeiten die sogenannten Katechismuspredigten und Examina, welche letztern hin und wieder noch vorkommen, gehalten werden. Als sich das Urtheil bildete, daß Luther's Katechismus, bei allen Vorzügen für seine Zeit, doch nicht Alles umfasse, was zu einem bildenden, faßlichen Unterricht im Christenthume gehöre, wurde derselbe aus den Schulen verdrängt und seine Stelle durch neue Lehrbücher ersetzt.

**Katharer** (d. h. Reine) ist ein Name, mit welchem von der Mitte des 11. bis zum 13. Jahrh. mehre christliche Sekten bezeichnet worden sind, welche gewisse, denen der Manichäer (s. d.) ähnliche, religiöse Ansichten und die Verwerfung des Katholicismus gemein hatten. Sie hielten sich selbst für die echten Christen und reinere Menschen, und erhielten daher den Namen Katharer. Sonst nannte man sie auch wegen ihrer Herkunft aus der Bulgarei Bulgaren (woraus das franz. Schimpfwort Bougres entstanden ist), Patarener (nach einer schlecht berüchtigten Gegend bei Mailand), Publicaner, Popelitaner, in den Niederlanden Piphles. Sie verwarfen im Allgemeinen das Alte Testament, die Messe, die Sacramente, das katholische Priesterthum, die päpstlichen Satzungen, die Anbetung der Heiligen, des Kreuzes, der Reliquien, und befleißigten sich der Enthaltsamkeit und der innigen Andacht im Gebet, welche sie bis zur mystischen Vereinigung des Menschen mit dem göttlichen Geiste zu steigern suchten. Die unter ihnen zum Theil eingeführte Gütergemeinschaft, die herumschweifende Lebensart, welche sie nicht selten führten, ihre nächtlichen Zusammenkünfte wurden häufig Veranlassung zu Ausschweifungen, die mit ihrem Streben nach Enthaltsamkeit und Sittenreinheit nicht übereinstimmten. Sie wurden von der katholischen Kirche heftig verfolgt, wie das Schicksal der großentheils aus Katharern bestehenden Albigenser (s. d.) lehrte. Aus dem Worte Katharer soll der Ausdruck Ketzer (s. d.) entstanden sein.

**Katharina**, die heilige, von Siena, hieß eigentlich Kath. Benincasa und war die Tochter eines Färbers, geb. 1347. Schon als Kind legte sie sich schwere Büßungen auf, indem sie nichts als Brot und Kräuter genoß, und bereits im achten Jahre ewige Keuschheit gelobte. Als sie Jungfrau geworden war, wollten sie ihre Ältern verheirathen; aber K. widerstrebte ihrem Vorhaben, und trug schweigsam jede ihr deshalb zugefügte Kränkung. Von ihrem 20. Jahre an aß sie auch kein Brot mehr, sondern nichts als rohe Wurzeln und Früchte, und trat darauf in den Orden der Dominicaner, wo sie sich zur vollendeten Heiligen ihrer Zeit bildete. Um den Himmel zu gewinnen, schwärmte sie für den Schmerz der Erde, unterwarf sich täglich harten Büßungen, trug eine schwere Kette um den Leib und redete drei Jahre hindurch, außer in der Beichte, kein Wort. Doch wird ihr auch die rücksichtsvollste Sorgfalt gegen Arme und Kranke und eine Macht selbst über die Herzen der verstocktesten Sünder nachgerühmt. Der Preis eines so heiligen Lebens war, daß sie in die innigste Gemeinschaft mit Christus kam, der sich förmlich mit ihr verlobte, sie mit Verklärten in ihrer Zelle besuchte, ihr Blut aus seiner Seite zu trinken gegeben, und unter andern auch seine fünf Wundenmale ihrem Körper eingedrückt haben soll. So war K. noch in den Banden des Leibes eine schwärmende Verklärte geworden und bei ihren Zeitgenossen zu allgemeinem Ansehen gekommen, das so groß war, daß Papst Gregor XI. auf ihr Geheiß von Avignon nach Rom zurückkehrte, und die große Kirchenspaltung aufhörte. Urban VI. rief sie 1378 nach Rom, wo sie 1380 starb und wo ihr Leichnam sogleich eine Menge Wunder wirkte. Der Papst Pius II., sprach sie 1461 heilig, nachdem sie schon vorher von dem durch sie verherrlichten Dominicanerorden als eine Heilige verehrt worden war. Ihr Fest feiert die katholische Kirche den 30. April.

**Katharina von Medici**, eine Tochter des Herzogs von Urbino, Lorenzo von Medici, und Nichte des Papstes Clemens VII., geb. 1519, wurde 1533 mit dem zweiten Sohne des franz. Königs Franz I. vermählt, welcher als Heinrich II. 1547 zur Regierung kam. K. war ebenso schön, geistreich und gebildet, als ränkesüchtig, herrschsüchtig und unsittlich, und brachte während der Herrschaft ihres Gemahls und ihrer drei nacheinander den franz. Thron besteigenden Söhne Franz II., Karl IX. und Heinrich III. unsägliches Unglück über Frankreich, indem sie, um selbst zu herrschen, das Land in Bürgerkriege verwickelte und ihre Söhne, wie ihr nachgesagt worden, geflissentlich zu Ausschweifungen und Unsittlichkeiten verleitete, welche ihre moralische Kraft schwächen sollten, damit die ehrgeizige Mutter nur ihren Einfluß nicht verlöre. Zwei Parteien stritten in Frankreich ebenso sehr

Digitized by Google

aus Rücksichten des Ehrgeizes als der Religion, die Guisen (s. d.) und die Hugenotten. (S. Cevennen.) K. begünstigte bald die eine, bald die andere Partei, bis sie endlich die Hugenotten durch die Ermordungen in der Bartholomäusnacht 1572 zu vernichten gedachte. (S. Bluthochzeit.) Durch Erfindung dieser Maßregel hat K. auf alle Zeiten ihr Gedächtniß gebrandmarkt. Als Heinrich III. die Guisen hatte ermorden lassen, war K. sehr unglücklich, weil sie dadurch alle ihre Pläne vereitelt sah, den Guisen die Thronfolge zuzuwenden. Sie starb bald darauf im Anfange des J. 1589. K. liebte und begünstigte die Wissenschaften und Künste. Sie baute eine Anzahl ausgezeichnet schöner Schlösser und bezog aus Griechenland und Italien kostbare Handschriften. Durch das Beispiel aber, welches sie ihrem Hofe gab, trug sie zur allgemeinen Sittenverderbniß bei und in Folge ihrer Verschwendung sog sie das Land aus. Bei ihrem Tode hinterließ sie noch 8 Mill. Francs Schulden.

**Katharina I.**, Gemahlin Peter's des Großen und 1725—27 Kaiserin von Rußland, war, wie man erzählt hat, die Tochter eines katholischen Bauers in Lithauen, 1686 geboren und hieß ursprünglich Martha. Ihr Vater soll sie bei einem lutherischen Geistlichen zu Roop im rigaischen Kreise in Dienst gebracht haben, wo sie mit dem lutherischen Glaubensbekenntnisse näher bekannt geworden und endlich zu Marienburg, einem kleinen Städtchen im wendenschen Kreise, zu demselben sich bekannt haben soll. In Marienburg heirathete sie 1702 einen schwed. Dragoner, der einige Tage nach der Hochzeit ins Feld rücken mußte. Marienburg fiel in die Hände der Russen und die junge Frau wurde die Gefangene des Generals Scheremetjeff, welcher sie an Menzikoff überließ. Bei diesem, dem Günstlinge und Minister Peter des Großen, lernte der Kaiser die durch Schönheit und Verstand gleich ausgezeichnete Frau kennen und lieben. Nachdem sie 1703 zur griech. Kirche übergetreten war und dabei die Namen Katharina Alexiewna angenommen hatte, vermählte sich Peter mit ihr, ohne daß jedoch diese Verbindung veröffentlicht wurde. Erst nachdem K. 1708 die Prinzessin Anna, nachmals Mutter Peter III., und 1709 Elisabeth, nachmals Kaiserin von Rußland, geboren hatte, wurde 1713 K. von Peter dem Großen öffentlich als seine Gemahlin, 1718 als Kaiserin erklärt und noch in demselben Jahre oder auch erst 1724 zu Moskau als solche gekrönt. Sie hatte sich immer mehr in der Liebe und Achtung ihres großen Gemahls festgestellt und ihm besonders 1711 Beweise ihrer aufopfernden Liebe und Klugheit gegeben. In diesem Jahre befand sich nämlich Peter mit seinem Heere am Pruth in der verzweifeltsten Lage, indem er von den Türken so eingeschlossen war, daß jede Hoffnung auf Rettung verloren schien, und Peter selbst schon die Verhaltungsbefehle ausgefertigt hatte, wie es im Falle, daß er bliebe oder gefangen würde, mit der Regierung gehalten werden sollte. K. verwendete ihren ganzen Schmuck, um die Umgebung des türk. Großveziers zu bestechen und unterhandelte dann mit diesem so glücklich, daß ein Vertrag zu Stande kam, welcher den Kaiser und den Staat aus der drohenden Gefahr befreite. Die Eintracht mit ihrem Gatten wurde indeß noch kurz vor dessen Tode getrübt. K. hatte nämlich ihre Gunst einem Kammerherrn, Namens Mons, zugewendet und ein Gerücht, welches dem Kaiser zu Ohren kam, beschuldigte sie der Untreue gegen ihren Gemahl. Peter überraschte seine Gattin mit Mons in einem vertraulichen Zwiegespräch, und obgleich keine Beweise von K.'s Schuld vorlagen, so ließ er doch seinen Zorn durch Mishandlungen an ihr aus und dem Kammerherrn Mons wurde, angeblich anderer Verbrechen wegen, der Proceß gemacht, der seine Enthauptung zur Folge hatte. Vielleicht hätte dieser Vorfall noch schlimmere Folgen für K. gehabt, wenn nicht schon im nächsten Jahre 1725 Peter gestorben wäre. K. pflegte ihn auf dem Krankenbette mit treuer Liebe und zerfloß bei seinem Tode in ungeheuchelten Thränen. Indeß waren ihre mächtigen Freunde Menzikoff, Jaguschinsky und der Erzbischof von Pleskow, Theophanes, bemüht, Alles vorzubereiten, damit K. nach des Kaisers Tode als dessen Nachfolgerin erklärt und anerkannt würde, welches sie auch glücklich zu Stande brachten. Durch kluge und wohlwollende Maßregeln wußte sich K. die Liebe des Volks zu sichern und regierte im Geiste ihres Gemahls fort. Ihren frühern Gegnern ließ sie keine Art von Rache empfinden und zog sie dadurch von ihren feindlichen Plänen ab; ausbrechende Unruhen wußte sie durch kräftige Maßregeln zu unterdrücken. Sie starb plötzlich 1727 und hatte ihren Stiefenkel Peter II. zum Nachfolger ernannt.

**Katharina II**, 1762—96 Kaiserin von Rußland, hieß eigentlich Sophia Augusta und war, geb. 1729, eine Tochter des Fürsten Christian August von Anhalt-Zerbst. Der

preuß. König Friedrich II. empfahl sie der russ. Kaiserin Elisabeth zur Gemahlin ihres zum Thronfolger ernannten Neffen Peter. Die Prinzessin trat zur griech. Kirche über, erhielt die Namen Katharina Alexiewna, und ward 1745 mit dem russ. Thronfolger vermählt. K. war geistreich und gebildet, ihr Gemahl dagegen beschränkt und roh, so daß ihre Ehe nur unglücklich sein konnte. Von ihrem Gemahl gemishandelt und vernachlässigt, ließ sich K. verleiten, andern gebildeteren Männern an dem russ. Hofe ihre Neigung

Digitized by Google

uzuwenden. Namentlich war es der nachmalige König von olen, Poniatowski, welchem sie ihr ganzes Vertrauen henkte, und zwar nicht ohne daß die Kaiserin Elisabeth on diesem Verhältniß gewußt hätte. Derselbe war damals ls polnischer Gesandter in Petersburg; aus politischen ückſichten wußte jedoch der franz. Hof die Zurückberufung oniatowski's zu bewirken, und nun wandte K. ihre Neiung einem jungen Gardeoffizier, dem Grafen Orloff, zu. lisabeth war 1761 gestorben und Peter III. ihr gefolgt. urch unkluge Maßregeln machte sich dieser bald beim Volke ie bei den Großen verhaßt, und behandelte seine Gemahn mit immer größerer Zurücksetzung. Dieselbe mußte Verßung voraussehen, ja konnte sogar für ihr Leben fürchten. nter diesen Umständen fanden sich K.'s Freunde aufgefoert, sich zur Entthronung Peter III. zu verschwören, um K. u dessen Nachfolgerin zu erheben. Eine große Partei war edoch dafür, daß ihr Sohn Paul zum Kaiser und sie selbst ur zur Regentin während dessen Unmündigkeit ernannt erden sollte. Schon war man im Begriff, die Verschwöung zu entdecken, da eilte die Kaiserin nach Peterhof, rete die Garde mit kräftigen Worten an und wurde von r als Monarchin anerkannt. Der Graf Orloff bewog den achmaligen Senator Teplow in der kasanschen Kirche statt nes von der Mehrzahl der Verschworenen durchgesetzten anifestes zu Gunsten des Großfürsten Paul ein anderes rzulesen, welches K. auf den Thron erhob. Peter III. rlor bei diesen Vorgängen die Fassung, übergab den Verworenen seine Abdankung, wurde von denselben gefangen esetzt und einige Tage darauf ohne Wissen der Kaiserin mordet. K. benahm sich äußerst klug; sie ließ fast alle tellen besetzt wie sie waren, schaffte mehre dem Volke ästige Einrichtungen ab und gewann den großen Haufen, ndem sie dem russ. Nationalgefühl schmeichelte und eine roße Begeisterung für die griech. Kirche an den Tag legte. it Eifer und Anstrengung ergriff und verfolgte sie wähend ihrer ganzen Regierung den großen Plan, im Geiste hres erhabenen Vorgängers Peter's des Großen, Rußland lmälig zur europäischen Civilisation fortzuführen. Wenn r hierbei auch Peter's allseitige Kenntnisse und dessen Verrautheit mit allen einzelnen Bedürfnissen der verschiedenen egenden des ausgedehnten Reiches abgingen, so hat sie ch doch um Rußland unsterbliche Verdienste erworben. amentlich war sie bedacht, die ausgebreiteten wüsten Stepn, an denen besonders das südl. Rußland reich war, t betriebsamen Einwohnern zu bevölkern, und bewog daer eine große Anzahl von Ausländern zur Übersiedelung s andern europ. Staaten nach Rußland. Sie grünete über 200 neue Städte, viele Kranken- und Findelhäu, schickte Ärzte nach allen derer noch bedürftigen Gegenen, führte die Pockenimpfung ein, suchte Ackerbau und werbe zu heben und die letztern zu vervielfältigen. Stran und Kanäle wurden angelegt, um den Handel zu heben, nd noch andere wichtige Maßregeln zur Belebung desselben troffen. Auch die Künste und Wissenschaften suchte sie ch Kräften in Rußland zu fördern, konnte es jedoch nur u wenigen erfreulichen Resultaten in dieser Hinsicht brinn, weil das russ. Volk im Allgemeinen noch allzu roh ar, um ihr bei diesen Bemühungen entgegenzukommen. elbst auswärtige große Gelehrte hatten sich der Gunst und Aufmunterung der Kaiserin zu erfreuen, und verbreiteten daher ihren Ruhm in dem gebildeten Europa. Für die Ordnung der Rechtspflege in ihrem Staate war K. eifrig bemüht; doch scheiterte das Unternehmen, ein allgemeines Gesetzbuch für das ganze russ. Reich zu Stande zu bringen, zu welchem sie die großartigsten Anstalten getroffen hatte, an der allzugroßen Verschiedenheit in der Gesittung und in den örtlichen Verhältnissen der so weit auseinander liegenden Provinzen. Die vielen Neuerungen, welche die Kaiserin einführte, veranlaßten indeß auch in manchen Gegenden Unruhen. Die Unzufriedenen richteten ihre Hoffnungen auf Iwan, welcher der Urenkel des Zaren Iwan, eines Halbbruders Peter's des Großen, und nach dem Testament der Kaiserin Anna als zartes Kind ein Jahr lang Kaiser gewesen war. Elisabeth hatte ihn entfernt und gefangen gesetzt mit dem Befehle, daß ihn die wachthabenden Offiziere tödten sollten, wenn ein Versuch zu seiner Befreiung gemacht würde. Dieser Befehl war von K. nicht ausdrücklich zurückgenommen worden; als daher 1763 ein Versuch zur Befreiung des unglücklichen Iwan im Werke war, so wurde derselbe von seinen Wächtern umgebracht. Hierdurch verloren die Unzufriedenen eine Zeit lang den Vorwand zur Empörung. Auch nach außen machte K. den Einfluß Rußlands vielseitig geltend. Sie nöthigte 1763 die Kurländer, ihren unter Einfluß des poln. Königs August III. eingesetzten Herzog zu entsetzen und den vertriebenen, beim Adel verhaßten Biron zurückzurufen. Ebenso setzte sie es durch, daß nach dem Tode August III. ihr Günstling, Stanislaus Poniatowski, 1764 zum poln. Könige erwählt wurde. Von da an mischten sich fortwährend russ. Heere in die poln. Angelegenheiten. Im J. 1768 erklärte die Pforte den Krieg an Rußland, welchen K. mit Nachdruck und Glück führte. Sie ging sogar mit dem Plane um, die Republiken Athen und Sparta wieder zu errichten, und so den Türken im eignen Lande einen Feind zu schaffen, dem vereinigt mit der russ. Macht die Pforte erliegen mußte. Unter den beiden Orloff landete ein russ. Heer, das Europa umschifft hatte, auf der Halbinsel Morea. Die Russen fanden bei der griech. Bevölkerung begeisterte Aufnahme, eroberten auch einige Festungen, mußten aber doch Morea schon nach drei Monaten wieder verlassen. Bald darauf siegten die Russen bei Skio zur See und vernichteten die ganze türk. Flotte. In der Türkei und in Rußland wüthete indeß die Pest, an welcher sogar in Moskau 90,000 Menschen starben. Dennoch wurde die Krim 1771 erobert und für unabhängig erklärt. Noch andere bisher von der Pforte abhängige Völkerschaften fielen von derselben ab und unterstützten die Russen, sodaß 1773 die türkische Herrschaft in Europa ihrem Ende nahe zu sein schien. Östreich und Preußen verwendeten aber ihren ganzen Einfluß zu Gunsten der Pforte, und noch mehr kam derselben ein Aufstand zu statten, den in Rußland ein gemeiner Kosak, Pugatscheff, erregte, indem er sich für den Kaiser Peter III. ausgab. Derselbe hatte bald ein mächtiges Heer um sich gesammelt, und wußte sich allen Verfolgungen durch die berühmtesten Generale, obschon wiederholt geschlagen, zu entziehen. Erst gegen das Ende des Jahres 1774 wurde Pugatscheff von seinen Anhängern ausgeliefert und darauf hingerichtet. Indeß schloß K.'s Feldherr, Romanzow, das türk. Heer bei Schumla ein und erzwang dadurch 1774 einen Frieden, durch welchen Rußland freie Schiffahrt auf dem schwarzen Meer und durch die Meerenge der Darda-

Digitized by Google

nellen, sowie einen bedeutenden Länderzuwachs erhielt. Schon 1771 hatte Östreich, veraltete Ansprüche erneuernd, Theile des Königreichs Polen in Besitz genommen, ohne in diesem Unternehmen von K. gehindert zu werden. Vielmehr theilte K. dem eben an ihrem Hofe verweilenden Prinzen Heinrich (s. d.) von Preußen den Plan mit, Polen im Verein mit Preußen und Östreich einen Theil seiner schönsten Provinzen zu entreißen. Der Prinz betrieb die Theilung, welche 1772 zu Stande kam, und in welche die poln. Regierung, von der Übermacht gezwungen, einwilligen mußte. K. gewann 2000 □M. mit 1,800,000 Einw. Den drohenden bairischen Erbfolgekrieg vereitelte 1778 K. durch die Erklärung für Preußen. Nachher traten der Kaiser Joseph II. und K. einander näher, und die letztere unterstützte jenes Plan eines Austausches der östreichischen Niederlande gegen Baiern, der durch den von Friedrich dem Großen errichteten Fürstenbund (s. d.) vereitelt wurde. Neue Zwistigkeiten mit der Türkei wurden 1784 durch Frankreichs Vermittelung beigelegt und K. vereinigte die Krim unter dem Namen Taurien (s. d.) mit ihrem Reiche. Der letzte Khan der Krim hatte diese 1783 an Rußland abgetreten, und ebenso trat der Fürst Heraklius seine Besitzungen Karduel und Kachet, an K. ab. Die fortdauernden feindlichen Absichten K.'s gegen die Türken verriethen der Schutz, welchen sie Maurokordatos, dem geflüchteten Hospodar der Moldau, angedeihen ließ, starke Kriegsrüstungen zu Cherson und die Inschrift, welche K. an das nach der Türkei gerichtete Thor zu Cherson setzen ließ: „Hier geht der Weg nach Konstantinopel." K. unternahm 1787 eine Reise durch mehre Theile ihres Reiches. Ihr Günstling und Minister Potemkin begleitete sie nach Taurien und wendete alle Mittel an, um ihre Reise zu einem festlichen Triumphzuge zu machen. Auf dem ganzen gegen 500 M. langen Wege wurden in geringen Entfernungen die Außenseiten von Städten und Dörfern hergestellt, und Bewohner in dieselben vorausgeschickt, welche mit Jubel und sinnreichen Ehrenbezeugungen die Herrscherin empfangen mußten. Während der Nacht wurden diese Menschen dann wieder vorausgeschickt, um am nächsten Tage ein neues Schauspiel aufzuführen. Mit unerhörtem Luxus waren die Wagen und Schlitten ausgeziert, in welchen diese Reise zurückgelegt wurde. Der König von Polen und der Kaiser von Östreich begrüßten K. auf dieser Reise, und der letztere versprach, sie in ihren Plänen gegen die Türken zu unterstützen. Aber die Türken kamen ihr mit der Kriegserklärung zuvor. Rußland und bald auch Östreich stritten mit Glück gegen die Pforte, da verbanden sich Preußen, Schweden, England, Dänemark und Holland, um den ferneren Vergrößerungen des russ. Reichs Grenzen zu setzen. Gustav III. führte schon seit 1788 offenen Krieg gegen K. und machte Fortschritte. Zunächst wurde Östreich zum Frieden mit der Pforte 1791 bewogen, und nachdem 1790 K. mit Schweden Frieden geschlossen hatte, ging sie auch mit der Pforte einen Frieden ein, welcher ihr einen neuen Zuwachs von Ländereien brachte. Die Revolution in Frankreich zog K.'s Misfallen auf sich, doch hinderten sie die Verhältnisse in Polen, kräftig für die königliche Partei in Frankreich aufzutreten. Polen hatte sich nämlich während des türk. Krieges einen Schein von Selbständigkeit wiedergegeben und eine Verfassung war zu Stande gekommen, die einer aristokratisch gesinnten Partei nicht gefiel. Diese bat K. um Hülfe und 1792 schickte diese ein großes russ. Heer nach Polen, und nachdem selbst der poln. König auf die Seite jener Partei getreten war, so unternahmen Rußland und Preußen 1793 die zweite Theilung Polens und zwangen den poln. Reichstag zur Einwilligung. K. gewann 4500 □M. mit 3 Mill. Menschen. Vergebens erhob sich im folgenden Jahre Polen mit ungemeiner Tapferkeit gegen seine Unterdrücker. Östreich trat auf Rußlands und Preußens Seite; die Polen wurden besiegt und 1795 die dritte Theilung Polens ausgesprochen, durch welche K. noch 2000 □M. mit 1,200,000 Einw. gewann. Der poln. König Stanislaus erhielt eine Pension und lebte fortan in Petersburg. Auch der Herzog Peter Biron von Kurland wurde 1795 bewogen, sein Land an Rußland abzutreten, und erhielt dafür eine Pension zugesichert. Zuletzt führte K. noch mit den Persern Krieg und soll den Plan gehegt haben, nach Unterwerfung des pers. Reiches der Herrschaft der Engländer in Ostindien ein Ende zu machen. Ein Schlagfluß raubte ihr aber am 9. Nov. 1796 das Leben. — So unleugbar es ist, daß K. eine große Monarchin war, so muß doch auch anerkannt werden, daß sie von moralischer Seite durchaus nur tadelnswürdig erscheint. Sie war besonders in der Liebe ausschweifend, indem sie ihre Günstlinge und Liebhaber ganz nach ihren sich schnell ändernden Launen wechselte, und dabei nicht einmal eine den äußern Anstand berücksichtigende Zurückhaltung beobachtete. Ihre Günstlinge wurden mit Ehrenbezeugungen überhäuft, so lange die Gewogenheit der Kaiserin währte. Nur Potemkin erhielt sich bis an seinen Tod in der Gunst seiner Beherrscherin.

**Kathēder**, von dem griech. Kathedra, welches einen Sessel, einen Lehrstuhl bedeutet, ist in der letztern Bedeutung auch in die deutsche Sprache übergegangen, namentlich heißen so die erhabenen Stühle, auf denen in Schulen und auf Universitäten die Lehrer ihre Vorträge halten. Davon kommt auch der Name

**Kathedrāle**, welcher der Hauptkirche eines Sprengels ertheilt wird, und bei welcher der Erzbischof oder Bischof des Sprengels seinen Sitz hat. (Vgl. Dom und Münster.)

**Kathēter** (der) ist der Name eines chirurgischen Instruments, welches aus einem dünnen Röhrchen besteht, entweder gerade oder etwas gekrümmt ist und dazu dient, bei Krankheiten in den Urinwerkzeugen durch die Harnröhre bis in die Blase geschoben zu werden, entweder um den in dieser befindlichen Urin abzulassen, oder um Flüssigkeiten zu den medicinischen Zwecken in die Harnröhre zu bringen, oder endlich um zu untersuchen, ob sich in der Blase ein Stein oder ein anderer fester Körper befinden. Man hat unbiegsame Katheter aus Metall und biegsame, welche mit Hülfe von Kautschuck hergestellt werden. Je nachdem sie für das männliche oder weibliche Geschlecht bestimmt sind, haben die Katheter eine verschiedene Einrichtung. Der weibliche Katheter ist beinahe gerade und nur 5—6 Zoll lang, während der männliche 10—11 Zoll lang und am vordern Ende ziemlich stark gekrümmt ist. Bei Kindern wendet man kleinere Katheter an. — Katheterisiren wird das Einführen des Katheters in die Blase genannt.

**Katholicismus** bezeichnet im Allgemeinen das Christenthum der katholischen Kirche, im Besondern die Gesammtheit der

Digitized by Google

ie katholische Kirche charakterisirenden Eigenthümlichkeiten. Der Katholicismus ist als eine besondere Form des christlich eligiösen Lebens älter, als es die irgend einer andern Kirche t, doch ist er nicht so alt, als das Christenthum selbst. Vielmehr entstand die Idee eines katholischen, d. h. allgemeinen und darum echten Glaubens und einer katholischen Kirche erst nachdem das Christenthum siegreich gegen jüdische und heidnische Irrlehren sich geltend gemacht hatte, durch die Kirchengemeinschaft auf Synoden seit dem 4. Jahrh., die sich as Recht beilegte, im Kampfe der Meinungen das echt christlichapostolische vom Widerchristlichen zu scheiden, und eine Gesetzgebung für echtes Christenthum zu sein. Der entstandene Kirchenglaube wurde unter dem Einflusse der Hierarchie (s. d.) und des Scholasticismus (s. Scholastiker) immer weiter entwickelt, war aber schon in allen einen Hauptzügen vollendet und in die Praxis der Kirche ingeführt, als er als ein abgeschlossenes Ganze von der röm. Kirche feierlich bestätigt wurde. Es geschah dies in en Beschlüssen des tridentiner Concils, das in 25 Sitzungen von 1545—63 gehalten wurde, dessen Entscheidungen n der katholischen Kirche für alle Zeiten ein für den Glauben bindendes Ansehen erlangt haben, und die durch Papst Pius V. in dem 1566 erschienenen röm. Katechismus auch en Laien bekannt gemacht worden sind. Fragen wir nun ach dem religiösen Inhalt dieses Lehrbegriffs, so ist es die Heilslehre des Christenthums, deren katholische Weise in folgenden näher zu erörternden Punkten am deutlichsten hervortritt: nämlich in der Quelle, aus der die Heilslehre das Christenthum geschöpft, in der Lehre von den guten Werken, durch die ihr Umfang bestimmt, in den Sacramenten und der Messe, durch die sie vermittelt und gewonnen, und n der ganzen Anstalt der Kirche mit dem heiligen Priesterstande und dem Papste, durch die sie vertreten und für alle Zeiten unverfälscht erhalten wird.

Der katholischen Kirche ist das echte Christenthum auf einem doppelten Wege zugekommen, durch die h. Schrift, zu welcher auch die Apokryphen des A. T. gehören, und die von mündlicher Belehrung und Anordnung der Apostel ausgegangene und unverfälscht fortgeleitete Erblehre (Tradition). Beide sind göttlichen Ursprungs und ergänzen sich gegenseitig, und beide sind mit gleicher Hochachtung zu betrachten. Der Grund, warum die katholische Kirche dem Worte Gottes in der Schrift das Wort Gottes in der Kirche, die Erblehre, zur Seite stellt, liegt darin, daß die Apostel sowol bei der schriftlichen Aufzeichnung, als bei der mündlichen Verkündigung desselben vom göttlichen Geiste geleitet waren; letztere aber ist für die Gesammtheit der Bischöfe, unbeschadet ihrer Ursprünglichkeit, da sie die ebenbürtigen Nachfolger der Apostel sind, das Mittel geworden, dem Christenthume, als einem Inbegriff von Lehren und Gebräuchen, diejenige Einheit und Vollständigkeit zu geben, die es im Laufe der Jahrhunderte in der katholischen Kirche erlangt hat. Die Folge hiervon ist, theils daß der Vorwurf, es sei der katholische Glaube zum großen Theil menschliche Erfindung und Weisheit, hinwegfällt, und daß die spätern kirchlichen Lehren und Einrichtungen nicht weniger durch das göttliche Ansehen der Kirche gerechtfertigt sind, als die aus der heil. Schrift hervorgegangenen es sind; theils daß letztere für das wahre Christenthum von geringerm Werthe ist, dem Ansehen der Kirche nachsteht, nur von dieser richtig erklärt und nur unter ihrer Aufsicht mit Nutzen gelesen und verstanden werden kann.

Noch mehr erscheint das Wesen des Katholicismus darin, daß er den durch Christus Gebesserten gute, d. i. verdienstliche Werke vollbringen läßt, daß mithin das ewige Seelenheil des Christen nicht ganz jenseit der Grenzen eigner Kraft und Willensvollkommenheit liegt. Ist nämlich durch die Taufe die Schuld und Strafe der Erbsünde, jenes durch Adam's Fall der ganzen Menschheit mitgetheilten natürlichen Verderbnisses, von ihm hinweggenommen worden, so hat er den ersten Schritt zum Heil gethan. Aber wegen der ihm inwohnenden bösen Lust begeht er auch nach der Taufe noch Sünden aus Bosheit und aus Schwachheit und Unwissenheit, und zieht sich dadurch ewige und zeitliche Strafen zu. Zwar für die erstern, die Strafen der Todsünde, erhält er bei ernster und anhaltender Reue, um des verdienstvollen Leidens und Sterbens Christi willen, bei Gott Vergebung; aber die letztern, die Strafen der Erlaßsünden, muß er selbst abbüßen und Gott dafür genugthun, was geschieht, indem er gewisse beschwerliche Leistungen, die sogenannten guten Werke, wie Fasten, Beten, Almosen geben, Wallfahrten, Andachten an die Maria u. s. w. übernimmt, wofür ihm dann Gott, als einem geringern Übel, das weit größere seiner zeitlichen Sündenstrafen erläßt. Bei diesem beschwerlichen Geschäfte der Genugthuung vermag ihm auch die Kirche den hülfreichsten Beistand durch Ablaß (s. d.) zu leisten, da sie den unerschöpflichen Schatz des überschüssigen Verdienstes Christi und der Heiligen, woraus sie ihn ertheilt, besitzt. Hat er nun auf diesem doppelten Wege, durch die Gnade in Christus bei ernster Reue und durch eigne Genugthuung, bei Gott Vergebung aller seiner Sünden erlangt, so tritt er alsdann, von dem h. Geiste in allem Guten auf das wirksamste unterstützt, in den Stand eines Gerechtfertigten, der ihn selig macht in seinen Werken. Als ein solcher kann er sogar die Seligkeit eines pflichtmäßigen Lebens überschreiten und die höhere Heiligkeit eines gleichsam übersittlichen Lebens erringen, wenn er noch andere von Gott nicht gebotene, wol aber empfohlene Werke, wie aus den evangelischen Rathschlägen hervorgeht, als freiwillige Armuth, Keuschheit, blinden Gehorsam, Unrechtleiden u. s. w. vollbringt, worauf sich das Verdienstliche des Mönchslebens gründet.

Sehen wir im Katholicismus auf Das, was äußerlich zur Erweckung, Vermehrung oder Wiederherstellung des Christenthums in dem Menschen dient, so treten uns besonders in dem ceremonienreichen Gottesdienste die Sacramente und die Messe als bedeutsam entgegen. Wie das Meßopfer als ein wiederholtes unblutiges Opfer des Leibes Christi fortwährend zur Versöhnung und Entsündigung der Menschheit dargebracht wird, und in seinen Wirkungen sich sogar auf die Abgeschiedenen im Fegefeuer (s. d.) erstreckt, so umschließen auch die Sacramente das ganze irdische Leben und bringen ihm in seinen wichtigsten Momenten den Segen der Religion. Dergleichen gibt es sieben: Taufe, Firmelung, Abendmahl, in dem Sinne, daß Brot und Wein dabei in den Leib und das Blut Jesu Christi wirklich verwandelt werden, Buße, zu der die Ohrenbeichte gehört, Priesterweihe, Ehe, die unauflöslich ist, und letzte



Digitized by Google

Ölung, unter welchen drei, nämlich die Taufe, Firmelung und Priesterweihe, einen unauslöschlichen Charakter aufdrücken und nicht wiederholt werden dürfen. Sie sind auch ohne Theilnahme des Herzens vermöge der ihnen als sacramentirlichen Handlungen inwohnenden göttlichen Kraft zur Rechtfertigung und Beseligung der Sünder wirksam, wenn nur der Priester mit Hinwendung des Geistes auf ihren Zweck sie verrichtet. Und wie es sieben Cardinaltugenden und sieben Todsünden oder geistige Krankheiten gibt, so entspricht beiden, diese hebend und jene vermittelnd, die Siebenzahl der Sacramente: die Taufe vermittelt die Erbsünde zum Glauben, die Buße die wirkliche Todsünde zur Gerechtigkeit, die Firmelung die geistige Schwachheit zur Hoffnung, das Abendmahl die Bosheit zur Liebe, die Priesterweihe die Unwissenheit zur Klugheit, die Ehe die Lust zur Enthaltsamkeit, die letzte Ölung den Überrest der Sünde zum Muthe. So ist im Katholicismus das religiöse Leben von einer Reihe heiliger Handlungen umschlossen, so wird es geweckt und genährt durch eine Menge heiliger Gebräuche und Ceremonien, so stehen ihm die Bilder der Heiligen und der Mutter Gottes zur Seite und bringen die schüchternen Bitten der Gläubigen vor den Thron des Allerhöchsten, so tritt aber auch in ihm das lebendige Wort der Predigt als religiöses Erweckungs- und Erbauungsmittel in den Hintergrund und wird der feierlichste Theil seines Gottesdienstes die Messe, welche in lat. Sprache abgehalten wird.

Seine Vollendung erhält der Katholicismus endlich dadurch, daß ihm die Kirche eine sichtbare Anstalt ist und in ihr durch den Papst als den sichtbaren Statthalter Christi und den zum ehelosen Leben verpflichteten Stand der Kleriker (s. d.) alles wahre Christenthum vertreten und für alle Zeiten rein erhalten und fortgepflanzt wird. Denn als ein sichtbarer Heilbringer trat Christus in die Menschheit und begründete in sichtbarer Gestalt das Heil; so ist auch die Kirche, die es fortdauernd wirksam und lebendig erhält, eine sichtbare Anstalt, äußerlich durch Bekenntniß, Sacramente und Priesterthum alle auf Christus Getauften, Gute und Böse, ja selbst offenbare Sünder, umfassend. Sie ist das fortgesetzte Walten Christi selbst, — der fortgesetzte Christus. Darum ist aber auch nur in ihr wahres Christenthum und Seligkeit, darum in ihr der Glaube des Einzelnen von der Kirche zu empfangen und der Lehrsatz vernünftig, man solle glauben, was die Kirche glaubt, d. i. Christus.

Einheit und Vollständigkeit der Lehren im genauesten Zusammenhange mit allen gottesdienstlichen Einrichtungen und Gebräuchen ist ein nicht zu verkennender Vorzug des Katholicismus, in welchem die Religion mehr versinnlicht, ins Aeußerliche verarbeitet, gleichsam im äußerlichen Cultus aufgelöst ist. Dadurch wird nun das katholische Kirchenleben theils erleichtert, theils das innerliche christliche Gemüthsleben in Schatten gestellt. Ein anderer Vorzug des Katholicismus ist, daß er den Gläubigen den Gedanken an das Göttliche höchst nahe zu bringen weiß. Die sichtbarliche Herablassung der göttlichen Gnade in den Sacramenten, die beständige Gegenwart Christi in der täglichen Wiederholung des Meßopfers, der übersinnliche Verkehr mit den Heiligen, sie sind, je mehr Unbegreifliches und Wunderbares in ihnen enthalten ist, um so mehr der eigentliche Grund und Boden für die Religion. Darin liegen auch die Ursachen, warum vor Allem der Katholicismus die schönen Künste dem Heiligen, der Religion dienstbar gemacht und in seinem Schoose entwickelt hat, wenn Frömmigkeit und Glaube von ihm fast unzertrennlich ist, und ebendaher sich besonders gemüthvolle Menschen zu ihm hingezogen fühlen. Doch darf auch nicht unbemerkt bleiben, daß er durch Einschiebung der Heiligen zwischen Gott und Menschen jenes innige Verhältniß aufhebt, in welches das Christenthum den Menschen zu Gott bringt, und in welchem wir zu ihm beten können, wie die lieben Kinder zu ihrem lieben Vater, und daß weder Kunst noch Wissenschaft, so hoch auch ihr Interesse dem Menschen erscheinen mag, den richtigen Maßstab für den Werth einer Religion abgeben. Der ganze katholische Glaube endlich beruht auf Auctorität, auf dem Ansehen der Kirche als einer göttlichen Anstalt. Aber Auctoritätsglaube ist am meisten mit religiösem Glauben verwandt und bei weitem für die meisten Menschen das Beruhigendste. (Vergl. Kirche.)

**Katholische Briefe** wurden seit dem 3. Jahrh. außer den Paulinischen Briefen und dem Briefe an die Hebräer alle im N. T. befindlichen Briefe genannt, nicht sowol weil sie an die ganze Christenheit gerichtet, oder ihr Inhalt vorzugsweise dem Lehrbegriffe der Kirche entsprechend gewesen wäre, sondern weil sie ursprünglich wahrscheinlich Umlaufschreiben waren, die diesen Beinamen deshalb erhielten, um wegen der Unbestimmtheit ihres Charakters nicht mit apokryphischen Briefen, die man vom kirchlichen Gebrauche ausschloß, verwechselt zu werden.

**Kattegat**, ein holl. Wort, welches „Katzenloch" bedeutet, heißt das Meer, welches zur Verbindung der Nord- und Ostsee dient und zwischen der Ostküste Jütlands, der Westküste Schwedens und nördlich von den dänischen Inseln liegt. Die drei Meerengen, der große Belt, der kleine Belt und der Sund, verbinden es mit der Ostsee. An der dänischen Küste liegt das Vorgebirge Skager-Rack, nach welchem das Meer bei den Dänen genannt wird und auf welchem im Winter ein Feuer brennt. Die schwedische Küste ist sehr steil und felsig. Überhaupt ist das Kattegat schwierig zu befahren.

**Katten** (die), eins der berühmtesten Völker im alten Deutschlande, wohnten im heutigen Kurhessen, östlich bis an die Saale und südlich bis nach Nassau hinein, aber auch in einem Theile des östlichen Westfalen, an der Fulda, der Lahn und dem Main, bis in die Nähe des Rheins. Ihr Land war, den Berichten der röm. Schriftsteller zufolge, nicht so sumpfig als das der übrigen Deutschen. Das Volk hatte in Sitten und Gebräuchen manches Eigenthümliche, z. B. daß die meisten Jünglinge Bart und Haar wachsen ließen, bis sie einen Feind erlegt hatten. Die Katten waren sprüchwörtlich wegen ihrer Tapferkeit, und führten häufig Kriege mit Cheruskern, Hermunduren, Usipetern und Tencterern. Cäsar kam mit ihnen in feindliche Berührung; er konnte sie aber nicht besiegen, weil sie ihm nicht blos als tapfere Männer, sondern auch in gegliederten Reihen und völlig geregelter Schlachtordnung entgegentraten, wohlüberlegte Anfälle wagten, immer auf der Hut waren und jede günstige Gelegenheit benutzten. Zwar wurden sie späterhin von Drusus besiegt, aber nicht bezwungen; ihre Macht wurde vielmehr den übrigen deutschen Völkern so furchtbar, daß die Cherusker ihr altes Ansehen verloren und nebst andern deutschen Stämmen eine gewisse Oberherr-

Digitized by Google

aft der Katten anerkennen mußten. Nach Ablauf des ersten hrhunderts unserer Zeitrechnung werden die Katten nur ch selten genannt, und zuletzt (392) als Verbündete der anken aufgeführt; dann erscheinen im 7. Jahrh. die Hassi, lche mit den alten Katten und den neuern Hessen ein d dasselbe Volk sind. Das Land der Katten war in hun- rt Gauen getheilt, und jeder einzelne Gau konnte tausend ffenfähige Männer ins Feld stellen; die Mehrzahl der rieger bestand aus Fußgängern; der Reiterei bedienten sie nur, wenn sie schnell angreifen und den Feind unver- uthet überfallen wollten.

**Kattun** oder **Cotton** heißen eine große Anzahl glatter, nwandartig gewebter Zeuge von Baumwolle, welche theils iß, theils bunt gearbeitet, theils endlich gefärbt und mit rschiedenen Farben bedruckt sind. Die ersten Kattune wur- n in Ostindien verfertigt und von hier führten dieselben iher Holländer, Dänen und Engländer nach Europa. egenwärtig werden, besonders seitdem das Maschinenwesen ne Vollkommenheit erlangt hat, in Europa so viele Kat- ne verfertigt, daß von ihnen sogar nach Ostindien ausge- hrt wird, und die europäischen Kattune übertreffen die tindischen auch an Güte. Im Allgemeinen kann man vier auptgattungen von Kattun unterscheiden: 1) den weißen, hen oder die Kattunleinwand, den Kittay; 2) Kat- n, bei dem bunte oder ausgemalte Muster auf farbigem rund gedruckt sind, Kalliko, Indienne u. s. w.; 3) die nen, ursprünglich ostindischen Baumwollenzeuche, ähnlich m Kalliko, unter dem Namen Zitze, Chitse, Per- ennes; 4) die einfarbigen bunten Kattune ohne Muster, arsinets.

**Katzbach** heißt ein kleiner, sich in die Oder ergießender luß im preuß. Regierungsbezirk Liegnitz in Schlesien, wel- er durch die 1813 hier geschlagene Schlacht an der atzbach berühmt geworden ist. Das preuß. Heer unter lücher's Oberbefehl und den Generalen York, Langeron d Sacken, und das franz. unter Macdonald's Oberbefehl d den Anführern Ney, Lauriston und Sebastiani stan- n sich mit etwa 80,000 M. einander gegenüber, indem e Preußen das rechte, die Franzosen das linke Ufer der atzbach inne hatten, und waren eines Kampfes gewärtig. m 26. Aug. ging Macdonald über die Katzbach, indem er e unter den Generalen York und Langeron stehenden Heer- theilungen zurückdrängte. Fortwährend strömte der hef- gste Regen vom Himmel. Zwischen den Dörfern Eichholz nd Weinberg griff Blücher die Franzosen zuerst an, und kein Schießgewehr wegen des Regens losging, so konnte ur mit Kanonen, Bayonnet und Kolben gekämpft werden. ie Preußen kämpften mit der größten Tapferkeit und die ranzosen ergriffen endlich in völliger Auflösung die Flucht. Indeß waren durch den anhaltenden Regen die Katzbach nd ein gewöhnlich sehr unbedeutender in dieselbe sich er- ießender Bach, die wüthende Neisse genannt, zu tiefen, ißenden Flüssen angeschwollen und eine große Anzahl Fran- osen fanden beim Rückzuge in diesen Gewässern den Tod. n den folgenden Tagen wurden den fliehenden Feinden bei iegnitz, Goldberg, Löwenberg neue Schläge ertheilt. Der General Puthod war am 24. Aug. mit 8000 M. abgeschickt worden, um von Jauer aus den Preußen in den Rücken zu fallen. Er kam zu spät in die Gegend, in welcher die Schlacht geliefert worden war, und wurde nun so heftig angegrif- fen, daß von seinen Leuten nur 700 zum franz. Hauptheere zurückkamen. Mit kaum noch 12,000 M. ging Macdonald in der Nacht vom 29. zum 30. Aug. über den Bober. So war nun Schlesien vom Feinde gereinigt. Die Preußen hatten 103 Kanonen, 250 Munitionswagen, 2 Adler, die franz. Lazarethanstalten und 18,000 Gefangene in die Hände bekommen. Blücher erhielt nach diesem Siege von dem in der Nähe des Schlachtfeldes gelegenen, schon aus der frühern schlesischen Geschichte berühmten Dorfe Wahlstatt den Titel Fürst Blücher von Wahlstatt, und auf dem Schlachtfelde selbst hat der König von Preußen ein eisernes Denkmal er- richten lassen.

**Katze** (die) bildet ein an Arten zahlreiches Geschlecht der Raubthiere, zu welchem die meisten großen und gefähr- lichen, selbst den Menschen nicht scheuenden reißenden Säug- thiere gehören. Der Luchs, der Panther, der Leopard, die Unze, der Gepard, der Jaguar, der Tiger, der Löwe (s. d.) gehören zum Katzengeschlecht. Die charakteristi- schen Eigenthümlichkeiten desselben sind ein rundlicher Kopf mit kurzer Schnauze, rauher und stacheliger Zunge, kurze, spitzige und steife Haare. Im Rachen stehen oben und unten sechs Schneidezähne, oben vier und unten drei Backzähne. An den ziemlich hohen Füßen finden sich hinten fünf und vorn vier Zehen, die Fußsohlen sind behaart und die hakenförmi- gen, gekrümmten, scharfen Klauen können der Katzen zurück- ziehen, so daß sie dieselben nur beim Angriff herausstrecken. Sie sind blutgierig, listig, gewandt, schnell, falsch, stark, können geschickt klettern, gehen gewöhnlich des Nachts auf Raub aus, während sie am Tage schlafen, und bemächtigen sich ihrer Beute im Sprunge. — Die gemeine oder wilde Katze lebt einzeln in allen Waldungen Deutschlands und findet sich überhaupt in ganz Europa, mit Ausnahme der nördlichsten Gegenden, sowie in einem großen Theile Asiens und im nördl. Afrika. Sie ist ein wildes Raubthier, welches Vögel, kleinere Säugthiere und wol auch Fische aus den Teichen raubt, und wegen des Schadens, den es in den Wildständen anrichtet, von den Jägern sehr verfolgt wird. Die wilde Katze wird 1 F. hoch, 2½ F. lang und hat einen von oben gelblich graubraun gefärbten Pelz, mit schwarzen an den Seiten herablaufenden Streifen. Schwanz und Beine sind geringelt. Das Fell wird als Pelzwerk ge- braucht. Im Sommer lebt dieses Thier in hohlen Baum- stämmen und im Winter verkriecht es sich in leere Fuchs- oder Dachsbaue, Klüfte u. dgl. — Von der wilden stammt unsere zahme Katze, welche dadurch, daß sie Mäuse und Ratten gierig verfolgt, zu einem nützlichen Hausthiere wird. Sie ist kleiner als die wilde Katze, hat kürzere Haare und ein sehr verschieden gefärbtes Fell. Besonders die ganz blauen und die dreifarbigen Katzen sind schön und selten. Die Katze besitzt nicht die Treue und Anhänglichkeit des Hundes, sie hängt mehr an der Wohnung ihres Herrn, ih- rem Jagdplatze, als an dessen Person. Sie verwildert leicht und legt ihre angeborene Tücke fast nie ganz ab; auch er- zählt man, daß Katzen kleine Kinder erwürgt haben sollen. In manchen Gegenden werden die Katzen gegessen und ihr Fleisch soll mit dem der Hasen Ähnlichkeit haben. Bei den



Digitized by Google

Ägyptern und bei den Römern standen die Katzen in großem Ansehen, welches gegenwärtig bei den Mohammedanern der Fall ist. Zu Aleppo in Syrien soll ein Katzenhospital bestehen, in welchem gegen 500 Katzen verpflegt werden. — Sowie manche Menschen eine besondere Vorliebe für Katzen haben, so empfinden andere gegen sie einen natürlichen Widerwillen, welches so weit gehen kann, daß sie schon die Nähe einer Katze beunruhigt, ihnen Übelkeiten und Ohnmacht

zuzieht, selbst wenn sie die Katze noch nicht sehen. Vielleicht hängt dieses mit der starken elektrischen Erregbarkeit zusammen, welcher das Katzenfell fähig ist. Wenn man eine Katze, besonders eine schwarze, im Dunkeln wider das Haar streicht, so erblickt man knisternde Funken. Die wichtigsten Abarten der Katze sind: die angorische Katze mit, besonders um den Hals, langen, silberweißen oder gelblichen, seidenartigen Haaren; die Cypperkatze mit schwarzen, auf dem Rücken geraden, an den Schenkeln gewellten Streifen; die weiß, gelb und schwarz gefärbte spanische, die dunkelaschgraue, feinhaarige Karthäuserkatze, die rothgelbe langköpfige, die schwarze, javanische, cyprische, syrische, libysche, cretische Katze u. m. a. Nach Amerika sind die Katzen erst durch die Spanier gebracht worden.

**Katzenelnbogen**, eine alte Grafschaft am Rhein und Main, gehört jetzt theils zum Großherzogthume Hessen-Darmstadt, theils zum Herzogthume Nassau, und hat etwa 28 □M. mit nahe an 80,000 Einw. Sie ist ein fruchtbares Land mit mildem Klima, reich an Wein, Holz, Getreide, Obst, Vieh, und zerfällt in die obere und untere Grafschaft. Die erstere bildet einen beträchtlichen Theil der großherzogl. hess. Provinz Starkenburg und liegt zwischen der Wetterau, dem Rheine und dem Odenwalde; die Hauptstadt ist Darmstadt; die untere Grafschaft wird vom Rheine, dem Rheingau und dem altnassauischen Gebiete umschlossen, mit dem sie seit 1815 vereinigt ist. Sie ist reich an Mineralquellen; in ihr liegen die berühmten Badeörter Ems, Langenschwalbach, Schlangenbad; die Ruinen des alten Stammschlosses der Grafen von Katzenelnbogen liegen am Flüßchen Dreutsch in einer romantischen Gegend. Gegenüber der Stadt St.-Goarshausen am Rhein liegt Neukatzenelnbogen, gewöhnlich die Katz genannt, ein Schloß, welches Graf Johann von Katzenelnbogen 1398 erbauen und Napoleon 1806 sprengen ließ.

**Kauf und Verkauf** (lat. emtio, venditio) nennt man einen Vertrag, durch welchen Jemand eine bestimmte Sache oder irgend ein Vermögensrecht gegen einen gewissen Preis einem Andern zu übertragen oder einzuräumen verspricht. Dieses Rechtsgeschäft gehört nach römischem Rechte (welches dabei noch heutiges Tags, sofern nicht einzelne Landesgesetze etwas Anderes festsetzen, in Deutschland als das gemeingültige zur Anwendung kommt) zu den Consensualcontracten, weil es schon durch die bloße gegenseitige Zustimmung beider Theile begründet oder, wie der Jurist sagt, perfect wird. Alle Sachen, welche überhaupt im Verkehr und der Disposition des Verkäufers unterworfen sind, können auch Gegenstand dieses Vertrags sein. Selbst zukünftige Sachen können verkauft werden. Hängt ihre Erlangung lediglich vom Zufall ab (was die Römer eine emtio spei nennen), so muß sich der Käufer wie der Verkäufer dem Spiel desselben unterwerfen, und Ersterer hat keine Entschädigungsansprüche, wenn seine Hoffnungen ganz oder theilweise getäuscht werden. Sind es aber Sachen, deren Gewinn nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur mit Sicherheit gehofft werden kann (emtio rei speratae), z. B. Früchte, so ist der Kauf nur dann gültig, wenn sie wenigstens einigermaßen zur Wirklichkeit gelangen. — Die allgemeine Regel, daß der Kaufcontract durch die bloße Übereinstimmung der Par-

Digitized by Google

…cten perfect wird, leidet eine Ausnahme: 1) wenn er unter einer Bedingung geschlossen wurde, in welchem Falle erst diese erfüllt sein muß; 2) wenn verabredet wurde, ihn schriftlich abzufassen, wo er erst durch die beiderseitige Unterschrift der Parteien vollzogen wird; 3) wenn Sachen nach Maß, Zahl und Gewicht verkauft sind, in welchem Falle der Contract erst perfect wird, wenn sie dem Käufer zugemessen, zugezählt und zugewogen sind; 4) sind Sachen nach Probe (ad gustum) verkauft, so ist der Kauf erst als vollzogen zu betrachten, wenn sie geprüft und annehmbar befunden worden; 5) wenn dem Käufer unter mehren Gegenständen oder unter einer Gattung von Sachen die Wahl gelassen ist, so versteht es sich von selbst, daß das Geschäft erst als perfect zu betrachten ist, wenn er diese Wahl getroffen hat. Ebenso kann man 6) wenn die Bestimmung des Preises einem Dritten überlassen ist, den Contract erst dann für vollendet ansehen, wenn dieser Dritte sich über den Preis erklärt hat. — Von dem Augenblicke an, in welchem der Kaufcontract perfect geworden ist, geht Gefahr und Vortheil der verkauften Sache auf den Käufer über; doch erwirbt er das Eigenthum immer erst, wenn ihm die Sache wirklich übergeben und er den Kaufpreis bezahlt hat; nur wenn auf Credit gehandelt wurde, geht das Eigenthum sogleich mit dem Empfang der Sache auf ihn über. Die Übergabe der Sache muß in der Regel sofort nach bezahltem Kaufpreise und an dem verabredeten Orte mit allem Zubehör und den seit der Perfection des Vertrages gezogenen Früchten erfolgen, und der Verkäufer haftet für jede Nachlässigkeit, welche er sich dabei zu Schulden kommen läßt. Außerdem hat er aber auch noch zwei Verpflichtungen auf sich, die nicht selten zu verwickelten Rechtshändeln führen; er muß nämlich für die verborgenen Fehler und Mängel haften und Gewähr leisten. Was den ersten Umstand betrifft, so läßt das röm. Recht, wenn die verkaufte Sache zur Zeit des Contractes mit verborgenen Fehlern behaftet ist (ohne Unterschied, ob es Haupt- oder geringe Mängel sind und ob sie der Verkäufer kannte oder nicht), oder die Eigenschaften nicht besitzt, welche der Verkäufer ausdrücklich versprach, dem Käufer die Wahl, ob er auf gänzliche Aufhebung des Geschäfts oder blos auf Minderung des Preises klagen will. Die Aufhebungsklage (actio redhibitoria) muß binnen zwei, und die Minderungsklage (actio quanti minoris) binnen sechs Monaten angestellt werden, wofern nicht der Verkäufer Caution geleistet hat, in welchem Falle zur Anstellung der erstern sechs Monate und der letztern ein Jahr gestattet ist. Das Capitel von den Mängeln und Fehlern einer verkauften Sache wird besonders wichtig beim Pferdehandel, und das deutsche Recht, sowie die Particulargesetzgebungen sind deshalb in dieser Beziehung durch besondere Bestimmungen dem römischen vielfach zu Hülfe gekommen. In Sachsen wird eine Klage auf Aufhebung des Pferdekaufs nur zugelassen, wenn das Pferd mit einem der vier Hauptmängel behaftet, stätig, staarblind, hartschlägig oder rotzig ist, oder auch ohne das, sobald der Verkäufer absichtlich andere Fehler verschwiegen oder überhaupt das Pferd fehlerfrei zu gewähren ausdrücklich versprochen hat. — Was die zweite Verpflichtung des Verkäufers, die der Gewährleistung (evictio) anbetrifft, so versteht man darunter die Verbindlichkeit, den Käufer zu entschädigen, wenn ihm die erkaufte Sache im Wege Rechtens wieder abgestritten, sie evincirt wird. Es kann sich nämlich ereignen, daß Jemand wissentlich oder unwissentlich eine Sache verkauft, die ihm gar nicht zugehört und daß nun der wirkliche Eigenthümer sie von dem Käufer zurückverlangt. Hat Jemand wissentlich eine fremde Sache verkauft, so muß er den Käufer, welchem sie wieder abgestritten wird, vollkommen entschädigen, nicht blos in Bezug auf den Verlust der Sache selbst, sondern auch hinsichtlich seines Interesses oder aller der Vortheile, die der Besitz der Sache ihm gewährt hat. Fehlte der Verkäufer aber unwissentlich und blos aus Irrthum, so ist er auch nur zum Ersatz des wirklich erlittenen Schadens verpflichtet, welcher nach dem wahren Werth der Sache zur Zeit der Eviction oder Entwährung ermittelt wird. Der Käufer, gegen welchen eine Evictionsklage erhoben wird, hat davon den Verkäufer in Kenntniß zu setzen (ihm litem zu denunciiren), damit dieser ihm in der Vertheidigung beistehen kann. Thut er dies nicht, so macht er sich dadurch seiner Ansprüche verlustig. — Die aus dem Kaufcontract erwachsenden Verbindlichkeiten des Käufers beschränken sich auf eine richtige, gleich bei Übergabe der Sache zu bewirkende Bezahlung des Kaufpreises und auf Ersatz der Kosten, welche die Erhaltung der Sache vom Augenblicke der Perfection des Contracts an bis zur Übergabe verursachte. Verzögert der Käufer die Zahlung, so muß er, selbst wenn die Schuld nicht an ihm liegt, oder er ein Recht dazu hatte, Verzugszinsen bezahlen, von denen er sich nur durch gerichtliche Niederlegung der Kaufgelder befreien kann. Der Kaufpreis muß auch immer einigermaßen mit dem Werthe der Sache übereinstimmen. Wenn Das, was man erhält, nicht halb so viel werth ist als Das, was man dafür gab, so nennt man dies eine Verletzung über die Hälfte (laesio ultra dimidium s. enormis), welche zur Klage auf Aufhebung des Contracts berechtigt. Dem Beklagten bleibt es indeß überlassen, noch so viel zuzulegen, daß die Verletzung wegfällt, wodurch er die Klage abwenden kann. Eine solche enorme Verletzung begründet indeß kein Klagerecht, wenn beide Theile darauf Verzicht geleistet haben, ferner bei dem oben erwähnten Hoffnungskauf (emtio spei), bei öffentlichen Versteigerungen, und endlich wenn ein Erblasser den Verkauf einer Sache für einen bestimmten Preis in seinem letzten Willen angeordnet hat. Außer den bereits erwähnten Klagen, welche durch einen geschlossenen Kauf hervorgerufen werden können, sind die beiden Hauptklagen, welche dadurch entstehen: die actio emti, mit welcher der Käufer, und die actio venditi, mit welcher der Verkäufer auf Erfüllung der aus dem Kaufcontracte und seinen Nebenverabredungen entstehenden Verbindlichkeiten klagt.

**Kauffahrer** oder **Kauffahrteischiffe** sind Schiffe, welche zum Transport der Handelsgüter bestimmt und demgemäß eingerichtet sind. Dieselben sind mit einem bis drei Masten versehen und werden der Größe nach durch das Gewicht (nach Lasten zu 4000 Pfd. Handelsgewicht oder nach Tonnen zu 2240 und 2000 Pfd.) bestimmt. In Bezug auf die Bauart unterscheidet man Fregatten (s. d.), schnellsegelnde, zur Vertheidigung mit Geschütz versehene Schiffe; Hackboote oder Pinken (s. d.); Barken (s. d.), Sloops oder Katten, welche verhältnißmäßig bei der größten Ladung die wenigsten Menschen erfodern; und platte Fahrzeuge: Ga-

Digitized by Google

lioten, Hucker, Kuffen, Schmacken, welche nicht tief im Wasser gehen, weil sie eine sehr flache Bauart haben. Oft unternehmen mehre Kauffahrer zusammen eine Reise und bilden dann eine Kauffahrteiflotte, welche bisweilen ein Kriegsschiff zur Bedeckung mitführt.

**Kaukasus** (der), ein Gebirge, das die Landenge zwischen dem schwarzen Meere und dem kaspischen See einnimmt, und dort eine Mauer bildet, die Europa von Asien scheidet, ist etwa 140 Meilen lang und im Osten 40, im Westen aber nur 20 Meilen breit. Es führen nur zwei Pässe, die sogenannten kaukasischen Pforten, von der europ. Seite nach der asiat.: der Paß von Derbend und der von Mosdok nach Tiflis. Das Gebirge besteht aus drei gleichlaufenden Zügen, von denen der mittlere der höchste ist; der Kasbek erhebt sich bis zu 14,400, der Elbrus zu 16,800 F. Die Thäler sind im Allgemeinen sehr fruchtbar, auf den Wiesenflächen weiden zahlreiche Viehheerden, und die Berge sind bis zu einer bedeutenden Höhe mit dichten Waldungen bedeckt. Alle Punkte, die sich über 11,000 F. erheben, liegen in der Region des ewigen Schnees; während im Tieflande die Sommer sehr heiß, die Winter mild sind. An den K. knüpfen sich schon im hohen Alterthume bedeutungsvolle Sagen; dort war Prometheus an den Fels gefesselt, und aus der Umgegend, vom Flusse Phasis, holten die Argonauten das goldene Vließ. Auf dem wasserreichen Gebirge entspringen zahlreiche Ströme; dem schwarzen Meere fließt im N. der Kuban, im S. der Phasis, jetzt Rioni genannt, zu; in den kaspischen See mündet der Terek; der Kur, welcher aus Armenien kommt, begrenzt den K. im Südosten. Die Kaukasusländer vereinigen alle europäischen Klimate in sich und haben daher auch eine große Productenfülle; das Mineralreich liefert Salpeter, Bergöl, Mineralwasser, Kupfer, Eisen und Blei; in den Wäldern leben pelztragende Thiere, auf den Hochalpen Steinböcke; die Pferderace ist ausgezeichnet kräftig und die Schafe liefern gute Wolle. Am Südabhange ist der Fasan einheimisch; Wein und Südfrüchte gedeihen vortrefflich; Safran, Taback, Flachs, Hanf und Baumwolle werden stark gebauet. Der kaukasische Isthmus beherbergt eine Menge kleiner Völker, die theils Ureingeborene sind, theils von den asiatischen Horden abstammen, welche mehrmals durch den Kaukasus nach Europa vordrangen, und von denen einzelne Heerhaufen hier zurückblieben. Die Kaukasusvölker kann man nach ihren Sprachen in sieben Gruppen theilen, nämlich 1) Georgier (s. Georgien), mit denen die Bewohner von Mingrelien, Imerethien und Guriel stammverwandt sind; 2) Abassen oder Abchasen; 3) Tscherkessen (s. Cirkassien), am Kuban und in der Kabarde; 4) Osseten; 5) Kisten oder Tschetschenzen mit den Inguschen; 6) Lesghier, und 7) die Reste von Tataren und Mongolen, welche im Mittelalter hier sitzen blieben. Die Anzahl dieser sämmtlichen Kaukasier mag sich auf 3—4 Mill. belaufen; sie sind zum großen Theile Mohammedaner, zum Theil aber noch Heiden; die Georgier aber bekennen sich zur griech. Kirche.

In politischer Hinsicht spricht Rußland die Oberherrschaft über den Kaukasus an; die meisten Völker, jene vom georgischen Stamme, welche sich unterworfen haben, ausgenommen, sind jedoch völlig frei und unabhängig; und manche, wie die Abchasen und Kabardiner, die man gewöhnlich unter dem Namen Circassier oder Tscherkessen begreift, führen mit den Russen Krieg auf Leben und Tod. Alle zeichnen sich durch schöne Körperbildung und edle Gesichtszüge aus, sind tapfer und gastfrei, aber grausam und räuberisch, besonders die Lesghier; nächst dem Kriege sind Viehzucht und Ackerbau Hauptbeschäftigungen.

Rußlands kaukas. Provinzen haben etwa 6000 □M. Flächeninhalt; es sind 1) Georgien (s. d.). 2) Imerethi, Mingrelien und Guriel, wo der Weinstock wild wächst, etwa 700 □M. Die bedeutendste Stadt ist Kutaissi. 3) Cirkassien (s. d.) oder Tscherkessien. 4) Daghestan, oder das Bergland, 430 □M. 200,000 Einw., welches den Ostabhang des K. bis zum kaspischen See begreift; hier liegt Derbend, eine alte Stadt, die der Sage nach von Alexander dem Großen erbauet wurde. 5) Schirwan, 450 □M., ein Landstrich, der im O. vom kaspischen See, im S. vom Kur und im N. von Daghestan begrenzt wird; die Hauptstadt ist Alt-Schamachi. Baku hat einen Hafen am kaspischen See und treibt ansehnlichen Handel mit roher Seide, Safran und Naphtha. 6) Kaukasien, an der Nordseite des Gebirges, 1900 □M. mit 200,000 Einw.; die Städte in dieser Provinz sind sämmtlich zugleich Festungen gegen die Bergvölker; Hauptstadt ist Stawropol mit 5000 Einw.; Georgiewsk an der kleinen Kuma hat nur 1000 Einw.; viel wichtiger sind Mosdok am Terek mit 4000 Einw. und die Handelsstadt Kisliar mit 9000 Einw., zumeist Armeniern. 7) In Russisch-Armenien (s. Armenien) liegt die starke Festung Eriwan.

**Kaunitz** (Wenzel Anton, Fürst von), Graf zu Rietberg, k. k. Hof- und Staatskanzler, wurde 1711 zu Wien geboren und zum geistlichen Stande bestimmt, weil er der jüngste von fünf Brüdern war. Er erhielt eine Domherrnstelle zu Münster. Als aber seine Brüder gestorben waren, trat er aus dem geistlichen Stande. Nachdem er zu Wien, Leipzig und Leyden studirt, England, Frankreich und Italien bereist hatte, ernannte ihn Kaiser Karl VI. 1735 zum Reichshofrath und bald darauf zum zweiten kais. Commissarius am Reichstage zu Regensburg. Nachdem jener Kaiser 1740 gestorben war, lebte K. auf seinen Gütern in Mähren. Schon im folgenden Jahre wurde er aber von der Königin Maria Theresia zu verschiedenen diplomatischen Sendungen verwendet und kam 1744 als östreich. Minister an den Hof des Herzogs Karl von Lothringen, des Generalgouverneurs der östreich. Niederlande. Bald darauf starb des Herzogs Gemahlin, die Erzherzogin Maria Anna, und K. übernahm, da der Herzog abwesend war, auf einige Zeit die Regierung der östreich. Niederlande. Nachdem er sich in den Niederlanden noch einige Zeit als wirklicher bevollmächtigter Minister aufgehalten hatte, begab er sich nach Aachen und suchte, um der Herstellung seiner Gesundheit leben zu können, um seine Entlassung nach. Doch bald darauf trat er bei dem Friedenscongreß zu Aachen wieder als Gesandter auf und begab sich nachher, zum wirklichen Conferenz- und Staatsminister ernannt, 1750 als Gesandter an den franz. Hof, wo er bis 1752 eine vollkommene Aussöhnung mit Östreich bewirkte. Als nun K. 1753 Hof- und Staatskanzler und überdies 1756 niederländ. und italien. Kanzler geworden war, hatte er die oberste Leitung der politischen und innern Angelegenheit des ganzen Kaiserstaates in Händen. In Anerkennung

Digitized by Google

einer Verdienste erhob ihn und seine männlichen Nachkommen Kaiser Franz I. 1764 in den Reichsfürstenstand. Zwar behielt K. nach dem Tode der Kaiserin Maria Theresia seine Stellung, doch nahm sein Einfluß unter den folgenden Kaisern Joseph II. und Leopold II. immer mehr ab, und als Franz II. die Regierung antrat, so legte er die Würde eines Hof- und Staatskanzlers nieder. Er beschloß sein thatenreiches Leben den 27. Jun. 1794. K. war ein Freund und Beförderer der Künste und Wissenschaften, wußte das politische Ansehen Östreichs würdevoll geltend zu machen, förderte dessen innern Wohlstand und suchte auch zur geistigen Erhebung des Volkes beizutragen, wie man denn ihm namentlich die kirchlichen Reformen zuschrieb, welche Joseph ausführte.

**Kauris**, auch von ihrer Gestalt Otternköpfchen, Brustharnisch u. s. w. genannt, sind eine Art Porzellanschnecken, welche in den indischen Meeren vorkommen. Sie haben eine glatte eiförmige Schale, sind oben glänzend weiß oder strohgelb, am Bauche weiß und inwendig blau, und erreichen höchstens eine Größe von 1½ Zoll. Auf beiden Seiten der Mundöffnung sind sie gezahnt. In sehr großer Menge findet man diese Muscheln an den Küsten der maldivischen Inseln. In ganz Ostindien, besonders in Bengalen und im afrik. Handel bedient man sich der Kauris als Scheidemünze. In Europa pflegte man sie früher, nachdem sie zerschnitten worden waren, zur Besetzung von Pferdezäumen zu benutzen.

**Kauscher** oder Koscher nennen die Juden Dasjenige, was rein und dessen Genuß oder Gebrauch durch das Gesetz ihnen erlaubt ist. Daher ist Koscher-Wein solcher Wein, der zum Gebrauch für die Juden gekoschert ist und mit einem Siegel versehen wird, welches dieses bezeugt.

**Kegel** pflegt im Allgemeinen einen unten breiten, nach oben spitz zulaufenden Körper zu bezeichnen. In der Geometrie nennt man genauer Kegel einen Körper, dessen Grundfläche ein Kreis ist und der übrigens von einer krummen, oben in eine Spitze ausgehenden Fläche, dem Mantel des Kegels, eingeschlossen ist. Man kann sich den Kegel so entstanden vorstellen, daß man über einer Kreisfläche einen Punkt annimmt, durch welchen man sich eine gerade Linie so gelegt denkt, daß ihr anderes Ende durch einen Punkt im Umfange jenes Kreises geht, und nun die gerade Linie rings um die ganze Peripherie des Kreises führt, ohne daß ihr oberes Ende den angegebenen Punkt verläßt. In diesem Falle beschreibt die bewegte Linie den Mantel des Kegels. Die gerade Linie, welche im Innern des Kegels dessen Spitze mit dem Mittelpunkte der einen Kreis bildenden Grundfläche verbindet, ist die Axe des Kegels, und die Senkrechte von der Spitze nach der Grundfläche oder deren Verlängerung ist die Höhe des Kegels. Ein Kegel, dessen Axe und Höhe zusammenfallen oder, was Dasselbe ist, dessen Axe senkrecht auf der Grundfläche steht, ist ein gerader oder senkrechter Kegel, und ein anderer Kegel, bei welchem dies nicht der Fall ist, ein schiefer. Die gerade Linie von der Spitze nach dem Umfange der Grundfläche eines Kegels (durch deren Bewegung der Mantel entsteht) heißt die Seite des Kegels. Für die höhere Mathematik und deren Anwendung von Wichtigkeit sind die sogenannten Kegelschnitte, d. h. die krummen Linien, welche auf dem Mantel eines Kegels entstehen, wenn man in verschiedenen Richtungen gegen die Axe des Kegels diesen durchschneidet. Hat man einen senkrechten Kegel senkrecht auf die Axe oder, was Dasselbe ist, parallel mit der Grundfläche durchschnitten, so ist der Kegelschnitt, wie die Grundfläche, ein Kreis, dessen Mittelpunkt innerhalb der Axe liegt. Wurde der Schnitt nicht parallel mit der Grundlinie, aber doch so geführt, daß, während er auf der einen Seite in den Mantel des Kegels eintritt, er auf der entgegengesetzten Seite desselben wieder aus ihm heraustritt, so ist der Kegelschnitt eine in sich zurücklaufende krumme Linie, welche Ellipse (s. d.) genannt wird. Wurde der Schnitt parallel mit der Seite des Kegels geführt, so ist der Kegelschnitt, welcher entstand, eine krumme, nicht in sich selbst zurücklaufende Linie, eine Parabel; und wurde endlich der Schnitt parallel mit der Axe des Kegels geführt, so entstand eine Hyperbel, welches auch eine krumme, nicht in sich selbst zurücklaufende Linie ist. Ein Kegel, dessen Spitze abgeschnitten ist, sodaß er in eine Fläche, statt in einer Spitze ausgeht, wird ein abgestumpfter Kegel genannt. Was die Berechnung des Kegels betrifft, so weiß man, daß der körperliche Inhalt eines Kegels ⅓ des körperlichen Inhaltes eines Cylinders (s. d.) beträgt, welcher mit ihm gleiche Grundfläche und gleiche Höhe hat. — Eine eigenthümliche, hinlänglich bekannte Gestalt haben die Kegel, deren man sich beim Kegelspiel bedient, welches auf verschiedene Arten gespielt wird, bei dem es aber im Allgemeinen darauf ankommt, eine möglichst große Anzahl von gehörig aufgestellten Kegeln mit einer aus einer gewissen Entfernung gerollten oder geworfenen Kugel umzuwerfen.

**Kehle** wird die am unteren und vorderen Theile des Halses, unmittelbar über dem obern Ende des Brustbeines befindliche Vertiefung genannt, Kehlkopf ein hohles, aus mehren beweglich untereinander verbundenen Knorpeln, Bändern, Muskeln und Haut bestehendes, am obern und vordern Theile des Halses, über der Luftröhre, unter dem Zungenbeine und der Wurzel der Zunge gelegenes Organ von der Gestalt eines abgestumpften Kegels, dessen Grundfläche nach oben, dessen Spitze nach unten gekehrt ist. Dieses Organ dient der atmosphärischen Luft sowol bei ihrem Eintritte in die Lungen als bei ihrem Austritte aus denselben zum Durchgange und ist das Hauptorgan der Stimme, welche hauptsächlich bei dem Ausathmen entsteht. (S. Stimme.) Die Knorpel, welche dasselbe im Wesentlichen zusammensetzen, haben eine verschiedene Gestalt und je nach dieser besondere Namen; sie sind: der Schildknorpel, welcher bei Männern einen spitzen, bei Weibern einen stumpfen Winkel nach vorn, bei erstern einen unter der Benennung Adamsapfel bekannten Vorsprung bildet; ferner der Ringknorpel, die Gießkannen- und rundlichen Knorpel, zwischen denen sich die Stimmritze befindet, und der Kehldeckel, der seinen Namen von seiner Lage, und hauptsächlich die Bestimmung hat, vor dem Eindringen fremdartiger Dinge zu schützen, was um so nothwendiger ist, als die Schleimhaut, welche den Kehlkopf auskleidet, eine außerordentliche Empfindlichkeit besitzt, sodaß sie durch den kleinsten fremden Körper, der sie berührt, in einen Zustand heftiger Reizung versetzt wird. Der Kehlkopf gehört zu denjenigen Organen des Körpers, welche erst mit dem Eintritte der Mannbarkeit zu ihrer voll-

Digitized by Google

ständigen Entwickelung gelangen, und erreicht bei dem männlichen Geschlecht eine weit beträchtlichere Größe als bei dem weiblichen; nur bei Castraten bleibt er so klein wie bei Frauen. Blos Thiere, welche durch Lungen athmen, besitzen einen Kehlkopf. Der Kehlkopf ist nicht selten der Sitz von Krankheiten, die zuweilen einen sehr bedenklichen Charakter haben. Zu den gefährlichsten Übeln der Art gehört die **Kehlkopfsschwindsucht**, die häufig mit Lungenschwindsucht vergesellschaftet ist oder in diese übergeht. Diese Krankheit, welche örtlich in Vereiterung der den Kehlkopf auskleidenden Schleimhaut besteht, entwickelt sich (oft unter Begünstigung einer ererbten Anlage) aus vernachlässigten Katarrhen, meist nur sehr langsam und unmerklich, kann Jahre lang dauern, endet aber fast immer tödtlich. Die Kranken werden leicht heiser, besonders nach längere Zeit fortgesetztem Reden, Singen, Lachen u. s. w., klagen über eine Empfindung von Druck, Kitzel, Brennen, Rauh- oder Wundsein im Kehlkopf, mit von Zeit zu Zeit durch denselben hindurchfahrenden Stichen und einige Behinderung des Schlingens, Hüsteln, besonders in den Morgenstunden, wobei sie entweder Nichts, oder einige schleimige oder eiterige, zuweilen mit Blutstreifen vermischte Klümpchen auswerfen, leiden an einem höhern oder geringern Grade von Kurzathmigkeit, fangen endlich an zu fiebern, zehren ab und sterben, nachdem ihnen höchst erschöpfende Schweiße und Durchfälle die letzten Kräfte geraubt haben. Diese Krankheit befällt fast nie Kinder und sehr alte Personen, sondern meistens nur junge Leute und solche, die im mittlern Lebensalter stehen, läßt nur dann einen günstigen Ausgang hoffen, wenn sie bei Zeiten, d. h. in ihrem Entstehen, zur Behandlung kommt, und ist überhaupt leichter zu verhüten als zu heilen.

**Keil** (der) ist eine einfache Maschine oder ein einfaches Instrument, dessen man sich zum Trennen oder Spalten, z. B. von Holz, wol auch zur Befestigung bedient. Derselbe besteht wesentlich in einem festen Körper, welcher zwei gegen einander in einem spitzen Winkel geneigte Ebenen darbietet. Diese beiden Ebenen bilden eine scharfe Kante (oder eine Spitze), mit welcher der Keil in einen Spalt gesteckt und dann durch Schlagen tiefer eingetrieben wird, wodurch der Spalt sich erweitern muß. Die Lehre vom Keil, welche einen Theil der Mechanik ausmacht, wird auf die von der schiefen Ebene (s. **Ebene**) zurückgeführt. Schneide- und Stichinstrumente, wie Äxte, Messer, Nägel u. dgl. sind nichts Anderes als Keile, welche auf besondere Weise in Anwendung gebracht werden. — Auch der Schlußstein in einem Gewölbe pflegt in der Baukunst **Keil** genannt zu werden.

**Keilschrift** sind verschiedene Schriftarten genannt worden, welche man auf alten Denkmälern Persiens und Babyloniens gefunden hat, und deren Schriftzüge aus allerlei keilförmigen Strichen zusammengesetzt sind. Man hat verschiedene Arten dieser Keilschriften unterschieden, aber bis jetzt noch keine von ihnen, mit Ausnahme einzelner Namen, zu entziffern vermocht.

**Keim** nennt man die Grundlage, aus welcher sich ein organischer Körper unter den erfoderlichen Umständen entwickeln kann; vorzugsweise aber nennt man Keime die Pflanzentheile, aus denen sich ganze, völlige Pflanzen bilden können. Die Früchte oder der Samen der Gewächse enthalten stets Keime, welche in die Erde gelegt unter hinreichendem Zutritt von Feuchtigkeit, Luft, Licht und Wärme sich allmälig zu Pflanzen derselben Gattung, wie die, von welchen der Same kam, entwickeln. Aber auch die Knospen an mehrjährigen Pflanzen und die Zwiebeln und Knollen unter der Erde sind Keime, wie man daraus sieht, daß sich beim Einimpfen aus den Knospen oder Augen neue Pflanzen bilden, und daß man viele Pflanzen, z. B. Kartoffeln, Hyacinthen, Tulpen u. a. durch Theilung der Knollen oder Zwiebeln vermehrt.

**Keith** (Jakob von), ein berühmter Feldherr, wurde 1696 zu Freterressa in der schot. Grafschaft Kincardine geboren und nahm auf der Seite des Prätendenten stehend an dem Bürgerkriege Theil, welcher die Erhebung Jakob III. auf den großbrit. Thron beabsichtigte. Nachdem dieser Krieg sich ungünstig für den Prätendenten entschieden hatte, entfloh K. nach Frankreich, wo er sich eifrig mit Mathematik beschäftigte und bald sich der Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften würdig gemacht hatte. Er bereiste hierauf verschiedene Länder und trat endlich zu Madrid als Obrist des irländischen Regiments in Dienst. Sein Gönner, der Herzog von Leyria, zum Gesandten nach Petersburg ernannt, nahm ihn mit sich nach Rußland, und 1728 trat K. als Brigadegeneral in russ. Dienste. Nachdem er bald Generallieutenant geworden war, zeichnete er sich in den Kriegen gegen die Türken und Schweden auf das vortheilhafteste aus, ging nach dem Frieden bei Åbo als russ. Gesandter nach Stockholm und wurde, zurückgekehrt, zum Feldmarschall ernannt. Sein Gehalt war jedoch seinen Ausgaben nicht angemessen, und da er sich überdies von dem russ. Reichskanzler Bestuschef beleidigt sah, so verließ er Rußland und ging an den Hof Friedrich II., Königs von Preußen. Dieser ernannte ihn 1749 zum preuß. Feldmarschall und Gouverneur von Berlin. Er war der Begleiter des Königs auf mehren Reisen und wurde bei Ausbruch des siebenjährigen Krieges mit einem Heere nach Niedersachsen geschickt. Als die Belagerung von Olmütz 1758 aufgehoben werden mußte, deckte K. den Rückzug, fiel aber noch in demselben Jahre bei **Hochkirchen** (s. d.), indem ihn eine Stückkugel vom Pferde riß. Friedrich der Große ehrte das Andenken des klugen, tapfern und äußerst rechtschaffenen und uneigennützigen Feldherrn durch eine Marmorstatue, die er ihm zu Berlin auf dem Wilhelmsplatze errichten ließ. Auch in der Kirche zu Hochkirchen hat derselbe ein Denkmal.

**Kelch** heißt in der Kirche das Gefäß, welches bei Austheilung des h. Abendmahls den geweiheten Wein enthält, und weil es blos zu diesem religiösen Gebrauche bestimmt ist, gewöhnlich das Beiwort „**heilig**" erhält. Auch die Völker des Alterthums hatten ein besonderes heiliges Gefäß; gewöhnlich war es eine Schale, in welcher sie den Göttern Libationen brachten. Schon seit dem 2. und 3. Jahrh. herrschte in der christlichen Kirche die Sitte, den Kelch mit gewissen Bildern auszuzieren, namentlich mit dem Bilde Jesu, oder mit dem Bilde eines Lammes und einer Fahne. (Vergl. **Abendmahl**.)

**Kelten** oder **Celten** ist der Name eines zahlreichen, über das ganze westl. Europa verbreiteten Völkerstamms, der schon vor den historischen Zeiten in unserm Erdtheile ansässig war. Auf der pyrenäischen Halbinsel saßen celtische Völker, besonders im mittlern und nordwestl. Theile, führten

Digitized by Google

Jahrhunderte lang Kriege mit den Iberern und verschmolzen ich endlich mit diesen zu einem Volke, den Celtiberern. Ein großer Theil des heutigen Frankreichs, von den Pyre- näen bis zur Seine und zum Rheine war gleichfalls von Kelten (Galliern) bewohnt, die den Römern 60 Jahre lang en tapfersten Widerstand leisteten und sich nur ungern un- er das Joch der Weltherrscher beugen ließen; auch Ober- talien war von keltischen Völkern besetzt, z. B. Ligurern, Cenomanen, Insubrern und andern. Die Belgier aber müs- en als ein Mischvolk aus Galliern (Kelten) und Germanen etrachtet werden und glichen an Sitte und Sprache mehr iesen letztern. Die Helvetier, Bojer, Scordisker und viele ndere Völker in den Alpen und im Süden der Donau, in llyrien und bis zur Grenze Macedoniens, werden von den Schriftstellern des Alterthums gleichfalls als Kelten bezeich- et. Schon im 6. Jahrh. v. Chr. gingen Kelten aus Gal- ien nach den brit. Inseln hinüber, und die schot. Hochlande vurden von Irland aus mit ihnen bevölkert. Sie sind jetzt ast überall mit neuern Völkern verschmolzen, deren Sprache ie reden; nur in Irland, den schot. Hochlanden und auf inigen schot. Inseln, im Fürstenthume Wales und der Graf- chaft Cornwallis in England, sodann in der franz. Bretagne eben sie noch ziemlich unvermischt und haben ihre eigenthüm- iche Sprache bewahrt. Die Kelten waren im Allgemeinen ehr stark gebaut und tapfer, besonders bei Vertheidigung ihres Landes; die Gallier zeigten sich schon damals als heitere, ufgeweckte, putzsüchtige, unbeständige und leichtsinnige Leute, varen aber dabei unerschrocken, vaterlandsliebend und gast- rei, auch gegen Fremde sehr höflich und zuvorkommend. Die in Britannien lebenden Kelten hatten mit den Galliern iel Übereinstimmendes, bedienten sich im Gefechte des brei- en, langen keltischen Säbels und trugen weder Helme noch Panzer; dafür hatten sie aber von den german. Caledoniern gelernt, sich der Streitwagen zu bedienen, die den Galliern unbekannt waren. Sie bemalten sich das Gesicht mit blauer Farbe, standen unter einzelnen Häuptlingen und trieben Vieh- ucht und Ackerbau. Der Kelte ließ sein Haar lang über ie Schultern herabhängen, trug einen Schnauzbart und klei- ete sich während des Winters in Thierfelle. Die Verfas- ung war bei den meisten keltischen Völkern aristokratisch; ie Häuptlinge bildeten eine Art von Nationalversammlung, velche über die gemeinsamen Landesinteressen Berathungen ielt; ihre Priester waren die **Druiden** (s. d.).

**Kepler** (Joh.), einer der tiefsinnigsten, gelehrtesten und um die Wissenschaft verdientesten Astronomen, war der Sohn ines armen Gastwirths und wurde zu Magstadt, einem leinen Dorfe bei Weil im Würtembergischen 1571 geboren. Die Erziehung und der Unterricht, welchen er in seiner Ju- gend genoß, waren sehr unvollkommen. Nachdem er sich uf der Klosterschule zu Maulbronn vorbereitet hatte, ging r auf die Universität zu Tübingen, um sich dem Studium er Theologie zu widmen. Indeß beschäftigte er sich aus Vorliebe mit Mathematik, und noch ehe er es in dieser Wis- enschaft zu bedeutenden Fortschritten gebracht hatte, erhielt r 1593 eine Anstellung als Professor der Mathematik zu Grätz. Von nun an ergab er sich mit dem größten Eifer nathematischen und namentlich astronomischen Studien. Durch eine Schrift, in welcher er das Kopernicanische Weltsystem vertheidigte, und durch Briefe lernte K. den berühmten Astro- nomen Tycho de Brahe kennen, und als dieser 1599 nach Prag kam, begab sich K. eben dahin, um des großen Ge- lehrten Umgang zu seiner eignen Ausbildung zu benutzen. Tycho bewirkte, daß K. als kaiserl. Mathematiker angestellt wurde. Der geringe Gehalt, welchen er als solcher erhalten sollte, wurde ihm in Folge der Bedrängnisse des dreißigjäh- rigen Krieges nicht ausgezahlt, und in tiefer Armuth brachte daher K. zehn Jahre in Prag zu. Wenig besser stand er sich hierauf als Professor der Mathematik in Linz, und nach- dem abermals 15 Jahre des Elends an ihm vorübergegan- gen waren, ging er endlich nach Ulm zu einem Privatmanne, bei welchem er drei Jahre zubrachte und darauf in des be- rühmten Wallenstein Dienste trat. Wallenstein hing noch an dem in seiner Zeit vielverbreiteten Aberglauben an Astro- logie und mochte daher mit K., der durch seine wissen- schaftliche Bildung über abergläubische Vorstellungen erhoben wurde, nicht eben zufrieden sein. Er machte ihn zum Pro- fessor an der Universität Rostock. Auch hier wurde ihm der versprochene Gehalt nicht ausgezahlt, und K. ging daher im nächsten Jahre nach Regensburg, um wo möglich bei dem hier versammelten Reichstage die Auszahlung der ihm noch rückständigen Gelder zu erbitten. Niedergedrückt von seinem harten Schicksale, erkrankt durch die Beschwerden der Reise, starb er jedoch bald nach seiner Ankunft zu Regensburg 1631. K. hat mehre höchst geistvolle, jetzt selten gewordene Schrif- ten herausgegeben, unter denen die „Astronomia nova“ (Neue Astronomie, Prag 1609) den ersten Rang einnimmt. Auf Betrieb des Fürsten Dalberg ist dem größten Astronomen der Deutschen und vielleicht aller Völker 1808 zu Regens- burg ein Denkmal errichtet worden.

Newton hat die Entdeckungen K.'s benutzt, um diejeni- gen Lehren aufzustellen, auf denen die ganze wissenschaftliche Astronomie, namentlich die Lehre von den Bewegungen der Weltkörper beruht. Indem K. die langjährigen und genauen Beobachtungen Tycho's einer ebenso schwierigen und lang- wierigen, als scharfsinnigen Berechnung unterwarf, kam er zu den berühmten **Kepler'schen Gesetzen**. Diese sind: 1) Die Planeten bewegen sich nicht in Kreisen, wie Koper- nicus annahm, sondern in Ellipsen, in deren einem Brenn- punkte die Sonne sich befindet. (Vgl. **Ellipse**.) 2) Wenn man sich von der Sonne nach dem bewegten Planeten eine gerade Linie gezogen denkt, so ist die Bewegung des Pla- neten von der Art, daß jene Linie in der Ebene der Plane- tenbahn in gleichen Zeiten stets gleiche Stücke (in Bezug auf den Flächeninhalt derselben) zurücklegt. 3) Die Qua- dratzahlen der Umlaufzeiten der Planeten verhalten sich wie die Cubikzahlen der mittlern Entfernungen der Planeten von der Sonne. Nach diesem dritten Gesetze kann man aus den Umlaufszeiten der Planeten (die man durch Beobachtung findet), die mittlern Entfernungen derselben von der Sonne sehr leicht finden, wenn man nur die Entfernung Eines Pla- neten von der Sonne kennt.

**Kerbel** (der) ist ein im südl. Deutschland wildwachsen- des, bei uns in Gemüsegärten gezogenes Gemüsekraut mit angenehm aromatischem Geruch und Geschmack, welches in Suppen und zu Bereitung verschiedener anderer Speisen be- nutzt wird. Besonders beliebt ist der sogenannte **gefüllte**,



Digitized by Google

welcher stark gekräuselte Blätter hat. Er ist eine einjährige Pflanze, schießt leicht in Samen und pflanzt sich durch den ausgefallenen Samen von selbst fort. Von noch stärkerm Geruch und Geschmack sind die Blätter des großen span. oder wohlriechenden Kerbels, welcher im Herbst gesäet und im Frühling verpflanzt wird. Derselbe bekommt eine ziemlich dicke Wurzel, welche als Gemüse und als Salat verspeist wird.

**Kermes**, **Kermesbeeren**, **Scharlachbeeren**, **unechte Cochenille**, heißen die Weibchen einer Schildlausart, welche getrocknet wegen des in ihnen enthaltenen Farbestoffs in den Handel kommen. Das Männchen dieses Insekts hat goldgelbe Flügel, zwei lange Fühlhörner, sechs Füße und einen gabelförmigen Schwanz, während das Weibchen ungeflügelt, mit einem Schilde bedeckt ist und ungefähr die Größe einer Erbse hat. Im südl. Europa und in der Levante pflegen sie auf den Blättern der Steineiche zu sitzen und hier, namentlich im südl. Frankreich, pflegt man die trächtigen Weibchen zu sammeln, mit Essigdampf zu tödten und endlich zu trocknen. Sie erscheinen nun als runde, leichte Körner oder Beeren von angenehmem Geruch und bitterm, stechendem Geschmack. Der Farbestoff des Kermes gleicht fast ganz dem der Cochenille, findet sich jedoch in weit geringerer Menge als bei dieser. — Der poln. Kermes, auch Johannisblut oder deutsche Cochenille genannt, ist eine andere in Polen und Deutschland auf verschiedenen Pflanzen lebende Schildlaus. (Vgl. Cactus.) — Durch Kochen des Kermes mit weinsteinhaltigem Wasser und Niederschlagung mit Alaun und Potasche gewinnt man den Kermeslack. — Mineralischer Kermes oder Karthäuserpulver nennt man auf nassem Wege bereiteten, sehr fein zertheilten Schwefelspießglanz, welcher ein braunrothes, allmälig hellbraun werdendes, geruch- und geschmackloses Pulver bildet und in der Medicin, besonders als Brechmittel, angewendet wird.

**Kernbeisser** (die) sind eine Gattung der sperlingartigen Vögel, welche sich durch einen stumpfen, an der Wurzel sehr dicken Schnabel auszeichnen, mit welchem sie harte Kerne leicht zu zerbeißen vermögen. Sie leben gesellig und haben zum Theil einen nicht unangenehmen Gesang. Der gemeine Kernbeißer, auch Kirschfink genannt, ist grau mit schwarzer Kehle und einem weißen Querfleck auf den Flügeln. Man findet ihn in dem mittlern Europa, wo er nicht selten in den Kirschbaumpflanzungen Schaden anrichtet, indem er den Kirschkernen nachgeht. Er hat ein wohlschmeckendes Fleisch und wird seines, übrigens nicht eben ausgezeichneten Gesanges wegen auch im Bauer gehalten. — Merkwürdig ist der gesellige Kernbeißer wegen der eigenthümlichen Art, in welcher diese in großen Schaaren zusammenlebenden Vögel ihre Nester anbauen. Derselbe ist olivenbraun mit schwärzlichem Kopfe und Flügeln und unten gelblich, und lebt im innern Afrika. Die Abbildung zeigt die Art, in welcher diese Thierchen ihre Behausung anlegen. Sie machen nämlich aus Gras eine große Decke, welche von den Baumästen festgehalten wird und legen unter dieser vor Regen sichernden Decke einzeln oder dicht nebeneinander, wol auch übereinander, die kleinen, immer nur für ein Paar bestimmten Nester an, deren jedes seinen eignen Eingang hat. Zuweilen haben aber auch mehre übereinanderliegende Nester einen gemeinschaftlichen Eingang. In dem abgebildeten Baume fand man bei näherer Untersuchung nicht weniger als 320 bewohnte Nester. — Bekannte Arten der Kernbeißer sind der Gimpel (s. d.) und der Kreuzschnabel (s. d.).

**Kettenrechnung** ist eine Rechnungsart, durch welche nach einer gewissen Regel, der Kettenregel, das (unbekannte) Verhältniß zweier Größen gefunden wird, wenn man weiß, wie diese Größen sich zu andern Größen und wie wiederum diese untereinander sich verhalten. Dabei pflegt man einen eignen Ansatz, den sogenannten Kettensatz, um die Rechnung sich zu erleichtern, zu machen. Gesetzt, man wolle wissen, welches Verhältniß zwischen fein Silber und fein Gold stattfindet und man wisse, daß 1 Mark Silber fein so viel wie 21 Gulden Pr. ist, daß ferner 3 Gulden Pr. 2 Thaler, 5⅔ Thaler 1 Friedrichsdor, 35 Friedrichsdor 1 Mark Gold zu 21⅔ Kar. und 24 Mark Gold zu 21⅔ endlich 21⅔ Mark Gold fein geben. Nun macht man den Ansatz so, daß man mit der ersten Bestimmung von Silber fein anfängt und dann die folgenden Bestimmungen (deren jede aus zwei Gliedern besteht) so untereinandersetzt, daß jedes erste Glied einer Bestimmung dem zweiten Gliede der zunächst vorhergehenden entspricht. Hiernach hat man folgenden Kettensatz:

| | | |
|---|---|---|
| 1 Mark Silber fein | = | 21 Gulden Pr., |
| 3 Gulden Pr. | = | 2 Thaler, |
| 5⅔ Thaler | = | 1 Friedrichsdor, |
| 35 Friedrichsdor | = | 1 Mark Gold zu 21⅔ Kar. |
| 24 Mark Gold zu 21⅔ | = | 21⅔ Mark Gold fein. |

Um sich die Rechnung zu erleichtern, sucht man je zwei Zahlen der beiden Glieder-Columnen gegeneinander aufzuheben, d. h. man sieht, ob sich zwei Zahlen, von denen die eine rechts, die andere links steht, mit derselben Zahl dividiren lassen, und setzt, wenn dieses möglich ist, statt der größern Zahlen die kleinern, welche, mit dem gemeinschaftlichen Factor multiplicirt, jene geben. Endlich werden alle Zahlen der

Columnen rechts und ebenso alle Zahlen der Columnen links miteinander multiplicirt und für die so gefundenen Producte wieder gemeinschaftliche Factoren gesucht, um an ihre Stelle kleinere Zahlen zu bekommen. Auf diese Weise erhält man in unserm Beispiel die Zahlen 198 und 13 und man weiß nun, daß 198 Mark Silber fein so viel sind wie 13 Mark Gold fein. Ist der Ansatz in der angeführten Art gemacht worden, so hat man eine ungeschlossene Kette, weil das letzte Glied der ganzen Kette mit dem ersten Gliede derselben nicht gleichnamig ist; wäre dieses dagegen der Fall, so hätte man eine geschlossene Kette. Bei dieser stellt man die zu lösende Frage an die Spitze: wie viel Mark Silber fein sind 1 Mark Gold fein? Hierbei wird die noch unbekannte Größe (der Anzahl Mark Silber fein, welche 1 Mark Gold entsprechen) vorläufig mit x bezeichnet. Dann erhält der Ansatz folgende Gestalt:

| | | |
|---|---|---|
| x Mark Silber fein | = | 1 Mark Gold fein, |
| $21^2/_3$ Mark Gold fein | = | 24 Mark Gold zu $21^2/_3$, |
| 1 Mark Gold zu $21^2/_3$ | = | 35 Friedrichsdor, |
| 1 Friedrichsdor | = | $5^1/_3$ Thaler, |
| 2 Thaler | = | 3 Gulden, |
| 21 Gulden Pr. | = | 1 Mark Silber fein. |

Hier sind das erste und das letzte Glied der ganzen Kette gleichnamig. Das Verfahren ist wie vorher, nur daß man die Multiplication mit x in der Columne links nicht ausführen kann. Man ersieht endlich, daß 13 . x = 198 oder w. d. x = $^{198}/_{13}$, d. h. $^{198}/_{13}$ Mark Silber fein sind so viel wie 1 Mark Gold fein.

**Ketzer** oder Häretiker heißen nach dem kirchlichen Sprachgebrauche alle Die, welche von der als rechtgläubig anerkannten Lehre, besonders in den Hauptartikeln, abweichen und nach willkürlicher Wahl eigne Lehren aufstellen. Nach dieser Bedeutung des Worts hat jede Religionspartei, haben die Juden wie die Mohammedaner ihre Ketzer gehabt und selbst das Christenthum erscheint in seinem ersten Entstehen als eine Ketzerei des Judenthums. In der christlichen Kirche mußten gleich anfangs Ketzereien entstehen durch das Abweichende der religiösen Denkungsweise, an der Juden und Heiden, auch nachdem sie Christen geworden waren, theilweise noch festhielten. Je mehr aber das Christenthum in das Juden- und Heidenthum zurückzufallen drohte, um so eifriger wurde das Streben, dasselbe gegen diese Gefahr zu bewahren. So entstand im heftigen Kampfe mit fremden Lehren und Meinungen, deren Anhänger die zahlreichen Ketzerfamilien der ersten christlichen Jahrhunderte bilden, die Idee einer rechtgläubigen Kirche, die, nachdem sie die öffentliche Anerkennung des Staats erlangt hatte, eine Glaubensgesetzgebung wurde und unter ihrem Schutze jeden Widerspruch gegen die eigne Unfehlbarkeit in Glaubenssachen unterdrückte. Wie sich von jetzt an die Zahl der Ketzer vergrößerte, so änderten sich auch die Maßregeln, die man bisher gegen sie beobachtete. Hatten die Apostel die Gläubigen ermuntert, für die Irrenden zu beten, war es den Christen des 2. und 3. Jahrh. genug, die Feinde der Wahrheit zu eigner Strafe und Anderer Warnung auf eine feierliche Weise aus ihrer Gemeinschaft auszuschließen und, wenn sie in dieselbe wieder aufgenommen zu werden wünschten, dieselben einer strengen Buße zu unterwerfen, so verfielen jetzt die Ketzer den Gesetzen des Staats, die ihnen Besitzthum und Ehre raubten und sie des Bürgerrechts verlustig erklärten. Der erste Ketzer, dessen Blut nach förmlicher rechtlicher Entscheidung vergossen wurde, war der 385 hingerichtete Priscillian. Wenn die Unwissenheit des Mittelalters für die geistige Thätigkeit der Ketzer nicht günstig war, so hatte doch die Kirche auf sie ein wachsames Auge und selbst der Ruhm eines Abälard (s. d.) durfte sich nicht ungestraft über die Kirchenlehre erheben. Die gegenkirchliche Richtung der Katharer (s. d.), wovon das Wort Ketzer abgeleitet wird, und der Albigenser und Waldenser (s. d.) im 12. und 13. Jahrh. führten endlich die Kirche in ihrer selbstangeeigneten Glaubensunfehlbarkeit zur Erfindung der Ketzergerichte oder Inquisition (s. d.), womit die religiöse Unduldsamkeit zugleich aufs höchste und betrübendste gesteigert wurde. Obschon die Protestanten und Reformirten hierin mildern Grundsätzen folgten, so hat es doch auch unter ihnen nicht an Äußerungen eines gleich verwerflichen Religionseifers gefehlt, wie dies Servet's (s. Calvin) und Crell's (s. d.) Hinrichtung genugsam beweist. Erst mit dem Fortschreiten der Aufklärung, welche freilich auf der andern Seite auch oft Gleichgültigkeit gegen alle Religion mit sich führt, hat der Ketzerhaß seine Macht in den Gemüthern verloren und es gilt mit Recht als ein Zeichen mangelnder Einsicht in das Wesen der christlichen Religion, wenn sie statt der Liebe, die sie gegen alle Menschen empfiehlt, die eignen Glaubensgenossen zu hassen und zu verfolgen lehren soll.

**Keuchhusten**, Stickhusten, blauer Husten, Eselshusten wird eine fast immer nur Kinder, höchst selten Erwachsene befallende Krankheit genannt, die man erst seit Anfang des 15. Jahrh. näher kennen gelernt hat und in periodisch, jedoch zu unbestimmten Zeiten wiederkehrenden, durch ganz freie Zwischenräume unterbrochenen, krampfhaften Hustenanfällen besteht, die mit einem sehr gezogenen Einathmen, welches einen dem Eselsgeschrei ähnlichen Ton verursacht, zu beginnen und meist mit Erbrechen zu endigen pflegen. Die Krankheit fängt ganz wie ein gewöhnlicher Katarrh (s. d.) mit einem trockenen, helltönenden Husten an, der besonders gegen Abend zunimmt, von einem leichten Fieber begleitet wird und in dieser Art 3—4 Tage dauert, oft aber auch Wochen lang anhält. Dieser Husten nimmt allmälig einen nervösen Charakter an. Er stellt sich anfallsweise ein, beginnt mit dem schon erwähnten Einathmen, auf das schnell hintereinander 5—6 kurz und gellend abgestoßene Ausathmungen folgen, worauf die Einathmung sich in gleicher, aber noch quälenderer Art wiederholt, bis abermals mehre stoßweise erfolgende Ausathmungen den Anfall beendigen. Der Eintritt dieser Anfälle, die immer plötzlich kommen, verräth sich den kleinen Kranken durch eine Empfindung von Kitzel oder Druck in der Luftröhre oder Magengegend und ein ängstliches Vorgefühl, welches sie veranlaßt, sich aufzurichten und nach einem festen Stützpunkte für den Oberkörper umzusehen. Nimmt nun das Husten seinen Anfang, so gerathen fast alle Muskeln in eine zitternde oder zuckende Bewegung, das Gesicht färbt sich dunkel- oder blauroth, ebenso die Lippen, die Augen beginnen zu thränen und werden hervorgetrieben, der Puls wird häufig, klein und hart, wol auch zitternd, Hände und Füße erkalten, die

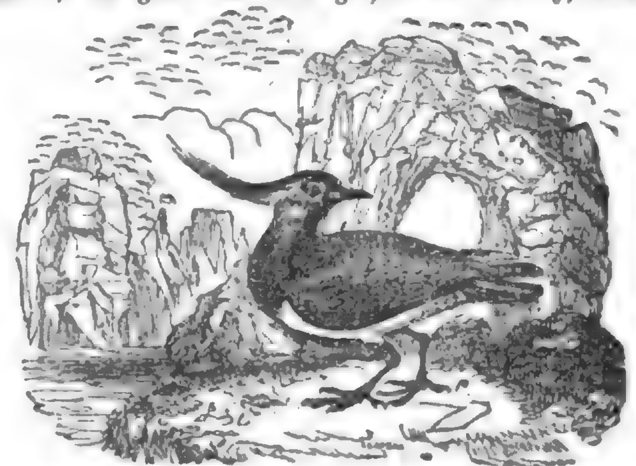
Haut bedeckt sich mit einem klebrigen Schweiße, Urin und Koth gehen unwillkürlich ab, der immer qualvoller werdende Husten entleert höchstens etwas Schleim aus der Luftröhre, zuweilen gar nichts und endet meist unter Erbrechen oder indem Blut aus Mund und Nase kommt. Nach Beendigung eines solchen Anfalls, der eine bis drei oder vier Minuten zu dauern pflegt, weinen zwar die Kinder noch einige Zeit und fühlen sich etwas erschöpft, kehren aber bald wieder zu ihren Spielen zurück oder verlangen wol auch zu essen oder zu trinken. Dergleichen Anfälle treten oft ohne alle besondere Veranlassung ein, werden aber auch oft durch Gemüthsbewegungen, heftiges Schreien und Lachen und dergleichen hervorgerufen, finden im Anfange nur einige Male des Tages statt, werden indeß nach und nach immer häufiger und anstrengender, sodaß sie auf der Höhe der Krankheit alle halbe Stunden sich einstellen, und bewirken endlich, daß sich die Kranken auch in den Zwischenzeiten unwohl und erschöpft fühlen. Dieser Zeitraum des Keuchhustens, welcher der krampfhafte, convulsivische genannt wird, dauert gewöhnlich drei bis vier Wochen, oft noch länger, bis der Husten allmälig weniger quälend, mehr feucht und lösend wird und die ganze Krankheit unter reichlichem Auswurfe eines weißgelblichen oder grüngelblichen Schleims, sowie unter allgemeinen erleichternden Schweißen in Genesung oder in andere Krankheiten übergeht. Der Keuchhusten herrscht meist epidemisch und entwickelt zuweilen einen Ansteckungsstoff, der seine Ausbreitung nur noch mehr begünstigt. Am häufigsten beobachtet man ihn in den spätern Wintermonaten und im Frühlinge, zuweilen im Gefolge von Pocken- und Masernepidemien, vorzüglich bei Kindern, die schon früher an andern Kinder- oder Lungenkrankheiten, Katarrhen oder Nervenübeln litten. Er befällt in der Regel nur einmal im Leben. Lange Dauer, große Heftigkeit der Krankheit, sowie schwächliche, nervöse Körperconstitution und ungewöhnliche Wohlbeleibtheit der befallenen Kinder lassen üble Ausgänge befürchten, als welche man bisher Schwindsucht, Abzehrung, Gehirnhöhlenwassersucht und bleibende Engbrüstigkeit beobachtet hat, ja zuweilen tödtet das Übel wol auch durch Erstickung, Blutsturz, Schlagfluß, die dann während eines Anfalls eintreten. Viel kommt übrigens auf den Charakter der eben herrschenden Epidemie an, ob dieser gut- oder bösartig ist. Mäßiges Warmhalten, Sicherung vor nachtheiligen Witterungseinflüssen ist auch bei dem Keuchhusten wie bei dem Katarrh das beste Verhalten, was man in diätetischer Hinsicht beobachten kann.

**Khalifen und Khalifat.** Nach Mohammed's Tode ging die Herrschaft über die Gläubigen an Männer über, die zugleich politische Herrscher und hohe Priester des neuen Glaubens waren, und als Nachfolger und Statthalter des Propheten den Namen Khalifen führten. Die Bekenner des Islam breiteten ihren Glauben nicht etwa wie die ersten Christen in friedlicher Weise aus, sondern mit Feuer und Schwert; sie drangen ihre Religion andern Völkern auf, waren in den Kriegen, in welche sie verwickelt wurden, siegreich, machten, Alles vor sich niederwerfend, Eroberung auf Eroberung, und gründeten binnen kurzer Zeit ein Reich, welches von den Pyrenäen bis zu den Grenzen Indiens reichte, das Khalifat. Gleich nach des Propheten Tode entstand unter seinen Anhängern Streit über die Nachfolge; Ajescha, eine von Mohammed's Witwen, brachte es durch ihren Einfluß dahin, daß Ali, des Propheten Eidam, von derselben ausgeschlossen und Mohammed's Schwiegervater, Abubekr, 633 n. Chr. Khalif wurde. Seine Feldherren durchzogen alles Land vom Tigris und Euphrat bis zum mittelländischen Meere. Nach Abubekr's Tode wurde Ali zum zweiten Male übergangen und Omar, unter dem die Araber Ägypten und Palästina bezwangen, zum Fürsten der Gläubigen, Emir al Mumenin, erkoren, 634. Unter seinem Nachfolger Othman, 643—654, mußte auch Persien sich vor der Tapferkeit der fanatischen Mohammedaner beugen, welche zugleich in Afrika bis an die Säulen des Hercules vordrangen, Flotten bemannten und Cypern und Rhodus verheerten. Endlich gelangte Ali, nachdem Othman 654 ermordet worden war, zum Khalifate, und eine mohammedanische Sekte, die Schiiten, welche besonders in Persien zahlreich ist, erkennt ihn, mit Übergehung Abubekr's, Omar's und Othman's, für den ersten rechtmäßigen Nachfolger des Propheten an, beweist ihm auch ganz dieselbe Ehrfurcht wie diesem selbst. Doch hatte er von Anfang an mit einer Menge von Gegnern zu kämpfen, und der mächtigste unter denselben, Moawijah, der sich in Syrien, Ägypten und einem Theile Arabiens gegen ihn behauptete, ward, nach Ali's Ermordung, 660, zum Fürsten der Gläubigen erhoben, und wählte Damascus zu seiner Hauptstadt. Mit ihm beginnen die Herrscher der berühmten ommajadischen Dynastie, unter denen die Araber Kleinasien durchzogen, 669 Konstantinopel belagerten, Turkestan heimsuchten und Khorasan bezwangen. Ihre Waffen würden noch weit furchtbarer gewesen sein, wenn sie nicht uneinig unter sich selbst geworden wären, und ihre Kräfte zersplittert hätten. Erst Abdalmelek, der 684—705 regierte, vereinigte wieder alle Stämme zu gemeinsamen Bestrebungen, und unter seinem Sohne Walid I. wurde Chowaresmien, Turkestan, Galatien und Spanien erobert. Soliman, Walid's Bruder und Nachfolger, belagerte Konstantinopel, das sich mit Hülfe des griech. Feuers vertheidigte, vergeblich. Während die Araber einerseits auf der Südseite des Kaukasus Georgien besetzten, drangen andererseits ihre Heere von Spanien aus über die Pyrenäen in Frankreich ein und bedroheten das ganze Abendland. Aber hier stießen sie nicht auf entnervte Griechen, oder ein durch innere Zwiste zerrüttetes Volk, wie die Westgothen in Spanien, sondern auf die tapfern Franken, welche unter Karl Martell durch die Schlachten bei Tours 732 und bei Narbonne 736 ihrem weitern Vordringen ein Ziel setzten. Damals hatte aber das Reich der Khalifen seine größte Ausdehnung erreicht, als mit Merwan II., der 752 starb, die Dynastie der Ommajaden zu Ende ging und die Herrschaft an die Abassiden kam. Aber gleich nach diesem Ereignisse ging Spanien für das Khalifat verloren, weil Abdorrahman, ein Ommajade, sich von demselben unabhängig machte, und Spanien, von seiner Residenz Cordova aus, selbständig regierte. Indessen erhob sich das Khalifat unter den Abassiden zu seinem höchsten Glanz und Ruhm; unter Abu Giafar, genannt Al Mansor, d. h. der Siegreiche, wurde ein großer Theil Kleinasiens und Armeniens erobert; er erbauete 764 eine neue Hauptstadt, Bagdad am Tigris. Unter ihm und seinem Nachfolger Harun al Raschid, d. h. dem Gerechten, einem Zeitgenossen Karl des Großen, denn er regierte von 786—809, erhoben sich

Künste und Wissenschaften unter den Arabern zu einer hohen Blüte; es wurden Städte gegründet, prächtige Paläste und großartige Wasserleitungen gebauet, Gärten angelegt; die vielen Fabriken in den gewerbsamen Städten lieferten Waaren, wie sie das christliche Abendland nicht zu erzeugen vermochte; die Bevölkerung stieg allenthalben und erhielt in zahlreichen Schulen zweckmäßigen Unterricht. Damals standen die Araber auf der höchsten Civilisationsstufe, welche sie überhaupt jemals erreicht haben. Dadurch, daß Harun sein Reich unter seine drei Söhne theilte, verlor das Khalifat an Einheit und Kraft; zwar herrschte Al Mamun von 813—833 allein, aber er war nicht stark genug, die einzelnen Länder, welche politisch vom Khalifat unabhängig zu werden strebten, im Gehorsam zu erhalten; auch war das Reich zu groß und aus zu vielen verschiedenartigen Bestandtheilen zusammengesetzt, als daß dessen Einheit auf die Dauer hätte aufrecht erhalten werden können. Schon um das Jahr 800 hatten die Aglabiden in Tunis, und bald darauf die Edrisiden in Fez selbständige Reiche gegründet; Khorassan ward unter den Thaheriden unabhängig, zu derselben Zeit, als die einzelnen Religionssekten, welche sich im Schooße des Islam gebildet hatten, einander mit wüthendem Hasse verfolgten. Doch wurden damals Sicilien und Sardinien von den Arabern erobert und bis gegen die Mitte des 11. Jahrh. behauptet. Die Macht des Khalifen war also bereits geschwächt, und wurde es noch mehr, als unter Harun's drittem Sohne, Motassem Billah, die türkischen Söldner, welche die Leibwache des Khalifen bildeten, nach dessen Tode sich die Wahl des Nachfolgers anmaßten, etwa wie vormals die Prätorianer röm. Imperatoren wählten. Und da außerdem diese Türken bald untereinander in Fehden geriethen, so entstanden Unordnungen aller Art. Diesen zerrütteten Zustand benutzten einzelne Provinzen, um sich vom Verbande mit dem Khalifate abzulösen. Im J. 873 folgte in Khorassan auf die Dynastie der Thaheriden die der Soffariden; 877 wurden unter Achmed, Tulun's Sohn, einem Türken und Stifter der Tuluniden, welche bis 905 herrschten, Ägypten und Syrien selbständig; unter Moktadar Billah, 909—931, sank das Ansehen wie die Macht der Khalifen immer tiefer; Abu Mohammed Obeidallah stürzte in Tunis die Aglabiden und ward Gründer der Fatimiden; in Persien wurden ums Jahr 925 die Buiden mächtig, in einem Theile Arabiens die ketzerischen Karmathen, in Mesopotamien die Hamadamiten und in Ägypten erhoben die Afschibiten ihr Haupt. Endlich erhob sich der Befehlshaber der Heere des Khalifen zum Emir al Omrah, d. h. zum Befehlshaber der Befehlshaber; er besaß daher alle wirkliche Gewalt, während der Khalif, der eigentliche Nachfolger des Propheten, zum bloßen Hohenpriester herabsank. Als solchen erkannten ihn auch die Beherrscher der unabhängig gewordenen Provinzen an, keineswegs aber als weltlichen Oberherrn. Im J. 969 unterwarf ein Fatimide, Moezleddin-Allah, Ägypten und erbaute Kairo; Machmud, Fürst von Gazna, stiftete 998 in Khorassan die Dynastie der Gazneviden, welche aber schon 1030 vom türkischen Sultan Togrul Beg gestürzt wurde. Dieser, ein gewaltiger Krieger, unterwarf dann Chowaresmien, das pers. Irak und Georgien, zog 1055 siegreich in Bagdad ein und erklärte sich zum Fürsten der Gläubigen. Also saß nun auf dem Throne der arabischen Nachfolger des Propheten ein Türke. Aber unter Togrul Beg's Neffen, Alp Arslan, gelang es mehren türk. Feldherren, Atabeks genannt, sich als selbständige Beherrscher kleiner Staaten, namentlich in Syrien, gegen den Khalifen zu behaupten, und sie sind es, mit denen die Kreuzfahrer gleich auf ihrem ersten Zuge zusammenstießen. In der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. stürzte ein Seldschucke, Saladin, die Fatimiden, machte sich zum Sultan von Ägypten und stiftete die Dynastie der Ajubiden, die erst 1250 den Mameluken erlag. Zu Ende desselben Jahrhunderts behaupteten seldschuckische Fürsten ihr Reich Ikonium, und dieser türk. Stamm ist es, dem das jetzige osmanische Reich (s. d.) sein Entstehen verdankt. Die mächtigen chowaresmischen Sultane, welche auch Irak erobert hatten, wurden 1220 von Dschingis-Khan's Sohne, Oktai, bezwungen, und 1258 fiel Bagdad unter dem 56. Khalifen Motazem in die Gewalt der Mongolen. Der Neffe desselben floh nach Ägypten, ward von den Mameluken unterstützt und vererbte die Khalifenwürde auf seine Nachkommen. Den letzten desselben brachten die Türken, als diese 1517 Ägypten eroberten, nach Konstantinopel, schickten ihn jedoch später wieder in seine Heimat, wo er 1538 starb. Seit dieser Zeit machen die osmanischen Kaiser Ansprüche auf die Khalifenwürde, also auf die geistliche Oberherrschaft über sämmtliche Mohammedaner; doch wird dieselbe keineswegs von allen anerkannt, namentlich nicht von den schiitischen Persern.

**Khan** ist ein Titel, welcher Herrscher oder Fürst bezeichnet und welchen die Gouverneurs pers. Provinzen und wol auch andere vornehme Personen führen, der jedoch vorzugsweise dem Beherrscher der Tataren ertheilt wird.

**Kibitz** (der) ist eine Gattung der Sumpfvögel, welche sich durch einen geraden, beinahe walzenförmigen Schnabel, langgeritzte Nasenlöcher und hohe Stirn auszeichnet. Der Kibitz hat ziemlich lange Stelzbeine mit gehefteten Zehen. Die Daumenzehe ist sehr kurz und hinaufgerückt. Am wichtigsten ist der gemeine oder gehaubte Kibitz, welcher



am Hinterkopf einen wagerecht stehenden Federbusch hat. Der Federbusch, Scheitel, Vorderhals, Kehle und Brust sind glänzendschwarz, der Unterleib und die Seiten des Halses weiß, die Deckfedern des Schwanzes rostfarben, der Schwanz selbst weiß und schwarz, der Nacken grau, der Hinterhals, der Mantel und die Deckfedern der Flügel sind dunkelgrün und bronzefarben glänzend, die Schwungfedern schwarz, an der Spitze grau, die Beine hellröthlich. Man findet den

Digitized by Google

Kibitz fast in allen Gegenden der gemäßigten Zone von Europa und Asien, namentlich aber in Holland, auf feuchten Wiesen, an sumpfigen Ufern und auf den Feldern. Er ist ein Zugvogel und hält sich in Deutschland vom März bis October auf. Den Namen hat er von seinem eigenthümlichen Geschrei, welches er häufig hören läßt. Er hat eine große Beweglichkeit, ist klug und scheu, läuft behend mit vorgestrecktem Halse und gehobenen Flügeln und fliegt leicht. Seine Höhe beträgt ungefähr 12 Zoll. Sein Nest baut der Kibitz auf Wiesen oder Sümpfen und das Weibchen legt in dasselbe vier große, olivenfarbene, braungefleckte Eier. Da diese sehr wohlschmeckend sind, so werden sie von den Menschen aufgesucht und weggenommen. Gegen kleinere Thiere vertheidigt sich der Kibitz muthig, wobei ihm die andern in der Nähe befindlichen Kibitze zu Hülfe eilen. Das Fleisch derselben ist nur im Herbst, wo diese Vögel sehr fett werden, wohlschmeckend und man macht dann mit Schlingen und Schießgewehren Jagd auf sie.

**Kiel** heißt der starke, aus drei Stücken bestehende Balken, welcher den untersten Theil jedes Schiffes ausmacht, sodaß er in der ganzen Ausdehnung desselben sich hinzieht und selbst zum Zusammenhalt und zur Befestigung des ganzen Baues dient. Oft bedienen sich Dichter des Wortes Kiel zur Bezeichnung des ganzen Schiffs. **Kielen** heißt hiernach ein Schiff mit einem neuen Kiel ausrüsten oder auch es so auf die Seite legen, daß sein Kiel über Wasser kommt und man Ausbesserungen an ihm und andern in seiner Nähe gelegenen Theilen des Schiffs vornehmen kann. Dieses Umlegen des Schiffs wird auch **Kielholen** genannt, doch versteht man unter dem letztern Ausdruck vorzugsweise eine gewisse, jetzt nicht mehr übliche Strafe, welche wegen ihrer Lebensgefährlichkeit für wenig gelinder als Todesstrafe galt. Sie bestand im Allgemeinen darin, daß man den Verbrecher an den Füßen mit schweren Körpern belastete und an Seile befestigt untertauchte und dann mit Hülfe der Seile unter dem Kiel des Schiffs mehrmals wegzog. Häufig wurde bei dieser Gelegenheit dem Verurtheilten am Kiele der Kopf zerschmettert. — Für Schiffer sagt man auch **Kielherr** und die Abgabe, welche ein Schiff zahlen muß, wenn es zum ersten Male in einem Hafen vor Anker geht, wird **Kielrecht** genannt. — Wenn ein Schiff auf dem Meere dahin fährt, so theilt sein Kiel das Wasser und es entsteht dadurch hinter dem Schiffe im Meerwasser eine Furche, in welcher der Wellenschlag gemäßigter ist. In diesem sogenannten **Kielwasser** fahren daher die Böte gern, indem sie sich den größern Schiffen anschließen. — **Kiel** heißt auch bei den Federn der Vögel der Hauptstamm, an welchem zu beiden Seiten kleinere Federn sitzen, welche zusammen die Fahne bilden. Die Kiele der Gänsefedern werden bekanntlich zum Schreiben gebraucht und daher sagen Dichter wol auch Kiel überhaupt für Schreibfeder.

**Kiemen** sind den stets oder zum Theil im Wasser lebenden Thieren eigenthümliche Organe, welche bei denselben die Stelle der Lungen vertreten. Das Geschäft der Kiemen ist nämlich, den im Wasser enthaltenen Sauerstoff, ohne welchen kein lebendes Geschöpf auf die Dauer bestehen kann, abzuscheiden und denselben dem Blute zuzuführen. Die Grätenfische haben die ausgebildetsten Kiemen, welche bei ihnen unmittelbar hinter dem Kopfe auf beiden Seiten des Körpers liegen. Außer den Fischen haben noch verschiedene andere Thiere Kiemen, namentlich die Krebse, die Muscheln u. A. Einige Thiere haben sowol lungenartige als kiemenartige Organe, und überhaupt hat man dargethan, daß auch bei den Thieren, welche später durch Lungen athmen, im Fötuszustande die Lungen durch eine Art von Kiemen vertreten werden, welche später verschwinden.

**Kiesel** ist ein auf der Erde sehr verbreitetes Geschlecht der Mineralien, dessen Hauptbestandtheil die **Kieselerde** ausmacht, welche ihrerseits wieder eine Verbindung von einem chemisch einfachen nichtmetallischen Soffe, **Silicium** oder **Kiesel** und Sauerstoff ist. Die Kieselerde macht einen Hauptbestandtheil des Erdkörpers aus, soweit wir denselben kennen. Man findet sie theils rein als Quarz (Bergkrystall, Amethyst), Feuerstein u. s. w., theils mit andern Erden und Metalloxyden gemengt oder gemischt. Auch in organischen Körpern findet man sie, wiewol hier nur in geringer Menge, als sogenanntes Tabasheer, abgesondert in den Knoten des Bambusrohres u. s. w. In noch geringerer Menge als im Pflanzenreich ist sie im Thierreich vorhanden. Die natürlich vorkommende Kieselerde bildet mehr oder weniger hell durchsichtige Krystalle, ist sehr hart, so daß sie am Stahl Funken gibt, zwei- bis dreimal schwerer als Wasser. Durch Kunst erlangt man sie noch reiner und dann stellt sie sich als ein weißes rauhes Pulver, das schwach an der Zunge klebt und keinen Geschmack hat, dar. Für sich allein ist die Kieselerde noch im stärksten Ofenfeuer unschmelzbar. Im Wasser und in Säuren ist sie nicht löslich; nur durch die Flußsäure wird sie angegriffen. Mit Soda und Potasche zusammengebracht und dem Feuer ausgesetzt schmilzt die Kieselerde zu **Glas** (s. d.), und dieses verdankt ihr seine Durchsichtigkeit und Härte und seine Unangreifbarkeit durch Säuren, mit Ausnahme der Flußsäure. Die Kieselerde selbst wird wegen ihrer Brauchbarkeit zur Glasbereitung **glasachtige** oder (lat.) vitrescibile Erde genannt.

**Kindbettfieber, Kindbetterinnenfieber,** heißt eine höchst gefährliche, fieberhafte Krankheit, welche vermöge ihrer Natur nur bei Wöchnerinnen vorkommen kann, indem sie wesentlich durch Störung von Verrichtungen bedingt wird, die nur das Kindbett für den weiblichen Körper mit sich bringt. Gewöhnlich am zweiten oder dritten Tage nach der Niederkunft, zuweilen jedoch auch später, wird die Wöchnerin von einem Froste befallen, der gleich anfangs mit Eingenommenheit des Kopfs, Beängstigung und Beklemmung der Brust und großem Mattigkeitsgefühl verbunden zu sein pflegt und nach längerer oder kürzerer Dauer in starke Hitze übergeht. Hatte die Entbundene nicht schon vor dem Eintritte der ersten Fieberbewegungen an irgend einer Stelle des Körpers Schmerz, so stellt sich solcher nun ein und zwar meist in der Bauchhöhle, wird fast mit jeder Viertelstunde heftiger, stechend und bohrend. Zugleich mit dem Beginn der ersten Hitze tritt ein außerordentlich heftiger Durst ein, der von nun an bis zum Nachlasse der Krankheit oder bis zum Tode fortdauert; der Appetit verschwindet, es stellen sich Übelkeiten, Würgen oder auch wirkliches Erbrechen ein, die Zunge belegt sich, der Geschmack wird meist bitter, der Mund trocken, der Stuhlgang bleibt gänzlich aus, der Puls erreicht eine Schnelligkeit von 120—130 Schlägen in der

Digitized by Google

Minute, ist im Anfange groß, gereizt und härtlich, wird aber später ganz klein und schwach. Die vielleicht schon durch die Milch angeschwellten Brüste werden welk, diese verschwindet ganz oder zum Theil aus ihnen, wird dünner, wässeriger oder bleibt auch ganz aus, der Wochenfluß geräth ins Stocken oder verändert sich in seiner Beschaffenheit, wird jauchig, übelriechend — Zustände, die jedoch nach dem besondern Sitze der Krankheit außerordentlich wechseln, indem z. B., wenn der Kopf der vorzugsweise leidende Theil ist, der Wochenfluß oft in naturgemäßer Beschaffenheit, obschon sparsamer als gewöhnlich, abgeht. Zu den eben besprochenen Erscheinungen gesellen sich ferner bald allerhand sogenannte nervöse Zufälle, zuerst gewöhnlich Verdunkelung des Gesichts, sodaß die Kranke selbst bei dem hellsten Sonnenlichte über Finsterniß klagt, dann Sausen und Brausen vor den Ohren, eine allgemeine Unruhe, ein Zittern und Beben in den Muskeln, später, wenn die Krankheit weitere Fortschritte gemacht hat, stilles Irrereden u. s. w. Nachdem der erste Fieberanfall mehre Stunden in der eben angegebenen Art angedauert hat, lassen die Fieberbewegungen, der heftige Schweiß, die Beängstigung u. s. w. nach und die Kranke fühlt sich im Allgemeinen besser und wohler, jedoch sehr matt und angegriffen. Die eingetretene Besserung und der Nachlaß des Fiebers sind indeß von keiner langen Dauer, dieses kehrt bald nur noch stärker und anhaltender zurück, der Schmerz, überhaupt alle Krankheitserscheinungen, steigern sich von Neuem. Unter steter Zunahme der Fieberhitze mit unterlaufenden Schauern, unter beträchtlicher Steigerung der Angst, der Athembeschwerden, des quälenden Durstes, kommen nun sogenannte Peteschen (bläulichrothe, Flohstichen ähnliche Flecken) oder weiße Frieselbläschen auf der Haut zum Vorschein und der in reichlicher Menge im Blute enthaltene, von seiner naturgemäßen Richtung nach den Brüsten abgeleitete Milchstoff scheidet sich in eine der drei Haupthöhlen des Körpers, im glücklichern Falle an den Gliedmaßen zwischen die Muskeln, Sehnen und Bänder ab. Am gewöhnlichsten geschieht dies jedoch in den Unterleib, der dann in seinem ganzen Umfange wo möglich noch empfindlicher wird, wie bei Bauchwassersucht anschwillt und deutliche Schwappung wahrnehmen läßt. War die Entbundene bisher noch bei Bewußtsein, so verliert sie es jetzt, redet irre, fängt an zu schreien, zuweilen mit lauttönender Stimme ohne Aufhören zu singen, raset und tobt, was besonders bei Absetzung des Milchstoffs in die Gehirnhöhlen der Fall ist, wo überhaupt die Erscheinungen am furchtbarsten sind. Das Auge wird wild, stier, die Pupille schwer oder gar nicht beweglich, das Vermögen zu sehen ganz oder zum Theil aufgehoben, Gehör und Geruch stumpf oder im Gegentheil in einem hohen Grade verschärft; findet die Ausschwitzung des Milchstoffs in die Brust statt, was jedoch selten zu geschehen pflegt, so werden die Verrichtungen der Lungen, des Herzens und der größern Gefäße gestört. In der Regel erfolgt 12—24 Stunden nach dem Beginn der erwähnten Ausschwitzung (meist am vierten, fünften oder sechsten Tage der Krankheit) und nach Vorausgang allgemeiner Convulsionen der Tod. Weniger stürmisch sind im Allgemeinen die vorgenannten Erscheinungen, wenn die Krankheit sich erst in der zweiten, dritten oder vierten Woche nach der Geburt entwickelt, auch überrascht dann der Tod nicht so plötzlich. Die Leichen von am Kindbettfieber verstorbenen Wöchnerinnen gehen außerordentlich schnell in Fäulniß über. Der auf widernatürliche Weise abgelagerte Milchstoff besteht in einer bald ganz hellen und klaren, bald aber auch in hohem Grade getrübten Flüssigkeit von meist gelblicher oder bräunlicher Farbe, in welcher gelbliche Flocken umherschwimmen. Die Menge derselben beträgt zuweilen, zumal wenn die Absetzung derselben in die Bauchhöhle erfolgt ist, sechs, acht, zwölf und mehr Pfunde an Gewicht. So gefährlich nun das Kindbettfieber ist, indem es erfahrungsgemäß in der großen Mehrzahl der Fälle mit dem Tode endet, so geht es doch auch, wenngleich selten, in Genesung über, oder in andere, freilich auch immer bedenkliche Krankheiten. Erstere pflegt dann ebenso rasch zu erfolgen, als der Eintritt der Krankheit und im unglücklichen Falle der Tod. Jedoch darf man nur so lange auf Genesung hoffen, als es noch nicht zur krankhaften Ausscheidung des Milchstoffs, zu einer sogenannten Milchstoffversetzung gekommen ist. Nimmt das Kindbettfieber den Ausgang in Genesung, so lassen alle mit ihm verbundenen Zufälle nach, namentlich Schmerzen und Fieber, die durch den Zustand des Wochenbetts bedingten Verrichtungen des weiblichen Körpers stellen sich wieder her, so besonders die Absonderung von Milch in den Brüsten, und gleichzeitig finden kritische Ausscheidungen durch Haut und Nieren statt. Zu den Folgekrankheiten, durch welche das Kindbettfieber noch mittelbar und später tödtlich werden kann, gehören schleichendes Fieber, Seelenstörungen, namentlich Melancholie, Abzehrung, Schwindsucht, Bauch- und Eierstockswassersucht, Verwachsungen einzelner Eingeweide des Unterleibs oder der Brust unter sich oder mit andern Organen mit meist unglücklichem Ausgange in Entzündung, Vereiterung u. dgl. Vergleichsweise am gefährlichsten wird das Kindbettfieber bei epidemischer Verbreitung, darum so verheerend in großen Gebärhäusern, in denen fast alle davon befallenen Wöchnerinnen ohne Ausnahme sterben. Unter den Ursachen, welche zur Entwickelung desselben Veranlassung geben sollen, verdienen Erwähnung Diätfehler aller Art, Erkältung, Reizung der Gedärme durch den Genuß zu vieler oder schädlicher Speisen und Getränke, unzeitiger Gebrauch von Arzneien, namentlich von Abführungsmitteln, die Unterlassung des Stillens bei reichlich vorhandener Milch, unzweckmäßiges Verfahren bei Ausführung desselben, Gemüthsbewegungen, Alles, was die Thätigkeit der Geschlechtstheile und der genau mit ihnen zusammenhängenden Organe vermehrt, endlich die epidemische Ausbreitung der Krankheit, welche vorzüglich durch naßkalte Witterung befördert zu werden scheint.

**Kinderkrankheiten** pflegt man solche zu nennen, die den Menschen entweder ausschließlich oder doch vorzugsweise im Kindesalter befallen und zum Theil in der eigenthümlichen Lebensthätigkeit und Beschaffenheit des kindlichen Körpers begründet sind. Zu denen, welche namentlich bei neugeborenen beobachtet werden, gehören die sogenannte Asphyrie (ein Zustand von Scheintod), die Gelbsucht, die Schwämmchen, eine eigenthümliche Augenentzündung, die Verhärtung des Zellgewebes, später die mit dem Zahnen verbundenen Zufälle, die unter der Benennung Atrophie bekannte Abzehrung, die Skrofelsucht, der Zweiwuchs oder die engl. Krankheit, die Wurmsucht, fast alle rasch oder langwierig verlaufende Hautkrankheiten, wie die Blattern, Masern, Rötheln, der Scharlach, der Milch- oder Gesichtsgrind, der Kopfgrind

Digitized by Google

oder Ansprung, ferner der äußere und innere Wasserkopf, der Wasserkrebs, die häutige Bräune, der Keuchhusten u. s. w.

**Kindermord** ist die von einer Mutter nach vorgängiger Verheimlichung der Schwangerschaft an ihrem neugeborenen, lebensfähigen, unehelichen Kinde begangene Tödtung. Da die gewöhnlichen Beweggründe zu diesem Verbrechen, die Furcht vor der Schande und dem Verlust der Geschlechtsehre, an sich nicht verwerflich und grade in edlen Gemüthern am lebhaftesten sind, auch der physische Zustand einer Gebärenden die volle Zurechnungsfähigkeit sehr zweifelhaft macht, so hat man den Kindermord mit Recht als ein besonderes und eigenthümliches, nicht nach den gewöhnlichen Grundsätzen über den Mord zu beurtheilendes Verbrechen angesehen und seinen Begriff in der oben angegebenen Art beschränkt. Das Verbrechen des Kindermords kann demnach so wenig von einer ehelich geschwängerten Mutter als vom Vater des unehelichen Kindes begangen werden. Auch muß es im Augenblicke der Geburt oder gleich nach derselben begangen worden und das Kind wirklich lebendig und zur Fortsetzung des Lebens, getrennt von der Mutter, im Stande gewesen sein. Verheimlichung der Schwangerschaft wird von Vielen zum Begriff des Kindermords nicht für nothwendig gehalten; doch geht sie meistens diesem Verbrechen vorher und es läßt sich aus ihr in der Regel schon auf eine sträfliche Absicht der Mutter schließen. Manche Gesetzgebungen bedrohen deshalb auch schon diese Verheimlichung an sich mit einer Strafe, auch wenn kein Kindermord in Folge derselben begangen worden ist. Das gemeine Recht bestraft sie indeß nur, wenn dadurch eine hülflose Niederkunft entstanden ist, wodurch der Tod des Kindes herbeigeführt wurde. Ebenso straffällig ist auch jede andere Fahrlässigkeit, z. B. das sehr häufig vorkommende Unterlassen der Unterbindung der Nabelschnur, welche den Tod eines Kindes zur Folge hat. Man nennt Verbrechen dieser Art culposen (verschuldeten) Kindermord. Die Strafe desselben ist willkürlich. Auf den absichtlichen, den dolosen Kindermord, setzt die Carolina das Ertränken, wogegen die heutige Praxis auf Enthauptung erkennt. Aber auch diese Strafe kommt selten zur Anwendung, da man bei diesem Verbrechen in der Regel eine Unzahl von Milderungsgründen zuläßt, welche eine gelindere Strafe rechtfertigen. Die neueren Gesetzgebungen haben an deren Stelle meistens die Zuchthausstrafe gesetzt. Es dürfte auch bei keinem andern Verbrechen die Abschreckungstheorie so wenig anwendbar sein, als bei diesem, welches sich durch die Härte der angedroheten Strafe, an welche die Mutter im Augenblicke des Gebährens am allerwenigsten denkt, gewiß nicht verhüten läßt. Weit mehr werden zweckmäßig eingerichtete Häuser, wo eine unehelich Geschwängerte, ohne Namen und Stand zu nennen, niederkommen kann, wie sie hie und da bereits eingeführt sind, zur Verminderung dieses leider sehr häufigen Verbrechens beitragen.

**Kinkaju** (der) ist ein in Südamerika, besonders in Neugranada, lebendes Raubthier, welches sich an abgeschiedenen Orten in den Bäumen aufhält, den Tag über sich zusam

Digitized by Google

ienrollt und schläft, und erst mit einbrechender Nacht auf Raub ausgeht. Seine Augen sind so eingerichtet, daß er as Tageslicht nicht vertragen kann. Er hat ungefähr die Größe einer großen Katze, abgerundete Ohren, einen langen, ußerst beweglichen und kraftvollen Schwanz und einen dichen, schönen, etwas kurzhaarigen Pelz. An jedem Fuß hat er inf Zehen mit starken gekrümmten Klauen. Seine Zunge ann er ungemein lang und dünn ausdehnen und krümmen, daß er sich derselben sehr geschickt zum Auslecken des Honigs aus den Waben, seiner Lieblingsspeise, zum Hervorholen kleiner Insekten und Würmer, der Eier aus den Nestern . s. w. bedient. Er macht übrigens auch auf Vögel und eine Säugthiere Jagd. Er klettert sehr geschickt, springt nd bedient sich zum Festhalten seines Schwanzes. In der reiheit ist er wild und muthig, läßt sich aber leicht zähmen.

**Kiosk** werden mit einem ursprünglich türk. Worte die einen Lusthäuschen genannt, welche man in Gärten statt er Lauben und besonders an Orten, von welchen aus man en Anblick einer schönen Landschaft genießt, zu errichten flegt, damit sie einigen Schutz gegen Wetter und Sonnenrahlen und zugleich selbst einen freundlichen Anblick gewähren. Sie bestehen gewöhnlich aus einigen rohen Säulen von Baumstämmen, welche ein Dach von Stroh oder Holz tragen, und sind unten mit einem einfachen Geländer ingefaßt. Den türk. Namen haben diese Gartenhäuschen rhalten, weil sie zuerst von Türken und Persern angelegt nd erst später bei uns eingeführt worden sind.

**Kipper und Wipper** hießen die Geldverfälscher und Verderber, welche besonders in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. in Deutschland ihr Wesen trieben. Kippen bezeichnet im Obersächsischen so viel als Beschneiden, und Wippen eim Wägen die Zunge an der Wage durch einen heimlichen Druck zum Ausschlag nach der gewünschten Seite bringen. So schlecht war das Geld durch den Unfug der Kipper und Wipper geworden, daß man im J. 1623 für einen uten Thaler 16—20 Thlr. geben mußte. Die deutschen Fürsten waren bemüht, durch Gesetze entgegenzuarbeiten, doch elang dieses nicht eher, als bis 1667 ein fester Münzfuß Deutschland eingeführt worden war.

**Kirche** wird im umfassendsten Sinne die ganze Christenheit als die geistige Gemeinschaft zum christlichen Glauben und Leben genannt. Ihr Wesen hat sie demnach im Christenthume selbst, dessen höchster und letzter Zweck in ihr nd durch sie erfüllt werden soll, und damit unterscheidet sich zugleich vom Staate, der nicht das geistige Interesse er Religion, des Menschen ewiges Seelenheil, sondern das Interesse der höchsten irdischen Wohlfahrt bezweckt. Je nachdem das Christenthum als die wirklich vorhandene mangelhafte Äußerung des christlichen Sinnes und Wandels, oder als die durch Christus geoffenbarte religiös-sittliche Vollendung des Lebens gedacht wird, je nachdem gestaltet sich der Begriff der Kirche historisch und idealisch als Gemeinschaft der erst zu erstrebenden und deshalb nur unvollkommen vorhandenen, oder der schon errungenen und in der Kirche bereits aufgegangenen christlich-religiösen Weltordnung. Hindeutungen auf dieselbe finden sich im N. T. in den bildlichen Ausdrücken: Himmelreich, Reich Gottes, Reich Christi, Tempel Gottes, Leib Christi. So stützt sich die christliche Kirche auf die Gemeinschaft der Christen, und das gemeinsame Band ihrer Glieder ist das Christenthum. Daher sind die Bekenner jeder andern Religion nicht auch die Glieder einer nach ihr genannten Kirche. Die Kirche stellt das Interesse der Religion und des religiösen Menschen höher als irgend ein Interesse, welches der endliche und sinnliche Mensch unter allen andern Verhältnissen des Lebens hat. Zu dieser Idee führte zuerst das Christenthum die Menschheit, weshalb sich auch weder bei den Griechen und Römern, wo die Religion im Staate, noch bei den Juden und Mohammedanern, wo der Staat in der Religion aufging, die Idee einer Kirche findet und man deshalb wol von einer jüd. und mohammed. Religion, nicht aber von einer Kirche beider spricht. — Der Stifter der Kirche war Jesus Christus. Denn obgleich er sich während seines Wirkens, nebst den um sich versammelten Schülern und Freunden, von der Gemeinschaft der Juden nicht trennte, so mußten doch seine eigenthümlichen und von dem Judaismus wesentlich verschiedenen Lehren zu einer solchen Trennung führen. Auch zeigt es der bei seinem Abschiede an seine Jünger gerichtete Auftrag, auszugehen in alle Welt und die Heiden zu lehren, sowie die zwei von ihm angeordneten Religionshandlungen, die Taufe und das Abendmahl, welche Unterscheidungszeichen seiner Bekenner sein sollten, daß die Stiftung der Kirche in seinem Plane lag. Äußerlich trat dieselbe zuerst hervor, als die Apostel voll des h. Geistes am Pfingstfeste sich von der Gemeinschaft der Synagoge trennten und die Verfassung derselben sich zum Muster nehmend, die erste christliche Gemeinde zu Jerusalem gründeten. Die weitere Ausbreitung der Kirche, ihren Kampf mit der Welt bis zu ihrer gesetzlichen Anerkennung vom Staate, ihr in verschiedenen Zeiten verschiedenes Verhältniß zu demselben, die Ausbildung ihrer Verfassung, die ihr Inneres umgestaltenden Streitigkeiten, das Aufsteigen und das Sinken ihrer Macht, ihren Fluch und ihren Segen, ihren Einfluß auf Bildung und Gesittung, auf Gesetz und Recht, auf Völkerwohl und Menschenglück, beschreibt die **Kirchengeschichte**, eine sehr umfassende, aber lehrreiche und fruchtbare Wissenschaft.

Einen geringern Umfang hat das Wort Kirche, wenn es nur von einem Theile der Christenheit gebraucht wird, welcher sich durch eigenthümliche Lehren, Verfassungen und Gebräuche von andern Christen unterscheidet. So gibt es eine **griech.**, **röm.** und **protestantische** Kirche, welche letztere sich wieder in die **lutherische** und **reformirte** theilt, und jeder werden gewisse Sekten, die sich von der Kirchengemeinschaft trennten, zugeordnet, die aber insgesammt nur die eine Kirche Christi ausmachen, da sie durch den Glauben an diesen miteinander verbunden sind und alle Kirchen und Sekten ihren Bekennern und Anhängern christliches Wohlwollen und christliche Liebe empfehlen. Eine **Theil-** oder **Particularkirche** wird übrigens, nach dem einmal angenommenen Sprachgebrauche nur dann eine Kirche genannt, wenn sie durch die öffentliche Anerkennung des Staats ein gesetzliches Dasein gewonnen hat. Religiöse Parteien, welche nicht zu einem Körper zusammentreten, werden nicht als Kirchen, sondern als **Separatisten** oder **Sekten** betrachtet. Die Kirche, welche sich in Gebräuchen und Verfassung von der herrschenden Kirche trennt, heißt **schismatisch**; wenn sie aber in wesentlichen Lehren von



Digitized by Google

dieser abweicht, so wird sie ketzerisch. In den frühesten Zeiten des Christenthums fand eine solche Zerrissenheit der Kirche Christi nicht statt. Man kannte nur die eine katholische, d. h. allgemeine Kirche, darum so genannt, weil sie auf durchgängiger Übereinstimmung, einer Allgemeinheit des Glaubens und der Lehre beruhte. Und da die allgemeine Geltung der Glaubenslehren, vorbereitet durch die enge Verbindung der ältesten christlichen Gemeinden, durchgeführt später auf den Concilien, zugleich als Maßstab ihrer christlichen Beschaffenheit angesehen wurde, so hieß katholische Kirche auch so viel, als alleinwahre, alleinseligmachende Kirche, außer welcher kein Heil zu erwarten ist, wie dies schon im 3. Jahrh. namentlich von Cyprian gelehrt wurde. In der Folge trennte sich jedoch die morgenländische Christenheit von der abendländischen, theils, weil der Bildungszustand beider ein verschiedener war, theils, weil mit dem Untergange der griech. Herrschaft in Italien das Band der Kirchengemeinschaft immer lockerer wurde. Während des Bilderstreites trat der Gegensatz des Abendlandes zum Morgenlande immer schroffer hervor, bis endlich dogmatische Zwistigkeiten im 11. Jahrh. die Trennung entschieden. Die morgenländische Christenheit, deren Oberhaupt der Patriarch von Konstantinopel war, bildete von jetzt an die rechtgläubige griech. Kirche (s. d.), wogegen die abendländische Christenheit, unter ihrem gemeinsamen Oberhaupte, dem Papste, fortfuhr, sich als die katholische Kirche zu betrachten. Aber auch in ihr war die durchgängige Gemeinschaft ihrer Glieder nicht von Dauer. Im 16. Jahrh. riß sich durch die Reformation ein Theil derselben von der Verbindung mit dem Papste los und nahm, die bis dahin geltenden Lehren zum großen Theil verwerfend, einen neuen Lehrbegriff an. So entstand die protestantische Kirche, die auf das Wort Gottes in der Schrift gegründet ist, kein sichtbares Oberhaupt, kein heiliges Priesterthum hat und den äußerlichen Cultus hinter den selbständigen, religiösen Glauben zurücktreten läßt. Auch sie will sich in einem gewissen Sinne als die alleinseligmachende Kirche, außer der kein Heil ist, betrachtet wissen, doch mit dem Unterschiede, daß dasselbe nicht in der äußerlichen Kirchengemeinschaft unter dem Papste und den Bischöfen, sondern in der Gemeinschaft der wahrhaft Gläubigen, die den seligmachenden Glauben mithin in sich tragen, gewonnen wird. Sie besteht aus den zwei Schwesterkirchen, der lutherischen und reformirten Kirche, die nur in einigen außerwesentlichen Punkten voneinander abweichen, und in manchen deutschen Ländern auch unter dem Namen der evangelischen Kirche völlig vereinigt worden sind. So sehr auch der Protestantismus (s. d.) dem Katholicismus (s. d.) entgegensteht, so haben doch die Grundsätze der Duldung unter den Katholiken wie unter den Protestanten Eingang gefunden. — Eine noch engere Bedeutung hat das Wort Kirche, wenn man drittens darunter die Christen eines Landes versteht und von einer deutschen Kirche, einer engl. Kirche und einer gallikanischen Kirche redet.

In einer vierten Bedeutung bezeichnet ferner Kirche den Ort oder das Gebäude, in welchem sich eine christliche Gemeinde zum Gottesdienste versammelt, und in dieser Bedeutung unterscheidet man eine Kirche von einem Tempel, wo Heiden, von einer Synagoge, wo Juden und von einer Moschee, wo Mohammedaner ihren öffentlichen Gottesdienst halten. In den ersten christlichen Jahrhunderten konnten die Christen ihre gottesdienstlichen Versammlungen nur in Privathäusern halten, und zur Zeit der Verfolgung geschah dies auch in einsamen Gegenden und Höhlen. Doch findet es sich, daß sie bereits im 3. Jahrh., wo die Verfolgungen am heftigsten waren, Kirchen besaßen, die sie Bethäuser und Gotteshäuser nannten. Seit dem 4. Jahrh. wetteiferten die christlichen Kaiser, ihre Verehrung gegen das Christenthum durch die Erbauung großer und prächtiger Kirchen an den Tag zu legen, was namentlich von Konstantin, Theodosius und Justinian geschah, welcher Letztere den Bau der großen Sophienkirche in Konstantinopel unternahm, die Zierde aller Kirchen im Alterthume; auch wurden viele heidnische Tempel in christliche Kirchen verwandelt. Die neuerbauten Kirchen waren meistentheils in der Kreuzesform gegen Morgen erbaut und nach dem unverkennbaren Vorbilde des h. Tempels zu Jerusalem. Bei dem Eingange war der mit Säulengängen versehene Vorhof, in welchem sich die Büßenden aufhielten und die Brüder beim Eintritte in das Gotteshaus um ihr Gebet baten. Auch befand sich hier ein Wasserbehältniß, weil man sich nach jüd. Sitte vor dem Eintritte in das Gotteshaus die Hände zu waschen pflegte. Von dem Vorhofe kam man in den ersten Haupttheil der Kirche, Vorderschiff genannt, der für die Katechumenen bestimmt war. Aus ihm gelangte man durch eine große und prächtige Thür in das Schiff, den zweiten Haupttheil der Kirche, wo sich die Gläubigen versammelten. Den dritten, durch ein Gitter abgesonderten Haupttheil der Kirche nahm das Heilige oder der Chorus ein, den die Geistlichen ausschließlich inne hatte. Verzierungen der Kirchen durch Bildwerke gab es in den ersten Zeiten des Christenthums durchaus nicht, ja sie waren nicht einmal gestattet. Dagegen pflegte man wol Stellen aus der h. Schrift an die Wände zu zeichnen, oder die Wände mit Blumen und Zweigen auszuschmücken. Eingeweiht wurden die Kirchen durch einen feierlichen Gottesdienst, verbunden mit der Feier des Abendmahls, mit dem Aussprechen von Dankgebeten, und Austheilungen von Almosen und Geschenken an die Kirche. Wie im Mittelalter der Einfluß der Kirche der vorherrschende war, so hat sich der kirchliche Geist desselben namentlich im Bauen der Kirchen verherrlicht. Die berühmtesten Kirchen sind gegenwärtig die Peterskirche zu Rom, die Paulskirche zu London, die Kirche Notredame zu Paris, die Stephanskirche zu Wien, die Jakobskirche zu Petersburg, der Münster zu Strasburg und der Dom zu Köln. Eingetheilt werden die Kirchen bisweilen in Kathedral-, Collegial- und Parochialkirchen. Die erstern sind solche, bei welchen ein Bischof seinen Sitz hat. Collegialkirchen heißen die Kirchen, an welchen kein Bischof residirt und Parochialkirchen sind die Kirchen, welche entfernt von den Kathedralkirchen in Flecken und Dörfern liegen, daher von dem Bischof das Recht erhalten, durch besondere Geistliche ihre Angelegenheiten besorgen zu lassen. Noch darf nicht unbemerkt bleiben, daß die Rabbinen der Juden, aus Haß gegen die Christen, eine christliche Kirche ein Haus der Abgötterei, ein Haus des Götzendienstes, ein Haus der Thorheit oder des Gespötts nennen. Und nach Anleitung des Talmud soll ein Israelit, wenn er eine Kirche sieht, sagen: „Der Herr wird das Haus der Hoffärtigen verwüsten."

In einer fünften Bedeutung endlich heißt Kirche die Versammlung der Gemeinde eines Orts zur Ausübung des

Digitized by Google

öffentlichen Gottesdienstes, in welcher Bedeutung man das Wort nimmt, wenn man sagt, daß an diesem oder jenem Tage Kirche gehalten werde. Was den Ursprung des Worts Kirche betrifft, so ist es wahrscheinlicher, denselben entweder von dem griech. Worte Kyriakon, welches „das Haus des Herrn" bezeichnet, oder dem gleichfalls griech. Kyrie, womit der beim Anfange des Gottesdienstes abzusingende Hymnus begann, und das der neubekehrte Deutsche bei seinem Eintritte in das Gotteshaus zuerst gehört haben soll, abzuleiten, als von dem deutschen Worte köhren oder kühren, das dem im Lateinischen für Kirche üblichen ecclesia entsprechend, den Begriff der Auswahl oder des auserwählten Volks geben würde.

Da die Kirche, indem sie dem Menschen den Weg zum Heil eröffnet, zugleich ein Verein zur Ausübung der Religion mit einem gesellschaftlich geordneten Verhältniß ist, so findet zwischen ihr selbst und dem Staate ein rechtliches Verhältniß statt, das nach dem Grundsatze der Abhängigkeit dieses von jener oder umgekehrt, oder der Gleichheit beider, als ein dreifaches gedacht werden kann und ebenso in der Wirklichkeit in verschiedenem Maße ausgebildet vorgefunden wird. Gewöhnlich nennt man die Grundansichten, worauf die geheilten Meinungen hierüber zurückgeführt werden, Systeme und unterscheidet darnach das hierarchische System, das Territorialsystem und das Collegialsystem, die jedoch mit verschiedenen Abänderungen auch zu neuen Systemen ausgebildet worden sind. Das hierarchische System sieht die unter einem gemeinsamen Oberhaupte vereinigte Gesammtheit höherer und niederer Geistlichen für die von Gott bevollmächtigten Regierer und Lenker der Kirche an und fordert deshalb die Unterwürfigkeit christlicher Staaten unter die Kirche oder die sie beherrschende Hi-erarchie. Dieses System wurde von jeher in der katholischen Kirche festgehalten und da sich die Staaten unter ihrem Einflusse entwickelten, in einem hohen Grade geltend gemacht, hat aber in neuerer Zeit bei der Ohnmacht der röm. Kirche und der Übermacht der Staaten seine frühere Bedeutung und Herrlichkeit verloren. Das Territorialsystem unterwirft die Kirche dem Staate, indem es lehrt, daß das Landesoberhaupt zugleich der Oberbischof der Kirche sei und ihm das Recht zugestanden werden müsse, kirchliche Einrichtungen und Anordnungen zu treffen. Dieses System wurde schon von Konstantin nach seinem Übertritte zum Christenthume geltend gemacht. Aufs Neue erschien es wieder und scharf entwickelt in der Zeit nach der Reformation in der protestantischen Kirche, die unter fürstl. Schutze aufwuchs und gedieh, aber sich dadurch zugleich ihrer Selbständigkeit an die landesherrlichen Oberherren begab. Das Collegialsystem, auf den milden Grundsatz „Jedem das Seine" gestützt und in neuerer Zeit vielfach vertheidigt, lehrt, daß Staat und Kirche, gleich Bruder und Schwester, da sie nur Einen Hauptzweck verfolgen und sich wechselseitig unentbehrlich sind, freundlich nebeneinander stehen und als zwei verschiedene Institute unter einem gemeinsamen Oberhaupte, dem Fürsten, vereinigt sein sollen. Hierbei muß jedoch vorausgesetzt werden, daß das Oberhaupt der Kirche eines Landes auch ein Mitglied derselben und nicht einer fremden Confession zugethan sei.

Das Kirchenjahr hat seinen Namen daher, weil die gottesdienstlichen Festtage nach demselben eingerichtet sind. Ungeachtet das Fest der Geburt Christi in der Ordnung als das erste Fest betrachtet wurde, so beginnt doch das Kirchenjahr nicht den 25. Dec., sondern in Deutschland und in den meisten katholischen und protestantischen Ländern mit dem ersten Adventsonntage. Der Grund davon liegt darin, daß man sich auf das durch die Geburt Christi ausgezeichnete Weihnachtsfest ebenso vorbereiten zu müssen glaubte, wie man sich auf das Osterfest durch verschiedene vorhergehende Wochen oder durch die sogenannten Fasten vorbereitete. In England fängt das Kirchenjahr mit dem Feste der Verkündigung Mariä, den 25. März, als mit dem Tage an, an welchem die Entstehung der menschlichen Natur Jesu Christi in dem Leibe seiner Mutter begonnen habe.

Das von der höchsten kirchlichen Behörde eines Landes festgesetzte Buch, welches die bei der Sonn- und Festtagsfeier, bei der Taufe, dem Abendmahle, der Trauung und andern kirchlichen Handlungen zu brauchenden Formulare enthält, heißt die Kirchenagende. Da jedoch der Prediger zur wirksamen Verwaltung auch der h. Gebräuche und Handlungen der eignen freien Geistesthätigkeit, nach dem Ermessen der jedesmaligen Umstände und der Persönlichkeit seiner Zuhörer nicht entbehren soll, so können ihm die Agenden nur eine Anweisung zu seinen Amtsverrichtungen sein und ihn nöthigenfalls unterstützen, wo ihm eine Vorbereitung auf sein Geschäft nicht möglich ist. Als seit 1821 in Preußen die berliner Domagende eingeführt werden sollte, die den Zweck hatte, die beiden evangelischen Kirchen einander zu nähern, den Gottesdienst zu vereinfachen und der Gemeinde durch die Antiphonien (Wechselgesang) eine größere Theilnahme an der Liturgie zu geben, so konnte dies nur nach und nach und zum Theil nach großem Widerstande geschehen, da streng lutherisch gesinnte Gemeinden die Ansnahme derselben als eine Verunstaltung ihres protestantischen Gottesdienstes ansahen. Verändert erschien sie in einer neuen, nach dem Gutachten einer geistlichen Commission abgefaßten Ausgabe am 19. Aug. 1829 unter dem Titel: „Agende für die evangelische Kirche in den königl. preuß. Staaten". — Den Namen Kirchendiener erhalten alle Diejenigen, deren kirchliche Verrichtungen die Religionsübung nicht unmittelbar zum Zweck haben, sondern in gewissen von dem eigentlichen Gottesdienste unabhängigen äußerlichen Dienstleistungen und Nebenhandlungen bestehen. Hierher gehören nicht nur die den Geistlichen bei der Verwaltung ihres Amts dienstpflichtigen Küster oder Kirchner, sondern auch die Cantoren, Organisten, Cymbalträger, Glöckner u. s. w.; ferner die Kirchenvorsteher und Kirchenväter, denen die Sorge für das weltliche Interesse der Kirche, die Verwaltung und Erhaltung des Kirchenvermögens übertragen ist. Den Kirchendienst verrichten gegenwärtig auch in der katholischen Kirche Laien, vor dem 7. Jahrh. aber wurde derselbe nur von Personen verrichtet, welche die höchste von den vier kleinen Weihen erhalten hatten und Akoluthen oder Akolythen hießen. Die Kirchendiener sind von den Kirchenbeamten, den wirklichen Geistlichen, zu unterscheiden, deren Amsantritt eine feierliche Weihe vorangegangen ist. Sie werden von den geistlichen Obern eingesetzt und genießen verschiedene mit dem geistlichen Stande verbundene Vorzüge, die jedoch von den Landesgesetzen bald mehr bald weniger beschränkt werden. — Jeder District, dessen Bewohner sich zum gemeinschaftlichen Gottesdienste

unter einem Pfarrer vereinigt haben, mag derselbe nun aus einer oder mehren Ortschaften bestehen, bildet einen Kirchensprengel, ein Kirchspiel oder eine Kirchfahrt. — Unter Kirchengut versteht man das der Kirche zugehörige Eigenthum, das ihr zur Bestreitung der für ihre Zwecke erfoderlichen Kosten dient, mag nun dasselbe in Grundbesitz oder beweglichem Vermögen, in Abgaben oder nutzbaren Diensten und Rechten bestehen. Das Recht der Kirche, Eigenthum zu erwerben, beruht auf der Anerkennung derselben als juristische Person durch den Staat, und da sie kein zufälliges Bestehen hat und dieses ohne einen äußern Aufwand nicht gedacht werden kann, so ist ihr Besitz und Eigenthum nöthig. Zwar das unermeßlich reiche Kirchengut, was die Kirche in Zeiten an sich brachte, wo es ein Geringes galt, dem Antheile an den geistlichen und ewigen Gütern der Kirche das zeitliche und irdische Besitzthum aufzuopfern und wo man namentlich Vermächtnisse an die Kirche als förderlich zur Seligkeit betrachtete, besitzt sie jetzt nicht mehr. Wie sie selbst den nachtheiligen Einfluß, der ihr und dem Nationalwohlstande der Länder aus dem übermäßigen Reichthume erwuchs, nicht vermeiden konnte, so vermochte sie auch nicht die Säcularisirung eines großen Theils ihrer Güter oder die Verwandlung des kirchlichen Eigenthums in Staatseigenthum von Seiten des Staats zu hindern. Wo einzelne Kirchen des Kirchenvermögens gänzlich entbehren, da müssen die einzelnen Glieder der Kirche die Verwaltungskosten decken.

Die Kirchenverfassung oder das Kirchenregiment heißt die äußere Ordnung, auf welche die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten bei der Ausübung der Kirchengewalt gegründet ist. In der katholischen wie in der protestantischen Kirche erscheint sie in dem untergeordneten Verhältnisse der niedern zu den höhern Kirchenbeamten oder kirchlichen Behörden, so z. B. in jener der Pfarrer, Bischöfe, Erzbischöfe, Kirchenversammlungen zu dem Papste, als dem allgemeinen Oberhaupte; in dieser der Pfarrer und Superintendenten zu den Consistorien, Synoden, Bischöfen, geistlichen Ministerien u. s. w.

Der Inbegriff der Rechte, die der Kirche als einer religiös-sittlichen Gesellschaft zustehen und vermöge welcher sie die für ihren Zweck nöthigen Einrichtungen treffen und in Ausübung bringen kann, ist die Kirchengewalt oder (katholisch) Gewalt der Schlüssel, indem nach einer jüd. Vorstellung durch die Schlüssel die göttliche Macht symbolisch bezeichnet wurde. Ihre jedesmalige Bestimmung erhalten diese Rechte aber wiederum theils von der Beschaffenheit des Lehrbegriffs einer Kirche selbst, theils von ihrem angenommenen Verhältnisse zum Staate. In der katholischen wie in der protestantischen Kirche ist der Unterschied zwischen einer innern und äußern Kirchengewalt festgestellt, indem jene (potestas ordinis oder ministerii) die Austheilung der geistlichen Güter der Kirche, diese (potestas jurisdictionis) die Handhabung der äußern Ordnung in der Gemeinde und unter den kirchlichen Beamten umfaßt. Zu der erstern gehören namentlich die Rechte, daß die Kirche unabhängig von dem Einflusse des Staats, insofern dadurch die bürgerliche Ordnung nicht gefährdet wird, über Glauben, Lehre und Kirchengebräuche bestimmen und verfügen, daß sie sich selbst regieren, daß sie ferner die Männer, die das Wort Gottes lehren und die Sacramente verwalten sollen, wählen, berufen und weihen kann. In der katholischen Kirche ist diese Gewalt in den sieben Weihen enthalten, durch die sie auf die Stufenfolge geistlicher Amts- und Würdeträger als eine wahre Herrschaft über den Glauben der Kirche übertragen wird; in der protestantischen Kirche hingegen, wo der geistliche Stand zur Verkündigung des Evangeliums und zur Ausspendung der Sacramente bestimmt ist, wird sie eigentlicher ein Dienst des göttlichen Worts (ministerium verbi divini) genannt, da es der Beruf der Kirchenlehrer zwar ist, über die Lehre zu urtheilen und irrige Lehre zu verwerfen, aber ihr Urtheil erst durch die Zustimmung der Kirche zur kirchlichen Lehre wird und von der Prüfung des Glaubens auch fromme und unterrichtete Laien nicht ausgeschlossen sind. Die Gewalt der Jurisdiction hat zum Gegenstande der Thätigkeit alle äußerlichen kirchlichen Angelegenheiten. Sie erstreckt sich daher auf die Lehre und die gottesdienstlichen Handlungen nur insoweit diese ein Gegenstand blos disciplinarischer Anordnung werden können, wie bei der Besetzung, bei der Beaufsichtigung des Lehramts, der Vorsorge für Beobachtung der Liturgie, für gehörige Verwaltung der Sacramente u. s. w.; dieser Theil der Kirchengewalt ist dem Einflusse der weltlichen Regierung vorzüglich ausgesetzt. — Kirchengesetze heißen die Verordnungen für kirchliche Angelegenheiten. (S. Kanonisches Recht.) Die kirchliche Gesetzgebung geht ebensowol von der Kirche als vom Staate aus. Der Antheil beider wird durch die Natur und Grenzen der Kirchengewalt und des kirchlichen Majestätsrechts bestimmt. Da die Religion Pflichten auflegt, diese aber mit einer für das bürgerliche Leben folgenreichen Handlungsweise verbunden sind, so können von der Kirche auch in rein kirchlichen Angelegenheiten, wie sie Glauben, Lehre und Kirchengebräuche betreffen, ohne Zustimmung und Genehmigung des Staats keine Gesetze gegeben werden. Man nennt dieselbe das placet regium, das auch in katholischen Ländern der Bekanntmachung einer päpstlichen Bulle oder anderer kirchlicher Verordnungen vorausgegangen sein muß. In den deutschen protestantischen Ländern geht die kirchliche Gesetzgebung zu gleicher Zeit von der Kirche und dem Staate aus, da die Werkzeuge derselben, die höhern kirchlichen Beamten, zugleich landesherrliche sind. — Kirchenstrafe wird eine Strafe genannt, welche von den Dienern der Kirche, denen die gesetzausübende Gewalt zukommt, über die Gemeindeglieder oder Gemeinden verhängt wird, welche die Verordnungen oder Gesetze der Kirche übertreten haben. Solche Strafen sind Kirchenbußen (s. Buße), der große und kleine Kirchenbann (s. Bann), die Beraubung eines christlichen Begräbnisses, ja, in der röm. Kirche, Verlust selbst aller bürgerlichen Rechte und Todesstrafe. (Vgl. Inquisition.) — Kirchenfrevel ist eine Handlung, durch welche die der Kirche schuldige Ehrfurcht verletzt wird. Ist mit solcher Handlung zugleich ein rechtswidriger Eingriff in das Eigenthum der Kirche verbunden, so heißt sie Kirchenraub; dagegen wird sie Kirchenschändung, wenn ihr ein Verbrechen anhängt, dem zufolge es nicht erlaubt ist, den Gottesdienst ohne vorgenommene Aussöhnung der Kirche wieder zu halten. In der katholischen Kirche geschieht dies durch eine wiederholte Weihe. (S. Kirchweihe.) — Kirchenraub (sacrilegium) heißt im weitern Sinne jede Beeinträchtigung oder Verletzung des kirchlichen Gutes durch Betrug oder Diebstahl, im engern Sinne die gewaltsame Erbrechung der Kirche, verbunden

mit dem Raube heiliger Gefäße, Kostbarkeiten, Gelder oder eines andern der Kirche zugehörigen Eigenthums. Da man den Kirchenraub im engern Sinne als eine zugleich gotteslästerliche Handlung, als ein Verbrechen gegen die Religion selbst ansieht, so wird er nach den Criminalgesetzen der meisten Länder härter als ein an andern Orten und Gegenständen verübter Raub bestraft.

Schon in den ältesten Zeiten wurde zur Erhebung religiöser Feierlichkeiten von der Musik Anwendung gemacht. Der eigenthümliche Geist der christlichen Kirche mußte sich auch in der Musik ausdrücken und so entstand die christliche **Kirchenmusik**. In der christlichen Kirche zeichneten sich für die Ausbildung wie des Kirchengesangs, so auch der für den christlichen Gottesdienst bestimmten Musiker mehre Bischöfe aus, namentlich Ambrosius von Mailand und Gregor der Große. Doch wurde es zuweilen von den Concilien ausdrücklich gemisbilligt, durch Instrumentalmusik die Feier des Gottesdienstes zu erhöhen, weil diese dadurch profanirt werde; aber sie fand nachmals wieder Beifall, als die kanonischen Stunden in den Klöstern eingeführt wurden, die noch jetzt, wie bei den Cistercienserinnen und Kanonissinnen vom heil. Grabe, wo die Nonnen die Instrumente selber spielen, mit Instrumentalmusik gehalten werden. Seit dem 15. Jahrh. wurde hauptsächlich die Figuralmusik und der figurirte Gesang (cantus figuratus) entwickelt, indem man zuerst den Grundton oder die Grundmelodie unverändert beibehielt, die begleitenden Stimmen aber in der Melodie ausschmückte und durch Veränderungen erweiterte. Diese Art der Kirchenmusik wurde jedoch bald zu glänzend und weltlich. Ihre gänzliche Umgestaltung zur geistlichen Kunst, die das Herz unmittelbar zum Unendlichen erhebt, unternahm zuerst in der Mitte des 16. Jahrh. der Italiener Palestrina, dessen Missa Marcelli, das Geheimniß der göttlichen Menschwerdung feiernd, die ganze Tonleiter christlicher Gefühle verherrlicht hat, nachdem schon früher in der protestantischen Kirche durch Luther der Kirchengesang verbessert und durch das Spiel der Orgel vervollkommnet worden war. Wenn von jetzt an die Kirchenmusik sowol in der katholischen als in der protestantischen Kirche schnell zu einer hohen Vollendung gedieh und in letzterer der leipziger Cantor Sebastian **Bach** (s. d.) in strenger, harmonienreicher, himmelstrebender Musik das erhabenste Wort des deutschen Protestantismus seiner Zeit sprach, so ist sie in neuerer Zeit namentlich durch Annäherung an die Opernmusik verunstaltet worden. Denn wie es ihr Zweck ist, durch ahnungsvolle Innigkeit, durch ernste, erhabene und feierliche Harmonie das Herz zur Andacht und Frömmigkeit zu stimmen, so muß auch der gute Kirchenstyl aller überflüssigen Künsteleien, alles glänzenden, die Sinne berauschenden Prunkes entbehren, noch darf er durch überraschende Läufer und Coloraturen die Kunstfertigkeit der Sänger und Spieler zeigen wollen, wie dies dem freiern und ungebundenern Style der weltlichen Musik eigen ist. Feststehende Formen des Textes für die Kirchenmusik sind in der katholischen Kirche die Messe oder **Missa** (s. d.), die Offertorien, das Te deum, Salve, Requiem, Psalmen u. s. w.; dagegen haben sich bei den Protestanten Dichter und Componisten neue Formen erlaubt und es werden bei ihnen neben jenen lat. gesungenen Stücken deutsche **Motetten**, **Cantaten**, **Oratorien** (s. d.) als Kirchenmusik aufgeführt. — **Der Kirchengesang** ist eins der wirksamsten Mittel der Erbauung, da nichts tiefer den Menschen rühren kann, als die gemeinschaftlich gesungene fromme Weise eines Liedes in Verbindung mit dem ernsten und feierlichen Klange der Orgel. Das Absingen von Psalmen und Hymnen beim Gottesdienste war als eine jüd. Sitte gleich anfangs von den Christen beibehalten worden und findet sich deshalb früher und allgemeiner bei den morgenländischen als bei den abendländischen Christen. Geregelt erscheint der Kirchengesang zuerst in Antiochien, wo er sich besonders als Wechselgesang (Antiphonien) ausgebildet hatte. **Ambrosius** (s. d.), der sich zugleich als Verfasser christlicher Gesänge verdient machte, legte ihn dem nach ihm genannten Ambrosianischen Kirchengesange zu Grunde und wurde so der Stifter des Kirchengesanges im Abendlande, wo seit dem 4. Jahrh. noch besondere Vorsänger, **Cantores**, die den Kirchengesang anordnen und leiten mußten, angestellt wurden. Die Art des Sanges selbst war bald Sologesang, bald Wechselgesang, bald Chorgesang der ganzen Versammlung, die in einen vorgesagten oder vorgelesenen Spruch einfiel, wovon wahrscheinlich erst später das weibliche Geschlecht ausgeschlossen wurde. Eine mehr musikalische Ausstattung erhielt der Kirchengesang durch Papst **Gregor den Großen** (s. d.), der sogar eine Singschule errichtete, in welcher Knaben zu Kirchensängern gebildet wurden. Dergleichen Sänger berief später Karl der Große aus Italien in die neue Reichskirche. Viel verlor im Mittelalter der Kirchengesang dadurch, daß er durchaus lateinisch war, mithin durch Ausschließung der Laien von demselben seine Wirkung auf sie verfehlen mußte. Erst durch **Luther** (s. d.) ist er zum mächtigen Volksgesange geworden, indem die wiedergeborenen Hymnen der alten Kirche mit den eignen Liedern seines Herzens zu einem Strome heiliger Poesie in der deutschen Kirche wurden, der ihre tiefsten Lebensklänge in sich aufnahm. Angemessen der Gesangsbeschaffenheit einer großen Volksmasse ist der Kirchengesang in der Regel einstimmig und gewinnt durch das Begleitungsspiel der Orgel ruhigen Fortschritt und Sicherheit. Als der vierstimmige Kirchengesang, der in einigen reformirten Gemeinden, besonders der Schweiz, ein väterliches Erbtheil ist, da man auch nicht einmal die Orgel zulassen wollte, durch einen Verein in Stuttgart eingeführt und von der würtemberg. Synode 1823 empfohlen wurde, erhoben sich viele Stimmen, die solchen Gesang für eine Gemeinde zu künstlich und störend nannten.

**Kirchengang** heißt die hin und wieder noch herrschende, aber in den größern Städten fast gänzlich verschwundene Gewohnheit, nach welcher der erste Ausgang einer Wöchnerin, sei es nun eine bestimmte Zeit nach ihrer Niederkunft, oder sobald sie wieder in Besitz von Kraft und Gesundheit ist, ein Kirchenbesuch sein muß, um Gott im vereinten Gebet mit der Gemeinde für die glückliche Niederkunft zu danken und das neugeborene Kind seiner väterlichen Huld und Güte anzuempfehlen. Die jedenfalls durch das jüd. Gebot von dem Reinigungsopfer unter den Christen entstandene Sitte hat das Gute, daß sie in einem besonders wichtigen Lebensverhältnisse den höhern Rücksichten der Religion auf eine würdige Weise genügen heißt und der Mutter die höhere Bedeutsamkeit ihres Berufs vor die Augen führt. Nach den Kirchengesetzen soll die Wöchnerin den Kirchgang zwar erst 40 Tage oder sechs Wochen nach der

Digitized by Google

Niederkunft halten, doch geschieht er auch früher, wenn es die Gesundheit gestattet.

**Kirchenspaltung** oder **Schisma** bezeichnet denjenigen Zustand der katholischen Kirche, wenn durch die Wahl mehrer Päpste die oberste Kirchengewalt getrennt und dadurch die Einheit der Kirche aufgehoben wird. Historisch wichtig ist namentlich das große Schisma von 1378—1417, während dessen zwei Päpste zugleich mit ihren Nachfolgern von Rom und Avignon aus die Christenheit regierten. Im engern Sinne heißt Kirchenspaltung noch jede andere Trennung unter den Christen, welche über Religionssachen, die aber nicht den Glauben betreffen, entsteht. (Vgl. Kirche.)

**Kirchenstaat** (der), ein Land im mittlern Italien, südl. vom Po, grenzt im N. an das lombardisch-venetianische Königreich, im O. an das adriatische Meer und Neapel, welches letztere, nebst dem mittelländ. Meere, auch die Südgrenze bildet; im W. stößt es ebenfalls an das mittelländ. Meer, Toscana und Modena. Anfangs hatten die Päpste keine weltliche Macht, erst als der fränk. Major Domus Pipin in Italien Einfluß gewann und dem Papste Zacharias für den Ausspruch, daß die Krone Dem gebühre, welcher die königl. Macht wirklich ausübe, sich verpflichtet fühlte, weil er in Folge desselben den fränk. Thron bestieg, erhielt der Papst weltliche Besitzungen, nämlich das Exarchat Ravenna, welches Pipin von den Longobarden erobert hatte. Die Schenkung, die schon Kaiser Konstantin dem Bischofe Sylvester gemacht haben soll, ist nämlich von allen Seiten als fabelhaft anerkannt worden. Karl der Große fügte zum Exarchate noch Perugia und das Herzogthum Spoleto hinzu. Doch erst im 11. Jahrh., seitdem die Päpste das freundschaftliche Verhältniß, in welchem sie zu den Normannen in Unteritalien standen, zu benutzen wußten, und Heinrich III. von Deutschland sie in Besitz des Herzogthums Benevent gesetzt hatte, gewannen sie politischen Einfluß auch durch ihre Besitzungen, und dieser stieg noch höher, als die Gräfin Mathilde von Toscana ihnen das sogenannte Patrimonium des h. Petrus vermachte, das aus den Gebieten von Bolsena, Bagnarea, Montefiascone, Viterbo, Civita-Castellana, Corneto, Civita vecchia und Bracciano besteht. Rom selbst aber gehörte damals noch nicht dem Papste, sondern war dem deutschen Reiche unterthan und hatte seine eignen Behörden; es kam erst zu Ende des 14. Jahrh. nebst dem Sabinerlande unter die Herrschaft seines Bischofs. Im Fortgange der Jahrhunderte erwarben die Päpste zu diesen Besitzungen noch manche andere; ihnen gehörte auch bis zur franz. Revolution die Grafschaft Avignon mit Venaissin im südl. Frankreich; 1513 fiel ihnen Bologna zu, 1532 unter Clemens VII. die Mark Ancona, 1598 Ferrara, 1626 Urbino, später noch Orvieto, das Herzogthum Castro und die Grafschaft Ronciglione.

Seitdem die Päpste Länder besaßen, wurden sie auch in die politischen Wirren Italiens als Territorialmacht hineingezogen; im Mittelalter waren sie, als Haupt und Stütze der guelfischen Partei, die gefürchtetsten Feinde unserer deutschen Kaiser, besonders der Hohenstaufen, weil ihr hierarchischer Einfluß über die ganze abendländische Christenheit reichte; späterhin, als schon die geistliche Obermacht an Umfang und Ansehen verloren hatte, spielten einzelne kräftige Päpste, besonders durch ihre Persönlichkeit, wie Alexander VI. zu Ende des 15. und Julius II. im Anfange des 16. Jahrh. wichtige Rollen. Mit ihnen erlosch aber auch die politische Bedeutung des Kirchenstaats als einer weltlichen Macht, die bisher nicht selten, wenn sie sich der einen oder andern Partei angeschlossen hatte, den Ausschlag gab. Seit der Reformation ward ferner auch der geistliche Einfluß wesentlich geschwächt und selbst katholische Länder, wie Neapel, welches sich dem Lehenverbande Roms entzog, raubten dem röm. Stuhle alte Rechte. Über die Schicksale, welche den Kirchenstaat seit der franz. Revolution betroffen, s. Italien.

Von jeher hat man der Verwaltung des Kirchenstaats große Vorwürfe gemacht. Einzelne kräftige Männer, wie Sixtus V., suchten Ordnung in die Administration zu bringen; allein ihre Bemühungen trugen wenig Früchte, weil die schwachen Nachfolger das alte Unwesen wieder aufwuchern ließen. Dieser Zustand der Administration ist wesentlich schuld an der Unzufriedenheit des Volks, welche sich so häufig durch Meutereien und in Aufständen Luft gemacht hat. Und da trotz den Mahnungen der großen europ. Mächte, die den Papst vor einigen Jahren ersuchten, der Administration des Landes größere Aufmerksamkeit zu widmen und offen zu Tage liegenden Misbräuchen und Übelständen abzuhelfen, im Wesentlichen noch keine Verbesserungen eingeführt wurden, die Finanzen zerrüttet sind, die Schuldenlast ungemein drückend ist, so darf es nicht befremden, daß die Gemüther des Volks noch keineswegs beruhigt sind. Der Regierungsanfang des jetzt regierenden Papstes Gregor XVI. (s. d.) fiel in das stürmische Jahr 1831; die Insurgenten erklärten, die weltliche Macht des Papstes sei zu Ende und er behauptete sich nur dadurch, daß die Östreicher sein Land occupirten und durch überlegene Waffengewalt dem Aufstande ein Ende machten. Um ihnen ein Gegengewicht zu halten, erschienen die Franzosen mit einer Kriegsflotte 1832 vor Ancona, schifften Truppen aus und besetzten die Citadelle dieser Stadt, welche sie noch jetzt im Besitz haben. Seit dem Ende des vorigen Jahres (1837) ist Gregor XVI., welcher veralteten hierarchische Bestrebungen begünstigt, und namentlich in den kölnischen Wirren (s. Köln) die Partei des Erzbischofs Clemens August gegen die preuß. Regierung ergriffen hat, mit dieser letztern in bedenkliche Zerwürfnisse gerathen.

Die Regierungsform des Kirchenstaats ist eine absolute geistliche Wahlmonarchie. Der Papst wird von dem im Conclave versammelten Cardinalscollegium ernannt, das aus allen 70 Cardinälen bestehen soll, doch ist diese Zahl selten vollständig; er muß mindestens zwei Drittel der Stimmen erhalten haben, die durch kleine versiegelte Briefe abgegeben werden. Während der Wahl sind die Eminenzen in einem Palaste eingeschlossen und sollen gesetzlich von allem Verkehre mit der Außenwelt abgesperrt sein; sie dürfen auch das Conclave (Einschließung) nicht eher verlassen, als bis eine Wahl wirklich stattgefunden hat. Haben sie einen Papst aus ihrer Mitte ernannt, dann liest dieser in der Peterskirche die Messe und der älteste Cardinaldiakonus setzt ihm die dreifache Krone (die Tiare) aufs Haupt. Seine Paläste sind der Vatican und der Quirinal. Über seine geistlichen Verhältnisse s. Papst. In weltlichen Angelegenheiten zieht er, wiewol er im Allgemeinen absoluter Herrscher und nur an gewisse Satzungen gebunden ist, bei wichtigen Veranlassungen das Cardinalscollegium zu Rathe. Die Verwaltungsbehörden heißen, insofern sie nur auf geistliche Dinge Bezug haben, Consisto-

Digitized by Google

riell, in Bezug auf weltliche Dinge Congregationen. Alle höhern Ämter werden von Geistlichen bekleidet; jeder Cardinal hat zugleich eine Staatswürde. Auch die einzelnen Ministerien sind in den Händen von Cardinälen; das der Finanzen z. B. in jenen des Camerlengo, die Gerechtigkeitspflege verwaltet der Cardinal-Auditor; der Cardinal-Vicarius besorgt die Policei und die bischöflichen Angelegenheiten, welche sich auf den röm. Sprengel selbst beziehen. Künste und Wissenschaften blühen im Kirchenstaate weniger als in andern ital. Ländern; Lehrfreiheit ist auf den Universitäten gar nicht vorhanden. Zwar bestehen in den großen Städten und namentlich in Rom selbst, viele Akademien, sie leisten aber zumeist nur Unbedeutendes. Der heilige Vater hat etwa 16 Mill. Gulden Einkünfte und mehr als 220 Mill. Gulden Schulden. Er unterhält eine Militairmacht von 10—16,000 M., die zum Theil aus angeworbenen Ausländern besteht und im Hafen von Civita vecchia liegen einige Kriegsschiffe. Der Kirchenstaat zerfällt in Hinsicht auf Administration in 14 Provinzen, welche theils Legationen, theils Delegationen sind, je nachdem der Statthalter, welcher immer ein Geistlicher ist, den Titel Legat oder Delegat führt; Rom bildet einen eignen District, die sogenannte Comarca di Roma.

Die sämmtlichen Besitzungen des Papstes haben einen Flächeninhalt von 811 □M. und etwa 2,700,000 Einw., unter denen ungefähr 17,000 Juden, welche manchen Beschränkungen unterworfen sind. Nahe an 60,000 Individuen beiderlei Geschlechts gehören dem geistlichen Stande an. Das Land wird von den Apenninen, die sich in Monte Velino bis nahe an 8000 F. Meereshöhe erheben und es von Norden nach Süden durchziehen, in zwei Theile getrennt; der eine dacht sich nach dem mittelländ. Meere, der andere nach dem adriat. Meere ab. Jenes empfängt die weltberühmte Tiber, die aus Toscana kommt, durch Rom fließt und bei Ostia mündet; sie nimmt die Chiana, den Teverone und andere kleine Flüsse auf; ins adriat. Meer ergießt sich der Po, dessen Hauptarm die Nordgrenze des Kirchenstaats berührt, während zwei Nebenarme das Gebiet von Ferrara durchströmen; die übrigen Ströme sind unbedeutende Apenninenflüsse, wie der Metauro und der Tronto. Auch einige Seen hat der Kirchenstaat, z. B. den von Bolsena, welcher 2½ Meilen lang und zwei Meilen breit ist; den von Perugia und den Lago di Bracciano. Das Klima ist in den Gebirgen zur Winterzeit rauh, in den Ebenen erreicht die Kälte selten 6° R.; im Sommer sind viele Gegenden des Tieflandes der heißen Winde wegen ungesund, besonders die 40 ital. Meilen lange, 10—12 Meilen breite Campagna di Roma, welche sich von Terracina bis Civita vecchia erstreckt. Sie ist eine breite Landstrecke von durchaus vulkanischem Ursprunge, wo sich in den ehemaligen Kratern Wassermassen aufgehäuft haben, aus denen in der heißen Jahreszeit schädliche Dünste emporsteigen, und bleibt daher im Sommer wegen der bösen Luft durchaus unbewohnt. An der neapolit. Grenze, südl. von Rom, liegen die pontinischen Sümpfe, welche von Nettuno bis Terracina reichen, 20 Miglien lang und 6—8 breit sind. Sie werden durch Apenninenflüsse, denen es am nöthigen Gefälle fehlt, gebildet und ihre Ausdünstungen sind nicht minder schädlich, als die der Campagna. Die Heerstraße von Rom nach Neapel geht mitten durch die pontinischen Sümpfe. Der Kirchenstaat ist übrigens sehr fruchtbar, ergiebig an Getreide, Wein, Obst, Südfrüchten, besonders Oliven, Kastanien und Flachs; der Seidenbau ist beträchtlich, ebenso die Viehzucht; in der Campagna irren halbwilde Büffel umher; das Meer ist fischreich und das Mineralreich liefert Schwefel, Alaun, Vitriol, Marmor und Puzzolanerde. Die Industrie blüht nur in den großen Städten und auch dort nur in einzelnen Zweigen; dahin gehören die Seidenfabrikation, die Verfertigung künstlicher Blumen, die Gerberei, Wachsfabrikation u. s. w. Der Handel aber liegt sehr danieder, wiewol es an Capitalien nicht fehlt; doch werden die eben genannten Fabrikerzeugnisse, sowie Producte des Ackerbaues, ferner falsche Perlen, Darmsaiten, Farben, Mosaikarbeiten und Majolikageschirr in beträchtlicher Menge ausgeführt. Die einzelnen Provinzen sind folgende:

1) Die **Comarca von Rom** mit der Legation **Velletri**, etwa 60 □M. mit 330,000 Einw. Hier liegt die Hauptstadt des Landes, **Rom** (s. d.) an der Tiber. In der Umgegend erinnern die Namen vieler Ortschaften an die schönsten Zeiten der alten Weltbeherrscherin. Tivoli ist reich an Alterthümern, in einer herrlichen Gegend am Teverone, der hier einen 60 F. hohen Wasserfall bildet, und hat 6000 Einw. Man zeigt die Ruinen eines Vestatempels, sowie des Landhauses des Mäcenas und der Villa des Kaisers Hadrian, von der man noch die Mauern der großen Hallen sieht, in welchen die Prätorianer wohnten. Velletri, ebenfalls reich an Alterthümern und Sitz eines Bischofs, wie fast jede größere Stadt in diesem Lande, hat 12,000 Einw. Das berühmte Museum, welches sich früher hier im Palaste Borgia befand, ist jetzt theils in Rom, theils in Neapel. Bei Albano, einer kleinen Stadt mit 3000 Einw., unweit von dem nach ihr benannten See, haben viele Römer herrliche Landhäuser. Frascati ist das alte Tusculum, wo Cicero eine Villa hatte, und zählt etwa 4000 Einw. Ostia, an der Tibermündung, einst Roms Hafen, in dem des Augustus Flotte lag, sank im Laufe der Zeiten zu einem öden Fischerdorfe herab. Terracina, das alte Anxur, mit 8000 Einw. ist wegen der Nähe der pontinischen Sümpfe ungesund. — 2) Die Delegation **Frosinone** und **Ponte-Corvo**. Das Fürstenthum Ponte-Corvo ist rings von der neapolitan. Terra di Lavoro umschlossen, liegt am Garigliano und hat nur zwei □M. Es gehörte von 1806—10 dem jetzigen Könige Karl Johann (Bernadotte) von Schweden. — 3) Die Delegation **Spoleto** und **Rieti**. Spoleto mit 7000 Einw., am Fuße der Apenninen, hat noch viele Überreste aus dem Alterthume; ebenso die Stadt Terni, in deren Nähe der Fluß Velino einen herrlichen Wasserfall bildet. — 4) Die Delegation **Viterbo** und **Civita vecchia**. Viterbo, in der Nähe des alten Forum Cassii, ist regelmäßig gebaut; unter seinen 13,000 Einw. sind viele Winzer. Auch bei Orvieto mit 8000 Einw. und Montefiascone wachsen geschätzte Weinsorten. Civita vecchia, am tyrrhenischen Meere mit 7000 Einw. hat einen befestigten Freihafen, Schiffswerfte und Arsenal. In der Gegend von Corneto, Montaldo, Canino und einigen andern kleinen Ortschaften liegen die Begräbnißstätten der altetruskischen Städte Tarquinii, Corioli, Volci und Graviscä; allein in der Gegend von Tarquinii sind schon mehr als 600 Gräber entdeckt, eine Menge von Vasen, Schilden, Götterbildern und andern werthvollen Alterthümern zu Tage gefördert worden. — 5) Die Delegation **Perugia** mit der gleichnamigen Hauptstadt, am Fuße der Apenninen zwischen dem Tiberthale und dem trasimenischen See. Die Stadt

Digitized by Google

hat 16,000 Einw., eine Universität und Seidenfabriken. Im Dome der kleinen Stadt Assisi mit 4000 Einw. befindet sich das Grabmal des heil. Franciscus, zu welchem stark gewallfahrtet wird. — 6) Die Delegation **Fermo** und **Ascoli** am adriatischen Meere und der neapolitan. Grenze mit den gleichnamigen Städten, von denen jede etwa 8000 Einw. zählt. — 7) Die Delegation **Macerata** und **Camerino**, nördl. und westl. von der vorigen. Die Stadt Macerata mit 17,000 Einw. am Flusse Chienti hat eine Universität. Tolentino mit 3000 Einw. ist bemerkenswerth durch den Frieden vom 17. Febr. 1797 zwischen Frankreich und dem Papste, und der Schlacht vom 2. und 3. Mai 1815, in deren Folge König Joachim Murat den Thron von Neapel verlor. In dieser Delegation liegt auch Loreto, unweit vom adriatischen Meere, berühmt wegen des heiligen Hauses, in welchem die Jungfrau Maria zu Nazareth gewohnt haben soll und das, der Sage nach, von Engeln nach Dalmatien und später über das Meer hierher getragen wurde. Es steht im Innern einer prachtvollen Kirche und jährlich wallfahrten viele Tausende zu ihm. Camerino hat 7000 Einw. — 8) Die Delegation **Ancona** (s. d.) am adriatischen Meere. — 9) Die Delegation **Urbino** und **Pesaro**. Urbino mit 12,000 Einw. hat eine Citadelle; hier ward der berühmte Maler **Rafael** (s. d.) Sanzio 1483 geboren. Fano, mit 15,000 Einw., ist eine Hafenstadt; Pesaro, der Geburtsort **Rossini's** (s. d.), hat 14,000 Einw. und liegt an der Mündung des Foglio ins adriatische Meer. Zu dieser Delegation gehört auch Sinigaglia, eine feste Seestadt am adriatischen Meere, sechs Meilen von Ancona, berühmt durch die Messe, welche hier alljährlich im Juli gehalten wird. — 10) Die Legation **Forli** mit der gleichnamigen Stadt, von deren 16,000 Einw. sich die Mehrzahl mit Seidenspinnerei, Wachstuchfabrikation, Wein- und Schwefelhandel beschäftigt. Cesena hat 15,000, Rimini 18,000 Einw.; letzteres liegt an der Marecchia, über welche eine von Augustus erbaute Marmorbrücke führt. Der Dom erhebt sich auf den Trümmern eines Tempels des Kastor und Pollux. — 11) Die Legation **Ravenna**. Die Stadt gleichen Namens hat 18,000 Einw. und liegt in einer sumpfigen, ungesunden Gegend; zu den Zeiten der Römer und in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters war sie groß und ansehnlich, jetzt aber ist der Hafen längst versandet; die dortige Vitalskirche diente Karl dem Großen als Muster für den aachener Dom. Faenza mit 15,000 Einw., durch einen Kanal mit dem Po verbunden, ist eine sehr gewerbsame Stadt und führt viele Fayence aus, welche von ihr den Namen hat. — 12) Die Legation **Bologna** (s. d.), ein ungemein fruchtbares Land. — 13) Die Legation **Ferrara** (s. d.) am Po mit der gleichnamigen Stadt. — 14) Die Legation **Benevento** ist rings vom neapolitan. Gebiete umschlossen; die gleichnamige Stadt mit 15,000 Einw. ist Sitz eines Erzbischofs, hat fünf Messen, treibt bedeutenden Handel mit den Erzeugnissen ihres Gewerbfleißes, nämlich mit gold- und silberplattirten Waaren, Leder, Pergament und Würsten. Unter den Alterthümern ist die Ruine eines Triumphbogens aus Kaiser Trajan's Zeiten das Bemerkenswertheste.

**Kirchenväter** (patres ecclesiae) werden gewöhnlich diejenigen Lehrer und Schriftsteller der alten Kirche genannt, welche vom 2. bis in das 6. Jahrh. lebten und wirkten. Die röm. Kirche führt die Reihe der Kirchenväter bis zu dem Scholastiker Petrus Lombardus, gest. 1164; die griech. Kirche bis zu Johannes Damascenus, gest. 754, hinauf. Diejenigen Kirchenväter, welche noch Schüler der Apostel waren, heißen die **apostolischen Väter**. Mit der gelehrten Darstellung des Lebens, der Lehren und Schriften der Kirchenväter beschäftigt sich eine besondere Wissenschaft, die **Patristik**. Die Kirchenväter haben das Christenthum als Volksglauben zuerst in der Sprache der Wissenschaft dargestellt. Zum Theil in den Schulen der heidnischen Philosophen und Rhetoren gebildet, vertheidigten sie das Christenthum nach ihrem Übertritte zu demselben mit den Waffen der heidnischen Wissenschaft und machten es zu einem Gegenstande gelehrter Untersuchung. Wohl sind darum ihre Schriften im Geschmacke jener Zeit und selbst nicht ohne den Einfluß der frühern Bildung auf den christlichen Inhalt derselben abgefaßt, aber sie theilten die erste jugendliche Begeisterung des Christenthums und geben ein sprechendes Zeugniß von dem Glauben und Leben der ersten Christen. Es hat deshalb das Studium der Kirchenväter in Zeiten, in denen das Christenthum im Leben wie in der Wissenschaft zur Frömmelei und zum Aberglauben ausgeartet war, oder durch eine blos verständige Betrachtungsweise seine Wirksamkeit auf Herz und Gemüth verloren hatte, mehr als einmal zur Erneuerung und Wiederbelebung echter Religiosität heilsame Folgen gehabt. In der protestantischen Kirche können die Kirchenväter von dem Glauben blos Zeugniß geben, dagegen sie in der katholischen Kirche für eine Erkenntnißquelle desselben angesehen werden. Die Schriften der Kirchenväter sind apologetischen und polemischen, oder exegetischen, dogmatischen, moralischen, historischen und endlich asketischen Inhalts, je nachdem sie sich mit der Vertheidigung der christlichen Religion und mit Bestreitung des Heiden- und Judenthums und der Ketzer, oder mit der Erklärung der heil. Bücher, mit Darstellung der Glaubens- und Sittenlehre, mit der Geschichte des Christenthums und der christl. Kirche, oder endlich mit dem Unterricht und der Erbauung des Volks beschäftigen. Die Kirchenväter selbst theilen sich in die griech. und lat. Die berühmtesten unter den griech. sind: Clemens von Alexandrien, **Origenes** (s. d.), Eusebius, Athanasius, **Chrysostomus** (s. d.). Die merkwürdigsten lat. Kirchenväter sind **Tertullian**, **Cyprian**, **Ambrosius**, **Augustin**, **Hieronymus** (s. d.).

**Kirchweihe** ist ursprünglich das sowol in der katholischen als in der evangelischen Kirche gebräuchliche Fest der feierlichen Einweihung eines Gebäudes zum Gottesdienst, also zur Kirche, sowie die jährliche, ursprünglich auf den Tag der ersten Einweihung fallende Feier, an welcher sich der Christ der Wohlthat der Kirche und des ihm in ihr gestatteten freien Bekenntnisses seines Glaubens erinnern soll. Bei den Katholiken unterscheidet man die eigentliche Kirchweihe (consecratio), welche nur ein Bischof oder ein von dem Papste ausdrücklich mit diesem Rechte beauftragter Priester vollziehen kann, von der bloßen **Einsegnung** (benedictio), die jeder Priester verrichten darf. Bei den neu eingesegneten Kirchen findet keine jährliche Wiederholung des Kirchweihfestes statt, übrigens aber wird in ihnen der Gottesdienst ebenso und mit demselben Erfolge verrichtet, wie in den consecrirten Kirchen, wenn nur der Altar mit einem

Digitized

von dem Bischofe eingeweihten Altarsteine versehen ist. Bei der Consecration finden eigenthümliche Feierlichkeiten statt, welche sich theils im Allgemeinen auf die katholische Kirchenlehre, theils auf den Heiligen beziehen, welcher von dem Gründer der Kirche zum Patron oder Schutzheiligen der neuen Kirche erwählt ist. Die Überreste des Heiligen oder die sonstigen Reliquien, durch welche der dem Gottesdienste geweihte Ort eine besondere Heiligkeit erhalten soll, werden bei dieser Gelegenheit feierlich im Hauptaltare beigesetzt. Das Fest einer Consecration währt acht Tage, indem diese Zeit hindurch der Gottesdienst auf die Einweihung des Gotteshauses sich bezieht. Die Evangelischen weihen ihre Kirchen nur durch Gebet und Predigt, welche sich auf das Glück des Besitzes einer Kirche und des öffentlichen Bekenntnisses bezieht. — Auch solche Gotteshäuser, welche eine Zeit lang dem kirchlichen Gebrauch entzogen waren, oder durch ein unheiliges Ereigniß entweiht wurden, pflegen durch eine neue Weihe dem Gottesdienste wiedergegeben zu werden. — In katholischen sowol als in evangelischen Gegenden haben sich mit dem kirchlichen Kirchweihfest weltliche Feste verbunden, die ursprünglich auch nur ein Ausdruck der Freude über den Besitz einer eignen Kirche sein sollten, nach und nach aber ihre religiöse Beziehung gänzlich verloren haben und besonders auf dem Lande zu blos irdischen Festen geworden sind, an welchen gegessen, getrunken und getanzt wird. Man nennt dieses Fest gewöhnlich **Kirmeß** oder **Kirms**, welches aus **Kirchmesse**, so viel wie Kirchweihe, durch Zusammenziehung im Sprachgebrauch entstanden ist.

**Kirgisen** (die), ein Nomadenvolk, das in den Steppen des mittlern und nördl. Turkestan, östl. vom Uralflusse und dem kaspischen See bis zum Issi-Kul, einem See im chinesischen Reiche, umherstreift, zerfällt in die **Buruts** oder **östlichen** und die **Kasacks** oder **westlichen** Kirgisen. Ihr Land besteht zumeist aus offenen trockenen Flächen; der Boden ist mit Salztheilen geschwängert; an Wald und Ackerland ist völliger Mangel, weshalb Dünger und dürres Rohr als Feuerungsmittel dienen. Dagegen aber sind eine Menge Weidestrecken vorhanden, welche für Pferde, Kameele, Schafe, Ziegen und Rindvieh nahrhaftes Futter liefern. Die Kirgisen bilden drei voneinander völlig unabhängige Horden, die kleine im westl., die mittlere im nördl. und die große Horde im östl. Theile des Landes, das im Ganzen einen Flächeninhalt von mehr als 30,000 □M. einnimmt. Die beiden erstern Horden erkennen schon seit 1731 die Oberhoheit des Kaisers von Rußland an, die letztere aber hat sich erst 1819 dazu verstanden. Sie leisten den Eid der Treue, sind aber nicht russ. Unterthanen, zahlen auch keinen Tribut. Dagegen erhalten ihre Khane von Rußland sowol als theilweise von China, weil eine Anzahl Kirgisen auch innerhalb der Grenzen dieses Reiches umherzieht, Geschenke; auch müssen ihnen die von und nach Buchara, Taschkend und Chiwa handelnden Kaufleute, wenn sie die Karavanen nicht geplündert sehen wollen, eine gewisse Abgabe entrichten. Jeder Kirgise blickt auf alle Menschen, die feste Wohnsitze haben, mit Geringschätzung herab, weil er sich das Haus als ein Gefängniß vorstellt. Er wohnt in beweglichen Jurten und zieht mit seiner Heerde immer dahin, wo er Futter für sein Vieh findet. Ackerbau treibt Niemand, Hauptnahrung ist Fleisch und Milch; Fischfang und Jagd werden nur aus Liebhaberei getrieben; doch sind die Kirgisen in der letztern sehr erfahren und verstehen den Goldfalken (Berkut) vortrefflich abzurichten.

Ihr ganzer Reichthum besteht in den Viehheerden; es gibt, namentlich in der mittlern Horde, einzelne Männer, die 10,000 Pferde, 300 Kameele, 400 Stück Hornvieh, 20,000 Schafe und 1000 Ziegen besitzen. Ein bedeutender Handelsartikel sind Schaf- und Lämmerfelle, welche in Orenburg, dem Haupthandelsplatze mit diesem Volke, sehr gesucht werden. Auch eine beträchtliche Menge von Pelzwerk geht dorthin, weil die Steppe reich an Wild ist. Die Russen liefern für jene Artikel alle Waaren, deren die Kirgisen bedürfen; denn Handwerker, Schmiede ausgenommen, haben sie nicht. Sie bekennen sich zu Mohammed's Lehre und reden eine türkische Mundart. Der Kirgise bewohnt ein im Winter kaltes, dürres Land, über das eisige Nordwinde hinstreichen, während im Sommer die Hitze oft beinahe unerträglich wird. Bedienen läßt er sich von Sklaven; denn jeder Kriegsgefangene fällt der Sklaverei anheim. Alle freien Leute haben gleiche Rechte mit einander; erbliche Privilegien und Würden werden nicht anerkannt; streitige Fälle werden nach dem Koran, altem Herkommen und Billigkeit entschieden. Großen Einfluß haben die Familienältesten, sodann die Anführer, welche von den jungen Kriegern erwählt worden sind. Die Khane der einzelnen Horden sind daher keineswegs unumschränkt, und hängen von dem Rathe der Ältesten und der öffentlichen Meinung ab. Charakteristische Eigenschaften dieses Volkes, das mehr



Digitized by Google

als drei Mill. Seelen zählt, sind Raublust, Stolz, Wollust, aber auch Gastfreiheit, Tapferkeit und ein sehr zuvorkommendes Wesen; Blutdurst kennen sie nicht. Ihre Gesichtsbildung ist angenehm, ihr Körperbau kräftig. Die kleine Horde besteht aus 150,000, die mittlere, welche die stärkste ist, aus 160,000 Familien, und die große Horde kann etwa 10—15,000 streitbare Männer ins Feld stellen.

**Kirschbaum** (der) mit seinen wohlschmeckenden Früchten, den Kirschen, ist ein ebenso beliebter als nützlicher Obstbaum und hat besonders zwei verschiedene Arten, von welchen die eine saure oder herbe, die andere süße Früchte trägt. Der Sauerkirschbaum (lat. Prunus cerasus) soll von dem röm. Feldherrn Lucullus, nachdem derselbe den König Mithridates besiegt hatte, im J. 74 v. Chr. aus der Stadt Cerasus oder Cerasunte in der Provinz Pontus am schwarzen Meere mit nach Italien gebracht worden sein, und von jener Stadt auch seinen latein. Namen erhalten haben, von welchem auch der franz. Name der Kirschen, les cerises, abzuleiten ist. Um das Jahr 50 n. Chr. ist der Baum nach England gekommen und von hier aus hat er sich allmälig über ganz Europa verbreitet. Derselbe hat wieder zwei Spielarten, von denen die eine stattliche Bäume bildet, während die andere mehr strauchartig bleibt und hängende Äste hat. In Bezug auf die Früchte gibt es sehr verschiedene Arten, indem dieselben durch Cultur mehr oder weniger veredelt sind. Namentlich sind zwei Sorten zu unterscheiden, eine mit hellrothen Kirschen, die einen farblosen Saft enthalten, und eine mit schwärzlichen Kirschen und gefärbtem Saft. Der Süßkirschbaum wächst in Europa wild als Vogel- oder Waldkirschbaum (lat. Prunus avium) mit kleinen, roth oder schwarz gefärbten süßen Früchten. Durch Cultur hat man eine große Anzahl veredelter Arten gewonnen. Die feinen wohlschmeckendern Kirschsorten werden meist roh genossen, während man aus den schwarzen Vogelkirschen das Kirschwasser und den Kirschgeist- oder Kirschbranntwein bereitet. Ihren eigenthümlichen, den bittern Mandeln ähnlichen Geschmack verdanken diese Flüssigkeiten den zerstoßenen Kirschkernen, welche einen geringen Antheil Blausäure enthalten. Aus den sauren Kirschen wird der Kirschsyrup bereitet, welcher ein kühlendes Getränk gibt, das man in hitzigen Krankheiten empfohlen hat. Außerdem benutzt man die Kirschen, namentlich die sauren, zur Bereitung von Kuchen und einer Menge anderer wohlschmeckender Speisen. In neuerer Zeit hat man in vielen Gegenden die Kirschbäume in großer Menge angepflanzt, indem man theils die Straßen zu beiden Seiten mit ihnen besetzt, theils größere Plantagen angelegt hat. Das Holz der Kirschbäume ist von feiner Structur und wird daher von Tischlern und Drechslern zu feinern Holzarbeiten, namentlich zu Möbeln verarbeitet. Es nimmt eine feine Politur an, durch welche es dem Mahagoniholz ähnlich wird. — Das Kirschharz, welches oft in sehr großer Menge aus den Kirschbäumen fließt, ist ein Gummi und kann ähnlich wie das arabische Gummi gebraucht werden. Als Zierpflanze baut man in Gärten den gefüllten Kirschbaum an, welcher schöne große und gefüllte weiße Blüten hat, aber selten Früchte trägt.

**Kirschlorber** (lat. Prunus laurocerasus) ist ein stattlicher, wild im Orient und wol auch im südlichen Europa wachsender Baum, welcher bei uns in Glashäusern gehalten wird. Er hat glänzende, immergrüne, lederartige Blätter von länglicher, spitzzulaufender Gestalt und traubenförmig zusammenstehende weiße Blüten. Die Blätter enthalten in ziemlich ansehnlicher Menge Blausäure und aus ihnen gewinnt man daher das giftige Kirschlorberöl und das ebenfalls giftige Kirschlorberwasser, welche, besonders das letztere, als kräftige Arzneimittel, aber mit großer Vorsicht angewendet werden.

**Kissingen**, ein vormals würzburgisches Städtchen in der bair. Provinz Unterfranken (Unter-Mainkreis), liegt in einer romantischen Gegend am linken Ufer der fränk. Saale, und ist besonders in der neuesten Zeit seiner Heilquellen wegen besucht worden, deren säuerlich-salziges Wasser im Allgemeinen ziemliche Ähnlichkeit mit dem von Wiesbaden hat, und dessen Gebrauch sich als heilsam gegen manche Krankheiten, z. B. Verschleimung, Schwäche der Verdauungsorgane, Hämorrhoiden, Rheumatismen, Drüsenkrankheiten u. s. w. bewährt. Die drei Quellen haben eine Temperatur von etwa 8—9° R.; der Ragozzibrunnen wird am meisten benutzt, und K. versendet jährlich viele tausend Krüge von diesem Wasser; die beiden übrigen heißen der Pandur und der Maximilians- oder Sauerbrunnen. Der Pandur wird vorzüglich zu Bädern benutzt. — Unweit von K., beim Dorfe Bocklet, befindet sich ebenfalls eine Curbadeanstalt, die aber nicht so stark besucht wird.

Kitzel wird eine nicht wohl zu beschreibende Empfindung genannt, die in Folge einer eigenthümlichen Berührungsweise in manchen Gegenden der äußern Haut und da, wo diese sich als Schleimhaut in das Innere des Körpers fortsetzt, entsteht, meist zum Lachen reizt, durch Übertragung des Empfundenen von der Berührungsstelle aus auf das Nervensystem des ganzen Körpers diesen in einen krampfähnlichen Zustand versetzt und im Anfange ein so lebhaftes Vergnügen gewährt, daß es nicht lange anhalten kann, darum bei längerer Dauer und höherer Steigerung in Schmerz ausartet. Der Kitzel ist stets eine durch Berührung hervorgebrachte, d. h. eine sogenannte äußere Empfindung. Nicht jede Stelle der äußern Haut und der Schleimhäute ist derselben fähig, sondern vorzugsweise nur die seitlichen Gegenden des Rumpfes, die Hohlhände, die Fußsohlen, die Oberlippe, die Öffnungen des Mundes, der Nase, der Ohren und der Geschlechtstheile. Erfahrungsgemäß ist die Empfänglichkeit für die Empfindung des Kitzels größer oder geringer je nach der besondern Stimmung des Nervensystems; in der Regel sind Menschen, die sehr reizbare Nerven besitzen, so im Allgemeinen Frauen und Kinder kitzlicher, wie man zu sagen pflegt, als Andere, ja es gibt Personen, denen eine so außerordentliche Empfänglichkeit für diese Empfindung eigen ist, daß sie schon durch die Geberde dazu, ja selbst durch die bloße Drohung, man wolle sie kitzeln, in den Zustand von Krampf oder Nervenerschütterung, der dieses Gefühl zu begleiten pflegt, versetzt werden. Wie es übrigens zugehe, daß die Empfindung des Kitzels ein unwiderstehliches Lachen und unwillkürliche Bewegungen des ganzen Körpers hervorbringe, weiß man bis jetzt nicht zu erklären. Allzu häufige Hervorbringung desselben überreizt das Nervensystem, erschöpft und entnervt. Bisweilen wird das Kitzeln als Erweckungsmittel aus Ohnmachten benutzt.

Digitized by Google

**Klangfiguren.** Wenn man eine gespannte Saite in tönende Schwingungen versetzt, so entstehen bekanntlich auf der sogenannte Knoten, d. h. es gibt Punkte in ihrer Längenausdehnung, welche nicht mit beben, während die zwischen ihnen liegenden Theile der Saite in Schwingungen gerathen. Die Zahl dieser Knoten ist um so größer, je höher der mit der Saite hervorgebrachte Ton ist. Man macht die Knoten bemerklich, indem man auf die ruhende Saite kleine Papierreiter setzt; wird dann die Saite in Schwingungen versetzt, so fallen alle Reiter ab, nur die nicht, welche auf den Knoten sitzen. Ganz etwas Ähnliches findet nun auch statt, wenn man Flächen, z. B. Scheiben von Glas, Metall oder Holz oder gespannte Membranen (Häutchen) in tönende Schwingungen versetzt, welches am besten geschieht, indem man sie auf eine passende Weise befestigt und dann mit einem geharzten Violinbogen gegen ihren Rand streicht. Hier entstehen aber nicht Knotenpunkte, sondern Knotenlinien. Bestreut man nun die Platten mit einem feinen Pulver, z. B. feinem Sand, Staub oder Bärenmehl, so sammelt sich dieser bei den Schwingungen der Platte in eigenthümlichen Linien, welche allerlei Figuren bilden, wie die Abbildung solches veranschaulicht. Auf die

Beschaffenheit dieser Figuren ist namentlich die Höhe des hervorgebrachten Tons von Einfluß, indem unter übrigens gleichen Umständen die einfachste Figur immer dem tiefsten Tone entspricht. Übrigens hängt die Anordnung dieser Linien von der Art ab, in welcher die Platte unterstützt ist, von dem Punkte, an welchem der Violinbogen applicirt wird, von der Form und Structur der Platte, und von noch andern Umständen. Namentlich bringt der Umstand, daß das umgebende Mittel der Platte, welches in der Regel die Luft ist, zugleich mit in schwingende Bewegung gesetzt wird, ungewöhnliche Erscheinungen hervor, deren Erklärung den Physikern erst in neuester Zeit gelungen ist. Der verdienstvolle Physiker Chladni (geb. 1756, gest. 1827) hat zuerst die Klangfiguren beobachtet und erklärt, welche daher auch nach ihm Chladnische Figuren genannt worden sind. Dadurch ist die Akustik (Lehre vom Schall) wesentlich gefördert worden.

**Klapperschlange** (die) ist eine der gefährlichsten Schlangen aus der Familie der Vipern. Sie hat am Bauche große Querschilder, auf dem breiten, plattgedrückten, beinahe dreieckigen Kopfe viele kleine Schilder und hinten Schuppen. Eigenthümlich sind ihr die horn- oder pergamentartigen, locker zusammenhängenden Kapseln, in welche der Schwanz ausgeht, mit denen sie bei der Bewegung ein klapperndes Geräusch hervorbringt. Es gibt in Amerika mehre Arten Klapperschlangen von verschiedener Größe und zum Theil mit schönen Zeichnungen in verschiedenen Schattirungen von Braun. Die Schweine sollen diese Schlangen ohne Schaden fressen, und auch Menschen sollen sie, nachdem ihnen der Kopf abgeschlagen worden, ohne Nachtheil verzehren können. Die Klapperschlange fällt alle Arten von kleinern

Digitized by Google

Thieren, namentlich auch Vögel an, den Menschen aber nur, wenn sie gereizt oder gestört wird. Dann ringelt sie sich spiralförmig zusammen, klappert und schießt plötzlich blitzschnell mit dem Kopfe gegen ihren Feind, dem sie auch sogleich den tödtlichen Biß beibringt. Dieser schmerzt anfangs nur wie der Stich eines Dornes und man bemerkt nur eine Wunde wie die von einem Wespenstich; bald aber schwellen die verletzten Theile an, werden bläulich, und unter Ohnmachten, Convulsionen und Irrereden erfolgt zuweilen schon nach einer halben Stunde der Tod. Aussaugen der Wunde, Ausschneiden derselben oder Abtrennung des verwundeten Körpertheils sind die einzigen in manchen Fällen rettenden Mittel; weniger zuverlässig ist der Genuß verschiedener Wurzelarten als Gegengift. Die umstehend abgebildete *eigentliche Klapperschlange* ist die gefährlichste Art. Sie erlangt eine Länge von 5—8 F. und die Dicke eines Mannsarmes, hat 172 Schilder unter dem Bauche und 21 Schilder unter dem Schwanze. Man erzählt von der Klapperschlange, daß sie mit ihren rothen Augen ein kleineres Thier nur starr anzusehen brauche, so fange dasselbe an zu zittern, entweiche nicht, sondern lasse sich fangen, ja taumle wol selbst in den Rachen des Ungethüms.

**Klauenseuche**, *Klauenweh*, *Krümme*, *Hinken* wird eine Krankheit der Rinder, Schafe und Schweine genannt, die mit schwächern oder stärkern Fieberbewegungen, oft auch mit Traurigkeit, Verminderung der Freßlust, Langsamwerden und Unterbrechungen des Wiederkäuens, Erhöhung der allgemeinen Körpertemperatur und trockenem Misten zu beginnen pflegt, worauf sich an den Fußenden, namentlich im Klauenspalte und am Kronenwulste, eine auffallende Empfindlichkeit einstellt und eine heiß anzufühlende Geschwulst entsteht, die so schmerzhaft ist, daß die Thiere sich sträuben, mit dem kranken Fuße aufzutreten. Auf dieser Geschwulst kommen eine große Menge kleiner Bläschen zum Vorschein, die sich mit eiterartiger Flüssigkeit füllen, dann aufplatzen und abheilen, wonach das Fieber aufhört und binnen wenigen Tagen die Genesung vollends zu Stande kommt. Auf die eben beschriebene Weise äußert sich die Krankheit, wenn sie gutartig verläuft, was aber leider selten der Fall ist. Die größte Verschiedenheit zeigt das Übel bei den Schafen, bei denen man deshalb vorzugsweise eine gutartige und bösartige Klauenseuche, welche letztere auch wol *Klauenkrebs*, *span. Klauenseuche* genannt wird, unterscheidet. Diese, welche noch dazu fast nur veredelte Schafe befällt, äußert sich durch anfänglich schwaches Lahmgehen mit beträchtlichem Kopfwackeln, Entfernung der Klauen voneinander, Heiß-, Schuppig- und Splittrigwerden und entzündlicher Anschwellung derselben mit Übergang in übelartige Eiterung und Verschwärung, durch welche oft das ganze Fußende zerstört wird, worauf die Thiere nach unsaglichen Leiden sterben. Selbst in günstigern Fällen bleibt die Heilung unvollkommen, indem die Krankheit gern Verunstaltungen der Klauen und fehlerhafte Ernährung des Hornschuhes zurückläßt. Die Klauenseuche der Rinder und Schweine, sowie die gutartige der Schafe wird meist durch eine nasse, feuchte, nebelige und kalte Witterung, wie sie am häufigsten zur Herbstzeit vorkommt, und durch das Weiden auf nassem, sumpfigem oder auf trockenem, heißem Boden, mitunter aber auch durch Ansteckung herbeigeführt, während die bösartige, span., die man in Deutschland erst seit einigen 20 Jahren kennt, nur durch Ansteckung und zwar vermittels der in den Klauen abgesonderten stinkenden Materie entsteht. Wegen der großen Verheerungen, welche diese letztere Art der Krankheit zuweilen unter den Schafen anrichtet, sucht man ihre weitere Ausbreitung durch Absperrung der Ortschaften, wo sie ausgebrochen ist, zu verhüten oder wenigstens zu beschränken.

**Kleber** (Joh. Baptist) war einer der ausgezeichnetsten franz. Generale in den Kriegen der Republik. Er wurde 1753 zu Strasburg geboren, wo sein Vater Gartenarbeiter war, und hielt sich nachher einige Zeit in Paris auf, um die Baukunst zu erlernen. Nach Strasburg zurückgekehrt machte er die Bekanntschaft zweier Baiern, welche ihn bewogen, sich dem Soldatenstande zu widmen. K. ging mit ihnen nach München und wurde hier in die Militairschule aufgenommen. Nachdem ihn 1772 der östreich. General Kaunitz in seinem Regiment zum Lieutenant ernannt hatte, machte K. den türkischen Feldzug mit, fand jedoch keine Beförderung und nahm deswegen 1783 seinen Abschied. Er ging nach dem Elsaß zurück und lebte hier als Bauinspector, als die franz. Revolution ausbrach. Begeistert von den Ideen, welche das Volk aufregten, trat K. 1792 als Grenadier in das franz. Heer und ging nicht lange nachher als Adjutantmajor bei einem Bataillon nach dem Main. Bei der Belagerung von Mainz zeichnete er sich aus und wurde Generaladjutant. Bald darauf aber wurde er verhaftet und sollte gegen den General Custine als Zeuge auftreten. Statt dessen vertheidigte er denselben muthig vor dem Revolutionstribunal. Nachdem er die Freiheit wieder erhalten, wurde er als Brigadegeneral in die gegen die Volksregierung in Aufstand begriffene Vendée geschickt. Er suchte nicht nur durch die Gewalt der Waffen, sondern auch durch Milde dem Aufstande entgegenzuwirken, machte Fortschritte, wurde jedoch abberufen, weil man in Paris nur blutige Strenge gegen die Vendéer geübt wissen wollte. Dennoch schickte man ihn bald darauf als Divisionsgeneral erst zur Nordarmee, dann zur Sambrearmee. Er kämpfte 1794 in den Schlachten bei Fleurus und Mastricht, ging im nächsten Jahre über den Rhein und befehligte 1796 den linken Flügel der Armee Jourdan's. Nachdem er bei Altenkirchen gesiegt und Frankfurt genommen, wurde er durch die gegen ihn ausgesprengten und bei den Machthabern Glauben findenden Verleumdungen bewogen, seine Entlassung zu nehmen. Er lebte nun ruhig in der Nähe von Paris, als ihn Bonaparte 1798 auffoderte, ihn als Divisionsgeneral auf seinem Feldzuge nach Ägypten zu begleiten. K. ging mit und zeichnete sich im Kriegsrathe und durch Tapferkeit aus. Nachdem Bonaparte nach Europa zurückgekehrt war, übernahm K. den Oberbefehl. Er knüpfte erst Unterhandlungen an und als diese zu keiner Entscheidung führten, kämpfte er siegreich gegen die Feinde. Von einer Reise zurückgekehrt wurde er jedoch 1800 von einem fanatischen Muselmanne in seinem Garten zu Kairo ermordet.

**Klee** ist der Name einer bestimmten Gewächsgattung, welche lat. Trifolium, d. h. Dreiblatt, heißt; in der Landwirthschaft werden aber nicht nur die in die angeführte Gattung gehörige, sondern auch noch eine Anzahl anderer Gewächsarten Klee genannt, welche gute Futterkräuter geben und deswegen, obgleich sie auch wild vorkommen,

Digitized by Google

angebaut werden, indem sie durch die Cultur an Größe, Stärke und Saftigkeit gewinnen. Auch werden im gemeinen Leben mancherlei, übrigens sehr verschiedene Pflanzen Klee genannt, welche gemeinschaftlich nur die Eigenschaft haben, daß bei ihnen je drei Blätter an einem gemeinsamen Stiele zusammen sitzen. Wirkliche Kleearten sind: der rothe Kopfklee (lat. Trifolium pratense), der weiße Klee (lat. Trifolium repens), der Incarnatklee (lat. Trifolium incarnatum), der gelbe Klee (lat. Trifolium agrarium oder alexandrinum), der Bastardklee (lat. Trifolium hybridum). Diese wirklichen Kleearten zeichnen sich aus durch einen röhrigen fünfzähnigen Kelch, verwachsen bleibende Blumenblätter, nicht aufspringende, vom Kelch umschlossene, nur wenig Samen haltende Hülsen und zu dreien zusammensitzende Blätter. Der erstgenannte, der rothe Kopfklee, welcher auch spanischer oder brabanter Klee genannt wird, ist das vorzüglichste Futtergewächs und empfiehlt sich zum Anbau überdies noch dadurch, daß er auf den Acker von günstigem Einfluß ist. Er hat einen ästigen, sich bis über drei Fuß hoch erhebenden Stengel und weichbehaarte, eiförmige, mit einem weißen Fleck gezeichnete Blätter, sowie rothe Blüten, welche in Blumenköpfen an den Spitzen des Stengels und der Äste beisammen stehen. Dieser Klee wurde zuerst in Brabant, in den ehemaligen spanischen Niederlanden (daher auch sein Name), angebaut und kam von da nach Deutschland, wo durch ihn der Ackerbau und die mit diesem verbundene Viehzucht eine vortheilhafte Umgestaltung erhielt und er den Wohlstand der Landwirthe förderte. Ebenfalls ein vortreffliches Futterkraut, aber beiweitem niedriger bleibend ist der weiße Klee, der auch Steinklee oder kriechender Klee genannt wird. Seine weißen, später braun werdenden doldenartigen Blumenköpfe hängen an langen Stielen. Die Blätter sind glatt, fein gezahnt, oft braun oder weißlich gefleckt und stehen auf langen gefurchten Stielen. Die Stengel sind kriechend und werden über 1 Fuß lang. Er eignet sich besonders zum Abweiden, vorzüglich durch Schafe, und wächst sehr schnell nach. Der Incarnatklee trägt die Blüten in langen walzigen Ähren mit fleischrothen Blüten und hat rundliche, an der Spitze gezahnte, gehaarte Blätter. Er wird besonders im Waadtlande und in mehren Gegenden Frankreichs und Italiens als Futterkraut angebaut und sonst auch als Gartengewächs gezogen. — Von den nicht eigentlichen Kleearten sind zu erwähnen: der Esparsetteklee (lat. Onobrychis sativa); der Luzerneklee (lat. Medicago sativa); der blaue Steinklee (lat. Trigonella coerulea), auch Schabziegerklee genannt, weil er, in den hohen Gebirgen wachsend, dem Schabziegerkäse zugesetzt wird; der gemeine Steinklee oder Melilotenklee (lat. Melilotus officinalis), mit starkem Geruch, daher zum Abhalten der Motten von Kleidern und Pelzwerk angewendet, sowie als Pflaster als zertheilendes und erweichendes Heilmittel; der Fieberklee (lat. Menyanthes trifoliata, in den Apotheken Trifolium fibrinum), welcher an feuchten Orten wächst, ein bitteres Heilmittel gibt und als solches in vielen Krankheiten angewendet wird; der Sauerklee (Oxalis acetosella), aus welchem das Sauer- oder Bitterkleesalz bereitet wird.

**Kleinkinderschulen** heißen die in neuerer Zeit in den meisten gebildeten Staaten wenigstens an einzelnen Orten eingerichteten Bewahranstalten für Kinder im zartesten Alter, in welche diese von armen Ältern gebracht werden, weil sie selbst außer ihren Wohnungen beschäftigt und daher nicht im Stande sind, für die Bewachung und Erziehung der Kinder hinreichend zu sorgen. Gewöhnlich haben wohlwollende gebildete Frauen sich vereinigt, um die Kinder zu beaufsichtigen, zu unterhalten und soweit es ihre jugendlichen Kräfte erlauben, zu belehren. Der Zweck dieser Anstalten ist, der körperlichen und geistigen Verwahrlosung armer Kinder, welche sich den Tag über allein überlassen sind, vorzubeugen. Nicht allein wirken diese Anstalten segensreich für die Kinder selbst und deren Ältern, sondern auch der ganze Staat muß aus ihrem Wirken die erfreulichsten Früchte ziehen, indem dieselben jedenfalls die Anzahl der Verbrecher vermindern werden, insofern als die meisten Verbrechen aus Verwahrlosung in der Kindheit entspringen. Auch die Verarmung im Volke wird vermindert werden, da aus Kindern, welche frühzeitig Thätigkeit lieben und nützliche Kenntnisse schätzen gelernt haben, wahrscheinlich auch arbeitsame Mitglieder der menschlichen Gesellschaft erwachsen. Die erste Bewahranstalt für kleine Kinder wurde von der verstorbenen Fürstin Pauline von Lippe-Detmold 1802 zu Detmold gestiftet, und diese Anstalt besteht noch. In England wurden diese Anstalten zuerst in großem Maßstabe ausgeführt, so daß dieselben dort allgemein verbreitet sind. In den Vereinigten Staaten Nordamerikas, in Frankreich, Östreich, Preußen und in andern deutschen Staaten sind nach dem Beispiele Englands immer mehr solche Anstalten entstanden. Lesenswerth ist in Bezug auf die Kleinkinderschulen die Schrift von Schuch: „Die Kleinkinderschule als ein wichtiger Anfang von Unterricht und Lebensbildung“ (Heidelb. 1834).

**Kleist** (Ewald Christian von) wurde 1715 zu Zeblin bei Köslin in Pommern geboren und erhielt seine Erziehung auf der Jesuitenschule zu Krone in Großpolen und auf dem Gymnasium zu Danzig, von wo er 1731 auf die Universität zu Königsberg ging, um sich dem Studium der Rechte zu widmen. Nachdem er sich eine sehr ausgebreitete Bildung, namentlich auch mathematische und Sprachkenntnisse erworben hatte, besuchte er Anverwandte in Dänemark, trat endlich in dänische Kriegsdienste und wurde 1736 Offizier. Bald darauf verließ er jedoch die dän. Dienste und trat in preußische. Erst später trat K. als Dichter auf und fand außerordentlichen Beifall. Sein Gedicht „Der Frühling“ wurde zuerst 1749 nur für Freunde gedruckt, erlangte aber bald eine große Berühmtheit und erlebte mehre Auflagen. In diesem Gedichte zeigte K. sein ihm eigenthümliches Talent zur Schilderung der Natur. Nachdem er 1757 Obristwachtmeister bei dem Hausen'schen Regiment geworden war, kam er nach Leipzig in Garnison und wurde hier Gellert's und Weiße's Freund. In der Schlacht bei Kunersdorf wurde K. 1759 das rechte Bein zerschmettert. Er brachte die Nacht hülflos auf dem Schlachtfelde zu und wurde erst am nächsten Tage nach Frankfurt a. d. O. gebracht, wo er am 11. Tage darauf an seiner Wunde starb. Von K.'s Gedichten erschienen 1756 und 1758 Sammlungen und Sammlungen seiner Werke von Ramler (2 Bde., Berl. 1760) und von Körte (2 Bde., Berl. 1825).

**Kleist** (Heinr. von) wurde 1777 zu Frankfurt a. d. O. geboren, war eine kurze Zeit Soldat und widmete sich dann,

Digitized by Google

nachdem er seinen Abschied genommen hatte, zu Frankfurt dem Studium der Rechtswissenschaften. Nachdem er hierauf in Berlin beim Ministerium Beschäftigung gefunden hatte, machte er mehr zu seiner fernern Ausbildung und zu seinem Vergnügen, als in Aufträgen der Regierung, Reisen nach Frankreich und der Schweiz. Nach Berlin 1806 zurückgekehrt, arbeitete er im Finanzministerium, mußte aber nach der Schlacht bei Jena nach Königsberg fliehen und nahm hier, tief bekümmert über das Misgeschick seines Vaterlandes, seine Entlassung. Er ging nach Berlin zurück und gerieth in franz. Gefangenschaft. Nach seiner Freilassung hielt er sich in Dresden auf und gab hier 1808 mit Adam Müller das Journal „Phöbus" heraus. Als Östreich 1809 aufs Neue gegen Frankreich sich rüstete, wollte K. an dem Feldzuge Theil nehmen und eilte nach Wien, als er unterwegs die Nachricht von dem bereits abgeschlossenen Frieden erhielt. Er ging nun wieder nach Berlin und verfiel in immer tiefere Schwermuth; während ihm das Leben in Volk und Staat nur das Bild des Untergangs darbot, erschien ihm auch sein eigner Lebensweg als ein gänzlich verfehlter. Er gab sich 1811 zu Potsdam mit einer ihm gleichgesinnten Freundin selbst den Tod. Berühmt gemacht hat sich Heinrich von K. durch seine Gedichte, namentlich durch seine dramatischen Werke, in denen eine seltene Tiefe und Innigkeit des Gefühls, scharfe Charakterzeichnung, aber auch die trübe Weltansicht sich ausspricht, welche ihm das Leben verbitterte. Sein „Käthchen von Heilbronn" gehört noch immer zu den ausgezeichnetsten und mit dem größten Beifall fortwährend auf allen Bühnen wiederholten Schauspielen. Seine „Gesammelten Schriften" sind von L. Tieck (3 Thle., Berl. 1826) herausgegeben worden.

**Kleist von Nollendorf** (Emil Friedr., Graf von), ein ausgezeichneter preuß. General, wurde 1762 zu Berlin geboren und trat früh in den preuß. Militairdienst. Er hatte sich schon bei mehren Gelegenheiten in den Kriegen ausgezeichnet, welche Preußen gegen Ende des vorigen Jahrhunderts führte, als er Befehlshaber eines Grenadierbataillons und 1803 vortragender Adjutant des Königs wurde. Er folgte 1806 nach der Schlacht bei Jena dem Könige, wurde von diesem als Deputirter an Napoleon gebraucht und nach dem Frieden zum Generalmajor und Chef der westpreuß. Brigade ernannt. Im Jahre 1809 wurde er Commandant von Berlin und 1812 befehligte er im russ. Feldzuge eine Brigade im York'schen Corps. Zum Generallieutenant erhoben blockirte K. 1813 die Festung Wittenberg, besetzte später Halle a. d. Saale und vertheidigte die Stadt mit ungemeiner Tapferkeit. Nachdem er in der Schlacht bei Bautzen sich ausgezeichnet hatte, schloß er als preuß. Bevollmächtigter den Waffenstillstand. Nach der unglücklichen Schlacht bei Dresden zum Rückzuge genöthigt, gerieth er mit seinem Corps in die peinlichste Lage, kühn und klug rettete er aber nicht nur sein Corps, sondern fiel auch den Franzosen unter Vandamme, welche bereits in Böhmen eingerückt waren, in den Rücken und brachte ihnen bei Nollendorf eine entschiedene Niederlage bei. In der Schlacht bei Leipzig befehligte K. auf dem linken Flügel des Heers der Verbündeten und kämpfte siegreich. Hierauf blockirte er Erfurt und folgte dann nach Frankreich. Hier zeichnete er sich bei mehren Gelegenheiten aus, namentlich in der Schlacht bei Laon. Der König von Preußen ernannte ihn zum Grafen von Nollendorf, nahm ihn mit nach London und übergab ihm darauf das Commando über die am Rheine zurückbleibende Armee. Als Napoleon von Elba zurückgekehrt war, sollte K. das norddeutsche Bundescorps, sowie das zweite preuß. Corps befehligen, eine gefährliche Krankheit hinderte ihn jedoch an der Theilnahme an den Ereignissen. Nach dem Frieden wurde K. zum commandirenden General der preuß. Provinz Sachsen ernannt. Er nahm 1821 seinen Abschied, bei welcher Gelegenheit er den Rang eines Feldmarschalls erhielt, und starb 1823 zu Berlin, allgemein geehrt und geliebt, denn er war ebenso ausgezeichnet als Mensch wie als Feldherr.

**Kleopātra**, die durch ihre Schönheit berühmte Königin von Ägypten, war, geb. 69 v. Chr., eine Tochter des Königs Ptolemäus Auletes. Als ihr Vater 51 v. Chr. starb, war sie, sowie ihre beiden Brüder, welche auch Ptolemäus hießen, noch minderjährig; das Testament des Vaters setzte den ältern Ptolemäus und die K. als Nachfolger ein und ernannte die Römer zu Obervormündern. K. war zugleich die Gemahlin ihres Bruders, wie solches in Ägypten nicht selten der Fall war. Als Vormünder in Ägypten wurden die Eingeborenen Achilles und Pothinus von den Römern bestätigt. Von diesen wurde aber die mit ihrem Gemahl und Bruder uneinige K. in ihren Rechten gekränkt, entfloh nach Syrien und sammelte dort ein Heer. Indeß kam der große Pompejus, vor Cäsar fliehend, nach Alexandria, der Hauptstadt Ägyptens und wurde von Achilles, welcher sich dem Cäsar beliebt machen wollte, umgebracht. Cäsar übernahm, gleichfalls nach Alexandria kommend und des Pompejus Ermordung keineswegs billigend, das Amt eines Schiedsrichters zwischen K. und ihrem Bruder. Er wollte die schöne Frau, welche überdies seine Liebe zu gewinnen gewußt hatte, wieder einsetzen, mußte aber gegen die Feinde derselben, welche das Volk in Alexandria bewaffnet hatten, einen harten Kampf kämpfen, in welchem der König Ptolemäus selbst umkam. Hierauf ernannte Cäsar die K. zur Königin von Ägypten und gab ihr ihren jüngern erst elfjährigen Bruder zum Gemahl und Mitregenten. K. regierte in ihrem und ihres Bruders Namen ungestört und kam nachher nach Rom, wo sie Cäsar mit großer Pracht aufnahm und ihre Bildsäule neben die der Venus in dem Tempel dieser Göttin aufstellen ließ. Das röm. Volk äußerte jedoch sein Misfallen über diese Huldigung und K. kehrte bald nach Ägypten zurück. Als ihr Bruder 14 Jahre alt geworden war und Antheil an der Regierung foderte, brachte ihm K. Gift bei und herrschte, ohne von den Römern zur Rechenschaft gezogen zu werden, fortan allein. Nachdem Cäsar ermordet worden war und die Mörder desselben in der Schlacht bei Philippi besiegt worden waren, fuhr K. auf einem prachtvoll ausgeschmückten Schiffe nach Tarsus zum Antonius (s. d.). Sie selbst saß als Venus gekleidet unter einem Thronhimmel von Goldstoff, und schöne Knaben und Mädchen als Liebesgötter umgaben sie. Antonius wurde durch die Reize des schönen und geistreichen Weibes so gefesselt, daß er fortan nur um ihretwillen zu leben schien und seinen ganzen Ruhm der Liebe zu ihr zum Opfer brachte. Sie begleitete ihn auf seinen Feldzügen und erhielt von ihm die eroberten Länder zum Geschenk. K. hatte einen von ihr mit Cäsar gezeugten Sohn, Cäsarion, und drei andere waren die Frucht ihrer Liebe zu Antonius; diese vier Knaben erhob Antonius

Digitized by Google

ı Königen. Octavian zog endlich mit einem röm. Heere eran, um an dem Antonius Rache zu nehmen. Bei Ac= um kam es zur Schlacht, welche K. dadurch entschied, daß e plötzlich mit ihren 60 Schiffen die Flucht ergriff. Anto= ius folgte ihr im Liebeswahnsinne nach Ägypten. Verge= ens erklärten sie nun dem Octavian, daß sie die Regierung n die Kinder der K. abtreten wollten. Dieser hatte den 'od des Antonius beschlossen und drang nach Alexandria vor. .ntonius, durch die falsche Nachricht betrogen, daß K. sich en Tod gegeben hätte, stürzte sich in sein Schwert, wurde arauf zu K. gebracht und verschied in ihren Armen. Octa= ian nahm die K. gefangen. Vergebens suchte sie auch ihn ı ihre Liebesnetze zu verlocken, und um nicht von ihm im 'riumphzuge in Rom aufgeführt zu werden, brachte sie sich lbst um. Bei einem glänzenden Feste ließ sie sich unter Blumen versteckt durch einen treuen Diener eine giftige Nat= er bringen, setzte dieselbe an ihren Arm und verschied darauf ald an den Folgen des Natterbisses im J. 30 v. Chr.

**Klerus** oder **Kleriker** heißt in der katholischen Kirche er von den Laien streng unterschiedene und zu einem ehe= osen Leben verpflichtete Stand der Geistlichen. Das riech. Wort heißt eigentlich Loos und dann Eigenthum, rbtheil und war bei den Juden die Benennung des Stammes Levi, weil derselbe, ausschließlich zum Dienste der Religion bestimmt, in einem besondern Sinne Gottes Ei= enthum und Erbtheil, d. i. vollkommener und ihm wohlge= älliger war. Seit dem 2. Jahrh. kamen diese Vorstellun= en auch bei den Christen in Aufnahme und die Lehrer und Vorsteher der Gemeinden fingen an, unter dem Namen des Klerus oder der Kleriker einen besondern Stand zu bilden, er eine christliche Priesterschaft wurde, ausgezeichnet durch en Besitz des besondern göttlichen Wohlwollens, und für die brigen Menschen die Vermittler mit Gott. Die Kleriker wurden nun als die Leiter und Regierer der Kirche, die Laien ls ihre geistlichen Unterthanen angesehen. Als mit der Vergrö= erung der christlichen Gemeinden der Klerus zahlreicher wurde, ildete sich der Unterschied des **höhern** und **niedern** Kle= us. Jener bestand in drei Ordnungen: den Bischöfen, Pres= ytern (Ältesten) und Diakonen; dieser umschloß in vier Ordnungen das dienende Kirchenpersonal, welche Ordnungen ısgesammt, nach der Lehre der katholischen Kirche, Christus, wie dies an mehren Bibelstellen gezeigt wird, durchlaufen aben soll. Aus dem niedern Klerus ergänzte sich der hö= ere, anfangs mit Zustimmung der Gemeinde, bis endlich ie Wahl und Beförderung der ihm untergebenen Geistlichen in Vorrecht des Bischofs wurde. Das Ansehen des Kle= us wuchs, seitdem vom 4. Jahrh. die Wissenschaft seltener und die Frömmigkeit allgemeiner geworden war. Das ehe= ose Leben, zu dem sich der Klerus allmälig verpflichten mußte, trug auch bei, sein Ansehen zu erhöhen. Der Kle= us wurde daher frühzeitig in der bürgerlichen Gesetzgebung usgezeichnet und im Privatleben durch Schenkungen und Vermächtnisse an die Kirche bereichert. Nach und nach er= hielt er die geistliche Gerichtsbarkeit für sich und gewann Freiheit von allen bürgerlichen Abgaben und Lasten, doch mußte der Bischof seinem weltlichen Fürsten im Kriege Hee= resfolge leisten, und der niedere Kleriker war in einer pein= lichen Sache einem gemischten Gerichte unterworfen. Wie er Kleriker durch die Priesterweihe auf immer an die Kirche gebunden wurde, so war er äußerlich durch das **Cölibat** (s. d.), durch eine eigenthümliche Kleidung von anfangs wei= ßer, später schwarzer Farbe und durch einen eigenthümlichen Schnitt des Hauptshaars (Tonsur) von jedem andern Stande streng abgesondert. Das Ansehen des Klerus stieg am höch= sten, als er sich zu einer geistlichen Macht, **Hierarchie** (s. d.), ausbildete, die er eben in den verschiedenen Rang= ordnungen geistlicher Amts= und Würdeträger mit bestimm= ten geistlichen Verrichtungen und Berechtigungen unter der Oberhoheit des Papstes vereinigt, darstellte, auf deren Höhe= punkte Bischöfe mit Fürsten und Großen an Ansehen, Macht und Reichthum wetteiferten. Aber je mehr hierdurch der Kle= rus von seiner ursprünglichen Bestimmung ab und zu einem eiteln Weltleben verführt wurde, um so mehr versank er in Unwissenheit und Sittenlosigkeit, die ihn zu einem Ärgerniß der Laien machten und in der Folge die Reformation beschleu= nigen halfen. Bei dem scharfen Unterschiede der Geistlichen von den Laien und dem unter den Klerikern selbst stattfin= denden Rangverhältnisse geht die katholische Kirche hauptsäch= lich von der Meinung aus, daß dem Priester durch die von den Aposteln abgeleitete Weihe außerordentliche Gaben zu Theil werden, vermöge deren er die Sacramente und das Meßopfer kräftig verwalten könne. Da die protestantische Kirche weder ein Priesterthum anerkennt, noch der Ordina= tion ihrer Geistlichen derartige Wirkung beilegt, so fällt für sie der Grund zu jener Unterscheidung gänzlich hinweg.

**Klima** (das) eines Ortes nennt man die allgemeinen Witterungsverhältnisse desselben, welche im Temperaturwech= sel, in Winden, Regen, Schnee, Gewittern u. s. w. sich äußern. Von dem Klima hängt dann die ganze äußere Er= scheinung eines Ortes ab. Der Pflanzenwuchs, die Thier= welt, selbst die Beschaffenheit des Menschen und die Art, wie seine Lebensweise eingerichtet ist, sind in den verschiede= nen Klimaten gänzlich verschieden. Man kann die Ursachen, welche die klimatische Beschaffenheit eines Ortes bedingen, in allgemeine und besondere eintheilen, insofern die letzteren nicht an allen Orten der Erde thätig sind. Die wichtigste der allgemeinen Ursachen ist die geograph. Breite, die Entfer= nung von dem Äquator; denn es ist bekannt, daß die Hitze unterhalb des Äquators und in der Nähe desselben am hef= tigsten ist, von da ab aber nach den Polen durch alle Wär= megrade in die heftigste Kälte übergeht. Mit dieser von der Breite abhängigen Verschiedenheit der Temperatur hängt dann auch die Verschiedenheit im Verlauf der **Jahres= zeiten** (s. d.) innig zusammen und während in den Polar= gegenden Schnee und Eis nie verschwindet, sind dieselben in den Äquatorialgegenden völlig unbekannt. Von nicht viel geringerm Einflusse auf das Klima eines Ortes ist dessen Erhebung über den Meeresspiegel. Wenn man einen sehr hohen Berg ersteigt, so durchwandert man allmälig die verschiedensten Klimate. Während vielleicht am Fuß des Berges niemals das Wasser zu Eis erstarrt, herrscht am Gipfel desselben ein ewiger Winter. Auch der Pflanzen= wuchs zeigt an Bergen diesen Wechsel der Klimate. Es ist eine bekannte Thatsache, daß wir bei Besteigung eines ho= hen Berges diejenigen Pflanzen nach und nach treffen, auf welche wir ebenfalls bei einem weitern Vordringen nach den Polargegenden stoßen. Besondere Eigenthümlichkeiten zeigt das Klima der Hochebenen, d. h. der Ebenen, welche

Digitized by Google

sich in einer bedeutenden Höhe über dem Meeresspiegel hinziehen. Hier wechseln, besonders wenn jene Ebenen in Gegenden liegen, welche vermöge ihrer geogr. Breite eine höhere Temperatur haben, verhältnißmäßig sehr warme Tage mit sehr kalten Nächten und nur selten erheben sich Regenwolken bis über diese Ebenen. So liegt z. B. Quito unter dem Äquator, und doch sinkt hier der Thermometer zuweilen bis unter 0°, weil das Land 8000 F. über dem Meere liegt. Die dritte allgemeine Ursache der klimatischen Beschaffenheit ist die Beschaffenheit des Bodens. In sandigen Gegenden zieht sich die atmosphärische Feuchtigkeit schnell in den Boden, der dennoch eine fortwährende Trockenheit zeigt. Bei größerer Ausdehnung solcher Sandgegenden verdunstet niemals Wasser von dem Boden in die Luft und es können daher auch keine wässerigen Niederschläge, kein Regen, erfolgen. Auf diese Weise entstehen die Wüsten, in denen auf die Länge kein Thier und keine Pflanze mit wenigen Ausnahmen existiren kann. Mitten in diesen Wüsten liegen aber Stellen, welche einen sehr üppigen Pflanzenwuchs zeigen, die Oasen. Es sind diese solche Stellen, wo sich unter dem Sande ein festes Gestein befindet, welches das Tiefersinken des atmosphärischen Wassers hindert, sodaß dieses sich sammelt und vereint mit der herrschenden Wärme das blühendste Leben mitten in der Einöde hervorruft. — Außer den angegebenen Ursachen wirken nun aber bei jedem einzelnen Orte auf der Erde eine Unzahl von Einzelnheiten, welche der Umgebung desselben angehören, auf das Klima desselben. Am wenigsten ist dieses auf dem Meere, besonders in größerer Entfernung von den Küsten der Fall. Aus diesem Grunde zeigt auch das Klima über dem Meere eine größere Regelmäßigkeit, indem nicht allein weniger und nur allmälige Wechsel vorkommen, sondern auch eine fast völlige Abhängigkeit von der geogr. Breite stattfindet. Auf dem Lande sind die besondern Ursachen zuweilen ebenso mächtig oder noch mächtiger als die allgemeinen. Berge, namentlich Bergketten, kühlen die Luft ab, sammeln die Feuchtigkeit aus der Atmosphäre und theilen dieselbe dem Lande in Quellen und Bächen mit und bestimmen die Richtung der Winde, halten wol auch gewisse Winde von den unter ihnen liegenden Gegenden völlig ab. Man findet in Norwegen Thäler, welche gegen Süden gerichtet und übrigens vor allen andern Winden geschützt sind; in denselben herscht ein so mildes Klima, daß selbst die feinern Obstsorten zur Reife gelangen. In engen Thälern sind die Gewitter heftig, lang anhaltend und oft wiederkehrend, weil die tief gehenden Wetterwolken von den Bergwänden nicht fortgelassen, sondern zurückgeworfen werden. Die Winde selbst sind von sehr verschiedenem Einfluß auf das Wetter, je nachdem sie über weit ausgebreitete Ebenen oder über Gebirge, oder endlich über das Meer kommen. Küsten und Inseln haben ein eigenthümliches Klima, indem sie fast dieselbe Regelmäßigkeit und Gleichförmigkeit des Klimas zeigen, wie das sie umgebende Meer. Überdies sind ihnen Stürme, Nebel und zum Theil Überschwemmungen eigenthümlich. Von bedeutendem Einfluß auf das Klima sollen auch große Waldungen sein, sodaß die ganze klimatische Beschaffenheit von Ländern, welche mit Waldungen bedeckt sind, verändert wird, wenn man diese ausrottet. — Das Klima einzelner Länder erleidet in Jahrhunderten keine Veränderung. Eine Menge von Thatsachen bezeugen aber, daß in noch längern Zeiträumen allerdings sehr bedeutende Veränderungen in dem Klima der meisten, wahrscheinlich aller Gegenden der Erde vorgegangen sein müssen. Man hat in kalten Gegenden Versteinerungen von Pflanzen und Thieren gefunden, welche einst hier gelebt haben müssen, die aber ihrer natürlichen Beschaffenheit nach nur in warmen, ja heißen Gegenden existiren können. Diese großartigen Veränderungen haben unstreitig darin ihren Grund, daß die Erde ihre Stellung auf ihrer Bahn verändert. Deutschland muß nach der Erzählung der Alten einst ein weit rauheres Land gewesen sein als gegenwärtig, und man sieht den Grund dieser Veränderung in dem Anbau des Bodens und der Ausrottung der Wälder.

Des Einflusses, welchen das Klima auf die ganze organische Welt ausübt, wurde im Allgemeinen schon gedacht. Nur der Mensch scheint unter allen Himmelsstrichen fortkommen, sich an ein ihm von Geburt fremdes Klima gewöhnen oder sich akklimatisiren zu können; doch sind auch ihm die zunächst um die Pole liegenden Gegenden unzugänglich. Man hat viele Versuche gemacht, aber noch Niemand ist es gelungen, in die Nähe des Nordpols, noch weniger in die des Südpols zu gelangen. Die Kälte ist hier unerträglich. Das Ende der nördlichen Gegenden, in denen es Menschen Jahre lang ausgehalten haben, ist Spitzbergen. Der bekannte Reisende und Naturforscher Scoresby war mehre Mal während des Sommers hier, traf aber nur einmal eine Temperatur von etwas über 7° R. Gewöhnlich ist die Temperatur höchstens 1° R. Je weiter man gegen die Pole vordringt, desto mehr verschwindet die Mannichfaltigkeit der Thier- und Pflanzenwelt, durch welche die Äquatorialgegenden sich auszeichnen. Jedes Klima hat seine eigenthümliche Thier- und Pflanzenwelt, aber während besonders die Pflanzen kalter Gegenden gut in warmen Ländern gedeihen und hier oft noch schöner und kräftiger sich ausbilden, kommen die Gewächse warmer Klimate gar nicht oder nur mit Hülfe der Kunst in den kalten fort. In den heißen Gegenden erreichen die Gewächse oft eine ungewöhnliche Größe, wie denn z. B. A. von Humboldt unter dem Äquator Feigenbäume fand, welche Stämme von 22 Fuß im Durchmesser hatten. Indem man mit der Bibel annimmt, daß alle Menschen von Einem Menschenpaare ursprünglich abstammen, muß man die großen körperlichen und auch geistigen Verschiedenheiten, welche die sogenannten Menschenracen zeigen, von dem schon Jahrtausende während Einfluß des Klimas der Länder ableiten, in welche die Menschen sich vertheilt haben. Bemerkenswerth ist auch, daß die Bewohner gewisser Gegenden, welche klimatische Eigenthümlichkeiten haben, von gewissen Krankheiten vorzugsweise heimgesucht werden. So findet man Hautausschläge, die Pest, das gelbe Fieber vorzugsweise in heißen Gegenden, den Weichselzopf in der großen Tatarei, in Siebenbürgen, Ungarn und Polen; Kakerlaken, Kretins in den engen Bergschluchten, namentlich der Alpengebirge; heftige Augenentzündungen in Ägypten. Einzelne Krankheiten sind aus jenen Gegenden nach Europa vorgedrungen, scheinen aber hier allmälig, sowie sie sich einbürgern, an ihrer ursprünglichen Heftigkeit zu verlieren. So kamen die Menschenpocken wahrscheinlich aus dem innern Afrika, die Masern aus Äthiopien, die Syphilis aus Amerika und die Cholera aus Ostindien.

Digitized by Google

**Klinik**, ein Wort griech. Ursprungs, bezeichnet den am Krankenbette ertheilten Unterricht in der Heilkunst. Schon die Alten erkannten die Wichtigkeit desselben für die Bildung junger Ärzte. Ohne sie fehlt es nämlich dem angehenden Heilkünstler an der für ihn so nöthigen Gelegenheit und Anleitung, einzelne Krankheitsfälle in ihrer Besonderheit zu beobachten, richtig zu beurtheilen und zu behandeln. Hier ist es, wo er zuerst die Aufgabe zu lösen hat, die Kenntnisse, die er sich durch Studium zu eigen gemacht, in Anwendung zu bringen. Hier soll er die Kunst erlernen, den Zustand eines Kranken durch zweckgemäße Untersuchung desselben zu erforschen, die Zeichen, durch welche sich die verschiedenen Krankheiten voneinander unterscheiden, ihrer Bedeutung nach aufzufassen und für die Beurtheilung des einzelnen Falles zu benutzen, sich von der Wirksamkeit der etwa anzuwendenden Heilmittel zu überzeugen und sich für die Ausübung der schwerern Kunst vorzubereiten, die vielseitiger Übung bedarf; hier kann er dies noch ohne Gefahr für die ihm übergebenen Kranken, da ihm stets ein in der Regel wissenschaftlich hochgebildeter und vielerfahrener Lehrer rathend und helfend zur Seite steht. In den ältesten Zeiten bestand der Unterricht in der Heilkunst hauptsächlich in dem am Krankenbette ertheilten. Anfänglich war die Kenntniß und die Ausübung dieser Kunst das Eigenthum einzelner weniger Familien, in denen sie von Geschlecht zu Geschlecht forterbten. Die Vorgänger des Hippokrates, sowie dieser selbst, bildeten sich einzig und allein in dieser eigentlichen Schule der Natur und Erfahrung. Später wurde der klinische Unterricht bis zum 17. Jahrh. leider gänzlich vernachlässigt. Erst da kam man auf den glücklichen Gedanken, die großen Vereinigungen von Kranken, welche die mittlerweile entstandenen Hospitäler darboten, für den Unterricht in der Heilkunst zu benutzen, und zwar soll zuerst Sylvius, Professor an der Universität Leyden in Holland, 1658, über die verschiedenen Krankheitsfälle, welche in dem unter seiner Leitung stehenden Spitale vorkamen, Vorlesungen gehalten, nach Andern schon lange vorher Wilh. Straten, ein berühmter Arzt in Utrecht, eine sehr besuchte Klinik gehabt haben. Doch mehr fand sie die verdiente Anerkennung, als sich zu Anfange des 18. Jahrh. auch der große Boerhaave ihrer bediente. Von nun an wurden in verschiedenen Ländern Europas klinische Schulen eingerichtet, namentlich aber erwarben sich die von Edinburg und Wien einen so hohen Ruf, daß alle Zweifel über die Zweckmäßigkeit und den Nutzen derselben aufhörten. Gegenwärtig dürfte wol keine Hochschule, keine medicinische Akademie in Europa ohne eine Anstalt für klinischen Unterricht angetroffen werden.

**Klopstock** (Friedr. Gottlieb), der durch den erhabenen Schwung seiner Poesien und durch seine Verdienste um Ausbildung der deutschen Sprache ausgezeichnete Dichter der Deutschen, war der Sohn eines Commissionsrathes zu Quedlinburg und wurde daselbst am 2. Juli 1724 geboren. Nachher pachtete sein Vater das Amt Friedeburg bei Wettin an der Saale, und der künftige Dichter brachte daher seine Knabenjahre auf dem Lande zu. Auf dem Gymnasium zu Quedlinburg und auf der Schulpforte bereitete er sich zu den Universitätsstudien vor. An der Schulpforte hing K. noch später mit großer Liebe, denn hier fand er würdige Lehrer, welche ihn in das griech. und röm. Alterthum einführten, an dessen Meisterwerken er sich bildete und begeisterte. Schon auf dieser Bildungsanstalt beschäftigte sich K. mit dem Gedanken an ein großes episches Gedicht, und auf der Universität Jena, welche er 1745 bezogen hatte, um Theologie zu studiren, arbeitete er schon an den ersten Gesängen seines weltberühmten „Messias". Schon im folgenden Jahre ging K. auf die Universität Leipzig und wurde hier mit den Dichtern Cramer, Schlegel, Rabener und Zachariä bekannt, welche die „Bremischen Beiträge" herausgaben, durch die 1748 die drei ersten Gesänge des „Messias" veröffentlicht wurden. Dieses Gedicht machte großes allgemeines Aufsehen und fand ebenso viele Bewunderer und Verehrer als Feinde und Verketzerer. K. ging 1748 zu einem Verwandten nach Langensalza und übernahm die Aufsicht über dessen Kinder. Hier lernte er Fanny Schmidt kennen, zu welcher er eine tiefe Liebe faßte und die er, obgleich er keine Erwiderung in seiner Liebe fand, doch durch seine an sie gedichteten Oden verherrlicht hat. Freunde, welche ihm sein „Messias" in der Schweiz gewonnen hatte und an deren Spitze Bodmer stand, bewogen K. 1750 nach Zürich zu kommen. Bald darauf erhielt er aus Dänemark, besonders auf Betrieb des Ministers Bernstorff, einen Ruf nach Kopenhagen mit Anbietung eines Jahrgehaltes von 400 Thalern zu Vollendung des „Messias". Als er 1751 nach Kopenhagen reiste, lernte er in Hamburg Meta oder Margaretha Moller, eine eifrige Verehrerin seiner Poesie, kennen. Er feierte dieselbe nachmals in seinen Gedichten unter dem Namen „Cidli". In Kopenhagen wurde er ehrenvoll aufgenommen und dem Könige Friedrich V. vorgestellt. Im folgenden Sommer hielt er sich in Hamburg auf, lernte Meta noch näher kennen und lieben, und im Sommer 1754 verband er sich mit derselben für immer. Schon 1758 wurde ihm aber das durch die innigste Liebe mit ihm vereinigte edle Weib durch den Tod entrissen. K. hielt sich nun seit 1759 abwechselnd in Braunschweig, Quedlinburg und Blankenburg auf und kehrte erst 1763 nach Kopenhagen zurück. Als der Graf von Bernstorff 1770 seine Entlassung als Minister erhalten hatte, begab sich K. nach Hamburg. Er

Digitized by Google

führte den Titel eines dän. Legationsrathes und war vom nachmaligen Großherzog Karl Friedrich von Baden zum Hofrath mit einem Jahrgehalte ernannt worden. Im J. 1773 wurde der „Messias" vollendet. Nachdem sich K. 1792 zum zweiten Mal, und zwar mit Johanne Elisabeth, geb. von Dimpfel, verwitwete Frau von Winthem, verheirathet hatte, starb er am 14. März 1803. Bei seinem überaus feierlichen Begräbniß auf dem Kirchhofe zu Ottensen bei Hamburg zeigte sich, wie groß die Liebe und Verehrung war, welche der Dichter allgemein genoß. Frömmigkeit, Reinheit der Gesinnung, Geradheit und ein edler Stolz waren die Grundzüge seines Charakters, und dabei hing er mit aufopfernder Liebe an seiner Familie und an seinen Freunden, liebte den Scherz, ohne doch in seiner Heiterkeit verletzend zu werden. Er war ein großer Freund des Schrittschuhlaufens. Das Ausgezeichnetste unter den poetischen Schöpfungen K.'s sind wol seine Oden, in denen er die deutsche Sprache mit einer Kraft und Gewandtheit handhabte, welche bis dahin nicht erhört war und durch welche die Sprache nicht verunstaltet, sondern ausgebildet wurde. Er machte die Verskunst der Alten der deutschen Sprache zu eigen. Geeigneter noch, in das Volk überzugehen, waren seine geistlichen Lieder, welche entfernt von aller Empfindelei doch die tiefste und innigste Religiosität athmen. In diesen wendete er auch den sonst von ihm verschmähten Reim an. Seine gesammelten Schriften sind in 12 Bänden (Leipz. 1799—1817 und 1823) erschienen. Im J. 1824 feierte man in Quedlinburg und Altona die hundertjährige Wiederkehr seines Geburtstages.

**Kloster** heißt die gemeiniglich durch hohe, düstere Mauern eingeschlossene Wohnung der nach irgend einer gemeinschaftlichen Regel lebenden Mönche und Nonnen. Die beschauliche und andächtige Lebensweise der Mönche (s. d.) war im Morgenlande, namentlich in Ägypten, längst heimisch gewesen, als durch das Bedürfniß der Gemeinschaft die Klöster entstanden. Es geschah dies zu Anfang des 4. Jahrh. in den Wüsten Oberägyptens, wo der heil. Antonius (s. d.) eine Anzahl Einsiedler um sich versammelte, die zur Ausübung gemeinschaftlicher Andachten ihre Hütten, Lauren genannt, nebeneinander baueten und für ihren Unterhalt und die Armen Matten von Palmen flochten. Eine noch größere und geordnetere Einsiedlercolonie zu gleich frommen und gemeinnützigen Zwecken gründete um die Mitte desselben Jahrh. Pachomius, ein Schüler des h. Antonius, auf Tabenna, einer Nilinsel in Oberthebais. Die Colonie, in der sich schon Vereine von Nonnen befanden, umfaßte mehre in geringer Entfernung voneinander erbaute Häuser, in deren jedem eine Anzahl Mönche zu drei bis vier in Zellen neben einander wohnten und unter einem Prior standen. Sämmtliche Priorate bildeten das Cönobium oder Monasterium (Münster) und wurden von einem Vorsteher, der Abbas (Vater), Hegumen (Anführer) oder Archimandrit hieß, regiert und zu einer bestimmten gleichförmigen Lebensordnung angehalten. Die an dem Cönobium theilnehmenden Mönche hießen von ihrem gemeinsamen Zusammenwohnen Cönobiten, im Gegensatz der vereinzelt lebenden Eremiten und der wild umherschweifenden Anachoreten. Die Anzahl der nach und nach auf Tabenna angesiedelten Mönche soll sich nach des Pachomius Tode im J. 348 auf 50,000 belaufen haben. Bald bildeten sich nach dieser Einrichtung der Cönobien auch außerhalb Ägyptens in Palästina, Syrien, Armenien und Kleinasien zahlreiche Mönchsgesellschaften. Jedes Kloster empfing jetzt noch seine Regel von seinem Gründer und die allgemeinen Bedingungen, denen man sich beim Eintritt in dasselbe stillschweigend und ohne feierliche Gelübde unterzog: unbedingter Gehorsam gegen den Vorsteher, Aufgebung alles eignen Willens und Besitzes, Ertödtung der Sinnlichkeit, Verachtung der Welt, um allein Gott und göttlichen Dingen zu dienen, hatten nur so lange Geltung, als die Neigung, sie zu erfüllen, dauerte; doch gab es in jener Zeit oft Mönche, die, hierdurch nicht befriedigt, das Kloster verließen, um in der Wüste den furchtbaren Kampf verzweifelter Selbstpeinigung zu beginnen. Erst als die Klöster auch in und bei den Städten errichtet wurden und der strengen Clausur ungeachtet, wie man das Verbot hinauszugehen und mit Weltleuten zu verkehren, und davon auch die Mönchswohnungen claustra, d. i. verschlossene Örter, Klöster nannte, nicht gegen die sittenverderbende Nähe der Städte geschützt werden konnten, erhielten sie durch Basilius den Großen (s. d.) eine Regel, die für das ganze Morgenland Geltung gewann und noch jetzt von den griech. und armenischen Mönchen befolgt wird. Vorzüge der Kleriker, deren Pflanzschule sie später wurden, genossen jetzt die Mönche noch nicht; doch waren sie in der Hand gewaltthätiger Bischöfe ein leicht aufzureizendes Heer, welches oft gebietend über die Meinungen und die Gewalt der Menschen im Kampfe gegen Heiden und Ketzer weder die kaiserliche Macht noch die Gesetze scheuete. Im Abendlande wurde das Mönchthum durch das Gefolge des Athanasius bekannt, zuerst angestaunt und verabscheut, aber bald durch die ausgezeichnetsten Kirchenlehrer verbreitet und befestigt. Die ersten Klöster, die in Italien und an der Südküste von Frankreich gestiftet wurden, nahmen sich anfangs morgenländische Regeln zum Muster, ungeachtet dieselben das natürliche Bedürfniß abendländischer Mönche weit überstiegen, als Benedict von Nursia in der romantischen Wildniß von Montecasino 529 sein Kloster gründete, und durch seine milde, aber festgeordnete Regel mit ewigen Gelübden bald die meisten Klöster des Abendlandes zu einer genau gegliederten Gesellschaft vereinte und zu heilsamer Thätigkeit anhielt. In jenen Zeiten der Unwissenheit und des Aberglaubens hatten die Klöster ihren großen Nutzen. Dem ausgearteten Christenthum erhielten sie die Tugenden der Mildthätigkeit und Freigebigkeit; andere sind Freistätten der Wissenschaft geworden und haben durch gelehrte Beschäftigung ihrer Bewohner die Denkmale des Alterthums einer spätern Zeit aufbewahrt; andere haben Wüsteneien urbar gemacht und in fruchtbaren Boden umgewandelt; noch andere haben durch die Missionare, die sie aus ihrer Mitte entsandten, vielen europäischen Völkern Sitte und Bekehrung gebracht. Doch zeigten sich innerhalb der Klöster auch schon frühzeitig die Spuren der Verderbniß. Ihr fortwährend zunehmender Reichthum verführte zu Müßiggang und Schwelgerei, und die erzwungene Geschlechtsverleugnung erzeugte die unnatürlichen Sünden, die den Namen Klostersünden erhielten. Die allgemeine Rohheit des Zeitalters machte das Verderben noch größer. Oft wurden die Klöster wegen ihrer einträglichen Pfründen, namentlich in Frankreich, als ein Lehn und Erbe weltlichen Großen vom Landesherrn

Digitized by Google

ertheilt, die dann als Laien und Commendaturäbte nur die Einkünfte bezogen. Die heiligen Mauern ertönten nicht selten von dem Geschrei der Weiber, Kinder, Soldaten und Hunde, und die Bischöfe, welche die ursprünglichen Aufseher und Visitatoren der Klöster waren, thaten nichts, was die verfallene Zucht und das verwilderte Leben der Mönche und Nonnen gebessert hätte. Nur die von Karl dem Großen zur bessern Bildung des Klerus zu Tours, Lyon, Köln, Trier, Fulda, Osnabrück, Paderborn, Würzburg und an andern Orten errichteten Klosterschulen behielten auch im 9. und 10. Jahrh. eine würdigere Haltung. Ein neuer und besserer Geist des Klosterlebens ging zuerst wieder von dem 910 errichteten Kloster Clugny in Burgund aus, wo durch den Abt Berno, aus dem Geschlechte der Grafen von Burgund stammend, die fast vergessene Regel Benedict's, mit einigen Zusätzen geschärft, wieder auflebte. Unmittelbar dem Papste unterworfen und von geistlicher und weltlicher Gerichtsbarkeit befreit, wurde Clugny unter den streng hierarchisch gesinnten Nachfolgern des Berno, Odo und Odilo, das Haupt der berühmten Benedictinercongregation, die im 12. Jahrh. an 2000 Klöster, meist in Frankreich, umfaßte. An der Spitze der monarchisch-aristokratischen Regierung der Congregation stand der Abt von Clugny, von den Mönchen daselbst erwählt, aus denen er mit wenigen Ausnahmen allen andern Klöstern Prioren bestellte, und einem Generalcapitel derselben, das sich jährlich in Clugny versammelte, war die Oberaufsicht und Gesetzgebung anvertraut. Auch in andern Ländern vereinte das Bestreben, durch die erneuete und geschärfte Regel Benedict's dem Mönchthume seine Bedeutung zu sichern, begünstigt durch den allgemeinen Trieb nach Corporationen, die Klöster zu ähnlichen Congregationen, oder wurde die Ursache zu neuen Orden von Religiosen, die ohne die bischöfliche Aufsicht (eximirte Klöster) meist unmittelbar im Dienste der Päpste standen, von deren Bestätigung die Rechtsbeständigkeit eines Klosterordens abhängig war. Hierdurch, sowie durch die Strenge der Regeln, wuchsen die Klöster und Orden schnell zu Macht und Ansehen empor. In den Zeiten der Kreuzzüge beerbten die Klöster oft die Pilger, die nicht wiederkehrten, und weil in dem raub- und fehdelustigen Mittelalter das Klostergut dadurch, daß es der frommen Entsagung und den Armen zur Pflege und Unterstützung diente, meist noch geschützt und gesichert war, so wurde dies gleichfalls ein Umstand zu ihrer Bereicherung. Aber der hierdurch entstandene Widerspruch eines Gelübdes der Armuth neben den erworbenen Reichthümern führte aufs neue den Verfall der Klöster herbei, indem mit dessen Genusse die Strenge der Sitten, die Ehrfurcht des Volkes und der dadurch begründete Einfluß nachließ. Daher war auch ihr Schicksal zur Zeit der Reformation, wo sie theils aufgelöst, theils gewaltsam aufgehoben wurden, nicht ganz unverdient. Aber das dadurch freigewordene Klostergut wurde nur zum geringen Theil seiner Bestimmung entsprechend zu milden und wissenschaftlichen Stiftungen angewandt; der bei weitem größere Theil desselben fiel dem Staate anheim, oder kam durch Zurückhaltung von Zinsen und Gefällen dem Volke zu Gute. Wie groß indeß auch der äußere Verlust war, den die Klöster durch die Reformation erlitten hatten, so war er doch selbst für die innere Verbesserung derselben nicht ohne Folgen gewesen, sodaß sie in den katholischen Ländern noch bis ins 18. Jahrh. ruhig fortbestanden. Aber der schnell um sich greifende Einfluß eines neuen Zeitgeistes raubte ihnen immer mehr in den Augen des Volkes ihr Ansehen, sowie die gesunkene päpstliche Macht selbst bei den selbständig gewordenen Staaten ihnen auch keine Stütze mehr sein konnte. Was die Klöster hin und wieder noch Gutes leisteten, durch Armen- und Krankenpflege, durch Unterricht und Erziehung, durch Besserung sittlich verwahrloster Menschen, oder was sie in frühern Zeiten für Kunst und Wissenschaft, für Völkerbildung und Länderanbau einflußreich und verdienstlich gemacht hatte, das fand entweder bei dem leidenschaftlich verfolgten Interesse der Staatenverbesserung und allgemein menschlicher Bildung keine Beachtung, oder es wurde aufgewogen durch die Nachtheile, die sie durch die Beförderung der Ehelosigkeit der Bevölkerung, durch ihre Bereicherungen dem Nationalwohlstande, durch den Müßiggang und die geheimen Sünden ihrer Bewohner dem Gewerbfleiße, der Aufklärung, der wahren Religiosität und Sittlichkeit brachten. Von diesem Standpunkte aus war es daher ein zeitgemäßer Schritt, als Joseph II. 1781 zuerst die Klöster einiger Orden ganz aufhob und ihre Einkünfte dem Kirchen- und Schulfonds zuwandte, und andere, die er bestehen ließ, auf eine bestimmte Zahl von Religiosen einschränkte und außer alle Verbindung mit auswärtigen Obern setzte. Noch ungünstiger waren für das Bestehen der Klöster die Revolution in Frankreich und die daran geknüpften Ereignisse. Durch einen Beschluß der Nationalversammlung von 1790 wurden alle Orden und Klöster innerhalb Frankreichs aufgehoben, und in der Folge wurde dieser Beschluß auch über alle katholische Länder ausgedehnt, die durch Napoleon unter französische Herrschaft geriethen. Als nach dem Sturze Napoleon's das katholische Kirchenthum sich wieder fester zu begründen suchte, begannen auch die Klöster ihre frühere Stellung in demselben wieder einzunehmen. Am frühesten geschah dies in Italien und in Spanien und Portugal, wo sie jedoch neuerdings im Sturme der Revolution wieder untergegangen sind. Auch in andern Ländern, wie in Frankreich und Baiern, ist in einigen Concordaten, wie man Staatsverträge mit dem Papste nennt, das Fortbestehen der noch erhaltenen und die theilweise Wiederherstellung der aufgehobenen Klöster verheißen worden; doch hat bei letzterer der fromme Wille der Regierungen namentlich in der Herausgabe des Klosterguts große Hindernisse gefunden; ebenso wenig dürften die wiedererstandenen Orden der Franziskaner und Kapuziner in Baiern, wie sehr sie sich auch durch ihre Bestimmung für das Erziehungs- und Unterrichtswesen empfehlen, dem Bedürfniß der neuern Zeit entsprechen.

**Klumpfuss** wird im Allgemeinen ein Bildungsfehler der Füße genannt, bei welchem der Fuß nach innen oder außen verdreht ist. Indeß unterscheidet man wieder den eigentlich sogenannten Klumpfuß und den Plattfuß. Bei jenem ist der Fuß so um seine Längenachse gedreht, daß der innere Fußrand nach oben, der äußere nach unten, die Sohle nach innen, die Rückenfläche des Fußes nach außen gerichtet ist. Dabei sind die Zehen stark gebogen, die Rückenfläche des Fußes gewölbter, die Fußsohle hohler als gewöhnlich, die Ferse in die Höhe gezogen und nach innen



Digitized by Google

gerichtet, sodaß sie den Boden nicht berührt. Natürlich ist durch diese Misbildung das Gehen behindert. Nicht immer ist der Klumpfuß bis zu dem beschriebenen Grade ausgebildet. Der Klumpfuß ist gewöhnlich angeboren, kann aber auch nach der Geburt entstehen, wenn der Fuß, z. B. wegen des Vorhandenseins von Geschwüren u. dergl., längere Zeit in einer bestimmten Lage gehalten und dadurch das Gleichgewicht zwischen den Streck- und Beugemuskeln aufgehoben wird. Die Veränderungen, welche die Bänder und Knochen des Fußes und der Fußwurzel durch das in Rede stehende Übel erleiden, treten erst nach und nach ein. Alle an der Sohle und dem innern Rande des Fußes befindlichen Bänder verkürzen sich, während die der Rückenfläche und des äußern Fußrandes mehr und mehr erschlaffen. Die Knochen der Fußwurzel weichen je nach dem Grade der Verkrümmung mehr oder weniger aus ihrer gegenseitigen Berührung und verändern allmälig auch ihre Gestalt. Die Heilbarkeit des Klumpfußes ist nur dann möglich, wenn das Übel noch nicht bis zu einer Misbildung und Verwachsung der Knochen fortgeschritten ist. — Beim Plattfuß findet nicht eine wirkliche Verdrehung, sondern nur eine solche Abweichung des Fußes nach außen statt, daß der innere Knöchel sehr hervorragt, tiefer steht und unter dem äußern eine mehr oder weniger beträchtliche Aushöhlung bildet, die natürliche Wölbung des Fußrückens und die Aushöhlung der Fußsohle verloren gehen und der Fuß beim Auftreten mit der ganzen Fläche der Sohle gleich stark den Boden berührt. Beim Gehen richten Plattfüßige die Knie nach innen, die Füße nach außen. — Mit der Benennung Pferde- oder Spitzfuß bezeichnet man die Misbildung, bei welcher der ganze Plattfuß mit dem Unterschenkel dieselbe Richtung hat und die Ferse bedeutend in die Höhe gezogen ist, sodaß der Kranke beim Gehen nur mit den Zehen und vorzüglich mit dem Ballen auftritt, und wobei zugleich der Fuß eine solche Beugung hat, daß die Wölbung des Fußrückens und die Aushöhlung der Sohle vergrößert ist. Auch diese Misbildung ist meist angeboren und beruht auf einer widernatürlichen Zusammenziehung der Vordermuskeln.

**Klystier** heißt eine flüssige Arzneiform, welche vermittels verschiedener Spritzen in den Mastdarm eingespritzt wird und die verschiedenartigsten Substanzen enthalten kann. Die Menge der Flüssigkeit, die man zu einem Klystiere verwendet, ist nach dem Alter des Kranken und nach dem Zwecke des Klystiers verschieden. Für Erwachsene beträgt die Menge der zu einem Klystier zu verwendenden Flüssigkeit 8—9, höchstens 12 Unzen, für Kinder von 3—8 Jahren 2—4, für noch jüngere 2 Unzen. Soll das Klystier ganz oder doch längere Zeit in dem Mastdarme verweilen, so wählt man eine kleinere Portion, soll es dagegen nur vorübergehend einwirken und den Dickdarm hauptsächlich nur zur Zusammenziehung und Ausleerung anregen, eine größere. Die Art der Flüssigkeit hängt von dem Heilzwecke ab, den man erreichen will. Bald bedient man sich bloßen Wassers, bald ernährender, am häufigsten aber arzneilicher Substanzen, daher die so gewöhnliche Unterscheidung der Klystiere in einfache, ernährende und arzneiliche. Am gewöhnlichsten gibt man dem Klystier eine Temperatur, die der unsers Körpers gleich kommt; daß es diese habe, erkennt man daran, daß, wenn man die mit der Flüssigkeit angefüllte Spritze auf das geschlossene Auge drückt, in diesem kein schmerzhaftes Brennen entsteht. Unter besondern Umständen wendet man jedoch auch kalte Klystiere an. Regel ist es, einen Kranken, dem man ein Klystier geben will, auf die rechte Seite legen und sich etwas krümmen zu lassen, um die Bauchmuskeln in den Zustand von Erschlaffung zu versetzen. Wird mit Klystieren Misbrauch getrieben, wie dies bei Neigung zu Verstopfung nur zu leicht geschieht, so vermehren sie in der Regel das Übel, dem sie abhelfen sollen.

**Knall** bezeichnet im Allgemeinen einen heftigen, kurzen Schall, vorzugsweise diejenige Art kurz anhaltenden lauten Schalles, welche durch schnelle und gewaltsame Ausdehnung einer Luftart hervorgebracht wird. Bei der Windbüchse z. B. ist die Luft in einem engen Raume stark zusammengepreßt und beim Losdrücken der Büchse geschieht nichts Anderes, als daß der zusammengepreßten Luft plötzlich ein Ausweg geboten wird, sie sich also schnell mit Gewalt ausdehnen kann, wobei sie in den Weg tretende Körper (die Ladung) mit sich fortreißt. Ein stärkerer Knall erfolgt, wenn man in einen luftleeren Raum plötzlich die Luft eintreten läßt. Setzt man z. B. auf den Teller einer Luftpumpe einen metallenen hohlen Cylinder, dessen oberes Ende mit einer Blase verbunden ist, und pumpt dann die Luft in dem Cylinder allmälig aus, so wird sich die Blase immer mehr nach unten senken und immer schärfer anspannen, bis sie mit einem sehr heftigen Knalle zerplatzt, indem die Luft von außen in den Cylinder stürzt. Auf einem ähnlichen Vorgange beruht auch das Knallen von Federbüchsen, wenn man schnell den Deckel abzieht. Indem nämlich der Deckel abgezogen wird, vergrößert sich der Raum im Innern der Büchse, die Luft dieses Raumes dehnt sich aus, ist dünner als die atmosphärische Luft und sowie die Büchse geöffnet wird, schlägt die äußere Luft in die Büchse hinein. Zieht man den Deckel langsam ab, so dringt durch die feinen Ritze die äußere Luft nach und nach in das Innere der Büchse; die Dichte der inneren Luft kommt daher der Dichte der äußeren fast gleich, und es erfolgt gar kein oder nur ein geringer Knall. Beim Abfeuern eines Gewehrs oder Geschützes mit Pulver ist die Entstehung des Knalls die Folge beider erwähnten Vorgänge. Beim Entzünden nämlich wird augenblicklich ein fester Körper (das Pulver) in einen luftförmigen verwandelt, dehnt sich dabei gewaltsam aus und stürzt aus dem Rohre, die Ladung vor sich hertreibend. Sowie aber dies geschehen, ist auch die das Rohr erfüllende Luft dünner als die atmosphärische, und diese stürzt daher in das Rohr. Jeder dieser Vorgänge erzeugt einen Knall, doch folgen beide Knalle so schnell aufeinander, daß man sie nicht zu unterscheiden vermag. Bei Geschützen hört man aber deutlich, daß der Knall jedesmal mit einem mehr metallischen Klange endet, welches die Folge der Erschütterung ist, die das Metallrohr erleidet, indem die äußere Luft in dasselbe stürzt. Der Knall einer Peitsche ist gleichfalls die Folge der schnellen Erzeugung eines leeren Raumes in der Luft und des Nachstürzens der Luft in diesen Raum. Jener leere Raum entsteht bei der schnellen Bewegung der Peitsche durch die Luft, denn der Raum, welchen eben noch die Peitschenschnur einnahm, wird plötzlich verlassen. Bei einer langsamern Bewegung in der Luft

ritt auch die Luft langsamer, nicht so plötzlich nach und es entsteht kein Knall, sondern ein mehr sausender oder summender Schall. Den Donner hat man bekanntlich auf dieselbe Art erklärt, wie den Knall der Peitsche. Hier ist es der Blitz, welcher den leeren Raum erzeugt. Vielleicht wirkt derselbe aber nicht so mechanisch wie die Peitsche, sondern mehr wie der Funke auf das Schießpulver, indem er beim Durchfahren durch die Luft die Wassertheilchen zersetzt und dadurch eine sogleich sich durch den elektrischen Funken entzündende und mit heftigem Knall wieder in Wasser verwandelnde Gasmischung bildet. Diese Gasmischung ist auch sonst als *Knallgas* oder *Knallluft* bekannt und besteht aus einem Gemenge von Wasserstoffgas und Sauerstoffgas. Bereitet man ein solches Gemenge und läßt dann einen elektrischen Funken in dasselbe schlagen oder entzündet es auf andere Weise, so verwandelt es sich augenblicklich in eine Quantität Wasser, welche einen bei weitem kleinern Raum einnimmt als vorher das Gasgemenge, und indem die Luft in den plötzlich leergewordenen Raum stürzt, entsteht ein heftiger Knall. Es gibt nun eine große Anzahl von chemischen Stoffen, welche durch Berührung mit gewissen andern Körpern, durch einen Funken oder einen Schlag, Stoß, Reibung u. dgl. plötzlich ihren Aggregationszustand ändern (entweder aus festen oder flüssigen Körpern zu luftförmigen oder aus diesen zu jenen werden) und dabei stets einen Knall erregen. Man nennt diese Substanzen *knallende*, *verpuffende*, *detonirende* oder *explodirende*. Wie das Schießpulver sind diese Substanzen großen Theils Stickstoffverbindungen, wie das *Stickstoffchlorid* und das *Stickstoffiodid*, daher die Chemiker bei der Behandlung dieser Stoffe große Vorsicht anwenden müssen. Das *Knallgold* ist eine Verbindung von Goldoxyd und Ammoniak (das Stickstoff enthält) und verpufft mit heftigem Knall in geringer Hitze. Ebenso ist das aus Silberoxyd und Ammoniak zusammengesetzte *Knallsilber* (das *Berthollet'sche*) eine stark explodirende Substanz. Ein anderes Knallsilber, das *Howard'sche* oder *Brugnatelli'sche*, wird durch Behandlung des Silbers mit Salpetersäure und Alkohol erhalten und verpufft mit noch größerer Heftigkeit. Auf ähnliche Weise wie dieses wird auch das *Knallquecksilber* erhalten, welches zu Zündhütchen angewendet wird. Dasselbe wirkt beiweitem kräftiger als das Schießpulver, ist aber auch viel leichter explodirbar und muß daher mit sehr großer Vorsicht behandelt werden. Reiben, Schlagen, Erhitzung, der elektrische und der Stahlfunke, concentrirte Schwefelsäure und brennender Zunder bringen es zum Verpuffen. Es hat dabei eine fast 30 Mal größere Triebkraft als Schießpulver. Man bedient sich desselben zur Bereitung der Zündhütchen, indem man etwa $1/3$ Schießpulver in die Mischung nimmt. — Das sogenannte *Knallpulver* erhält man durch Zusammenmengung von Salpeter, kohlensaurem Kali und Schwefelblüten in bestimmten Quantitäten. Dasselbe entzündet sich durch Erhitzung. — Außer den erwähnten gibt es noch eine große Anzahl unter Umständen verpuffender Substanzen, von denen hier nur das *Chlorgas* noch angeführt werden soll. Mengt man dieses nämlich mit einer gleichen Quantität Wasserstoffgas im Dunkeln und läßt dann das Sonnenlicht darauf strahlen, so verpufft das Gemenge und es bildet sich Salzsäure. Merkwürdig ist aber, daß die Explosion nicht erfolgt, wenn das Gas in Glas von rother, gelber oder grüner Farbe eingeschlossen ist. — Eine bekannte Spielerei sind die sogenannten *Knallkugeln*, welche an der Lampe aus Glas geblasen und so behandelt werden, daß sie inwendig in ihrer Höhlung fast luftleer sind; zerbricht man nun diese Kugeln, so geben sie einen heftigen Knall. Andere knallen beim Erhitzen, weil man sie innerlich mit einer Flüssigkeit erfüllt hat, welche sich bei der Erhitzung ausdehnt und die Glashülle zerschmettert.

**Knees** oder **Knäs** heißen in Rußland die Mitglieder des ältesten und vornehmsten Adels, welche ihren Ursprung zum Theil von ehemaligen regierenden Familien ableiten, deren Reiche nachmals dem großen russ. Staate einverleibt worden sind. Man rechnet zu den Knees etwa 18 Familien, unter denen die *alten* oder *einheimischen* einen höhern Rang einnehmen als die *neuen* oder *fremden*.

**Knigge** (Adolf Franz Friedr. Ludwig, Freiherr von) ward auf einem Gute seines Vaters, zu Bredenbeck ohnweit Hanover 1752 geboren, studirte seit 1769 auf der Universität zu Göttingen und wurde dann vom Landgrafen von Hessen zum Hofjunker und Assessor der Kriegs- und Domainenkammer ernannt. Seine zerrütteten Vermögensumstände nöthigten ihn jedoch, jene Stellung wieder zu verlassen und sich auf seine Güter zu begeben. Nachdem er 1777 Kammerherr am weimarischen Hofe geworden war, machte er mehre Geschäftsreisen und hielt sich nachher mit seiner Familie abwechselnd zu Hanau, Frankfurt und Heidelberg auf. Im J. 1790 wurde er Oberhauptmann und Scholarch in Bremen und starb 1796. K. hat vielerlei geschrieben, namentlich Romane, welche großen Beifall fanden. Geringern Werth haben seine Theaterstücke. Sein berühmtestes Werk ist „Über den Umgang mit Menschen" (3 Bde., 10. Aufl., Hanov. 1824), zu dem der letzte Herausgeber, Wilmsen, noch einen Band „Weltton und Weltsitte" (Hanov. 1824) geschrieben hat. Es spricht sich in demselben eine vielseitig gebildete Menschenkenntniß aus.

**Knight**, verwandt mit dem deutschen Worte *Knecht*, bezeichnet in England einen Ritter. Die Ritter gehören zu der Gentry oder dem niedern Adel, und waren ursprünglich nur freie Männer, welche ein gewisses Landeigenthum besaßen. Man unterscheidet verschiedene Rangordnungen der Ritter, unter denen die eines Knight-bachelor die unterste ist. Höher steht der Bannerherr, Knight-banneret. Auch die Ritter der vier engl. Orden: des Hosenbandordens, des Bathordens, des Distelordens und des h. Patrik, gehören zu den Knights.

**Kniphausen**, eine souveraine Herrlichkeit oder Herrschaft, bildet einen Staat des deutschen Bundes, liegt, ringsum vom Großherzogthume Oldenburg eingeschlossen, westl. von der Jahde, und ist der kleinste Staat Europas; denn sein Flächeninhalt beträgt nur zwei Quadratstunden. Er wird beherrscht von der Familie *Bentinck*, welche zugleich Güter in Nordniederland und die Herrschaft Varel in Oldenburg (2¼ □M. mit 6000 Einw.) besitzt. Die Herrschaft Kniphausen gehörte früher zu Jever, wurde aber von der letzten Besitzerin dem Grafen Johann von Oldenburg vermacht, der seine Rechte an den Freiherrn Wilhelm von Kniphausen überließ. Im J. 1757 kam sie endlich an die aus der Pfalz stammende freiherrliche Familie Bentinck, welche, in den Niederlanden begütert, mit König Wilhelm III. von Oranien nach

Digitized by Google

die verschiedenen Arten der Knoten näher in Betracht zu ziehen. Die nachstehende Zusammenstellung zeigt eine große Anzahl von Knoten, welche größtentheils noch nicht zusammengezogen sind, damit man leichter die Anordnung überblicken kann. Fig. 1 ist der gewöhnlichste Knoten, mit dem man zwei Enden zu verbinden pflegt; Fig. 2 ist der sogenannte Weberknoten, welcher sich durch Festigkeit und geringe Dicke auszeichnet; Fig. 3—16 sind Knoten, welche am häufigsten auf Schiffen in Anwendung kommen, und Fig. 17 ist der sogenannte Liebesknoten, dessen man sich bedienen kann, um, wie Fig. 18 zeigt, ein Gefäß mit Henkeln zu versehen. Am berühmtesten geworden ist der gordische Knoten, den Alexander (s. d.) mit dem Schwerte durchschnitt. Die nähere Beschaffenheit dieses Knotens ist unbekannt. Gordius, der aus einem armen Landmann König von Phrygien geworden war, hatte seinen Wagen dem Jupiter geweiht und an dessen Deichsel einen künstlichen Knoten geknüpft, von dem die Sage ging, daß Der, welcher ihn einst zu lösen vermöge, die Welt erobern würde. — In der Astronomie nennt man Knoten diejenigen Punkte, in welchen die an der Himmelskugel verzeichnete Mondsbahn die gegen sie geneigte Erdbahn durchschneidet, und die beide Punkte verbindende gerade Linie heißt die Knotenlinie. Der Knoten, von dem aus sich der Mond über die Ekliptik gegen N. erhebt, heißt der aufsteigende, der andere der niedersteigende Knoten, und man bezeichnet jenen durch ☊, diesen durch ☋. Ähnliche Knoten machen auch die Planeten mit der Ekliptik. Da die Lage der Ebenen, in welcher sich die Himmelskörper bewegen, veränderlich ist (obschon diese Veränderung nur langsam vor sich geht), so verändert sich auch die Lage der Knotenlinien. Die Knoten des Mondes bewegen sich am schnellsten und gehen im Verlaufe von 19 Jahren durch alle Zeichen des Thierkreises.

**Knox** (Joh.), der Reformator Schottlands, war in Gifford bei Haddington in Schottland 1505 in einer alten und achtbaren Familie geboren, studirte auf der Universität zu Andrews, war hier seit 1530 Lehrer der Philosophie und seit 1535 protestantisch gesinnt. Angeregt durch Luther's Schriften hatte das eifrige Studium der h. Schrift und der Kirchenväter in ihm das Licht der Wahrheit entzündet. Im Stillen von der Nothwendigkeit einer Kirchenverbesserung überzeugt, begann K. 1542 öffentlich gegen das Papstthum zu predigen, mußte aber deshalb flüchten und fand in Nordschottland bei einigen gleichgesinnten Adeligen, unter deren Schutze er das Reformationswerk muthig fortsetzte, einen sichern Aufenthalt. Im J. 1547 kehrte er wieder nach Andrews zurück, wurde Prediger der jungen evangel. Gemeinde und ertheilte noch in demselben Jahre das Abendmahl unter beiderlei Gestalt. Aber bald darauf wurde er mit allen evangelisch gesinnten Einwohnern der Stadt gefangen genommen und mußte zwei Jahre auf den Galeeren Frankreichs schmachten. Hart geprüft, aber geistig erstarkt, hatte er 1549 kaum die Freiheit wieder erlangt, als er nach England eilte und hier unter Cranmer's (s. d.) mächtigem Einflusse in der nördl. Provinz Berwick die neue Lehre mit solchem Eifer verkündigte, daß er deshalb eine Pfarrei in London, sowie das Bisthum in Newcastle ausschlug. Neue Verfolgungen brachen über ihn aus, als König Eduard 1553 gestorben war, und die eifrig katholische Maria, die ihm folgte, jede Spur der Reformation zu vertilgen suchte. Schon waren viele Evangelische auf dem Scheiterhaufen gestorben und auch K., von dem Vater seiner Braut verrathen, schien zum Opfer der Verfolgun- wuth bestimmt, entkam aber noch glücklich nach Ge- Hier lebte er den Wissenschaften in vertrauter Freundsc- mit Calvin, den er sich als Reformator zum Vorbild na- Auf die Einladungen seiner Freunde kehrte er zwar 155 wieder nach Schottland zurück und stiftete daselbst zur ge- genseitigen Vertheidigung die erste Verbrüderung (Con- gation) der evangelischen Schotten; da aber hierdurch ganze katholische Geistlichkeit gegen ihn in Aufruhr ger- und von der regierenden Maria v. Lothringen, der verwitwe- Mutter der Maria Stuart, mit Ungestüm seine Hinrichtun- als des gefährlichsten aller Ketzer, verlangt wurde, so eilte K. von seiner Gattin und Schwiegermutter begleitet, schon 15 wieder nach Genf zurück und wirkte hier als Prediger der engl. Gemeinde. Abwesend verurtheilte ihn die Geistl- in Edinburg zum Feuertode. Hiergegen appellirte K. ein allgemeines Concil, und die neugestiftete Congreg- nahm sich seiner kräftig an. Dennoch konnte er nicht Schottland zurückkehren. Er blieb zu Genf und volle- seine berühmte Bibelübersetzung. Zugleich schrieb er einige Vertheidigungsschriften für sich an die Königin, an den Adel und die Stände Schottlands. Und da schottische und engl. Maria fortwährend gegen die Re- tion thätig waren, so schrieb er über sie die heftige S- „Erster Trompetenstoß gegen das monströse Weiberregim- wodurch er aber nicht allein ihren Zorn, sondern auch ihrer Nachfolgerinnen, der Königin Elisabeth (1558) und Maria Stuart (1561) im höchsten Grade erregte. De- kehrte er auf wiederholtes Bitten seiner Freunde im J. 1 nach Schottland zurück. Kaum war er hier angekom- als auch schon die Acht über ihn ausgesprochen Das Volk aber nahm ihn als einen Apostel auf, u- Perth fing man jetzt zuerst an, mit unbeschreiblicher über die Bilder in den Kirchen herzufallen und die K- zu verwüsten. Schnell folgten andere Städte diesem spiele und es kam zu einem Religionskampfe zwischen testanten und Katholiken. K. hatte das Ungewitter v- gesehen und zum Schutze der Evangelischen durch vert- Freunde am engl. Hofe ein Bündniß mit der Königin sabeth zu Stande gebracht. In Verbindung mit den E- ländern erzwang nun die evangelische Partei gegen die tholiken und die ihnen verbündeten Franzosen Duldung freie Ausübung ihrer Religion. Durch einen Parlam- schluß wurde 1560 der Protestantismus gesetzlich er- und durch K. die einfach apostolische, aber allzu strenge byterianische Kirchenverfassung eingeführt. Aber auch diesem herrlichen Erfolg hatte K. noch manche Gefahren bestehen. Die Anstalten, welche Maria Stuart seit Rückkehr nach Schottland zur Unterdrückung der neuge- deten Kirche traf, machten seine ganze Wachsamkeit Beredtsamkeit nöthig, und mehr als einmal suchte die nigin dem furchtbaren Gegner, der selbst ihres anstö- Privatlebens nicht schonte, den Proceß zu machen. rettete ihn immer seine Umsicht und Unerschrockenheit. am Abend seines thatenreichen Lebens erfüllte die Nach- von der pariser Bluthochzeit und die Furcht vor den Schottland bedrohenden Religionskämpfen seine Seele

iesem Schmerze. Er starb am 24. Nov. 1572. Zu Glas- ;ow (s. d.) ist seine hier abgebildete Bildsäule aufgerichtet vorden.

**Knute** (die) ist ein in Rußland übliches und gesetzlich ngeführtes Prügel- und Strafinstrument, welches aus ei- em ledernen Riemen besteht, in dessen Enden Draht ein- eflochten ist. Der zur Knute verurtheilte Verbrecher wird ufrecht stehend an zwei Pfähle gebunden und mit der Knute uf den Rücken geschlagen. Fast auf jeden Schlag fließt Blut, und 100—120 Knutenhiebe werden der Todesstrafe leich geachtet, denn oft büßt der Missethäter über der Voll- ehung das Leben ein. Der zu dieser höchsten Knutenstrafe Berurtheilte wird überdies auf der Stirn mit einem W., velches Wor, d. h. Schelm oder Schuft, unvergänglich be- eichnet, indem ihm die Haut geritzt und die Wunde mit 'ulver eingerieben wird, und sonst wurden ihm auch die Nasenlöcher aufgeschlitzt und die Ohren abgeschnitten. Nachdem e die Strafe überstanden, werden die Verbrecher nach Si- irien gebracht.

**Knüttelverse**, Knüppelverse, Verse aus dem Stegreif nennt man Verse, welche von dem Dichter ohne Sorgfalt, wie sie ihm eben in den Mund oder in die Fe- der kommen, gemacht werden, bei denen also weder auf das Zeitmaß noch auf richtige und gute Reime Rücksicht genommen wird. Sie passen allein zu Sprüchen im Volks- ton und zu komischen Gedichten. Hans Sachs (s. d.) machte diese Art von Versen in Deutschland beliebt; doch kamen dieselben nachmals durch schlechte Dichter, welche in ihnen ihre lahmen Vorstellungen und alltäglichen Gedanken aussprachen, in Verruf. In neuerer Zeit haben Ratschky im „Melchior Striegel“ und Kortüm in der „Jobsiade“ gute Gedichte in Knüttelversen geliefert. Den Ursprung des Na- mens hat man von Bened. Knüttel abgeleitet, welcher um 1700 Abt des Cistercienserklosters Schönthal war und seine schlechten holperigen Verse überall in seiner Abtei als In- schriften anbrachte. Wahrscheinlicher kommt der Name aber von Knüppel oder Knüttel, weil diese Verse so ungefüg und holperig wie Knüppel sind, zusammenklappen wie Knüt- tel bei einer Prügelei.

**Kobalt** oder Kobolt ist ein schweres unedles Metall, welches seinen Namen von dem neckenden oder bösen Berg- geiste Kobold (s. d.) erhielt; denn die Bergleute, welche früher den Kobalt nicht metallisch darzustellen wußten, in- dem sie durch einfaches Schmelzen seiner Erze kein Metall gewannen, hielten ihn für ein Erzeugniß jenes Geistes, der ihnen damit schaden oder sie necken wollte. Schon in äl- tern Zeiten benutzte man aber die Kobalterze zum Blaufärben des Glases und seit dem 15. Jahrh. bereitet man aus den- selben die Smalte. Das Kobaltmetall, welches 1733 zuerst dargestellt wurde, ist im reinen Zustande von röthlich weiß- grauer Farbe, ziemlich hart, spröde, aber etwas hämmerbar, schwer schmelzbar, feuerbeständig, achtmal schwerer als Was- ser und (ähnlich wie Eisen und Nickel) magnetisch. Das geschmolzene Metall ist bei gewöhnlicher Temperatur an der Luft und im Wasser unveränderlich, in der Glühhitze aber oxydirt es sich. Von den chemischen Verbindungen des Kobalt ist merkwürdig das salzsaure Kobaltoxyd, weil man dasselbe zu einer sogenannten sympathetischen Tinte brauchen kann. Schreibt man nämlich mit einer Auflösung dieses Salzes auf Papier, so verschwindet die Schrift, wird aber sogleich mit blauer Farbe sichtbar, wenn man das Pa- pier erwärmt. So oft man das Papier wieder erkalten läßt, wird die Schrift wieder unsichtbar, weil nämlich beim Erkalten das Salz Wasser aus der atmosphärischen Luft ein- zieht und mit diesem eine farblose Verbindung gibt. Das Kobaltoxyd, welches sich beim Glühen des Metalls bildet, ertheilt dem Glase, wenn es mit demselben zusammenge- schmolzen wird, eine schöne blaue Farbe. Auch in der Por- zellan- und Emailmalerei benutzt man das Oxyd zur Er- zeugung der blauen Farbe. Am meisten werden die Kobalt- erze zur Darstellung der bekannten blauen Farben des Zaf- fer oder Safflor und der Smalte benutzt. Jener be- steht aus gerösteten und mit Sand vermischten und zusam- mengemahlenen Kobalterzen; diese ist eigentlich durch Kobalt- oxyd blaugefärbtes, etwas arsenikhaltiges Glas, welches fein gerieben und so verkauft wird. Bei der Bereitung dersel- ben wird eine Mischung von Sand, Kali und Kobaltoxyd zusammengeschmolzen, das so erhaltene blaue Glas wird zer- stoßen und durch Schlämmen sortirt. Die feinste Sorte der



Digitized by Google

Smalte erhält den Namen Eschel. Diese Bereitung geschieht auf den sogenannten Blaufarbenwerken. Man wendet diese Farbe sowol in der gewöhnlichen Malerei, als auch besonders in der Fayence=, Steingut= und Porzellanmalerei, der Emaille= und Glasfärberei an. — Eine Verbindung von Kobaltoxyd und Thonerde gibt das Thenards-Blau, welches auch Chemisch=Blau oder wiener Ultramarin genannt und oft für Ultramarin (s. d.) verkauft wird. Dasselbe ist haltbarer als Indigo, Berg- und Berlinerblau, leichter zertheilbar als die glasartige Smalte, und an Schönheit fast dem Ultramarin gleich. Man nimmt es zur Ölfarbe wie zur Wasserfarbe. (Vergl. Blaufarbenwerke.)

**Kobi** oder Gobi, eine Wüste im mittlern Asien (Mongolei) liegt zwischen 7000 und 11,000 F. über der Meeresfläche, hat von O. nach W. eine Länge von mindestens 560 Stunden, ohne irgend eine Unterbrechung, von der Grenze der Kalmückei und des chines. Turkestan bis zur Mandschurei; die Breite beträgt 200 Stunden, denn die Kobi erstreckt sich südl. bis an die Grenzen von Tibet. Die gesammte Wüsten- und Steppenfläche Mittelasiens aber hat eine Länge von mindestens 400 deutschen Meilen und einen Flächeninhalt von 40,000 □M. Den östl. Theil der Kobi nennen die Chinesen Scha=mo, d. h. Sandmeer, den westl. Schaschin oder Ta=si; dieser letztere zeichnet sich dadurch aus, daß man in ihm neben dem beweglichen Sande auch hie und da sumpfige Landstrecken antrifft, was im O. nicht der Fall ist. Oasen sind in der Kobi weit seltener als in der Sahara. Die meisten Namen, welche wir auf den Karten finden, bezeichnen nicht etwa Wohnplätze, sondern irgend einen Brunnen, eine Quelle oder einen der vielen kleinen Salzseen, deren Becken häufig durchaus trocken liegen. Die größte Oase heißt Kami. Die sandigen Ebenen dieser Hochwüste sind fast ohne Pflanzenwuchs; hier und da ist ein Flecken mit grasartigen Gewächsen oder Zwerggesträuch bedeckt; auch findet man wilde Aprikosen und akazienartige Pflanzen. Im Frühlinge und im Sommer, wenn der Regen mangelt, verdorren die Pflanzen, die Hitze wird drückend, hält jedoch nicht lange an; der Winter ist streng und anhaltend. Die äußerst wasserarme Wüste wird von Mongolenhorden mit Hülfe des Kameels durchzogen. In der Nähe von Quellen findet man wilde Kameele, Pferde, Esel, den Dschiggetai und zahlreiche Antilopenheerden. Diese Wüste ist alles Anbaus durchaus unfähig.

**Koblenz**, die Hauptstadt eines Regierungsbezirkes in den preuß. Rheinprovinzen, liegt in einer reizenden Gegend am Einflusse der Mosel in den Rhein, hat etwa 16,000 Einw. und ist eine bedeutende Festung; die beträchtlichsten Befestigungswerke liegen auf dem linken Rheinufer. Die Stadt selbst hat meist breite und gerade Straßen, und die Neustadt oder Clemensstadt bildet den schönsten Theil derselben. Unter den Gebäuden sind das deutsche Haus, welches gegenwärtig als Caserne benutzt wird, das Schloß, das vormalige Jesuitercollegium und das Schauspielhaus die merkenswerthesten; von den Plätzen ist der Schloßplatz mit dem Clemensbrunnen zu erwähnen. K. hat ein katholisches Gymnasium, ein Seminar für die Bildung katholischer Schullehrer, eine Bibliothek, eine Gewerbsschule, Fabriken in lackirten Waaren und Taback, treibt auch bedeutenden Handel mit Mühlsteinen, Steinkohlen, Getreide und besonders mit Moselweinen, für welche es Stapelplatz ist. Über die Mosel führt eine 1072 F. lange Brücke von Stein und eine 970 F. lange Schiffbrücke über den Rhein nach Thalehrenbreitstein, einem gewerbsamen Städtchen von 2300 Einw., über welchem sich auf einem steilen, 800 F. hohen Berge das Fort Ehrenbreitstein erhebt, welches mit den Befestigungen von K. ein Ganzes bildet, und schon im Mittelalter berühmt war. Im J. 1799 wurde es von den Franz

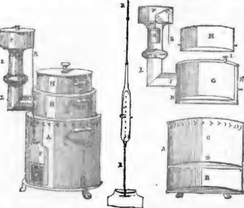
en genommen, nach dem luneviller Frieden von ihnen geschleift, 1815 aber von den Preußen nach einem bessern Plane wieder aufgebaut. K. hat seinen jetzigen Namen vom lateinischen Confluentes, weil hier Rhein und Mosel neinander fließen; es war eine wichtige Militairstation der Römer, und später hielten sich hier häufig fränkische Könige uf. Bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts war es Residenz des Kurfürsten von Trier, und nach Ausbruch der ranz. Revolution Sammelplatz der Emigranten. Später vurde es Hauptstadt des franz. Departements Rhein und Mosel, gehört seit dem Sturze Napoleon's zum preuß. Staate und ist Sitz eines Tribunals erster Instanz, eines Generalcommandanten und des Oberpräsidenten der preuß. Rheinprovinzen.

**Kobolde** sind nach dem nun fast erloschenen Volksaberglauben Geister, namentlich Berggeister, welche zuweilen den Bergmann necken, indem sie ihn in seiner Arbeit stören oder hm vergebliche Arbeit bereiten, wenn sie ihn Gestein finden assen, welches eine reichliche Ausbeute verspricht, nachher iber als nutzlos sich erweist, — öfter aber noch ihn in seiier Arbeit fördern, ihm reichhaltige Anbrüche verkünden i. dgl. Sie erscheinen in Gestalt von Zwergen oder blauen Flämmchen, sind die Hüter des Innern der Gebirge und ammeln hier selbst in fleißiger Bergmannsarbeit die Reichthümer, welche die Erde in ihrem Schoose verbirgt. Auch hat man sich unter den Koboldens neckende Geister vorgestellt, welche an einzelne Menschen oder Familien geknüpft sind, denen sie sich dienstbar erweisen, aber auch, wenn sie beleidigt worden sind, allerlei Schaden und Neckereien zufügen. Nach der Meinung des Volkes gab es auch Mittel, die Kobolde sich unterthänig zu machen und mit ihrer Hülfe sich Reichthümer zu erwerben und außerordentliche Thaten zu verrichten, an welchen Glauben sich manche ergötzliche Volkssage knüpft.

**Koburg**, abwechselnd mit Gotha die Residenz des Herzogs von Sachsen-Koburg-Gotha (s. d.), liegt in einer reizenden Gegend an der Itz, einem kleinen Flusse, der sich in den Main ergießt. Die Stadt hat etwa 8500 Einw., ein schönes Residenzschloß, Ehrenfels genannt, in welchem sich eine werthvolle Bibliothek von mehr als 30,000 Bänden befindet, ein Zeughaus und ein Theater. In der Moritzkirche ist das Erbbegräbniß der Herzoge. K. hat ein Gymnasium, ein Naturaliencabinet, eine technologische Gesellschaft, und ist sehr gewerbsam; daher der Handel mit den hier verfertigten Porzellanwaaren, Malereien auf Porzellan, den Gold- und Silberfabrikaten, Leinwand-, Wollen- und Baumwollenwaaren nicht unbeträchtlich ist. In der Nähe von K. liegen die romantischen Itzgründe und die herzoglichen Lustschlösser Rosenau, Ludwigsburg und Kallenberg. Die alte Feste Koburg ist jetzt ein Zuchthaus.

**Kochkunst** heißt die Kunst der Zubereitung von Speisen und Getränken, welche bei allen gebildeten Völkern älterer und neuerer Zeit ausgebildet worden ist, und zwar um so höher, je mehr sich die Menschen von Dem, was die Natur ihnen zum Genuß darbietet, entfernten und je mehr sie beim Essen und Trinken nicht nur den Zweck der Sättigung verfolgten, sondern auch auf eine angenehme Weise den Geschmackssinn anregen und den Appetit befriedigen wollten. Ein Sprüchwort sagt: „Hunger ist der beste Koch", weil der Hungrige schon zufriedengestellt ist, wenn nur überhaupt auf irgend eine Weise das für ihn schmerzhafte Gefühl gehoben wird. Die Kochkunst aber will den Appetit nicht nur angenehm befriedigen, sie will ihn auch reizen. Sehr weit hatten es in der Kochkunst die in allen Lebensgenüssen ausschweifenden Römer gebracht, doch suchten sie in jener Kunst mehr noch ein Mittel, ihre alle Grenzen übersteigende Verschwendung an den Tag zu legen; denn wenn man z. B. Gerichte aus den Zungen der kostbarsten singenden und zum Sprechen abgerichteten Vögel bereitete, so konnte man hierbei nicht sowol den Wohlgeschmack als die Kostbarkeit beabsichtigen. In neuerer Zeit haben sich besonders die franz. Köche durch die mannichfache Art ausgezeichnet, in welcher sie Speisen auf die verschiedensten, den Appetit reizenden Manieren zubereiten können; doch sind hinter ihnen die Köche anderer europ. Völker nicht zurückgeblieben. Obwol man in alten und neuen Zeiten Köche gehabt hat, so ist doch von jeher die Kochkunst als eine mehr dem weiblichen Geschlecht in ihrer Ausübung zustehende und geziemende Kunst betrachtet worden. Sie ist übrigens eine Kunst, welche sich weniger auf theoretische Kenntnisse über die Natur der rohen Stoffe u. s. w. gründet, als eine solche, welche nur durch die Ausübung erlernt zu werden pflegt. Die Lehrbücher der Kochkunst, die Kochbücher, gehen daher auch nicht auf eine wissenschaftliche Untersuchung der Grundsätze ein, nach denen die Kochkunst betrieben werden soll, sondern geben nur an, wie man gewisse und namentlich solche Speisen zusammenstellen soll, welche seltener bereitet zu werden pflegen. Das wichtigste Bedürfniß einer Köchin ist ein guter Kochofen oder Kochherd, auf deren Construction man in neuerer Zeit große Sorgfalt verwendet hat. Es würde zu weit führen, die verschiedenen Einrichtungen, welche man mit mehr oder weniger Glück ausgeführt hat, zu erwähnen, doch dürfte der unten abgebildete Kochofen sich dadurch empfehlen, daß man mit ihm eine fortdauernd gleiche Heizung erzielen kann, welches für die Bereitung gewisser Speisen von Wichtigkeit ist. Die Abbildung zeigt diesen Ofen nach seiner äußern Ansicht und auseinandergenommen im Durchschnitt. Der eigentliche Ofen (A) besteht aus Eisenblech, hat eine Heizkammer (C), darunter einen Rost (D) und unter diesem einen Aschenherd (B), welcher eine Öffnung (E) hat, die durch einen Schieber (F) verschließbar ist. Über dem Kohlenfeuer steht auf dem Ofen ein kupferner Kessel (H), in welchen ein oben aufruhender blechener Kochtopf so gesenkt ist, daß zwischen seiner äußern Wand und der innern Wand des Kessels ein leerer Raum bleibt. Aus dem Kessel (H) geht nun noch eine Röhre (L) in die Höhe, welche etwas über der Höhe des Kessels durch eine Zwischenwand (O) verschlossen ist, in deren Mitte sich ein Loch befindet. Im oberen Theile der Röhre befindet sich ein beweglicher Cylinder (Q), der an einer Kette hängt, die über zwei Rollen nach dem Schieber (F) reicht. Beim Gebrauch füllt man nun den Zwischenraum zwischen Topf und Kessel mit Wasser, thut die zu bereitende Speise in den Topf und bringt glühende Kohlen in den Heizraum. Das Wasser erwärmt sich allmälig, verwandelt sich in Dampf und je stärker die Dampfbildung wird, desto mehr wird der Cylinder (Q) gehoben. Wenn der Cylinder steigt, so sinkt

durch die Vorrichtung mit der Kette der Schieber (F), und durch diesen Mechanismus bewirkt man, daß bei einer ge-



wissen Stärke der Dampfbildung die Feuerung gemäßigt wird, denn je mehr die Öffnung (E) durch den Schieber geschlossen wird, desto schwächer wird die Feuerung, weil sich der Luftzutritt vermindert. Man sieht in der Abbildung die Kette mit dem Schieber noch besonders gezeichnet und bemerkt eine Vorrichtung, mit welcher der Mechanismus so regulirt werden kann, daß die Stärke der Feuerung in ihrem Verhältniß zur Dampfbildung nach Bedürfniß abgeändert werden kann.

**Kochsalz** (das) oder **Küchensalz**, auch nur Salz überhaupt genannt, in der Chemie Chlornatrium oder salzsaures Natron, ist eine chemische Verbindung von Chlor und Natrium und wird theils in fester Gestalt in der Erde gefunden, in welchem Falle es Steinsalz heißt, theils aus mit ihm geschwängertem Wasser, aus Salzquellen oder Meerwasser gewonnen, und heißt dann Soolsalz und Meer- oder Seesalz. Das Steinsalz findet man von verschiedener Reinheit in großen Lagen in Flözgebirgen. Zuweilen ist es, wie z. B. in den berühmten Salzminen bei Wieliczka bei Krakau, so rein und durchsichtig, daß man es gleich, sowie es aus der Erde kommt, verbrauchen kann. Gewöhnlich ist es aber mit Gyps, Glaubersalz, Erdharz u. s. w. vermengt. In diesem Falle laugt man es in den Lagern selbst aus, indem man Wasser in dieselben leitet und siedet dann aus dem Wasser das Salz wie aus der Salzsoole. Auch die Salz- oder Soolquellen sind auf keine andere Weise entstanden, als dadurch, daß im Schoose der Erde Wasser über Salzlager streicht, welches dann in Quellen zum Vorschein kommt. Meist hat das Salzwasser, die Soole, einen nur noch so geringen Salzgehalt, daß man es durch ein eignes Verfahren abdunsten muß, ehe man es mit Vortheil zum Salzsieden verwenden kann. Man bringt die Soole nämlich auf die sogenannten Gradirwerke, welche aus hohen und langen Wänden bestehen, die aus Reißholz aufgehäuft sind. Durch das Reisig läßt man das salzhaltige Wasser durchlaufen, bei welcher Gelegenheit es sich sehr ausbreitet und vertheilt und in der durchstreichenden Luft abdunstet. Nachdem die Soole hinlänglich gradirt ist, d. h. nunmehr einen hinreichend starken Antheil Salz enthält, so wird sie in das Siedhaus, das Pfannenhaus geleitet und hier zunächst in die Wärmpfanne gebracht, aus welcher sie in die große aus Eisenblech bestehende Siedpfanne fließt, sodaß stets in demselben Verhältniß neue Soole nachläuft, als Wasser aus der heißen Siedpfanne verdampft. Hat die Verdampfung einen gewissen Grad erreicht, so beginnt das Salz sich in Gestalt kleiner Krystalle auszuscheiden, welche man herausnimmt, ablaufen läßt und in eignen Kammern, Pfieseln, dörrt. Höchst merkwürdig sind gewisse Salzquellen in China, die zugleich ein brennbares Gas ausströmen und die ältesten Bohrbrunnen sind, welche man kennt. Das Sieden des Salzes wird mit der Flamme der brennbaren Luft bewirkt, welche man durch Bambusröhre unter die Siedpfannen leitet. Eine eigenthümliche Erscheinung ist auch das Steppensalz, welches sich in Nordafrika, Mittelasien und in Peru und Chile, als ein krystallinischer Überzug des Bodens in unfruchtbaren Landstrichen, Steppen, findet und bei der Sonnenwärme aus dem Erdboden zu effloresciren (herauszublühen) scheint. Wahrscheinlich ist dasselbe ein Überrest von dem Meereswasser, welches einst diese Gegenden bedeckt hat. Eine Naturmerkwürdigkeit ist auch der Salzberg von Cardona in Spanien, welcher eine sich längs eines Flusses hinziehende 4—500 F. hohe Masse von gediegenem Salze ist. Das See- oder Meersalz, auch Baysalz genannt, wird an den Meeresküsten durch freiwilliges Abdampfen des Meerwassers in großen Bassins gewonnen. Oft wendet man auch noch zuletzt, um die Salzbildung zu beschleunigen, das Sieden an. Dieses Kochsalz enthält viele fremdartige Salze, welche zum Theil dadurch entfernt werden, daß man das gewonnene Salz an der Luft ausbreitet, wo dann die zerfließlichen Salze sich abscheiden. Um es noch weiter zu reinigen, löst man das Salz nochmals in Meerwasser auf und behandelt es dann wie Salzsoole. Der Salzgehalt des Meeres ist übrigens so groß, daß, wenn alles Wasser des Meeres verdunstete und das Salz zurückbliebe, dieses mit einer Kruste von 700 engl. F. Dicke den ganzen Meeresboden überziehen würde, oder auf das feste Land gebracht, dieses mit einer Kruste von 2000 engl. F. Tiefe. Die Anwendung des Salzes zur Zubereitung der Speisen ist allgemein und bekannt. Es macht die Speisen nicht nur schmackhafter, sondern auch gesünder und verhindert das Faulwerden, worauf das Einsalzen beruht. Genuß von zu vielem Salz wird schädlich, indem es Schärfe der Säfte erzeugt, die sich in Krankheiten, wie Hautausschlägen, äußert. Man wendet in der Heilkunst das Salz zu reizenden Klystiren bei Scheintodten, zu trockenen Umschlägen bei wässerigen Geschwülsten und bei Kröpfen, innerlich gegen Bluthusten und besonders äußerlich in Gestalt von Bädern, Salz- oder Soolbädern, namentlich bei skrophulösen Leiden an. Bei manchen Lungenleiden läßt man auch den Kranken sogenannte Lungenbäder nehmen, d. h. derselbe muß täglich an den Gradirwerken spaziren gehen und die Luft in der Nähe derselben einathmen. Zugleich

Digitized by Google

trinkt der Kranke Selterwasser oder wol auch eine geringe Quantität schwacher Salzsoole. Salz, in nicht zu großer Menge angewendet, ist, besonders in nassen Jahren, ein ausgezeichnetes Düngmittel. Wie der Mensch, so genießen auch die Hausthiere das Salz gern, und es bekommt ihnen so gut, daß es in der Schweiz ein Sprüchwort gibt: „Ein Pfund Salz gibt zehn Pfund Schmalz" und die Araber das Salz das „Confect des Kameels" nennen. Vorzüglich bekommt das Salz den Schafen, welche dasselbe vor verschiedenen Krankheiten schützt. Man bedient sich des Salzes endlich auch zum Bleichen, in der Färberei, in der Töpferei, zur Bereitung des Natrons, der Salzsäure, des Salmiaks u. s. w.

**Kohl** (der) ist eine, lat. Brassica genannte Pflanzengattung, welche in Gärten und zum Theil auch auf dem Felde angebaut wird und ein sehr beliebtes, gesundes und wohlschmeckendes Gemüse, sowie ein ausgezeichnetes Viehfutter gibt. Der gemeine Kohl wächst wild am Seeufer Englands, vielleicht stammen aber nicht alle bei uns in Gärten gezogenen Spielarten von ihm ab. Von einigen Kohlarten werden die Blütenknospen als Speise benutzt, von andern die Blätter. Zu den erstern gehört der Blumenkohl und der Broccoli, die beiden vorzüglichsten Kohlarten. Der Blumenkohl, welchen man Carviol nennt, erzeugt eine Menge in starken Büscheln dicht beisammenstehender, weißer und sehr wohlschmeckender Blumen. Ihm ähnlich ist der Broccoli oder Spargelkohl, welcher aus Unteritalien stammt und dessen Blüten blau, weiß oder schwärzlich sind. — Zu den Kohlarten, von denen die Blätter verspeist werden, gehört zunächst der weiße Kopfkohl, auch Weißkraut oder blos Kraut genannt, der eine große Anzahl verschiedener Abarten hat, welche theils schlichte, theils krause Blätter haben. Die Blätter bilden runde Kohlköpfe, welche bei einigen Arten sehr groß werden. So trägt der schot. Riesenkohl bis 60 Pfund schwere Köpfe, die als Viehfutter verbraucht werden. Ebenso groß werden die Köpfe des schwed. Riesenkohls. — Der Savoyerkohl oder weiße Wirsing hat längliche, nicht festgeschlossene Köpfe und gelbe runzlige Blätter. Eine Abart desselben ist der Rosen- oder Sprossenkohl, welcher, wenn im Herbste die Spitze ausgebrochen wird, in den Blattwinkeln kleine, sehr zarte, etwa die Größe eines Apfels erreichende Blätter bildet. — Der Wirsing, Herz- oder Welschkohl hat lockere Köpfe, die aus krausen, größtentheils dunkelgrünen Blättern bestehen. — Die folgenden Sorten bilden keine Köpfe. Der Braunkohl, auch Blau-, Grün-, Stauden-, Blattkohl u. s. w. genannt, kommt wieder in sehr vielen Varietäten vor, von denen einige sehr niedrig bleiben, andere eine Höhe von 4—6 F. erreichen; ebenso haben einige Sorten ganz glatte, andere sehr stark gekräuselte Blätter. Der Schnittkohl zeichnet sich durch glatte, breitrunde, dunkelblaugrüne Blätter mit langen Stielen aus, von denen die untern den Stengel halb umfassen. Man schneidet die Pflanze, wenn sie die gehörige Größe erlangt hat, ganz ab und verbraucht sie als Speise; nach kurzer Zeit ist sie wieder so weit nachgewachsen, um aufs Neue abgeschnitten zu werden. Aus dem Samen gewinnt man ein gutes Öl. — Einige Kohlarten bilden Knollen und heißen deswegen Kohlrüben. Beim Kohlrabi, auch Oberrübe genannt, liegen die Knollen über der Erde, indem sich am Strunke ein runder Knollen ansetzt, der äußerlich grün oder blau aussieht und ein sehr wohlschmeckendes Fleisch enthält. Die Kohlrüben unter der Erde, Unterrüben, Erdkohlrabi, haben rübenartige, wohlschmeckende Wurzeln und über der Erde nur Blätter. Eine Abart ist die sogenannte Rutabaga, der schwed. Turneps oder die engl. Rübe, welche eine 6—8 Pfund schwere Rübe hat, die zum Theil über die Erde emporragt und sehr wohlschmeckend ist.

**Kohlbaum** (der) ist ein höchst merkwürdiger, auf den westindischen Inseln, namentlich auf Barbados wachsender Baum, welcher mit seinem schlanken, nur 6—7 Zoll im Durchmesser haltenden Stamm eine Höhe von fast 140 F. erreicht. Die Rinde des Stammes ist beinahe wie die

Rinde der Esche gefärbt und ungefähr in Abständen von 5 F. sieht man die Spuren abgefallener Zweige. In einer Entfernung von 30 F. von der Spitze nimmt aber der Stamm eine seegrüne Farbe an und verändert zugleich seine innere Beschaffenheit. Während nämlich der untere Theil des Stammes unter der Rinde ein hartes dunkles Holz hat

Digitized by Google

und unter diesem ein mit Holzfasern durchwachsenes Mark, enthält der obere Theil verschiedene Lagen einer zähen Rinde. Aus diesen Rinden wachsen dann die einzelnen Zweige, welche fächerförmig herabhängen und mit großen gegen 3 F. langen, 1½ F. breiten, spitz zulaufenden Blättern besetzt sind. Sobald sich oben ein neuer Zweig bildet, fällt unten einer ab, indem sich zugleich die Rinde löst, aus welcher er herausgewachsen war. Die äußersten drei oder vier Rinden sind nach außen grün, nach inwendig weiß, und die zarten innern Rinden sind schneeweiß und geben den sogenannten Kohl, welcher viel Öl enthält, mandelartig schmeckt und so wol roh, als auf verschiedene Weise zubereitet genossen wird. Da der Baum eingeht, sobald der Kohl herausgeschnitten worden, so pflegt man diesen nur bei festlichen Gelegenheiten zu genießen. Da, wo die beiden verschiedenen Theile des Stammes aneinander grenzen, bricht die Blüte hervor. Dieselbe gleicht einer Hülse und wird gegen 20 Zoll lang. Sie enthält gelbe Samenkörner, die man wie Früchte einmacht. Zu diesem Zwecke muß man sie aber noch jung abschneiden, denn später springt sie auf und es fallen mehre den Beeren des Kaffeebaums ähnliche Nüsse heraus. Aus den innern Fasern der Blätter, welche man wie Hanf spinnt, werden Stricke und Netze verfertigt und der untere Stamm gibt ein brauchbares Holz.

**Kohle** werden verschiedene Stoffe genannt, deren Hauptbestandtheil reiner **Kohlenstoff** ist. Dieser ist ein chemisch einfacher Stoff, welcher rein im Diamant und nur sehr wenig verunreinigt im Graphit und Anthracit vorkommt. Von der Kohle sind namentlich vier Arten zu unterscheiden, nämlich Steinkohle, Holzkohle und thierische Kohle, von denen die erste in der Natur vorkommt, die beiden letzten aber künstlich erzeugt werden. Die **Steinkohle** besteht aus Kohlenstoff, welcher mit Wasserstoff, Stickstoff, Eisen u. s. w. vermischt ist. Sie ist ein wichtiges Brennmaterial und wird daher durch bergmännischen Betrieb aus dem Schoose der Erde emporgebracht, wo sie an vielen Orten sehr große, weit ausgedehnte Lager bildet. Die Steinkohle bildet eine schwarze, zuweilen bräunliche oder grauliche undurchsichtige Masse von mehr oder weniger starkem Fettglanz. Sie ist schwerer als Wasser, hat muscheligen Bruch und wird je nach der Verschiedenheit ihres Ansehens, ihrer Festigkeit, ihres Bruches u. s. w. in verschiedene Arten unterschieden. Die **Pechkohle** zeichnet sich durch starken Glanz und vollkommen muscheligen Bruch aus. Zeigt die Steinkohle ein entschieden schieferiges Gefüge, so heißt sie **Schieferkohle** und wenn die Schieferblätter sehr fein sind, **Blätterkohle**. Sehr dickschieferig, wenig glänzend, grobkörnig und von unebenem Bruch ist die **Grobkohle**. Die **Cannelkohle** oder **Kandelkohle** hat groß- und flachmuscheligen Bruch, geringen Glanz, ist dabei leicht entzündlich und brennt mit großer, heller, weißer Flamme. Wenn man die Steinkohle der trockenen Destillation unterwirft, d. h. sie in vor dem Luftzutritt verschlossenen Gefäßen glüht, so bleibt eine veränderte Kohle zurück, welche **Coaks** genannt wird. Die Coaks enthalten nicht die sonst den Steinkohlen beigemengten Antheile solcher Stoffe, welche durch die Wärme verflüchtigt werden, denn diese werden in Gestalt von Kohlenwasserstoffgas, ölbildendem Gas, Kohlensäure, Wasserdampf u. s. w. beim **Vercoaken**, das mit einem schlechten Ausdrucke auch **Abschwefeln** genannt wird, entfernt. Gewöhnlich geschieht die Bereitung der Coaks in Meilern. Die Coaks sind leichter als die Steinkohlen, haben einen schwachen Seidenglanz und grauschwarze Farbe. Einige Steinkohlen geben Coaks von der Gestalt der Steinkohlen und die zerkleinerten Theile bleiben in einem pulverigen Zustande, bei andern bleibt beim Vercoaken das Volumen dasselbe, aber die Theile fritten zu einem festen Körper zusammen und noch andere endlich blähen sich auf und bilden eine mehr oder weniger lockere Masse. Hiernach unterscheidet man die Steinkohlen auch in **Sandkohlen**, **Sinterkohlen** und **Backkohlen**. Die beiden erstgenannten Arten haben ein mehr graues Ansehen, sind schwerer entzündlich und haben einen bedeutenden Zusatz von Schwefeleisen, daher sie auch mit üblem Geruch und bläulicher Farbe verbrennen. Man nimmt im Allgemeinen an, daß eine Steinkohle desto gehaltreicher an Kohlenstoff sei, je tiefer schwarz, je spröder in ihrer Masse und je mehr glasartig glänzend sie ist. Die bedeutendsten angebauten Steinkohlenlager befinden sich in England und man nimmt an, daß aus denselben wenigstens 400 Millionen Centner Steinkohlen jährlich erbeutet werden, aber auch auf dem Festlande Europas, sowie in Amerika und Neuholland befinden sich ansehnliche Steinkohlenlager. Hinsichtlich der Art, wie sie im Bergbau gewonnen werden, unterscheidet man **Stückkohlen**, **Kohlenklein** und **Staubkohlen**. Der hauptsächlichste Verbrauch der Steinkohlen ist der als Brennmaterial und sie empfehlen sich dazu besonders durch den Umstand, daß sie zugleich Flammen- und Glühfeuer geben. Die verschiedenen Arten haben eine sehr verschiedene Hitzkraft, man kann jedoch im Allgemeinen annehmen, daß gleiche Gewichte Stein- und Holzkohle gleiche Wirkung in Bezug auf Erhitzung haben. Besonders empfehlen sich die Steinkohlen und die aus ihnen hergestellten Coaks zu Schmiede-, Siede- und Schmelzarbeiten, zum Heizen der Dampfkessel u. dgl. Ferner kann man diese Kohlen aber auch zur Gasbeleuchtung anwenden, indem sich bei der trockenen Destillation derselben Leuchtgas entwickelt (wobei man dann Coaks und Steinkohlentheer als Nebenproduct erhält), zur Bereitung des **Steinkohlentheers**, des **Steinkohlenöls** und des **Steinkohlenwassers**. Der Steinkohlentheer ist eine mehr oder weniger dicke, dunkele, schwarzbraune, übelriechende Flüssigkeit, deren man sich zum Theeren von Holzwerk, Mauerwerk u. dgl., sowie zur Auflösung des Kautschuck bedient. Durch weitere Destillation gewinnt man eine weniger übelriechende Masse, die vorzüglich zur Bereitung von Kitt verwendet wird und bei noch stärkerm Kochen erhält man ein geruchloses Harzpech.

Die **Holzkohlen** werden im Allgemeinen dadurch gewonnen, daß man Holz oder andere Pflanzenkörper der Hitze aussetzt, zugleich aber den Luftzutritt behindert. Es bleibt im Allgemeinen um so mehr Kohle bei diesem Verfahren zurück, je geringer der angewendete Hitzegrad ist und je angemessener der Luftzutritt geschwächt ist. Schon bei offenem Feuer erhält man Kohle, und solche Kohle, deren Glut man durch Bedecken mit eisernen Glocken gedämpft hat, wird **Lösch-** oder **Bäckerkohle** genannt. Bei der Bereitung im Großen muß man, um aus einer gewissen größern Quantität Holz möglichst viel Kohlen zu erhalten, weit sorgfältiger auf Abschließung der Luft bedacht sein. Man bedient sich zur Verkohlung entweder der Meiler

Digitized by Google

oder der verdeckten Haufen oder eigner Verkohlungsöfen oder eiserner Cylinder. Mit der Bereitung der Holzkohlen, besonders in Meilern, beschäftigt sich eine eigne Classe, die Köhler, welche ihr Gewerbe im Walde, fern von andern menschlichen Behausungen, betreiben und daher, wie auch der Ausdruck Köhlerglaube bezeugt, größtentheils ohne einige Bildung vielem veralteten Aberglauben noch anhängt. Die Herstellung der Meiler geschieht auf verschiedene Weise, je nachdem das Holz in ihnen geordnet wird, damit es die zur Verkohlung nöthige Luft hat und doch auch wieder der Luftzutritt so gering ist, daß ein möglichst großer Gewinn an Kohlen stattfindet. Bei allen bildet die Bedeckung eine Schicht von Rasen, über welche noch eine Schicht Erde und Kohlenstaub liegt. Die Kennzeichen einer guten Holzkohle sind, daß sie noch unverletzt das Gefüge des Holzes, die Jahresringe zeigt, nicht zerbröckelt, sondern vielmehr so zusammenhängend ist, daß sie, auf einen harten Körper fallend, einen metallartigen Klang gibt und einen schwachen Glanz besitzt. Wenn die Kohlen weich, leicht zerreiblich und daher auch stark abfärbend sind, so ist dieses ein Beweis, daß sie zu starker Hitze ausgesetzt gewesen und verbrannt sind. Ebenso wenig dürfen die Holzkohlen aber auch halbverkohlte, harzige und schwarzbraune Theile enthalten, denn diese geben beim Anzünden eine rußige Flamme und haben auch die übrigen nützlichen Eigenschaften der Holzkohle in sehr geschwächtem Grade. Die verschiedenen Holzarten geben sämmtlich ein gleiches Volumen Kohle, aber die von harten Hölzern ist schwerer als die von leichten und hat daher auch eine bedeutendere Hitzkraft. Die schwammige und leichte Kohle empfiehlt sich aber zur Pulverbereitung. Die Holzkohle ist immer leichter als Wasser. Sie enthält viel mehr Kohlenstoff als die Steinkohle, ist aber mit allen Aschenbestandtheilen des Holzes verunreinigt. Überdies sind in ihr auch noch etwas atmosphärische Luft, Wasser, Wasserstoffgas, Sauerstoffgas und wol auch noch andere Gase oder Dämpfe, welche sie leicht einsaugt. Die Holzkohle ist unschmelzbar und nicht flüchtig, als beim Verbrennen, wo sie sich mit dem Sauerstoffgase, welches in der Luft enthalten ist, in Kohlenstoffoxydgas und kohlensaures Gas verwandelt. In keiner Flüssigkeit ist sie unverändert auflöslich. Als Brennmaterial ist die Holzkohle dem Holze vorzuziehen, denn sie gibt beim Verbrennen eine stärkere und gleichmäßigere Hitze als Holz und brennt bei schwachem Luftzuge auch noch in einem Raume, der so eng ist, daß Holz in ihm nicht mehr brennen kann. Wenn die Holzkohle gut ist, so gibt sie beim Brennen gar keine oder nur eine sehr schwache Flamme, welche weder Rauch noch Ruß hervorbringt. Wenn eine in der Rothglühhitze gebildete Kohle in verschlossenen Gefäßen weiß geglüht wird, so entwickelt sie brennbare Gase, gewinnt nicht selten an Dichte, während der Umfang geringer wird und nimmt dabei eine so große Härte an, daß man Glas mit ihr zu ritzen vermag. Wenn große Massen feingepulverter Kohle zusammenliegen, wie dies z. B. in Pulvermühlen der Fall ist, so erhitzt sich das Kohlenpulver unter Verschluckung des in der Luft enthaltenen Sauerstoffgases und entzündet sich endlich. Die stark verkohlte, in verschlossenen Gefäßen durch Glühen erhaltene dunkelschwarze Kohle ist dieser Selbstentzündung, welche natürlich schreckliche Folgen nach sich ziehen kann, mehr ausgesetzt als die gewöhnliche; man verhindert die Entzündung aber, wenn man beim Reiben zu Pulver Schwefel oder Salpeter zusetzt. Die Eigenschaft der Kohle, gasförmige Stoffe, wenn sie mit denselben in Berührung gebracht wird, zu verschlucken, findet eine nützliche Anwendung, indem man an Orte, welche durch üble Dünste verunreinigt sind, Holzkohlen bringt und sie einige Zeit daselbst stehen läßt. Das Verschluckungsvermögen der Kohle wird noch erhöht, wenn man sie etwas mit Wasser besprengt. Die Kohle hat auch eine die Fäulniß hindernde und zerstörende Kraft, weswegen man sich der Kohle zum Aufbewahren leicht der Fäulniß ausgesetzter Stoffe und zum Desinficiren bereits angegangener bedient. Kleinere Thiere, Fleisch u. dgl. hat man auf größere Entfernungen verschickt, indem man sie in Kohlenpulver eingepackt; Bier, Milch und Wasser sichert man vor Fäulniß, indem man sie in verkohlten Gefäßen aufbewahrt oder ihnen Kohlenstaub beimengt. Auch zum Reinigen verunreinigten Wassers wird die Holzkohle sehr vortheilhaft angewendet. (S. Filtriren.) Fast alle Farbestoffe werden von der Kohle hinweggenommen, wenn man durch dieselben gefärbte Flüssigkeiten filtrirt. Auch in der Medicin findet die sorgfältig bereitete Holzkohle Anwendung. Man wendet sie in einigen Fällen innerlich an, häufiger jedoch äußerlich zur Reinigung fauler Geschwüre, bei Kopfgrind und Hautausschlägen mit Schweinefett zusammengerieben als Kohlensalbe. Gepulverte Holzkohle ist das beste Zahnpulver, indem sie zugleich die Zähne weiß macht und den üblen Geruch aus dem Munde vertreibt. Weinrebenkohle mit Potasche abgerieben und im Schmelztiegel behandelt, gibt das Kohlenblau, eine blauschwarze Farbe. Auch mehre Arten von Kohlenschwarz werden durch Verkohlung von Pflanzenstoffen gewonnen.

Die thierische Kohle, auch Knochenkohle oder Beinschwarz wird vorzugsweise aus den Knochen der Thiere gewonnen, indem man dieselben in verschlossenen Gefäßen erhitzt, wobei man die Kohle in einem fein zertheilten Zustande, vermischt mit erdigen Stoffen und in Gestalt der Knochen, aus denen sie bereitet worden, erhält. Man bedient sich derselben vorzugsweise und mit noch größerm Erfolge als der Holzkohle zur Entfernung von Färbungen, üblem Geruch und Geschmack. Durch Behandlung mit verdünnter Salzsäure, wodurch sie von dem in ihr enthaltenen phosphorsauren und kohlensauren Kalk befreit wird, kann man die Knochenkohle noch wirksamer zur Entfärbung machen. Auch als Düngmittel wird die Knochenkohle, sowie auch die Holzkohle, in vielen Fällen mit Vortheil verwendet, und endlich bereitet man aus jener wie aus dieser verschiedene Arten von Kohlenschwarz. Im Allgemeinen gibt die Knochenkohle ein tieferes Schwarz als die Holzkohle.

Wenn man Kohle verbrennt, so entwickelt sich der sogenannte Kohlendampf, welcher ein Gemenge von kohlensaurem Gas und Kohlenstoffoxydgas und unathembar ist, daher in zu großer Menge der atmosphärischen Luft beigemengt Erstickungszufälle bei lebenden Wesen hervorbringt, welche eine so verunreinigte Luft einathmen. Unglücksfälle und Selbstmorde durch Kohlendämpfe sind häufig vorgekommen. Die ersten Wirkungen des Kohlendampfs sind Ekel, Erbrechen, Athmungsbeschwerden und heftiger Kopfschmerz. Darauf folgen Ohnmachten, Verzuckungen, Heraustreten der Augen, Aufschwellen des Gesichts, Blauwerden der Lippen, Schwellen des Unterleibs, Scheintod und Tod. Um

Digitized by Google

einen auf diese Weise verunglückten Menschen wo möglich noch zu retten, muß man ihn sogleich in die freie Luft bringen, ihn aufrecht setzen, Gesicht und Leib mit eiskaltem Wasser begießen, ihn reiben, bürsten, ihm zur Ader lassen, Luft einblasen. Um ein Zimmer von Kohlendampf zu reinigen, sprengt man Wasser in demselben aus oder bringt noch besser Kalkwasser hinein, welches man so oft erneuert, als sich ein Häutchen auf demselben bildet.

Die Kohlensäure, eine chemische Verbindung von Kohlenstoff und Sauerstoff, wird gewonnen, wenn man Kreide, Marmor oder ungebrannten Kalk mit einer Säure übergießt. Es entsteht dann ein Brausen, bei welchem sich die luftförmige Kohlensäure bildet. Das Schäumen der gährenden Getränke, des Champagners und der Sauerwasser, z. B. des Selterwassers, ist eine Folge der in diesen Flüssigkeiten enthaltenen Kohlensäure, welche sich alsbald freizumachen sucht, wenn sie nicht mit Gewalt zurückgehalten wird. Auch die Luft, welche wir athmen, enthält stets einen geringen Antheil Kohlensäure und alle Thiere hauchen beim Athmen Kohlensäure aus, sowie dieses des Nachts auch von den Pflanzen geschieht. Beim Verbrennen der Kohle entsteht stets Kohlensäure, weil sich bei demselben die Kohle mit dem in der Luft enthaltenen Sauerstoff verbindet. Wie die Kohlendämpfe, ist auch die reine Kohlensäure nicht athembar, auch unterhält dieselbe das Brennen nicht. Man muß sich daher hüten, wenn man an Orte geht, wo sich in einem eingeschlossenen Raume viele Kohlensäure entwickelt, z. B. in Keller, in welchen Bier oder Most gährt. Durch künstliche Erkältung kann man die Kohlensäure sowol in tropfbar flüssiger als auch in fester Gestalt darstellen. Da das Wasser Kohlensäure verschluckt, so kann man durch künstliche Schwängerung des Wassers mit Kohlensäure künstliche Sauerwasser erzeugen, die wie das Selterwasser gebraucht werden.

**Kokkelskörner** oder Fischkörner sind der Same eines in Ostindien wachsenden rankenden Strauches (lat. Menispermum cocculus). Die Steinfrüchte wachsen in Trauben zusammen und sind frisch von purpurrother Farbe. Nach dem Trocknen werden sie graubraun, haben eine runzelige Haut und bittern Geschmack. Dieselben enthalten eine für viele Thiere, namentlich für Fische, betäubende giftige Substanz. Wenn man in stillstehende Gewässer Kokkelskörner wirft, so kommen die Fische, welche dieselben verzehrt haben, in einem Zustande von Betäubung an die Oberfläche desselben und können hier mit den Händen gefangen werden. Diese Art die Fische zu fangen ist jedoch in vielen Ländern verboten, weil der Genuß solcher Fische sich als schädlich bewiesen hat. In Form von Pulver braucht man die Kokkelskörner gegen das Ungeziefer in den Haaren des Kopfs. Auch setzen zuweilen die Brauer dem Biere Kokkelskörner zu, um dasselbe berauschender zu machen.

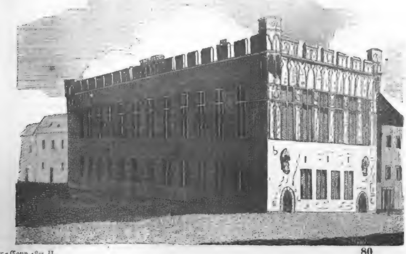
**Kolibri** (der) ist bekanntlich die kleinste aller Vögelgattungen und durch einen schönen Federschmuck ausgezeichnet. Charakteristisch ist für denselben der dünne, walzenförmige und spitze Schnabel, dessen Obertheil den Untertheil so mit seinen Rändern umfaßt, daß der ganze Schnabel gleichsam eine Röhre bildet, sowie die Zunge, welche aus zwei Muskelröhren besteht und sich, wie dieses aber auch beim Spechte und noch andern Vögeln der Fall ist, bedeutend ausdehnen kann. Dieselbe ist mit einem zähen Schleime überzogen, sodaß, wenn der Kolibri ein kleines Insekt mit seiner langen Zunge im Kelch einer Pflanze berührt, dasselbe hängen bleibt Diese niedlichen Thierchen leben in Südamerika und kom

men in vielen Arten vor. Der gemeine Kolibri, we... cher etwas kleiner und viel schlanker als unser Zaunk... ist, kommt im Sommer bis nach Canada hinauf. De... ist goldglänzend grün, hat eine rubinrothe Kehle, ... schwarzbraunen Schwanz und drei schwarze Seitenfedern ... weißen Spitzen. Das Männchen hat einen gelbgrü... Bauch, beim Weibchen ist Kehle und Unterseite weiß. ... kleinste Kolibri hat ungefähr die Größe einer Hum... er ist oben goldglänzend grün, unten weißlich und an ... Flügeln bräunlich violett. Dagegen gibt es auch ... Riesenkolibri, welcher auf den westind. Inseln lebt ... die Größe einer Mauerschwalbe erreicht. Alle Kolibris ... gen äußerst schnell, wobei sie einen summenden Ton ... ihren verhältnißmäßig sehr langen Flügeln erzeugen. ... sind sehr muthig, vertheidigen ihre Jungen tapfer selbst ... gen größere Thiere, und die Männchen begegnen einan... selten ohne zu kämpfen. In der obenstehenden Abbil... sind mehre Arten dieser zierlichen Geschöpfe dargestellt.

**Kolik** wird ein heftiger, periodisch wiederkehrender Sch... im Unterleibe genannt, der seinen Sitz bald in den dün... engen, bald in den dicken, weiten Gedärmen hat, bald ... lich, bald nach vorgängigem Appetitmangel, Gefühl ... Völle in der Magengrube, Stuhlverhaltung oder Dur... entsteht, stechend, schneidend oder zusammenschnürend ist, ... einer Stelle zur andern wandert, und nicht blos als be... tende Erscheinung einer andern Krankheit auftritt. Als ...

ständige Übel, als wirkliche Koliken können nur betrachtet werden die **Krampfkolik**, die **Wind- oder Blähungskolik**, die **Bleikolik** und die **Kolik von Poitou**. Die Krampfkolik beobachtet man vorzüglich bei nervenschwachen und nervenkranken Personen, namentlich solchen, die an Hysterie oder Hypochondrie leiden, mehr beim weiblichen als männlichen Geschlecht. Sie entsteht nach Gemüthsbewegungen, Erkältung der Füße und ist in der Regel mit sehr heftigen Schmerzen verbunden, die plötzlich einzutreten, plötzlich zu verschwinden und ebenso plötzlich zurückzukehren pflegen, wobei Zeichen von Unterleibsentzündung und Verdauungsstörungen fehlen, die Bauchdecken sehr empfindlich, die Haut trocken und kühl, der Harn wässerig, die Stuhlausleerungen oft träge sind. Die **Wind- oder Blähungskolik** charakterisirt sich durch kneipende, spannende Schmerzen, die von einer Stelle des Unterleibes zur andern ziehen (wobei dieser bald hier bald da anschwillt, sich jedoch gegen Druck unempfindlich zeigt), zu unbestimmten Zeiten nachlassen und wieder schlimmer werden, durch lautes Poltern und Kollern im Leibe, Abgang von Blähungen mit dem Gefühle von Erleichterung, und befällt am häufigsten nach Überladungen des Magens, insbesondere nach dem Genusse blähender Speisen und Getränke, Personen von ohnehin schon schwacher Verdauung und einer eignen Geneigtheit zur Entwickelung von Blähungen. Die **Bleikolik** oder **Malerkolik** kommt bei Leuten vor, die vermöge ihres Geschäfts viel mit Blei umgehen müssen, darum am gewöhnlichsten bei Berg- und Hüttenleuten, Arbeitern in Bleiweißfabriken, Farbenreibern, Malern, Anstreichern, Schrift- und Zinngießern, Töpfern, aber auch überhaupt nach dem Genusse von Speisen und Getränken, denen sich bei Aufbewahrung in schlecht glasirten, zinnernen oder verzinnten Geschirren Blei zugemischt hat oder denen es, wie namentlich bei Verfälschung mancher weißen Weine, absichtlich zugesetzt worden ist. Sie stellt sich öfter allmälig als plötzlich ein, nachdem ihr ekelhaft süßlicher Geschmack im Munde, Mangel an Eßlust, Magendrücken, Aufstoßen und Erbrechen vorausgegangen sind und gibt sich durch immer schmerzhafter werdende Zusammenschnürung des Unterleibes, schmerzhafte Spannung der Bauchmuskeln, Einwärtsziehen des Nabels und Afters, meistens trägen, trockenen Stuhlgang, beschwerlichen Urinabgang, großen Durst, mitunter mehr oder weniger behindertes Athemholen, ziehende, spannende Schmerzen in Füßen und Händen mit nachfolgender Lähmung dieser Theile u. s. w. zu erkennen. Die Bleikolik gehört immer zu den bedenklichern Krankheitszuständen, denn endet sie nicht unter Eintritt reichlicher flüssiger Stuhlausleerungen und Feuchtwerden der Haut mit Genesung, so geht sie leicht in allgemeine Abzehrung über. Die sogenannte **Cyderkolik** oder **Kolik von Poitou** beobachtet man nur in Gegenden, in denen viel Äpfelwein (Cyder), Most oder junge, säuerliche Weine getrunken werden, und zeichnet sich durch im Leibe schnell herumschießende, oft einige Stunden anhaltende, dann ebenso lange aussetzende Schmerzen, Druck in der Herzgrube, Sodbrennen, säuerliches Aufstoßen Erbrechen säuerlichen Schleimes und Gelbsucht aus.

**Köln** (franz. Cologne), eine der ältesten Städte Deutschlands, liegt in der Gestalt eines Halbkreises am linken Rheinufer, und ist Hauptstadt eines Regierungsbezirks der preuß. Provinz Rheinland, der aus Theilen des vormaligen Kurfürstenthums **Köln** und der Herzogthümer Jülich und Berg besteht. Ehe Köln den Namen Colonia Agrippina erhielt,



hieß es die Stadt der Ubier, und war ein wichtiger Platz für die Römer, welche es zum Municipium erhoben; 449 wurde es von den Franken besetzt, deren Könige bis auf Karl den Großen hier häufig verweilten. Im J. 957 erklärte Kaiser Otto I. es zur Reichsstadt, 1187 wurde es mit Mauern umgeben, trat später in die Reihe der Hansestädte und schwang sich zu hoher Blüte empor. Schon im 4. Jahrh. hatte es seine Bischöfe, welche im 14. Jahrh. Kurfürsten wurden, und im Fortgange der Zeit so ausgedehnte Besitzungen erwarben, daß sie zu Ende des vorigen Jahrhunderts 134 □M. mit 220,000 Einw. und mehr als 1 Mill. Gulden Einkünfte besaßen. Der letzte Kurfürst war Maximilian Franz Xaver, Kaiser Joseph II. Bruder; er starb 1801. Im luneviller Frieden erwarb Frankreich einen Theil vom Stifte Köln; dieses hörte auf ein Kurfürstenthum und deutsches Erzbisthum zu sein; die Länder wurden vertheilt und kamen nach dem allgemeinen Frieden an Preußen. Die Stadt K. ist alterthümlich und unregelmäßig gebaut; ein Drittel ihres Umfanges besteht aus Gärten, Plätzen und Spaziergängen; die Straßen sind eng und düster, aber viele Gebäude erinnern noch an den alten Glanz, vor allen der herrliche Dom, dessen Bau schon 1248 begonnen ward, aber bis auf den heutigen Tag noch nicht vollendet ist. Der regierende König von Preußen hat der Stadt mehrmals ansehnliche Summen zum Ausbau dieses herrlichsten Denkmals der deutschen Baukunst geschenkt. Der Dom ist 400 F. lang und 180 F. breit. Das Innere desselben ist ungemein großartig und majestätisch; der Chor steht vollendet da und hat 200 F. Höhe; das Gewölbe wird von 100 Säulen getragen; die beiden Thürme sollten nach dem ursprünglichen Plane 500 F. hoch werden; er enthält eine Menge Reliquien, herrliche Glasmalereien und Schnitzwerke, und eine 225 Centner schwere Glocke. Andere bemerkenswerthe gottesdienstliche Gebäude sind: die Gereonskirche, die Petrikirche mit der Kreuzigung Petri von Rubens, der in K. geboren und hier getauft ward; die Ursulakirche enthält die Gebeine dieser Heiligen und der 11,000 Jungfrauen. Ein durch seine Bestimmung und seine Bauart bemerkenswerthes Gebäude ist der umstehend abgebildete Gürzenich oder das Herrenhaus. Derselbe hat den Namen von seinem Gründer, einem Ritter von Gürzenich, welcher es dem öffentlichen Vergnügen, namentlich dem Ballspiel, widmete und es der Stadt schenkte. In dem obern Theile des viereckigen, mit einer Mauerkrone gezierten Gebäudes befindet sich ein großer Saal, dessen Decke durch eine Reihe von Säulen gestützt wird. Später wurde der Gürzenich zu Waarenniederlagen u. dgl. benutzt, bis er in neuerer Zeit seinen frühern Zwecken insoweit wiedergegeben wurde, daß man den Saal zur Aufführung von Musikfesten, zur Carnevalsfeier, zu Bürgerbanketten u. dgl. benutzte. Als ausgezeichnete Gebäude sind noch zu erwähnen: das nebenstehend abgebildete Rathhaus mit einem schönen Portale, das vormalige Jesuitercollegium, der Justizpalast und das Bankcomptoir. Von den 64,000 Einwohnern sind etwa 3000 Protestanten, 400 gehören der Mosaischen Religion, alle übrigen der katholischen Kirche an. K. ist Sitz eines Bischofs (der gegenwärtige Clemens Anton, Freiherr von Droste zu Vischering, wurde gegen Ende des Jahres 1837 von der preuß. Regierung seiner Stelle enthoben und nach Minden abgeführt. S. Preußen), eines Appellationshofes für die Rheinprovinz, hat ein Handelsgericht, zwei Gymnasien, Bibliotheken, mehre andere Bildungsanstalten, z. B. eine Militairschule, einen botanischen Garten, Gemäldesammlungen, Walraf's Sammlung für Kunst und Alterthum, und treibt einen sehr ausgedehnten Handel, der durch die lebhafte Dampfschifffahrt wesentlich befördert wird; es ist ...

gleich Freihafen und hat mehre beträchtliche Fabriken, welche Baumwollenwaaren, Steingut, Taback, Wollenwaaren u. s. w. liefern. K. ist befestigt, und mit der gegenüber am rechten Rheinufer liegenden Stadt Deutz vermittels einer auf 39 Schiffen ruhenden, 1250 Schritte langen Brücke verbunden. — Berühmt ist das **kölnische Wasser** oder (franz.) **Eau de Cologne**, das zuerst gegen Anfang des vorigen Jahrhunderts von Joh. Maria **Farina** bereitet worden ist, jetzt aber nicht nur in K., sondern auch an andern Orten nachgemacht wird. In K. gibt es über 50 zum Theil sehr wohlhabende Fabrikanten dieses wohlriechenden Wassers, unter denen die Farina, sowie Zanoli und Herstadt die berühmtesten sind. Die Fabrikation des Wassers ist noch immer ein Geheimniß, was das richtige Verhältniß der zu denselben zu verwendenden Substanzen betrifft. Seine Bereitung ist im Allgemeinen die, daß man völlig reinen Weingeist in eine Destillirblase bringt, und denselben mit gewissen duftenden Pflanzentheilen vermischt, als Orangeblüte, Citronenmelisse, Zimmt und dergl. Nachdem ein Theil abdestillirt worden, werden ätherische Öle zugesetzt, als Citronenöl, Bergamotöl, Rosenöl, Lavendelöl und dergl. Bei gutem Eau de Cologne darf keiner der aromatischen Bestandtheile sich vor den übrigen bemerklich machen, auch dann nicht, wenn man jenes langsam verduften läßt.

**Koloss** bezeichnete bei den Griechen jede Art von Bildsäule, später aber hat man vorzugsweise nur diejenigen Bildsäulen mit diesem Worte bezeichnet, welche über das natürliche Maß der von ihnen dargestellten Gestalten hinausgehen. So war im Alterthum als eines der sieben Weltwunder berühmt der **Koloß von Rhodus**. Dieser war eine dem Sonnengotte zu Ehren errichtete eherne Bildsäule, welche 70 Ellen hoch war, am Eingange des Hafens der

Digitized by Google

genannten Insel stand und als Leuchtthurm benutzt wurde. Ein Erdbeben stürzte sie um, nachdem sie etwas über ein halbes Jahrhundert gestanden hatte; das Orakel verbot den Wiederaufbau, wahrscheinlich weil man den Umsturz derselben den Göttern zuschrieb, welche nicht wollen, daß der Mensch solche übermüthige Werke errichte, und so lag das Erz mehre hundert Jahre, bis es der Khalif Osman 654 n. Chr. einem Juden verkaufte, der, um es fortzuschaffen, noch 980 Kameele nöthig gehabt haben soll. — **Kolossen** werden vorzugsweise zwei umstehend abgebildete 18 F. hohe Statuen mit springenden Rossen genannt, welche Darstellungen der Dioskuren (s. **Kastor und Pollux**) sind und vor dem päpstlichen Palaste auf dem Monte Cavallo zu Rom stehen. Zwischen ihnen erhebt sich ein ägypt. Obelisk von Granit, welchen Papst Pius VI. aufrichten ließ, und vor ihm steht ein schöner Springbrunnen. Die Kolossen sollen Werke der berühmten griech. Bildhauer Phidias und Praxiteles sein, welches jedoch unwahrscheinlich ist. Mit Unrecht hat man sie früher für Darstellungen des den Bucephalus bändigenden Alexander gehalten.

**Kometen**, Haarsterne, Schwanz- oder Schweifsterne werden diejenigen unter den übrigen Gestirnen sich bewegenden Sterne genannt, welche sich durch eine nebelhafte Umhüllung und gewöhnlich auch durch einen von der Sonne abgewendeten, zuweilen sehr großen Strahlenschweif auszeichnen. Die Ungewöhnlichkeit ihrer Erscheinung und der großartige Anblick, welchen sie gewähren, besonders wenn sie, im Näherkommen begriffen, von Tage zu Tage an Größe zunehmen, sind die Ursachen, warum sie sehr häufig besonders bei ungebildeten Völkern Erstaunen und Schrecken verbreitet haben. Dazu kam noch, daß man die Regelmäßigkeit der Bahn dieser Himmelskörper nicht kannte, sondern sie für Meteore hielt, welche nur erschienen, um den Menschen ein drohendes Zeichen des göttlichen Zornes zu sein, dessen Strafgericht durch Kriegsnoth, Überschwemmung, Pest u. dgl. bevorstand. Dieser Aberglaube mußte verschwinden, sobald erwiesen war, daß die Kometen gleich den Planeten Weltkörper sind, die unserm Sonnensystem angehören und sich in demselben um die Sonne in Bahnen bewegen, welche sich von denen der Planeten nur dadurch unterscheiden, daß sie ungleich länger sind, d. h. daß die Entfernung der Planeten von der in einem Brennpunkt der Ellipse stehenden Sonne bald außergewöhnlich gering, bald wieder ungewöhnlich groß ist. Da auf diese Weise die Kometen auf ihren Bahnen viel weiter von der Sonne abschweifen als dieses bei den Planeten der Fall ist, so werden sie von der Erde aus nur dann gesehen, wenn sie in die Nähe der Sonne kommen, und sind dann viele Jahre, einige sogar Jahrhunderte lang unsichtbar, bis sie in die Sonnennähe zurückkehren. Die Berechnungen, welche die Astronomen nach Beobachtungen über den Lauf einzelner Kometen gemacht haben, zeigen jedoch hinreichend, daß ihre Bewegung genau ebenso regelmäßig, d. h. innerhalb bestimmter Zeiträume geschieht, wie dieses bei den Planeten der Fall ist. Fast alle Planeten weichen nur wenig mit ihrer Bahn von derjenigen Ebene ab, innerhalb welcher sich die Erde um die Sonne bewegt, und alle Planeten bewegen sich in ihren Bahnen von Westen nach Osten. Dagegen erstrecken sich die Kometenbahnen nach allen Richtungen durch das Sonnensystem, sodaß z. B. einige sogar senkrecht auf der Erdbahn stehen, und mehre Kometen sind beobachtet worden, welche sich von Osten nach Westen bewegten. Da die Kometen stets im vollen Lichte erscheinen, auch dann, wenn sie uns ihre von der Sonne abgewendete, also nicht vom Sonnenlicht beschienene Seite zukehren, so hat man hieraus geschlossen, daß sie selbstleuchtende Körper seien, nicht wie die Planeten und Monde solche, die erst von der Sonne ihr Licht empfangen. Farbe und Stärke ihres Lichtes ist sehr verschieden. Von einigen Kometen wird erzählt, daß sie dem Auge des Beobachters größer als Sonne und Mond erschienen sind. Ihr Licht ist gelblich, weißlich oder röthlich und im Allgemeinen minder lebhaft als das der Planeten. Im Innern der leuchtenden Dunsthülle kann man bei den meisten Kometen einen mehr oder weniger scharf abgegrenzten runden Körper unterscheiden, welcher der **Kern** oder **Kopf** des Kometen genannt wird. Von diesem breitet sich der Schweif aus, welcher gegen das Ende zu matter und nebeliger wird. Derselbe erstreckt sich oft durch ganze Sternbilder, zuweilen sogar durch das halbe Himmelsgewölbe. Durch große und glänzende Schweife haben sich unter den bekannten Kometen die von 1456, 1472, 1577, 1618, 1664, 1665, [illegible], 1744, 1769 und 1811 ausgezeichnet. Die Regelmäßigkeit der Planetenbahnen wurde erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. entdeckt, namentlich von Dörfel, einem Prediger in Plauen im Voigtlande. Alle bei uns sichtbaren Kometen gehören unserm Sonnensysteme an, doch ist es wahrscheinlich, daß auch andere Sonnen (die Fixsterne) ihre Kometen sowol als Planeten haben. Die Anzahl der zu unserm Sonnensystem gehörigen Kometen ist beiweitem größer als die der Planeten. Seit dem J. 240 n. Chr. hat man bis jetzt etwa 200 Kometen aufgezeichnet, wobei man jedoch noch berücksichtigen muß, daß man in frühern Zeiten nur die allergrößten und nur die Kometen, welche in der von der cultivirten Welt bewohnten nördl. Hälfte der Erde beobachtet worden sind, aufgezeichnet hat. Viele Kometen werden darum nicht gesehen, weil sie während ihrer Sonnennähe bei Tage am Himmel stehen, dann aber vom Lichte der Sonne überstrahlt werden. Nach einer Wahrscheinlichkeitsberechnung soll die Zahl der Kometen, welche der Sonne näher als Uranus kommen, größer als 43[illegible] sein. Die Kometen scheinen sämmtlich eine sehr geringe Masse zu haben, welches namentlich daraus folgt, daß sie, wie durch die genauesten astronomischen Beobachtungen bewiesen ist, einen ganz unmerklichen oder gar keinen Einfluß auf die Planeten ausüben, deren Bahnen sie kreuzen und mit denen sie daher nahe zusammenkommen. Je größer nämlich die Masse eines Weltkörpers ist, desto größer ist auch die Anziehung, welche derselbe auf andere Weltkörper ausübt. Man hat nun die Beobachtung gemacht, daß die Kometen, wenn sie in die Nähe der Planeten kommen, gar keine Anziehungskraft geäußert haben. So ist z. B. ein Komet zwischen dem Jupiter und seinen Monden durchgegangen, ohne irgend eine merkliche Störung im Laufe dieses Planeten und seiner Monde nach sich zu ziehen. Hierdurch verschwinden die Fabeln, welche man von der Möglichkeit eines Zusammentreffens der Erde mit einem Kometen und dem daraus folgenden Unglück gemacht hat.

Digitized by Google

ıer berühmte Astronom Olbers hat die Möglichkeit eines lchen Zusammentreffens berechnet und gefunden, daß man 31 Millionen gegen 1 wetten könne, daß dasselbe nicht attfinden werde. Auch Newton's Annahme, daß die Ko= eten zuweilen in die Sonne fielen und derselben neues cht zur Beleuchtung des Planetensystems zuführten, hat enig Wahrscheinlichkeit, weil das eigne Licht der Kometen gen das der Sonne allzu unbedeutend ist, als daß diese ırch das Einfallen eines Kometen merklich an Lichtintensi= t gewinnen könnte. Von den beobachteten Kometen sind ejenigen am interessantesten, welche eine kurze Umlaufszeit iben, daher öfter wiederkehren. Zu diesen gehört der so= nannte schöne Halley, dessen Bahn von dem berühmten stronomen Halley berechnet worden ist. Derselbe hat eine mlaufszeit von gegen 77 Jahren und ist zuletzt im Win= r 1835—36 sichtbar gewesen. Bei seinem jedesmaligen rscheinen hat derselbe eine ganz veränderte Gestalt darge= ıten, welches seinen Grund zum Theil in den Störungen ırch die Planeten und in der großen Entfernung von der onne haben mag, welche er erreicht hat. Diese große ntfernung muß einen außerordentlichen Unterschied in der emperatur des Kometen zur Folge haben. Außerdem sind ɔch zu erwähnen: der 1815 erschienene Olbers'sche Komet iit einer Umlaufszeit von 74 Jahren; der 1818 entdeckte ncke'sche Komet mit einer Umlaufszeit von nur 3 ahren 115 Tagen; der 1826 entdeckte Biela'sche Ko= et mit einer Umlaufszeit von 6 Jahren 270 Tagen; r 1743 entdeckte Clausen'sche Komet mit einer Um= ufszeit von 5 Jahren 220 Tagen. Dagegen hat aber r Komet von 1680 eine Umlaufszeit von etwa 8814 Jah= n und eine Bahn, die 185 Mal länger als breit ist. erselbe kam der Sonne bis zu 28,000 Meilen nahe und ıdeckte mit der Länge seines Schweifs beinahe die Hälfte s Himmels. In Bezug auf den Schweif bieten übrigens e Kometen verschiedene Abweichungen dar, nach denen an sie in mehre Classen unterscheiden kann. Einige näm= h haben statt eines Schweifes nur einen nach allen Sei= n ziemlich gleich ausgebreiteten Lichtnebel; andere haben nen Schweif, welcher als weitere Ausdehnung jenes Ne= ls erscheint, und noch andere endlich haben eine von ihrer ebeligen Atmosphäre ganz getrennte Nebelhülle, die den ometen an der Sonnenseite halbkugelförmig umgibt und h dann kegelförmig ausbreitet und nach der der Sonne tgegengesetzten Seite erstreckt. Der Schweif ist gewöhn= h etwas gekrümmt, zuweilen jedoch auch ganz gerade. s sind auch Fälle vorgekommen, in denen Kometen zwei chweife gezeigt haben, z. B. der Komet von 1824, bei elchem der eine Schweif nach der Sonne zu, der andere on ihr abgewendet war. An dem Kometen von 1743 will an zuletzt sogar sechs Schweife beobachtet haben. Bei nigen Kometen hatten die Schweife ein so helles Licht, aß sie selbst bei Tage sichtbar waren. Gegenwärtig, wo ie Astronomie einen so hohen Standpunkt erreicht hat, wer= en jährlich ein oder zwei neue Kometen entdeckt, und man dient sich beim Aufsuchen dieser lichtschwachen Sterne eig= er, Kometensucher genannter Fernröhre, welche sehr licht= ark sind, aber ebendeswegen auch nur wenig vergrößern.

**Komisch** wird häufig gleichbedeutend mit „lächerlich" ebraucht, bezeichnet aber eigentlich nur das Lächerliche, durch dessen Thorheit und Eitelkeit auf das Ewige, das Geistige hingedeutet wird, und ist daher ein Gegenstand künstlerischer Darstellung. Endliche und ewige Natur sind im Menschen, so widersprechend auch beide sind, unzertrenn= lich verknüpft, und daher kommt es, daß er in allen seinen Bestrebungen und Verhältnissen sich von dem Endlichen nicht losmachen kann, welches besonders in den niedern Leidenschaften sich als das den Menschen beherrschende Prin= cip geltend macht. Gegen das Ewige gehalten ist das End= liche das Thörichte, Vergebliche, und als solches erscheint es daher von dem Standpunkte der Kunst aus. Der Künst= ler, und ein solcher ist auch der Dichter, stellt also im Ko= mischen den endlichen Menschen mit seinen niedern Leiden= schaften und kleinlichen Verhältnissen dar, indem er zugleich den Leser oder Beschauer auf den Standpunkt des Ewigen erhebt, von welchem jene Menschen, ihre Bestrebungen und ihre Verhältnisse als in sich nichtig und thöricht erscheinen, erregt also bei ihm nicht das Gefühl des Unwillens oder Zornes, sondern das der Heiterkeit des eben durch jene Hinfälligkeit des Endlichen seiner Würde innewerdenden Geistes. Eine besondere Art des Komischen ist das Bur= leske (s. d.).

**Komnēnen** ist der Name einer berühmten Herrscher= familie zu Konstantinopel (s. d.) und Trapezunt (s. d.), welche von 1057—1461 blühte. Der letzte Herrscher aus dieser Familie war David Komnenus, welcher sein Reich an Mohammed II., den Eroberer Konstantinopels, abtreten mußte und von diesem mit allen seinen Kindern 1462 hin= gerichtet wurde. Indeß wird erzählt, daß ein Sohn dieses David K. entkommen und seine Familie fortgepflanzt habe. Von diesem sollte Demetrius Komnen abstammen, wel= cher auf Corsica 1750 geboren wurde und später franz. Cavalerieoffizier war. Derselbe wurde von dem franz. Kö= nige Ludwig XVI. durch eine Parlamentsacte vom J. 1782 als echter Komnene anerkannt und erhielt als solcher von Napoleon und Ludwig XVIII. einen Jahrgehalt bis 1821, wo er, ohne Kinder zu hinterlassen, starb.

**Kon-fu-tse**, gewöhnlich lat. Confucius genannt, ist der Name eines berühmten chines. Religions= und Sitten= lehrers, welcher 551 v. Chr. geboren wurde. Er stammte aus königlichem Geblüt und wurde im Königreiche Lu, wel= ches jetzt Schang=tong heißt, der erste Rathgeber des Kö= nigs. Das chines. Reich zerfiel nämlich damals in mehre selbständige Königreiche. K. war unablässig zum Wohl sei= nes Vaterlandes Lu bemüht und leitete den König so, daß sich die Unterthanen desselben glücklich priesen. Misgunst und Neid brachten ihn aber endlich um das Vertrauen des Königs, und K. legte daher sein Amt nieder und trat nun im Königreiche Sum als Sittenlehrer auf. Er übernahm nochmals ein hohes Amt und legte es aus ähnlichen Grün= den wie das erste nieder. Fortan zog er als Sittenlehrer durch die Provinzen des chines. Reiches, gewann viele Schü= ler, mußte aber auch oft Noth und Mangel ertragen und starb endlich 478 v. Chr. im Königreiche Lu. Fern von allem Eigennutz, aller Herrschsucht und aller Prahlerei ist K. nur bemüht gewesen, reine und das wahre Wohl des Menschen fördernde Sitten zu verbreiten. In der Gesetzge= bung und Religion schloß er sich mit großer Weisheit an das Bestehende an und suchte dieses nur zu veredeln. Nicht

ren körperlichen Leiden ausgesetzt gewesen war, starb sie 1728 zu Quedlinburg, wo man in den Gewölben der hohen Stiftskirche noch in neuern Zeiten ihren mumienartig eingetrockneten Leichnam zeigte. Denkwürdigkeiten der Gräfin K. hat Cramer herausgegeben (2 Bde., Lpz. 1836).

**Königsstuhl** heißt eine im preuß. Regierungsbezirke Koblenz im vormaligen kurkölnischen Gebiete, unfern von Rense, am Rhein befindliche Erhöhung, welche aus sieben 16 F. hohen Bogen bestand, zu denen 28 steinerne Stufen führten, und unter denen sich sieben steinerne Sitze befanden. Hier kamen ehemals die sieben deutschen Kurfürsten zusammen und riefen den Namen des von ihnen gewählten deutschen Kaisers öffentlich aus. Jetzt bezeichnen nur noch vier Steine diese ehrwürdige Stätte. — Den Namen Königsstuhl führt auch ein 563 F. hoher, steil ins Meer abfallender Kreidefelsen auf der Insel Rügen.

**Königstein**, ein Städtchen mit 1500 Einw., im meißnischen Kreise des Königreichs Sachsen, liegt am Fuße des gleichnamigen Felsens, der sich senkrecht bis zu mehr als 1600 Fuß Höhe über den Spiegel der Elbe erhebt, und zu dessen Oberfläche nur ein einziger so steiler Pfad führt, daß Wagen hinaufgezogen werden müssen. Der K. bildet eine natürliche Festung, die kein Feind mit Gewalt einnehmen kann; die Oberfläche des Felsens hat etwa eine halbe Stunde Umfang, und es befinden sich auf demselben ein kleiner Fichtenwald, Wiesen, Gemüsegärten und zwei Cisternen, in welchen das Regenwasser aufbewahrt wird; in den Felsen ist ein 800 F. tiefer Brunnen gehauen. Der Bau der oben befindlichen Festungswerke wurde 1589 begonnen und 1731 vollendet; sie bestehen aus bombenfesten Casematten; das Zeughaus ist stets mit Waffen und Schießbedarf reichlich versehen. Dem K. gegenüber am linken Elbufer erhebt sich der rundum freie und steile Lilienstein, welcher nicht bewohnt ist. Der Kurfürst Friedrich August I. von Sachsen bestieg diesen den K. noch weit überragenden Felsen, und zum Gedächtniß dieser Ersteigung ist auf ihm eine steinerne Spitzsäule errichtet worden.

**Konradin** von Schwaben, der letzte der Hohenstaufen (s. d.), wurde 1252 geboren und war ein Sohn des Kaisers Konrad IV. und ein Enkel des Kaisers Friedrich II. Als sein Vater schon 1254 mit dem Bannfluche belastet starb, fiel sein Königreich Neapel und Sicilien in die Hände Manfred's, eines Sohnes Friedrich II., welcher dasselbe anfangs im Namen Konradin's, nachher aber, um nicht der Herrschaft ganz verlustig zu gehen, als unabhängiger König beherrschte. Der Papst verfolgte Manfred wie früher seinen Vater und seinen Bruder, war aber ebenso wenig geneigt, den jungen K., welcher von seiner Mutter und seinen Oheimen in Baiern und Schwaben auferzogen wurde, als rechtmäßigen Beherrscher jenes Königreichs anzuerkennen. Papst Clemens IV. rief den herrschsüchtigen Karl von Anjou, einen Bruder des damals regierenden Königs von Frankreich, Ludwig IX. oder des Heiligen, nach Italien und krönte ihn als König von Neapel und Sicilien. Karl eroberte sein Reich durch eine Schlacht, in welcher ihm Verrath den Sieg verschaffte, und Manfred fiel. Bald hatte sich Karl aber durch seine grausame Strenge den Italienern so verhaßt gemacht, daß diese sich heimlich an K. wendeten und ihn auffoderten, das ihm gebührende Reich mit Gewalt der

Waffen sich anzueignen. Kaum zum Jüngling erwachsen zog K. 1267, begleitet von seinem Jugendfreunde, dem Prinzen Friedrich von Baden, und einem Heere von etwa 10,000 Mann nach Italien. Überall mit Jubel begrüßt, unterstützt von den alten Anhängern seiner Familie, kam K. siegreich bis nach Rom. Auch in der Schlacht, welche er 1268 bei Tagliacozzo gegen Karl von Anjou lieferte, war der Sieg anfangs auf seiner Seite. Doch die Deutschen warfen sich allzu eilfertig auf die Plünderung, wurden von dem Hinterhalt der Franzosen überrascht und völlig in die Flucht geschlagen. K. und sein Freund Friedrich von Baden waren glücklich den Verfolgern entronnen, als sie sich einem vermeintlichen Anhänger der Hohenstaufen anvertrauten, von diesem verrätherisch gefangen genommen und an Karl von Anjou ausgeliefert wurden. Dieser behandelte die Prinzen als Hochverräther, die einen räuberischen Einfall in sein Reich gemacht, und ließ sie mit Bewilligung des Papstes am 29. Oct. 1268 auf dem Marktplatze zu Neapel hinrichten. Vor seinem Tode erklärte K. vom Schaffot herab seinen Verwandten, Peter von Aragonien, zum Erben seines Rechtes, und nachdem die sicilische Vesper 1282 der franz. Gewaltherrschaft ein Ende gemacht hatte, trat jener auch wirklich diese Erbschaft an.

**Konstantin** (Cajus Flavius Valerius Aurelius Claudius), der Große genannt, röm. Kaiser 306—337, wurde 274, als ein Sohn des Kaisers Konstantius und der Helena (s. d.), geboren. Konstantius war vom Kaiser Diocletian zum Mitregenten angenommen worden, und um sich des Vaters zu versichern, behielt Diocletian den jungen K. an seinem Hofe und ließ ihm eine treffliche Erziehung ertheilen. Die Kaiser Diocletian und Maximian hatten nachher die Regierung niedergelegt und das große röm. Reich wurde von Galerius und Konstantius, welche den Titel Augustus führten, und unter deren Hoheit von Maximin und Severus, welche den Titel Cäsar führten, beherrscht. Konstantius, ein vortrefflicher Fürst, verwaltete Gallien, Spanien und Britannien, während sein Sohn in der Gewalt des Galerius blieb, welcher auf eine Gelegenheit sann, den viel versprechenden, an Körper und Geist gleich ausgezeichneten jungen Mann auf die Seite zu schaffen. Konstantius unternahm einen Heereszug nach Britannien und wünschte seinen Sohn bei sich zu sehen, welcher sich der Gewalt des übelwollenden Galerius durch eine eilige Reise zu seinem Vater entzog. Konstantius starb in Britannien 306 und K. wurde von dem Heere desselben als Augustus und Kaiser begrüßt. So erzürnt auch Galerius über diese Nachricht war, so mußte er doch, da die Gewalt in den Händen des K. war, seine Erhebung insoweit anerkennen, daß er ihn zwar nicht als Augustus, doch als Cäsar bestätigte, und ihm die Herrschaft über die Provinzen jenseit der Alpen überließ. Bald darauf empörte sich das über die Vernachlässigung, mit welcher es behandelt wurde, unwillige Rom und erhob den Maximian, welcher diese Würde schon besessen, und dessen Sohn Marentius zu Kaisern. Severus eilte nach Italien und verlor Truppen und Leben. Um sich zu befestigen, ging Maximian 307 zum K., vermählte ihm seine Tochter Fausta und ernannte ihn zum Augustus. K. war so klug, diese Ehre anzunehmen, ohne sich in den Kampf zu mischen, zu dem Galerius nach Italien eilte. Derselbe richtete indeß nicht mehr aus, als vorher Severus und mußte sich zurückziehen. Er ernannte nun seinen Waffengefährten Licinius zum Augustus und mußte gleiche Würde auch dem Maximin zugestehen, der in Syrien und Ägypten herrschte. Es waren also in dieser Zeit sechs Kaiser, von denen je drei zusammenhielten. K. und Marentius, den Westen des Reichs beherrschend, standen auf Seiten des Maximian, während im Osten des Reichs Maximin und Licinius dem Galerius beistanden. Maximian gerieth indeß bald mit seinem Sohne Marentius in Streit, und da diesem die prätorianische Leibwache zufiel, so sah sich Maximian genöthigt, bei seinem Schwiegersohn K. einen Zufluchtsort zu suchen und nachmals der Kaiserwürde zu entsagen. K. nahm ihn ehrerbietig auf, aber bald darauf benutzte Maximian die Entfernung seines Schwiegersohns, einen neuen Bürgerkrieg zu entzünden, durch welchen er sein früheres Ansehen wieder zu erlangen hoffte. K. kehrte eilend zurück, bemächtigte sich des Maximian und ließ ihn 310 heimlich hinrichten. Im folgenden Jahre starb auch Galerius und es theilten sich Maximin und Licinius in sein Gebiet, aber bald darauf traten sich K. und Licinius näher, während Maximin mit dem Marentius ein geheimes Bündniß schloß. Im J. 312 brach der Krieg zwischen K. und Marentius aus, zu welchem die nächste Ursache persönliche Feindseligkeiten gegen K. von Seiten des Marentius wurden, indem dieser vorgab, den Tod seines Vaters rächen zu müssen. Schnell ging K. über die Alpen gegen einen ihm an Mannschaft wol viermal überlegenen Feind, gegen welchen schon zwei Kaiser erlegen waren. Durch Klugheit und Tapferkeit siegte K. bei Turin, Verona und Rom, und in der letzten Schlacht verlor sein Gegner selbst das Leben. Was von dem Geschlecht des Marentius noch übrig war, wurde ausgerottet. Im folgenden Jahre trat K. dem Licinius noch näher, indem er demselben seine Schwester zur Gemahlin gab; auch wurde in diesem J. 313 das merkwürdige Edict erlassen, nach welchem die Christen in dem röm. Reiche für die Folge geduldet und nicht länger ein Gegenstand der Verfolgung sein sollten, ja ihnen sogar das Eigenthum zurückgegeben werden sollte, welches ihnen in den vorhergehenden Verfolgungen entrissen worden war, und ihnen nicht länger öffentliche Ämter vorenthalten werden sollten. Licinius verhing jedoch bald neue Verfolgungen über die Christen. Von der Zusammenkunft mit dem Licinius eilte K. nach dem Rhein, um einem Einfall der Franken zu begegnen, während Licinius dem Maximin entgegenrückte, welcher den Marentius rächen wollte. Maximin wurde geschlagen und starb kurze Zeit darauf. Mit dem zügellosen und grausamen Licinius gerieth K. schon 314 in Zwist, und im nächsten Jahre lieferten sich diese beiden ausgezeichneten Feldherren zwei Schlachten, durch welche Licinius zu einem nachtheiligen Frieden gezwungen wurde, aber doch noch die Würde eines Augustus behielt. Einen siebenjährigen Frieden benutzte K., um einen gesetzmäßigern Zustand in seinem Reiche herbeizuführen, der Noth, in welcher viele seiner Unterthanen schmachteten, einigermaßen abzuhelfen und die Sittlichkeit zu heben. Doch waren seine Gesetze zum Theil von grausamer Strenge. Im J. 322 züchtigte K. die andrängenden Gothen und 323 brach ein neuer Bürgerkrieg gegen Licinius aus. K. und sein ältester Sohn Cris-



Digitized by Google

pus kämpften siegreich, und Licinius mußte sich unterwerfen und der Kaiserwürde entsagen. Begnadigt, aber bald darauf wieder verdächtig, erfolgte endlich seine Hinrichtung. Auf diese Weise war 325 K. zum alleinigen Herrn des röm. Weltreichs geworden und herrschte nun mit wenigen Ausnahmen friedlich und glücklich bis an seinen Tod. Das glänzendste Werk, welches er ausführte, war die Gründung der noch jetzt seinen Namen tragenden Stadt **Konstantinopel** (s. d.) an der Stelle des alten Byzanz. Mit ungeheurem Aufwand von Geld und Kräften ward diese große Stadt erbauet und wurde der Sitz der Regierung, die erste Stadt des Reiches nach Rom. Einen schwarzen Flecken warfen auf den Charakter K.'s die leidenschaftlichen Handlungen, zu denen er sich im Zorn hinreißen ließ. Nicht nur den Tod des Maximian und Licinius kann man ihm zum Vorwurf machen, sondern die Geschichte klagt ihn auch der ungerechten Hinrichtung seines Sohnes Crispus, seines Neffen, eines Sohnes des Licinius, und seiner Gemahlin Fausta an. Crispus war der Stiefsohn der Fausta, und vielleicht ist die Nachricht gegründet, daß K. den Crispus verurtheilte, aufgereizt durch Anschuldigungen der Fausta, und daß er dann an dieser die Unwahrheit jener Anklagen rächte. Nochmals mußte K. 331 zum Kriege gegen die Gothen sich rüsten. Der Anfang des Feldzuges war für K. unglücklich, darauf aber wurden die Gothen 332 gänzlich geschlagen und mußten demüthig um Frieden bitten. Als die Sarmaten von ihren eignen Sklaven aus ihren bisherigen Ländern vertrieben wurden, wendeten sie sich demüthig bittend an K. um Aufnahme in das röm. Reich, und dieser wies ihnen Wohnsitze in Thrazien, Kleinscythien und Macedonien an. Nachdem K. das dreißigste Jahr seiner Regierung festlich begangen hatte, ein Glück, welches mit Ausnahme des Augustus kein röm. Kaiser erlebt hatte, starb er nach kurzem Unwohlsein 337 im Palast zu Aquyrion in der Vorstadt von Nikomedia, wohin er sich zu seiner Herstellung begeben hatte. Kurz vor seinem Tode ließ sich K. durch das Sacrament der Taufe feierlich in die Gemeinde der Christen aufnehmen und sein Leichnam wurde in der Kirche der Apostel zu Konstantinopel feierlich beigesetzt. Die größte Wichtigkeit hat K. dadurch erlangt, daß durch ihn die christliche Kirche aus dem Zustande der Unterdrückung und Verfolgung sich erhob und von nun öffentlich mit dem Anspruche Weltreligion zu sein auftreten konnte. Gewiß ist es, daß sich K. schon früher dem Christenthum zuneigte, und wenn er seine feierliche Aufnahme in den Schoos der Kirche bis zu seinen letzten Augenblicken verschob, so kann dieses theils (wenigstens in Bezug auf die erste Zeit seiner Regierung) aus politischen Gründen geschehen sein, um nicht unter seinen doch an Anzahl noch weit den Christen überlegenen heidnischen Unterthanen zu aufrührerischen Bewegungen Veranlassung zu geben, theils kann auch die Ansicht zu Grunde gelegen haben, daß die Taufe eine von allen Sünden reinigende Kraft besitze, also am besten am Abende seines Lebens vorgenommen würde, damit nicht durch neue Sünden sein Geist befleckt werde. Während seiner Regierung war K. unablässig bemüht, das Christenthum zu heben und zu fördern; er ließ seine Söhne von christlichen Geistlichen sorgfältig erziehen und lebte selbst stets im Umgange mit christlichen Geistlichen, ja schrieb sogar Abhandlungen zur Verherrlichung des Christenthums. Nachdem er zur Alleinherrschaft gelangt war, bekannte er offen seine Erkenntniß des Christenthums als ewige Wahrheit, und foderte auch seine heidnischen Unterthanen dringend auf, dem neuen Lichte sich zuzuwenden, obgleich er ihnen auch bei ihren alten Religionsansichten völlige Freiheit zusicherte. Berühmt und wichtig für die christliche Glaubenslehre wurde das Concilium zu Nicäa, welches K. 325 zusammenberief und selbst besuchte. K. ist ebenso sehr gepriesen und bewundert als angeklagt und verachtet worden; gepriesen namentlich von christlichen, angeklagt von heidnischen Schriftstellern. Er war ein schöner, kraftvoller Mann, geübt in allen Künsten eines Kriegers, dabei klug, mäßig in allen Genüssen, wohlthätig, und milderte seine sehr strengen, aber nur auf Ordnung der Sitten abzielenden Gesetze häufig durch seine Gnade, nahm sich der Unterdrückten an, beschützte namentlich die Frauen, welche bisher häufig mit großer Willkür behandelt worden waren, setzte die Abgaben herab und brachte Ordnung in alle Zweige der Staatsverwaltung. Dagegen war er aber auch ehrgeizig, jähzornig, hinterlistig, verschwenderisch und Freund eines grenzenlosen Luxus. Seine Bekehrung zum Christenthum ist namentlich einer wunderbaren Erscheinung zugeschrieben worden, welche er gehabt haben soll, als er 312 gegen den Maxentius kämpfte. Er soll nämlich am Tage unter der Sonne ein flammendes Kreuz mit der Inschrift: In hoc signo vinces (d. h. Mit diesem Zeichen wirst du siegen) erblickt haben, und darauf soll ihm Christus des Nachts erschienen sein und ihm befohlen haben, eine Fahne in der Gestalt jenes Lichtkreuzes zu führen, das ihm am Tage erschienen war. K. und nach ihm die christliche Kirche führte auch wirklich eine heilige Standarte, das **Labarum** genannt, welches eine lange, mit einem Querbalken versehene Lanze war. Von dem Querbalken hing ein seidenes Tuch herab, auf welchem die Bildnisse des regierenden Kaisers und seiner Kinder eingewebt waren; auf der Spitze der Lanze stand eine goldene Krone, welche den heiligen Namenszug einschloß, der den Namen Christi und das Zeichen des Kreuzes darstellte. Griechen und Russen begehen das Fest K.'s als eines Heiligen am 21. Mai. — Bald nach seinem Tode verbreitete sich das Gerücht, K. sei durch seine Seitenverwandten durch Gift umgebracht worden. K. selbst hatte diese stets mit großer Gunst behandelt und sie zu großem Ansehen erhoben; nun aber wendete sich die blinde Rachsucht der Krieger gegen sie und alle bis auf Gallus und Julian, den nachmaligen Kaiser, wurden umgebracht. Das Reich wurde unter die drei Söhne des K. und der Fausta: **Konstantin**, **Konstantius** und **Konstans** getheilt. Durch Senatsbeschluß wurde K. nach seinem Tode den heidnischen Göttern beigesellt, wie dieses auch mit den frühern Kaisern geschehen war.

**Konstantinopel**, die durch die Schönheit ihrer Lage berühmte Hauptstadt des türk. Reiches, heißt bei den Türken **Stambul** oder **Istambol**, bei den Morgenländern **Konstantinia**, bei den Walachen und Bulgaren **Zarigrad**, d. h. Königsstadt. An ihrer Stelle stand ehemals die Stadt **Byzanz**, welche von einem Megarenser gegründet worden sein und nach demselben den Namen erhalten haben soll. Schon Byzanz war ihrer Lage wegen so berühmt, daß man die derselben gegenüberwohnenden Chersonesier die „Blinden" nannte, weil sie versäumt hatten, hier eine Stadt

Digitized by Google

zulegen. Konstantin der Große übersah nicht, daß diese tadt, welche Asien und Europa verband, und den am mei- n von feindlichen Überfällen bedrängten Grenzen des röm. eichs näher als Rom lag und dennoch selbst sicher war, h besser zur Hauptstadt seines gewaltigen Reiches eigne, s das alte Rom. Mit verschwenderischer Pracht und un- heuren Anstrengungen wurde daher die alte nicht eben be- utende Stadt von Konstantin in kurzer Zeit zu einer der ößten und prachtvollsten Städte erhoben, 330 n. Chr. erlich eingeweiht und von ihm das „neue" oder „zweite om" genannt. Nach ihres großen Erbauers Tode wurde r von dem seinen abgeleitete Name Konstantinopel allge- ein. Sie blieb nachher bis 1453 die Residenzstadt der ost- m. Kaiser. In diesem Jahre wurde sie von den Türken obert und zur Hauptstadt des türk. Reiches gemacht. Die Stadt liegt auf einer in das Marmormeer hineinragenden Landzunge, die ein ungleichseitiges Dreieck bildet, dessen Grundlinie gegen Westen liegt. Ein 18,000 F. langer, an seiner schmalsten Stelle 1800 F. breiter Kanal liegt auf der Nordseite der Stadt und bildet den Hafen derselben, indem er zugleich die Stadt von ihren größern Vorstädten ab- schneidet. Wie das alte Rom liegt K. auf sieben Hügeln, auf denen es sich amphitheatralisch erhebt. Eine 14—20 F. hohe dreifache Mauer, auf der Landseite überdies ein 25 F. tiefer Graben, 548 Thürme und einige andere Befestigungs- werke dienen zum Schutze der Stadt, aus welcher sich sie- ben Thore gegen das Land, sechs Thore gegen das Meer und dreizehn Thore gegen den Hafen öffnen. Das merk- würdigste Landthor ist das Thor Topkapussy, weil hier der türk. Sultan Mohammed II. 1453 in die Stadt drang und

er letzte griech. Kaiser Konstantin XI. den Tod fand. Un- r den 16 Vorstädten sind Pera und Galata die merkwür- igsten. Sie liegen auf der Landspitze dem Serail gegen- ber und werden von den fremden Gesandten und vielen uropäischen Kaufleuten bewohnt. Ehe Pera im J. 1831 urch eine große Feuersbrunst verwüstet wurde, soll es an 00,000 Einw. gehabt haben. Galata ist ehemals von Ge- uesen angelegt worden und wird noch jetzt von vielen ge- uesischen Kaufleuten bewohnt. Die übrigen Vorstädte sind: enikapu, Topdschilar, Oktaktschilar, Nischandschi-Pascha, Dschömledschilar, Ejub, Südlidsche, Piri-Pascha, Chaskoi, Kassim-Pascha, Tophana, Beschiktasch, Ortakoi, Kurut- chesme. Auf Asiens Boden liegt die Stadt Skutari oder Üskudar mit 40,000 Einw., wo sich viele Türken aus Konstantinopel begraben lassen, und welche häufig auch als ine Vorstadt Konstantinopels betrachtet wird. Vom Was- er aus betrachtet bietet Konstantinopel einen überaus groß- rtigen Anblick dar, prachtvolle Gebäude erheben sich in unabsehbarer Menge und zwischen ihnen erblickt man herr- liche Baumgruppen. Das Innere der Stadt ist aber kei- neswegs angenehm. Die Straßen sind eng, krumm, schlecht gepflastert und werden von niedrigen, hölzernen und ge- schmacklos gebauten Häusern gebildet. Nur die nach dem Thor von Adrianopel führende Straße ist ziemlich breit, lang und gefällig gebaut. Dabei herrscht überall eine ekel- hafte Unreinlichkeit, und nur in dem Hafen und in der Nähe des Bazars bemerkt man ein reges, erfreulich thätiges Le- ben. In der Nacht sind alle Straßen und Plätze verödet, und es finden sich statt der Menschen große Heerden von Hunden und Raubvögeln ein, welche den auf die Straßen geworfenen Unrath verzehren. Ausgezeichnet erscheinen nur die großen prachtvollen Moscheen und die ausgedehnten Be- gräbnißplätze. Der Atmeydan, unter den griech. Kaisern Hippodrom genannte Platz, ist der merkwürdigste von allen öffentlichen Plätzen. Derselbe ist 500 F. lang und 300 F. breit und wird von mehren schönen Palästen, sowie von



Digitized by Google

der Moschee Sultan Achmed's begrenzt. Auf ihm steht ein 60 F. hoher, unter dem Kaiser Theodosius aufgestellter ägypt. Obelisk, welcher eine Kugel von Erz trägt, ferner die Schlangensäule und der 94 F. hohe Colossus structilis. Das Serail, die Residenz des Großherrn, ist das wichtigste Gebäude. Dasselbe steht auf der äußersten Landspitze, hat drei Thore, ist nach der Seite der Stadt durch eine hohe Mauer abgegrenzt und wird auf den übrigen drei Seiten vom Meere eingeschlossen. Dasselbe hat einen Umfang von mehr als vier Stunden und umfaßt eine Menge von Moscheen, Gärten und Gebäuden, in denen gegen 20,000 Menschen Platz finden können, aber nur etwa die Hälfte dieser Zahl wirklich wohnen. An der Hauptpforte, welche mit einer starken Wache besetzt ist, sieht man häufig frisch abgeschlagene Menschenköpfe aufgesteckt. In einem abgesonderten Theile des Serails ist der Harem, der Wohnplatz der Frauen. Hier sind die Wohnungen der sieben Chatuns oder rechtmäßigen Frauen des Sultans, von denen jede gegen 200 Mädchen, Odalisken genannt, zur Bedienung hat. Auch befinden sich noch im Harem an 1400 Kebsweiber des Sultans. Eine ehemalige Favorite des Sultan, Kjäja chatun, d. h. Frauenaufseherin, genannt, ist die unumschränkte Beherrscherin des Harem, und sie sorgt in Verbindung mit dem Kislar Aga, dem Befehlshaber der schwarzen Eunuchen, auch für Unterhalt und Verpflegung des Harems. Zur Bewachung desselben dienen 300 schwarze und ebenso viele an Rang jenen nachstehende weiße Eunuchen. Zur Bedienung des Sultans sind die Jtsch Oglans oder Jtsch Agassys bestimmt, welche nach Rang und Beschäftigung in vier Kammern getheilt sind, von denen die vierte die Schatzkammer, Khasne Odassy, bildet. Jeder Sultan pflegt während seiner Regierung einen Schatz zurückzulegen, welcher unter seinem Namen abgesondert aufbewahrt wird. Nur in den dringendsten Nothfällen dürfen diese Schätze angegriffen werden. Zur Zierde des Serails dienen ferner die ungefähr 40 Stummen, Bisebän oder Dilßis, eigentlich die Hofnarren des Sultans, welche aber ehemals zur Vollziehung aller Todesbefehle im ganzen Reiche benutzt wurden; sowie die Zwerge, Giudsche, die um so höher geschätzt werden, je abscheulicher misgebildet sie sind. Eine angesehene Rolle im Serail spielen die in ihm den Dienst thuenden Kapidschi-Baschi's, die Kammerherren des Sultans, denen jetzt die Vollstreckung der Todesurtheile übergeben ist. Die Bostandschis, ursprünglich Gärtner, bilden jetzt eine zahlreiche Dienerclasse. Sie haben zu ihrem Vorgesetzten den mit der Policei in dem Serail und in Konstantinopel beauftragten Bostandschi-Baschi. Auch die Baltadschis (Holzhacker) sind eine zahlreiche Dienerclasse im Serail, ferner die Peiks und die Solaks, welche den Großherrn als Leibwache begleiten, wenn er das Serail verläßt. Im Serail wohnt auch die Walide-Sultanin, die Mutter des Sultans, welche großen Einfluß auszuüben pflegt. Andere kaiserl. Paläste außer dem eigentlichen Serail sind das Eski-Serail, in welchem die Frauen und Odalisken des letztverstorbenen Sultans aufbewahrt werden; das Tekir-Serail, der ehemalige Palast Konstantins, welcher größtentheils in Trümmer zerfallen ist, u. a. Wichtig ist das Schloß der sieben Thürme an der Südwestseite der Halbinsel ohnweit vom Meere. Dasselbe hatte ursprünglich sieben Thürme, zu denen später noch ein achter kam. In Folge von Erdbeben sind fünf von diesen Thürmen eingestürzt. Die Anzahl der Moscheen in K. soll 485 betragen, und dazu kommen noch an 5000 Medscheds oder Bethäuser. Die prachtvollste Moschee ist die hier abgebildete Aja Sofia, einst die herrlichste christliche Kirche, von Kaiser Justinian erbaut. Dieselbe ist 269 F. lang, 243 F. breit, hat eine von ... Granitsäulen getragene elliptische Kuppel und 170 Mar-

Digitized by Google

sulen, darunter sechs Säulen von grauem Jaspis, welche nst das Dach des berühmten Tempels der Diana zu Ephe- s trugen. Der Fußboden und die Treppe sind von Mar- or. Ein Meisterwerk orientalischer Baukunst ist die 1550 ebaute Moschee Soleymanie, welche eine Breite von 210 F. nd eine Länge von 216 F. hat. Bei den meisten Mo- scheen sind prachtvolle Grabmale für die Stifter derselben nd ihre Nachkommen angebracht, auch stehen mit ihnen Wohlthätigkeitsanstalten, als Hospitäler, Herbergen, sowie Schulen und Bibliotheken in Verbindung. Die griech. Chri- en haben in K. 24, die röm.-katholischen 9, die arme- ischen 3 Kirchen, und die Juden haben mehre Syna- ogen. Von höhern Lehranstalten, Medresse genannt, in enen die Schüler den Unterricht unentgeltlich erhalten, zählt . 518, und Kinderschulen, Mechteb genannt, soll es 1285 eben. Andere Bildungsanstalten sind 11 Akademien, in elchen Vorlesungen über Astronomie, Geometrie, Geogra- hie, Fortification, Artillerie, Schiffahrtskunde gehalten wer- en; ein griech. Gymnasium, 37 öffentliche Bibliotheken, elche nur Handschriften enthalten. Man findet auch mehre ürkische, armenische und jüdische Buchdruckereien. Unter en öffentlichen Gebäuden zeichnen sich die vortrefflich ein- erichteten Bäder aus. Unter den 630,000 Einw. K.'s sind icht ganz die Hälfte Türken, 120,000 Griechen, 90,000 rmenier, 50,000 Juden und das übrige Franken, unter elchem Namen alle Europäer begriffen werden. Die Juden ohnen sämmtlich in der Vorstadt Piri-Pascha, woselbst e ihre eigne Obrigkeit haben und eine Art von Republik ilden. K. ist der Sitz aller obersten Behörden des türk. eiches, eines griech. Patriarchen, eines katholischen und ei- es armenischen Erzbischofs. — Manufacturen und Fabriken ibt es in K. nur wenige. Es werden seidene und baum- ollene Zeuche, türk. Rothgarn und Leder verfertigt. Auch ute Gold- und Silberarbeiter, Steinschneider und Waffen- hmiede gibt es. Der Handel wird durch den vortrefflichen afen begünstigt, welcher 1200 Schiffe zu fassen vermag. euersbrünste und Erdbeben haben häufig die Stadt ver- üstet und ebenso schrecklich ist sie öfters von der Pest heim- esucht worden, die sich fast jährlich einstellt. — Merk- ürdige Orte in der nächsten Umgebung K.'s sind die schon wähnte Vorstadt Ejub, wo eine Moschee liegt, in welcher r Sultan bei seinem Regierungsantritt feierlich mit dem Schwerte umgürtet wird; Belgrad, wo sonst die Gesandten n Sommer zu wohnen pflegten, ehe sie es wegen seiner ngesunden Luft verließen; Dulmah Baktsche mit einem roßherrlichen Palast in chines. Geschmack; Beschiktasch mit nem Sommerpalast des Großherrn, der 1816 fast ganz brannte; Bujukdere, d. h. großes Thal. Dieser Ort liegt einem reizenden Thale auf der asiat. Küste des Bospo- s, unfern vom schwarzen Meere. Das Thal ist eine Fort- tzung des vom Bosporos in Form eines Halbzirkels ge- ldeten saronischen Busens. Üppige Wiesen dienen zu den nmuthigsten Spaziergängen. Auf dem untern Theil, wel- er vorzugsweise die Wiese heißt, soll sich Gottfried von ouillon mit den ihn begleitenden Kreuzfahrern 1096 gela- rt haben. Eine herrliche Baumgruppe von sieben Plata- en, Jedi kardasch, d. h. „die sieben Brüder", genannt, eht auf dieser Wiese. In dem Orte Bujukdere wohnen im bern Theile die fremden Gesandten, im untern Griechen, rmenier und einige Türken. Die Häuser, an einer ziem- lich langen Kunststraße gelegen, sind meist im europ. Geschmack gebaut, und an dem schönen Quai, welcher den herrlichsten Spaziergang darbietet, liegen die Paläste mit ihren Gärten, unter denen sich der des russ. Gesandten auszeichnet. — Historisch merkwürdig ist K. noch durch die in den ersten Jahrhunderten nach Ausbreitung des Christenthums im röm. Reiche hier abgehaltenen allgemeinen Kirchenversammlungen, durch welche die Ausbildung der Kirchenlehre wesentlich bestimmt worden ist. Die erste 381 war gegen die Gegner des nicäischen Glaubensbekenntnisses gerichtet; die zweite 553 verketzerte mehre des Nestorianismus verdächtigte Bischöfe; die dritte 681 im trullanischen Palaste verdammte die Lehre der sogenannten Monotheleten; die vierte 691 gleichfalls im trullanischen Palaste gab strenge Kirchengesetze für den Klerus, welche aber von der latein. Kirche nicht angenommen wurden; die fünfte 754 wurde von der röm. Kirche nicht beschickt und nicht anerkannt. Sie eiferte gegen die Bilderverehrung, aber ihre Beschlüsse wurden durch die entgegengesetzten der Kirchenversammlung von Nicäa 787 aufgehoben.

**Konstanz** oder **Kostnitz**, die Hauptstadt des Seekreises im Großherzogthum Baden, liegt an der Westseite des Konstanzer- oder Bodensees und an dem linken Ufer des Rheins, welcher den obern See mit dem untern in Verbindung setzt. Einst hatte diese alte Stadt 36,000 Einw., jetzt zählt sie deren nur noch 5000. Sie ist weitläufig gebaut, zum Theil befestigt und hat drei Vorstädte, sowie eine Rheinbrücke. Unter den fünf Kirchen ist der altdeutsche Dom mit schönen gothischen Denkmälern ausgezeichnet. Die bischöfliche Residenz ist geschichtlich merkwürdig. K. hat ein Lyceum, nicht unbedeutenden Handel, Leinwandmanufactur und Obst- und Gemüsebau. Ehemals war K. eine freie Reichsstadt, bis es 1548 in die Acht verfiel und sich Östreich unterwerfen mußte. Im J. 1805 wurde es an Baden abgetreten. Das kostnitzer Bisthum ist 1827 aufgelöst worden. Berühmt ist das von 1414—18 dauernde **kostnitzer Concilium**, auf welchem der röm. deutsche Kaiser Sigismund, der Papst Johann XXII., 26 Fürsten, 140 Grafen, über 20 Cardinäle, 7 Patriarchen, 20 Erzbischöfe, 91 Bischöfe, 600 Prälaten und Doctoren und gegen 4000 Priester erschienen. Auf diesem Concilium wurden Huß (s. d.) und Hieronymus von Prag (s. d.) als Ketzer verurtheilt und verbrannt, wurden die drei mit einander um die Echtheit streitenden Päpste: Johann XXII., Gregor XII. und Benedict XIII. abgesetzt, wurde Martin V. als rechtmäßiger Papst erwählt und eingesetzt, aber der Hauptzweck: Verbesserung der ganzen Kirche, doch nicht erreicht. Überreste aus der Zeit dieser Kirchenversammlung, welche an sie erinnern, werden noch jetzt zu K. gezeigt.

**Kopal** ist der Name eines Harzes, welches von verschiedenen Bäumen gewonnen wird und aus Brasilien, Ostindien, Westindien und Afrika in den Handel kommt. Es ist ein gelbes, durchsichtiges oder durchscheinendes, hartes, klingendes Harz, das in unregelmäßigen, gewöhnlich abgerundeten und äußerlich rauhen Stücken vorkommt, etwas schwerer als Wasser, geruch- und geschmacklos ist. In der Wärme ist derselbe in wässerigem Alkohol löslich, desgleichen in Äther, weniger in Rosmarinöl und Terpenthinöl. Die verschiedenen Sorten verhalten sich in dieser Beziehung sehr ver-

Digitized by Google

schieden. Er wird besonders zur Bereitung von Firniß benutzt.

**Kopeke** oder **Kopeika** ist der Name einer russ. Kupfermünze, von welcher 100 Stück auf einen Rubel gehen. Der Werth derselben ist hiernach, als 1/100 Silberrubel, ungefähr drei Pfennige Conv.-Münze oder 1¹/₃ Kr. Rhein.; als 1/100 Papierrubel, etwa 1/10 Groschen Conv.-Münze oder ¹/₃ Kr. Rhein. Es werden einfache, halbe und Doppelkopeken ausgeprägt.

**Kopenhagen**, dän. **Kjöbnhavn**, ist die Hauptstadt des Königreichs Dänemark und eine der herrlichsten Städte, welche es gibt. Sie liegt an der Südostküste der Insel Seeland und auf der Insel Amak an dem Sunde, welcher hier drei Meilen breit ist. Im 11. Jahrh. hatten sich in dieser Gegend Fischer niedergelassen, und im 12. Jahrh. erhielt der Bischof Absalon den Ort von dem dän. Könige als Geschenk. Er befestigte den Hafen und bauete auf einer nahgelegenen Insel ein Schloß zum Schutz gegen Seeräuber. Allmälig nahm die Zahl der Einwohner zu, und schon im nächsten Jahrhundert war K. eine mit Wällen und Gräben umgebene Stadt, erhielt 1284 Stadtrecht und wurde 1443 Residenz der dän. Könige. Mehrmals ist K. durch feindliche Angriffe hart bedrängt worden, so noch 1807 durch die Engländer. Die Stadt wurde vier Tage lang bombardirt, 305 Gebäude, darunter die schöne Frauenkirche, wurden verbrannt, an 2000 Häuser beschädigt, und gegen 2000 Menschen getödtet. K. besteht aus drei Theilen, der Altstadt, der Neustadt oder Friedrichsstadt und Christianshafen. Der erstgenannte Theil ist der älteste und größte, wogegen die Friedrichsstadt, die durch die 4200 F. lange Gothersgade von der Altstadt getrennt wird, durch Regelmäßigkeit und Pracht sich auszeichnet. Dieselbe ist befestigt und wird besonders durch die Citadelle Friedrichshafen geschützt. Die beiden genannten Theile liegen auf der Insel Seeland, mit ihnen steht durch Brücken Christianshafen in Verbindung, das auf der Insel Amak liegt, welche der Küchengarten von Kopenhagen genannt wird. Eine Anzahl niederländische Familien hatte sich im Anfang des 16. Jahrh. hier niedergelassen; sie leben noch jetzt unvermischt mit den Dänen und betreiben Viehzucht und Gemüsebau. Zwischen Christianshafen und den beiden andern Stadttheilen liegt der große Hafen mit dem Zeughause und den Werften. Die Straßen K.'s sind meist breit, gut gepflastert und reinlich; einige werden von Kanälen durchschnitten. Mehre große und schöne Plätze zieren die Stadt. Unter denselben zeichnet sich der hier abgebildete Königsmarkt aus, auf welchem die Bildsäule des Königs Christian V. steht. Auf dem Friedrichs-

platz in der Friedrichsstadt, welcher die Amalienburg, das königliche Residenzschloß, umgibt, steht die Bildsäule Friedrich V. Mehre große Brände haben die Stadt verheert, in deren Folge sie schöner wieder aufgebaut worden ist. So verbrannten 1782 binnen 48 Stunden 67 Straßen mit fast 1600 Häusern, vier Kirchen und mehren öffentlichen Gebäuden; der prachtvolle Königspalast, die alte Christiansburg, brannte 1794 ab. Ausgezeichnet ist die neue Christiansburg in der Altstadt, welche unter Christian VII. begonnen und unter dem jetzt regierenden Könige vollendet worden ist. Die in ihr liegende Schloßkirche ist 219 F. lang, 100 F. breit und mit einer großen, mit Kupfer bedeckten Kuppel geschmückt. Herrliche Marmor- und Gypsarbeiten von dem berühmten Thorwaldsen zieren das Schloß; die königl. Bibliothek enthält 130,000 Bände und 12 Säle sind mit Gemälden, Seltenheiten und Alterthümern erfüllt. Das königl. Schloß Rosenburg in der Friedrichsstadt ist von einem großen Garten umgeben und enthält ein Münz-

Digitized by Google

nd eine Kunstkammer. Unter den Kirchen zeichnet sich vor llen die Frauenkirche aus, welche im griech. Style auf der Stelle der Domkirche erbaut wurde, nachdem diese 1807 bei er Beschießung durch die Engländer zerstört worden war. Der oben abgeplattete Thurm derselben ist über 110 F. hoch nd hat inwendig einen breiten Aufgang in flacher schneckenörmiger Windung. Noch merkwürdiger ist der Thurm der rlöserkirche in Christianshafen, indem äußerlich um denselen herum eine schneckenförmige Treppe bis zu der 300 F. ohen Spitze des Thurmes führt. Auf dem Thurme der rinitatiskirche befindet sich die von Christian IV. erbaute Sternwarte. In einem kreisförmigen Zimmer des obern Theils des Thurmes ist die Büste des berühmten Astronoen Tycho de Brahe aufgestellt. K. hat eine 1479 geründete Universität mit einer Bibliothek von 100,000 Bänen, eine chirurgische Akademie, eine Thierarzneischule, eine Schifffahrtsschule, eine polytechnische Lehranstalt, Militairhulen u. s. w. Die Akademie der schönen Künste, 1757 rrichtet, befindet sich im königl. Schlosse Charlottenburg. Inter den gelehrten Gesellschaften ist auszuzeichnen die 1742 estiftete Akademie der Wissenschaften. Die 120,000 Einw. reiben bedeutende Manufacturen und Fabriken in Porzellan, Tapeten, Baumwollen-, Seiden- und Lederwaaren, besoners aber in Tuch, sowie ansehnlichen Handel, indem die Stadt 350 eigne Schiffe besitzt.

**Kopernicus** (Nikolaus), der berühmte Entdecker des ahren Sonnensystems, wurde 1473 zu Thorn an der Weichsel, welches damals zu Polen gehörte, geboren. Sein Vater war ein Wundarzt und seine Mutter war eine Schweer des Bischofs von Ermeland, durch welchen K., nachdem er ı Krakau Medicin studirt hatte, Doctor geworden war und ne Zeit lang in Italien sich aufgehalten hatte, ein Kanonicat m Dom zu Frauenburg erhielt. Schon in Italien hatte K. inen Ruf begründet, indem er seit 1500 zu Rom mit groem Beifall Mathematik gelehrt hatte. Erst in den letzten 20 ahren seines Lebens verfolgte aber K. den großen Geanken, durch welchen er seinen Namen unsterblich gemacht at. Er fand nämlich schon bei alten Schriftstellern mehreal die Meinung wiederholt, daß die Erde nicht, wie es n Schein hat, stillstehe, sondern sich bewege, und da er zueich wußte, wie äußerst verwickelt und in mancher Bezieing unmöglich es sei, die verschiedenen Stellungen der immelskörper unter der bisher allgemein angenommenen nd durch den Augenschein bestätigten Voraussetzung zu erären, daß die Erde still stehe und die Sonne sammt den brigen Planeten sich um sie bewege, auch einsah, daß die atur stets nach einfachen, aber nicht nach so verwickelten esetzen wirke, so kam er auf den Gedanken, zu untersuen, ob sich die Bewegungen der Himmelskörper begreifen nd einfacher erklären lassen, wenn man annimmt, daß die Sonne stillstehe und die Erde wie die übrigen Planeten sich m sie bewegt. Er fand, daß bei dieser Annahme auf as Überraschendste einfach und klar die wechselnden Stelngen der bewegten Himmelskörper verstanden würden, und un arbeitete er ein Werk aus, in welchem er seine Ansicht var nur erst für eine willkürliche Annahme ausgab, um cht mit den zur Zeit noch geltenden entgegenstehenden Meiingen in Kampf zu gerathen, in der That aber den Beeis, daß jene Annahme die einzig richtige sein könne, führte. Jenes Werk war zwar schon 1530 fertig, erschien aber erst 1543, in welchem Jahre K., noch ehe er die Anerkennung und Bewunderung seiner Zeitgenossen erfahren hatte, starb. Er wurde in der Domkirche zu Frauenburg beigesetzt, und 1581 ließ der Bischof von Ermeland, Martin Cramer, die Stelle, wo K. begraben liegt, mit einer Marmortafel bezeichnen. Schönere Denkmale wurden ihm durch den Grafen Sierakowski zu Krakau und durch die warschauer Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften zu Warschau errichtet. Das letztere Denkmal zeigt die Abbildung;

es ist nach einem Modell von Thorwaldsen gegossen und 1829 aufgerichtet worden. Das erwähnte Werk des K.: „De orbium coelestium revolutionibus libri VI" ist dem Papste Paul III. gewidmet und ist in mehren Ausgaben erschienen; außer ihm hat K. noch zwei andere Werke geschrieben. Durch seine Lehre von der Bewegung der Erde wurde K. der Gründer der neuern Astronomie, welche so glänzende Fortschritte gemacht hat, und zwar war es zunächst Galilei (s. d.), welcher die von K. aufgestellte Lehre weiter ausbildete.

**Kopfschmerz** ist fast immer nur ein Symptom bald raschverlaufender, sogenannter acuter, bald langwieriger, sogenannter chronischer Krankheitszustände, wie z. B. der meisten Fieber, Entzündungen und fieberhaften Hautausschläge, der Hysterie, Hypochondrie, zuweilen auch der Gicht, Lustseuche u. s. w., mitunter jedoch so vorwaltend, daß er fast allein die ganze Krankheit ausmacht. Dann pflegt er in der Regel fieberlos zu sein, gesellen sich aber ja Fieberbewegungen zu ihm, so sind sie eine erst von ihm hervorgebrachte Wirkung. Der Kopfschmerz bietet zahlreiche Verschiedenheiten dar. Bald ist er über den ganzen Kopf verbreitet, bald nimmt er mehr den Vorderkopf, bald mehr den Hinterkopf ein, bald befällt er nur eine Hälfte des Kopfs, wo er dann Migräne (s. d.), halbseitiges Kopfweh ge-

nannt wird, bald beschränkt er sich auf irgend eine Stelle, zuweilen auf einen sehr kleinen Raum, bald ist er stechend, reißend, klopfend, bohrend, spannend, brennend, bald stumpf und drückend und entweder anhaltend und dann zu verschiedenen Zeiten nachlassend, oder aussetzend und regel- oder unregelmäßig wiederkehrend, leicht, schwer oder auch gar nicht heilbar. Eine besondere Anlage, von Kopfschmerz befallen zu werden, will man bei Personen mit großem, umfänglichem Kopfe, kurzem Halse und platter, enger Brust, insofern sie vermöge dieses Körperbaues zu Blutandrang nach dem Kopfe mehr geneigt sind als Andere, beobachtet haben. Die Ursachen des Kopfschmerzes sind unendlich verschieden, weil er in Begleitung so vieler verschiedenartiger Krankheiten auftritt. Demgemäß ist auch die ärztliche Behandlung desselben verschieden. Aus der Beschaffenheit des Kopfschmerzes selbst kann man häufig einen Schluß auf seine Ursache machen. Um nur einige Beispiele anzuführen, so läßt ein mit Lähmungen, Krämpfen und Zuckungen verbundener Kopfschmerz auf Druck des Gehirns von Wasser, Eiter, ausgetretenem Blute, Geschwülsten und Auswüchsen der innern Schädelplatte u. dgl. schließen, ist ferner ein von allgemeiner oder örtlicher Vollblütigkeit abhängiger Kopfschmerz an den Zeichen dieser oder des Blutandrangs zum Kopfe und an seinen Gelegenheitsursachen zu erkennen, hat ein aus dem Magen stammender gewöhnlich seinen Sitz am Vorderkopfe, ein durch Gicht bedingter meist nur an einer Hälfte des Kopfs, während der hysterische zwar auch oft nur eine Hälfte des Kopfs befällt, oft aber auch sich auf das Hinterhaupt beschränkt und dann von Kälte und dem Gefühle des Zusammenziehens begleitet wird, ist der rheumatische reißend, stechend, ziehend, haftet mehr in den äußerlichen Schädelbedeckungen, macht deutliche Nachlässe u. s. w. Je nach den Umständen können die verschiedenartigsten Mittel gegen den Kopfschmerz erwünschte Dienste leisten, allgemeine und örtliche Blutentziehungen, Ableitungen auf die Haut durch Senfteige, span. Fliegen, Fußbäder, Brech- und Abführmittel, Waschung an der Schläfengegend und im Nacken mit kaltem Wasser oder geistigen Sachen, nervenstärkende Mittel innerlich und äußerlich.

**Kopten** heißen die Überbleibsel der ältesten Bevölkerung Ägyptens, das sie, ungefähr 30,000 Familien, zerstreut bewohnen. Ihre schwarzgelbe Haut, ihr aufgedunsenes Gesicht, ihre hervorquellenden Augen, ihr wolliges Haar lassen sie als Abkömmlinge von Negern erkennen. Wegen ihrer Geschicklichkeit und Klugheit werden sie von der türk. Regierung zur Verwaltung der Einnahmen des Landes gebraucht, was ihnen selbst in den Augen ihrer Feinde ein Ansehen gibt. Dennoch bilden Falschheit, Treulosigkeit, Hang zur heimlichen Angeberei, zum Spioniren und Bestechlichkeit die Grundlagen ihres Charakters, der eine traurige Folge ihrer gedrückten Lage und der Nothwendigkeit sich zu verstellen und zu kriechen ist. Ihrer Religion nach gehören die Kopten zu der von der griech. Kirche ausgeschiedenen Sekte der Jakobiten (s. d.). Ein besonderes Interesse hat die koptische Sprache, weil es erwiesen ist, daß sie im Wesentlichen mit der alten ägypt. übereinstimmt.

**Korallen** (die) sind eine Art Pflanzenthiere, welche man früher zum Mineralreiche, dann zum Pflanzenreiche rechnete. Es sind aber polypenartige Thiere, welche mit einer festen, in verschiedenen Gestalten geformten Masse umgeben sind, mit der sie sich zugleich oft schnell und in großen Massen ausbreiten, große Stöcke bilden, von denen man nicht weiß, ob sie aus einer Anhäufung einer großen Anzahl einzelner

Thiere bestehen, oder zusammen nur Ein Thier bilden. Die Hülle der Korallen ist steinartig, das Innere körnig und häutig. Sie haben Fühlfäden, welche ihnen zur Ernährung ziemlich sein mögen. Sie strecken dieselben aus den offenen Enden der Äste heraus und können sich, wenigstens die meisten von ihnen, in die von ihnen bewohnten Röhren zurückziehen. Die Korallen kommen bis an die Oberfläche des Meeres empor und breiten sich zu so großen Massen aus, daß man die Entstehung vieler Inseln der Südsee von ihnen abgeleitet hat. Die Koralleninseln, welche nach ihrer äußern Erscheinung die Abbildung zeigt, haben meist in der Mitte Moräste oder Lagunen, welche sich erst sehr allmälig ausfüllen. Nach neuern Beobachtungen ist man jedoch der Meinung, daß die Korallen jene Inseln nur erst später überzogen, nicht sie ursprünglich gebildet haben. Unter den vielen Korallenarten sind namentlich zu merken die Edelkoralle oder rothe Koralle, welche schon im Alterthume, sowie noch jetzt zu Schmucksachen verarbeitet wurde und sich vorzüglich am Mittelmeere findet. Eine Handelsgesellschaft hat zu Marseille eine Niederlassung gegründet, welche die Korallenfischerei betreibt. Die Federbuschkoralle besteht aus einem anfangs weichen, später harten Strunke, aus welchem oben der Polyp mit vielen Fangarmen hervorragt, die sich bewegen und so einem Federbusche gleichen. Die Hornkoralle ist fußhoch und besteht aus einer hornartigen Masse, welche mit einer rothen Kalkrinde überzogen ist. Die schwarze Koralle und der Venusfliegenwedel kommen am schönsten bei Ostindien vor. Die Sternkoralle in Ost- und Westindien und im großen Weltmeere ist es namentlich, welche die Koralleninseln bildet. Die Kalkröhren öffnen sich sternförmig und das Thier hat große scheerenförmige Fangarme. Die Punktkoralle überzieht gleichfalls ganze Felsen. Die Seefeder gleicht einer Schreibfeder mit Kiel und Fahne, welche letztere durch Arme gebildet werden, aus deren zahlreichen Mündungen die Thierchen ihre acht Fangarme vorstrecken. Mit dem Kiele oder Stamme sitzt das Thier am Boden fest, kann sich aber auch losreißen und schwimmt dann frei herum. — Die Röhrenkoralle besteht aus einer Menge gerader paralleler Kalkröhren, die untereinander durch wagerechte Querwände verbunden sind. Besonders die rothen, aber auch die schwarzen und die weißen Korallen werden zu allerhand Schmucksachen, vorzüglich in Gestalt von Perlen zu Halsketten verarbeitet und sind bei einiger Größe sehr theuer, sodaß z. B. eine Koralle von der Größe einer Flintenkugel mit drei Dukaten bezahlt wird. Sie sind um so vorzüglicher, von je höherm Roth sie sind. Man macht die Korallen auch nach aus gebeizten Knochen, aus Hirschhorn oder Bockshorn und aus einer Mischung von Gyps, Zinnober und Gummi.

**Koran** oder mit dem arab. Artikel Alkoran heißt das in heiligem Ansehen stehende Religionsbuch der Araber. Dasselbe ist in arab. Sprache geschrieben, enthält Reden Mohammed's, Lobpreisungen Gottes, Belehrungen über das Wesen Gottes, Vorsehung, Auferstehung, Zustand nach dem Tode, Ermahnungen zur Tugend, Mäßigkeit und Wohlthätigkeit, Entscheidungen von Rechtsfällen und Erzählungen. Die Sprache ist einfach und kräftig, und eigenthümlich sind dem Koran die gereimten Ausgänge der Zeilen. Abubeir, Mohammed's Schwiegervater, hat den Koran gesammelt und der dritte Khalif Othman hat ihn berichtigt und bekannt gemacht. Die Mohammedaner besitzen eine große Anzahl von Erklärungen dieses Buchs; es ist auch in Deutschland (Lpz. 1835) herausgegeben worden, sowie es mehre deutsche Uebersetzungen, die neueste von Wahl (Halle 1828) desselben gibt. (Vgl. Mohammed.)

**Korfu**, die größte der ionischen Inseln (s. d.), liegt zwischen dem adriatischen und ionischen Meere und wird durch den Kanal von Korfu von dem türk. Festlande getrennt. Auf einem Flächenraume von 10¾ □M. wohnen 48,800 Einw. Die Küsten sind felsig und haben gute Buchten, das Innere ist bergig, von schmalen Thälern durchschnitten. Der Boden ist fruchtbar, leidet jedoch nicht selten an Trockenheit, weil außer dem zum Theil schiffbaren Messongi alle Flüsse im Sommer vertrocknen. Olivenöl ist das Haupterzeugniß der Insel, welche auch einen ziemlich guten Wein, Obst, Südfrüchte, Gemüse, Salz, Esel, Schweine, Ziegen, Bienen u. s. w. liefert. Die Einwohner sind griech. Abkunft und bekennen sich fast alle zur griech. Kirche. Die ganze Insel zerfällt wieder in zehn Districte oder Cantone. Auch die Hauptstadt, die Residenz des engl. Lordobercommissairs, heißt Korfu; sie liegt an der Meerenge gegen Albanien, ist stark befestigt und hat gegen 16,000 Einw. Hier ist ein griech. Erzbischof und ein kath. Bischof, eine Universität, ein Gymnasium, ein Hafen und der Sitz der ionischen gelehrten Gesellschaft. Da der Graf Schulenburg 1716 die Stadt K. tapfer gegen die Türken vertheidigt hatte, ward ihm von der Republik Venedig eine Marmorstatue errichtet.

**Korinth** war einst die prachtvollste und wegen des Luxus und der Üppigkeit ihrer Bewohner berühmteste Stadt Griechenlands. Sie war der Mittelpunkt des europ. und asiat. Handels, denn auf der den Peloponnes mit Hellas verbindenden Landenge Isthmos gelegen, wurde sie von zwei Meerbusen begrenzt. Im Hafen Lechäum am korinth. Meerbusen landeten die Europäer, im Hafen Kenchreä am saronischen Meerbusen die Asiaten. Akrokorinthos hieß die Burg der Stadt, welche außerhalb derselben auf einem Berge lag. Die Zahl der Einwohner des alten K. soll wenigstens 300,000 betragen haben. Im Alterthume wurden alle Gegenstände und Einrichtungen des Luxus aus K. hergeleitet und noch am Hofe der byzantinischen Kaiser gab es einen sogenannten Corinthiarius, welcher über die Schmuckmobilien des Hofs die Aufsicht führte. Die schöne korinthische Säulenordnung (s. Säule) hat ebenfalls von K. den Namen. K. spielte eine wichtige Rolle in der Geschichte Griechenlands (s. d.), bis es 146 v. Chr. die Römer unter Mummius als Haupt des achäischen Bundes gänzlich zerstörten. Julius Cäsar baute zwar die Stadt wieder auf, aber sie gelangte nicht wieder zu ihrer vorigen Blüte. Gegenwärtig gehört K. (von den Türken Kordos genannt) zu der Provinz Ätolien des Königreichs Griechenland und ist eine unbedeutende Stadt von etwa 4000 Einw. Die einst so lebhaften Meerbusen sind versumpft. In neuester Zeit ist viel zur Wiederherstellung der berühmten Stadt gethan worden.



by Google

**Korinthisches Erz** wird eine schöne Metallmischung genannt, welche im Alterthume zur Herstellung von Kunstwerken angewendet wurde. Röm. Schriftsteller erzählen, daß dieses Erz bei der Zerstörung Korinths durch Mummius 146 v. Chr. durch Zusammenschmelzung der goldenen, silbernen und ehernen Kunstwerke entstanden sei; doch hat man Kunstwerke von korinthischem Erz aus einer ältern Zeit.

**Körner** (Theod.), der bekannte deutsche Dichter, wurde am 23. Sept. 1791 zu Dresden geboren. Sein Vater war hier seit 1790 als Oberappellationsgerichtsrath angestellt. Derselbe war ein eifriger Verehrer der Künste und Wissenschaften, ein Freund Goethe's und Schiller's, und sein Haus war der Mittelpunkt eines Kreises hochgebildeter Menschen. Nach dem Kriege von 1813 trat K., der Vater, in preuß. Staatsdienste und starb zu Berlin 1831 als geheimer Oberregierungsrath im Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten. Theodor K. zeigte schon früh Talent zur Dichtkunst und fand bei seinem Vater und in dessen geistvoller Umgebung Anregung zur Pflege desselben.

Nachdem er in Dresden sich hinlänglich vorbereitet hatte, besuchte er auf zwei Jahre die Bergakademie zu Freiberg mit der Absicht, sich dem Bergbau zu widmen. Im Jahre 1810 ließ er eine Sammlung Gedichte unter dem Titel „Knospen" drucken und kam bald darauf nach Leipzig, um sich auf der Universität weiter auszubilden. Er ergab sich hier jedoch einem ausgelassenen Leben, dessen endliche Folge seine Entfernung von der Universität war. Er hielt sich kurze Zeit in Berlin auf und ging dann nach Wien, wo er mit einigen dramatischen Gedichten, die er schnell nacheinander auf die Bühne brachte, Beifall fand und den Titel eines kaiserl.-königl. Theaterdichters erhielt. Als der Kampf gegen die franz. Zwingherrschaft 1813 ausbrach, da ergriff K. lebhaft die Idee der Befreiung des deutschen Vaterlandes. Nicht nur sprach er seinen Freiheitseifer in begeisternden Liedern aus, durch welche auch Anderer Kampflust erweckt wurde, sondern er selbst verließ seine angenehme Stellung in Wien und begab sich nach Breslau, um hier in Lützow's Schar einzutreten. In Kampf und Liedern zeigte er den frischen Heldenmuth, der ihn beseelte. Als nach der Schlacht bei Lützen die Lützow'schen Jäger zu Fuß eine Zeit lang in Unthätigkeit bleiben mußten, verließ K. dieselben und trat, nach Thaten dürstend, in das Lützow'sche Reitercorps. Er wurde der Adjutant des Anführers. In dem Gefechte bei Kitzen erhielt er eine gefährliche Verwundung und wurde nur mit Mühe von der Gefangenschaft errettet. Nachdem er in Leipzig hergestellt worden, ging er sogleich über Teplitz zu seinem Corps zurück und kämpfte nach abgelaufenem Waffenstillstande in mehren Gefechten gegen das Davoust'sche Corps, stets durch Muth und Tapferkeit sich auszeichnend. Nach einem Nachtmarsche dichtete K. am 26. Aug. 1813 sein den Muth und die Begeisterung des Heldentodes athmendes „Schwertlied" und eine Stunde darauf, nachdem er das Lied seinen Kameraden vorgelesen hatte, kam es zum Gefecht mit den Franzosen. Auf einem Felde neben der Straße von Berlin nach Gadebusch, eine halbe Stunde westl. von Rosenberg, durchbohrte ihm eine Kugel die Brust. Sein Leichnam, sowie der des gleichfalls gefallenen jungen Grafen Hardenberg, wurde in der Nähe des Orts, an welchem K. sein Leben ausgehaucht, beim Dorfe Wöbbelin unter einer schönen Eiche beerdigt, welche seitdem die Körnerseiche genannt wird. Dem Vater K.'s schenkte der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin einen Raum von 45 □Ruthen rings um die Grabstätte, auf welcher dem jungen Helden und Sänger ein gußeisernes Denkmal errichtet worden ist. K.'s einzige Schwester folgte ihrem Bruder schon 1815 und wurde, wie später auch sein Vater, unter der Körnerseiche beerdigt. Bald nach K.'s Tode erschien, herausgegeben von seinem Vater, eine Sammlung seiner schönsten Kriegslieder unter dem Titel: „Leier und Schwert" (Berl. 1814; 7. Aufl., 1834) und sein „Poetischer Nachlaß" (2 Bde., Lpz. 1814—15). Streckfuß gab (Berl. 1834) eine Gesammtausgabe der Gedichte K.'s in Einem Bande heraus.

**Kornwürmer** werden die Larven verschiedener Insekten genannt, welche dem aufgeschütteten Getreide oft großen Schaden zufügen. Der rothe und der schwarze Kornwurm entstehen aus den Eiern, welche gewisse kleine Käfer in das Korn legen, nachdem sie die Schale desselben durchbohrt haben. Die Würmer fressen alles im Korn enthaltene Mehl auf und lassen nur die leere Hülse desselben zurück. Mit dem Namen weißer Kornwurm hat man die Larven von zwei wesentlich verschiedenen Insekten benannt. Der bei uns gewöhnliche weiße Kornwurm kommt von einer Nachtmotte, welche ihre Eier an die Körner anlegt. Es kriechen nachher gelbe Würmer aus, welche sich in die Körner hineinfressen, und nachdem sie das in ihnen enthaltene Mehl verzehrt haben, mehre Körner zusammenspinnen. Zum Schutz gegen die Kornwürmer und zur Vertreibung derselben empfiehlt man die Anwendung verschiedener stark riechender Substanzen, welche die Würmer nicht vertragen können. Das beste Mittel dürfte das Dörren des Getreides in einer ziemlich starken Hitze sein. Übrigens richten die Kornwürmer in einem Getreidehaufen nur bis zu einer Tiefe von 3 bis 4 Zoll Schaden an, indem sie das darunter liegende Getreide unversehrt lassen.

**Körper** heißt in der Naturlehre jeder einen bestimmten Raum einnehmende Theil irgend einer Materie. Man un-

by Google

terscheidet drei verschiedene Körperformen oder Aggregationszustände der Körper, nämlich die der festen Körper, der tropfbarflüssigen Körper und der ausdehnsam flüssigen, expansiblen, gas- oder luftförmigen Körper, wobei jedoch zu bemerken, daß wir eine Menge von Körpern bestimmter materieller Beschaffenheit kennen, welche in jeder dieser drei Formen dargestellt werden können. Wahrscheinlich werden alle Körper sich auf ähnliche Weise verhalten, nur daß wir nicht bei allen im Stande sind, diejenigen Temperaturgrade zu erzeugen, bei denen sie aus einer Form in die andere übergehen. Die festen Körper sind theils organisch, d. h. gegliedert und der Entwickelung von Innen fähig, theils unorganisch, bei denen statt der Gliederung Krystallbildung (s. Krystall) und statt der Entwickelung Anhäufung von außen auftritt. Die organischen Körper kann man wieder in beseelte (thierische) und unbeseelte (vegetabilische oder Pflanzenkörper) unterscheiden. — Die Mathematik nimmt bei der Betrachtung der Körper keine Rücksicht auf deren materielle Beschaffenheit, d. h. es ist für sie ganz gleichgültig, ob z. B. ein Würfel von Gold, Fleisch oder Holz ist; sie betrachtet an dem Körper nur die Gestalt und die an ihm auftretenden Größenverhältnisse. In der Mathematik ist mithin Körper jeder allseitig begrenzte Raum oder, was Dasselbe, der Körper ist eine Raumgröße, welche alle drei Dimensionen des Raums (Länge, Breite und Dicke oder Tiefe) besitzt. Zur Begrenzung der Körper dienen Flächen (Grundflächen, Seitenflächen) Linien (Kanten) und Punkte (Endpunkte, Spitzen). Man kann unterscheiden: 1) Körper, welche von Punkten, Linien und Flächen begrenzt werden, wie das Prisma, die Pyramide, der Kegel; 2) Körper, welche nur von Flächen und Linien begrenzt werden, wie der Cylinder; 3) Körper, welche nur von Einer Fläche eingeschlossen werden, wie die Kugel. Man kann sich auch einen Körper vorstellen, welcher nur von einer Fläche und Punkten begrenzt wird. Regelmäßige Körper heißen in der Mathematik diejenigen Körper, deren Einschließungsflächen sämmtlich untereinander congruente regelmäßige ebene Figuren sind. Solcher Körper gibt es nur fünf, nämlich: 1) Das Tetraeder, begrenzt von vier congruenten gleichseitigen Dreiecken; 2) das Hexaeder oder der Würfel, begrenzt von sechs congruenten Quadraten; 3) das Octaeder, begrenzt von acht congruenten gleichseitigen Dreiecken; 4) das Dodekaeder, begrenzt von zwölf congruenten regelmäßigen Fünfecken und 5) das Ikosaeder, begrenzt von 20 congruenten gleichseitigen Dreiecken. Die Lehre von den Körpern wird in der Mathematik betrachtet in dem Stereometrie genannten Theile der Geometrie.

**Körperschaften** oder (lat.) **Corporationen** werden Vereinigungen der Menschen genannt, welche unter dem Schutze des Staats und innerhalb desselben bestehen und zum Zweck das rechtlich begründete Dasein ihrer Mitglieder, mithin ein bleibendes Interesse haben. Weder also gehören zu den Körperschaften solche Verbindungen, die gegen den Staat und dessen durch seine Gesetze bedingtes Bestehen gerichtet sind, noch überhaupt Vereine, welche einer Anerkennung von Seiten des Staats ermangeln, noch endlich Gesellschaften, die einen vorübergehenden oder nur das Vergnügen oder einen sonstigen äußerlichen Zweck haben, wie z. B. Handelsgesellschaften. Das christlich europ. Staatenleben verdankt seine Entstehung und Gestaltung vorzüglich den Körperschaften, welche sich dem german. Volkscharakter gemäß in ihm ausbildeten und die sich erst in der neuern Zeit allmälig wieder aufzulösen begonnen haben. Da nämlich die christliche Religion den Völkern zwar eine Richtung auf Gesetzlichkeit und zugleich den Gedanken gleicher geistiger Würde der Menschen in allen Ständen und äußerlichen Lebensverhältnissen einflößte, aber die Gesetze des Staats weder eine demgemäße Ausbildung noch eine hinreichende Macht hatten, so entstanden bald unter Denen, welche sich durch ihre Stellung im bürgerlichen Leben nahe standen und unter dem Schutze des Staats und der Kirche Corporationen, welche keinen andern Zweck hatten, als in sich ein gesetzliches und würdiges rechtliches Dasein zu verwirklichen und zugleich nach außen eine Stellung einzunehmen, welche die Kränkung dieses Daseins möglichst hinderte. Auf diese Weise bot allmälig jeder Staat des Mittelalters den Anblick eines wohlgeordneten, aus sich selbst erwachsenen Ganzen dar, das sich in seine einzelne Corporationen gliederte, durch welche wieder der einzelne Staatsbürger seine eigenthümliche, ehrenwerthe Stellung im Staatsleben erhielt. Sowie nun aber allmälig die Gesetzgebungen der Staaten sich vollkommener ausbildeten und ausreichend wurden, die Freiheit und geistige Würde der Einzelnen zu schützen, desto mehr mußten die Körperschaften als überflüssige, vielfach hemmende Mittelglieder zwischen Staat und Einzelnen erscheinen. Allmälig kam es dahin, daß die Einzelnen in den Corporationen nicht mehr eine Gewähr ihrer Freiheit, sondern ein lästiges Hinderniß in denselben erblickten, und auch die Regierungen sahen sich in ihren, alle Bürger zum Gegenstande der Fürsorge habenden Verordnungen von den Corporationen gehemmt. Die Folge war, daß allmälig die Körperschaften immer mehr abgeschafft wurden, obschon es auch nicht an solchen fehlte, welche, an die Vortheile denkend, die sie dem Staate überhaupt oder persönlich ihnen selbst gewährten, für deren Erhaltung thätig waren. — Man kann im Allgemeinen unterscheiden die ritterschaftlichen, die geistlichen und die städtischen Corporationen. Die ersten sind ganz verschwunden, denn die Ordensgesellschaften, welche noch bestehen, haben durchaus keinen innern Zusammenhang, seit die Orden zu einer die Anerkennung der Verdienste des Einzelnen von Seiten der Fürsten bezeichnenden Decoration geworden sind. Die geistlichen Corporationen bestehen in katholischen Ländern noch, gehen aber überall ihrer schnellen Auflösung entgegen und haben kaum noch irgendwo anerkannte politische Bedeutung. Die städtischen Körperschaften endlich haben auch bereits in den meisten Staaten dem Princip der Gewerbfreiheit weichen müssen. (Vgl. Orden, Zünfte.)

**Korsar** wird im Allgemeinen jeder Seeräuber genannt, namentlich aber wurden mit diesem, von dem ital. corsare, d. h. laufen, streifen, abzuleitenden Namen die Raubschiffe und deren Bemannung bezeichnet, welche von den sogenannten Raubstaaten Algier, Tunis, Tripolis und den marokkanischen Häfen ausliefen, um sich der Waaren und der Mannschaft fremder, besonders europäischer Nationen zu bemächtigen. Die gefangene Mannschaft verkauften die Korsaren



Digitized by Google

gewöhnlich als Sklaven. Europäische Schiffe, welche während eines Seekrieges gegen die Handelsschiffe der feindlichen Nation ausziehen, werden dagegen Kaper (s. d.) genannt.

**Korvei** ist seit 1822 ein zum preuß. Regierungsbezirk Minden gehöriges Mediatfürstenthum von 5 □M. mit 10,000 Einw., welches zu den Besitzungen der Landgrafen von Hessen-Rothenburg gehörte. Ursprünglich aber ist K. eine Benedictinerabtei, welche von dem Kloster Korvei in Westfranken (der nachherigen Picardie) 822 gestiftet wurde. Die neue Stiftung wurde das sächsische Korvei oder Neukorvei genannt und blieb eine Zeit lang in einem Abhängigkeitsverhältniß von Altkorvei. Durch den Kaiser Ludwig den Frommen erhielt es bedeutenden Landbesitz und ansehnliche Vorrechte; auch soll ihm Kaiser Lothar 844 die Insel Rügen geschenkt haben, welche Schenkung der Papst Adrian IV. 1154 bestätigte. Als deutscher Reichsstand nahm der Abt zu K. die letzte Stelle und Stimme unter den gefürsteten Äbten ein. K. zeichnete sich bald durch Gelehrsamkeit aus und wirkte wohlthätig zur Verbreitung christlicher Bildung in Deutschland. Im J. 826 ging aus ihm der Apostel des Nordens, Anschar, hervor und derselbe soll die Schule zu K. gegründet haben, welche im 9. und 10. Jahrh. sich auszeichnete. Die korveischen Klosterannalen sind für die Geschichte des Mittelalters von Wichtigkeit. Unter dem Papste Leo X. wurden in K. die fünf ersten Bücher des röm. Geschichtschreibers Tacitus aufgefunden. Im J. 1794 wurde K. zum Hochstift erhoben und 1802 wurde es aufgehoben und an Nassau gegeben, von welchem es 1807 an das Königreich Westfalen und 1815 an Preußen kam. Die „Geschichte der Abtei K." ist von Wigand (Hörter 1819) geschrieben worden.

**Kosacken** oder Kasacken werden die zahlreichen Völkerstämme genannt, welche an den südl. und östl. Grenzen Rußlands leben und zur Bewachung dieser Grenzen dienen, daher eine durchgängig militairische Einrichtung haben und keine Schatzung bezahlen. Kazak heißt im Türkischen ein Räuber, im Tatarischen ein leichter herumschweifender Soldat, und von diesem Worte haben die Kosacken wahrscheinlich den Namen. Entstanden sind dieselben wahrscheinlich aus Abenteurern und Gesindel, welches aus verschiedenen Gegenden Rußlands zusammenlief, um an den Grenzen im Kriege gegen die Tataren Beute zu machen. Weil diese Leute eine wohlfeile Grenzbewachung abgaben, so wurden sie von der russ. Regierung begünstigt und erhielten eine große Anzahl von Vorrechten, welche jedoch 1804 bedeutend eingeschränkt worden sind. Die Sprache der Kosacken ist die russische, ihre Religion das griech. russ. Christenthum. Nach Verfassung und Abstammung unterscheidet man namentlich zwei Hauptstämme, von denen jeder wieder eine Anzahl von Nebenstämmen hat. Die kleinrussischen oder malorossischen Kosacken sind der rohere Stamm, zu welchem die saporogischen Kosacken oder Haydamaken, von allen die wildesten, gehören. Gebildeter sind die donischen Kosacken. — Man rechnet die Zahl der Krieger auf 700,000 Männer, welche vom 18. bis zum 50. Jahre kriegspflichtig sind; doch kann man nur etwa auf 100,000 Mann rechnen, welche im russ. Heere dienen können, indem nur etwa 300,000 Mann überhaupt in Dienst und

von diesen zwei Drittheile mit dem inneren Dienste beschäftigt sind. Die don. Kosacken bilden die leichteste Art von Cavalerie im russ. Heere und sind fast ganz unregelmäßige Truppen. Strenger ist die Verfassung der kleinruss. Kosacken. Die Kosacken kennen unter sich keinen Adel. Jeder Bezirk bildet ein Regiment oder einen Pulk, das unter einem von ihnen erwählten Hetman oder Ataman steht. Alle unter diesem stehenden Anführer haben keinen sie auszeichnenden Rang. Der Oberbefehlshaber aller Corps heißt gleichfalls Hetman und wird von der Regierung in seiner Würde bestätigt, kann auch nur mit Einwilligung derselben entsetzt werden. Die Hetmans erhalten fortwährend Sold von der Regierung, die gemeinen Kosacken nur während sie im Dienste sind. Die Pferde, welche die Kosacken reiten, sind klein, dürr und unansehnlich, aber sehr schnell, dauerhaft und gut abgerichtet. Die Kleidung der Kosacken ist polnisch oder orientalisch, übrigens willkürlich; ihre vorzüglichste Waffe eine 10—12 F. lange Pike, mit welcher sie sehr geschickt umzugehen wissen und die oft mit einen kleinen Fähnchen geschmückt und stets mit einem Riemen zum Anhängen versehen ist. Außerdem haben sie Säbel, Flinten oder Pistolen, oder statt dessen Pfeil und Bogen. Ein aus Leder geflochtener Kantschu dient ihnen zum Regieren der Pferde. Im Kriege suchen sie in kleine Haufen zertheilt durch kurze Angriffe den Feind in Verwirrung zu bringen, fliehen eben so schnell als sie ankommen und erneuern diese Angriffe wo möglich so lange, bis sich der feindliche Heerhaufen zu zerstreuen beginnt, dann setzen sie mit großer Schnelligkeit nach und richten durch die Gewandtheit, mit der sie ihre Pferde und ihre Waffen handhaben, großen Schaden an. Jeder Pulk pflegt zwei oder mehre seidene, gewöhnlich mit Heiligenbildern gezierte Fahnen zu haben, um welche sie sich wieder sammeln, nachdem sie im Angriffe und auf der Flucht sich zerstreut haben.

**Kosciuszko** (Thaddäus), der berühmte poln. Feldherr, wurde in Lithauen 1756 geboren und erhielt seine erste Erziehung in der Cadettenschule zu Warschau. Der Fürst Adam Czartoryiski bemerkte seine ausgezeichneten Anlagen und ließ ihn auf seine Kosten in der Militairakademie zu Versailles weiter ausbilden. K. kehrte nach Polen zurück und wurde Hauptmann; eine nicht glückliche Liebe aber wurde Ursache, daß er sein Vaterland verließ und nach Nordamerika ging, um hier für die Unabhängigkeit der Freistaaten zu kämpfen. K. zeichnete sich bei mehren Gelegenheiten rühmlichst aus, wurde der Freund des berühmten Washington, erhielt den Cincinnatusorden und stieg bis zur Würde eines Brigadegenerals. Nach Polen 1786 zurückgekehrt trat er mit den Männern in Verbindung, welche mit redlichem Eifer an eine Rettung ihres immer mehr an Selbständigkeit wie innerer Einheit verlierenden Vaterlandes dachten. Im J. 1791 kam die poln. Constitution zu Stande, welche Rußland verwarf, indem es zugleich der über dieselbe misvergnügten Partei in Polen kriegerischen Beistand leistete. K. war 1789 zum Generalmajor der poln. Armee ernannt worden, erklärte sich 1791 für die Constitution und trat mit ruhmwürdiger Tapferkeit den Russen entgegen, indem er sich bei Dubienka mit 4000 Polen gegen 16,000 Feinde fünf Tage hielt. Nachdem aber die Russen ihre Absichten durchgesetzt hatten, nahm K. den Abschied und begab sich nach Leipzig. Die gesetzgebende Versammlung in Frankreich wollte K.'s Verdienste für die Sache der Freiheit anerkennen, indem sie ihm den Titel eines franz. Bürgers ertheilte. Nach der zweiten Theilung Polens traten Patrioten in Polen heimlich zusammen und unterhandelten auch mit K. über Pläne zur Abwerfung der Fremdherrschaft. Der Aufstand brach zu zeitig aus, aber am 23. März 1794 war K. zu Krakau, trat an die Spitze der Verbündeten und erließ einen Aufruf zur Wiederherstellung der Constitution von 1791. Muthig und siegreich

kämpfte K., während die Sache der Freiheit sich ausbreitete und befestigte, aber die Übermacht der Russen und Preußen nöthigte ihn, sich in ein verschanztes Lager vor Warschau zurückzuziehen. Mit rastloser Thätigkeit, unwandelbarer Rechtlichkeit, Muth und Klugheit leitete K. alle Angelegenheiten der Verwaltung und des Heers, und vertheidigte das von einer gewaltigen Übermacht hart bedrängte Warschau. Die Schlacht bei Macziejowicze entschied endlich Polens und K.'s Schicksal; nach der tapfersten Gegenwehr wurden endlich die Reihen der Polen durchbrochen, K. selbst sank von Wunden bedeckt mit dem Ausruf: „Finis Poloniae!" (d. h. Polens Untergang!) vom Pferde und wurde gefangen genommen. Die russ. Kaiserin Katharina ließ ihn in den Kerker werfen, aber ihr Nachfolger Paul gab ihm, seine Heldengröße bewundernd, die Freiheit wieder, nachdem er gelobt, nicht mehr wider die Russen dienen zu wollen, und wollte ihn überdies mit Gnadenbezeugungen ehren, welche K. jedoch ablehnte. Er ging 1797 nach Nordamerika, wo man ihn mit Bewunderung empfing. Im folgenden Jahre schickte ihn der Congreß mit Aufträgen an die franz. Regierung. Er blieb in Frankreich, lehnte später alle Anträge Napoleon's, welcher sich seines Namens und Einflusses zur Bewaffnung Polens gegen Rußland bedienen wollte, standhaft ab und lebte auf seinem Landgute bei Fontainebleau fern von dem Getöse der Waffen. Im J. 1814 wendete er sich bittweise an den russ. Kaiser Alexander um Amnestie für die aus ihrem Vaterlande vertriebenen Polen und um Gewährung einer freiern

Digitized by Google

Verfassung für Polen. K. begleitete 1815 den Lord Stewart nach Italien und ließ sich dann 1816 zu Solothurn in der Schweiz nieder. Durch einen Freibrief hob er 1817 die Leibeigenschaft auf seinem Gute Siecnowicze in Polen auf, und noch in demselben Jahre starb er in Folge eines Sturzes mit dem Pferde. Durch den Fürsten Jablonowski ließ der Kaiser Alexander 1818 K.'s Leichnam nach Krakau bringen und ihn hier auf Bitten des poln. Senats im Grabmal der poln. Könige beisetzen. Auch ward ihm daselbst ein Denkmal errichtet. K. Falkenstein hat K.'s Leben beschrieben (2. Aufl., Lpz. 1834).

**Kosten**, Gerichts- und Proceßkosten sind diejenigen Geldausgaben, welche für die Pflege der Gerechtigkeit von den Betheiligten theils an die Richter oder den Staat, theils an die Sachwalter und deren Gehilfen zu entrichten sind. Sie bestehen theils in der Wiedererstattung für gemachte Auslagen, als Stempelgebühren, Insertionsgebühren, Schreibegebühren, Staatsabgaben, Briefporto u. s. w., theils in den Gebühren, welche Gerichtspersonen oder für diese der Staat und Sachwalter für ihre in der Angelegenheit gehabte Mühwaltung in Anspruch nehmen. Kläger und Beklagter theilen sich in die Proceßkosten nach Verhältniß des in jedes Interesse Verhandelten, und nur wenn einem Theile muthwilliges Processiren nachgewiesen werden kann, hat dieser auch die Kosten des andern Theils zu entrichten. In der Strafrechtspflege werden unterschieden: 1) die Criminalkosten, welche den Aufwand für Criminalanstalten, Unterhaltung der Gerichte, der Gefängnisse und Execution betreffen und welche gewöhnlich der Staat übernimmt; 2) Gerichtskosten, die für richterliche Handlungen in Rechnung kommen; 3) außergerichtliche Kosten für die Vertheidigung, und 4) Verpflegungskosten. Der eines Verbrechens schuldig Befundene wird, wo möglich, zur Entrichtung dieser Kosten angehalten; aber auch ein durch die Untersuchung als unschuldig Anerkannter muß dieselben tragen, wenn der auf ihn gefallene Verdacht, von welchem die Untersuchung ihn reinigte, durch sein Verschulden herbeigeführt war.

**Kothe** oder richtiger Kathe ist ein niedersächsischer, nicht eben mehr gebräuchlicher Ausdruck zu Bezeichnung eines Bauernhauses ohne Hof und Ländereien, dessen Besitzer, genannt Kothsasse, Kosasse, Kossät, Köther oder Hintersasse, daher nur zu Hand- und Fußdiensten verpflichtet ist. Gegenwärtig unterscheidet man Groß- und Kleinköther, und bei beiden kommt Hof- und Landbesitz vor. — Kothen oder Salzkothen werden in den Salzwerken, namentlich in Halle, die kleinen Hütten genannt, in denen das Salz gesotten wird.

**Kothurn** waren im Alterthum eine Art hoher Schuhe oder Schnürstiefeln, welche namentlich auf der Jagd getragen wurden. Die Schauspieler, welche Tragödien darstellten, pflegten ebenfalls Kothurnen zu tragen, die aber, um jenen ein erhabeneres Ansehn zu geben, mehre Zoll dicke Korksohlen hatten. Aus diesem Grunde hat man zuweilen Kothurn gleichbedeutend mit Tragödie gebraucht, auch wol die erhabene Redeweise und Declamation in der Tragödie das Einhergehen auf dem Kothurn genannt.

**Kotzebue** (Aug. Friedr. Ferdinand von), der bekannte und eine Zeit lang sehr beliebte deutsche Lustspieldichter, wurde 1761 zu Weimar geboren. Nachdem er auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt sich vorbereitet, besuchte er die Universität Jena und studirte die Rechtswissenschaften. Schon als Knabe hatte er eine lebhafte Neigung für das Theate[r] gefaßt, welche in seinen Jünglingsjahren nur noch lebha[fter] wurde. Nachdem er Advocat geworden und zu Leipzig 17[8]1 ein Bändchen Erzählungen herausgegeben hatte, begab er sich nach Petersburg, wo er Secretair beim Generalgouverneur von Bawr wurde, welcher bald nachher die Direction des deutschen Theaters zu Petersburg übernahm. K. nahm sich des Theaters mit Eifer und Liebe an, ward dem Schutze der russ. Kaiserin empfohlen und nach Bawr's Tode zum Titularrath ernannt, darauf 1783 als Assessor am Oberappellationstribunal in Reval angestellt. Im folgenden Jahre vermählte er sich mit der Tochter des Generallieutenants von Essen, und 1785 wurde er Präsident des Gouvernementsmagistrats der Provinz Esthland und zugleich in den Adelstand erhoben. Er beschäftigte sich nun lebhaft mit Poesie, entwickelte sein Talent für dramatische Darstellung und gewann durch eine Reihe von gefälligen Dichtungen die Gunst des Publicums. Unter seinen Schauspielen fanden namentlich „Menschenhaß und Reue" (Berl. 1789.) und „Die Indianer in England" ungewöhnlichen Beifall. Der Tod seiner Gattin wurde Ursache, daß er sich einige Zeit auf Reisen begab. Er hielt sich in Paris, dann in Mainz auf, [er]hielt endlich um seine Entlassung aus dem Staatsdienste an und lebte nun seit 1795 auf seinem von ihm erbauten Landsitze Friedenthal, acht Meilen von Narva in Esthland, bis er 1798 einem Rufe als Hoftheaterdichter nach Wien folgte. Schon nach zwei Jahren verließ er diese Stellung wieder, erhielt jedoch eine Pension von 1000 Gulden jährlich und lebte nun in Weimar. Die Sorge für seine Familie bew[og] K. 1800 nach Rußland zurückzukehren, aber an der Grenze wurde er festgenommen und ohne Weiteres nach Sibirien transportirt. Nur durch einen besondern Zufall wurde er aus dieser unglücklichen Lage gerettet. K. hatte ein kleines Drama: „Der Leibkutscher Peter's des Großen" herausgegeben, welches eine verhüllte Lobrede auf den Kaiser Paul enthielt. Ein junger Russe, Krasnopulski, hatte dieses Drama in das Russische übersetzt und diese Übersetzung wurde dem Kaiser Paul I. vorgelegt, welcher ein so großes Wohlgefallen an dem Stücke fand, daß er den Dichter desselben sogleich aus Sibirien an seinen Hof holen ließ und ihn mit Gnadenbezeugungen überhäufte. Er schenkte ihm das Krongut W[or]kroküll in Liefland, übergab ihm die Leitung des deutschen Theaters in Petersburg und ernannte ihn zum Hofrat[h]. Seine Verbannung beschrieb K. selbst in dem Werke: „D[as] merkwürdigste Jahr meines Lebens" (2 Bde., Berl. 180[1]). Nachdem sein hoher Gönner gestorben war, verließ K. wieder die russ. Dienste mit dem Titel eines Collegienrath[s] und hielt sich in Weimar und Jena auf. Misverständnisse mit Goethe wurden Veranlassung, daß sich K. 1802 nach Berlin begab und hier mit Garlieb Merkel den „Freimüthigen" herausgab, in welchem er gegen Goethe und dessen Anhänger, namentlich die Brüder von Schlegel, heftig auftrat. Seit 1803 bis an seinen Tod gab K. den „Almanach dramatischer Spiele" heraus; ebenso gaben ihm verschiedene R[ei]sen Veranlassung zur Herausgabe von Reiseerinnerungen. Mit der Erlaubniß, das Archiv zu benutzen, ging er 1[8..] nach Königsberg in Preußen, um eine Geschichte Preußens zu schreiben. Der unglückliche Kampf Preußens mit dem

ranz. Kaiser trieb ihn nach Rußland, und er lebte nun seit 1807 auf seinem Gute Schwarze in Esthland und trat von hier aus mit Heftigkeit und Schärfe gegen Napoleon und die Franzosen auf. Der Krieg gegen diese nahm endlich eine glückliche Wendung; K. kam mit dem russ. Hauptquartier 1813 nach Deutschland und gab in Berlin ein russisch-deutsches Volksblatt heraus. Zum russ. Generalconsul in den preuß. Staaten ernannt, ging er 1814 nach Königsberg, und 1816 wurde er als Staatsrath bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten in Petersburg angestellt. Der Kaiser schickte ihn endlich 1817 mit einem Gehalte von 15,000 Rubeln und mit dem Auftrage nach Deutschland, über den Zustand der Literatur und der öffentlichen Meinung Deutschlands dem Kaiser zu berichten. Dieses geschah, während er sich in Weimar und nachher in Manheim aufhielt, und zugleich suchte er in Deutschland selbst auf die Literatur und öffentliche Meinung durch sein „Literarisches Wochenblatt" zu wirken. Die Art, in welcher er hier auftrat, der Eifer, mit welchem er veraltete politische Ansichten vertheidigte, der Leichtsinn und beschimpfende Muthwille, mit welchem er gegen bedeutende Erscheinungen der Zeit zu Felde zog, brachte Viele gegen ihn auf, und ein für politische Ideen schwärmender Jüngling, Sand, glaubte im höchsten Interesse Deutschlands zu handeln, als er K. am 23. März 1819 in Manheim durch Dolchstiche ermordete. — Um das deutsche Theater hat sich K. unstreitig Verdienste erworben. Wenn auch seine Schauspiele (welche Leipz. 1797—1823 in 28 Bdn. und Leipz. 1827—29 in 44 Bdn. erschienen) einen tiefern poetischen Werth haben, und gegenwärtig, nachdem durch die großen Dichter der Deutschen der Geschmack sich veredelt hat, nur noch theilweise Beifall finden, so haben sie doch den Werth großer Bühnenkenntniß und werden immer Muster bleiben für die Kunst der Benutzung des theatralisch Wirksamen. — Zwei Söhne K.'s sind in russ. Militairdienste getreten: Otto von Kotzebue, geb. 1787, in der Marine, und Moritz von Kotzebue, geb. 1789, in der Landarmee. Namentlich der Letztere hat sich rühmlich ausgezeichnet. Schon 1803—6 hatten beide Brüder den russ. Capitain Krusenstern auf seiner Reise um die Welt begleitet, und 1815—18, sowie 1823—26 machte Otto von K. neue Entdeckungsreisen um die Erde, auf welchen er, in Begleitung mehrer ausgezeichneter Naturforscher, nicht nur zur Erweiterung der geographischen Kenntnisse beitrug, sondern auch Gelegenheit zu sehr wichtigen naturwissenschaftlichen Beobachtungen fand.

**Kraft**, ist ein Ausdruck, dessen man sich im Allgemeinen zur Bezeichnung der unbekannten Ursache einer wahrgenommenen Wirkung bedient. Man schließt aus der Art der Wirkung auf die Kraft und vergleicht gleichartige Kräfte mit einander nach den gleichartigen Wirkungen, die von ihnen hervorgebracht werden. In der Natur namentlich treten Kräfte in mannichfaltiger Wirksamkeit ab und man kann die ganze Natur als ein Resultat des Zusammenwirkens aller in ihr nach ewigen Gesetzen thätigen Kräfte betrachten. Die Naturlehre hat dann den Zweck, diese Gesetze aufzufinden, und die Künste machen nachher von den Kräften nach jenen Gesetzen eine der menschlichen Gesellschaft nützliche Anwendung. Man kann unterscheiden zwischen chemischen und mechanischen Kräften. Während bei jenen die Kraftäußerung darin besteht, daß eine Verbindung zweier oder mehrer Stoffe zu einem von beiden verschiedenen neuen Stoffe hergestellt wird, oder daß ein Stoff in seine Bestandtheile zersetzt wird, tritt bei den mechanischen Kräften die Wirkung als Bewegung auf. Diese Kräfte sind es daher namentlich, welche als Beweger von Maschinen benutzt werden. Alle Kräfte wirken theils anziehend, theils abstoßend, theils zugleich anziehend und abstoßend. Die wichtigsten der in der Naturlehre in Betracht kommenden Kräfte sind folgende: die Cohäsion (s. d.), die Ausdehnung, welche namentlich von der Wärme (s. d.) bedingt wird, die Aggregation oder das Übergehen aus dem festen in den tropfbar flüssigen und aus diesem in den luftförmigen Zustand; die Massenanziehung, von welcher die Schwere sowie die Adhäsion (das Anheften der Körper aneinander) bedingt wird; der Druck und Stoß, die Gravitation (s. d.), die chemische Verwandtschaft, welche die sich berührenden Stoffe zur chemischen Verbindung bestimmt; die Spannkraft und Elasticität (s. d.), die Polarität, welche namentlich in den Erscheinungen der Elektricität und des Magnetismus auftritt. In eigenthümlicher Gestalt stellen sich die in einem lebenden organischen Wesen, besonders in den Thieren, wirksamen Kräfte dar. Sie sind theils unwillkürlich, wie die Bewegung des Herzens, theils willkürlich, wie die Bewegung der Arme und Beine. Die Muskeln sind die Organe, durch welche die willkürlichen Kraftäußerungen bedingt werden, und die Muskelkraft ist darum dem thierischen Körper so überaus nützlich, weil dieselbe bald als Druck, bald als Stoß, bald als Hebel wirkt und daher, wenn auch nicht der mächtigste, doch der geschickteste Beweger von Maschinen ist. Um die Muskelkraft von Menschen und Thieren vergleichen zu können, hat man sich eines eignen Instrumentes, des Kraftmessers oder Dynamometers, bedient, welches im Allgemeinen aus einer Stahlfeder besteht, der durch die Muskelkraft mehr oder weniger entgegengewirkt wird. Aus Versuchen hat sich ergeben, daß ein Mann von mittlerer Stärke bei Anwendung seiner ganzen Muskelkraft beim Heben 265 Pfund bewegen kann. Weiber haben etwa die Kraft eines 15jährigen Jünglings und vermögen ungefähr ⅔ so viel als ein Mann. Ein Pferd zog im Durchschnitt mit einer Kraft von 736 Pfund, und ein Mensch übt im horizontalen Zuge höchstens eine Kraft von 123 Pfund aus. Die Muskelkräfte der Menschen sind übrigens ungemein verschieden und es gibt Einzelne, welche sich durch ungemeine Kraft auszeichnen. Die Kraftproben, welche herumreisende Künstler abzulegen pflegen, sind indeß häufig mehr Sache der Geschicklichkeit als der Muskelkraft. Häufig kommt es hier auf die Kunst des Balancirens an, und noch häufiger in gewissen Unterstützungen, die man dem Körper gibt oder gewissen Stellungen, die man annimmt. Bekannt ist es, daß die Vögel in ihren Flügeln eine ungemeine Kraft haben in Verhältniß zum Gewicht ihres Körpers, wodurch auch das Fliegen bedingt wird. Auch der Mensch würde durch Anwendung seiner Arme fliegen können, indem er sie mit Fittigen versähe, wenn er eine sein eigenes Gewicht 10,000 Mal übersteigende Kraft mit seinen Armen auszuüben vermöchte.

**Krähen** (die) bilden eine Gattung der Vögel, welche sich durch einen hinten geraden, dicken, zusammengedrückten, messerförmigen und vorn abwärts gebogenen Schnabel aus-

zeichnet. Ihre knorpelige Zunge ist vorn gespalten, sie haben starke Füße und strecken im Fluge die Schwungfedern aus. Man findet sie in großen Heerden zusammen und sie nähren sich von Aas, Gewürm, Insekten, wol auch kleinen Säugthieren und Vögeln und von Sämereien. Bekannt sind sie auch wegen ihres Diebssinnes, indem sie glänzende Dinge gern stehlen, ohne sie benutzen zu können. Der Rabe, die Elster, der Heher, der Pirol, auch der Paradiesvogel (s. d.) werden zu den krähenartigen Vögeln gerechnet. Die bekanntesten bei uns lebenden Arten sind übrigens folgende. Die Dohle ist am Scheitel, Rücken, Schwanz und Flügeln schwarz, im Nacken, am Unterleibe und an den Wangen aschgrau. Ihr ziemlich dünner Schnabel ist schwärzlich und ihre Beine sind röthlichschwarz. Sie erreicht eine Länge von 13 Zoll und findet sich in Feldhölzern, sowie in Thürmen, Kirchen, Schlössern u. dgl. Im Oct. und Nov. ziehen diese Vögel von uns fort und kommen Anfang März wieder, doch gehen sie zuweilen nur bei hohem Schnee wenig südlicher. — Die hier abgebildete Rabenkrähe, auch Schwarz- oder Aaskrähe genannt,

ist ganz schwarz, an der Brust mit bläulichem Glanze und wird 1½ F. lang. — Wenig kleiner ist die Saatkrähe, welche ein schön stahlblau schillerndes Gefieder hat und im Winter nach Süden zieht. — Die Nebelkrähe wird un-

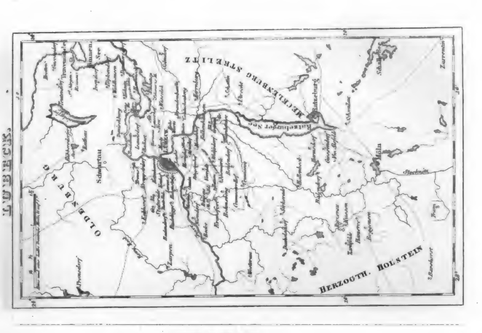
gefähr 19 Zoll lang, ist an Kopf, Kehle, Unterhals, Flügeln und Schwanz glänzend schwarz, übrigens aber aschgrau und lebt in den nördlichern Gegenden, welche sie nur in sehr harten Wintern verläßt. Sie lebt in Wäldern und auf Wiesen, kommt aber mit dem ersten Schnee nach den Städten und Dörfern und legt hier bald ihre natürliche Scheuheit ab. — Zu den schönsten in Deutschland lebenden Vögeln gehört die Mandelkrähe oder der blaue Racke,

welcher Vogel wol auch der deutsche Papagei genannt worden ist. Die Hauptfarbe bildet ein helles Grünblau, der Rücken aber ist hell zimmetfarben, die obern Deckfedern der Flügel sind lasurblau und die Schwungfedern schimmern glänzend schwarz- und lasurblau. Der Schnabel ist schwarz, die Beine, kurz und stark, sind schmuziggelb. Um die Augen zieht sich ein nackter Fleck mit kleinen Warzen. Der ausgewachsene Vogel hat eine Länge von 14 Zoll. Die Färbung des Weibchens ist minder schön als die des Männchens. Dieser Vogel ist sehr scheu, lebt besonders in Buchen- und Kieferwaldungen und kommt eigentlich nur im Sommer in unsere Gegenden. Den Namen sollen sie davon haben, daß man sie häufig im Felde auf den Mandeln, in welche die Getreidegarben zusammengestellt werden, sitzen sieht.

**Krähenaugen** oder **Brechnüsse** (lat. **Nux vomica**) sind die Samenkörner eines in Ostindien vorkommenden Baumes (Strychnos Nux vomica). Diese Samen bilden flache kreisrunde Scheiben, welche äußerlich mit silbergrauen, seidenartig glänzenden, dicht anliegenden Haaren besetzt sind, die nach der vertieften Mitte der Samen zulaufen. Inwendig sind die Samen hornartig fest, sodaß sie sich nur nach einer eigenthümlichen Behandlung pulvern lassen. Sie sind ein starkes Gift, besonders für Thiere, welche blind auf die Welt kommen und für die Krähen, aber auch für die Menschen. Man wendet sie in der Medicin an und besonders sind sie durch die Homöopathie wieder in Aufnahme gekommen. Auch um Krähen und Mäuse zu tödten, werden sie angewendet.

**Krahn, Kran, Kranich** ist der Name einer Hebemaschine, die in ihrer einfachsten Gestalt aus einem senkrecht stehenden Balken besteht, von welchem oben unter einem stumpfen Winkel ein zweiter Balken ausläuft, an dessen äußerstem Ende sich eine Rolle befindet. Über die Rolle läuft ein Seil und wenn man an das eine Ende derselben einen schweren Gegenstand befestigt, so kann man diesen, an

Digitized by Google


LÜBECK.
MECKLENBURG STRELITZ
Ratzeburger See
Ratzeburg
Mölln
Schwartau
Lübeck
OLDENBURG
HERZOGTH. HOLSTEIN

KRAKAU.

KÖNIGREICH POLEN
GALLIZIEN
Myslowitz
Dombrowka
Slomniky
Skala
Chrzanow
Alwernia
Krakau
Podgorze
Wieliczka
Zator
Skawina
Kenty
Dobczyce
3 Deutsche oder Geographische Meilen, 15 auf 1 Grad.

Digitized by Google

dem andern Ende ziehend, in die Höhe heben. Da der Krahn besonders gebraucht wird, um sehr schwere Lasten zu heben, besonders um die Waaren aus den Schiffen an das Land zu bringen, so bringt man an ihm mancherlei Räderwerk an, um mit einem geringen Aufwand von Kraft ein sehr schweres Gewicht bewältigen zu können, und richtet ihn überdies so ein, daß er, nachdem die Last gehoben worden, sammt dieser mit Hülfe eines zweiten Räderwerks gewendet werden kann. Die Krahne werden an den Ufern der Häfen oder der Flüsse an den Auspackorten aufgerichtet. Erst richtet man den Krahn so, daß er über das Schiff ragt, befestigt an die herabhängende Kette oder an das Seil einen Waarenballen, hebt diesen, dreht dann den Krahn und setzt den Ballen auf dem Lande nieder. Mit zwei Kurbeln, welche die beiden Räderwerke in Bewegung setzen, kann man auf diese Weise die schwersten Lasten bequem regieren. Den Namen soll die Maschine von der Ähnlichkeit ihrer Gestalt mit der des Vogels Kranich erhalten haben. — Die Landesherren haben das sogenannte Krahnrecht, d. h. das Recht, die Schiffer zu nöthigen, an bestimmten Orten ihre Waaren auszuladen, wiegen zu lassen und einen Zoll, das Krahngeld, zu bezahlen.

**Krakau** ist durch den wiener Congreß 1815 zu einem Freistaat erhoben worden, welcher an dem nördl. Ufer der Weichsel liegt und 21 □M. umfaßt, auf denen 123,000 Einw. leben, die in zwei Städte, zwei Marktflecken und 200 Dörfer vertheilt sind. Preußen, Östreich und Rußland begrenzen diesen Freistaat und sind zum Schutze desselben verpflichtet, während er selbst in steter Neutralität bleiben muß. Die Verfassung vom 3. Mai 1815 setzt fest, daß eine Volksvertretung, welche jährlich auf vier Wochen zusammentritt, die gesetzgebende Gewalt hat, während die vollziehende Gewalt in den Händen eines aus neun Senatoren und einem Präsidenten bestehenden Senats ruht. Die Volksvertreter wählen den Präsidenten auf drei Jahre. Ausgabe und Einnahme belaufen sich jährlich ungefähr auf nicht ganz 300,000 Thlr. Früher machte K. einen Theil des Königreichs Polen aus, 1795 kam es an Östreich, 1809 zum Herzogthum Warschau, bei welchem es bis 1815 blieb. Im J. 1830 zeigte sich in K. große Theilnahme für die poln. Revolution und es wurde nachher der Zufluchtsort vieler poln. Krieger. Die Folge war, daß russ. Truppen den Staat besetzten. Nachdem 1833 die Republik wiederhergestellt worden war, kam ein Handelsvertrag zwischen K. und dem Königreiche Polen zu Stande. — Die Hauptstadt Krakau liegt am Zusammenflusse der Rudawa mit der Weichsel in einer weiten Ebene und zählt 33,000 Einw., darunter 10,200 Juden. Ihr Ursprung wird von dem Fürsten Krakus abgeleitet, welcher um 700 gelebt haben soll. Einst war K. die Hauptstadt Polens, bis König Sigismund III. um den Anfang des 17. Jahrh. Warschau zur Hauptstadt machte, doch blieb K. bis 1764 die Krönungsstadt. K. besteht aus der mit Befestigungswerken umgebenen Altstadt und den Vorstädten Stradom und Kleparz am linken und Kasimirs am rechten Ufer der alten Weichsel. K. ist schlecht gebaut, die Straßen sind krumm und schmuzig. Unter den 73 Kirchen zeichnet sich die Schloßkirche durch ihre gothische Bauart und ihren Reichthum aus. Hier sind die Denkmäler vieler poln. Könige zu sehen, sowie auch die berühmten Polen Sobieski, Jos. Poniatowski, Kosciuszko und Dombrowski hier beerdigt sind. In der Universitätskirche zu St.-Anna ist ein Denkmal des Kopernicus (s. d.). K. wird von drei Hügeln umgeben und auf einem derselben, dem der heiligen Bronislawa, steht das 120 F. hohe Denkmal Kosciuszko's. Die katholische Universität ist 1347 gegründet, wurde 1817 wieder eröffnet und ist in Folge der letzten Revolution 1833 wesentlich umgestaltet worden. Sie hat eine Bibliothek mit 30,000 Bänden und vielen Handschriften, eine Sternwarte, ein Naturaliencabinet und einen botanischen Garten. Unter mehren andern Lehranstalten finden sich zwei Gymnasien. Der in K. residirende Bischof führt den Titel eines Herzogs von Severien. Da in K. mehre Handelsstraßen zusammentreffen, so führt dasselbe einen blühenden Handel, der durch zwei freie Jahrmärkte und zwei Hauptwollmärkte gehoben wird.

**Krake** (der), auch Seewurm, Seepolyp genannt, ist ein fabelhaftes Ungeheuer, welches nach der Erzählung der Seeleute auf dem Grunde des Meeres hausen und alljährlich nur einmal an die Oberfläche kommen soll, um Nahrung einzunehmen. Dann hat es die Größe und Gestalt einer schwimmenden Insel; sein Rücken ist mit Erdreich, mit Bergen und Thälern bedeckt und sogar mit Gewächsen; Schiffe können an ihm anlegen u. s. w. Obgleich es mit seinen thurmähnlichen Fühlhörnern Schiffe in den Abgrund des Meeres zu schleudern vermag, so ist es doch ziemlich friedfertig und frißt nur Fische in ungeheurer Menge. Gefährlich wird der Krake, wenn er wieder untertaucht, denn dann entsteht ein solcher Wirbel im Meere, daß die in der Nähe befindlichen Schiffe mit heruntergezogen werden. Das Merkwürdigste ist, daß Schiffer den Kraken wirklich gesehen haben wollen und ihre Aussage sogar eidlich erhärtet haben. Wahrscheinlich haben Luftspiegelungen (s. d.), welche eben so schnell entstehen als verschwinden und aufs täuschendste Inseln mit Bergen und Thälern darstellen, bewegliche Erhebungen und dergl. Veranlassung zu der Fabel gegeben. Andere haben die Erscheinung für große, durch die Phantasie der Schiffer übertriebene Walfische erklären wollen.

**Krammetsvögel** werden verschiedene Arten von Drosseln genannt, welche in Dohnen (s. d.) gefangen werden, oder noch Allgemeiner alle auf solche Weise gefangene Vögel. Namentlich rechnet man zu den Krammetsvögeln: die Misteldrossel, den Ziemer, die Sing-, Sommer-, Weiß- oder Ziepdrossel und die Berg-, Roth-, Wein- oder Winterdrossel. So lange diese Vögel sich von Insekten nähren, ist ihr Fleisch nicht schmackhaft, wird dieses aber im Herbste, wo sie Weintrauben und Beeren essen. Vorzugsweise erhält auch die Wacholderdrossel den Namen Krammetsvogel. (Vgl. Drossel.)

**Krämpeln**, auch Krempeln nennt man gewisse Werkzeuge zur feinen gleichförmigen Zertheilung der Wolle, Baumwolle und Flockseide, wodurch dieselbe zum Spinnen und zur sonstigen Verarbeitung geschickt gemacht wird. Ein verschieden geformtes Stück Leder ist mit feinen Häckchen oder Zähnen mehr oder weniger eng besetzt und durch diese Zähne hindurch wird die Wolle gezogen. Man befestigt diese Krämpeln auf ein eignes zugeschnittenes Bretchen (Streichbret) und hat dann eine Handkardätsche. Vorzugsweise wer-



Digitized by Google

den jedoch Krämpeln, auch Kratzen, Streichen die Maschinenkardätschen genannt, bei denen Walzen angebracht sind, über welche das mit den Zacken besetzte Leder gezogen wird. Diese Walzen sind dann durch Räderwerke mannichfach verbunden und stellen so eine Krämpel- oder Flockenmaschine dar, in welche das rohe Product hineingebracht wird und die dieses dann, zum Spinnen auf das vollkommenste vorbereitet, wieder von sich gibt. Der Engländer Arkwright (s. d.) hat die Krämpeln erfunden, die seitdem allgemeine Verbreitung gefunden haben.

**Krampf** bezeichnet einen Krankheitszustand, der sich hauptsächlich durch unwillkürliche Bewegungen der Muskeln oder muskulöser Theile äußert, im weitesten Sinne des Wortes jedoch alle Theile des Körpers befallen kann, die ihrer Beschaffenheit nach das Vermögen besitzen, sich zusammenzuziehen, zu verkürzen und zu verdichten. Krampf in dem erstgenannten Sinne unterscheidet sich in den tonischen Krampf, bei welchem anhaltende Zusammenziehung der Muskeln statt hat, und in den sogenannten klonischen Krampf oder die Zuckung, Convulsion, wobei die Zusammenziehung mit Erschlaffung wechselt. Zu den wesentlichen Erscheinungen, welche den Zustand von Krampf begleiten, gehören Verkürzung, Anschwellung, Hart- und Schmerzhaftwerden der vom Krampfe befallenen Muskeln oder sonstigen Gebilde, wodurch Zuckungen, Verzerrungen, Verdrehungen, Spannungen, Verengerungen u. dergl. entstehen. Dagegen sind Erscheinungen, die sich zwar oft, nicht aber nothwendig zu Krämpfen gesellen, Härte, Zusammengezogensein, Unterdrückung, Ungleichheit des Pulses, zuweilen auch Fieberbewegungen, Unterdrückung des Stuhlganges und der Hautausdünstung, Trockenheit und Kälte der Haut, reichlicher Abgang eines fast wässerigen Urins. Der Krampf kann bald allgemein sein, d. h. sich über den ganzen Körper verbreiten, bald örtlich sich auf einzelne Theile beschränken, und erhält hiernach ebensowol verschiedene Benennungen als auch die Zufälle, welche ihn begleiten, verschiedenartig sind. Der allgemeine Krampf, Starrkrampf, Todtenkrampf genannt, besteht in unwillkürlicher, anhaltender und höchst schmerzhafter Zusammenziehung der Muskeln des Kopfes, Halses, Nackens, des Rumpfes und der Gliedmaßen, wodurch der ganze Körper steif und unbeweglich, und entweder gerade ausgestreckt oder nach vorn, rückwärts oder nach einer Seite hin gekrümmt wird. Als örtliche Erscheinung beobachtet man Krampf in den Augenlidern, sowie in den Augen selbst, in den Gesichtsmuskeln, wo er, wenn dadurch die Lippen auf einer oder beiden Seiten gegen die Ohren hingezogen werden und der Mund Ähnlichkeit mit dem eines die Zähne fletschenden Hundes bekommt, Hundskrampf genannt wird, in den Kau- und Schläfemuskeln (Kinnbackenkrampf), den Muskeln des Halses und Nackens mit Schiefstellung oder Zurückbeugung des Kopfes, dann des Schlundes, Kehlkopfes, der Luftröhre und ihrer Verzweigungen mit erschwertem schmerzhaften Schlingen und behindertem ängstlichen Athemholen, in den Schließmuskeln des Afters und der Harnblase mit Stuhl- und Urinverhaltung, in den Gliedmaßen. Die nur einzelne Theile betreffenden Krämpfe sind nur ausnahmsweise selbständige Übel, meistens blos Symptome anderer Krankheitszustände. Abgesehen davon bieten die Krämpfe hinsichtlich des Grades ihrer Heftigkeit, ihres Verlaufes und ihrer Dauer mannichfaltige Verschiedenheiten dar. Die Anlage zu Krämpfen kann erblich, angeboren oder erworben sein, und besteht in der zu Nervenkrankheiten überhaupt.

**Kranach** (Lukas), der berühmte deutsche Maler, hieß eigentlich Sunder oder Sünder, oder wie Andere wollen, Müller. Den Namen Kranach erhielt er von dem Orte gleichen Namens im Bisthume Bamberg, an welchem er 1472 geboren wurde. Sein Vater war Formenschneider und Kartenmaler und von ihm erhielt Lukas den ersten Unterricht im Malen. Später lernte ihn der Kurfürst Friedrich der Weise kennen und nahm ihn an seinen Hof.

Hier hatte K. Gelegenheit, sich weiter auszubilden, und auch die Reise nach Palästina, auf welcher er 1493 den Kurfürsten begleitete, mag wesentlich zu seiner Vervollkommnung beigetragen haben. Im J. 1504 wurde K. zum Hofmaler des Kurfürsten ernannt und nachdem er später in den Adelstand erhoben worden war, wurde er 1537 Bürgermeister zu Wittenberg. Er war ein eifriger Anhänger der Reformation, ein Freund Luther's und Melanchthon's und ein treuer Diener der sächs. Fürsten Ernestinischer Linie. Seinen Herrn den Kurfürsten Johann Friedrich, begleitete er in die Gefangenschaft, als derselbe in die Hände des ihm feindlichen Kaisers gefallen war. Nachdem er mit dem Kurfürsten 1552 nach Sachsen zurückgekehrt war, starb er 1553 zu Weimar und wurde in der Schloßkirche daselbst begraben, wo auch noch sein Denkmal zu sehen ist. Er hinterließ einen Sohn, Lukas K., geb. 1515, gest. 1586 als Bürgermeister zu Weimar, welcher gleichfalls ein ausgezeichneter Maler war und dessen Bilder häufig für Bilder seines Vaters ausgegeben werden mögen. Häufig haben beide K. auf ihren Bildern das ihrer Familie von Friedrich dem Weisen ertheilte Wappen angebracht, eine geflügelte Schlange mit einer rothen Krone auf dem Haupt und einen goldenen Ring mit einem Rubin im Munde. K.'s Gemälde zeichnen sich nicht durch

Digitized by Google

ideale Schönheit und gedankenvolle Auffassung, sondern durch Wahrheit des Ausdrucks, Naturtreue, schönes Colorit und richtige Zeichnung aus. Wir besitzen von ihm viele, sehr interessante Portraits von Zeitgenossen, namentlich von den Reformatoren. Die Zahl seiner Gemälde ist sehr groß, man findet deren in allen größern Gemäldegalerien, sowie in vielen Kirchen, namentlich besitzen die Kirchen in Wittenberg, Torgau, Weimar und Naumburg, sowie die Rathsbibliothek in Leipzig schöne Gemälde von ihm. Interessant ist K.'s 1814 in Berlin herausgegebenes Stammbuch, in welchem einige der berühmtesten Zeitgenossen des Künstlers dargestellt sind.

**Kranich** (der) ist ein in mehren Arten vorkommender Sumpfvogel, dessen Schnabel nur wenig länger als der Kopf, stark, gerade und zusammengedrückt ist und an der Wurzel eine Längenfurche hat. An den langen Beinen hat der Kranich halbgeheftete Zehen und der Daumen ist abgerückt. Der gemeine Kranich lebt während des Sommers im nördl. Asien und in Europa, zieht aber gegen den Winter nach Afrika. Man findet ihn in sumpfigen Gegenden, wo er Würmer, Insekten und Amphibien frißt. Doch fügt derselbe auch den Feldern Schaden zu, weil er die grüne Saat frißt und durch das Festtreten des Bodens dem Pflanzenwuchse schadet. Er erreicht eine Höhe von mehr als 4 F. und wird $3\frac{1}{2}$ F. lang. Sein Schnabel ist schwarzgrünlich, seine Füße sind schwarz. Der Vorderkopf ist schwarz und mit Borsten besetzt, während der Hinterkopf mit einer nackten rothen Haut überzogen ist. Nacken, Vorderhals und Schwungfedern sind schwarz, der ganze übrige Körper ist aschgrau. Am Bürzel und an den Flügelenden hat dieser Kranich lange, gekräuselte und aufgerichtete Federn. Da die Luftröhre dieses Vogels trompetenförmig gekrümmt ist, so hat er eine überaus starke Stimme, welche er besonders dann hören läßt, wenn er in Heerden gesammelt im Herbst und Frühling seine Wanderungen macht. Das Fleisch besonders der jungen Kraniche wird gegessen und die Federn werden von den Morgenländern als Putz getragen. — Schöner ist der Pfauenkranich oder Königsvogel, welcher dunkelaschfarbig mit schwarzem Bauch, gelbbraunem Bürzel, weißen Flügeln und kleinen kastanienbraunen und großen schwarzen Schwungfedern ist. Auf dem Kopfe hat er einen ...nigen Büschel von gelben dünnen Federn, welche er ...lich aufrichten kann. An den Seiten ist der Kopf ... und weiß und die Kehle ist mit kleinen rothen Lappen ...etzt. Man findet diesen Vogel an den Küsten des westl. Afrikas.

**Krankenanstalt**, Krankenhaus, Heilanstalt, Hospital, Lazareth sind gleichbedeutende Benennungen für Anstalten, in denen nicht nur arme Kranke unentgeldlich ärztlich behandelt, mit Arzneien versehen, beköstigt und verpflegt werden, sondern auch, wenigstens in allen den Städten, wo es Universitäten und Akademien gibt, Unterricht in der Heilkunst ertheilt wird. Dergleichen wohlthätige Anstalten gab es schon lange vor den Kreuzzügen hin und wieder in Europa, vorzüglich aber im Morgenlande. So gründeten schon im 11. Jahrh. Kaufleute ein Krankenhaus dem Täufer Johannes zu Ehren in Jerusalem, dessen Krankenwärter sich später Johanniter nannten. Indeß erst als durch die Kreuzzüge der Aussatz nach Europa verschleppt worden war und als die Venerie daselbst bekannt wurde, zwei durch Ansteckung sich weiter verbreitende Krankheiten, machte sich das Bedürfniß allgemeiner fühlbar, öffentliche Krankenhäuser zu errichten, und zwar hauptsächlich um die von den genannten Krankheiten befallenen Personen in ihnen unterzubringen und abzusondern. Anfangs nahm man jedoch nicht blos Kranke, sondern auch arme, altersschwache Leute in dergleichen Anstalten auf und verpflegte sie daselbst bis an ihr Lebensende, ja selbst Bemittelten war es gestattet, sich lebenslänglich in dieselben einzukaufen. Erst später zwang die mit der immer zunehmenden Bevölkerung auch sich mehrende Zahl der Kranken zur Errichtung besonderer Hospitäler für alte, des Selbsterwerbes nicht mehr fähige Personen, sodaß erst von dieser Zeit an die bisherigen Krankenhäuser Heilanstalten im eigentlichen Sinne des Wortes wurden. Da nun aber nicht selten Mangel an den erfoderlichen Mitteln nöthigte, schon vorhandene Gebäude zu Krankenhäusern einzurichten, so konnte weder auf eine geeignete Lage der Gebäude noch auf Zweckmäßigkeit der Bauart und Zimmereinrichtung diejenige Rücksicht genommen werden, die doch für die Erreichung des Zweckes derselben so nothwendig ist, und daher kommt es, daß es noch heute Hospitäler gibt, die, wenigstens was die äußeren Bedingungen betrifft, ihrem Zwecke nur unvollkommen entsprechen, obschon andererseits wieder nicht zu leugnen ist, daß seit einigen Jahrzehnden sowol von Seiten der Regierungen und Behörden als von Seiten der Ärzte viel für die Vervollkommnung dieser Wohlthätigkeitsanstalten geschehen ist. Handelt es sich nun um Erbauung eines neuen Krankenhauses und hat man hierbei freie Wahl des Ortes, so gilt als Regel, daß man dasselbe außerhalb der Stadt, jedoch nicht in zu großer Entfernung von derselben anlege; nöthigen dagegen die Umstände zur Anlage des Hospitales in der Stadt selbst, so wähle man wenigstens einen freien, von keinen hohen Gebäuden umschlossenen Platz, damit ungehindert ein freier Luftzug stattfinden könne. Befindet sich ein nicht zu kleiner Fluß in der Nähe, der das für Erhaltung der allgemeinen Reinlichkeit so nothwendige Wasser gewährt, desto besser, außerdem muß wenigstens dafür Sorge getragen werden, daß der Anstalt eine hinreichende Anzahl ganz in der Nähe angelegter Brunnen zu Gebote stehe. Die zweckmäßigste Form für ein größeres Krankenhaus ist jedenfalls die eines an einer Seite offenen Vierecks, sodaß dasselbe aus einem Hauptgebäude und zwei Flügeln besteht. Auch darf dasselbe höchstens zwei Stockwerke haben und muß mit der Fronte der Krankenzimmer wo möglich gegen Morgen gelegen sein. Für Städte von nicht viel mehr als 100,000 Einw. reicht ein Krankenhaus aus, in welches dann freilich Kranke aller Art mit Ausschluß von Irren aufgenommen werden müssen, wobei sich jedoch von selbst versteht, daß die in ein solches allgemeines Krankenhaus aufgenommenen Kranken je nach der Art ihrer Krankheit voneinander abzusondern und so unterzubringen sind. In dieser Hinsicht hat sich als das zweckmäßigste Auskunftsmittel eine Scheidung der Anstalt in sechs Abtheilungen bewährt, und zwar 1) für innerlich Kranke, 2) für äußerlich Kranke, 3) für Augenkranke, 4) für Venerische, 5) für Krätzige und 6) für Schwangere. Hierbei müssen nicht nur beide Geschlechter, sondern auch überdies



Digitized by Google

die Venerischen und Krätzigen von den übrigen Kranken sorgfältig getrennt werden. Außer den baulichen Verhältnissen eines Krankenhauses und der zweckmäßigen Raumvertheilung in demselben gibt es aber noch Vieles, was in einer Heilanstalt eine besondere Aufmerksamkeit verdient. Hierher gehört zunächst die Sorge für Erhaltung einer reinen Luft durch Erneuerung derselben, Räucherungen u. dergl., für eine zweckmäßige Einrichtung der Abtritte, für angemessene Heizung der Zimmer, für Einrichtung einer Badeanstalt, in welcher Venerische, Krätzige oder mit andern ansteckenden Krankheiten Behaftete ihre besondern Badewannen haben müssen, und ein sogenanntes russisches Bad oder an dessen Stelle wenigstens Schwitzkasten und die nöthigen Vorrichtungen zu Douchen nicht fehlen dürfen. Ferner bedarf es für die Kranken zweckmäßig eingerichteter Lagerstätten, daher wo möglich eiserner Bettstellen mit Matratzen von Pferdehaaren, Stroh, Heu, Moos oder Seegras zur Unterlage und wollenen, gut ausgewalkten, weißen oder grün gefärbten Decken zur Bedeckung und eines gehörigen Vorrathes an Leib- und Bettwäsche. Wichtiger noch aber als alles Dieses ist die Anstellung tüchtiger, für ihren Beruf hinreichend vorbereiteter und unterrichteter, überhaupt zuverlässiger Wärter und Wärterinnen, die sich der Pflege der Kranken mit Liebe unterziehen, über pünktliche Befolgung der von den Ärzten ertheilten Vorschriften wachen, namentlich auch darüber, daß gegen die diätetischen Verordnungen in Essen, Trinken u. s. w. kein Verstoß begangen werde. Wenn nun auch Krankenhäuser Allen offen stehen müssen, die eine Zuflucht in ihnen suchen, daher auch Wohlhabenden, zumal wenn diese fremd oder unverheirathet sind und deshalb außer dem Spitale die erfoderliche Abwartung nicht haben können, oder wenn sie sich lebensgefährlichen Operationen und Curen unterwerfen müssen, so sind sie doch in gegenwärtigen Zeiten vorzugsweise für arme Kranke aus den niedern Classen bestimmt, denen ihre Angehörigen in ihrer Behausung aus Mangel an Mitteln nicht die gehörige Pflege zu Theil werden lassen können, daher namentlich auch für kranke Dienstboten, arme Handwerksgesellen und Lehrlinge, arme Reisende, die fern von ihrer Heimat erkranken, Kranke aus Zucht- und Armenhäusern, kranke Vagabunden u. s. w. — Ausgezeichnete Krankenhäuser sind das Friedrichshospital in Kopenhagen, das kön. Lazareth und das Danwickshospital in Stockholm, das Hospital vom h. Johannes in Turin, das Hospital in Mailand, das allgemeine Krankenhaus in Wien, die Charité in Berlin, das Senkenberg'sche Hospital in Frankfurt a. M., das Juliushospital in Würzburg, die Krankenhäuser in München, Bamberg, Hamburg u. s. w.

**Krankheit** bezeichnet denjenigen Zustand eines organischen, belebten Körpers, in welchem auf eine wahrnehmbare Weise entweder dessen feste oder flüssige Bestandtheile von ihrer gesundheitsgemäßen Beschaffenheit abweichen oder eine oder mehre Verrichtungen desselben gestört sind. Krankheit und Gesundheit sind die beiden Zustände des Lebens, außer denen ein dritter nicht gedacht werden kann. Wo das Leben aufhört, kann auch keine Krankheit mehr stattfinden. Ein krankhafter Zustand muß sich, wenn er wahrnehmbar sein soll, durch eine oder mehre in die Sinne fallende Erscheinungen offenbaren. Derartige Erscheinungen werden Symptome der Krankheit genannt. Diese Symptome sind wieder doppelter Art, solche, die nur von dem Kranken selbst wahrgenommen werden, Empfindungen, Gefühle, die an sich jedem Andern entgehen, innere, sogenannte subjective Symptome und äußere, auch von Andern wahrnehmbare, objective, die entweder in Störungen der naturgemäßen Verrichtungen des Körpers oder in sichtbaren Veränderungen seiner Substanz bestehen. Auf die Art und Weise, wie sich die Krankheitserscheinungen äußern, üben wieder eine Menge von Umständen mehr oder weniger Einfluß, so z. B. das Alter, Geschlecht, Temperament, die besondere Körperconstitution, die durch Lebensweise, Neigungen und Leidenschaften, Krankheiten herbeigeführte Beschaffenheit des Körpers, die unendlich mannichfachen Beziehungen, in denen der Organismus zu der Außenwelt steht. Den Krankheitserscheinungen müssen ferner nothwendig Ursachen zum Grunde liegen, die man in innere und äußere zu trennen pflegt, indem man unter erstern die sogenannten Krankheitsanlagen, unter letztern die sogenannten Gelegenheitsursachen versteht. Die Krankheiten selbst unterscheidet man wieder nach dem Sitze und der Ausdehnung in allgemeine und örtliche, innere und äußere; nach der Dauer in rasch und langsam verlaufende, obwol sich hier keine genauen Grenzen ziehen lassen (in sogenannte acute und chronische); nach ihrer Entstehungsart in ansteckende und nicht ansteckende, ererbte, angeborene und erworbene, in epidemische (s. d.), endemische, d. h. in gewissen Gegenden einheimische und sporadische, d. h. nur vereinzelt vorkommende; ihrem Charakter nach in bösartige, leichte und heilsame, d. h. solche, welche den Körper gesunder verlassen als er war, da sie ihn befielen; ferner in einfache, zusammengesetzte, verwickelte. Die Krankheiten gehen entweder in Genesung oder in andere Krankheiten oder in den Tod über und durchlaufen gewisse Zeiträume, von denen man ganz allgemein drei unterscheidet, den des Erkrankens, den der Höhe oder der Entscheidung und den der Genesung.

**Krätze** ist ein fieberloser, ansteckender, als Blattern oder Bläschen erscheinender Hautausschlag, der am gewöhnlichsten in den Zwischenräumen der Finger, an den Handwurzeln und in den Beugungen der Ellenbogen-, Knie- und Fußgelenke, zuweilen aber auch, mit Ausnahme des Gesichts, über den ganzen Körper verbreitet vorkommt und von einem lästigen, zur Sommerszeit, in der Bettwärme und nach dem Genusse geistiger Getränke zunehmenden Jucken und Fressen in der Haut begleitet wird. Man unterscheidet eine trockene und feuchte oder fette, eine wahre und falsche Krätze. Die trockene besteht in sehr kleinen, wenig entzündeten und in ein durchsichtiges, weißliches Bläschen sich zuspitzenden, harten und rothen Hautknötchen, die, wenn sie nicht aufgekratzt werden, vertrocknen und nach Abschuppung der Haut spurlos verschwinden. Die feuchte oder fette Krätze zeigt sich in der Form von einzeln stehenden, am Grunde mäßig entzündeten, erhabenen, eine gelbe Materie enthaltenden Pusteln, die nach 2—3 Tagen reifen, dann aufbrechen und nun unter Zunahme der Entzündung, des schmerzhaften Juckens und unter Verbreitung eines eignen, widrigen, schimmlichen Geruches eitern und schwären, oder sie kommt in der Gestalt von entzündungslosen, ziemlich großen, von einer durchsichtigen Feuchtigkeit angefüllten Bläschen zum

Digitized by Google

Vorschein, die hier und da mit Pusteln untermischt sind, :benfalls heftig jucken, nach einigen Tagen bersten und theils ıach Bildung eines kleinen Schorfes heilen, theils erst nach vorheriger Verwandlung in eiternde Pusteln oder Geschwüre ;ur Heilung gelangen. Die in Juckblätterchen, Juckgeschwür:hen bestehende sogenannte falsche Krätze unterscheidet sich da:urch, daß sie nicht ansteckt, überall an der Oberfläche des Körpers, das Gesicht nicht ausgenommen, zum Vorschein ommt, Abends und in der Bettwärme nicht mehr juckt als ım Tage und oft von sehr kurzer Dauer ist. Die wahre Krätze entsteht immer nur durch Ansteckung, die sich jedoch ıicht durch die Luft, sondern nur durch unmittelbare Be:ührung, sowie durch den Gebrauch von Kleidungsstücken, Wäsche und Betten Krätzkranker mittheilt, und durch Un:einlichkeit und Vernachlässigung der nöthigen Hautpflege egünstigt wird. Doch gibt es Personen, die so wenig Em:pfänglichkeit für den Ansteckungsstoff der Krätze besitzen, daß ie sich der Ansteckung auf alle Art aussetzen können, ohne ıngesteckt zu werden. So scheinen auch manche Professio:ıen gegen sie zu schützen, wie z. B. die der Bäcker, Mül:er, Gerber, Färber, Seifensieder, Branntweinbrenner, Wä:scherinnen, während wieder andere, wie die der Wollarbei:er und Schneider, eine besondere Anlage für sie begründen. Ob ein Thier, die sogenannte **Krätzmilbe**, als die eigent:liche Ursache des Krätzausschlages betrachtet werden müsse, ist noch unentschieden. Die Krätze ist zwar eine lästige, kelhafte Krankheit, die wol kaum jemals von selbst heilt, sondern immer eine angemessene ärztliche Behandlung erfo:dert, aber an sich gefahrlos, und wird, wenn sie nicht schon veraltet ist, leicht geheilt, kann jedoch freilich den Menschen mehrmals befallen. Dagegen trotzt die veraltete, insbeson:dere die trockene, oft sehr lange allen Heilmitteln und führt mit der Zeit eine schlechte Säftemischung, Anschwellungen von Drüsen und Baucheingeweiden, Abmagerung des gan:zen Körpers, schleichendes Fieber, Wassersucht u. s. w. her:bei. Einem so übeln Ausgange der Krankheit sind vorzüg:lich Kinder, sehr alte Leute, wie überhaupt geschwächte Menschen ausgesetzt. Die gefährlichsten Folgen hat eine plötzliche, durch Erkältungen, erschütternde Gemüthsbewegun:gen oder Hinzutritt fieberhafter Krankheitszustände veran:laßte Unterdrückung oder allzu rasche, durch unvorsichtige An:wendung blos äußerlicher Mittel herbeigeführte Vertreibung des Ausschlages, Folgen, die mitunter selbst durch Wie:derherstellung des Ausschlages nicht ganz gehoben werden können.

**Kräuter** bezeichnet in der allgemeinsten Bedeutung so viel wie Pflanzen, dann nennt man Kräuter vorzüglich die:jenigen Pflanzen, bei welchen die Blattbildung vorherrschend ist, schließt mithin namentlich Bäume, Sträucher, Moose, Flechten, Pilze u. dgl. aus. Besonders werden die verschie:denen zu einem bestimmten Gebrauch nützlichen Pflanzen als Kräuter bezeichnet, indem man von Arzneikräutern, Farbe:kräutern, Futterkräutern u. s. w. spricht. In der Pharma:cie nennt man endlich Kräuter vorzugsweise diejenigen Pflan:zen, von denen die ganzen Stengel mit Blättern und Blü:ten, oder die Zweige mit den Blättern oder nur diese letz:tern eingesammelt, getrocknet und zu medicinischen Zwecken verwendet werden. Einen Theil der Lehre von den Arznei:mitteln macht daher die **medicinische Kräuterkunde** aus, wogegen die **Botanik** (s. d.) oder Pflanzenlehre wol auch den Namen der **allgemeinen Kräuterkunde** er:hält. Jene umfaßt nur diejenigen Pflanzen, welche in irgend einer Hinsicht zu medicinischen Zwecken verwendet werden.

**Krebs, Krebsschaben**, nennt man eine bösartige, in Verschwärung übergegangene Verhärtung, welche eine ent:schiedene und beständige Neigung zeigt, alle Theile ohne Un:terschied ihrer Beschaffenheit zu zerstören, sich selbst überlassen nie heilt und bis zu einer gewissen Ausbildung gelangt ver:schiedene allgemeine Krankheitserscheinungen herbeiführt. Der Krebs entwickelt sich entweder aus einer schon früher vor:handenen, unter der Benennung **Scirrhus** bekannten, bös:artigen Verhärtung irgend eines Gebildes oder aus einer andern Geschwulst oder einem Geschwüre. In ersterm Falle ent:steht eine Geschwulst in irgend einem Organ, die sich deut:lich begrenzt, anfänglich völlig unschmerzhaft, nur selten be:sonders empfindlich, sogleich von ihrem Entstehen an aber sehr hart, ungleich, höckerig, schwer, an ihrer Oberfläche je:doch hier und da elastisch und stellenweise weicher ist. Da:bei läßt sich an der äußern, sie bedeckenden Haut keine Veränderung wahrnehmen. Das Organ dagegen, in wel:chem sie entstanden ist, vergrößert sich entweder oder schrumpft auch wol, indem es fester wird, zusammen. Nach einiger Zeit beginnt die Geschwulst, sei es von freien Stücken oder nach irgend einer schädlichen Einwirkung, empfindlich zu werden, indem sich das Gefühl anhaltenden Brennens oder flüchtige, durchfahrende, äußerst schmerhafte Stiche einstellen; gleichzeitig wird sie immer härter, größer, knotiger und höcke:riger, die sie bedeckende Haut färbt sich bläulichroth, wird gespannt und verwächst mit der Oberfläche derselben, wäh:rend die Adern im Umkreise anschwellen. Inzwischen ver:dünnt sich die Haut immer mehr, bricht endlich auf und läßt eine jauchige, blutige oder bräunlichgefärbte Flüssigkeit ausfließen, ohne daß sich dadurch der Umfang der Geschwulst im Geringsten vermindert; es bildet sich ein Geschwür mit harten umgeworfenen Rändern und ungleicher Oberfläche, aus welchem äußerst schmerzhafte, schwammige Auswüchse hervorwuchern, die nahegelegenen Drüsen schwellen an und entarten ebenfalls, die Zerstörung breitet sich nach allen Richtungen hin immer weiter aus und ergreift die nahege:legenen Theile. Im Verlaufe der Krankheit treten häufig schwer zu stillende Blutungen ein, der Kranke magert ab, bekommt ein eigenthümliches, gelbliches Ansehen und im Gesicht einen besondern Ausdruck tiefen Leidens, endlich ge:sellt sich schleichendes Fieber mit erschöpfenden Nachtschwei:ßen und Durchfällen hinzu, das nach namenlosen Leiden dem Leben des Kranken ein Ende macht. Unter besondern Umständen entwickelt sich der Krebs zuweilen auch aus ve:nerischen, skrophulösen und andern Geschwüren oder auch, indem ursprünglich gutartige Auswüchse, Warzen, Polypen u. s. w., durch eine zu reizende Behandlung, zur krebsi:gen Entartung übergeführt werden. Die Gebilde, in denen der Krebs am häufigsten beobachtet wird, sind die Brust:drüsen, die Gebärmutter, die Hoden, die Lippen, die Zunge, die Augen u. s. w., während andere, wie z. B. die der willkürlichen Bewegung dienenden Muskeln, Knorpel, Seh:nen fast immer von ihm verschont zu bleiben scheinen. Die Entwickelung des Krebses setzt immer eine gewisse Anlage voraus, die zuweilen ererbt zu sein scheint, ihrem Wesen

Digitized by Google

nach aber noch unerforscht ist. Das Vorhandensein einer solchen Anlage bedingt zugleich die so gewöhnliche Erfolglosigkeit ärztlicher Behandlung. Weiber scheinen im Allgemeinen dem Krebse mehr ausgesetzt als Männer, besonders zur Zeit, wo die Zeugungsfähigkeit erlischt, ferner Personen von sehr reizbarem oder melancholischem Temperament, die eine sitzende Lebensweise geführt, viel Sorge und Kummer gehabt haben.

**Krebse**, **Krustenthiere** oder (lat.) **Crustaceen** (die), bilden die fünfte Classe des Thierreichs und sind Gliederthiere, welche acht oder mehr Füße und keine Flügel haben, durch Kiemen athmen und sich durch Eier fortpflanzen. Ihr Kopf bildet mit dem Brusttheil ein ununterbrochenes Ganzes. Sonst rechnete man die Krebse zu den Insekten. Hierher gehören die **Asseln**, welche einen eiförmigen gegliederten Körper, vierzehn Beine und borstenförmige Fühlhörner haben. Sie leben theils im Wasser, theils auf dem Lande an feuchten Orten. Bekannt ist die **Kellerassel**, auch **Kelleresel** oder **Kellerwurm** genannt, die in Kellern und an andern feuchten Orten lebt, dunkelgrau und am Bauche weißlich ist. Sie werden gegen Gelbsucht, Engbrüstigkeit, Wassersucht und Verstopfung der Harnwege medicinisch angewendet und heißen in den Apotheken **Tausendfüße**. — Am bekanntesten ist der **Flußkrebs**, welcher eine wohlschmeckende, aber nicht leicht verdauliche Speise gibt.

Derselbe hat ungleich gekrümmte, nach innen gezahnte Scheren, in welchen er eine so große Kraft besitzt, daß er Gegenstände festzuhalten vermag, welche sein eignes Gewicht übersteigen. Der Kopftheil ist nur von unten deutlicher zu unterscheiden, indem er oben mit der harten Rückenschale zu einem Ganzen verwachsen ist. An dem Kopfe sitzen die Augen auf länglichen Stielen, längere und kürzere Fühlhörner und die Freßwerkzeuge. Die Scheren bilden das erste Paar Beine. Die beiden folgenden Beinpaare haben mit den Scheren große Ähnlichkeit, obgleich die letzten Glieder viel kleiner sind, und die beiden hintersten Fußpaare haben statt der Scheren nur einfache Haken. Die Scheren bestehen aus einem feststehenden Theile, dem Daumen, und einem beweglichen, dem Finger. Der Schwanz besteht äußerlich aus sechs Panzerringen und an dem letzten sitzt eine aus mehren Blättern bestehende Flosse. An der untern Seite der Schwanzringe stehen fußartige Theile, deren das Männchen drei Paar, das Weibchen fünf Paar hat. Unter dem Schwanze trägt das Weibchen die Eier, nachdem dieselben das Innere desselben verlassen haben. Man findet die Krebse in Flüssen, Teichen und Bächen, und sie sind um so wohlschmeckender, in je reinerm Wasser sie leben. Sie halten sich besonders in den Löchern und unter Steinen am Ufer auf und gehen des Nachts und bei Gewittern gern ans Land. Die Farbe des Krebses ist schwarzgrün; nach dem Sieden aber wird dieselbe desto schöner roth, je neuer die Schale ist. Merkwürdig ist die Reproductionskraft der Krebse, indem Scheren, Fühlhörner und Beine, wenn sie abgebrochen werden, wieder wachsen. Das Ausreißen des Schwanzes tödtet jedoch das Thier. Die Krebse nähren sich von kleinen Fischen, Fröschen, Insekten, Würmern, Obst, besonders aber von Aas, Moder und Schimmel. Sie sollen ein Alter von 20 Jahren erreichen können und dann beinah einen Fuß lang werden. Die Ausdünstung der Schweine können sie nicht vertragen, sodaß sie sterben, wenn sie in die Nähe derselben kommen. Alljährlich wechseln sie ihre Schale, die Männchen im späten Frühjahr, die Weibchen im Herbste. Die neue Schale bildet sich unter der alten und sogar die Eingeweide häuten sich. Während dieser Zeit nennt man sie **Butterkrebse**. Zu beiden Seiten des Magens, in der Nähe des Kopfes, findet man bei diesen Krebsen zwei kalkartige Steine, die **Krebssteine** oder **Krebsaugen**, aus denen wahrscheinlich die neue Schale sich bildet. Wenn man in ruhigen dunklen Nächten oder während Gewitter am Himmel stehen, in einem krebsreichen Flusse mit einer Laterne hinausgeht, so kommen die Krebse aus ihren Löchern und begeben sich auf den Grund, wo man sie mit der Hand fassen kann. Diese Art Krebse zu fangen ist in manchen Gegenden verboten, weil durch sie zu viele Krebse weggefangen werden. — Gleichfalls ein schmackhaftes Fleisch hat der **Seekrebs** oder **Hummer**. Er ist ebenso gebildet wie der Flußkrebs, wird jedoch über 2 Fuß lang und hat dabei ein Gewicht von fast 12 Pfd. Man findet ihn vorzüglich in der Nordsee. Er ist röthlichbraun und vermehrt sich sehr stark. Man hat bei einem Weibchen gegen 13,000 Eier gefunden. — Sehr wohlschmeckend soll die **Garnele** sein, ein nur zwei Zoll langer Krebs, den man häufig an den nordischen und franz. Küsten fängt. — Eine eigne Familie bilden die **Kolbenschwänze**, deren Schwänze nicht mit Schalen versehen sind, und die häufig leere Schnecken- oder Muschelschalen bewohnen, daher auch **Schalenkrebse** oder **Einsiedler** heißen. Am bekanntesten unter ihnen ist der **Bernhardskrebs** und der **Diogenes**. — Die **Krabben** haben einen ovalen oder eckigen, fast ebenso breiten oder noch breitern

s langen Leib, Scheeren, und einen kurzen Schwanz, der im Weibchen unter den Leib gekrümmt ist. Die vorstehend abgebildete gemeine Krabbe ist von grünlich grauer Farbe, welche gekocht roth wird. Man findet sie besonders an den Küsten der Nordsee; sie wird kaum faustgroß und wegen ihres wohlschmeckenden Fleisches geschätzt.

**Kreide** (die) ist eine lockere, abfärbende, häufig vorkommende Art kohlensauern Kalkes. Je reiner sie ist, desto weißer ist sie, und durch eine Beimischung von Thon und Kieselerde erhält sie eine graue Färbung. Den Namen derselben leitet man von der Insel Kreta (jetzt Kandia) ab, wo sie in großer Menge und ausgezeichneter Güte vorkommt. Man findet sie in großen Gebirgsmassen an den norddeutschen, franz., engl. und dän. Küsten. Die Insel Rügen wird fast ganz von Kreidefelsen gebildet. England verdankt seinen Namen Albion dem weißen Anblick, welchen seine aus Kreidefelsen bestehenden Küsten darbieten. Verwendet wird sie zum Schreiben, Malen, Übertünchen, Putzen von Metallsachen, zur Erzeugung von Kohlensäure, zur Verfertigung des Spiegelglases, der Schmelztiegel, als Grundlage mehrer Farben u. s. w. Gewöhnlich enthält sie feine Quarzkörner und Feuerstein eingesprengt, und um sie zu reinigen, pflegt man sie daher zu schlämmen und erhält die geschlämmte Kreide. Die briançoner Kreide, welche man zum Schreiben und zum Fleckausmachen gebraucht, ist grünlichweiß, weich und thonhaltig. Zum Putzen von Silberzeug schätzt man die leichte, feine bologneser Kreide. — Aus Kalk, Thon und Gyps bereitet man zum Putzen und Weißmachen des Leders eine künstliche Kreide. — Spanische Kreide wird der Speckstein (s. d.) genannt.

**Kreis** oder Cirkel (der) ist eine krummlinige ebene Figur, welche von einer krummen Linie begrenzt wird, die in allen ihren Punkten gleich weit absteht von einem in der Mitte der Figur liegenden Punkte. Dieser Punkt heißt der Mittelpunkt oder das Centrum, die krumme begrenzende, in sich selbst zurücklaufende Linie die Kreislinie, der Umkreis oder die Peripherie; der Abstand jedes Punktes der Peripherie vom Centrum (oder die gerade Linie, welche den Mittelpunkt mit einem Punkte des Umkreises verbindet) der Halbmesser oder der Radius. Ferner nennt man jede zwei Punkte der Peripherie mit einander verbindende gerade Linie eine Sehne oder Corde, und jede Sehne, welche durch das Centrum geht, einen Durchmesser oder Diameter, sowie jeden Theil des Umkreises einen Bogen oder Arcus. Zwei Halbmesser umschließen mit dem zwischen ihnen liegenden Bogen einen Ausschnitt oder einen Sector und jede Sehne umschließt mit dem ihre Enden verbindenden Bogen einen Abschnitt oder ein Segment. Jeder Abschnitt, dessen Sehne ein Durchmesser ist, ist ein Halbkreis oder ein Semicirkel, und jeder Ausschnitt, dessen Radien einen rechten Winkel bilden, ist ein Viertelskreis oder ein Quadrant. Eine gerade Linie, welche, wie weit man sie auch verlängern mag, den Kreis nur in Einem Punkte trifft, heißt eine Berührungslinie oder eine Tangente. Man pflegt den Umfang eines jeden Kreises in 360 Theile getheilt sich vorzustellen und nennt jeden dieser Theile einen Grad (s. d.). Der Flächenraum, welcher von der Kreislinie eingeschlossen wird, bildet die Kreisfläche. Die Größe dieser Kreisfläche ist offenbar abhängig von der Größe des Halbmessers des Kreises, denn man kann sich den Kreis selbst so entstanden vorstellen, daß man eine begrenzte gerade Linie (den Radius) in einer Ebene mit einem ihrer Endpunkte (dem Mittelpunkte) befestigt und sie dann mit dem andern Endpunkte so bewegt vorstellt, daß sie allmälig alle möglichen verschiedenen Lagen in der Ebene annimmt, bis sie zu ihrer frühern Lage zurückgekehrt ist. Das Verhältniß, in welchem die Kreisfläche zu dem ihr entsprechenden Halbmesser, sowie das, in welchem der Kreisumfang zum Durchmesser steht, ist erwiesenermaßen von der Art, daß es durch ganze Zahlen überhaupt nicht ausgedrückt werden kann. Dies wußte man anfangs nicht und die Mathematiker haben sich große Mühe gegeben, jenes Verhältniß aufzufinden, welches die bekannte Aufgabe der Quadratur des Kreises ist. Man hat gefunden, daß durch einen unendlichen Decimalbruch ausgedrückt, jenes Verhältniß dieses ist, daß der Kreisumfang 3,1415926535.... mal so groß als der Durchmesser ist. Man hat mit einer überflüssigen Genauigkeit 156 Decimalstellen dieses Bruches berechnet. Nach einem ihrer Berechner heißt jene Zahl die Ludolf'sche. — Die Lehre vom Kreise macht einen der wichtigsten Theile der Geometrie aus. Man kann den Kreis auch als Kegelschnitt (s. Kegel) betrachten.

**Kreŏsōt** (das) ist ein eigenthümlicher Stoff, welcher dem Rauch, dem Holzessig, dem Theerwasser und andern Stoffen, in welchen er enthalten ist, die Eigenschaft mittheilt, frisches Fleisch vor Fäulniß zu bewahren und es so haltbar zu machen, daß es zugleich noch als Nahrungsmittel zu brauchen ist. Schon seit langer Zeit hat man daher die Räucherung zur Erhaltung der Speisen angewendet und die Ägypter haben mit einer Art Holzessig die Leichname so wohl zu conserviren gewußt, daß sie sich als Mumien bis auf unsere Zeit erhalten haben. Erst in neuester Zeit hat Reichenbach den Stoff im reinsten Zustande dargestellt, welcher der eigentliche Schützer vor Verwesung ist und ihn mit einem griech. Namen, Kreosot benannt, welcher „Fleischerhalter" bedeutet. Derselbe ist eine tropfbare, farblos durchsichtige, ziemlich dünne, ölartige Flüssigkeit, wenig schwerer als Wasser und von stark lichtbrechender Kraft, sodaß er in eckigen Flaschen im Lichte prächtig irisirt. Er leitet die Elektricität nicht, macht auf Papier einen Ölfleck, der binnen Kurzem wieder verschwindet, hat einen durchdringenden, scharfen, sehr lange anhaltenden Geruch, einen sehr brennend ätzenden Geschmack, so daß er die Zunge sogleich verletzt. Innerlich genommen ist das Kreosot ein heftiges Gift. Es verdampft bei gewöhnlicher Temperatur langsam an der Luft, ist sehr schwer, d. h. erst bei sehr niedrigen Temperaturgraden, zum Gefrieren zu bringen und braucht, um zu sieden, einen sehr hohen Hitzegrad. Nach starker Erhitzung oder mit Hülfe eines Drahtes kann man das Kreosot verbrennen. Es brennt mit heller Flamme unter starkem Rußrauch. In Wasser ist es schwer löslich, indem 100 Theile Wasser von gewöhnlicher Temperatur nur $1^1/_4$ Theil Kreosot aufnehmen. Das Kreosotwasser, Auflösung des Kreosots in Wasser, hat einen brennenden, hintennach süßlichen Geschmack und riecht stark nach Rauch, welcher Geruch und Geschmack sich selbst dann noch nicht verliert, wenn ein Theil Kreosot in

Digitized by Google

10,000 Theilen Wasser enthalten ist. Das Kreosotwasser conservirt frisches Fleisch vollkommen. Hat man dieses etwa eine Stunde in Kreosotwasser liegen lassen, so kann man es hernach in warme Luft hängen und es wird keine Fäulniß eintreten. Vielmehr trocknet das Fleisch allmälig ein und gleicht nach einiger Zeit dem geräucherten Fleische. Hiermit hängt auch die blutstillende Wirkung des Kreosotwassers zusammen, weswegen man es bei Wunden anwendet. Auch todte Pflanzentheile werden durch Kreosot vor der Verwesung geschützt. Im Kreosotwasser vermag jedoch kein organisches Wesen zu leben; Thiere sterben in ihm unter heftigen Zuckungen, Pflanzen sterben darin alsbald ab. Man hat von dem Kreosotwasser nützliche Anwendung in der Medicin gemacht; namentlich als blutstillendes Mittel und gegen Geschwüre, sogar gegen Krebs und Knochenfraß. Gegen den Schmerz in hohlen Zähnen hat man Kreosotwasser angewendet, indem man einen spitzen mit jenem benetzten Körper in den Zahn eindrachte. Auch zur Conservirung anatomischer Präparate u. dgl., sowie in der Färberei findet das Kreosot Anwendung.

**Kresse** werden mehre durch einen rettigähnlichen Geschmack sich auszeichnende Pflanzen genannt, welche man als Appetit erregende, gegen den Skorbut dienende und urintreibende Mittel genießt. Bekannt ist die Gartenkresse (lat. Lepidium sativum), die häufig in Gärten angebaut aber auch wild wachsend gefunden wird und sich durch aufrechten Stengel, vielfach eingeschnittene Blätter und weiße traubenstaudige Blumen auszeichnet und zu Heilzwecken, sowie als Gemüse oder Salat benutzt wird. Auf gleiche Weise genießt man auch die Brunnenkresse (lat. Sisymbrium nasturtium), welche in Europa und Nordamerika an hellen Bächen und Quellen wild wächst, gefiederte, herzförmige Blättchen hat und auch zu Frühlingscuren gebraucht wird, indem man sie mit verschiedenen andern grünen Kräutern vermengt und den ausgepreßten Saft trinkt. Auch mehre Sorten der Wiesenkresse (lat. Cardamine) werden gegessen. Die indianische, peruanische oder Capucinerkresse (lat. Tropaeolum majus) wird als Zierblume in Gärten angebaut, wächst in Amerika, namentlich in Peru wild und zeichnet sich durch schöne rothe oder pomeranzenfarbene Blumen aus, welche in südl. Ländern als Salat verspeist werden. Die Blumenknospen und unreifen Früchte werden in Essig eingelegt und wie Kapern benutzt. Wie auch an andern rothgelben Blumen kann man an der Capucinerkresse des Nachts nach heißen Tagen ein blitzendes Leuchten beobachten.

**Kretinen** sind geistig und körperlich von der Natur vernachlässigte Menschen, die sich von gewöhnlichen Blödsinnigen dadurch unterscheiden, daß sie fast immer gewisse Misbildungen des Körpers zeigen, die man an jenen fast nie beobachtet, und daß ihr unvollkommener Zustand das Ergebniß ganz eigenthümlicher, an gewisse Örtlichkeiten gebundener Einflüsse der Außenwelt zu sein scheint. Die Kretinen beurkunden in Allem, was sie thun und lassen, eine auffallende Armuth an Geist und Gemüth, verrathen nur thierische Leidenschaften und Begierden, sind geil, gefräßig, unreinlich, faul und widerlich, oft blind, taub und stumm, und von Gestalt meistens klein, indem sie selten die Größe von 4 Fuß und einigen Zollen überschreiten, haben dabei oft misgestaltete Gliedmaßen, die sie fast immer gebogen halten und gewöhnlich einen unförmlichen Kopf mit einer unten breitern, oben abgeplatteten und nach hinten gedrängten Stirn, dicke, aufgelaufene Augenlider, triefende, rothe Glotzaugen, eine plattgedrückte Nase, einen wegen des Herabhängens des Unterkiefers beständig offenstehenden Mund, aus welchem die dicke, angeschwollene Zunge hervorhängt, einen dicken und kurzen oder auch magern und langen Hals mit einem Kropfe von mehr oder weniger beträchtlichem Umfange, eine welke, bleiche, mit krätz- und flechtenartigen Ausschlägen bedeckte Haut, schlaffes, weiches Fleisch, ein erdfahles, altes Ansehen. Die meisten Kretinen sterben, bevor sie das dreißigste Lebensjahr erreicht haben. Da man Kretinen nur in den tiefen, engen und schmalen Thälern hoher Gebirge antrifft, wie z. B. in der Schweiz, namentlich in Wallis, in Tirol u. s. w., so müssen die Hauptursachen des Übels wol in örtlichen Verhältnissen begründet sein. Erblich scheint das Übel nicht zu sein, wol aber mögen mangelhafte Erziehung, das Aufwachsen in Schmuz, Trägheit, ungesunde Wohnungen, schlechte Nahrung, Völlerei, Trunksucht, überhaupt eine mehr thierische als menschliche Lebensweise zur Erzeugung des Kretinismus wesentlich beitragen. Entwickelt sich übrigens der Kretinismus unter den genannten Umständen nicht bis zum achten oder zehnten Lebensjahre, so geschieht es später nicht mehr. Am auffallendsten beurkundet sich die Macht der endemischen Einwirkungen bei Fremden, die sich in den genannten Gegenden ansiedeln, indem die Kinder derselben häufig vom Kretinismus befallen werden. In Familien, in denen der Erstgeborene ein Kretine ist, werden es gewöhnlich auch die nachkommenden Kinder. Dagegen erzeugen zuweilen Kretinen, die in gesunde und wohlgestaltete Familien heirathen, gesunde und geistvolle Kinder, während andererseits ganz gesunde Ältern Kretinen das Leben geben. In Gegenden und Ortschaften, wo man die meisten Kretinen trifft, haben auch die Einwohner, welche sich vergleichsweise noch am wohlsten befinden, eine schlechte, ungesunde Gesichtsfarbe, etwas Schlaffes und Mattes in der ganzen Körperhaltung und fast alle entzündete, triefende Augen. Ferner gibt es überall, wo es Kretinen gibt, auch Kröpfe. Übrigens scheinen das Gesündermachen der Gegenden, die Fortschritte der Civilisation, die Beförderung der Industrie und eines allgemeinern Wohlstandes den Kretinismus zu vermindern. In den Gegenden, wo sie vorkommen, werden die Kretinen häufig mit einer Art von religiöser Scheu betrachtet und gepflegt. — Eine ähnlich wie die Kretinen verwahrloste Menschengattung sind die Cagots, welche im südl. Frankreich in der Nähe der Pyrenäen leben. Man leitet ihren Ursprung von den Westgothen oder von den Arabern ab. Sie sind mit einem erblichen Aussatz behaftet und wurden im Mittelalter als diebischen Sünden ergebene, von Gott verurtheilte Menschen verabscheut. Noch jetzt findet man sie als elende Bettler in einem an die Viehheit grenzenden Zustande, obschon Versuche gelehrt haben, daß sie nicht ganz bildungsunfähig sind.

**Kreuth**, ein Pfarrdorf und Curort in der Herrschaft Tegernsee im bair. Tirol. Schon in früherer Zeit waren die Heilquellen bei Tegernsee bekannt gewesen, aber erst nachdem der König Maximilian I. von Baiern die Besitzung

des aufgehobenen Benedictinerklosters Tegernsee gekauft hatte, wurden die Quellen allgemeinerm Gebrauche zugänglich gemacht. Das erste Badehaus ward 1818 gebaut und seitdem haben der Ruf und die Verschönerung des Orts fortwährend zugenommen. Auch zum Gebrauch von Ziegenmolken und frischen Kräutersäften sind die geeigneten Vorrichtungen getroffen worden. Unter den vielen Quellen in der Nähe des Orts sind auszuzeichnen die Quelle zum h. Kreuz, die Quelle bei Schwaizhof und die Quelle am Stinkergraben. Das Wasser dieser Quellen ist schwefelwasserstoffhaltig und wird sowol getrunken als zum Baden benutzt. Es wirkt vorzüglich auf Harnabsonderung und wird daher besonders bei Krankheiten der Nieren, der Blase und der Harnwege angewendet. Bei an Gicht, Rheumatismen, Skrofeln, Hautkrankheiten, Lähmungen u. s. w. Leidenden haben die Quellen sich heilsam erwiesen, während die Molkencuren in Krankheiten der Athmungsorgane, bei Entkräftung, bei skrofulösen und rhachitischen Krankheitsanlagen, Hautübeln, Skorbut, Venerie, Krätze, Flechten mit Erfolg angewendet werden. Vgl. Krämer: „Die Molken- und Badeanstalt Kreuth" (München 1829).

**Kreuz**, das Strafwerkzeug einer schimpflichen Todesart bei den Römern, ist dadurch, daß Christus an demselben gestorben ist, ein heiliges Zeichen, ein Gegenstand der Andacht, ein Sinnbild der christlichen Religion geworden. Eine besondere Auszeichnung wurde dem Kreuz erst durch Konstantin (s. d.) zu Theil, der es in Beziehung auf das siegverheißende Kreuz, das ihm auf seinem Zuge gegen den Maxentius erschienen war, zum Panier seines Heeres machte, und es nach erlangter Alleinherrschaft auf öffentlichen Plätzen, in Palästen und Kirchen als Sinnbild der neuen Religion aufstellen ließ. Bald wurde das Kreuz ein Gegenstand der Anbetung, wozu besonders das Beispiel der Kaiserin Helena (s. d.) beitrug, die auf einer Wallfahrt nach dem heil. Lande das Kreuz, an dem Christus gestorben, in Jerusalem aufgefunden zu haben glaubte und davon einen Theil nach Konstantinopel brachte. Zum Andenken an diese Begebenheit feiert die Kirche den 3. Mai das erst seit dem 14. Jahrh. allgemein verbreitete Fest der Kreuzeserfindung. Nach der Sage sollte das Kreuz Christi aus Cypressenöl- und Palmbäumen gefertigt worden sein; es findet sich sogar die Angabe, daß man das Kreuz aus einem Balken, welcher im Palaste Salomo's gewesen sei, gemacht habe. Die Königin aus Saba, erzählt man, habe, als sie in den Palast Salomos getreten sei, einen Balken bemerkt und gesagt, daß man diesen zur Hinrichtung eines Mannes, der für ganz Israel verderblich sein werde, gebrauchen würde. Salomo habe solches Unheil abwenden wollen und den Balken in den bei dem Tempel befindlichen Teich werfen lassen. Als man zur Kreuzigung Christi eben ein geeignetes Holz suchte, habe der Balken auf dem Wasser geschwommen und sei zur Verfertigung des Kreuzes Christi benutzt worden. In die Andacht für das heil. Zeichen mischte sich bald der Aberglaube, der demselben eine wunderthätige Kraft beilegte, indem es erstaunenswürdige Thatsachen bewirkt haben sollte. Wunderbar war es auch, daß das zu Jerusalem aufbewahrte Stück des Kreuzholzes, so viele Stückchen und Splitter auch von demselben abgenommen und den Kirchen zum heiligen Gebrauche abgelassen werden mußten, dennoch nach der Aussage des Bischofs von Jerusalem unversehrt blieb. In einem Kriege war es den Persern in die Hände gefallen. Die Wiedergewinnung desselben durch den Kaiser Heraklius 631, der es zu Jerusalem auf der Schedelstätte aufrichten ließ, gab Veranlassung zum Feste der Kreuzeserhöhung, das zum Andenken an diese Begebenheit gestiftet und in der röm. Kirche den 14. Sept. gefeiert wurde. Unter den heil. Bildern der Christen wurde das Kreuz von jeher immer für das bedeutungsvollste gehalten. Es findet sich deshalb mit dem daran gehefteten Bilde des Erlösers (Crucifix) nicht nur in allen Kirchen aufgestellt, um durch seinen Anblick an Christi Leiden und Sterben, sein Verdienst um die Menschheit zu erinnern, sondern es wird auch über den Gräbern der Entschlafenen aufgepflanzt, zum Zeichen, daß sie in Christus vollendet. Ebenso wird das Zeichen des Kreuzes, das Kreuzschlagen, als eine Ceremonie, die sich schon in der ältesten Kirche findet, noch jetzt in den Kirchen von den Geistlichen jeder Confession gebraucht, namentlich bei der Taufe, bei der Einweihung der Elemente im Abendmahle, beim Aufnehmen der Katechumenen (s. d.), bei Segensformeln jeder Art. Man unterscheidet übrigens das Antoniuskreuz von der Gestalt eines T, das Andreaskreuz von der Gestalt eines X und das Schächer- oder Gabelkreuz von der Gestalt eines Y. Aus dem ersten entstand das griechische Kreuz + mit vier gleich langen Armen und das römische Kreuz †, an welchem die beiden Querarme kürzer als die beiden Längenarme sind. — In der Mathematik braucht man ein stehendes Kreuz + als Zeichen der Addition und ein liegendes Kreuz × als Zeichen der Multiplication. — In der Musik ist das Kreuz vor einer Note Zeichen der Erhöhung des Tones, welchen die Note sonst nach ihrer Stelle bezeichnet, und zwar erhöht das einfache Kreuz (♯) um einen halben Ton, das doppelte Kreuz (X oder ♯♯) um einen ganzen Ton. Dem Namen der mit einen ♯ bezeichneten Note wird is angehängt, sodaß z. B. aus f: fis wird, und der Name der mit ♯♯ bezeichneten Note wird demgemäß verdoppelt, z. B. fisis. Im Generalbasse bezeichnet das Kreuz ohne Ziffer über der Baßnote die große Terz oder den Dreiklang.

**Kreuzen** (das) ist ein Seemanoeuvre, welches darin besteht, daß ein oder mehre Schiffe in einer bestimmten Gegend des Meeres sich aufhalten, indem sie nach verschiedenen Richtungen hin- und herfahren. Gewöhnlich geschieht das Kreuzen in der Nähe der Küsten, um das Auslaufen oder das Anlanden feindlicher Schiffe zu hindern, einen Hafen zu sperren u. s. w. Man nennt die mit diesem Auftrage ausgeschickten und bewaffneten Schiffe Kreuzer und nennt die Gegend, in welcher sich dieselben aufhalten sollen, die Höhe des Kreuzens.

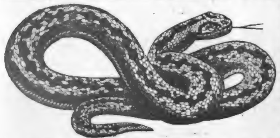
**Kreuzer** sind eine kleine in Süddeutschland übliche Scheidemünze, welche theils in Silber, theils in Kupfer geprägt worden sind und die einen Werth von 3⅓ Pfennigen Conv. oder vier leichten Pfennigen haben. Ehemals pflegte man dieselben beim Prägen nur mit einem Kreuz zu bezeichnen und daher haben sie den Namen. Es kommen drei Kreuzer auf einen Kaisergroschen, vier auf einen leichten, fünf auf einen guten Batzen, 20 auf ein Kopfstück oder einen Zwanzigkreu-



by Google

zer, 60 auf einen Kaisergulden, 90 auf einen Reichsthaler. Ueberhaupt werden auf jede Art Gulden (s. d.) 60 Kreuzer gerechnet, daher sich der Werth derselben nach dem Guldenfuß ändert. Die schwerern oder Wechselkreuzer, leichten Pfennige, sind eine Rechnungsmünze im Werth von vier Pfennigen, sodaß 72 auf einen Reichsthaler gehen.

**Kreuzotter** (die) oder gemeine Viper, auch Otter, Adder, Feuerotter, Kupferotter und fälschlich Natter genannt, ist die einzige in Deutschland und hier fast in allen Gegenden, wiewol nicht häufig vorkommende giftige Schlange, aus der Gattung der Vipern. Das Männchen wird 2 F., das Weibchen 2 F. 6 Zoll lang. Die Färbung ist nach Geschlecht und Alter verschieden, aber stets kann man die Kreuzotter an der dunkeln Zickzacklinie erkennen, welche über den ganzen Rücken hin bis zur Schwanzspitze läuft und in deren Ausbuchtungen auf jeder Seite des Körpers kleine dunkele, eine Reihe bildende Flecke stehen. Diese Viper hat ferner ein die Augen ganz deckendes Schild und gleich dahinter zwei andere große Schilder, übrigens aber auf dem Kopfe lauter kleine Schuppen. Von der Mitte des Oberkopfs läuft nach jeder Seite des Hinterkopfs eine sichelförmige Linie und beide Linien vereinigen sich zuweilen, indem zwischen ihnen die beschriebene Zickzacklinie beginnt.

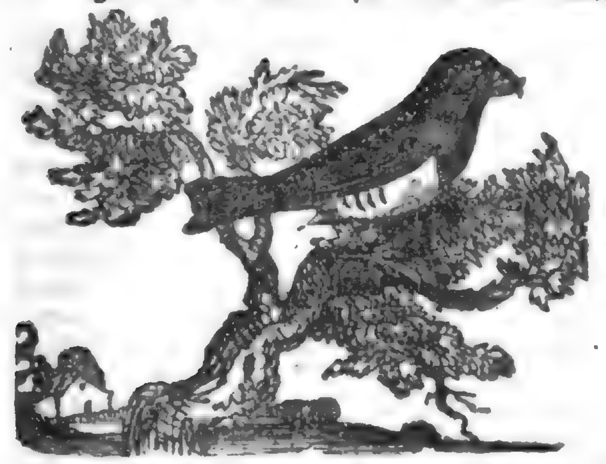


Die Grundfarbe des Männchens, welches sich nur wenig verändert, ist weiß. Bei den jungen Männchen geht sie ins Graue oder Hellbraune über. Die Linien und Punkte sind stets schwarz, sowie der Bauch. Das Weibchen ist von der Geburt bis zum ersten Winter hellgrün oder röthlichgrau mit brauner Zeichnung, vom zweiten bis zum vierten Jahre schön hellrothbraun mit dunkelrothbrauner Zeichnung; später wird es am Kopfe grau und endlich am ganzen Körper schmuzig oder grünlichgrau mit schmuzig schwarzbrauner Zeichnung. Der Unterleib der jüngern Weibchen ist roth oder gelbbraun, der ältern schwarz. Die Augen haben eine schön feuerrothe Iris, welche bei dem Männchen unten schwarz ist. Ein senkrechter Spalt bildet die Pupille. Das Maul ist groß und beinahe bis zum Ende des Kopfs gespalten; die Zunge endet in zwei überaus feine Spitzen. Die Giftdrüsen liegen auf beiden Seiten des Hinterkopfs und sind bei ausgewachsenen Vipern 3½ Linien lang und 2 Linien breit. Von jeder führt ein feiner Kanal unter dem Auge hin bis zu dem durchbohrten Giftzahn. In jeder Kinnlade hat die Schlange einen oder zwei größere Giftzähne, hinter diesen aber noch 1—6 kleinere. Wenn die großen ausfallen, so treten die kleinen an die Stelle von jenen. Die Giftzähne sind 1—1¾ Linien lang und äußerst spitz und mit einer offenen Hautscheide überzogen, die sich beim Bisse zurückzieht. Sie sitzen in einem eignen Kieferknochen, welchen die Viper, wenn sie ruht, zurücklegen kann, wenn sie den Rachen öffnet aber so stellt, daß die Giftzähne senkrecht zu stehen kommen. Das Gift der Kreuzotter stellt eine wasserhelle gelbliche Feuchtigkeit dar. Auf jeder Seite des Gaumens hat diese Viper noch eine Reihe sehr kleiner, feiner, nach hinten gebogener Zähne, und ebenso ist die Unterkinnlade bewaffnet. Alljährlich pflegt sie sich fünfmal zu häuten. Man findet die Kreuzotter am häufigsten in Laubwäldern, besonders wo es Haselbüsche gibt, sowie in jungen Nadelholzanlagen; auch liebt sie hohe Haide und Heidelbeerbüsche. Sie legt sich gern in den Sonnenschein, während sie bei kaltem, feuchtem und nassem Wetter ihre Höhle aufsucht. Im Winter erstarrt sie, wacht aber mit dem Sommer wieder auf. Sie nährt sich von Mäusen, jungen Maulwürfen, jungen Vögeln, Fröschen und Eidechsen, welche sie durch schnelles Zufahren fängt, mit einem Bisse tödtet und langsam hinunterwürgt. Wenn sie gereizt ist, so pflegt sie sich zusammenzuringeln, sodaß ihr Körper die Form eines Tellers annimmt; der Kopf liegt in der Mitte und schnell schleudert sie denselben beim Biß ¼—½ F. vorwärts. Sie fällt den Menschen nur an, wenn er sie willentlich oder aus Versehen reizt, auf sie tritt u. dgl. Der Biß ist anfangs mit bloßen Augen kaum zu bemerken, läuft aber bald stark an und wird sehr schmerzlich, bis Gefühllosigkeit oder Lähmung eintritt. Dies geschieht oft schon nach fünf Minuten und dann erfolgt Übelkeit und Erbrechen. Nach Verlauf von 1—2 Tagen ist eine ansehnliche Geschwulst zu sehen, welche gewöhnlich gelb gefärbt ist und von heftigem Fieber begleitet wird. Ist die Schlange beim Biß sehr wüthend gewesen und hat sie ihren Feind gut getroffen, so pflegt in kurzer Zeit der Tod desselben zu erfolgen. Man weiß eine große Anzahl von Beispielen, in denen der Tod nach kurzer Zeit erfolgte. Das beste Mittel gegen den Biß der Kreuzotter ist, die Wunde alsbald auszuschneiden, wobei man wegen der Kleinheit der Giftzähne nur etwa zwei Linien tief zu gehen nöthig hat. Kann das Ausschneiden nicht sogleich geschehen und ein Arzt herbeigerufen werden, so wasche und reibe man die Wunde sogleich mit Wasser und feinem Sande aus, meide erhitzende Getränke, reibe den verletzten Theil mit süßem Baumöl ein und mache um ihn Umschläge von gekochtem Mehlbrei. Auch kann man schweißtreibenden Thee trinken und den Schweiß gehörig abwarten. Wasser, Milch und dünne Suppen dienen dem Kranken zur Nahrung. Auch Chlorwasser, täglich etwa zwei Loth innerlich eingenommen, hat man als Gegengift empfohlen. Man will beobachtet haben, daß der Biß der Kreuzotter oft erst nach vielen Jahren seine bösartigen Folgen geäußert habe. Bussarde, Krähen, Störche, Iltisse, Marder, Igel, Schweine fressen die Kreuzotter ohne Gefahr.

**Kreuzschnabel** (der) ist ein zur Gattung der Kernbeißer gerechneter Singvogel, welcher sich durch seinen zusammengedrückten, vorn sich mit seinem Ober- und Untertheil kreu-

Digitized by Google

renden Schnabel auszeichnet, dessen er sich bedient, um die Zapfen der Nadelbäume abzureißen und den Samen herauszuholen. Der hier abgebildete gemeine oder Fichtenkreuzschnabel legt mitten im Winter seine Eier und brütet sie



aus, indem er sich in Nadelholzwäldern aufhält, wo er in dieser Zeit reichliches Futter findet. Er frißt aber auch andern Samen und kleine Insekten. Er hat einen nicht unangenehmen Gesang und lernt, wie der Gimpel, Melodien pfeifen. Beim Klettern bedient er sich ähnlich wie der Papagei seines Schnabels zum Anhalten, daher er auch Tannenpapagei genannt wird. Er ist zeisiggrün und das Männchen wird allmälig zinnoberroth. Man findet ihn in Europa, Nordasien und Amerika. Ein größerer Schnabel zeichnet den großschnäbeligen oder Kieferkreuzschnabel aus, der olivengrün und gelb, das Männchen roth ist und im März nistet. Er lebt in Gesellschaft in Kiefernwäldern. Man stellt beiden Arten wegen ihres wohlschmeckenden Fleisches nach.

**Kreuzträger** oder **Kreuzbrüder** ist der Name eines religiösen Ordens, welcher im 12. Jahrh. in Italien entstand, der Regel des heil. Augustin folgte, außerdem aber noch seinen Gliedern die Vorschrift auferlegte, beständig in der Hand ein Kreuz zu tragen. Dieses Kreuz bestand anfangs aus Eisen; späterhin aber, als der Orden zu großen Reichthümern gelangte, aus Silber. Der Reichthum wurde für ihn der Grund der Verderbniß, die so sehr überhand nahm, daß Papst Alexander VII. sich genöthigt sah, den Orden für Italien 1556 ganz aufzulösen. Bei seiner Auflösung besaß er hier noch 50 Klöster; in seiner Blüte belief sich die Anzahl derselben über 200. Von Italien aus hatten sich die Kreuzträger auch nach Frankreich, den Niederlanden, England und Böhmen verbreitet. Hier wurden sie zuerst durch die Tochter des Königs Ottokar I., Agnes, in einem dem heil. Franciscus geweihten Hospitale zu Prag 1237 eingeführt, während ihre Schwester Anna ein Gleiches in Breslau that. Der Orden trägt einen schwarzen Leibrock mit einem rothen Kreuze von acht Spitzen und einem Stern von derselben Farbe auf der linken Seite; im Chor aber blos einen bis an die Knie reichenden Mantel. — Kreuzdamen ist ein gleicher Orden für Frauenzimmer von Stande, gestiftet in der Mitte des 17. Jahrh. von der Kaiserin Eleonora, aus dem Hause Gonzaga, zum Andenken an ein glücklich wiedergefundenes Kreuz, das während eines Brandes verloren gegangen, und in das ein Stückchen vom Kreuze Christi gefaßt war. Papst Clemens IX. bestätigte den Orden. Derselbe stand unter der Aufsicht einer Ordensmeisterin, welche Auszeichnung der jedesmaligen röm. Kaiserin zu Theil ward. Die Glieder waren verbunden, täglich einen Rosenkranz zu beten, jährlich aber am Charfreitage eine persönliche Andacht zu Mariahitzingen zu verrichten. Das Ordenszeichen besteht in einer goldenen Medaille mit einem schwarz emaillirten Kreuze in einem größern blauen Kreuze, hinter welchem ein gedoppelter schwarzer Adler und vier goldene Sterne, mit der Umschrift: Salus et gloria! (Heil und Ruhm!) an einem schwarzen Bande an der Brust.

**Kreuzzüge** werden die vom Ende des 11. bis gegen das Ende des 13. Jahrh. von den abendländischen Christen zur Eroberung des heiligen Landes Palästina unternommenen Kriegszüge genannt. Seit der Kaiserin Helena (s. d.), welche im 4. Jahrh. die Kirche des heiligen Grabes in Jerusalem erbaut hatte, waren die Orte, an welchen der Heiland gelebt, gelitten und endlich auferstanden war, ein Gegenstand der religiösen Verehrung geblieben und aus allen Gegenden, in denen sich das Christenthum ausbreitete, wallfahrteten Pilger nach dem Grabe Christi. Nachdem aber im 7. Jahrh. Jerusalem in die Hände der Ungläubigen gefallen, waren die christl. Pilger, wenn ihnen der Besuch der heiligen Orte nicht ganz unmöglich gemacht wurde, doch fortwährend großen Bedrückungen ausgesetzt. Die Folge war, daß bei dem Papst wiederholte Klagen und dringende Bitten einliefen, sein Ansehen anzuwenden, um die christl. Fürsten zu vermögen, alle ihre Macht aufzubieten, damit dem Unwesen, durch welches die heiligen Orte geschändet würden, ein Ende gemacht werde. Die nächste Veranlassung zum ersten Kreuzzuge gab Peter von Amiens, der Einsiedler genannt, welcher 1093 eine Wallfahrt nach Jerusalem unternommen hatte. Nachdem er zurückgekehrt und den traurigen Zustand des Christenthums und seiner Bekenner im Morgenlande selbst kennen gelernt hatte, begab er sich zum Papst Urban II. nach Rom, flehte ihn um Hülfe an und übergab ihm auch ein Schreiben des Patriarchen von Jerusalem, in welchem derselbe alle abendländischen Christen aufrief, ihren Glaubensbrüdern, die unter dem Joche der Ungläubigen schmachteten, zu Hülfe zu kommen. Nun foderte der Papst auf den großen Kirchenversammlungen zu Piacenza 1095 und zu Clermont 1096 die Christen mit begeisternden Reden zur Befreiung des heiligen Landes auf, und so gewaltig war die Macht seiner Rede, daß alle Versammelten einstimmig in den Ausruf ausbrachen: „Gott will es!“ — „Ja — fuhr der Papst fort — es ist der Wille Gottes! lasset dies heilige Wort, eingegeben vom heiligen Geiste, für immer euren Schlachtruf sein, um die Streiter Christi anzufeuern. Sein Kreuz ist das Symbol eurer Erlösung; traget es, ein rothes, ein blutiges Kreuz, als äußeres Zeichen auf eurer Brust oder euren Schultern, das Pfand eurer heiligen und unwiderruflichen Verpflichtung!“ Die Begeisterten führten dies alsbald aus und so wurde das Kreuz das Abzeichen der Streiter für Befreiung des heiligen Grabes, und diese selbst erhielten den Namen Kreuzfahrer, während ihre Heereszüge Kreuzzüge hießen. Man trug das rothe Kreuz gewöhnlich auf den Schultern in Gold, Seide oder Tuch



Digitized by Google

auf das Gewand genäht. Im dritten Kreuzzuge behielten nur noch die Franzosen die rothe Farbe, während die Engländer weiße, die Flamänder grüne Kreuze trugen. Noch in dem genannten Jahre gingen mehre größere Haufen begeisterter Christen nach dem heiligen Lande ab. In Konstantinopel wollte man sich sammeln, um mit gemeinsamer Anstrengung die Ungläubigen anzugreifen. Die meisten jener Schaaren aber kamen um oder zerstreuten sich, ehe sie Konstantinopel erreichten, weil sie ohne verständige Führer, ohne Lebensmittel, ohne Ortskenntniß waren und zum großen Theil auch aus schlechtem Gesindel bestanden. Unter **Gottfried von Bouillon**, dem Herzog von Niederlothringen, ging aber ein geordnetes Heer von 80,000 M. ab, und in diesem befanden sich Hugo, der Bruder des Königs Philipp von Frankreich, Balduin, Gottfried's Bruder, Robert von Flandern, Raimund von Toulouse, Boemund, Tancred von Apulien und andere berühmte Fürsten und Ritter. Dieser **erste Kreuzzug** hatte insofern den günstigsten Erfolg, als 1099 Jerusalem wirklich erobert und Gottfried von Bouillon zum König von Jerusalem ernannt wurde. Von nun an wurde, da die Kämpfe mit den Ungläubigen immer fortdauerten, die Begeisterung für das heilige Unternehmen immer allgemeiner, sodaß z. B. 1102 über 260,000 Menschen von Europa nach Palästina aufbrachen, welche aber größtentheils umkamen, ohne Jerusalem gesehen zu haben. Im Jahre 1142 nahmen die Sarazenen Edessa, wodurch die christliche Herrschaft im Morgenlande einen gewaltigen Stoß erlitt, und die Folge war ein **zweiter** regelmäßiger Kreuzzug. Papst Eugen III. und Bernhard von Clairvaux regten zu demselben auf, sodaß der röm.-deutsche Kaiser Konrad III. und der König von Frankreich Ludwig VII. im J. 1147 mit einem großen Heere auszogen, ohne sich jedoch eines glücklichen Erfolgs freuen zu können. Jerusalem fiel 1187 in die Hände des Sultans Saladin und die drei mächtigsten und berühmtesten christlichen Fürsten, der deutsche Kaiser Friedrich I., der König von Frankreich Philipp August und der König von England Richard I., nahmen das Kreuz und 1189 kam der **dritte Kreuzzug** zu Stande, welcher dem großen Barbarossa das Leben kostete und keinen Erfolg als die Eroberung von Acre oder Ptolemais hatte, welches für die Folge den Christen im Oriente zum Hauptanhaltspunkt diente. Ein **vierter** Kreuzzug wurde unter Anführung des Königs von Ungarn Andreas II. im J. 1217 unternommen. Nach langem Zögern begab sich, durch ein früheres Gelübde verpflichtet, Kaiser **Friedrich II.** (s. d.) nach Palästina und dieser **fünfte** Kreuzzug war insofern glücklich, als er Jerusalem wieder in die Hände der Christen brachte, obgleich er seine Eroberungen nicht zu behaupten vermochte. Den **sechsten** und letzten Kreuzzug unternahm endlich Ludwig der Heilige, König von Frankreich, 1248. Er wollte das heilige Land von Ägypten aus erobern, denn hier war der Sitz der Beherrscher desselben. Er war jedoch nicht glücklich und überdies machten sich 1254 die Mamluken zu Herren von Ägypten, sodaß Ludwig der Heilige bis an seinen Tod 1270 vergebens gegen die Ungläubigen in Arabien kämpfte. Allmälig gingen alle noch übrigen Besitzungen der Christen in Syrien verloren und 1291 wurde Acre oder Ptolemais, der letzte Anhaltpunkt derselben, erobert. — Man hat berechnet, daß die Anzahl der Menschen, welche zu Eroberung des heiligen Landes vergebens aufgeopfert worden sind, wenigstens sieben Millionen betragen hat. Die Begeisterung, mit welcher man dieses Unternehmen verfolgte, ist nur theilweise der Religiosität zuzuschreiben. Allerdings machte es die christliche Geistlichkeit jedem wehrhaften Manne zur Gewissenspflicht, zur Eroberung des heiligen Landes beizutragen, und besonders schuf auch der Umstand viele Kreuzfahrer, daß man durch einen Kreuzzug nach der Lehre der Kirche Vergebung für alle seine Sünden und einen gewissen Anspruch an die göttliche Gnade gewann; sehr Viele bewogen aber auch Ehrsucht, Ruhmbegier, Freiheitsliebe und Eigennutz, das Kreuz zu nehmen. Es war eine Ehrensache der Ritter, für den heiligen Glauben in den Kampf zu ziehen, die Leibeignen erhielten ihre Freiheit, wenn sie die Waffen Gottes annahmen, und zur Beute gab es auf dem weiten Zuge reiche Gelegenheit. Mehre, besonders kleinere, nicht unter der Leitung mächtiger Fürsten unternommene Kreuzzüge glichen mehr Heeren von Räubern als von Streitern Gottes, und in thörichtem Aberglauben meinten Viele, daß sie jedes Verbrechen, welches ihnen Leidenschaft und Habgier eingab, dreist begehen könnten, weil sie durch das Kreuz auf ihren Schultern entsündigt würden. Die Folgen der Kreuzzüge sind bedeutend für die Gestaltung der abendländischen Welt geworden. Im Allgemeinen ward der beschränkte Sinn der christlichen Völker durch den lebhaften Verkehr untereinander und mit dem Morgenlande erweitert, fremde Sitten, unbekannte Genüsse wirkten mächtig ein, ein kriegerischer Geist verbreitete sich in allen Classen der Gesellschaft. Besonders wichtig wurden aber auch die großen Veränderungen, welche in den Vermögensverhältnissen durch die Kreuzzüge hervorgebracht wurden. Reiche Familien verarmten, arme bereicherten sich. Bisher unterdrückte Stände bekamen mit den Waffen das Gefühl der Freiheit und den Anspruch an dieselbe; gemeinsame Begeisterung und gemeinsame Noth und Gefahren brachten Hohe und Niedere einander näher. Die Städte wurden angesehen und reich durch die lebhaften Handelsverbindungen und durch die Schwächung des Adels, welcher sich mit heldenmüthiger Begeisterung aufopferte. Der Einfluß der Geistlichen steigerte sich, weil sie die fortwährenden Triebfedern des Unternehmens waren und weil ihnen große Reichthümer zu Theil wurden, indem sie die Güter der abwesenden Streiter verwalteten und aus den Verwaltern nicht selten zu Herren derselben wurden. — Die ausgezeichnetsten deutschen Werke über die Kreuzzüge sind Wilken's bis zur Mitte des 13. Jahrh. gehende „Geschichte der Kreuzzüge nach morgenländischen und abendländischen Berichten" (7 Bde., Lpz. 1807—32) und Heeren's „Versuch einer Entwickelung der Folgen der Kreuzzüge für Europa" (Gött. 1808).

**Krieg** ist der Zustand thätlich sich äußernder Feindschaft zweier Völker gegeneinander. Die Völker stehen zueinander in einem Verhältniß, welches ganz ähnlich demjenigen ist, welches die einzelnen Menschen gegen einander einnehmen. Jedes Volk hat sein besonderes Eigenthum, seinen eigenthümlichen Charakter, seine besondern Interessen, und demgemäß benimmt es sich gegen die übrigen Völker, mit denen es in Conflict geräth, so oft sich die gegenseitigen Interessen berühren. Während nun aber die ähnlichen Verhältnisse der Individuen durch die in dem Staatsverbande geltenden Gesetze geordnet werden und dadurch alle Willkürlichkeit von se

iehr ausgeschlossen ist, je besser die Gesetzgebung im Staate t und je kräftiger dieselbe gehandhabt wird, so sind dagegen die Völker nicht zu einem durch Gesetze geregelten Gan:n, welches durch eine diese Gesetze bewachende Macht zusamiengehalten wird — gleichsam zu einem Völkerstaate — verunden und es kann daher nicht fehlen, daß gewöhnlich wenn egenseitige Interessen sich feindlich berühren, unter Völkern die Selbsthülfe, d. h. Krieg eintritt, wo bei den Individuen das Gesetz die Entscheidung übernimmt. Allerdings haben die geildeten Staaten einem solchen Zustande der Willkür der Völr untereinander durch gegenseitige Verträge abzuhelfen geucht, weil man wohl bemerkt hat, daß der Krieg stets für eide Theile nachtheilig ist und nur gezwungen unternommen erden darf, d. h. dann, wenn man einsieht, daß dasjenige But, welches errungen werden soll, so werthvoll ist, daß egen dasselbe die Nachtheile des Kriegs nicht in Betracht ommen. Die Verträge reichen aber nicht immer aus, weil nter den Völkern ebenso unvorhersehbare Rechtsverwickelungen vorkommen, wie dieses unter Individuen der Fall ist, nd es müssen dann in der Regel die Waffen die Entscheidung erbeiführen. Nicht eher kann man hiernach hoffen, daß n das ganze Menschengeschlecht erfreuender ununterbrocheer Friede zu Stande komme, als bis alle Völker der Erde isammen Einen großen gesetzmäßig bestimmten Staat bilden. Man hat die Kriege nach den Hauptzwecken, welche während erselben von einem Volke im Auge behalten werden, näher ezeichnet und in dieser Beziehung von *Eroberungskriegen*, *Vertheidigungskriegen*, *Freiheitskriegen* gerochen — oder nach der Beschaffenheit des *Kriegsschaulatzes*, auf welchem der Krieg geführt wird, von *Landriegen* und *Seekriegen* geredet. Der schrecklichste Krieg t der *Bürgerkrieg*, welcher von Parteiungen in einem nd demselben Staate geführt wird. Hier sind sich die Gegner urch Volks- und Familienbande nahestehend, und je schwer eine Zerreißung dieser natürlichen Bande fällt, mit um größerer Blutgier pflegt dann auch der Krieg geführt zu erden; den Überwundenen trifft nicht nur die Strenge des Siegers, sondern auch noch die härtere blutiger Gesetze; er ird nicht nur als Überwundener, sondern auch als Verbreer behandelt; Freunde und Feinde scheiden sich nicht, das ertrauen der Menschen gegeneinander ist vernichtet und lbst unter den zusammenhaltenden Parteien hat der gesetzche Zustand aufgehört, weil sich jeder durch den Übertritt er Gegenpartei sogleich Straflosigkeit verschaffen kann. — rsprünglich ist jeder waffenfähige Mann im Volke auch ein streiter für dasselbe, ein *Krieger*. Nachdem sich aber in en Völkern Handel, Gewerbe und Wissenschaften auf einen öhern Standpunkt gehoben hatten, mußte es bald dahin ommen, daß sich ein eigner *Kriegerstand* bildete, weler von den übrigen Ständen erhalten wurde und dafür ie Pflicht übernahm, seinerseits diesen im Fall der Noth um Schutze zu dienen. Auch die Art der *Kriegführung* t eine wesentlich andere geworden. Nicht allein ist dieselbe urch die Waffen bedingt, deren sich die Krieger bedienen, ondern man hat auch allmälig gelernt, daß Klugheit eben viel im Kriege werth sei, als eine große Kriegerzahl, und at daher aus der rohen Kriegführung, die in ungeregelten infällen und Überfällen bestand, eine regelmäßige *Kriegsunst* gebildet. Zu ihr gehören die Waffenlehre, von der nwendung der einzelnen Waffenarten, die Lagerkunst, welche von dem Terrain abhängig ist, die Lehre von Stellung und Bewegung der Truppen, die eigentliche Gefechtslehre, die Befestigungslehre und der Festungskrieg. (Vgl. *Festung*.) Je höher die Kriegskunst gestiegen ist, desto mehr haben sich die einzelnen Theile derselben zu wahren *Kriegswissenschaften* ausgebildet. Zu diesen rechnet man auch die Wissenschaften, welche als Vorkenntnisse von Demjenigen erworben werden müssen, der sich der Kriegskunst widmen will, also namentlich Mathematik, Geographie, Naturlehre und andere. Eine wichtige Kriegswissenschaft ist auch die *Kriegsgeschichte*, welche namentlich der künftige Feldherr zu studiren hat, indem er in ihr lehrreiche Beispiele von der Kriegführung großer Kriegshelden findet und indem er auch begangene Fehler bemerkt, solche selbst vermeiden lernt. Seitdem die Kriegskunst eine höhere Ausbildung erlangt hat, ist es für alle gebildete Staaten Bedürfniß geworden, wissenschaftlich gebildete Offiziere zu haben, und man hat zu diesem Zweck die *Kriegs-* oder *Militairschulen* (s. *Militair*) gestiftet. — Da zu einer kunstgemäßen Kriegführung ein gehörig eingeübtes und namentlich auch ein an den strengsten Gehorsam und ehrenhafte Haltung gewöhntes Heer die erste Bedingung ist, so sind besonders zur Aufrechthaltung der Mannszucht eigne *Kriegsgesetze* gegeben, deren Übertretung streng geahndet wird, und weil während eines Krieges keine langwierige Untersuchung geführt werden kann, so ist die Entscheidung über die Straffälligkeit einem schnell aburtheilenden *Kriegsgericht* übergeben. Bei jedem einzelnen Fall nämlich wird unter dem Vorsitz eines Generals oder Stabsoffiziers ein Gericht zusammenberufen, das aus Kriegern besteht, die mit dem Angeklagten von gleichem Range sind. Die beiden vornehmsten Beisitzer des Kriegsgerichts stehen stets eine Stufe über dem Range des Beklagten. Die Beisitzer werden vereidet, der Beklagte erscheint unter Beistand eines Kriegers von seinem Grade, ein Auditeur theilt die Acten mit und gibt die von dem Gesetz ausgesprochene Strafe an. Nachdem der Beklagte abgetreten, sprechen die Beisitzer ihr Schuldig oder Nichtschuldig aus, wobei je zwei Beisitzer Eine Stimme haben und bei gleicher Stimmenzahl der Vorsitzende den Ausschlag gibt. Unterschieden ist das noch strengere *Standrecht*, das im Kriege über Unteroffiziere und Gemeine gehalten werden kann und bei welchem ein Hauptmann den Vorsitz führt. Gewöhnlich spricht dasselbe die Todesstrafe aus, welche sogleich vollzogen zu werden pflegt. — In den Heeren pflegen gewisse Gebräuche herkömmlich zu sein, z. B. daß eine mit Sturm genommene Stadt der Plünderung preisgegeben wird, daß der Gefangene die Waffen übergibt u. s. w., und diese Gebräuche sind es, welche *Kriegsraison* oder *Kriegsbrauch* genannt werden. — Die im Kriege gefangenen Soldaten der Gegenpartei werden *Kriegsgefangene* genannt. Der Soldat darf sich ohne Verletzung seiner Ehre als solcher nur ergeben, wenn ihm jede Möglichkeit, sein Leben und seine Ehre mit den Waffen zu vertheidigen, abgeschnitten ist. In Kriegen, welche mit großer Erbitterung geführt werden, hat man nicht selten die Kriegsgefangenen getödtet, doch betrachten dies einstimmig alle gebildeten Völker als verabscheuungswürdige Grausamkeit. Gewöhnlich behält man die Gefangenen bis zum Friedensschluß unter Bewachung, damit sie nicht aufs Neue die feindlichen Waffen tragen, oder man wechselt sie gegen Gefangene der eignen Partei aus.

Digitized by Google

Offiziere werden gewöhnlich entlassen, nachdem sie auf ihr Ehrenwort gelobt haben, in diesem Kriege nicht wieder bei dem Gegner Kriegsdienste leisten zu wollen. In frühern Zeiten war es Sitte, daß die Kriegsgefangenen sich mit Geld, der Ranzion, auslösen mußten.

**Kriegsmaschinen** (die) der Alten vertraten die Stelle unserer Geschütze (s. d.) und erhielten besonders erst unter den Römern eine vollkommenere Ausbildung. Sie wurden besonders bei der Belagerung von Städten angewendet und waren theils Wurfmaschinen, theils Angriffs-, theils Schutzwaffen. Zu den Wurfmaschinen gehörten die Katapulten und Ballisten, von denen jene ungeheure Armbrüste, diese große Schleudern waren, und die gebraucht wurden, um große Steine, Wurfspieße, brennende Fackeln u. dgl. in die belagerte Stadt zu werfen. Sie wurden von Kriegern bedient, welche Libratoren hießen. Die Angriffswerkzeuge bestanden in den verschiedenen Arten von Mauerbrechern, welche mit Thiernamen bezeichnet waren, wie Widder, Falken, Raben, Kraniche u. s. w. Im Allgemeinen bestand der Mauerbrecher in einem langen, schweren, an der Spitze mit Metall beschlagenen Balken, welcher in der Mitte an einer Kette unter einem Schutzdache hing und gegen die feindliche Mauer geschleudert wurde, um eine Bresche zu bewirken. Auch hatte man Wippen oder Schnellbalken, Tolleno genannt, welche dazu dienten, in einem Korbe sitzende Krieger auf die Mauer zu heben. Schutzwerkzeuge waren die Thürme, Schutzdächer und eine Art Schanzkörbe. Die Thürme waren aus Holz gebaut, hatten oft mehre Stockwerke und standen auf Rädern oder Walzen. In ihnen bargen sich die Soldaten, bis der Thurm der Mauer nahe gerückt worden war; dann ließen sie Fallbrücken nieder und eilten über diese auf die Mauer. Die Sturmdächer (lat. vineae) waren Dächer von starken Bohlen und mit rauhen Fellen bedeckt, unter welchen, geschützt gegen die feindlichen Wurfgeschosse, die Belagerer ihre Angriffsarbeiten verrichteten. Wenn ein solches Dach auf Rädern stand, daher beweglich war, so hieß es eine Schildkröte (lat. testudo). Außerdem hatte man noch Deckwerke, die in oben offenen Schirmen (lat. plutei) bestanden und gegen das Anzünden mit Blech oder rauhen Häuten überzogen waren. Sie dienten zur Deckung der Pfeilschützen, welche die Zinnen der Mauer beschossen. Die Kriegsmaschinen bestanden bis zur Zeit der Erfindung des Pulvers und wurden z. B. noch in den Zeiten der Kreuzzüge vielfach angewendet.

**Kriegsschiffe** werden die zum Seekriege bestimmten Schiffe genannt und in Linienschiffe (s. d.), Fregatten (s. d.) und kleinere Schiffe ihrer Größe nach unterschieden. Die Zahl der Kanonen bestimmt die Größe des Schiffs und diese Kanonen liegen in einer, zwei oder drei Lagen übereinander auf den ihnen entsprechenden Decken, daher man von Ein-, Zwei- und Dreideckern spricht. Es gibt kleine Briggs mit 10 und Linienschiffe ersten Ranges mit 120 Kanonen. Kleinere Fahrzeuge sind die Briggs, die Kutter, die Bombardiergallioten, die Kanonenschaluppen und die kleinen Galeeren der Scheerenflotten Schwedens und Rußlands.

**Krise**, ein Wort griech. Ursprungs, bezeichnet einen Vorgang in dem belebten thierischen oder menschlichen Körper, der in vielen Krankheiten desselben, besonders in den rasch verlaufenden fieberhaften, stattfindet und entweder Verschlimmerung oder öfter, wenn er nicht in seiner Entwickelung gestört wird, einen glücklichen Ausgang derselben herbeizuführen pflegt. In der Regel erfolgen gleichzeitig mit dem Eintritte der Krise vermehrte Ausscheidungen, durch welche der Körper sich alles Dessen zu entledigen strebt, was ihn bisher belästigte, und welche kritische Ausscheidungen genannt und durch verschiedene Organe bewerkstelligt werden, z. B. durch die Haut als reichlicher, starkriechender Schweiß, durch die Harnwerkzeuge als einen eigenthümlichen Bodensatz absetzender Urin, durch den Darmkanal als vermehrte und besonders beschaffene Stuhlausleerungen, als Blutungen aus den natürlichen Öffnungen des Körpers u. s. w. Diese kritischen Thätigkeitsäußerungen der Heilkraft der Natur finden in der Regel unter Zunahme sämmtlicher Krankheitserscheinungen statt, die indeß im glücklichen Falle nur vorübergehend ist und meistens mit dem Eintreten der kritischen Ausscheidung wieder verschwindet. Krisen können zwar, streng genommen, an jedem Tage der Krankheit eintreten, scheinen aber doch an manchen Tagen häufiger als an andern zu erfolgen und dann in der Regel glücklicher für den Kranken auszufallen. So pflegen sich die meisten Fieber am 7., 14. oder 21. Tage zu entscheiden. Dies sind dann die eigentlich sogenannten kritischen Tage. Die Vorbereitungen, welche ein kranker Körper zur Hervorbringung einer Krise macht, verrathen sich dem aufmerksamen Beobachter gewöhnlich schon drei Tage vorher.

**Kritik** ist ein ursprünglich griech. Wort und bezeichnet Beurtheilung oder Beurtheilungskunst und ist in dieser Bedeutung nach allen ihren Anwendungen in die neuern Sprachen übergegangen. Um einen Gegenstand beurtheilen zu können, muß man ihn erkannt haben, und die Kritik hat daher die Erkenntniß zur Voraussetzung. Die Kritik soll den Gegenstand nicht als Das anerkennen, was er nur zu sein scheint, sondern nach seiner Wahrheit und Wirklichkeit oder nach seiner Echtheit, und in höchster Vollendung muß daher die Kritik auf der Erkenntniß der Wahrheit beruhen. Das, wonach die Kritik entscheidet, das Merkmal der Wahrheit, welches der Gegenstand, um von ihr anerkannt zu werden, an sich tragen muß, wird das Kriterium genannt, welches äußerlich oder innerlich ist, je nachdem der Gegenstand nur nach seiner Form oder nach seinem Wesen beurtheilt wird. In der Philosophie, der Wissenschaft von der Wahrheit als Gegenstand der Erkenntniß, ist die Frage aufgestellt worden, ob es ein Kriterium der Wahrheit, namentlich in Bezug auf die Ansichten und Meinungen der Menschen gebe, und welches dasselbe sei. Ja der berühmte Philosoph Kant (s. d.) brachte sogar die Frage in Anregung, ob überhaupt der Mensch der Erkenntniß der Wahrheit, die nicht nur beziehungsweise als solche gelten könne, fähig sei, machte mithin die Erkenntniß und das Erkenntnißvermögen des Menschen selbst zum Gegenstand der Untersuchung; daher seine und seiner nächsten Anhänger Philosophie die kritische genannt worden ist. — Häufig muß, besonders in der Beurtheilung von Kunstgegenständen, die Stelle der Erkenntniß das gebildete Gefühl, der Geschmack vertreten und eine auf diesem beruhende Kritik kann daher nicht auf bestimmten Kriterien gegründet werden, sondern ist stets von der Persönlichkeit des Kritikers (Dessen, welcher

by Google

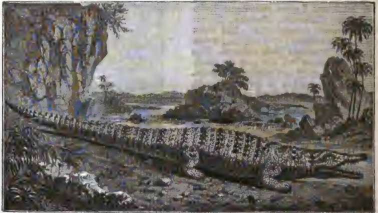
das Urtheil spricht) abhängig. Einseitige oder schiefe Kritik kommt überall vor, wo der Kritiker selbst einseitig in individuellen oder Parteiansichten befangen oder böswillig ist, und kleinliche, wo der Beurtheiler den Gegenstand nicht als Ganzes, sondern nur nach Einzelheiten beurtheilt, welche doch erst durch ihre Stellung im Ganzen ihre Bedeutung erhalten. Man nennt einen solchen Beurtheiler wol einen Kritikaster, Krittler oder Afterkritiker. Kritisch wird vorzugsweise Dasjenige genannt, welches durch seine Unbestimmtheit zur Beurtheilung herausfodert, oder noch allgemeiner überhaupt das Unbestimmte, Unsichere, Misliche oder Gefährliche.

**Kroatien**, welches die Eingeborenen Horwàth oder Orszàg nennen, ist ein zur östr. Monarchie gehöriges, schon seit Anfang des 12. Jahrh. mit Ungarn verbundenes Königreich, welches von Ungarn, Slawonien, Bosnien, Dalmatien, Illyrien und Steiermark begrenzt wird. Auf einem Flächenraum von 172 □M. wohnen 588,000 Einw., welche sich größtentheils zur röm.-katholischen Kirche bekennen. Eine nicht unbedeutende Anzahl bekennt sich aber auch zur griech. und zwar theils zur unirten, theils zur nichtunirten Kirche. Auch Protestanten finden sich, obschon in geringer Anzahl, denen seit 1827 freie Religionsübung gestattet ist. Ackerbau, Viehzucht und Fischerei sind ihre Hauptbeschäftigung. Die Kroaten zeichnen sich durch Gutmüthigkeit aus, sind aber noch sehr ungebildet. Sie sind slawischer Abkunft und sprechen die slaweno-horwatische Mundart. Das Land ist gebirgig, indem sich eine Fortsetzung des krainer Gebirgszuges in ihm ausbreitet. Die Hauptflüsse sind Drau und Sau, die viele kleinere Flüsse aufnehmen. Wein, Getreide, Obst, Taback, Holz, Pferde, Rindvieh, Schafe, Schweine, Geflügel, Wildpret, Bienen, Fische, Gold, Kupfer, Eisen, Schwefel, Gyps und Thon sind die wichtigsten Producte. Die Provinz Kroatien zerfällt in drei Gespanschaften, Kreuz, Agram und Warasdin, wozu noch das Küstenland oder Litorale kommt. Hauptstadt ist Agram oder Zagrab mit 18,000 Einw., der Sitz eines Bans oder Statthalters von K. und Slawonien. Es hat Seiden- und Porzellanfabriken und einigen Handel. Karlsstadt an der Kulpa ist befestigt; Warasdin an der Drau mit etwa 8000 Einw. treibt Weinbau. Kreuz oder Körösch hat nur gegen 3000 Einw. Zum Litorale, welches 6 □M. umfaßt, gehören die Hafenplätze Fiume, welches gegen 7000 Einw., einen Freihafen hat und bedeutenden Handel treibt; Buccari mit fast 8000 Einw. und Porto Re. — Über die kroatische Militairgrenze s. Militairgrenze.

**Krodo** oder Sater ist, wie Einige behaupten, ein Gott der alten Deutschen im Harze gewesen, der, wie die Abbildung zeigt, als ein alter Mann mit bloßem Haupte, mit einem Rade und einem Blumengefäße in den Händen und einer weißen Binde um die Hüften, mit bloßen Füßen auf den scharfen Rückenflossen eines Barsches stehend, dargestellt wurde. Diese Attribute hat man für Symbole der dahin rollenden, Lust und Leid mit sich führenden Zeit und den K. selbst für den Gott der Zeit gehalten. Unter den Wochentagen soll ihm der Sonnabend heilig gewesen sein. Vielleicht gehörte dieser Götze auch ursprünglich den Slawen an, wenigstens hat man seinen Namen von dem slawischen „kradu", d. h. stehlen, abgeleitet. An der Stelle, wo sein Bild stand, soll nachher vom Kaiser Heinrich IV. die Harzburg errichtet worden sein. In dem Dome zu Goslar (s. d.) zeigt man noch seinen Altar.

**Krokodile** (die) sind eine Gattung der Amphibien aus der Ordnung der Eidechsen, deren Körper mit starken gewölbten Schuppen oder Platten bedeckt ist. An den Zehen haben sie größere oder kleinere Schwimmhäute, ihre Zunge ist fleischig, dick und unbeweglich und ihre Zähne sind spitz und kegelförmig. Die äußere Ohröffnung können die Krokodile mit zwei Lippen nach Willkür verschließen. Sie sind die größten und furchtbarsten Amphibien, leben nur in süßen Gewässern, wo sie sich mit großer Geschwindigkeit bewegen können, während sie auf dem Lande langsam und ungelenk sind, namentlich sich nicht schnell seitwärts wenden können. An der Kehle haben sie zwei kleine Drüsenhöhlen, in welche sich eine moschusartig riechende Feuchtigkeit absondert. Sie legen Eier, welche die Größe von Gänseeiern haben, und sollen sehr alt werden. Man unterscheidet gewöhnlich drei Arten, das eigentliche Krokodil, den Gavial und den Alligator oder Kaiman. Der Kopf des gemeinen Krokodils ist etwa zweimal so lang als breit, die Schnauze lang und niedergedrückt. Auf dem Nacken liegen sechs Schilder, auf dem Rücken 15 oder 16 Reihen von Schildern und auf dem Schwanze 17 oder 18 paarweise und 18—20 einfache kammartig vorstehende Schilder. Die starken Füße sind mit Zehen versehen, von denen die an den Hinterfüßen mit ganzen Schwimmhäuten ausgestattet sind. Das Krokodil ist von lauchgrüner oder bronzener Farbe und hat auf dem Rücken eine Menge kleiner schwarzer Flecken, die an den Sei-

ten des Rumpfs und Halses größer sind und am Schwanze zu unregelmäßigen Querbändern auslaufen. Auf der untern Fläche des Körpers sind diese Thiere schmuziggelb. Diese im Nil in Ägypten vorkommenden Krokodile wachsen bis ins hohe Alter und erlangen eine Länge von 30 F. Man findet sie jetzt nur noch in Oberägypten. Ein gleichfalls im Nil lebendes kleineres Krokodil soll unschädlich und dasjenige sein, welchem die Ägypter göttliche Verehrung zollten, während das beschriebene große für den Leviathan der Bibel gehalten wird. Am Tage lebt das hier abgebildete gemeine Krokodil gewöhnlich auf dem Lande in der Nähe des Wassers, während der Nacht geht es aber in dieses selbst und hält sich hier in großen Gesellschaften auf. Gewöhnich erhebt es, um zu athmen, die Schnauze über die Oberfläche des Wassers. So lange das Krokodil auf dem Lande ist, pflegt es vor dem Menschen zu fliehen, im Wasser aber fällt es ihn wüthend an und raubt ihm das Leben oder doch einzelne Glieder. Seine vorzüglichste Nahrung sind indeß Fische. Die Eier legt das Weibchen in den Sand, wo sie von der Sonnenwärme ausgebrütet werden. Die auskriechenden Jungen sind ungefähr acht Zoll lang und haben einen großen in die Bauchhöhle sich hineinziehenden Dottersack, welcher sie so lange ernährt bis sie selbst auf Raub ausgehen können. Gegen die Vermehrung des Krokodils ist der Ichneumon (s. d.) thätig indem er die Eier desselben aufsucht; eine Fabel aber ist es daß derselbe dem schlafenden Krokodil selbst in den Rachen krieche, sich durch dasselbe hindurchfresse und es so tödte. Man macht auf das Krokodil Jagd, mehr um es zu vern



gen, als um es zu benutzen. Am leichtesten wird es getödtet, indem man ihm einen Schuß mit grobem Schrot in die Gegend des Nackens beibringt, wo es am leichtesten verwundbar ist. Das Fleisch, welches zuweilen gegessen wird, hat einen ekelhaften Bisamgeruch und Geschmack.

Der Gavial hat eine verlängerte walzige Schnauze, im Oberkiefer 56—60, im Unterkiefer 50—52 Zähne. Auf dem Nacken hat er sechs Schilder, dann folgen drei Querreihen großer Schilder und 19 Querreihen, deren jede aus zwei kleinen Schildern an der Seite und zwei großen in der Mitte bestehen. Der Schwanz wird von 19 paarweisen und [illegible] einfachen kammartig erhobenen Schildern gebildet. Seine Farbe ist schmuziggrün und braun, auf dem Bauche [illegible] und oben schwarz gefleckt. Man findet den großen Gavial, welcher 18—20 F. lang wird, im Ganges und allen großen Flüssen Malabars. Er nährt sich gleichfalls vorzüglich von Fischen, greift aber auch Säugthiere und Menschen an. Die Indier betrachten ihn als ein heiliges Thier.

Von dem Kaiman unterscheidet man mehre Arten, welche sich durch eine kurze, breite und stumpfe Schnauze und ein

halbe Schwimmhaut auszeichnen. Sie leben sämmtlich in Amerika. Der vorstehend abgebildete Brillenkaiman oder Jacare hat hoch oben am Kopfe stehende Augen. Der obere Rand der Augenhöhlen ist stark erhöht, sodaß die Stirn zwischen den Augen mit einer starken Furche versehen ist, vor der eine halbmondförmige Querleiste steht, die das Ansehen des Verbindungsbogens einer Brille hat. Im Rachen stehen oben wie unten 36 kegelförmige Zähne. Der Kopf ist mit vielen Schildern und Schuppen bedeckt, am Hinterkopf und Oberhalse sind mehre Querreihen von Schildern. Vier Panzerquerbinden bedecken den Rücken und den Schwanz, wo sich gleichfalls erst ein doppelter, zuletzt ein einfacher sägenförmiger Kamm befindet. Der Brillenkaiman ist unten grünlichweiß, unter dem Kopfe und an den Seiten grau marmorirt. Oben ist er dunkelolivengrün und auf dem Rücken gewahrt man vier undeutliche schwarze Querstreifen, sowie zehn ähnliche am Kopfe. Er wird 10—12 F. lang und findet sich in dem größten Theile Südamerikas bis hinauf nach Cayenne oder Surinam in den kleinern Flüssen und Seen. Er verzehrt Alles, was er von Thieren erreichen und bewältigen kann, und zuweilen auch Menschen, welche ins Wasser gegangen sind. Ihre Eier sollen diese Thiere in einer Art von Nest verbergen, welche die Weibchen muthig vertheidigen.

**Krone**, von dem lat. corona, ist ein Hauptschmuck, welcher als Abzeichen vornehmer, namentlich fürstl. Geburt, betrachtet wird. Entstanden ist derselbe wahrscheinlich aus dem Kranze, welchen man bei festlichen Gelegenheiten um das Haupt trug, den namentlich die Priester bei Verrichtung der Opfer trugen, woraus bei diesen dann die priesterliche Binde wurde. Die fürstl. Kronen werden aus edlem Metall gearbeitet und mit Edelsteinen verziert und sind in einfachster Gestalt ein Reif, auf dem nachher ein oder mehre das Haupt überwölbende Bügel gesetzt wurden. Als Bezeichnung der Würde sind die Kronen dann auch in die Wappen aufgenommen worden, und man unterscheidet in der Heraldik Kaiser-, Königs-, Herzogs-, Fürsten- und Grafenkronen, alte und neue Kronen. Geschichtliche Berühmtheit hat die eiserne Krone erlangt, mit welcher früher die Könige von Italien und die röm. Kaiser als Könige der Lombardei gekrönt wurden. Dieselbe wird zu Monza im Mailändischen aufbewahrt und hat ihren Namen von einem schmalen eisernen Reif im Innern derselben, welcher nach einer spätern Sage aus einem der Nägel geschmiedet worden sein soll, mit welchen Christus ans Kreuz geheftet worden ist. Sie wurde 593 n. Chr. in Auftrag der lombard. Prinzessin Theodolinde zur Krönung ihres Gemahls Agilolf verfertigt. Nachdem Napoleon 1805 als König von Italien sich diese Krone selbst aufgesetzt hatte, stiftete er den Orden der eisernen Krone, welchen der Kaiser von Östreich 1815, als das lombardisch-venetian. Königreich errichtet wurde, als Hausorden beibehielt. Nicht minder berühmt ist die päpstliche dreifache Krone, welche die Tiara genannt wird. Die Griechen nannten Tiara die Kopfbedeckung der pers. Könige. Die päpstliche Tiara besteht in einer hohen Mütze, welche von drei übereinanderstehenden Kronen umgeben wird, die man auf die dreifache Gewalt des Papstes im Himmel, in der Hölle und auf Erden gedeutet hat. Die Kronen sind ganz mit Edelsteinen besetzt und mit einer Kugel geziert, über der ein Kreuz steht, neben welchem zu beiden Seiten Gehänge von Edelsteinen sich befinden. Andere beziehen die drei Kronen auf die leidende, streitende und triumphirende Kirche. Früher trugen die Päpste nur eine Bischofsmütze. Papst Alexander III. soll im 12. Jahrh. eine einfache Krone um die Bischofsmütze gelegt haben, dann soll Bonifacius VIII. (gest. 1303) die zweite und Urban V. (gest. 1370) die dritte Krone hinzugefügt haben. Regierende Fürsten pflegen nach ihrer Thronbesteigung durch Aufsetzung der Krone feierlich zu ihrer hohen Würde sich einweihen zu lassen. Diese religiöse, mit vielen Ceremonien, als der Salbung, der öffentlichen Huldigung und mit alterthümlichen Lehnsgebräuchen verherrlichte Feier, die Krönung, ist jedoch nicht nöthig, um den regierenden Fürsten Anerkennung zu verschaffen. Bei derselben leistet namentlich auch der Monarch den feierlichen Eid, daß er gerecht und fromm und nach den bestehenden Grundgesetzen des Staats regieren wolle. Nach dem Vorbilde Karl's des Großen, welcher 800 vom Papste zu Rom zum röm. Kaiser gekrönt worden war, ließen sich auch die röm.-deutschen Kaiser von Otto I. bis Maximilian I. fast alle in Rom krönen. Später geschah die Krönung der deutschen Kaiser meist zu Frankfurt am Main. Die engl. Könige werden mit großer Pracht in der Westminsterabtei zu London gesalbt und gekrönt, und in Frankreich hat die erzbischöfliche Kirche zu Rheims seit uralten Zeiten das Vorrecht, daß die Könige von Frankreich in ihr gekrönt werden. — Indem man in der Würde des Monarchen die des ganzen Staats repräsentirt sieht, hat man häufig Krone für Staat gebraucht und in engerer Bedeutung nennt man Krone die Regierung eines Staats in Bezug auf ihre Rechte. Man hat daher z. B. die Güter, welche dem Herrscher eines Landes als solchem als sein besonderes Eigenthum zukommen, Krongüter oder Krondomainen genannt. Im eigentlichen Sinne sind dieses diejenigen Güter, welche sich von seinen Privatgütern dadurch unterscheiden, daß er sie nicht veräußern darf, weil er sie seinem Nachfolger überlassen muß. (Vgl. Domainen.) Kronämter waren in den ältern Staaten die erblichen Ämter, welche zum Theil nur in gewissen Hofwürden bestanden, zum Theil aber auch mit Staatsämtern verbunden waren. In neuerer Zeit haben sie nur die Bedeutung von Hofwürden, sind erbliche Titel, ohne daß der auf sie angedeutete Dienst wirklich von dem Inhaber verrichtet würde. (Vgl. Erbämter und Hof.)

**Kronthaler** oder Kronen sind in Baiern, Baden, den Niederlanden, Östreich und Würtemberg gebräuchliche Silbermünzen, welche zuerst 1755 zu Brabant aus 13 Loth 16 Grän feinen Silbers geschlagen wurden. Es gehen von denselben $9^{3}/_{16}$ Stück auf die feine kölnische Mark. Man hat ganze, halbe, Viertel- und Achtelkronenthaler und rechnet den brabanter Kronenthaler = 1 Thlr. 10 Gr. $16^{1}/_{2}$ Pf. Conv. = 1 Thlr. 15 Sgr. 9 Pf. Preuß. und die bad., bair. und würtemberg. Kronenthaler = 1 Thlr. 12 Gr. Conv. = 1 Thlr. 17 Sgr. 3 Pf. Preuß.

**Kropf** heißt eine unschmerzhafte, meist langsam sich entwickelnde und dann Jahre lang, oft das ganze Leben hindurch bestehende Geschwulst an dem vordern und untern Theile des Halses, die durch eine Vergrößerung der Schild-

drüse bedingt und hinsichtlich ihres Umfanges, ihrer Gestalt und ihrer Härte sehr verschieden ist. Diese Geschwulst beschränkt sich entweder auf eine Hälfte der Schilddrüse oder nimmt diese ganz ein und wird zuweilen ungeheuer groß, sodaß sie den Umfang von drei oder vier Mannsfäusten erreicht. Im Anfange zeigt die sie bedeckende Haut keine Veränderung; vergrößert sie sich aber in beträchtlicherem Grade, so schwellen die Blutadern des Halses und der Geschwulst an und erweitern sich. Ist der Kropf erst vor Kurzem entstanden, so fühlt sich derselbe gewöhnlich elastisch, weich und gleichmäßig an, ist dies aber schon längere Zeit her, so wird er fester, an einzelnen Stellen ganz hart und uneben, und verbindet sich nach und nach mit den nahegelegenen Theilen so fest, daß er seine bisherige Beweglichkeit ganz verliert. Sich selbst überlassen vergrößert sich derselbe immer mehr, nur in seltenen Fällen geht er in Entzündung und Eiterung über, worauf er kleiner zu werden oder auch ganz zu verschwinden pflegt. Im Anfange verursacht er wenige oder gar keine Beschwerden, wird er aber größer, so wird die Stimme nach und nach rauher, das Schlingen und Athmen behindert und es stellen sich heftige Hustenanfälle ein, die sich bis zur Erstickungsgefahr steigern können. Gleichzeitig häuft sich in Folge des erschwerten Blutlaufes durch die Halsgefäße das Blut in den Gefäßen des Kopfes an, das Gesicht wird aufgedunsen, bläulich, es stellen sich häufige Kopfschmerzen ein und mitunter kommt es zum Schlagflusse. Über die Entstehung des Kropfes ist man noch im Ungewissen. Erfahrungsgemäß ist derselbe in tiefen, engen, zwischen hohen Bergen gelegenen Thälern, wie sie z. B. in der Schweiz, namentlich im walliser Lande, in Salzburg, in den Pyrenäen u. s. w. vorkommen, gewissermaßen einheimisch und wird daselbst vorzüglich bei den sogenannten **Kretins** (s. d.) angetroffen, obschon er nicht nothwendig mit dem Kretinismus verbunden ist. Ob aber nun, wie man behauptet hat, die in solchen Thälern eingeschlossene, stockende und durch Winde selten oder gar nicht erneuerte und gereinigte und mit vieler Feuchtigkeit geschwängerte Luft oder der Genuß des daselbst eine Menge schwerlöslicher Salze enthaltenden Quellwassers und des durch das Schmelzen des Schnees entstandenen Wassers als Ursachen der Kröpfe betrachtet werden dürfen, ist bezweifelt worden. Denn man beobachtet Kröpfe auch in ganz flach gelegenen Gegenden, sowie auf den Gebirgshöhen selbst. Im Allgemeinen sind Frauenzimmer der Entstehung von Kröpfen beiweitem mehr ausgesetzt als das männliche Geschlecht, jüngere Personen mehr als ältere. Ferner begünstigt die Skrophelsucht ihre Entwickelung außerordentlich. Selten kommt er angeboren vor oder entsteht unter Begünstigung einer ererbten Anlage. Als besondere Veranlassungen, die ihn zuweilen ungewöhnlich schnell herbeiführen, hat man bisher körperliche Anstrengungen mannichfacher Art, heftiges Erbrechen, heftiges Drängen bei der Geburt, das Tragen schwerer Lasten auf dem Kopfe, österes lautes Schreien, häufiges übermäßiges Rückwärtsbeugen des Kopfes u. dergl. beobachtet. Über die Heilbarkeit des Kropfes entscheidet hauptsächlich seine Dauer, Größe, Beschaffenheit, das Alter und die körperliche Constitution des Kranken. Hat er noch nicht einen zu beträchtlichen Umfang erlangt, und ist der Kranke noch jung, so hat die Heilung keine großen Schwierigkeiten, ist er dagegen sehr groß, fest und hart, und kommt er bei ältern Personen vor, so trotzt er in der Regel allen Mitteln.

**Krösus** oder **Kroisos** hieß der wegen seines unermeßlichen Reichthums und seines wechselnden Schicksals bekannte letzte König von Lydien, der im 6. Jahrh. v. Chr. lebte. Er hatte bedeutende Eroberungen gemacht und lebte mit seinem Hofe in stolzer Pracht, als ihn der griech. Weise **Solon** (s. d.) besuchte. Diesem zeigte er seine Schätze und fragte, wen er für den glücklichsten Sterblichen halte? Solon nannte mehre, nur nicht ihn, und in seinem Stolze gekränkt fragte endlich K., ob Solon nicht auch ihn für glücklich halte? „Niemand ist vor seinem Tode glücklich zu preisen", war die Antwort des Weisen, deren Wahrheit K. noch schwer empfinden sollte. Der mächtige **Cyrus** (s. d.) schlug ihn, nahm ihn gefangen, raubte ihm Krone und Reichthümer und verurtheilte ihn selbst zum Feuertode. Schon stand K. auf dem Scheiterhaufen, da gedachte er des Solon und rief laut dessen Namen. Cyrus fragte nach der Ursache dieses Ausrufs, erfuhr des Solon Ausspruch, dachte an sich selbst und schenkte dem K. das Leben, der nun sein Freund und Rathgeber wurde und noch unter Kambyses lebte. Dieser wollte ihn hinrichten lassen, doch dem K. glückte es zum zweiten Male, der Todesgefahr zu entgehen.

**Kröte** ist eine zu der Familie der **Frösche** (s. d.) gehörige Amphibie, welche sich von den eigentlichen Fröschen dadurch unterscheidet, daß sie meist nur langsam kriechen nicht hüpfen kann, weil ihre Hinterbeine oft nicht viel länger als die Vorderbeine sind. Die Kröten haben einen dicken plumpen Leib, der mit Warzen bedeckt ist, aus denen ein scharfer Saft ausschwitzt. Der Kopf ist gewölbt und neben den Augen zusammengedrückt und hat eine durchlöcherte Wulst hinter den Ohren. An den Hinterbeinen befindet sich bei den meisten eine halbe Schwimmhaut; sie leben aber meist nicht sowol am und im Wasser, sondern mehr an dunkeln schattigen, feuchten Orten. Sie kommen stets des Nachts hervor, um Nahrung zu suchen, bei Tage nur dann, wenn es geregnet hat. Während des Winters schlafen sie in Höhlen, welche sie sich selbst graben. Sie haben ein ungemein zähes Leben und können sehr lange ohne Nahrung aushalten. Gewöhnlich hält man sie für giftig, sie sind es aber nicht, sondern ihr Urin, welchen sie von sich spritzen, wenn sie gereizt werden, verursacht nur ein unbedeutendes Brennen, wenn er auf die Haut des Menschen kommt. — Die **gemeine Kröte** ist oben rothbraun, wol auch schwärzlich oder olivengrün, unten blaßröthlich und wird drei Zoll lang. Sie kann Jahre lang ohne Nahrung existiren und man hat sogar in Steinen lebende Kröten gefunden, welche nachher noch einige Zeit lebten; sogar mitten in Holzstücken will man einzelne solcher Thiere gefunden haben. Die Naturforscher können den Zusammenhang dieser auffallenden Erscheinung noch nicht erklären. — Die **Kreuzkröte** oder **Haukunke** ist olivengrün und hat mitten über die Länge des Rückens eine gelbe Linie und an den Seiten eine ausgezackte röthliche Kante. Die Warzen auf dem Rücken sind rothbraun und bei den Ohren und den Mundwinkeln blaßroth. An den Seiten des Bauchs, an den Beinen und am Kopf sieht man unregelmäßige olivengrüne Flecke. Sie hat keine Schwimmhaut und keine Wulste hinter den Ohren; aber in der hohlen Hand der Hinterfüße hat sie zwei kleine Knö-

Digitized b

ßen, welche ihr beim Laufen und Klettern Dienste leisten. Man findet sie an feuchten Ufern, in Kellern, altem Gemäuer u. dgl. und sie verbreitet einen übeln, abgebranntem Schießpulver ähnlichen Geruch. Die Männchen bringen den dumpfklagenden Ton Unk! Unk! hervor, indem sie die Kehle weit aufblasen. — Munterer und behender als die meisten übrigen Kröten ist die grüne oder veränderliche Kröte, deren Grundfarbe weiß mit großen grasgrünen Flecken ist. Auf den weißen Stellen haben die Warzen einen rothen Punkt. Wenn die Sonne auf dieses Thier scheint, so wird die Haut desselben glanzlos und schwitzt eine stinkende, ätzende Feuchtigkeit aus. Sie lebt besonders in dem südl. Frankreich, auch um Paris und im Mecklenburgischen. — In der Schweiz, in den Rheingegenden und um Paris findet man sehr häufig die aschgraue Kröte, welche oben bläulich schwarzgrau mit einzelnen schwarzen Flecken ist und an der Seite des Rückens eine Reihe größerer Warzen hat. Unter dem scheibenartigen Ohre liegt eine dicke Wulst. Die Hinterbeine sind um einen Zoll länger als die Vorderbeine. Der Ton, welchen diese Thiere hervorbringen, gleicht dem, welcher bei Reibung einer Glasglocke entsteht. Die Weibchen schlingen ihre Eierschnüre um beide Schienbeine und behalten dieselben, bis die Kaulquappen hervorbrechen. — Die Feuerkröte ist die kleinste von den bei uns lebenden Kröten. Ihr Rücken ist dunkelolivengrün oder bräunlich und matt schwarz gefleckt, Bauch, Kehle und Beine sind schwarzblau und rothgelb gefleckt. Sie hat lange Hinterbeine mit ganzen Schwimmhäuten und kann gut hüpfen. Sie lebt im Wasser und in Sümpfen und gibt einen dumpf flötenden Ton von sich, daher sie wol auch Unke genannt wird. — Die braune oder Wasserkröte hat nur auf dem Rücken wenige Warzen. Sie ist hellbraun, hat einen hellen Strich auf der Mitte des Rückens und dunkelbraune Flecke. Der Bauch ist gelblich. An den mit Schwimmhäuten versehenen Hinterfüßen hat sie noch eine sechste Zehe. Wenn man sie ängstigt, so verbreitet sie einen knoblauchartigen Geruch. — Die in Brasilien und Virginien lebende gehörnte Kröte hat kegelförmige Augenlider, welche wie Hörnchen emporstehen. Das Weibchen, welches sechs Zoll lang wird, ist oben dunkelbraun, hat dunkle, hellgesäumte Hüften und über Kopf und Rücken einen breiten hellgrünen Streifen und ist auf ähnliche Weise auch an den andern Theilen gezeichnet. Das Männchen hat auf dem Rücken schön orangegelbe Streifen und ist überdies mit grünen und rothbraunen Flecken gezeichnet. Der Bauch ist goldgelb. Auf Rücken und Schenkeln sind stachelartige Warzen; der Kopf nimmt ein Drittheil des ganzen Körpers ein und in dem großen Maule ist die Zunge vorn angewachsen. — Noch größer, über acht Zoll lang, wird die Seekröte oder Riesenkröte, die einen eckigen Rücken und hinter den Ohren eine fleischige, hellaschgraue, schwarzpunktirte Wulst hat. Der aschgraue Körper hat hellgraue oder gelbliche Flecken und große Warzen; der Kopf ist röthlich. Dieses Thier, welches eine brummende Stimme hat, findet man in den sumpfigen Gegenden Südamerikas.

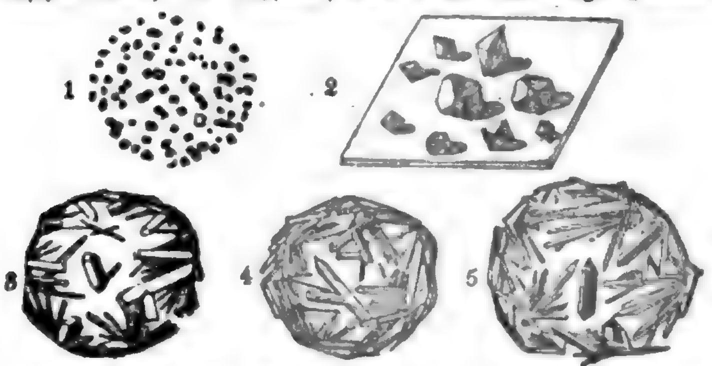
**Krug** (Wilh. Traugott), Ehrenprofessor der Philosophie zu Leipzig, wurde 1770 zu Radis bei Gräfenhainchen in der jetzt preuß. Provinz Sachsen geboren, bereitete sich auf der Landesschule zu Pforta zum akademischen Studium vor und besuchte seit 1788—94 die Universitäten Wittenberg, Jena und Göttingen. In dem letztgenannten Jahre erwarb er sich in Wittenberg das Recht, Vorlesungen bei der Universität zu halten und nachdem er bereits eine große Anzahl von Schriften verfaßt hatte, wurde er 1801 zum außerordentlichen Professor der Philosophie in Frankfurt an der Oder ernannt. Er bildete nun ein neues System der Philosophie aus, welches er transscendentalen Synthetismus nannte, in welchem er eine Ausgleichung der Hauptrichtungen der Wissenschaft versuchte. Er betrachtete die Philosophie als die Wissenschaft von der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes in seiner gesammten Thätigkeit und fand wol beim großen Publicum, nicht aber bei den Philosophen, gegen welche er selbst in Streitschriften auftrat, Anerkennung. Im J. 1805 wurde K. ordentlicher Professor der Philosophie zu Königsberg, und 1809 kam er in gleicher Eigenschaft nach Leipzig. Mit Eifer nahm er an dem Kampfe Theil, welcher sich 1813 zur Befreiung Deutschlands erhob, indem er sich den reitenden Jägern des sächs. Banners anschloß. Nachdem er seine Entlassung als Rittmeister à la suite erhalten hatte, wendete er sich wieder der Thätigkeit als Schriftsteller und Universitätslehrer zu. Er arbeitete bis in die neueste Zeit mit redlichem Eifer zur Verbreitung einer allgemeinen Bildung, indem er sich in zahlreichen Flugschriften über alle Zeitbegebenheiten ausließ. Im J. 1830 ernannte ihn die theologische Facultät zu Leipzig zum Doctor der Theologie und 1834 erhielt er auf wiederholtes Verlangen seine Entlassung als ordentlicher Professor, indem ihm zugleich eine Pension und der Titel eines Ehrenprofessors mit allen Rechten eines wirklichen Professors zuerkannt wurde. K. schrieb seine Selbstbiographie unter dem Titel: „Meine Lebensreise in sechs Stationen von Urceus" (Lpz. 1826), zu welcher als Nachtrag erschien: „Leipziger Freuden und Leiden im Jahre 1830 oder das merkwürdigste Jahr meines Lebens" (Leipz. 1831).

**Krystalle** nennt man die regelmäßigen, von ebenen Flächen, Kanten und Punkten begrenzten Körperformen, in welchen gewisse Mineralien, welche durch Kunst oder Natur hergestellt sind, erscheinen. Wie die organischen Wesen aus Individuen von eigenthümlicher Gestalt bestehen, so ist dieses wahrscheinlich auch bei allen anorganischen Substanzen der Fall. Indeß sind die anorganischen Stoffe gewöhnlich so untereinander gemengt und äußerlich wol auch durch Reiben, Stoßen u. s. f. so verstümmelt, daß man jene Ausbildung zu besonders gestalteten Individuen nicht wohl wahrnimmt. Diese tritt vorzugsweise da hervor, wo in der Natur oder durch Kunst ein Stoff aus einer Auflösung allmälig in ungestörter Ruhe sich hat ausscheiden können, in diesem Falle erhält man Krystallbildung. So z. B. krystallisirt das gemeine Küchensalz aus reinem Wasser in Würfeln oder Hexaedern, wie umstehend Abbild. 1 zeigt, Alaun (Abbild. 2) in oktaedrischen Krystallen, Bittersalz (Abbild. 3), Glaubersalz (Abbild. 4), Salpeter (Abbild. 5), Zucker- und Kupfervitriol in säulenförmigen Gestalten. Bei den meisten mineralischen Stoffen ist indeß das Vorhandensein von Krystallen noch an dem krystallinischen Gefüge, d. h. an der regelmäßigen Structur ihres Innern zu erkennen. Die Individuen der organischen Welt zeigen überall rundliche For-



Digitized by Google

men und ihre Ausbildung geschieht so, daß sie von innen sich entwickeln. Dagegen zeigen die Individuen der anorganischen Welt, die Krystalle, nur ebene und eckige Formen




und ihre Ausbildung geschieht durch Anhäufung von außen. Daß sich bei ihnen aber die regelmäßige Bildung auch ins Innere fortsetze, erkennt man schon daran, daß sie sich nach gewissen Richtungen leichter spalten lassen, als nach andern und daß sie in jenen Richtungen gespalten immer wieder regelmäßige Gestalten geben. Die Krystalle und ihre Bildung, die Krystallisation, bieten eine Menge für den Naturforscher höchst merkwürdiger Erscheinungen dar, und um die Krystalle leichter zu übersehen, auch um den Zusammenhang der übrigen Eigenschaften der Stoffe mit ihren eigenthümlichen Krystallformen kennen zu lernen, hat man dieselben nach ihrer mathematischen Gestalt in sogenannte Krystallsysteme geordnet, über welche dann eine eigne Wissenschaft, die Krystallographie, Rechenschaft gibt.

**Kufische Schrift** ist die älteste, der altsyrischen nachgebildete, arab. Schrift, welche ihren Namen von Kufa, einer Stadt im Paschalik Bagdad der türk. Provinz Irak Arabi, dem Sitze des Khalifen Ali, hat. Später ist dieselbe durch die Neski- oder jetzige arab. Schrift verdrängt worden, welche jedoch auch alterthümlichen Ursprungs ist. Wichtig ist die kufische Schrift besonders zur Entzifferung der in ihr abgefaßten Inschriften auf den kufischen Münzen und auf andern Denkmälern der ältern arab. Geschichte. Solche Münzen hat man in Gold, Silber und Kupfer in großer Anzahl an den Küstenplätzen des baltischen Meeres gefunden. Besonders häufig sind sie in den Ostseeländern und sie müssen durch den Handel, der früher mit den mohammed. Völkern lebhaft betrieben wurde, hierher gekommen sein.

**Kugel** ist ein Körper, welcher von einer Fläche eingeschlossen wird, in der alle Punkte gleichweit von einem Punkte in der Mitte des Körpers entfernt sind. Dieser Punkt heißt der Mittelpunkt oder das Centrum der Kugel, die Fläche, welche die Kugel begrenzt, ist eine Kugelfläche. Die Entfernung irgend eines Punktes der Kugelfläche von dem Mittelpunkte ist ein Halbmesser oder Radius der Kugel und eine gerade Linie, welche einen Punkt der Kugelfläche mit einem andern verbindet und zugleich durch den Mittelpunkt der Kugel geht, ist ein Durchmesser oder Diameter der Kugel. Wenn man sich die Kugel nach irgend einer Richtung von einer Ebene durchschnitten denkt so wird durch den Schnitt in der Kugelfläche auf der schneidenden Ebene jedesmal ein Kreis (Kugelkreis) abgegrenzt, und wenn der Schnitt durch den Mittelpunkt der Kugel geht, so entsteht ein Kreis, dessen Durchmesser gleich dem Durchmesser der Kugel ist, und welcher ein größter Kreis genannt wird. Stellt man sich einen solchen größten Kreis vor und überdies in der Kugel einen Durchmesser, welcher senkrecht auf der Ebene jenes Kreises steht, so nennt man die Punkte, in welchen dieser Durchmesser die Kugelfläche trifft, Pole und den Durchmesser selbst eine Axe in Bezug auf jenen größten Kreis. Stellt man sich drei größte Kreise vor, von denen je zwei einander schneiden, so schließen auf der Kugelfläche je drei Bogen dieser Kreise eine krummlinige Figur ein, welche ein Kugeldreieck oder ein sphärisches Dreieck heißt. Die Verhältnisse, welche zwischen den Seiten und Winkeln dieser Dreiecke obwalten, betrachtet die sphärische Trigonometrie. Der körperliche Inhalt der Kugel ist noch einmal so groß, wie der Inhalt des Kegels und $^2/_3$ von dem Inhalte des Cylinders, wenn Kegel und Cylinder zur Basis den größten Kreis der Kugel haben und zugleich mit dieser von gleicher Höhe sind. Wenn man die Zahl 12,5663708 mit dem Quadrate des Halbmessers der Kugel multiplicirt, so erhält man die Größe der Oberfläche der Kugel, sowie 4,1887903 multiplicirt mit der dritten Potenz des Halbmessers den körperlichen Inhalt der Kugel gibt.

**Kuhpocken**, Schutzpocken, Schutzblattern sind eine an den Eutern der Kühe vorkommende und von diesen auf den Menschen übertragbare, rasch verlaufende, ansteckende Ausschlagskrankheit, die anfangs in entzündeten Knötchen besteht, mit einem Bläschen an ihrer Spitze (welches nach und nach größer wird, in der Mitte einen Eindruck zeigt und eine erst helle und durchsichtige, dann perlenfarbige, später trübe und eiterartige Feuchtigkeit enthält), nur am 8., 9., 10. oder 11. Tage (von der Impfung an gerechnet) von Fieber begleitet wird und mit Bildung eines braunen oder schwarzen, etwas erhabenen, harten, hornartigen Schorfes endigt. Diese Ausschlagskrankheit, welche durch Übertragung der Mauke der Pferde auf Kühe bei diesen entstehen soll, sich aber wol auch von selbst entwickeln mag, hat eine hohe Bedeutung erlangt, seitdem der engl. Arzt Jenner (s. d.) die Entdeckung machte, daß sie gegen die Menschenblattern schütze. Doch besitzen diese wohlthätige Schutzkraft nur die echten Kuhpocken und darum ist es höchst wichtig, mit den Kennzeichen bekannt zu sein, welche die echten Kuhpocken von den unechten unterscheiden. Sogleich nach stattgefundener Impfung läuft der Impfstich oder Impfschnitt etwas auf, verschwindet aber bald fast spurlos, sodaß am zweiten Tage wenig mehr davon zu sehen ist. Erst nach dreimal 24 Stunden, zuweilen auch später, namentlich bei sehr jungen, schlaffen und trägen Kindern, zeigt sich an den Impfstellen ein kleiner rother, etwas harter und erhabener Fleck. Dieser vergrößert sich am vierten Tage und erhebt sich zugleich in ein auch unter der Haut fühlbares, kreis- oder länglichrundes, hirsekorngroßes Knötchen, welches am fünften Tage an Umfang zunimmt und an seiner Spitze ein kleines, halbdurchsichtiges, weißliches, in der Mitte eingedrücktes Bläschen bekommt, sodaß dasselbe von einem schmalen, rothen, weißen Rande oder Hofe umgeben erscheint. Am sechsten und siebenten Tage wird das Bläschen breiter und erhabener und füllt sich mit einer dünnen, durchsichtigen, perlfarbigen Feuchtigkeit, während der dasselbe umgebende Rand anschwillt.

Digitized by Google

rter, breiter und glänzendroth wird und zu jucken beginnt. m achten Tage gelangt endlich die Pustel zu ihrer vollommenen Ausbildung. Das Bläschen hat jetzt die Größe ner Erbse, die in ihm enthaltene Lymphe ist meist noch :ll, beginnt aber manchmal schon sich zu trüben; der rothe :schwollene Umkreis wird schmerzhaft und einige Linien breit. n diesem oder am folgenden Tage stellt sich ein gelindes ieber ein, das etwa 24 Stunden bis höchstens zwei Tage uert. Zugleich schwellen die Drüsen unter den Achseln etas an und schmerzen. Am neunten Tage trübt sich die : der Blase befindliche Flüssigkeit, wird weißlich oder blaß:lblich; der noch röther und härter gewordene Hof breitet h schnell sehr weit aus. Am zehnten Tage geht die Pocke . Eiterung über, die Blase, welche nun den Eindruck in rer Mitte verliert und einer an den Rändern scharf abge:nittenen Linse ähnlich wird, füllt sich mit wirklichem Eir, der sie umgebende Hof erreicht die Breite von 1—2 oll und färbt sich in ihrer nächsten Umgebung dunkel- oder lbst bläulichroth, weiterhin rosenroth, in dem äußersten mkreise blaßroth. Am zwölften Tage beginnen Geschwulst, öthe und Ausbreitung des Hofs schnell abzunehmen, die ocke trocknet vom Mittelpunkte aus nach außen hin ein, ird in der Mitte bräunlich und bekommt hier eine kleine ruste. Am 13. und 14. Tage bedeckt sie sich endlich unr allmäligem Verschwinden des Umkreises mit einem dunlbraunen oder schwarzen, harten, hornartigen, ziemlich cken, mehr flachen als halbkugelförmigen und fest auflie:nden Schorfe, der nach und nach lockerer wird, nach eta acht Tagen abfällt und eine nicht eben tiefe, kreisrunde larbe (Pockengrübchen) zurückläßt, welche sich an ihrer rundfläche durch einige kleine, dunkelgefärbte Grübchen ausichnet. Als wesentliche Merkmale echter Kuhpocken sind ver zu betrachten: der nicht vor dem dritten Tage nach der mpfung bemerkbare Anfang der Bildung des Knötchens, e beschriebene Form, Härte, Ausdehnung dieses und der ustel in den genannten Zeiträumen, die angegebene Dauer eser, das zur genannten Zeit eintretende Fieber, die Zeit nd Art der Bildung des rothen Hofes, die bezeichnete Gealt, Härte, Dicke und Befestigung des Schorfs, endlich e Beschaffenheit der Pockengrube. Unechte Kuhpocken, :, wie schon erwähnt, nicht gegen die Menschenblattern hützen, geben sich als solche durch folgende Abweichungen r erkennen. Sie beginnen schon am zweiten Tage nach r Impfung oder noch früher sich zu bilden, haben nicht e gehörige, oben bezeichnete Form der echten, sondern eine ngleiche, eckige, längliche oder zackige, erreichen sogleich einen beträchtlichern Umfang und entzünden sich stärker, ohne aß sich doch der regelmäßig beschriebene rothe Hof bildet, erlaufen überhaupt, was ihre Entwickelung anlangt, unreelmäßig, im Ganzen weit rascher, sodaß die schnell entstannen Pusteln sehr bald in Eiterung übergehen und sich schon m 6. oder 7. Tage in einen gelben, rauhen, unebenen und ckern Schorf verwandeln. Dergleichen unechte Kuhpocken ntstehen auf mannichfache Art und zwar entweder 1) weil ie zur Impfung benutzte Lymphe nichts taugte, sei es nun, aß sie aus unechten Pocken oder, wenn auch aus echten, och durch Aufkratzen u. dgl. in ihrer gehörigen Entwickeing gestörten Pusteln oder auch aus gehörig gebildeten vor der nach der rechten Zeit entnommen war, oder daß sie urch lange Aufbewahrung gelitten hatte; 2) weil der Impfling krank, namentlich mit verschiedenen Hautausschlägen behaftet war, oder 3) weil die Impfung mit einer unreinen, rostigen Lanzette vollzogen wurde u. s. w. Die echten Kuhpocken sind als eine durch einen besondern Ansteckungsstoff künstlich veranlaßte Ausschlagskrankheit mild und unschädlich und verlaufen in der Regel so gelind, daß es keiner arzneilichen Behandlung derselben bedarf, sondern daß es vollkommen hinreicht, die Geimpften gegen krankmachende Einwirkungen, wie insbesondere gegen Erkältungen, die Impfstellen und Pocken selbst aber gegen Reizungen und Verletzungen zu sichern. Entwickeln sich, wie dies zuweilen der Fall ist, nach den Kuhpocken üble Hautausschläge, die Scrophelsucht oder die engl. Krankheit, so geschieht dies meist nur zufällig, und in Folge schon früher vorhanden gewesener Anlagen. Dagegen hat man nicht selten die Beobachtung gemacht, daß die Kuhpocken die Gesundheitsumstände der Geimpften zu verbessern schienen. Nie haben Kuhpocken die übeln Folgen der Menschenblattern. (Vgl. Impfen.)

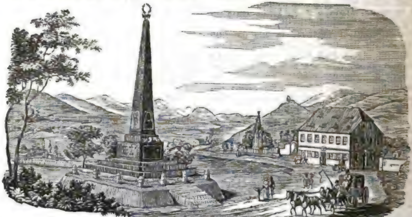
**Kuhreihen** oder **Kuhreigen** heißt die einfache, aber in den verschiedenen Alpengegenden mannichfach abgeänderte Melodie, welche die schweizer Hirten pfeifen, singen oder auf dem Alpenhorne blasen, wenn sie ihre Heerden austreiben. Die ursprüngliche Melodie soll die appenzeller sein.

**Kukuk** (der) ist ein in Deutschland während des Frühsommers sich aufhaltender Zugvogel, welcher einen schwachen, rundlichen, mäßig gebogenen Schnabel und Nasenlöcher hat, die mit einem vorspringenden Rande umgeben sind. Das

Geschrei des Männchens, welches sich zuerst im April hören zu lassen pflegt, hat dem Vogel den Namen gegeben. Das Weibchen hat nur eine krächzende Stimme. Das ausgewachsene Männchen ist am Oberkörper, Vorderhalse und Kropfe aschgrau, während der übrige Unterkörper weiß mit schwarzbraunen Wellenlinien ist. Die Flügelspitzen sind schwarz und der gleichfalls schwarze Schwanz hat an den Seiten weiße Flecken. Die Weibchen sind zuweilen den Männchen ähnlich, zuweilen haben sie aber auch einen braunrothen Oberkörper, einen weißen, braungefiederten, am Vorderhalse röthlichen Unterkörper und braungeränderte Oberflügel und Schwanz. Zuweilen ist bei den Weibchen und auch wol bei Männchen die rostrothe Farbe die durchaus vorherrschende. Die Füße des Kukuks sind gelb, der Schnabel unten blaugrün, oben schwarz. Der ganze Vogel wird über einen Fuß

lang. Derselbe ist sehr scheu und hat einen leichten, schönen Flug. Seine Nahrung sind Insekten, besonders Raupen; sein Aufenthalt sind Gärten, Laub- und Nadelhölzer, und man findet ihn in ganz Europa, sowie in Nordasien. Eigenthümlich ist dem Kukuk die Gewohnheit, seine Eier einzeln in anderer und zwar kleinerer, von Insekten lebender Vögel Nest zu legen und sie von diesen ausbrüten zu lassen. Da er schnell heranwächst, so pflegt dann der junge Kukuk, um in dem kleinen Neste Platz zu finden, die Jungen oder Eier seiner Ernährer herauszuwerfen. — Eine ausländische Art ist der Honigkukuk (s. d.).

**Kulm** ist ein Dorf im leutmeritzer Kreise des Königreichs Böhmen, drei Stunden von dem Badeorte Teplitz, berühmt durch die hier am 30. Aug. 1813 gelieferte Schlacht. Der franz. General Vandamme drang mit 30,000 M. nach Böhmen ein und stieß am 29. Aug. in dem teplitzer Thale auf 8000 M. russ. Garden unter dem Oberbefehle des Generals Ostermann. Tapfer stellten sich die Russen dem überlegenen Feinde entgegen und wichen nur in völliger Ordnung Schritt vor Schritt rückwärts. Ostermann selbst wurde der linke Arm durch eine Kanonenkugel abgerissen. Der König von Preußen war nach Teplitz gekommen und hatte die russ. Heerführer über die Wichtigkeit ihrer Stellung unterrichtet. Nicht allein war das russ. Heer im Erzgebirge, bei welchem sich der Kaiser Alexander selbst befand, bloßgegeben, sondern wenn die Franzosen nach Böhmen vordrangen, so stand sogar der Rücktritt Östreichs aus dem Bündniß gegen Napoleon zu befürchten. Ein östr. Dragonerregiment wurde von dem König von Preußen den Russen gegen Mittag zu Hülfe



geschickt. Nachdem schon 4000 russ. Garden gefallen waren, wankten die übrigen doch nicht und Vandamme sah sich genöthigt, beim Einbrechen des Abends das Gefecht abzubrechen und ein Lager bei K. zu beziehen. Während der Nacht rückten zwei östr. Heeresabtheilungen heran und am nächsten Tage entbrannte die Schlacht von Neuem. Auf den Höhen von K. und Arbisau war das franz. Heer vortheilhaft aufgestellt; der rechte Flügel desselben wurde durch den steilen Geiersberg geschützt und von der nollendorfer Gebirgsstraße her erwartete ihm zu Hülfe Vandamme eine Abtheilung des franz. Hauptheers, welche jedoch ausblieb. Statt derselben erschien um 11 Uhr der preuß. General Kleist auf den nollendorfer Höhen und fiel den Franzosen in den Rücken. Er hatte durch einen kühnen Zug die Feinde umgangen. Von allen Seiten eingeschlossen, suchte sich Vandamme nun nach Nollendorf hin durchzuschlagen, welches aber nur einem Theile seines Heeres gelang. Er selbst sah sich endlich genöthigt, sich mit dem General Haro und 10,000 M. als Kriegsgefangene zu ergeben. Fast eine ebenso große Zahl Franzosen war gefallen, 81 Kanonen, mehre hundert Wagen, zwei Adler und drei Fahnen fielen in die Hände der Verbündeten. Diese aber schlossen sich fortan in festem Vertrauen enger aneinder und am 1. Sept. feierte der König von Preußen mit dem ganzen Heere den errungenen Sieg durch einen Gottesdienst auf freiem Felde bei K. Der General Kleist (s. d.) erhielt in der Folge den Titel eines Grafen von Nollendorf und bei Arbisau ließ der König von Preußen ein pyramidalisches Kreuz von gegossenem Eisen zum Andenken aufrichten. Später, 1824, hat auch die östr. Armee dem östr. Feldzeugmeister Fürsten Colloredo-Mansfeld (st. 1822) bei Arbisau ein Denkmal errichten lassen. Die oben stehende Abbildung zeigt beide Denkmale. Das ältere links im Hintergrunde, das spätere rechts im Vordergrunde.

**Kümmel**, der gemeine oder Feldkümmel, auch Karbe ist eine zweijährige, nicht selten bei uns wild wachsende Pflanze, welche durch die Cultur vervollkommnet ist und in ihrem bekannten Samen ein vorzügliches Gewürz gibt. Man nimmt diesen an viele Speisen, sowie in das Brot, die Semmel, den Kuchen; auch zieht man Branntwein darüber ab. Die jungen Wurzeln des Kümmels kann man zu Gemüse und Salat benutzen, indem sie einen süßlich-gewürzhaften Geschmack haben, und auch Blätter und Keime werden zum Anmachen der Speisen benutzt. Das Stroh wird als Schaffutter verwendet. Den eigenthümlichen aromatischen Geruch und Geschmack verdanken die Kümmelkörner

Digitized by Google

-inem in ihnen enthaltenen ätherischen Öle, dem Kümmel-öle, welches durch Destillation der Körner mit Wasser gewonnen wird. Dasselbe ist frisch bereitet so farblos wie Wasser und hat einen starken Kümmelgeruch und -Geschmack. Im Lichte wird es allmälig gelb. — In den Gärten zieht man bei uns den in den wärmern Ländern wildwachsenden römischen oder Mutterkümmel, auch Wurstkraut genannt, dessen Samen man ebenso wie den des Feldkümmels anwendet; derselbe gibt auch ein Kümmelöl, welches weißlichgelb aussieht.

**Kunersdorf** ist ein Dorf im Regierungsbezirke Frankfurt der preuß. Provinz Brandenburg, bei welchem am 12. Aug. 1759 eine der merkwürdigsten Schlachten des siebenjährigen Kriegs geschlagen wurde. Die Preußen waren durch den russ. General Soltikoff über die Oder zurückgedrängt worden. Die Russen hatten Frankfurt besetzt und eben dahin zogen die Östreicher unter Laudon und Haddik und 60,000 M. Östreicher standen schlagfertig auf dem rechten Oderufer bei Frankfurt. Friedrich der Große kam aus der Richtung von Mühlrose, führte sein Heer am linken Oderufer hin und ging endlich nördl. von Frankfurt über den Fluß. Die Preußen kämpften mit Muth und Anstrengung, aber ihre Gegner waren zu mächtig, der Grund und Boden, auf dem die Schlacht geliefert wurde, war ihnen zu ungünstig und so gelang es dem General Laudon, im rechten Augenblicke aus seinem Rückhalte vorzubrechen und die völlige Niederlage der Preußen herbeizuführen. Friedrich verlor an 20,000 M., unter denen der Dichter Emil von Kleist (s. d.) sich befand, und sein ganzes Geschütz.

**Kunigunde**, die Heilige, war die Tochter des Grafen Siegfried von Ardenne und Luxemburg, wurde dem Herzoge Heinrich von Baiern, später als Heinrich II. röm. Kaiser, vermählt und mit ihm 1002 zur Königin und 1014 von Papst Benedict VIII. in Rom als Kaiserin gekrönt. Sie wird als ungemein fromm gepriesen, weil sie sehr freigebig gegen die Kirche war, und soll selbst den höchsten Ruhm der Frömmigkeit erlangt haben, indem sie angeblich mit ihrem Gemahl in immerwährender Keuschheit lebte. Aber im Widerspruche hiermit soll Heinrich II. über seine Gemahlin wegen seiner kinderlosen Ehe auf einem Reichstage zu Frankfurt sich beschwert, ja es selbst einmal gewagt haben, sie einer allzu großen Vertraulichkeit mit Geistlichen zu beschuldigen. Tief gekränkt habe indeß K. die geschmähete Unschuld dadurch gerettet, daß sie sich einem Gottesurtheile unterwarf und mit bloßen Füßen unversehrt über sechs glühende Pflugschare hinwegschritt. Nach ihres Gemahls Tode zog sie sich in das neugestiftete Kloster Kauffungen bei Kassel zurück, empfing dort nach Jahresfrist 1025 den Schleier und starb 1040. Ihr Leichnam wurde zu Bamberg an der Seite ihres Gemahls beigesetzt, und Beide sind von der Kirche heilig gesprochen worden.

**Kunst** nennt man im allgemeinsten Sinne jede Art von Thätigkeit der Menschen, bei welcher ein nicht blos mechanisches Verfahren angewendet wird, sondern der Geist der Menschen durch sein Denken bestimmend einwirkt. Ja zuweilen setzt man sogar Alles, was von Menschen dargestellt wird, als Künstliches dem Natürlichen gegenüber. Zuweilen werden auch Wissenschaften Künste genannt, wie dies in der Bezeichnung der freien Künste geschieht; vorzugsweise heißen aber Künste, schöne Künste, die menschlichen Thätigkeiten, welche nichts Anderes als die möglichst vollendete Darstellung des Geistigen in der Erscheinung zum Gegenstande haben. Da die Erscheinung des Geistigen die Schönheit ist, so kann man die Kunst auch als Darstellung der Schönheit bezeichnen. Der Künstler ist es, welcher in dieser Weise auf die Verwirklichung des Gedankens ausgeht, und das Kunstwerk ist das Gebilde, welches er zu diesem Zwecke hinstellt. Je nach dem Mittel, dessen sich der Künstler bedient, um in ihm das Geistige auszudrücken, sind die Künste verschieden. Im Allgemeinen nennt man die Künste, in denen jenes Mittel ein Materielles ist, ein Stoff, dessen die bildende Hand des Künstlers sich bemächtigt (Architektur oder Baukunst, Plastik oder Bildnerei, Malerei und Zeichnenkunst u. andere) bildende Künste, denen die Künste gegenüberstehen, in denen Töne (Musik) oder Worte (Poesie) das Mittel abgeben. Der Künstler muß ein schöpferisches Vermögen, Genialität, besitzen, um erstens einen Gedanken zu fassen, welcher sich als wahres Eigenthum des Geistes bezeugt und darum auch bei Andern Anerkennung findet und um zweitens diesen Gedanken gestalten zu können. Diese Genialität muß ihm angeboren und durch seine Erziehung ausgebildet sein. Ebenso nöthig aber ist ihm die Fertigkeit in der Beherrschung des Mittels, dessen er sich bedient, und dieses ist es, welches er erlernen kann. Das bloße Talent erhebt sich nicht zu der schöpferischen Kraft, es bleibt bei der Fertigkeit stehen und kann höchstens die Gedanken Anderer, indem es die wahren Kunstwerke nachahmt, auf eine gefällige Weise darstellen. Seine Wirkung bringt das Kunstwerk dadurch hervor, daß es bei Allen, die es auffassen, das Gefühl seiner geistigen Bedeutsamkeit erregt; aber nur der wahre Kunstkenner weiß sich über diese geistige Bedeutsamkeit Rechenschaft zu geben, indem er den Gedanken als solchen erkennt, der im Kunstwerke zur Erscheinung gebracht ist. Die Kunstkritik soll entscheiden, in welchem Grade es dem Künstler gelungen ist, den Gedanken vollkommen auszudrücken. Sehr häufig werden aber Kunstkenner nur solche genannt, welche durch Anschauung vieler Kunstgegenstände ihren Kunstgeschmack geläutert haben, d. h. ein reges Gefühl für das Schöne gewonnen haben und welche über die Fertigkeit in Beherrschung des Mittels Rechenschaft zu geben vermögen. Um sich diese Fertigkeit anzueignen zu können, bedarf der angehende Künstler der Übung und der Anweisung durch ausgebildete Künstler, und um ihm diese zu ertheilen, sind in den meisten gebildeten Staaten Kunstschulen und Kunstakademien errichtet worden. Überaus bildend ist für ihn auch die Anschauung und Nachahmung ausgezeichneter Kunstwerke, sowie der Natur in ihrer Schönheit. Auch hierzu sind die Kunstschulen behülflich; noch vortheilhafter aber benutzt er die Kunstsammlungen und die Natur selbst, welche aufzusuchen sogenannte Kunstreisen unternommen werden. Mit diesem Namen hat man indeß auch diejenigen Reisen bezeichnet, welche dramatische Künstler, Musiker, Improvisatoren unternehmen, um an verschiedenen Orten mit ihren Kunstleistungen aufzutreten. Nicht nur die Regierungen gebildeter Staaten sind auf Förderung der Künste bedacht gewesen, sondern auch Privatpersonen sind zu Gesellschaften, Kunstvereinen, mit dem Zwecke zusammengetreten, nicht nur im Allgemeinen das Kunstinteresse zu fördern, sondern auch den Künst-

by Google

lern Gelegenheit zur Ausstellung und zum Verkauf ihrer Werke darzubieten.

Die Künste und Wissenschaften, in denen man vorzugsweise die Bildung des freien Mannes suchte, hießen früher **freie Künste** (lat. artes liberales, bonae oder ingenuae). Man zählte deren namentlich sieben: Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Musik, Arithmetik, Geometrie und Astronomie. Später benannte man mit diesem Namen auch die unzünftigen Gewerbe, und in neuester Zeit hat man sich des Ausdrucks mit der allgemeinen Bedeutung einer in sich selbst Befriedigung findenden Thätigkeit zur Darstellung des Gedankens bedient. — Die in den Künsten, sowie auch in Wissenschaften, Gewerben u. s. f. vorkommenden Ausdrücke, deren man sich zur bestimmtern und kürzern Bezeichnung bedient, werden **Kunstworte** (lat. termini technici) genannt und jede Kunst, jedes Gewerbe, jede Wissenschaft hat ihre eigne **Kunstsprache** oder **Terminologie**. — Das Thier ist, weil es keinen Geist besitzt, auch eigentlich der Kunst nicht fähig, doch schreibt man denjenigen Thieren, welche vermöge gewisser natürlichen Triebe, **Kunsttriebe** genannt, besonders zweckmäßige und wunderbare Erzeugnisse zu Stande bringen, Kunst zu. Der Unterschied zwischen diesen thierischen Kunstwerken von den menschlichen besteht darin, daß jene nur auf das Zweckmäßige gerichtet sind, nur freie Darstellungen des Gedankens sind, und darin, daß sie in unabänderlicher Einförmigkeit wiederholt werden, also nur eine natürliche Verrichtung, nicht ein freies Schaffen sind.

**Kunstfeuer** nennt man die verschiedenen Arten von Vorrichtungen mit explodirenden Substanzen, welche beim Abbrennen entweder durch eine besondere Wirksamkeit oder durch den Anblick, welchen sie gewähren, sich auszeichnen. Sie sind demgemäß theils für die Ernstfeuerwerkerei, theils für die Lustfeuerwerkerei bestimmt. Jene, die **Ernstfeuer**, werden theils, wie die Granaten, Carcassen, Brandkugeln, Bomben, Leuchtkugeln, aus Geschützen geworfen, theils, wie die Pechkränze, Brandtücher, Pechfaschinen, Sturmfässer, Pulversäcke, mit der Hand an den Ort gebracht, wo sie explodiren sollen. Noch hat man eine Art von Ernstfeuern, welche, wie die Schlagröhren und Lichter, nur zum Zünden der Geschütze gebraucht werden. **Lustfeuer** sind die Raketen, Leuchtkugeln, Räder, Frösche, Kanonenschläge u. s. w., und dieselben bestehen im Allgemeinen aus einer **Hülse** von starkem doppelten Papier, in welche der **Satz**, eine Mischung von Schwefel, Salpeter und Kohle, eingeschlagen wird, und der **Versetzung** oder **Garnitur**, einer Menge kleinerer Feuerwerkskörper, welche von den größern zuletzt ausgeworfen werden. Um dem Feuer eine gewisse Farbe zu geben, bedient man sich gewisser Zusätze. So erzeugt ein Zusatz von salpetersaurem Baryt ein grünes, von Kupferoxyd ein blaues, von Zinnober und Kolophonium ein rothes, von Antimonium ein weißes Feuer und zerstoßenes Glas, zerstoßenes Gußeisen oder Feilspähne geben eine helle, glänzende Flamme, während Harze, Pech und Zucker die Heftigkeit des Feuers verstärken, Kien- und Terpenthinöl dieselbe mäßigen. Ein ganz farbloses, das sogenannte **indische** oder **bengalische Feuer** erhält man, wenn man ein Gemenge von 24 Theilen Salpeter, 7 Theilen Schwefelblumen und 2 Theilen Realgar genau mischt und entzündet.

**Kunz von Kaufungen** ist der Name des berüchtigten Ritters, welcher den sogenannten **Prinzenraub** beging. Derselbe war auf der Burg Kaufungen bei Penig geboren worden, hatte im Hussitenkriege sich ausgezeichnet und noch mehr in der Fehde, welche 1449 die Stadt Nürnberg mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg führte. K. nahm sogar den Markgrafen gefangen und ließ ihn gegen ein hohes Lösegeld frei, anstatt ihn den Nürnbergern zu übergeben. Hierauf trat K. in Dienste bei dem Kurfürsten von Sachsen, Friedrich dem Sanftmüthigen, wurde in dem Bruderkriege zwischen dem Genannten und dem Herzog Wilhelm gefangen genommen und mußte ein bedeutendes Lösegeld zahlen. Er konnte von dem Kurfürsten weder Ersatz für dieses Lösegeld noch die anderweitigen Belohnungen erlangen, auf welche er Anspruch machte, und gerieth darum mit demselben in einen Streit, der nach des Kurfürsten Bestimmung durch Schiedsrichter zu Altenburg geschlichtet werden sollte. K. wartete die Entscheidung nicht ab, sondern unternahm es, durch Gewalt die Erfüllung seiner Ansprüche zu erzwingen. Er verband sich mit andern Unzufriedenen, namentlich mit Wilh. von Mosen und Wilh. von Schönfels, und zog den Küchenbedienten des Kurfürsten, Hans Schwalbe, ins Einverständniß. In der Nacht vom 7. zum 8. Jul. 1455, wo der Kurfürst in Leipzig und die meisten Hofleute zu einem Banket nach der Stadt Altenburg waren, stiegen die Verbündeten auf Strickleitern, welche Schwalbe an ein Fenster befestigt hatte, in das Schloß bei Altenburg. Die Gemächer der Kurfürstin und der übrigen Frauen wurden von außen verschlossen und K. selbst nahm den ältern Prinzen Ernst mit sich, während Mosen den jüngsten Prinzen Albert entführte. Er hatte aber statt des Prinzen, welcher sich versteckt hatte, den jungen Grafen von Barby ergriffen. Im Schloßhofe bemerkte K. die Verwechselung und holte nun selbst noch den jungen Prinzen. Auf verschiedenen Wegen eilten die Räuber der böhm. Grenze zu. K. hatte den kürzesten Weg eingeschlagen und war nur noch ungefähr eine Meile von dem Ziele entfernt, als er in der Gegend von Elterlein und Grünhain den Bitten des Prinzen nachgab und mit seinen beiden Begleitern (die übrigen hatte er vorausgeschickt) im Walde vom Pferde stieg, um einige Beeren zu suchen. Indeß ertönten durch das Land die Sturmglocken, um alle Unterthanen zur Wachsamkeit auf die Räuber aufzufodern. Ein Köhler, Namens Schmidt, hatte das Geläute der Glocken vernommen, jetzt schlief er im Walde, als ihn das Geräusch der Reiter erweckte. Er kam mit seinem Schürbaume herbei und fragte K. nach dem Namen. Dieser verwickelte sich während des Gesprächs mit seinen Sporen in das Gestrüpp und fiel. Sogleich entdeckte sich der Prinz dem Köhler, dieser schlug sogleich die beiden Knechte nieder und bemächtigte sich dann des Ritters, welcher sich nicht schnell genug hatte aufhelfen können. Indeß waren durch Schmidt's Frau noch mehre Köhler herbeigerufen worden. Die Gefangenen wurden in Sicherheit und der Prinz von den Köhlern und den Knechten des Klosters zu Grünhain am folgenden Tage zu seinen Ältern zurückgeführt. Der Köhler Schmidt erzählte, daß er den K. mit seinem Schürbaume weidlich „getrillt" habe und erhielt davon mit seiner Familie den Namen **Triller**. Zur Belohnung verlangte derselbe nichts als freies Holz zum Kohlenbrennen, welches ihm bewilligt wurde, und außerdem erhielt

er noch vom Kurfürsten ein Freigut und ein jährliches De-putat an Korn. Die beiden andern Räuber, Mosen und Schönfels, waren mit dem Prinzen Ernst bis in die Ge-gend von Hartenstein gekommen und hielten sich hier in ei-ner Höhle verborgen, welche seitdem die **Prinzenhöhle** genannt wird. Hier hörten sie zufällig, daß K. gefangen wor-den sei und benachrichtigten nun den Amtshauptmann Friedr. v. Schönburg, daß sie den Prinzen gegen die Zusicherung der Begnadigung ausliefern wollten, ihn aber ermorden wür-den, wenn diese ihnen verweigert würde. Es wurde ihnen Verzeihung zugesichert und am 12. Jul. kehrte auch Prinz Ernst zu seinen Ältern zurück. K. wurde am 14. Jul. zu Freiberg hingerichtet und Hans Schwalbe wurde mit drei Knechten K.'s zu Zwickau geviertheilt. Zum Andenken an den Prinzenraub ist an dem Orte, wo der Köhler Schmidt den K. getrillt hat, 1822 ein Denkmal errichtet worden. Schreiter hat eine „Geschichte des Prinzenraubs" (Lpz. 1804) geschrieben.

**Kupfer** ist ein unedles schweres Metall, welches fast neunmal schwerer als Wasser ist und weil es in der Natur gediegen vorkommt, schon in den ältesten Zeiten bekannt war, wo es die Stelle des Eisens vertreten mußte. Außer im gediegenen Zustande findet man das Kupfer in der Natur als Oxydul im **Rothkupfererz**, als Schwefelkupfer im **Kupferglanz**, als Verbindung von Schwefelkupfer mit Schwefeleisen im **Buntkupfererz** und im **Kupferkies**, mit verschiedenen Schwefelmetallen im Fahlerz, als kohlen-saures Kupferoxyd in der **Kupferglasur**, **Malachit**, **Berggrün** und als **Kupferschiefer**. Die Darstellung des Kupfers aus seinen Erzen geschieht zunächst durch Schmel-zung mit Kohle, auf welche Weise man das **Roh**-, **Schwarz**- oder **Gelbkupfer** erhält. Da es nun mit andern Metallen vielfach versetzt ist, so läßt man ein starkes Gebläse gegen die Oberfläche des geschmolzenen Kupfers wirken und oxy-dirt und verschlackt dadurch die dem Kupfer beigemisch-ten leichter oxydirenden Substanzen. Durch diesen Proceß des **Garmachens** hat man **Garkupfer** gewonnen. Da-bei hat sich aber zugleich Kupferoxyd gebildet, welches, wenn es dem Kupfer beigemengt bleibt, dieses minder fest, **kalt-brüchig** macht. Daher muß nun das Kupfer noch **ham-mergar** gemacht werden. Das Kupfer wird mit Kohlen vor dem Gebläse niedergeschmolzen. Je nachdem dieser Pro-ceß zu lange oder zu kurze Zeit fortgesetzt wird, erhält man **übergares** oder zu **junges** Kupfer, von denen jenes wie-der Oxydul, dieses Kohle enthält. Auf eine eigenthümliche Art wird das sogenannte **Cementkupfer** aus kupferhalti-gen Auflösungen durch Einbringung von metallischem Eisen gewonnen. So z. B. gibt es in Ungarn viele Quellen, in denen schwefelsaures Kupfer aufgelöst ist, sogenannte **Ce-mentquellen**; in diese legt man das Eisen, an welches sich das Kupfer in metallischer Gestalt anhängt. Man ge-winnt das Kupfer namentlich in Ungarn, Schweden, Nor-wegen, England, Rußland, Preußen, der Berberei (das so-genannte **Tangoulkupfer**) und Japan. Das letzte gilt als das beste, und außerdem ist das russ. Kupfer beliebt. Auch aus Besançon in Frankreich kommt sehr reines Kupfer. Das Kupfer hat eine hellbräunlichrothe Farbe, starken Me-tallglanz, ist hart, elastisch, klingend, dehnbar, sodaß man sehr dünne Blättchen aus ihm bereiten kann, das falsche Blattgold, in denen es dann eine mehr gelbe Farbe annimmt. In der Weißglühhitze schmilzt es und in noch höherer Tem-peratur verflüchtigt es sich. Wenn man das Kupfer der Hitze aussetzt, so läuft es vor dem Glühen, ähnlich wie das Ei-sen, farbig an, und geschieht die Glühung unter Zutritt der Luft, so verkalkt es sich, indem sich auf seiner Oberfläche Schuppen bilden, die man leicht abschlagen kann und welche **Kupferasche** oder **Kupferhammerschlag** genannt wer-den. In der Schmelzhütte setzt dasselbe einen dunkelrothen Kalk ab, die sogenannten **Kupferblumen**, außer welchem noch ein orangegelber und ein schwarzer **Kupferkalk** be-kannt sind. Bleibt das Kupfer lange in der feuchten Luft liegen, so überzieht es sich endlich mit einer grünen Rinde, welche **Kupferrost** oder auch **Grünspan** genannt wird und giftig ist. Der eigentliche **Grünspan** ist aber eine Verbindung des Kupfers mit Kohlensäure, sowie das **Kupfer-vitriol** oder **Cypervitriol** eine Verbindung mit Schwe-felsäure ist. Dieser letztere, auch **blauer Galitzenstein** genannt, krystallisirt in lasurblauen geschobenen vierseitigen Tafeln, ist noch einmal so schwer als Wasser, hat einen ekelhaften Metallgeschmack und erregt Erbrechen. In war-mer Luft zerfällt er in ein weißes Pulver und in der Hitze schmilzt er zu einer weißen Salzmasse. Man benutzt den-selben besonders in der Färberei und als Arzneimittel. — Die Anwendung des Kupfers selbst ist sehr vielartig und bekannt. Indem es leicht mit andern Metallen Verbindun-gen eingeht, wird es zur Herstellung von verschiedenen Metallcompositionen, als Messing, Tombak, Similor, Prinzmetall, manheimer Gold, Bronze, Glockengut, Ka-nonengut, Spiegelmetall, Argentan benutzt und die ed-len Metalle, Gold und Silber, erhalten einen Zusatz von Kupfer, durch welchen ihre Verarbeitung erleichtert wird. Die **Kupfergeschirre** haben viele Vorzüge, müssen aber wegen der leichten Erzeugung von Grünspan mit Vorsicht angewendet werden. Namentlich dürfen sie mit keiner Säure zusammengebracht werden und müssen stets sehr rein gehalten werden. Zum Schutz gegen die durch Grünspan mögliche Ver-giftung pflegt man die Kupfergeschirre zu verzinnen, doch auch diese Geschirre erfodern vorsichtige Anwendung, weil auch das Zinn von nachtheiligem Einfluß sein kann. In-deß kann man auch saure Nahrungsmittel in den Kupfer-geschirren ohne Gefahr in der Hitze bereiten, wenn man die-selben in ihnen nur nicht erkalten läßt, denn erst mit dem Erkalten findet die Luft Zutritt, unter deren Einfluß allein die Zersetzung des Kupfers erfolgt. Sehr viel Kupfer wird zur Scheidemünze verwendet, und in neuerer Zeit hat man es auch in großen Quantitäten zum Beschlagen der Schiffsbö-den verwendet. Die bekannten Farbematerialien, das **Braun-schweiger**-, **Bremer**- und **Berggrün** sind Kupfersalze.

**Kupferstechkunst** ist im Allgemeinen die Kunst, auf die glatte Oberfläche einer Kupfertafel ein Bild mit vertief-ten Strichen oder Punkten einzuzeichnen, sodaß dasselbe nach Bestreichung mit Farben auf Papier abgedruckt, daher auch leicht vervielfältigt werden kann. Die wichtigsten Instru-mente, deren sich der Kupferstecher bedient, sind der **Grab-stichel** und die **Radirnadel**. Jener besteht in einer klei-nen vierkantigen Stahlstange, die auf einer Ecke schneidig



Digitized by Google

und an einer ihrer Enden zu einer Spitze schief angeschliffen ist; diese in einem gut gestählten spitzen Eisendrahte in einem hölzernen Griff. Die Art und Weise, wie man sich dieser und auch noch anderer Instrumente und Hülfsmittel zur Erzeugung des vertieften Bildes bedient, bedingt die verschiedenen Arten der Kupferstechkunst. Die Vorarbeit, ehe man an das eigentliche Einarbeiten in das Kupfer gehen kann, ist fast immer die, daß man die Platte über einem Kohlenfeuer erwärmt und mit weißem Wachs oder weichem Ätzgrunde, einer Mischung von Wachs, Pech und Mastix, überzieht, durch aufgestreutes Schieferweiß weiß färbt und mit dem Rauch von Wachslichtern schwärzt. Hierauf bestreicht man die Rückseite des Papiers, auf welchem das in Kupfer zu stechende Bild dargestellt ist, mit Rothstein, legt das Papier auf die Platte und umgeht die Umrisse mit einer Radirnadel; dadurch erhält man auf dem schwarzen Überzuge des Kupfers eine rothe Zeichnung, welche zur Grundlage für die ganze weitere Arbeit dient. Die Umrisse werden nämlich nun unter Durchdringung des Überzugs in das Kupfer eingeschnitten. Ist dies geschehen, so erwärmt man die Platte wieder über Kohlenfeuer und wischt den Überzug weg und die weitere Aufgabe des Künstlers ist nun die Ausführung der ins Kupfer eingeschnittenen Zeichnung. Diese kann auf verschiedene Weise geschehen. Bei der schraffirten Manier bedient sich der Künstler nur des Grabstichels, indem er überall da, wo Schatten hinfallen soll, feine Parallelstriche macht, diese Striche in den dunklern Partien noch mit einer zweiten Reihe von Strichen durchkreuzt u. s. w. Bei der punktirten Manier werden statt der Striche mit dem Grabstichel oder mit Bunzen und Hammer, wol auch mit einem Spitzhammer Punkte eingeschlagen. Schwarze Kreide- und Rothstiftzeichnungen hat man durch die Crayonmanier nachgeahmt, bei welcher auch durch Punkte die Schatten hervorgebracht werden. Ganz verschieden von den bisher beschriebenen Manieren ist das Ätzen oder Radiren. Hier nämlich wird die auf dem schwarzen Überzug der Platte stehende Zeichnung mit der Radirnadel in den Ätzgrund ausgeführt, entweder nach schraffirter oder nach punktirter Manier. Hierauf macht man rings um die Platte einen erhabenen Rand von Wachs und übergießt die Platte mit verdünntem Scheidewasser, sogenanntem Ätzwasser. Dieses frißt nach kurzer Zeit an allen Punkten und in allen Linien, wo der Ätzgrund weggenommen worden ist, in die Kupferplatte ein, und nachdem man den Ätzgrund völlig abgewischt hat, ist die Platte zum Druck fertig, wenn nicht an einzelnen Stellen mit dem Grabstichel nachgeholfen werden muß. Besondere Arten des Kupferstechens sind noch die Aquatinta (s. d.) oder getuschte Manier, die geschabte Manier oder Schwarze Kunst (s. d.). Auch in bunten Farben hat man Kupferstiche hergestellt, indem man sich zum Druck Eines Bildes mehrer Platten bedient, von denen jede für eine Farbe berechnet war. — Der Abdruck der Kupferplatten geschieht entweder durch die Kupferstecher selbst oder durch die Kupferdrucker, welche unzünftige Handwerker sind. Sie bedienen sich einer eigens eingerichteten Presse, der Kupferdruckerpresse, welche im Allgemeinen aus zwei Walzen besteht, zwischen denen die Platte mit dem aufgelegten Papier, oben und unten mit weichem Papier belegt, hindurchläuft. Die ersten Abdrücke fallen schlecht aus, bis ungefähr nach dem zehnten Drucke die Platte alle Rauheit verloren hat. Die nächsten 2—300 Abdrücke sind die schönsten und gewöhnlich nimmt man diese von der Platte, ehe die Unterschrift auf dieselbe gesetzt wird, daher solche Abzüge avant la lettre (d. h. vor der Schrift) genannt und theurer bezahlt werden. Allmälig werden die Abzüge immer schlechter und von einer gestochenen Platte macht man überhaupt nur 2000, von einer geätzten nur 1500 Abzüge. Vor jedem Abdruck muß die Platte neue Farbe erhalten, zu welchem Zwecke man sie mit dem mit Farbe beschmierten Ballen tupft und dann sorgfältig abwischt, sodaß nur in den Vertiefungen Farbe zurückbleibt. — Die Erfindung der Kupferstechkunst ist ungewiß; jedenfalls ist sie gegen die Mitte des 15. Jahrh. gemacht worden, und zwar haben die eingeschnittenen Arbeiten der Goldarbeiter Veranlassung zu dieser Erfindung gegeben, indem man zuerst durch Abdruck dieser Arbeiten darauf geführt wurde, daß man eigens zu dem Zwecke in Metall schneiden könne, um Abdrücke zu erhalten. Die Manier mit dem Grabstichel war die älteste und 147[illegible] erschien in Florenz das erste mit Kupferstichen ausgestattete Buch. Eine neuere Erfindung sind die Kupferstichmaschinen, welche dazu dienen, die Ausführung der Striche und Punkte schneller und auch regelmäßiger zu Stande zu bringen, als man mit freien Händen vermag. Auch hat man eine Maschine erfunden, mit der man Kupfer- und Stahlstiche nach Medaillen und andern Reliefs macht, so daß die Abdrücke mit einer täuschenden Genauigkeit die Modelle u. dgl. darstellen. Statt auf Kupfer hat man auch auf andere Metalle gestochen, früher namentlich auf Zinn, in neuester Zeit besonders auf Stahl. Die Stahlstiche zeichnen sich durch Schärfe und durch den vortheilhaften Umstand aus, daß man gegen 5000 gute Abzüge von einer Stahlplatte machen kann.

**Kuppel, Kugel- oder Kesselgewölbe** ist ein halbkugelförmiges Gewölbe, das die Stelle der Decke bei runden Gebäuden vertritt und gewöhnlich in seiner obersten Höhe eine kreisrunde Öffnung hat, durch welche das Licht einfällt. Inwendig pflegen die Kuppeln durch Eintheilung in Felder, durch Gemälde u. dgl. verziert zu sein und über der runden Öffnung erhebt sich gewöhnlich noch ein kleines, an den Seiten offenes Thürmchen, die Laterne. Aus dem Alterthum hat sich die schöne Kuppel des ehemaligen Pantheons in Rom erhalten, welches jetzt Santa-Maria Rotonda heißt und als Kirche benutzt wird. Berühmt sind die Kuppeln der Sophienkirche zu Konstantinopel, der Peterskirche in Rom, des Doms zu Florenz und der Paulskirche zu London.

**Kuppelei** (die) ist ein Verbrechen, das in der Beförderung des unerlaubten und unsittlichen Umgangs zwischen Personen verschiedenen Geschlechts besteht. Die Strafe derselben ist um so strenger, je gröbere Unsittlichkeiten durch die Kuppelei befördert werden, wenn z. B. Ältern ihre Kinder verkaufen oder unschuldige Mädchen geflissentlich verführt werden. Während jedoch das röm. Recht sogar auf Todesstrafe erkannte, verurtheilt das neuere Recht höchstens zu Zuchthausstrafe.

**Kürass** ist ein aus geschmiedetem Eisen bestehender Brustharnisch, der zuweilen noch mit einem Rückenstücke verbunden, oder nur mit Riemen befestigt ist. Früher machte der Küraß einen Theil des Harnisch (s. d.) aus. Die erste Zeit nach Erfindung des Schießpulvers trugen die über-

Digitized by Google

zen mit einem Degen und einem Feuerrohr mit Radschloß bewaffneten Knechte der ganz geharnischten Ritter einen bloßen Küraß. Die Stelle dieser sogenannten deutschen Reiter nehmen seit dem 16. Jahrh. die Kürassiere ein; doch hatten auch diese anfangs noch volle Rüstung. Nur die schwed. Kürassiere waren schon im dreißigjährigen Kriege nur mit dem Küraß gewappnet und seit dem 18. Jahrh. kam diese leichte Rüstung auch in den übrigen europ. Heeren auf.

**Kürbiss** (lat. Cucurbita) ist der Name der Frucht einer Pflanzengattung mit halbgetrennten Geschlechtern, zu der mehre rankende krautartige Sommergewächse gehören, die man theils wegen ihrer eigenthümlichen Früchte als Ziergewächse in Gärten anbaut, theils um die Früchte als Nahrungsmittel zu benutzen. Der gemeine Kürbiß (lat. Cucurbita peto) mit mannichfaltigen Abarten hat Früchte von sehr verschiedener Größe; die größten werden gegen 170 Pf. schwer. Man benennt die Abarten nach Größe, Gestalt und Farbe ihrer Früchte. Die Pflanze breitet sich mit eckigen, dicken, borstigen und ästigen Stengeln aus; die Blätter sind groß, herzförmig und runzelig; die Blüten sind gelb und stehen einzeln an den kürzern Seitenstielen. Die runde Frucht mit glatter Schale enthält ein weißes Fleisch und ist äußerlich gelb, grün oder gefleckt. Man kann dieselbe an trockenen Orten lange aufbewahren. Aus dem Fleische bereitet man Kürbißmus, das eine nicht eben sehr wohlschmeckende und nahrhafte, doch gesunde Speise abgibt. Man nimmt den ausgedrückten Saft von gekochten Kürbissen auch als Zusatz zum Brot und benutzt die Früchte zum Futter für Schweine und Rindvieh. — Besondere Erwähnung verdient noch der aus Indien stammende Flaschen-, Jonas- oder Calabassenkürbiß, auch Herculeskeule genannt, mit einer keulenförmigen Frucht, die man in Indien nach Herausnahme des als Nahrungsmittel dienenden Fleisches benutzt, indem man aus der harten Rinde allerlei Gefäße bereitet. Die Schale wird um so härter, je länger man die Frucht aufbewahrt; zum Gebrauch werden die vom Samen und Fleisch gereinigten Kürbisse ausgepicht. Der bei Astrachan wild wachsende Eierkürbiß hat Früchte von Gestalt und Größe eines Hühnereies. Der Schild- oder Melonenkürbiß, auch Türkenbund, hat in die Höhe steigende Ranken, eingedrückte, knotige Früchte, die sich lange frisch erhalten und einen angenehmen Geschmack haben. Die Früchte des Warzenkürbiß sind höckerig, von holziger Schale und verschieden gestaltet. Die beiden letzten Arten werden häufig in Nordamerika gezogen, wo man sie auch frisch oder gebraten verspeist.

**Kurdistan** ist ein Hochland Asiens, welches zum Theil pers., zum Theil türk. Provinz ist, sich vom See Wan in südöstl. Richtung bis zur pers. Provinz Khusistan erstreckt und einen Flächenraum von 1600 □M. umfaßt. Gebirge, deren Gipfel zum Theil mit ewigem Schnee bedeckt sind, durchziehen das Land, welches in den zahlreichen Thälern überaus anmuthig und fruchtbar ist. An der Westgrenze strömt der Tigris, in den sich mehre Nebenflüsse ergießen. Schafe, Ziegen, Baumwolle, Getreide, Reis, Wein und Galläpfel sind die Hauptproducte. Die Bewohner des Landes, die Kurden, führen seit den ältesten Zeiten ein Nomadenleben. Sie bekennen sich zur mohammedan. Religion, sind sehr gastfrei, heitern Gemüths, aber auch kriegerisch und wild. Die meisten tragen hohe rothe Mützen, kurze Jacken, Waffen der verschiedensten Art und einen Mantel von schwarzem Ziegenfell. Besonders die Lanze wissen sie mit großer

Digitized by Google

Geschicklichkeit zu handhaben. Sie leben in einzelnen Stämmen zusammen, deren Oberhaupt ein aus ihrer Mitte gewählter Scheikh ist. Die wildesten Kurden sind die **Yezidis**, welche sich vorzüglich auf Straßenraub legen und auch Mord und Blutschande nicht scheuen. Die Herrschaft der Perser und Türken über die Kurden beschränkt sich darauf, daß jene zuweilen einen Tribut erzwingen und daß diese ihnen im Kriege Beistand leisten. Der Viehhandel der Kurden ist bedeutend, indem allein nach Konstantinopel jährlich an 1½ Mill. Schafe und Ziegen von ihnen gebracht werden. Mitten unter den Kurden gibt es einzelne Dörfer, welche nestorianische Christen bewohnen, denen eine freie Ausübung ihres Gottesdienstes gestattet wird. Früher machten die Kurden häufige Einfälle in das russ. Gebiet, woran sie jetzt von den russ. Grenztruppen verhindert werden. Im **pers. Kurdistan** ist Kirmanschah die Hauptstadt. Sie treibt nicht unbedeutenden Handel und soll 40,000 Einw. haben. Im **türk. Kurdistan** liegt die befestigte Stadt Bitlis und die Stadt Djezireh. Jede dieser beiden Städte hat etwa 20,000 Einw.

**Kurfürsten**, von dem alten „kören" oder „küren", welches wählen bedeutet, hießen die deutschen Fürsten, welchen vorzugsweise die Wahl des deutschen Reichsoberhaupts zustand. Nachdem früher alle deutschen Fürsten bei dieser Wahl Einfluß geübt hatten, entstanden 1245—56 die sieben Kurfürsten, nämlich die drei geistlichen, von Mainz, Trier und Köln, die ersten Erzbischöfe und Reichskanzler und die vier weltlichen, Pfalz (abwechselnd mit Baiern), Brandenburg, Sachsen und Böhmen. Das Vorrecht der Kurfürsten wurde 1356 durch die **goldene Bulle** vom Kaiser Karl IV. bestätigt. Von 1400, nach Absetzung des Königs Wenzel, bis 1708 übte Böhmen sein Wahlamt nicht aus. Im westfälischen Frieden entstanden acht Kurfürsten, indem Baiern und Pfalz besondere Kurwürden erhielten, und 1692 entstand noch eine neunte Kurwürde, indem Kaiser Leopold I. Braunschweig-Lüneburg zum Kurfürstenthum erhob, wogegen 1777 die Kurwürde von Baiern einging. Nach der goldenen Bulle waren die Kurfürsten die nächsten Räthe des Kaisers, die Säulen und Lichter des heiligen Reichs und hatten das Recht, dem Kaiser auch unberufen ihre Meinung mitzutheilen. Dieselben wählten nicht nur den Kaiser, sondern sie faßten auch die Wahlcapitulation ab, auf welche sich der Kaiser verpflichten mußte und durch welche die Freiheit des deutschen Reichs gesichert wurde. Seit 1338 bildete sie zur Aufrechthaltung der Wahlfreiheit einen eignen Verein und durch einen Eid wurde jeder neue Kurfürst diesem Vereine verpflichtet. Sie genossen ferner die königl. Ehrenrechte mit Ausnahme des Titels Majestät und hatten noch verschiedene andere Vorrechte. Jeder einzelne Kurfürst hatte noch seine eigenthümliche Würde und besondere Vorrechte. Der Kurfürst von Mainz führte Titel und Geschäfte eines Erzkanzlers in Deutschland, dirigirte den ganzen Reichstag und den Kurfürstenrath insbesondere, rief zur Wahl und leitete sie, hatte die Aufsicht über die Reichskanzlei und die Archive u. s. w. So oft die Krönung des Kaisers in seinem Sprengel geschah, verrichtete er dieselbe nach einem Vergleich mit Köln von 1656. Der Kurfürst von Trier führte den Titel eines Erzkanzlers durch Gallien und Arelat, der Kurfürst von Köln den eines Erzkanzlers durch Italien; derselbe krönte auch den Kaiser, sobald die Krönung innerhalb seines Sprengels geschah. Böhmen hatte das Erzschenkenamt und erkannte keine Reichsanstalt innerhalb seiner Grenzen an. Der Kurfürst von Pfalz war Erztruchseß und während der Zeit der Erledigung des kaiserl. Thrones Vicarius in Franken, Baiern, Schwaben und am Rhein. Sachsen hatte das Erzmarschallamt, übte beim Reichstage auf den Wahlversammlungen die Policei, hatte am Directorium Theil und übte das Reichsvicariat in den Landen sächs. Rechts. Endlich war der Kurfürst von Brandenburg Erzkämmerer und der von Braunschweig Erzschatzmeister. Seit dem luneviller Frieden 1801 kam die bisherige Verfassung in Unordnung, die geistlichen Kurfürsten wurden aufgehoben, doch wurde ein neuer Kurfürsterzkanzler von Mainz mit vier neuen Kurfürsten von Baden, Würtemberg, Hessen-Kassel und Salzburg 1803 in das kurfürstliche Collegium eingeführt, sodaß nun zehn Kurfürsten waren. Schon 1805 trat an die Stelle Salzburgs Würzburg und 1806 ging die Kurfürstenwürde mit dem deutschen Reiche ein. Die übrigen Kurfürsten nahmen andere Titel an, bis auf den von Hessen, der von Napoleon seiner Besitzungen beraubt wurde. Der Titularkurfürst von Trier starb 1812 und der Kurfürst von Hessen behielt nach dem Sturze Napoleon's und nach Wiedererlangung seiner Besitzungen den frühern Titel, wurde aber ein souverainer Fürst, indem die Kurfürstenwürde ihre frühere Bedeutung verloren hatte.

**Kurland** ist eine russ. Statthalterschaft, welche 473 □M. mit 600,000 Einw. umfaßt und zwischen dem rigaschen Meerbusen, Liefland, Witepsk, Wilna und der Ostsee liegt, eine von Hügeln durchzogene Ebene bildet und reich an Waldungen, Sümpfen und Seen ist. Die Düna bildet die Nordgrenze und außer ihr hat K. noch die Küstenflüsse Windau und Aa. Der Boden ist größtentheils fruchtbar und bringt Holz, Hanf, Flachs, Getreide, Eisen und Torf. An den Küsten wird Fischerei, im innern Lande Bienen- und Viehzucht getrieben. Das Klima ist zwar rauh, aber gesund, und die Einwohner sind Liven, Deutsche, Polen und Juden. In K. und Liefland herrschte früher der deutsche Orden, bis der letzte Heermeister, Gotthard Kettler, 1561 Liefland abtrat, K. aber als in seiner Familie erbliches Herzogthum von der Republik Polen zu Lehn nahm. Seine Nachkommen herrschten bis 1737, wo dieselben ausstarben. Die Witwe des vorletzten Herzogs, Anna, hatte 1730 den russ. Thron bestiegen und brachte es 1737 dahin, daß ihr Günstling und Oberkammerherr, der Graf Ernst Johann von Biron, zum Herzoge gewählt wurde. Nach Anna's Tode wurde 1740 Biron nach Sibirien verwiesen und nun wurde erst der Herzog Ludwig Ernst von Braunschweig, dann, weil diesen Polen nicht anerkannte, der poln.-sächs. Prinz Karl zum Herzog gewählt. Die russ. Kaiserin Katharina II. setzte jedoch den aus Sibirien zurückgerufenen Biron 1763 wieder zum Herzog ein, der darauf auch von Polen anerkannt wurde und 1769 die Regierung seinem Sohne Peter überließ. Die poln. Revolution drohte sich auch auf K. auszudehnen und der kurländ. Adel, um einen festen Schutz für seine Vorrechte zu erlangen, beschloß 1795 auf einem Landtage, K. unbedingt an Rußland zu übergeben. Der Herzog Peter hielt sich in Petersburg auf und erfuhr hier durch eine Deputation den Beschluß der Stände

Da sein einziger Sohn 1790 gestorben war und er nur noch vier Töchter besaß, so unterzeichnete er zu Petersburg die Abtretungsurkunde an Rußland, indem eine Seitenlinie seines Hauses, welcher noch jetzt die Standesherrschaft Wartenberg in Schlesien gehört, durch eine jährliche Rente von 36,000 Thlr. abgefunden wurde. Durch einen kais. Ukas wurde 1817 die Urkunde bestätigt, durch welche der kurländ. Adel den Bauernstand in K., welcher bisher wie in Polen in der Leibeigenschaft schmachtete, für frei erklärte. — Die Hauptstadt von K., Mitau, zählt 16,000 Einw., von denen die Mehrzahl Deutsche sind. Der seit 1822 vollendete Jakobskanal versorgt die Stadt mit Wasser. Sie enthält mehre wissenschaftliche Anstalten, namentlich, welches zugleich von dem ganzen Lande gilt, ausgezeichnete Schulen. Außerdem sind noch die Hafenplätze Windau und Libau von Wichtigkeit.

**Kutusoff** (Golenischtscheff), Fürst Smolenskoi, russ. Feldmarschall, wurde 1745 geboren und trat 1759 in russ. Kriegsdienste. Nachdem er schon 1764—69 gegen die Polen und dann gegen die Türken gekämpft hatte, zeichnete er sich namentlich bei der Erstürmung von Schumla und nachher bei der Verfolgung des Kosacken Pugatscheff aus, welcher sich für den Zar Peter III. ausgab. Im Jahre 1787 wurde er Generalgouverneur der Krim und im folgenden Jahre kam er bei der Belagerung von Oczakow um das rechte Auge. Dennoch zeichnete er sich schon in den nächsten Jahren während des türk. Krieges durch unerhörte Tapferkeit aus, wurde zum Generallieutenant ernannt und leitete endlich zur höchsten Zufriedenheit der russ. Regierung die Friedensunterhandlungen mit der Türkei. Auf kurze Zeit ging er 1793 als russ. Gesandter nach Konstantinopel, kämpfte dann wieder in Polen und war 1794 bei dem Sturme von Praga. Als Generalcommandant von Finnland, dann als Generalgouverneur von Lithauen beschäftigte er sich angelegentlich mit den Kriegswissenschaften. In der Zwischenzeit war er kurze Zeit Gesandter zu Berlin. Hierauf ward er Chef des Cadettencorps, 1801 Generalgouverneur von Petersburg, und 1805 übernahm er den Oberbefehl über das erste russ. Armeecorps im Kriege gegen die Franzosen. Er hielt die gegen Östreich siegreichen Franzosen auf, schlug sie bei Dürnstein und befehligte bei Austerlitz, wo er verwundet wurde, das vereinigte russ. Heer. Im J. 1811 übernahm er den Oberbefehl über das gegen die Türken kämpfende russ. Heer und führte 1812 den Frieden zu Bukaresch herbei. Obschon bereits fast 70 Jahre alt, führte er hierauf 1812 doch ruhmvoll den Oberbefehl im russ.-franz. Kriege und siegte über Davoust und Ney bei Smolensk. Zum Andenken an diesen Sieg erhielt er vom Kaiser Alexander den Beinamen Smolenskoi. Indeß waren die Kräfte des heldenmüthigen Greises erschöpft; nachdem er noch 1813 von Kalisch aus den begeisterten Aufruf zum Kampfe gegen den franz. Kaiser erlassen hatte, starb er am 28. Apr. 1813 zu Bunzlau in Schlesien, wo ihm auf dem Marktplatze ein Denkmal errichtet worden ist. Der russ. Kaiser ehrte das Andenken des Verstorbenen, indem er dessen Witwe, und nachdem auch diese gestorben war, dessen fünf Töchtern eine jährliche Pension von 86,000 Rubeln ertheilte.

**Kux** ist ein wahrscheinlich aus der slavon. Sprache stammendes Wort, in welcher „Kukus" ein Theil und „kukssen" theilen bedeutet. Jedes Bergwerk oder jede Zeche (Schmelzhütte) wird in 128 Antheile getheilt, von denen jeder ein Kux heißt. Es werden 32 Kuxe auf eine Schicht, 4 Kuxe auf einen Stamm gerechnet. Einige leiten das Wort Kux auch von einem Manne dieses Namens aus Schneeberg ab, welcher zuerst diese Art Eintheilung eingeführt haben soll. Ein Erbkux besteht gewöhnlich aus vier Kuxen und ist ein solcher, der von Dem, auf dessen Grund und Boden ein Bergwerk liegt, frei gebaut wird.

**Kuxhaven**, ein Dorf mit 400 Einw. im hamburg. Amt Ritzebüttel am linken Ufer der Elbmündung, hat einen ausgezeichneten Hafen, eine Quarantaineanstalt und ein 1816 begründetes Seebad. Man badet entweder in der See selbst, in welche man auf verdeckten Karren gefahren wird, oder in einem Hause, das auf einem Damme zwischen zwei Landseen erbaut ist.

**Kyau** (Friedr. Wilh., Freiherr von) wurde zu Oberstrohwalde 1654 geboren und trat erst in preuß., dann in sächs. Kriegsdienste. Durch seine lustigen und witzigen Einfälle erwarb er sich die Gunst August II., der ihn zu seinem Generaladjutanten machte und ihn endlich zum Commandanten des Königsteins ernannte, als welcher er 1733 starb. Seine witzigen Einfälle, seine treffenden freimüthigen Äußerungen machten ihn allgemein beliebt und bekannt, ohne daß er darum seine Würde dem zweideutigen Rufe eines Spaßmachers geopfert hätte. Nähere und interessante Nachrichten findet man von ihm in Wilhelmi's „K.'s Leben und lustige Einfälle" (Lpz. 1797) und „K.'s Leben und Schwänke" (Lpz. 1800).

**Kyffhäuser** ist der Name eines sich bis zu 1450 F. über die Meeresfläche erhebenden Bergrückens im Fürstenthume Schwarzburg-Rudolstadt, auf dessen höchstem Punkte über dem Dorfe Tilleda die mächtige Burg Kyffhausen lag, von der noch Trümmer zu sehen sind. Diese Burg wurde im 10. Jahrh. zum Schutze der kaiserl. Pfalz erbaut, 1178 von den Thüringern zerstört, herrlicher wieder aufgeführt und im 16. Jahrh. abermals zerstört. Sie ist zum Theil in den Felsen eingearbeitet und von dem Gemäuer steht noch ein mitten voneinander geborstener Thurm. Die Volkssage erzählt, daß auf dieser Burg in einem unterirdischen Gemache der Kaiser Rothbart (Friedrich I., s. d.) sitze und während sein langer Bart durch den vor ihm stehenden steinernen Tisch wachse, soll derselbe des Tages harren, an welchem er erlöst werde, oder an welchem das deutsche Reich zu seiner alten Herrlichkeit erstehe.

**Kynast** ist eine dem Grafen Schaffgotsch gehörende Herrschaft im Regierungsbezirke Liegnitz der preuß. Provinz Schlesien, ohnweit Hirschberg. Benannt ist diese Herrschaft von dem auf einem Felsenberge stehenden Schlosse Kynast, welches der schles. Herzog Bolko 1292 erbaute und das 1674 durch den Blitz zerstört wurde. Noch sieht man die über einem schauerlichen Abhange sich erhebende Mauer, um welche einst ein Fräulein von Kynast ihre Freier reiten ließ. Aus Männerhaß hatte sie nämlich erklärt, nur Dem ihre Hand reichen zu wollen, welcher diesen gefährlichen Ritt wagte und glücklich zurücklegte. Ein Herzog zu Sachsen soll endlich, nachdem viele tapfere Ritter vor ihm das Leben eingebüßt, um die Mauer geritten sein, an dem hartherzigen Fräulein aber die unglücklichen Freier gerächt haben, indem er derselben

Digitized by Google

den erklärte, daß er sie verschmähe, weil sein Herz schon einem andern Weibe gehöre.

**Kyrie Eleyson**, das griech. „Herr erbarme dich!", ist der Name eines in der alten Kirche gebräuchlich gewesenen Gebets, das von den Katechumenen so oft gebetet wurde, als der Diakonus eine Pause in seiner Fürbitte für diese machte. Außerdem aber wurde es auch bei den Fürbitten gebraucht, die der Abendmahlsfeier vorangingen; bei jeder Fürbitte antwortete die Gemeinde mit dem Kyrie. Dieser Gebrauch fand seit dem 4. Jahrh. statt. In den protestantischen Kirchen wird das Kyrie bei feierlichen Kirchenmusiken noch oft gesungen.

# L.

**Laboratorium**, so viel wie Arbeitslocal, wird vorzugsweise der Ort genannt, welcher zur Ausführung chemischer Arbeiten eingerichtet ist. Da die chemischen Operationen theils mit Hülfe des Feuers, theils ohne dieses vorgenommen werden, so erfodert ein chemisches Laboratorium auch zwei Räume, von denen der eine aus einem feuerfesten Gebäude besteht, aus welchem eine Esse führt und in dem ein Herd, Gebläse, Muffelöfen, Windöfen, Destillirapparate u. dgl. aufgestellt sind, während ein anderes Gemach die sonstigen chemischen Apparate enthält. Ein solches chemisches Laboratorium muß sich namentlich bei jeder Apotheke befinden. — Ausgedehnter sind die Laboratorien, deren man sich in der Artillerie zur Herstellung der verschiedenen Kunstfeuer, der Patronen, Cartouchen, Kugel- und Kartätschenbüchsen bedient. — In den Probirhütten heißt Laboratorium ein feuerfestes Gemach, in welchem das Schmelzen der Erze und Abtreiben der Metalle vorgenommen wird.

**Labrador** oder **Neubritannien** ist eine mehr als 24,000 □M. umfassende Halbinsel im Nordosten von Nordamerika, welche von der Hudsonsstraße, dem atlant. Ocean, von der Belle-Isle-Straße, von Untercanada und von der James- und Hudsonsbai begrenzt wird. An der Nordostküste gibt es eine große Anzahl von Buchten und Baien, unter denen die Ungavabai an der Hudsonsstraße und die Mosquitobai an der Hudsonsbai die größten sind. Gegen das Frühjahr legen sich an diese Küste ungeheure Eismassen an. Das Innere ist gebirgig, außerordentlich rauh und unwirthlich, fast stets mit Schnee bedeckt. Eine Menge Seen durchziehen das Land und unter denselben ist der westl. liegende Clearwatersee der bedeutendste. Die Flüsse sind nicht in großer Anzahl vorhanden und unbedeutend. Als Producte sind Fische, besonders Walfische, Kabliaue und Lachse, Seehunde, verschiedene Arten pelztragender Thiere, Rennthiere, Seevögel, Marienglas, Eisen, Kupfer, Schwefel, Labradorsteine zu nennen. Im Norden und Osten wohnen Eskimos, im Süden und Westen Indianer. Die engl. Hudsonsbaigesellschaft hat die Factoreien Prinz von Wales, Yorkfort, Richmontfort, Madock, Ostmainfactorei und Thomsonshouse und in Unity, Okak, Hoffenthal und Nain sind herrnhuter Missionsniederlassungen. Der Portugiese Kaspar Corterreal hat L. 1496 entdeckt und 1576 unternahm Mart. Forbisher die erste Reise dahin. Es gehört den Engländern und steht unter dem Gouverneur von Neufundland. — Der **Labradorstein** ist eine Art Feldspath. Seine Hauptfarbe ist grau, doch spielt seine Fläche in den verschiedensten Farben, je nachdem man sie anders gegen das Auge hält. Man fand ihn zuerst in L., später aber auch in andern Gegenden Nordamerikas, in Ingermannland, Finnland und zu Mi… bei Sweaborg. Er wird zu allerlei Schmucksachen verwendet.

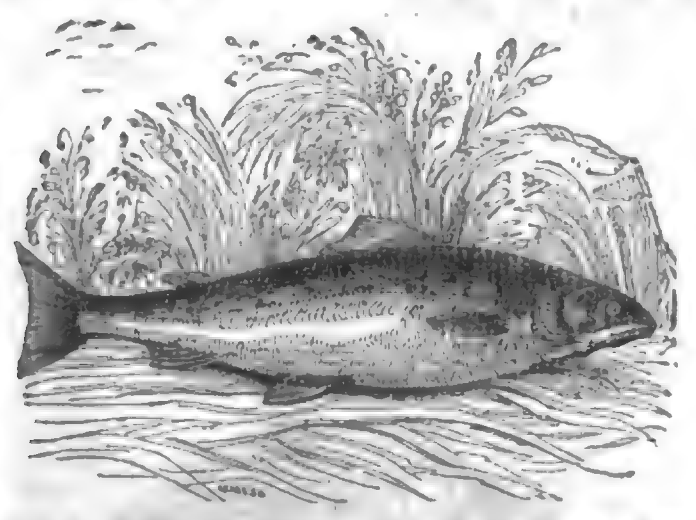
**Labyrinth** wurden im Alterthume mehre Bauwerke genannt, welche so angelegt waren, daß man sich in den v… fach verschlungenen Gängen, welche die zahlreichen Gemä… verbanden und in diesen selbst ohne besondere Leitung nicht zurechtfinden konnte. Das berühmteste, noch jetzt in seinen Trümmern großartige Labyrinth war das **ägyptische**. Dasselbe lag in Mittelägypten, oberhalb vom See Mö… in der Nähe von Krokodilopolis (Krokodilstadt) in einer Gegend, welche jetzt Fayum genannt wird. Der Erbauer desselben kann ebenso wenig mit Bestimmtheit angegeben werden, wie der Zweck, zu dem es errichtet wurde. Wahrscheinlich stand dasselbe, wie die ganze Religion der Ägypter, mit naturwissenschaftlichen Erkenntnissen in Beziehung und war eine symbolische Darstellung des Sonnen- und Planetenlaufs durch den Thierkreis. Es soll halb über, halb unter der Erde gestanden und 3000 Zimmer enthalten haben. Andern Überlieferungen nach wäre das Labyrinth ein großartiges Grabmal theils für die Könige, welche es erbaut, theils für heilige Thiere, namentlich Krokodile, gewesen. Gegenwärtig soll man noch ungefähr 150 Zimmer besuchen können, indem die übrigen durch Schutt und Finsterniß unzugänglich sind. — Das Labyrinth auf **Kreta** soll von **Dädalus** (s. d.) erbaut worden und später der Aufenthalt des Minotauros gewesen sein, welchen **Theseus** (s. d.) erlegte. Dasselbe war nicht sowol ein Bauwerk als eine große mit verschlungenen Gängen versehene Felsenhöhle, welche man auch in neuerer Zeit bei Gortyne wieder aufgefunden hat. Andere Gelehrte haben jedoch wahrscheinlich gemacht, daß in den Ruinen von Knossus auf **Kandia** (s. d.) die Überreste des Labyrinths zu suchen seien. — Das Labyrinth bei **Clusium** in Hetrurien war von Porsenna, dem gewaltigen Etruskerfürsten, welchem Rom fast gänzlich erlegen wäre, angelegt und zu seinem Grabmale bestimmt worden. — In übertragener Bedeutung hat man schon längst Labyrinth zur Bezeichnung jedes Verschlungenen und darum Dunkeln, darin man sich nicht zurechtfinden kann, gebraucht.

**Lächerlich** ist, was Lachen erregt, und da bekanntlich Thoren über sehr Vieles lachen, Weise über Weniges, so ist es ganz von der Individualität des Einzelnen abhängig, was für ihn lächerlich ist. Wahrhaft, d. h. auch für den gebildeten Menschen, lächerlich ist jedoch nur das an sich Nichtige und Bedeutungslose, insofern es sich den Schein des Wichtigen und Bedeutenden gibt, aber in seinem Bestreben durch seine eigne Ohnmacht vereitelt wird. Der Frosch, welcher sich zum Stier aufbläht, ist lächerlich, der Affe in der Perücke seines Herrn.

**Lachs** oder **Salm** ist der Name eines bekannten, der Forelle verwandten Fisches. Er hat einen hervorstehenden rüsselförmigen Oberkiefer, schwärzlichen Rücken und K… bläuliche Seiten und silberfarbenen Bauch, der jedoch, wo…

Digitized by Google

die Kehle, ins Röthliche spielt. Er wird oft an sechs Fuß lang und über 50 Pf. schwer; der Kopf ist im Verhältniß zu dem übrigen Körper klein. Er ist wegen seines sehr wohlschmeckenden Fleisches beliebt. Im Frühlinge ziehen die



Lachse in großen Gesellschaften aus dem Meere weit in die Ströme hinauf (im Rhein z. B. bis in die Schweiz und in der Elbe bis nach Böhmen), laichen daselbst und kehren dann in das Meer zurück. Nur einzelne bleiben während des Winters an tiefen Stellen in den Flüssen zurück. Wenn der Lachs stromaufwärts zieht, so sucht er alle ihm entgegenstehenden Hindernisse zu übersteigen, er überspringt dabei 5—8 F. hohe Wehre und zwar dadurch, daß er den Schwanz in das Maul nimmt, dann ihn plötzlich fahren läßt und so heftig gegen das Wasser schnellt, daß der ganze Körper hoch emporgeschleudert wird. Bei stillem Wetter streift er an der Oberfläche hin, und man kann dann das Geräusch der schwimmenden Fische deutlich hören; bei großer Hitze oder Sturm geht er dagegen in die Tiefe. Am Rhein wird der bis zu Jakobi gefangene Fisch Salm, der später gefangene Lachs und der einjährige Sälmling genannt. Der noch nicht ein Jahr alte Fisch heißt Lachskind oder Lachsfauze, der fette ausgewachsene Weißlachs, der abgemagerte Graulachs, das in der Laichzeit gefangene Männchen Kupferlachs, nach der Laichzeit Wracklachs. Den in der See gefangenen nennt man wegen des fleischfarbigen Randes an den Schuppen Rothlachs, auch Kalbfleischlachs. Der Lachsfang geschieht durch starke Ziehnetze, durch Gitterkasten, hölzerne Reußen, Hamen und Angeln. Auch pflegt man ihn in einigen Gegenden des Nachts beim Strohfeuer oder brennenden Kienspähnen oder bei Fackeln mit dem Speer zu stechen, weil er nämlich dem Lichte nachgeht. Der beste Lachs ist der, welcher im Rheine und in der Weser gefangen wird. Minder gut ist der Elblachs, und der Oderlachs hat ein starres, mageres Fleisch. Sein Fleisch ist röthlich und zwar um so schöner gefärbt, je fetter es ist. Man verzehrt ihn sowol frisch als marinirt, eingesalzen und geräuchert. Früher, ehe man ihm so sehr nachstellte, wie gegenwärtig geschieht, war der Lachs weit häufiger als jetzt und nicht nur in Schottland, sondern auch in Deutschland, z. B. in Sachsen, wurden so viele Lachse gefangen, daß sie eine gewöhnliche Hauskost für das Gesinde abgaben.

**Lachter**, **Berglachter** oder **Klafter** ist ein im Bergbau gebräuchliches Längenmaß. Dasselbe wird gewöhnlich in 8 Achtel getheilt. Jedes Achtel besteht wieder aus 10 **Lachterzollen**, jeder Lachterzoll aus 10 **Primen** oder **Peinen**, jede Prime aus 10 Secunden. In neuerer Zeit hat man das Lachter auch in 10 Fuß, den Fuß in 10 Zoll, den Zoll in 10 Linien getheilt. Die Größe des Lachters ist an den verschiedenen Orten verschieden. In Klausthal beträgt es 5 F. 11 Z. $^4/_5$ Lin. pariser Maß; in Dänemark 6 F. 2 Z. $3^1/_5$ Lin.; in Freiberg 5 F. 11 Z. 9 Lin.; zu Joachimsthal in Böhmen 5 F. 10 Z. $10^9/_{20}$ Lin.; in Preußen 6 F. 5 Z. $3^1/_2$ Lin.; in Sachsen 6 F. 1 Z. $3^7/_{10}$ Lin. oder $3^1/_3$ leipz. Ellen; in Schemnitz 6 F. 2 Z. $9^4/_5$ Lin. — Zum Messen der Entfernungen und Tiefen bedient man sich in den Bergwerken der **Lachterschnur** oder **Lachterkette**, welche aus ungeglühtem Messingdraht geflochten ist und 5—6 Lachter lang ist.

**Lack** oder **Lackfirniß** werden verschiedene Auflösungen harziger Substanzen in gewissen Flüssigkeiten genannt, welche, auf allerlei Gegenstände aufgetragen, auf diesen einen Überzug bilden, der einen hohen Grad von Glanz durch Schleifen und Poliren annimmt. (Vgl. Firnisse.) Das aus dem Persischen stammende Wort Lack bezeichnet aber eigentlich jede glänzendrothe Farbensubstanz und im engern Sinne den sogenannten **Gummilack**. Dieses Harz liefern mehre ostind. Gewächse, namentlich verschiedene Ficus- und Crotonarten u. A. Ein zur Gattung der Schildläuse gehörendes Insekt (lat. Coccus laccae) sticht nämlich in die jungen Zweige der erwähnten Gewächse, und aus den so entstandenen Öffnungen fließt die harzige Materie, welche das Gummilack gibt. An den Zweigen saugen sich die Weibchen der Schildläuse an und lassen sich von den Männchen befruchten. Darauf bildet der auslaufende Saft des Gewächses gleichsam eine Zelle um das Weibchen, welches allmälig zu einer Blase anschwillt, die von einer rothen Flüssigkeit erfüllt wird und in der die Maden der Lackschildläuse sich ausbilden. Nach und nach verzehren die jungen Thierchen jene rothe Flüssigkeit und brechen endlich durch. Indem man die Äste, welche mit einer Menge der erwähnten Zellen umgeben sind, ablöst, erhält man den **Stangen-**, **Stock-** oder **Holzlack**. Öffnet man eine der durchscheinenden Zellchen, so findet man häufig noch feine weiße Häutchen, die Überbleibsel der Blase, in welche sich das Thier verwandelte, und kaut man den Stocklack, so erweicht er sich, färbt den Speichel violetroth und hat einen bitterlich zusammenziehenden Geschmack. Auf Kohlen geworfen, verbreitet der Stangenlack einen angenehmen Geruch. Durch Klopfen befreit man die Stücke von dem Holzantheil und erhält dann den **Körner-** oder **Samenlack**, der aus unregelmäßigen erbsengroßen Stücken besteht, die fast ganz geschmacklos, mattglänzend, gelblich oder rothbraun sind. Schmilzt man dieselben zusammen, so erhält man endlich den **Klumpenlack**. Derselbe besteht gewöhnlich aus runden oder ovalen Scheiben, 2—$2^1/_2$ Zoll im Durchmesser haltend, von dunkelbrauner Farbe. Wird der Körnerlack, nachdem er durch Auskochen seines Farbestoffs beraubt worden ist, in einem 2—3 Zoll dicken und einige Ellen langen Sacke über Feuer geschmolzen, so erhält man den **Schellack**, **Tafel-**, **Platt-** oder **Schalenlack**. Sowie der Körnerlack so erhitzt ist,

Digitized by Google

daß er durch die Leinwand zu dringen beginnt, so wird der Beutel vom Feuer entfernt, gedreht und die abfließende Flüssigkeit auf untergelegte Pisangblätter abgetröpfelt, wo sie alsbald erhärtet. Der Schellack wird nach der Farbe in blonden, hellen, orangefarbenen und dunkeln unterschieden. Durch Entfärbung mit Chlor erhält man weißen Schellack; dieser steht aber an Klebkraft dem braunen Schellack nach. Die verschiedenen Arten des Gummilacks werden, in starkem Weingeist gelöst, zur Tischlerpolitur, zur Fabrikation des Siegellacks, mit feinem Ziegelmehl zusammengeschmolzen zum Kitt für Glas- und irdene Waaren, bei der Seidenhutfabrikation, in Ostindien zur Herstellung von allerlei Zierrathen u. s. w. verbraucht. Der aus dem Stocklack ausgezogene rothe Farbestoff gibt den **Lacklack**, **Lackdye** oder **Färberlack**, welchen gegenwärtig die Färber allgemein statt der Cochenille anwenden. Noch concentrirter enthalten ist der Farbestoff in dem seit 1815 von den Gebrüdern Ofenheim in Wien erfundenen **ofenheimer Roth**. — Die Kunst des **Lackirens** besteht theils in der Bereitung der verschiedenen Lackfirnisse, theils in der Kunst des Auftragens und Polirens dieser Firnisse. Die **lackirten Waaren** werden überdies noch durch Vergoldung, Versilberung, Gemälde, künstliche Gründe (z. B. Marmorgrund, lasirten Gold- und Silbergrund, Moirégrund u. s. w.) verziert.

**Lackmus** ist ein blauer Farbestoff, welcher aus mehren Flechtenarten, besonders aus Roccella oder Lecanora tinctoria, die an den felsigen Küsten von England, den canarischen Inseln u. s. w. in Menge vorkommen, bereitet wird. Lange Zeit wurde die besonders in Holland betriebene Fabrikation geheim gehalten. Die Flechten werden gemahlen, dann mit Potasche und Harn der Gährung überlassen, bis sich eine purpurrothe Farbe entwickelt. Hierauf setzt man gebrannten Kalk und einen neuen Antheil Harn hinzu und läßt sie abermals gähren. Nach 2—3 Wochen wird Kreide oder Gyps zugesetzt, die Masse zu kleinen Würfeln geformt und im Schatten getrocknet. Das gute Lackmus muß eine veilchenblaue Farbe zeigen, leicht zerreiblich sein und sich leicht in Wasser und verdünntem Weingeist auflösen. Die Auflösung des Lackmus, die **Lackmustinctur**, hat die Eigenthümlichkeit, daß sie durch jede Art Säure geröthet wird; daher benutzt man sie und besonders auch mit ihr getränktes Papier, **Lackmuspapier** (welches man in die zu prüfende Flüssigkeit taucht), um die Gegenwart einer Säure zu erkennen. Man braucht übrigens das Lackmus vorzüglich als Anstrichfarbe, zum Färben des Papiers, des Weins, des Essigs u. s. w. Im Handel kommt es in Gestalt kleiner viereckiger Stücke vor.

**Ladogasee** (der) ist der größte europ. Landsee. Er umfaßt 300 □M. und liegt zwischen den russ. Gouvernements Petersburg, Olonez und Finnland. In ihn ergießen sich 70 Flüsse und er selbst ergießt sich durch die Newa in den finnischen Meerbusen. Da die Schiffahrt in ihm wegen der vielen Sandbänke, Klippen und Untiefen sehr gefährlich ist, so hat Peter der Große 1719 den Bau des erst 1732 vollendeten **Ladogakanals** begonnen. Dieser Kanal, längs des Süduferš des Sees von Schlüsselburg bis zum Swir setzt Petersburg mit dem See in Verbindung. Er bildet so einen Theil der großen Wasserverbindung zwischen dem kaspischen Meere mit der Ostsee. Auf den Inseln des Ladogasees gibt es zahlreiche Seehunde und Robben.

**Lafayette** (Gilbert Mottier, Marquis de), der berühmte Vertheidiger der Freiheit in Nordamerika und Frankreich, wurde am 6. Sept. 1757 zu Chavagnac in Frankreich, im Departement der obern Loire, geboren. Er gehörte einem

sehr alten und vornehmen Geschlechte an und wurde schon in seinem 16. Jahre mit der Tochter des Grafen von Noailles d'Ayen vermählt, um eine Anstellung am königl. Hofe zu erlangen, zu deren Übernahme er selbst sich aber nicht entschließen konnte. Nachdem der amerik. Freiheitskrieg ausgebrochen war, faßte L. die Idee desselben mit Begeisterung auf und ließ sich dem Vertreter Nordamerikas, dem berühmten **Franklin** (s. d.), in Paris vorstellen. Obschon die amerik. Angelegenheiten damals sehr mislich standen, so ließ sich der junge L. doch nicht abhalten, auf seine Kosten eine Fregatte auszurüsten und auf derselben 1777 nach Amerika zu gehen und hier als Freiwilliger in Dienst zu treten. Er wurde hierauf vom Congresse zum Generalmajor ernannt, zeichnete sich bei mehren Gelegenheiten aus und erhielt öffentliche Danksagungen vom Congreß. Nachdem Frankreich die Freistaaten anerkannt hatte, ging L. 1779 nach seinem Vaterlande zurück, um von hier aus den Amerikanern Unterstützung zu verschaffen. Bei seiner Wiederankunft in Amerika verkündete er ein franz. Unterstützungscorps und wurde zu Boston glänzend empfangen. Abermals ging er nach Frankreich, um neue Mannschaften für Amerika zu gewinnen, und eben im Begriff, mit diesen in See zu gehen, erhielt er Nachricht von dem versailler Frieden. Als einige Jahre später L. nach Nordamerika kam, so ward er in Erinnerung seiner Verdienste auf das glänzendste empfangen. Man ertheilte ihm und seinem Sohne das Bürgerrecht und zugleich das Recht, den Sitzungen des gesetzgebenden Körpers beizuwohnen. Nach Europa zurückgekehrt, reiste er nach Deutschland und fand hier bei Kaiser Joseph II. und Friedrich dem Großen die ehrenvollste Aufnahme. In Frankreich

Digitized by Google

reich wurde 1787 die Versammlung der Notabeln berufen und in ihr sprach L. für Abschaffung der veralteten Misbräuche, drang auch auf Zusammenberufung der Nationalversammlung, in die er selbst 1789 gewählt wurde. Er trat mit Besonnenheit für die Sache der Freiheit auf, foderte zur Erklärung über die Menschenrechte auf, wurde zum Generalcommandanten von Paris ernannt und richtete die Nationalgarde daselbst ein. Er war es auch, der den Befehl zur Schleifung der Bastille gab und der die dreifarbige Cocarde einführte. Bei Hofe war L. verhaßt, obschon er am 6. Oct. die königl. Familie zu Versailles rettete und überhaupt aufs eifrigste bemüht war, das pariser gemeine Volk im Zaume zu halten, welches zu allen Arten von Ausschweifungen sich berechtigt glaubte. Er verlangte die Einführung der Geschworenengerichte, die Abschaffung der Sklaverei, die Aufhebung der Orden und des Erbadels, aber er lehnte es ab, als man ihn zum Dictator oder Generallieutenant des Königreichs ernennen wollte, sowie er auch seine Ernennung zum Oberbefehlshaber sämmtlicher Nationalgarden hintertrieb. Er war nebst Bailly der Stifter des Clubs der Feuillans. Nachdem die Constitution angenommen worden war, zog sich L. auf sein Landgut zurück; doch die Berufung zur Ardennenarmee brachte ihn wieder auf den Schauplatz der Begebenheiten, wo er sich ehrenvoll behauptete. Indeß wurde er selbst in Paris verleumdet und zugleich erfuhr er, daß auch der König und die Verfassung bedroht würde. Muthig eilte er 1792 nach Paris, sprach in der Nationalversammlung für die Rechte des Throns und wollte, die von der Bergpartei aus drohende Gefahr übersehend, den König nach Compiegne in Sicherheit bringen. Aber der König ging auf seinen Plan nicht ein, und L.'s Feinde hatten diesen so in der Volksgunst zu stürzen gewußt, daß ihn der Pöbel von Paris im Bildniß öffentlich verbrannte. Aber, in Anklagezustand versetzt, ward L. freigesprochen. Indeß sah er ein, daß er seinen Gegnern nur durch Entzündung eines Bürgerkriegs würde die Spitze bieten können, und dieses Mittel verschmähend, von der republikanischen Partei geächtet, verließ er Frankreich, um sich in ein neutrales Land zu begeben. In Begleitung mehrer gleichgesinnter Freunde kam er nach Rochefort in Flandern. Hier bemächtigten sich die Östreicher der Angekommenen und brachten sie erst nach Wesel, dann nach Olmütz. Der Versuch, L. zu befreien, welchen ein Deutscher, Namens Bollmann, der seit längerer Zeit in Paris und London gelebt hatte, unternahm, schlug fehl und erst in Folge der Unterhandlungen zu Leoben erlangte L. durch den Einfluß Napoleon's 1797 die Freiheit wieder. Er blieb noch eine Zeit lang in Hamburg und kehrte erst nach dem 18. Brumaire (9. Nov. 1799), an welchem Napoleon die Directorialregierung vernichtete, nach Frankreich zurück. Das Mistrauen, welches er offen gegen Napoleon äußerte, zog ihm dessen Unwillen zu und seitdem erschien L. nicht wieder an Napoleon's Hofe, sondern lebte auf seinem Landsitze Lagrange in Auvergne, welcher ihm allein von seinen frühern Besitzungen übrig gelassen worden war. Als nachher die Heere der Verbündeten gegen Frankreich rückten, ließ sich L. zum Mitgliede der Deputirtenkammer wählen, nachdem er die von Napoleon ihm angetragene Pairswürde abgelehnt hatte. Nach der Schlacht von Waterloo drang er auf Napoleon's Abdankung und ging als Commissar zu den Verbündeten, um wegen eines Waffenstillstandes zu unterhandeln. Er wurde aufgehalten, bis Paris capitulirt hatte; kräftig erklärte er sich gegen die Auslieferung Napoleon's. Nachdem die Deputirtenkammer militairisch aufgehoben worden war, unterzeichnete L. die Protestation gegen diese Gewaltthat und begab sich wieder nach seinem Landgute Lagrange. Obschon später die Regierung ihren Einfluß dahin aufbot, daß L. nicht in die Deputirtenkammer komme, so behauptete derselbe doch 1818—24 seinen Sitz in derselben. Er hielt fortwährend streng an den Grundsätzen fest, welche sein Auftreten bei Beginn der franz. Revolution bestimmt hatten. Von 1824—25 folgte er einer Einladung des Präsidenten des Congresses der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Begleitet von seinem Sohne, wurde L. zu Neuyork und überall, wohin er sich begab, „als Gast der Nation" auf das ehrenvollste aufgenommen. Nach Frankreich zurückgekehrt, wurde er wieder zum Mitgliede der Kammer der Abgeordneten erwählt. Im Sommer 1829 reiste L. durch einige südl. Departements und wurde überall mit lautem Beifall begrüßt und als er nach Paris 1830 zurückkehrte, brach die Juliusrevolution aus. Am 29. Jul. wurde er zum Oberbefehlshaber der Nationalgarde ernannt, die er durch eine öffentliche Bekanntmachung wiederherstellte. Er gab seine Zustimmung zur Erhebung des Herzogs von Orleans, doch er wollte einen Königsthron, umgeben mit republikanischen Einrichtungen. Am 7. Aug. erklärte er auf dem Balcon des Palais royal Ludwig Philipp für die beste der Republiken; sein Ansehen befestigte den Thron des Königs der Franzosen. Hierauf ward er am 16. Aug. zum Oberbefehlshaber sämmtlicher Nationalgarden in Frankreich ernannt. Doch L. mußte erleben, daß sich der Thron mit republikanischen Einrichtungen als ein Traumbild erwies und schon am 25. Dec. verlangte er seine Entlassung als Oberbefehlshaber der Nationalgarden. Als Mitglied der Kammer erwies sich L. fortwährend seinem alten Wahlspruche: „Freiheit und öffentliche Ordnung" treu. Nach dem Falle Warschaus trat er als eifriger Beschützer der poln. Flüchtlinge auf. Ergeben den Überzeugungen eines Republikaners, sich selbst niemals untreu werdend, nie der Stimme des Ehrgeizes gehorchend, hat er seine Grundsätze stets mit der würdigen Ruhe der Überzeugung verfochten, nie durch Leidenschaftlichkeit zu gesetzlosen Handlungen sich hinreißen lassen und mit Lebensgefahr ebenso sehr für die Ordnung im Staate gekämpft, wie für die Freiheit desselben. Daher haben ihm auch die Vernünftigen aller Parteien nie ihre Achtung versagen können und nur die Unbesonnenen seiner eignen Partei haben ihn geschmäht. Nachdem er bei vollem Bewußtsein am 20. Mai 1834 zu Paris gestorben war, wurde in Nordamerika wie in Frankreich seine Todtenfeier mit allgemeiner Theilnahme begangen.

**Lafontaine** (Jean de), der berühmte Fabeldichter der Franzosen, der wegen der Güte seines Herzens den Beinamen le bon homme (d. h. der gute Mann) erhalten hat, wurde 1621 in der Champagne geboren und wollte sich dem geistlichen Stande widmen, welchen Plan er jedoch bald wieder aufgab. Zufällig machte er die Bekanntschaft der Gedichte Malesherbes' und wurde durch dieselben veranlaßt, sich

eine genauere Kenntniß der Literatur zu verschaffen. Sein Vater verschaffte ihm eine Anstellung und eine Frau, welche L. jedoch verließ, um sich nach Paris zu begeben. Hier fand er durch sein poetisches Talent Freunde und Gönner und erhielt bald eine Pension. Indeß wußte sich L. so wenig in das bürgerliche Leben zu finden, daß er fortwährend in Verlegenheiten schwebte, aus welchen ihn endlich Frau von Sablière zog, indem sie ihn in ihr Haus aufnahm und für ihn sorgte. Im J. 1684 wurde er Mitglied der Akademie. L. ließ sich in allen Dingen leiten wie ein Kind, hatte alle Vorzüge des kindlichen Gemüths, aber auch alle Unvollkommenheiten desselben und lebte bis kurz vor seinem Tode in unbefangenem Leichtsinn hin. Auf die Vorstellungen eines Geistlichen war er die letzten Jahre seines Lebens eifrig für sein Seelenheil besorgt, bis er 1695 starb. Die Kindlichkeit und Naivetät, welche in seinen „Erzählungen" und „Fabeln" herrscht, die Gewandtheit der Sprache, der geistreiche Anstrich sind die Hauptvorzüge seiner Poesie. Viele seiner Erzählungen sind schlüpfrig, ohne jedoch gemein zu sein, und charakterisiren den Geschmack seiner Zeit. Den Stoff zu seinen poetischen Darstellungen hat L. stets entlehnt, nie selbständig geschaffen. Catel hat seine Fabeln ins Deutsche übersetzt (4 Bde., Berl. 1791—94). Die beste Ausgabe seiner sämmtlichen Werke in franz. Sprache mit 147 Kupfern besorgte Walckenaer (neueste Aufl., 6 Bde., Paris 1822—23).

**Lafontaine** (Aug. Heinr. Jul.), ein früher sehr beliebter deutscher Romanschriftsteller, wurde 1759 zu Braunschweig geboren und studirte in Helmstedt Theologie. Im J. 1786 wurde er beim preuß. General von Thadden in Halle Hauslehrer und 1789 Feldprediger. Nachdem er als solcher 1792 mit dem preuß. Heere in der Champagne gewesen war, kam er nach dem baseler Frieden nach Halle zurück und lebte dort ohne Anstellung bis zu seinem 1831 erfolgten Tode. Seine Romane, unter denen der „Sonderling" (1792), „Quinctius Heymeran von Flamming" (1795) und „Die Familie von Halden" (1797) wol die besten sind, fanden am Ende des vorigen und noch zu Anfang dieses Jahrhunderts einen außerordentlichen Beifall. Sie zeichnen sich durch lebendige Darstellung, Gemüthlichkeit, wackere Gesinnung, anziehende Charaktere aus, aber es herrscht auch in ihnen eine Weichlichkeit der Empfindung, Kraftlosigkeit und Einförmigkeit, welche immer mehr bemerkt wurde, je mehr sich das deutsche Volk selbst zu einem kräftigern Dasein aufschwang und je mehr man erkannte, daß krankhafte Empfindelei weit entfernt von wahrem und tiefem Gefühl ist.

**Lager**, ein im Allgemeinen einen Aufenthaltsort bezeichnendes Wort, wird vorzugsweise im Kriegswesen zur Bezeichnung des Orts gebraucht, an welchem sich die Soldaten in größern Abtheilungen während der Nacht, oder mehre Tage und Nächte lang im Freien aufhalten, lagern oder campiren. Wenn die Truppen nur auf eine Nacht zum Aufenthalt im Freien genöthigt sind, namentlich wenn der Feind in der Nähe ist und die Krieger jeden Augenblick schlagfertig sein müssen, so pflegen sie sich, ohne die Kleidung abzuthun, nur in die Mäntel gehüllt, auf den Boden zu legen, und man nennt diese Art von Lager Bivouac, ein franz. Wort, welches von dem deutschen Beiwacht gebildet ist. In den letzten Kriegen mit Frankreich kam diese Art zu lagern in allen Armeen auf, sodaß die eigentlichen Lager unter Zelten nur noch bei den Engländern eingeführt blieben. In dem eigent- lichen Lager nämlich sind die Soldaten durch Hütten a Stroh oder Baumzweigen oder durch Zelte aus Leinw vor den nachtheiligen Einflüssen der Witterung geschützt. neuester Zeit sind auch bei der preuß. Armee die Zelte der eingeführt worden. Die Lager sind entweder Mar lager oder Standlager. Jene sind nur leicht aufgeschl gen, weil sie nur zum Campiren während einer kurzen dienen sollen; diese werden künstlicher angelegt und je dem Zwecke, zu dem sie bestimmt sind. Im Allgem muß bei den Standlagern während des Krieges auf die stigkeit des Orts Rücksicht genommen werden; es müssen auch Befestigungen angelegt werden, um vor einem falle sicher zu sein, und eine Hauptrücksicht ist die auf Operationen, welche vom Lager aus gegen den Feind ternommen werden sollen. Im Frieden, bei Manoeuvern Revuen, werden häufig Lustlager bezogen, bei denen allerdings auch zur militairischen Übung alle die Rück nimmt, welche bei Standlagern im Kriege zu nehmen überdies aber auch auf die Eleganz der Einrichtung legt. Nicht nur für die nöthigsten Bedürfnisse, zu namentlich die Anlegung von Brunnen oder die Zuleitun ten Wassers gehört, wird gesorgt, sondern man sucht auch Kriegern und den hohen Personen, welche dem Mano oder der Revue beiwohnen, die höhern Genüsse des Leben verschaffen. Die Lustlager der preuß. und der russ. Armeen ben in dieser Beziehung in neuester Zeit Aufsehen erre

**Lago maggiore** (d. h. der größere See), bei den Römern Lacus Verbanus genannt, ist ein durch Größe Schönheit ausgezeichneter See in Oberitalien. Er liegt der Grenze zwischen Piemont, der Lombardei und dem Sch zercanton Tessin, wird vom Tessin, einem Nebenfluß Po, gebildet und ist 7½ M. lang, 1—2 M. breit. Ufer sind überaus schön, im N. und W. erheben sich wildromantische Berge und im S. und O. ist das U grünen Hügeln bedeckt, auf denen Laubholz und Reben wechseln. Es herrschen auf ihm abwechselnd zwei der Tevano bläst von 2 Uhr Nachts bis 10 Uhr M von N. nach S., während der Breva von Mittag bis ternacht in entgegengesetzter Richtung weht. Auf einem len Busen des Sees nach SW. hin erheben sich die B meischen Inseln Isola bella und Isola madre, und an Ufern desselben liegen die freundlichen Städte Intra Palanza.

**Lagrange** (Jos. Louis), einer der ausgezeichnetsten Ma thematiker, wurde 1736 zu Turin geboren, zeichnete schon im Jünglingsalter durch tiefe mathematische Kenn nisse aus und wurde mit 19 Jahren Professor der Mat matik an der Artillerieschule zu Turin. Nach des gro Euler (s. d.) Tode als Director der Akademie der W senschaften nach Berlin gerufen, blieb er dort bis nach Fried rich's des Großen Tode, worauf er sich 1787 nach Paris be gab. Obgleich von der Nationalversammlung seine Verdien anerkannt wurden, so gerieth doch auch L. in die Gefahr welche die Revolution über alle ausgezeichnete Menschen he beiführte. Dennoch wies er eine Stelle bei der nach Pe ßen bestimmten Gesandtschaft, durch welche man ihn de Gefahr entrücken wollte, ab. Nach Wiederherstellung de

Ordnung wurde er Professor an der Normalschule und an der polytechnischen Schule zu Paris. Mit neuem Eifer wendete er sich wieder den Wissenschaften zu, sein Ruhm stieg

immer höher und die Regierung beauftragte den franz. Gesandten in Turin, L.'s Vater aufzusuchen und ihn im Namen Frankreichs Glück zu dem Besitz solch eines Sohnes zu wünschen. Auch Napoleon ehrte L. hoch. Derselbe war das erste Mitglied des Instituts gewesen, wurde nachher Mitglied des Senats, Großkreuz der Ehrenlegion und endlich in den Grafenstand erhoben. Nach seinem 1813 erfolgten Tode ward er im Pantheon beigesetzt. Seine mathematischen, diese Wissenschaft glänzend fördernden Werke haben wiederholte, zum Theil noch von ihm selbst verbesserte Ausgaben erlebt.

**Lähmung** nennt man einen von innern Ursachen abhängigen Zustand von Unfähigkeit eines Organs zu der ihm zukommenden Bewegung; da aber diese zunächst durch die Thätigkeit der Muskeln vermittelt wird, so bezieht sich diese Benennung meist nur auf mit Muskeln versehene Theile. Nicht mit dem Eintritte von Lähmung nur das Bewegungsvermögen verloren, so heißt dieselbe eine unvollkommene, eine vollkommene dagegen, sobald gleichzeitig auch die Fähigkeit zu empfinden aufgehoben wird, wo dann gewöhnlich das betroffene Glied abzehrt (schwindet) und wassersüchtig anschwillt. Betrifft die Lähmung nur die Muskeln einer Hälfte des Körpers oder auch nur die der Gliedmaßen einer Seite desselben, so bezeichnet man sie mit der Benennung halbseitige Lähmung; Querlähmung aber heißt sie, wenn beide obere oder beide untere Gliedmaßen gelähmt sind. Außerdem beobachtet man vereinzelt Lähmungen der Augenlider, besonders des obern Augenlides, der männlichen Geschlechtstheile, der Schließmuskeln der Blase, des Mastdarms u. s. w. Lähmungen treten oft sehr plötzlich ein, wie z. B. nach Schlagflüssen, oder entwickeln sich sehr allmälig. In letzterm Falle pflegen der Lähmung ein Gefühl von Taubheit und Eingeschlafensein mit Kriebeln, ziehenden Schmerzen und einer eignen Empfindung von Kälte, große Müdigkeit, Schwere und Unbeweglichkeit des bedrohten Theiles vorauszugehen. Die häufigsten Ursachen der Lähmung sind der Blutschlagfluß und Nervenschlagfluß, sowie die Wassersucht des Gehirns und Rückenmarks; außerdem können aber auch Bildungsfehler im Gehirn und Rückenmark, Verkrümmung und Knochenfraß der Wirbelsäule, Erschütterungen des Gehirns und Rückenmarks durch Stöße und Schläge auf dem Schädel und das Rückgrath, Druck, Quetschung, Krankheit einzelner Nerven, daher selbst anhaltende Nervenschmerzen durch Entartung der Nervensubstanz, Vergiftungen durch Arsenik, Blei, Quecksilber und narkotische Substanzen, der übermäßige Genuß geistiger Getränke, allzu heftige elektrische und galvanische Einwirkungen, mächtig ergreifende Gemüthsbewegungen, besonders wenn sie plötzlich einwirken, wie namentlich heftiger Schrecken und Furcht, mancherlei Nerven- und Geisteskrankheiten, wie der sogenannte Typhus, die Epilepsie, der Veitstanz, Blödsinn u. s. w., ein hoher Grad von Nervenschwäche, sei sie angeboren oder erworben, Versetzungen von Gicht, Rheumatismen und Hautausschlägen, endlich eine fehlerhafte Mischung des Bluts Veranlassung zu Lähmungen sein. Im Allgemeinen gehören dieselben zu den sehr schwer heilbaren Krankheiten. Am meisten Hoffnung zur Heilung gewähren noch die erst vor Kurzem und besonders die nach dem Blutschlagflusse eingetretenen. In der großen Mehrzahl der Fälle bleiben die Lähmungen lebenslänglich auf demselben Grade stehen oder nehmen unmerklich zu und werden, sobald sie sich auf innere Theile erstrecken, tödtlich. Gehen sie aber ja in Gesundheit über, so geschieht dies gewöhnlich unter dem Eintritte von Schweißen und Hautausschlägen, unter Rückkehr der natürlichen Wärme und Zunahme der Ernährung, bisweilen auch unter dem Gefühle von Ameisenlaufen und leichten Zuckungen in dem gelähmten Gliede.

**Lahn** ist dünner geglätteter Metalldraht aus Gold oder Silber, der entweder glatt oder mit Seide übersponnen zur Herstellung von Borten, Spitzen, Stickereien, kostbaren Stoffen u. s. w. verwendet wird.

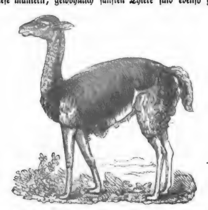
**Laien** heißen nach dem Begriffe der katholischen Kirche alle nicht zum (religiös bevorzugten) geistlichen Stande gehörenden Christen oder der dem Klerus (s. d.) entgegengesetzten Stand der Weltleute. Im Mittelalter suchten häufig Laien aus dem männlichen und weiblichen Geschlechte ihre Frömmigkeit und ihren Eifer für die Religion dadurch der Kirche an den Tag zu legen, daß sie sich in den Klöstern den äußerlichen Verrichtungen unterzogen; sie hießen Laienbrüder und Laienschwestern, und unterschieden sich von den wirklichen Ordensgliedern durch die Kleidung und dadurch, daß sie nur das Gelübde des Gehorsams ablegten. Ein Laienpriester oder Weltgeistlicher ist ein Priester,



Digitized by Google

welcher keinem bestimmten Klosterorden angehört; eine **Laienpfründe** eine Pfründe, welche ein Weltlicher besitzt; eine **Laienpräbende** aber ein Einkommen des Klosters, mit welchem Hülfsbedürftige, so lange sie leben, unterstützt werden. — In der protestantischen Kirche, welche die beiden Stände nur in Beziehung auf das Lehr- und Seelensorgeramt trennt, wird das Wort nicht streng in dem Sinne genommen, in dem es die katholische Kirche gebraucht. — Da im Mittelalter die Geistlichen die einzigen Gelehrten waren, so bedeutet Laie oft so viel als einen Ungelehrten. Die Redensart, ein „Laie in einer Kunst oder Wissenschaft sein" sagt deshalb so viel, als derselben unkundig sein, von ihr keine Kenntniß besitzen.

**Lama** (das) oder **Llama**, **Glama**, die **Kameelziege** ist ein zum Geschlechte der Kameele gehörendes Säugthier, welches aber nur im Oberkiefer einen Eckzahn, keinen Buckel und weichere Haare hat. Das wilde Lama, welches **Guanako** genannt wird, lebt in Heerden auf den Anden, dem großen Gebirge Südamerikas. Es läßt sich leicht zähmen und wird besonders in Peru als Hausthier gebraucht. Die Haare des wilden Lama sind lang, grob, kastanienbraun, am Bauche weiß, wogegen das zahme Thier kurze, glatte, röthliche, weiße, schwärzliche oder gefleckte Haare bekommt. Das Lama erreicht eine Höhe von vier und eine Länge von sechs Fuß. Der kleine Kopf hat Ähnlichkeit mit dem eines Füllen, der Schwanz ist kaum acht Zoll lang, und wo sich Brust und Leib aneinanderschließen, liegt eine breite Schwiele. Diese muntern, gewöhnlich sanften Thiere sind ebenso ge-



schickt, gleich den Gemsen zu klettern, wie Lasten sichern Schritts zu tragen. Man kann ihnen 100—150 Pfund auflegen; ist ihnen aber die Last zu schwer, so bewegen sie sich nicht von der Stelle und gerathen durch Schläge so in Wuth, daß sie einen scharfen Geifer von sich spritzen, welcher auf der Haut rothe Flecke und Blasen erzeugen soll. Die Haare des Lama nimmt man zur Bereitung grober Decken, ihre Haut zu Schuhen und Pferdegeschirr, ihr Fleisch wird gegessen und soll Ähnlichkeit mit Hammelfleisch haben. Auf die wilden Lamas wird von den Peruanern mit Hunden Jagd gemacht.

**Lamartine** (Alphonse de), eigentlich de Prat, ein noch lebender ausgezeichneter franz. Dichter, wurde 1792 zu Macon geboren. Er war den revolutionnairen Gesinnungen iner Zeit von Jugend auf abhold und trat daher nur während der kurzen Zeit der ersten Rückkehr der Bourbons in Staatsdienste. Die königl. Leibwache, in welcher L. eingetreten war, wurde bei Napoleon's Rückkehr aufgelöst. Seit 1820 war er Gesandtschaftssecretair erst in Neapel, dann in London, zuletzt in Florenz, wo ihm eine Stelle in seinen Gedichten einen Zweikampf zuzog. Nachdem er den Staatsdienst abermals verlassen, lebte er abwechselnd in Paris und auf seinem Schlosse Pierrepoint, wurde 1829 Mitglied der franz. Akademie und trat nach der Julisrevolution als Deputirter in die Kammer, wo er zur Opposition gehört. Nach einer 1832 unternommenen großen Reise nach Konstantinopel, Syrien und Ägypten wurde er 1834 zum Director der Akademie gewählt. Seine Gedichte zeichnen sich durch hohe Vollendung in der Form, edle Sprache und religiös ernste Gesinnung aus. Seine 1820 zu Paris erschienene „Méditations poetiques" (deutsch von Schaub, Gm... 1823) begründeten seinen Ruf. Eine mit Kupfern gezierte Ausgabe seiner Werke erschien zu Paris seit 1836 in wöchentlichen Lieferungen. Gust. Schwab lieferte (Stuttg. 18..) eine vortreffliche Übersetzung seiner auserlesenen Gedichte.

**Lampen** sind Vorrichtungen zum Verbrennen einer leicht brennenden Substanz, welche theils den Zweck haben, zur Beleuchtung zu dienen, theils bestimmt sind, eine schnelle und concentrirte Hitze zu erzeugen. Die gewöhnlichsten Brennmaterialien der Lampen sind Öl, Weingeist oder brennbares Gas. Am gebräuchlichsten sind die Öllampen, obgleich man in neuerer Zeit auch transportirbare Gaslampen erfunden hat. Die Öllampen sind von sehr verschiedener Einrichtung. Die wesentlichsten Bestandtheile sind das Öl und der Docht. Um das Schmauchen der Ölflamme ganz oder zum Theil zu verhindern, hat man die Flamme mit einem gläsernen Cylinder umgeben, welcher eine vollständigere Verbrennung bewirkt; um den Luftzug zu vermehren, hat man den Docht cylinderförmig gemacht, sodaß mitten durch die ringsum brennende Flamme ein Kanal Luft in den Glascylinder führt, welcher die Flamme umgibt; um endlich das blendende Licht der Flamme von den Augen abzuhalten, hat man scheibenförmige, glockenförmige oder auch nach unten geschlossene Schirme von Glas, Papier oder Seide angebracht. An den größern Lampen, z. B. zur Straßenbeleuchtung, sind zur Verstärkung der Beleuchtung metallene glänzende, gewölbte Scheiben hinter die Flamme gestellt, um das Licht zurückzuwerfen. Einzelne nach besondern Eigenschaften oder nach ihren Erfindern benannte Lampen sind berühmt geworden. Die **Argandsche Lampe**, nach dem Erfinder genannt, hat, wie beschrieben wurde, cylinderförmigen Docht und einen die Flamme umgebenden Glascylinder. Die **Astrallampen** sind den Argandschen und den **Sinombrelampen** ähnlich. Eigenthümlich ist ihnen eine halbkugelförmige Glocke, welche auf dem kreisrunden Ölgefäß aufsteht. **Hydrostatische Lampen** werden solche genannt, die eine derartige Einrichtung haben, daß durch den gleich erhaltenen Druck einer Flüssigkeit eine gleichbleibende Speisung des Do...

bezweckt wird. Man hat auch Lampen, bei denen die gleichförmige Speisung des Dochts durch eine Art von Uhrwerk bewirkt wird. Das Glühlämpchen (s. Glühen) vertritt die Stelle eines Feuerzeugs; wirkliche Feuerzeuge (s. d.) sind aber die Döbereiner'schen und die elektrischen Lampen.

**Lamprēten**, Steinsauger, Neunaugen, Bricken heißen eine Art Knorpelfische, welche sich durch sieben Kienenöffnungen an jeder Seite auszeichnen, aus denen sie das eingesogene Wasser ausspritzen und die man früher irrthümlich für Augen hielt. Sie haben einen runden Mund, mit welchem sie sich häufig an Steine und andere feste Körper ansaugen. Auch an große Fische saugen sie sich in dieser Weise an. Die hier abgebildete eigentliche Lamprete, die große genannt, wird 3—6 F. lang, zuweilen 5 Pfund

schwer, lebt fast in allen Meeren der nördlichen gemäßigten Zone und kommt im Frühjahre auch in die Flüsse. Sie hat in dem nach unten liegenden Munde mehre Reihen von Zähnen und am obern Kieferrande zwei größere und dickere. Ihre Farbe ist ein marmorirtes dunkles Grünbraun, die Rückenflossen sind gelblich, die Schwanzflosse und die Afterflosse bläulich. Die Lamprete hat ein sehr schmackhaftes Fleisch, daher sie theils frisch gekocht oder gebraten, theils geröstet, marinirt und versendet wird. Die Vermehrung dieser Thiere ist ungemein stark, doch haben sie auch viele Feinde. — Zwei andere Arten, welche man in allen süßen Gewässern findet, sind die Bricke oder das Neunauge (vorzugsweise mit diesem Namen bezeichnet) und die kleine Bricke. Am Bauche sind diese Fische silberfarben, auf dem Rücken schwärzlich oder olivenfarben. Die erstgenannte wird bis 1½ F. lang, während die kleine Bricke nur eine Größe von 8—10 Zoll erreicht. Auch diese beiden Arten werden sowol frisch als marinirt verspeist. Die bremer und lüneburger Bricken werden besonders geschätzt.

**Lancaster's** und **Bell's Methode** des Unterrichts, auch die des wechselseitigen Unterrichts genannt, ist eine in England, Frankreich, Nordamerika, Dänemark beliebte Art des Volksunterrichts, welche eine Zeit lang sehr empfohlen wurde. Dieselbe wurde von Andr. Bell, einem engl. Geistlichen und Aufseher einer Mädchenschule zu Madras, in einen Bericht an die ostind. Compagnie empfohlen, welcher 1797 durch Druck veröffentlicht wurde und in England 1805 zuerst von dem Quäker Joh. Lancaster bei einer Armenschule in London in Anwendung gebracht. Schon im 16. Jahrh. soll man sich aber dieser Unterrichtsmethode in Indien bedient haben. Sie besteht im Allgemeinen darin, daß unter Aufsicht des Lehrers die größern und geübtern Kinder den jüngern den Unterricht im Lesen, Rechnen und Schreiben ertheilen und diesen das auswendig Gelernte abhören. Der Lehrer selbst beschäftigt sich nur mit dem Unterricht der wieder lehrenden Kinder und führt die Oberaufsicht. Es ist gewiß, daß bei zweckmäßiger Einrichtung einer solchen Schule viele Kinder mit verhältnißmäßig geringen Kosten unterrichtet werden können, ebenso gewiß ist aber auch, daß mit ihr nur eine sehr oberflächliche Abrichtung der Kinder erreicht, daß die eigentliche Ausbildung des Geistes gänzlich versäumt und daß bei den fähigern Kindern, welche zum Weiterlehren benutzt werden, der weitere Fortschritt dadurch abgeschnitten wird, daß man ihnen den Dünkel des Vielwissens recht geflissentlich beibringt. Wenn diese Unterrichtsweise in England und Frankreich großen Beifall gefunden hat, so kann man hierin nur einen Beweis erblicken, daß der Volksunterricht in jenen Ländern noch ungemein zurück ist, da man noch gar nicht das Bedürfniß der Ausbildung des Geistes kennen gelernt hat, sondern glücklich ist, einige oberflächliche Fertigkeiten auf wohlfeile Weise dem Volke beizubringen.

**Lander** (Richard), der berühmte Reisende in Afrika, wurde 1804 in Cornwall geboren und mit seinem Bruder John L. zum Buchdrucker bestimmt. Seine erste Reise machte er 1825—28 mit dem Capitain Clapperton, welchen die brit. Regierung mit der Erforschung des Innern von Afrika beauftragt hatte. Clapperton starb auf dieser Reise und nun gab L., nach England zurückgekehrt, die Tagebücher desselben heraus, die er mit eignen Bemerkungen ausstattete. Hierauf wurden L. und sein Bruder von der Regierung beauftragt, eine Reise zur Entdeckung des Laufs des Niger zu unternehmen. Nachdem sie ihren Auftrag großentheils erfüllt hatten (s. Niger), wurden die beiden L. von Negern gefangen genommen, an Sklavenhändler verkauft und endlich auf Cap Formosa von einem liverpooler Schiffseigenthümer losgekauft. Im J. 1831 kehrten die Brüder L. nach England zurück und gaben das Tagebuch ihrer Reise heraus, welches auch (3 Bde., Leipz. 1833) ins Deutsche übersetzt worden ist. Hierauf rüsteten einige Kaufleute in Liverpool drei Dampfschiffe aus, auf welchen die L., dem Laufe des Niger folgend, noch tiefer in Afrika vordringen sollten. Sie fuhren aus dem Niger in einem Nebenflusse Tschadda hinauf, kauften von einem Negerfürsten eine Insel, nannten sie Englandsinsel und legten auf derselben ein Fort an, welches dazu dienen sollte, mit den Eingeborenen Handelsverbindungen anzuknüpfen. Wegen Mangels an Lebensmitteln mußte L. nach dem Niger zurückkehren; Krankheit hielt ihn dann einige Zeit von weitern Unternehmungen ab. Im J. 1834 aber wollte er mit einem mit Waaren beladenen Boote nach Englandsinsel gehen, da wurde er plötzlich von mit Feuergewehren bewaffneten Negern überfallen, das Boot mußte in einer Untiefe im Stich gelassen werden, mehre Begleiter L.'s wurden getödtet, er selbst verwundet. Er kam noch nach der Insel Fernando Po, von wo die Expedition unternommen worden war und starb auf derselben an seinen Wunden.

**Landes** ist eigentlich das franz. Wort für Haiden, Steppen, und das Departement des Landes (s. Frankreich) hat seinen Namen von den in ihm liegenden großen Haidestrecken, welche sich an der Küste des biscayischen Meerbusens zwischen den Pyrenäen und der Gironde in einer Länge von nahe an 40 Stunden und einer Breite von 15—20 Stunden hinziehen, sodaß sie fast drei Fünftheile des Flächenraums des ganzen Departements einnehmen. Auf dieser weiten Strecke gibt es nur etwa 55,000 Einw., welche in elenden Dorfschaften beisammen leben. An der Küste ziehen sich Dünen hin, welche eine Reihe von Sandhügeln bilden, die ihre gegenseitige Stellung, ihre Höhe, Breite und Länge fortwährend verändern und namentlich bei Stürmen sich massenweise bewegen und indem sie über bewohnte

Digitized by Google

Ortschaften herstürzen, diese nicht selten unter sich begraben. Ein Theil des Bodens wird auch von großen Landseen eingenommen. Die armseligen Bewohner dieser Wüste bilden einen eigenthümlichen Menschenschlag. Sie sind klein, mager, haben ein elendes Aussehen und beschäftigen sich theils mit Schafzucht, theils mit Anbau des ihnen so große Schwierigkeiten entgegensetzenden Landstrichs. Die Schafe, welche ihren größten Reichthum ausmachen, sind von der schlechtesten Race und tragen nur grobe Wolle. Viele beschäftigen sich auch mit Harzgewinnung. Da die geringen Mittel ih-

rer Subsistenz über die weite Steppe sparsam vertheilt sind, so sind sie fast immer unterwegs und übernachten in ihren schlechten Karren, nicht selten auch auf dem feuchten Boden. Während des Winters tragen sie eine Art Mantel aus braunem, grobem Zeuche oder Jacken aus Schaffellen, deren Wolle nach außen gewendet ist, zu denen oft auch noch gleichartige Beinkleider kommen. Während des Sommers, der Zeit der Unwetter, haben sie einen grobleinenen Überwurf. Auf den gewöhnlich lang herabhängenden Haaren tragen sie eine eigenthümliche Kopfbedeckung. Die Hirten und Wanderer bedienen sich fortwährend 5—6 F. hoher Stelzen, um den tiefen Sand zu durchwaten; auch die Weiber benutzen diese Stelzen. Ein langer Stab dient ihnen zur Stütze. Bei diesen weit hinter der Cultur des übrigen Frankreichs zurückgebliebenen Menschen findet man noch die Volkslieder und Sagen der Vorzeit, aber auch den Aberglauben und die geistige Unmündigkeit derselben.

**Landesverweisung** ist eine jetzt nicht mehr übliche Strafe, nach welcher ein Verbrecher einen gewissen Bezirk oder das Land verlassen und vor Ablauf der Strafzeit dasselbe nicht wieder betreten zu wollen schwören mußte. Dieser Eid hieß die Urfehde. Wurde der Verwiesene dennoch innerhalb der Grenzen betroffen, aus denen er verwiesen war, so wurden ihm die drei Finger der rechten Hand, welche er beim Schwure emporgehalten hatte, abgehauen. Seitdem sich die Verhältnisse der europ. Staaten so geordnet haben, daß es nicht mehr gestattet ist, einen Verbrecher einem andern Lande zuzuschicken, sind Gefängniß- und Zwangsarbeitsstrafen an die Stelle der Landesverweisung getreten, und zwar schätzt man ewige Landesverweisung etwa vierjähriger Zuchthausstrafe gleich.

**Landfriede.** Aus der Übung der Selbstrache und des Faustrechts (s. d.) in blutigen Fehden (s. d.) ging im Mittelalter ein allgemeiner Kriegszustand hervor, in welchem sich alle bürgerliche Ordnung aufzulösen schien. Die Unordnung benutzten Viele, welche an Führung der Waffen gewöhnt waren, um theils mit einem Schein des Rechts, theils ohne denselben ein schändliches Räuberhandwerk zu treiben. Weder die Ausübung der Selbstrache, noch die Anmaßungen der auf ihren festen Burgen sicher hausenden Ritter vermochten die deutschen Könige zu bewältigen, weil ihnen das herrschende Vorurtheil entgegenstand, daß richterliche Hülfe zu suchen minder edel und ehrenhaft sei, als sich aus eigner Macht Recht zu schaffen. Dennoch waren die Herrscher ebenso wie die Kirche fortwährend bemüht, den Zustand der Selbsthülfe und bürgerlichen Unordnung immer mehr zu beschränken und allmälig einen Zustand des Rechts und der öffentlichen Sicherheit (des Friedens im Lande) herbeizuführen. Zunächst wurde durch den Gottesfrieden (s. d.) die Zeit und das Gebiet der Fehde beschränkt und Kaiser Friedrich I. brachte auf dem Reichstage zu Nürnberg 1187 einen allgemeinen Landfrieden in soweit zu Stande, daß er ein Gesetz erließ, nach welchem jede gerechte Fehde dem Befehdenden mindestens drei Tage vor Beginn der Feindseligkeiten angesagt werden mußte. Das Wegelagern, Abdringen von Zöllen, Geleitsgeld u. dgl. wurde in der Folge durch strenge Gesetze verboten und die gegen diese Gesetze Fehlenden wurden als Friedbrecher hart bestraft. Spä-

tere Kaiser waren bemüht, wenigstens auf gewisse Reihen
on Jahren einen Landfrieden herzustellen und aufrecht zu
rhalten, durch welchen alle Fehde ausgeschlossen war. Fried-
ichere Zeiten kamen jedoch erst, nachdem allmälig die Städte
ich gehoben hatten und mit ihnen Handel und Gewerbe.
Da lernte man das Glück friedlich sichern Zusammenlebens
rst recht schätzen und die reichen Städte, unterstützt von
en Fürsten, hatten, zu Vereinen zusammentretend, die Macht,
Ruhestörer ernstlich zur Rechenschaft zu ziehen. Diesen Bünd-
issen mußten, um nicht hülflos gegen ihre Feinde dazuste-
en, auch Solche beitreten, denen die Erhaltung des bisheri-
en Unfugs übrigens wol mehr am Herzen lag, als der
ustand bürgerlicher Ordnung. Jene Bündnisse zur Abhal-
ung der Willkür, zur Aufrechthaltung allgemeiner Sicher-
eit wurden auch **Landfrieden** genannt. Die Bündnisse
er Städte arteten indeß nicht selten auch aus und anstatt
Schutz zu gewähren, veranlaßten sie nicht selten zu über-
üthigem Trotz. Darum traten, ihre Gerechtsame zu wah-
n, auch Fürsten und Herren in Bündnisse und seltener
anden beide Arten von Bündnissen in freundlichem als in
indlichem Verkehr. Die Könige suchten die Parteien zu
ermitteln und dieser ganze Zustand der Verhältnisse hatte
enigstens die gute Folge, daß die streitenden Parteien zu
usgedehnterem Umfange anwuchsen, innerhalb dessen jede
artei bemüht war, einen rechtlich begründeten Zustand auf-
cht zu halten. Albrecht II. setzte 1438 zuerst einen **ewi-
en Landfrieden** durch, jedoch nur dem Namen nach,
nd Friedrich III. mußte wieder nur auf gewisse Jahre den
andfrieden aufrecht zu halten trachten. Während jedes sol-
en Landfriedens wurden zu Bestrafung der Friedbrecher eigne
**riedensgerichte** niedergesetzt, bei denen ein **Landfrie-
enshauptmann, Reichsvogt** oder **Landvogt** den
orsitz führte. Die Acht und meist auch der Bann trafen
n Friedbrecher. Endlich war die Nothwendigkeit eines für
le Zeiten gesicherten Rechtszustandes so allgemein anerkannt
rden, daß die Reichsstände selbst den Kaiser Maximi-
n I. auf dem Reichstage zu Worms 1495 nöthigten, ei-
n ewigen Reichslandfrieden anzuordnen. Bevor der Land-
ede gesichert wäre, weigerten sich die Reichsstände, dem
aiser mit Geld und Waffen gegen die Türken und gegen Ita-
n beizustehen. Es wurde bei Strafe von 2000 Mark Gol-
s jede Art von Selbsthülfe auf ewige Zeiten untersagt und
e alljährliche Versammlung der Stände angeordnet, in wel-
r die Übertretungen des Landfriedens in Untersuchung gezo-
n werden sollten. Auch wurde vom Kaiser und den Reichs-
nden ein stehendes Gericht niedergesetzt, das Reichskam-
rgericht zu Speier und eine Reichskammergerichtsordnung
assen. Einige Jahrzehnde lang bestand auch das Reichs-
iment, eine im Namen des Kaisers mit der obersten Lei-
ng der Reichsangelegenheiten und Bewachung des Land-
dens beauftragte Behörde. Die Bündnisse zur Aufrecht-
tung des Landfriedens wurden indeß nicht überflüssig,
mehr entstanden noch neue, denn nur durch bewaffnete
acht konnten die fehdelustigen Ritter in Zaum gehalten
rden und noch bis zur Mitte des 16. Jahrh. wollten die
elleute das Faustrecht nicht aufgeben. Mit dem deutschen
iche ist auch das Reichskammergericht und der ewige Land-
de 1806 aufgehoben worden, doch wird der Landfriede
enwärtig durch die kräftige Handhabung ausreichender
Gesetze in den einzelnen Staaten und durch den deutschen Bund gesichert.

**Landgrafen** hießen seit dem 11. Jahrh. Vorgesetzte über größere Gebiete im Innern des deutschen Reichs und über die Grafen der Gauen. (S. **Grafen**.) Sie machten sich allmälig zu fast ganz unabhängigen Herren der ihnen untergebenen Gebiete. Gegen Ende des 11. Jahrh. nahmen die frühern Markgrafen von Thüringen den landgräflichen Titel an, und im nächsten Jahrhundert erhielten diesen auch die hess. Grafen. Alle Mitglieder der Seitenlinien der regierenden hess. Häuser führen denselben noch gegenwärtig.

**Landgut** wird eine Vereinigung verschiedener Grundstücke genannt, welche aus Wiesen, Feldern, Waldungen, Teichen u. dgl. bestehen, und zu denen die erfoderlichen Gebäude und Geräthschaften, auch der nöthige Viehbestand gehören, um die Landwirthschaft zu betreiben. Mit dem Besitz eines Landguts ist dann noch die Übernahme gewisser gesetzlich oder herkömmlich begründeter Pflichten oder Lasten und Gerechtsame verknüpft, durch deren Beschaffenheit der Werth des Landguts erhöht oder erniedrigt wird. Je nach der Beschaffenheit der Lasten und Gerechtsame werden auch die Landgüter verschieden eingetheilt. Man unterscheidet in dieser Beziehung Rittergüter, Freigüter, Erbgerichte, gemeinbesteuerzinspflichtige und dienstpflichtige Güter. Die **Rittergüter** konnten früher nur von Adeligen besessen werden und sind noch jetzt in den verschiedenen Staaten mit verschiedenen Vorrechten (als Landstandschaft, Jagd, Gerichtsbarkeit u. s. w.) ausgestattet. Im Allgemeinen unterscheiden sie sich in **Allodialrittergüter**, welche unbeschränkt erblich und verkäuflich sind und deren Besitzer dem Staatsoberhaupte nur die allgemeine Unterthanenpflicht zu leisten haben, und in **Lehnrittergüter**. Die Besitzer dieser letztern sind in der Verfügung über ihr Besitzthum an die Einwilligung des Lehnsherrn gebunden und können dasselbe auch nicht jedem Erben, sondern nur solchen hinterlassen, welche als erbfähig durch die Lehnsbedingungen anerkannt sind. **Mannlehnrittergüter** können nur auf die männliche Nachkommenschaft vererbt werden, während bei **Weiberlehnrittergütern** auch die weiblichen Nachkommen erbfähig sind. — **Freigüter** sind solche, deren Besitzer keinen Gutsherrn (z. B. den Herrn eines Ritterguts) über sich anerkennen und weder Zinsen noch Frohnen zu leisten haben. Diejenigen Freigüter, welche noch mit besondern Vorrechten ausgestattet sind, als namentlich der Ortsgerichtsbarkeit, dem Brau-, Brenn-, Back-, Schlacht- und Schankrecht, heißen **Erbgerichte**. Die **Gemeindbesteuerzinsgüter** haben außer den Staatsabgaben noch an den Staat oder den Rittergutsbesitzer Zins an Geld oder Naturalien zu entrichten und müssen bei Änderung des Besitzers eine bestimmte Abgabe von dem Kaufwerthe abtragen. Noch mehr haben die **dienstpflichtigen Güter** zu leisten, indem sie auch noch Frohndienste zu leisten haben und in manchen Gegenden dem Triftzwange unterworfen sind. Es ist bekannt, wie man in den gebildeten Staaten diese Dienste theils schon abgeschafft hat, theils mit Bewerkstelligung der Abschaffung sich beschäftigt. (Vgl. **Dienstbarkeit** und **Dienste**.) — Man unterscheidet zuweilen die Landgüter auch in **große**, deren specielle Beaufsichtigung mehre Beamtete verlangt, **mittlere**, deren Be-

Digitized by Google

aufsichtigung durch den Besitzer allein bestritten wird, und kleine, deren Besitzer selbst mit an die Arbeit gehen muß. — In Beziehung auf den Besitzer sind die Landgüter theils solche, welche freies Eigenthum Einzelner sind, theils gehören sie einer Familie, oder dem Lande, oder dem Landesherrn oder endlich einer moralischen Person, z. B. einer Kirche, einem Kloster, einer Gemeinde.

**Landkarten** sind Abbildungen der Erdoberfläche oder eines Theils derselben, gewöhnlich nach der Vertheilung der Gebirge, Flüsse, Seen und Meere, nach der Lage der bewohnten Orte und nach den politischen Grenzbestimmungen, auf ebenen Flächen. Durch den letztern Umstand unterscheiden sich die Landkarten wesentlich von den Globen (s. d.), bei denen die äußere Gestalt der Erde auf einer Kugel verzeichnet ist. Landkarten lassen sich bequemer handhaben als Globen und gestatten eine Darstellung nach größerm Durchmesser, können mithin auch genauer sein. Stellen Landkarten die ganze Erdoberfläche dar, so werden sie Planigloben oder Universalkarten genannt; stellen sie einen Erdtheil oder ein größeres Land dar, so heißen sie Generalkarten; zeigen sie endlich eine kleinere Landschaft nach ihren Einzelnheiten, Specialkarten. Die topographischen Karten haben namentlich den Zweck, die örtliche Beschaffenheit eines bestimmten Landstrichs im Grundriß vor Augen zu stellen. Die Seekarten stellen die Meere nach ihren Begrenzungen durch Festland und Inseln, sowie nach ihren Untiefen, Sandbänken, Klippen, Strömungen u. dgl. dar. Wie diese vorzugsweise für den Seefahrer bestimmt sind, so sollen dem zu Lande Reisenden die Post- und Reisekarten zur Orientirung dienen, und dieselben enthalten daher vorzugsweise die Straßen und die mit ihnen in Verbindung stehenden Anstalten. Die Kriegskarten berücksichtigen entweder vorzugsweise überhaupt die Örtlichkeiten, welche bei der Kriegführung in Betracht kommen, oder sind wol auch zur Übersicht der Operationen bestimmt, welche in einem bestimmten Kriege ausgeführt worden sind. Endlich entwirft man noch Karten zu bestimmten wissenschaftlichen Zwecken: hydrographische oder Flußkarten, um den Lauf der Ströme und ihre Flußgebiete zu übersehen; orographische oder Gebirgskarten, um die Verzweigungen und Erhebungen der Gebirge darzustellen; geognostische, um die mineralogische Beschaffenheit der Erdoberfläche zu lehren; zoologische, um die Vertheilung der Thierwelt über den Erdboden zu bezeichnen u. s. w. Der Landkartenzeichner muß stets, damit eine Orientirung möglich sei, von der mathematischen Eintheilung der Erdoberfläche ausgehen, daher ist seine erste Arbeit die Vorzeichnung der Meridiane und Parallelkreise, wodurch er ein Netz oder einen Rost erhält, in welchen dann die einzelnen Bezeichnungen eingetragen werden, denn die Lage eines jeden Orts ist genau durch seine geographische Länge und Breite bestimmt. Werden in der Karte nur kleine Theile der Erde vorgestellt, so ist die Krümmung, welche gemäß der kugelförmigen Gestalt der Erde die darzustellende Gegend wirklich hat, verhältnißmäßig nur unbedeutend, und man begeht keinen merklichen Fehler, wenn man die Meridiane als gerade, sich untereinander rechtwinklich schneidende Linien darstellt. Viel schwieriger aber ist es, größere Theile der Erdoberfläche so darzustellen, daß die wahre (kugelförmige) Gestalt der Erde genau berücksichtigt wird, indem die Kunst des Landkartenentwerfens, das Map-piren, genauere mathematische Kenntnisse und viele Übung erfodert. Wenn das Auge eine Kugelfläche übersieht, so erscheint ihr diese stets in Gestalt einer Ebene, doch so, daß die einzelnen Punkte der Fläche je nach der Krümmung derselben eine andere Lage und andere Entfernungen gegeneinander einzunehmen scheinen, als wirklich der Fall ist. Es kommt hierbei namentlich auch auf die Stellung an, welche das beobachtende Auge gegen die Ebene einnimmt. Man nennt im Allgemeinen die Darstellung einer krummen Fläche in einer Ebene oder genauer die Angabe, welche einzelne Punkte einer Ebene den einzelnen Punkten einer krummen Fläche bei einer gewissen Stellung der Ebene gegen die krumme Fläche entsprechen, eine Projection, und es kommt folglich beim Landkartenzeichnen stets auf Darstellung ... einer Projection an.

Schon in sehr frühen Zeiten hat man Versuche zur Ent-werfung von Landkarten gemacht, doch können dieselben bei den mangelhaften geographischen und mathematischen Kennt-nissen nur sehr schwach ausgefallen sein. Als die Griechen zunächst in diesen Wissenschaften Fortschritte machten, ... sie sich auch in der Kunst des Kartenzeichnens vervollkomm-net. Im 5. Jahrh. v. Chr. wurden von Agathodäm... 26 Karten zu Ptolemäus' Geographie gezeichnet. Eine we-sentliche Verbesserung erfuhren die Landkarten indeß erst ... der Mitte des 16. Jahrh. durch Gerhard Mercator, w... die Projectionsmethode erfand. Später haben dann ... Delisle, Tob. Maier das Landkartenzeichnen noch ... mathematisch begründet und seitdem haben England, Fr...reich und Deutschland in Hervorbringung ausgezei... Landkarten gewetteifert. — Die gewöhnlichste und vor...hafteste Weise, die Landkarten zu vervielfältigen, ist ... Kupferstich, weniger leistet der Steindruck und noch we... Beifall hat der Versuch gefunden, Karten mit Letter... drucken. Ein Deutscher, Sweynheim, gab zuerst 14... nem Italiener Veranlassung und Anweisung zum St... der Landkarten. Ansehnliche Sammlungen von Land... sind in Paris im Dépôt de la guerre, in Peter... in Dresden (die Adelung'sche) und die des Erzherzogs ... von Östreich in Wien.

**Landrath** ist im preuß. Staate der Titel eines ... einen Kreis gesetzten Oberbeamten, welcher mit der ... meinen Policei- und innern Verwaltung beauftragt ist. ...selbe ist der Regierung, zu deren Departement sein ... gehört, untergeordnet und steht über den Ortsbehörden. In Rheinbaiern sind Landrathscollegien und ... chend in Rheinhessen Provinzialrathscollegien ... geführt, denen die Vertheilung der Steuerquote des ... ses auf die einzelnen Bezirke, die Oberaufsicht über die ... kasse, die Berathung der Wünsche und Beschwerden de... terthanen u. dgl. übertragen ist.

**Landrecht** (das) ist ursprünglich dem Lehnrecht gegengesetzt und bezeichnet die Gesammtheit der Re... stimmungen, welche sich auf das allodiale Eigenthum ... die Verhältnisse der nicht im Lehnsverbande lebenden ... des Staats beziehen. Im Allgemeinen bezeichnet es ... die Gesammtheit aller in einem Staate geltenden Ge... Erst seit dem 12. Jahrh. begann man in den german... Staaten die geltenden Gesetze, welche bisher nur als ...

wohnheitsrecht bestanden hatten, schriftlich aufzuzeichnen. Berühmt wurden namentlich der Sachsenspiegel (s. d.), der zwischen 1215 und 1228 entstand, und der Schwabenspiegel (s. d.) aus dem Anfange des 14. Jahrh. Außer diesen allgemeinern Gesetzsammlungen bezeichnete man als Landrechte auch verschiedene Particulargesetzgebungen, so z. B. das östr. und das friesische Landrecht aus dem 13. Jahrh., das ostfries. von 1312, das bair. von 1346 u. a. — Am wichtigsten ist das allgemeine preuß. Landrecht, welches durch Friedrich den Großen veranlaßt und 1784—88 zuerst in sechs Abtheilungen als Entwurf gedruckt und dem sachverständigen Publicum vorgelegt wurde. Zugleich wurde dieses zu gründlichen Bemerkungen über den Entwurf aufgefodert und den brauchbarsten und verständigsten Bemerkungen Preise zugesichert. Im Jun. 1791 war das Werk unter dem Titel „Allgemeines preuß. Gesetzbuch" beendet. Da jedoch noch an Einzelnheiten Anstoß genommen wurde, so erfolgte eine nochmalige Durchsicht des Gesetzbuchs und erst am 1. Jun. 1794 wurde es mit Gesetzeskraft bekannt gemacht und ihm der Titel „Allgemeines Landrecht" ertheilt. Dasselbe wurde fast allgemein mit großem Beifall aufgenommen und hat sich sehr segensreich erwiesen. Veränderungen, Berichtigungen und Zusätze, welche die spätere Zeit mit sich gebracht hat, findet man unter andern aufgezeichnet in Strombeck's „Ergänzungen des Allgemeinen Landrechts für die preuß. Staaten" (3 Bde., 3. Aufl., 1829; 4. Bd. 1837).

**Landschaft** bezeichnet ursprünglich eine Landesabtheilung oder auch eine Gegend, insofern sie sich dem Auge als ein Ganzes darbietet (daher Landschaftsmalerei, s. Malerei); dann aber die Gesammtheit der Landstände. (S. Stände.) Auch werden wol die landschaftlichen Creditvereine (s. Credit) mit diesem Worte bezeichnet.

**Landwirthschaft** ist der allgemeinste Name desjenigen Gewerbes, welches sich vorzugsweise mit Anbau der Feldfrüchte und mit Betreibung der Viehzucht beschäftigt. Man kann einen allgemeinen und einen speciellen Theil der Landwirthschaft unterscheiden. Jener, die Haushaltungskunde oder Ökonomie der Landwirthschaft, handelt von dem Verhältniß der Production (Hervorbringung) zu den producirenden (erzeugenden) Kräften, von der Art und Weise, den Werth eines Landguts zu bestimmen, von den Verhältnissen, in denen Ackerland und Dünger, Dünger und Viehstand, Fütterung u. s. w. stehen, von der landwirthschaftlichen Buch- und Rechnungsführung, von der Arbeit des Zugviehes, des Gesindes, der Tagearbeiter im Vergleich mit den Kosten, welche sie verursachen, u. s. w. Die specielle Landwirthschaft oder Productionslehre zerfällt wieder in die Lehre vom Ackerbau oder vom Pflanzenbau und in die Lehre von der Viehzucht. Zum Ackerbau (der auch Landbau, Feldbau, Feldwirthschaft genannt wird) gehört die Bodenkunde oder Agronomie, denn auf die Beschaffenheit des Bodens kommt es wesentlich an, welche Art von Pflanzen auf demselben mit Vortheil angebaut werden kann. Hieran schließt sich dann die Ackerbestellungskunst oder Agricultur, welche lehrt, wie der Boden zur Hervorbringung der verschiedenen Pflanzenarten geschickt gemacht, wie er durch andere Erdarten, durch Trockenlegung, Bewässerung verbessert werden muß, wie er ferner durch die Düngung in seiner Fruchtbarkeit unterstützt wie er mit den verschiedenen Ackerbaugeräthschaften behandelt, wie und wann besäet, bepflanzt wird u. s. w. Aufs genaueste hängt mit der Ackerbestellungskunde dann weiter die Kenntniß von der Beschaffenheit und Behandlungsart der einzelnen Kräuter und Fruchtgräser zusammen. Der Weinbau, der Gartenbau, das Forstwesen können auch als Theile des Ackerbaus im weitesten Sinne betrachtet werden. Nicht nur von der Düngung und Bearbeitung des Ackers hängt der Ertrag, welchen derselbe liefert, ab, sondern auch von der Reihenfolge (dem Umlauf, Turnus, der Rotation), in welcher die verschiedenen Gewächse, welche der Landwirth anbaut, auf demselben erzeugt werden. Man unterscheidet in dieser Beziehung verschiedene Ackerbausysteme. So wird bei der Dreifelderwirthschaft das sämmtliche Ackerland in drei gleich große Theile oder Felder abgetheilt, welche abwechselnd brach liegen oder mit Winter- oder mit Sommergetreide bestellt werden, daher Winter-, Sommer- und Brachfeld heißen. Auf diese Weise wird jedes Feld zwei Jahre bebaut und liegt ein Jahr brach, während welches Jahres es drei- bis fünfmal gepflügt, geeggt, wol auch gedüngt wird. Das sämmtliche Vieh wird während des Sommers geweidet, theils auf dem Brachfelde, theils auf Außentriften. In fruchtbaren und stark bevölkerten Gegenden mußte man daran denken, auch aus dem Brachfelde noch Nutzen zu ziehen, und so baute man auf ihm die sogenannten Brachfrüchte (Hülsenfrüchte, Klee, Rüben, Kartoffeln, Hanf, Lein u. dgl.) an; als ferner die Außentriften immer mehr zum Ackerlande gezogen wurden, so mußte man auch wieder für Stallfütterung besorgt sein. Auf diese Weise entstand die verbesserte Dreifelderwirthschaft, welche noch gegenwärtig die in Mitteldeutschland allgemein herrschende ist. Einen längern, wenigstens vierjährigen Turnus hat die Fruchtwechselwirthschaft. Es ist ihr namentlich eigenthümlich, daß der Regel nach nie zwei Halmfrüchte unmittelbar nacheinander angebaut werden, sondern immer eine Brachfrucht zwischen eingeschoben wird. Man beobachtet also z. B. folgende Ordnung: Raps, Wintergetreide, Kartoffeln, Gerste, Klee, Erbsen, Hafer, Weideklee u. s. w. Sie ist besonders in England üblich und hat den Vorzug, daß sie nach Beschaffenheit des Bodens und nach sonstigen Bedürfnissen sehr mannichfaltig sich abändern läßt, auch der Viehzucht sehr günstig ist. Die Koppel- oder Schlagwirthschaft ist besonders in Holstein und Mecklenburg üblich und besteht darin, daß das Ackerland in 6—14 gleich große Felder (Koppeln oder Schläge) getheilt wird, von denen jedes 2—6 Jahre hintereinander unaufgebrochen liegen bleibt und nur zum Graswuchs, namentlich zur Sommerweide, für das Vieh benutzt wird, dann aufgebrochen und mehre Jahre besonders zur Halmfrucht gebraucht wird. — Zur Viehzucht gehört namentlich die Rindvieh-, Pferde-, Schaf-, Schweine-, Ziegen-, Kaninchen-, Geflügel- und Bienenzucht, wol auch die Seidenwürmerzucht, die Fischerei und die Jagd.

Die Landwirthschaft ist unstreitig dasjenige Gewerbe, welches der Wohlfahrt eines jeden Volks zu Grunde liegt, weil es für die ersten und nothwendigsten Bedürfnisse des Menschen sorgt und auch zur Betreibung der meisten übrigen Gewerbe das Material herbeischafft. Daher erfodert dieses Ge-



Digitized by Google

werbe auch eine vorzügliche Pflege und Aufmerksamkeit, welche ihm lange Zeit nicht zu Theil geworden ist, weil man den Stand des Ackerbauers und Viehzüchters mit thörichten Vorurtheilen betrachtete. Erst in den neuern Zeiten hat man angefangen, die Landwirthschaft nicht nur handwerkmäßig, d. h. nach überlieferten Gewohnheiten zu betreiben, sondern hat sie zum Gegenstande wissenschaftlicher Pflege gemacht. Dieses ist um so nöthiger gewesen, als die Anzahl der Menschen und ihrer Bedürfnisse sich ungemein gesteigert hat und derselbe Boden jetzt Tausende reichlich ernähren soll, wo in frühern Zeiten nur Hunderte eine nothdürftige Nahrung suchten, und als auch der Stand der Ackerbautreibenden selbst allmälig zu höhern Lebensbedürfnissen erwacht und daher einen größern Nutzen aus seiner Thätigkeit ziehen will. In dieser Beziehung haben nicht nur einzelne Männer, wie **Fellenberg** (s. d.), **Thaer** (s. d.) u. A. segensreich gewirkt, sondern es sind auch zur Ausbildung tüchtiger und gebildeter Landwirthe eigne *Landwirthschaftsschulen* errichtet worden. Fellenberg errichtete die erste solche Anstalt in Hofwyl, Owen, Rumjanzow und Andere brachten dann größere Anstalten zu Stande. Während es in diesen Schulen mehr auf praktische Übung abgesehen ist, haben dagegen die höhern *landwirthschaftlichen Lehranstalten* vorzugsweise die Theorie der Landwirthschaft und die zu derselben gehörigen Hülfswissenschaften, Mathematik, Naturkunde, Baukunst, Thierarzneischule u. s. w. zum Gegenstande. Solche Anstalten sind in Braunschweig, Hohenheim, Idstein, Jena, Mögelin, Tharand u. s. w.

**Langbein** (Aug. Friedr. Ernst), ein deutscher Dichter, welcher sich durch seine launigen Gedichte und seine Erzählungen beliebt gemacht hat, wurde 1757 zu Radeberg bei Dresden geboren, studirte seit 1777 zu Leipzig die Rechte und kam 1785 nach Dresden. Nachdem er einige Zeit als Sachwalter gearbeitet hatte, wurde er Kanzlist beim geheimen Archiv. Nach 12jähriger Dienstzeit nahm er seinen Abschied und begab sich 1800 nach Berlin. Hier lebte er bis an seinen 1835 erfolgten Tod. Seine Schriften haben keinen hohen poetischen Werth, zeichnen sich aber durch Witz, Scherz, Laune und gewandte Darstellung aus. Eine Ausgabe seiner „Sämmtlichen Schriften" ist nach des Dichters Tode (31 Bändchen, Stuttg. 1836—38) erschienen.

**Länge und Breite** (geographische) eines Orts der Erde sind Angaben, durch welche die Lage des Orts auf der Erdoberfläche bezeichnet wird. Man denkt sich bekanntlich die ganze Erdkugel mit einem Netz von Kreisen überzogen, welche in beliebiger Anzahl angenommen werden können und theils solche sind, welche dem Äquator parallel (gleichlaufend) sind, theils solche, welche senkrecht auf dem Äquator stehen und durch die beiden Pole der Erde gehen. Die Kreise erster Art heißen *Mittagskreise* (s. d.) oder *Meridiane*, die zweiter Art *Parallelkreise* oder *Breitenkreise*. Geringe Überlegung lehrt, daß die Lage eines Orts auf der Erdoberfläche vollkommen bestimmt ist, wenn man weiß, unter welchem Meridiane und zugleich unter welchem Parallelkreise derselbe liegt. Jenes gibt die *geographische Länge*, dieses die *geographische Breite* an.

Es geschieht aber die Bestimmung der geographischen Länge in folgender Weise. Da alle Meridiane den Äquator durchschneiden und zwar jeder derselben in andern Punkten als die übrigen, so bestimmt man den Meridian eines Orts nach einem der Punkte, in welchem er den Äquator schneidet. Diese Punkte selbst aber werden nach ihrer im Kreise gemessenen Entfernung von dem Durchschnittspunkte des *ersten* Meridians mit dem Äquator bestimmt. Dieser Durchschnittspunkt selbst hat die Bezeichnung 0 und nun rechnet man sowol östl. als westl. bis zu 180°, indem die Grade weiter wie gewöhnlich in Minuten und Secunden getheilt werden. Wenn es also z. B. heißt: Die Stadt Leipzig liegt unter 10° 2′ östl. Länge, wenn als erster Meridian der von Paris angenommen wird, so heißt dieses eigentlich nichts Anderes, als der Punkt, in welchem der durch Leipzig gehende Meridian den Äquator schneidet, liegt in diesem um einen Bogen von 10° 2′ von demjenigen Punkte östlich, in welchem der Meridian von Paris den Äquator schneidet. Welchen Meridian man bei diesen Angaben als ersten zu Grunde legen will, ist im Grunde gleichgültig und die Geographen sind hierüber nie einig gewesen. Spanien allein rechnet nach sieben verschiedenen Meridianen, auf vielen holländ. Karten ist der über den Pik von Teneriffa gehende Meridian (18° 52′ westl. von Paris) als der erste angenommen; sehr gebräuchlich ist der die alte und neue Welt scheidende Meridian von Ferro (20° westl. von Paris) als der erste; die Engländer rechnen nach dem Meridian der berühmten Sternwarte zu Greenwich und die Franzosen nach dem von Paris. Die beiden letzten sind überhaupt diejenigen, nach denen jetzt gewöhnlich die Bestimmungen gegeben werden, wiewol fast jede bedeutende Sternwarte auch nach ihrem Meridian als erstem rechnet. Man kann aber die Länge auch *nach Zeit* angeben. Da nämlich die Erde in 24 Stunden einmal um ihre Axe sich dreht und daher während dieser Zeit die Sonne über alle Meridiane der Erde senkrecht zu stehen kommt (vgl. *Mittagskreis*) oder, wie man auch zu sagen pflegt, alle Punkte des Äquators binnen 24 Stunden durch den Meridian gehen, so gehen offenbar (wegen der Gleichförmigkeit der Bewegung der Erde) in Einer Stunde 15 Grade des Äquators durch den Meridian, und man braucht eine Angabe in Graden des Äquators nur mit 15 zu dividiren, um die Angabe in Zeit-Stunden zu haben, sodaß z. B. Leipzig nach Zeit eine geographische Länge von 40 Min. 8 Sec. hat. Da nun jedesmal Mittag an einem Orte ist, wenn die Sonne in dem Meridian dieses Orts steht, so wird z. B. in Leipzig um 40 Min. 8 Sec. eher Mittag sein müssen als in Paris. Hierin hat man nun das Mittel, um die geographische Länge des einen Orts aus der des andern abzuleiten. Man braucht offenbar nur mit einer genau richtig gehenden Uhr von Leipzig nach Paris zu reisen, um die Beobachtung zu machen, daß in Paris erst Mittag ist, wenn die leipziger Uhr schon 12 Uhr 40 Min. 8 Sec. zeigt. Man kann nun hieraus die Entfernung des leipziger Meridians von dem pariser Meridian, die sogenannte *Meridiandifferenz* beider Orte, berechnen. Weiß man dann nur die geographische Länge eines der beiden Orte, so erhält man die des andern durch Addition oder Subtraction der Meridiandifferenz. Besonders wichtig ist diese Bestimmung für den Seemann, welcher den Ort, wo er sich eben befindet, nur durch geographische Länge und Breite bestimmen kann. Man hat sehr genaue Uhren, Zeitmesser oder Chronometer

Digitized by Google

nometer; einen solchen nimmt der Seefahrer mit, nachdem derselbe genau nach greenwicher oder pariser Zeit gestellt ist; dann braucht jener nur an irgend einem Orte seiner Reise die Zeit durch Beobachtung des Sonnenstandes für diesen Ort zu bestimmen und dann am Chronometer nachzusehen, endlich beide Bestimmungen zu vergleichen, um zu wissen, unter welchem Meridian der Ort liegt, an dem er sich im Augenblick befindet. Ein anderes Mittel, die Meridiandifferenz zu bestimmen, hat der Seefahrer am Monde. Man kennt nämlich die Bewegung des Mondes so genau, daß man für jeden Tag und jede Stunde lange im Voraus berechnet hat, bei welchem Sterne er erscheinen werde, wenn man ihn zu jener Zeit von Paris oder London aus beobachtet. Wenn nun der Schiffer zu einer bestimmten Stunde des Nachts den Stand des Mondes beobachtet und seine Zeit mit der in seinem (eigens hierzu berechnetem) Kalender angegebenen londoner oder pariser Zeit vergleicht, in welcher der Mond dort bei denselben Sternen steht, so weiß er gleichfalls den verlangten Zeit- und Längenunterschied. Noch anderer Mittel bedienen sich die Astronomen zur Bestimmung der Meridiandifferenzen. — Zu Paris und London sind eigne Anstalten, sogenannte Längenbureaus, eingerichtet, bei denen ausgezeichnete Astronomen angestellt sind mit dem Auftrage, die geographische Lage für Handel und Schifffahrt wichtiger Orte durch Beobachtungen und Berechnung zu bestimmen und zum Nutzen der Seefahrer öffentlich bekannt zu machen. Denn wenn ein Schiffer nach irgend einem Orte der Erde segeln will, so kann dieses, wenn er nicht an der Küste hinfährt, nur dadurch geschehen, daß er sich nach Länge und Breite desselben richtet.

Die geographische Breite wird an den Meridianen gezählt, wie die geographische Länge an dem Äquator gezählt wurde. Jeder Meridian nämlich zerfällt auch in 360° u. s. w., und indem man die geographische Breite eines Orts bestimmt, gibt man in Graden, Minuten u. s. w. die Länge des Bogens an, welcher zwischen dem Durchschnittspunkte des Äquators mit irgend einem Meridian bis zum Durchschnittspunkte des Parallelkreises jenes Orts mit demselben Meridian reicht. Je nachdem der Ort, von welchem die Rede ist, auf der nördl. oder südl. Halbkugel der Erde liegt, ist seine Breite entweder nördlich oder südlich.

**Lanzen** waren schon bei den Alten eine gewöhnliche Waffe, vorzüglich wurde ihre Führung aber von den Rittern im Mittelalter geübt. Das Lanzenbrechen war eines der beliebtesten ritterlichen Spiele. Es kam darauf an, im raschen Zusammenrennen zu Pferde den Gegner so zu treffen, daß die Lanze auf dessen Brust zersplitterte oder er aus dem Sattel gehoben, wol auch sammt dem Pferde niedergeworfen wurde. Die Lanzen der Ritter waren mit einer dünnen Handhabe versehen, in welcher sie gefaßt und unter dem Arme gehalten wurden; vor der Brust waren sie sehr dick, wol 1—1½ F. im Durchmesser und liefen sehr schnell dünner werdend dann nach vorn spitz zu; am entgegengesetzten Ende war ein Kolben angebracht, der nicht nur das Halten unter dem Arme erleichterte, sondern auch der vordern Masse das Gleichgewicht zu halten diente. Die Knappen führten keine Lanzen, sondern nur Schwert und Streitkolben, und man nannte daher im Mittelalter eine kleine Reiterschar von Einem Ritter und vier oder fünf Knappen eine Lanze. Nach Erfindung des Schießpulvers kamen allmälig die Lanzen ab und von den europ. Völkern behielten sie endlich nur noch die Polen; dann führten auch die Franzosen die Lanzenreiter (Lanciers) wieder ein und allmälig wurde in allen Armeen ein Theil der Reiterei wieder mit Lanzen bewaffnet. In Preußen hatte schon Friedrich der Große ein Regiment Bosniaken mit Lanzen bewaffnet und später gingen aus diesen die Uhlanenregimenter hervor. Ehemals waren auch die Fußkrieger mit Lanzen bewaffnet, welches in neuerer Zeit ganz abgekommen ist. So trugen im Mittelalter namentlich die deutschen Söldner, welche davon Lanzknechte hießen, lange Lanzen. Sie galten für sehr tapfere Soldaten, machten vom Kriegsleben Profession und dienten Jedem, der sie bezahlte. — Die heilige Lanze heißt der Speer, mit welchem Christus am Kreuze in die Seite gestochen worden ist. Diese Waffe wollte man zu Antiochia 1098 wieder aufgefunden haben. Papst Innocenz VI. hat 1354 auf Verlangen des Kaisers Karl IV. den Freitag nach Ostern zum sogenannten Lanzenfeste bestimmt. — Lanzette heißt eigentlich eine kleine Lanze, und ist der Name eines chirurgischen Schneideinstruments mit zweischneidiger Klinge.

**Laokoon** war nach der griech. Sage ein Priester der Trojaner, welcher die Kriegslist, durch welche sich die Griechen in den Besitz der lange vergeblich belagerten Stadt Troja (s. d.) setzten, durchschaute, und um seine verblendeten Mitbürger von dem Inhalte des riesigen Rosses zu überzeugen, welches sie nach der Stadt zogen, mit der Lanze nach demselben stach, daß man die ehernen Rüstungen der Griechen, welche inwendig in dem Rosse steckten, klirren hörte. Doch die Trojaner, dem über sie verhängten Unglück geweiht, glaubten dem Priester nicht und dieser hatte noch durch seine That den Zorn der Minerva auf sich geladen, welche die Griechen beschützte. Als daher L. am Meeresstrande dem Neptun einen Stier opfern wollte, entstiegen, gesandt von der Göttin, zwei ungeheure Schlangen dem Meere. Sie umschlangen die beiden Söhne des L. und dann auch den zu Hülfe eilenden Vater, und nachdem sie alle Drei erwürgt hatten, eilten sie nach dem Tempel der Minerva und verbargen sich unter dem Schilde, welches die Bildsäule derselben hielt. — Eines der herrlichsten Meisterwerke der Bildhauerkunst, den Vater mit den beiden Söhnen umwunden von den Schlangen darstellend, ist uns aus dem Alterthume erhalten. Diese umstehend abgebildete berühmte Gruppe des Laokoon wurde 1508 beim Nachgraben in einem Weingarten bei Sette-Sala in Rom aufgefunden, war aber schon im Alterthume ihrer Schönheit wegen berühmt. Von dem ganzen aus sechs Marmorblöcken zusammengesetzten Werke hat man nur den rechten Arm des L. nicht wieder auffinden können und denselben daher ergänzt. Sie stand dann im Belvedere, bis sie von den Franzosen nach Paris entführt wurde, von wo sie 1814 an ihre frühere Stelle wieder zurückkehrte. Über die Zeit, in welcher dieses Kunstwerk gearbeitet wurde, ist man noch nicht im Klaren, doch ist wahrscheinlich, daß es etwa aus der Mitte des 2. Jahrh. v. Chr. stammt. Anordnung, Wahrheit des Ausdrucks und Ausführung sind bei diesem Meisterwerke

gleich sehr zu bewundern. Als Verfertiger desselben werden die drei rhodischen Bildhauer Agesander, Polydorus und Athenodorus genannt, von welchen die beiden Letztern wahrscheinlich Söhne des Ersten waren.

**Lapeyrouse** (Jean Franç. Galaup de), ein durch seine Entdeckungsreisen und sein trauriges Ende bekannter franz. Seefahrer, wurde 1741 zu Albi geboren. Nachdem er den Seekrieg gegen England 1756 mitgemacht, mehren Reisen in entlegene Theile der Erde sich angeschlossen, sich im Kriege 1778 ausgezeichnet, Capitain geworden war und namentlich 1782 einen geschickten Angriff der engl. Niederlassungen an der Hudsonsbai unternommen hatte, wurde L. von Ludwig XVI. mit einer großen Entdeckungsreise beauftragt. Die Hauptzwecke derselben waren Begründung des Walfischfangs im südl. Weltmeere, des Pelzhandels von der Nordwestküste Amerikas nach China und Japan, sowie die Untersuchung der Nordwestküste Amerikas, der japanischen Meere, der Salomonsinseln im Südmeere und der Südwestküste Neuhollands. Zwei Fregatten, la Boussole und l'Astrolabe wurden zu diesem Unternehmen ausgerüstet und jene an L., diese an Delangle übergeben. Mehre Gelehrten schlossen sich der Expedition an und im Aug. 1785 wurden die

Anker gelichtet. Das Cap Horn wurde umsegelt und im Febr. 1786 befanden sich die Reisenden in der Bai de la Concepcion an der Küste des Südmeers. Nachdem L. hierauf nach Norden gesegelt war, landete er ohnweit Mount St.-Elias unter 60° Breite. Auf dieser Reise entdeckte er den von ihm Port des Français genannten Hafen. Im Sept. 1786 gingen die Reisenden wieder zu Schiffe, entdeckten nördl. von den Sandwichinseln eine kleine unfruchtbare Insel, welche sie Necker nannten, und landeten im Febr. 1787 zu Manila, dem Hauptort auf den philippinischen Inseln. Darauf segelte L. nach den Küsten der Tatarei und den japanischen Inseln, gab einer schönen Bucht an der Küste der Tatarei den Namen Castries und entdeckte die nach ihm selbst benannte Lapeyrousestraße südl. vom Vorgebirge Crillon. Zwischen den kurilischen Inseln fuhr er dann nach Kamtschatka und landete im Sept. 1787 im Peter-Paulshafen. Als er hierauf nach der Botanybai steuerte, wo er 1788 ankam, wurden an der Nordwestküste Amerikas die Brüder Delaborde mit mehren Begleitern und nachher auch Delangle, sowie der Naturforscher Lamanon im Gefecht mit den Wilden auf einer der Schifferinseln getödtet. Von Botanybai aus gelangte die letzte Nachricht von L. nach Europa. Er meldete dem Seeminister Frankreichs den Plan zu seiner weitern Reise. L. segelte von Botanybai ab und war bald darauf verschwunden. Vergebens sendete die franz. Regierung 1791 d'Entrecasteaux aus, um L. aufzusuchen, und selbst nachdem die Regierung einen Preis von 10,000 Francs für Denjenigen ausgesetzt hatte, welcher eine begründete Nachricht über L.'s Schicksal beibrächte, erlangte man keine sichere Kunde von dem Schicksale der beiden Fregatten. Indeß ließ die franz. Regierung nach den aus Kamtschatka und Botanybai an sie gelangten Tagebüchern L.'s 1797 von Milet de Mureau eine Reisebeschreibung zusammenstellen und machte mit dem Ertrage L.'s hinterlassener Gattin ein Geschenk. Nachdem man längst alle Hoffnung aufgegeben hatte, noch jemals etwas von L.'s Ende zu erfahren, entdeckte der brit. Seecapitain Peter Dillon 1826 durch einen Zufall auf der Insel Tucopia ein Paar Gegenstände, welche von Franzosen herrühren mußten und erfuhr von den Besitzern derselben, daß sie dieselben von Bewohnern der Insel Malicolo erhalten hätten. Im folgenden Jahre schickte die engl.-ostind. Compagnie den Capitain Dillon nach dieser Insel und derselbe erfuhr nun, daß L.'s Schiffe an der südwestl. Küste dieser Insel gescheitert wären. Nachdem 1828 der franz. Capitain Dumont d'Urville dieselbe untersucht und noch fünf metallene Kanonen, einen silbernen Degengriff und andere mit dem franz. Wappen bezeichnete Gegenstände aufgefunden hatte, errichtete er an der Küste den hier verunglückten Seefahrern ein einfaches Denkmal und Dillon erhielt 1829 den Preis von 10,000 Fr. ausgezahlt.

**Lapidarschrift** heißt die auf steinernen Denkmälern gebräuchliche Schrift. Da die Inschriften auf solchen Denkmälern des beschränkten Raumes wegen möglichst kurz und doch vielsagend sein müssen, so pflegt man sie in einem gedrängten mit wenigen Worten Viel ausdrückenden Styl, dem sogenannten Lapidarstyl, abzufassen, womit man aber wol auch im Allgemeinen eine gedrängte, bündige Schreibart bezeichnet.

**Laplace** (Pierre Simon, Marquis de), ein großer franz. Mathematiker und Astronom, wurde 1749 zu Beaumont en Auge im franz. Departement Calvados geboren, lehrte noch sehr jung einige Zeit an der Militairschule seines Geburtsorts Mathematik und bildete sich dann in Paris weiter aus.

Seine ausgezeichneten Leistungen als Mathematiker und Astronom verschafften ihm bald die Stelle eines Examinators beim königl. Artilleriecorps und später die eines Mitgliedes der Akademie der Wissenschaften. Er wurde nachher auch Mitglied des Instituts und des Längenbureau. Bonaparte ernannte ihn, nachdem er Consul geworden war, zum Minister des Innern, welche Stelle er indeß nur sechs Monate bekleidete. Er wurde hierauf Mitglied, 1803 Vicepräsident und bald darauf Kanzler des Erhaltungssenats, und nachdem Napoleon Kaiser geworden war, erhob er L. in den Grafenstand. Nachdem dieser 1814 für Errichtung der provisorischen Regierung und Absetzung Napoleon's gestimmt hatte, ernannte ihn Ludwig XVIII. zum Pair und 1817 zum Marquis. Im vorhergehenden Jahre war L. Mitglied der franz. Akademie geworden und zum Präsidenten der Commission für Reorganisation der polytechnischen Schule ernannt worden. Mehr als Gelehrter, denn als politischer Charakter anerkannt und bewundert, starb L. zu Paris 1827. Ein berühmtes Werk dieses großen Astronomen ist seine „Mechanik des Himmels", von der ein Auszug für den nicht als Mathematiker ausgebildeten Leser unter dem Titel: „Auseinandersetzung des Weltsystems" erschienen ist. Am scharfsinnigsten sind L.'s Werke über die Wahrscheinlichkeitsrechnung.

**Lappland** oder Sameland ist das theils zu Norwegen, theils zu Schweden, theils zu Rußland gehörende nörd-

Digitized by Google

lichste Land Europas, vom 64.—71.° N. Br., welches vom atlant. Ocean, dem nördl. Eismeer und weißen Meere, Nordland, Finnland und Norwegen begrenzt wird. Der Tana-, Muonio- und Torneäfluß theilen es in das norweg., schwed. und russ. Lappland. Das erste ist ein durchaus gebirgiges Land, weniger das schwed., und das russ. wird nur in der Mitte von einer Fortsetzung der finnischen Gebirge durchzogen, ist aber übrigens eben und zum Theil sumpfig. Zahlreiche Flüsse und Seen sind im ganzen Lande zu finden, aber wegen der hohen Küste ist nur der südl. Theil einiges Anbaues fähig. Fische, pelztragende Thiere, Rennthiere, wildes Geflügel, Nadelholz, Birken, einige Moos- und Flechtenarten, eßbare Beeren, Eisen, Kupfer und silberhaltiges Bleierz sind die Producte dieses Landes, das nur einen sehr kurzen Sommer hat und fast stets und überall mit Schnee und Eis bedeckt ist. Die Lappen, oder wie sie sich selbst nennen, Samen, sind die Bewohner desselben. Sie sind den Finnen verwandt, klein und häßlich, aber sehr kräftig und abgehärtet. Ihr Charakter ist ein Gemisch von Gutmüthigkeit, Jähzorn, Mistrauen, Menschenscheu und Redlichkeit; ihr Reichthum besteht in Rennthierheerden, ihre Kunstfertigkeit in der Bereitung ihrer Kleidungsstücke und ihres Hausgeräthes. Rennthierzucht, Fischfang, Jagd sind ihre Hauptbeschäftigung, nur wenige leben als Handarbeiter oder Bettler in den Kirchspielen. Demgemäß theilen sie sich auch selbst in Rennthierlappen, Fischlappen und Kirchspiellappen, von denen die ersten die reichsten und geachtetsten, die letzten die ärmsten und verachtetsten sind. Es gibt Rennthierlappen, welche 3—400 Stück Rennthiere besitzen. Die Abbildung zeigt die Familie eines

Rennthierlappen; die Heerde ist von der Weide zurückgekehrt und wird gemolken. Der treue Begleiter der Lappen und mit ihnen der Wächter ihrer Heerde ist der Hund, der auch ihre Mahlzeit und ihr Lager theilt. Die Kleidung der Männer und Weiber ist fast ganz dieselbe, nur daß die Frauen sich durch zierliche Nähterei an ihren Kleidern und zuweilen durch einen eigenthümlichen Kopfputz auszeichnen. Der Rock ist aus Schaffellen verfertigt, deren Wolle nach innen gekehrt ist, und wird zuweilen mit Otterfellen verbrämt. Die Beinkleider bestehen aus grobem Tuch oder Leder, die Hinterseite aus rauhen Fellen. Die Kopfhaut des Rennthiers liefert die Schuhe, welche mit Stroh oder Moos ausgefüttert und an den Füßen festgebunden w… Von ähnlicher Beschaffenheit sind auch die Handschuhe … dem beschriebenen Pelzrocke, der auf dem bloßen Leibe … gen wird, haben die Lappen noch ein ganz ähnliches … kleid von grobem Tuche oder Rennthierfellen, welch… der Schulter mit farbigem Tuche besetzt ist, und bei … ger Winterkälte kommt zu diesen Kleidungsstücken no… Kleid aus Rennthierfellen, dessen Rauches nach außen … Die Kopfbedeckung der Lappen besteht gewöhnlich aus … spitzigen Mütze, welche aus vier Stücken Tuch zusam… genäht, auf der Spitze mit einer Quaste von buntem … und unten herum mit feinem Pelzwerk besetzt ist. Bei …

dem Wetter tragen sie aber statt dieser Mütze eine Pelzkappe, welche Kopf und Nacken so einhüllt, daß nur das Gesicht zum Vorschein kommt. Zur Wohnung dient den Lappen eine kleine und niedrige Hütte, welche von vier gekrümmten Stäben zusammengehalten und mit Baumrinde bedeckt ist. Bei rauher Witterung wird noch ein Stück Segeltuch übergespannt. Oben hat die Hütte eine Öffnung, durch welche der Rauch von dem Feuer entweicht, das auf dem Herde mitten in der Hütte brennt. Die kleinen Kinder pflegen die Lappen in eigne ausgehöhlte, aus einem Baumstamme zierlich geschnitzte Behältnisse zu thun, welche von ihnen auf dem Rücken getragen oder an einem Baumstamme oder dergl. aufgehängt werden. Die Lappen bekennen sich zwar jetzt sämmtlich zum Christenthume, doch sind ihre religiösen Vorstellungen noch sehr mit altem heidnischen Aberglauben vermischt. Sie lieben den Branntwein und das Tabackrauchen und halten ihr Vaterland für das schönste auf der Welt, in welches sie sich zurücksehnen, wenn man sie aus demselben entführt. Man kann im Ganzen nur etwa 8000 Lappen rechnen, von denen etwa 4000 unter schwed., 3000 unter norweg. und 1000 unter russ. Herrschaft stehen. Zu den eigentlichen Ureinwohnern, den Lappen, sind seit etwa einem Jahrhundert die Quäner gekommen, Auswanderer aus Finnland und andern Gegenden, welche sich stark vermehren, während die Lappen an Zahl immer mehr abzunehmen scheinen. — Das norwegische L. umfaßt den nordwestl. Theil des Landes, etwa 1800 □M., welcher die Provinz Finnmarken bildet und zum Stifte Drontheim gehört. Lappen bewohnen hier während des Winters das Dorf Kautokeino. — Das schwedische L., der südl. Theil, war früher in sieben Lappmarken: Jemtslands-, Angermannlands- (Asele-), Umeå-, Piteå-, Luleå-, Torneå- und Kemi-Lappmark eingetheilt und bildet jetzt das Wester- und Nordbottonlän. (S. Schweden.) — Das russische L., der östl. Theil, gehört größtentheils zum Gouvernement Archangel (s. Rußland), und nur ein Theil von Luleå-Lappmark und Kemi-Lappland, seit 1806 von Schweden an Rußland abgetreten, werden zu Finnland gerechnet.

**Laren** hießen bei den Römern gewisse Schutzgötter, denen das Haus und die Familie, oder eine Stadt, oder ein Stand anempfohlen war. Öffentlich wurden zwei Laren verehrt, welche für Zwillingssöhne der Nymphe Lara und des Mercur ausgegeben wurden. Die Hausgötter standen als hölzerne, steinerne oder metallene Bilder in eignen Schränken, Lararien genannt, und wurden in besondern Fällen durch Opfer eines Ferkels, Lammes oder Kalbes geehrt. Die öffentlichen Laren, zu denen auch der jedesmalige Kaiser gerechnet wurde, hatten zu Rom ein eignes Fest im Anfange des Mai.

**Larven** hießen bei den Alten die Schreckbilder oder Gespenster, von welchen man glaubte, daß sie besonders während des Februars umgingen, und die man daher auch in diesem Monate durch Opfer zu sühnen pflegte. Später hat man Larve oft gleichbedeutend mit Maske (s. d.) gebraucht und in der Naturgeschichte nennt man Larven alle Insekten, welche der Verwandlung unterworfen sind, in der ersten Periode ihres Lebens, nachdem sie das Ei verlassen haben.

**Las Casas** (Bartol. de) ist ein durch seine menschenfreundliche Gesinnung und die aufopfernde Liebe, mit welcher er sich der Indianer Amerikas gegen ihre grausamen Unterdrücker annahm, berühmter span. Geistlicher, der 1474 zu Sevilla geboren wurde und 1566 zu Madrid starb. Eine von ihm 1516 an Karl V. gerichtete Vorstellung hatte wenigstens zur Folge, daß die Bedrückung der unglücklichen Eingeborenen Amerikas verboten wurde, obschon das Verbot wenig Beachtung fand. Zwölfmal reiste L. zwischen Amerika und Europa hin und her, um das Werk menschlicher und christlicher Liebe zu fördern. Mit Unrecht hat man ihm nachgesagt, daß er zu der schweren Bergmannsarbeit, welcher die Amerikaner scharenweise erlagen, die kräftigern afrikan. Neger empfohlen und dadurch Urheber des Sklavenhandels geworden sei.

**Lasiren** nennt man das Überziehen eines metallischen oder farbigen Grundes mit einer durchsichtigen Farbe, Lasurfarbe, sodaß der Grund durch die Deckfarbe durchschimmert und durch dieselbe in seinem Glanze erhöht wird. Diese Lasurfarben, welche von dem durchsichtigen Lasursteine (s. d.) den Namen haben, sind in Wasser löslich und mit arab. Gummi verbunden und blau (Berlinerblau, blauer Karmin oder Indigo in Schwefelsäure gelöst), grün (destillirter Grünspan oder Mischung von blau und gelb), roth (Cochenille mit Weingeist oder Terpenthinöl ausgezogen, rother Karmin, florentiner Lack) oder gelb (eine Mischung von Gummigutt, Safran und Drachenblut oder von Kurkume, Orlean, Wau, Goldwurzel u. s. w. mit Weingeist oder Terpenthinöl ausgezogen). Mit der gelben, auch Goldlack genannten Lasur gibt man weißen metallischen Flächen eine Goldfarbe. Das Lasiren kommt besonders bei der Lackirkunst in Anwendung.

**Last** ist ein im nördl. Deutschland, Preußen, Polen, Rußland, Schweden, Dänemark und in den Niederlanden übliches Getreidemaß von sehr verschiedenem Gehalte. In Berlin enthält die Last Weizen und Roggen 72 Scheffel, Gerste und Hafer 48 Scheffel, wogegen z. B. die Last in Hamburg bei Weizen und Roggen 30, bei Gerste und Hafer 20 Scheffel beträgt. Ferner nennt man Last oder Schiffslast ein bei Versendungen von schweren Gütern zur See gebräuchliches Gewicht, das auch an den einzelnen Orten sehr abweichend bestimmt wird. Im Allgemeinen rechnet man aber die Last zu zwei Tonnen oder 4000 Pfund. Häufig wird die Größe der Kauffahrteischiffe nach der Anzahl Lasten bestimmt, die sie zu tragen vermögen, und man nennt diese Bestimmung die Lastigkeit oder (wenn die Bestimmung nach Tonnen geschieht) den Tonnengehalt. Man bestimmt indeß die Lastigkeit auch nach dem Maße. Nach der Größe der Schiffe bestimmt sich dann auch das Lastgeld oder Tonnengeld, eine Abgabe, welche in verschiedenen Seehäfen erhoben wird.

**Laster**, der Gegensatz der Tugend (s. d.), ist jede bei dem der Leidenschaft gehorchenden Menschen zur Gewohnheit und zum Bedürfniß gewordene Unsittlichkeit. Das Unsittliche, Schlechte, Böse wählt der Mensch nur, weil er sich selbst gegen die ihm von Gott im Gewissen eingepflanzte Wahrheit, daß nur durch das Gute sein Bestes wirklich gefördert wird, verblendet hat, weil er sich selbst belügt, und daher wird sehr richtig die Lüge, nämlich die Lüge gegen sich

gitized by Google

selbst, als Anfang aller Laster oder der Lasterhaftigkeit, d. h. der Hinneigung zu Lastern sprüchwörtlich bezeichnet.

**Lasurstein** (lat. lapis lazuli), ein Mineral von schöner blauer (daher Lasurblau) Farbe, welches schon den Alten bekannt war, von ihnen Sapphir genannt und zu Gemmen und andern Kunst- und Luxusgegenständen verarbeitet, auch in der Medicin verwendet wurde. Man findet ihn in Sibirien, in der kleinen Bucharei, in Persien, China, Chile u. s. w. gewöhnlich derb, eingesprengt in Quarz oder in stumpfeckigen Stücken auf Gängen in ältern Gebirgen. Er ist gewöhnlich in seiner ganzen Masse mit feinen Schwefelkiespunkten durchsetzt, hat einen unebenen Bruch, ist an den Kanten durchscheinend und von glasartigem Glanze. Man schleift ihn zu Ringen und Nadelsteinen und macht auch aus der ihn enthaltenden Felsart Dosen, Vasen, Leuchter, architektonische Verzierungen und Steinmosaik. Vorzüglich aber benutzt man ihn zur Darstellung des echten Ultramarin (s. d.). Er nimmt die Politur leicht an, verliert sie aber auch ebenso leicht.

**Lätare** heißt der dritte Sonntag vor Ostern, weil der Gottesdienst an diesem Sonntage mit den lat. Worten aus Jesaias 66, 10 begann: „Laetare Jerusalem", d. h. Freue dich, Jerusalem. Er führt aber auch noch andere Namen, nämlich: Rosensonntag, weil der Papst jährlich an ihm die sogenannte goldene Rose zu weihen pflegt, die er nachher einem gegenwärtigen oder abwesenden Fürsten zum Geschenk macht; Brotsonntag, weil an ihm das Evangelium von der Speisung der 5000 Mann vorgetragen wird; Todtensonntag oder schwarzer Sonntag, weil nach einer früher namentlich in Schlesien herrschenden Sitte das Volk an diesem Sonntage einen Strohmann lärmend herumzutragen und dann ins Wasser zu werfen pflegte, zum Zeichen, daß es durch die an ihm vollbrachte Bekehrung zum Christenthume dem Fürsten der Finsterniß und seiner Herrschaft abgestorben sei.

**Latour d'Auvergne** (Theophile Malo Corret de), geb. 1743, trat 1767 in franz. Kriegsdienste, wurde 1779 Hauptmann und lehnte jede weitere Beförderung ab. Im Jahre 1799 trat er für den Sohn eines seiner Freunde als Freiwilliger ein, zeichnete sich bei mehren Gelegenheiten durch große Tapferkeit aus und wurde in Anerkennung derselben und weil er beharrlich eine Beförderung zurückwies, von Napoleon 1800 mit dem Titel eines „Ersten Grenadiers von Frankreich" geehrt. Noch in demselben Jahre fiel L. in dem Treffen bei Neuburg. Sein Herz wurde fortan in einer Kapsel von einem Grenadier seiner Compagnie getragen, sein Name aber in den Listen fortgeführt. Wenn nun dieser Name gerufen wurde, so antwortete der Grenadier, welcher das Herz des Helden trug: „Gefallen auf dem Felde der Ehre!" In der Gegend, wo er gefallen, wurde dem tapfern Grenadier ein Denkmal errichtet.

**Lattich** (lat. lactuca) ist eine Pflanzengattung, von welcher außer dem Gartenlattich (s. Salat) besonders der Giftlattich (lat. Lactuca virosa) zu merken ist. Derselbe ist eine bei uns einheimische narkotische Giftpflanze, welche an Zäunen und Wassergräben wächst, einen aufrechten, ästigen, rothgefleckten, unten stachlichen Stengel, steife, längliche, feingezahnte Blätter, kleine, blaßgelbe Blüten hat und einen bittern, scharfen, unangenehm riechenden Milchsaft enthält. Durch Einschnitte in den Stengel gegen Ende der Blütezeit gewinnt man diesen Saft, welcher an der Sonne getrocknet Lactucarium heißt. Man bedient sich desselben, sowie eines Extracts des Giftlattichs in der Medicin als schlafmachenden, schmerzstillenden, auflösenden und urintreibenden Mittels.

**Lauberhüttenfest** ist eins der drei hohen jüdischen Feste, welches den 15.—21. des Monats Tisri (s. Kalender) zum Andenken an den 40jährigen Aufenthalt in der Wüste gefeiert wurde, an welchen auch die Laubhütten erinnern sollten, deren man sich zum Aufenthalte während des Festes bediente, wenn man nicht das gewöhnliche Wohnhaus mit grünen Reisern ausschmückte. Es wurde dann zugleich als Dankfest namentlich für die Weinernte gefeiert. Die jetzigen Juden halten das Lauberhüttenfest noch hoch in Ehren.

**Laubthaler** sind in Frankreich 1726—90 geprägte Silbermünzen aus 14⅓löthigem Silber im Werthe von 1 Thlr. 17 Sgr. 5 Pf. Preuß. oder 1 Thlr. 12 Gr. 1⅔ Pf. Sächs., welche ihren Namen dem Rande von belaubten Zweigen, welcher das Gepräge umgibt, verdanken.

**Lauch** (lat. allium) ist ein Pflanzengeschlecht, zu dem eine große Anzahl von Küchengewächsen gehören, die sich durch einen besonders den Zwiebeln eignen, bedeutend scharfen Geruch und Geschmack auszeichnen. Hierher gehören namentlich die Zwiebel (s. d.); der Porré, welcher ziemlich große Blätter, aber nur kleine Zwiebeln hat und aus dessen Nebenschößlingen der Perllauch entsteht, der kleine, weiße, glänzende Zwiebeln von feinem Geschmack trägt; die Chalotte, eine aus der Gegend von Askalon in Palästina stammende kleine, röthliche Zwiebel von sehr angenehmem Geschmack; der Schnittlauch mit seinen runden, röhrenförmigen Blättern, welche abgeschnitten, schnell nachwachsen; der Knoblauch, der ursprünglich aus dem Orient stammt, jetzt aber auch bei uns wild wächst, und dessen Zwiebeln aus mehren kleinen Zwiebeln zusammengesetzt sind, die drei weiße Häute umgeben. Seine Blätter sind schmal und hohl und er soll eine magenstärkende, wurmtreibende Kraft besitzen. Eine Abart mit gekerbten Blättern ist die Roccambolle.

**Lauenburg**, Sachsen-Lauenburg ist ein zum deutschen Bunde gehörendes dänisches Herzogthum, welches [illegible] □M. mit 38,000 Einw. umfaßt und von Holstein, Lübeck, Mecklenburg, Hanover und Hamburg begrenzt wird. Dieselbe bildet eine ununterbrochene Ebene, welche von der gegen Hanover abgrenzenden Elbe und der Delvenau, einem Nebenflusse der Elbe, bewässert wird, und Waldungen, mehre Seen, unter denen der ratzeburger der größte, und zum Theil ziemlich fruchtbares Land enthält. Die wichtigsten Erwerbsquellen sind Viehzucht, Ackerbau, Flußschiffahrt. In den Waldungen kommt viel Holz und auch aus bedeutenden Torflagern gewinnt man Brennmaterial. Den Namen hat das Land von der Lauenburg, die in den Kriegen Heinrich's des Löwen erbaut wurde. Die ursprünglichen Bewohner des Landes waren Wenden, welche sich Heinrich der Löwe im 12. Jahrh. unterwarf. Im folgenden Jahrh. kam das Land an die Herzoge von Sachsen und wurde das Gebiet einer eignen Linie. Der lauenburger Stamm starb 1689 aus und nun fiel das Land, gemäß einem 1369 geschlossenen Erbvereine, an den Herzog von Braunschweig-

Umgang mit ihm peinlich und unangenehm schwierig macht. Nur dem Kinde und dem Kranken sieht man diesen Fehler nach, weil Beiden vermöge ihres natürlichen Zustandes die Kraft der Selbstbeherrschung abgeht. Vorzugsweise hat man **Laune** aber auch die heitere Gemüthsstimmung genannt und **launig** den Menschen, bei welchem diese Stimmung vorherrschend ist, sowie die künstlerischen Darstellungen, in denen sich eine solche Stimmung ausspricht. Dem komischen Schriftsteller, welcher das Schlechte als das Lächerliche darstellen soll, ist diese Laune nöthig, obgleich er durch sie noch nicht zum Künstler wird, denn hierzu gehört noch die weit über eine bloße Stimmung hinausgehende Erkenntniß, wie das Schlechte durch die Eitelkeit und Nichtigkeit seiner Bestrebungen gegen das Ewige, das wahrhaft Gute, zum Lächerlichen wird. (Vgl. **Humor** und **Komisch**.)

**Laurentius**, ein christlicher Märtyrer, war in Spanien geboren und kam nachmals nach Rom, wo er Diakonus und Aufseher über den Kirchenschatz wurde. Als der Bischof Sixtus zum Märtyrertod geführt wurde, rief Jener ihm zu: „Wohin gehest du, Vater, ohne deinen Sohn?" Der Bischof befahl ihm zu bleiben und des Kirchenguts zu warten, aber die Heiden bemächtigten sich seiner und wollten ihn zwingen, das Kirchengut ihren Händen zu überliefern. L. ließ Arme und Kranke vor sich bringen und zeigte diese seinen Feinden, indem er ihnen sagte, daß, wer sich Dieser annehme, einen wahren Schatz im Himmel sich erwerbe. Hier-

besonders gesund seien, daß diese Insekten das schlechte Blut einsaugen u. s. w., Ansichten, die ihre Vertilgung als gewagt oder gar nachtheilig erscheinen lassen. Eine große Menge von Läusen verursacht ein höchst lästiges Jucken und Fressen und bei Kindern deshalb wol auch Schlaflosigkeit und eine gewisse nervöse Aufregung; Fälle aber von an Läusen Gestorbenen, wie man deren bei einzelnen wenig zuverlässigen Schriftstellern aufgeführt findet, dürften wol zu den Fabeln gehören. Zur Vertilgung der Kopfläuse reicht es meist hin, die Haare fleißig und sorgfältig zu kämmen oder, wenn dies nicht helfen will, sie gradezu abzurasiren. Außerdem leisten auch noch verschiedene Waschungen gute Dienste gegen dieselben. Die Kleiderläuse kommen am häufigsten bei Personen vor, die sich in Wolle kleiden, die Wäsche selten wechseln und sonst unreinlich sind, erzeugen sich in den Falten der Wäsche und Kleidungsstücke, verbreiten sich von da auf die bedeckten Theile des Körpers, den Stamm und die Gliedmaßen, selten jedoch auf den Kopf, und sind, wo sie sich einmal eingenistet haben, fast nicht auszurotten. Die Anwesenheit dieser Gattung von Läusen, zuweilen in ekelerregender Menge, ist es, was man vorzugsweise mit der Benennung: **Läusesucht** bezeichnet hat. Ob aber eine wirkliche **Läusekrankheit** (lat. Phthiriasis), bei welcher sich aus der Säftemasse des Körpers in und unter der Haut von selbst Läuse erzeugen sollen, stattfinde, ist mehr als zweifelhaft, obschon die Geschichte berichtet, daß König Herodes, der Römer Sylla, König Philipp II. von Spanien und

ungefähr eine halbe Million Einwohner. Seit der Völkerwanderung siedelten sich in diesen Gegenden slawische Sorben, deren Überreste noch jetzt in den Wenden als ein eigenthümlicher Volksstamm bestehen, an. Diese Sorben hatten freie Häuptlinge, welche erst 928 vom deutschen Könige Heinrich I. zinsbar gemacht und von Otto I. 968 zur Annahme des Christenthums genöthigt wurden. Polen, Böhmen, Meißen und Brandenburg machten sich in der Folge die Lausitz streitig und brachten dieselbe ganz oder theilweise unter ihre Herrschaft. Während der Hussitenkriege blieb die Lausitz bei den Königen von Böhmen und wurde dafür von den Hussiten furchtbar verheert. Im Jahre 1467 erkannte sie den König Matthias von Ungarn als ihren Herrn an und unter der Herrschaft dieses Fürsten kam die Eintheilung in die Ober- und Niederlausitz auf. Die sechs Städte der Oberlausitz, Bautzen, Görlitz, Zittau, Lauban, Kamenz und Löbau, hielten schon früher zusammen, vereinigten sich noch enger in den Jahren 1476 und 1490 und wußten nach und nach von den Kaisern und den böhm. Königen solche Privilegien zu erlangen, daß sie fast den Reichsstädten gleichstanden. Nachdem Matthias 1490 gestorben war, blieb die Lausitz bei Böhmen und kam mit diesem Königreiche 1526 an Ferdinand I. von Östreich. Derselbe bedrückte das Land und insonderheit die sechs Städte, weil der Protestantismus eingeführt worden war. Als der Kurfürst Friedrich von der Pfalz zum Könige von Böhmen erwählt worden war, erkannte ihn die Lausitz nicht an, aber dieselbe wurde darauf während der Wirren des dreißigjährigen Krieges stark mitgenommen. Der sächs. Kurfürst Johann Georg I. besetzte dieselbe 1620 im Namen des Kaisers und behielt sie darauf bis 1635 als Pfand für verschiedene Foderungen an den Kaiser. In diesem Jahre wurde sie förmlich an Sachsen abgetreten, jedoch als Lehn von der Krone Böhmen. Der kottbuser Kreis kam erst 1807 an Sachsen, nachdem er bis dahin zu Brandenburg gehört hatte. Die Lausitz blieb als ein besonderes, zu keinem Reichskreise gehöriges Land bis 1815 bei Sachsen. Durch die Beschlüsse des wiener Congresses kam hierauf die ganze Niederlausitz und der größere Theil der Oberlausitz an Preußen, während nur der südl. Theil der Oberlausitz bei Sachsen verblieb.

Die Oberlausitz ist größtentheils gebirgig, die Niederlausitz dagegen eben, sandig und reich an Waldungen, Flüssen und Teichen. Was namentlich die sächs. Oberlausitz betrifft, so zählt dieselbe auf 38 □M. 210,000 Einw., von denen ungefähr der fünfte Theil Wenden sind. Die Neiße, die Spree und die schwarze Elster sind die ansehnlichsten Flüsse. Die wichtigsten Naturproducte sind: Getreide, jedoch nicht in hinreichender Menge, Flachs, Hirse, Taback, Holz, Rindvieh, Schafe, Bienen, Eisen, Braunkohlen und Torf. Sehr bedeutend ist die Industrie, namentlich die Fabrikation von Tuch, Leinen- und Damastwaaren. In dem südl. gebirgigen Theile findet man Dörfer von 3—5000 gewerbthätigen Einwohnern. Die Wenden, welche noch an ihrer alten Sprache und ihren veralteten Sitten festhalten, nehmen an diesem Gewerbfleiße nicht Theil, sondern beschäftigen sich größtentheils mit Ackerbau und Viehzucht. Wichtig sind besonders die alterthümlichen Vierstädte: Budissin oder Bautzen (s. d.) an der Spree; Kamenz an der schwarzen Elster, der Geburtsort Lessing's (s. d.) mit 3500 Einw.; Löbau mit 3500 Einw., bedeutendem Leinwandhandel, auch Strumpfwaarenfabriken und Gerbereien; Zittau an der Mandau unfern der Neiße mit 8000 Einw., der Hauptsitz des lausitzer Garn- und Leinwandhandels. Die Stadt selbst hat sehr bedeutende Fabriken in Leinwand, Tuch u. s. w. und sehr ansehnliche Einkünfte. Das Gymnasium und die andern Schulanstalten sind reich ausgestattet. Unter den Gebäuden der ziemlich geschmackvoll gebauten Stadt zeichnet sich namentlich die Hauptkirche zu St.-Johannis aus. In der Umgegend von Zittau sind zahlreiche Fabrikdörfer. Gr… schönau, ein Dorf mit 4000 Einw., behauptet den … die ausgezeichnetsten Damastfabriken zu besitzen; nicht … der ansehnlich sind Seifhennersdorf mit 4300 Einw. … andere Ortschaften. Herrnhut am Fuße des Hutberges … 1200 Einw. ist als Hauptsitz der herrnhuter Brüdergemeine (s. d.) bekannt und erzeugt Kattun, Kreas … bunte Leinwand, auch sind seine Seifensiederwaaren bek… Über die politische Verfassung der sächs. Oberlausitz s. Sachsen (das Königreich). — Die preuß. Oberlausitz … 63 □M. und 162,000 Einw. umfaßt die Kreise G… Rothenburg, Hoyerswerda und Lauban und wird jetzt … Regierungsbezirk Liegnitz der preuß. Provinz Schlesien (s. d.) gerechnet.

Die Niederlausitz, reich an Holz, Wild, Fis… Bienen, Obst, Flachs, Haidekorn, Gerste, Hafer, Gem… Taback, steht an Gewerbthätigkeit und Wohlhabenheit … Oberlausitz sehr nach. Sie zählt auf 134 □M. 254… Einw. und gehört jetzt zum Regierungsbezirk Frankfurt … preuß. Provinz Brandenburg (s. d.). Zu ihr gehören … Kreise der Städte Luckau, Sorau, Guben, Lübben, K… Spremberg und Kottbus.

**Laute** (die) ist ein altes, wohlklingendes Saiteninstrument, welches jetzt fast ganz außer Gebrauch gekommen … Dieselbe besteht aus einem aus dünnen Spähnen zusammengesetzten gewölbten Bauch (Corpus), auf welchem ein … Tannenholz verfertigter Resonanzboden (Dach) liegt, un… nem ziemlich langen Stiel (Griff), der in den Hals und … lich in den umgebogenen Kopf (Kragen) ausgeht. Die … ten ruhen auf einem Stege und sind abwärts an dem … befestigt. An dem Halse sind 10—12 Bände, welche … einzelnen Töne bezeichnen. Die Laute hat gewöhnli… oder 13 Chöre, d. h. Doppelsaiten, welche nach der … gestimmt werden, in welcher das vorzutragende Tonstück … schrieben ist. Man hatte sonst kleine Octavlauten, kleine … cantlauten, Chorist- oder Altlauten, Tenorlauten, Baß… ten, Großoctavbaßlauten. Die Noten, nach welchen … Laute gespielt wird, pflegen auf sechs, nicht wie gewö… auf fünf Linien geschrieben zu werden.

**Läuterung** ist dasjenige ordentliche Rechtsmittel, … durch derselbe Richter, in dessen Namen das Urtheil … chen wurde, zur nochmaligen Prüfung und demgem… Abänderung desselben aufgefodert wird. Im Gegensa… den Devolutivrechtsmitteln, welche die Sache an … nen andern, einen höhern Richter bringen, nennt m… ein bloßes Suspensivrechtsmittel, weil es weiter … Wirkung hat, als das Beschreiten der Rechtskraft vor… aufzuhalten, zu suspendiren. Es ist rein deutschen Urspr… wie schon der Name andeutet, welcher von dem Worte … tern oder klar machen herzuleiten ist und schon den Hau… zweck dieses Rechtsmittels, eine nochmalige genaue Unter…

Gebrauch derselben ist aber noch mehr beschränkt. Von dem Verfahren bei der Läuterung gilt, insoweit die eigenthümliche Natur derselben nicht widerstreitet (z. B. in Bezug auf den Devolutiveffect) ganz Dasselbe wie bei der Appellation (s. d.).

**Lavater** (Joh. Kaspar) wurde 1741 zu Zürich geboren, bildete sich aus inniger Liebe zur Religion zum Geistlichen und wurde 1769 als solcher in seiner Vaterstadt angestellt.

Schon vorher hatte er sich durch seine „Schweizerlieder" (Bern 1767) und seine „Aussichten in die Ewigkeit" (3 Bde.,

Lehre auf. L. selbst schien später an die Unfehlbarkeit seiner Lehre nicht mehr zu glauben. Nahm indeß allmälig auch sein Ruf als Physiognom ab, so stieg um so höher die Verehrung, welche man gegen seine seltene Frömmigkeit hegte. Diese war nicht frei von Schwärmerei und Aberglauben, doch durch das geheimnißvolle Dunkel, welche L.'s religiöse Ansichten umschwebte, gewannen dieselben bei vielen Gemüthern eine nur um so begeistertere Anerkennung. Bald stand L. mit einer großen Anzahl von Personen in allen Gegenden Deutschlands in lebhaftem Briefwechsel über religiöse Gegenstände, und in vielen Kreisen hatte er das Ansehen eines gottbegeisterten Propheten. In seiner Vaterstadt war L. zu höhern geistlichen Stellen emporgerückt, und nachdem er einen Ruf nach Bremen abgelehnt hatte, 1786 Pfarrer an der Peterskirche zu Zürich geworden. An den Bewegungen in dem benachbarten Frankreich nahm L. einen lebhaften Antheil, so lange dieselben noch auf eine Erhebung der menschlichen Würde durch gesetzliche Mittel ausgingen; als sich jedoch das verblendete Volk zum Verbrechen des öffentlichen Königsmords hatte hinreißen lassen, faßte L. einen religiösen Abscheu gegen die Revolution. Jetzt predigte L. mit Begeisterung für Recht und Ordnung und gegen die Willkür der Machthaber, wodurch er in den Verdacht eines heimlichen Einverständnisses mit Rußland und Östreich kam und 1796 nach Basel gebracht wurde, wo er sich jedoch siegreich verantwortete. Nach seiner in einigen Monaten erfolgten Frei-

zwei bei uns häufig in Gärten gezogene Pflanzen benannt, die verschiedene Arten des gemeinen Lavendels oder der Spike sind. Beide Arten, der schmalblätterige sowol als der breitblätterige, wachsen im südl. Europa auf sonnigen Hügeln und an Bergabhängen wild. Bei uns kommt der schmalblätterige Lavendel besser fort, wird daher auch häufiger angebaut. Der wildwachsende Lavendel ist an Geruch und Geschmack kräftiger als der künstlich gezogene, namentlich als derjenige, welcher im sumpfigen Boden an einem sonnigen Orte gewachsen ist. Man sammelt den Lavendel vor oder während der Blütezeit, weil sich mit dem Reifen des Samens das Aroma verliert, und die am stärksten aromatischen Theile sind die jungen noch nicht aufgeblühten Blütenquirle. Man nimmt den Lavendel als Zusatz zu Räucherpulvern und andern Parfümerien, bringt ihn wol auch zur Vertreibung der Motten und andern Ungeziefers in Kleiderschränke u. dgl. Vorzüglich benutzt man aber den schmalblätterigen zu Bereitung des Lavendelgeistes oder Lavendelspiritus, und den breitblätterigen zur Herstellung des Lavendelöls oder Spiköls. Das letztere ist sehr häufig mit Terpenthinöl verunreinigt. Diese Flüssigkeiten finden in der Medicin sowie bei Bereitung von Parfümerien u. s. w. Anwendung.

**Lavinen**, in der Schweiz Lauwinen, Leue, Lowen u. s. w., in Tirol und Salzburg Lähnen, Schneelähnen, heißen die Schnee- und Eismassen, welche in den höhern Gebirgen mit zunehmender Größe, Gewalt und Geschwindigkeit von den höher gelegenen Gegenden in die tiefern nicht selten herabstürzen und dabei sowol durch ihre eigne Masse als durch die sturmartige Bewegung der Luft, welche sie veranlassen, große Verwüstungen anrichten. Nachdem sich Schnee- und Eismassen auf hohen Gebirgen gesammelt und oft zu überhängenden Massen angehäuft haben, reicht oft eine Kleinigkeit, eine Lufterschütterung, ein Windstoß, das Auffliegen eines Vogels hin, diese Massen zum Schwanken und Herabstürzen zu bringen. Rollen sie über Schneemassen hin und ist namentlich vorher Thauwetter eingetreten, so hängen sich an sie immer neue Schneemassen an und die ganze in Bewegung gesetzte Masse kann auf diese Weise eine ungeheure Größe erlangen. Die gewöhnlichste Ursache der Lavinen ist das Thauwetter, durch welches die am Boden schmelzenden Schneemassen an den Abhängen herabzurutschen beginnen, bis sie sich überstürzen. Man unterscheidet nach Beschaffenheit der stürzenden Masse, nach begleitenden Umständen und nach der Zeit des Vorkommens Staublavinen, Wind-, Grund-, Schlag-, Eis- oder Gletscher-, Winter-, Sommerlavinen. Bei den Staub- oder Windlavinen ist der Schnee nicht in großen Massen zusammengeballt, sondern fällt mehr in Gestalt eines sehr dichten Schneegestöbers, oder schießt an den Abhängen der Gebirge wie ein in Schaum sich auflösender Wasserfall hernieder. Sie entstehen dadurch, daß der Wind den frisch gefallenen Schnee herabweht. Die schrecklichsten Verheerungen richten die Schlaglavinen an, welche aus festen Schneemassen bestehen. Nicht allein zerschmettern sie Alles, was sie im Sturze treffen und begraben die Trümmer unter sich, sondern sie erschüttern zugleich die Luft so gewaltig, daß noch in bedeutender Entfernung von dem Orte ihres Niederfalles Hütten niedergerissen, Menschen zu Boden geworfen werden. Zuweilen verstopft solch eine Lavine das Bett eines Flusses, sodaß sich das Wasser desselben staut und bedeutende Überschwemmungen anrichtet. Die Grundlavinen überstürzen sich nicht wie die eben erwähnten, sondern gleiten langsamer an den Bergrücken herab. Gletscher- oder Eislavinen entstehen durch das Zerbrechen der (bekanntlich fortschreitenden) Gletscher. Beispiele von Fällen, wo Menschen und menschliche Wohnungen durch Lavinen verunglückt sind, kommen fast jährlich vor, zum Theil schreckliche. So wurden 1624 in der ital. Schweiz durch eine Lavine von dem Berge Cassedra 300 Menschen begraben. Zuweilen sind die von Lavinen Verschütteten noch auf fast wunderbare Weise gerettet worden, indem sie sich unter der Schneemasse Tage lang lebend erhielten, bis es gelang, sie auszugraben.

**Laviren** nennt man in der Schifferspräche das Hin- und Herfahren nach verschiedenen Seiten, um sich gegen den Wind zu halten und bei widrigem Winde, wenn auch langsam, vorwärts zu kommen. Daher braucht man laviren auch in figürlicher Bedeutung, um ein vorsichtiges, die scheinbar entgegenstehenden Umstände klug zur Erreichung seiner Zwecke benutzendes Benehmen zu bezeichnen. Endlich kommt das Wort auch in der Malerei vor, indem man das Vertreiben einer aufgetragenen Farbe und das Tuschen und Ausmalen einer Zeichnung mit einer Farbe laviren nennt.

**Lavoisier** (Ant. Laurent), der Schöpfer der neuern Chemie, wurde 1743 zu Paris geboren und erwarb sich die

gründlichsten und vielseitigsten naturwissenschaftlichen Kenntnisse. Er erregte zuerst Aufsehen durch eine Schrift über

Digitized by Google

wonnen, und diese Bemerkung mußte nothwendig, wenn man das Phlogiston nicht aufgeben wollte, zu der widersinnigen Annahme führen, daß das Phlogiston ein Stoff sei, welcher durch seine Gegenwart andere Stoffe nicht schwerer, sondern leichter mache. Die Widersinnigkeit einer solchen Behauptung sah L. ein und stellte daher über den Verbrennungsproceß, sowie über den verwandten, nicht identischen Proceß der Verkalkung (Oxydation) der Metalle gründliche Untersuchungen an, bei welchen er die Entdeckungen Black's, Priestley's und Cavendish's, der 1774 den Sauerstoff entdeckte, zu Grunde legte. Bald hatte er bewiesen, daß die Metalle bei der Verkalkung eine Verbindung mit dem (in der Luft und im Wasser enthaltenen) Sauerstoff eingehen. Glänzend und ungemein förderlich für die Wissenschaft war dann die 1783 ihm gelungene Zerlegung des Wassers in seine beiden gasförmig auftretenden Bestandtheile, Sauerstoff und Wasserstoff, und die Herstellung des Wassers aus der gemeinschaftlichen Verbrennung beider Gasarten. Seine Untersuchungen führten ihn dann weiter zur Untersuchung der Processe des Athmens, der Gährung, der Vegetation, ferner der Auflösung der Metalle, des Wärmestoffs u. s. w. Auch um das Wohl des Staats erwarb sich L. Verdienste. Er leitete seit 1776 die Pulverfabrikation und führte wesentliche Verbesserungen in ihr ein, machte zur Benutzung für das neue Maßsystem höchst brauchbare Beobachtungen über die Ausdehnung der Metalle durch die Wärme und wurde 1791 einer der Commissarien des Nationalschatzes, in

telalter zum Schutzpatron für die Kranken und namentlich der von allen Menschen geflohenen und oft mit hartherziger Verachtung behandelten Aussätzigen machte. Im gelobten Lande entstand der **Lazarusorden**, dessen Mitglieder, Hospitalritter des h. Lazarus zu Jerusalem genannt, sich mit christlicher Liebe der Aussätzigen annahmen. Der Aussatz erfoderte eine gänzliche Absonderung der von ihm ergriffenen Menschen, und als sich jene Krankheit während der Kreuzzüge auch in Europa immer weiter ausbreitete, so errichtete man an vielen Orten, theils der Noth, theils der Menschenliebe Gehör gebend, Krankenhäuser für die Aussätzigen, welche **Lazarethe** genannt wurden. Später ging dieser Name dann auf alle **Krankenhäuser** (s. d.) über. — Am 21. Febr. feiert die röm.-katholische Kirche das Gedächtniß eines Mönches **Lazarus**, der im 9. Jahrh. lebte und sich durch keine Einschüchterungen und Strafen von Seiten der weltlichen Obrigkeit abhalten ließ, Heiligenbilder zu malen.

**Lazzaroni** (die) bilden einen 50—60,000 Individuen starken Theil der Bevölkerung Neapels. Sie sind arme, aber in ihrer Art glückliche Menschen, die ohne bestimmte Wohnung und Beschäftigung, auf das Nothdürftigste gekleidet, durch gelegentliche Dienste als Boten oder Lastträger sich das Wenige verdienen, dessen sie bedürfen, um ihr Leben zu fristen. Sie treiben sich Tag und Nacht auf den Straßen und Plätzen umher, wo sie auch der Ruhe pflegen. Vor dem Pöbel anderer großer Städte zeichnen sie sich durch Mä-

entgegen, doch insofern mit Unrecht, als auch in ihr Lebensregungen sich zeigen. Auch in der anorganischen Natur nämlich zeigt sich eine Bewegung, welche bezeugt, daß ihr ein innerliches, geistiges Princip einwohnt, denn die Veränderungen, welche in jener vorgehen, sind durch die ewigen Naturgesetze bestimmt, welche längst als Äußerungen der höchsten Vernunft anerkannt sind. Das Leben ist hier nur verhüllter als in der organischen Natur. In dieser nimmt die niedrigste Stufe des Lebens die Pflanze ein, denn ihre Bewegung, welche zwar offenbar als Selbstbestimmung eines geistigen Princips auftritt, erscheint noch gesetzmäßig bestimmt, d. h. in einer allgemeinen, nicht von dem einzelnen Individuum abhängigen Bestimmtheit, wie dieses beim Thiere der Fall ist. Hier ist das Leben, durch eine Menge von mittlern Stufen sich entwickelnd, die willkürliche Bestimmung des Individuums, aber dieses gehorcht seinen Trieben und seinem Instincte, seine willkürliche Bewegung bestimmt sich selbst auf eine natürliche, d. h. bewußtlose Weise. Erst im Menschen wird der Geist sich seiner selbst bewußt. Allerdings ist das Leben des Menschen zunächst thierisch, aber es ist zugleich die Möglichkeit vorhanden, sich über die Thierheit zu erheben, und dies geschieht im Aufgeben der Willkür. Indem der Mensch die natürliche Bestimmtheit seiner das Leben bezeugenden Bewegungen überwindet und sich auch gegen dieselben nach Zwecken bestimmt, welche über die Natürlichkeit (Befriedigung der Triebe) hinausgehen, gelangt er zur Freiheit, welche die des Geistes würdige Lebensstufe ist. Jede höhere Stufe des Lebens pflegt alle niedern in sich zu vereinigen, sodaß der Mensch z. B. ebensowol an dem durch Naturgesetze bestimmten niedern Dasein der anorganischen Welt und dem höhern der Pflanze, als an dem in seiner Willkür durch Triebe und Instinct des Thiers und dem zeitgemäßen Dasein in der Freiheit des selbstbewußten Geistes Theil hat. Alles Lebendige ist sterblich; dieser alte Erfahrungssatz spricht nichts Anderes aus, als daß in der Natur die niedern Lebensstufen über die höhern endlich den Sieg davontragen. Indem das organische Geschöpf stirbt, verfällt es den Naturgesetzen, welche es als ein Anorganisches beherrschen. So lange das Geschöpf lebt, widersteht es mit seinem höhern Lebensdasein den Naturgesetzen, die materiellen Bestandtheile desselben erhalten sich durch jene Kraft des Widerstandes gegeneinander, sodaß sie nicht die durch die Naturgesetze bestimmten Einwirkungen aufeinander ausüben, welche alsbald mit dem Sterben eintreten und in der Verwesung als Übergang organischer Natur in anorganische sich darstellen. Der Tod des organischen Wesens erscheint auf diese Weise auch noch als ein Lebensproceß, als Bewegung, nämlich als der des anorganischen Körpers. Hieraus folgt dann weiter, daß auch in der Natur der Tod keine Wahrheit hat, sondern ein bloßer Schein ist, daß die Natur durchaus lebendig ist. In noch höherm Sinne gilt dies aber vom Geiste. Allerdings scheint dem organischen Wesen das Leben und damit der Geist auszugehen, aber der Mensch, welcher sich durch Religion und Sittlichkeit zum Standpunkte der Freiheit erhebt, gelangt zur Erkenntniß, daß der Geist in der Gewißheit seiner selbst über die Zeitlichkeit und damit auch über den Schein des Todes sich erhebt, welchem der Körper verfallen ist. (Vgl. **Unsterblichkeit**.)

Unter dem Leben eines Menschen versteht man gewöhnlich den Verlauf seines geistigen Daseins in dem Scheine der Zeitlichkeit. Dieses (zeitliche) Leben des einzelnen Menschen steht in innigem Zusammenhange mit dem gleichzeitigen Dasein seines Volkes, ja des ganzen Menschengeschlechts, und ist daher namentlich bei Menschen, welche von Einfluß auf die Gestaltung allgemeiner menschlicher Verhältnisse gewesen sind, von historischer Bedeutung. Aus diesem Grunde gewähren die **Lebensbeschreibungen** oder **Biographien** ausgezeichneter Menschen ein großes Interesse. Die höchste Aufgabe des **Lebensbeschreibers**, **Biographen** eines großen Mannes ist die, einerseits dessen eignen geistigen Entwickelungsgang aus der Zeit, in welcher er lebte, und zugleich andererseits umgekehrt aus des Mannes Individualität die Zeit, welcher er angehörte und auf welche er wirkte, zu begreifen.

Die **Lebensdauer** des Menschen hängt von den mannichfaltigsten Umständen, von der körperlichen Beschaffenheit des Individuums, seiner Lebensweise, seinen Lebensverhältnissen und selbst von Zufälligkeiten ab. Indeß kann man doch im Durchschnitt annehmen, daß der Mensch ein Alter von 50—60 Jahren erreicht. Kürzer ist die Zeit, während welcher der Mensch als selbstthätiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft angesehen werden kann, und man rechnet in dieser Beziehung ein **Lebensalter** gewöhnlich zu 30 Jahren. Aus Vergleichung der Sterbelisten hat man vielfach Berechnungen über die muthmaßliche Lebensdauer von Menschen gewissen Geschlechts, gewisser Lebensart u. s. w. angestellt, sowie darüber, wie viele Jahre der Mensch von gewissem Alter muthmaßlich noch zu leben habe. Wahrscheinliche Lebensdauer nennt man gewöhnlich die Zeit, in welcher die Hälfte einer gewissen Anzahl von Menschen gleichen Alters wahrscheinlich gestorben sein wird. Man hat in dieser Beziehung für ein Alter von 5, 15, 30, 40, 50, 60, 70, 80 Jahren folgende wahrscheinliche Lebensdauer berechnet: 46, 40, 29, 23, 16, 11, 7, 5. Auf diese Berechnungen nimmt man besonders bei Abschließung von Verträgen Rücksicht, welche mit dem Tode eines Menschen ihre Erledigung oder Erfüllung finden, z. B. bei Leibrenten, Witweninstituten, Lebensversicherungsanstalten u. s. w. Das menschliche Leben kann nur durch sorgfältige Pflege der Gesundheit, Vermeidung aufreibender Leidenschaften, Regelmäßigkeit in Genüssen aller Art u. s. w. verlängert werden, sodaß durch jene Mittel der Mensch ein höheres Alter erreichen kann, als er wahrscheinlich erreicht haben würde, wenn er sich derselben nicht bedient hätte. Es ist daher ein sehr dankenswerthes und nützliches Unternehmen gewesen, wenn Ärzte wie **Hufeland** (s. d.) allgemeine Anweisungen zur Pflege des Lebens oder zur **Lebensverlängerungskunst** (griech. **Makrobiotik**) gegeben haben.

**Lebensversicherung** nennt man einen Vertrag, in welchem ein Mensch (der Versicherte) sich verbindlich macht, entweder ein für allemal oder eine größere Reihe von Jahren wiederholt eine gewisse Summe an einen Andern oder an eine Gesellschaft (den Versicherer) zu zahlen, und dafür die Zusicherung erhält, daß ihm nach einer gewissen Reihe von Jahren entweder ein bestimmtes Capital, oder jährlich bis zu seinem Ableben eine bestimmte Rente von dem Versicherer gezahlt werden soll. Bei Bestimmung der Einzahlungssumme des Versichernden wird auf dessen wahrscheinliche Lebensdauer,

Digitized by Google

auf dessen Gesundheitsumstände, Alter, Lebensweise Rücksicht genommen, und der Tod des Versicherten hebt die Verbindlichkeit des Versicherers auf. Die an den Versicherten auszuzahlende Summe wird im ersten Falle eine **Lebensactie**, im zweiten eine **Lebensrente** genannt. Eine dritte Art von Lebensversicherungsanstalten sind diejenigen, bei welchen von dem Versicherten bis an seinen Tod oder bis zu einem bestimmten Alter eine gewisse verhältnißmäßig kleine Summe jährlich eingezahlt und dafür von der Anstalt nach dem Tode des Versicherten gegen Vorzeigung des dem Versicherten ertheilten Scheines ein für allemal ein gewisses Capital ausgezahlt wird. Erfahrung und Wahrscheinlichkeitsrechnung sind die Grundlage jeder Lebensversicherungsanstalt, insofern der einzuzahlende Beitrag nach der wahrscheinlichen Lebensdauer (s. **Leben**) berechnet werden muß. Am sichersten und vortheilhaftesten sind diejenigen derartigen Anstalten, welche auf Gegenseitigkeit gegründet sind, d. h. bei denen Gewinn und etwaiger Verlust nach Verhältniß ihres Antheiles an die Theilnehmer vertheilt wird. Auf diesem Princip beruhen z. B. die 1829 gestiftete gothaer Lebensversicherungsbank für Deutschland und die 1830 gestiftete leipziger Lebensversicherungsgesellschaft. Bei der letztern werden als Theilnehmer nur Personen zugelassen, welche das 15. Jahr bereits und das 60. noch nicht überschritten haben, und dem Theilnehmer, welche über 85 Jahr alt geworden ist, werden die fernern Einzahlungen erlassen. Die Versicherung ist von der Art, daß erst nach dem Tode die Auszahlung des versicherten Capitals geschieht. Der große Vortheil, welchen Lebensversicherungsanstalten dem Einzelnen gewähren können, leuchtet Jedem ein. Was namentlich diejenigen betrifft, bei denen nach einer gewissen Reihe von Jahren der Versicherte ein Capital mit einer Jahresrente ausgezahlt erhält, so empfehlen sie sich allen Denen, welche kein zu ihrem Lebensunterhalt hinreichendes Capital besitzen und dabei einen Erwerbszweig betreiben, der sie zwar so lange ernährt, als Kraft und Jugend ihnen dessen Betreibung gestatten, bei welchem sie aber keine Capitalien zu sammeln vermögen. Die Anstalt gibt daher Veranlassung, in der Jugend für das Alter auf eine beruhigende Weise vorzusorgen. Die andere Art der Lebensversicherungsgesellschaften, bei denen erst nach dem Tode des Versicherten ein Capital ausgezahlt wird, empfiehlt sich dagegen Denen, welche für ihre bei ihrem Tode des Versorgers beraubte Familie sorgen wollen, sowie Solchen, welche zur Betreibung eines muthmaßlich einträglichen Gewerbes eines Capitals bedürftig sind, welches sie nur als Darlehn aufzutreiben vermögen. Diese werden sich des Lebensversicherungsscheines bedienen können, um ihrem Gläubiger eine Sicherheit für das vorgeschossene Capital im Falle ihres Ablebens zu gewähren. Es kann auch ein Mensch den andern versichern, so nämlich, daß jenem im Falle des Ablebens von diesem ein Capital ausgezahlt wird, und es ist klar, daß auch dies unter Umständen vortheilhaft sein kann.

**Leber** heißt das größte, unter den sogenannten falschen Rippen der rechten Seite gelegene Unterleibseingeweide von drüsenartigem Baue und braunrother Farbe. Man unterscheidet an ihm eine obere gewölbte Fläche, welche unmittelbar unter dem Zwerchfelle liegt, und eine untere ausgehöhlte, durch mehre Vertiefungen in Lappen getheilte, welche den obern Theil der rechten Niere, eine Partie des Zwölffingerund des Dickdarmes und den sogenannten Pförtner des Magens bedeckt, ferner einen stumpfen Rand, der die Leber nach hinten und rechts, und einen scharfen, der sie nach vorn und links begrenzt und in seinem mehr nach rechts gelegenen Theile mit einem flachen Einschnitte für die Gallenblase, welche zur Aufbewahrung der in der Leber abgesonderten Galle dient, versehen ist. Die Leber, in deren ziemlich festem Gewebe sich eine Menge aus Gefäßknäueln bestehende gelbe Körnerchen auszeichnen, wird nicht überall, aber doch im größern Theile ihres Umfanges von einer häutigen, durch das Bauchfell gebildeten Hülle umgeben, durch verschiedene Bänder an die benachbarten Theile, namentlich aber das Zwerchfell, befestigt und erhält zahlreiche Blutgefäße, ganz besonders viele Blutadern, außerdem aber auch lymphatische Gefäße und Nervenzweige. Ihre Verrichtung besteht hauptsächlich in der Absonderung der Galle, welche sich durch den gemeinschaftlichen Gallengang in den Zwölffingerdarm ergießt, nächstdem aber in der Entkohlung des Blutes, vielleicht auch in wirklicher Blutbereitung, wenigstens bei dem noch ungeborenen Menschen, in welchem sie einen verhältnißmäßig beiweitem größern Umfang hat als in dem Erwachsenen. Die Leber gehört zu denjenigen Organen, welche sich nicht blos bei dem Menschen, sondern auch bei den meisten Thieren finden; selbst bei manchen Würmern scheint etwas der Leber Ähnliches vorzukommen, ja bei den Vögeln, Amphibien und Fischen hat sie eine verhältnißmäßig beträchtlichere Größe als bei dem Menschen und den Säugthieren. Die Leber ist mannichfachen Krankheiten ausgesetzt. Zu den am häufigsten vorkommenden gehört die **Entzündung der Leber**, welche im glücklichen Falle mit Zertheilung, im unglücklichen mit Verhärtung, mit Vereiterung oder auch wol, obschon selten, mit Brand endet. Ferner verdienen Erwähnung die **Gelbsucht**, die sogenannte **Leberkolik**, wie überhaupt die von dem Vorhandensein von Gallen- und Lebersteinen abhängigen Beschwerden. Außerdem bietet die Leber nicht selten hinsichtlich ihrer Farbe, Festigkeit und Structur Abweichungen von der Regel dar, die freilich meistens erst Folgeübel sind. So kann sie auf verschiedene Weise widernatürlich gefärbt erscheinen, blaßgelb, grünlich, dunkelziegelroth, schwärzlichroth; sie kann ferner bis zum Zerreißen mürbe und weich, aber auch dichter und fester als recht ist, ja ungewöhnlich hart und in ganz fremdartige Gewebe verwandelt sein oder doch fremdartige Erzeugnisse von häutiger, faseriger, knorpeliger oder knöcherner Beschaffenheit, sowie auch Ansammlungen von Flüssigkeiten, von Blut, Eiter, Wasser in ihrem Gewebe darbieten; endlich kann das ganze Organ durch krankhafte Entwickelung benachbarter Theile, Anhäufung von Flüssigkeiten in der Unterleibshöhle u. s. w. aus seiner naturgemäßen Lage gedrängt sein. Eine besondere Anlage zu Leberkrankheiten, zu denen Frauen mehr geneigt sind als Männer, begründen das cholerische und melancholische Temperament, häufiger Ärger, anhaltender Gram und Kummer, Gewöhnung an eine zu reichliche, zu fette und zu stark gewürzte Kost, Unmäßigkeit im Genusse geistiger Getränke. Ausdrücklich erwähnt zu werden verdient noch, daß die Leber nicht selten in Folge von Kopfverletzungen erkrankt. — **Leberflecken** werden gelbliche, gelblichbraune, braune, gelblichgrüne oder gelblichschwarze, bald glatte, bald etwas rauhe Flecken von der Größe einer Linse bis zu der

Google

einer Hand genannt, die am gewöhnlichsten bei Frauen zur Zeit der Schwangerschaft oder nach sonstiger Unterdrückung des Monatsflusses bald einzeln, bald gruppenweise im Gesicht, am Halse, an der Brust und am Unterleibe zum Vorschein kommen, zuweilen aber auch mit Hämorrhoidal- oder Leberleiden in Verbindung stehen, weder Jucken noch Schmerz oder sonst eine Empfindung verursachen und in der Regel mit der Ursache ihrer Entstehung, bei Schwangern kurze Zeit nach der Entbindung, gewöhnlich noch während des Wochenbettes, entweder von selbst oder unter dem Gebrauche verschiedener innerer und äußerer Mittel wieder verschwinden.

**Lechfeld** ist der Name einer Ebene zwischen dem Lech und der Wertach im Königreiche Baiern, welche zehn Stunden lang ist. Dieselbe hat eine historische Berühmtheit erlangt durch die Schlacht am 10. August 955, in welcher die Hungarn, die Deutschland mit häufigen räuberischen Einfällen heimgesucht hatten, von Kaiser Otto I. so völlig geschlagen wurden, daß sie fernerhin Deutschland nicht mehr beunruhigten.

**Leck** wird in der Schiffersprache jede Öffnung genannt, welche in einem Schiff entstanden ist, sodaß das Wasser durch dieselbe in den Schiffsraum einzudringen vermag. Wenn man Flüssigkeiten in Gefäßen auf größere Entfernungen versendet oder sie in denselben längere Zeit liegen läßt, so ist gewöhnlich ein allmäliges Austräufeln derselben nicht zu vermeiden. Dieses wird Lecken oder Ablecken genannt und der Verlust an Flüssigkeit, welche die Folge desselben ist, wird die Leckasie oder Leckagie genannt. Es giebt gewisse Regeln, nach denen diese berechnet wird.

**Leder** wird im Allgemeinen jede Thierhaut genannt, welche so zubereitet worden ist, daß sie vermöge gewisser Substanzen, die an den Fasern und dem Zellgewebe eingedrungen sind, der Fäulniß längere Zeit widersteht und, daß sie zugleich einen höhern Grad von Geschmeidigkeit erlangt hat. Die Kunst der Lederbereitung heißt Gerberei und unterscheidet sich in mehre Arten, je nachdem man verschiedene Wege einschlägt, um die Häute mit der Haarbekleidung oder nach Entfernung derselben zu bearbeiten. Bei der Lohgerberei bedient man sich als Gerbematerial vorzugsweise der Eichenlohe, aber auch der Rinde der Birken, Erlen, Tannen, Fichten, Lerchen, Weiden und anderer Substanzen, welche sogenannten Gerbestoff enthalten; die gemeine Lohgerberei oder Rothgerberei liefert Sohl-, Schmal- oder Fahlleder. Ochsenhäute, auch schwere Kuhhäute geben das Sohlleder, Pfundleder. Nachdem jene gehörig in Wasser eingeweicht worden sind, reinigt sie der Gerber mit Hülfe eines stumpfen Eisens (des Streich- oder Schabeisens) auf dem Schabebaum von dem anhaftenden Schmuze und spült sie in fließendem Wasser aus. Durch Anwendung von Kalkmilch, welche die Oberhaut zerstört, in der die Haare festsitzen, oder durch das sogenannte Schwitzen, werden hierauf die Häute zum Enthaaren vorbereitet. Beim Schwitzen sind die Häute zusammengeschlagen, sodaß die rauhe Seite nach außen kommt, übereinander geschichtet, und werden einige Zeit der Fäulniß überlassen; damit diese jedoch nicht in das Innere der Häute eindringe, so hat man diese vorher auf der Fleischseite mit Salz und Asche eingerieben. Das Enthaaren geschieht mit Hülfe des Schabeisens. Abermals werden nun die Häute in einem Flusse gereinigt, um dann zum Scheeren zu schreiten, bei welchem die überflüssigen Fleischtheile mit einem scharfen Messer abgeschnitten werden. Nach wiederholter Einwässerung der Häute werden sie auf der Narbenseite (wo die Haare standen) von Schmuz und Kalktheilen durch das Streichen gereinigt. Alle bisher erwähnten Arbeiten sind nur vorbereitende, und zu diesen gehört auch noch das Schwellen oder Beizen, durch welches die Häute so aufgeschwemmt oder in ihrer Structur aufgelockert werden, daß sie zur Aufnahme der Gerbsäure geschickt werden. Das Schwellen geschieht durch Einweichung der Häute in die aus Roggen- oder Gerstenschrot-Kleie und Sauerteig (welcher die Gährung befördert) bereitete Schwellbeize, der noch eine Quantität Wasser zugesetzt wird. Statt dieser sauern Getreidemaische nimmt man auch wol eine Lohbrühe, die man aus schon gebrauchter Lohe durch einen Aufguß von Wasser gewinnt. Nachdem (worüber Wochen vergehen) die Häute gehörig aufgeschwellt sind, bringt man sie in die Farbe, welche aus einer schwachen Brühe aus frischer Lohe besteht, und nachdem sie hier in einem bis zwei Tagen eine röthliche Farbe angenommen haben, sind sie zum Versetzen oder zum Einlegen in die Gruben geschickt. Diese bestehen aus Vertiefungen (in die Erde versenkten Bottichen) von acht bis zehn F. Tiefe und sechs F. Länge. Schichten faseriger Lohe wechseln in diesen Gruben mit den einzelnen Häuten ab, oben auf kommt aber noch eine starke Schicht schon gebrauchter Lohe und endlich werden Breter und Steine aufgelegt. Auf die Lohe wird nun so viel Flußwasser geschüttet, als die Grube noch zu fassen vermag und sich in die Lohe einzieht. Nach 10—14 Wochen erst nimmt man die Häute aus der Grube, aber nur um sie umzuwenden und abermal einzulegen (der zweite Satz) und mit frischer Lohe zu versehen. Nach ... Monaten erhalten sie einen dritten Satz, in dem sie abermals vier Monate oder noch länger liegen bleiben. Nun erst ist die Gerbung der Häute vollendet und diese haben durch ... an Festigkeit, Weiße und Schwere gewonnen. Die Beschaffenheit der Haut, die Behandlung derselben beim Gerben und die Beschaffenheit der Lohe bestimmen zusammen die Güte des Leders. Nach Vollendung der Gerbung werden die Häute von der Lohe gereinigt, langsam getrocknet, gepreßt, mit einer Keule gestampft, mit einer Walze geebnet und endlich auf ein nicht zu trockenes Lager gebracht. Das Leder ist vollkommen durchgegerbt (lohgar), wenn ... Durchschnitt die Schnittfläche durchgängig bräunlichgelb ... nicht in der Mitte noch ein weißlicher Strich erscheint. Die nicht mehr brauchbare Lohe wird in hölzerne Formen gepreßt und getrocknet. Auf diese Weise erhält man ... Lohkuchen oder Lohballen, welche als Brennmaterial dienen.

Das Fahl- oder Schmalleder wird aus Kalbfellen bereitet, auf ähnliche Weise wie das Sohlleder. Nachdem aber die Felle aus der Grube genommen worden, werden sie mit einer Thranschmiere bestrichen, am stärksten auf der Fleischseite, schwächer auf der Narbenseite. Nach dem Trocknen wird ihnen durch die Zurichtung ein glattes Ansehen gegeben, dann werden sie gekrispelt, wozu man sich eines bogenförmigen gekerbten Holzes (des Krispelholzes) bedient, und endlich durch das Falzen oder Schlichten zu gleichmäßiger Dicke gebracht und mit dem Pantoffelholz glatt gerieben. — Kuh- und

kann man Kalb- und Ziegenfelle schon binnen acht bis zehn und dünne Kuh- und Roßhäute binnen 14—21 Tagen gerben. Diese Fabrikate stehen indeß an Güte im Allgemeinen denen nach, welche durch die gewöhnliche Lohgerberei gewonnen werden. Auch noch andere Arten der Schnellgerberei sind erfunden worden und namentlich hat man in Amerika dieselbe ausgebildet. Noch ist der Gerberei des *Juften* (s. d.) und des *Saffian* (s. d.) zu gedenken.

Bei der *Weißgerberei* bedient man sich statt der Lohe einer Auflösung von Alaun und Kochsalz, um Kalb-, Schaf- und Ziegenfelle, sowie leichte Ochsen-, Kuh- und Roßhäute *weißgar* zu machen. Die Vorarbeiten der gemeinen Weißgerberei sind ziemlich dieselben wie bei der Lohgerberei. Nach Vollendung derselben werden die geschwellten und gereinigten Häute in erwärmter Kleienbeize durchweicht und gewalkt und dann in der Alaunbrühe gegerbt. Man zieht sie durch und läßt sie kurze Zeit in der Brühe, schlägt sie dann zusammen und läßt sie zwei bis drei Tage in einem Fasse geschichtet liegen, bis sie gar sind, worauf man sie trocknet und zurichtet. Zu diesem Zwecke werden sie angefeuchtet, über einem halbrunden Eisen (Stollen) gereckt, ausgedehnt und von den Falten befreit. Zuweilen wird noch die Narbenseite geglättet und gefärbt. Das *Handschuhleder*, auch *franz.* oder *erlanger Leder*, wird aus Lamm- und Ziegenfellen gemacht, die man nach dem Gerben in der Alaunbrühe noch in einem Gerberbrei durcharbeitet, welcher das Leder noch weicher, milder und weißer macht und aus Alaunbrühe besteht, die mit Weizenmehl, Eigelb u. s. w.

Büffel-, Ochsen-, Pferde-, Wildschwein-, Seehund- und Wallroßhäuten gemacht, nach dem Pfunde verkauft und besonders zu Sohlen von dem Schuhmacher verarbeitet. Das engl., lütticher und mastrichter ist das beste. Das *Fahl-*, *Schmal-* oder *Oberleder* wird von den Schuhmachern gebraucht und nach dem Stück verkauft. *Fischleder* ist ein lohgares, gekrispeltes und schwarz gefärbtes Kalbleder. Das *jämtländische Leder* kommt aus der schwed. Provinz Jämtland, ist ein geschmeidiges, wasserdichtes Leder, zu dem die Häute verschiedener Thiere genommen werden, die in einer heißen Lauge von guter Fichtenrinde gestampft, in der Kälte getrocknet, mit Fett eingeschmiert, erhitzt und schnell mit Fett abgerieben werden. Das *Blankleder* besteht aus lohgaren Rindshäuten, die mit Fischthran getränkt und geglättet sind. Das braune ist mit Fichtenlohe gegerbt, das schwarze noch durch eine Eisenauflösung gefärbt. Sattler und Riemer bedienen sich desselben. Das *Krempel-* oder *Kratzenleder* ist dünnes, weiches Kuhleder, ähnlich dem Blankleder und wird zur Herstellung von Kratzen und Karbätschen (s. *Krempeln*) gebraucht.

Das *alaungare* und *weißgare* Leder hat vorzüglich folgende Sorten. Die *Farbenfelle* sind auf der Narbenseite weiße, auf der Fleischseite verschieden gefärbte Kalbfelle. Das *brüsseler Leder* ist gefärbtes Handschuhleder. Das *dän. Leder* und das *glacirte* oder *erlanger*, auch *franz.* Leder sind schon erwähnt worden. Vorzüglich Handschuhmacher, Sattler und Riemer bedienen sich dieser Lederarten. Das *Sämischleder* wird besonders zu Beinkleidern,

benbürgen und die Bukowina. In Baiern ist Erlangen bedeutend. England und Frankreich fabriciren sehr vieles und gutes Leder und verarbeiten es, namentlich in Paris, zu Handschuhen, Schuhwerk und Sattlerarbeit, die weithin ausgeführt wird. Auch in Rußland und Nordamerika sind zahlreiche und sehr ansehnliche Gerbereien.

**Lefèbvre** (Franç. Joseph), Herzog von Danzig und Marschall von Frankreich, ein ausgezeichneter Feldherr, wurde 1755 geb. und war der Sohn eines Müllers zu Ruffac im Elsaß. Bei Ausbruch der Revolution war er noch Sergeant, aber schon 1793 kam er als General zur Moselarmee, worauf ihn Napoleon am 18. Brumaire zu seinem ersten Lieutenant und 1804 zum Marschall von Frankreich ernannte. Er zeichnete sich später bei Jena und bei Eylau aus, belagerte Danzig, nach dessen endlichem Fall er zum Herzog von Danzig ernannt wurde. Im J. 1808 diente er in Spanien, 1809 gegen Östreich und namentlich in Tirol. Während der russ. Feldzüge befehligte er die alte Garde und 1814 zeichnete er sich in dem siegreichen Treffen bei Montmirail aus. Nachdem Napoleon zurückgetreten war, ernannte Ludwig XVIII. L. zum Pair, da er jedoch nach Napoleon's Rückkehr sich diesem wieder anschloß, so wurde er aus der Liste der Pairs gestrichen, 1819 aber wieder in dieselbe aufgenommen, nachdem er schon 1816 als Marschall von Frankreich bestätigt worden war. Er starb zu Paris 1820.

**Legal** (zu deutsch gesetzlich) nennt man Das, was mit den Gesetzen übereinstimmt. Der Gegensatz davon wird illegal (ungesetzlich) genannt.

**Legat** oder Vermächtniß nennt man alles Das, was Jemand nach dem letzten Willen eines Verstorbenen aus dessen Nachlasse als Singularsuccessor (s. Erbrecht) erhalten soll. Man nennt den auf diese Weise Bedachten: Legatar oder Vermächtnißnehmer. Zur Errichtung eines Vermächtnisses ist nicht, wie zur Einsetzung eines Erben, ein förmliches Testament nöthig, sie kann auch in einem bloßen Codicill (s. d.) geschehen. Ja selbst dieses ist nicht erforderlich und die Hinterlassung des Vermächtnisses kann auf jede beliebige Art und Weise geschehen sein, wenn der Legatar sich erbietet, den Beweis der Hinterlassung durch den Eid des mit dem Vermächtniß Beschwerten zu führen. Die Entrichtung eines Vermächtnisses kann nach dem heutigen röm. Rechte nicht blos dem Erben, sondern auch jedem Andern aufgegeben werden, welcher aus dem Nachlasse des Verstorbenen etwas erwirbt; doch kann ihm nicht mehr herzugeben angesonnen werden, als er selbst erhält. Gegenstand des Legats können alle Sachen sein, die dem Legatar einigen Nutzen gewähren, ihm zur Zeit der Errichtung des Testaments noch nicht gehören und die er überhaupt zu erwerben fähig ist. Hat der Erblasser wissentlich eine fremde Sache vermacht, so muß der Beschwerte diese zu erwerben suchen, um sie dem Legatar zu übergeben oder, ist dies unmöglich, den Werth derselben ersetzen. Stand der Erblasser aber in der Meinung, die Sache gehöre ihm, so ist das Legat ungültig, weil es sich auf eine falsche Voraussetzung stützt. Hat der Erblasser unter mehren in seinem Nachlasse befindlichen Sachen keine speciell bezeichnet, sondern blos die Gattung, z. B. ein Pferd, angegeben, auch gar nicht bestimmt, wer die Sache auswählen soll, so steht dem Legatar das Wahlrecht zu; doch ist er dabei an die Mittelsorte gebunden. Hat ihm aber der Erblasser ausdrücklich das Recht zu wählen zugestanden, so kann er sich das Beste aussuchen, der Erbe aber darf, wenn der Erblasser ihm die Wahl überlassen, nicht grade das Schlechteste wählen. Ist die Wahl einem Dritten zugestanden, so haben sich Erbe und Legatar ganz seinem Ausspruche zu unterwerfen. Jede an sich erlaubte Bedingung kann auch mit der Hinterlassung eines Legats verknüpft werden und nur in Bezug auf den Tag der Erwerbung und des Erfoderungsrechtes entsteht dadurch ein Unterschied. Bei einem unbedingten Vermächtnisse erwirbt der Legatar das Recht auf dasselbe sogleich mit dem Tode des Erblassers; einfodern kann er es aber immer erst nach Antretung der Erbschaft; bei den bedingten Legaten ist überdem der Eintritt der Bedingung erfoderlich, es geht aber auf die Erben des Legatars in allen Fällen über, sobald dieser nur den Erblasser überlebt, also das Legat erworben hat. Das Anwachsungs- oder Accrescenzrecht (s. Erbrecht) findet bei Vermächtnissen nur dann, wenn eine Sache Mehren zusammen vermacht ist und so lange statt, als der Legatar sein Recht noch nicht erworben hat, denn dann geht es auf seine Erben über. — Wenngleich dem Legatar oder Fideicommissar die Herausgabe alles Dessen, was er selbst erhalten hat, auferlegt werden kann, so ist dagegen Derjenige, welcher die Eigenschaft eines Erben besitzt, stets berechtigt, den vierten Theil (die sogenannte quarta Falcidia) von Dem, was ihm hinterlassen ist, unbeschwert zurückzubehalten und verhältnißmäßig von den Vermächtnissen abzuziehen. Für die Notherben muß außerdem noch das Pflichttheil frei und ungeschmälert bleiben. Ein Vermächtniß kann auch wieder aufgehoben werden und die Aufhebung erfodert ebenso wenig Förmlichkeiten als die Auferlegung, nur muß der Beweis derselben herzustellen sein. Auch geht es, wie eine Erbschaft, verloren, wenn sich der Legatar dessen unwürdig macht. Alles, was Derjenige, welcher den letzten Willen verfertigte, in diesem zu seinem Vortheile schrieb, wird ihm entzogen, wenn es nicht von dem Testator auf andere Weise bestätigt ist. Die bisher vorgetragenen, dem röm. Rechte entlehnten Bestimmungen sind die in Deutschland gemeingültigen, so lange nicht Particulargesetzgebungen etwas Anderes festsetzen. In Sachsen und in den meisten kleinern deutschen Ländern sind die Abweichungen davon sehr unbedeutend.

**Legāten** (lat. legati) nannten die alten Römer sowol die dem Oberbefehlshaber einer Provinz beigegebenen Gehülfen zur Verwaltung und zur Kriegführung, als auch die Unterfeldherren (vergl. Legion), welche einem Oberbefehlshaber im Kriege beigegeben waren. Angesehene Römer erhielten oft auch den Titel Legat als Ehrentitel. Ähnlich dieser letzten Bedeutung ernennt noch jetzt der Papst viele Erzbischöfe zu Legaten, und legati missi (abgesandte Legaten) werden die von dem Papst abgeordneten Gesandten genannt. Unter diesen nehmen die legati a latere (d. h. Abgesandte von Seiten, nämlich des Papstes) den vornehmsten Rang ein; sie werden aus dem Cardinalscollegium gewählt. Dieselben halten sich theils als Gesandte in wichtigen Angelegenheiten an fremden Höfen auf, theils als Gouverneure in den Provinzen des Kirchenstaates, welche Legationen heißen. Nuntii apostolici (d. h. apostolische Boten) heißen die Legaten, welche nicht Cardinäle sind, und legati nati (ge-

als namentlich in den Klöstern in den Morgenandachten (Metten) und während der Eßzeit der Mönche und Nonnen geschah. Eine berühmt gewordene Legendensammlung ist die von Jakob de Voragine, Erzbischof von Genua 1272 unter dem Namen der sogenannten *goldenen Legende* (legenda aurea) veranstaltete, der die Kirche einen vorzüglichen Werth ertheilte und die mehr als zwei Jahrhunderte hindurch mit großem Beifall gelesen wurde. Wie aber auch diejenigen Heiligengeschichten, die in der Sage fortlebten, Legenden genannt wurden, so erhielt diesen Namen bald auch jede andere Geschichte und Erzählung von einem ihnen ähnlichen, wunderbaren und märchenhaften Inhalte. Wenn die Legenden für die Geschichten nur eine geringe Ausbeute liefern, so sind sie als eine besondere Gattung poetischer Erzeugnisse, in denen sich harmlos und ungeschminkt der kirchliche Sinn früherer Jahrh. spiegelt, nicht ohne Bedeutung, was jedoch nicht von allen Legenden gilt, da ein großer Theil derselben in ebenso abgeschmackten als schädlichen Märchen besteht, von einem kindischen und unsaubern Wunderglauben erzeugt, oder für denselben berechnet. Als kirchliche Dichtungen sind die Legenden in neuerer Zeit nicht nur bearbeitet worden, sondern man hat auch in ihrem Geiste neue zu dichten gesucht, wozu jedoch die aufgeklärte und verständige Betrachtungsweise unsers Zeitalters wenig geeignet ist. Ein Haupterfoderniß der Legende, wenn sie dichterischen Werth haben soll, ist das Wunderbare, gewonnen im liebreichen Umgange Christi und seiner Heiligen mit armen und um ihr Heil bekümmerten Gläubigen, im Ausdrucke der schlichten und ein-

ist, um ihm eine größere Festigkeit zu geben, und bei dem Golde, welches zum Schmucke bestimmt ist, um es für die Bearbeitung geschickter, haltbarer und wohlfeiler zu machen. Das zugesetzte Metall heißt die *Legirung*. Man pflegt das Silber stets nur mit Kupfer, das Gold aber mit Kupfer (*rothe Legirung*) oder mit Silber (*weiße Legirung*) oder mit Kupfer und Silber (*gemischte Legirung*) zu versetzen. Den Gehalt an Gold bestimmt man nach Marken und Karaten, von denen 24 auf eine Mark gehen; den Gehalt an Silber nach Marken und Lothen, deren 16 auf eine Mark gehen. Vergl. *Gewichte*. — *Legiren* heißt in der Rechtssprache auch das Aussetzen eines *Legats* (s. d.).

**Legitimität** bezeichnet im Allgemeinen Dasselbe, was *Gesetzmäßigkeit*, *legitim* gesetzmäßig, sich *legitimiren* seine Gesetzmäßigkeit darthun. Der letzte Ausdruck wird indeß auch allgemeiner gebraucht für das Nachweisen, daß man eine bestimmte Person mit bestimmten Ansprüchen u. s. w. sei, für welche man sich ausgegeben habe. Jene Darlegung selbst heißt die *Legitimation*. Einen bestimmten Sinn hat das Wort Legitimität in der Politik erhalten, indem man nur diejenige Regierung und denjenigen Herrscher für legitim anerkennt, welche auf eine den Staatsgrundgesetzen des Staats entsprechende Weise in Besitz der Gewalt gekommen sind, und dabei besonders auf das den monarchischen Staaten zu Grunde liegende Erbrecht sieht. Es beruft sich daher z. B. in Frankreich die Partei, welche den Enkel Karl X., Heinrich von Bordeaux, als einzigen legitimen König von Frankreich anerkennen will, auf die Le-

artig übereinandergeschobenen Schuppen geschützt. Längs dem Rücken aber bis in die Mitte des Schwanzes und einem Theile des Kehlsacks, von dem Maule abwärts, zieht sich ein Kamm dornartig aufgerichteter, spitzer Schuppen hin. Der Kehlsack hängt tief herab, ihn kann das Thier willkürlich aufblasen. Jede Kinnlade ist mit einer Reihe dreieckiger, scharfgekerbter Zähne besetzt und auch an dem hintern Rande des Gaumens befinden sich zwei kleine Zahnreihen. Die langen und starken Beine sind an den Schenkeln mit löcherigen Schleimwarzen besät und haben fünf lange, mit

kurzen, starken Krallen versehene Zehen. Der gemeine Leguan ist gelblich und reingrün marmorirt und der Schwanz braunverlaufend geringelt; in Spiritus wird er dunkelblau und violett schimmernd, nach untenher blässer. Natürlich finden nach Alter, Geschlecht und Vaterland in der Farbe Nuancen statt. Der Leguan lebt von Baumblättern, Blüten, Würmern und Insekten. Sonst unschädlich und friedlich, wird das Männchen zur Zeit der Paarung, im Frühling, wüthend, sobald es das kleinere, farbenschönere und sanftere Weibchen angegriffen sieht. Dann vertheidigt es sich wol auch gegen Menschen und verbeißt sich dabei so, daß man es an seinem Feinde todtschlagen muß, um diesen davon zu befreien. Im Zustande der Aufregung glühen seine Augen, der Kropf schwillt auf, die Schuppen sträuben und sein Schwanz ringelt und schüttelt sich lebhaft. Das Weibchen legt nach dem Ende der Regenzeit 13—15 Eier, die es in den Sand des Meerufers legt, wohin deshalb diese Thiere um diese Zeit aus den Wäldern ziehen. Sie halten sich auf der Erde, bisweilen im Wasser auf, worin sie aber schwer schwimmen. Sie laufen behend und schwingen sich mit großer Geschicklichkeit vermittels des sehr geschmeidigen Schwanzes auf den Bäumen umher. Sind sie satt, so setzen sie sich zur Verdauung auf einen über das Wasser sich streckenden Ast. In diesem Zustande werden sie auch am besten und zwar mit Schlingen und Hunden gefangen. Denn das Fleisch, besonders des Weibchens, soll vortrefflich schmecken, der Genuß desselben aber überhaupt nicht gesund, ja bei venerischen Zuständen sogar lebensgefährlich sein. Obgleich die Lebenskraft des Leguan so zäh ist, daß er mehre Tage ohne Nahrung zubringen kann, so kann man ihn doch leicht tödten, indem man ihm nur z. B. einen Strohhalm in die Nase steckt. Bisweilen finden sich in den Thieren bezoarähnliche Massen.

**Lehm** (der) ist ein mit Quarzsand und Eisenocker, auch wol mit kohlensaurem Kalk gemengter Thon, welcher aus Zersetzung verschiedener Gesteine entstanden ist. Man bedient sich desselben in der Baukunst, besonders zur Ziegelbrennerei, zur Herstellung ungebrannter Lehmziegel oder sogenannten Lehmpatzen, zu Lehmschindeln, Decken, Böden und Tennen, statt des Mörtels als Bindemittel, zur Aufführung von Mauern u. s. w. Zu dieser mannichfaltigen Benutzung empfiehlt er sich durch den Umstand, daß er in der Luft, mehr aber noch wenn er einer starken Hitze ausgesetzt wird, zu einer steinartigen Masse verhärtet. Die Aufführung der Gebäude aus Lehm, welche indeß stets nur eine geringe Festigkeit besitzen, empfiehlt sich besonders durch die Wohlfeilheit des Materials, die Feuerfestigkeit und Wärme der Lehmwände. Man führt die Lehmwände theils aus freier Hand aus, die sogenannten **Wellerwände**, theils zwischen Bretern, welches beim **Pisé** oder **Stampfbau** geschieht. Zu den Wellerwänden wird der Lehm in Wasser zu einem dicken Brei geknetet, dann mit Stroh zusammengearbeitet und aus dieser Masse werden endlich die Mauern geformt. Beim Stampfbau wird der Lehm zwischen Bretern, welche gleichsam als Form dienen, eingestampft. Die **Lehmschindeln** werden im Allgemeinen so verfertigt, daß man eine Schicht Stroh befeuchtet, ausbreitet, mit dem Ährenende

Digitized by Google

welche dagegen zu leisten waren. Den Ursprung der ganzen Einrichtung findet man gewöhnlich in der uralten Sitte der Anführer deutscher Völker, sich mit kriegslustigen Männern für kriegerische Privatunternehmungen oder Fehden zu verbinden, und man erklärt die weitere Entwickelung dadurch, daß die fränk. Könige nach Eroberung der röm. Provinzen in den Stand gesetzt wurden, durch Verleihung von Grundstücken eine große Schar von Getreuen für die Führung ihrer Fehden zu gewinnen. Das Lehnswesen stimmte zu sehr mit den Zeitideen überein, als daß es nicht den wichtigsten Einfluß auf das ganze Staats- und Volksleben hätte äußern sollen; nach seinen Formen wurden im Mittelalter alle Verhältnisse ausgebildet und alle Eigenthumsrechte wurden allmählig in den Lehnsverband gezogen. Wer freies Eigenthum besaß, hatte nichts Angelegentlicheres zu thun, als das Obereigenthum davon einem mächtigen Lehnsherrn, der vielleicht selbst wieder der Vasall eines noch größern oder des Königs war, anzubieten (feudum oblatum), um sich dessen Schutz in den Zeiten zu sichern, wo die Stärke nur zu oft die Stelle des Rechts einnahm. Durch die Einführung der Erblichkeit der Beneficien (beneficium war der alte Name für Lehn und erst im 10. Jahrh. wurde das Wort feudum das gewöhnliche) im J. 877 unter Karl dem Dicken, und der Afterlehne, wodurch die königl. Vasallen durch Wiederverleihung ihres nutzbaren Eigenthums an Dritte sich einen Anhang zu verschaffen suchten, wurde der Einfluß des Lehnswesens immer mehr befestigt und ausgebreitet. Nirgend verbreitete sich aber dasselbe so allgemein

nutzen und der freien Benutzung des Eigenthums schädlichen Einrichtung erscheint. Da es indeß bis auf diese Stunde nicht nur seine wissenschaftliche Bedeutung für das Studium des deutschen Staats- und Volkslebens in privatrechtlicher Hinsicht, sondern auch seinen praktischen Werth behalten hat, so kann hier eine kurze Darstellung seiner Hauptbestimmungen nicht übergangen werden.

Ein freies Eigenthum oder Allodium wird in Lehn verwandelt durch **Belehnung** oder durch **Verjährung**. Der Belehnung liegt gewöhnlich ein Vertrag zu Grunde, vermöge welches Jemand (der Lehnsherr) sein nutzbares Eigenthum gegen das Versprechen bestimmter Leistungen und wechselseitiger Treue dem Vasallen abtritt oder der Eigenthümer eines Grundstücks das Obereigenthum daran einem Andern anbietet und sich selbst zu seinem Vasallen macht. In beiden Fällen nennt man den feierlichen Act, durch welchen dieses Lehnsverhältniß vollzogen wird, die Investitur oder Belehnung im engern Sinne. In einigen Ländern, z. B. in Sachsen, spricht man bei jeder gerichtlichen Übertragung eines erworbenen freien Grundbesitzes von **Belehnung** und verlangt von dem Erwerber, daß er solchen „**zu Lehn nehme**". Diese Übertragung, durch welche durchaus keine Lehnspflichten übernommen werden, hat indeß mit dem Lehnsrechte nichts zu schaffen. Über die geschehene Belehnung wird vom Lehnsherrn in der **Lehnskanzlei** eine solenne Urkunde, der **Lehnbrief**, ausgefertigt. Dieser enthält das Bekenntniß der vollzogenen Belehnung und zugleich eine Angabe des Objects derselben und der besonders getroffenen Verabredungen, und hat bei Streitigkeiten über die

nennt man diejenige, welche Jemandem für den Fall ertheilt wird, daß das Lehn an den Lehnsherrn zurückfallen (apert, offen werden) solle. Noch weniger Bedeutung hat eine Exspectanz oder Anwartschaft, welche in einem bloßen Versprechen des Lehnsherrn, bei einer vorkommenden zukünftigen Belehnung Jemanden zu berücksichtigen, besteht. Eine wirkliche Belehnung ist damit noch nicht verbunden. Außer der Belehnung kann ein Lehn nur durch die Lehnsverjährung errichtet werden. Diese kann auf doppelte Weise zu Stande gebracht werden, entweder indem Jemand in dem guten Glauben, Vasall zu sein, den Nießbrauch einer allodialen Sache eine bestimmte Reihe von Jahren hindurch ungestört fortgesetzt oder die lehnsherrlichen Rechte unter denselben Bedingungen von Jemand an einer allodialen Sache geübt werden. — Durch die Lehnserrichtung ist auch allen lehnfähigen Descendenten des ersten Erwerbers das Recht, dereinst zum Besitze des Lehns zu gelangen, zugesichert. Dieses Recht nennt man das Lehnfolgerecht und die Ordnung, in welcher die Berechtigten zur Succession gelangen, die Lehnfolgeordnung. Als absolut unfähig zur Lehnfolge müssen alle Diejenigen betrachtet werden, welche der Natur der Sache nach oder durch die allgemeinen Vorschriften der bürgerlichen Gesetze von dem Erwerbe solcher dinglicher und persönlicher Befugnisse, wie sie in dem vasallitischen Rechte begriffen, ausgeschlossen sind. Relative Unfähigkeit, d. i. eine solche, welche durch die Zustimmung des Lehnsherrn und der etwa sonst noch dabei Betheiligten gehoben werden kann, ist vorhanden bei allen Denen, welche die nöthigen Eigenschaften zur vollständigen Erfüllung ihrer Lehnspflichten, namentlich der Kriegshülfe, nicht besitzen. Daher 1) Weiber, welche nur ausnahmsweise Lehne erwerben und zur Lehnfolge gelangen können. Ein Lehn, bei welchem dies der Fall ist, nennt man Weiber-, Schleier- oder Kunkellehen und setzt ihnen dann die Mannlehen entgegen, bei welchen alle weibliche Nachfolge auch die durch Weiber descendirenden Männer (Cognaten) streng ausgeschlossen ist. 2) Durch körperliche Gebrechen des Kriegsdienstes Unfähige. 3) Gemüthskranke. 4) Wirklich Ehrlose. 5) Unfreie. 6) Juristische Personen. 7) Geistliche. — Zur Lehnfolgefähigkeit gehört überdem leibliche Abstammung aus einer kirchlich und bürgerlich gültigen Ehe. Da das Lehnfolgerecht auf der Descendenz vom ersten Erwerber beruht und durch den Tod des letzten Besitzers nur zur Wirksamkeit gelangt, so ist auch stets bei der Ordnung der Lehnfolge der erste Erwerber zu berücksichtigen und die agnatische Abstammung von demselben nachzuweisen, wodurch sich die Erbfolge im Lehen von der im Allod wesentlich unterscheidet, indem bei der letzteren blos die Verwandtschaft mit dem Erblasser berücksichtigt wird. Im Übrigen succediren die Lehnfolgeberechtigten in zwei Classen und zwar kommen zunächst die lehnfähigen Descendenten des letzten Besitzers, bis ins Unendliche, zu gleichen Theilen. Hinsichtlich der Repräsentation der entferntern Descendenten gelten dieselben Grundsätze, wie bei dem Erbrechte in freies Eigenthum. In Ermangelung folgefähiger Descendenten succediren dem letzten Besitzer seine agnatischen Seitenverwandten, insofern sie ihre gesetzliche Abstammung vom ersten Erwerber nachweisen können. — Die Lehnfolge ist zwar an sich von der Allodialsuccession ganz unabhängig; doch ist dem Sohne des Erblassers nicht gestattet, der Allodialerbfolge zu entsagen, wenn er in das Lehn succediren will. Sonst hat der Lehnsnachfolger die Handlungen seines Vorgängers nur in sofern zu vertreten, als sie für das Gut selbst bindend vorgenommen sind. — Eine Lehnsschuld kann entstehen: 1) durch das Gesetz. Nach gemeinem Rechte ist der Lehnfolger verpflichtet, Denjenigen, die wegen körperlicher oder geistiger Mängel von der Lehnfolge ausgeschlossen sind, einen angemessenen Unterhalt zu geben. Particulaire Rechte zählen zu den gesetzlichen Lehnsschulden noch die Begräbnißkosten eines Vasallen, der arm verstirbt, die Alimente der Töchter des Vasallen vor und einer Mitgift bei ihrer Verheirathung, ein Leibgedinge und ein Witthum für die Witwen der Vasallen. 2) Durch eine nützliche Verwendung auf das Lehn. Dahin gehören alle Verbesserungen des Lehns, wodurch der Werth desselben erhöhet worden ist und welche nicht blos eine Folge Dessen sind, was der Vasall auf die Erhaltung des Lehns zu wenden verbunden war, Schulden, welche zum Ankauf des Lehns, zur Abtragung von Lasten und Hypotheken gemacht sind, Proceßkosten u. s. w. Sind die Schulden blos zum Besten gewisser Lehnfolger gemacht, so sind auch nur diese zur Bezahlung derselben verbunden, hierher gehören die sogenannten Lehnsstämme oder Capitale, welche zum Besten gewisser Lehnfolger auf das Lehn gelegt sind. 3) Durch die Zustimmung des Lehnsherrn und der Lehnfolgeberechtigten. Durch eine solche allseitige Zustimmung kann auch das Lehn verpfändet, veräußert und in freies Eigenthum verwandelt werden. — In der Regel verliert auch das Lehn seine Eigenschaft als solches, wenn es durch eine vom Vasallen oder Lehnsherrn begangene Felonie (Lehnsuntreue, Lehnsfehler) entweder allein in die Hände des Lehnsherrn (consolidatio) oder allein in die des Vasallen (appropriatio) fällt. Unter Felonie versteht man jede Handlung, wodurch die vertrags- oder gesetzmäßige Lehnstreue, welche eine dem Lehnsherrn und Vasallen gemeinsame Verbindlichkeit ist, verletzt wird. Die Zahl der Lehnsfehler, welche namentlich der Vasall begehen kann, ist sehr groß; doch ist man dagegen auch heut zu Tage zur Verzeihung derselben (Lehnspardon) sehr geneigt.

**Lehrgedicht** oder didaktisches Gedicht (das) umfaßt die Dichtgattung, in der nicht, wie in den übrigen Arten der Poesie, erst nach Abschluß der freien Gestaltung des Ganzen und unwillkürlich sich irgend eine Wahrheit für den aufmerksamen Leser ergibt, sondern wo von vorn herein mit sichtbarer Absicht die Darstellung einer solchen als directer Zweck des Gedichts erscheint. Der Streit, ob diese Art von Poesie überhaupt zur wahren Dichtkunst zu rechnen sei, geht noch fort. Denn wenn auch das Äußere des Lehrgedichts sich in poetischer Form bewegt, so ist doch der Inhalt immer mehr ein Erzeugniß der Reflexion über irgend einen allgemeinen Gedanken oder Gegenstand, als der freie Aufschwung und reine Erguß des Gefühls oder der gestaltenden Phantasie. Das Lehrgedicht ist immer eine Erscheinung solcher Literaturepochen, in denen die Poesie in ihrer ersten Entwickelung oder in ihrer ersten Auflösung begriffen ist; bezeichnet also immer die erste, aus der Vermischung von Religion, Philosophie und Poesie zu der Reinheit der letztern sich heraussondernde Stufe derselben, oder ihre letzten von wahrer Poesie sich wieder ins Chaos verlierenden Schritte. So ist die morgenländische Poesie

...usse des Gefühls einen größern Spielraum gewähren.

**Leibeigenschaft** ist das eigenthümliche Rechtsverhältniß, welches sich in den europ. Staaten mit dem Untergange der Römerherrschaft und im Gefolge der Völkerwanderung ausgebildet hat und nach welchem ein Mensch als theilweises Eigenthum eines Andern betrachtet wird. Die Leibeigenschaft unterscheidet sich in dieser Beziehung von der Sklaverei (s. d.), bei welcher ein Mensch zum völligen Eigenthum eines Andern wird. Der Leibeigne, auch Eigne, Halseigne, Bluteigne, Eigenbehörige, Gutseigne, Eigenarme ist seinem Erb- oder Leibherrn mit seiner Person und seiner Habe zu gewissen Diensten verpflichtet und darf nach seinem eignen Willen sich nur unter gewissen Bedingungen bestimmen und namentlich nur insofern, als aus dieser Willensbestimmung seiner Pflichterfüllung gegen den Herrn kein Eintrag geschieht. In den verschiedenen Ländern haben sich verschiedene Grade der Leibeigenschaft ausgebildet und man unterscheidet derselben im Allgemeinen drei: strenge, mittlere und gelinde. Die Leibeigenschaft beruht theils auf der Person, insofern jeder von einer leibeignen Mutter Geborene der Leibeigenschaft selbst wieder verfällt, theils auf dem Besitzthum, indem Jeder mit einer Besitzung, auf welcher einmal die Leibeigenschaft ruht, diese mit übernimmt. Diesem gemäß kann man auch geschichtlich einen doppelten Ursprung der Leibeigenschaft nachweisen, nämlich den durch Gewalt und den durch Vertrag.

...gen und büßt einen an ihm begangenen Todtschlag wol nur mit einer geringen Geldstrafe. Leichter ist stets die aus Vertrag hervorgegangene Leibeigenschaft; sie entstand nicht nur auf die schon angedeutete Weise zwischen Sieger und Besiegten, sondern auch unter den Siegern selbst. Der Herr übergab seinen Dienern von dem ihm zugefallenen Landbesitz einen Theil unter gewissen Bedingungen, welche die Beschenkten im Unterthanenverhältnisse erhielten. Wo dann in einem Volke mildere Leibeigenschaft stattfand, wo es den Herren wünschenswerth war, auf ihren weitläufigen Besitzungen nützliche Unterthanen zu gewinnen, dahin flüchteten sich wol auch aus andern bedrängten Gegenden Einwohner und traten durch Vertrag in Leibeigenschaft. In den gesetzlich geordneten Staaten hat auch die Leibeigenschaft mit der Zeit eine gesetzliche Bestimmtheit erlangt und in ihnen wurde dann die Versetzung in die Leibeigenschaft auch ein Strafmittel für bisher freie Menschen, welche sich der Freiheit unwürdig bezeigt hatten. Auch der Heimatlose, welcher sich Jahr und Tag in einer Gegend herumtrieb, verfiel der Leibeigenschaft nach dem sogenannten Wildfangsrechte. Je mehr die dem christlichen Geiste angemessene Idee der Menschenwürde und der Gleichheit der Menschen vor dem Gesetz, welches Aussprüche der in einem Volke herrschenden Vernunft, nicht aber Satzungen der Willkür enthalten soll, Anerkennung gewann, desto mehr mußte man einsehen, daß die Leibeigenschaft ein unwürdiges Verhältniß sei. Der Aufhebung derselben traten nur die eingewurzelten Besitzverhältnisse e...

Freilassung der Leibeignen so zu bewirken, daß ihre bisherigen Herren eine einigermaßen billige Entschädigung erhielten, ist die schwierige Aufgabe der neuern Gesetzgebungen gewesen und dieselbe ist so weit gediehen, daß wenigstens in den deutschen Staaten das strenge Leibeigenschaftsverhältniß überall als aufgehoben oder doch in der Aufhebung begriffen betrachtet werden muß. Früher schon wurde die Leibeigenschaft unter gewissen Bedingungen aufgehoben, so durch Verjährung von 30 Jahren (sie konnte aber auch durch eine gleich lange Verjährung rechtskräftig werden), durch richterliche Entscheidung, wenn sich ein Leibherr grobe Gewaltthätigkeiten gegen seine Leibeigenen hatte zu Schulden kommen lassen. Schon während der Kreuzzüge wurde durch Staat und Kirche jeder Leibeigene für frei erklärt, welcher einen Kreuzzug mitmachte.

**Leibgedinge**, **Leibgut** oder **Leibzucht** heißt man im Allgemeinen jedes Verhältniß oder jede Nutznießung, Rente und dgl., dessen Bestehen durch die Lebensdauer eines Menschen bedingt ist; vorzugsweise jedoch das **Witthum**, d. h. das Recht, welches nach altem Herkommen einer Witwe zukommt und nach welchem sie nach dem Tode ihres Gatten aus den Lehngütern desselben eine jährliche Rente bezieht. die gewöhnlich so groß wie der vierte Betrag der Zinsen der von ihr eingebrachten Mitgift ist. Im J. 1829 ist dieses Leibgeding im Königreich Sachsen aufgehoben worden. Nicht selten erhält auch die Witwe ein Grundstück als Leibgedinge, d. h. sie ist Zeit ihres Lebens Besitzerin desselben, ohne es jedoch veräußern zu dürfen.

**Leibnitz** (Gottfr. Wilh., Freiherr von), war einer der vielseitigst gebildetsten und um die Förderung der Wissenschaften, ja der ganzen menschlichen Bildung verdientesten Männer. Derselbe war der Sohn eines Professors zu Leipzig und wurde hier am 3. Jul. 1646 geboren. Er studirte zu Leipzig und Jena die Rechtswissenschaften, Philosophie und Mathematik und hatte schon mehre Proben großer Gelehrsamkeit abgelegt, als man ihm in Leipzig die Doctorwürde versagte, weil er — noch keinen Bart hatte. Er wurde nun zu Altdorf Doctor und hielt sich dann in Nürnberg auf, wo er thätiges Mitglied einer alchemistischen Gesellschaft wurde, doch nach einiger Zeit austrat, nachdem er Aussicht auf eine Anstellung in mainzischen Diensten erhalten hatte. Er ging nun nach Frankfurt am Main und von da nach Mainz als kurfürstlicher Rath und Beisitzer des Justizkanzlei. Sehr gern verließ er 1672 dies für seinen regen Geist unerfreuliche Amt und begleitete den Sohn seines Gönners, des kurfürstl. mainz. Ministers von Boineburg, nach Paris. Im folgenden Jahre, nach dem Tode des Ministers, begab sich L. nach England und trat hier, von Paris aus auf das vortheilhafteste empfohlen, mit den ausgezeichnetsten Gelehrten in Verbindung. Er bot von England aus dem Herzog von Braunschweig-Lüneburg seine Dienste an und erhielt von demselben eine Rathsstelle, eine Pension und sogar die Erlaubniß, sich noch länger zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung im Auslande aufzuhalten. Er ging nun wieder auf 15 Monate nach Paris und von hier über England und Holland nach Hanover, wo er 1676 ankam. Seine nächste Aufgabe war die Einrichtung der Bibliothek, und dann ehrte man ihn mit dem Auftrage, die Geschichte des Hauses Braunschweig zu schreiben, ernannte ihn in der Folge auch zum geheimen Justizrath und Historiographen. Im Interesse dieser Geschichte war L. 1687 nach Wien und dann nach Italien gereist. Der Kurfürst von Brandenburg, nachmaliger König von Preußen, Friedrich I., hatte sich bei Errichtung der berliner Akademie der Wissenschaften seines Raths bedient und ernannte ihn im J. 1700 zum Präsidenten derselben. In der Folge ernannte ihn der Kaiser zum Baron und Reichshofrath und ertheilte ihm eine Pension von 2000 Gulden. Auch der russ. Zar Peter I. gab ihm einen Jahrgehalt von 1000 Rubeln und den Titel eines Geheimraths, nachdem sich L. mit ihm 1711 über die Civilisation seines Reiches berathen hatte. L. endete sein unermüdlich fleißiges und thatenreiches Leben am 14. Nov. 1716 zu Hanover, wo er an der Esplanade am Ende des Exercirplatzes begraben liegt. Seine Grabstätte ziert ein einfaches Monument in Gestalt eines Tempels, welches nur die Inschrift: „Ossa Leibnitzii" (Gebeine Leibnitz's) trägt. L. war nie verheirathet, er arbeitete mit unermüdlicher Thätigkeit, sodaß er sogar öfter sich nicht die Zeit nahm, das Lager zu suchen, sondern auf seinem Arbeitssessel schlummerte; seine Gesichtszüge waren angenehm, seine Gestalt hager und gebückt. Er erfreute sich einer festen Gesundheit und wurde nur in seinen letzten Lebensjahren durch Anfälle von Podagra heimgesucht. — Die größten Verdienste hat sich L. um die Mathematik erworben durch seine Erfindung der Differentialrechnung. Später wurde diese große Entdeckung von den englischen Gelehrten für **Newton** (s. d.) in Anspruch genommen und ein für L. selbst sehr ärgerlicher Streit deswegen geführt. Es ist indeß ausgemacht, daß L. zuerst die Differentialrechnung veröffentlicht hat, und sehr wahrscheinlich, daß erst durch Äußerungen von ihm Newton zur Auffindung derselben veranlaßt wurde. Nicht minder groß sind L.'s Verdienste um die Philosophie. Er ging von der Überzeugung aus, daß die Wahrheit dem Menschen angeboren sein müsse, erkannte aber als Wahrheit nur Dasjenige an, was sich vor dem reinen Verstande rechtfertigt und darum über den Schein, welcher der sinnlichen Anschauung angehört, erhebt. Der Verstand Gottes war ihm die höchste und letzte Quelle aller nothwendigen und ewigen Wahrheit. Der Grund alles Wirklichen, das als eine Menge zusammengesetzter Substanzen erscheint, sind nach L. die schlechthin einfachen und nur für den Verstand begreiflichen Substanzen, welche er **Monaden** nannte, und auf deren näherer Bestimmung seine Philosophie, daher **Monadologie** genannt, ausging. In den Monaden wird die Natur (die Körperlichkeit) vergeistet, und demgemäß können sie keine äußere Eigenschaft, sondern nur die einzige innere Eigenschaft, die Vorstellung, besitzen, und aus der Mannichfaltigkeit der Welt ist zu schließen, daß die Monaden (Vorstellungskräfte) nach einer fortwährenden Veränderung streben. Thätigkeit und Leiden unterscheiden sich als deutliche und verworrene Vorstellung. Alle Monaden führte L. auf Gott als den Urquell, die Monade der Monaden, zurück. Ein berühmtes Werk L.'s ist seine „Theodicee", in welcher er zu zeigen sucht, daß zwar dem göttlichen Verstande eine Unendlichkeit von Welten möglich gewesen sei, daß er aber zur Offenbarung seiner selbst in dieser Welt sich entschlossen habe, weil sie die beste aller möglichen Welten sei. Daher ist jedes Wirkliche auch das Beste, nämlich in dem ganzen Zusammenhange der Welt und obschon es als Einzelnes betrachtet unvollkommen

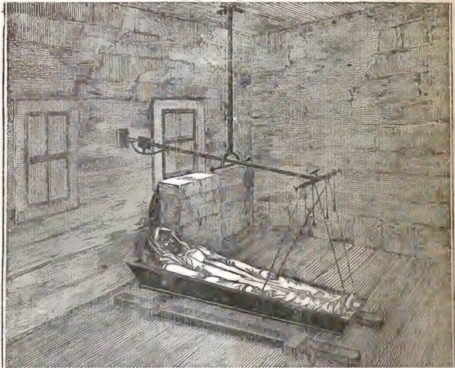
Jedem frei, sein Geld auf diese Weise anzulegen und sich dadurch für seine Lebensdauer ein höheres jährliches Einkommen zu sichern. Auch für dritte Personen kann eine Rente gekauft werden. Verkäufer von Renten können Privatpersonen und Gesellschaften sein. Sehr häufig hat auch der Staat selbst dergleichen Anstalten errichtet, um sich in bedrängten Zeiten Geld zu verschaffen oder überhaupt seinen Credit zu einer einträglichen Unternehmung zu benutzen. Bei dem Ankaufe einer Rente ist vor allen Dingen darauf zu sehen, daß der Verkäufer auch die gehörige Sicherheit bietet. Sodann wird man sich an die Person oder dasjenige Institut wenden, welches die günstigsten Bedingungen stellt und die höchste Rente zahlt. Die Höhe derselben richtet sich in der Regel nicht blos nach dem Alter des Rentenkäufers, sondern auch nach seiner körperlichen Beschaffenheit und seinem Gesundheitszustande. Es wird eine Wahrscheinlichkeitsberechnung über die Dauer seines Lebens angestellt. Die stärkste Leibrente, welche wol jemals angeboten wurde, war die franz. vom J. 1758, welche nur sechs Classen enthielt und Allen der ersten Classe, von 1—50 Jahren zehn Procent anbot. Gewöhnlicher berechnet man die Leibrente von zehn zu zehn Jahren und zahlt bis zum Alter von zehn Jahren sieben Procent, bis 20 Jahre acht, bis 40 Jahre neun, bis 50 Jahre zehn, bis 60 Jahre zwölf und von 60 Jahren an 15 und mehr Procent, je nach der Leibesbeschaffenheit des Rentenkäufers.

**Leicester** (Robert Dudley, Graf von), der berühmte

in den betreffenden Theilen sich anhäuft. Wenn der Leichdorn ausgeschnitten, und der Druck, welcher ihn hervorrief, aufgehoben wird, so erfolgt bald völlige Heilung. Kein anderes Mittel kann aber ein völliges Verschwinden des Leichdorns bewirken. Man hat eine große Anzahl von Mitteln, um die Hühneraugen fortzuschaffen, sie kommen jedoch immer wieder, wenn der Druck fortdauert. Das einfachste ist ein warmes Fußbad und nachheriges Ausschneiden.

**Leichenhäuser** sind die Häuser oder Gemächer, welche man gegenwärtig schon in mehren größern Städten Deutschlands eingeführt hat, zu dem Zwecke, in ihnen die Leichen solcher Verstorbenen aufzustellen und zu beobachten, von deren wirklichem Dahinscheiden man noch keine entschiedene Gewißheit hat. Sie sollen dem Schrecklichsten, welches dem Menschen begegnen kann, der Gefahr lebendig begraben zu werden, vorbeugen. Die Abbildung zeigt die Einrichtung der Leichenhalle zu Leipzig. Die Hauptsache ist der Apparat, welcher mit der Leiche in Verbindung gesetzt wird, damit der Wärter von der kleinsten Bewegung, welche an den Zehen oder Fingern der vermeintlichen Leiche vorkommt, in Kenntniß gesetzt wird. Dieser Apparat besteht in einem Hebel, welcher auf einer von der Decke herabreichenden Stange ruht und so eingerichtet ist, daß er durch die geringste Bewegung aus dem Gleichgewichte gebracht wird. Der eine Arm geht durch eine Öffnung in der Wand in das Zimmer des Wächters und steht hier mit einem Wecker in Verbindung, welcher sich sogleich in Thätigkeit setzt, wenn der He-

spannen, laufen diese Schnuren (deren hier nur vier gezeichnet sind) durch Löcher und werden von kleinen Gegengewichten angezogen; sie können hierauf mittels Schrauben alle zugleich befestigt werden.



**Leidenschaft** nennt man eine nicht schnell vorübergehende, sondern anhaltende Aufregung des Gemüths, durch welche der Mensch des freien Gebrauchs seiner geistigen Kräfte beraubt wird. Zu Grunde liegt jeder Leidenschaft eine Neigung, welcher sich der Mensch mit Aufgebung jedes andern Interesses hingibt, und wenn ihm dieses Hingeben zur Gewohnheit geworden ist, so hat er damit die Kraft eingebüßt, Herr seiner Leidenschaft zu sein, und er muß dieser gehorchen, selbst wenn ihm aus der Erfahrung klar wird, daß er dadurch sich und Andere unglücklich macht. Hieraus ist der Name Leidenschaft entstanden, denn die Thätigkeit eines in einer Leidenschaft befangenen Menschen ist nicht eine Äußerung seines freien Willens, sondern der leidenschaftliche Mensch handelt nur als Knecht, als Werkzeug, verhält sich also in Wahrheit leidend. Nichtsdestoweniger ist der Mensch wegen jeder von ihm in der Leidenschaft begangenen Handlung verantwortlich; denn, schon indem sich derselbe der Leidenschaft hingibt, verletzt er seine ihm als freiem Wesen zukommende Würde, er sündigt. Sehr häufig wird Leidenschaft mit Begeisterung (s. d.) verwechselt, und man spricht in diesem Sinne von edlen Leidenschaften, worunter man jene Aufregung der geistigen Kräfte versteht, welche zu Erreichung eines erhabenen Zweckes nöthig ist, den der gemeine Mensch nicht zu begreifen, noch weniger zu erreichen vermag. Auch mit Affect (s. d.) pflegt Leidenschaft verwechselt zu werden, da der Affect nur vorübergehend, die Leidenschaft anhaltend ist.

**Leier** (griech. und lat. Lyra) war ein Saiteninstrument bei den Griechen und Römern, das aus einem einfachen oder verzierten Fußgestelle bestand, von welchem aus zwei gegenüberstehende, nach Belieben gebogene Hörner ausliefen, die zuoberst ein Stab verband. Von diesem aus nach dem Fußgestelle nun waren die Saiten gezogen, deren Anzahl sich zuhöchst auf neun belief. Die Saiten wurden zuerst mit einem Stäbchen, Plektrum genannt, später durch Fingergriffe zum Tönen gebracht. — Die deutsche oder Bauernleier ist ein jetzt veraltetes Instrument, das auf der einen Seite die Form eines viereckigen Kastens, auf der andern die des untern Theils einer Geige hat. An dem Kasten ist eine Claviatur von 10—12 Tasten angebracht, durch deren Druck die von den vier innerhalb befindlichen Darmsaiten verkürzt und dadurch höhere oder tiefere Töne hervorgebracht werden. Das Tönen der Saiten aber wird erzeugt durch ein sie berührendes, mit Colophonium bestrichenes Rad, welches man durch eine Kurbel von außen in Bewegung setzt. Die andern beiden Saiten, im Einklange gestimmt, bilden den Baß. — Der Leierkasten, auch Leier-, Trag- oder Dreh-

Orgel genannt, ein noch jetzt übliches musikalisches Instrument, ist eine in einem Kasten befindliche Orgel, welche statt durch eine Tastatur, durch eine mit Stiften versehene Walze, durch die die Pfeifen geöffnet werden, zum Tönen gebracht wird, indem ein Blasebalg, durch dieselbe Kurbel, welche die Walze umdreht, in Bewegung gesetzt, die Luft einbläst.

**Leierschwanz** oder Lyra heißt ein zum Hühner- oder (nach Andern) zum Sperlingsgeschlecht gehöriger Vogel, ist schwarz, nackt um die Augen, um die Nasenlöcher befiedert, hat gesonderte Zehen und einen an der Wurzel dreieckig verlängerten, etwas zusammengedrückten Schnabel, der gegen die Spitze ausgeschweift ist. Der Schwanz, zweimal so lang als der ganze Körper, besteht beim Männchen aus 16 pomeranzenfarbigen, braun- und rothgestreiften Federn, von denen die beiden seitlich äußersten sehr breit sind, die nach innen aber immer schmäler werden, und die alle ein vom Leibe ausgehendes römisches S bilden, wovon der Name. Im Affect pflegt ihn das Thier in die Höhe zu richten und dadurch dessen Pracht zu entfalten, gleich dem Pfau. Das Weibchen hat deren nur zwölf. Der Leierschwanz findet sich in den steinigen Gegenden Neuhollands.

**Leihbank**, Leihhaus oder Lombard bezeichnet eine öffentliche Anstalt, in der gegen hinreichendes Pfand und mäßige Zinsen Geldsummen ausgeliehen werden, damit die Armen und Bedürftigen nicht nöthig haben, sich um ein Darlehn an Wucherer zu wenden. Für das Pfand erhält der Entleiher einen Schein, gegen welchen ihm das eingesetzte Pfand zurückgegeben wird, wenn er zugleich die geliehene Summe und die Zinsen entrichtet. Auf diesem Scheine ist auch der Tag angegeben, an welchem das Pfand verfällt. Wird bis zu diesem das Pfand nicht eingelöst, so wird dasselbe nach vorhergegangener öffentlicher Bekanntmachung versteigert und der Entleiher kann nun noch den Überschuß, welcher von dem Erstehungsgelde nach Abzug aller Kosten verbleibt, in Empfang nehmen, wenn er im Laufe des nächsten Jahres sich meldet. Thut er dies nicht, so wird jener Überschuß an die Armenanstalten des Orts abgeliefert. Die ersten Leihhäuser errichteten Juden, um Wucher zu treiben. Dieselben waren 1394 aus Frankreich vertrieben worden und schlichen sich unter dem Namen von Lombarden wieder ein. Die von ihnen errichteten Leihhäuser erhielten daher den Namen Lombards, welcher nachher auf alle Leihhäuser überging. Das erste wahre Leihhaus gründete 1464 der Minorit Barnabas Interamnensis zu Perugia im Kirchenstaate, und 1498 wurde in Deutschland das erste Leihhaus zu Nürnberg unter dem Namen Wechselbank gegründet.

**Leim** ist diejenige aus verschiedenen thierischen Substanzen verfertigte, bis zur Trockniß eingedickte Gallerte, welche als eins der vorzüglichsten Klebmateriale dient. Die Stoffe, woraus er gewonnen wird, sind thierische Abgänge: Abschabsel der Weißgerbereien, Oberhaut der Ochsenhäute, Flechsen, Schwanzstücke, Füße u. s. w. vom Rindvieh, Seh-

nen der Pferde, Pergamentabschnitzel, abgetragene Handschuhe, alle Abfälle in den Lohgerbereien, Bratgriven vom Thransieden, Knochen und Fischschuppen. Diese Substanzen werden in Kalkmilch eingeweicht und dann getrocknet, damit sie nicht faulen, und so verschickt. Die Zubereitung des Leims geschieht, indem man jene Substanzen noch einmal in Kalkmilch einweicht, dann in Wasser, dann sie wäscht und auf einem gepflasterten Fußboden ausbreitet und täglich mehrmal wendet. Hierauf thut man sie in nicht tiefe, breite Kessel mit eingelegtem falschen, mit Löchern versehenen Fußboden, der drei Zoll weit von dem wirklichen absteht, oder belegt auch wol diesen mit Stroh, füllt den Kessel bis zu ⅔ seiner Höhe mit Fluß- oder Regenwasser und schüttet ihn dann mit den Materialien voll. Diese verschwinden beim Sieden und Umrühren, wogegen die Flüssigkeit zunimmt und Alles endlich ganz weiche Masse wird. Nun wird die Leimbrühe so lange gekocht, bis eine Probe an der Luft schnell gallertartig erstarrt. Man vermindert nun das Feuer, läßt die Brühe sich abklären, schöpft sie in einen mit Stroh belegten, auf ein Faß gestellten Korb, und läßt darin das Durchgeseihete sich absetzen. Der Rückstand im Kessel wird aufs neue, oft auch zum dritten Mal auf vorher angegebene Weise behandelt, wodurch man geringere Sorten Leim erhält. Die Leimauflösung läßt man nun durch ein Sieb in die Formen, viereckige hölzerne Kästen, in denen sie binnen 12—18 Stunden, über Nacht, erstarrt, löst den Leim mit angefeuchteten Messern von den Wänden und vom Boden ab, kehrt die Masse auf einem befeuchteten Tisch um, schneidet das Stück Gallert in große und dann immer kleinere Tafeln und Scheiben, und setzt diese auf Netzen von Bindfaden auf luftigen Trockenböden der Sonne und der Luft aus. Die geeignetste Jahreszeit hierzu ist der Frühling und der Herbst. Den höchsten Grad der Trockniß erhält endlich der Leim in heizbaren Trockenkammern und den Glanz durch Eintauchen der Tafeln in heißes Wasser, worauf man ihn mit genetzter Bürste überbürstet und auf der Horde vollends trocken werden läßt. Beim flandrischen Leim werden die Materialien vor dem Sieden länger eingeweicht, die Brühe läßt man weniger verdunsten, damit sie sich weniger färbe, und die Gallerte wird in dünnere Tafeln zerschnitten. Der Pergamentleim, aus Pergamentabfällen, Handschuhen u. s. w. wird nur kurze Zeit mit einer noch einmal so großen Menge Wasser gekocht und nicht getrocknet, sondern flüssig zum Vergolden oder zu den Wasserfarben verbraucht. Der gewöhnliche Leim wird nach seinem Verbrauche Tischlerleim, oder nach dem Ansehen Hornleim genannt. Englischer oder starker Leim heißt der aus Knorpeln, Rippen, Flossen und Häuten großer Fische bereitete. Unter Fischleim versteht man die Hausenblase (s. Hausen). Walfischleim steht an Güte dem Tischlerleim nach. Mundleim heißt die mit Gummi und Zucker versetzte Hausenblase; Leder- und Handschuhleim wird nach dem Material, woraus er bereitet wird, so genannt. Vom Tischlerleim gibt es feine, mittelfeine, mittlere und ordinaire Sorten; er muß hell, halbdurchsichtig, zähe, elastisch, auf dem Bruche glänzend sein, in kaltem Wasser aufschwellen und gekocht eine möglichst beträchtliche Menge Gallert geben. Große Leimsiedereien befinden sich in Deutschland in Köln am Rhein, Mühlhausen, Merseburg, Nürnberg, Augsburg, Nördlingen u. s. w. Östreich erzeugt und führt viel Leim nach Italien aus. England fabrizirt den besten, und der flandrische und franz. wird besonders in den Tuchfabriken gesucht.

**Leinpfade** nennt man die Wege, welche längs dem Laufe schiffbarer Ströme angelegt werden, um den Zugthieren oder den Menschen zu dienen, welche die an Leinen befestigten Schiffe stromaufwärts ziehen. England hat die ausgezeichnetsten Leinpfade; in Deutschland zeichnen sich nur die am Rheine aus.

**Leinwand**, Leinen, Linnen, nennt man ein Gewebe von Flachs oder Hanfgarn (s. Flachs, Hanf und Garn) bei dem sich die Fäden rechtwinklig durchkreuzen. Der Faden, welcher der Länge nach geht, heißt Kette, Werft oder Aufzug, der der Breite nach Schuß, Einschuß, Einschlag oder Eintrag. Die geköperte Leinwand heißt, je nach der Stärke des Köpers, Drillich oder Zwillich; Damast aber, wenn künstliche Muster eingewebt sind. Hanfleinwand ist fester, läßt sich aber schwerer und nicht so weiß bleichen als Flachsleinwand. Die feinste Leinwand heißt Battist. Roh nennt man sie, wie sie, noch ungebleicht, vom Weberstuhle kommt und noch mit der Weberschlichte behaftet ist. Außerdem gibt es noch Werg-, Sack- und Packleinwand und als die gröbste Art das Segeltuch, welches aber nicht, wie jene, aus gesponnenem Werge, sondern aus Flachs- oder Hanfgarn gewebt wird. Weißgarnige Leinwand heißt die aus zuvor schon gebleichtem Garne gewebte; sie ist haltbarer als die im Stück gebleichte. Halbleinwand, bei der die Werft von Leinen- und der Schuß von Baumwollengarn ist; gemengte Leinwand, bei der der Schuß aus Hanf- und die Werft aus Flachsgarn besteht, oder umgekehrt. Hausleinwand heißt alles Leinenzeug, welches Stadt- oder Landbewohner aus selbstgesponnenem Garne zu eignem Verbrauche um Lohn weben lassen; Kaufleinwand dagegen solche, welche fabrikmäßig für den Verkauf gefertigt wird. Die Werft wird in Gänge getheilt, deren jeder 40—48 Fäden enthält; je mehr Gänge auf dieselbe Breite kommen, desto feiner muß das Garn und folglich die Leinwand sein. Dresdener Leinwand enthält z. B. oft auf zwei Ellen Breite 70—80 Gänge, sehr grobe Leinwand dagegen auf dieselbe Breite nur 2[illegible] Gänge. Die Auszählung der Fäden geschieht vermittels eines dafür eignen Vergrößerungsglases; man vergleicht die Gesammtbreite des abgezählten Ganges mit der Breite des ganzen Stückes, um die Anzahl der Gänge, die auf dasselbe kommen, zu finden. Vermöge dieses Verfahrens kann man auch einen Weber, dem man eine Anzahl Stücke oder Strähne zum Weben übergeben hat, controliren, ob er nichts davon unterschlagen habe. Nur muß man dabei berücksichtigen, daß der Werftfaden, weil er nicht wie der des Einschlags gespannt sein kann, sondern loser um jenen herum geht, also eine Krümmung macht, verhältnißmäßig mehr Länge erfodert. Feine Leinwand verliert auf 100 Ellen 5—9 Ellen; mittelfeine zwölf und grobe blos reichlich vier. Auch sind von jeder Seite oder Leiste die äußersten zwei Aufzugsfäden doppelt zu rechnen. Die Güte der Leinwand hängt von ihrer Feinheit, Gleichheit des Fadens, Dichtigkeit und Haltbarkeit ab; daß der Faden rund ist, und nicht zu stark gemangelt, d. h. breitgedrückt, wodurch man den Schein der Dichtigkeit erzwingt; daß zum Einschlag nicht

Google

Reiben oder Klopfen einen feinen, lichten Staub fallen läßt. Durch sechsstündiges Kochen oder 8—10 Tage langes Liegenlassen der Leinwand in einer gerbstoffigen Flüssigkeit, z. B. einer Abkochung von Eichenrinde, soll sie sehr an Haltbarkeit gewinnen; nur darf sie beim Kochen nicht die Wände des Kessels berühren und beim Trocknen nicht Regen und Frost ausgesetzt werden. — Die **Leinwandfabrikation** ist im mittlern Europa sehr ausgebreitet; Deutschland namentlich hat schon seit langer Zeit eine bedeutende Ausfuhr, besonders nach Südeuropa und Amerika — schon früher über Hamburg für 15 Mill., über Bremen für fünf Mill. Thlr. Die meiste Leinwand wird in Böhmen, Mähren, Schlesien, Westfalen, Oberlausitz, Hanover, im Fuldaischen, in Schwaben, Baden u. s. w. verfertigt. Die Schweiz, Holland und das nördliche Frankreich produciren viel, England dagegen weniger als Schottland und Irland. Rußland führt viel von geringern Leinsorten aus. Spanien muß fast ganz seinen Leinenbedarf aus Deutschland und Irland ziehen, und Amerika gehört zu den wichtigsten Absatzkanälen für den **Leinwandhandel**.

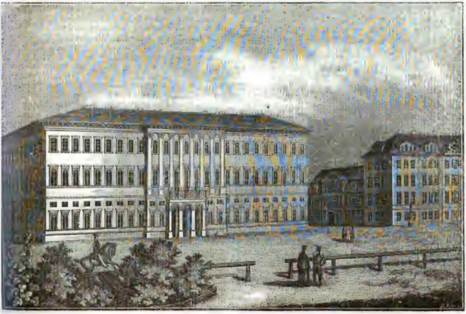
**Leipzig**, die Hauptstadt des leipziger Kreises im Königreiche Sachsen, ist eine ebenso sehr historisch als durch ihren ausgebreiteten Handel wichtige Stadt. In beider Beziehung ist sie durch die Beschaffenheit ihrer Lage begünstigt. Sie liegt in einer weiten, nur durch wenige sanftanschwellende unbedeutende Hügel und einige kleine Flüsse unterbrochenen Ebene, auf welcher sich kriegerische Operationen

gel des schwed. Heers gestellt. Um Mittag begannen die großen Geschütze ihr verheerendes Spiel, welches den Kaiserlichen verderblicher war, als den Schweden, weil diese in dünnern Reihen als jene standen. Mit Gewalt warf sich nun der rechte Flügel der Kaiserlichen auf die sächs. Truppen und stürzte sie in die Flucht; wogegen die wüthenden Anfälle Pappenheim's, des berühmtesten Reitergenerals seiner Zeit, siebenmal von den Schweden zurückgeschlagen wurden, und auch den neuerfolgenden Angriff Tilly's, welcher sich von der Verfolgung der Sachsen ab gegen die Schweden wendete, hielten diese mit unerhörter Tapferkeit aus. Ein rascher Angriff brachte das auf einem Hügel aufgestellte feindliche Geschütz in die Hände der Schweden und diese richteten es sogleich gegen die darauf nicht gefaßten Kaiserlichen. Dadurch wurde die Schlacht entschieden, denn in wilder Flucht stäubte Tilly's Heer auseinander, indem es 7000 Todte auf dem Felde ließ. Tilly, der bisher noch niemals Besiegte, entkam nur mit Mühe und Wunden. Erst bei Halle gelang es ihm, einen kleinen Theil seines Heers wieder zu sammeln und sich mit Pappenheim wiederzuvereinigen. Einer der wichtigsten Vortheile dieses Sieges war, daß die Furcht vor der Unbesiegbarkeit Tilly's vernichtet war, und daß Gustav Adolf die glänzendste Probe seines Feldherrntalents abgelegt hatte, sodaß ihm fortan das begeisterte Vertrauen der Protestanten zur Seite stand und die Katholischen ihn mit derselben Furcht betrachteten, welche früher die Protestanten vor den kaiserlichen Feldherren gehegt hatten. Dem Sieger stand der Weg nach München und Wien offen, und die Fort-

Heer von 28,000 M. unter dem Marschall Gouvion St.-Cyr zurück. Er sammelte seine Heere in der Gegend von Leipzig und hielt sich daselbst vier Tage in dem sächs. Städtchen Düben auf, worauf er am 14. Oct. um Mittag nach Leipzig kam. Der größte Theil des franz. Heers lag bei Wachau, anderthalb Stunden südöstlich von Leipzig, um sich dem Schwarzenberg'schen Heere entgegenzustellen. Ein für die Franzosen nachtheiliges Reitergefecht war der Anfang der Feindseligkeiten. Napoleon hatte 180,000 M. bei sich, welche er am 15. Oct. rund um die Stadt aufstellte, und am folgenden Tage nach 9 Uhr wurde die Schlacht durch den Donner der Geschütze eröffnet, von denen 600 Stück auf Seiten der Franzosen und gegen 1000 auf Seiten der Verbündeten in Thätigkeit gewesen sein sollen. Es wurde auf drei Seiten gekämpft, südöstlich von der Stadt bei Markkleeberg, Wachau und Liebertwolkwitz gegen das große verbündete Heer, westlich bei Lindenau zwischen Bertrand und dem östreich. General Giulay, und nördlich bei Möckern zwischen Blücher und dem Marschall Marmont. Das Heer unter Schwarzenberg war so geordnet, daß auf dem linken Flügel der General Meerveldt dem poln. Heere unter dem Fürsten Poniatowski gegenüberstand, die Russen und Preußen unter Witgenstein und Kleist die Mitte bildeten und die Östreicher unter Klenau den rechten Flügel einnahmen. Die Verbündeten hatten Markkleeberg und Wachau eingenommen und den Kolmberg bei Liebertwolkwitz besetzt, als Napoleon durch einen gewaltigen Angriff sie auf ihre frühere Stellung wieder zurückwarf und selbst mehre Punkte besetzte, welche vorher in der Gewalt der Verbündeten gewesen waren. Die beiden Flügel der Verbündeten waren beinahe ganz von der Schlachtordnung getrennt und der Sieg neigte sich so entschieden den Franzosen zu, daß um drei Uhr Nachmittags Napoleon an den König von Sachsen eine Siegesbotschaft abgehen und in Leipzig alle Glocken läuten ließ. Indeß ließ der Fürst Schwarzenberg den östreich. Rückhalt unter dem Erbprinzen von Hessen-Homburg anrücken, ein franz. Heerhaufen, welcher siegreich vorgedrungen war, wurde zurückgeworfen und die Verbindung des linken Flügels mit dem Mittelpunkte wiederhergestellt. Kleist hatte mit den Preußen Markkleeberg behauptet und wurde um fünf Uhr von östreich. Truppen in seiner schwierigen Stellung abgelöst. Unter Murat strömten indeß die Franzosen gegen das Dorf Güldengossa vor, dessen Einnahme demnach die Schlacht entschieden hätte. Schon waren die Franzosen in das Dorf eingedrungen, als sie durch einen tapfern Reiteranfall wieder zurückgeworfen wurden; auch noch ein zweiter fürchterlicher Angriff wurde von den Preußen zurückgewiesen. Indeß brach der Abend des blutigen Tages ein und machte dem Treffen ein Ende. Die Heere hatten fast wieder ganz ihre frühern Stellungen eingenommen, nur daß die Franzosen auf ihrem linken Flügel die Schwedenschanze, eine die Umgegend beherrschende Anhöhe, und die Verbündeten auf der andern Seite das Dorf Markkleeberg besetzt hielten. Bei Lindenau und gegen den östreich. General Meerveldt bei Dölitz und Connewitz hatten die Franzosen die Oberhand behalten und der genannte General war sogar in Gefangenschaft gerathen. Dagegen hatte nach einem der blutigsten Gefechte der General Blücher bei Möckern und Wiederitzsch siegreich mit unerhörter Tapferkeit gekämpft und den Marschall Marmont bis dicht vor Leipzig zurückgedrängt. Den folgenden Tag unterhandelte Napoleon vergeblich wegen eines Waffenstillstandes mit den Verbündeten, und nur Blücher machte einen glücklichen Angriff gegen den bei Schönefeld mit seiner Reiterei haltenden Herzog von Padua. Indessen hatten die Verbündeten durch Benningsen, Colloredo und den Kronprinzen von Schweden noch bedeutende Verstärkungen erhalten, sodaß die Franzosen sich nach allen Richtungen eingeschlossen sahen und ihnen nur gegen Westen über Lindenau ein Ausweg blieb. Die Franzosen hatten Wachau und Liebertwolkwitz aufgegeben und sich enger um Leipzig zusammengezogen, sodaß nun Probsthaida den Mittelpunkt der Stellung gegen Süden machte. Der Angriff der Verbündeten am 18. Oct. war so geordnet, daß der Kronprinz von Schweden und das schlesische Heer von Norden, Benningsen mit den Russen, den Östreichern unter Klenau und den Preußen unter Ziethen von Osten, und endlich Wittgenstein und Kleist mit Russen und Preußen, sowie der Erbprinz von Hessen-Homburg mit Östreichern von Süden gleichzeitig losbrechen sollten. Um acht Uhr entspann sich der Kampf. Trotz der tapfern Gegenwehr der Polen unter Poniatowski wurde Dölitz genommen, nachdem der Erbprinz von Hessen-Homburg selbst verwundet worden und Colloredo an seine Stelle getreten war. Auch bis vor Probsthaida waren bis Mittag die Preußen und Russen vorgedrungen; hier entbrannte der Kampf mit fürchterlicher Wuth, ohne daß es jedoch den anstürmenden Verbündeten gelang, des Dorfes sich zu bemächtigen. Von Osten her wurden die Franzosen bis Stötteritz, nahe bei Probsthaida, zurückgedrängt, und der Marschall [illegible] wurde von Blücher und dem Nordheere bis dicht vor Leipzig zurückgeworfen. Blücher hatte eine Abtheilung Russen bei Mockau durch die Parthe geführt, statt, wie der Kronprinz von Schweden gewollt hatte, den weiten Umweg über das Städtchen Taucha zu nehmen, worüber der Tag verloren gegangen wäre. Marmont zog sich mit den Franzosen gegen Schönefeld nahe bei Leipzig zurück und als die Reiterei der Verbündeten die Weichenden verfolgte, gingen [illegible] sächs. Husaren- und Uhlanenregiment zu ihnen über. Ebenso gingen auf den portitzer Anhöhen einige sächs. und württemb. Abtheilungen zu dem Nordheere über. Das Nordheer [illegible] von Taucha her vor; nach fünf Uhr Abends wurde [illegible]mont von Langenau aus Schönefeld verdrängt. Ebenso [illegible]ren Ney und Reynier von Bülow aus ihrer Stell[illegible] und um Paunsdorf geworfen worden, und setzten [illegible] in Volkmarsdorf wieder fest. Hier gingen nun die [illegible] Krieger sämmtlich zu den Verbündeten über und trug[illegible] durch nicht wenig zur völligen Entscheidung der Schl[illegible] Schon seit zehn Uhr Morgens hatte Napoleon un[illegible] Schutze des Bertrand'schen Corps, welches gegen die [illegible] gerückt war, Wagen und Gepäck sich zurückziehen las[illegible] die gewaltigen Kraftanstrengungen gegen die über[illegible]gen Gegner sollten nur dazu dienen, den Rückzug zu [illegible] Nach Mitternacht begann der auf Napoleon's Befe[illegible]ordnete Rückzug des franz. Heers, welcher durch die [illegible] Passagen auf dem Wege nach Lindenau, wo mehre [illegible] über Arme der Pleiße und Elster führen, öfters [illegible] wurde. Die Polen, Badener und Darmstädter soll[illegible] Deckung des Rückzugs Leipzig, welches in der Eile, so [illegible]ging, befestigt worden war, so lange als möglich [illegible] Verbündeten halten. Um acht Uhr Morgens begann [illegible]griff der Verbündeten gegen die Stadt. Das G[illegible]

n das nach Lindenau führende ranstädter Thor wurde er wilder und ungeordneter; um zehn Uhr verließ Na- on die Stadt und konnte sich nur mit Mühe nebst sei- Gefolge durch die Flüchtenden drängen. Um halb zwölf kamen die ersten Preußen in die Stadt, während die zosen noch immer in wilder Angst durch das ranstädter r sich drängten. Da wurde durch eine Übereilung die cke über die Elster, dicht am genannten Thore, zu zei- in die Luft gesprengt und dadurch den noch in der Stadt aufhaltenden Kriegern der einzige Ausweg der Flucht schnitten. Viele suchten sich durch den nicht breiten, aber n und mit hohen Ufern versehenen Fluß zu retten, aber kamen fast alle in demselben um, unter ihnen auch der polnische Fürst Poniatowski, welcher mit so großer Ta- keit gekämpft hatte. Über 15,000 Soldaten, darunter die rerale Reynier, Bertrand und Lauriston, mußten sich als egsgefangene ergeben, desgleichen 25,000 Verwundete und nke, und über 300 Kanonen nebst zahllosem Gepäck wa- im Ganzen in die Hände der Verbündeten gefallen. rhaupt sollen die Franzosen an 60,000 M. in den drei gen eingebüßt haben, während die Verbündeten 45,000 M. loren, nämlich 8000 Östreicher, 21,740 Russen, 14,950 ußen und 300 Schweden. Mittags hielten der russ. Kai- Alexander, und der preuß. König, Friedrich Wilhelm III., en Einzug in Leipzig, und wenige Stunden nachher traf h der östreich. Kaiser, Franz I., in der Stadt ein. Die freiung Deutschlands von der franz. Obermacht war die Frucht dieses Sieges, obgleich noch harte Kämpfe zur Be- festigung dieser Freiheit nöthig wurden.

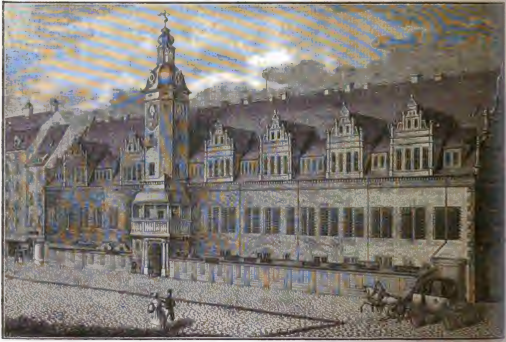
Die Stadt Leipzig soll aus einem kleinen slaw. Dorfe entstanden sein, welches in dem Winkel lag, der durch die Parthe und durch die sie aufnehmende Pleiße gebildet wird. Lip oder Lipa heißt in der slaw. Sprache eine Linde und so erhielt jener Ort den Namen von den in seiner Nähe stehen- den Linden. Erst im 12. Jahrh. wird Leipzigs als einer Stadt mit Mauern und Gräben von 5—6000 Einw. ge- dacht, und Markgraf Otto der Reiche ertheilte ihr auch das Recht, zu Ostern und Michaelis Märkte zu halten. Im J. 1218 wurden vom Markgrafen Dietrich drei Schlösser an- gelegt, um die unruhigen Bürger Leipzigs im Zaum zu hal- ten, und von diesen steht, wiewol in veränderter Gestalt, jetzt noch die Pleißenburg. Der Neujahrsmarkt wurde zuerst 1458 ausgeschrieben und 1466 bestätigt, worauf 1507 alle drei Märkte als öffentliche Messen vom Kaiser anerkannt wurden. Im J. 1519 hielten Luther, Eck und Karlstadt ihr berühmtes Colloquium zu Leipzig. Durch den dreißigjährigen Krieg büßte die Stadt ihren frühern Reichthum ein, doch hob sie sich wieder in der darauf folgenden Friedenszeit. Nach dem siebenjährigen Kriege wurden die Festungswerke abgetragen, und an ihre Stelle traten allmälig, wie der Wohlstand der Stadt zunahm, schöne Gartenanlagen; auch wurden die Vorstädte immer ansehnlicher und schöner, und nachdem die Stadt auch den franz. Krieg und dessen sie hart treffende Drangsale überwunden hat, ist sie in fortwähren-



Digitized by Google

dem Steigen geblieben. Der Zollverband Sachsens mit Preußen hat dazu beigetragen, Leipzigs Flor zu fördern, wie man schon daraus sieht, daß seit dem Eintritte desselben sich ganz neue Stadttheile zu bilden angefangen haben. Es steht zu erwarten, daß die nun fast vollendete Eisenbahn zwischen Leipzig und Dresden, wie für das ganze sächsische Land, so namentlich auch für Leipzig segenbringend sein wird.

Die innere Stadt Leipzig ist von geringem Umfange; man kann in drei Viertelstunden bequem auf der Promenade, welche sie wie ein Kranz umschließt, um sie herumgehen. Desto ausgedehnter sind zum Theil die Vorstädte, welche vor den vier innern Hauptthoren, dem grimmaischen, dem hallischen, dem ranstädter und dem Peterssthore, liegen. Diese innern Thore sind bis auf das zuletzt genannte abgetragen worden. Man zählt in Leipzig über 45,000 Einw. Seit einer Reihe von Jahren ist für Verschönerung der Stadt außerordentlich viel geschehen. Nicht nur hat man noch immer an Vervollkommnung der Promenaden gearbeitet, ist noch bemüht, das an der Stadt liegende Rosenthal, eine schöne Eichen- und Buchenwaldung, in einen herrlichen Park umzuwandeln und hat die Gasbeleuchtung der ganzen Stadt zu Stande gebracht, sondern man hat namentlich auch durch Aufführung ausgezeichneter öffentlicher und Privatgebäude die Stadt vervollkommnet. Auf diese Weise sind vor dem grimmaischen Thore neue ausgedehnte Stadttheile im Entstehen begriffen, und besonders vor dem ehemaligen innern grimmaischen Thore ist ein Platz entstanden, der einst einer der schönsten werden kann, die eine Stadt Deutschlands aufzuzeigen vermag. An diesem Platze liegen das großartige, umstehend abgebildete neue Postgebäude, das Universitätsgebäude, die stattlich aufgezierte Paulinerkirche, das großartige Bürgerschulgebäude und mehre ansehnliche Privatgebäude, während rechts und links an den Platz die Promenaden sich anschließen. Andere bedeutende Gebäude der Stadt sind die Nikolaikirche, die Thomaskirche, das 1599 erbaute, unten abgebildete Rathhaus, die Buchhändlerbörse, das Gewandhaus, das Theater. — Als Hauptstadt des Kreises ist Leipzig der Sitz der Kreisdirection, sowie eines Appellationsgerichts. Die wichtigste wissenschaftliche Anstalt Leipzigs ist die Universität, welche 1409 gegründet wurde, als in Folge der Streitigkeiten auf der Universität Prag viele Lehrer und Studirende von da ausgewandert und nach Leipzig gekommen waren. Kurfürst Friedrich der Streitbare und sein Bruder Wilhelm stifteten die Universität und Papst Alexander VI. bestätigte sie 1409. Andere wissenschaftliche Anstalten sind das klinische Institut, welches mit dem Jakobshospitale in Verbindung steht, die mit dem Trier'schen Institut in Verbindung stehende Entbindungsschule, die Heilanstalt für arme Augenkranke, die Sternwarte, mehre gelehrte Gesellschaften, zwei Gymnasien (die Thomasschule und die Nikolaischule), die Handelslehranstalt, die Bürgerschule u. s. w. Die 1764 errichtete Akademie der bildenden Künste, das sogenannte große Concert, das stehende Theater sind mit Liebe gepflegte Kunstanstalten. Die



:hsbibliothek zählt über 40,000 Bände, mehr als 100,000 r, sowie 4000 Handschriften, die Universitätsbibliothek. 13 besonders erwähnt muß noch werden die fürstl. Jablo-wski'sche Gesellschaft der Wissenschaften, welche 1774 von eph Alexander von Jablonowski, Reichsfürsten von Jablo-o, gest. 1777, gestiftet wurde, und nach einer durch den eg herbeigeführten Unterbrechung 1828 wieder jährliche :isfragen stellt. — Der leipziger Handel wird besonders ch die drei schon erwähnten Messen, von denen die zu ern und Michaelis die bedeutendsten sind, gefördert und der wichtigste Erwerbszweig der Einwohner. Er ist im gemeinen jetzt minder bedeutend als früher, hat sich jedoch dem Anschlusse Sachsens an den von Preußen ausge-ɪgenen Zollverband gehoben. An Wichtigkeit hat in neue-Zeit der Wollhandel gewonnen, indem die Wollmärkte cker besucht worden sind. Auch die in Leipzig seit 1838 ɡründete Bank, sowie die der Vollendung nahe Eisenbahn ischen Leipzig und Dresden werden sicher zur Befestigung d Förderung des Handels in Leipzig beitragen. Ebenso der leipziger Buchhandel durch die neue Börse befestigt ɪrden. Leipzig ist insofern der Mittelpunkt des gesammten ɪtschen Buchhandels, als nicht allein hier die meisten Ver-gsbuchhandlungen sind, sondern auch jeder deutsche Buch-ndler in Leipzig seinen Commissionnair hat, durch welchen seine eignen Verlagswerke versendet und die in andern uchhandlungen erschienenen Werke bezieht. Auch die Buch-uckerei ist ein wichtiger Erwerbszweig Leipzigs, indem man chnet, daß hier jährlich über 40 Mill. Bogen gedruckt wer-n. Das Fabrikwesen ist im Verhältniß gegen den Handel cht eben bedeutend, doch gibt es ansehnliche Wachstuch-, abacks-, Spielkartenfabriken und auch die Wollspinnerei, e Gold- und Silberspinnerei u. s. w. beschäftigen eine be-utende Anzahl von Menschen.

**Lemberg**, die wichtigste Stadt des Königreichs Galizien, n Bache Peltew gelegen, in einem engen von Sandbergen mgebenen Thale, ist eine gefällig gebaute Stadt mit 54,000 inw., unter denen an 20,000 Juden. Sie hat vier schöne orstädte, zwei Schlösser, eine Domkirche und eine 1784 :stiftete, 1827 wiederhergestellte Universität. Außerdem ndet man hier eine ständische Akademie mit einem landwirth-haftlichen Musterhofe, zwei Gymnasien, ein röm. und ein riech. Seminar, eine Realschule, ein Theater, mehre Armen-nd Krankenhäuser u. s. w. L. ist der Sitz des Gu-erniums, des Generalcommandos, des Appellationsgerichts, nes kath. und griech.-unirten und eines armen. Erzbischofs, nes evang. Superintendenten und eines Oberlandesrabbi-ers. Der Handel ist nicht unbedeutend, namentlich ist die eil. Dreikönigsmesse besucht. Die Fabrikation bezieht sich uf Leder, Tuch, Seidenwaaren, Leinwand, Bier und Branntwein.

**Lemuren** sind mythologische Gestalten, und bedeuteten ei den Römern so viel als Geister abgeschiedener Men-chen, ohngefähr Das, was der Aberglaube späterer Zeiten nter Spukgeistern verstand. Hausgeister wurden sie ge-nannt, wenn sie freundlich und mild, Larven, wenn sie un-heimlich als Poltergeister erschienen und sich erwiesen. Um ie also zu bannen, zu sühnen oder sich zu Freunden zu er-halten, verrichtete jeder Hausvater in den Nächten des 9., 11. und 13. Mai Opfer zu ihrer Feier, die man Lemu-rien hieß. Zu diesem Zwecke ging er, um Mitternacht, wenn Alle schliefen, barfuß und schweigend im Hause um-her, nachdem er sich am Brunnen die Hände gewaschen, und warf, ohne sich umzusehen, neunmal schwarze Bohnen hinter sich. Dabei sprach er jedesmal die Worte: „Dies für euch; mit diesen Bohnen löse ich mich und die Meinen"; wusch sich abermals, schlug an ein kupfernes Gefäß und betete neun-mal: „Zieht von dannen, ihr Seelen meiner Vorfahren!"



**Lenclos** (Anne, genannt Ninon de), von adeligen Ål-tern 1615 zu Paris geboren, bildete nach dem frühen Tode jener selbst ihren Geist zu einem Witz und Scharfsinn aus, durch den sie eben so berühmt geworden ist, als durch ihren Hang zur Unabhängigkeit und zum willkürlichen Wechsel in der Liebe; denn sie widerstand, trotz den verlockendsten An-trägen, jeder ernstern, namentlich ehelichen Verbindung. Je-nem Hange und der Ausübung angenehmer Talente, unter denen meisterhaftes Clavierspiel, geschmackvoller Gesang und anmuthiger Tanz obenan standen, ungestört nachleben zu können, ließ sie ihr Vermögen auf Leibrenten aus und zog davon ein jährliches Einkommen von 8—10,000 Livres. An ihren Gunstverschenkungen hatten weder verächtliche Ge-winnsucht, noch Eitelkeit, noch sonst eine andere Leidenschaft, nur Laune und Unbeständigkeit Antheil. Trotz ihrer, aller tiefern Sitte Hohn sprechenden, frivolen Lebensweise genoß sie doch die Achtung und Liebe der geehrtesten Frauen, welche nach ihrem Umgange strebten und sich um ihre Freund-schaft bemühten. Denn wie nur ein ungebundener Frei-heitssinn und kein anderes Motiv jene Unbeständigkeit in der Liebe bei ihr erzeugte, so verband sie auch mit ihren vielen Talenten Treue in der Freundschaft, Gewissenhaftig-keit und Redlichkeit in allen Dingen, Heiterkeit, Anstand und die größte äußere Sitte im Umgange, geistreiches We-sen, ohne damit zu prunken, und Schönheit bis in das höchste Alter. Durch dies Alles verdiente sie sich den Na-men der franz. Aspasia. Ihr Haus war der Sammelplatz aller damals in Paris Angesehensten. Hofleute, Helden drängten sich um sie, Gelehrte und Künstler zogen sie bei ihren Werken zu Rathe. Die Königin von Schweden, Christine, stattete ihr sogar bei ihrer Anwesenheit in Paris ihren Besuch ab. Auch ließ sich N. die Bildung hoff-nungsvoller junger Männer angelegen sein, und vermachte dem jungen Voltaire eine bedeutende Summe für Bücher. Sie starb 1705. Man hat von ihr eine kleine Schrift: „La coquette vengée"; die unter ihrem Namen erschienenen Briefe werden aber für unecht gehalten. Merkwürdig ist das Schicksal und die Lebensgeschichte ihres zweiten Sohnes, der sich, ohne zu wissen, daß sie seine Mutter sei, in sie verliebte, und als sich ihm dies Geheimniß aufklärte, aus Verzweiflung erschoß.

**Leo** ist der Name von mehren Päpsten, unter denen der letzte, Leo XII. genannt, seit 1816 Cardinal war und 1823 zum Papste gewählt wurde, als welcher er bis zu sei-nem 1829 erfolgten Tode zu Wiederherstellung des frühern Ansehens der röm. Kirche thätig war. Am wichtigsten sind indeß Leo I. und Leo X. — Leo I., auch der Große ge-nannt, zu Rom oder in Toscana geboren, folgte 440 Six-tus III. auf dem heil. Stuhle. Er verfuhr sogleich mit blu-



Digitized by Google

tiger Strenge gegen die als ketzerisch verdammten Religionssekten. Kaiser Valentin unterhandelte durch L. mit dem Hunnenfürsten Attila (s. d.), welcher 451 das abendländische Kaiserthum heimgesucht hatte und Rom bedrohte, und erwirkte so den Frieden. Minder glücklich war L. gegen den Vandalenfürsten Genserich, der 455 Rom eroberte. L. konnte nur erlangen, daß kein Mord begangen, die Stadt nicht angezündet und bei der vierzehntägigen Plünderung die drei Hauptkirchen verschont wurden. Er starb 446. L.'s Schriften, die ältesten, noch erhaltenen, von einem Papste herrührenden, bestehen aus Predigten, Briefen und einigen andern Aufsätzen, und sind zu Venedig (3 Bde., 1755—57) am besten herausgegeben worden.

**Leo X.**, hieß früher Giovanni und gehörte der berühmten Familie der Mediceer (s. d.) an. Er wurde 1475 zu Florenz geboren und erhielt schon in seinem 13. Jahre die Cardinalswürde; indeß nahm er erst seit 1505 an den öffentlichen Angelegenheiten Antheil, indem ihn der Papst Julius II. zum Statthalter von Perugia und 1511 zum Anführer eines Heers gegen Frankreich ernannte, welches zur heiligen Ligue gehörte. Er gerieth 1512 bei der Schlacht von Ravenna in franz. Gefangenschaft, gewann jedoch bald die Freiheit wieder und blieb als päpstlicher Legat in Bologna. Nachdem er noch zu Florenz zur Wiederherstellung der Herrschaft seiner Familie thätig gewesen war, ging er auf die Nachricht von Julius II. Ableben nach Rom und wurde hier 1513 zum Papst erwählt. Er

setzte als solcher den Streit gegen Frankreich fort und endete ihn zur Ehre der Kirche. Besonders nahm er sich thätig der Künste und Wissenschaften an. Die Universität zu Rom wurde wiederhergestellt und glänzend mit ausgezeichneten Lehrern und Geldmitteln ausgestattet. In der Politik seiner Zeit spielte L. auf kluge Weise den Vermittler und wußte die Würde des päpstlichen Stuhles sowol als den Glanz und die Macht seiner Familie zu fördern. Im J. 1517 wurde eine Verschwörung gegen das Leben L.'s X. entdeckt und der Cardinal Petrucci als Urheber derselben erdrosselt, ohne daß man auf das ihm gegebene Versprechen freien Geleites Rücksicht nahm. Um sich neue Geldsummen zu verschaffen, deren er im Allgemeinen zur Befriedigung seiner Prachtliebe und besonders auch zur Vollendung der Peterskirche bedürftig war, ließ L. in der ganzen Christenheit Ablaßbriefe feil bieten. Dieser Misbrauch wurde bekanntlich die nächste Veranlassung zu Luther's Auftreten gegen die Fehler im Innern der katholischen Kirche und dadurch zur Reformation. Leo X. beachtete anfangs den Augustinermönch in Wittenberg nicht; als jedoch endlich die Sache von Bedeutung wurde, war er zu einer friedlichen Beilegung des Streites bereit. Erst durch Ermahnung des Kaisers Maximilian I. und Luther's standhaftes Beharren bei seiner Ansicht wurde die Bulle hervorgerufen, durch welche 1518 Alle mit dem Banne bedroht wurden, welche fernerhin das Recht des Papstes in Ablaßertheilung in Zweifel ziehen würden. Luther berief sich dagegen auf eine allgemeine Kirchenversammlung. L. war bemüht, die gesammte Christenheit zu einen Kreuzzuge gegen den türk. Kaiser Selim zu vereinigen, welcher sich Ägyptens bemächtigt hatte. Vielleicht wäre durch eine solche gewaltige Aufregung des christlichen Geistes nach außen der Zwist im Innern aufgehoben oder doch geschwächt worden; aber an der Eifersucht der christlichen Monarchen gegen einander scheiterten L.'s Pläne. Italien blieb während der Religionsunruhen in Deutschland ruhig und L. X. suchte fort, den Flor der Künste und Wissenschaften, so wie den Glanz seiner Familie zu fördern. Auch gegen die franz. Macht in Italien griff L. in Verbindung mit dem Kaiser noch einmal zu den Waffen und mitten in der Freude über die errungenen Siege starb er zu Rom 1521.

**Leon**, (das Königreich) bildet gegenwärtig eins der zum Königreiche Spanien gehörigen castilianischen Länder, umfaßt 940 □M. mit 1,200,000 Einw. und zerfällt in die Provinzen: Leon, Palencia, Toro, Zamora, Valladolid und Salamanca. Früher war L. ein mächtiges Königreich, welchem noch gegen das Ende des 10. Jahrh. die Grafen von Castilien als Vasallen untergeben waren. Später 1065 wurde es mit der Krone von Castilien verbunden, zwar nochmals selbständig, aber 1218 abermals mit Castilien vereinigt. Die Grenzen sind Asturien, Altcastilien, Estremadura, Portugal und Galicien. Das Land bildet eine Fortsetzung der castilischen Hochebene und gehört fast ganz zum Flußgebiet des Duero, der es in der Mitte durchströmt und dann gegen Portugal abgrenzt. Der größte Theil besteht aus dürren baumlosen Ebenen, auf denen nur unbedeutender Ackerbau, aber ausgezeichnete Merinozucht betrieben wird. Im Süden gedeihen noch Südfrüchte, während im Norden kaum noch der Weizen geräth. Besondere Producte sind Schafe mit röthlicher Wolle, Wölfe und isländisches Moos. Die Hauptstadt des Landes, gleichfalls Leon genannt, zählt ungefähr 10,000 Einw., treibt einen nicht unwichtigen Handel mit Arzneikräutern und hat mehre ansehnliche Gebäude, namentlich eine schöne Kathedrale. Im Kloster zum heil. Isidor wurden lange Zeit die Leichname der Könige beigesetzt. L. ist auch Sitz eines Bischofs, hat ein Priesterseminar, eine gelehrte Schule und eine Ackerbaugesellschaft. Andere ansehnliche Städte sind Palenzia am Carrion mit 13,000 Einw., einem Dome und starker Fabrikation von wollenen Decken; Toro in einer sehr fruchtbaren Gegend mit

derstand zu leisten beschlossen. Den Oberbefehl über die Spartaner gab man dem L., und dieser zog 480 mit nur 7000 Mann nach Thermopylä. Diese kleine Macht wußte er jedoch so aufzustellen, daß die Perser daran verzweifelten, den Engpaß zu nehmen. Xerxes suchte daher L. durch das Anerbieten der Herrschaft über ganz Griechenland zu bestechen, und als dies abgewiesen wurde, foderte er die Griechen auf, ihre Waffen auszuliefern. L. erwiederte: Er komme und hole sie! Dreimal wurden nun die andringenden Perser mit großem Verluste für sie vom Engpasse zurückgeschlagen, doch der Verräther Ephialtes führte 10,000 Perser über die Gebirge in den Rücken des L. Als dieser sich so verrathen und verloren sah, entließ er, um unnützes Blutvergießen zu ersparen und im Sinne des Orakelspruchs, daß Sparta nur durch den Tod eines seiner Könige gerettet werden könne, den größten Theil seiner Truppen, und behielt, außer 700 Thespiern und 400 Thebanern, nur die 300 Spartaner bei sich. Nun warf sich Xerxes mit allen seinen Truppen auf den Eingang des Passes; L. aber drang vor

kas vom Senegal bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung ist sein Vaterland; weniger kommt er in Asien, auf Java und den Sundainseln vor. Der Leopard ist nächst dem Löwen, Tiger und Jaguar das blutgierigste Raubthier. So erwürgten einst am Vorgebirge der guten Hoffnung zwei Alte und drei Junge, die Nachts unter eine Schafheerde geriethen, 100 Stück Schafe, denen sie das Blut aussaugten, worauf erst die Alten mit einem ganzen Schafe im Rachen den Rückzug nahmen. Auch Antilopen, Ziegen u. s. w. und im Nothfalle selbst Menschen fällt der Leopard an, und wird zwar von großen Hunden, aber nur mit Mühe überwältigt. Lebhaft, muthig, gewandt, stark und geschickt zum Klettern und Springen, lauert er im Hinterhalte, in Gebüschen, an dem Ufer der Flüsse, selbst von Bäumen herab auf Beute, erhascht sie durch einen Sprung, zerbeißt ihr im Genick alle Flechsen, saugt das Blut aus und verzehrt dann ihr Fleisch. Großer Gefahr entzieht er sich durch machtvolle Sprünge über Mauern und Hecken oder auf Bäume. Man jagt ihn mit großen Hunden oder fängt ihn

Digitized by Google

in Fallen. Jung ist er nicht schwer zu zähmen, und man braucht ihn dann zur Jagd auf Antilopen, denen er mit gewohnter Katzenmanier auflauert, sich dann nahe an sie heranschleicht und sie endlich mit einem raschen Satze erpackt und so lange festhält, bis sie ihm die Jäger abnehmen. Gezähmt erfreut er sich an des Menschen Liebkosungen und beweist eine nicht geringe Anhänglichkeit. Das Weibchen wirft 2—4 Junge. Die Hottentotten benutzen sein Fleisch als wohlschmeckende Speise. Sein Fell dient als Handelsartikel und wird zu Decken und Mänteln benutzt, doch von den Pelzhändlern oft mit dem des Panthers verwechselt.

**Leopold I.** (Georg Christian Friedr.), regierender König der Belgier seit 1831, wurde als Prinz von Sachsen-Koburg-Saalfeld am 16. Dec. 1790 geboren und ist ein Bruder des regierenden Herzogs Ernst III. von Sachsen-Koburg-Gotha. Er erhielt eine ausgezeichnete Erziehung

und trat nach der Vermählung seiner Schwester mit dem russ. Großfürsten Konstantin als General in russ. Kriegsdienste. Er nahm während der Abwesenheit seines Bruders auf einer Reise nach Rußland 1808 an den Geschäften der Regierung Theil und begleitete darauf Kaiser Alexander I. auf den Congreß nach Erfurt. Im J. 1810 verließ er die russ. Dienste, bewogen durch die strengen Drohungen Napoleon's, und lebte nun den Wissenschaften, sowie der Sorge für das Beste seines Hauses, wie er denn 1811 zu München einen vortheilhaften Grenzvertrag mit Baiern abschloß. Nachdem er 1812 Wien, dann Italien und die Schweiz besucht hatte, begab er sich im Febr. 1813 nach Polen zum Kaiser Alexander und blieb bis zur Einnahme von Paris bei dem russ. Heere. Er zeichnete sich während des Feldzuges durch Talent und Tapferkeit aus, ging 1814 mit den Monarchen nach England und 1815 zum wiener Congresse. Als Napoleon von Elba zurückgekehrt war, begab sich L. zur Rheinarmee und blieb nach der zweiten Einnahme von Paris einige Zeit in dieser Stadt, worauf er nach Berlin ging, wo ihm die Einladung, nach England zu kommen, zu Theil wurde. Nachdem der Prinz durch eine Parlamentsacte vom 27. März 1816 die Rechte eines geborenen Engländers erlangt, den Titel eines Herzogs von Kendal, den Rang vor allen brit. Herzogen und Großbeamten, die Würde eines brit. Feldmarschalls erhalten, auch Mitglied des geheimen Rathes geworden war, wurde er am 2. Mai 1816 mit Auguste Charlotte (geb. 7. Jan. 1796), der Erbin des großbrit. Thrones, vermählt. Aber schon am 5. Nov. 1817 starb die Gemahlin des Prinzen in Kindbette, und mit ihr gingen seine Aussichten auf den Thron unter. Er erhielt eine Jahresrente von 50,000 Pfd. Sterling und blieb im Lande. Schon mehre Male hatten ihn die Griechen zur Übernahme der Regierung ihres jungen Staaten eingeladen, als ihm dieselbe Einladung am 3. Febr. 1830 von den für die Selbständigkeit Griechenlands thätigen Großmächten zu Theil wurde. Er nahm die Würde eines souverainen Erbfürsten Griechenlands am 11. Febr. an, entsagte ihr aber am 21. Mai schon wieder, weil er unter den obwaltenden Verhältnissen nicht glaubte zum Heile des neuen Staates mit Erfolg thätig sein zu können. Als ihn jedoch am 4. Jun. 1831 der belg. Nationalcongreß zum Könige der Belgier erwählt hatte, nahm der Prinz am 9. Jun. bedingt und am 12. Juli unbedingt die belg. Krone an und trat die Regierung, nach Beschwörung der Constitution, am 21. Juli 1831 an. Dabei verzichtete L. so lange als er Souverain von Belgien war auf die ihm bisher von England ertheilte Jahresrente, jedoch unter der Bedingung, daß England die von ihm festgesetzten und von seiner verstorbenen Gemahlin legirten Pensionen fortbezahlte, und für Unterhaltung des Hauses und Parks von Claremont Sorge trage. Im J. 1832 hat sich L. zum zweiten Male, nämlich mit Luise (Marie Therésie Charl. Isabelle), geb. 3. Apr. 1812, der Tochter des Königs Ludwig Philipp von Frankreich vermählt, in welcher Ehe im Apr. 1835 der Kronprinz Leopold (Ludw. Phil. Maria Victor) und 1837 der Prinz Philipp geboren wurden. Durch kluges, umsichtiges und mäßiges Benehmen hat sich König L. die Liebe und Verehrung seiner Unterthanen erworben, doch ist seine Stellung neuerdings durch die luxemburgischen Angelegenheiten schwierig geworden.

**Leopold I.**, Fürst von Anhalt-Dessau 1727—1747 und preuß. sowie Reichs-Feldmarschall, noch jetzt im Volke gefeiert unter dem Namen des **alten Dessauer**, wurde 1676 geboren und äußerte schon in früher Jugend eine große Vorliebe für den Kriegerstand. Er machte in preuß. Militairdiensten 1696 seinen ersten Feldzug und zeichnete sich in der Folge bei mehren Gelegenheiten durch Feldherrntalent und persönliche Tapferkeit so vortheilhaft aus, daß er 1712 zum Generalfeldmarschall und geheimen Kriegsrath ernannt wurde, und der fast tägliche Gesellschafter des Königs Friedrich Wilhelm I. ward. Auch Friedrich II. schenkte dem Fürsten volles Zutrauen, und dieser wurde eine seiner bedeutendsten Stützen in den schles. Kriegen, wie er denn namentlich die Schlacht bei Kesselsdorf 1744 glorreich gewann. In den Friedenszeiten war L. thätig für die Wohlfahrt seines Landes besorgt. Er war mit Anna Föhsin, der Tochter eines Apothekers in Dessau, verehelicht und

sen zweiter Ehe mit der zur Reichsgräfin von Hochberg erhobenen Luise Karoline Freiin Geyer von Geyersdorf. Er wurde, ohne daß für ihn Aussichten auf den Thron vorhanden waren, erzogen und studirte unter dem Namen eines Grafen von Hochberg auf der Universität Heidelberg. Nachdem jedoch die Nachkommenschaft seines Vaters aus erster Ehe auszusterben drohte, wurden die bisherigen Grafen von Hochberg, gemäß einer frühern urkundlichen Bestimmung, 1817 zu großherzoglichen Prinzen und Markgra-

Am 17. Juni 1824 folgte er seinem Vater in der Regierung und war namentlich bemüht, Künste und Wissenschaften in seinem Reiche zu heben und zu fördern. Seine Sorgfalt erstreckte sich ebensowol auf das Volksschulwesen als auf die höhern wissenschaftlichen Anstalten und Unternehmungen zu Bereicherung der Wissenschaften. Überhaupt zeichnet sich seine Regierung vor denen der übrigen ital. Staaten durch Freisinnigkeit aus. Für die Wohlfahrt seines Landes suchte der Großherzog auch durch Austrocknung der Maremmen, einer sumpfigen, ungesunden und daher unbewohnbaren Ebene zwischen Piombino und Orbitello, zu sorgen. Nachdem die Gemahlin des Großherzogs 1832 gestorben, hat sich derselbe 1833 zum zweiten Mal und zwar mit Antonie Marie (geb. 19. Dec. 1814), einer Prinzessin von Sicilien, vermählt. Aus der ersten Ehe leben zwei, aus der zweiten drei Kinder, und unter den letztern ein Prinz Ferdinand Salvador Maria Joseph Johann Baptist Franz Ludwig Gonzaga Raphael Rainer Januarius, geb. 10. Juni 1835.

**Leopold** (Paul Alexander), regierender Fürst zur Lippe, wurde am 6. Nov. 1796 geboren und ist der Sohn des vor ihm regierenden Fürsten Friedrich Wilhelm Leopold, welchem er am 4. Apr. 1802 folgte, indem zunächst seine Mutter Pauline Christine Wilhelmine, geborene Prinzessin von Anhalt-Bernburg, die Vormundschaft übernahm. Unter der Aufsicht dieser hochgebildeten und ausgezeichneten

schönerung und gründete daselbst 1823 eine öffentliche Bibliothek. Seine Ehe ist mit fünf Söhnen, von denen der

älteste, Leopold Paul Friedrich Emil, am 1. Sept. 1821 geboren ist, und drei Töchtern gesegnet worden.

**Leopold** (Friedrich), regierender Herzog zu Anhalt-Dessau, wurde am 1. Oct. 1794 geboren und ist der Sohn des 1814 verstorbenen Erbprinzen Friedrich und der hessenhomburg. Prinzessin Christiane Amalie, welche Letztere, eine ausgezeichnete Frau, für seine Erziehung Sorge trug. Der

Prinz begab sich nach der Schlacht bei Leipzig mit seinem Bruder Georg Bernhard zum Heere der Verbündeten und begleitete seinen Oheim, den Erbprinzen Friedrich von Hessen-Homburg, während des Feldzuges im südl. Frankreich. Hierauf verfügte sich der Prinz nach Paris und eilte auf die Nachricht von dem Tode seines Vaters nach Dessau zurück. Sein Großvater, der als Mensch und Fürst ausgezeichnete Franz I., übertrug ihm hierauf das ehrenvolle Geschäft, auf dem wiener Congreß das Interesse Anhalts zu vertreten, und nach dem Tode desselben übernahm L. am 9. Aug. 1817 die Regierung, worauf er sich 1818 mit der Prinzessin Friederike, einer Tochter des Prinzen Ludwig von Preußen, vermählte. L. setzte die von seinem ehrwürdigen Großvater unternommenen Verbesserungen fort, sorgte für die Erhaltung der von Jenem getroffenen segensreichen Einrichtungen, verbesserte die Rechtspflege und das Schulwesen, stiftete eine öffentliche Bibliothek und bewirkte mit christlicher Milde die Vereinigung der beiden evangelischen Glaubensbekenntnisse. Auch auf Verschönerung seines Landes war der Herzog bedacht. Er ließ die alterthümlich schöne Nikolaikirche zu Zerbst wiederherstellen, schuf geschmackvolle Gartenanlagen in den Umgebungen zu Burg-Kühnau, bereicherte die Kunstsammlungen in Dessau und Wörlitz und stiftete in der herzogl. Kapelle eine der ausgezeichnetsten Musikanstalten Deutschlands. Erbprinz ist Friedrich Leopold Franz Nikolaus, geb. 29. Apr. 1831.

**Lerche** (die), zu der Classe der sperlingsartigen oder Singvögel gehörig, hat braungraues Gefieder, kegelförmigen Schnabel, langen Sporn mit geradem Nagel, nährt sich von Insekten und Sämereien und hält sich gern im Sande auf. Im Herbst und Winter nur bleibt sie im mittlern Deutschland, im Sommer zieht sie nach den nördl. Gegenden. Unter mehren Arten von Lerchen ist die Feldlerche die größte, die auch in größter Anzahl vorkommt und als feine Speise geschätzt wird. Sie heißt auch gemeine, Acker-, Saat- und Kornlerche, die in verschiedenen Abänderungen vorkommt, als weiße, schwarze, rothe, bunte, rothbraunköpfige, langbeinige u. s. w. Sie singt von Ende des Winters bis Aug., auch sitzend, besonders aber im Fluge. Da sie sehr gesellschaftlich sich auf Wiesen und Äckern aufhält, so kann sie in großer Menge gefangen werden, zu welchem Zwecke man sich großer Netze bedient, die man aufstellt und worein man die Lerchen zu Tausenden auf einmal treibt, welches das Lerchenstreichen heißt. Dies geschieht im Herbst und zwar am meisten um Leipzig, wo sie am fettesten und schmackhaftesten sind, und von wo aus sie nach den entferntesten Gegenden als Leckerbissen verschickt werden. Auch um Wittenberg, Halle, Colditz, Grimma, Weimar, wo es große Haferfelder gibt, werden viele gefangen und als leipziger verschickt, welche letztere aber an Feinheit des Geschmackes jene übertreffen. Als Grund davon wird angeführt, daß sie sich insbesondere von Feldknoblauch nähren, der um Leipzig häufig ist. Jedes Paar macht jährlich zwei Gehecke, in die Sommerfrucht und auf die Brache, und das Weibchen legt dann 3—5 weißgraue braunpunktirte Eier.

**Lessing** (Gotthold Ephraim), einer der literarisch bedeutendsten Geister Deutschlands, der Hauptreformator deutscher Kunst und Wissenschaft im vorigen Jahrh., der fast alle Gebiete derselben mit seinem Scharfsinn reinigend durchdrang und mit Virtuosität weiter förderte. Er wurde am 22. Jan. 1729 zu Kamenz in der Oberlausitz geboren, erhielt, und

die Universität Leipzig, um nach seines Vaters Willen Theologie zu studiren, von welchem Studium ihn jedoch bald Ernesti's Vorträge zu dem der Philologie hinüberzogen. Er widmete sich den mannichfaltigsten literarischen Bestrebungen, namentlich dem Studium der Wolf'schen Philosophie und suchte nebenbei seinen Körper durch Leibesübungen auszubilden. Mehr als Alles interessirte ihn indeß das Theater; er machte Bekanntschaft mit dem literarisch bekannten Weiße und mit der Schauspieldirectorin Neuber, nahm Antheil an einer hamburger Wochenschrift: „Ermunterungen", und brachte bald sein schon auf der Schule begonnenes Lustspiel: „Der junge Gelehrte", auf die Neuber'sche Bühne. Seine mit seinem Treiben unzufriedenen Ältern bestimmten ihn, in das väterliche Haus zurückzukehren. Hier dichtete er die seiner dermaligen Lage ganz widersprechenden Anakreontischen Lieder, ging dann nach Leipzig zurück, folgte aber

ter dem Namen „Emilie Galotti" erschien. Im J. 1759 ging er wieder nach Berlin, schrieb dort den „Philotas", seine „Fabeln", gab mit Nicolai und Mendelssohn die „Literaturbriefe" heraus und wurde 1760 Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften. Als Secretair bei dem General Tauenzien nach Breslau berufen, entwarf er hier „Minna von Barnhelm", ein militairisch-bürgerliches Lustspiel, das sich durch bis dahin in deutscher Poesie ungekannte Schärfe der Charakteristik auszeichnet, und entwarf seinen: „Laokoon, oder über die Grenzen der Poesie und Malerei". Einem Rufe folgend, ging er 1765 über Berlin, wo er sich ohne bestimmte Beschäftigung aufhielt, 1767 nach Hamburg, schrieb dort das erfolgreichste Werk seines Lebens und Studiums, die „Dramaturgie" (2 Bde., 1768), gerieth mit Klotz in Streitigkeiten und vernichtete diesen durch die „Antiquarischen Briefe". Mismuthig durch seine Stellung mit den Schauspielern, beschloß er eine Reise nach Italien, von der ihn jedoch 1770 die vortheilhafte Berufung als Bibliothekar in Wolfenbüttel abhielt. Hier entdeckte er eine wichtige Handschrift, gab die „Wolfenbüttelschen Fragmente eines Ungenannten" (Sam. Reimarus), theologischen Inhalts, heraus, gerieth mit Melch. Götze, dem orthodoxen hamburg. Prediger, in theologischen Zwist, woraus er zwar siegreich hervorging, weswegen man ihn jedoch unter den schärfsten Censurzwang setzte, und schrieb seinen Aufsatz über das Alter der Ölmalerei. Eröffnete Aussichten in Wien bewogen ihn 1775 zu einer Reise dahin, von wo

Google

hin und her bewegte, mit bis dahin ungekannter Energie und Schärfe der Prüfung diesen Zustand in seiner Erbärmlichkeit zu rügen und durchsichtig zu machen verstand. L.'s Geist drang in alle Sphären mit gleich siegreichem Erfolge ein, und wenn auch seine kritischen Schriften beiweitem seine sehr an Calcul didaktischer Absicht leidenden poetischen Productionen an effectivem Werth übertreffen, so hat er doch auch in diesen der deutschen Poesie den Weg zu einer wahren Charakterzeichnung gebahnt. Wenn seine Philosophie auch, ungleich der neuern, durch welche wir ein Kunstwerk als einen Organismus begreifen, nur fragmentarisch blieb, so erweckte und schärfte sie doch das damals ganz gelähmte Kunstgefühl durch tiefdringende Zersetzung. Sein mit richtigem Tacte für das Schöne verbundener Scharfsinn verdrängte die einseitige und falsche Anhänglichkeit an dem Hergebrachten und lehrte neben den Dichtern der Alten und der Franzosen auch die der übrigen romanischen Völker in ihrer Wesenheit kennen und schätzen. In Angelegenheiten der Theologie suchte er vernünftige Klarheit zu bringen, und durch seine vorzüglichste Eigenschaft, seinen Styl, in dem immer Phantasie und Verstand zu durchsichtiger Klarheit verbunden, und der daher im edelsten Sinne witzig ist, hat er die Deutschen zum Selbstdenken gereizt und genöthigt. L.'s sämmtl. Schriften erschienen zuerst (Berl. 1771 ff. und 1796 ff. in 30 Bden); eine Taschenausgabe derselben in 34 Bden (Berl. 1825—28); eine neue Ausgabe in gr. 8. ist eben unter der Presse (1. Bd., Berl. 1838). L.'s „Leben und literarischer Nachlaß" wurde von seinem Bruder (Berl. 1793) herausgegeben. Daran schließen sich: Schink, „L.'s Leben und Charakteristik" (Berl. 1825) und Fr. Schlegel's Würdigung L.'s in den „Charakteristiken und Kritiken" (Bd. 1). Ein Denkmal wurde ihm in seiner Vaterstadt durch das Lessingsstift errichtet.

**Lethargie** wird ein krankhafter, sehr tiefer und oft lange anhaltender Schlaf genannt, oder auch ein Zustand von Betäubung, aus welchem der Kranke nie recht zu vollem Bewußtsein erwacht und, wenn dies auch geschieht, sich doch für äußere Eindrücke sehr wenig oder gar nicht empfänglich zeigt, meist irre redet, überhaupt in seinem ganzen Verhalten eine große Geistes- und Körperschwäche verräth. Bei alten Personen tritt dieser Zustand häufig im Gefolge eines schleichenden Nervenfiebers ein und ist dann gewöhnlich der Verkündiger des baldigen Todes. Außerdem beobachtet man ihn bei bösartigen Wechselfiebern, ferner bei dem sogenannten Typhus, in Folge von Blutandrang nach dem Kopfe, von Schlagfluß, Gehirnwassersucht, Kopfverletzungen u. s. w. (Vergl. Schlafsucht.)

**Lethe** wurde bei den Griechen ein Fluß der Unterwelt genannt, aus dem die Seelen der Verstorbenen trinken mußten, damit sie alles auf der Erde erfahrene Leid und Ungemach vergaßen, um dadurch erst geweiht in die elysäischen Gefilde eintreten zu können.

**Lettres de cachet** oder lettres closes (verschlossene Briefe) wurden in Frankreich vor der Revolution im Allgemeinen diejenigen Befehle enthaltenden Briefe des Königs genannt, welche nicht offen, wie die lettres patentes, sondern verschlossen und versiegelt an ihre Bestimmung abgingen. Ihr Inhalt konnte sehr verschieden sein, doch bezeichnete man nachmals mit dem Namen lettres de cachet vorzugsweise diejenigen verschlossenen königlichen Schreiben, welche geheime Verhaftsbefehle enthielten, und der Misbrauch, der mit solchen Briefen vielfach getrieben wurde, hatte eine allgemeine Erbitterung gegen sie zur Folge. Durch einen solchen lettre de cachet konnte man ohne Verhör und Proceß, ja sogar ohne Angabe des Grundes auf willkürlich lange Zeit in Haft genommen oder nach einem beliebigen Orte verwiesen werden.

**Leuchtenberg** ist eine im Königreich Baiern gelegene freie Standesherrschaft, welche 4 □M. mit 5300 Einw. umfaßt, deren Hauptort das Städtchen Pfreimdt mit 1100 Einw. ist. Den Namen hat die Herrschaft von dem Marktflecken Leuchtenberg, bei welchem die Ruinen des gleichnamigen Bergschlosses noch zu sehen sind. Ehemals war L. eine gefürstete Landgrafschaft, welche bis 1806 Sitz und Stimme auf dem Reichstage hatte. Die Landgrafen von L. sind schon 1646 im Mannsstamme ausgestorben und ihre Besitzungen fielen an Baiern. Mit dem Fürstenthume Eichstedt, einem 1802 säcularisirten und an Baiern gekommenen gefürsteten Bisthum, erhielt 1817 Eugen Beauharnais (s. d.), der ehemalige Vicekönig von Italien, unter dem Titel eines Herzogs von Leuchtenberg die Standesherrschaft. Die Herzoge von L. führen den Titel Königliche Hoheit und sind im Falle der bair. Linie erbfähig. Die übrigen Mitglieder der Familie heißen Fürsten und Fürstinnen von Leuchtenberg und haben das Prädicat Durchlaucht; erlischt der Leuchtenbergische Mannsstamm, so fallen die Besitzungen desselben an Baiern und der Leuchtenbergische Weiberstamm erhält eine Entschädigung von 2,320,312 rhein. Gulden.

**Leuchtthurm** oder Pharus wird ein an der Seeküste, gewöhnlich in der Nähe eines Hafens aufgerichteter Thurm genannt, welcher oben eine Laterne hat, in der ein starkes Licht erzeugt wird, damit sich zur Nachtzeit die Seefahrer nach demselben richten können. Zur Erzeugung des Lichts bediente man sich besonders früher eines Holzfeuers, jetzt gewöhnlich einer Anzahl von Öl- oder Gaslampen, deren Licht durch Reflectoren noch verstärkt wird. Im Alterthum war der berühmteste Leuchtthurm der ungefähr 300 Jahr vor Christus erbaute bei Alexandrien, welcher auf einer Insel Namens Pharus stand, daher selbst auch Pharus genannt wurde. Nach ihm, der zu den Weltwundern gerechnet wurde, sind dann wieder alle übrigen Leuchtthürme genannt worden. Außer ihm sind die berühmtesten Leuchtthürme die von Genua, von Cordouan am Ausflusse der Garonne, der auf dem Bell-Rock an der Küste von Schottland und der Felsenklippe Eddystone (s. d.) in England. Der Leuchtthurm von Bell-Rock oder Hoch-Cape an der schot. Küste in der Grafschaft Forfar unweit der Mündung des Tayflusses ist 1807—1811 durch den Baumeister Stevenson erbaut worden. Er steht auf einem Felsen, welcher bei niedrigster Ebbe oft 4 F. hoch über die Meeresfläche emporragt, während denselben jede eine gewöhnliche Flut ihn 12 F. tief unter Wasser setzt. Auf diesem Leuchtthurme ist eine Maschine angebracht, welche die Reflectoren umwendet und dadurch eine Abwechselung zwischen Licht und Dunkelheit, weißem und rothem Licht erzeugt. Dieselbe Maschine läutet bei Nebelwellen, wo die Lichtsignale nicht gesehen werden, Tag und Nacht zwei ansehnliche Glocken. Der Leuchtthurm von Cordouan ward

nter Heinrich II. von Frankreich begonnen und erst nach 26 Jahren vollendet, und zeichnet sich durch Größe und eine in einem Äußern und Innern angebrachte Pracht aus.

**Leuthen** ist der Name eines in Niederschlesien, westlich on Breslau gelegenen Dorfes, bei welchem Friedrich der Große am 5. Dec. 1757 einen hohen Beweis seines Feldherrntalentes ablegte und einen seiner glorreichsten Siege ertang. Friedrich hatte bei Roßbach gesiegt, aber der Herzog on Bevern war bei Breslau geschlagen worden; Schweidiß war in die Gewalt des Feindes gefallen und der Prinz Karl hatte mit 80,000 M. ein festes Lager an der Lohe ezogen. Friedrich eilte mit 14,000 M. nach Schlesien, ereinigte sich in den beiden ersten Tagen des Dec. mit dem twa noch 15,000 M. betragenden Überreste der Armee des Herzogs von Bevern und marschirte am 4. Dec. nach Neumark. Der Prinz Karl dachte dem ganzen Feldzuge it Einem Streich ein Ende zu machen und rückte dem Köige entgegen und am 5. Dec. stießen die Heere zusammen, idem die Mitte der östreich. Armee hinter L. stand. Der König übersah von Borna aus die Stellung der Östreicher nd die Beschaffenheit des Terrains und führte hierauf sich ützend ein höchst glückliches Manoeuvre, die schiefe Schlachtordnung, aus, durch welche die Östreicher überflügelt, umangen und auf dem linken Flügel völlig geschlagen wuren. Ein hartnäckiger Kampf entspann sich nun um das Dorf L., doch wurde auch dieses von den Preußen genommen und der rechte Flügel des Feindes über das schweidnitzer Wasser zurückgeworfen. In Folge dieser Schlacht fiel ganz Schlesien mit Ausnahme von Schweidniß wieder in die Hände des Königs.

**Levante**, eigentlich Dasselbe wie Morgenland, nennen die Europäer im Allgemeinen die Länder an der Ostküste des Mittelländ. Meeres, vorzugsweise aber die asiatische Küste m Archipelagus von Konstantinopel bis Alexandrien in gypten.

**Leviten** hießen im weitern Sinne sämmtliche Nachkommen Levi's, welche einen für den Dienst der Religion ausesonderten Stamm des israelitischen Volkes ohne Ackerbesitz ldeten, im engern Sinne diejenigen Genossen dieses Stammes, die nicht aus Aarons Familie, aus der die eigentlichen Priester (s. d.) stammten, waren und diese in ihren priesterchen Verrichtungen unterstützten. Die religiösen Vorrechte er Leviten waren als ein ursprüngliches Vorrecht der Erstborenen aller Stämme durch Moses auf sie übertragen orden. Hierdurch waren sie, nach dem Beispiele Ägyptens, e ausgezeichnete und gelehrte Classe der Nation, im Besitz ler wichtigen Geschäfte für die Cultur derselben. Sie waen die Wächter und Diener Jehova's, richteten das Volk ch dem Gesetze, führten die Geschlechtsregister, beaufsichtigen die Policei und leisteten als Ärzte den Kranken unentltlich Hülfe. Zu ihrem Dienste, der vom 25.—50. Jahre ährte, wurden sie durch Waschungen und Reinigungen erlich eingeweiht. Zu Wohnsitzen dienten ihnen die unter n übrigen Stämmen zerstreut liegenden 48 Leviten- und riesterstädte, und zum Unterhalte war ihnen, ungeachtet etwa den funfzigsten Theil der Nation bildeten, außer n andern willkürlichen Geschenken, der zehnte Theil des sammten Landesertrages, des Bodens und des Viehes angewiesen, wovon sie jedoch wieder den Zehnten an die eigentlichen Priester abgeben mußten. Die Dienstleistungen und Vorrechte der Leviten werden im vierten Buch Mosis abgehandelt, das darum Leviticus genannt wird. Noch jetzt heißen bei den Katholiken die dem Priester beim Gottesdienste hülfreich zur Seite stehenden Kirchendiener Leviten, die durch eine besondere Kleidung, den Levitenrock, eine Art Meßgewand, ausgezeichnet sind.

**Levkoie** ist eine Pflanzengattung, die man ihrer wohlriechenden Blüten wegen in den Gärten und Zimmern aufzieht und worunter auch die goldgelbe Levkoie, Lack genannt, gehört. Insbesondere aber nennt man Levkoie die als Winter- und Sommerlevkoie bekannten Arten, welche sich in allen Nüancen des Blaurothen zeigen. Die Winterlevkoie ist die geschätztere, weil sie, im Frühjahre versetzt, lange in Blüte bleibt. Auch unterscheidet man sie in englische und deutsche, wovon jene sich durch dichter aneinandergestellte, größere Blumen auszeichnet.

**Leyden**, Stadt in dem Gouvernement Südholland der niederländ. Provinz Holland, welche durch die 1575 hier gegründete Universität berühmt ist und sich durch schöne breite Straßen und viele breite Kanäle vortheilhaft auszeichnet. Sie liegt am Rhein etwas unter eine Meile vom Meere und zählt 34,600 Einw. Unter den Straßen ist besonders die breite Straße zu bemerken, welche fast die ganze Stadt in der Richtung von O. nach W. durchschneidet. Auch sehenswerthe Gebäude findet man; so die herrliche St. Peterskirche, in der mehre ausgezeichnete Niederländer Grabmäler haben; das Rathhaus mit dem schönen Gemälde des Lukas von Leyden, das jüngste Gericht; die Raapenburg, welche 1807 durch das Auffliegen eines mit Pulver beladenen Schiffes zur Hälfte zerstört worden ist. Die Errichtung der Universität zu L. geschah nach der heldenmäßigen Vertheidigung der Stadt gegen die Spanier. Dieselbe hat eine Bibliothek von 40,000 Bänden und 14,000 Handschriften, einen botanischen Garten, ein Naturaliencabinet, ein anatomisches Theater und andere wissenschaftliche Institute. L. ist Hauptort des holländ. Wollhandels und fabricirt viele wollene Zeuche, Leder, Pergament, Salz, Seife u. s. w. Bier und Brot sollen in L. am besten in ganz Holland sein, auch hat die Stadt bedeutenden Handel mit Butter. Es gab eine Zeit, wo L. an 100,000 Einw. zählte, und die Stadt war schon zu den Zeiten der Römer unter dem Namen Lugdunum Batavorum bekannt. In ihr wurde der Schwärmer Johann Bockhold (s. Taufgesinnte), der Physiker Musschenbroek und die berühmten Maler Rembrandt und Lukas von Leyden geboren.

**Lianen**, eine Pflanzengattung, unter deren Namen alle Schlinggewächse in den amerik. Wäldern begriffen werden, welche mit ihren Ranken stärkere Bäume so durchflechten, daß ganze Wälder unzugänglich werden. Zugleich sind sie auch den Bäumen verderblich, indem sie ihnen die Kraft entziehen, weil sie außerordentlich wuchern. Wegen der festen Fasern, die sie enthalten, bedient man sich ihrer zu Ankertauen, Stricken überhaupt, Flechtwerken und Faßreifen. Einige Arten enthalten ein trinkbares Wasser. Um dieses zu erlangen, braucht man sie blos umzuhauen und ein Gefäß unterzuhalten. Andere gibt es dagegen, die giftig sind.

**Libanon** und Antilibanon, sind zwei auf der Grenze von Palästina und Syrien in fast gleicher Entfernung parallel laufende, aus Kalkstein bestehende Gebirgszüge, die Palästina nördlich begrenzen und fast eine Höhe von 10,000 Fuß erreichen. Der Libanon (Schneeberg), ein Zweig des Taurus, geht durch ganz Syrien und setzt sich in dem arabischen Meerbusen fort, fällt an der Grenze Syriens bis zu 400 Fuß ab, und trägt im Winter in den Klüften der Winterseite etwas Schnee. Er theilt sich in Syrien in 2 parallele Ketten, deren südl. den Namen Libanon behält und in den Gipfeln Akka und Libanon am höchsten steigt; die nördl. davon aber wird Antilibanon genannt, und geht bis unterhalb der Wüste von Damaskus. Zwischen beiden Gebirgszungen liegt eine schöne fruchtbare Fläche. Jenen Theil des Gebirges bewohnen die Drusen (s. d.), diesen die Mutawelis. Am Fuße des Libanon liegen die Städte Said (ehemals Sidon) und Tarabluß; auf dem Berge hat der Patriarch der Maroniten seinen Sitz. In dieser Gegend sind auch noch einige Cedern zu finden, welche die einzigen Reste des einst zum Bau des Salomonischen Tempels benutzten Cederwaldes sind.

**Libation** hieß bei den Griechen und Römern der altreligiöse Gebrauch, nach welchem man bei Opfern, feierlichen Verträgen, Gastmählern, Leichenceremonien u. s. w. einen Theil der Speisen und Getränke den Göttern zu Ehren verbrannte oder vergoß. So geschahen bei Gastmählern Libationen, indem man den Laren (Hausgöttern) etwas Speise auf den Herd hinlegte und verbrannte. So bei allen Ernten legte man einen Theil des Gewonnenen auf den Altar für die Götter hin, warf auch den Meergöttern zu Ehren dergleichen ins Meer. Am neunten Tage nach der Verbrennung einer Leiche beschloß man die Todtenfeier mit Ausgießung besonders von Milch, Wein und Blut. Bei den Opfern vorzüglich mußte der Priester den Wein, womit das Opferthier besprengt wurde, kosten, welches bei den Römern libare hieß, wovon der Name.

**Libell** nennt man jede kleine Schrift von nur geringem Umfange, besonders den gerichtlichen Anschlag bei Versteigerungen, jedes Auctionsverzeichniß; dann jede Klagschrift, Bittschrift, Brief, Memorial und dergl., weil bei den Römern alle solche Einreichungsschreiben, z. B. des Klägers an den Prätor, ferner die Bittschriften an die Kaiser und deren Sendschreiben an den Senat und öffentliche Verordnungen an das Volk libelli hießen. Dann bedeutet es endlich Angebeschrift, Schmähschrift, Pasquill.

**Libellen**, Wasserjungfern, Seejungfern, gehören zu der Gattung von Insekten, die man Netzflügler nennt. Die Libellen haben kurze pfriemenförmige Fühlhörner mit 6—7 Gliedern, sehr starke und gezähnte Kiefern, sehr große, hervorstehende Augen, zwischen welchen sich 2—3 Nebenaugen befinden, große netzförmige, metallischglänzende Flügel, einen sehr verlängerten Hinterleib, der am Ende zangenartige Häckchen hat, aber nicht sehr lange Beine mit drei Fußgliedern. Sie halten sich um Wasser herum auf, fliegen ziemlich schnell, etwas ungleich vom Mai bis September und fangen sich Insekten, selbst Schmetterlinge zum Fraß. Das Weibchen legt auf Wasserpflanzen gegen 100 kleine längliche Eier, die noch im Sommer sich entwickeln. Die braunen Larven sehen dem vollkommenen Insekt ziemlich ähnlich, außer daß ihnen Flügel und Nebenaugen fehlen. Diese häuten sich 3—4 Mal und bekommen erst als Nymphen Flügelscheiden. Diese beiden Verwandlungsgestalten des Thieres sind sehr gefräßig und haben zum Fangen die sogenannte Maske oder Zange, ein dreieckiges schaufelartiges Instrument mit zwei kieferartigen Zangen an den beiden Ecken, und durch ein Gelenk mit einem Stiele verbunden, der unter dem Maule festsitzt. Dieses Werkzeug schiebt die Libelle nun, nachdem sie sich schleichend ihrem Raube genähert hat, schnell vor, bemächtigt sich seiner und tödtet ihn vermittelst der Zangen. Ein bis zwei Jahr lebt das Insekt so als Larve und Nymphe, verläßt dann das Feuchte, indem es an Wasserpflanzen in die Höhe steigt, und kriecht endlich als vollkommene Libelle aus. Zu der Gattung der Libellen gehören: die eigentliche Wasserjungfer (darunter die Sylvia oder breitgedrückte Libelle und die Schmaljungfer, wovon jene einen lanzettförmig gedrückten, diese einen langen, walzigen Leib hat; bei jener stoßen die großen Augen zusammen, bei dieser stehen sie mehr auseinander. Zu letzterer gehört auch die große Schmaljungfer, die 3—4 Zoll lang vorkommt und sehr schnell fliegt.

**Liberalismus** ist ursprünglich ein lat. Wort und bezeichnet eine solche Gesinnung und ein solches Benehmen, wie einem freien Manne angemessen und anständig ist. Er ist entgegengesetzt dem Servilismus, gleichfalls ein ursprünglich lat. Wort, welches Gesinnung und Benehmen eines Unfreien, eines Sklaven bezeichnet. Die alten Völker hegten mehr oder weniger die Überzeugung, daß der Mensch in ähnlicher Weise von der Natur zum Freien oder zum Sklaven geboren sei, wie er von Geburt auch Mann oder Weib sei, und glaubten demgemäß, daß auch die Gesinnung des Freien gänzlich verschieden von der des Sklaven sei, eben sowie ihre Bestimmung, indem der Freie (der Herr) zum Befehlen, Anordnen und zum seiner würdigen Genuß der Güter des Lebens berufen sei, während der Sklave seinen Zweck erfülle, sobald er die Kunst des Gehorchens vollkommen auszuüben verstehe, d. h. ein möglichst vollkommenes Werkzeug zu Allem abgäbe, wozu sein Herr sich seiner bedienen wolle. Aus dieser Grundansicht ging dann wieder die Meinung hervor, daß es gewisse Beschäftigungen gäbe, welche vorzugsweise einem freien Menschen gemäß (liberal) seien, und zu dieser rechneten sie Alles, was die Thätigkeit des denkenden und empfindenden Menschen um seiner selbst willen als geistiges Wesen ist. Wissenschaften und Künste waren hiernach vorzugsweise liberal und wurden daher auch als artes liberales zusammengefaßt. Unterschiede hiervon wurden dann die nur einem Sklaven zukommenden Thätigkeiten, welche im Allgemeinen alle diejenigen waren, deren Zweck nicht in den eigenen Geist fiel, also jede Art von Diensten und Arbeiten, welche um der leiblichen Wohlfahrt, oder um eines Lohnes willen Anderen geleistet wurden. Bei den ältesten Völkerschaften finden wir dieser Ansicht gemäß die Kasteneintheilung, nach welcher die freien Stände (die Priester- und Kriegerkaste) eine Stellung in der Gesellschaft einnahmen, die sie aller Sorge um die leibliche Wohlfahrt überhob, während diese um so schwerer auf den unteren Kasten lastete, die als ihre angeborene und höchste Pflicht nichts Anderes als die Arbeit für die oberen Kasten kannten. Bei den Griechen und Römern war das

Digitized by Google

Verhältniß zwischen Herr und Sklave ganz nach demselben Principe geordnet, wie denn auch die oben angegebene Grundansicht von dem größten griech. Philosophen Aristoteles als eine philosophische Wahrheit aufgestellt wurde. Hier war nur der Unterschied, daß die Sklaven nicht als eine Kaste des Volkes, sondern als gar nicht zum Volke gehörig betrachtet wurden. Die Griechen und die Römer hatten an sich selbst das Bewußtsein, daß sie die einzigen durch die Natur zur Freiheit berufenen Menschenstämme seien, und verachteten alle übrigen Völker, welche sie unter dem Namen der Barbaren zusammenfaßten, als solche, welche von Natur Sklaven seien, daher auch in ihren eigenen Ländern keine Republiken (die nach ihrer Ansicht einzig des freien Mannes würdige Staatsverfassung) hätten, sondern Despotien, so daß sie auch in ihrem Vaterlande nicht anders denn als Sklaven zu existiren vermöchten. Hiernach konnte denn auch kein Grieche oder Römer auf den Gedanken kommen, daß einem Barbaren ein Unrecht angethan würde, wenn man ihn zum Sklaven machte, vielmehr that man ihm noch Gutes, indem man ihn einem zur Herrschaft geborenen Herrn gab, während er früher als ein Knecht nur von andern Knechten beherrscht wurde. Der freie Grieche und Römer hielt daher auch jedes Geschäft, welches einer Arbeit um der täglichen Wohlfahrt willen ähnlich sah, für seiner unwerth, verachtete er doch sogar den Lehrer, der um einen Ehrensold Andern Unterricht ertheilte. Es gab sogar in den griech. Freistaaten Gesetze, welche Jeden, der mit einem Handwerke oder mit Handel selbst sich beschäftigen würde, mit der Beraubung des Bürgerrechtes bedrohten. Aus diesem Umstand ist denn zu erklären, warum diese Völker, welche besonders in spätern Zeiten so unsäglich viele durch den ungeheuren Luxus der Zeit herbeigeführte Bedürfnisse hatten, so einer unzählbaren Menge von Sklaven bedurften. Diese betrieben alle Handwerke, Ackerbau, Handel und selbst die Künste, welche auf irgend eine Art mit den leiblichen künstlich gesteigerten Bedürfnissen in Zusammenhang standen. Es gab Römer, welche ein Heer von 20,000 Sklaven in Dienst hatten. — Mit dem Christenthum mußte sich die Grundansicht über das Verhältniß zwischen Freien und Unfreien gänzlich umgestalten. Das Christenthum setzt nämlich alle Menschen ohne Unterschied der Geburt, des Vaterlandes, des Vermögens, der bürgerlichen Stellung in ein unmittelbares Verhältniß zu Gott, demgemäß sie alle in der höchsten und wichtigsten Bedeutung einander völlig gleich sind. Wie hoch und vornehm oder niedrig und gering der Mensch auf Erden auch sein mag, so bestimmt sich sein Werth nicht darnach, sondern nach der Reinheit seines Herzens und nach der Gnade Gottes. Die äußern Lebensverhältnisse sind ein nichtiger Schein, welcher verschwindet, so wie der Mensch sich Gott nahet. Hiernach ist denn auch die bürgerliche Freiheit oder Knechtschaft ein bloßer Schein und es gibt eine Freiheit und Knechtschaft in höherer Bedeutung, welche allein Wahrheit hat: die Freiheit der Gottseligkeit und die Knechtschaft der Sündhaftigkeit. Durch das Erlösungswerk ist jedem Menschen die Möglichkeit gegeben, indem er der ihm durch Christus gebotenen göttlichen Gnade sein Herz öffnet, zur wahren Freiheit zu gelangen, mag er auch arm und niedrig im Leben dastehen, sowie auch Reichthum und Ehre anderer Menschen den Sünder nicht von der wahren Knechtschaft zu befreien vermögen. Durch diese christliche Grundansicht wurde auf das Bestimmteste die Gesinnung des Menschen an seinem äußerlichen durch die Zufälligkeit der Geburt bestimmten Dasein unterschieden, und allmälig hat sich das christliche Princip auch im bürgerlichen Leben immer größere Geltung verschafft, insofern man immer mehr dahin gekommen ist, die geistige Würde des Menschen und den aus ihr erwachsenden Anspruch auf wahre Freiheit überall anzuerkennen und durch die Gesetzgebungen jene gegen jede Anmaßung durch Geburt den Einzelnen zu Theil gewordene Gewalt in Schutz zu nehmen. Liberalismus ist nur die Gesinnung des freien Mannes, derselbe mag übrigens in Verhältnissen leben, in welchen er will, der Adel des Geistes, welcher sich seines göttlichen Ursprungs bewußt ist und eifrig darnach strebt, diesem seinen Ursprunge sich würdig zu bezeigen; der jede geistige Gemeinheit, Sünde und Laster von sich abhält, um der Ehre anderer Menschen und, was ihm noch weit höher steht, der Gnade Gottes würdig zu sein. Dagegen kann nun auch ein vornehmer und hochgestellter Mensch servil sein, d. h. eine niederträchtige, gemeine, keine Sünde scheuende Seele haben, welche nichts um der ewigen Interessen des Geistes, sondern Alles um der Lust des Leibes, um irdischer Vortheile willen unternimmt. In neuester Zeit hat sich in ganz Europa ein Kampf entzündet, ursprünglich zwischen der Partei, welche die bestehenden Rechtsverhältnisse der geistigen Würde des Menschen nicht überall angemessen fand und darum auf Umgestaltung derselben antrug, und der Partei, welche um der Vortheile willen, welche das Bestehende ihm darbot, diese aufrecht zu erhalten bestimmt war. Die erstgenannte Partei war so ursprünglich allerdings die des Liberalismus; bald aber haben sich diese ehrende Bezeichnung ihrer Gesinnung alle Diejenigen angemaßt, denen es aus welchem Grunde immer um Umsturz eines Bestehenden zu thun war; und alle Die, welche Jenen entgegenstrebten, auch da, wo offenbar göttliches wie menschliches Recht ihnen zur Seite stand, hat man mit dem Ekelnamen der Servilen zu verdächtigen gestrebt. In das Wort Liberalismus ist durch solchen Misbrauch eine es verunehrende Nebenbedeutung gekommen, indem man sich wol auch zu Bezeichnung der unbesonnenen, um irdischer und gemeiner Vortheile willen unternommener Bestrebungen zur Aufhebung der bestehenden Ordnung in den Staaten seiner bedient hat. — Liberalismus ist nicht zu verwechseln mit **Liberalität**, welches zwar ursprünglich das echt lat. Wort für die edle und des freien Mannes würdige Gesinnung ist, aber jetzt nur noch in der Nebenbedeutung der äußerlichen Kundthuung solcher Gesinnung in Worten und Werken gebraucht, am häufigsten aber gleichbedeutend mit edler Freigebigkeit genommen wird.

**Libertas** hieß bei den Römern die personificirte Freiheit, welche man als eine Göttin verehrte, indem man sie als eine Tochter des Jupiter und der Juno bezeichnete. Ein Hut oder eine Mütze galt als Symbol derselben, und Gracchus hatte ihr auf dem Aventinus, einem der sieben Hügel, auf denen Rom stand, einen Tempel erbaut.

**Libussa**, eine merkwürdige Person der Vorzeit Böhmens, war nach der halb mythischen Geschichte die jüngste Tochter des Krok, des Herrschers der Czechen und über-



Digitized by Google

traf ihre beiden andern Schwestern Kagi und Thetka an weiblicher Schönheit, männlichem Scharfsinne, prophetischen Gaben und mächtigen Zauberkünsten. Hierdurch kam sie nach des Vaters Tode in Besitz seines Thrones. Als sie aber einmal durch einen nachtheiligen Urtheilsspruch den Zorn eines Volksältesten erregt hatte, brachte dieser das Volk gegen sie in Aufstand, das von der jungfräulichen Regentin nun verlangte, ihre Herrschaft in die Hände eines Ehegemahls niederzulegen. Um dasselbe von seinem Entschlusse abzubringen, benutzte L., auf den Rath ihrer Schwestern, noch einmal ihre Gabe der Beredtsamkeit, um das Volk vor der strengen Regierung eines Mannes zurückzuschrecken. Da aber das Volk auf seinem Vorsatze beharrte, so gebot ihm L., ein heiliges Pferd und einen Königsmantel zu nehmen und Boten auszuschicken und jenes dem Manne zu geben, der auf einem eisernen Tische seine Mahlzeit halten würde: er sei der einzig Würdige, ihr Gemahl und des Volkes Herrscher zu sein. Die ausgegangenen Boten trafen beim Dorfe Stadicz den jungen Bauer Przemisl, welcher seinen Pflug umgestürzt hatte und sich der Pflugschaar als Tisch bei seinem einfachen Mahle bediente. Die Boten führten ihn als Gemahl der L. heim und huldigten ihm als Könige. Przemisl und L. regierten nun das Volk und brachten dasselbe durch Gesetze zum Gehorsam, indem sie zugleich viele Burgen erbauten und den Grund zu der Stadt Prag legten. Dann entdeckte L. fast alle Bergwerke des Landes und starb nach einer glücklichen Herrschaft und von einer zahlreichen Nachkommenschaft umgeben um das Jahr 738.

**Licentiat** ist auf mehren deutschen Universitäten der Titel eines Solchen, welcher nach abgelegtem Examen die Vorrechte eines Doctors in der betreffenden Wissenschaft, namentlich die Erlaubniß, Vorlesungen bei der Universität zu halten, erlangt hat. Zugleich bedingt die Licentiatur (Würde eines Licentiaten) die Erlaubniß, Doctor zu werden. Namentlich sind auf den norddeutschen Universitäten Licentiaten in der theologischen Facultät häufig, und das Vorexamen zur medicinischen Doctorwürde pflegt Licentiatenexamen genannt zu werden. In demselben werden die Vorwissenschaften der Medicin geprüft, aber die Überstehung dieses Examens ist keineswegs mit dem Rechte, Vorlesungen zu halten, verbunden.

**Licht** (das) ist trotz der vielfachen scharfsinnigen und gelehrten Untersuchungen, welche über dasselbe angestellt worden sind, doch noch immer ein seinem Wesen nach völlig Unbekanntes, welches wir nur nach den Wirkungen kennen, welche es auf die Gegenstände der Natur und uns selbst, besonders aber auf unsern Gesichtssinn hervorbringt. Das Licht ist die Bedingung des Sehens und des Gesehenwerdens; ob es aber (welches die ältere Annahme) ein unendlich feiner, daher unwägbarer, von den sehbaren Körpern ausgehender Stoff sei, oder ob es nur in einer zitternden, wellenförmigen Bewegung bestehe, welche sich von einem Körper zum andern oder durch einen eigenen äußerst dünnen Äther bis zum Auge des Sehenden fortsetzt, davon haben wir keine Kenntniß, obschon es gewiß ist, daß sich die meisten der höchst interessanten Lichterscheinungen unter der zuletzt aufgestellten Annahme insoweit erklären lassen, daß man sie unter einander in einen Zusammenhang bringt, welcher eine Berechnung der zusammengesetzteren Erscheinungen aus den genau beobachteten einfachern gestattet. Der erste Augenschein rechtfertigt die Annahme, daß das Licht von den leuchtenden Körper nach allen Seiten zu in geraden Linien ausgeht, und demgemäß ist die gewöhnliche Vorstellung und Redeweise vom Lichte so, als bestehe dasselbe in einem feinen Stoffe, welcher in unendlich vielen und unendlich dünnen Strahlen von den leuchtenden Körpern ausgesendet werde. Die einfachern Lichtphänomene lassen sich auch recht deutlich von dieser Vorstellungsweise aus erklären, und nur erst bei den zusammengesetzteren zeigt es sich, daß jene Vorstellung falsche Begriffe enthält. Von den beiden angegebenen, der Lehre vom Licht zu Grunde gelegten Vorstellungsweisen hat man die erste die Emanationstheorie (d. h. Ausflußlehre), die zweite die Vibrations- oder Undulationstheorie (d. h. Erzitterungs- oder Wellenlehre) genannt.

Was zunächst die Wirkungen des Lichtes betrifft, so ist, wie schon bemerkt wurde, das Sehen die wichtigste. Ohne das Licht ist das Auge nutzlos; wir sehen im Finstern nicht. Im Allgemeinen bezeichnen wir den Vorgang des Sehens so, daß wir sagen, das Auge sehe dann, wenn von einem Gegenstande ausgehende Lichtstrahlen auf dasselbe fallen; dann werde es auf eine eigenthümliche Weise afficirt, welche die Gesichtswahrnehmung zur Folge haben. Im Allgemeinen muß man zwischen solchen Körpern unterscheiden, welche Licht erzeugen, und solchen, bei denen dieses nicht der Fall ist. Die ersten heißen selbstleuchtende, die zweiten dunkle; doch können auch diese letzteren leuchtend sein, nämlich dann, wenn sie das von einen selbstleuchtenden Körper auf sie fallende Licht ganz oder zum Theil zurückwerfen, und in diesem Falle werden sie auch allein von den Augen, in welche das von ihnen zurückgeworfene Licht fällt, wahrgenommen. Diese Körper sind durchsichtig, wenn sie das auf sie fallende Licht ganz durch sich hindurch lassen, und undurchsichtig, wenn sie das Licht nicht durch sich hindurch lassen. Im letztern Falle werfen sie entweder das Licht zurück oder sie nehmen es zum Theil in sich auf, ohne es wieder von sich zu geben, sie absorbiren Licht. Zwischen der Durchsichtigkeit und der Undurchsichtigkeit sind sehr viele Mittelstufen; durchscheinende Körper lassen nur einiges Licht hindurch, durchschimmernde noch weniger, und gewisse Körper lassen nur Licht von gewissen Farben hindurch und werfen Licht von gewissen Farben zurück. Ein völlig durchsichtiger Körper ist ebensowenig dem Auge wahrnehmbar, wie ein dunkler unbeleuchteter Körper. Eine wichtige Wirkung des Lichtes ist ferner der Schatten. Wenn nämlich Licht von einem leuchtenden Körper auf einen dunklen fällt, welcher es nicht durch sich hindurch läßt, so kann es vermöge seiner Eigenschaft, strahlenförmig in geraden Linien fortzugehen nicht nach denjenigen Orten gelangen, welche hinter dem dunkeln Körper liegen, so daß dieser zwischen dem lichtentsendenden Körper und jenen unbeleuchteten Orten liegt. Der Mangel an Licht hinter einem dunklen Körper, welcher von einem leuchtenden vor ihm beleuchtet wird, heißt der Schatten jenes Körpers. Die Größe und die Begrenzung des Schattens ist offenbar abhängig von der Gestalt des dunklen Körpers, welchem er angehört, und daher kann man unter Umständen auch aus der Beschaffenheit des Schattens rückwärts auf die Gestalt des ihn erzeugenden

des Lichtes gehören die auf *Gestalt* und *Färbung* der Pflanzen und Thiere. Ohne Licht gedeiht keine Pflanze und kein Thier, und wahrscheinlich würde es bei einem gänzlichen Lichtmangel gar keine oder eine nur sehr untergeordnete organische Welt geben. Wo auf der Erde die größte Fülle des Lichtes ist, da findet man auch verhältnißmäßig die kräftigste, mannichfaltigste und am schönsten in Farben prangende organische Schöpfung. Während man in Spitzbergen nur 30, in Kamtschatka nur 150 wildwachsende und ärmliche Pflanzenarten kennt, findet man deren, und in beiweitem größerer Pracht und Schönheit, an 3000 im südl. Europa, und in Jamaica und Madagascar über 5000; und die Pflanzen, welche zugleich in lichtvollern und lichtärmern Gegenden sich finden, kommen dort nur in verkümmerten Arten vor, während sie hier mächtige und prachtvolle Gewächse bilden. Ebenso pflegen Pflanzen, die man in Kellern und an andern Orten, wo Mangel an Licht herrscht, zieht, entweder ganz umzukommen oder doch zu verkümmern. Und daß hierbei nicht etwa nur die das Licht begleitende Wärme die Hauptursache ist, sieht man daraus, daß die Pflanzen in größerer Wärme bei Mangel an Licht nicht besser gedeihen, und daß die Pflanzen sich in ihrem Wachsthum so richten, daß sie so viel als möglich den Gegenden, aus denen ihnen das Licht kommt, sich nähern. Auch Geschmack und Duft der Pflanzen scheinen durch das Licht bedingt; denn obschon wir in unsern Gewächshäusern die

selbst ist ein chemischer Proceß, indem bei ihm eine Verbindung des in der atmosphärischen Luft enthaltenen Sauerstoffes mit dem brennbaren Körper stattfindet; je schneller diese Verbindung vor sich geht, desto lebhafter ist die Verbrennung, desto heller das auftretende Licht. In reinem Sauerstoffgas erfolgt die Verbrennung so schnell, daß Körper, welche in der atmosphärischen Luft nur glühen, hier mit hellen Flammen verbrennen. Es gibt Körper, welche in sehr hohen Hitzegraden noch unverbrannt bleiben, dann aber *glühen* (s. d.). Ein besonders starkes Licht, bis 83mal stärker als das einer argandschen Lampe, gibt Kalk, welcher in einer mit Sauerstoffgas angefachten Weingeistlampe erhitzt wird. Nicht nur Sauerstoffgas, auch Chlor, Schwefel, Jod, Phosphor, Arsenik verbinden sich in der Wärme mit den Metallen unter Lichtentwickelung, und auch noch bei andern chemischen Processen treten Lichterscheinungen auf, wie man denn solche z. B. auch bei Krystallbildungen und bei Gährungsprocessen beobachtet hat. Wenn man sieht, daß die Verbrennung dann ein auffallenderes Licht zu geben pflegt, wenn ein fester Körper in dem Orte befindlich ist, an welchem die Verbrennung vor sich geht, so hat dieses wenigstens zum Theil gewiß darin seinen Grund, daß mit Hülfe des festen Körpers dem Auge der Lichtquell bestimmter bezeichnet wird. Das *elektrische Licht* (vergl. *Elektricität* und *Galvanismus*) ist darum das Merkwürdigste, weil es wahrscheinlich dasjenige ist, auf welches

wird, wenn es auf einen dunkeln Körper fällt. Diese **Zurückwerfung** oder **Reflexion** geschieht nach gewissen Gesetzen, indem nämlich jeder Lichtstrahl, welcher auf eine Ebene fällt, genau in demselben Winkel reflectirt wird, in welchem er einfällt. Da nun die Körper selten, oder nach mathematischer Strenge niemals, ganz vollkommene Ebenen an ihrer Oberfläche darbieten, so wird jeder Strahl, je nachdem er einen andern Punkt des dunklen Körpers trifft, auch nach einem andern Winkel zurückgeworfen werden, und es werden nur eine größere oder geringere Anzahl von Lichtstrahlen in demselben Winkel von dem beleuchteten Körper zurückgeworfen werden, während ein Theil des aufgefallenen Lichtes (und zwar ein desto größerer, je unebener die Oberfläche des Körpers ist) in so verschiedenen Winkeln reflectirt wird, daß jene Gesetzmäßigkeit der Reflexion nicht mehr vom Auge wahrgenommen werden kann. Das auf diese Weise mit scheinbarer Unregelmäßigkeit zurückgeworfene Licht wird **zerstreutes** Licht genannt. Man kann das zerstreute Licht von dem regelmäßig reflectirten am deutlichsten an einem Spiegel unterscheiden. Während nämlich die von einem leuchtenden oder beleuchteten Körper auf einen Spiegel fallenden Strahlen, welche regelmäßig reflectirt werden, in Folge dieser Regelmäßigkeit für das Auge das Spiegelbild herstellen (s. **Spiegel**), geben die zerstreuten Lichtstrahlen dem Spiegel selbst einen Glanz, der ihm eigenthümlich zu sein scheint, aber doch seinen Ursprung in derselben Lichtquelle hat, welcher das Spiegelbild sein Dasein verdankt.

Es wurde auch schon von dem verschiedenen Verhalten der Körper in Bezug auf das Durchlassen des Lichts gesprochen. Insofern sich das Licht durch einen Körper hindurch bewegt, welches immer in gerader Linie geschieht, wird der Körper ein **Mittel** oder **Medium** genannt. Daß eine wirkliche Bewegung des Lichts stattfinde, d. h. daß das in einer Lichtquelle entstehende Licht erst nach Verlauf einer gewissen Zeit an einen entfernt liegenden Ort gelangt, kann man auf der Erde wegen der allzugroßen Geschwindigkeit des Lichts nicht wahrnehmen. Astronomische Beobachtungen und Berechnungen haben jedoch erwiesen, daß das Licht allerdings eine wirkliche Bewegung habe, indem es, um 41,000 Meilen innerhalb des Weltraums zurückzulegen, des Zeitraums Einer Secunde bedarf. So lange sich das Licht innerhalb desselben Mittels befindet, bewegt es sich in gleich bleibender Richtung und mit gleichbleibender Geschwindigkeit; so oft es aber in ein anderes Mittel überzugehen genöthigt ist, erleidet es eine Änderung seiner Geschwindigkeit, welches sich in einer Änderung der Richtung und der Intensität (Stärke) zu erkennen gibt. Die Änderung in der Richtung des Lichts wird **Brechung** oder **Refraction** desselben genannt, und die Gesetze, nach denen dieselbe geschieht, begründen die Anwendung namentlich der **Prismen** und der **Linsen** (s. d.), und werden in der **Dioptrik** behandelt. Man bemerkt die Brechung des Lichts alsbald, wenn man einen Stab in das Wasser senkt; dann scheint der in dem Wasser befindliche Theil des Stabes eine andere Richtung zu haben, als der außerhalb des Wassers befindliche, und der Grund dieser auffallenden Erscheinung ist der, daß die Lichtstrahlen, welche vom Stabe im Wasser zurückgeworfen werden und in unserm Auge die Wahrnehmung bewirken, beim Übergange aus dem Wasser in die Luft eine Brechung erleiden. Merkwürdig ist, daß der Winkel, in welchem die Brechung geschieht, bei den verschiedenfarbigen Lichtstrahlen eine verschiedene Größe hat, oder daß die verschiedenfarbigen Lichtstrahlen eine verschiedene **Brechbarkeit** besitzen. Da das weiße Sonnenlicht als zusammengesetzt aus allen verschiedenen Farbenstrahlen betrachtet werden kann, so folgt hieraus, daß es bei jeder Brechung in seine verschiedenen Farben zerlegt werden muß, so nämlich, daß diese nun nicht mehr in der vorher allen gemeinsamen, die Weiße des Lichts bedingenden, einen Richtung fortgehen, sondern eine jede Farbe ihre eigene, von der der andern unterschiedene Richtung verfolgt. Wenn das Licht durch ein Zwischenmittel hindurchgeht und dann wieder in das frühere Mittel eintritt, so erleidet es zwei Brechungen, und diese heben einander in Bezug auf die verschiedene Brechbarkeit auf, wenn die Oberfläche des Zwischenmittels, aus welcher das Licht austritt, gleichlaufend ist mit der Oberfläche des Zwischenmittels, durch welche das Licht eintrat; in diesem Falle bewegt sich der wieder zu Weiß gesammelte Lichtstrahl nach dem Austritte in einer Richtung, welche der vor dem Eintritte parallel ist.

Außer den bisher berührten Erscheinungen der Reflexion und der Refraction gibt es noch mehre andere, viel interessantere Lichterscheinungen, z. B. die der doppelten Brechung, die der Beugung u. s. w., welche näher zu erörtern hier nicht möglich ist. Einen besondern Theil von der Lehre des Lichts macht auch die **Photometrie** aus, oder die Kunst der Bestimmung der Stärke des Lichts. Mehre Physiker haben Vorrichtungen angegeben, mit deren Hülfe man derartige Bestimmungen geben kann; dieselben werden **Photometer** genannt.

Als eine der bekanntesten und wichtigsten Wirkungen des Lichts ist noch die **Wärme** zu erwähnen. Dieselbe ist nicht etwa eine das Licht begleitende Eigenschaft, wie man schon daraus entnehmen kann, daß auf hohen Gebirgen, wo das Sonnenlicht doch eher noch intensiver als in der Ebene ist, eine niedrigere Temperatur herrscht, als in den Ebenen. Vielmehr scheinen die Lichtstrahlen nur die Fähigkeit zu besitzen, die in den Körpern selbst ruhende Wärme bei der Bestrahlung ins Leben zu rufen. (Vgl. **Wärme**.)

**Lichtenberg** (Georg Christoph), ein ausgezeichneter Physiker und witziger Schriftsteller Deutschlands, wurde als der jüngste der 18 Kinder seiner Ältern 1742 zu Ober-Ramstädt bei Darmstadt geboren. Bis zum achten Jahre wohl gebildet, fing er jedoch von da an, durch eine Rückgratsverrenkung zu verwachsen. Er besuchte das Gymnasium in Darmstadt, bezog 1763 die Universität Göttingen und widmete sich hier astronomischen Beobachtungen. Im J. 1770 wurde er daselbst Professor, begleitete in demselben Jahre zwei junge Engländer nach London und wurde nicht nur den dasigen Astronomen, sondern selbst dem Könige bekannt, der von ihm die astronomische Bestimmung mehrer Städte seiner deutschen Staaten außer Göttingen verlangte. L. legte 1774 der Societät zu Göttingen, deren Mitglied er geworden war, Rechenschaft von seiner Messung ab, welche die Lage von Hanover, Osnabrück und Stade bestimmte. Die Frucht seiner zweiten Reise nach England in demselben Jahre sind seine vortrefflichen „Briefe über Garrick und das engl. Theater". Nach Göttingen 1778 zurückgekehrt, hielt er außerordentlich zahlreich besuchte Vorlesungen über

ſtellte er in zwei an denſelben gerichteten Epiſteln die Zunft der Nachdrucker, die er hier mit beißendem Witze an den Pranger ſtellte. Dann unternahm er mit Georg Forſter die Herausgabe des „Göttingiſchen Magazins der Wiſſenſchaft und Literatur", gerieth mit Voß in Streit über deſſen Ausſprache und Rechtſchreibung im Griechiſchen und mit dem Superintendent Ziehen in Zellerfeld über deſſen Weiſſagung des nahen Untergangs eines Theils von Deutſchland. Schon ſeit 1776 begleitete er einige für den Göttinger Almanach verkleinert nachgeſtochene Blätter Hogarth'ſcher Köpfe mit witzig-geiſtreichem Commentare, und gab, dazu aufgemuntert, ſpäter die: „Ausführliche Erklärung der Hogarth'ſchen Kupferſtiche mit verkleinerten, oder vollſtändigen Copien derſelben von Riepenhauſen" heraus, wovon jedoch nur vier Lieferungen von L. ſind. Die letzten Jahre ſeines Lebens verließ L., faſt menſchenſcheu, nie ſein Zimmer und ſtarb 1799. Seine einzelnen Aufſätze erſchienen vereinigt unter dem Titel: „Vermiſchte Schriften", herausgegeben von L.'s Bruder, Ludw. Chriſtian L., und Kries (9 Bde, Götting. 1800—1805).

**Lichtenberg** iſt der Name eines deutſchen Fürſtenthums, welches von dem bair. Rheinkreiſe, dem preuß. Regierungsbezirke Trier, dem oldenburg. Fürſtenthume Birkenfeld und der homburg. Herrſchaft Meiſenheim begrenzt wird, 11⅓ QM. umfaßt und 30,000 Einw. hat. Es wird von den

ſammenkommen durften, ſo fand man noch eine beſondere ſymboliſche Beziehung am Tage Mariä Reinigung in dem an demſelben aus dem Evangeliſten Lucas 21, 22. vorzuleſenden Abſchnitte, wo der Erlöſer ein Licht, die Heiden zu erleuchten, genannt wird.

**Liebe** pflegt man gewöhnlich jede Art von Zuneigung zu nennen, welche ein lebendiges Weſen gegen ein anderes oder gegen einen lebloſen Gegenſtand hegt. Hieraus folgt ſchon, daß die Liebe, ſowol was die Stärke der Zuneigung, als was die geiſtige Würde einerſeits des Liebenden, andererſeits des Gegenſtandes der Liebe betrifft, ſehr verſchieden ſein müſſe. In Wahrheit iſt Liebe nur zwiſchen zwei geiſtbegabten Weſen möglich und iſt ebenſo ſehr die innigſte, als die leidenſchaftloſeſte Zuneigung; das Erſte, weil zwiſchen dem Liebenden und dem Geliebten eine Übereinſtimmung, ja In-Einsbildung der Geiſter ſtattfindet, in welche jeder Unterſchied als bedeutungslos verſchwindet; das Letztere, weil wahre Liebe ſtets gegenſeitig iſt und wegen der Völligkeit des gegenſeitigen Beſitzes eine innere unſtörbare Befriedigung gewährt, keine Begierde duldet, aus welcher die Leidenſchaft entſpringen konnte. Wie der Menſch einen Leib hat, damit derſelbe nichts Anderes als ein räumlicher und zeitlicher Ausdruck, eine äußerliche Erſcheinung ſeines Geiſtes ſei, ſo wird auch die in der Liebe ſtattfindende Vereinigung der Geiſter naturgemäß leiblich ſich ausdrücken; und zwar iſt der ſinnliche

selbst fähig ist, wird vorzugsweise Geschlechtsliebe genannt. Da sie auf der geistigen Eigenthümlichkeit des Menschen beruht und seinem Geiste die ihm durch den Geschlechtsunterschied geraubte Vollendung, welche für ihn das erhabenste Bedürfniß ist, gewährt, so ist sie ihrer Natur nach ewig, sodaß die Liebe von der Treue völlig untrennbar ist. Diese untrennbare Vereinigung der Liebenden ist anerkannt von Kirche und Staat in dem Institute der Ehe. Erst nach Anerkennung der menschlichen und geistigen Würde des Weibes, welche in Folge des Christenthums geschah, hat die Liebe in ihrer tiefern Bedeutsamkeit anerkannt werden können, und je höher der Mensch sich ausgebildet hat, desto mehr ist von ihm die tiefgeistige Bedeutung der Liebe begriffen worden. Wie der Körper bei dem sündigen Menschen aufhört, der bloße Ausdruck des Geistes zu sein, und sogar eine Macht gegen den Geist wird, so kann dieses namentlich auch in der Liebe stattfinden; sie kann zu einer bloßen Lust der Menschen an der geschlechtlichen Verschiedenheit werden, von einer einzelnen Person des andern Geschlechts, dann geht sie über in bloße Verliebtheit, oder an jeder Person andern Geschlechts, endlich geht sie über in Unzucht. Am häufigsten wird die Verliebtheit mit der Liebe verwechselt, und tausend unglückliche Ehen, sowie der Zweifel, ob die Liebe in Wahrheit mit der Treue nothwendig verbunden sei, haben in dieser Verwechselung ihren Grund. So wenig der Mensch, so lange er lebt, sich des Leibes überhaupt entschlagen kann, ebenso unmöglich ist es, daß in der Geschlechtsliebe die Sinnlichkeit völlig ausgeschlossen bleibe, und die sogenannte Platonische Liebe, insofern sie eine solche Ausschließung beabsichtigt, ist ein thörichter Wahn oder eine Lüge gegen sich selbst und Andere, mithin eine Sünde. — Einen ebenso natürlichen Grund, wie die Geschlechtsliebe, hat die Ältern- und Kindesliebe, sowie die Geschwisterliebe; doch sind diese Arten der Liebe minder vollkommen als die Geschlechtsliebe. Sie beruht nämlich nicht, wie diese, auf einer Ergänzung des Geistes zu seiner ihm gemäßen Völligkeit, sondern auf einer durch den Familienzusammenhang bedingten Gleichmäßigkeit des geistigen Daseins, und besteht nicht wie die Geschlechtsliebe in In-Einsbildung unterschiedener Geister, sondern in dem Anschauen eines ähnlich ausgebildeten Geistes. Hierin liegt denn auch der Grund, warum eine Geschlechtsliebe zwischen Geschwistern unmöglich ist, denn ihnen geht grade Dasjenige ab, was die Geschlechtsliebe bedingt, die geistige Unterschiedenheit, und mit Recht wird daher von allen gebildeten Nationen der verliebte Umgang unter Geschwistern als unsittlich und sündhaft betrachtet. Da ursprünglich alle Menschen einen und denselben Geist besitzen, so folgt daraus, daß jeder Einzelne in allen Andern Vorhandensein des ihn selbst belebenden Geistes anerkennen und sie demgemäß behandeln soll, welches Sittengesetz das Christenthum als das Gesetz der Nächsten- oder Bruderliebe bezeichnet. Gott ist endlich der Urquell alles Geistes, und in und durch ihn finden wir Menschen die wahre geistige Vollendung, daher auch Beruhigung und Trost in allen Widerwärtigkeiten des Lebens; denn Alles, was wir Zufall und Schicksal nennen, ist vor Gott freie That des Geistes, und somit ist es die Liebe zu Gott, welche dem Menschen allein wahrer Seligkeit theilhaft machen kann. Die Liebe zu Gott hat mit der Geschlechtsliebe gemein, daß in ihr der unvollkommene Menschengeist ergänzt wird; aber wozu er ergänzt wird, das ist der vollendeten Heiligung durch die Liebe zu Gott, die göttliche Vollkommenheit. Darum ist die Liebe zu Gott um so viel erhabener als die Geschlechtsliebe, wie der göttliche Geist erhabener ist als der menschliche. In der Liebe zu Gott geht indeß schon der Mensch über seine menschliche Natur hinaus, und so wird sie selbst als eine nicht der Machtvollkommenheit des Menschen entsprechende Liebe, sondern als Gnade Gottes oder Liebe Gottes zu den Menschen, der gemäß sich Gott zu dem Menschen herabläßt, um denselben zu sich heraufzuziehen, bezeichnet.

Es wurde gesagt, daß die wahre Liebe nicht ohne Gegenliebe sein könne, wol aber ist die Verliebtheit häufig, ja in der Regel einseitig. Um nun bei dieser die Gegenliebe des Andern zu erwecken, hat man schon im Alterthume auf allerlei künstliche Mittel gesonnen und namentlich glaubte man, daß Liebestränke oder Philtra bereitet werden könnten, durch deren Genuß die geliebte Person unwillkürlich zur Gegenliebe bestimmt würde. Hieran ist nur so viel Wahres, daß es allerdings gewisse Mittel gibt, welche gegenwärtig unter dem Namen Aphrodisiaca begriffen werden, durch welche der Mensch zur Sinnlichkeit aufgeregt wird, — der Verliebte kann durch ein solches Mittel wol zu seinem Zwecke gelangen, niemals aber der wahrhaft Liebende; dieser hat aber auch solcher Mittel nicht nöthig. Die Anwendung dieser Mittel ist verbrecherisch, weil durch dieselben der freie Wille des Menschen gelähmt wird — noch dazu zu einem schändlichen Zwecke.

**Liebeshöfe** (franz. cours d'amour) war ein an den fürstlichen Höfen im Mittelalter gebräuchliches Spiel, in welchem die Damen den Vorsitz führten und die liebenden Ritter und Sänger ebenso mit Worten zu Verherrlichung der Minne (s. d.) und des Frauendienstes kämpften, wie sie zu Ehren der von ihnen angebeteten Frauen auf Turnieren mit den Waffen stritten. Diese Liebeshöfe kamen in der Provence, dem Vaterlande des Minnegesanges, im 12. Jahrh. auf und erlangten das höchste Ansehen unter Karl VI., König von Frankreich und dessen Gemahlin Isabella von Baiern. Vor diesen Liebeshöfen wurden förmliche Processe über Angelegenheiten der Liebe geführt und Urtheilsprüche (franz. arrêts d'amour) erlassen.

**Liebesmahle** oder Agapen nannte man in der ersten Zeit der christl. Kirche gemeinsame Mahlzeiten, zu denen sich die Bekenner des Christenthums vereinigten und welche der Feier des heiligen Abendmahls vorangingen. (Vgl. Abendmahl.) Jetzt halten nur noch die Brüdergemeinen Liebesmahle in ihren Versammlungssälen, bei denen Thee und Weizenbrot, sogenanntes Liebesbrot, genossen und gebetet wird.

**Liechtenstein**, das kleinste souveraine Fürstenthum Deutschlands, liegt zwischen Vorarlberg, Graubündten und St. Gallen, von welchem es durch den Rhein getrennt wird, und umfaßt $2\frac{1}{2}$ □M. mit 6000 Einw. Es ist ein Alpenland, dessen höchste Punkte bis zu 5600 F. aufsteigen. Der Hauptnahrungszweig der Bewohner ist Viehzucht, doch wird auch Getreide, Flachs, Wein und Obst angebaut und Baumwollenspinnerei getrieben. Ein Landvogt und ein Rentmeister verwalten das Fürstenthum und bilden ein Oberamt, von welchem Appellationen an die fürstl. Kanzlei in Wien

Fürsten von L. geboren einem alten, um Östreich vielfach verdienten Geschlechte an, welches sehr bedeutende Besitzungen in den östr. und preuß. Staaten (namentlich die schles. Fürstenthümer Troppau und Jägerndorf) hat, nämlich über 104 □M. mit 350,000 Einw. in 24 Städten, 25 Marktflecken, 756 Dörfern, 46 Schlössern, 11 Klöstern und 164 Meiereien; dieselben gewähren 1,500,000 Gulden Einkünfte. Auch die jüngere Linie, das Karl'sche Majorat, hat ansehnliche Besitzungen, nämlich gegen 60,000 Unterthanen und 300,000 Gulden Einkünfte. Ditmar von L., welcher zu Anfange des 13. Jahrh. lebte, soll ein Abkömmling des berühmten Hauses Este gewesen sein. Des Grafen Hartmann IV. (gest. 1585) Söhne Karl und Gundakar stifteten zwei Linien, welche 1618 und 1623 in den Fürstenstand erhoben wurden und von denen die älteste 1712 ausstarb. Erbe war Anton Florian, Gundakar's Enkel, welcher für sich (1713) und seine Nachkommen (1723) Sitz und Stimme

ruhige, in stetem Gleichgewicht bleibende Hinfließen des Gefühls und die Gleichmäßigkeit in der Gliederung der Gedankenreihe macht seinen Grundcharakter aus und bestimmt seine strophenartige Sangbarkeit. Es unterscheidet sich durch jene Eigenschaften von den andern lyrischen Dichtarten, die ein bewegteres, aufgeregteres Gefühl in springenden und oft sich widersprechenden Gedankenreihen darstellen, wie z. B. die Ode. Das Lied tritt geschichtlich gewöhnlich beim Erwachen eines Volkes zur Poesie auf, selbst wenn die Sprache noch nicht vollständige Geläufigkeit erlangt hat, darum bei allen Völkern, sogar bei denen, die sonst weiter keine Dichtart cultivirten, ja überhaupt noch auf der Stufe der Roheit stehen. Beim Liede macht sich das Musikalische vorzugsweise geltend, weil jenes seiner angegebenen Natur nach auf musikalischen, wiederkehrenden Rhythmen beruht, wodurch die zwar fein nüancirten, im Ganzen aber untereinander nahe verwandten Gedankenwendungen sich ausdrücken. Darum tritt es auch da, wo es noch natürlicher Ausfluß des Gefühls, also wirkliche Naturpoesie ist, in Verbindung mit Musik auf, und behält auch später seine abschnittlich wiederkehrende Melodie, die strophische Gliederung, den Refrain und den Chor. Daher fodert keine Gattung des Lyrischen in ursprünglicheren, naturgemäßeren Gesellschaftszuständen mehr den Charakter der Volksthümlichkeit und selbst in schon künstlicheren noch den der Theilnahme einer Gesammtheit. Des Volksliedes Werth und Bedeutung setzte in

und Erfolg angebaut haben. Die Melodie des Liedes muß der poetisch gegebenen Stimmung entsprechen und leicht faßlich und sangbar sein. Zu den berühmtesten Liedercomponisten gehören Reinhard, Schulz, Himmel, Beethoven, Schubert, Kreutzer u. A.

**Liederspiel** ist eine Gattung von Schauspiel mit Gesang und unterscheidet sich von der Operette dadurch, daß die darin vorkommenden Gesangstücke blos aus Liedern bestehen, welche entweder schon allgemein bekannt, oder vom Tonsetzer doch in der Form des Liedes neu bearbeitet und mit einer der Bestimmung des Liedes entsprechenden einfachen Instrumentalbegleitung versehen sind. Wahrscheinlich haben die Vaudeville's der Franzosen zum Liederspiel Veranlassung gegeben. Reichardt, dieser unerschöpfliche deutsche Liedercomponist, machte den ersten Versuch in dieser Gattung, um den Ungeschmack an bedeutungslosen, halsbrechenden Schwierigkeiten für die Sänger in der Oper zur edlen und rührenden Einfachheit zurückzuführen, mit dem Liederspiele „Liebe und Treue" und brachte ihn im J. 1800 in Berlin aufs Theater. Er fand zwar Beifall, aber keine ausgebreitete Nachfolge, weil sich kurz darauf die deutsche Oper schneller und eigenthümlicher Ausbildung erfreute. Nur Himmels „Fanchon oder das Leiermädchen" fand mit Recht außerordentlichen Beifall und hielt sich lange auf dem Repertoir, weil sie durch interessante Situationen und vortreffliche Lieder sehr anzog. In neuerer Zeit wurden sehr viele Übersetzungen und Nachahmungen komischer Vaudeville's der Franzosen geliefert; doch haben wir auch durch Holtei wieder einige originale Liederspiele der sentimentalen Gattung erhalten.

**Liedertafel** ist der Name mehrer in neuerer Zeit gestifteter geselliger Vereine musikkundiger Männer, die sich zu bestimmten Zeiten an einem dazu geeigneten Orte versammeln, um vier- oder mehrstimmige Gesänge aufzuführen. Ein solcher Liederverein bestand schon 1673 zu Greiffenberg in Hinterpommern und gab auch ein großes Liederwerk heraus. Er fand jedoch erst Nachahmung im J. 1809, in welchem Zelter die erste neuere Liedertafel in Berlin stiftete, welche Bernhard Klein zu Begründung einer zweiten daselbst veranlaßte. Nach dem berliner Vorbilde richteten sich bald die zu Frankfurt a. d. O. und Leipzig ein, und seit 1818 haben viele Nachahmungen derselben in Breslau, Magdeburg u. s. w. stattgefunden.

**Liefland** oder Livland ist ein zu den Ostseeprovinzen des russ. Reichs gehöriges Gouvernement, welches gegen N. an Esthland, gegen O. an Petersburg und Pskow, gegen S. an Witebsk und Kurland, gegen W. an den Meerbusen von Riga grenzt und 720 □M. umfaßt, auf denen 763,000 Einw. leben. Das Land ist im Ganzen eben und wird nur von einigen Hügelketten durchzogen; es ist reich bewässert, wie denn in ihm der Peipus- und Würzsee, sowie viele Sümpfe und Moore liegen, die Düna, Aa und Pernau es durchfließen. Die wichtigsten Producte sind: Getreide, Hülsenfrüchte, Hanf, Salz, Steinkohlen, Schiefer, Sandstein, Wild, Bienen und Fische. Das gesunde Klima ist im Winter kalt, im Sommer dagegen mild. Esthen, Letten und Liven bilden die Hauptmasse der Bevölkerung. Letten und Liven haben sich untermischt, unterscheiden sich aber von den Esthen noch durch Sitten und Kleidung. Deutsche und Russen findet man in den Städten. Die größte Zahl der Bewohner bekennt sich zur Lutherischen Kirche. Das Gouvernement zerfällt in fünf Kreise; Hauptstadt ist Riga (s. d.). Nach ihr sind die wichtigsten Städte: Dorpat (s. d.) und Pernau am rigaischen Meerbusen mit 6500 Einw., welche Handel mit Flachs und Leinsamen treiben. Zu L. werden auch die Inseln Ösel am Eingange des rigaischen Meerbusens mit 31,000 esthischen Bewohnern, 110 □M. umfassend, und die Insel Runde im rigaischen Meerbusen, auf welcher Schweden wohnen, gerechnet. — L. trat erst seit dem 12. Jahrh., wo bremer Kaufleute dorthin kamen und nachher Niederlassungen gründeten, mit dem übrigen Europa in Verbindung. Der Augustinermönch Meinhard kam 1186 nach L., bekehrte die Bewohner zum Christenthume und wurde der erste Bischof des Landes. Indeß gewann die neue Religion erst durch den dritten Bischof Albrecht, welcher 1203 die Stadt Riga erbaute, Festigkeit. Gegen Ende des 13. Jahrh. bemächtigte sich der dän. König Knut IV. des Landes, und in der Folge trat es Dänemark gegen Geld an den deutschen Orden ab, mit welchem sich der vom Bischof 1201 gestiftete Schwertbrüderorden verband. In der Folge zerfiel der Staat der deutschen Ritter und L. wurde 1561 mit Polen verbunden. Schweden und Rußland machten indeß auch Ansprüche auf L. Durch den Frieden von Oliva 1660 kam es an Schweden und wurde mit Esthland vereinigt, durch den nystädtischen Frieden 1721 mit Esthland an Rußland.

**Ligatur** oder Bindung wird in der Musik das genaue Zusammenhängen zweier Töne genannt, das durch [illegible] bezeichnet zu werden pflegt; sowie die Verbindung [illegible] auf derselben Linie stehenden Noten, die als Ein Ton ausgehalten werden sollen, welches durch einen Bogen ⌒ (das Bindungszeichen) angedeutet wird.

**Ligue** oder (span.) Liga bezeichnete früher im Allgemeinen jede Vereinigung der Staaten zu Erreichung gemeinsamer politischer Zwecke, also Dasselbe, was man jetzt durch Allianz ausdrückt. (Vgl. Bündniß.) Vorzugsweise hat man aber einige geschichtlich merkwürdige Bündnisse mit jenem Worte bezeichnet, z. B. die heilige oder katholische Ligue, welche Heinrich von Guise (s. d.) stiftete, und die katholische Ligue, welche im 17. Jahrh. in Deutschland die Aufrechthaltung der katholischen Kirche zum Zweck hatte. (Vgl. dreißigjähriger Krieg.)

**Liguori** (Alfonse Maria da), der Stifter des geistlichen Ordens der Ligoristen oder Redemptoristen, [illegible] 1696 zu Neapel geboren, war anfangs Rechtsgelehrter, [illegible] aber 1722 Priester. Nachdem er sich an die zu Neapel [illegible] richtete Glaubenspropaganda angeschlossen und sich eine [illegible] lang als Missionar mit Unterricht des Landvolks beschäftigt hatte, stiftete er 1732 mit Genehmigung des Papstes in der Einsiedelei Santa-Maria zu Villa-Scala den Orden vom Erlöser (ital. santo redentore), dessen wichtigste Beschäftigung der Volksunterricht sein sollte. Der Orden [illegible] tete sich in Italien, besonders im Königreiche beider Sicilien aus, kam 1811 nach dem schweiz. Canton Freiburg [illegible] in der Folge in die östr. Staaten. Papst Clemens [illegible] hatte L. 1762 zum Bischof von Santa-Agatha-Goti [illegible] nannt, aber 1775 legte dieser in Folge körperlicher Schwäche [illegible]

sein Amt nieder und starb 1787. In der Folge wurde er :n die Zahl der Heiligen aufgenommen.

**Lilie** ist in der Gärtnerei der gemeinschaftliche Name für nehre Gewächse verschiedener Gattung, welche aber alle zwieb-ige oder knollige Wurzeln, schmale lange Blätter, Blumen )hne Kelch, oder mit bloßer Scheide haben, in Gärten als Zierblumen angebaut und durch Zertheilung der Stöcke fort-zepflanzt werden. In diesem weitern Sinne rechnet man dar-unter die Affodilllilie (Hemerocallis), Schwertlilie (Amaryllis, Fritillaria) u. a. m. Im engern Sinne aber versteht man darunter die Pflanzengattung Lilium nach ihren verschiede-nen Arten. Hierzu gehört die Feuerlilie, mit aufrechten, glockenförmigen, orangefarbigen Blüten, in Thüringen und andern Gegenden Deutschlands einheimisch; die weiße Li-ie, weißblühend, sehr wohlriechend, welche aus Syrien her-stammt. Wegen ihrer reinen Weiße wurde sie schon seit dem rühesten Alterthume als Sinnbild der Reinheit und Unschuld gebraucht. Ferner gehören unter die Lilien der scharlach-othe Türkenbund mit herabhängenden Blumen und zu-rückgerollten Blumenblättern, in Persien und Kärnten ein-heimisch, sowie der gemeine Türkenbund, von gleicher Gestalt, aber mit fleischfarbigen, braunroth punktirten Blumen-blättern, welcher sich in den deutschen Bergwäldern findet; ie Tigerlilie mit warzig gefleckten, rothen Blumen, aus China stammend, u. a. m. Alle Lilien lieben einen mäßig feuch-en, locker und tief gegrabenen, fetten Sandboden und gedei-en am besten im freien Lande. Man verpflanzt die Zwiebeln lle 3—4 Jahre im Sept. und Oct. in frisch zubereiteten Boden, nachdem man sie von der Brut befreit hat, je nach )rer Größe 3—6 Zoll tief und 10—16 Zoll voneinander; ie kleinen Ansetzlinge dagegen nur 1—2 Zoll tief und 1—3 ;oll voneinander. Gegen Frost müssen sie bedeckt werden, der man durchwintert sie auch in Töpfen. Blätter und Blumenblätter von der weißen Lilie dienen, etwas gequetscht, ım Heilen von Wunden; auch gibt das Digeriren der fri-hen Blumenblätter der weißen Lilie mit reinem Baumöl as sogenannte Lilienöl, welches als heilendes Mittel bei Brandschäden populairen Werth hat. Ebenso zieht man ıch über frische vom Stengel abgeschnittene Blüten der wei-en Lilie Branntwein ab und nennt das Destillirte Lilienwas-r; gewinnt auch durch Zerstoßen der Blüten der ganz blauen ris oder Schwertlilie in einem messingenen Mörser, indem an etwas gestoßenen Alaun hinzuthut, den Saft durch ein ıch drückt und gelind eintrocknen läßt, das sogenannte Li-engrün. Von den Lilien kommt auch der Ausdruck Li-aceen, welcher die natürliche Pflanzenfamilie bezeichnet, e sich durch Abwesenheit der Blumenscheide vor andern Blumen charakterisirt. — Die Lilie ist auch in die Heral-k (s. d.) als Symbol aufgenommen. Sie wird hier durch ne Figur dargestellt, welche nach oben aus einer aufrecht-ehenden, lanzettförmigen Spitze, mit an beiden Seiten ähn-hen, nur abwärts gekrümmten Blättern, nach unten zu s gleicher, nur kleinerer Spitze, aber mit zwei aufrecht ste-nden verhältnißmäßigen Blättern zur Seite besteht, welche ide einander entgegenstehenden Theile in der Mitte durch n Band verbunden sind. Die Entstehung dieser Figur lei-t man von der Nachahmung der Iris, jedoch auch von r einer Hellebardenspitze her. Die Könige von Frankreich nahmen sie in ihr Wappen auf und ihr Gebrauch datirt sich von dem Jahre 1179 unter Ludwig VII.; der beständige Gebrauch der drei Lilien im franz. Wappen aber beginnt erst mit Karl VI.

**Lilliput** ist in einigen satyrischen Schriften, z. B. in Swifts „Gulliver's Reisen", Holberg's „Nil Klim" und Andern, der Name eines sich durch Kleinheit und Kleinlichkeit auszeichnenden Ländchens, dessen Bewohner, Lilliputer oder Lilliputaner, als Menschen von Daumengröße geschildert werden, und in denen die kleinliche Wichtigthuerei, das Gernegroßsein, die eingebildete Größe und Überschätzung personificirt sind.

**Linde** ist eine Baumgattung, welche zu den Laubhölzern gehört, und zur Zierde freier Plätze, zu schattigen Alleen, in Parks u. s. w. angepflanzt wird, sich aber auch in einigen Gegenden des nördl. Europas und Nordamerikas als große Waldung findet. Die Sommerlinde ist die bekannteste und verbreitetste Art davon, die in ganz Nord-Europa, besonders in Rußland, wo sie ganze Wälder bildet, einheimisch ist. Sie hat, erwachsen, einen starken Stamm, starke, sich weit ausbreitende Äste, und bildet eine dickbelaubte Krone. Ihre Wurzeln sind stark, die Pfahlwurzel geht tief ein und die Seitenwurzeln erstrecken sich weit rund umher. Die Rinde ist bei jungen Linden bräunlichgrau und ziemlich glatt, in späterem Alter schwarzgrau, dick und rissig; das Holz sehr weiß, weich, leicht, fein- und dichtfaserig und dem Wurmfraß nicht leicht unterworfen. Die herzförmigen, zugespitzten, sägenartig gezähnten Blätter sind auf der Oberfläche dunkelgrün glänzend, auf der untern mattgrün rauh; die schwefelgelben Blüthen, welche im Juni und Juli zu je sechs auf einem Stiel erscheinen, werden zu einer bräunlichen Kapsel mit 4—5 Fächern, worin der Same enthalten ist. Die Linde wächst fast in jedem Boden, weniger in feuchtem oder kalkartigem, am besten in lehmigem, trocknem und etwas fettem. Man zieht sie lieber aus Ablegern als aus Samen, obschon die letztern höhere Stämme geben. Bis 12 Fuß hoch läßt sie sich noch verpflanzen, bedarf 40—50 Jahre zum Auswachsen und wird mehre hundert Jahre alt, unter günstigen Verhältnissen vielleicht tausend. So befindet sich z. B. bei Neustadt am Flusse Kocher in Würtemberg eine Linde, deren Stamm über 27 Fuß im Umfange hat, und deren Äste mehr als 100 Stützen zum Aufrechterhalten bedürfen. Eine andere uralte Linde gibt es in Baiern, welche 45 Fuß Umfang und 60 Fuß Höhe hat. Das Lindenholz hat für die Feuerung nur wenig Werth; dagegen ist es ein gutes Nutzholz, da es sich nicht leicht wirft und zu feinern Sachen, z. B. zu Reißbretern, Linealen und dergl., wegen seiner Leichtigkeit zu Holzschuhen u. s. w. und wegen seiner Weichheit zu Schnitzarbeiten, besonders zu den nürnberger Spielwaaren vor andern Hölzern den Vorzug verdient. Die Lindenkohlen werden ihrer Feinheit wegen zum Zeichnen, zu Zahn- und Schießpulver und zur Bereitung von Räucherkerzen verbraucht. Aus der obern harten Rinde werden in Rußland Schachteln und Wagenkörbe, aus dem Baste ebendaselbst und in Frankreich Decken, Matten und Seile bereitet. Das Lindenlaub gibt ein gutes Viehfutter. Die Lindenblüten werden von den Bienen gesucht, und



Digitized by Google

dienen frisch auch als Hitze lindernder Thee. Das **Lindenblütwasser** wird als Beimischung zu andern Arzneien benutzt, und aus dem **Samen** läßt sich ein dem Mandelöle ähnliches Öl pressen. Besonders für Rußland ist die Linde von außerordentlicher Wichtigkeit, in dessen mittleren Gegenden, nördl. bis in die Nähe von Petersburg, südl. fast bis ans schwarze Meer, östl. bis Sibirien, sie, bald als Hochwald, bald als Buschholz, wie bei uns Weiden und Erlen, große Landstrecken bedeckt. Das Holz wird zu den meisten Hausgeräthschaften für den gemeinen Mann, als Löffel, Schüsseln u. s. w. verarbeitet. Auf mannichfache Art wird besonders auch der **Bast** (s. d.) verarbeitet. Nebenarten der Linden sind: die **Winter-** oder **Steinlinde**, welche sich durch kleinere Blätter und Frucht und durch die spätere Entwickelung derselben von jener unterscheidet. Sie wird von Vielen für die eigentliche, ursprüngliche Linde gehalten. Die **weiße** Linde in Ungarn und Nordamerika hat Blätter, deren Unterfläche mit einem weißen Filze überzogen sind. Die **schwarze** Linde in Virginien und Canada hat fast schwarze Rinde und sehr große Blätter und Blüten. Die **Bastardlinde** endlich, eine Bastardart von der Sommer- und Winterlinde, macht einen hohen, schönen, mit dichter Krone besetzten Schaft, hat sehr große, feine Blätter und Blüten, und wird ihres gleichen Wuchses wegen besonders vom Schreiner und Holzschneider geschätzt.

**Lindwurm** oder **Lindbrache** (s. **Drache**), ist ein erdichtetes, fabelhaftes Ungeheuer, welches in den alten Rittergeschichten eine Hauptrolle spielt, wie der Drache selbst, der Vogel Greif und andere dergl. Sein Name kommt daher, weil er als große vierbeinige geflügelte Schlange, die die Alten einen Wurm nannten, dargestellt wird. Die Nebenbezeichnung **lind** aber, welches so viel als glatt, schlüpfrig bedeutete, soll das amphibienartige, scheußliche Aussehen ausdrücken. Bei früheren christlichen Dichtern ist der Lindwurm der personificirte Teufel, weshalb er auch von mehren Heiligen, z. B. vom St.-Georg, als erlegt dargestellt wird.

**Linie** heißt in der Geometrie die Raumgröße, welche nur Eine Dimension hat, welche **Länge** genannt wird. Nicht zu verwechseln ist mit der Linie der **Strich**, welcher in Wahrheit ein Körper ist, aber ein solcher, der wegen der bei ihm vorherrschenden Einen Dimension als Zeichen für die Linie gebraucht wird. Die Linie kommt für sich nicht vor, sondern nur am Körper als **Kante**. In der höhern Geometrie betrachtet man die Linie als den **Durchschnitt** zweier Flächen; in der niedern Geometrie pflegt man die Linie wol als entstanden durch die Bewegung eines Punktes zu bezeichnen. Man unterscheidet **gerade** Linien und **krumme** Linien oder **Curven**. Jene (Linien der ersten Ordnung) haben in ihren Punkten dieselbe Richtung, diese (Linien der zweiten oder noch höhern Ordnungen) nicht. Die sogenannten **gebrochenen** Linien sind nichts Anderes als Zusammenstellungen gerader Linien. Begrenzt wird die Linie durch den Punkt, sowie sie selbst zur Begrenzung der Fläche dient. — **Linie** nennt man auch in der Schifferſprache den Äquator, bei Maßbestimmungen den zwölften Theil eines Zolls, in der Kriegskunst eine Schlachtordnung von Soldaten oder Schiffen (daher **Linientruppen** und **Linienschiffe**), in der Befestigungskunst eine Reihe bildende Befestigungen, die zuweilen meilenweit fortgehen, endlich in der Genealogie eine Reihe von einander abstammender Personen.

**Linienschiffe** heißen die größten **Kriegsschiffe**, welche zum Kampfe in der Linie bestimmt sind, daher den Kern der Kriegsflotten ausmachen, aber auch zur Bedeckung von Kauffahrern und Transportschiffen diesen mitgegeben werden.

Man theilt sie wieder nach ihrer Größe und der mit dies[…] zusammenhängenden Anzahl von Kanonen, welche sie [an] Bord führen, in sechs Classen ein. Die Linienschiffe e[rster] Classe führen 100 und mehr Kanonen und 850 Mann, [un]ter denen 160 eigentliche Seesoldaten. Zur zweiten C[lasse] gehören Schiffe mit 90—100 Kanonen und 650 M[ann] u. s. w. Schiffe von weniger als 60 Kanonen heißen [nicht] mehr Kriegsschiffe, sondern Fregatten u. s. w.

**Linné** (Karl von), einer der berühmtesten Naturfor[scher], besonders Botaniker des vorigen Jahrh., wurde 1707 [zu] Röshult (Råshüllt), einem Dorfe im Småland, gebo[ren], wo sein Vater Landprediger war, und von diesem [dem] geistlichen Stande bestimmt. Da der Vater neben se[inem] Berufe leidenschaftlich Botanik trieb, so pflanzte sich [in] dem Knaben sehr früh eine vorzugsweise Neigung für [die]

ſenſchaft ein, weshalb er auch während ſeines Beſuchs Stadtſchule zu Weriö, vom 10.—17. Jahre ſeines :rs, wenig Liebe zu andern Studien, namentlich den ıchlichen, zeigte und ſich lieber mit Aufſuchen von Pflan- beſchäftigte. Sein Vater ſah hierin aber nur einen Beweis

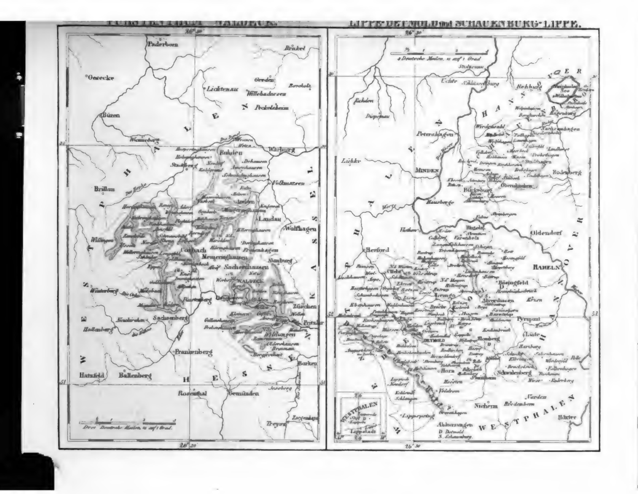
er Untauglichkeit des Sohnes zum Studiren und gab ihn aher zu einem Schuhmacher in die Lehre. Nur der Arzt Rothmann zu Weriö, der den jungen L. beobachtet und in einem Streben erkannt hatte, vermochte den Vater, jenen einer Neigung zu überlaſſen, und lieh ihm Bücher für die- en Zweck. Zwei Jahre benutzte L. ſo die Bibliothek in Weriö und den Rath ſeines Gönners, dann begab er ſich 1727 nach Lund, um dort die Arzneikunde und die Natur- viſſenſchaften zu ſtudiren, weil er nur dadurch Ausſicht auf eine Verſorgung gewann, die ihm das Studium der Bota- ɑik allein nicht gewähren konnte. Hier nahm ſich ſeiner beſonders der Arzt Stobäus an, unterſtützte ihn möglichſt, ja rettete ihm einſt das Leben, als er auf einer botaniſchen Wanderung von einem in Schweden einheimiſchen giftigen Gewürme, der ſogenannten Höllenfurie, geſtochen worden war. Bei einem Beſuch im botaniſchen Garten zu Upſala lernte ihn der als Botaniker berühmte Olof Celſius kennen, dem er ſofort bei der Bearbeitung des Werks über die bi- bliſchen Pflanzen behülflich ſein mußte. Obſchon mit äu- ßerſter Dürftigkeit kämpfend, machte L. doch ſolche Fort- ſchritte, daß ihm Rudbeck die Aufſicht über den botaniſchen Garten anvertraute. Hier kam er auf die Idee, daß wol auf das genaue Verhältniß der Geſchlechtstheile der Pflan- zen zueinander ein neues Lehrgebäude der Botanik zu grün- den ſei, welches durch ſeine ſtete Beziehung auf Einen feſten Haltpunkt, durch die Folgerichtigkeit ſeiner Verbin- dung und durch die größere Annäherung als früher an ein geſondertes natürliches Syſtem ſich vor allen beſtehenden als das vorzüglichſte bewährte. Dieſe Gedanken theilte er in einem Aufſatze dem Olof Rudbeck mit, der ihm in Folge deſſelben auftrug, an ſeiner Statt im botaniſchen Garten die Pflanzen zu demonſtriren. Im J. 1732 unternahm L. mit höchſt geringen Mitteln die ſehr beſchwerliche Reiſe von mehr als 800 M. nach Lappland, und theilte die Frucht ſeines ſechsmonatlichen Aufenthalts daſelbſt im J. 1735 in ſeiner „Flora lapponica“ (Kunde der Pflanzen in Lappland) in zwei Bänden mit, worin er zuerſt die Pflanzen nach der Anzahl der männlichen Geſchlechtstheile (Staubfäden) und ihrem Verhältniſſe unter ſich und zu dem weiblichen (Piſtill) ordnete. Noch ohne akademiſche Würde und ohne Gehalt, unternahm L. mit mehren Anderen auch eine mi- neralogiſche Reiſe nach Lappland, hielt nach ſeiner Zurück- kunft den Zöglingen des Bergweſens in Falun Vorleſungen über Mineralogie und Hüttenweſen, wurde in Harderwyk Doctor der Medicin und begab ſich dann nach Leyden, wo er mit Boerhaave und Gronov in freundſchaftlichen Um- gang trat, und zuerſt ſein „Systema naturae seu regna tria naturae systematice proposita per classes, ordines, genera et species“ (Syſtem der Natur, oder die drei Reiche der Na- tur, ſyſtematiſch geordnet nach Claſſen, Ordnungen, Ge- ſchlechtern und Arten) herausgab, welches die Grundlage ſeines ganzen Syſtems enthält. In Amſterdam unterſtützte er hierauf Burmann bei der Herausgabe eines naturhiſto- riſchen Werks und wurde dann auf deſſen und Boerhaave's Empfehlung bei Clifford, einem reichen Oberaufſeher der oſtind. Handelsgeſellſchaft, als Hausarzt und Aufſeher über deſſen Garten bei Harlem angeſtellt. Hier ſchrieb er 1736 die „Fundamenta botanica“ (Grundzüge der Botanik), die „Bibliotheca botanica“ und 1737 das berühmte Werk, die Beſchreibung des Clifford'ſchen Gartens in Hartecamp. In „Genera plantarum“ (die Geſchlechter der Pflanzen) beſtimmte L. 935 Gattungen nach allen ihren Kennzeichen und gab in ſeinen „classes plantarum“ (Claſſen der Pflanzen) eine Zu- ſammenſtellung aller bis dahin bekannt gewordenen Syſteme. In den zwei Jahren ſeines Aufenthalts zu Hartecamp lie- ferte er neun Werke. Nach einer Reiſe nach England trug ihm Adr. van Royen in Leyden auf, den daſigen Garten nach dem Sexualſyſtem zu ordnen. L. lehnte dies aber ab und arbeitete ein Syſtem für Jenen aus, das eine Art na- türlichen Syſtems iſt, deſſen Hauptnorm die Zahl der Sa- menlappen abgibt, aber wenig Halt hat. Im J. 1738 ging L. nach Paris, um die franz. Botaniker kennen zu lernen, und von da nach Stockholm. Hier, erſt wenig be- achtet, wurde er durch ſeine glückliche Behandlung der Bruſt- ſchwäche bei Hofe bekannt; die Königin Ulrike nahm ihn zu ihrem Arzt an und bald folgten ihr die vornehmſten und reichſten Kranken. Er ward Arzt bei der Admiralität und 1739 königl. Botaniker. Als 1741 der Reichstag beſchloſ- ſen hatte, Schweden in naturhiſtoriſcher Beziehung bereiſen zu laſſen, wurde L. zum Haupte der Reiſegeſellſchaft ge- wählt. Die Beſchreibung dieſer Reiſe erſchien 1745 (deutſch Halle 1763). Gern nahm L. einen Ruf nach Upſala an, wo er 1742 zum Profeſſor der Botanik ernannt wurde. Hier ſorgte er vorzüglich für die Einrichtung und Verbeſſe- rung des botaniſchen Gartens, von dem er 1748 eine Be- ſchreibung lieferte. Einförmig lebend, bereiſte er doch Weſt- gothland und Schonen, ließ ſeiner „Flora suecica“ (ſchwe- diſche Pflanzenwelt) 1745 die „Fauna suecica“ (ſchwediſche Thierwelt) 1746 folgen und verfaßte nacheinander gegen

Digitized by Google

200 akademische und andere Schriften und sehr viele Abhandlungen für die gelehrten Gesellschaften, deren Mitglied er war. Im J. 1747 wurde er zum Leibarzt des Königs, 1753 zum Ritter des Nordsterns ernannt und 1757 in den Adelstand erhoben. Sich mehr und mehr den akademischen Geschäften entziehend, bat er 1772 sogar um seine Entlassung, die ihm aber verweigert wurde. Im J. 1774 traf ihn ein Schlagfluß, der 1776 wiederkehrte, worauf er, schwach an Körper und Geist, seinen Stellen entsagte. Doch erhielt er doppelten Jahrgehalt und zwei Güter für sich und seine Kinder und starb 1778 am 10. Jan. an völliger Entkräftung. Sein Pflanzensystem, das er in seinem Hauptwerke: „Species plantarum" (die Arten der Pflanzen) (2 Bde. Stockh. 1753; neueste Aufl. von Willdenow, 5 Bde., 1797—1800 und Bd. 6 von Link, Berl. 1825) und in der „Philosophia botanica" (Stockh. 1751; 4. Aufl. von Sprengel 1809) am scharfsinnigsten und gründlichsten entwickelte, behauptet, trotz neuern, tiefern und vollkommenern, doch als künstliches immer noch seinen Werth, weil es da, wo die Natur ihm ausweicht, die Lücken nicht verhehlt, vielmehr vor irrigen Folgerungen warnt und doch mehr als jedes andere den Vortheil eines wohlgeordneten Repertoriums gewährt. L. verbindet in seiner wissenschaftlichen Darstellung mit dem außerordentlichsten Scharfsinne der Forschung so viel Sinn für Klarheit und Richtigkeit der Begriffe und so viel Anschauungstalent und Witz, daß sie nie in blos systematische Trockenheit ausartet. Ihm zu Ehren ließ König Karl XIV. 1819 eine Schule in seinem Geburtsorte errichten und seine Bildsäule wurde in seinem Garten zu Upsala aufgestellt. L.'s „Eigenhändige Aufzeichnungen über sich selbst, mit Anmerkungen und Zusätzen von Afzelius" sind aus dem Schwed. übersetzt von Karl Lappe (Berl. 1826); vergl. Fee's „Vie de Linné" (Par. 1833).

**Linse** ist eine Pflanzengattung, welche man unter die Feldfrüchte rechnet. Die gemeine Linse stammt aus Frankreich und dem Walliserlande. Die dünne, jährige Wurzel treibt 1—2 Fuß lange, schwache, niederliegende, an andere Pflanzen sich leicht anhängende Stengel mit mehren Zweigen, an denen die gefiederten Blätter wechselweise stehen. Aus den Blattwinkeln kommen je 2—3 weißliche Blüten an einem Stielchen, die sich zu Samenhüllen, Schoten, entwickeln, welche zwei runde, breitgedrückte Samenkörner enthalten. Um dieselben in Masse zu gewinnen, werden die Linsen bei uns auf dem Felde angebaut, wozu ein mehr sandiger, doch kräftiger Boden erfoderlich ist. Da sie die Nachtfröste nicht vertragen, so werden sie später als die Erbsen und Wicken gesäet, in der Mitte Aprils. Bei der Ernte, in der Mitte Augusts, muß man darauf sehen, daß sie nicht allzureif werden, weil sonst die Schötchen leicht aufspringen, und dann ein starker Ausfall stattfindet. Gewöhnlich werden die beiden Abarten: die große Gartenlinse (auch PfennigLinse) und die gemeine Feldlinse cultivirt. Erstere ist größer und mehlreicher als letztere, aber weniger wohlschmeckend. Das Linsenstroh dient als gutes Futter für Rindvieh und Schafe, besonders für Kälber und Lämmer; auch mischt man beim Säen Linsen und Wicken zu grünem und dürrem Futter für Melkvieh. Die Linsen geben gekocht eine sehr nahrhafte Speise, ja sie enthalten unter den Hülsenfrüchten, wie diese vor anderen Gemüsearten, den meisten Nahrungsstoff, und erfodern daher eine sehr gute Verdauungskraft. Im Archipelagus sind sie das Hauptlebensmittel der Einwohner. Ehemals brauchte man auch das Linsenmehl in Apotheken. Auch werden die Linsen noch häufig zur Mästung von Schweinen benutzt.

**Linsen** oder Linsengläser nennt man die zur Herstellung verschiedener wichtiger optischer Instrumente, als namentlich der Brillen, Mikroskope und Fernröhre dienenden kleinen Glastafeln, deren eine oder deren beide Oberflächen so geschliffen sind, daß sie Theile einer bestimmten Kugelfläche bilden. Man sagt, ein Glas sei nach einem gewissen Halbmesser geschliffen, wenn seine rundliche Fläche nach allen Richtungen gleichmäßig fortgesetzt, die Oberfläche einer Kugel gibt, deren Halbmesser die angegebene Größe hat. Ebene Flächen bei Linsen heißen plan, ausgebogene — erhaben oder convex, eingebogene — hohl oder concav. Hiernach werden nun verschiedene Arten der Linsen unterschieden, die in ihren Wirkungen auf das Licht sehr von einander abweichen. Die nachstehende Zeichnung zeigt die verschiedenen Linsen, wie sie sich darstellen, wenn man sie sich mittendurch senkrecht auf ihren Flächen zerschnitten vorstellt. A ist eine biconvexe oder zweimal erhabene, B eine planconvexe oder eben=erhabene, C eine concav=convexe oder erhaben=hohle, auch Meniskus genannt, D eine biconvexe oder doppelthohle, E eine planconcave oder eben=hohle, F eine convex=concave oder erhaben=hohle Linse. C und F unterscheiden sich nur dadurch, daß die concave Fläche bei C nach einem größern, bei F nach einem kleinern Halbmesser geschliffen ist als die convexe. Nach ihren Wirkungen und ihrer Gestalt faßt man die drei ersten der angegebenen Linsen, welche in der Mitte dicker sind als an den Rändern, unter dem Namen der convexen Linsen oder Sammlungslinsen, die drei letzten, bei welchen die Mitte dünner als die Ränder sind, unter dem Namen der concaven Linsen oder Zerstreuungslinsen zusammen. Es bewirken nämlich die convexen Linsen, daß die durch dieselben hindurchgehenden Lichtstrahlen in Folge der zweimal stattfindenden Brechung (s. Licht) stärker convergirend gemacht werden, oder, was Dasselbe, daß die in paralleler Richtung auf sie fallenden Strahlen in einem hinter der Linse liegenden Punkte, welcher der Brennpunkt oder der Focus heißt, sich sammele, während die concaven Linsen die auf sie fallenden Strahlen stärker divergirend machen, oder, was Dasselbe, bewirken, daß die parallel auf sie fallenden Strahlen, nachdem sie das Glas durchdrungen haben, so auseinanderfahren, als ob sie sinnlich in geradlinigen oder verschiedenen Richtungen von einem vor der Linse liegenden Punkte, dem sogenannten Zerstreuungspunkte, ausgegangen wären. Die Entfernung des Brennpunkts von der Linse bei den Sammlungsgläsern, die Focaldistanz oder Brennweite, sowie die Entfernung des Zerstreuungspunkts von der Linse bei den Zerstreuungsgläsern hängt von der größern oder geringern Krümmung der Flächen der Linsen ab. Bei sämmtlichen Linsengläsern heißt die gerade Linie, welche durch



LIPPE-DETMOLD und SCHAUENBURG-LIPPE.
Paderborn
Brakel
Geseke
Lichtenau
Büren
Wünnenberg
Brilon
Warburg
Volkmarsen
Landau
Wolfhagen
Korbach
Mengeringhausen
Sachsenhausen
Naumburg
WALDECK
Winterberg
Medebach
Sachsenberg
Hallenberg
Frankenberg
Wildungen
Fritzlar
Züschen
Borken
Hatzfeld
Battenberg
Rosenthal
Gemünden
Treysa
H E S S E N
W E S T P H A L E N
Drei Deutsche Meilen, 15 auf 1 Grad.
2 Deutsche Meilen, 15 auf 1 Grad
Uchte
Rehburg
Petershagen
Lübbecke
MINDEN
Bückeburg
Obernkirchen
Rodenberg
Sachsenhagen
Stadthagen
Hausberge
Herford
Oldendorf
HAMELN
Vlotho
Lemgo
DETMOLD
Horn
Blomberg
Barntrup
Pyrmont
Lüde
Schwalenberg
Nieheim
Höxter
Bösingfeld
Aerzen
Lippstadt
WESTPHALEN
D Detmold
S. Schaumburg.
H A N N O V E R

3,500 Einw., welche zum Theil mit Fabrikation beschäftigt sind. Besonders ansehnlich ist die kaiserl. Wollenzeuch- und Teppichmanufactur, welche mehre tausend Menschen beschäftigt und namentlich vortreffliche Fußteppiche liefert. L. ist der Sitz eines Bischofs, der Landesregierung und des Kreisamts für den Mühlkreis. Ausgezeichnete Gebäude sind der große Dom und das schöne Landhaus. Unter den verschiedenen Bildungsanstalten zeichnen sich das Lyceum, welches 1674 von Leopold I. gegründet worden ist, eine Taubstummen- und eine Blindenlehranstalt aus. Die seit 1832 von L. nach Budweis führende Eisenbahn hat zur Belebung des Handels gedient. L. ist mit 23 auf dem linken und neun auf dem rechten Ufer der Donau liegenden *Maximilianischen Thürmen* (s. d.) befestigt.

**Liparische Inseln**, im Alterthume *äolische Inseln*, heißt eine Gruppe von 11 kleinen, nördl. von Sicilien im Mittelmeere liegenden, von etwa 180,000 Menschen bewohnten Inseln, welche zum Königreiche beider Sicilien gehören. Ihre Namen sind: Lipari, Volcano, Salini, Felicudi, Alicudi, Liscabianca, Escarara, Pannaria, Basilazzo, Attalo und Stromboli. Sie sind sämmtlich vulkanischen Ursprungs, namentlich haben Volcano und Stromboli feuerspeiende Berge. Alle sind sehr fruchtbar und bringen besonders Wein, Oel, Südfrüchte und Baumwolle hervor. Am größten ist *Lipari* mit 15,000 Einw. auf 5 □M. und der gleichnamigen Hauptstadt auf der Südostseite. In der Stadt leben 13,500

in den Thälern ist das Land fruchtbar. Die wichtigsten Producte sind: Getreide, Hülsenfrüchte, Flachs, Rübsamen, Hanf, Holz, Pferde, Rindvieh, Schafe, Schweine, Ziegen, Bienen, Geflügel, Fische, Salz, Gyps, Kalk, Eisen, Marmor. Der Handel mit Holz, Garn, Leinwand und Mastvieh, Spinnerei und Leinwandweberei sind die Haupterwerbszweige. Ein Theil der jungen Leute pflegt während der Sommermonate nach Oldenburg und Ostfriesland zu wandern, um hier in den Ziegelbrennereien zu arbeiten. Der Fürst und die meisten Einwohner bekennen sich zur reformirten Kirche. Die 1819 von der Fürstin Pauline, als Vormünderin ihres Sohnes *Leopold* (s. d.), erlassene liberale Verfassung konnte nicht in Ausführung kommen, weil die alten Landstände und die Fürsten von Lippe-Schaumburg dagegen beim Bundestage protestirten. Lippe-Detmold hat 700,000 Gulden Schulden und etwa 490,000 Gulden Staatseinkünfte, als Mitglied des deutschen Bundes Antheil an der 16. Stelle, in der weitern Versammlung eine eigne Stimme und stellt 69 M. Contingent. Haupt- und Residenzstadt ist *Detmold* an der Werra mit 3500 Einw., die Leinweberei, Gerberei und etwas Handel treiben. Die Stadt hat ein festes Schloß und in der Nähe Marmor- und Gypsbrüche. Lemgo mit 3800 Einw. hat ein Schloß, ein adeliges Stift, drei Kirchen, ein Gymnasium und Tuch-, Leinwand- und Meerschaumkopffabriken. Die Stadt Lippstadt mit 3251 Einw. gehört nur zum Theil dem Fürsten von Lippe-Detmold, übrigens zu Preußen. Im Fürstenthume Lippe-Detmold liegt

erwerbszweige; Korn, Wolle, Holz, Steinkohlen und Garn werden ausgeführt. Seit 1816 hat das Land eine ständische Verfassung. Schaumburg-Lippe hat als deutscher Bundesstaat Theil an der 16. Stelle des engern Raths und in weiterer eine eigne Stelle und stellt ein Bundescontingent von 240 M. Die Staatseinkünfte des schuldenfreien Landes werden auf 215,000 Gulden berechnet, welche größtentheils aus Domainen kommen. Haupt- und Residenzstadt ist **Bückeburg** an der Aue mit 4200 Einw., welche Leinweberei und Landwirthschaft treiben. Die Stadt ist gut gebaut und hat ein Schloß und ein Waisenhaus. Bei Stadthausen, einem Städtchen mit 1500 Einw., einem Schlosse, einem Waisenhause, einer lat. Schule und einem Gesundbrunnen, liegen Steinkohlengruben und Sandsteinbrüche. In dem steinhuder Meere liegt auf einer Insel die kleine Festung Wilhelmsstein, welche zur Aufbewahrung von Gefangenen benutzt wird.

**Lips Tullian**, auch Philipp Mengstein, Elias Erasmus Schönknecht und der Wachtmeister genannt, war einer der berüchtigtsten Raubmörder. Er wurde zu Strasburg 1675 geboren und war der Sohn eines Offiziers unter den lothringischen Truppen, der an einer bei der Belagerung von Wien erhaltenen Wunde starb. L. T. nahm zeitig Kriegsdienste, trat später in ein kaiserliches Dragonerregiment in den Niederlanden, und wurde wegen guter Aufführung Wachtmeister. Weil er in einem Duell einen Kameraden tödtlich verwundet hatte, flüchtete er sich 1702 nach Prag, gerieth hier unter eine Diebsbande, verübte mehre Kirchendiebstähle, und wendete sich mit seinen Genossen nach Dresden. Hier kam er noch im nämlichen Jahre nach bedeutendem Diebstahle in Untersuchung, hielt die schärfste Tortur aus, ohne zu gestehen, und wurde zu lebenslänglichem Festungsbau verdammt. Nach wenigen Tagen jedoch schon brach er mit sieben andern Gefangenen durch, entkam glücklich und wurde von jenen zum Anführer gewählt. Körperkraft, Scharfblick, Waghalsigkeit und Geistesgegenwart eigneten ihn zum gefürchteten Stifter und Befehlshaber einer vorzüglich Sachsen beunruhigenden großen Diebsbande. Aufs neue 1705 in Leipzig ergriffen, wurde er zu lebenslänglichem Zuchthaus verurtheilt; 1710 machte er sich wieder frei, indem er glücklich durchbrach, und raubte in Verbindung mit neuen Genossen nach wie vor. Im Begriff, sich nach Frankreich zu wenden, aber wegen mangelnden Passes in Freiberg angehalten, berief sich L. T. auf einen Bekannten daselbst, fing mit dem ihn dahin begleitenden wachthabenden Bürger Händel an, und erstach diesen. Sogleich arretirt, leugnete er diesen Mord als absichtlichen, überstand die Tortur und wurde 1711 wieder zu lebenslänglicher Baustrafe nach Dresden abgeliefert. Hier zettelte er eine Verschwörung an, die 1714 entdeckt wurde. Vier Wochen lang belud man ihn mit furchtbaren Ketten, ohne daß man etwas aus ihm herausbrachte; ja man mußte ihn, um ihn nicht zu tödten, wieder losschließen. Nun ließ ihn der Commandant geflissentlich ein Jahr lang mit einem auswärtigen Mitgliede seiner Bande, mit dem sich jener in Verbindung zu setzen gewußt hatte, Correspondenz führen, die immer durch jenes Hände ging. Als endlich L. T. mit dem Correspondenten confrontirt wurde, leugneten Beide standhaft, selbst unter der Tortur. Nur durch Milde, Schonung und Überredung brachte man endlich L. T. zu einem freien Geständniß seiner vielen Kirchenräubereien und einiger Mordthaten, worauf er 1715 zu Dresden mit dem Schwerte hingerichtet und sein Körper auf das Rad geflochten wurde.

**Lissabon** oder Lisboa, die Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Portugal, liegt am rechten Ufer des Tejo, unfern von der Mündung desselben in den atlantischen Ocean in einer wunderbar schönen Gegend und zählt 260,000 Einw. Den schönsten Anblick gewährt die Stadt von der Seeseite. Mit Einschluß der zu ihr gehörigen Dörfer Junqueira, Belem und Alcantara hat sie an dem 1½ M. breiten Strome eine Länge von mehr als einer Meile und erhebt sich auf drei größern und mehren kleinern Bergen amphitheatralisch, umkränzt von Gärten und Landhäusern, während die wilden zackigen Gipfel des Gebirges von Cintra den Hintergrund bilden. Das Innere der Stadt ist dagegen unschön, die Straßen sind uneben, eng, finster und unregelmäßig und nur der westl. Theil, Mejo genannt, welcher durch das große Erdbeben am 1. Nov. 1755 fast ganz zerstört wurde, hat mehre schöne Plätze, sowie gerade und regelmäßige Straßen mit gutgebauten Häusern. Am Tejo hin gehen die schönsten Straßen, namentlich die Rua do Oro, da Prata und Augusta. Der Praça do commercio (Handelsplatz) am Ufer des Tejo und Landungsplatz des Hafens, 615 Schritte lang und 550 breit, ist auf drei Seiten von stattlichen Gebäuden eingeschlossen und öffnet sich mit der vierten gegen den Fluß zu. Von dieser Seite zeigt ihn die umstehende Abbildung. In der Mitte desselben steht die bronzene Bildsäule des Königs Joseph I. Auf diesem Platze stand ehemals der königl. Palast. Schöne, breite und gerade Straßen verbinden diesen Platz mit dem Rocio, welcher ein 1800 F. langes und 1400 F. breites Viereck bildet, in welches zehn Straßen münden. Die eine Seite nimmt der Inquisitionspalast ein. Auf diesem Platze wurden einst die berüchtigten Autos da Fé gehalten. Unter den Gebäuden sind auszuzeichnen die königl. Paläste Ajouda in Belem, Bemposta und Necessidades, von denen namentlich der erste eines der herrlichsten Gebäude ist, das Marinearsenal, das Arsenal für die Landarmee, das Haus für die ital. Oper, das schon erwähnte Inquisitionsgebäude; am Handelsplatze die Börse, das Zollhaus, das indische Haus und die königl. Bibliothek. Das schönste nach dem Erdbeben aufgeführte Gebäude ist die sogenannte neue Kirche; bei der Kirche des h. Rochus ist eine von Johann V. erbaute Kapelle mit prachtvollen Mosaikarbeiten; die Kirche zum Herzen Jesu hat eine herrliche Marmorkuppel; die Patriarchalkirche, auf einer Anhöhe liegend, ist inwendig prachtvoll ausgestattet und hat großen Reichthum. Im Ganzen sind in L. gegen 300 Kirchen und Kapellen, unter denen 40 Pfarrkirchen, 64 Klöster und ein protestantisches Bethaus. Eines der bedeutendsten Bauwerke und in seiner Art das schönste in Europa ist die von König Johann V. 1743 erbaute Wasserleitung, welche die Stadt aus einer Entfernung von mehr als zwei Stunden mit Trinkwasser versieht. Sie ist ganz aus Marmor erbaut. Nahe bei der Stadt geht sie auf 35 Bogen über das Thal von Alcantara und der höchste dieser Bogen hat eine Höhe von 230 F. Das Castello dos Mouros, eine kleine Festung auf dem höchsten Hügel L.'s ist ganz verfallen, wogegen der Hafen durch die Forts San Juliao, da Bugio, San Seb

nb Naturaliensammlungen. Eine großartige Wohlthätig-
tsanstalt ist das St. Jakobshospital, in welchem jährlich
16,000 Kranke Pflege finden und das Findelhaus, in
s jährlich an 1600 Kinder aufgenommen werden. Die
werbsthätigkeit der Bewohner L.'s ist sehr gering, man
det kaum die hinreichende Anzahl von Handwerkern und

cher mit Batterien versehen ist, wird jetzt als Staatsgefäng-
niß benutzt. In der Nähe von L. sind noch die Lustschlös-
ser Ramalhao und Queluz; in dem letztern wohnte die
königl. Familie, nachdem sie Belem verlassen, bis zur
1807 erfolgten Flucht nach Brasilien.

meine Übel, wie bösartige Krankheiten, Erdbeben, Überschwemmung, feindliche Einfälle u. s. w. abzuwenden, verordnet und mit den bei dieser Gelegenheit oft zu haltenden Processionen in Verbindung gebracht werden.

**Lit de justice** nannte man in Frankreich eine feierliche Sitzung, wodurch der König in frühern Zeiten seine Befehle gegen den Willen des Parlaments einregistriren ließ. Das Parlament salvirte sich dann durch eine Protestation, allein der Befehl erhielt durch die Einregistrirung in einer solchen feierlichen Sitzung Gesetzeskraft. Solche lits de justice kommen in der franz. Geschichte nicht selten vor und waren ein leichtes Mittel, den unbequemen Widerstand der Stände zu umgehen und die lästigen Beschränkungen der königl. Gewalt wirkungslos zu machen.

**Literatur** ist der Inbegriff aller in Sprach- und Schriftdocumenten niedergelegten Bestrebungen und Erzeugnisse des menschlichen Geistes. Oft verwechselt man den Ausdruck Literatur, insofern man sich dabei besonders auf die Werke der Wissenschaft und Gelehrsamkeit bezieht, mit Wissenschaften und mit Gelehrsamkeit, nimmt ihn auch wol, da Gelehrsamkeit vorzüglich aus Büchern gewonnen wird, gleichbedeutend mit Bücherwesen überhaupt. Daher nennt man Literator einen Solchen, welcher sich mit der Kunde des Bücherwesens befaßt oder sich eine Menge von Kenntnissen, die sich darauf beziehen, angeeignet hat. Literatus dagegen wird ein Solcher genannt, der sich vorzugsweise mit den Wissenschaften als solchen, d. h. ihrem innern Wesen nach, beschäftigt, und diese Beschäftigung sowie die daraus hervorgehenden Erzeugnisse nennt man literarische. In ganz äußerlicher Auffassung braucht man wol auch Literatur für die Aufzeichnung der über die einzelnen Wissenschaften vorhandenen Schriften. Dies ist aber, wenn es in einer gewissen, nach Entstehungszeit oder Fächern geordneten Weise geschieht, nur der äußerliche Anfang der Literaturgeschichte. Die Literaturgeschichte ist aber, ihrem wahren Begriffe nach, keineswegs eine bloße Büchergeschichte, sondern sie soll vielmehr als geistige für's Geistige geordnete Anleitung dienen, als Wegweiser und Leuchte für wissenschaftliches Streben. Sie soll also nicht blos das Mittel sein, sich in dem weiten Gebiete der Literatur über einzelne Zweige derselben zurecht zu finden, sondern tiefer den Entwickelungsgang eines jeden dieser Zweige, wie er mit dem allgemeinen Gebiete zusammenhängt und welche Stelle er darin einnimmt, darstellen. Sie soll also eigentlich die Anfänge aller Wissenschaften und deren Entwickelung mit allen Hemmungen- und Verirrungen bis zur gegenwärtigen Ausbildung durchführen. — In Bezug auf die Zeitfolge unterscheidet man eine alte, mittlere und neuere Literatur und Geschichte derselben; in Bezug auf die Völker eine griech., röm., engl., ital., franz., deutsche u. s. w.; in Bezug auf die einzelnen Fächer aber eine theologische, medicinische u. s. w. Da man unter Literatur meist Wissenschaft versteht und diese der Kunst entgegensetzt, so stellt man auch die Literaturgeschichte der Kunstgeschichte entgegen, zog ehedem aber die Geschichte der Poesie mit zu jener, weil die ihr eigenthümlichen Werke durch Sprache und Schrift mitgetheilt werden, und sprach so von einer schönen Literatur im Gegensatze der sogenannten positiven Wissenschaften. Die Poesie ist aber ein Theil der Kunst und eigentlich nur ihre Theorie, sowie die der Kunst im Allgemeinen, die man früher belles lettres (schöne Wissenschaften) nannte, kann als Wissenschaft der Literaturgeschichte einverleibt werden. Bezeichnet man aber die Poesie als schöne Literatur einer Nation, so gehört dann dazu der ganze Kreis sogenannter Humanitätsstudien (s. Human), insofern sie sich durch Schönheit der Darstellung auszeichnen und in der Muttersprache abgefaßt sind, wonach man sie auch classische (s. Classe) nennt. In neuerer Zeit hat man diese jedoch unter dem ungleich passendern Namen der Nationalliteratur zusammengefaßt.

Die Literaturgeschichte muß also ihrem Begriffe nach, daß sie nämlich nur die in Schriftwerken niedergelegte Cultur darstellt, von der allgemeinen Culturgeschichte, sowie von der Geschichte der Religion und Kunst, als Zweigen derselben, unterschieden werden. Man theilt sie gemeiniglich in allgemeine und besondere ein. Die allgemeine stellt den Gang dar, welchen die in Schriftwerken sich kund gebende Forschung des Geistes nach Erkenntniß der Wahrheit durch alle Zeiten, Völker und in allen Theilen menschlichen Wissens genommen hat. Die besondere beschäftigt sich mit dem in einzelnen Zeitaltern, unter einzelnen Völkern und für einzelne Wissenschaften Geleisteten; noch specieller gerichtet mit der Darstellung des Lebens, der Geistesart und Thätigkeit der Individuen, welche wirkten (Biographie), der Schriften, durch die sie wirkten (Bibliographie), und der äußern Einrichtungen und Anstalten, durch welche ihre Erzeugnisse befördert wurden (die Geschichte gelehrter Bildungsanstalten, Schulen und Universitäten, gelehrter Vereine, Bibliotheken u. s. w.). Ihre natürlichste Eintheilung ist die in alte, mittlere und neuere, von denen sich die erste mit dem 6. Jahrh., in dem sich die Wissenschaften in die Stille der Klöster vor dem lauten Tumulte der Staatsumwälzungen flüchteten, schließt und die mittlere beginnt, welche, ohne die Stütze der in ersterer gediehenen Wissenschaft, sich selbständig auszubilden genöthigt ist; die letztere aber, welche seit 1450 ungefähr ihren Anfang nimmt, gedeiht grade durch die Wiederaufnahme der alten Literatur in ihrer Entwickelung. Das Alterthum hat die Literaturgeschichte noch nicht als einen besondern Zweig der historischen Wissenschaft angesehen und daher auch noch nicht selbständig und in systematischer Ordnung behandelt, weshalb wir nur einzelne Notizen und Bruchstücke, als Vorarbeiten dazu in dessen einzelnen Schriftstellern besitzen. Ebenso ist es im Mittelalter beschaffen, wo nur Chroniken und Mittheilungen der Dichter einiges das Nöthige enthalten. Den ersten sehr unvollkommenen Versuch dazu machte Polydorius Vergilius aus Urbino in seinem Werke: „De inventoribus rerum" (von den Erfindern der Dinge), Venedig 1499, 4. Der eigentliche Urheber der Gelehrtengeschichte ist der berühmte Conr. Gesner, geb. 1516, gest. 1565, dessen „Bibliotheca universalis" (allgemeine Büchersammlung), 3 Bde., Zür. 1545—55 Fol., noch immer als ein sehr vollkommenes Werk dieser Art betrachtet werden kann. Morhof, 1688, Joh. Andr. Fabricius, durch seinen „Abriß einer allgemeinen Historia der Gelehrsamkeit", der Franzose Goguet, der Italiener Denina, die Engländer Ferguson und Home und die Deutschen Iselin und Herder haben sich früher große Verdienste darum erworben. In der neuesten Zeit, seit Herder, haben die Deutschen theils durch Forschungsfleiß, theils durch allseitigen Umblick, mit welchem sie alle Völker und Jahrhunderte in diesem Gebiete [illegible]

ten, allen übrigen Völkern den Rang darin abgelaufen. J. G. Eichhorn's „Literärgeschichte" (3 Bde.; neue Aufl., Gött. 1812—14) und Ludw. Wachler's „Handbuch der Geschichte der Literatur" (4 Bde.; 3. Aufl., Lpz. 1833) stehen als unerreichte Muster da.

**Lithauen** ist der Name eines alten Großfürstenthums, welches gegenwärtig theils zu Rußland, theils zu Preußen gehört. Die Lithauer, verwandt mit den Letten, waren seit dem 11. Jahrh. Rußland zinsbar, machten sich aber nachher frei, und namentlich war es Wladislaw Jagello, Großherzog von Lithauen, welcher sich 1386 taufen ließ und durch seine Vermählung mit der poln. Königin Hedwig L. mit Polen verband. Seit 1569 völlig zum poln. Staate gehörend, kam es durch die Theilung desselben an Rußland und Preußen. L. hat ein gemäßigtes und gesundes Klima, ebenen, nur von kleinen Hügeln unterbrochenen Boden, der zum Theil sumpfig, zum Theil auch thonig und sandig ist. Die Düna, der Dniepr, der Niemen, der Prypiat und der Bug sind die bedeutendsten Flüsse; Seen und Moräste sind in großer Anzahl vorhanden, namentlich steht bei Pinsk die ganze Umgegend im Frühjahr unter Wasser. Die wichtigsten Producte sind Getreide, Flachs, Hanf, Holz, Honig und Wachs, Rindvieh, Schafe, kleine, aber gute Pferde, Wild, Eisen und Torf. Auerochsen, Elenthiere, Bären, Wölfe, Luchse und Schwarzwild findet man noch im Innern der bialowiser Haide, welche ein großentheils mit Urwald bedeckter, unangebauter Landstrich von 31½ M. Länge und 27 M. Breite im Gouvernement Grodno ist. Das russ. L. besteht aus den Statthalterschaften Mohilew, Wilna, Witebsk und Minsk, und das preuß. bildet einen Theil des Regierungsbezirks Gumbinnen der Provinz Ostpreußen.

**Lithium** ist ein bis jetzt nur unvollkommen dargestelltes leichtes Metall, welches in einem 1817 entdeckten Alkali, Lithon, Lithion oder Steinalkali, enthalten ist. Dieses hat man in einigen Mineralien und Mineralwässern aufgefunden. Es ist im geschmolzenen Zustande eine weiße, durchsichtige, leicht schmelzbare, nicht flüchtige, ätzende Masse. Die Gegenwart des Lithium in Mineralien erkennt man an der rothen Flamme vor dem Löthrohre.

**Liturgie** ist ein aus dem Griechischen stammendes Wort zur Bezeichnung der festgesetzten Einrichtung des öffentlichen Gottesdienstes in christlichen Kirchen, also im Allgemeinen die Kirchenordnung. In einem beschränktern Sinne werden aber auch die Formulare, Gebräuche und Ceremonien, aus denen der liturgische Theil des öffentlichen Gottesdienstes besteht, sowie die Bücher, in denen sie vorgeschrieben sind, die Kirchenagenden (s. Kirche), Meßbücher, Liturgien genannt. Die Liturgie der römisch-katholischen Kirche empfing ihre ursprüngliche Gestalt durch Gregor den Großen, der sie zum großen Theil in seinem Meßkanon festsetzte. Sie kann aber nur in der lat. Sprache als der herrschenden Kirchensprache gehalten werden; daher in der katholischen Kirche eine Übersetzung des röm. Missales unter die verbotenen Bücher gehört. Die Liturgie des evangelischen öffentlichen Gottesdienstes war unmittelbar nach der Reformation lediglich eine Wiederherstellung der ältern christlichen Gebräuche, womit zugleich die Landessprache für den kirchlichen Gebrauch festgesetzt wurde. Die hierdurch entstandene Liturgie der alten protestantischen Kirche hat jedoch in neuerer Zeit eine vielfach veränderte Gestalt dadurch gewonnen, daß an vielen Orten selbst neue Agenden eingeführt worden sind, unter denen die preuß. am merkwürdigsten ist. (S. Kirche.) Die Wissenschaft von der zweckmäßigen Einrichtung religiöser Handlungen heißt Liturgik, die, indem sie dazu dient, das Gemüth an die Gegenstände der Religion zu fesseln und zur Andacht zu erheben, eben so viel Geschmack, als Kenntniß des menschlichen Herzens voraussetzt.

**Liverei** oder Livrée nannte man sonst nur die Kleidung, welche die franz. Könige bei großen Hoflagern ihren Dienern, sowie denen der Königin und der Prinzen liefern (woher der Name) ließen. Später ahmten vornehme Herren den Hof nach und gaben ihren Bedienten eine bestimmte Bekleidung, welche sich durch bunten Aufschlag, Vorstoß oder Tressenbesatz von der der Bedienten anderer Herren unterschied; daher Livréebedienter, Diener einer Privatperson, der Livrée trägt. Ferner bedeutet das Wort auch die sämmtliche Dienerschaft eines Herrn, und endlich jede gleichförmige oder gleichfarbige Kleidung mehrer zusammengehöriger Personen.

**Liverpool**, in der engl. Grafschaft Lancaster, ist nach London die ansehnlichste Handelsstadt Englands und liegt in einer schönen Gegend an der Mündung des schiffbaren Flusses Mersey in das irländ. Meer. Seit Anfang des 17. Jahrh. ist L. aus einem unbedeutenden Dorfe zu einer Stadt von 165,000 Einw. emporgewachsen. Sie hat einen ausgezeichneten Hafen, ansehnliche Schiffswerfte, 14 Docken, schöne Quais, eine prachtvolle Börse und ein schönes, umstehend abgebildetes Stadthaus. Die Börse steht auf einem mit Arcaden umgebenen Platze, welcher mit dem eisernen Denkmale Nelson's geschmückt ist. Die prachtvolle Marktshalle hat einen Flächenraum von 12,300 □Ellen, wird von 150 Gaslampen erleuchtet und durch 116 gußeiserne Pfeiler in fünf Gänge getheilt. Der östl. Stadttheil ist besonders schön; hier ist der Mount pleasant, ein sehr besuchter Spaziergang, von welchem aus man die Stadt, den Hafen und die Landhäuser, welche in großer Anzahl die Landschaft schmücken, übersehen kann. In L. sind 13 anglikanische Kirchen, eine schott. Kirche, drei Kapellen für Dissenters, vier für Methodisten, zwei für Anabaptisten, drei für Katholiken, eine für Quäker und eine Synagoge. Auch an Anstalten für Kunst, Wissenschaft und Literatur ist L. reich. Das Athenäum ist ein schönes, drei Stock hohes Gebäude, in welchem sich eine Bibliothek befindet und alle engl. Zeitschriften aufgelegt sind. Das Lyceum ist eine ähnliche Anstalt. Ausgezeichnet ist auch der botanische Garten. L. hat endlich ein wohleingerichtetes Krankenhaus und eine gute Blindenanstalt. Auf den Werften L.'s herrscht außerordentliche Thätigkeit, besonders in Kriegszeiten, während welcher hier die meisten Kaperschiffe ausgerüstet werden; für gewöhnlich sind 3000 Zimmerleute mit dem Schiffsbau beschäftigt. L. treibt Handel mit etwa 1000 eignen Schiffen und gegen 20 Dampfbooten. Auch die Tabacksfabriken, Zuckersiedereien, Eisengießereien, Bierbrauereien u. s. w. sind ansehnlich. Der Verkehr wird gehoben durch den Mersey und viele Kanäle nach andern wichtigen

Handelsstädten Großbritanniens. Wichtig ist in dieser Beziehung namentlich auch die Eisenbahn, welche von Manchester nach L. führt und mittels eines Tunnels unter einem Theile der Stadt weg nach dem Hafen geführt ist.

**Livius** (Titus), röm. Geschichtschreiber, zum Unterschiede von zwei Andern gleichen Namens, Patavinus, von Padua, seinem Geburtsorte, zubenannt, wurde 59 v. Chr. geboren, kam nach Rom, wurde dem Kaiser Augustus bekannt und erfreute sich dessen Gunst, bis Jener starb, worauf er sich wieder nach Padua begab, woselbst er 18 n. Chr. verschied. Einen bis jetzt bleibenden Ruhm erwarb er sich durch seine röm. Geschichte, zu deren Ausarbeitung er mehr als 20 Jahre verwandte. Im 15. Jahrh. glaubte man seinen Leichnam zu Padua gefunden zu haben und errichtete ihm ein prächtiges Denkmal. Seine Geschichte, auf Sagen und ältere Quellen gegründet, beginnt von der frühesten Entstehung Roms, reicht bis 10 v. Chr. und ist in feierlichem, rednerischem Style geschrieben, dem man den Vorwurf machte, daß er oft Provinzialismen und zu lange Periodisirung enthielte, weshalb man auch noch heut zu Tage einen ähnlichen Styl patavinisch, oder ähnliche Fehler im Style Patavinitäten nennt. L.'s röm. Geschichte bestand nach ihrer Vollendung aus 142 Büchern, von denen sich aber nur Buch 1—10 und 21—45 erhalten haben. Im Jahre 1772 wurde noch ein Theil des 91. Buchs entdeckt, welcher jedoch von geringer Bedeutung ist. Außerdem schreiben Einige auch dem L. einen kurzen Auszug seines eignen Werks zu. Nach Angabe dieses Auszugs versuchte ein gewisser Joh. Freinsheim das Fehlende aus andern Quellen für die röm. Geschichte zu ergänzen. Außer vielen, zum Theil schönen, zum Theil wichtigen Ausgaben des L. besitzen wir auch deutsche Übersetzungen desselben von Ostertag (10 Bde.; Frankf. 1790—98), Konr. Heusinger (5 Bde., Braunsch. 1821) und [illegible]tel (9 Bde., München 1822—31).

**Livorno**, eine Stadt im Gebiete von Pisa im Großherzogthume Toscana, liegt am mittelländischen Meere und ist jetzt die bedeutendste Handelsstadt Italiens. Sie hat 55,000

...lippe im Meere ein Leuchtthurm. Stadt und Vorstädte ...erden durch einen langen Spaziergang getrennt, welcher ...i Sparti heißt; andere Spaziergänge gewähren der Molo, ...e Piazza d'armi, der Weg nach dem Wallfahrtsorte Monte ...ero. Vor der Stadt liegt eine vorzügliche Quarantaine...nstalt mit drei Lazarethen. Wichtig sind besonders die Ko...allenfabriken, welche jährlich für 40,000 Gulden Waare her...ellen, die Rosogliobrennereien, die Gerbereien, Färbereien, ...apier- und Tuchfabriken. Im Hafen laufen jährlich über ...000 Schiffe ein. L. ist noch gegen Ende des 13. Jahrh. ...n offener Flecken gewesen und hat besonders der Zerstörung ...s Hafens von Pisa sein Aufkommen zu danken. Alexander ...on Medici hat nachher die Stadt befestigt und Cosmo I. ...e für einen Freihafen erklärt. Im Revolutionskriege und ...urch das gelbe Fieber im J. 1804 hat die Stadt sehr ge...tten, seitdem sich aber wieder mächtig emporgeschwungen.

**Livre** (deutsch Pfund) hieß eine sonst in Frankreich üb...che Münze, an deren Stelle die Francs (f. Franc) ge...eten sind, sodaß ungefähr 80 Francs soviel wie 81 Livres ...erth sind. Der Livre Tournois (von der Stadt Tours be...annt) war um ein Viertel geringer als der pariser und ...lt, als die Rechnungsmünze, sechs Groschen Conv.-G. — ...tzt nennt man in Frankreich zuweilen den Kilogramm Livre, ...wöhnlicher jedoch das ältere Pfund livre poids de ...arc, welches 16 Unzen oder 128 Gros hat, etwas schwe...r als das preuß. Pfund.

tesbury, welcher Großkanzler von England wurde und L. ein bedeutendes Amt verschaffte, welches derselbe verlor, nachdem sein Gönner in Ungnade gefallen war. Nachdem sich L. zur Herstellung seiner Gesundheit 1677 nach Montpellier und dann nach Paris begeben hatte, vollendete er hier sein berühmtes Werk über den menschlichen Verstand, welches 1690 in London erschien und von Tennemann (3 Bde., Leipz. 1795—97) ins Deutsche übersetzt worden ist. Man hat seine Lehre den philosophischen Sensualismus genannt, weil er das Vorhandensein angeborener Ideen bestritt und alle Erkenntniß aus dem äußern und innern Sinn des Menschen ableitete. Hiernach nehmen wir durch die Wahrnehmung Stoff und Inhalt der Erkenntniß in uns auf und der Verstand verarbeitet nur das so Aufgenommene und gibt ihm (was ursprünglich immer nur Einzelnes sein kann, weil nur das Einzelne wahrgenommen wird) die Form der Allgemeinheit. Systematische Anordnung und klare Darstellung zeichnen L.'s Werk aus. L. fand bald Anhänger, besonders in England und Frankreich. Er war 1679 nach England zurückgekehrt und begleitete den Grafen Shaftesbury, nachdem dieser abermals in Ungnade gefallen war, 1683 nach Holland. Die Beschuldigung, von Holland aus Pasquille gegen die engl. Regierung verbreitet zu haben, brachte ihn um seine Stelle im Christcollegium zu Oxford. Er blieb fortwährend verdächtig und mußte sich sogar in den Niederlanden verborgen halten, um nicht an Jakob II. ausgeliefert zu werden. Nachdem aber dieser König vom Prinzen von

Google

ben. Die erste Ausgabe derselben: „Erstes und anderes Hundert deutscher Reimsprüche Salomons von Golaw" (Bresl. 1638) fand solche Aufnahme, daß er 1654 eine neue Sammlung veranstaltete, welche 3500 Sinngedichte enthielt. Diese bei den Deutschen sonst wenig cultivirte Gattung von Gedichten erhält durch L.'s kräftiges Gemüth und sittlichen Adel einen vorzugsweisen Werth. Sein Ausdruck ist körnig, seine Erfindung originell und poetisch. Lessing und Ramler besorgten eine Auswahl von L.'s „Sinngedichten" (Lpz. 1759), wiederholt von Ramler (2 Bde., Lpz. 1791). „L.'s auserlesene Gedichte" findet man neuerdings in W. Müller's „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts" (Bd. 6, Lpz. 1824).

**Loge** ist ursprünglich (aus dem Griechischen herkommend) ein offener, mit Arkaden versehener Gang. Daher heißt ein solcher im Vatican zu Rom, welchen Raphael durch seine berühmten Gemälde verzierte, die Logen; auch nennt man die in einem Schauspielhause an den Wänden desselben bis zur Bühne herumlaufenden und nach dieser zu offenen Gänge Logen. Ferner versteht man unter Loge den Versammlungsort sowol als die Versammlung selbst der Freimaurer (s. d.), sowie die Gesammtheit der zur Übung der Freimaurerei verbundenen Brüder. Jede Loge bezeichnet sich durch seinen gewählten Eigennamen, und das allgemeine emblematische Zeichen dafür ist □. Übergetragen von der Freimaurerei nennt man auch den Zusammentritt anderer Corporationen unter gewissen Formen Logen.

**Logier** (Joh. Bernh.), bekannt durch seine Lehrmethode der Musik, wurde zu Kaiserslautern in der Pfalz 1780 geboren, stammte von franz. Auswanderern und erhielt den ersten Unterricht im Pianofortespiel und Satz von seinem Vater, einem ausgezeichneten Musiker. Am liebsten spielte L. die Flöte, worauf er schon im zehnten Jahre Concerte gab. Sein Vormund wollte ihm später einen andern Beruf aufdrängen, da entfloh er nach Marburg zu einem Oheim und reiste, als ihn der Vormund zurückfoderte, mit einem Engländer 1805 nach dessen Heimat, wo er zwei Jahre blieb, bis er bei dem Musikcorps eines Regiments im nördl. Irland angestellt wurde. In dem Director des Corps traf er einen Landsmann, Willmann, an, dessen Tochter er heirathete. Nun componirte er für das Corps, gab Unterricht auf dem Pianoforte und wurde dadurch auf Vereinfachung der theoretischen sowol als praktischen Lehrmethode geführt, die seinem Systeme zu Grunde liegt. Als nach dem Kriege sein Regiment entlassen wurde, trug Lord Attamont ihm die Organistenstelle bei der westporter Kirche in Irland an. Der Unterricht, den er seiner Tochter im Orgelspiel ertheilte, führte ihn zu Erfindung des Chiroplasten, eines Instruments, durch welches beim Spiele die Hände in richtiger Lage gehalten und geübt werden. Nicht lange darauf ging L. nach Dublin, unterrichtete viele Schüler und wurde endlich als Componist und Musikdirector an dem Theater des Henry Johnstone angestellt. Nach Auflösung des Theaters wollte er sein musikalisches Lehrsystem öffentlich einführen und schlug mehren Lehrern in Dublin, da ihn Handelsgeschäfte beengten, vor, ihnen dasselbe unentgeldlich beizubringen; doch lehnte man dies ab und nun lehrte er selbst. Ein Patent für den Chiroplasten und seine Vorlesungen seit 1814 über Harmonie hatten ihm schon Beachtung gewonnen; diese steigerte sich, als er nach drei Monaten mit Kindern, die vorher keinen Unterricht erhalten hatten, eine Prüfung anstellte, worauf mehre Lehrer in Dublin sofort sein System annahmen. Von andern Gegenden her kamen ebenfalls welche, und in Liverpool, Manchester, Glasgow u. s. w. wurden bald Akademien errichtet. Im Jahre 1816 wurde sein System, trotz großen Widerspruchs, sogar in London eingeführt und es verbreitete sich immer mehr, sodaß, als selbst Kalkbrenner und Webbe sich mit ihm zur Leitung seiner Akademie vereinigten, er wegen Zudrang von Schülern bald mehre anlegen mußte. Er folgte 1822 endlich einer Einladung der preuß. Regierung nach Berlin, um hier ebenfalls eine Akademie zu errichten und leitete bald 20 Lehrer an, durch welche seine Methode im preuß. Staate verbreitet wurde. Diese Lehrmethode der Musik zielt dahin, mehre Schüler gleichzeitig in Classen von 12—20 im Clavierspiel und damit in der Kenntniß der Harmonielehre zu unterrichten. Wegen Haltung des Tactes und Anfeuerung durch gemeinsames Streben spielen die Schüler die eingelernten Stücke zusammen auf so vielen Pianoforten, als Individuen sind, und anfangs wird zur richtigen und festen Haltung der Hand der Chiroplast (Handbildner) angewendet. Die Clavierübung, sowie der damit gleichzeitig verbundene Unterricht in Harmonielehre gehen immer vom Leichtern zum Schwerern fort. Außerdem ist die Art des Unterrichts auch von der Art, daß dieser den Schüler selbstthätig beschäftigt. Deutschland wurde auf L.'s Lehrmethode zuerst 1818 durch Spohr und Moscheles aufmerksam gemacht und man errichtete zu Leipzig, Dresden, Frankfurt, Stettin und an andern Orten bald ähnliche Institute, wie das zu Berlin. Vgl. L.'s „System der Musikwissenschaft" (Berl. 1827).

**Logik**, die Wissenschaft vom Denken (s. d.) ist eine philosophische Wissenschaft, welche ihren Ursprung zunächst dem Interesse zu verdanken hat, welches der Mensch an seinem eignen Geiste nimmt. Wie die Ereignisse der Natur nach bestimmten Gesetzen erfolgen, so waltet auch ebenso wenig in der Welt des Gedankens der Zufall oder die Willkür. Es ist vielmehr der Freiheit des menschlichen Geistes gemäß, daß sich derselbe im Denken auf eine dem Geiste überhaupt angemessene Weise bestimmt, und wir bezeichnen jede in dieser Beziehung wahrhaft freie Gedankenbestimmung als verständig oder vernünftig. Zunächst ist man nur empirisch verfahren und hat beobachtet, wie sich im Denken der Geist, insofern er verständig ist, bestimmt. So kam man auf die sogenannten Gesetze des Denkens. Aristoteles (s. d.) war es, welcher in der angegebenen Weise den Geist zuerst scharfsinnig beobachtete und dadurch Schöpfer der Logik wurde. Erst in neuester Zeit und namentlich durch Hegel (s. d.) ist man darauf gekommen, systematisch zu untersuchen, wie sich in den Gesetzen des Denkens, welche man empirisch beobachtet hatte, der Geist nach seiner auf Freiheit gegründeten Wesenheit offenbare, oder, was Dasselbe, man hat die Logik zu einer Wissenschaft erhoben, in welcher der Geist selbst, wie er im Denken Dasein hat, erkannt wird.

**Logographen**, Sagenschreiber, nennt man die ältesten griech. prosaischen Schriftsteller, welche das Epos in geschichtliche Erzählung aufzulösen versuchten. Eine ähnliche analoge Erscheinung dafür sind unsere deutschen Volksbücher (s. d.). Die Erscheinung der Logographen fällt in den Schluß des

Rath und nachher Syndicus zu Breslau und starb 1683. Funfzehn Jahre alt schrieb er schon drei Trauerspiele. Voll Geist, Gelehrsamkeit und sittlichen Ernst, verlor er sich doch, durch Mangel an Kritik und Geschmack, in falsche Richtungen, indem ihn sein Streben, durch Erhabenheit seine Vorgänger, Hoffmannswaldau und einige ital. Muster, zu übertreten, zu Übertreibung und Schwulst führte. Bald fand er Nachahmer, in denen seine Fehler noch gesteigert sich zeigten und die man nach ihm **Lohensteinianer** benennt. Durch geschmacklosen Wortschwall und unnatürliche Bilder zeichnen sich seine Trauerspiele noch vor seinen lyrischen Gedichten aus; sie erschienen unter dem Titel: „Trauerspiele und Lustgedichte". Merkwürdig ist jedoch in der Geschichte der Literatur sein Heldenroman „Arminius und Thusnelda" (2 Bde., Lpz. 1689, 4.; verm. Aufl., Lpz. 1731), über welchem er starb und welcher theils von seinem Bruder, theils vom Prediger Wagner zu Leipzig fortgesetzt wurde. Denn obgleich auch dieser die gerügten Fehler an sich trägt, so ist er doch wichtig als das Beste, was die deutsche Poesie in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts zu leisten vermochte; meisterhafte Schilderungen, erhabene Gedanken und in Einzelnem kräftiger Ausdruck sind ihm nicht abzusprechen, wie denn überhaupt L. eine reiche, feurige Einbildungskraft und poetische Erfindungsgabe an den Tag legt.

**Lollharden** oder **Lollarden** werden seit dem 14. Jahrh. zahlreiche Genossenschaften von Laien genannt, die dem drückenden Kirchenthum jener Zeit durch einen lebendigen Eifer für ein gemeinnütziges und werkthätiges Christenthum abzuhelfen suchten ... Aufsicht der Bischöfe gestellt, bis sie von Sixtus IV. 1472 sogar unter die geistlichen Gesellschaften aufgenommen wurden, die unmittelbar unter dem Papste stehen. Noch bis in das 18. Jahrh. gab es in den Niederlanden und in Cöln fromme Brüderschaften, die von den Lollharden abstammten, aber von der ursprünglichen Bestimmung derselben ganz abgewichen waren. In England wurden auch die Anhänger Wiklefs Lollharden (Lollards) genannt, wegen der Ähnlichkeit des äußerlichen Betragens zwischen Beiden, mehr aber der alten Gewohnheit gemäß, allgemein verhaßte Ketzernamen Denen beizulegen, welche man geschwind in einen übeln Ruf bringen wollte. Die engl. Lollharden machten keine von der Kirche ganz abgesonderte und genau verbundene Gesellschaft aus, sondern lebten als mit der Kirche und deren Lehren Unzufriedene zerstreut in allen Ständen, zeichneten sich durch ein strenges und mäßiges Leben aus, verrichteten kurze und andächtige Gebete und waren auch mit Lernen und mit Unterrichtgeben beschäftigt. Sowol von der Geistlichkeit wie von der weltlichen Obrigkeit waren sie den härtesten Verfolgungen ausgesetzt und als Einer der Berühmtesten ihrer Partei wurde 1417 der durch seine Vaterlandsliebe, Kenntnisse und seinen Eifer für ein reines Christenthum ausgezeichnete Johann Oldcastle oder Lord Cobham hingerichtet. Dessenungeachtet konnten sie als muthige Bekenner der Lehren Wiklef's niemals ausgerottet werden, und als die Reformation auch in England Eingang fand, wirkten sie auf das Thätigste für die Verbreitung derselben.

**Lombardisch-venetianische Königreich** (das) ist ein

det eine außerordentlich schöne und fruchtbare Ebene zwischen den Alpen und den Apenninen. Die Alpen bilden die nördl. und östl. Grenze und fallen nach der Lombardei zu steil ab. Mehre Straßen führen aus dem nördl. Europa über dieses Hochgebirge nach Oberitalien, wie die Straße über den St.-Gotthardt, über den Splügen, die Straße von Pontafel oder Ponteba und andere. Zwischen den Flüssen Etsch und Brenta liegen noch die euganeischen Berge, fruchtbare Hügel, die sich im Venda bis zu 1761 F. erheben. Alles übrige Land ist üppige Ebene, durch zahlreiche Flüsse, Seen und Kanäle bewässert und nur in der Nähe des Meeres in Sumpfland und Lagunen übergehend. Besonders an dem Fuße der Alpen liegen zahlreiche und große Seen, wie der Lago (d. h. See) Maggiore, der Lago Lugano, der Lago di Como, der Lago d'Iseo, der Lago di Garda. Der wichtigste Fluß ist der Po, welcher auf seinem Laufe von Pavia bis zum Meerbusen von Venedig die Flüsse Tessino, Olona, Adda, Oglio und Mincio aufnimmt. Andere Flüsse sind noch die Etsch und die Küstenflüsse Brenta, Piave, Livenza und Tagliamento. Mailand steht durch den Naviglio grande (d. h. der große Kanal) mit dem Ticino und durch den Naviglio Martisano mit dem Lago di Como in Verbindung. Mit Ausnahme der sumpfigen Gegenden ist das Klima gesund und mit Ausnahme der Alpengegenden mild. Der Landbau wird in der Lombardei mehr gepflegt als in andern Gegenden Italiens. Die wichtigsten Producte sind Getreide, Mais, Hülsenfrüchte, Flachs, Reis (besonders in den Sumpfgegenden), Wein, Öl, Obst, Kastanien, Mandeln, Feigen, Pomeranzen, Citronen, Lorbeeren, Eisen, Kupfer, Marmor, Salz, gutes Rindvieh, grobwollige Schafe, mittelmäßige Pferde, Federvieh und Fische. Ausgezeichnete Häfen und Straßen begünstigen den Handel, der jedoch in der alten Lombardei viel bedeutender war. Die Fabrikation bezieht sich auf Porzellan, Fayence, Stahl- und Eisenwaaren, Glaswaaren, Seidenwaaren, Tapeten, Papier, vielerlei Luxusgegenstände, wie Masken, Pomaden, Essenzen, künstliche Blumen u. s. w. Herrschend ist die katholische Kirche, welche unter zwei Erzbischöfen und 17 Bischöfen steht, doch haben die Protestanten gleiche staatsbürgerliche Rechte wie die Katholiken. Für die Volksbildung wird durch zwei Universitäten, 48 Gymnasien, zwölf Lyceen und viele Volksschulen gesorgt. Das lombard.-venet. Königreich hat eine eigenthümliche Verfassung. Dermaliger Vicekönig ist der Erzherzog Rainer, geb. 1783, welcher in Mailand residirt. Das Königreich ist eingetheilt in die beiden Gubernien Mailand und Venedig, von denen jenes in neun, dieses in acht Delegationen zerfällt. In der Delegation **Mailand** liegt die Hauptstadt **Mailand** (s. d.) und Monza, der alte longobardische Königssitz mit 6000 Einw. Hier wird die eiserne **Krone** (s. d.) aufbewahrt. **Como**, am südl. Ende des nach ihr benannten Sees, in der gleichnamigen Delegation, hat 15,000 Einw. und Fabriken in Seiden- und Baumwollenwaaren und Seifen, sowie optischen Instrumenten. Im **Valtellin** oder der Delegation **Sondrio** liegen nur kleinere Städte, unter denen Sondrio mit 3700 Einw.; **Bergamo**, **Mantua**, **Pavia** (s. d.) sind bedeutende Städte in den gleichnamigen Delegationen. In der Delegation **Brescia** liegt die gleichnamige Stadt, zwischen dem Garda- und Iseosee. Sie hat 32,000 Einw., eine auf einem hohen Felsen liegende Citadelle, eine prachtvolle Kathedrale, ein schönes, ganz aus Marmor erbautes Theater, einen neuen Dom und ein Münzcabinet. Sie ist Sitz eines Bischofs und mit wissenschaftlichen Anstalten reich versehen, indem sie eine Akademie der Wissenschaften, einen botanischen Garten, eine ökonomische Gesellschaft, ein Lyceum, drei Gymnasien und eine Bibliothek besitzt. Seit alten Zeiten werden hier Waffen gefertigt. Außerdem gibt es hier noch eine Menge Fabriken verschiedener Art. Man hat in der Nähe merkwürdige Alterthümer entdeckt. **Cremona** in der Delegation gleichen Namens mit 28,400 Einw. ist auch aus alten Zeiten berühmt. Sie ist Sitz eines Bischofs und besitzt 44 Kirchen und Kapellen, unter denen ein großer Dom mit einem 372 F. hohen Thurme, welcher aus achteckigen Obelisken besteht, über denen sich ein Kreuz erhebt. Die Stadt hat bedeutende Seidenmanufactur, und sonst galten die hier verfertigten Geigen für die besten in der Welt. In der Delegation **Lodi** und **Crema** liegen die gleichnamigen Städte. Lodi, mit einem festen Schlosse, hat 17,000 Einw., ist Sitz eines Bischofs und liegt an der Adda, über welche eine Brücke führt, durch deren Erstürmung am 10. Mai 1796 Napoleon seinen Ruhm gründete. Hier und in Codogno wird der bekannte Parmesankäse verfertigt. Crema mit 9000 Einw. hat ansehnlichen Flachsbau. — Hauptstadt des Guberniums und der Delegation von **Venedig** ist die gleichnamige berühmte Stadt (s. d.). In der Nähe liegen Murano mit 6000 Einw. Glas- und Spiegelfabriken, und Burano mit 7000 Einw. Spitzen- und Strohhutfabriken. Bei Palestrina ist der 11,000 F. lange Damm, welcher zum Schutze Venedigs gegen die Meereswellen dient, und Mestre, ein großes Fischerdorf, der gewöhnliche Überfahrtsort nach Venedig. In der Delegation **Polesine** oder **Rovigo** liegt außer Rovigo, einer Stadt mit 7000 Einw., das alte Adria mit 10,000 Einw., von welchem das adriatische Meer den Namen hat. Einst lag es unmittelbar am Meere; jetzt aber ist es eine Stunde von demselben entfernt am Bianco-Kanale des Po. In der Delegation von **Padua** (s. d.) liegt Este, der Stammort der in der Geschichte berühmten Familie dieses Namens. Es hat 8000 Einw., Seidenspinnereien und Hutfabriken. In der Delegation **Verona** (s. d.) zwischen Brenta und Etsch, in einer rauhen und unfruchtbaren Gegend, sind die sogenannten Dreizehn Gemeinden mit ungefähr 50,000 Einw. deutscher Abkunft, welche besondere Freiheiten haben und vom Holzhandel und Viehzucht leben. Auch in der Delegation **Vicenza** (s. d.) leben 30,000 Deutsche in den Sieben Gemeinden im Gebirge neben dem zu Tirol gehörenden Eng[illegible]nathale. Bassano an der Brenta mit 12,000 Einw. hat einen lebhaften Handel mit Seide, Tuch und Leder. Hier schlugen sich 1796 Franzosen und Östreicher. **Belluno**, in der gleichnamigen Delegation, auf einem Hügel in einem wilden Thale an der Piave mit 9800 Einw., welche sich von Holzhandel, Seidenspinnerei, Gerberei u. s. w. nähren, ist Sitz eines Bischofs und hat einen schönen Dom und eine vortreffliche Wasserleitung. Feltre, im Gebirge, mit 5000 Einw., hat Eisenbergwerke. **Treviso**, Hauptstadt der Delegation gleichen Namens mit 15,000 Einw., am schiffbaren Sil, hat ein Schloß, ein Lyceum, eine Akademie und Fabriken in Kupfer-, Eisen-, Stahl-, Seiden- und Lederwaaren. Die sogenannte trevisanische Mark ist außerordentlich fruchtbar. In dem **Friaul** (s. d.) oder der Delegation **Udine** liegt die Stadt Udine am la Roja-Kanale mit 15,000

fortwährend etwa 50,000 Fremde. Die über England ruhende Atmosphäre ist im Allgemeinen trübe und reich an Nebeln, vorzüglich ist dies aber in L. der Fall, welches fast stets in einen mehr oder weniger dichten Heerrauch eingehüllt erscheint. L. ist zu seinem jetzigen Umfange durch das allmälige Zusammenrücken einer Menge kleinerer Ortschaften entstanden. Die Haupttheile sind: die Altstadt oder City, das ursprüngliche L., Westminster und Southwark. Die City und Westminster liegen am linken Ufer der Themse an einer sanftansteigenden Anhöhe und gehören zu der Grafschaft Middlesex; Southwark liegt auf dem rechten Themseufer, welches eben und sandig ist und zur Grafschaft Surry gehört. Die City ist der Sitz des engl. Handels, voll regen Geschäftslebens, finster und eng. In Westminster residirt der Hof, wohnt der reiche hohe Adel und überall herrschen Glanz und Pracht. Southwark ist eine Fabrikstadt

... erste Theil, der weiße Tower genannt, steht in der Mitte und bildet ein viereckiges Gebäude, auf jeder Ecke mit einem Thurme. Von Heinrich III. bis Heinrich VIII. war er der Wohnsitz der Könige, dann wurde er bis ans Ende der Regierung des Hauses Stuart ein Staatsgefängniß. Jetzt werden im Tower die Reichskleinodien aufbewahrt und sonst ist er als Zeughaus und Waffensammlung, sowie als das älteste Staatsarchiv merkwürdig. In der Gewehrkammer sind Gewehre aller Art zur augenblicklichen, vollständigen Ausrüstung von 200,000 M. Die ältern Waffen sind seit 1825 geordnet und in einem 149 F. langen, 33 F. breiten Saale aufgestellt. Merkwürdig ist noch die von Eduard I. erbaute Kapelle im Tower, in welcher mehre im Tower gestorbene oder als Staatsgefangene hingerichtete berühmte Personen begraben liegen, namentlich Anna Boleyn, Katharina Howard (die Gemahlinnen Heinrich VIII.), O. Cromwell, Johanna Gray, der Graf Essex u. A. In der

Digitized by Google

City auf einer kleinen Anhöhe ziemlich in der Mitte der Stadt liegt die hier abgebildete Paulskirche, die größte protestantische Kirche, 500 F. lang und 250 F. breit, welche 1675 —1710 nach dem Muster der Peterskirche zu Rom erbau

worden ist und 1½ Mill. Pf. Sterl. gekostet hat. Sie hat ein schönes Säulenportal, eine herrliche, 350 F. hohe und 145 F. weite Kuppel und viele Denkmäler, z. B. des Seehelden Nelson und des Erbauers der Kirche, Christoph Wren. Die Börse, der Mittelpunkt des Handels, war ein prachtvolles Gebäude und ist Anfang 1838 ein Raub der Flammen geworden. In ihr lag Lloyd's Kaffeehaus, wo sich die bei der Handelsschiffahrt Betheiligten versammelten, sowie die Versicherungsbank. Andere merkwürdige Gebäude der City sind: das große, aber unregelmäßige Bankgebäude; Mansionhouse, die Wohnung des Lord Mayor, welcher jährlich gewählt wird und die erste Magistratsperson der Altstadt London ist; das Haus der ostind. Compagnie, in welchem ostind. Kunstwerke und Handschriften aufbewahrt werden; das neue Zollhaus; die Münze; die Handlungshalle; das Rathhaus der City; das große Gefängniß Newgate; das Bedlam-Hospital, das größte Irrenhospital England; die alte Londonbrücke, in der Mitte 60 F. mit ihren 19 Bogen von ungleicher Größe 915 F. 45 F. breit; die Wasserkunst, welche einen Theil der mit Flußwasser versorgt; die 1100 F. lange und 42 breite Blackfriarsbrücke mit 9 Bogen; die neue eiserne warkbrücke. Ein eigenthümliches Bauwerk ist das 1671— von dem Baumeister der Paulskirche aufgeführte Mon zum Andenken an eine große Feuersbrunst, welche 1666 an 13,000 Häuser zerstörte. Dasselbe besteht in 200 F. hohen dorischen, canellirten Säule, in deren eine Treppe auf das mit einer Galerie versehene Capitäl

Westminster, der westl. Theil der Stadt, enthält Straßen und Plätze. Hier liegt die königl. Residenz, St.-James-Palast, ein altes unregelmäßiges Gebäude. herrliches Meisterwerk gothischer Baukunst ist die Westm

...nds Könige und viele seiner berühmtesten Männer begra...n. Man sieht die Denkmäler Heinrich VII., Heinrich VIII., ...ewton's, Shakspeare's u. a. In gleichem Style, aber ...inder schön ist Westminsterhall, wo der Krönungssaal und ...elches mit dem 1834 abgebrannten Parlamentshause in ...erbindung stand. Zu bemerken sind ferner die prachtvolle ...estminsterbrücke mit 15 Bogen, 1223 F. lang und 44 F. ...eit, die eiserne Vaurhall- oder Prinz-Regents-Brücke, ...0 F. lang mit 9 Bogen, die Waterloo- oder Strandbrücke. ...it Colonnaden, Terrassen und Statuen reich geziert ist ...as neue Residenzschloß Buckinghamhouse im St.-James-...ark. In dem Palast Somersethouse haben die königl. So-...

...wieder herausgeschafft werden können.

L. ist reich an öffentlichen Anstalten für Kunst und Wissenschaft, von denen die wichtigsten bereits erwähnt sind, und an gelehrten Gesellschaften. Zu diesen gehören die 1645 gestiftete Royal Society, die Gesellschaft für Alterthumsforschung, das Institut zur Erforschung Afrikas, die asiat. Gesellschaft von Großbritannien und Irland, die Gesellschaft der Künste, die Royal Institution und die London-Institution. Buchhandlungen gibt es ungefähr 1200, Buchdruckereien 300; es erscheinen durchschnittlich jährlich über 40 Tageblätter, fast ebenso viele Wochenschriften und 240 Monatsschriften. Für den Volksunterricht ist schlecht gesorgt, besser für den höhern. Seit 1828 hat L. eine nach Art der deutschen eingerichtete Universität. Da man dieselbe in religiöser Hinsicht verdächtigte, so wurde von der Gegenpartei noch eine zweite höhere Unterrichtsanstalt unter dem Namen Kings-College gestiftet. Andere wissenschaftliche Anstalten sind fünf besondere Collegien für Theologen, 16 für Juristen, 3 für Mediciner, eine Anstalt zur Bildung der Beamten für Ostindien, eine Militairakademie mit 3000 Zöglingen, 16 Gelehrtenschulen, 300 Armenschulen, 60 Lancasterschulen und 360 Sonntagsschulen. L. hat mehr als 500 kirchliche Gebäude für die verschiedenen Religionsparteien, und es entstehen fortwährend noch neue. Großartige religiöse Anstalten sind die Missionsvereine und die 1804 gestiftete britische Bibelgesellschaft, welche an 800 Hülfsgesellschaften in fast allen Theilen der Erde hat. Über 600,000 Thlr. werden jährlich auf Vertheilung von Bibeln verwendet. Sehr groß ist die Zahl der Wohlthätigkeitsanstalten, und dennoch kann man noch ...

Google

sten: die ostind. Compagnie, die Südseecompagnie, die russ. Compagnie, die Hudsoncompagnie, die Eastlandcompagnie, die afrikanische und die engl. Heringsfischereigesellschaft. — Der Ursprung L.'s fällt in die frühesten Zeiten, indem schon die Römer dasselbe als einen Hauptsitz des Handels von Britannien kannten. Später war die Stadt die Residenz der Könige von Essex und Alfred der Große machte sie gegen Ende des 9. Jahrh. zur Hauptstadt von ganz England. Wilhelm der Eroberer bestätigte 1067 schriftlich die ihr von Alfred ertheilten Freiheiten. Unter der Königin Elisabeth bestand L. nur erst noch aus der jetzigen City. Weder die Pest, welche 1665 nach Einigen 160,000 Menschen hinraffte, noch die große Feuersbrunst im folgenden Jahre hinderten auf die Dauer das weitere Emporblühen dieser gewaltigen Stadt.

**Londonderry** (Henr. Robert Stewart, Viscount und Marquis), ein berühmter engl. Minister, von dessen Einfluß großentheils der Sturz Napoleon's und die nachher erfolgte Gestaltung der europ. Staatenverhältnisse herrührt. Zu Irland in Mount Stewart geboren, einer ursprünglich schottischen und dem königl. Hause Stuart verwandten Familie angehörend, begann er seine politische Laufbahn 1789 als Mitglied des irländ. Unterhauses. Von dieser Zeit an war er zur völligen Unterwerfung Irlands unter England thätig, namentlich nachdem er Secretair des Vicekönigs von Irland geworden war. Nachdem unter seiner Mitwirkung Irland mit Großbritannien vereinigt worden war, wurde er Mitglied des vereinigten großbritannischen Parlaments und 1805 Kriegsminister. Er blieb nun mit wenigen Unterbrechungen im Ministerium, indem er bis 1821, wo der Tod seines Vaters erfolgte, den Namen Lord Castlereagh führte. In Verbindung mit Wellington war er eifrig auf den Sturz Napoleon's bedacht und leitete die nach demselben erfolgenden Verhandlungen Seiten Großbritanniens. Gegen das Ende seines Lebens bemächtigte sich seiner eine krankhafte Ängstlichkeit und eine an Wahnsinn grenzende Zerrüttung des Geistes. In einem solchen Krankheitsanfalle öffnete er sich 1822 die Halspulsader mit einem Federmesser und starb, ehe man ihm Hülfe leisten konnte. L. war in seinem Privatleben und im gesellschaftlichen Umgange ebenso mild, wohlwollend und großmüthig, wie in seinem öffentlichen Wirken von eiserner Consequenz und unerschütterlicher Festigkeit.

**Longobarden** oder **Langobarden**, eine germanische Völkerschaft, so benannt nach Einigen von lang und Bart, nach Andern aber von den langen Spießen (Barden), welche sie trugen, oder von der langen Börde, dem langen Striche an beiden Seiten der Elbe, vom Lüneburgischen bis ins Magdeburgische, der ihr Stammsitz war. Sie gehörten zum Stamme der Hermionen oder Sueven, standen zuerst im Bunde mit den Markomannen unter Marbod, schlugen sich aber bald zum Bunde der Cherusker und verließen deshalb ihre Sitze an der Elbe. Die Schwäche der Cherusker (s. d.) benutzend, besetzten sie alle Wohnplätze derselben an der Nordseite des Harzes und wurden das mächtigste der dortigen Völker. Später treffen wir sie zwischen der Weser und Elbe, bis der aus den Cheruskern hervorgegangene Frankenbund sie wieder in ihren ersten Sitz zurückdrängte. Am Ende des 5. Jahrh. treten sie endlich wieder an der Nordseite der Donau auf, erhalten von dem griech. Kai[illegible] Justinian im J. 548 einen Theil Pannoniens (östliche[illegible] Östreich und Ungarn), gehen über die Donau und zerstören[illegible] unter ihrem Könige Alboin 566 das Reich der Gepiden in Siebenbürgen. Dann erobern sie in kurzer Zeit, mit Hülfe[illegible] 20,000 ausgewanderter Sachsen, noch unter Alboin, [illegible] ganz Oberitalien, daher dieses später Lombardei genannt wurde, nebst einem Theile des mittlern Italiens. Da sie sich aber unter Luitprand 713—726 noch weiter ausbreiteten und dadurch den Päpsten zu furchtbar wurden, so riefen[illegible] diese die fränk. Könige zu Hülfe, und Karl der Große mach[illegible] indem er 774 den Longobardenkönig Desiderius in Pa[illegible] gefangen nahm, ihrem Reiche ein Ende.

**Lootse, Lootsmann, Leytsmann** oder **Pilot**[illegible] heißt ein Steuermann von geprüfter Geschicklichkeit [illegible] Ortskenntniß, welcher sich damit beschäftigt, in der N[illegible] der Küsten und durch gefährliche Gegenden des M[illegible] Schiffe sicher zu leiten. Die Lootsen bilden in den S[illegible] städten eigne Gesellschaften und leisten nicht nur den Sch[illegible] fen in der angegebenen Weise Beistand, um sie sicher [illegible] den Hafen und aus demselben wieder in die offene See [illegible] bringen (welches Geschäft das Lootsen heißt), sondern [illegible] mit ihren Lootsen- oder Rettungsbooten, welche, [illegible] vor dem Untersinken sicher zu sein, mit Kork gefüttert [illegible] bereit, verunglückten Schiffen zur Rettung der Mannsch[illegible] Beistand zu leisten.

**Lope de Vega** (Don Felix Carpio), nächst Calde[illegible] (s. d.) der berühmteste dramatische Dichter der Span[illegible] wurde 1562 zu Madrid geboren und zeigte schon sehr [illegible] vorzügliches Talent für die Poesie. Er studirte auf der A[illegible] demie zu Madrid, wurde Secretair des Herzogs von A[illegible] mußte wegen eines Duells mit einem angesehenen Edelm[illegible] nach Valencia fliehen und nahm, endlich nach Madrid [illegible] der zurückgekehrt, 1588 an der unglücklichen Seeexpe[illegible] gegen England Theil. Wieder in Madrid, verheirath[illegible] sich zum zweiten Male, gewann 1598 einen bei Gelege[illegible] der Heiligsprechung des Isidorus ausgesetzten Pr[illegible] schrieb eine große Anzahl Trauerspiele. Nachdem ih[illegible] Sohn und bald darauf seine Gattin gestorben waren, [illegible] er Secretair der Inquisition und Priester, fuhr aber [illegible] noch fort, seinen angestrebten Rang unter den Dichter[illegible] nes Landes in allen Dichtungsarten zu behaupten und [illegible] gegen die Angriffe seiner Nebenbuhler, unter denen nam[illegible] Cervantes (s. d.) sich befand. In der letzten Zeit sein[illegible] bens ergab er sich streng klösterlichen Übungen und [illegible] 1635. Der Glanz seines Begräbnisses bewies die Ehre [illegible] Gunst, die er unter den Großen wie unter dem Volke [illegible] Er soll ungemein leicht gearbeitet haben, sodaß er oft [illegible] 24 Stunden ein dramatisches Stück vollendete; [illegible] auch vielleicht die größte Anzahl von Bühnenstücken, [illegible] je ein Dichter geliefert hat, hinterließ; sie soll 1800 [illegible] terstücke und 400 autos sacramentales (heilige Handlun[illegible] Erzählungen aus der Bibel oder Heiligenlegenden [illegible] matisch dargestellt) betragen. Leichtigkeit der Erfindung [illegible] Sprache in Prosa und Versen war ihm also in hoh[illegible] Grade eigen; oft tadelt man aber den losen Zusammenh[illegible] seiner Arbeiten und wirft ihm in der Ausführung zu g[illegible] Kühnheit und Bilderfülle vor. Seine dramatischen W[illegible] erschienen zu Madrid in 25 Bdn. (1604—47) und [illegible]

Erkenntniß, welche [illegible] der Küsten und durch [illegible] Schiffe sicher zu leiten. [illegible] Küsten eigne Gotteshäuser [illegible] in der angegebenen Art [illegible] den Hafen und aus denselben [illegible] bringen (welches Geschäft das [illegible]) mit ihren Lootsen [illegible] vor dem Untersinken [illegible] bereit, verunglückten Schiffen [illegible] Beistand zu leisten.

**Lope de Vega** [illegible] der berühmteste [illegible] wurde 1562 zu Madrid [illegible] verwegliches Talent [illegible] damit zu Madrid, [illegible] mußte wegen eines Duells [illegible] nach Valencia fliehen [illegible] der zurückgekehrt 1588 [illegible] gegen England [illegible] und zum zweiten Mal [illegible] der Heimkehr [illegible] schrieb eine große Anzahl [illegible] Sohn und bald [illegible] er Secretair der [illegible] noch fort, keinen [illegible] [illegible] Handel zu allen [illegible]

war dem Apollo (s. d.) heilig und wuchs auf dessen Berge Parnassus, daher Lorberkränze allen mit höherer Weihe Begabten: Dichtern, siegenden Helden, Triumphatoren, als belohnender und ehrender Schmuck zuerkannt wurden. — Die Blüten des Lorberbaums sind klein und gelblichweiß und je drei bis vier in kurzgestielten Dolden. Die Früchte, bohnengroß, länglichrund, frisch dunkelblau, getrocknet braun, sind in zwei Hälften getheilte Kerne, welche sich in einer sehr dünnen Schale befinden. Sie sind, gleich den Blättern, von scharf gewürzhaftem, etwas bitterm Geschmacke und enthalten ein fettes, flüchtiges Öl, das **Lorberöl**, welches durch Destillation gewonnen und in der Arznei angewendet wird. Von der Ähnlichkeit mit den Blättern wird eine Art rosenfarbigblühenden Oleanders **Lorberrose** genannt. Zu der Gattung des Lorberbaums gehört auch der Kampherbaum, der Zimmtbaum u. a. m., die aber ein heißeres Klima verlangen, wogegen der Lorberbaum wildwachsend an allen Küsten des mittelländ. Meeres und auf den griech. Inseln gedeiht, ja auf den canarischen Inseln sogar große Wälder bildet, die zu einer vorzüglichen Zierde jener Gegenden dienen und weit umher einen balsamischen Duft verbreiten.

**Lord**, ursprünglich Herr bedeutend, ist der Titel, welcher im Allgemeinen den Mitgliedern des hohen engl. Adels (s. **Großbritannien**) ertheilt wird. Die Frau eines Lord, Baronet oder Ritters heißt **Lady**.

**Löschen**, auch **Losen**, **Lossen** oder **Entlossen** bezeichnet in der Sprache der Schiffer das Auspacken der Frachtgegenstände aus den Schiffen. Die Zeit, binnen welcher

das ihnen auch zur Untersuchung der Beschaffenheit des Meergrundes dient. Das schwerste Senkblei der Schiffer, das sogenannte **Tiefloth**, wiegt oft über 40 Pfund. **Loth** nennt man auch ein Gewicht, welches 1/32 eines Pfundes beträgt; desgleichen ein Metallgemisch, dessen man sich zum **Löthen** (s. d.) bedient.

**Löthen** heißt im Allgemeinen das Verbinden zweier Metallstücke durch ein Metall oder Metallgemisch, welches leichter flüssig ist als die zu verbindenden Metalle. Dies zur Herstellung der Verbindung dienende Metall heißt **Loth**, **Schnellloth** oder **Schlagloth**.

**Lothringen** hieß ehemals ein Herzogthum im westl. Frankreich, welches in der letzten Zeit seines Bestehens das zwischen Luxemburg, Trier, Unterpfalz, Elsaß, Franche-Comté und Champagne liegende Land, einen Flächenraum von 378 □M. mit ungefähr 1 Mill. Einw. umfaßte. Der Wasgau macht dieses Land gebirgig und die Maas, Mosel, Saar und Saone bewässern es. Es wurde in die Herzogthümer Lothringen und Bar und die Bisthümer Metz, Toul und Verdun eingetheilt. Gegenwärtig bildet es die franz. Departements Maas, Wasgau, Mosel und Meurthe. Den Namen hat das Land von Lothar II., dem Sohne des Kaisers Lothar, welchem es 855 in der Ausdehnung von Basel bis an die Nordsee, zwischen Rhein, Mosel, Maas und Schelde als eignes Reich zugetheilt wurde. In der Folge war L., indem sich einzelne Theile abrissen und selbständig wurden, es auch selbst lange Zeit in Ober- und Niederlothringen getheilt wurde, ein als deutsches Lehn behandeltes Herzogthum, bis es den fortwährenden Bestrebungen Frank-

ten vorkommt. Sie hat große, herzförmige Blätter, welche sich auf der Oberfläche des Wassers halten, wie die der gelben und weißen Seerose auf unsern Teichen. Die ägyptische Seerose oder die echte Lotuspflanze trägt röthlich weiße Blumen. Ihre Wurzeln und Samen enthalten ein genießbares Mehl, das aber heutzutage nicht mehr, wie im Alterthume, von den Ägyptern als Nahrungsmittel benutzt wird. Der Lotus diente bei den alten Indern und

Ägyptern als eins der berühmtesten Symbole, um die höchste erzeugende und gebärende Kraft zu bezeichnen, da sie, besonders in Ägypten, ein Zeichen von der Befruchtung durch den Nil war; deshalb das häufige Vorkommen dieser Blume auf alten ägypt. Denkmälern, auf Pyramiden, Katakomben (s. d.), und noch jetzt haben die dortigen Einwohner das Sprüchwort: Je mehr Lotus, desto mehr Nil (d. i. Jahressegen). Auch daß der Lotus, wie alle Seerosen, die Blüten nur mit Aufgang der Sonne und deren Steigen allmälig entfaltet, mit deren Sinken aber ebenso allmälig schließt und sich Abends unter das Wasser zurückzieht, mußte jenen Völkern einen geheimen Bezug dieser Pflanze zum Sonnengotte andeuten. Daher war sie dem Osiris (s. d.) heilig und bezeichnete auch in Isismysterien (s. Isis) das Verweilen im Dunkel und Erhebung der Seele zum Lichte.

**Lotterie**, ein von dem Worte Lot, welches in mehren Sprachen Loos bedeutet, herstammender Ausdruck, bezeichnet ein gewöhnlich unter Aufsicht und Garantie des Staats stehendes Glücksspiel, wobei der Gewinn durch das Loos entschieden wird. Eine bestimmte Menge Nummern werden als Loose um einen Einsatzpreis ausgeboten und die daraus gewonnene Summe auf einige Nummern als Gewinne vertheilt, denen bisweilen einige Prämien für das erste oder letzte, oder das nächst vor und nach einem Hauptgewinn gezogene Loos beigefügt werden. Nicht abgesetzte Loose gehen auf Rechnung der Unternehmer. Bei den auf einen gewissen Tag festgesetzten Ziehungen werden nun sämmtliche Nummern in ein Glücksrad, sowie die Gewinne mit oder Nieten in ein anderes gethan. Von zwei Waisenknaben gewöhnlich wird nun gleichzeitig aus jedem Rade hier eine Nummer, dort ein Gewinn oder eine Niete gezogen. Zur Vermehrung des Interesses für die Spielenden geschieht die Ziehung meist in mehren Classen, daher Classenlotterie, wobei die Einsätze für jede Classe besonders entrichtet werden. Bei diesen Lotterien nun ist der Betrag der Einnahme für sämmtliche Loose dem Betrage der Ausgabe für sämmtliche Gewinne gleich. Um daher die Verwaltungskosten zu decken und einen Vortheil von der Unternehmung zu ziehen, so geschieht ein Procentabzug (gewöhnlich 10 vom Hundert) von jedem Gewinne, wovon ein großer Theil dem Staate zufällt. Zum Vertriebe der Loose stellt die Lotteriehauptkasse Hauptcollecteurs an, die sie vertreten muß, und diese haben wieder Subcollecteurs, für welche jene stehen müssen. Zur Vergütung für diese wird entweder beim Ankaufe der Loose ein kleines Aufgeld entrichtet oder bei Auszahlung der Gewinne ein Abzug von 3 Procent gemacht, sodaß der wirkliche Betrag der Gewinne immer um 13 Procent geringer ist als der Nominalwerth. Für die letzte Ziehung wird ein höchster Gewinn als sogenanntes großes Loos aufgespart. Über die Gesetze und Einrichtungen einer Lotterie werden gedruckte Lotteriepläne

pfen, brachte es jedoch endlich dahin, daß er den Rang eines Oberstlieutenants erhielt und zur Armee commandirt wurde, welche gegen Friedrich II. im Felde lag. Nun erwarb er sich bald den Ruhm eines ausgezeichneten Offiziers und wurde 1785 Feldmarschall. Nach dem Siege bei Hochkirchen wurde er in den Freiherrnstand erhoben, und nach dem Siege bei Kunersdorf wurde ihm als Feldzeugmeister ein Heer von 30,000 M. übergeben. Er erwarb sich nun durch seine meisterhafte Kriegführung sogar die Achtung seines großen Gegners Friedrich II. Nach dem hubertsburger Frieden begab er sich nach Karlsbad, um seine Gesundheit herzustellen, und wurde hier mit Gellert bekannt; 1773 besuchte er mit Joseph II. die gewonnenen Königreiche Galizien und Lodomerien. Der Krieg mit der Pforte, anfangs ohne ihn geführt, wurde von ihm sieghaft beendet und erwarb ihm, namentlich die Eroberung von Belgrad, neue Auszeichnungen. Er wurde zum Generalissimus ernannt und erhielt den Stern des Theresienordens von Brillanten, welchen eigentlich nur der Kaiser selbst als Großmeister trug. Kaiser Leopold gab für denselben nachmals der Witwe L.'s 50,000 Gulden. Im Begriff, einen neuen Feldzug gegen Preußen zu unternehmen, starb L. im Hauptquartier zu Neutitschein in Mähren 1790. Er liegt zu Hadersdorf bei Wien im Park begraben und sein Grab ist mit Werkstücken geschmückt, die bei der Eroberung von Belgrad an einer Grabstätte aufgefunden worden waren. Als Mensch zeichnete sich L. durch Mäßigkeit und Bescheidenheit aus, als Feldherr durch Kühnheit, Raschheit und Besonnenheit.

**Louisdor** ist eine ursprünglich franz. Geldmünze, welche zuerst von Ludwig XIII. geprägt wurde und von die[...] den Namen erhalten hat. Man unterscheidet den al[...] Louisdor, welcher gewöhnlich 5 Thlr. 8 Gr. gilt, von de[...] neuern, sogenannten Schildlouisdor (Carolin), welcher [...] Thlr. 4 Gr. gilt. Auch nennt man bisweilen den Laubth[...] Louisneuf. — Man pflegt im Allgemeinen Louisdor [...] alle deutschen Goldmünzen zu nennen, welche zu 5 [...] Goldwerth geprägt sind, und gegen Silber ein Aufge[...] (s. d.) von durchschnittlich 16 Gr. erhalten.

**Löwe** (der), ein zum Katzengeschlechte gehöriges Sä[...] thier, wurde schon im Alterthume seiner Größe und sei[...] ernsten, majestätischen Ansehens wegen der König der T[...] genannt. So weit Menschengedenken reicht, war er [...] bekannt, und zwar nicht nur in Afrika und Asien, son[...] er wurde einst auch in Europa, namentlich in Griechen[...] gefunden. Jetzt sieht man ihn meist nur noch in Afrika, [...] Asien selten, zuweilen nur noch einzeln in Ostindien. [...] Alterthume kam er dagegen auch in Asien so häufig [...] daß die Römer von dort zu ihren Thiergefechten He[...] von Löwen nach Rom brachten. So soll Cäsar auf [...] mal 400 und Pompejus 600 Stück Löwen zu den öf[...] lichen Spielen haben herbeischaffen lassen. — Der Löwe [...] 5—6 F. lang und 2—3 F. hoch, der Schwanz 3 F. [...] Sein Kopf ist groß, kurz und rundlich. Den Hals [...] männlichen Löwen bedeckt von den Ohren bis über [...] Schultern hinaus eine zottige Mähne, die den Weib[...] so wie den Jungen ganz fehlt; sie bildet sich erst mit [...] vierten Jahre vollständig aus. Ebenso ist der Bauch [...] zwischen die Hinterfüße längshin mit einem Streifen [...]

Digitized by Google

ihre Wollen- und Tuchfabriken aus. Im J. 1382 erregten die Tuchmacher eine Empörung und wurden größtentheils vertrieben. Sie legten den Grund zu der engl. Tuchfa- kation. Jetzt ist besonders die Bierbrauerei bedeutend.

Löwenstein ist eine Grafschaft im Oberamte Weinsberg des würtemberg. Neckarkreises, zu welcher das Bergschloß gleiches Namens gehört. Die Grafschaft umfaßt 2⅖ □M. mit 6500 Einw. Nachdem sie schon früher eigne Grafen gehabt hatte, kam sie 1441 an die Pfalz und der Kurfürst Friedrich I. von der Pfalz gab sie seinem natürlichen Sohne Ludwig, welchen Kaiser Maximilian I. als Grafen von Löwenstein in den Reichsgrafenstand erhob. Ludwig II., des Erwähnten Enkel, nannte sich nach Erwerbung der Grafschaften Wertheim und Rochefort Graf von Löwenstein-Wertheim und seine beiden Söhne stifteten die beiden noch bestehenden Linien, nämlich Christoph Ludwig die Virneburg'sche, jetzt Freudenberg'sche, und Johann Theodor die Rochefort'sche, jetzt Rosenberg'sche. Die erste der beiden Linien besitzt die Hälfte der Grafschaft Löwenstein nebst einem Antheil der Grafschaft Limpurg unter würtembergischer, die Hälfte der Grafschaft Wertheim unter [illegible] scher und badischer Staatshoheit, das sonst würzburg. [illegible] Freudenberg, die Karthause Grünau, die Propstei [illegible] stein und vier sonst mainz. Dörfer, zusammen 8 □[illegible] mit 21,708 Einw. Sie hat 170,000 Gulden jährliche [illegible] künfte. Diese Linie zerfällt wieder in zwei Speciallinien, deren Häupter 1812 vom Könige von Baiern und 18[illegible] vom Könige von Würtemberg in den Fürstenstand erhoben worden sind. Dermaliges Oberhaupt der Vollrath'schen Speciallinie ist der Fürst Wilh. Ludw. Georg (geb. am 15. Nov. 1775, Standesherr seit 1816), welcher Senior des Gesammthauses, würtemberg. Kron-Oberstkammerherr und badischer Generalmajor ist. Oberhaupt der Karl'schen Speciallinie ist der Fürst Ludw. Friedr. Kar[illegible] (geb. am 26. Apr. 1781, Standesherr seit 1825), [illegible] bair. Rittmeister à la suite. — Die Linie Löwenstein

hagen'sche. Ein Zimmer enthält 30,000 Figuren. Unter den Kirchen zeichnet sich die Marienkirche aus. Sie enthält gleichfalls schöne Schnitzwerke, einen marmornen Altar, eine astronomische Uhr; einen Todtentanz u. s. w. Ausgezeichnete Gemälde finden sich auch in dem Dome, in der [illegible]kirche und der nicht mehr zum Gottesdienste benutzten [illegible]tharinenkirche. Von Bildungsanstalten sind hier ein [illegible]sium, ein Schullehrerseminar, eine Navigationsschule, [illegible]

technische Schule; unter mehren Vereinen zeichnet sich die patriotische Gesellschaft zur Beförderung gemeinschaftlicher Thätigkeit aus. Bedeutend ist noch immer der Handel von L., indem namentlich in Wein, Leder, Flachs und Getreide Geschäfte gemacht werden. Die Fabrikation bezieht sich auf Zucker, Stärke, Leim, Taback, Leder, Kattun, Tuch und Tressen. In den Hafen der Stadt, Travemünde, laufen jährlich an 900 Schiffe ein, die Stadt selbst besitzt 72 Schiffe und seit einigen Jahren steht L. mit mehren Häfen der Ostsee und besonders auch mit Petersburg durch Dampfschiffe in regelmäßiger Verbindung. — Das ganze in zehn Parcellen getheilte Gebiet der freien Stadt umfaßt 6¾ □M. mit 21,000 Einw. Dazu gehören das Amt Bergedorf und die Vierlande, welche L. mit Hamburg gemeinschaftlich besitzt. Die Mehrzahl der Einwohner sind Protestanten; [illegible]den dürfen nur in dem Dorfe Moisling wohnen. Travemünde am Einfluß der Trave in die Ostsee ist ein [illegible]chen mit 1100 Einw., einem Hafen und Seebade. — [illegible] mächtigsten war L. zur Zeit der Blüte der Hanse; [illegible] beherrschte es mit seinen Flotten das baltische Meer [illegible] hatte großen politischen Einfluß auf die nordischen [illegible] Nachdem sich 1806 das deutsche Reich aufgelöst hatte, [illegible] L. selbständig, bis es 1810 dem franz. Reiche [illegible] wurde. Es nahm dann thätigen Antheil an der [illegible] Deutschlands, fiel zwar 1813 noch einmal in die [illegible] der Franzosen, wurde aber nach der Schlacht bei [illegible] frei. Der Receß von 1669 liegt der seitdem [illegible] führten demokratischen Verfassung zu Grunde. Der [illegible]

Schenkeln langes, dichtes Fell, durch die kurzen, oft ganz fehlenden Ohrenpinsel, durch den längern, nicht abgestutzten, sondern kegelförmig zulaufenden Schwanz und die bedeutendere Größe, obgleich er niedriger und gedrungener erscheint. Der canadische Luchs, im Norden Amerikas und Asiens zu Hause, ist um das Drittel kleiner als der gemeine, graubraun, ohne deutliche Flecken. Der Fuchsluchs hat wie jener ein gewelltes Fell, das im Sommer röthlich, im Winter braungrau ist. Der Sumpfluchs in den sumpfigen Gegenden des südl. Rußlands, in Persien, Ägypten, Nubien, hat ein hellgelblichgraues Fell mit einem schwarzen Streif von den Augen bis zur Nase und hohe Gliedmaßen. Der Stiefelluchs, rothgelb von Farbe, hat nach hinten und unten zu schwarze Füße und einen Schwanz, der fast halb so lang ist als sein Körper. Endlich ist noch der Karakal zu bemerken, der, in Afrika, Persien und Arabien einheimisch, einen Schwanz hat, welcher ihm bis auf die Fersen herabreicht; die Ohren haben lange Pinsel; der Pelz ist oben weinroth, unten weiß, die Brust gelbroth mit braunen Flecken und die Ohren sind außen schwarz, unten weiß. Die Tataren sollen junge Luchse zur Jagd abrichten.

**Lucian**, ein geistreicher griech. satirischer Schriftsteller, lebte im 2. Jahrh. n. Chr. Er war unter der Regierung Hadrian's zu Samosata im südwestl. Asien am Euphrat geboren und sollte bei einem Oheim die Bildhauerkunst erlernen. Da es ihm aber hiermit nicht glückte, so begab er sich nach Antiochia und ergab sich literarischen Studien. Sich der gerichtlichen Beredtsamkeit ausschließlich widmend, besuchte er als Redner Griechenland, Italien, Spanien und Gallien, ward unter Marc Aurel Procurator der damals röm. Provinz Ägypten und starb unter Commodus 80—90 Jahre alt. Seine Werke sind theils erzählenden und rhetorischen, theils kritischen und satirischen Inhalts, meist in Gesprächsform; die populairsten darunter sind seine „Götter- und Todtengespräche", in denen er mit witziger Laune die Mythengeschichte sowie die Sekten der Philosophen bespöttelt. Ohne selbst irgend einem Systeme anzuhängen, kämpft er frei gegen Betrug und Aberglauben. So griff er auch als Grieche die von ihm als bloße Schwärmerei betrachtete christliche Religion an. Seine Werke sind auch besonders dadurch geschichtlich interessant, weil sie uns ein treues Bild von dem damals so zerrissenen Zustande der Zeit, besonders von dem erwachenden Zweifel an der Wahrheit des alten Götterglaubens geben. Eine vortreffliche Übersetzung seiner Werke besitzen wir von Wieland (6 Bde., Lpz. 1788—89).

**Lucifer**, ein lat. Wort, griech. Phosphoros, deutsch Lichtbringer, hieß bei den Griechen und Römern der Planet Venus, wenn er des Morgens vor der Sonne aufgeht; Hesperus dagegen, wenn er als Abendstern der untergehenden Sonne folgt. Der Mythe nach war L. ein Sohn des Jupiter und der Aurora, welcher als Führer der Sterne, in Gemeinschaft mit den Horen (s. d.) die Sonnenrosse und den Sonnenwagen zu besorgen hat und, auf einem weißen Pferde sitzend, der Vorläufer der Mutter ist. Bei den Römern wurde er daher als der Beschützer der Reitpferde verehrt. In den neuern, christlich-mittelalterlichen Sagen gilt dieser Name als Benennung des Teufels, und daher ist im umgekehrten Sinne wie bei den Griechen und Römern Lucifer hier der Fürst der Finsterniß, welche Bezeichnung von einer allegorischen Erklärung des Jesaias, 9, 22, durch die Kirchenväter (s. d.) herrührt, die die darin enthaltene Vergleichung des Königs von Babylon mit dem Morgensterne auf den Teufel bezogen.

**Lucretia** war die Tochter eines edlen Römers und die Gattin des Lucius Tarquinius Collatinus, welcher ein Verwandter von Tarquinius Superbus, des siebenten Königs des alten Roms, war. Bei der Belagerung von Ardea erfährt des Letztern Sohn, Sextus, durch den Gemahl der L. selbst von deren ausnehmender Schönheit, reitet, um sich mit eignen Augen davon zu überzeugen, noch in der Nacht aus dem Lager zu Jener hin, wird gastfreundschaftlich von ihr als Verwandter empfangen und entehrt sie, von ihrer Schönheit entzündet, indem er der Widerstrebenden droht, sie sonst selbst der Untreue gegen ihren Gemahl zu beschuldigen. L. läßt hierauf ihren Vater, ihren Gemahl und ihre übrigen Verwandten aus dem Lager herbeirufen, erzählt ihnen die an ihr verübte Schandthat, läßt sie Rache dafür schwören und entleibt sich darauf vor ihren Augen mit einem Dolche (509 v. Chr.). Ihr Tod war das Signal zur Freiheit Roms, indem Collatinus, verbunden mit Brutus (s. d.), den Tyrannen mit seiner ganzen Familie aus Rom vertrieb und die königl. Würde aufhob.

**Lucullus** (L. Licinius), ein edler Römer, zeichnete sich schon früh als Krieger durch Klugheit und Tapferkeit aus, besonders in den Bürgerkriegen des Marius und Sulla. Im J. 75 v. Chr. wurde er Consul und Befehlshaber des Heeres, welches nach Cilicien gegen Mithridates (s. d.) zog. Er besiegte den Mithridates und machte sein Reich Pontus zur röm. Provinz, nachdem jener nach Armenien zum Tigranes geflohen war. Da dieser sich weigert, den Mithridates an die Römer auszuliefern, so zieht L. auch gegen ihn zu Felde und besiegt ihn. Mithridates kämpft nochmals und L. wird durch Meutereien seiner Soldaten gehindert, gegen ihn mit Erfolg zu operiren. Rom nimmt ihm den Oberbefehl und ruft ihn vom Kriegsschauplatze ab; doch wird er mit allen Hochachtungsbezeigungen empfangen und feiert einen glänzenden Triumph. Nun lebt er als Privatmann in Rom in Üppigkeit, die aus Asien mitgebrachten Schätze verschwendend, doch auch edlern und ernstern Geschäften sich widmend; denn er hatte während seines Aufenthalts in Kleinasien mit den dort lebenden Philosophen vertrauten Umgang gepflogen. Daher setzte er, nach Rom zurückgekehrt, das Studium der Philosophie fort und zog viele Gelehrte nach Rom, denen er freien Zutritt in seinem Hause gestattete. Auch ließ er eine zahlreiche öffentliche Bibliothek anlegen, die Cicero (s. d.) fleißig benutzte. Durch eine Vergiftung soll er zuletzt wahnwitzig geworden sein, sodaß man ihm seinen Bruder zum Vormunde setzte, und er starb bald darauf, 66 oder 68 Jahre alt, im 47. oder 48. Jahre v. Chr. — Durch L. kamen die ersten Kirschbäume 74 v. Chr. aus Cerasunto in Pontus nach Rom und verbreiteten sich von da aus über Europa. Eine üppige und weichliche Lebensweise, wie sie bald in Rom allgemein Sitte wurde, hat man nach ihm eine Lucullische genannt.

**Ludwig IX.**, der Heilige, König von Frankreich 1226—70, wurde 1215 geboren und regierte nach dem Tode seines Vaters Ludwig VIII. anfangs unter der Vormundschaft seiner Mutter Blanca von Castilien. Er war ein

sollten, welche Gebietstheile mit den abgetretenen Plätzen Frankreich zufielen. Dieselben brachten bedeutende Gebiete an Frankreich und 1681 brachte L. auch Strasburg in seine Gewalt. Ein 1684 mit Deutschland und Spanien auf 20 Jahre abgeschlossener Waffenstillstand befestigte ihn in seinen angemaßten Besitzungen. Nachdem 1683 Colbert gestorben war, begann Frankreich wieder zu sinken. Louvois, der Beichtvater Lachaise und die Maintenon, mit welcher L. seit 1683 nach dem Tode seiner Gemahlin heimlich vermählt war, beredeten den König, das Edict von Nantes, welches den Reformirten die Religionsfreiheit sicherte, 1685 aufzuheben und in Folge dieser unbesonnenen Handlung verließen 700,000 gewerbthätige Einwohner Frankreich und brachten franz. Industrie nach andern europ. Ländern. Ein neuer Krieg brach 1688 auf Louvois' Veranlassung gegen Deutschland, Holland, Spanien, Savoyen und England aus und endete erst 1697 mit dem ryswicker Frieden, durch welchen L. genöthigt wurde, alle reunirten Orte, sowie Breisach, Freiburg, Kehl und Philippsburg und die kleinern von Frankreich diesseit des Rheins errichteten Festungen herauszugeben. L. gab weniger der Macht seiner Gegner als der eignen Politik nach, indem er für seinen Enkel Philipp von Anjou auf die Erbfolge in Spanien hoffte. Karl II., König von Spanien, starb 1700 und hinterließ ein Testament, durch welches Philipp von Anjou als sein Nachfolger bezeichnet wurde. Die Verwirklichung dieses Testaments verfocht L. in dem span. Erbfolgekriege 1702—13. In diesem Kriege war er sehr unglücklich, doch nahm derselbe zuletzt noch eine für ihn günstige Wendung, und in Folge der Friedensschlüsse von Utrecht 1713, Rastadt und Baden 1714 wurde Philipp V., L.'s Enkel, als König von Spanien anerkannt, jedoch einer möglichen Vereinigung von Frankreich und Spanien für die Zukunft vorgebeugt, auch L. bestimmt, an England, Holland und Savoyen einige Abtretungen zu machen. Der größte Nachtheil aber war für L., daß alle seine und seines Landes Kräfte geschwächt waren, eine ungeheure Schuldenlast zusammengezogen und Colbert's Werk, der Wohlstand Frankreichs, vernichtet war. L. starb am 1. Sept. 1715. Er war seiner äußerlichen Erscheinung nach ein vollkommen schöner und durch anmuthige Würde imponirender Mann, und seine vorzüglichste Kunst war die, ausgezeichnete Menschen zu erkennen, in Dienst zu nehmen und sich zu verpflichten. Er hatte die ausgezeichnetsten Minister, Feldherren und Verkündiger seines Ruhms; denn er begünstigte Künste und Wissenschaften nicht nur innerhalb seiner Staaten, sondern ehrte auch auswärtige Künstler und Schriftsteller durch königl. Geschenke und andere Auszeichnungen. Man hat aus diesem Grunde sein Zeitalter als das der höchsten geistigen Blüte Frankreichs gepriesen (s. Französische Kunst, Literatur und Wissenschaft), und gewiß ist wenigstens, daß Frankreich niemals glänzender erschienen ist als unter L. XIV. Dieser Glanz schmeichelte den Franzosen und blendete das Ausland, sodaß franz. Sprache und Sitten unter den gebildeten Ständen aller europ. Völker Eingang fanden und die Franzosen lange Zeit als das gebildetste Volk anerkannt wurden. Die mächtigsten Triebfedern von L.'s Handlungsweise waren indeß Ruhmsucht, Herrschsucht und wenigstens zum Theil auch Bigoterie, und der despotische König wurde, ohne es zu wissen, nur zu häufig durch die List seiner Diener und die Intriguen seiner Geliebten bestimmt. Nachdem Colbert todt war, versiegten allmälig die Quellen, um die ungeheuren Ausgaben zu bestreiten, welche L.'s Sucht zu glänzen und seine Heere nöthig machten, und da dennoch keine Einschränkungen erfolgten, vielmehr durch des Kriegsministers Louvois Ränke Frankreich in neue schwere Kriege verwickelt wurde, so war das endliche Resultat das Elend des franz. Volkes, eine Schuldenlast von 2500 Mill. Livres und der Haß der Nachbarstaaten; denn die franz. Heere hatten nach Louvois' Anleitung mit schauderhafter Verheerungssucht überall gewirthschaftet, wo sie hingekommen waren. Durch treulose Politik, schmachvolle List und treffliche, stets schlagfertige Heere hatte L. Frankreich vergrößert, wie keiner seiner Vorgänger, aber endlich mußte er die meisten seiner angemaßten Besitzungen wieder herausgeben, ohne daß Frankreich in der Erwerbung Spaniens für Philipp V. eine Entschädigung fand. Auf diese Weise hat L. XIV. den Grund zu dem nachfolgenden Unglücke Frankreichs gelegt.

**Ludwig XVI.**, König von Frankreich 1774—93, geb. am 23. Aug. 1754, führte als Prinz den Titel Herzog von Berri, wurde 1765 Dauphin und folgte seinem Großvater Ludwig XV. Schon 1770 hatte er sich mit Marie Antoinette (s. d.), Erzherzogin von Östreich, verheirathet. Das Volk begrüßte ihn bei seiner Thronbesteigung mit dem Beinamen le désiré, d. h. der Ersehnte, doch L. lehnte denselben aus Bescheidenheit ab. Er war einer der moralischsten Menschen und der wohlwollendste König, aber er war auch schwach und unentschlossen, und so kam es, daß er einestheils den an ihn gestellten Anfoderungen zu weit nachgab in der Meinung, dadurch das Beste seines Volkes zu fördern, andererseits sich weder einer der gegeneinander mit immer wachsender Erbitterung streitenden Parteien unbedingt anschloß und ihr durch sein Ansehen den Sieg verschaffte, noch seine eigne Überzeugung mit Bewußtsein und Festigkeit durchzusetzen unternahm. Während er sich selbst jeder Art von Ausschweifung, ja selbst kostspieliger Vergnügungen streng enthielt, gönnte er seiner Gemahlin und den königl. Prinzen einen Aufwand, welcher um so weniger in der Ordnung war, als der Zustand der Finanzen mit jedem Jahre schlechter wurde. Zunächst war es der Finanzminister Turgot, ein ebenso gescheuter als rechtschaffener Mann, welcher den Staat, der an so vielen Gebrechen litt (vgl. Frankreich), durch zeitgemäße Maßregeln zu heilen unternahm, welche die bevorrechteten Stände, den Adel und die Geistlichkeit, in ihren vermeintlichen und wirklichen Privilegien kränkten, und nachdem sich L. durch seine Minister hatte bestimmen lassen, jene Maßregeln zu billigen, welche die Herzen jenes Theils seiner Unterthanen entfremdeten, ließ er sich, irre gemacht durch den Widerstand, den er fand, bestimmen, Turgot und den ihm gleichgesinnten Minister Malesherbes fallen zu lassen und die schon eingeleiteten Verbesserungen aufzugeben, ja Rückschritte zu machen. Am nachtheiligsten wurde für L. der Krieg von 1778—83 zu Gunsten der nordamerik. Freistaaten. Derselbe kostete 1400 Mill. Livres und brachte in die Köpfe die Gedanken republikanischer Freiheit. Ein Finanzminister nach dem andern kam an die Reihe und keiner vermochte den eingerissenen Unordnungen in der Geldwirthschaft ein Ziel zu setzen. L. begünstigte den Adel bei der Besetzung der Militairstellen und be-

den Jahre mußte er Verona verlassen. Er lebte nun, besonders von England unterstützt, an verschiedenen Orten und ertrug das Unglück seines Hauses mit Würde und ohne seinen Ansprüchen zu entsagen. Der Friede von Tilsit nöthigte ihn 1807 nach England zu gehen. Er kaufte 1809 das Schloß zu Hartwell in Buckinghamshire und lebte daselbst im Umgange mit den Wissenschaften bis 1814, wo er durch den Senatsbeschluß und nach dem Constitutionsentwurfe vom 5. Apr. auf den Thron berufen wurde. Am 26. Apr. betrat L. zu Calais den franz. Boden, empfing in St.-Ouen die Deputationen der Behörden von Paris und erklärte am 5. Apr., daß er den Constitutionsentwurf dem Wesentlichen nach annähme, aber das Ganze der Constitution durch eine Commission des Senats und der gesetzgebenden Versammlung näher geprüft und bearbeitet werden sollte. Bei seinem am 3. Mai erfolgenden Einzuge in Paris gelobte L. Vergessenheit aller Vergehungen Frankreichs gegen sein Regentenhaus. Er selbst war mäßig und weise, aber sein aus eifrigen Anhängern des alten Königthums bestehendes Ministerium war nicht geeignet, die Gemüther zu befriedigen und zu versöhnen. Als daher Napoleon von der Insel Elba nach Frankreich zurückkehrte, fiel ihm das Volk und das Heer in Masse zu und L. floh am 20. März 1815 aus Paris nach Gent. Zum zweiten Male kehrte er mit den Heeren der Verbündeten nach Frankreich zurück, erklärte in der Proclamation von Cambray am 25. Jun. Vergebung des neuen Abfalls mit Ausnahme der Verräther, Befestigung der Constitution und zeitgemäße Veränderung des Regierungssystems. Nachdem L. am 9. Jul. wieder in Paris eingezogen war, ergriff er kräftige Maßregeln zur Befestigung seines Thrones, von denen die durchgreifendste die Organisation eines neuen Heers war. Hierauf wurde über Diejenigen, welche als Verräther bezeichnet wurden, ein strenges Gericht gehalten. Ney, Mouton-Duvernet und Labédoyère wurden erschossen, Andere hatten sich durch die Flucht gerettet, Viele wurden verbannt, allen Verwandten Napoleon's bei Todesstrafe das Land untersagt; auch Die, welche für den Tod Ludwig XVI. gestimmt, wurden verwiesen. Eine Zeit lang schien die an der veralteten Form hängende Partei der Königlichgesinnten wieder ganz die Oberhand zu gewinnen; doch die Regierung und L. selbst sahen bald ein, daß man dem Neuen Concessionen machen müsse, und so gelang es ihnen, die Volksstimmung seit 1819 für sich zu gewinnen. Aber schon im folgenden Jahre gab die Ermordung des Herzogs von Berri der Partei wieder Einfluß und Gewalt, welche später nochmals die Bourbons in das Verderben zog. L. selbst wurde von dieser Partei als zu wenig Royalist betrachtet. Nachdem L. noch 1823 die schnelle und siegreiche Beendigung des Krieges mit Spanien erlebt hatte, starb er 1824. **Karl X.** (s. d.) war sein Nachfolger.

**Ludwig Philipp**, regierender König der Franzosen, geb. am 6. Oct. 1773, war der Sohn des Herzogs Louis Joseph Phil. von Orleans, welcher so lebhaften Antheil an der franz. Revolution nahm, sich den Titel Egalité geben ließ und 1793 mit der Guillotine enthauptet wurde. Die durch Tugend ausgezeichnete Gemahlin des sittenlosen Herzogs erzog ihren Sohn auf das trefflichste und gab ihm die vorzüglichsten Führer. Während des Krieges, welchen Frankreich 1792 zu führen hatte, diente L. in der Armee und zeichnete sich besonders bei Valmy, Boussu und Jemappes aus. Nachdem er aber am 4. Apr. 1793 ausgewandert war, wurde er geächtet und ein Preis auf seinen Kopf gesetzt. In Schaffhausen traf er mit seiner Schwester Adelaide und seiner ehemaligen Erzieherin, der Frau von Genlis, zusammen. Er lebte nun in der größten Dürftigkeit und ließ sich im Oct. 1793 am Collegium zu Reichenau bei Chur als Professor der Mathematik und Geschichte anstellen, wobei er den Namen Chabos annahm. Acht Monate diente er in dieser Stellung, welche er mit Ehren ausfüllte. Bis auf die Nachricht von Robespierre's Untergang lebte er bis 1795 unter dem Namen Corby als Adjutant des Generals Montesquiou, welcher auch sein Vaterland verlassen hatte, zu Bremgarten. Verdrängt von hier, reiste er über Hamburg nach Schweden, Norwegen und Lappland, beschäftigte sich einige Zeit mit astronomischen Beobachtungen auf dem Nordcap und kam endlich über Finnland und Stockholm 1796 wieder nach Hamburg. In demselben Jahre noch begab er sich nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Er kehrte nach Europa zurück, um seine Mutter in Spanien

aufzusuchen; da ihm aber der Aufenthalt in diesem Lande verwehrt wurde, so begab er sich im J. 1800 nach England. Nach mehrjährigem Aufenthalte zu Twickenham, während dessen er sich nur mit den Wissenschaften beschäftigte, machte L., um seine Gesundheit herzustellen, eine Reise nach Malta und von da nach Palermo, wo er sich am 25. Nov. 1809 mit der sicil. Prinzessin Marie Amalie vermählte. Nachdem Ludwig XVIII. den franz. Thron bestiegen hatte, kehrte auch der Herzog von Orleans am 15. Mai 1814 nach Paris zurück und übernahm mit dem Marschall Mortier den Oberbefehl in den Norddepartements; als jedoch Napoleon von Elba zurückkehrte, ging er nach England und lebte wieder zu Twickenham. Mit den Bourbons kam er abermals nach Paris. Durch seine in der Pairskammer an den Tag gelegte Freisinnigkeit erregte er hierauf das Misfallen des Hofes und begab sich, um der Ungnade desselben

zu Leipzig seine weitere Ausbildung erhielt. Seine Gemahlin Luise, Prinzessin von Baden, wurde ihm 1836 durch den

Tod entrissen. Aus der Ehe mit ihr leben noch drei Prinzen: Ludwig (geb. 1806), Karl (geb. 1809), Alexander (geb. 1823), und eine Prinzessin. Der Erbgroßherzog Ludwig ist seit 1833 mit der bair. Prinzessin Mathilde vermählt. Als L. am 6. Apr. 1830 die Regierung antrat, empfing ihn sein Volk mit großer Freude, doch machte der an die Stände gestellte Antrag, seine mehr als zwei Millionen Gulden betragenden Privatschulden auf die Landeskasse zu übernehmen, keinen vortheilhaften Eindruck, und im Oct. 1831 brachen in Oberhessen Unruhen aus, welche den Großherzog schmerzlich berührten und gegen welche er strenge Maßregeln ergriff. Die strenge Rechtlichkeit und die freundlich wohlwollende Gesinnung, welche L. stets an den Tag gelegt, haben ihn in der Liebe seines Volkes befestigt.

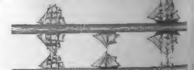
**Ludwig** (Wilhelm Friedrich), seit 1829 regierender Landgraf von Hessen-Homburg, wurde am 29. Aug. 1770 als der zweite Sohn des Landgrafen Friedrich Ludwig und dessen Gemahlin Karoline, einer Tochter des Landgrafen von Hessen-Darmstadt, Ludwig IX., geboren. Nach dem 1820 erfolgten Tode seines Vaters folgte diesem sein ältester Sohn, der Landgraf Friedrich Joseph, welcher 1829 ohne Erben starb. L. trat frühzeitig in preuß. Kriegsdienste und hat in diesem Jahre als Krieger sein 50jähriges Jubiläum gefeiert. In mehren Schlachten zeichnete er sich vortheilhaft aus und erhielt endlich die Würde eines Generallieutenants. Nachdem er in der Schlacht bei Leipzig schwer verwundet worden war, wartete er indessen seine Genesung ab und ging dann 1814 dem Heere der Verbündeten nach Frankreich nach. Er wurde, nachdem der Friede geschlossen worden war, Gouverneur von Luxemburg und benahm sich bei Ausbruch der Unruhen in Belgien mit großer Entschlossenheit. Im J. 1804 vermählte er sich mit der Prinzessin von Nassau-Usingen, ließ sich aber schon im nächsten Jahre wieder von derselben scheiden. Da er keine Kinder hat, so sind seine nächsten Erben seine Brüder, deren er noch drei hat. Der ältere, Philipp (Aug. Friedr.), geb. am 11. März 1779, ist östr. Generalfeldzeugmeister und Commandirender zu Grätz in Steiermark und Illyrien; der zweite, Gustav (Adolf Friedr.), geb. am 17. Febr. 1781, ist östr. Feldmarschall-Lieutenant; der dritte, Ferdinand (Heinr. Friedr.), geb. am 26. Apr. 1783, ist ebenfalls östr. Feldmarschall-Lieutenant.

**Luft** nennt man im Allgemeinen jeden Körper, dessen Bestandtheilchen das Bestreben haben, sich nach allen Richtungen auszudehnen, oder alle, wie man sagt, ausdehnsame flüssige Körper. Wir kennen viele Stoffe, welche sowol als feste, wie als tropfbarflüssige und als ausdehnsamflüssige oder luftförmige Körper existiren können, z. B. Eis, Wasser und Wasserdämpfe. In welcher Gestalt diese Stoffe auftreten, hängt von dem Temperaturzustande derselben ab, und jeder dieser Stoffe hat gewisse Temperaturgrenzen, innerhalb welcher er fest oder tropfbarflüssig ist, bis er endlich bei einem gewissen Wärmegrade luftförmig wird. Man theilt die luftförmigen Körper ein in Dampf (s. d.) und Gase (s. d.). Im engern Sinne und in der gewöhnlichen Sprachweise versteht man unter Luft die uns umgebende atmosphärische Luft, welche, wie nähere Untersuchungen gelehrt haben, aus 79 Raumtheilen Stickstoff, 21 Theilen Sauerstoff und einer veränderlichen Menge Wasserdampf und Kohlensäure zusammengesetzt ist. Die Lehre von den Erscheinungen, welche Folge der Schwere, des Drucks und der Bewegung der Luft sind, wird Pneumatik oder Aërologie genannt. Ein großer Theil dieser Erscheinungen läßt sich mit Hülfe der Luftpumpe (s. d.) veranschaulichen.

**Luftballon** oder (griech.) Aërostat heißt die interessante Maschine, mit welcher der Mensch die Luft durchreisen kann, indem er in Wahrheit auf den Flügeln des Windes getragen wird, und welche, um in Gebrauch zu kommen und jedes andere Fahrzeug zu Land und Wasser überflüssig zu machen, nur an dem einzigen, aber entscheidenden Übelstande leidet, daß man es noch nicht vermocht hat, ihm eine beliebige Richtung in seiner Bewegung zu geben. Das Princip des Luftballons ist das allgemeine Gesetz des Schwimmens (s. d.). Jeder Körper, welcher leichter ist als die Luft, schwimmt in ihr und steigt empor, — und nur der Umstand, daß man lange Zeit keinen Körper kannte, welcher leichter als Luft war, hat die Erfindung des Luftballons lange zurückgehalten. Es kommt aber bei der Luft noch der Umstand in Betracht, daß sie immer dünner, d. h. specifisch leichter wird, je weiter man sich über die Erde erhebt. Ein leichter Körper wird folglich in ihr nur soweit emporsteigen, bis er eine Höhe erreicht hat, in welcher die Luft beinahe ebenso dünn und leicht geworden ist, als er selbst ist. Leichter als atmosphärische Luft ist das Wasserstoffgas und die künstlich verdünnte Luft. Diese beiden Körper hat man daher zur Herstellung von Luftballons genommen. Da dieselben aber beide auch luftförmig sind, so müssen sie gehindert werden, sich nicht ihrer Natur gemäß und unbegrenzt auszudehnen, denn dann würden sie nicht zum Tragen und Bewegen von Maschinen benutzt werden können. Man schließe daher eine Quantität Wasserstoffgas oder künstlich verdünnte Luft in eine Art Beutel ein, dann steigt sie sammt dem Beutel empor, aber nur dann, wenn der Unterschied des Gewichts zwischen der eingeschlossenen Luftart gegen die von ihr aus der Stelle gedrängte atmosphärische Luftquantität so bedeutend ist, daß

die andere hinuntergedrückt wird. An die Stelle der Kugel ist eine Glasglocke F getreten, welche auf einen metallenen abgeschliffenen Teller so aufgesetzt ist, daß durch keine Fuge Luft eindringen kann. An die Stelle der beiden Hähne sind endlich Ventile getreten. Es geht nämlich aus dem Raume unter der Glocke eine Verbindungsröhre E, welche in den untern Theil der beiden Stiefel mündet. Der Hahn L dieser Röhre ist für gewöhnlich geöffnet. Bei D und D sind Ventile, welche Luft aus der Verbindungsröhre zwar heraus, aber nicht in sie hinein lassen. Andere Ventile sind in den Kolben, und diese lassen die Luft aus dem Stiefel durch, aber nicht in diese hinein. Die Thätigkeit jedes einzelnen Kolben ist nun übrigens ganz dieselbe wie bei dem vorigen Instrumente, nur daß man hier keine Hähne zu öffnen und zu schließen hat, wofür sich die Ventile durch den Luftdruck von selbst öffnen und schließen, wie sich gehört. Wird nämlich der Kolben heruntergedrückt, so wird die Luft innerhalb des Stiefels zusammengedrückt, dadurch wird das Bodenventil D geschlossen und das Kolbenventil geöffnet. Durch das letztere entweicht die im Stiefel eingeschlossene Luft. Wird dagegen der Kolben in die Höhe gezogen, so würde unter ihm ein leerer Raum entstehen, wenn nicht sogleich die Luft unter der Glocke sich ausdehnte, das Bodenventil aufdrückte und unter dem Kolben in den Stiefel dränge. Zugleich wird durch den Druck der äußern atmosphärischen Luft das Kolbenventil geschlossen. Man übersieht nun leicht, wie sich bei dieser Maschine die Wirksamkeit verdoppelt, indem fortwährend der eine Kolben den Stiefel entleert, während zugleich der andere Kolben Luft aus dem Innern der Glocke in den Stiefel zieht. KIII ist eine sogenannte Barometerprobe. In einer Glocke, in welcher die Luft in demselben Grade verdünnt wird wie in der Glocke F, steht eine Art Barometers, an welchem man den Druck der Luft im luftverdünnten Raume ebenso beobachten kann wie den atmosphärischen Luftdruck an einem gewöhnlichen Barometer. Wegen der Art, wie sich die Ventile in der zuletzt beschriebenen Luftpumpe öffnen, kann dieselbe nicht zum Verdichten der Luft benutzt werden, welches dagegen mit dem vorhin beschriebenen Instrumente der Fall ist. Steht nämlich dort der Kolben oben, ist der Hahn D geschlossen und C geöffnet, so braucht man blos den Kolben herabzustoßen, um alle Luft des Stiefels in die Kugel E zu drängen. Man schließt den Hahn C, um die zusammengedrängte Luft in E festzuhalten, öffnet D und zieht den Kolben wieder empor. Jetzt ist wieder Luft im Stiefel, man schließt D, öffnet C und drückt den Kolben wieder nieder. Mit jedem Niederdrücken des Kolbens wird die Luft in E dichter. Luftpumpen, welche zum Verdichten der Luft gebraucht werden, heißen **Compressionsluftpumpen**. Man kann nun die Luftpumpe benutzen, um eine Menge lehrreicher und interessanter Versuche anzustellen. Wenn man z. B. statt der in der zweiten Luftpumpe auf dem Metallteller stehenden Glasglocke (welche einen sehr bedeutenden Druck von außen ertragen kann) einen metallenen Cylinder auf den Teller setzt, dessen obere Öffnung mit einer Blase stark überbunden ist und dann die Luft in dem Cylinder verdünnt, so platzt endlich die Blase von außen nach innen mit einem heftigen Knall, weil die Spannkraft der eingeschlossenen Luft desto geringer wird, je dünner diese Luft wird und endlich dem Drucke der atmosphärischen Luft nicht mehr hinreichend Widerstand zu leisten vermag. Legt man dagegen unter die gewöhnliche Glasglocke (welche man den **Recipienten** zu nennen pflegt) eine zugebundene Blase, in der sich nur wenig Luft befindet und die daher schlapp ist, so schwillt diese beim Auspumpen mächtig an und platzt endlich. Hier nämlich leistet in Folge der Verdünnung die umgebende Luft der Luft in der Blase immer weniger Widerstand und die letztere, den Gesetzen der Elasticität folgend, dehnt sich daher aus. Wasser geräth unter der Luftpumpe beim Auspumpen ins Sieden, indem es sich in Dampf verwandelt, weil die umgebende Luft die Dampfentwickelung vermöge ihres Drucks nicht mehr zurückhält. Geschieht die Luftverdünnung schnell, so geht auch die Verwandlung in Dampf schnell vor sich, und da bei dieser Umwandlung Wärme verzehrt, also Kälte erzeugt wird, so kann man es dahin bringen, daß das zurückbleibende Wasser sich schnell in Eis umwandelt. Läßt man in einem langen, fast ganz von Luft befreiten Recipienten gleichzeitig Körper von verschiedenem specifischen Gewicht, z. B. eine Feder und ein Goldstück, aus gleicher Höhe herabfallen, so fallen sie mit gleicher Geschwindigkeit — ein Beweis, daß das ungleich schnelle Fallen verschiedener schwerer Körper in der Luft nur eine Folge des Widerstands der Luft ist. Auch über das Verhalten der Luft gegen den Schall, das Licht, die Elektricität, das thierische Leben u. s. w. hat man mit der Luftpumpe eine Menge lehrreicher Versuche angestellt.

**Luftspiegelungen**, auch **Kimmungen**, **Erhebungen**, **Seegesichte** genannt, sind merkwürdige Spiegelungen von Gegenständen in der Luft, und nicht selten sind dabei die gespiegelten Gegenstände selbst dem Auge des Beobachters nicht sichtbar. Man findet sie am häufigsten auf dem Meere, in Berggegenden und auf weiten Ebenen, z. B. in Niederägypten. Der Grund derselben ist immer die ungleiche Dichtigkeit verschiedener übereinander lagernder Luftschichten, sodaß eine höhere Luftschicht Spiegelbilder von Gegenständen zeigt, welche vielleicht in einer unter dem Hori-



zonte des Beobachters liegenden Gegend wirklich vorhanden sind. Die Luftspiegelungen bringen merkwürdige Täuschungen hervor und haben auch zu allerlei Aberglauben Veranlassung gegeben. So ist das bekannte Brockengespenst nichts Anderes als Spiegelung entfernter Personen auf Nebelschichten. Oft sieht man durch solche Spiegelungen Häuser, ganze Städte über einen Berg sich erheben, welcher die Aussicht nach ihnen verwehrt. Man hat auf solche W… von England aus die Küste Frankreichs gesehen, Reiter… schwader auf den Spitzen von Bergen manoeuvriren … Scoresby erkannte an der grönländ. Küste das Bild seines Vaters, obschon dasselbe, wie sich nachher ergab, … ungefähr 30 Meilen von ihm entfernt war. Zuweilen sieht man die Bilder verkehrt, zuweilen doppelt, ein aufrechtes

kurze Zeit nach der Geburt, sobald das Athmen begonnen, von gleichförmig rosenrother Farbe. Dieses Lungengewebe nun besteht wieder aus vielen kleinen Abtheilungen oder Läppchen, deren jedes durch viele kleine Scheidewände in unregelmäßige Fächer getheilt ist, welche Lungenbläschen genannt werden. In diese Lungenbläschen endigen sich die feinsten Zweige der Luftröhrenäste, die zuletzt so zart werden, daß sie blos häutig sind. An dem Umfange der Lungenläppchen und Lungenbläschen verästeln sich die feinsten Zweige der Lungen-Schlag- und Lungen-Blutadern, und hier ist es, wo das Blut die durch das Athmen bedingte Veränderung erleidet. Außerdem erhalten die Lungen zahlreiche Saugadern oder Lymphgefäße, deren blauschwarzgefärbte Drüsen sich vorzugsweise an den Theilungswinkeln der Luftröhrenzweige vorfinden und Nerven, die zusammen das sogenannte Lungengeflecht bilden, welches die in die Lungen eintretenden Luft- und Blutgefäße zu begleiten pflegt. Wie sämmtliche Luftwege (Mund, Schlund, Kehlkopf und Luftröhre), werden auch die, welche sich in die Lungen fortsetzen, von einer Schleimhaut ausgekleidet, in der zahlreiche Schleimbälge liegen. Da jedes Thier des Einflusses der atmosphärischen Luft zur Erhaltung seines Lebens bedarf, so besitzen auch alle Thiere Organe, welche zur Aufnahme und Verbreitung der Luft im Innern des Körpers dienen; indeß sind dieselben je nach den verschiedenen Thierclassen sehr verschieden beschaffen. Bei den Insekten verrichten diesen Dienst die Luftkanäle, bei den Fischen die sogenannten Kiemen. Das ausgedehnteste Lungensystem besitzen die Vögel, indem sich bei ihnen die Luftzellen nicht nur bis in den Unterleib, sondern auch bis in die Zwischenräume der Muskeln und in die Höhlen der Röhrenknochen fortsetzen. Der Umstand, daß Lungen, welche geathmet haben, im Wasser schwimmen (weil sie die einmal aufgenommene Luft nie wieder ganz von sich geben), während solche, welche noch nicht zum Athmen gedient haben, darin untersinken, hat zu der sogenannten Lungenprobe, Schwimmprobe, Wasserprobe, Athemprobe Veranlassung gegeben, einem gerichtlich-medicinischen Verfahren, welches zur Beantwortung der Frage, ob ein todtgefundenes neugeborenes Kind nach der Geburt geathmet, folglich gelebt habe oder nicht, benutzt wird. Dieses Verfahren besteht darin, daß zuerst beide aus der Brusthöhle herausgenommene Lungen sammt dem Herzen, dann ohne dieses und zuletzt in Stücke zerschnitten in ein hinreichend tiefes, mit reinem kalten Wasser angefülltes Gefäß gebracht werden.

**Lupinen**, eine Gattung der Hülsenpflanzen, deren sämmtliche Arten auch als Zierpflanzen dienen und wovon die schönsten erst in neuerer Zeit in Deutschland eingeführt worden sind. Die bekanntesten darunter sind: die weißblühenden mit gestielten, gefingerten, fächerförmigen Blättern; sie stammen aus dem Oriente. Im südl. Europa benimmt man ihrem Samen durch Einweichen die Bitterkeit und benutzt ihn als Gemüse, oder geröstet als Kaffeesurrogat. Außer diesen werden noch cultivirt: die gelbblühenden, wohlriechenden, ehedem nur in Sicilien; die mit blauen und rothen Blumen in Südeuropa, und die blauen in Nordamerika heimisch. Die Lupinen lieben einen lockern, nahrhaften, doch nicht allzufetten, weder zu nassen noch zu trocknen Boden und einen der Sonnenwärme ausgesetzten Standort. Zu säen sind sie im April, und will man früher Blüten und desto sicherer Samen erhalten, im Oct. in [illegible] worin die jungen Pflanzen überwintern. Die halbstrauch[illegible]tigen Lupinen kann man auch durch Stecklinge vermehren.

**Lustration**, Reinigung, Weihung, ein römisches Wort, von lustrum herkommend, welches das feierliche [illegible]nigungs- oder Sühnopfer bedeutete, das alle fünf [illegible] nach geendigtem Census, der allemal nach diesem Zeit[illegible] vorgenommenen Schätzung der röm. Bürger nach ihrem [illegible]mögen, von den Censoren beim Schlusse ihres Amtes [illegible] das ganze Volk dargebracht wurde. Das Opfer bestand [illegible] einem Stiere, dem Mars, einem Schweine, der Ceres, [illegible] einem Widder, dem Jupiter gewidmet. Da, wie erwähnt, diese Lustration am Ende eines jeden fünften Jahres [illegible]fand, so bedeutet lustrum auch eine Periode von fünf Jahren.

**Luther** (Martin), der große Reformator, wurde geb. [illegible] Eisleben am 10. Nov. 1483. Sein Vater Hans, ein [illegible]mann aus einem Bauerngeschlechte in Möra, später [illegible]habender Hüttenherr und Rathmann in Mansfeld, [illegible] ihn in harter Zucht; seine Mutter Margaretha, [illegible] borene Lindemann, war ausgezeichnet durch Sittsam[illegible] Tugend. Den ersten Sprachunterricht erhielt L. im 14. Jahre bei den Nullbrüdern (s. Lollharden) in [illegible]deburg, von wo er aber schon im nächsten Jahre [illegible]senach ging. Hier lebte er als Currendschüler, [illegible] die Wohlthätigkeit der Matrone Cotta, einer [illegible] seiner Mutter, die sich an seinem herzlichen Sin[illegible] Beten erbaute. Als L. im Jahre 1501 die Univer[illegible]furt bezog, sollte er nach dem Wunsche seines [illegible] Rechtswissenschaft studiren; aber L. beschäftigte sich [illegible]weise mit den alten Classikern, mit scholastischer [illegible] und namentlich auch mit dem Studium der Bibel. [illegible] von einem starken Gedächtnisse und einer scharfen [illegible]kraft unterstützten Fleiße gelang es, schon 1503 die [illegible]sterwürde zu erwerben, worauf er selbst philosophische [illegible]träge zu halten begann. Aber erschüttert durch den Tod seines Busenfreundes Alexis, der auf einer [illegible] Mansfeld nach Erfurt durch den Blitz oder durch [illegible]mord an seiner Seite umkam, floh er in der Nacht [illegible] Jul. 1505 in das Augustinerkloster zu Erfurt und [illegible]gen die Abmahnung seiner Freunde und gegen [illegible]len seines Vaters das Gelübde ab. Im J. [illegible] hielt L. die Priesterweihe und im folgenden Jahre [illegible] seines Ordensgenerals Staupitz's Verwendung ein [illegible]ches Lehramt an der neugestifteten Universität zu Wi[illegible] Von der Aristotelischen Philosophie der Scholastiker, [illegible] lehren er berufen worden war, wandte er sich bald [illegible] Theologie, hielt mit vielem Beifall Vorlesungen über [illegible]schnitte der h. Schrift und wagte nach langem Wider[illegible] zu predigen, blieb aber ein eifriger Anhänger des [illegible] und der Kirche. Mit besonderer Freude unterzog [illegible] deshalb dem Auftrage seines Ordens, 1511 in Angele[illegible]ten desselben nach Rom zu reisen. Hier lernte er die [illegible]losigkeit der ital. Geistlichkeit kennen. Der glückliche [illegible] seiner Reise, noch mehr seine ausgezeichnete Predi[illegible] die er selbst vor dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen [illegible] geltend machen müssen, erwarben ihm 1512 die [illegible]gische Doctorwürde. Je tiefer er nun in den Inhalt [illegible] h. Schrift eindrang, um so überzeugender ward [illegible] Grundbedingung des Christenthums ein inneres [illegible] Gemüthsleben, während von den meisten Christen [illegible]

der Erklärungen gegen seine Feinde. Eine große Zahl Edelleute, angefeuert durch den begeisterten Hutten, verschwor sich zu seinem Beistande. Indessen vertheidigte L., nachdem er sich zuvor einen Tag Bedenkzeit genommen, vor dem Kaiser, vor den Fürsten des Reichs und vor dessen ersten Prälaten seine Lehre mit Entschlossenheit und Kraft, bekannte sich zu seinen Schriften, und schloß seine zweistündige lat. und deutsch gehaltene Vertheidigungsrede mit den Worten: „Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der h. Schrift, oder mit öffentlichen, hellen und klaren Gründen überwunden und überwiesen werde, denn ich glaube weder dem Papst, noch den Concilien allein nicht, weil am Tage ist, daß sie oft geirrt und sich selbst widersprochen haben, und also mein Gewissen in Gottes Wort befangen ist, so kann und will ich nichts widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier steh' ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen." Am 25. Apr. reiste er von Worms ab, mit einem für seine Sache scheinbar ungünstigen Erfolge, da über ihn und seine Anhänger von dem Kaiser die Reichsacht ausgesprochen wurde. Zur Sicherung seines Lebens ließ ihn der Kurfürst Friedrich auf seiner Heimfahrt durch verkappte Ritter anfallen und auf das Schloß Wartburg bringen. Hier lebte L. als Junker Georg in ritterlicher Tracht, oft krank und verdüstert, in Deutschland schon als todt betrauert, aber in heilsamer Thätigkeit, indem er das N. T. übersetzte und in neuen, durch Spalatin's Hände ausgehenden Streitschriften seine Gegner bekämpfte. Aus dieser zehnmonatlichen Abgeschiedenheit trat L. aufs Neue unerwartet hervor, als Karlstadt's (s. d.) stürmische Neuerungen in Wittenberg und die Schwarmgeister von Zwickau, die sich göttlicher Offenbarungen rühmten, das ruhige Fortschreiten der Reformation unterbrachen. Er schrieb von Borna aus zur Rechtfertigung seiner Entweichung an den Kurfürsten einen Brief in der erhabenen Ruhe der Gewißheit eines göttlichen Berufes, und stillte in Wittenberg den Aufstand, nachdem er eine Woche lang täglich gepredigt hatte. Während nun die Reformation die wichtigste Angelegenheit des Reichs wurde, und Papst Hadrian VI. in einem Schreiben an den Kurfürsten aufs Neue auf L.'s Untergang sann, traf dieser, von der öffentlichen Meinung geschützt und von seinen Freunden unterstützt, die Anstalten, durch die jene allmälig ins Leben trat. Doch fehlte es ihm jetzt noch keineswegs an äußern Kämpfen. Der König Heinrich VIII. von England griff 1522 seine Meinung vom Abendmahle an; ihm antwortete L. auf das kräftigste. Ebenso wenig scheute L. den Kampf mit Erasmus, als derselbe, wahrscheinlich auf Heinrich's von England Anmahnung, gegen ihn Partei ergriff, ungeachtet er selbst früher einmal in Köln für L. vor dem Kurfürsten ein kräftiges Wort gesprochen, und dessen reiches Wissen und unerschöpflichen Witz L. nicht so sehr achtete, als er seine Unentschiedenheit und Lauheit gegen die gute Sache tadelte. Unterdeß hatte aber L. selbst durch seine misverstandene Predigt von der christlichen Freiheit 1525 zu den Aufständen der hartgedrückten Bauern Veranlassung gegeben, und seine Feinde eilten, seine reine Sache mit der Schuld des öffentlichen Elends zu brandmarken. L. aber trat selbst gegen die Greuel des Bauernkrieges auf. Mitten in diesen Kämpfen und Unruhen schloß L. seine Vermählung mit Katharina von Bora (s. d.), nachdem er schon 1524 die Mönchskutte abgelegt hatte: ein Schritt, den er im 42. Jahre seines Alters, nicht ohne mancherlei Bedenklichkeiten und nicht so wol in Folge einer mächtigen Liebe, als einer allgemeinen, durch die Wünsche der Ältern begünstigten Neigung zum Glücke des Familienlebens that. Wol verstummten jetzt die Streitigkeiten L.'s mit katholischen Gegnern im Herannahen eines allgemeinen Kampfes, aber das Hervortreten einer Reformation in der Schweiz durch Zwingli hatte zwischen beide Reformatoren selbst eine Meinungsverschiedenheit über die Lehre vom Abendmahl zum Vorscheine gebracht. Der schon 1523 von L. mit Karlstadt geführte Streit brach 1526 aufs Neue zwischen ihm und Zwingli aus. Heftige Streitschriften wurden zwischen beiden Reformatoren gewechselt, und so sehr auch die Vereinigung Beider im Interesse der Reformation lag, so angelegentlich sie selbst in einem 1529 zu Marburg angestellten Religionsgespräche betrieben wurde, so dauerte gleichwol der später von Calvin aufgenommene Streit durch L.'s ganzes Leben fort. Ungleich ersprießlicher als dieser Streit war die neue evangelische Kirchenordnung, die L. auf Befehl des Kurfürsten 1526–29 unter Mitwirkung Melanchthon's und anderer Freunde in Sachsen einführte, und nach der von ihm 1527–29 gehaltenen Kirchenvisitation eilte er selbst, dem unwissenden Volke und den gleich unwissenden Pfarrherren die nöthigen Gnadengaben des Evangeliums in seinem kleinen und großen Katechismus mitzutheilen. Als die evangelischen Stände, nachdem sie bereits in Speier 1529 gegen das Verbot, weiter zu reformiren, protestirt hatten, auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 dem Kaiser ihr Glaubensbekenntniß überreichten, blieb L. in Koburg, da er selbst wegen der Reichsacht, womit er behaftet war, an derselben keinen Antheil nehmen durfte. Unterdeß hatte er seit seiner Rückkehr von der Wartburg mit unermüdlichem Fleiße an der Verdeutschung auch des A. T. gearbeitet. Seine Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit hierbei war so groß, daß er oft über die Wahl einzelner Worte ganze Tage zubrachte. Im J. 15[illegible] konnte er zum ersten Mal die ganze h. Schrift in deutscher Sprache drucken lassen, ein Werk, durch welches allein schon er seinen Namen unsterblich gemacht hat. Wie aber L. den Gang der öffentlichen Verhandlungen über die Reformationsangelegenheit niemals aus dem Auge verlor, so wurde sein Eifer und seine Thätigkeit aufs Neue gespannt, als Papst Paul III. endlich 1536 das längstverheißene Concil, in welchem die Reformation berathen und die Sache der Protestanten entschieden werden sollte, nach Mantua ausgeschrieben worden war. L. verfaßte zu diesem Zwecke im Auftrage seines Kurfürsten die von den evangelischen Reichsfürsten [illegible] zu Schmalkalden unterzeichneten schmalkaldischen Artikel, in denen er in scharfem, mitunter heftigem Ausdrucke [illegible] wie viel in den streitigen Punkten nachgegeben werden könne oder nicht. Als er sich aber wiederum in der Hoffnung eines allgemeinen Concils getäuscht sah, da wurde er in mehren Schriften gegen das Papstthum aufs Neue fortgerissen, gab den brandenburgischen und anhaltischen Gesandten, die 1541 vom Reichstage zu Regensburg an ihn geschickt wurden, um ihn zur Nachgiebigkeit gegen die Katholiken zu stimmen, mit Festigkeit eine abschlägliche Antwort [illegible] verweigerte, als das Concil zu Trident 1545 wirklich zu Stande kam, die Theilnahme seiner Partei und schrieb [illegible] heftiges Buch: „Das Papstthum in Rom vom Teufel [illegible]

eine Stückgießerei und ansehnlichen Handel. Die alten Festungswerke sind 1804 geschleift worden, die Citadelle hat man aber in neuerer Zeit wiederhergestellt. Nahe bei L. sind mächtige Steinkohlengruben und eine Anzahl Schwarzblechmühlen, welche jährlich gegen 100,000 Ctr. Blech liefern.

**Lützen**, dessen Name durch zwei Schlachten, im dreißigjährigen und im Befreiungskriege gegen Napoleon, merkwürdig geworden ist, ist ein kleines Städtchen im Regierungsbezirk Merseburg der preuß. Provinz Sachsen, mit 1480 Einw. Die erste Schlacht fiel am 16. Nov. 1632 vor. Gustav Adolf (s. d.) hörte, als er vor der Veste Ingolstadt lagerte, daß Wallenstein in Sachsen eingefallen sei. Um nicht von der Ostsee abgeschnitten zu werden, brach er also sogleich aus Baiern auf und eilte mit 27,000 M. dem Kurfürsten Johann Georg, seinem Bundesgenossen, zu Hülfe. Er zog rasch bis Naumburg, um sich bei Grimma mit dem Kurfürsten von Sachsen und dem Herzog von Lüneburg zu vereinigen, da sein Heer sich seit Sept. 1631 bedeutend verringert hatte, gab diese Verbindung aber auf, als er erfuhr, daß Pappenheim nach Halle gegangen und Wallenstein's Heer zwischen Lützen und Weißenfels zerstreut einquartiert sei, und zog sogleich gegen Letztern. Wallenstein, von dem Anmarsch des Königs benachrichtigt, zog sogleich seine Truppen zusammen und berief Pappenheim. So ordnete er denn am 15. Nov. sein 40,000 M. starkes Heer zur Schlacht zwischen Lützen und dem Floßgraben, bis wohin sich der linke Flügel erstreckte. In einer Entfernung von 1000 Schritt gegenüber war die schwed. Schlachtlinie in zwei Treffen aufmarschirt. Der linke Flügel reichte bis L., der rechte, den der König selbst anführte, über den Floßgraben hinaus. Zwischen den Fronten beider Heere zog sich die große leipziger Straße hin. Der 16. Nov. brach unter einem dichten Nebel an, in dem schon einzelne Reitergeschwader kämpften, als die Schweden Luther's Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott u. s. w.", anstimmten. Um 10 Uhr endlich brach die Sonne durch den Nebel und eine halbe Stunde darauf gab Gustav das Zeichen zum Angriff. Als zuerst das schwed. Fußvolk wich, stellte sich Gustav, vom Pferde springend, an die Spitze desselben, rief: „Schweden, wo ist euer Muth? Vorwärts! Vorwärts!" schritt voran, und die Weichenden begannen aufs Neue den Kampf. Mann focht nun gegen Mann; eine Abtheilung der Reiterei brach nach und sprengte die kaiserl. Quarrés. Doch bald mußte jene wieder den Holk'schen Kürassieren weichen und Wallenstein trieb sie vollends mit dem wiedergeordneten Fußvolke bis an den Rand des Grabens zurück. Allein jetzt stürzten sich die schwed. Schwadronen auf Wallenstein's Reiter und in Kurzem schien der Sieg auf der Seite der Schweden. Der linke Flügel derselben jedoch begann zu weichen und Gustav, den seinigen Kniphausen, der die Mitte befehligte, übergebend, eilte jenem zu Hülfe. Auf einmal sah man des Königs Pferd ohne seinen Herrn, mit blutbedecktem Sattel, daherrennen. Herzog Bernhard sendete sogleich 100 Reiter aus, den König zu suchen und verkündete laut, daß dieser gefangen sei. Die Schweden kämpften nun wie Verzweifelnde, und der Sieg schien entschieden, als Pappenheim mit frischen Truppen ankam. Es begann eine neue Schlacht, in der Pappenheim fiel. So kämpfte man mit wechselndem Glück auf beiden Seiten fort, bis ein dichter Abendnebel der Schlacht ein Ende machte. Herzog Bernhard zweifelte an dem Siege und wollte sich nach Weißenfels zurückziehen, als Wallenstein selbst nach Leipzig in der Nacht aufbrach, und Bernhard sah sich am Morgen als Sieger. Wallenstein zog sich nach Böhmen zurück. Die Beute der Schlacht, die neun Stunden gedauert und beiden Theilen 9000 Todte gekostet hatte, blieb den Schweden. Den König fand man entkleidet und von den Hufen der Pferde fast bis zur Unkenntlichkeit, unweit des bekannten großen Steins an der leipziger Straße. Die nähern Umstände seines Todes bleiben in Dunkel gehüllt. Doch scheint die Sage ungegründet, daß er durch Verrätherei und Mord gefallen sei. Die Folge dieser Schlacht war, daß Sachsen eine Zeit lang von den Erpressungen befreit blieb, die ihm Holk und Gallas auferlegt hatten, welche seit drei Monaten außerdem noch Alles verwüsteten.

Die zweite Schlacht bei Lützen geschah im Befreiungskriege 1813 am 2. Mai. Sie fiel eigentlich bei dem südl. von L. gelegenen Dorfe Groß-Görschen vor und war das erste gewaltige Zusammentreffen der nun vereinigten russisch-preuß. mit der von Napoleon neugeworbenen Streitkraft. Die gegen Ende des April über den Thüringerwald kommenden franz. Colonnen erreichten am 28. Apr. Naumburg, der Vicekönig von Italien nahm gleichzeitig Merseburg. Die russ. Vorposten zogen sich von Weißenfels und L. hinter die Elster, und die Hauptarmee der Verbündeten sammelte sich bei Leipzig. Diese überschritten am 2. Mai Vormittags den Fluß bei Pegau und marschirten im Süden L.'s gegen die rechte Flanke der franz. Marschcolonne auf. General Kleist wurde befehligt, mit 5000 M. den Posten bei Lindenau einzunehmen und dadurch Leipzig als Rückhalt der Verbündeten zu sichern; 12,000 M. Russen blieben in Zeitz zur Deckung der andern Seite. Der Übergang der Verbündeten über die Elster wurde durch Napoleon's Massen, die schon weiter auf der Straße nach Leipzig vorgerückt waren, und durch die größere Nähe des Vicekönigs, als man glaubte, wodurch Kleist mit einer dreimal stärkern Avantgarde in ein nachtheiliges Gefecht gerathen war, verzögert. Dadurch erlangte der Feind schon etwas gegen die Flanke und den Rücken der Verbündeten. Wittgenstein, der Oberbefehlshaber der Verbündeten, der das Ney'sche Corps, welches bei den Dörfern Starsiedel, Kaja, Rana, Görschen bivouacirte, für die feindliche Avantgarde hielt, ordnete demgemäß die Schlacht an und die Dörfer wurden wechselsweise genommen und verloren. Napoleon's Heranziehen immer neuer Streitkräfte brachte zwar ein Wanken in Wittgenstein's Anordnungen, doch wurde das franz. Centrum erschüttert; es begann zu weichen. Jetzt ließ Napoleon 80 Stück Geschütz an Einen Fleck auf den bedrohten Punkt bringen und 16 Bataillone der Garde auf die Höhen hinter Kaja losstürmen. Zugleich wurde die rechte Flanke der russ. Garde von Eugen mit 30,000 M. von Markranstädt frisch angekommener Truppen hart bedrängt und ein wüthender Kampf begann. Die Dörfer zunächst dem Hauptgefecht fielen wieder in die Hände der Franzosen. Die Russen und Preußen wichen nur Schritt vor Schritt, kaum konnten die Franzosen in die Stellung vordringen, die sie am Morgen inne gehabt hatten. Da trat die Nacht ein. Bald hätte Blücher Napoleon gefangen genommen, der sich hinter den Quarrés seiner Garde befand, von denen jener nur noch 200 Schritt

Digitized by Google

hinausgeht; daher dann auch Ausartung des Wohllebens in Ueppigkeit. Der Luxus tritt immer bei einer gewissen Höhe der Cultur eines Volkes ein und setzt entweder einen wirklichen Reichthum, ja Überfluß an Besitzthümern, oder eine Verderbtheit durch Verwöhnung voraus, die zum Bedürfnisse geworden ist. Da solcher Luxus aber zugleich als herrschende Sitte oder als Bevorzugung der höhern Stände betrachtet wird, so ist es sehr schwer, die richtige Grenzlinie zwischen erlaubtem und unerlaubtem Luxus zu ziehen. Daher sind auch alle Luxusgesetze, die man schon bei den alten Römern im 2. Jahrh. v. Chr. und dann im 15. und 16. Jahrh. bei den deutschen Reichstagen zur Beschränkung des Luxus einzuführen suchte, besonders bei dem beständigen Wechsel der Gegenstände ohne dauernden Erfolg geblieben. Ein besseres Mittel gegen unerlaubten Luxus ist eine tüchtige Erziehung. Der Luxus in den Grenzen der Sittlichkeit dient dazu, den Sinn für Verschönerung des Lebens zu wecken und zu fördern, den Erfindungsgeist aufzuregen, Tausenden Nahrung zu geben, die ohne den Vertrieb von Luxusartikeln ohne Unterhalt wären, und das Geld des Reichen in Umlauf zu setzen.

**Luzern** ist ein Canton der Schweiz, der 27 □M. mit 116,000 katholischen Einw. umfaßt und von Aargau, Bern, Unterwalden, Schwyz und Zug begrenzt wird. Der Boden ist hügelig und sehr fruchtbar bis auf das sogenannte Entlibuch, ein von hohen Bergen eingeschlossenes Thal im südl. Theile des Landes. Bewässert wird dasselbe von der Reuß, Wiger und Emmen und mehren Seen, unter denen der Sempacher- und der Vierwaldstädtersee die bedeutendsten. Die Bewohner des südl. Theils treiben vorzugsweise Viehzucht, die des nördl. Ackerbau; Obstzucht, Fischerei und Transitohandel sind auch nicht unbedeutend. Die Staatsverfassung ist seit 1831 demokratisch-repräsentativ. Während die höchste gesetzgebende Gewalt dem aus 100 Mitgliedern bestehenden Rathe zusteht, übt der aus 15 Mitgliedern bestehende kleine Rath mit einem Schultheißen an der Spitze die höchste executive Gewalt. Der Staat hat 240,000 Gulden Einkünfte, stellt 1734 M. Bundestruppen und zahlt 26,000 Francs Geldbeitrag. Er ist in fünf Ämter: Luzern, Entlibuch, Wilichau, Sursee und Hochdorf eingetheilt. — Die Hauptstadt Luzern liegt auf beiden Seiten der Reuß am nordwestl. Busen des Vierwaldstädtersees, hat 7200 Einw., 8 Kirchen, ein großes Rathhaus, ein großes Regierungsgebäude, ein Zeughaus, ein Münzgebäude und ein Kaufhaus. Unter den Kirchen zeichnet sich die Stiftskirche durch ihren Altar, durch ein schönes Altargemälde und eine große Orgel aus. Gemeinnützige Anstalten sind noch die Bibliothek, das Lyceum und das Gymnasium. Sehenswerth ist Pfyffer's topographisches Relief von 60 □M. der Schweiz, 20 F. lang und 12 F. breit, sowie das 24 F. lange Rigi-Panorama. Im Pfyffer'schen Garten ist den am 10. Aug. 1792 zur Vertheidigung des Königs von Frankreich gefallenen Schweizern ein Denkmal errichtet, welches einen auf zerbrochenen Waffen ruhenden Löwen mit den Wappen Frankreichs und der Schweiz vorstellt und die Inschrift trägt: „Helvetiorum fidei et virtuti“ (der Schweizer Treue und Tapferkeit). In L. sind Seiden- und Baumwollenwebereien, Wagenfabriken und Papiermühlen. Der Handel ist ansehnlich. Geschichtlich merkwürdig ist das Städtchen Sempach am See gleiches Namens, wo 1386 die Schlacht vorfiel, in welcher Arnold von Winkelried den Heldentod starb.

**Lyceum** oder griech. Lykeion hieß das Gymnasium zu Athen, welches nahe bei dem Tempel des Apollon Lykeios, d. h. der Wolfstödter, stand und in welchem Aristoteles lehrte. Nach jenem benannte daher Cicero (s. d.) einen Theil seines Gymnasiums auf seinem Landgute und der Kaiser Hadrianus auf seiner Villa. Aristoteles zu Ehren wurden nun auch in der spätern Zeit die höhern lateinischen Schulen Lyceen genannt, weil man ehemals in denselben die Aristotelische Philosophie in einer zeitgemäß umgeänderten Form lehrte. In neuern Zeiten verwechselt der Sprachgebrauch Lyceum und Gymnasium; doch versteht man unter beiden Schulen für gelehrte Bildung, durch welche die Schüler für die Akademien oder Universitäten vorbereitet werden; auch scheint man sich vorzugsweise im südlichen Deutschland dieses Ausdrucks für gelehrte Schulanstalten zu bedienen.

**Lycium** oder Bocksdorn ist eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Solaneen (Nachtschatten), die bei uns vorzüglich als Ziersträucher für Lustanlagen, Lauben und Geländer cultivirt werden. Am bekanntesten bei uns sind das europäische Lycium und der sogenannte Teufelszwirn, im südl. Europa, sowie in Asien und Afrika heimisch und in unserm Norden akklimatisirt. Der Lycium hat lange ruthenförmige Zweige und violette, den ganzen Sommer hindurch blühende Blüten. Zur Bedeckung von Mauern, Schützung der Gräben u. s. w. eignet es sich vorzüglich durch seine langen sich verwickelnden Zweige, wird aber durch die weit sich erstreckenden Ausläufer oft lästig. Die Lycien gedeihen leicht in jedem Gartenboden und werden sowol durch Stecklinge, als durch Ableger und Sprößlinge vermehrt.

**Lymphatisches System**, Saugadersystem, wird derjenige Theil des allgemeinen Gefäßsystems des thierischen Körpers genannt, welcher nicht Blut, sondern eine farblose durchsichtige, wesentlich eiweißstoffige Flüssigkeit von klebriger Beschaffenheit und salzigem Geschmacke führt und die Bestimmung hat, in Verbindung mit dem System der Blutadern aus allen Theilen des Körpers, in denen sich dasselbe vorfindet, Stoffe aufzunehmen, die entweder in dunstartigen oder tropfbar flüssigen Feuchtigkeiten bestehen, welche durch die Poren der Haut in den Körper eindringen, oder in Feuchtigkeiten, die in dem Darmkanale aus den genossenen Nahrungsmitteln eingesogen werden (dem sogenannten Milch- oder Speisesafte, Chylus) oder in solchen, die von den feinsten Schlagaderenden in die größern Höhlen des Körpers abgesetzt worden sind, oder endlich in verschiedenartigen Substanzen, die aus den verschiedenen Theilen des Körpers wieder in den allgemeinen Kreislauf gebracht werden sollen. Alle diese von dem Saugadersystem in Gemeinschaft mit den Blutadersysteme aufgenommenen Stoffe dienen entweder zur Ernährung und Erhaltung des Körpers oder werden, wenn sie dazu untauglich sind, aus demselben ausgeschieden. Das lymphatische System ist aus zwei Hauptbestandtheilen zusammengesetzt, aus Gefäßen und Drüsen. Erstere stellen sich dem Auge in Form gebuckelter und vollkommen durchsichtiger Linien dar, bestehen, wie alle Gefäße, aus mehren Häuten, entspringen in den verschiedenen Gegenden des Kör-

Lyrik nennt man diejenige Dichtungsart, in welcher das bei irgend einer Wahrnehmung unmittelbar erregte Gefühl in würdiger, doch diesem Gefühl natürlich angemessener Sprache dargestellt wird. Insofern als sie eben nur die unmittelbare Empfindung gibt, ist sie diejenige Dichtart, welche am meisten Verwandtschaft mit der Musik (s. d.) hat. Da das lyrische Gedicht, von der Stimmung eines Einzelnen, des Dichtenden, ausgeht und meist keinen bestimmten, sinnlich wahrnehmbaren Gegenstand in die Vorstellung bringt, so nennt man die lyrische Poesie auch, im Gegensatz zu den Dichtungsarten, welche Letzteres zu ihrer Bestimmung haben und daher objective heißen, die subjective. Da das Gefühl von der höchsten Lust bis zum tiefsten Schmerze herab eine unendliche Stufenreihe enthält, so ist auch die Mannichfaltigkeit des dichterischen Ausdrucks dafür natürlich sehr groß. Aus der Verwandtschaft der lyrischen Poesie mit der Tonkunst folgt schon, daß sie sich sehr zu deren Begleiterin eignet, daher sie auch schon sehr früh in Begleitung der Lyra oder Leier (s. d.), wovon sie auch den Namen erhielt, auftrat. Da das unmittelbare Gefühl, namentlich bei erregter Leidenschaft, sich sehr stark äußert, so wird sich der lyrische Dichter auch großer, ungewöhnlicher Vorstellungen und Bilder bedienen müssen, um jenes mit gehöriger Wirkung ausdrücken zu können. Die Thätigkeit der Seele, die hierzu erfoderlich ist, die Phantasie, wird, zu ungewöhnlichem Grade gesteigert, zur Begeisterung (s. d.), welche man, wenn sie sich im lyrischen Gedicht in außerordentlicher Stärke kund gibt, den lyrischen Schwung nennt. Die einzeln dargestellten Abstufungen des Gefühls geben die verschiedenen Gattungen der Lyrik, als da sind: Dithyrambus, Hymne, Ode, Lied, Elegie, Heroide, die lyrische Epistel und das lyrisch-didaktische Gedicht. Was die lyrischen Versmaße anbetrifft, so werden sie, da sie dem Inhalte anpassend sein müssen, so mannichfaltig sein, als dieser selbst. Obgleich bei den Alten, weil sie den Reim nicht kannten, die größte Freiheit in der Versbildung herrschte, so kam doch bei ihnen auch dadurch ein leicht faßliches Gesetz, eine regelmäßige Abtheilung in ihre lyrischen Gedichte, daß sie wegen der musikalischen Begleitung, also um der Wiederkehr der musikalischen Weise willen, auch in der äußern Form, nachdem ein Gedanke geschlossen war, absetzten und jene wieder von vorn angehen ließen. Weil man sich hierbei gleichsam zu einem neuen Ansatz herumwendete, so wurde ein solcher nach Gedanke und Form in sich abgerundeter Satz Strophe (Wendung) genannt, welcher Ausdruck der eigentlich richtige ist für die gewöhnlich gebrauchte Bezeichnung Vers, worunter eigentlich nur Eine Zeile eines metrisch abgefaßten Gedichts zu verstehen ist.

Digitized by Google

Fabel 1
Fabelhaft.
Fabius Cunctator —
Fabriken —
Fabrikate.
Fabrikherren.
Fabrikanten.
Façade 2
Facit —
Fackeln —
Fackelfeste.
Fackelläufe.
Fackelzüge.
Fackelträger.
Fackeltänze.
Façon —
Façonniren.
Façonnirte Waaren.
Façon de parler.
Facsimile —
Factor oder Coëfficient —
Factum.
Factoren.
Factorei.
Factoreihandel.
Factotum.
Fakir 3
Falieri (Marino) —
Falk (Joh. Dan.) —
Farbenspectrum.
Farbenkreisel.
Farbenspindel.
Farbestoffe.
Farbenlehre.
Farbengebung.
Farbenclavier.
Färberei oder Färbekunst 9
Färber.
Färberröthe —
Farnese 10
Farnese'sche Flora.
Farnese'scher Hercules.
Farnese'scher Stier.
Faröer —
Farrn oder Farrnkräuter —
*Fasan (der) 11
Fasanerien.
Fasanenzucht.
Fasces —
Faschinen —
*Faß —
Faß (heidelberger).
Fasten 12
Fastenpredigten.
Fastenspeisen.
*Fastnacht —
Fastnachtsspiele.
*Fata Morgana 14
Fechtsäle.
Fechtkunst.
*Federharz 19
Federn —
Federkraft.
Federbüsche.
Federschmücker.
Feen 20
Feenschlösser.
Feenmärchen.
Fegfeuer —
Fehde 21
Fehderecht.
Fehdeansagen.
Fehdebrief.
Fehdehandschuh.
Fehde (ehrliche).
Fehdegeld.
*Feige —
Feigenbaum.
Feigenkäse.
Feldmessen 22
Feldmeßkunst.
Feldmesser.
Feldspath —
*Feldzeichen —
*Fellenberg (Philipp Emanuel von) 23
Femgerichte, Feme 24
Ferdinand II., König von Sicilien 27
Ferien —
*Fernrohr —
Ferrara 28
Feßler (Ignaz Aurelius) —
Fest- und Feiertage —
Festons 30
*Festung —
Festungsbaukunst.
Festungsarrest.
Festungsbaugefangene.
Fett 31
Fettwachs.
Feuer 32
Feuerquellen.
Feueranmacher.
Feuerfest —
Feuerkugeln —
Feuerland 33
Feuerschwamm —
Feuerstein —
Feuerversicherungsanstalten —
Feuerversicherungsbank für Deutschland in Gotha u. a.
Feuerwerke 34
Feuerwerker.

Seite

*Filet . . . . . . 38
Filigranarbeit . . . 39
Filtriren . . . . . —
Filtrum.
Filtrirmaschinen.
Filz . . . . . . . —
Finale . . . . . . 40
Finanzen . . . . . —
Finanzministerium.
Finanzwissenschaften.
Findelhäuser . . . . —
Findlinge.
*Fingerhut . . . . . —
Fingersetzung oder Applicatur . . . . 41
*Fingersprache . . . —
Finke . . . . . . . —
Finnen . . . . . . 42
Finnenkrankheit.
Finnland . . . . . —
Finnen.
*Finsternisse . . . . 43
Firman oder Ferman . 44
Firmung . . . . . —
Firmling.
Firmpathen.
Firmnamen.
Firnisse . . . . . 45
*Fische . . . . . . —
Fischhälter.
Fischerring (der) . . 47
*Fischotter . . . . —
Fiscus . . . . . . 48
Fiscal.
Fisteln . . . . . . —
Fistulöse Geschwüre.
Fixsterne . . . . . —
Flachs oder Lein . . 50
Flagge . . . . . . —
Flaggenoffiziere.
*Flamingo (der) . . . —
Flandern (die Grafschaft) 51
Flanell oder Flonell . —
Flanken . . . . . 52
Flankeurs.
*Flaschenzug . . . . —
*Flaxman (John) . . 53
Flechsen . . . . . —
Flechte . . . . . . —
Flechten oder Lichenen —
Fleckfieber . . . . 54
*Fledermaus . . . . —
Fleisch . . . . . . 55
Flemming (Paul) . . 56
Fleury (André Hercule de) . . . . —
Flibustier oder Boucanier . . . . —
Flieder . . . . . . 57

Seite

Fliedermus.
*Fliege . . . . . . 57
Fliege (spanische).
Fliegen (das) . . . 58
*Fliegende Fische . . —
*Fliegenpilz . . . . —
Fliegenschwamm.
*Fliegenschnäpper . . 59
*Floh . . . . . . . —
Flor . . . . . . . 60
Florband.
Flortücher.
Florseide oder Florettseide.
*Flora . . . . . . —
Floralien.
Florence . . . . . —
*Florenz . . . . . —
Florentiner Arbeit.
Florentiner Lack.
Florian (Jean Pierre Claris de) . . . 62
Flöße . . . . . . 63
Flöte . . . . . . . —
Flotte . . . . . . —
Flotille.
Flüe (Nikolaus von der) 64
*Flüsse . . . . . . —
Flußgebiet.
Flußgötter.
*Flußpferd (das) . . 67
*Foe (Daniel) . . . 68
Folie . . . . . . . —
Folienschläger.
Folieblumen.
*Folter . . . . . . —
Fonds . . . . . . 69
Fonk (Peter Anton) . —
Fontanelle . . . . 70
Fontevraud . . . . —
Forelle . . . . . . 71
Form . . . . . . . —
Formlos.
Formell.
Formalismus.
Formel . . . . . . —
Formalien.
Formalitäten.
Formalisiren.
Forst . . . . . . . —
Forstwissenschaften.
Forstakademien.
Forstwesen.
Forstrecht.
Forstordnungen.
Forstregal.
Forstpolicei.
Forstfrevel.
Forster (Joh. Reinh.) 72
Forster (Joh. Adam Georg) —

Seite

*Fortuna . . . . . 73
*Forum . . . . . . —
Fouché (Joseph) . . 75
Foulards, Foulas . . —
Fouqué (Heinr. Aug., Freih. de la Motte) 75
Fouqué (Friedr., Freiherr de la Motte) —
Fox (Charl. James) . —
Foy (Max. Sebastian) 76
Fracht . . . . . . —
Frachtfahrer.
Frachtbrief.
Frachtstücke.
Frachtcontract.
Fra Diavolo . . . 77
Franc . . . . . . —
*Francke (Aug. Herm.) —
Franckensplatz.
Franken (die) . . . 78
*† Frankfurt am Main —
Fränkische Kreis (der) 79
*Franklin (Benjamin) . —
†Frankreich (das Königr.) 80
Französische Kunst, Literatur und Wissenschaft . . . 94
Franz von Assisi . . 97
Franz von Paula . 98
Franz von Sales . —
Franz I. (Stephan), röm.-deutscher Kaiser —
*Franz I. (Joseph Karl), Kaiser von Östreich —
*Franz I., König von Frankreich . . . 99
*Franz (Friedrich), Großherzog v. Mecklenburg-Schwerin . 100
Franz IV. (Joseph Karl Ambrosius Stanislaus), Herzog von Modena . . 101
Franzen oder Fransen —
Frauen (die) . . . —
Frauenlob (Heinr.) . 102
Frauensommer oder alter Weibersommer —
Frauenvereine . . . —
Fraunhofer (Joh. v.) —
*Fregatte . . . . . 103
Fregaton.
Freiberg . . . . . —
Freibrief . . . . . 104
*Freiburg (Stadt und Canton) . . . . —
*Freiburg im Breisgau 106
Freicorps . . . . 107
Freie Bauern . . . —

Seite

Freie Städte . . . [illegible]
Freigeist, Freidenker . —
Freihafen . . . . . —
Freiheit . . . . . . —
Freiheitsbaum . . [illegible]
Freiheits- oder Jakobinermütze.
Freimaurer . . . . —
Freistätte . . . . [illegible]
Fremde . . . . . . —
Fremdlingsrecht.
Fremdenbill.
Frescomalerei . . . —
*Frett, Frettchen . . —
Frettiren.
Freudenpferd . . . [illegible]
Freundschaftsinseln . —
Friaul . . . . . . —
Friede . . . . . . [illegible]
Friedenspräliminarien.
Friedensinstrument.
Friedensfürst . . . —
Friedensgerichte . . —
Friedensrichter.
Friedenskuß . . . [illegible]
Friedrich I., röm.-deutscher Kaiser . . —
Friedrich II., röm.-deutscher Kaiser . . [illegible]
*Friedrich Wilhelm, Kurfürst v. Brandenburg —
Friedrich I., König von Preußen . . . [illegible]
Friedrich Wilhelm I., König von Preußen [illegible]
*Friedrich II., König von Preußen . . —
Friedrich Wilhelm II., König von Preußen [illegible]
*Friedrich Wilhelm III., König von Preußen —
*Friedrich Wilhelm, Kronprinz v. Preuß. [illegible]
*Friedrich VI., König von Dänemark . —
Friedrich August I., König von Sachsen [illegible]
*Friedrich August II., König von Sachsen
Friedrich I. (Wilhelm Karl), König von Würtemberg . . . [illegible]
*Friedrich (Hermann Otto), Fürst von Hohenzollern-Hechingen . . . —
Friedrich Wilhelm, Kurprinz und Mitregent von Hessen . [illegible]

Frostmischungen.
Fuchs (der) . . . . . —
Fuchsbaue.
Fuge . . . . . . 125
Fugger . . . . . . —
Fuggerei.
Fühl- oder Sinnpflanzen —
Fuhrwerk . . . . . 126
Füllhorn . . . . . 127
Fulton (Robert) . . 128
Furien . . . . . . —
Furniere . . . . . . —
Furnieren.
Furnierschneidemaschinen.
Fürst . . . . . . 129
Fürstenberg . . . . —
Fürstenbund . . . . —
Fürstenschulen . . . —
Füseliere . . . . . 130
Füseliren oder Füsiliren.
Fußbad . . . . . . —
Fußwaschen . . . . —
Fußtage . . . . . —
Fusty- oder Fustarechnung.

G.

Gallenstoff.
Gallen . . . . . . —
Gallenfieber . . . . —
Gallerte . . . . . 138
Gallicismus . . . . —
Gallimathias . . . . —
Gallomanie . . . . —
Galvani (Aloisio) . . —
*Galvanismus . . . . —
Galvanische Kette.
Gama (Vasco de) . . 140
Ganges . . . . . . —
Ganglienſystem . . 141
Ganglien.
*Gans . . . . . . —
Gänserich.
*Ganymed . . . . . 142
Garantie . . . . . —
Gardasee . . . . . —
Garda.
Garden . . . . . . —
Garderobe . . . . 143
Garderobiers.
Garn . . . . . . —
Garnison . . . . . —
Garnisondienst.
Garnitur . . . . . —
Garniren.
Garniturarbeit.

Gaze . . . . . . 152
Gazetücher.
Gebälk . . . . . . —
Geberde . . . . . —
Geberdensprache.
Gebern oder Parsen . —
Gebet . . . . . . 153
Gebläse . . . . . —
Gebote (die zehn) . 154
Geburt . . . . . . —
Geburt in rechtlicher Beziehung.
Geburtshelfer . . . 156
Gedächtniß . . . . —
Gedächtnißübungen.
Gedanken . . . . . 157
Gedankenlos.
*Gefängniß . . . . . —
Gefecht . . . . . . 159
Gefühl . . . . . . 160
Gefühllosigkeit.
*Gegenfüßler oder Antipoden . . . . 161
Gegenwohner.
*Geheimschrift . . . —
Gehen . . . . . . 162
Gehirn . . . . . . 163
Gehör . . . . . . —
*Geier . . . . . . 164

Gemeindehaus.
Gemeindehirt.
Gemeindeochs.
Gemeindeordnungen.
Gemeinderecht.
Gemeinderath.
Gemeingefühl . . . 177
*Gemmen . . . . . 178
*Gemse . . . . . . —
Gemsenkugel.
Gemsenjäger.
Gemsbock.
Gemüse . . . . . 179
Gemüth . . . . . . —
Gendarmen . . . . 180
Genealogie . . . . —
General . . . . . —
Generalissimus oder General en Chef.
Generale (geistliche).
Generalat.
Generalstab.
Generalbaß . . . . 181
Generalpächter . . . —
*Genette od. Genithkatze —
Genf . . . . . . . —
Genfersee.
Genius . . . . . . 182
Genie.

Seite

zog von Mecklenburg-Strelitz . . 189
*Georg Wilhelm, Fürst zu Schaumburg-Lippe . . . . 190
*Georg Heinrich (Friedrich), Fürst zu Waldeck . . . —
Georgien . . . . . -
Georginen . . . . 191
*Gepard . . . . . —
Gerade . . . . . 192
Geradekauf.
*Geranien . . . . —
Geraniaceen.
Gérard (Etienne Maurice, Graf) . . 193
Gerechtigkeit . . . —
*Gerhard (Paul) . . —
Gerichte . . . . 194
Gerichtsbarkeit.
Gerichtsstand.
Gerichtsstelle.
Gerichtsbank.
Gerichtsbeisitzer.
Gerichtsdirector.
Gerichtshalter.
Gerichtsverwalter.
Gerichtsherr.
Gerichtskanzlisten.
Gerichtsboten.
Gerichtsdiener.
Gerichtsfrohne.
Gerichtsfolge.
Gerichtsgebrauch.
Gerichtshandelsbücher.
Gerichtshandelsprotokolle.
Gerichtskosten.
Gerichtsgebühren.
Gerichtsnutzungen.
Gerichtsordnung.
Gerichtssprengel.
Gerichtsbezirk.
Gerichtstage.
Gerichtliche Arzneikunde.
Gerichtsärzte.
Germain (Graf Saint-) 197
Germanicus (Cäsar) . —
Germanismen . . —
Gerste (die) . . . —
Geruch . . . . —
Gesandte . . . . 198
Gesandtschaftssecretair.
Gesandtschaftsräthe.
Gesandtschaftscavaliere.
Gesang . . . . . 199
Gesangbücher.
Geschenk . . . . —
Geschenkte Handwerke.

Seite

Geschichte . . . . 199
Geschichtschreibekunst.
Geschichtsforschung.
Geschlecht . . . . 201
Geschlechtstheile.
Geschlechtstrieb.
Geschmack . . . . —
*Geschütze . . . . —
Geschwindigkeit . . 203
Geschwindschreibekunst . . . . —
Geschworenengericht . 204
Geschworene.
Geschwulst . . . 206
Geschwür . . . . —
Gesellschaft . . . —
Gesetze . . . . 207
Gesetzgeber.
Gesetzgebende Gewalt.
Gesicht . . . . . 208
Gesichtswinkel.
Gesichtsschmerz . . 209
Gesims . . . . . —
Gesinde . . . . —
Gesindeordnungen.
Gesindemäkler.
Gesindezwang.
Gespanschaften oder Comitate . . . 210
Geßner (Salomon) . —
Geständniß . . . 211
Gesundheit . . . . —
Getreide . . . . —
Getreidehandel.
Geusen . . . . . 212
Gewährleistung . . —
Gewand . . . . 213
Gewandhäuser.
Gewehr . . . . . —
Gewehrfabriken.
Gewerbe . . . . 214
Gewerbsteuer . . . —
Gewicht . . . . —
Gewissen . . . . 216
Gewissensangst.
Gewissensbisse.
Gewissensscrupel.
Gewissenssachen.
Gewissenszwang.
Gewissensfreiheit.
Gewissensvertretung.
Gewissensehe.
Gewitter . . . . . —
Gewittersturm.
Gewohnheitsrecht . . 217
Gewölbe . . . . —
Gewürze . . . . —
Gewürzinseln oder Molukken . . . . —

Seite

*Gewürznelken oder Gewürznäglein . 218
Giaur . . . . . —
*Gibraltar . . . . —
Gicht . . . . . 219
Giebel oder Fronton 220
Gift . . . . . . —
Giftpflanzen . . . 221
Giganten . . . . 222
*Gimpel . . . . . —
Ginseng, Ginzing, Gensing . . . —
*Giraffe (die) . . . —
Giro . . . . . 223
Girant.
Girat.
Giriren.
Girondisten . . . . —
Glarus . . . . . —
*Glas . . . . . —
Glasgalle.
Glastropfen.
Glasthränen.
Glasflüsse.
Glaspasten.
Glasmalerei.
Glasschmelzmalerei.
Glasschleifen.
Glasschleifmühle.
*Glasgow . . . . 227
Glasur . . . . . 228
Glatteis . . . . —
Glaube . . . . . —
Glaubensartikel.
Glaubensbekenntniß.
Glaubenseid.
Glauber (Joh. Rudolf) —
Glaubersalz.
Gleichen (die drei) . —
Gleichgewicht . . . —
Gleichgewicht der europäischen Staaten.
Gleichniß . . . . 229
Gleichung . . . . —
Gleim (Joh. Wilh. Ludw.) —
Gletscher . . . . —
Gletschergebläse.
Gliedschwamm . . 230
Glimmer . . . . 231
Glimmerschiefer.
Globus . . . . . —
*Glocken . . . . —
Glockenstuhl.
Glockengießer.
Glockenspeise.
Glockengut.
Glockentaufe.
Glockenspiele.
Glosse . . . . . 233

Seite

Glossator.
Glossarium.
Glossirt.
Gluck (Christoph von) 233
Glühen . . . . . 234
Glühlämpchen.
Glühende Kugeln.
*Glühwurm oder Johanniswürmchen . —
*Glyptothek . . . 235
Glyptik.
Glyptographie.
Gnade . . . . . 236
Gnadenwahl.
Gneis oder Gneus . —
*Gneisenau (Aug. Neidhard, Graf von) . —
Gnomen . . . . . —
Gnomiden.
Goa, Villa nova de Goa 237
Gold (das) . . . . —
Goldseifenwerke.
Goldpurpur.
Goldschläger.
Goldschlägerhäutchen.
Goldarbeiter.
Goldoni (Carlo) . . 238
Goldsmith (Oliver) . —
Golkonda . . . . —
*Gondel . . . . . 239
Gondoliere.
*Göpel oder Winde . —
Goslar . . . . . 240
Gotha . . . . . —
Göthakanal . . . —
*Göthe (Joh. Wolfg.) —
Gothen (die) . . . 244
Gott . . . . . . 245
*Götter und Götterlehre —
Gottesdienst . . . 247
Gottesfriede . . . —
Gottesgerichte, Gottesurtheile oder Ordalien —
Gotteslästerung oder Blasphemie . . 248
Gottfried von Bouillon —
*Gotthardt (Sanct-) . 249
Gotthardsstraße.
Göttingen . . . . 250
Gottsched (Joh. Christ.) —
Götze . . . . . —
Gouverneur . . . —
Gouvernement.
Gouvernante.
*Grab (das heilige) . 250
Gracchus (Tiberius Sempronius und Cajus) . . . 251
Grad . . . . . —

—
—
207
Grenadier . . . . —
Glarus . . . . . —
208 *Glas . . . . . —
209
—
—
210
— *Glasgow . . . . 27
211 Glasur . . . . . 28
— Glaubis . . . . . —
— Glaube . . . . . —
212
— Glauber (Joh. Rudolf) —
213
— Gleichen (die von) . —
Gleichgewicht . . .
214

Gras . . . . . . . —
Grasmücke (die) . . —
Graubündten . . . . —
Graupen . . . . . 261
Graupensprung.
Gravitation . . . . —
Gray (Johanna) . . . —
Grazien oder Charitinnen 262
Grazie.
Greenwich . . . . . —
Gregor (Päpste) . . . 263
Gregor VII. . . . . —
Gregor XVI. . . . 264
Gregoriusfest . . . . 265
Gregoriussingen.
Greifen . . . . . . —
Grenadiere . . . . . —
Grenadiermützen.
Gretnagreen . . . . —
Griechenland (das alte — das neue) . . 266
Griechische oder griechisch-katholische und apostolische Kirche . . . . . 276
Griechische Sprache und Literatur . . 277
Griechisches Feuer . . 280
Gries . . . . . . . —

Guericke'sche oder magdeburger Halbkugeln.
Guericke'sche Wettermännchen.
*Guernsey und Jersey —
Guerrillas (die) . . 296
Guiana oder Guayana —
*Guillotine . . . . 297
Guillotin.
Guinea . . . . . . —
Guise (Claude — Franz — Heinrich) . . 298
Guitarre . . . . . 299
Gulden oder Gülden —
Gummi . . . . . . —
Gummiharze.
Gummigutt.
*Günther (Friedrich), Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt . —
*Günther (Friedrich Karl), Fürst von Schwarzburg-Sondershausen 300
Gurke . . . . . . —
Gustav Wasa . . . 301
*Gustav II. Adolf, König von Schweden —
Gustav III., König von Schweden . 302

Haff . . . . . . . 308
Haft . . . . . . . —
Hagebutten, Hainbutten —
Hagedorn (Friedr. v.) 309
Hagel . . . . . . —
Hagelkörner.
Hagelversicherungsanstalten oder Hagelassecuranzen.
Hagestolz . . . . . —
*Hahnemann (Samuel Christian Friedr.) 310
Hahnenfuß oder Ranunkel . . . . —
*Hahnengefechte . . . —
*Hai . . . . . . . 311
Haiti . . . . . . 312
Halbmond . . . . 314
*Haleb oder Aleppo . —
Hall . . . . . . . —
Halle in Sachsen . . —
Halloren.
Hallein.
Halleluja . . . . . 315
Haller (Albrecht von) — Gottlieb Emanuel von — Karl Ludw. von) . . —
*Halley (Edmund) . 316

Handschlag.
Handgelöbniß.
Handgeld.
Handfeste.
Hand (todte).
Handlich.
Handhaben.
Handgebrauch.
Handarbeiter.
Handlanger.
Handel . . . . . 323
Händler.
Handlung.
Handelswege.
Handelsgesellschaften.
Handelscompagnien.
Handelsbilanz.
Handelsfreiheit.
Handelsverträge.
Handelsprämien.
Handelsrecht.
Handelsgerichte.
Handelskammern.
Handelscollegien.
Handelspolicei.
Handlungsbücher.
Handelswissenschaft.
Handelsschulen.
*Händel (Georg Friedr.) 326
Handschrift . . . . 327

Seite
ver (das Königreich) . . . . . 331
  Hanover (Stadt).
Hanse oder Hansa . 335
  Hansestädte.
Hanswurst . . . . 336
Harald . . . . . . —
Hardenberg (Karl Aug., Fürst von) . . —
Hardenberg (Friedr. v.) 337
Harem . . . . . . —
Harfe . . . . . . —
Harlekin . . . . . —
Harlem oder Haarlem 338
  Harlemer Holz.
Harmonica . . . . —
  Harmonica (chemische).
  Harmonikon.
  Harmonicello.
  Harmonichord.
Harmonie . . . . . 339
  Harmonik.
  Harmoniemusik.
  Harmonie der Sphären.
  Harmonische Theilung.
Harn oder Urin . . —
  Harnleiter.
  Harnblase.
  Harnröhre.
Harnisch oder Panzer —
  Harnischmacher oder Plattner.
Harpune . . . . 340
  Harpunier.
*Harpyien . . . . . —
  Harpyie oder grausamer Habicht.
Härte . . . . . . —
Harz (der) . . . . —
Harze . . . . . . 341
  Harzen oder Harzscharren.
*Hase (der) . . . . —
  Hasenjagd.
  Hasenfelle oder Hasenbälge.
Haselnuß . . . . . 342
  Haselstrauch.
Hasenscharte . . . . —
Hatto . . . . . . —
Hauptton oder Grundton —
Haus . . . . . . . —
  Hausgenossen.
  Hausherr.
  Hausfrau.
  Hausehre.
  Haushaltung.
  Hauswirthschaft.
  Hausmittel.
  Hausapotheke.
Haus der Liebe . . 343
Hausen . . . . . . —
  Hausenblase.
Hauser (Kaspar) . . —
Hausiren . . . . . 344
  Hausirhandel.
Hausrecht . . . . . —
  Hausfrieden.
  Hausfriedensbruch.
Haussuchung . . . . —
Haut . . . . . . . 344
  Hautkrankheiten.
Havana (St.-Christoval de la) . . . 345
Haverei oder Avarie 346
  Havereiordnungen.
Haydn (Joseph) . . —
Hayducken . . . . . —
  Hayduckendistrict.
Hazard . . . . . . —
  Hazard- oder Glücksspiele.
Hebamme . . . . . 347
  Hebammenkunst.
  Hebammenschulen oder Hebammeninstitute.
*Hebe . . . . . . . —
*Hebel (der) . . . . 348
  Hebebaum.
  Heblade.
Hebel (Joh. Pet.) . 349
*Heber . . . . . . . —
Hébert (Jacq. René) 350
  Hébertisten.
Hebräer oder Ebräer —
Hebräische Sprache und Literatur . 351
*Hebriden oder Häbuden 352
*Hecht (der) . . . . 353
  Hechtreißer.
Heer oder Armée . —
  Heere (stehende).
  Heerbann.
  Heeresfolge.
  Heersteuer.
Heeren (Arnold Herm. Ludw.) . . . . 354
Heergeräth . . . . . —
Hegel (Georg Wilh. Friedr.) . . . . 355
Hegemonie . . . . —
Hegira oder Hedschra —
Heher (der) . . . . —
  Heherhütte.
*Heidekraut oder Haidekraut . . . . —
  Heiden.
  Haidschnucken.
  Heidebesen.
Heidelbeeren . . . . 356
  Heidelbeergeist.
*Heidelberg . . . . . —
Heiden, Ungläubige . 357
Heiland . . . . . . —
Heilig . . . . . . . —
  Heiligung.
  Heilige.
  Heiligsprechung.
  Heiligkeit.
Heilkunst . . . . . 359
Heilquellen, Mineralquellen, Gesundbrunnen —
Heilsordnung (die) . 360
Heimat . . . . . . —
  Heimatsrecht.
  Heimatsgesetze.
  Heimweh.
Heimfallsrecht . . . 361
Heine (Heinr.) . . . —
Heinrich I. (der Vogler) —
Heinrich IV., deutscher Kaiser . . . . —
Heinrich VI., deutscher Kaiser . . . . . 362
Heinrich IV., König von Frankreich . —
Heinrich VIII., König von England . 363
Heinrich der Löwe, Herzog in Sachsen . —
Heinrich, Prinz von Preußen . . . . 364
*Heinrich, Herzog von Anhalt-Köthen . —
*Heinrich XX., Fürst Reuß zu Greiz . —
*Heinrich LXII., Fürst Reuß zu Schleiz —
*Heinrich LXXII., Fürst Reuß zu Lobenstein und Ebersdorf . 365
Heirath . . . . . . —
  Heirathsgut.
Heiserkeit . . . . . 366
Heißhunger . . . . —
Heizung . . . . . . —
  Heizkammer.
Hekate . . . . . . 367
Hekatombe . . . . —
*Hekla (der) . . . . —
Hektisch . . . . . 368
Hektor . . . . . . —
*Helamis . . . . . . 369
Heldenbuch . . . . —
Heldengedicht (das) . 370
Helena . . . . . . —
Helena (die Heilige) —
Helgoland . . . . . 370
Hellebarte . . . . . 371
Heller . . . . . . . —
  Hellergewicht.
Hellespont . . . . . —
Helm . . . . . . . —
  Helmkleinodien.
  Helmdecken.
  Helmmäntel.
Henneberg . . . . . —
Hennegau oder Hainaut —
Heraklit . . . . . 372
Heraldik oder Wappenkunde . . . 372
*Herculanum, Pompeji und Stabiä . . . —
*Hercules . . . . . 373
*Herder (Joh. Gottfr. von) — Siegmund Aug. Wolfg., Freiherr v.) . . . 375
*Hering oder Häring 376
  Heringsfischerei.
  Heringsmutter oder Alse.
Herman . . . . . 37
Hermandad . . . . —
  Hermandad (heilige).
Hermaphrodit . . . 37
Hermelin . . . . . —
  Hermelinmäntel.
Hermen . . . . . . —
Hermes . . . . . . —
  Hermetisch.
  Hermeneutik.
Herodes . . . . . . —
  Herodes der Große.
  Herodes Philippus.
  Herodes Antipas.
  Herodes Agrippa.
*Herodot . . . . . —
Heroen . . . . . .
  Heroisches Zeitalter.
  Heroismus.
  Heroiden.
Herold . . . . . .
Herr . . . . . . . 3
  Herrenbank.
Herschel (Friedr. Wilh. — John Frederik William) . . . .
*Herz . . . . . . .
  Herzbeutel.
  Herzkammer.
Herzog . . . . . . 3
Hesiod . . . . . . —
Hesperiden . . . . 38
†Hessen . . . . . . —
  Hessen-Kassel.

346 [illegible] (die) 351
346 [illegible] —
[illegible]
— [illegible]
— [illegible]
[illegible] 351
— Heine (Heinr.) —
Heinrich I. (der Vogler) —
Heinrich IV., deutscher
347 Kaiser —
Heinrich VI., deutscher
Kaiser 352
Heinrich IV., König
— von Frankreich —
348 Heinrich VIII., König
von England 353
Heinrich der Löwe, Herzog zu Sachsen —
349 Heinrich, Prinz von
— Preußen 354
350 • Heinrich, Herzog von
Anhalt-Köthen —
— • Heinrich XX., Fürst
Reuß zu Greiz —
351 • Heinrich LXII., Fürst
352 Reuß zu Schleiz —
353 • Heinrich LXXII., Fürst

Hierarchie —
Hieroglyphen —
Hieronymus (d. Heilige) 388
Hieronymus von Prag —
Himalaja 389
Himmel —
Himmel (Friedr. Heinr.) —
Himmelfahrt —
Himmelfahrtsfest.
Himmelreich —
Hinken 390
Hintersassen —
Hiob —
Hippel (Theod. Gottlieb von) —
Hippokrates 391
Hirsch —
Hirschbock.
Hirschkuh.
Hirschkalb.
Hirschbezoar.
Hirschhorn.
Hirschhorngeist.
Hirschhornöl.
Hirschhorntalg.
Hirschtalg.
Hirse 392
Hirtenbrief —

Hoffmann (Friedr.) 399
Hoffmann'sche Tropfen.
Hoffmann'scher Lebensbalsam.
Hoffmann (Ernst Theodor Amadeus) —
• Hofnarren 400
• Hogarth (William) 401
• Höhe 402
Höhenmessungen.
Hoheit —
Hoheitsrechte.
Hohenlohe (Fürstenthum) 403
Höhenrauch
Hohenstaufen —
† Hohenzollern 404
Hohenzollern-Hechingen.
Hohenzollern-Sigmaringen.
Hohe Priester (der) —
Hohes Lied 405
Höhlen —
Holbein (Hans) 406
Holland —
Holländer (der fliegende) —
Holle —

Horda.
Hörigkeit —
Horizont —
Horn —
Hornspäne.
Horn oder Waldhorn 416
Hornisten.
Hörrohr oder Hörmaschine —
Hosen —
Hosenträger.
Hosenbandorden —
Hosianna 417
Hospize —
Hospodar —
Hottentotten —
Hubertsburg —
Hubertsburger Friede.
Hudsonsbai oder Hudsonsmeer —
Hudsonsstraße.
Hudson.
Hudsonsbaicompagnie.
• Hufeland (Christoph Wilh.) 418
Huflattich —
Hüfte 419
Hüftweh.

[illegible] vinus) 428
Huris —
Huronen (die) —
Huronsee.
Husaren —
Husarenmützen.
Huß (Johannes) —
Hussiten (die) 429
Hussitenkrieg.
Husten 430
Hüte —
Hutungsrecht 431
Hutten (Ulrich von) —
Hüttenwesen —
Hüttenbau.
Hüttenkunde.
Hüttenkunst.
Hyacinthe 432
Hyacinthus —
Hyaden —
Hyalith —
• Hyäne —
Hydra 433
Hydrioten.
Hydraulik oder Hydrodynamik —
Hydrostatik.
Hydrographie —

Seite

## J.


*Ibis 435
Ibrahim Pascha 436
*Ichneumon —
ICtus 437
Ida —
Idee —
Idealisten.
Ideale.
Idealismus.
Identität —
Identisch.
Idiom —
Idiotismus.
Idiotikon.
Idiosynkrasie —
Idylle 438
*Iffland (Aug. Wilh.) —
*Igel —
Ignatius, der Heilige —
Illuminatenorden 439
Illusion —
Illusorischer Vertrag.
Illyrien (das Königreich) —
Illyrische Provinzen.
Iltis 440
Imam —
Iman.
Imperator —
Imperialen.
Impfen —
Impromptu 441
Improvisatoren —
Improvisatricen.
Incunabeln —
Independenten —
Inder 442
Index librorum prohibitorum.
Indien —
Indifferentismus —
Indifferenzpunkt.
*Indig oder Indigo —
Indigenat 443
Individuum —
Individualität.
Individuell.
Indult —
Indus oder Sind —
Industrie —
Industriell.
Industrie- oder Arbeitsschulen.
Infant 444
Infantin.


Seite


Infanterie oder Fußvolk 444
Infinitesimalrechnung —
Influenza oder Grippe —
*Infusionsthierchen —
Infusorien.
Ingenieure 445
Ingenieurschulen.
Ingwer oder Ingber —
Innocenz (Päpste) 446
Innocenz III.
Innocenz IV.
Innocenz XI.
*Innsbruck —
Ino 447
Inquisition —
Inquisitionsproceß.
Inquirent.
Inquisit.
Insekten 449
Insektenkunde.
Insektenkabinette.
Insel 450
Inselgruppe.
Instanz —
Instanz thun.
Instinct —
Institut —
Institut von Frankreich.
Instrument 451
Intelligenz —
Intelligenzblätter.
Intelligenzcomptoire.
Interdict —
Interesse —
Interessirt.
Interessant.
Interessent.
Interessenrechnung.
Interim 452
Interim (augsburg.)
Interimistisch.
Interimisticum.
Interpretiren —
Interpretation.
Interpunction —
Intervall 453
Intervention —
Interveniren.
Intestaterbfolge —
Intrigue —
Intriguenstück.
Invaliden —
Invalidenhäuser.
Inventarium 454
Inventur.
*Inverary —
Io —


Seite


Iod 454
Iodine.
Iode.
Ionische Inseln 455
Ipekakuanha —
Iphigenia —
Irenäus —
Irene —
Iridium oder Irid 456
Iris —
Irissteine.
Irland —
Iren.
Irmensäule oder Irminsül 461
Irokesen —
Ironie —
Irrenanstalten oder Irrenhäuser —
Irrlichter oder Irrwische 462
Irving (Washington) —
*Ischia 463
Isenburg —
Isidorus 464
Isis —
Island —
Isländisches Moos —
Ismaeliten (die) 465
Isolatoren —
Isoliren.
Isolation.
Isolirschemel.
*Ispahan oder Isfahan —
†Italien 467
Italienische Kunst, Literatur und Wissenschaft 473
Ixion 476


## Jod.


Jacarandaholz —
*Jaccabrotbaum —
Jacht —
Jackson (Andrew) —
Jacobi (Joh. Georg — Friedr. Heinr.) 477
Jacotot (Jos.) —
Jagd 478
Jägerei.
Jägersprache.
Jagdrecht.
Jagdzeiten.
Jagdfrohnen.
Jagdverbrechen.
Jagdfrevel.


Seite


*Jaguar 479
Jahn (Friedr. Ludw.) 480
Jahr —
Jahreszeiten 481
Jakobiner 482
Jakobinermütze.
Jakobinismus.
Jakobiten 483
Jalape —
Jalapewinde.
Jalapin.
Jamaica —
Janitscharen 484
Janitscharenmusik.
Jansenisten —
Jansenius.
Januar 485
Januarius (der Heilige) —
*Janus —
Janiculus.
Japan 486
Jaquerie 487
Jargon 488
Jasmin —
Jasminöl.
Java —
*Jeanne d'Arc 490
Jehova 491
Jena (Schlacht bei) —
*Jenner (Edward) 493
Jenner'sche Societät.
Jeremias —
*Jericho —
Jericho (Rose von).
*Jerusalem 494
Jesaias oder Isaias 496
Jesuiten —
Jesus 502
Joachimsthaler 503
Joch —
Johann (Päpste) 504
Johann XXII.
Johann XXIII.
Johanna (Päpstin).
Johann ohne Land —
Johann Friedrich I., Kurfürst v. Sachsen —
Johann Sobieski oder Johann III., König von Polen 506
Johannes (der Täufer) —
Johannesjünger.
Johannisfest.
Johannistag.
Johannisfeuer.
Johannes (der Evangelist) 508
Johannisbrot —
Johannisbrotbaum.


Digitized by Google

447 [illegible] . . . . 61
— Irrlehren . . . . . —
— Ironie . . . . . . —
Irrenanstalten oder
Irrenhäuser . . —
449 Irrlichter oder Irwische . . . . 62
Irving (Washington) —
450 *Isaak . . . . . . 63
Isenburg . . . . . —
— Isidorus . . . . . 64
Isis . . . . . . —
— Island . . . . . —
— Isländische Moos . —
Ismaeliten (die) . . 65
Isolatoren . . . . . —
Isoliren.
451 Isolation.
— Isolirschemel.
*Isopathie oder Isopathen —
†Italien . . . . . 67
— Italienische Kunst, Literatur und Wissenschaft . . . 73
Iwan . . . . . . 76
462

Jourdan (Jean Baptiste, Graf) . . 511
Journal . . . . —
Jubeljahr . . . . —
Jubiläum.
Jubelfeste.
Jubilate . . . . . 512
Judas . . . . . . —
Judasseele.
Judas Thaddäus. . . —
Juden . . . . . . —
Juden-Christen . . . 515
Judenkirschen . . . —
Judenpech . . . . —
Judica . . . . . . —
Judith . . . . . . —
Juften oder Juchten 516
Julianus (Flavius Claudius), röm. Kaiser —
Julitage (die) . . . 517
Julirevolution.
Julikreuz.
Julius oder Juli . —
Jung (Joh. Heinr.), genannt Stilling —
Jüngstes Gericht oder jüngster Tag . . 518
Junius oder Juni . —
Junius (Briefe des) —
Juno [illegible]

[illegible] . . . . —
*Kabliau oder Kabeljau —
Kabeln.
Kabylen oder Kabaylen —
Kadi . . . . . . 524
Kadmus . . . . . —
Kadmea.
Käfer . . . . . . —
*Kaffee . . . . . —
Kaffeebaum.
Kaffeegebirge.
Kaffeehäuser.
Kaffeetrommel.
Kaffeemühle.
Kaffeechocolade.
Kaffeeessenz.
Kaffeeliqueur.
Kaffeeeis.
Kaffeesyrup.
Kaffeesurrogate.
*Kaffern (die) . . . 526
Kaftan . . . . . . 527
Kain . . . . . . —
Kainiten oder Kajaniten.
*Kairo . . . . . . —
Kaiser . . . . . . 528
Kaiserschnitt . . . 529
*Kaiserswerth (das Schloß und [illegible]

Kammbei.
Kambyses . . . . . 537
*Kameel (das) . . . —
Kameelziege . . . . —
Kameelhaar.
Kamelotte.
Kamille . . . . . 538
Kamillenöl.
Kamm . . . . . . —
Kammmacher.
Kammer . . . . . —
Kämmerer.
Kameralisten.
Kameralwissenschaften.
Kammergericht.
Kammerrichter.
Kämmerei.
*Kammern (der Stände) 539
*Kampher oder Kampfer) 540
Kampherlorber.
Kampherflüssigkeiche.
Kampheröl.
Kamtschatka . . . 541
Kanäle . . . . . . —
Kandia . . . . . . 542
*Kaninchen (das) . . 543
Kanon . . . . . . —
Kanonische Schriften.
Kanones.
Kanonisches Recht oder [illegible]

Karl der Große . . —
Karl V., röm.-deutscher Kaiser . . 553
Karl der Kühne, Herzog von Burgund 555
Karl IX., König von Frankreich . . . 556
Karl X. (Philipp), König von Frankreich —
Karl I., König von England . . . 557
Karl II., König von England.
*Karl XII., König von Schweden . . . 559
*Karl XIV. Johann, König v. Schweden 560
Karl (Emanuel) Albert, König von Sardinien . . . . 562
Karl (Ludwig), Herzog von Lucca . —
Karl August, Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach . . . . 563
*Karl Friedrich, Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach

Seite
Karminstoff.
Karpaten (die) . . . 567
*Karpfen . . . . . 568
Kariätsche . . . . . —
Karthago . . . . . —
*Karthäuser . . . . 569
Karthäuserinnen.
Kartoffeln . . . . 570
Karyatiden . . . . 571
Kasan . . . . . . —
Kaschmir . . . . 572
*Kaschmirziege . . . —
Kaschmirshawls.
Käse . . . . . . 573
Käsemasse.
Käsematte.
Kasimir . . . . . 574
Kassandra . . . . —
Kassel . . . . . —
Kassuben . . . . —
*Kastalia . . . . 575
Kastalischer Quell.
*Kastanien . . . . —
Kasteien . . . . 576
Kasteiung.
Kasten . . . . . —
Kastengeist.
Kastor und Pollux . 577
*Kasuar . . . . . —
Katafalk oder Trauergerüst . . . . . 578
*Katakomben . . . —
Katarrh . . . . . 579
Katarrhalfieber.
Kataster . . . . 580
Katastrophe . . . —
Katechet . . . . —
Katechetenschule.
Katecheten.
Katechetik.
Katechisation.
Katechumenen.
Katechismus . . . 581
Katechismuspredigten.
Katharer . . . . —
Katharina, die Heilige —
Katharina von Medici —
Katharina I., Kaiserin von Rußland . 582
*Katharina II., Kaiserin von Rußland —
Katheder . . . . 584
Kathedrale . . . . —
Katheter . . . . —
Katheterisiren.
Katholicismus . . —
Katholische Briefe . 586
Kattegat . . . . —
Katten (die) . . . —
Seite
Kattun oder Cotton 587
Katzbach (Schlacht) . —
*Katze . . . . . . —
Katzenelnbogen . . 588
Kauf und Verkauf . —
Kauffahrer oder Kauffahrteischiffe . . 589
Kauffahrteiflotte.
Kaukasus . . . . 590
Kaukasische Pforten.
Kaukasische Provinzen.
Kaukasien.
Kaunitz (Wenzel Anton, Fürst von) . —
Kauris . . . . . 591
Kauscher oder Koscher —
Kegel . . . . . —
Kegelspiel.
Kehle . . . . . —
Kehlkopf.
Kehldeckel.
Kehlkopfsschwindsucht.
Keil . . . . . . 592
Keilschrift . . . . —
Keim . . . . . . —
Keith (Jakob von) . —
Kelch . . . . . —
Kelten oder Celten . —
Kepler (Joh.) . . . 593
Kepler'sche Gesetze.
Kerbel . . . . . —
Kermes . . . . . 594
Kermesbeeren.
Kermeslack.
*Kernbeißer . . . —
Kettenrechnung . . —
Kettenregel.
Kettensatz.
Ketzer oder Häretiker 595
Keuchhusten . . . —
Khalifen und Khalifat 596
Khan . . . . . . 597
*Kibitz . . . . . —
Kiel . . . . . . 598
Kielen.
Kielholen.
Kielherr.
Kielrecht.
Kielwasser.
Kiemen . . . . . —
Kiesel . . . . . —
Kieselerde.
Kindbettfieber . . . —
Kinderkrankheiten . . 599
Kindermord . . . . 600
*Kinkaju . . . . . —
Kiosk . . . . . . 601
Kipper und Wipper —
Kirche . . . . . —
Seite
Kirchengeschichte.
Kirchenjahr.
Kirchenagende.
Kirchendiener.
Kirchner.
Kirchenvorsteher.
Kirchenväter.
Kirchenbeamten.
Kirchensprengel.
Kirchspiel.
Kirchfahrt.
Kirchengut.
Kirchenverfassung.
Kirchenregiment.
Kirchengewalt.
Kirchengesetze.
Kirchenstrafe.
Kirchenfrevel.
Kirchenraub.
Kirchenschändung.
Kirchenmusik.
Kirchengesang.
Kirchengang . . . 605
Kirchenspaltung oder Schisma . . . 606
Kirchenstaat . . . —
Kirchenväter . . . 608
Kirchweihe . . . . —
Kirmeß.
Kirchmesse.
*Kirgisen . . . . 609
Kirschbaum . . . 610
Kirschen.
Kirschwasser.
Kirschgeist.
Kirschbranntwein.
Kirschsyrup.
Kirschharz.
Kirschlorber . . . —
Kirschlorberöl.
Kirschlorberwasser.
Kissingen . . . . —
Kitzel . . . . . —
*Klangfiguren . . . 611
*Klapperschlange . . —
Klauenseuche . . . 612
Klauenweh.
Klauenkrebs.
Kleber (Joh. Baptist) —
Klee . . . . . . —
Kleinkinderschulen . 613
Kleist (Ewald Christian von) . . —
Kleist (Heinr. von) . —
Kleist von Nollendorf (Emil Friedr., Graf von) . . 614
Kleopatra . . . . —
Klerus oder Kleriker 615
Seite
Klima . . . . . 61
Klinik . . . . . 61
*Klopstock . . . . —
Kloster . . . . . 61
Klostersünden.
Klosterschulen.
Klumpfuß . . . . 61
Klystier . . . . 62
Knall . . . . . —
Knallgas.
Knallluft.
Knallgold.
Knallsilber.
Knallquecksilber.
Knallpulver.
Knallkugeln.
Knees oder Knäs . 621
Knigge (Adolf Franz Friedr. Ludwig, Freiherr von) . —
Knight . . . . . —
Kniphausen . . . —
Knochen oder Gebeine 622
Knochenlehre.
Knochenfett.
Knochenhaut.
Knochenmehl.
Knochenkohle.
Knochenfraß, Knochenfäule . . . . —
Knorpel . . . . . 623
Knorpelhaut.
*Knoten . . . . . —
Knotenlinie.
*Knox (Joh.) . . . 624
Knute . . . . . 625
Knüttelverse . . . —
Kobalt oder Kobolt . —
Kobaltoxyd.
Kobi oder Gobi . . 626
*Koblenz . . . . . —
Kobolde . . . . . 627
Koburg . . . . . —
*Kochkunst . . . . —
Kochbücher.
Kochofen oder Kochherd.
Kochsalz . . . . 628
Kohl . . . . . . 629
Kohlrüben.
Kohlrabi.
*Kohlbaum . . . . —
Kohle . . . . . . 630
Kohlenstoff.
Kohlenklein.
Köhler.
Köhlerglaube.
Kohlensalbe.
Kohlenblau.
Kohlenschwarz.

Digitized by Google

Seite
Kohlendampf.
Kohlensäure.
okkelskörner oder Fischkörner . . 632
olibri . . . . . . —
olik . . . . . . —
öln . . . . . . 633
Kölnisches Wasser.
oloß . . . . . . 635
Koloß von Rhodus.
Kolossen.
Kometen . . . . 636
Kometensucher.
Komisch . . . . . 637
Komnenen . . . . —
Komnenus (David).
Komnen (Demetrius).
Kon-fu-tse . . . —
König . . . . . . 639
Königreich.
Königliche Ehrenrechte.
Königsberg . . . —
Königsmark (Maria Aurora, Gräfin) —
Königsstuhl . . . 640
Königstein . . . . —
Konradin v. Schwaben —
Konstantin (Cajus Flavius Valerius Aurelius Claudius), röm. Kaiser . 641
Konstantinopel . . 642
Konstanz oder Kostnitz 645
Kopal . . . . . . —
Kopeke oder Kopeika 646
Kopenhagen . . . —
Kopernicus (Nikolaus) 647
Kopfschmerz . . . —
Kopten . . . . . 648
Korallen . . . . . —
Koralleninseln.
Koran . . . . . . 649
Korfu . . . . . . —
Korinth . . . . . —
Korinthische Säulenordnung.
Korinthisches Erz . 650
Körner (Theodor) . —
Körnerseiche.
Kornwürmer . . . —
Körper . . . . . —
Körperformen.
Körperschaften oder Corporationen . 651
Korsar . . . . . —
Korvei . . . . . 652
*Kosacken oder Kasacken —
*Kosciuszko (Thaddäus) 653

Seite
Kosten . . . . . 654
Kothe oder Kathe . —
Kothsasse.
Kothen oder Salzkothen.
Kothurn . . . . —
Kotzebue (Aug. Friedr. Ferdinand von) . —
Kotzebue (Otto von).
Kotzebue (Moritz von).
Kraft . . . . . . 655
Kraftmesser.
*Krähen (die) . . . —
Krähenaugen oder Brechnüsse . . 656
Krahn oder Kran . —
Krahnrecht.
Krahngeld.
†Krakau . . . . . 657
Krake oder Seepolyp —
Krammetsvögel . . —
Krämpeln oder Krempeln —
Krämpelmaschine.
Krampf . . . . . 658
*Kranach (Lukas) . . —
Kranich (der) . . . 659
Krankenanstalt, Krankenhaus . . . —
Krankheit . . . . 660
Krankheitsanlagen.
Krätze . . . . . —
Krätzmilbe.
Kräuter . . . . . 661
Kräuterkunde.
Krebs, Krebsschaden —
*Krebse . . . . . 662
Krebssteine.
Krebsaugen.
Kreide . . . . . . 663
Kreis oder Cirkel . . —
Kreislinie.
Kreisfläche.
Kreosot . . . . . —
Kreosotwasser.
Kresse . . . . . . 664
Kretinen . . . . . —
Kreuth . . . . . . —
Kreuz . . . . . . 665
Kreuzeserfindung.
Kreuzeserhöhung.
Kreuzschlagen.
Kreuz (in der Mathematik).
Kreuz (in der Musik).
Kreuzen (das) . . —
Kreuzer . . . . . —
*Kreuzotter . . . . 666
*Kreuzschnabel . . . —

Seite
Kreuzträger oder Kreuzbrüder . . . . 667
Kreuzdamen.
Kreuzzüge . . . . —
Kreuzfahrer.
Krieg . . . . . . 668
Kriegsschauplatz.
Krieger.
Kriegerstand.
Kriegführung.
Kriegskunst.
Kriegswissenschaften.
Kriegsgeschichte.
Kriegsgesetze.
Kriegsgericht.
Kriegsraison.
Kriegsbrauch.
Kriegsgefangene.
Kriegsmaschinen . . 670
Kriegsschiffe . . . —
Krise . . . . . . —
Kritik . . . . . . —
Kriterium.
Kritiker.
Kritikaster.
Krittler.
Kritisch.
Kroatien . . . . 671
*Krodo oder Sater . —
*Krokodile . . . . —
Krone . . . . . . 673
Krone (eiserne).
Krönung.
Krongüter.
Krondomainen.
Kronämter.
Kronthaler oder Kronen —
Kropf . . . . . . —
Krösus oder Kroisos 674
Kröte . . . . . . —
Krug (Wilh. Traug.) 675
*Krystalle . . . . —
Krystallinische Gefüge.
Krystallbildung.
Krystallisation.
Krystallsysteme.
Krystallographie.
Kufische Schrift . . 676
Kufische Münzen.
Kugel . . . . . . —
Kugelfläche.
Kugelkreis.
Kugeldreieck.
Kuhpocken . . . . —
Kuhreihen oder Kuhreigen . . . . 677
*Kukuk . . . . . . —

Seite
*Kulm (Schlacht) . 678
Kümmel . . . . . —
Kümmelöl.
Kunersdorf (Schlacht) 679
Kunigunde, die Heilige —
Kunst . . . . . . —
Künstler.
Kunstwerk.
Kunstkenner.
Kunstkritik.
Kunstgeschmack.
Kunstschulen.
Kunstakademien.
Kunstreisen.
Kunstvereine.
Kunstwort.
Kunstsprache.
Kunsttrieb.
Kunstfeuer . . . . 680
Kunz von Kaufungen —
Kupfer . . . . . . 681
Kupferglanz.
Kupferkies.
Kupferglasur.
Kupferschiefer.
Kupferasche.
Kupferhammerschlag.
Kupferblumen.
Kupferkalk.
Kupferrost.
Kupfervitriol.
Kupfergeschirr.
Kupferstechkunst . . —
Kupferstecher.
Kupferdrucker.
Kupferdruckerpresse.
Kupferstichmaschinen.
Kuppel . . . . . . 682
Kuppelei . . . . . —
Küraß . . . . . . —
Kürassiere.
Kürbiß . . . . . . 683
Kürbißmus.
*Kurdistan . . . . —
Kurden.
Kurfürsten . . . . 684
Kurland . . . . . —
Kutusoff (Golenischtscheff . . . . 685
Kur . . . . . . . —
Kurhaven . . . . . —
Kyau (Friedr. Wilh., Freiherr von) . . —
Kyffhäuser . . . . —
Kyffhausen.
Kynast . . . . . . —
Kyrie Eleyson . . 686

Seite

## L.


Laboratorium . . . 686
Labrador oder Neubritannien . . —
Labradorstein.
Labyrinth . . . . . —
Lächerlich . . . . . —
*Lachs oder Salm . —
Lachskind.
Lachskauz.
Lachter . . . . . . 687
Lachterzoll.
Lachterschnur.
Lachterkette.
Lack oder Lackfirniß . —
Lacklack.
Lackdye.
Lackiren.
Lackirte Waaren.
Lackmus . . . . . 688
Lackmustinctur.
Lackmuspapier.
Ladogasee . . . . . —
Ladogakanal.
*Lafayette (Gilbert Mottier, Marquis de) —
Lafontaine (Jean de) 689
Lafontaine (Aug. Heinr. Julius) . . . 690
Lager . . . . . . . —
Lagern.
Lago maggiore . . —
*Lagrange (Jos. Louis) —
Lähmung . . . . . 691
Lahn . . . . . . . —
Laien . . . . . . . —
Laienbrüder.
Laienschwestern.
Laienpriester.
Laienpfründe.
Laienpräbende.
*Lama (das) . . . 692
Lamartine (Alphonse de) —
Lampen . . . . . . —
*Lampreten . . . . 693
Lancaster's und Bell's Methode . . . —
Lancaster (Joh.)
Lander (Richard) . . —
*Landes . . . . . . —
Landesverweisung . . 694
Landfriede . . . . . —
Landfriedenshauptmann.
Landgrafen . . . . 695
Landgut . . . . . —
Landkarten . . . . 696
Landrath . . . . . . —

Seite

Landrathscollegien.
Landrecht . . . . . 696
Landschaft . . . . . 697
Landwirthschaft . . —
Landbau.
Landwirthschaftsschulen.
Landwirthschaftliche Lehranstalten.
Langbein (Aug. Friedr. Ernst) . . . . . 698
Länge und Breite . —
Längenbureaus.
Lanzen . . . . . . 699
Lanzenbrechen.
Lanzknechte.
Lanze (heilige).
Lanzenfeste.
Lanzette.
*Laokoon . . . . . —
Lapeyrouse (Jean Franç. Galaup de) . . 700
Lapidarschrift . . . 701
Lapidarstyl.
*Laplace (Pierre Simon, Marquis de) . . —
*Lappland oder Sameland . . . . —
Lappen.
Laren . . . . . . . 703
Lararien.
Lara.
Larven . . . . . . —
Las Cases (Bartol. de) —
Lasiren . . . . . . —
Last . . . . . . . —
Lastigkeit.
Lastgeld.
Laster . . . . . . —
Lasterhaftigkeit.
Lasurstein . . . . 704
Lasurblau.
Lätare . . . . . . —
Latour d'Auvergne (Theophile Malo Corret de) . . . —
Lattich . . . . . . —
Lauberhüttenfest . . —
Laubthaler . . . . —
Lauch . . . . . . —
Lauenburg . . . . . —
Laune . . . . . . 705
Launiger Mensch.
Laurentius, der Heilige —
Läuse . . . . . . —
Läusesucht.
Läusekrankheit.
Lausitz (Ober- und Nieder-) . . . . —
Laute . . . . . . 706

Seite

Läuterung . . . . . 706
*Lavater (Joh. Kaspar) 707
Lavendel . . . . . —
Lavendelgeist.
Lavendelspiritus.
Lavendelöl.
Lavinen . . . . . . 708
Laviren . . . . . . —
*Lavoisier (Anton Laurent) . . . . . —
Lazaristen . . . . . 709
Lazarus . . . . . —
Lazarusorden.
Lazarethe.
Lazzaroni (die) . . —
Leben . . . . . . —
Lebensbeschreibung oder Biographie.
Lebensbeschreiber.
Lebensdauer.
Lebensalter.
Lebensverlängerungskunst.
Lebensversicherung . 710
Lebensactie.
Lebensrente.
Leber . . . . . . 711
Leberkolik.
Leberflecken.
Lechfeld . . . . 712
Leck . . . . . . . —
Lecken.
Leckasse.
Leckagie.
Leder . . . . . . —
Lefèbvre (Franç. Jos.) 714
Legal . . . . . . —
Legat oder Vermächtniß —
Legatar.
Legaten . . . . . . —
Legati missi.
Legati a latere.
Legati nati.
Legende . . . . . 715
Legende (goldene).
Legionen . . . . . —
Legiren . . . . . . —
Legirung.
Legitimität . . . . —
Legitim.
Legitimiren.
Legitimation.
Legitimisten.
*Leguan (der) . . . —
Lehm . . . . . . 716
Lehmschindeln.
Lehnswesen . . . . 717
Lehn.
Lehnsherr.

S[eite]

Lehnskanzlei.
Lehnbrief.
Lehnsverjährung.
Lehnfolgeordnung.
Lehnsschuld.
Lehnsstämme.
Lehnspardon.
Lehrgedicht . . . . 7
Leibeigenschaft . . 7
Leibeigne.
Leibherr.
Leibgedinge, Leibgut oder Leibzucht . 7
Leibnitz (Gottfr. Wilh., Freiherr von) . —
Leibrente . . . . . 72
Leicester (Rob. Dudley, Graf von) . —
Leichdorn oder Hühnerauge . . . . —
*Leichenhäuser . . . —
Leidenschaft . . . . 72
Leier oder Lyra . . —
Leierkasten.
*Leierschwanz oder Lyra 72
Leihbank oder Leihhaus —
Leim . . . . . . . —
Leinpfade . . . . . 72
Leinwand, Leinen, Linnen . . . . . —
Leinwandfabrikation.
Leinwandhandel.
*Leipzig (Stadt) . . 72
Leipzig (Schlachten bei).
Lemberg . . . . . 72
Lemuren . . . . . —
Lemurien.
Lenclos (Anne, genannt Ninon de) . . —
Leo (Päpste) . . . —
Leo I.
Leo XII.
*Leo X. . . . . . . 73
Leon . . . . . . . —
Leonidas, König von Sparta . . . 731
Leonidäen.
*Leopard (der) . . —
*Leopold I., König der Belgier . . . 732
Leopold I., Fürst von Anhalt-Dessau . . —
*Leopold (Karl Friedrich), Großherzog von Baden . . 733
Leopold II. (Joh. Joseph Franz Ferdinand Karl, Großherzog von Toscana —


Digitized by Google

Leben . . . . . . —
[illegible]
oder Biographie.
— [illegible]
[illegible]
700 [illegible]
701 [illegible]
[illegible] . 710
— [illegible]
[illegible]
— Leber . . . . . 711
[illegible]
703 [illegible]
Lechfeld . . . . 712
[illegible] . . . . . —
— [illegible]
— [illegible]
— [illegible]
[illegible] . . . . . —
— [illegible] 711
[illegible] . . . . . —
— [illegible] —
[illegible]
704 [illegible] . . . . —
[illegible]

Leuthen . . . . . 737
Levante . . . . . —
Leviten . . . . . —
Levkoie . . . . . —
Leyden . . . . . —
Lianen . . . . . —
Libanon . . . . . 738
Libation . . . . . —
Libell . . . . . —
Libellen . . . . . —
Liberalismus . . . . —
Liberal.
Liberalität.
Libertas . . . . . 739
Libussa . . . . . —
Licentiat . . . . . 740
Licentiatur.
Licht . . . . . . —
Lichtenberg (Georg Christoph) . . . . 742
Lichtenberg (Fürstenthum) . . . . 743
Lichtmesse oder Kerzenweihe . . . . —
Liebe . . . . .
Liebestränke.
Liebeshöfe . . . . 744
Liebesmahle od. Agapen —

Lindenblütwasser.
Lindwurm . . . . 748
Linie . . . . . —
*Linienschiffe. . . . —
*Linné (Karl von) . . —
Linse . . . . . 750
Linsenstroh.
Linsenmehl.
*Linsen oder Linsengläser —
Linz . . . . . . 751
Liparische Inseln . . —
Lipari.
†Lippe (Geschlecht) . . —
Lippe-Detmold.
Schaumburg-Lippe.
Lips Tullian . . . . 752
*Lissabon . . . . —
Litanei . . . . . 753
Lit de justice . . . 754
Literatur . . . . . —
Literator.
Literatus.
Lithauen . . . . . 755
Lithium . . . . . —
Liturgie . . . . . —
Liturgik.
Liverei oder Livrée . —
Livréebedienter.

Lorberbaum . . . . 765
Lorberöl.
Lorberrose.
Lord . . . . . . —
Löschen . . . . . —
Lösch- oder Liegetage.
Lot . . . . . . . —
Loth . . . . . . —
Löthen . . . . . —
Lothringen . . . . —
*Lotos oder Lotus . . —
Lotterie . . . . . 767
Lotteriepläne.
Lotterielisten.
Lotto.
Lotterieloos.
Loudon oder Laudon (Gideon Ernst, Freiherr von) . 767
Louisdor . . . . . 768
Louisneuf.
*Löwe . . . . . . —
Löwenaffe.
Löwenköpfe.
Löwe (Sternbild).
Löwenorden.
*Löwen (Stadt) . . 769
Löwenstein . . . . 770
Löwenzahn . . . . 771

*Ludwig I., König von Baiern . . . 779
*Ludwig II., Großherzog von Hessen . —
Ludwig (Wilhelm Friedr.), Landgraf von Hessen-Homburg 780
Luft . . . . . . —
Luftballon . . . . —
*Luftpumpe . . . . 781
*Luftspiegelungen . . 782
Lugger . . . . . 783
*Luise, Königin von Preußen . . . —
Lukas (Evangelist) . —
Lunge . . . . . . —
Lungenprobe.
Lupinen . . . . . 784
Lustration . . . . —
*Luther (Martin) . . —
Lüttich . . . . . 787
Lützen (Schlachten bei) 788
Lützow (Baron von) 789
Lützow'sches Corps.
Luxemburg (Großherzogthum) . . . —
Luxemburg (Stadt).
Luxus . . . . . —
Luxusgesetze.

Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitiz [illegible] ogle

Digitized by Google

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

Form 410

Digitized by Google